Alt und Neu

Vergangenheit und Gegenwart
dargestellt von
Moriz Bermann.

Alt und Neu.

Vergangenheit und Gegenwart.


Alt und Neu.
Vergangenheit und Gegenwart.
In Sage und Geschichte
dargestellt von
Moriz Bermann.
A. Hartleben's Verlag.
Wien, Pest, Leipzig.
Kollarz
Günther & Rücker Wien.

Alt und Neu.

Vergangenheit und Gegenwart.

In Sage und Geschichte

dargestellt von

Moriz Bermann.

Mit 200 Illustrationen von hervorragenden Künstlern.

Wien. Pest. Leipzig.
A. Hartleben's Verlag.
1883.

k. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.

Inhalt.

Verzeichniß

der im Werke enthaltenen ganzseitigen Illustrationen.

Alt und Neu.

Vergangenheit und Gegenwart

in

Sage und Geschichte

dargestellt.

Unsere Aufgabe.

Wie ein großes Buch voll eindringlicher Lehren liegt die Vergangenheit vor uns, und wer es versteht darin zu lesen, wird auf jeder Seite Beziehungen und Fingerzeige für die Gegenwart finden. In ihrer Verbindung mit dieser ist die Geschichte früherer Tage von doppeltem, von lebendigem Werth, indem sie uns das Bleibende durch allen Wechsel der Zeit zeigt, dem ungestümen Meinen und Wünschen die Grenze des Möglichen klar macht und selbst in den trübsten Zeiten den Glauben an ein stufenweises Fortschreiten der menschlichen Entwicklung aufrecht erhält.

So reichen sich Alt und Neu — Vergangenheit und Gegenwart — die Hände. Die erstere lehrend und mahnend, die letztere schaffend und wirkend — beide oft Zeugnisse des Irrens und Schwankens und trotzdem Beweise einer großen Thatsache — der menschlichen Culturentwicklung.

Die Zukunft ist scheinbar dem Auge des Menschen verschlossen, und nur mittelst der Lehren, die er aus Vergangenheit und Gegenwart zieht, vermag er es, jene ahnend aufzuhellen.

Es wird aber dem aufmerksamen Beobachter, wenn er die Vorkommnisse aller Zeiten überblickt, bald nicht entgehen, daß Alt und Neu sich beiweitem nicht so fremd gegenüberstehen, als man gemeiniglich annimmt. Der allgemeine Gang der Geschichte, ja selbst einzelne Episoden und Thaten wiederholen sich stets wieder, so verschieden auch die äußeren Verhältnisse der Zeitperioden sein mögen, in welche sie fallen — ja es ist nicht schwer nachzuweisen, daß sich bestimmte Charaktertypen von den Uranfängen der Geschichte durch alle Zeiten herauf, aus den verschiedensten äußeren Umständen in gleicher Weise entwickelten und trotz aller Verschiedenheit der Stellung gleichartig wirkten.

Es ist dies auch nicht schwer zu erklären. Schon Aristoteles nennt den Menschen „das Maß aller Dinge", und in Beziehung auf die Geschichte läßt sich dieser Satz selbstverständlich am wenigsten bestreiten. Liegen ihr doch in letzter Linie nur menschliche Leidenschaften, menschliches Meinen und Irren, menschliche Vorzüge und Fehler zu Grunde — und diese sind die gleichen zu allen Zeiten.

Mit der steigenden, freilich oft nur äußerlichen Cultur, mit der Verallgemeinerung des Wissens und dem entwickelteren öffentlichen Leben haben sich die Erscheinungsformen geändert; der beispiellose Aufschwung der exacten Wissenschaften und der Technik leihet andere Mittel zur Erreichung von Zwecken und Zielen — diese selbst aber sind im Guten und Bösen durch Jahrhunderte die nämlichen geblieben, weil sie entstanden, bekämpft und erstritten wurden durch die

unabänderlich gleichen menschlichen Instincte, die eigentlich nie neu und nie alt sind.

Wenn eine solche Wahrnehmung vielleicht auch unseren Cultus der Gegenwart herabstimmt, so gewährt dagegen eine solche Auffassung der Vergangenheit auch einen Trost, und wir werden mit ihrer Hilfe Alt und Neu in einem anderen Lichte betrachten.

Wir wissen aus der Naturlehre, daß die Veränderung der Arten in Anpassung an ihre Existenzbedingungen nur das Werk von Jahrtausenden ist, von Zeiträumen, gegen welche die Dauer der beglaubigten Geschichte nur eine Spanne Zeit ist. Und doch müssen wir uns sagen, daß auf dem Wege zur Gesittung und Bildung schon eine gewaltige Strecke zurückgelegt ist, die dem Einzelnen, der das Neue ungestüm ersehnt und das Alte ungerecht verwirft, geringer erscheinen mag, als die von Milliarden Menschen mühsam im bunten Wirrsal der Zeiten durchwanderte Straße, aber gewiß bedeutend und eine Gewähr weiteren Fortschrittes ist.

Unleugbar ist es eine lohnende Aufgabe, in einzelnen Zügen und Episoden aus der Geschichte der letzten Jahrhunderte und unserer Tage diese Gemeinsamkeit von Alt und Neu, die Gleichartigkeit von Vergangenheit und Gegenwart darzulegen. Es ist dies der Zweck des vorliegenden Buches, das in einer Reihe von Erzählungen und Schilderungen wechselnden Inhalts die ewigen, für alle Zeiten geltenden Lehren der Geschichte durch anmuthende Beispiele erweisen soll.

Gerade unsere Zeit mit ihren vielgestaltigen Erscheinungen, ihren Kämpfen um Macht und Meinung, unsere Zeit, welche einerseits oft mit so wenig gerechtfertigter Selbstüberschätzung auf das Alte herabsieht und andererseits dem Neuen kaum Zeit lassen will, zu werden und festzuwurzeln — sie bedarf gar sehr des vergleichenden Rückblickes.

Es möge noch gestattet sein, dem Plane des vorliegenden Buches einige Erläuterungen zu widmen.

Von Jahr zu Jahr schwillt die Flut der quellenmäßigen Geschichtsforschung mehr und mehr an. Die Unterstützung des Staates, das Wirken gelehrter Corporationen und der Fleiß Einzelner vereinen sich allerorts, um immer neue Quellen zu erschließen, dunkle Perioden aus der Geschichte der Vorzeit zu erhellen und aus den Hüllen, welche durch Ueberlieferung und nach einem bestimmten Ziele strebende Entstellung geschaffen wurden, den lauteren Kern historischer Wahrheit herauszuschälen. So speichert sich ein riesiges Material auf, das aber nur einem kleinen Kreise von Fachgelehrten dient, nur von diesen weiter verwendet wird.

Trotz dieser regen Thätigkeit aber hört man gar oft die Klage, daß dem großen Lesepublicum die Resultate dieser Arbeiten fremd bleiben, daß sich Irrthümer und längst widerlegte Ansichten noch immer mit großer Zähigkeit behaupten und die Lesewelt geringes oder gar kein Interesse dafür an den Tag legt. Unberechtigt der Sache nach ist diese Klage nicht; aber — an die falsche Adresse scheint sie gerichtet zu werden.

Wenn man die Theilnahme und das Interesse weiter Kreise gewinnen will, dann darf nicht mit einer gewissen Absichtlichkeit eine Darstellungsform gewählt werden, die wohl dem strengen Fachstudium entspricht, für das Lesepublicum aber einfach ungenießbar ist. Wer sein Buch mit dem ganzen Apparat gelehrter Forschung, mit Noten, Bezugsstellen, kritischen Erörterungen und Quellenangaben ausstattet, mag auch von vornherein darauf gefaßt sein, es nur in der Studierstube und in den Händen gelehrter Collegen zu finden, die eifrig spähen, ob sich kein Anlaß zu einer wissenschaftlichen Fehde bietet — für das große Publicum aller Kreise, für das Volk, ist es nicht geschrieben!

Der Familienvater, der im häuslichen Kreis gern Bilder der Vorzeit entrollt, um die Gegenwart zu erläutern; der Bürger, welcher nach des Tages Mühen zu einem Buch greift, das ihm die Stunden der Muße anregend verkürzt; die Jugend, deren warmes Herz sich so gern an den Thaten der Vorfahren erbaut; das Alter, das sich in der Erinnerung an Miterlebtes erfreut — kurz die Masse der Leser, welcher die Lectüre eine Erholung sein soll und muß, sie kann nicht nach jenen tiefsinnigen Werken greifen, in welchen die Mühe des Forschens und Prüfens sich schon in der Form ausspricht und aus welchen jedes Zugeständniß an den Geschmack, jedes Bemühen, das Wahre auch gefällig darzustellen, wie eine Sünde gegen den heiligen Geist der Wissenschaft verbannt ist, sondern will bei der Belehrung auch Unterhaltung finden.

Ein Anderes ist es, mühsam mit der Sonde der kritischen Forschung die Thatsachen zu prüfen und richtigzustellen, und wieder ein Anderes, das so Gewonnene weiten Kreisen zu vermitteln. Wird doch auch das edle Erz nicht so in den Verkehr gebracht, wie es rauh und eckig von den fleißigen und erfahrenen Bergleuten aus den Schachten gefördert wird, sondern verschmolzen und in handliche gefällige Form geprägt, als Münze oder Schmuck, tritt es seinen Weg an und erfüllt seinen Zweck desto besser, wenn sich auch das Auge des blanken Glanzes und der Zierlichkeit freut.

Einer der bedeutendsten österreichischen Forscher brach einst in den Ruf aus: O! warum hat unser Vaterland nicht einen Walter Scott, der dem Volke mundgerecht erzählte, was die Forschung zu Tage fördert, der demselben die Heimat interessant und werth machte! — Darin spricht sich eine große Wahrheit und die vielleicht schmerzlich empfundene Erkenntniß aus, daß die Arbeit des strengen Historikers nur eine halbe ist und dem lebendigen Empfinden des Volkes fremd bleibt, so lange das, was er als geschichtliche Wahrheit festgestellt hat, demselben nicht in jener Weise zugänglich gemacht wird, für die es naturgemäß allein empfänglich sein kann.

Das Bestreben, die Ergebnisse der gelehrten Forschung volksthümlich zu gestalten, ist daher gewiß vollkommen gerechtfertigt und eine nothwendige Ergänzung jener mühevollen, kritischen Arbeiten. Jede Wissenschaft hat nur dadurch Werth, daß sie sich in ihren Resultaten dem vollen, thätigen Menschenleben dienstbar macht und darauf einwirkt; zumal der Geschichte fällt die Aufgabe zu, aus der Vergangenheit die Fingerzeige für Gegenwart und Zukunft zu ziehen.

Es würde zu weit führen, erörtern zu wollen, warum die deutsche, namentlich aber die heimische nationale Literatur, so arm an solchen Büchern ist, welche sich zur Aufgabe machen, die Ergebnisse sorgfältiger Geschichtsforschung dem großen Leserkreis in einer diesem zusagenden Weise zu bieten; die Thatsache an sich kann kaum bestritten werden.

Ein solcher Mangel ist aber um so sonderbarer, als die Geschichte aller Zeiten so überaus reich an Episoden und Erscheinungen ist, welche zu einer Behandlung in Erzählungsform vorzüglich geeignet sind und auch die alle Zeitstürme überdauernde Unterrichtungslust der Völker aller Zungen stets ein großes Interesse für die Geschichte der Reiche bekundete.

Es kann daher wohl gesagt werden, daß durch das vorliegende Buch eine noch wenig beschrittene Bahn eingeschlagen, ein dürftig und hauptsächlich sehr verstreut bebautes Feld nutzbar gemacht wird.

In vollständig voneinander unabhängigen Abschnitten und in bunter Reihe werden hier in erzählender und schildernder Form wichtige, bedeutsame Episoden, hervorragende Persönlichkeiten, interessante Erscheinungen des staatlichen und Culturlebens der Reiche aus allen Zeiten theils

in drastischen Gegensätzen, theils in verbindender Weise behandelt, und auch der Sage, wie den Volksgebräuchen und Sitten, in welchen sich oft dämmernd umrissen die Gestaltung der Vorzeit und ihre Folgen auf die Jetztzeit ausspricht, Raum gegönnt.

In ansprechender, abwechselnder Form reiht sich Bild an Bild, von welchen jedes zum Verständniß einer bestimmten Zeit und gewisser Verhältnisse und durch die Beziehung zur allgemeinen Geschichte beitragen soll.

Die Charakteristik der alten und neuen Zeit und der historischen Persönlichkeiten, wie die Schilderungen der Oertlichkeiten und Gebräuche — sie sind der genauen geschichtlichen Forschung entnommen, die erzählende Form aber ist unser Eigen. In Bezug auf sie ist, wo es sich darum handelt, das Gerippe geschichtlicher Vorkommnisse mit lebendigem Fleisch zu füllen, auch der Phantasie und volksthümlichen Ueberlieferung ihr unvergängliches Recht gewahrt und die Einkleidung und Behandlung des Stoffes stets so gewählt, wie es diesem entspricht und wie es nöthig ist, um jede Einförmigkeit und den Ton trockener Gelehrsamkeit von einem Werk fernzuhalten, das im vollsten Wortsinne den Zweck zu erfüllen hat, Belehrung mit Unterhaltung zu verbinden.

Es soll eine Art von geschichtlichem Hausschatz bilden, der den weitesten Kreisen die Kenntniß dessen, was war, vermittelt und dadurch das Verständniß für das Gewordene, Neue, weckt, die Hoffnung auf die Zukunft belebt. In diesem Sinne darf für das Buch ebenfalls die Bezeichnung eines wahrhaft zeitgemäßen Unternehmens gewiß mit Recht in Anspruch genommen werden.

Daß die vorliegenden Erörterungen der Wirklichkeit in der Leistung entsprechen, darf der Verfasser, mit Hinweis auf die schmeichelhafte Anerkennung seines Gesammtwirkens dankbar pochend, wohl schließlich ganz besonders betonen.

Moriz Bermann.

Die Gründung der ersten Zeitung.

1. Ein Duellant der sich langweilt.

Jene wichtigen Haupt- und Staatsactionen, Kriege, Schlachten und Friedensschlüsse, mit welchen unsere Leitfäden der Weltgeschichte gefüllt sind und mit deren Daten wir unser Gedächtniß beschweren, erweisen sich gar oft für den Gang der menschlichen Entwicklungsgeschichte ganz belanglos. Ja manchmal scheint es, als wollte die Vorsehung den Dünkel Jener, die sich einbilden Geschichte zu machen, ein klein wenig verspotten und beweisen, daß wahrhaft weltbewegende Erscheinungen keines Diplomatenfrackes, keiner Orchestrirung mit Kanonengebrumm bedürfen, um in das Leben zu treten und bestimmend einzuwirken.

Die alchymistischen Spielereien eines emsig forschenden Franciscanermönches zu Köln haben jenes gefährliche Pulver geschaffen, das zur gänzlichen Umwälzung des Kriegswesens führte und dadurch die Aufstellung stehender Heere nothwendig machte, durch welche ihrerseits wieder das alte Lehen- und Feudalwesen als überflüssig in sich zusammenfiel und sich dagegen jener anferbauliche Zustand herausbildete, in dem wir leben, den man gemeiniglich „Militarismus" nennt und der darin besteht, daß der Friede mit Millionen von Bajonnetten so sorglich gehütet wird, daß er verheerend auf den Wohlstand wirkt und schwerer auf den Völkern lastet, als ein frischer, lustiger Krieg von ehemals. Das Alles sind Folgen davon, daß der Franciscanermönch Constantin Anklitzen, auch Berthold Schwarz geheißen (vielleicht wegen seiner Beschäftigung mit chemischen Arbeiten damals, 1380, der schwarze Barthel genannt), aus Freiburg im Breisgau, statt sich mit dem Absingen der Psalmen und dem Lesen des Brevieres zu begnügen, Gold machen wollte und nach dem Stein der Weisen suchte, dabei aber ganz etwas Anderes erfand, nämlich — das Schießpulver.

Die Betrachtung des stoßweise aus einer Kanne voll siedenden Thees strömenden Dampfes, der in gemessenen Zwischenräumen, wenn er die nöthige Spannung hatte, den Deckel hob, weckte in dem Träumer James Watt den Gedankenfunken an die Ausnützung dieser Kraft. Wohl ist die Kenntniß der Dampfkraft sehr alt, eigentlich ist schon die Aeolipila (Windkugel) der Alten eine Dampfmaschine, und der spanische Seecapitän Blasco de Garay wandte bereits 1543 bei seinem Schiffe den Dampf als Triebkraft an; 1562 erwähnt Mathesius in Freiberg in seiner Bergpredigt „Sarepta" (Nürnberg 1562) eines Mannes, der Wasser durch Feuer und Luft hebt, wonach also damals die Dampfkraft schon in Deutschland benützt wurde.

Salomon de Caus in Paris erfand eine Dampfmaschine, wurde aber für wahnsinnig erklärt und in's Narrenhaus gesperrt, woselbst er 1630 starb. Der Engländer Edward Sommersett, Marquis von Worcester, hatte ihn im Irrenhause aufgesucht, sich lange mit ihm unterhalten und sein System so ausgebildet, daß er 1663 mittelst der Dampfkraft einen steigenden Wasserstrahl von vierzig Fuß Höhe erhielt. Am 25. Juli 1698 erhielt der Capitän Thomas Savary das erste Patent auf eine Dampfmaschine, die später durch den Schmied Thomas Newcomen noch bedeutend verbessert wurde. Die erste Idee zu einer Hochdruck-Dampfmaschine hatte 1720 Leupold in Deutschland, aber erst durch James Watt, der sich mit Boulton verband, erhielt die Dampfmaschine die hohe Ausbildung, welche sie jetzt zu einem Hauptthebel der Industrie gemacht hat.



Cardinal-Staatsminister Richelieu. (Seite 19 und 22.)

Nun, man tritt wohl sämmtlichen Staatsmännern und Feldherren der letzten Jahrhunderte nicht zu nahe, wenn man sagt, daß die Fortentwicklung und Ausnützung des Gedankens der Benützung des Dampfes mächtiger und bestimmender auf die Culturentwicklung der Menschheit eingewirkt hat, als alle Depeschen, die im gleichen Zeitraum geschrieben, alle Congresse, die in diesen Jahren gehalten, alle Schlachten, die gewonnen wurden. Daran ändert selbst die unbestreitbare Thatsache nichts, daß einer und der andere jener Träumer verlacht und verspottet, endlich sogar in das Narrenhaus gesperrt wurde, also nicht mit jenen Ehren ausgestattet starb, welche selbst den Schreibern unklarer und ungelesener Depeschen, dem Denker und Leiter verlorener Schlachten nicht mangeln.

Derartige Betrachtungen sind gar sehr geeignet, den Blick von dem verstellenden Beiwerk auf den Kern der Geschichte, auf die unleugbare Fortentwicklung der menschlichen Cultur zu lenken. Daß sie sich dabei oft sonderbarer Mittel bedient, die in argem Widerspruch mit der späteren Bedeutung des Gegenstandes stehen, beruht vielleicht auf einer kleinen Bosheit gegen Jene, welche

glauben, bestimmend, fördernd oder hemmend in einen Entwicklungsgang eingreifen zu können, der sich doch in seiner Größe jeder bewußten Einflußnahme entzieht.

Eine solche Episode, in welcher ein mächtiger, für das Culturleben ein unermeßlich wichtiger Gedanke unter den sonderbarsten und fast kleinlich zu nennenden Umständen entstand, schildern die nachstehenden Zeilen.

* * *

„Lieber Doctor, wie lange werden Sie mich noch hier festhalten?" fragte klagend der junge Graf Civray von seinem Krankenlager aus, dem zwar noch sein bleiches Antlitz entsprach, aber nicht mehr das lustige und unternehmende Funkeln seiner braunen Augen.



Der Page eines französischen Edelhauses. (Seite 21.)

„Um keinen Tag länger, als es Ihre Wunde fordert, lieber Graf," entgegnete der kleine Doctor der Medicin, Théophraste Renaudot, gleichmüthig, setzte aber dann mit einem lustigen Blinzeln der kleinen, durch eine runde fleischige Nase getrennten Aeuglein bei: „und als es nöthig erscheint, um an Ihre Todeskrankheit glauben zu machen."

„Warum mußten Sie mir aber auch dieses Ritzes wegen gleich ein so schweres Uebel andichten?" rief der Cavalier unmuthig.

„Ei, ei, mein lieber Herr, Sie thun dem Degen des Herrn von Favreuil zu wenig Ehre an, wenn Sie diese Wunde einen Ritz nennen! Nur einen halben Zoll tiefer und kein Arzt der Welt hätte den Ritz mehr zugepflastert."

„Auch der berühmte Doctor Théophraste Renaudot mit seinen chemischen Mitteln nicht?" warf der Graf neckend ein.

„Auch er nicht," antwortete der Arzt lakonisch, „denn wo die Natur Nein! sagt, da braut keine Retorte und kein Kolben eine Arzenei oder ein Pflaster, mit dem man ein Ja! erzwingen kann. Warum ich aber die Nachricht verbreitete, daß Sie an einem bösartigen, ansteckenden Fieber litten, das Sie sich auf der Jagd in den dichten Gehegen und Sümpfen im Revier Ihres guten Onkels, des

Herzogs von Longueville holten, das habe ich Ihnen schon wenigstens zwanzigmal auseinandergesetzt —"

„Ja, ja," fiel der Patient ungeduldig ein, „aber —"

„Sie sehen die Nothwendigkeit meiner Maßregel nicht ein?" unterbrach ihn nun seinerseits der Arzt. „Darin liegt eine Aufforderung, Ihnen die Sachlage zum einundzwanzigstenmal zu erklären. Sie wissen doch, daß unsere purpurne Vorsehung, Seine Eminenz der Herr Cardinal-Staatssecretär Richelieu (Bild Seite 8), nicht allein dem Wohle des ganzen Reiches seine Fürsorge widmet, sondern auch jedem Einzelnen der Unterthanen. Er sah es daher mit großem Leidwesen, daß unsere ritterliche Jugend jede Gelegenheit benützte, um sich die Hälse zu brechen oder in die schönsten Wämmser Löcher zu bohren, an welche kein Schneider je gedacht hatte. Ein falscher Wurf beim Ballspiel, ein Straucheln bei der Gavotte, etwa gar ein lodernder Blick aus schönen Augen, auf welchen zwei der edlen Herren gleichviel Anspruch zu haben glauben — und flugs waren die Degen gezogen und es ging an ein Hauen und Stechen, als wüchsen Schrammen zu und Glieder nach, wie bei den Molchen und Eidechsen."

„Das wäre eine schöne Geschichte!" spottete der Graf. „Dann könnte die ganze geehrte Facultät von Paris betteln gehen und Doctor Renaudot müßte zur Barbierschüssel greifen."

„Ist auch ein ehrsamer Verdienst, nur hätte ich dann nicht das Vergnügen, Sie zu bedienen, lieber Graf, denn Ihr Bart bedarf noch keines Scheermessers," vergalt der Arzt gleichmüthig den Spott. „Solche Zustände also bekümmerten Seine Eminenz gar sehr, und da er nicht allein seinem Gebieter, unserem glorwürdigen König Ludwig dem Dreizehnten, sondern am liebsten auch allen getreuen Unterthanen das Denken ersparen möchte —"

„Doctor, Sie reden sich um den Kopf!"

„Keine Sorge! Sie werden mich nicht denunciren, denn vorderhand wackelt Ihr eigener noch auf den Schultern! In seiner gewohnten Fürsorge also war der Cardinal-Staatssecretär darauf bedacht, das Leben und die Gesundheit so vieler charmanter junger Herren zu erhalten und er ließ den Befehl ergehen, daß alle Jene, welche sich künftighin des Lebens überdrüssig zeigen und ein Duell eingehen sollten, von Staatswegen, um den lieben Mitmenschen eine Arbeit zu ersparen, um einen Kopf kürzer gemacht werden sollen. Sie wissen, lieber Graf, daß der Cardinal nicht blos droht und auch vor dem ältesten Wappenschild nicht Halt macht —"

„Im Gegentheil!" seufzte der Graf, „man kann wohl sagen, daß er den Adel vernichtet und unterdrückt hat."

„Nun, nun, so arg ist's wohl nicht," fuhr Doctor Renaudot mit einem boshaften Lächeln fort, „denn so im Allgemeinen befinden sich die hohen Herren noch immer recht behaglich. Der Cardinal will ja nur den anderen vielen preiswürdigen Eigenschaften, die jeder Adelige bekanntlich schon mit auf die Welt bringt, auch noch die Tugenden der Gesetzesachtung und Unterordnung unter den allgemeinen Staatszweck beifügen. Das mag Vielen unbequem sein, ist aber bei einem Herrn, der die Zügel so fest in der Hand hält, wie Cardinal Richelieu, am Ende begreiflich. Wenn er also erfahren hätte, daß der hochgeborene Graf Leodegar von Civray und der nicht minder geborene Marquis Gaston von Favreuil sein Edict übertreten und ihre Klingen in feindlicher Absicht gekreuzt haben, würde er vielleicht die an dem Ersteren nur unvollkommen ausgeführte Operation durch Maître Jean, Monsieur de Paris (Meister Johann, Herr von Paris, letzteres ist der Titel des Henkers) in viel rationellerer Weise und unter Ausdehnung dieser unliebsamen Maßregel auf den Gegner haben vollenden lassen."

„Hören Sie doch auf, Doctor!“ rief der Graf und fuhr sich mit dem von Spitzen umsäumten Tuch über die Stirne.

„Wird Ihnen warm?“ fragte der Arzt lächelnd. „Das ist ein gutes Zeichen, ein Beweis, daß sich das so übermüthig vergossene Blut wieder zu ersetzen beginnt. Um nun diese fatale Möglichkeit von Ihnen und Herrn von Favreuil fernzuhalten, habe ich die Mähr verbreitet, Sie litten an einer äußerst ansteckenden Krankheit, um ja jeden unberufenen Späher von Ihrem Krankenzimmer fernzuhalten.“

„Ich weiß ja, Doctor, daß Sie ein unvergleichlicher Mann und nicht allein der beste Arzt von Paris, sondern auch ein vortrefflicher Rathgeber in den verwickeltsten Angelegenheiten sind,“ rief der Graf und reichte dem Doctor die Hand hin.

„Ganz gehorsamer Diener!“ erwiderte dieser, „ich wünschte nur, daß Messire (der gnädige Herr) Guy Patin und meine übrigen Collegen auch so dächten, statt daß sie mich überall als Phantasten, Dummkopf und Quacksalber verschreien. Habe ich Sie diesmal von der Nothwendigkeit einer Ausdehnung unserer Cur überzeugt?“

„Ach, ich war es ja immer,“ versicherte der Kranke, „aber —“

„Ueberzeugt und doch ein Aber! Da ertappe ich Sie auf einem echt weiblichen Charakterzug. Merken Sie sich, lieber Graf — Sie sind ein junger Mann und studiren derzeit die Frauen in angenehmerer aber weniger gründlichen Weise — eine Frau können Sie bethören, verblenden oder überreden — überzeugen aber nie. Zum mindesten geht die Ueberzeugung nie so weit, um sie zum Aufgeben der eigenen falschen Meinung zu bringen. Da gibt es immer, wenn Sie auch alle logischen Beweise erschöpft haben, als Bodensatz noch ein zweifelndes Aber.“

„Mein Aber hatte ein andere Bedeutung. Ich setze keinen Zweifel in die Richtigkeit Ihrer Maßregel, aber — mich verzehrt die Langweile in der Luft meines Krankenzimmers und in meiner tiefen Einsamkeit.“

„Einsamkeit und Langweile sind wichtige Behelfe jeder Genesung, mein lieber Graf, besonders bei so heißblütigen jungen Herren. Ich sage Ihnen, die beste Cur wird dem Arzt oft durch die allzu fürsorgliche Umgebung, durch die Schwatzhaftigkeit der Besucher und die eigene Lebhaftigkeit der Patienten vereitelt.“

„Ach, ich sehe, Sie haben sogar meinen alten Etienne (Stephan) beeinflußt, denn so schwatzhaft er sonst ist, so stumm geberdet er sich jetzt.“

„Etienne ist ein vortrefflicher Mensch und als Krankenpfleger mit seiner Pünktlichkeit und seinem ausdruckslosen Gesicht viel besser am Platz, als die weiblichen Samariterinnen, die den Kranken mit Aufmerksamkeiten quälen, mit besorgten Mienen aufregen und mit Liebesdiensten tödten.“

„Sie sind ein schrecklicher Mensch, Doctor!“ klagte der Patient.

„Das sagen auch meine Gegner im Collège médical (medicinische Hochschule),“ sagte der Doctor lächelnd; „haben aber doch nicht verhindern können, daß ich den Rang eines médecin du Roi (Leibarzt des Königs) erhielt.“

„Das haben Sie doch nur der grauen Eminenz zu danken!“ rief der Patient.

„Möglich — mir ist die Farbe gleichgiltig, ob grau oder purpurn, wenn es nur eine Eminenz ist. Indessen ist Pater Joseph, der Beichtvater und Intimus (Vertrauter, Herzensfreund) des Cardinals, wirklich ein eminenter Mensch und in seiner grauen Kutte steckt mehr Wissen und Scharfsinn, als in gar vielen Professoren-Talaren, blauen oder rothen Soutanen (Geistlichenrock) und Staatskleidern.“

„Nun gut, so senden Sie mir Pater Joseph, er soll mich unterhalten,“ sagte der Patient ungeduldig.

„Mit was soll der ernste Mann Sie unterhalten, lieber Graf?“ entgegnete der Arzt beißend. „Er ist auf der Reitbahn, im Ballhaus und auf der Promenade unbekannt, kennt weder die schönsten Jagdhunde und besten Pferde in Paris, noch weiß er, wo die reizendsten Mädchen zu finden sind. Soll er sich mit Ihrem Seelenheil befassen? Ach, ich fürchte, so hochgeboren Sie auch sind, wird es ihm nicht der Mühe werth sein, weil er ja an den moralischen Schäden unseres allmächtigen Staatsministers zu bessern gewohnt ist.“

„Zerstreuung müssen Sie mir verschaffen, Doctor, wenn ich noch länger hier liegen soll — sonst nützt all' Ihre Kunst und Schlauheit nichts und die Langweile vollendet, was Herrn von Favreuil's Degen nur unvollkommen gethan.“

„Aus Langweile sterben wäre noch nicht der unangenehmste Tod und eines hohen Herrn so recht würdig! Ja, wie kann man da helfen? Sie haben doch eine lebhafte Phantasie, lieber Graf; bevölkern Sie sich diese Räume mit lieben Gestalten, halten Sie galante und schwärmerische Wechselreden — nehmen wir zum Beispiel an, mit der geistreichen und reizenden Frau von Beaufort.“

Der Patient machte eine Geberde des Unmuthes und winkte abwehrend mit der Hand, eine Geste, die ein schadenfrohes Lächeln auf dem gutgefärbten runden Antlitz des Arztes wachrief.

„Ach, steht es so!“ rief er. „Da könnte man sich fast zu der Meinung meiner hochgelahrten Herren Amtsbrüder bekehren, die alle Schäden heilen wollen, indem sie dem Kranken so viel als möglich Blut abzapfen. Was doch so ein Paar Unzen Blut, die man verliert und darauf ein wenig Todesangst nützlich und ernüchternd wirken! Vor wenig Wochen gerathen zwei stattliche junge Herren, welche nichts Anderes vom Leben wissen, als daß es mühelos und angenehm ist, hart aneinander, weil sie sich zugleich um den Handschuh bücken, der vom Schoß der reizenden Frau von Beaufort gefallen ist; — sie, die bisher Freunde waren, fallen sich ergrimmt mit blanken Degen an und richtig bekommt Einer einen netten Stich, der ihm um ein Haar den Garaus gemacht hätte. Und heute? Der Besiegte winkt mit der Hand und schneidet ein Gesicht, wie es kaum aller Rhabarber der Welt zuwege gebracht hätte, und der Sieger hat Reißaus genommen, ohne den Dank der Dame abzuwarten, hat sich von ihr losgesagt und denkt in einem alten einsamen Schloß auf den Gütern seines Vaters darüber nach, ob es nicht besser und vernünftiger gewesen wäre, vor dem Duell und dem verhängnißvollen Degenstich klug zu werden.“

„Sie haben Recht, Doctor!“ sagte der Kranke leise. „Der arme Gaston! Ich freue mich darauf, ihn wiederzusehen und ihm die Hand zu drücken.“

„Ohne Zweifel sehr ritterlich und christlich, dieses Verlangen,“ bemerkte der Arzt. „Ich für meine Person ziehe es vor, eine solche freundschaftliche Berührung nur mit solchen Personen zu wechseln, die nicht vor wenigen Wochen auf mich losgestochen haben, wie der Piqueur (Lanzenjäger bei der Hirschjagd, beritten) auf einen Eber.“

„Nochmals — Sie haben Recht!“ rief der Graf ungeduldig. „Aber jetzt ist der Unsinn einmal geschehen, was ist also zu machen? Aber Sie sehen wohl ein, lieber Doctor, mit den schwärmerischen Unterhaltungen im Geiste ist es nichts — aufrichtig gestanden, ist mir die Gräfin gleichgiltig geworden — ja ich erinnere mich nicht gern an sie.“

„Begreiflicherweise — aber dessenungeachtet nicht sehr schmeichelhaft für diese Dame und wohl geeignet, den Werth solcher ritterlichen Aufwallungen sehr in Frage zu stellen,“ meinte der zweifelsüchtige Arzt. „Wenn die Erinnerung an eine Geliebte, für die man sich den Hals fast brechen ließ, nicht einmal mehr hinreicht, um die Langweile zu vertreiben, dann fragt es sich doch sehr, ob es sich lohnte, den Hals zu riskiren.“

„Sie sind unerbittlich! Wie oft wollen Sie noch, daß ich Ihnen zustimme?“

„Immerhin noch einigemale. Es dauert lange, bis die Besonnenheit bei jungen Herren Ihres Schlages zur Geltung kommt, und ist erst das Loch verheilt, das Blut ersetzt, die Angst vor Maître Jean vorüber, so sind Sie, mein lieber Graf, im Stande, wegen blauer Augen, rother Lippen oder einer weißen Hand ganz denselben Spectakel von vorn anzufangen."

„O nein," versicherte der Graf entschlossen, nach einer Pause mit entsagender Miene fortfahrend: „Das tolle Leben soll ein Ende haben, ich will solid werden und nach dem Wunsche meines Onkels und meiner Mutter heiraten."

„Parbleu!" rief der Arzt mit komischem Erstaunen. „Das ist ein verzweifeltes Mittel — übrigens auf jeden Fall sehr geeignet, Ihren Enthusiasmus für das weibliche Geschlecht beträchtlich abzukühlen."

„Glauben Sie?" fragte der Patient mit schwachem Lächeln. „Ach, ich wollte, ich hätte schon eine Frau, welche mir die Langweile vertriebe!"

„Hm, es würde sich da erst fragen, auf welche Art und ob gerade auf eine angenehme die zukünftige Frau Gräfin dies thun würde," versetzte der spottsüchtige Arzt. „Langweile soll Sokrates an der Seite der Xantippe nicht verspürt haben. Und auf welche Schöne haben Sie das Auge gelenkt?"

„Auf keine noch — ich überlasse es dem Zufall."

„Ja, ja — dem Zufall! Das ist der Allerweltshelfer, auf den sich Jeder gläubig verläßt, wenn er selber keinen Rath mehr weiß oder zu bequem ist, einen Entschluß zu fassen."

„Aber Sie begreifen doch, daß meine zukünftige Frau mir die gegenwärtige Langweile nicht vertreiben kann, Doctor," begann der Patient seine Klage auf's Neue.

„Warum nicht? Ueber eine Frau, die man noch nicht hat, kann man allerlei Vernünftiges und Ergötzliches denken, was dann, wenn man sie hat, meist etwas schwierig ist."

„Darum will ich mir meine Gedanken auf eine spätere Zeit sparen," sagte der Graf lachend. „Uebrigens will ich nicht denken, sondern unterhalten sein."

„Ich begreife das," entgegnete Doctor Renaudot, „und Sie wecken mit diesem an sich nicht unberechtigten Verlangen einen Gedanken auf's Neue, den ich im Interesse meiner Patienten schon öfters gefaßt habe, aber noch nie in die rechte Form bringen konnte. Hm, es wäre eine gerade für den Arzt lohnende Aufgabe, dem Patienten ein Mittel an die Hand zu geben, das ihm die Langweile vertreiben müßte, ohne ihn aufzuregen. Nun, wir wollen sehen — ich möchte einmal mit der sogenannten grauen Eminenz, mit dem klugen Pater Joseph darüber sprechen."

„Dann werde ich also kaum mehr von diesem köstlichen Plan profitiren können?"

„Wer weiß!" tröstete ihn der Arzt. „Einige Wochen müssen Sie schon noch das Zimmer hüten, bis zur schönen Jahreszeit und bis es meinen spürnasigen Amtsgenossen glaublich ist, daß ein Degenstich ein Faulfieber war. Wenn ich aber nur erst über einen Plan im Klaren bin, dann geht es mit der Ausführung rasch."

„Sie trösten mich und stellen mir auf der anderen Seite noch eine so lange Haft in Aussicht!" klagte entmuthigt der Graf.

„Alles nur in Ihrem Interesse, lieber Graf," versicherte Doctor Renaudot. „Ich mache es ja nur so wie das Leben, das uns auch nur selten seine Güter und Freuden ohne bitteren Nachgeschmack und die Ahnung drohenden Ungemaches reicht. Auf Wiedersehen, lieber Graf — seien Sie brav, langweilen Sie sich aus Leibes- und mit allen Seelenkräften und folgen Sie pünktlich allen Anordnungen Ihres unvergleichlichen Etienne, den ich bis zur Anlegung eines neuen Verbandes schon gehörig instruirt habe."

2. Das Kennzeichen wahrer Liebe.

Doctor Théophraste Renaudot bestieg seine Sänfte und ließ sich zu seinen anderen Patienten tragen, deren er unter Arm und Reich eine große Zahl hatte, woher vielleicht der Groll seiner Collegen in nicht geringerem Grade stammte, als von seinen reformatorischen Bestrebungen in der Heilkunde.

Nicht überall bewies er sich als der liebenswürdige, wenn auch ein wenig boshafte Plauderer, wie bei dem Grafen von Civray. Gar mancher hochgeborenen Dame, die durchaus krank sein wollte, sagte er mit vernichtender Offenheit, daß sie sich einer wahrhaft ordinären Robustheit erfreue, und machte einem Lebemann, der sich mit Selbsttäuschung seinen körperlichen Verfall verhehlte, um bis zum letzten Moment genießen zu können, kein Geheimniß daraus, daß endlich die Zeit gekommen sei, wo der mißbrauchte Körper seinen Dienst versagt.

Zart und rücksichtsvoll an einem Krankenbett, war er am anderen barsch und absprechend; verschlossen und wortkarg gegen einen Patienten, erwies er sich gegen den zweiten als geistreicher Plauderer, der selbst seinen ärztlichen Anordnungen ein ansprechendes gefälliges Mäntelchen umzuhängen wußte. Unleugbar war er ein Mann von großer Vielfältigkeit und Weltgewandheit, dieser kleine Doctor Renaudot.

Endlich hielt die Sänfte vor einem stattlichen alten und finster aussehenden Palais im aristokratischen Viertel.

Doctor Renaudot stieg aus und ward von einem würdevollen Haushofmeister empfangen, der ihn durch hohe, kalte Corridors in ein eben solches Zimmer geleitete, das unendlich vornehm und vielleicht eben darum sehr ungemüthlich aussah.

Nach kurzem Harren öffnete sich eine schwere Flügelthüre und eine kleine, ziemlich vertrocknet aussehende Dame in schwerem Brocat- (seidenen Gold- oder Silberstoff-) Kleid mit mächtigem Lockenbau trat ein.

Sie erwiderte die respectvolle Verbeugung des Arztes mit einer herablassenden Kopfbewegung und einem Senken des umfangreichen geöffneten Fächers, auf welchem das Urtheil des Paris gemalt war. Doctor Renaudot konnte den Gedanken nicht unterdrücken, daß die kleine Dame wohl einen passenderen allegorischen Gegenstand für ihren Fächer hätte wählen können.

„Der Familienrath der herzoglichen Häuser von Liancourt und Sernonville hat beschlossen, Ihre Hilfe, Doctor, in Anspruch zu nehmen," begann die kleine Dame mit ganz unsäglicher Würde und einer Stimme, welche klang, als verschmähe sie es, sich des gemeinen, auch der bürgerlichen Welt zu Gebote stehenden Sprechwerkzeuges zu bedienen und habe statt desselben die Nase gewählt. Dem Vernehmen nach soll dieselbe Redeweise auch noch heute als ein sicheres Zeichen untadeliger Geburt gelten.

„Hoffentlich sind doch die beiden erlauchten Häuser nicht sammt und sonders erkrankt?" fragte der Arzt, etwas erschrocken über diesen pötzlichen Zuwachs an Patienten.

„Nein, das nicht," erwiderte die kleine Dame, „sondern nur der jüngste Sprosse derselben; die Prinzessin Aglaë leidet an einem unerklärlichen Uebel, das bis jetzt weder den frommen Gebeten des Abbé Lapont, noch den Bemühungen des herzoglichen Hausarztes Doctor Tuerie (wörtlich zu deutsch Schlachthaus) weichen wollte."

Renaudot ließ ein Brummen hören, das ebensogut für einen Ausdruck des Bedauerns als des Unmuthes genommen werden konnte.

„Darf ich fragen, seit wann sich Mademoiselle unwohl befindet?“ erkundigte er sich.

„Seit ungefähr einem halben Jahre.“

„Pâques de Dieu! (Ostern Gottes!)“ fuhr der Doctor mit seinem Lieblingsfluche heraus. „Pardon, Madame!“ entschuldigte er sich sofort, „es war das nur ein Ausdruck der Bewunderung über die Raschheit, mit welcher der Familienrath der vereinigten erlauchten Häuser die zweckdienlichen Maßregeln beschloß.“

Die Vertreterin der Familien Liancourt und Senneville hätte eher an alles Andere gedacht, als daß sich Jemand erkühnen könnte, an der erblichen Weisheit aller Glieder dieser vornehmen Geschlechter zu zweifeln — Doctor Renaudot's Ironie glitt also wirkungslos an ihr ab.

„Und könnten mir Madame nicht einige Symptome des Leidens der Prinzessin angeben, bevor ich die hohe Patientin besuche?“ fragte er weiter.

„O, gewiß!“ versicherte die magere Dame voll Eifer. „Unser Engelchen — Prinzessin Aglaë ist immer trübsinnig, verbringt ganze Tage in träumerischem Hinbrüten, wird immer ätherischer, de plus en plus angélique (immer engelhafter) — dabei auch — aufrichtig gesagt — immer launischer, sie magert ab — enfin (kurz), sie vergeht, sie siecht hin, elle s'enflotte! (sie entschwebt).“

Den Doctor schienen diese Krankheitssymptome trotz des Schwunges, mit welchem der Schlußsatz vorgetragen wurde, nicht zu befriedigen und ihm nicht präcise genug zu sein, um darauf eine Beurtheilung der Krankheit zu bauen. Er schüttelte einen Moment unmuthig den Kopf, hielt aber sofort mit dieser respectlosen Geberde inne und sagte mit einem leichten Kräuseln der Lippen:

„So werthvoll mir diese Andeutungen auch sein müssen, genügen sie doch wohl nicht völlig, um mich über das Leiden der Prinzessin zu informiren. Es wird vielleicht am besten sein, wenn wir uns zu derselben verfügen.“

Die kleine Dame neigte zum Zeichen der Einwilligung das Haupt und rauschte voraus, in den prunkvollen Gemächern einen so starken Luftzug erregend, daß die Krystalltropfen der Kronleuchter aneinanderklirrten und die Pagoden auf den Kaminen mit den bezopften Porzellanköpfen zu nicken anfingen.

„Hier ist es,“ flüsterte die Führerin vor einer hohen finsteren Thüre, die eher ein Sterbegemach, als den Wohnraum eines jungen Mädchens abzuschließen schien.

Man trat in ein durch schwere Sammtvorhänge künstlich verdunkeltes Gemach von bedeutender Höhe, das mit braunen, gepreßten Ledertapeten behangen war und am Plafond ein Deckengemälde hatte, das, von der Zeit gebräunt, einer Gruppe finsterer, drohender Gestalten glich. Das ganze Gemach mit den schweren Sammtmöbeln, dem Betschemel und der dumpfen, von Räucherwerk erfüllten Luft machte einen wahrhaft beklemmenden Eindruck.

„Wer ist da? Was will man schon wieder von mir?“ erklang eine zarte Stimme aus einem großen Lehnstuhl. Doctor Renaudot blickte hin und konnte nicht mehr als ein weißes, in die Kissen gedrücktes Bündel unterscheiden.

„Der Arzt ist es, mein Herz — du weißt ja, ich habe mit dir schon davon gesprochen,“ versetzte die kleine Dame fast schüchtern.

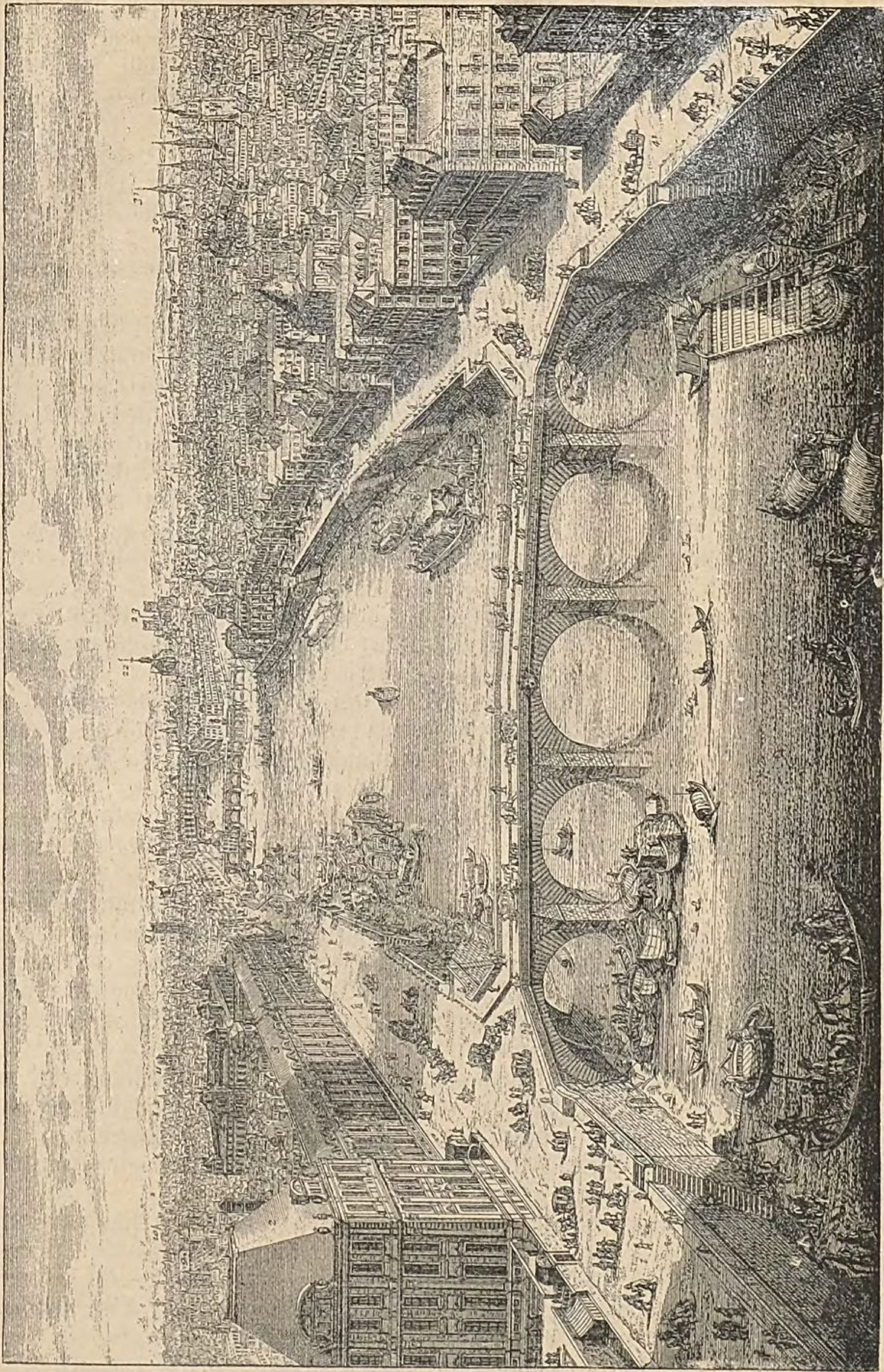
„Und ich habe doch gesagt, daß ich keinen Arzt will!“ erklang es gereizt aus dem Lehnstuhl.

„Aber, mein Kind, es ist der berühmte Doctor Renaudot —“

„Ist mir ganz gleich — ich will einmal keinen solchen —“ hier stockte die Stimme, als trüge sie doch Bedenken, den Satz zu vollenden.

„Ich bitte recht sehr, ich will mich nicht aufdrängen,“ fiel Doctor Renaudot rasch und ohne Empfindlichkeit ein. „Wenn Mademoiselle mich nicht als Arzt

annehmen will, so wird sie hoffentlich so gütig sein, meinen Besuch als den eines Freundes gelten zu lassen. Und in dieser doppelten Eigenschaft erlaube ich mir einige Maßregeln zu treffen, welche nothwendig sind, um dieses Gemach als passen-

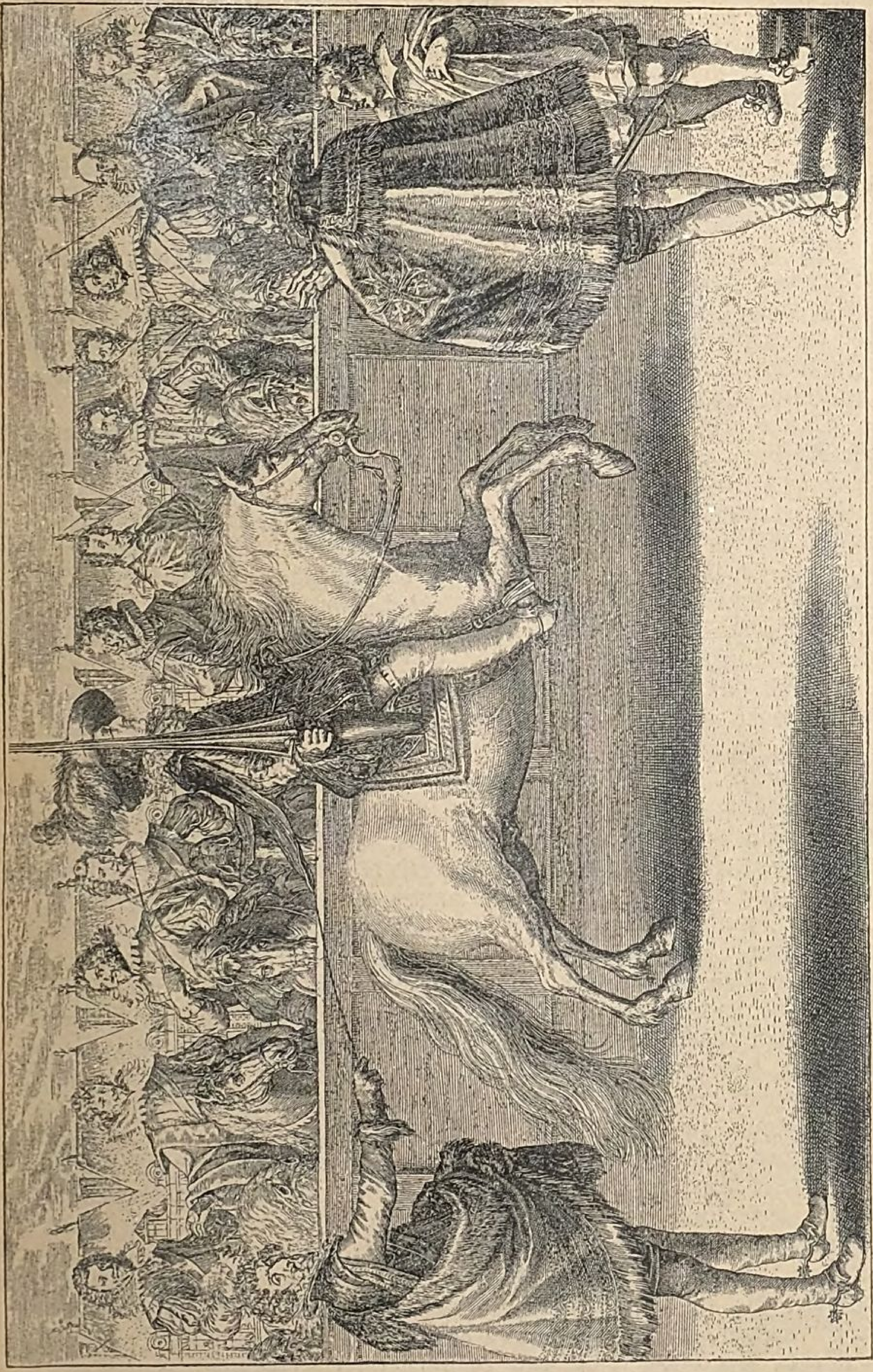


Paris im Jahre 1620. (Seite 22.)

den Aufenthalt einer Kranken erscheinen zu lassen."

Ohne sich an den Protest der kleinen Dame oder an den schwachen Ruf der Verwunderung zu kehren, der aus dem Lehnstuhl ertönte, schlug der Doctor die

schweren Sammtvorhänge zurück, riegelte eines der Fenster auf und ließ das goldene Licht und die klare, wenn auch frische Luft eines köstlichen Frühlingstages in das düstere und dumpfe Gemach ein.



König Ludwig XIII. auf der Reitbahn mit seinem Stallmeister und den Cavalieren. (Seite 23.)

„Aber mein Herr," flehte entsetzt die Dame. „Doctor Tuerie hat streng aufgetragen, das Gemach verdunkelt zu erhalten und jeden Luftzug von der Leidenden abzuwehren."

„Alle Achtung vor der Autorität des Doctor Tueur" (der Alles umbringen will bedeutend, welche Namensverwechslung wohl absichtlich begangen sein mochte), entgegnete Renaudot ziemlich kurz angebunden, „aber wenn ich mir ein Urtheil über den Zustand der Prinzessin bilden soll, muß ich sie doch sehen können und mich in einem Raum befinden, der einem gewöhnlich organisirten, nicht an diese dicke Luft gewöhnten Menschen das Athmen erlaubt".

„Mon Dieu! Wenn aber Doctor Tuerie —"

„Lasse doch diesen unausstehlichen Doctor in Ruhe, liebe Tante!" rief die Kranke lebhaft. „Der Herr hier hat schon recht — es ist jetzt so schön und angenehm hier."

Renaudot richtete den Blick wieder nach dem Winkel, in dem der Lehnstuhl stand und gewahrte in demselben nicht ohne Ueberraschung ein junges Mädchen von großer Schönheit.

Trotz der Blässe des feinen, von braunen Locken umrahmten Antlitzes und der ätherischen Zartheit der Gestalt machte Aglaë nicht den Eindruck einer Kranken, denn ihre schönen Augen waren klar und lebendig, die vollen Lippen roth, und als sie jetzt die frische Luft begierig einsog, färbten sich auch die blassen Wangen mit dem Incarnat, das wohl nur unter dem Mangel von Bewegung und frischer Luft aus denselben geschwunden war.

„O, wie wohl das thut!" rief sie mit unsäglichem Entzücken. „Das ist besser, als alle Mixturen und Pillen, als alles Räucherwerk des garstigen Doctors Tuerie, ja gewiß auch besser als —"

Ein entsetzter Blick der Tante hielt sie eben noch ab, den Frevel auszusprechen, daß goldener Sonnenschein und frische Luft unter Umständen zweckmäßiger und auch angenehmer seien, als die salbungsvollen Anreden des Abbé Lapont, da denn doch Alles, auch das Gebet, seine Zeit hat.

„Ich denke, Mademoiselle acceptiren mich gütigst als Arzt und Freund, statt des Doctors Tuyère (Blasebalgröhre) oder Tuyau (Orgelpfeife) — ich weiß nicht, ich kann mir den Namen nicht merken —" sagte Renaudot herzlich, „und ich brauche wohl nicht zu versichern, daß ich in der einen wie anderen Eigenschaft mich glücklich schätzen würde, Ihnen dienen zu können".

„Ja, mein Herr," entgegnete die kleine Prinzessin treuherzig und legte das zierliche Händchen zutraulich in die derbe Rechte des Arztes, „ich habe Vertrauen zu Ihnen. Sie sprechen so gut und natürlich, nicht so schrecklich feierlich, mit so langen griechischen Worten, die ich nicht verstehe und die er — nämlich Doctor Tuerie — wie ich fürchte, selbst nicht immer versteht."

„Ei, ei, meine theuere Demoiselle, Sie scheinen eine zu fürchtende Beobachterin zu sein," sagte Renaudot lächelnd. „Ich will indessen für die Gelehrsamkeit Ihres bisherigen Arztes eben keine Lanze brechen und auch Ihrer Vermuthung nicht widersprechen. Doch da wir nun miteinander im Reinen sind, wollen wir das Fenster schließen — aber die Vorhänge nicht! — und Sie werden so gütig sein, mir zu erzählen, was Sie über Ihr Leiden wissen."

„O gewiß, mit Vergnügen," sagte befangen die Prinzessin und wendete sich nach einer Pause zu der Dame. „Aber, liebe Tante, Du mußt mich mit dem Doctor Renaudot allein lassen — wenn ich mich erinnere, wie viel Kummer Du während meiner Krankheit hattest, brächte ich es nicht über das Herz, dem Doctor noch einmal alle diese Umstände in Deinem Beisein gründlich auseinanderzusetzen."

Renaudot konnte kaum ein Lachen über diese Kriegslist der schlauen Prinzessin unterdrücken, denn daß es nicht mehr war, sah Jedermann, nur die durchlauchtige Tante nicht, die in Thränen ausbrach, unzähligemale versicherte, Aglaë sei ein Engel, ein Seraph, endlich aber unter dem Sausen ihres Reifrockes verschwand.

„Geben Sie Befehl, Madame, daß nach meiner Entfernung Mademoiselle etwas Wein und Obst gebracht werde — Sie haben doch solches in Ihren Treib-

häusern," sagte noch schließlich der Doctor, welcher die Dame bis an die Thüre geleitet hatte.

„Ach, Doctor!" rief Prinzessin Aglaë und schlug die Händchen zusammen, als sie allein mit dem Arzte war, „Sie können sich nicht denken, was mich dieser abscheuliche Doctor Tuerie gequält hat".

„Das kann ich mir ganz gut denken — ich kenne diese Herren mit dem großen Dünkel und den hohlen Schädeln," betheuerte ingrimmig der kleine Doctor. „Thun Sie mir doch den Gefallen, Prinzessin, und lassen Sie, bis ich wieder komme, alle diese Schachteln und Flaschen da auf den Kehricht werfen."

„Mit größtem Vergnügen!" versprach sichtlich erleichtert die Prinzessin. „Also brauche ich künftig nichts mehr von diesem garstigen Zeug da zu schlucken?"

„Von diesem nicht — so vielerlei und solche Mengen auch nicht; ob gar nichts, das kann ich erst sagen, wenn ich weiß, was Ihnen eigentlich fehlt."

„Ach, Doctor," sagte die Prinzessin sehr schüchtern und einige kleine Thränchen perlten in den Augen; „halten Sie mich deshalb nicht für schlecht und herzlos — aber — ich — ich fürchte — daß ich gar nicht krank bin — und es auch die ganze Zeit, wo Doctor Tuerie an mir curirte, gar nicht war".

„Ganz meine Meinung!" rief mit hellem Gelächter Renaudot. „Und daß Sie es bei dieser Behandlung nicht geworden sind, zeigt von einer sehr kräftigen Construction, welche noch mehr zu stärken ich durch den Auftrag wegen des Weines und Obstes schon im Vorhinein für die erste Aufgabe hielt."

„Ja, aber — es war doch wohl recht schlecht von mir, meinen Verwandten so viel Sorge zu machen, nicht wahr, Doctor?"

„Wenn ich in Ihr sanftes Gesicht und in Ihre frommen Augen sehe, kann ich gar nicht glauben, daß Sie etwas Böses thun können," sagte der Arzt mit väterlicher Galanterie. „Wenn Sie mir übrigens den Grund sagen wollen —"

„Warum ich mich verstellt habe? Ach, das habe ich ja eigentlich gar nicht gethan, man hat mir hinaufdisputirt, daß ich krank sei."

„Hm! und warum haben Sie nicht widersprochen?"

„Ja, das war so eine eigene Sache," entgegnete die Prinzessin zögernd. „Sagen Sie doch, Doctor, ist es wahr, daß der Cardinal-Staatssecretär alle Briefe auffangen und erbrechen läßt?" fuhr sie nach einer Pause erröthend fort.

„Man sagt es — und es ist wohl möglich," antwortete der Arzt, die Stirnfalten runzelnd. „Mit allen Briefen aber wird es wohl nicht geschehen, sondern das Schwarze Cabinet beschäftigt sich nur mit solchen, von welchen man vermuthet, daraus wichtige, für die Staatsangelegenheiten Bedeutung habende Nachrichten zu erfahren."

Das sogenannte Schwarze Cabinet verdankt sein Entstehen Frankreich, und der eigentliche Erfinder dieser Spionirmaschine ist Richelieu (Bild Seite 8). Unter dem Scheine der Einführung billiger Portosätze verstand er es, alle Briefe der Post zuzuwenden, denn damals war die gelegentliche Briefbeförderung noch allgemein Gebrauch und die Post betrachtete man als einen Luxus der wohlhabenden Stände. Durch harte Strafen auf „Briefschmuggelei" gelang es Richelieu, der Post den Briefverkehr zu sichern. Niemand ahnte anfangs, daß hinter diesen volkswirthschaftlichen Einrichtungen eine politische, polizeiliche Absicht stecke. Ueberall Verrath fürchtend, setzte Richelieu den Generalpächter der Posten, unter Erstattung der Pachtsumme von 350.000 Livres, ab und stellte drei seiner Anhänger als Intendanten an. Es war deren Aufgabe, der Regierung Einblick in die Geheimnisse der Privatcorrespondenz zu verschaffen durch heimliche Eröffnung der Briefe. Das geheimnißvolle Gebahren, die Abgeschlossenheit und Undurchdringlichkeit des Ortes, wo manipulirt wurde, gab dem entsetzlichen Institut den Namen Cabinet noir (Schwarzes Cabinet). Diese Cabinete bildeten seitdem in Frankreich einen wesentlichen Theil der geheimen Polizei.

Nach der Erläuterung des Doctors Renaudot athmete die Prinzessin erleichtert auf.

„Also nicht alle Briefe werden im Schwarzen Cabinet erbrochen und gelesen?" fragte sie.

„Nein, gewiß nicht. Uebrigens fällt es mir nicht ein, diese Manipulation, auch wenn sie nur mit Auswahl getrieben wird, deshalb gutheißen zu wollen."

„Nicht wahr, das ist abscheulich?" rief die Prinzessin eifrig. „Das heißt ja einem Menschen seine innersten Gedanken, seine Geheimnisse stehlen!"

„Sollten Sie deren auch haben?" fragte der Doctor mit einem lustigen Blinzeln. „Das Schwarze Cabinet wird doch nicht schuld sein, daß Sie sich der Cur des Doctors Tumeur (Geschwulst) unterwerfen mußten?"

„Ja, und doch ist es so," gab Aglaë zögernd zu, faßte aber bald Vertrauen und fuhr fort: „Sie sind so gut und gewiß auch klug, werden mich also verstehen und nichts Uebles von mir denken, wenn ich Ihnen die Wahrheit sage. Im Hause meines Papas, des Herzogs von Sernonville, wurde ein Knabe, der Sohn eines der lehenpflichtigen Edelleute niederen Ranges, erzogen. Gaspard de Roncey war ein hübscher, gutgearteter Knabe, und da ich keine Geschwister habe, wuchs ich mit ihm als einzigem Spielcameraden auf — er ist nämlich nur um zwei Jahre älter, also jetzt neunzehn Jahre. Mit zwölf Jahren kam er in die Pagenschule des Königs und ich sah ihn nicht, bis vor etwa einem Jahre, wo er als Officier in das Regiment des Herzogs von Mailly eintrat und sich in unserem Hause vorstellte. Ich weiß nicht, ob Sie bemerkt haben, Doctor, daß man mich verzieht?"

„Es hat mir so geschienen und ich finde das auch ganz begreiflich," entgegnete der Doctor, dem Mädchen in das reizende Gesichtchen blickend.

„Ja, man ist sehr gut, vielleicht zu gut mit mir," fuhr die Prinzessin erröthend fort. „Das war auch Ursache, daß ich Gaspard öfter und allein sah, was wohl besser unterblieben wäre. Unsere Vertraulichkeit als Kinder wirkte nach und — und — nun kurz Doctor — ich bitte, lachen Sie nicht! — wir bildeten uns ein, ineinander verliebt zu sein. Nach den gemeinsam verlebten Kinderjahren hielten wir es für eine Art von Pflicht, der wir uns, ohne gegen den Gebrauch zu verstoßen, nicht entziehen konnten."

„Die armen Kinder! Bilden sich ein, sich schon unverheiratet lieben zu müssen!" flüsterte der Doctor vor sich hin.

„Nicht wahr, wir waren recht albern?" fragte die Prinzessin mit köstlicher Naivetät. „Als ob es in der Liebe einen Brauch und einen Zwang gäbe! Nun gut — wir waren recht zufrieden; — da wurde plötzlich Gaspard's Regiment zu der Armee des Herzogs von Condé verlegt, die bestimmt ist, dem römisch-deutschen Kaiser zu befehlen, daß er seine protestantischen Unterthanen nicht mehr quälen soll — ist es nicht so? Ich verstehe nichts von der Politik."

„Nun ja — wenn man auch zweifeln darf, daß der Schutz der deutschen Protestanten das letzte Ziel der Politik des katholischen Kirchenfürsten ist, der unseren Staat leitet," versetzte Renaudot mit leichtem Lächeln, „so viel ist gewiß, daß die Armee gegen den Kaiser bestimmt ist."

„Ja, so ist es — übrigens bleibt sich das gleich. Gaspard mußte fort und wir waren Beide recht unglücklich, so traurig, wie es ja die Pflicht scheidender Liebesleute ist. Ich erhielt bald nach seiner Abreise einen rührenden Brief, in dem er mir betheuert, wie sehr er sich nach mir sehne, und daß er oft auf dem Punkt sei, von seinem Regiment fortzulaufen. Ich antwortete ihm ähnlich, tröstete ihn und that meinesgleichen, als wäre es meine einzige Sehnsucht, von hier durchzugehen. Kaum war mein Brief fort, so entsteht das Gerede vom Schwarzen Cabinet — Doctor, stellen sie sich meinen Schrecken und meine Angst vor! Wenn mein Brief oder ein solcher von Gaspard aufgefangen und eröffnet wird,

der Cardinal erfährt unsere bösen Vorsätze — so ist es um uns Beide geschehen — das war mein einziger Gedanke."

„Nun, jetzt sind Sie ja wohl schon beruhigt," rief herzlich lachend der Arzt. „Liebesbriefe sind für das Schwarze Cabinet zu wenig interessant, und wenn auch aus Versehen ein solcher geöffnet wird, bis zum Cardinal dringt sein Inhalt nicht."

„Jetzt sehe ich das ein — aber damals verlor ich Laune und Heiterkeit vor Angst und — da hielten mich meine Verwandten für krank. Die Wahrheit durfte und wollte ich nicht sagen und so kam ich in die Hände des Doctors Tuerie und des geehrten Abbé Lapont, die sich so eifrig meiner annahmen, daß ich mit der Zeit selbst glaubte, krank zu sein."

„Wofür ein Gewisser dem Doctor Tricheur (Betrüger im Spiel) den Hohlkopf umdrehen möge!" brummte Renaudot vor sich hin. „Nun, Prinzessin, ist Ihre Geschichte schon aus? Wie steht es mit der Correspondenz? Was ist's mit dem gentilhomme (Junker) Gaspard?"

„Ach, Doctor — ich denke, das ist dieselbe Sache, wie mit meiner Krankheit!" jammerte die Prinzessin. „Ich traute mich nicht mehr zu schreiben und habe auch keinen Brief mehr erhalten. Anfangs beunruhigte mich das, aber dann fiel mir ein, wenn wir uns wirklich lieb — so recht von Herzen lieb gehabt hätten, würden wir wohl trotz des Schwarzen Cabinetes Mittel gefunden haben, uns zu schreiben, oder — es wäre Eines wirklich durchgegangen, wie es sich ja für rechtschaffene Liebende schickt, wenn sie zu lange getrennt sind. So bin ich denn zur Ueberzeugung gekommen, daß wir uns nur eingebildet haben, uns zu lieben, weil es bei Spielgenossen so der Brauch ist."

„Da haben Sie auch sicherlich recht, obwohl ich gerade die Bereitheit zum Davonlaufen nicht in allen Fällen für das allein giltige Kennzeichen wahrer Liebe halten möchte."

„Ach, lieber Doctor, ist das nicht schrecklich! Sich verliebt zu glauben, ohne es wirklich zu sein, und krank sein zu müssen, gleichfalls ohne es wirklich zu sein!?"

„Nun, nun," begütigte der Arzt den komischen Kummer der kleinen Prinzessin, „von der eingebildeten Liebe haben Sie sich selbst geheilt, von der aufgedrungenen Krankheit sollen Sie es mit guter Art durch mich werden — dann ist für frisches, fröhliches Leben und neue Liebe wieder der Raum frei."

Nach einigen Verabredungen verabschiedete sich Renaudot. In einem der Außengemächer erwartete die Vertreterin der hochansehnlichen Familien Liancourt und Sernonville den Arzt.

„Ach, Doctor, welche Hoffnung geben Sie uns?"

Der Schalk hatte sein Gesicht in ernste Falten gelegt und erwiderte langsam und gravitätisch:

„Ich kann Ihnen, Madame, leider nicht verhehlen, daß die von Doctor Tricoteur (Stricker, Klöppler) befolgte Methode der zarten Natur der hochgeborenen Prinzessin nicht ganz angemessen war, es ist daher vor Allem nöthig, ganz von derselben abzulassen. Ich habe immer gefunden, daß auch in den Körpern so hochgeborener Personen ganz eigene, verborgene Kräfte schlummern, die ohne jede ungehörige Beeinflußung sich eines plebejischen Krankheitsstoffes ganz von selbst erwehren. Es ist ganz das Gleiche, wie mit der Seele der höher gestellten Menschen, die sich auch von selbst und aus eigener Kraft aller gemeinen Neigungen und Regungen unzugänglich erweisen."

Diese Erklärung war so sehr nach dem Geschmack der hochgeborenen Tante, daß sie sofort ganz entzückt von dem neuen Doctor war, obwohl sie ihn früher mit einigem Mißtrauen betrachtet hatte.

Doctor Renaudot aber schritt mit schlauem Lächeln die Treppe hinab, untersuchte das Obst und den Wein, den eben ein reizender Page, von dem oberen Stockwerk

kommend, nach dem Zimmer der jungen Dame trug (Bild Seite 9), nickte beifällig mit dem Kopf und begab sich dann zu seiner Sänfte. Als er in derselben saß, murmelte er vor sich hin:

„In meinem Kopf bildet sich da ein allerliebstes Plänchen, und wenn es gelingt — nun, so will ich es als gute omina (Vorzeichen) für die Idee ansehen, die ich schon so lange mit mir herumtrage. Schon in ihrem Entstehen will ich meine „Gazette" (Zeitung) dem Dienste Amors weihen und er möge sie dafür künftig in seinen Schutz nehmen!"

---

3. Die ersten politischen Nachrichten einer „Officiösen".

Paris (Bild Seite 16) war in den Tagen des Cardinals Armand Duplessis Herzog von Richelieu (geb. 1558, gest. 1642) in der jedenfalls beneidenswerthen Lage, zwei Hofhaltungen zu besitzen. Das hat sich nun in alter und neuer Zeit schon öfters ereignet, aber selten oder nie haben sich die beiden Höfe so gut vertragen, als in diesem Falle. Seine Majestät der allerchristlichste König Ludwig XIII. stand an der Spitze des einen, der allmächtige Minister Cardinal Richelieu (Bild Seite 8) an der Spitze des anderen Hofes, und da man an ersterem keine Aufgabe hatte, als sich zu vergnügen, an letzterem aber nur die völlige Herrschaft für sich in Anspruch nahm, so vertrug man sich ganz prächtig und es gab keinerlei Conflicte, die bekanntlich sonst selbst Ländern, die sich nur einer Hofhaltung erfreuen, nicht immer erspart bleiben.

Es war in jenen Zeiten nicht selten, daß man hohe Kirchenfürsten mit weltlichen Aemtern betraute, und Frankreich ward nacheinander von einer Reihe von Cardinälen regiert — Richelieu setzte sich als Mazarin, Bernis, Fleury und Dubois bis in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts fort. Als Politiker und Staatslenker vergaßen aber diese Eminenzen vollständig, daß sie nebstbei auch katholische Priester waren und nahmen gar keinen Anstand, sich gegen den römisch-deutschen Kaiser, der doch den Titel „defensor fidei" (Vertheidiger des Glaubens) führte, mit den protestantischen Reichsfürsten, ja unter Umständen auch mit dem Großtürken zu verbünden. Es ist das gewiß ein klarer Beweis, daß es in der Politik, die lediglich eine Machtfrage ist, nicht allein keine Gemüthlichkeit, sondern auch keine anderen Rücksichten giebt.

Es ist immer unbillig, historische Persönlichkeiten früherer Zeitperioden nur mit den Brillen unserer modernen Anschauungen betrachten und beurtheilen zu wollen, wobei ganz beiseite gelassen werden kann, ob wir es in staatlichen Dingen denn wirklich „gar so herrlich weit gebracht haben," als man sich gern einreden möchte. Wenn man nun die Härten und Willkürlichkeiten seines Regimentes, wie billig, nicht auf seine, sondern auf Rechnung seiner Zeit setzt, so wird man dem Cardinal Armand Duplessis de Richelieu nicht absprechen können, daß er Frankreichs Ansehen und Wohlstand bedeutend gehoben hat, daß er nicht allein dessen Willen nach Außen zur Geltung zu bringen wußte, sondern auch die Macht des übermächtigen und übermüthigen Adels und die letzten Spuren des Provinzialismus (der Landschaftlichkeit) brach und vernichtete und dadurch den Grund zu jenem Staat von einheitlichem Gefüge legte, der selbst aus den furchtbarsten Katastrophen folgender Zeiten unerschüttert hervorging.

Unzweifelhaft ragt Richelieu nicht allein weit über seine gleichfalls mit dem Purpur bekleideten Nachfolger hinaus, die meist keine wirklichen Staatsmänner, sondern, wie Mazarin, nur pfiffige Diplomaten oder, wie Fleury und Dubois,

pfiffig sein wollende waren, ja man muß seiner Regierung auch den Vorzug einräumen vor jener der meisten Könige aus dem Geschlechte der Capetinger — so genannt, weil sie von Hugo Capet, Stammvater der dritten fränkischen Dynastie, abstammten; den Beinamen Capet erhielt derselbe wegen seines großen Kopfes.

Für Frankreichs Macht und Größe hatte es also keinen Nachtheil, daß Ludwig XIII. (geb. 1601, gest. 1643) sich die Zeit mit Festlichkeiten und Jagden vertrieb, ein Meister im Reiten — Schüler des berühmten Stallmeisters Anton de Pluvinel, Gründer der Reitschulen (geb. 1555, gest. 1620) —, im Ballspiel, ein graziöser Tänzer der Gavotte und Sarabande und Componist reizender Tanzmelodien war, die Mühe und Last der Regierung aber dem ernsten und schweigsamen Mann überließ, welcher an der Spitze des prunkloseren aber mächtigeren zweiten Hofstaates stand. (Bild Seite 17.)

Für Herrscher, die ehrgeizig sind und auf den Nachruhm etwas halten, wäre es mißlich, in der Geschichte die Rolle Ludwig's XIII. zu spielen, denn diese weiß von ihm sehr wenig, fast gar nichts zu erzählen, er selbst aber mag sich dabei während seines Lebens sehr wohl befunden haben; und wenn man berücksichtigt, daß es auch sehr thatkräftige Fürsten gab, welchen Frau Historia keine gute Nachrede hält, so hat er vielleicht auch darin den besseren Theil erwählt.

Uebrigens hielt auch der Cardinal, der vielleicht mit mehr Recht als später Ludwig XIV. von sich hätte sagen können „l'Etat c'est moi!" (der Staat, das bin ich!), auf würdevolle, äußere Repräsentanz. Er hatte Ehren-Cavaliere und Cavaliere vom Dienst, eine förmliche Leibwache — welche ihm der König gegeben, um den Minister gegen die Mordanschläge des hohen Adels, deren schon manche vorgekommen und vereitelt worden waren, fernerhin zu schützen und die aus zweihundert Musketieren und zwei Reiterschwadronen bestand — und einen vollkommen besetzten Hofstaat. Aber wenn die des Königs im äußeren Ansehen der bunten reichen Kleidung, den leichten Sitten und Manieren dem Herrn und seinen Gewohnheiten glich, so war es bei dem des allgewaltigen Ministers nicht minder der Fall, denn da herrschte pompöse, starre Pracht, feierlicher Ernst und würdevolle Grandezza.

Wer lebensfreudig und liebesselig, heiter und übermüthig war, der trat in die Dienste des Königs, wo es sich prächtig lebte, aber sonst weiter nicht viel zu erreichen war. Die Ehrgeizigen und Berechnenden aber, die gern etwas bedeuteten und noch mehr werden wollten, stellten sich dem Cardinal zur Verfügung, dessen Hand Aemter und Stellen, Macht und Einfluß verlieh.

Im Jahre 1622 war Paris zum Erzbisthum erhoben worden, einige Jahre später begann Richelieu den Bau eines Palastes für sich in der Nähe der königlichen Residenz, Louvre genannt, welcher Neubau den Namen Palais-Cardinal (später Palais-Royal) erhielt und mit den kostbarsten Erzeugnissen der Kunst und Industrie geschmückt war. Nach dem Tode seines Erbauers ging der Palast in den Besitz der königlichen Familie über, Anna von Oesterreich bewohnte ihn einige Zeit hindurch und veränderte seinen Namen in Palais royal; dieses Denkmal alten Glanzes, das seine Geschichte hatte, wie der Palast des Luxembourg und die Tuilerien, wurde bekanntlich mit jenen von den jüngsten Schreckenshelden im Mai 1871 vernichtet.

Einige Tage nach den in den vorigen Abschnitten erzählten Scenen entstieg Doctor Théophraste Renaudot vor dem mächtigen Thor des Palais-Cardinal, an dem zwei Wachen schilderten, seiner Sänfte. Er war sorgfältiger gekleidet als es sonst in seiner Gewohnheit lag, denn er hatte die Abzeichen seiner gelehrten Würde, den langen, schwarzen Talar mit Hermelinkragen und das niedere Baret, angelegt — eine Tracht, welche viele seiner Berufscollegen auch bei ihren ärztlichen Besuchen trugen, die aber dem beweglichen kleinen Arzt viel zu unbequem war.

Aus den Falten seines Talars lugte eine Rolle Papier heraus, auf welche er viel Werth zu legen schien, denn er fühlte darnach, bevor er die breite Steintreppe hinaufstieg, auf deren Absätzen Hellebardenträger und Lakaien mit jenen schläfrigen Gesichtern herumlehnten, die ein klarer Beweis dafür sind, daß die Eigner von ihrer Ueberflüssigkeit vollkommen überzeugt sind.

In der großen Halle, die von zahlreichen Leuten — Bittstellern, Parlamentsräthen und Beamten — gefüllt war, trat ein artiger Herr in dunklem Hofkleid an Doctor Renaudot heran und fragte ihn nach seinem Begehr, falls er bei Seiner Eminenz vorgelassen zu werden wünsche.

Der Arzt erwiderte im gleichen Ton, daß er derzeit ein so hohes Glück noch nicht zu verlangen wage, sondern er nur wünsche, bei Seiner Hochwürden, dem Beichtvater des Herrn Cardinals, vorgelassen zu werden.

Ein vorsichtiges Lächeln glitt über das Gesicht des Hofherrn, das Doctor Renaudot mit Fug als ein Compliment für seine Bekanntschaft mit den Wegen, die man einschlagen müsse, um auf den Cardinal zu wirken, auffaßte. Dann rief jener einen Diener und trug ihm auf, den Arzt zu Pater Joseph zu geleiten.

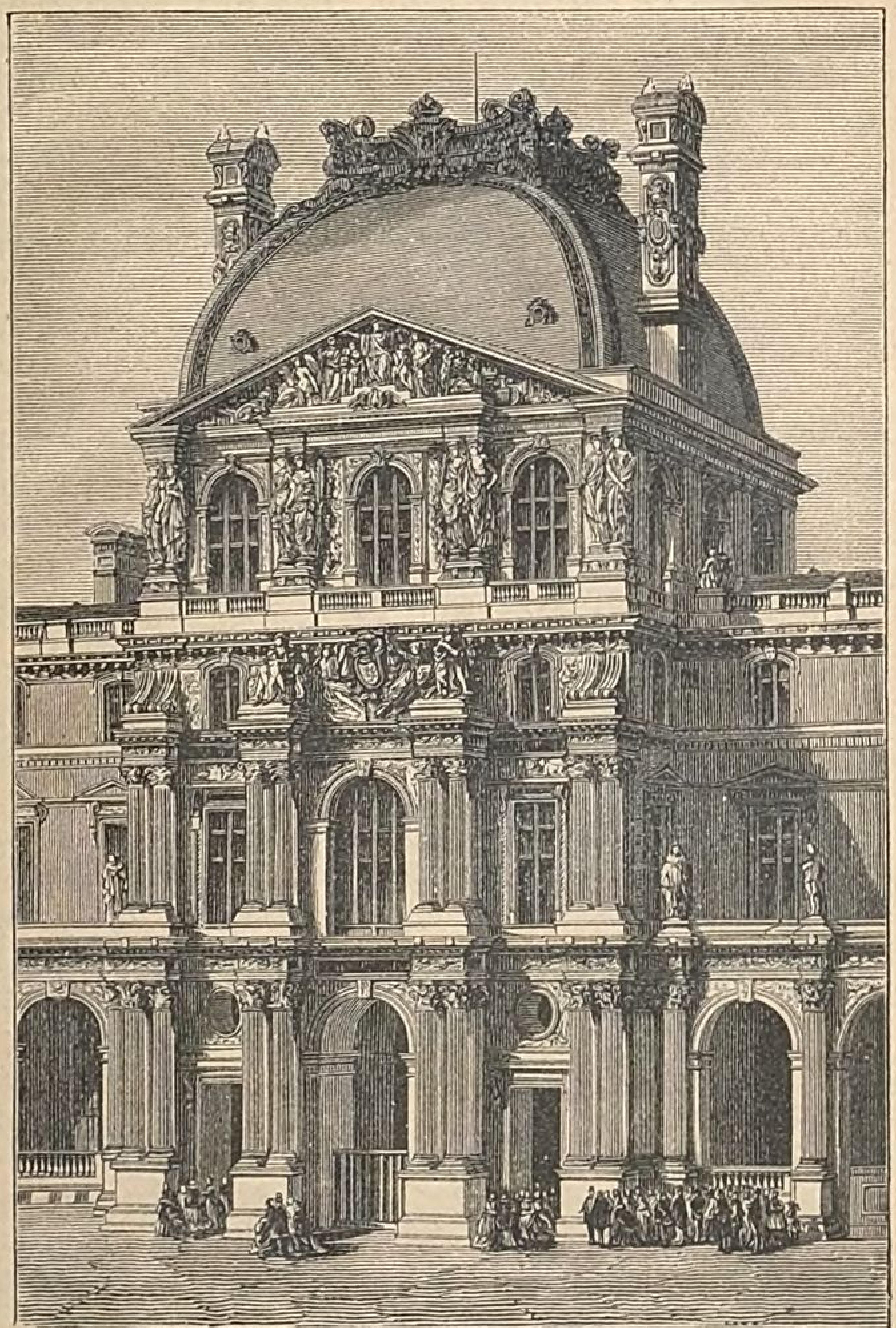
Und nun ist es vor Allem nöthig, die freundlichen Leser mit dem Wirken des so mächtigen Kapuzinerpaters, dem der Volksmund, seines grauen Habits und seines Einflusses auf den Cardinal-Staatsminister wegen, die bedeutsame Bezeichnung die graue Eminenz ertheilt hatte, bekanntzumachen.

Joseph Franz Leclerc Du Tremblay, geboren zu Paris am 4. November 1577 als Sohn des Johann Leclerc, Herrn du Tremblay, der am Hofe des Königs Heinrich III. von Frankreich eine bedeutende Rolle spielte, widmete sich anfangs den Rechtswissenschaften, bildete sich auf Reisen und wohnte dann auch einem Feldzuge bei. Plötzlich aber, ungeachtet der Hoffnungen, die seine Talente der Familie gaben, verließ er die Welt, um Kapuziner zu werden (1599). Nach vollbrachten theologischen Studien reiste er als Missionär in Frankreich umher, bekehrte einige Hugenotten und gelangte nach und nach zu den höchsten Würden in seinem Orden. Cardinal Richelieu, der Gelegenheit hatte, seine Talente zu bemerken, gebrauchte ihn zu den verwickeltsten Geschäften. Oefters freilich nahm er sich heraus Dinge zu beurtheilen, die außer seinem Wirkungskreis lagen. So auch in jenen Tagen, wo sich Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar in Paris befand, um mit Cardinal Richelieu Raths zu pflegen in Bezug auf den nächsten Feldzug, wo Pater Joseph mit dem Finger eine Stelle auf der Landkarte bezeichnete und ausrief: „Hier, Herzog, müßt Ihr über den Rhein gehen!" — Aber der Herzog erwiderte barsch: „Herr Pater, Euer Finger ist keine Brücke!" und brach das Gespräch ab.

Pater Joseph durchdachte gar oft in seiner Zelle die weitgreifenden politischen Pläne, die er sodann gegliedert dem Cardinal mittheilte. Auf seinen Rath bewog Richelieu den König, daß derselbe seine intriguante Mutter Maria von Medicis auf dem Schlosse zu Compiègne gefangen setzen ließ (1631); und Pater Joseph war es, der, als die Spanier von den Niederlanden aus in die Picardie eingebrochen waren und Richelieu schon im Begriff stand, wegen des lauten Unwillens der Pariser seine Stelle niederzulegen, dem Cardinal den Rath gab, sich ohne Wachen in den Hauptstraßen von Paris sehen zu lassen, um durch dies Vertrauen die Gunst des Volkes wieder zu gewinnen. Der Erfolg entsprach den Erwartungen (1636). Pater Joseph war nicht blos bei politischen Händeln thätig, sondern wirkte auch auf mannigfaltige Weise auf die geistlichen Angelegenheiten seiner Zeit. Die Missionen nach England, Canada und der Türkei, die Missionen des Ordens Fontevrault, die Entstehung des Ordens der Benedictinerinnen von Calvaria waren sein Werk. Ludwig XIII. begehrte vom Papst für ihn den Cardinalshut, aber während der Unterhandlung starb Pater Joseph zu Ruel am 18. December 1638.

Zu diesem gewaltigen Manne nun begab sich Doctor Renaudot. Ueber einen schmalen Gang gelangte man zu einer niederen Thüre, an welcher der Arzt dem ihn begleitenden Diener bedeutete, er finde sich nun schon allein zurecht. Einem leisen Klopfen folgte eine gleiche Aufforderung zum Eintritt.

Ein kahles, mit ascetischer Einfachheit eingerichtetes Vorgemach empfing den Arzt und ein dienender, geistlicher Bruder trat ihm mit der unterwürfigen Frage nach seinem Begehren entgegen. Derselbe nickte, als Renaudot sein Anliegen vorgebracht, stumm mit dem Kopf, verschwand hinter einer kleinen, schwarzen Thüre, die er jedoch sofort wieder öffnete und ihn mit einer Handbewegung zum Eintreten aufforderte.



Pavillon Richelieu im Louvre. (Seite 36.)

Inmitten des schwerfälligen Prunkes, der das ganze Palais erfüllte, wirkte diese Zelle, die so aussah, als gehörte sie zu einem Mönchskloster strengster Observanz, wahrhaft überraschend. Getünchte Wände, ein rauher Steinboden, rohe und auf das Nothwendigste beschränkte Möbel, ein Betschemel mit Crucifix und Todtenkopf, kleine in Blei gefaßte Fenster — dieses Ensemble hätte man inmitten des Glanzes gewiß nicht vermuthet.

Für Renaudot schien aber diese Scenerie nicht mehr fremd zu sein, denn er trat der hohen Mönchsgestalt in grauer Kutte, die sich ihm vom Fenster weg entgegenwendete, zwar respectvoll, aber vollkommen unbefangen entgegen.

„Nun, Doctor, was führt Sie zu mir, in diese einsame Zelle, die weder zu Ihrem streitbaren Sinn, noch zu Ihrer Heiterkeit paßt?“ so fragte der Beichtvater des Cardinals.

Pater Joseph hatte eine schöne, klangvolle Stimme und auch seine Haltung widersprach trotz der groben grauen Kutte dem gefälligen weltmännischen Ton seiner Anrede nicht. Er war ein Mann in den Fünfzigern, und wenn man in diese scharfgeschnittenen Züge und die klugen braunen Augen blickte, mochte man wohl dem Gerüchte glauben, daß Pater Joseph nicht allein das Gewissen des Cardinals berathe, sondern auch auf alle weltlichen Geschäfte einen bestimmenden Einfluß übe.

„Bei der oft bewiesenen Güte Euer Ehrwürden," sprach der Arzt, „hoffe ich, daß Sie mich Weltkind von dem heiligen Frieden dieses Raumes ein wenig profitiren lassen und mir gestatten werden, ein von irdischen Sorgen und Plänen belastetes Herz zu erleichtern."

„Nur zu, nur zu, Doctor," versetzte lächelnd der Mönch. „Wenn ich Ihnen mit einem Rath dienen kann, geschieht es mit Vergnügen — obgleich ich weiß, daß Sie kaum auf meinen geistlichen Zuspruch reflectiren werden."

„Heute in der That nicht," entgegnete der Arzt aufrichtig. „Ach, ich kann ja nichts dafür, daß im Momente irdische Sorgen und Kümmernisse so gewaltig auf mich einstürmen und mir nur wenig Zeit lassen, mich um meiner Seele Heil zu bekümmern."

„Was drückt Sie also nieder? In welche Händel sind Sie jetzt verwickelt?" fragte Pater Joseph, dem das Thema von des Arztes Weltsinn genugsam erörtert schien. „Sind Sie abermals mit Ihrem Widersacher, dem gelehrten Doctor Guy Patin, in einen wissenschaftlichen Streit gerathen, in dem die Herren zuletzt statt der plumails (Federbesen) zu fléaux (Dreschflegeln) gegriffen haben? Hat das medicinische Collegium wieder Partei gegen eine Ihrer chemischen Arzeneien genommen?"

„Nein, all' das liegt meinen Sorgen jetzt nicht zu Grunde," versetzte der Doctor; „ja, wenn ich mich recht besinne, entsteht mein Uebelbehagen vielleicht gerade daraus, daß ich schon lange mit aller Welt in Frieden lebe. Da solches aber meiner Natur und Denkart nicht behagt, so bin ich auf einen Gedanken verfallen, dessen Ausführung mir für die ganze Lebenszeit jenen Unfrieden und Zank verschaffen soll, dessen ich zu meinem Wohlbefinden so dringend bedarf."

„Ei, Doctor, Sie hätten Diplomat werden sollen," sagte Pater Joseph mit feinem Lächeln.

„Ja — im Entwerfen von Friedensinstrumenten, in welchen sorglich der Keim zu neuen Conflicten gelegt wäre, da hätte ich Meinesgleichen gesucht," rief der Doctor lachend.

„So habe ich es gerade nicht gemeint – aber es ist ja oft das Amt dieser Herren, den Unfrieden zu erhalten. Doch zu Ihrem Gedanken — welcher Art ist er?"

„Dem scharfen Blick Euer Ehrwürden und zumal jenem Seiner Eminenz des Herrn Cardinals kann es nicht entgangen sein, daß die Menschen unserer Zeit an zwei Uebeln leiden, die einander aufzuheben scheinen, sich aber in Wahrheit durch den Mangel an zweckmäßiger Ableitung gegenseitig erhöhen," begann Doctor Renaudot nach gewaltigem Räuspern. „Es sind dies — die Langweile und dann die Sucht, sich mit den öffentlichen Angelegenheiten zu beschäftigen, ohne dafür Verständniß und Beruf zu haben."

Der Mönch schmunzelte, nickte aber zustimmend mit dem Kopf.

„Was die Langweile betrifft," fuhr der Arzt fort, „so ist sie die Mutter alles Uebels — unter ihrem Schutz verfallen die Menschen auf alle verrückten Ideen und Allotrias; ja, ich bin überzeugt, daß die meisten Unruhen und Kriege nur dadurch entstehen, weil den Völkern und ihren Lenkern das Gähnen schon unangenehm wird. Das zweite Uebel ist in unseren Tagen eben so unbestreitbar vorhanden und liefern unsere Nachbarn jenseits des Rheines einen klaren Beweis, weil sie sich lieber gegenseitig die Schädel einschlagen, als dulden, daß Jeder nach seinem Katechismus selig wird oder nach der Bibel lebt, die ihm am deutlichsten ausgelegt wird."

„Verordnungen gegen die Häretiker (Irrlehrer)," bemerkte Pater Joseph, „erließen auch, wie Sie nicht vergessen dürfen, die Parlamente von Paris und Toulouse (altfranzösische Gerichtshöfe, welchen ein gewisser Einfluß auf die kirchliche Gesetzgebung und die Genehmigung der Gesetze zustand)."

„Ja, es ist so — aber die erleuchtete Weisheit Seiner Eminenz hat deren Kundmachung und Durchführung untersagt," entgegnete rasch der Arzt. „Diese

zwei Uebel also voraussetzend, stellte ich mir die Frage, wie denselben abzuhelfen sei. Wenn ein Kind nach etwas Schädlichem ungestüm verlangt, setzen wir den Fall nach einem scharfen Messer, so beruhigt man es schließlich, indem man ihm den Schein des Verlangten — nehmen wir an ein Messer mit stumpfer Klinge, reicht. Sollte denn das nicht auch den großen Kindern gegenüber gerathen sein, indem man ihre Gier nach Kenntniß der öffentlichen Angelegenheiten und nach Beschäftigung mit denselben dadurch stillt, daß man ihnen so viel in jener Weise erzählt, wie es räthlich und förderlich ist?"

Pater Joseph horchte auf.

„Würde dadurch," fuhr Renaudot fort, „nicht auch dem Alp der Langweile abgeholfen? Bleiben wir bei dem Gleichniß vom Kinde — denn nur der einzelne Mensch wird älter, die Völker aber behalten in ihrer Gänze stets etwas von der Naivetät und den natürlichen Instincten der Kindheit —, so sehen wir, daß das Elternpaar die blitzenden Diamanten sorglich hütet, als Ersatz aber den Kleinen werthlose Glasperlen gibt, mit welchen sie spielen und sich damit freuen, als wären es die echten Steine. Der strahlende Diamant der Macht sei Eigenthum der Herrscher — aber könnten sie den begehrlichen Völkern nicht das Spielwerk einer sogenannten öffentlichen Meinung gönnen?"

„Ich verstehe wohl nicht ganz," sagte der Mönch, der den Worten des Arztes mit immer steigender Aufmerksamkeit gefolgt war. „Ich begreife zwar, was Sie erreichen wollen, aber das Wie ist mir nicht klar."

„Ich habe zu diesem Zweck einen Entwurf mitgebracht, der meine Idee verdeutlichen soll," entgegnete Renaudot, eine Rolle hervorziehend. „Ich bin übrigens bescheiden genug zu bekennen, daß der Gedanke nicht völlig mein Eigen ist, denn die signoria (Ministerium des Dogen) von Venedig läßt ja schon seit dem Jahre 1563 Veröffentlichungen erscheinen, welche auswärtige öffentliche Angelegenheiten, Berichte über Festlichkeiten, Handelsnachrichten, bringen. Dieselben sind in Italien unter dem Namen Gazetta, der von ihrem Preis, einer kleinen so benannten Münze, herstammt, bekannt. Um anzudeuten, das auch mein Unternehmen ähnliche — aber nicht die gleichen Ziele verfolgt, habe ich den Namen gewählt: Gazette de France."

Doctor Renaudot erklärte nun an der Hand seines sorgfältig ausgearbeiteten Entwurfes sein Project.

Die Gazette de France (Zeitung von Frankreich) sollte in ihrem Haupttheil politische Berichte aus fremden Ländern, natürlich immer in jenem Sinn, wie ihn die jeweilige französische Politik erfordert, bringen, um das Publicum über die Beziehungen und Verhältnisse der Staaten untereinander zu unterrichten. Diesem Haupttheil des Blattes, welchen man nach unserem heutigen Sprachgebrauch den politischen nennen würde, sollte sich noch ein Journal d'Annonces (Anzeigeblatt) für bürgerliche und Geschäftsangelegenheit und monatlich erscheinende Nouvelles du temps (Neuigkeitsblatt) anschließen, das Festberichte, Criminalfälle u. s. w. bringen sollte.

„In diesen letzteren Theil," schloß Renaudot seine Auseinandersetzung, „gedenke ich auch meine künftige Fehde mit Messire Guy Patin und den anderen Anhängern der alten medicinischen Praxis zu verlegen. Jetzt muß ich immer ein Buch schreiben, wenn ich etwas gegen sie auf dem Herzen habe; das kostet Geld und Zeit und schließlich liest es doch Niemand. Das wird künftig anders sein, denn wer einmal die Gazette in der Hand haben wird, der liest dann auch schon von vorn bis hinten und nimmt mit den anderen ergötzlichen Sachen auch die Verdonnerungen der Gegner meiner chemischen Arzeneien mit in den Kauf und es bildet sich ein neues Interesse für den Leser heraus in der Zeitungs-Polémique (wissenschaftliche Streitführung)."

„Sollte nicht letztere der Hauptzweck sein, um Ihre Mittel dem Publicum anzupreisen?“ meinte Pater Joseph lächelnd.

„Nein — gewiß nicht,“ versicherte Doctor Renaudot eifrig. „Der erste Anlaß war mein Bemühen, den Patienten eine Zerstreuung zu bieten, mit dem Nachdenken wuchs aber das Project immer mehr[1] — und wenn der Staat, das Publicum und dessen einzelne Interessen daran profitiren, soll denn da der Unternehmer allein ganz leer ausgehen?“

Ganz die gleiche Frage und mit ganz dem gleichen unbestreitbaren Recht stellt die Tagespresse auch noch heute, wenn man ihr zumuthet, blos den idealen Zwecken zu dienen und sich nicht die Bedingungen ihrer Existenz, die nun einmal sehr praktischer und geschäftlicher Natur sind, zu sichern.

Pater Joseph ließ sich den Plan des unternehmenden Arztes eingehend erörtern und zeigte durch seine Vorschläge und Einwürfe, daß er die Bedeutung derselben vollkommen erfaßt habe.

„Sind diese Berichte hier nur erfunden?“ fragte er endlich.

„O nein, sie sind authentique (beglaubigt),“ entgegnete der Arzt. „Ich beschäftige mich seit einiger Zeit mit dem Plan und habe mich allerorten um verläßliche Relationnaires (Berichterstatter), meist aus meinem Berufskreis, der vielfach mit hohen und ausgezeichneten Persönlichkeiten in Verbindung steht, beworben.“

„Gut — erwarten Sie mich hier — oder noch besser, begleiten Sie mich und harren Sie der Entscheidung Seiner Eminenz im Vorsaale, wo es Ihnen bequemer sein wird. Ich will Ihr Project unverzüglich dem Herrn Cardinal vorlegen und in Ihrem Namen seine Genehmigung zur Ausführung — denn mehr verlangen Sie ja doch nicht? — ansuchen.“

Renaudot war über den raschen Gang seiner Angelegenheit sehr erfreut und versicherte dem weltkundigen Mönch, daß er keine Subvention (Beisteuer), sondern nur den Schutz des Cardinals für sein Unternehmen anstrebe.

Im Vorsaal herrschte noch immer lebhaftes Drängen und Renaudot sah in der Ehrfurcht und Zuvorkommenheit, mit welcher alle diese reichgekleideten hohen Herren den unscheinbaren Mönch begrüßten, den überzeugendsten Beweis von der Macht desselben.

Unmittelbar nach einem Marschall von Frankreich — es war der berühmte Franz von Bassompierre, den kurz nach der ihm bewilligten Audienz Richelieu, wegen seiner Verbindungen mit dem Herzog von Guise und der Prinzessin von Conti, mit der er heimlich vermählt war, verhaften und in die Bastille bringen ließ, aus der ihn erst zwölf Jahre später der Tod des Cardinals befreite — verschwand die graue Kutte des Beichtvaters in den Appartements des Cardinals, um lange nicht wieder zu erscheinen.

Dem Doctor Renaudot war die Zeit erschrecklich lang, denn seine anfängliche Zuversicht schwand, wie das gemeiniglich der Fall ist, unter dem Warten dahin und er zweifelte immer mehr an der Genehmigung seines Planes, von dessen Durchführung er sich so viel versprach.

Da trat leise ein dienstthuender Cavalier zu ihm und forderte ihn auf, ihm zu folgen, Seine Eminenz habe es befohlen.

Doctor Renaudot erschrak ein wenig, er war nicht gefaßt, vor dem allgewaltigen und gefürchteten Minister zu erscheinen; er zupfte darum, während er dem Cavalier nachtrippelte, an seinem Talar und legte sich im Kopfe die schönsten Phrasen zurecht, mit welchen er dem Cardinal die Ungefährlichkeit, ja Nützlichkeit seiner Gazette beweisen wollte. Beide Bemühungen waren umsonst, denn

[1] Historisch.

Richelieu war kein Mann, der auf Aeußerlichkeiten oder bloßes Wortgepränge etwas gab.

Durch eine Reihe von Sälen, die mit dem schwerfälligen Prunk jener Zeit ausgestattet waren, ging es bis zu einer hohen, von schweren Portièren (Vorhängen), welche auch den leisesten Ton dämpften, verhüllten Thüre, an welcher zwei Officiere der herzoglichen Musketiere gleich Statuen standen.

Der Kammerherr schlug den Vorhang zurück, öffnete die Thüre und bedeutete dem Doctor einzutreten, was dieser auch mit beträchtlichem Herzklopfen that.

Es war ein hohes Gemach, mit dunklen Sammttapeten behangen. An der einen Wand war ein Kreuz aus Ebenholz sichtbar, von dem sich der Christuskörper aus Alabaster, das Werk eines berühmten italienischen Bildschnitzers, abhob. Gegenüber hing ein lebensgroßes Bild des Königs, das wie verwundert auf den Ernst herabschaute, der in diesem Raum waltete.

An einem großen, mit Papieren bedeckten Schreibtisch stand der wahre Beherrscher Frankreichs — Cardinal-Staatsminister Richelieu. Ein purpurner Talar, mit unzähligen kleinen Goldknöpfen vorn geschlossen, umfloß die gedrungene, nicht große, aber gebieterische Gestalt. Um den Hals trug er eine schwere Goldkette mit Kreuz, das Zeichen seiner Prälatenwürde, und das kurzgeschnittene graue Haupthaar deckte ein rundes Purpurkäppchen. Die regelmäßig strengen Züge seines dunkelgefärbten Gesichtes machten einen bedeutenden Eindruck. Von der breiten massigen Stirn, den grauen, von dichten Brauen beschatteten Augen und dem strenggeschlossenen Mund sprachen Energie und Geist Die Oberlippe war von einem stahlgrauen, sorgfältig gepflegten und an den Mundwinkeln nach aufwärts zugestutzten Bärtchen bedeckt und auch das runde Kinn zeigte ein solches.

Richelieu blätterte in dem Entwurf des Doctors Renaudot, wodurch dieser nach der üblichen Kniebeugung Zeit hatte, in den Mienen nach dem Schicksal seines Projectes zu forschen. Aber das war vergebene Mühe, diese eisernen Züge gaben niemals Antwort — ebensowenig, als die milderen, glatten des Pater Joseph, der einige Schritte hinter dem Cardinal stand. Es waren eben zwei Diplomaten durch und durch.

Endlich erhob der Cardinal sein Haupt und blickte über das Manuscript weg auf Doctor Renaudot, welcher sich trotz seiner Energie unter dem Eindruck dieses kalten verschleierten Blickes recht unbehaglich fühlte.

„Ihr seid also nicht zufrieden damit, Doctor, hier in Paris und unter Euren Berufsgenossen so viele Gegner zu haben," sagte der Minister mit leichter, aber vollverständlicher Stimme, „und wollt durchaus mit aller Welt in Conflict kommen und noch mehr Widersacher finden? Denn das wird unfehlbar eine der Folgen dieser Gazette sein, da sie nicht vermögen wird, es allen Menschen recht zu machen."

„Es ist wohl möglich, Eminenz, daß Thoren und Schelme an der Wahrheit Anstoß nehmen," entgegnete Renaudot tapfer, „aber ich hoffe, mein Unternehmen soll sich unter verständigen und ehrlichen Leuten auch Freunde erwerben."

„Die Wahrheit! — ja, das was Ihr so nennt," sagte Richelieu mit einem kaum merkbaren geringschätzigen Lächeln, „einem Anderen ist aber etwas Anderes Wahrheit und Jeder glaubt, er ist im Rechte. Wenn Ihr aber Dünkel und Eitelkeit nicht schont, werden auch sogenannte verständige Leute zu Thoren."

Der Cardinal schien auf diese seine pessimistischen Ansichten keine Erwiderung zu erwarten, denn er fuhr nach einer Pause fort:

„Ich will übrigens Eurem Zeitungs-Unternehmen nicht hinderlich sein, insofern Ihr dafür sorgt, daß nicht gegen die Gesetze, gegen Religion, Zucht und Sitte verstoßen wird. Richtet den Inhalt nur so ein, daß das Publicum daraus Belehrung schöpfe und im Guten befestiget werde."

„Es wird dies stets meine besondere Sorge sein," betheuerte Renaudot erfreut. „Gestatten mir Euer Eminenz, meinen unterthänigsten Dank und zugleich die Hoffnung auszudrücken, das unter so hohen Auspices (Vorbedeutungen) begonnene Werk möge gedeihen, der Mit- und Nachwelt Nutzen, unserem geliebten Frankreich aber Ruhm und Ehre bringen."

„Wann gedenkt Ihr das erste Blatt erscheinen zu lassen?"

„In längstens acht Tagen kann es zur Ausgabe fertig sein."

„Dann mögt Ihr," sprach der Staatsminister — und damit schuf er die ersten officiösen (von einer Behörde mittelbar beeinflußten) Nachrichten — „vielleicht in Form eines Briefes aus Deutschland dem Publicum bekannt machen, daß Seine Majestät unser allergnädigster König Ludwig aus Fürsorge für die Unabhängigkeit der Staaten unseres Continentes und um die deutsche Reichsverfassung aufrechtzuerhalten, mit dem Schwedenkönig Gustav Adolph einen Subsidien-Tractat (Hilfsvertrag) abgeschlossen und sich unter bestimmten Bedingungen sogar verpflichtet hat, den protestantischen Reichsständen gegen den Kaiser mit Waffengewalt beizustehen. Ihr mögt dabei bemüht sein, dem Publicum die hohe Weisheit und Gerechtigkeit dieses zu Bärwalde (in Preußen, Regierungsbezirk Frankfurt) geschlossenen Bündnisses eindringlich vorzustellen."

Doctor Renaudot nahm diesen Auftrag mit der Unterwürfigkeit entgegen, welche nach ihm den officiösen Journalisten aller Zeiten, deren erster er gewesen, zur vornehmsten Pflicht gemacht wurde. (Hierzu das Bild.)

„Im Weiteren mögt Ihr Euch hie und da wegen der Richtung dieser Correspondenzen und um nicht etwa aus Uebereifer oder Unverstand Verwirrung und Beunruhigung im Publicum zu erregen, mit dem Pater Joseph in das Einvernehmen setzen. Im Uebrigen seid klug — nicht allzu vorwitzig und streitlustig."

Mit dieser Mahnung, die ja auch noch heute oft genug an die Journalisten gerichtet wird, und einem gnädigen Kopfnicken entließ der Cardinal-Staatsminister den überglücklichen Doctor.

Aber so gehobenen Sinnes und freudig bewegt der gute Doctor Renaudot auch war, als er das Palais verließ, er wußte doch nicht, daß er der Doyen (Altvater) eines so zahlreichen und mächtigen Geschlechtes sein werde, wie es nach ihm die Journalisten wurden, und daß sich sein Zeitungs-Unternehmen zu einer der wichtigsten Institutionen, zu einem der kräftigsten Bildungsmittel, zum unabweislichen Bedürfniß entwickeln werde.



A. u N.

Cardinal-Staatsminister Richelieu ertheilt die ersten offiziösen Zeitungsnachrichten.

1.

4. Eine Heirat durch die Zeitung.

Am 30. Mai 1631 erschien die erste Wochennummer der Gazette de France, welche bald für Paris als politisches Blatt ein Privilegium erhielt und auf lange Zeit besaß.

Selbstverständlich darf man die Ansprüche unserer heutigen Zeitungen nicht daran stellen; indessen macht der Inhalt denn doch dem Doctor Renaudot alle Ehre.

Es erregte nicht geringes Aufsehen, „Specialberichte" aus Constantinopel zu lesen, die nicht älter als einige Wochen waren; noch jüngere aus Rom und Deutschland, ja jene aus den Niederlanden waren kaum eine Woche alt, für jene Zeiten eine erstaunliche Schnelligkeit. Wir wollen es dahingestellt sein lassen, ob nicht einzelne dieser Correspondenzen direct aus dem Tintenfaß Renaudot's stammten; — wenn es wahr ist, daß diese jedenfalls schnellste Art der Berichterstattung auch heute noch, im Zeitalter der Eisenbahnen und Telegraphen nicht unbeliebt ist, wäre es ja immerhin möglich und verzeihlich, daß er sich derselben auch bediente.

Vorsichtig scheint sich Doctor Renaudot im politischen Theil jedenfalls benommen zu haben, denn so viel wir wissen ist er diesfalls in keine Conflicte gekommen und das ungehinderte Fortbestehen der Gazette bis zur großen französischen Revolution spricht auch für den Tact seiner Nachfolger.

Freilich ist es ein etwas zweifelhaftes Lob, das ein Zeitgenosse der Gazette ausstellt, wenn er schreibt: „Man spricht jetzt in Paris von nichts Anderem, als von der Gazette des Doctor Renaudot, die übrigens auch wirklich belustigend und für das Publicum tröstend ist, denn das geschwätzige Blatt bringt niemals schlimme Nachrichten, so viel es deren auch gibt."

Von dem vielgegliederten Völkchen der Journalisten verehren daher keine in Doctor Renaudot mit so viel Recht ihren Stammvater, als jene Officiösen, deren lustiger Beruf es ist, auch die trübste Zeit heiter darzustellen.

Viel mehr trat Renaudot's ursprüngliches Naturell in dem monatlich erscheinenden Beiblatt hervor, in dem er sich tapfer mit seinen Widersachern herumzankte und die Vorzüge seiner „chemischen Arzeneien" vertheidigte. Es mag hier übrigens eingeschaltet werden, daß auch dieses Wirken des vielseitigen Mannes nicht ohne Verdienst war und der Arzeneischatz noch heute manche Stoffe enthält, die er zuerst chemisch herstellte und in die Medicin einführte.

Uebrigens schonten ihn auch seine Gegner nicht, und namentlich der schon mehrgenannte Doctor Guy Patin (Professor am französischen Collegium, medicinischer Schriftsteller, geb. 1601, gest. 1671, Vater des nicht minder berühmten Arztes und Numismatikers Karl Patin, der sich zur Zeit Leopold's I. verschiedenemale in Wien aufhielt) setzte ihm hart zu und sagte unter Anderem: „Renaudot habe die Stirne eines Schelms, der unfähig sei zu erröthen; er sei ein unklarer Kopf u. s. w."

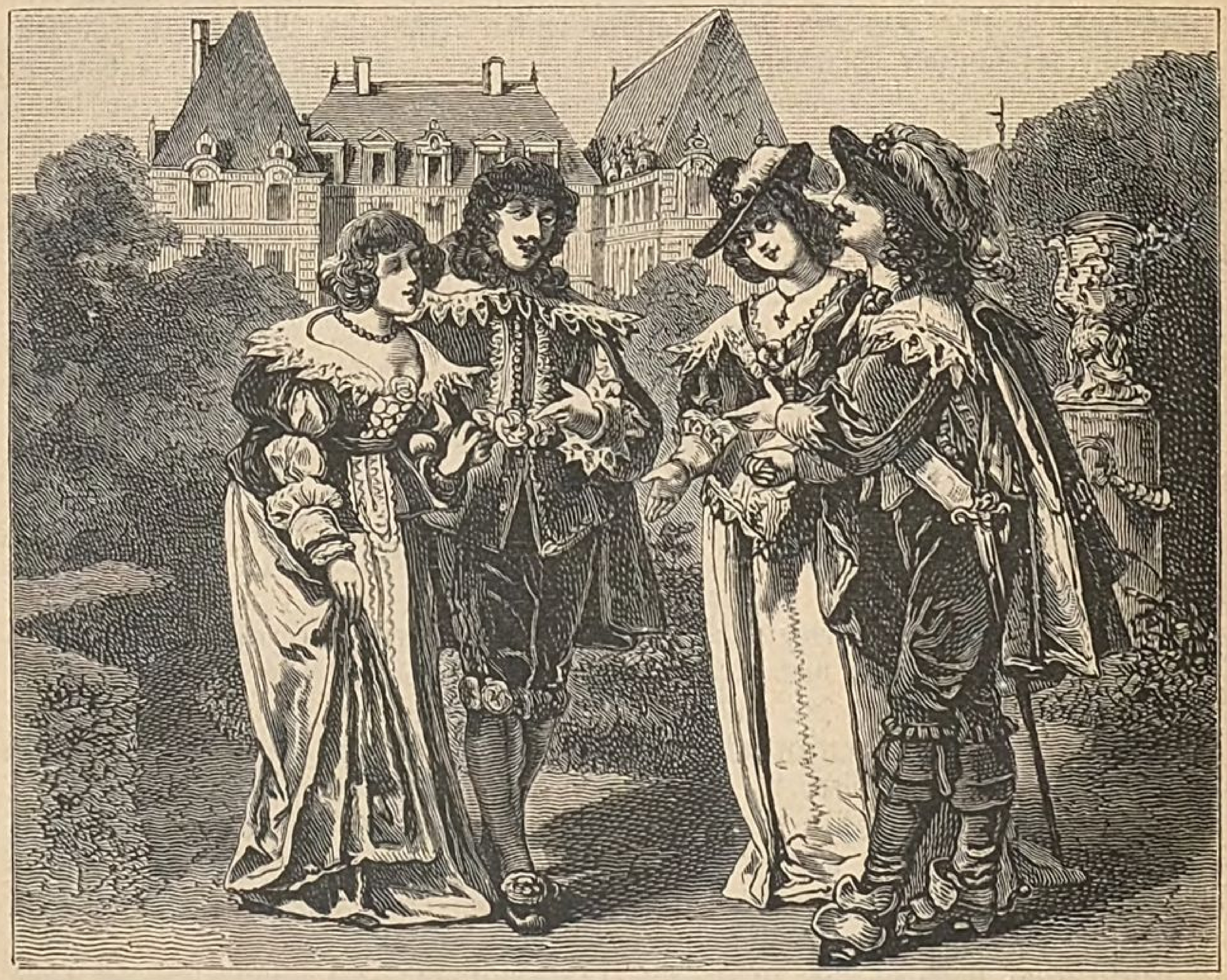
Da aber in gelehrten Streitigkeiten auch noch heute nicht immer feingeschliffene Klingen, sondern Dreschflegel geschwungen werden, dürfen wir hoffen, daß sich Doctor Renaudot seiner Gegner wohl erwehrt und ihnen mit gleicher Münze heimgezahlt haben wird.

Am meisten zur Gemeinfaßlichkeit des Unternehmens dürfte aber wohl das Journal d'Annonces (Anzeigeblatt) beigetragen haben, das als der leibhaftige Ahnherr der Inseraten-Beilagen und Kleinen Anzeigen anzusehen ist

und sogar schon mit einem eigenen Auskunftsbureau — das heutige „Näheres in der Expedition" — verbunden war.

In dem Journal d'Annonces findet man alle Rubriken, wie sie noch heute vorkommen, und nicht allein Käufe und Verkäufe, Dienstgesuche und Anbote, nicht blos eine „Erfindung, um fast kostenlos Geflügel fett zu machen" und ein „Fechtmeister, der gegen billiges Honorar les finesses les plus rémarquables (die merkwürdigsten Finten) lehrt", kündigen sich an, sondern auch den zarteren Verhältnissen wurden die Spalten dieses Anzeigeblattes bald dienstbar gemacht, wie es ja noch heute im Interesse „jener reizenden Dame mit schwarzen Haaren" oder der „alleinstehenden Witwe von einnehmendem Aeußeren" geschieht.

Unbeschadet seiner wissenschaftlichen Befähigung hatte Doctor Renaudot



Die Brautvorstellung im Garten. (Seite 37.)

auch einen scharfen Blick für geschäftliche und sociale Fragen. Er gründete unter Anderem auch den Mont de pitié (wörtlich: Berg des Erbarmens) — das Leihhaus (Versatzamt) von Paris und erwarb sich ein nicht unbedeutendes Vermögen, obwohl seine Feinde nach seinem am 25. October 1653 im siebenundsechzigsten Lebensjahre erfolgten Tod die Nachricht verbreiteten, er habe seine Einkünfte verschleudert und verpraßt und sei gueux comme un peintre (bettelarm wie ein Maler) gestorben.

Doch wie dem auch sei, wir haben es noch mit dem lebenden Doctor Théophraste Renaudot zu thun, der sich wohl des Erfolges freuen mochte, welchen schon die erste Nummer seiner Gazette fand, die unter Anderem eine volltönende Anrede an die „Herrscher und erlauchten Regierungen" enthält, in der die großen Vorzüge seiner Unternehmung gepriesen wurden, und welche

nicht ganz frei von dem ahnungsvollen Selbstbewußtsein ist, das heute, wo die politische Tagespresse als „sechste Großmacht" anerkannt ist, ganz natürlich erscheint.

Man schlug sich in Paris um die Gazette, wie in den Tagen der Noth um Brod vor den Bäckerläden; man sprach von nichts Anderem, und Jedermann, der zu „ganz Paris" gehören wollte, mußte sie gelesen haben und etwas darüber zu erzählen wissen.

Es war dies auch nicht zu wundern, denn es war nicht allein etwas Neues, sondern zugleich auch etwas, das dem instinctiven Bedürfniß des Publicums entgegenkam.

Man hat den Ursprung der Zeitungen viel weiter hinauf verfolgt, bis zu



Colombine und ihre Verehrer. (Seite 42.)

den acta diurna (schriftliche Verhandlungen des Tages) der Römer, ja man wollte auf Keilschriftplatten (die auf alten Denkmälern in Persien und Babylon gefundene Schrift, deren Charaktere nur aus zwei Elementen, Keil und Winkelhaken, zusammengesetzt sind) in Ninive Anzeichen eines medischen oder baktrischen Journalismus gefunden haben. Es waren jedoch die ersteren nichts als Sammlungen von Senatsbeschlüssen und Gerichtsurtheilen, ohne alle Berücksichtigung der Tagesgeschichte, die letzteren aber sind offenbar nur Bruchstücke einer Fürstenchronik.

Ebensowenig ist es zulässig, die Flugblätter über einzelne Begebenheiten, wie sie im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert häufig erschienen sind, als „Zeitungen" im wahren Sinne anzusehen, wenn sie selbst auch hie und da diesen Titel führen. Zwei Kennzeichen einer solchen fehlen überall: das regelmäßige periodische Erscheinen und die Vielseitigkeit des Inhaltes, der

seine Spitze in einer politischen Erörterung der Ereignisse hat, ob selbe nun aus einzelnen Nachrichten oder aus einer Besprechung und Beurtheilung — sogenanntem Leitartikel — besteht.

Diese beiden Merkmale nun finden sich zuerst nur in der Gazette de France vereinigt, und darum kann begründet auch nur sie als erste wirkliche Zeitung angesehen werden. Die Idee mag eine alte gewesen sein, voll erfaßt und zur Ausführung brachte sie aber zuerst Doctor Renaudot, welcher sogar später die aufkeimende Journalistik noch weiter ausdehnte, indem er ein sehr billiges, auf der Straße feilgebotenes Blatt — erste Colportage — den Courrier français (französischer Eilbote), in's Leben rief, ein Unternehmen, das sich bei den neuigkeitssüchtigen Parisern trefflich rentirte und worüber ein Zeitgenosse sagt: „Man hörte an Freitagen nichts Anderes ausrufen, als den Courrier français."

Wie so oft, wiederholte sich auch hier die Geschichte vom Ei des Columbus. Wer aber lange Zweifel und schüchternes Rathen endete und das Ei resolut auf die Spitze stellte, dem stand der Erfolg zur Seite.

Daran mochte wohl auch Doctor Renaudot denken, als er, die erste Nummer seiner Gazette in der Tasche, mit zufriedenem Gesicht die Treppe im Palais Sernonville hinanstieg. Er verlor seine gute Laune auch nicht, als man ihm mittheilte, Prinzessin Aglaë befinde sich im Garten, sondern er machte sich unverdrossen daran, die sonderbare Patientin in den Irrgängen eines echt französischen, zwischen hohen Mauern eingeschlossenen Ziergartens aufzusuchen.

Er fand sie bald. In einem lauschigen Bosquet saß sie auf einer Steinbank, träumerisch nach einer Gruppe blickend, welche gegenüberstand und Amor und Psyche vorstellte. Wie schön das zarte Mädchen war, seit sie nicht allein das volle Bewußtsein hatte, gesund zu sein, sondern dieses Glück auch zeigen durfte! Ein Schimmer namenlosen Wonnegefühles der Jugend lag auf ihren feinen Zügen — und doch! — brach aus diesen sinnigen Augen nicht ein fragender Strahl der Schwermuth?

„An wen die Kleine nur jetzt denken mag?" dachte der Doctor bei sich. „An einen Mann — das ist sicher — an was Anderes denken die netten petites sorcières (Hexlein), nachdem sie die Puppe aus der Hand gelegt haben, ja nie, wenn sie so d'rein sehen — so glückselig und doch jeden Moment zum Weinen bereit. An Gaspard? Gewiß nicht, denn dessen schämt sie sich — vielleicht an gar keinen Bestimmten, sondern an ein Ideal! Das thut aber nicht gut — wir wollen sorgen, daß ihre Gedanken eine Körperlichkeit zum Gegenstand bekommen."

Sein Nähertreten weckte die Prinzessin aus ihrem Nachsinnen und mit einem Freudenschrei sprang sie ihm entgegen.

„Ach, Doctor, das ist gut von Ihnen, daß Sie kommen; — ich war so fröhlich, daß ich schließlich fast traurig wurde. Ist das nicht komisch? Ich komme aus den Widersprüchen gar nicht heraus."

„Das ist ein Vorrecht Ihres Geschlechtes und Ihres Alters, und wenn die Frauen keinen übermäßigen Gebrauch davon machen, gehört es auch zu ihrem Vergnügen, weil sie uns Männer mit solchen reizenden Inconsequenzen über manche rauhe Wirklichkeit, die wir viel zu ernst nehmen, hinwegzutäuschen verstehen."

„Wenn Sie über die Frauen sprechen, werde ich nie recht klug daraus, Doctor. Es ist aus Ihren Worten so schwer zu enträthseln, ob sie Lob oder Tadel bedeuten sollen."

„Das ist gewiß nur, wenn ich von den Frauen im Allgemeinen spreche; nun — und dann wird eine vorsichtige Mischung von Lob und Tadel wohl das Treffendste sein. Meine ich aber nur Eine, und ist diese Eine noch dazu anwesend, so versteht es sich von selbst, daß eitel Lob von meinen Lippen kommt."

„Was für ein garstiger Spötter Sie sind, Doctor — so gefallen Sie mir gar nicht. Erzählen Sie mir lieber von Ihrem armen Patienten, von dem Sie bei Ihrem letzten Besuche sprachen, von dem Leidenden, der sich so einsam fühlt und Niemand hat, der ihn pflegt."

„Ach, von dem armen jungen Mann; — nun, er befindet sich wieder etwas besser, nur seine Melancholie nimmt stets überhand. Es ist eine traurige Geschichte – seine Mutter ist eine kränkliche Dame, sonst würde sie wohl herbeigeeilt sein, und außerdem hat er keine näheren Verwandten."

„Ach, der arme, arme Mensch!" rief die Prinzessin theilnahmsvoll.

„Bei der Natur seiner Krankheit, die, wie ich Ihnen sagte, die größte Vorsicht erfordert, um seine persönliche Sicherheit nicht zu gefährden, darf er auch keine andere Gesellschaft empfangen," fuhr Renaudot gleichmüthig fort.

„Da begreife ich, wenn er immer trauriger wird," seufzte die Prinzessin mit gesenktem Köpfchen.

„Ja, und stellen Sie sich nur vor, auf welche seltsame Idee der junge Mann kommt! Haben Sie schon gehört, daß ich eine Zeitung erscheinen lasse, aus der man alles Interessante und Nützliche erfährt?"

„Alles?" rief Aglaë erstaunt.

„Ja, Alles!" betheuerte der Arzt. „Das heißt, darunter verstehe ich so viel, als die Menschen bedürfen und vertragen, und — das ist im Durchschnitt nicht gar so viel. Haben Sie schon davon vernommen?"

„Ja, Onkel Liancourt sprach davon."

„Nun, sehen Sie, davon plaudere ich auch mit dem jungen Menschen und er bildet sich ein, auch etwas einrücken zu lassen und ließ nicht nach, bis ich ihm den Willen that."

„Natürlich, — warum hätten Sie ihm die Freude nicht machen sollen. Ich will mir die Gazette doch auch holen lassen."

„Da ist sie," sprach der Doctor, das erste Exemplar des jungen Journals hervorziehend. „Es ist mir ein Vergnügen —"

„Ach, das ist hübsch — geben Sie doch!" rief die Prinzessin eifrig, nach den Quartblättern — vier an der Zahl — haschend und deren Inhalt überfliegend. Aber sie schien nicht zu finden, was sie suchte.

„Aus Augsburg, Constantinopel, Rom!" sagte sie verdrießlich. „Steht denn gar nichts aus Paris darinnen?"

„O ja, — aber wenig. Seine Eminenz der Herr Cardinal-Staatsminister wollen die inneren Verhältnisse nicht besprochen wissen."

„Dieser schreckliche Mann mengt sich doch in Alles!" sagte Aglaë zornig. „Was geht ihn nun wieder an, was der arme junge Mann —"

„Ach, das suchen Sie!" rief der Doctor und stellte sich sehr verwundert. „Sehen Sie da, unten — an der Ecke des Anzeigeblattes — diese Verse: „Vom Lager eines Einsamen" — das ist's."

„Wie hübsch! Wie rührend! Das macht ja ganz traurig, wenn man's liest."

„Nicht wahr? Fast langweilig — ich sagte es ihm gleich, wollte es auch gar nicht aufnehmen."

„Langweilig! Was fällt Ihnen ein, Doctor?" erzürnte sich die kleine Prinzessin. „Schwermüthig stimmt es nur — aber trotzdem bedauert man, daß es schon zu Ende ist. Und Leodegar heißt er — welch' schöner, ritterlicher Name!"

„Er bedeutet „Weltberühmter" in der Onomastik (Namenserklärung) — ist indes wohl nur so angenommen — ich glaube er heißt Fabian oder Sebastian, Thimotheus oder Longinus — so auf diese Art."

„Das kann ich nicht glauben; — wer so schön empfindet, kann keinen so häßlichen Namen haben," erklärte bestimmt die Prinzessin mit echt weiblicher Logik.

„Das ist gewiß nur eine von Ihren Schelmereien, Doctor. Wissen Sie — ich hätte Lust — aber — das ist nur so ein unbedachter Gedanke von mir —“

„Nun, was ist's denn?“ ermuthigte der Arzt. „In diesem holden Köpfchen wohnen doch sonst lauter kluge und gute Gedanken, wird doch dieser jetzt keine Ausnahme sein.“

„Ich dachte mir,“ erklärte Aglaë erröthend, „ich möchte wohl versuchen, darauf eine Antwort zu machen, um den jungen Mann damit zu trösten, daß seine traurige Lage von mitfühlenden Herzen verstanden und bedauert wird.“

„Das ist ein trefflicher Gedanke, werth Ihres schönen Herzens!“ rief ganz begeistert der Doctor.

„Und sie werden diese Antwort — wenn sie erträglich ausfällt, in die Gazette aufnehmen?“

„Natürlich, und ich bin vollkommen überzeugt, daß sie so gut und von edlem Gefühl beseelt sein wird, wie Sie es ja selbst sind.“

„Was wird aber Cardinal Richelieu dazu sagen?“

„Hm,“ meinte Doctor Renaudot lächelnd, „ich hoffe, daß ihn dieser Theil meiner Zeitung vollkommen gleichgiltig läßt — besonders wenn ich auf einer anderen Seite eine Besprechung des noch immer nicht vollendeten Louvre bringe und des reizenden Pavillons, den der Cardinal an die westliche Façade durch den Architekten Lemercier setzen läßt.“ (Bild, Seite 25.)

Wirklich erschien schon in der nächsten Nummer der Gazette de France eine „Tröstung des Einsamen“, der sich natürlich aus Artigkeit verpflichtet hielt, mit einer Danksagung und einem noch viel beweglicheren Lamento zu antworten.

So ging es mehrere Wochen zu großer Befriedigung der unbekannten Correspondenten und noch größerer des schlauen Doctors fort.

Der volle goldene Sonnenschein eines köstlichen Sommertages fluthete in das Zimmer des Grafen Civray, den wir in Gesellschaft des Arztes wieder aufsuchen wollen.

Der junge Graf war schon ganz hergestellt, und da ihm die zurückgebliebene Blässe sehr gut stand und sich auch das von Renaudot verspottete Bärtchen auf der Oberlippe nett ausgebildet hatte, zeigte sich der Graf als ein bildhübscher Junge.

„Doctor, es ist jetzt mit meiner Geduld aus!“ rief er, aus dem Lehnstuhl aufspringend und dem Eintretenden entgegeneilend.

„Oho, was gibt es denn wieder?“ sagte der Arzt, mit unerschütterlicher Ruhe nach dem Puls langend.

„Ach, lassen Sie doch den Puls!“

„Nein, nein — der ist gerade heute von Wichtigkeit. Ich habe mich überzeugt, daß alle Welt an mein Mährlein von dem grausamen Fieber, das Sie überstanden haben, glaubt — und Sie daher gefahrlos wieder als gesund gelten können.“

„Im Ernst, Doctor? Ach, wie prächtig! — Ja — aber dann werde ich nicht mehr der „Einsame“ sein können?“

„Das geht dann füglich nicht mehr,“ bestätigte trocken der Arzt.

„Und ich werde auf diese süße, geheimnißvolle Correspondenz verzichten müssen. Das verbittert mir meine wiedergewonnene Freiheit ganz. Lieber Doctor, Herzensdoctor! verrathen Sie mir doch, wer diese Aglaë ist, die so rührend zu trösten weiß.“

„Hm, — Sie schließen aus dem Namen vielleicht darauf, daß sie auch körperlich eine Grazie ist? Wie aber, wenn Sie nun Ursula, Gertrude oder Scholastika hieße, buckelig und zahnlückig, gelb und mit sanftem Bartanflug gesegnet wäre?“

„Nein, nein, Doctor, das ist Lästerung! So zarte und schöne Gedanken legt der Himmel nur in eine eben solche Hülle!“

„Also, Sie bestehen darauf, Aglaë kennen zu lernen?"

„Goldener Doctor! Ich möchte Sie küssen!"

„Sparen Sie das, bis Sie Aglaë gesehen haben. Reiten Sie heute Nachmittag Schlag vier Uhr durch die Rue Saint-Onofré. Die Dame, welche Sie an meiner Seite erblicken werden, ist Aglaë. Machen Sie aber mir keine Vorwürfe, wenn sie Ihrem Ideal nicht entspricht."

Kurz vor vier Uhr fand sich der arglistige Herausgeber der Gazette im Palais Sernonville ein. Nach einigen gleichgiltigen Bemerkungen sagte er mit gutgespielter Absichtslosigkeit zur Prinzessin:

„Apropos, Prinzessin, ich habe eine Bitte! Ich bin ein leidenschaftlicher Bewunderer schöner Bauwerke und glaube bemerkt zu haben, daß die Thürme von Notre-Dame sich von der Terrasse Ihres Palais in einer selten schönen Weise repräsentiren müssen. Wollen Sie mich wohl einen Moment dahin begleiten?"

Aglaë erklärte ihre Bereitwilligkeit und Renaudot bot ihr mit jener Galanterie, die allezeit modern ist und welche nie als altmodisch angesehen werden sollte, den Arm.

Auf der Terrasse vertiefte er sich sofort in die Schönheiten der Kathedrale und machte seiner Bewunderung in vielen Worten Luft, die an der seit einiger Zeit recht tiefsinnigen Prinzessin eben keine aufmerksame Zuhörerin fanden.

Da erscholl Hufschlag — ein reichgekleideter, schlanker, junger Mann auf kostbar geschirrtem edlen Roß reitet in die Straße ein. Er blickt nach der Terrasse — jähe Röthe überfluthet sein Antlitz, und — das Pferd macht, von einem Riß an den Zügeln erschreckt, einen gewaltigen Satz.

„Ach Doctor! sehen Sie doch — der junge Cavalier grüßt so artig herauf — kennen Sie ihn?"

„Den, der da jetzt auf der Straße reitet? Freilich kenne ich ihn und Sie — nun, Sie kennen ihn ja auch; — das ist der Graf Leodegar von Civray, dem ich heute den ersten Ausritt erlaubt habe. Wie er gerade in diese Straße gekommen sein mag?!"

Es ist unnöthig, dem Leser erzählen zu wollen, was er ja ohnehin ahnt. Prinzessin Aglaë ward in die angenehmste Möglichkeit versetzt, den „Einsamen" zu trösten und entzog sich dieser süßen Pflicht nicht, auch als er ihr kein Unbekannter mehr war. Selbst der vereinigte Familienrath der Häuser Liancourt und Sernonville gab mit Vergnügen seine Zustimmung, als nach kurzer Zeit der Herzog von Longueville um die Hand der Prinzessin Aglaë für seinen Neffen und Erben seines Namens und Vermögens anhielt und kurze Zeit darauf bereits die Vorstellung des Brautpaares stattfand. (Bild, Seite 32.)

Doctor Renaudot freute sich seit dieser Zeit seiner Gazette noch mehr, denn durch die beiden jungen Leute, an deren Glück er sich herzlich erfreute, war er auf's Neue zur Ausführung einer schon lange gefaßten Idee gedrängt worden und er hatte die kaum geborene Unternehmung sofort zur Vereinigung der Beiden benützt. Es war dies gewiß die erste „Heirat durch die Zeitung", wenn auch nicht in dem Sinne, in welchem sich jetzt „Herren von altem Adel um eine Lebensgefährtin mit dem Range angemessenen Revenuen" oder „häuslich erzogene Mädchen in den Dreißiger-Jahren mit Ausstattung und Einrichtung um einen braven Mann, auch Witwer mit Kindern" in den Annoncenspalten sehnsuchtsvoll erkundigen.

* * *

Es ist ganz überflüssig, an diesem Platze viele Worte über die Bedeutung und den Einfluß zu sprechen, welche heute die Zeitungen haben. Wenn irgendwo das volksthümliche Sprüchlein „Wer schimpft, der kauft!" richtig angewendet wird, so ist das bezüglich der Zeitungen der Fall. Auch ihre eingefleischtesten Gegner

kaufen und lesen sie nicht allein, sondern bedienen sich auch ihrer zu den verschiedensten Zwecken. Es geht der Journalistik da, wie so manchen anderen Errungenschaften unserer Zeit — über welche man von mancher Seite so gewaltig zetert, aber sie dabei lustig gebraucht und mitgenießt.

Vor Kurzem lasen wir einen statistischen Ausweis, laut welchem die Zahl der jährlich erscheinenden Zeitungsblätter auf der ganzen Erde über sechs Milliarden beträgt, was auf den Kopf der angenommenen Menschenmenge von circa tausend Millionen sechs Exemplare macht. Rechnet man nun alle jene interessanten Völkerschaften weg, welche aus guten Gründen noch keine Zeitungen haben, so wird man leicht den immensen Einfluß ermessen, den sie in den Culturreichen ausüben. Und bedenkt man dem gegenüber, daß der wackere Doctor Renaudot seine Gazette ursprünglich als Mittel zur Zerstreuung seiner Reconvalescenten (Neugesundenden) plante, so wird man wohl unserem Eingangs ausgesprochenen Satze zustimmen: daß der Entwickelungsgang der Menschheit aus geringfügigen Anlässen oft wichtigere Impulse empfangen hat, als aus den Actionen der „hohen Politik".

Und das soll von uns noch weiterhin durch die verschiedenartigsten Beispiele dargethan werden.

Eine Wiener Theater-Katastrophe vor 120 Jahren.

1. Der Localdichter und die Colombine.

An einem der letzten Octobertage des Jahres 1761 senkte sich ein schwerer, dicker Nebel über die gute Stadt Wien herab. Schon um drei Uhr Nachmittags war es in den vielen engen und krummen Gassen der inneren Stadt so finster, daß man aus allen Gewölben und Tavernen kaum den trüben Schein der Oellampen sah und die Luft war dazu so feucht, daß man wohl auf den Gedanken kommen konnte, die liebe Natur halte großen Waschtag und lasse allen Dampf und die ganze Nässe gerade über Wien ausströmen. Wenn es wirklich ihr Bestreben war, sich auf solche Weise unangenehm zu machen, so wurde sie darin von der Bauart der inneren Stadt in merkwürdiger Weise unterstützt, sintemal es schien, als hätte man allen Fleiß und viele Kunst darauf verwendet, um Licht und Luft aus möglichst vielen Gassen fernzuhalten. Ein kleiner Nachgeschmack ist uns in Abbildungen aus jenen Tagen, oder solchen, die noch in unsere Zeit hereinragen, geboten, so zum Beispiel in einer getreuen Ansicht des alten Passauerhofes bei der Kirche Maria am Gestade.

Als der Abend herankam, ward es nicht viel finsterer, nur der Nebel wurde noch dichter und drückender. Mit stechender Schwere drang er in die Nasen- und Lungen der Menschen, und er verschonte ebensowenig den Thurmwächter von Sanct-Stephan, der keine Häuser und selbst die nächsten Kirchthürme nicht mehr sah, sondern nur auf ein wallendes Nebelmeer herabblickte, aus dem gespenstiger Lärm zu ihm herauftönte, als den rothnasigen Küfer tief unten in einem der vielen Weinkeller oder die flinken Schlosser, die in der Kellerwerkstätte beim trübflackernden Feuer hantierten.

Besonders beschwerlich mochte er wohl einem schlanken Mann werden, der, den dreieckig aufgeschlagenen Hut tief in die Stirne gedrückt, den weiten Mantel heraufgeschlagen, daß er Hals und Mund deckte, über die Seilerstätte dahineilte und dann in die Krugerstraße einbog. Es ist diese, uns ebenfalls durch eine gleichzeitige Abbildung (Seite 41) erhaltene Gegend eine nicht uninteressante.

Die ehemalige sogenannte Seiler-Spinnstatt, später Seilerstätte genannt, ist ein Theil der inneren Stadt Wien, welcher seinen Namen nach der zweiten türkischen Belagerung mit der That selbst erhielt, indem auf diesem Platze die Seiler ihre Arbeitsstätten hatten, wie dieselben noch auf der alten Abbildung zu sehen sind, und daselbst die Seile und das Tauwerk für die Kriegsschiffe auf der Donau, Save und Drau angefertigt und gewunden wurden, welche den mehr als einmal aufgefaßten Plan unterstützen sollten, den Erbfeind der Christenheit im eigenen Lande anzugreifen und bei günstigem Kriegsglück daraus zu verjagen.[1]

Vor dieser Zeit führte die Seilerstätte keinen besonderen Namen; sie hieß daselbst von den ausmündenden Gassen „under Pippingerstraß" (jetzige Anna-Gasse), „hinterm Raven (rauhen) Stein", „vnter Weihenburgk" u. dergl.; der unterste Theil gegen die Jakobergasse wurde zum „Vilz- (Filz) Gässel" gerechnet; an der Stelle des jetzigen Coburg'schen Palastes und des Seitentractes der Gartenbaugesellschaft bestand eine Reihe ebenerdiger Soldatenhäuschen, welchen der Wiener Witz schon frühzeitig, der Landsmannschaft der dort bequartierten Soldaten wegen, den Namen „das Kroatendörfel" beilegte. Der die Seilerstätte bis in die neueste Zeit in den Vormittagsstunden belebende Markt mit Obst, Grünwaaren, Butter und Geflügel hatte seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts daselbst statt.

Das schöne Haus in der Mitte unseres Bildes (Seite 41) besteht unter der heutigen Nummer 4 (alt 806) bis auf die Cassirung einiger Dachkammerfenster noch unverändert. Es zeigt in seinem Baustil den französischen Geschmack aus der Periode Ludwig's XIV., aus welcher Wien so zahlreiche Bauten aufzuweisen hat. Der Vorsprung unterhalb desselben links ist die Mauer des Franciscaner-Gartens, der sich bis in die neueste Zeit vom Klostergebäude in der Singerstraße und Weihburggasse bis zur Seilerstätte erstreckte und erst 1840 mit einem Theile des Klosters zur Hof- und Staatsdruckerei verbaut wurde.

Das finstere und einstöckige Haus mit dem festungsartigen Fahrthore auf der linken Seite ist das vom Erbzeugmeisteramte schon zur Zeit Kaiser Ferdinand's II. errichtete „Losament (logement, Quartier) Seiner Majestät Land- und Hauszeugmeisters", früher noch als „Stadt-Schultheißenamt" vorkommend. Als Wohnung des jeweiligen Stadtcommandanten hatte dasselbe zur Zeit, wo unsere Erzählung spielt, Feldmarschall Leopold Graf Daun, welcher in demselben am 5. Februar 1766 starb, und nach ihm Feldmarschall Peter Graf Lascy inne, welch' Letzterem dieses Haus von der Kaiserin Maria Theresia kurz vor ihrem Tode (1780) als freies Eigenthum überlassen worden. Von Lascy's Neffen ging das Haus 1802 käuflich an den Grafen von Kohary über und gelangte später durch Erbschaft an den Herzog von Sachsen-Coburg, der aus diesem, dem nebenstehenden Hause und einigen zu diesem Zweck erkauften kleinen Basteihäuschen 1840 bis 1844 den Prachtbau aufführte, welcher jetzt seine Fronten gegen die sogenannte Wasserkunstbastei (hinter dem Gebäude der Gartenbaugesellschaft) und die Seilerstätte ausdehnt. Die reichliche Anzahl der Säulen und Säulchen des Palastes aber entging keineswegs dem allzeit schlagfertigen Wiener Witze und gab dem Bau im Munde der Menge den Namen „die Spargelburg", damit ebensowohl auf den Säulenschmuck, als auf den Grünmarkt vor dem Gebäude hinzielend.

---

[1] Ausführliches darüber siehe in M. Bermann's „Maria Theresia und Kaiser Joseph II.", S. 75 (A. Hartleben's Verlag).

Während nun unser Wanderer diesen Weg nahm, brach wiederholt ein kurzer, heiserer Husten bei ihm los, der ihm wohl recht schmerzlich sein mochte, denn er mäßigte während desselben seinen Schritt und hüllte sich noch sorgfältiger ein. Aber der Nebel drang durch alle Falten und Verhüllungen, so daß kein anderes Mittel blieb, um ihm zu entrinnen, als erneuerte Beschleunigung des Ganges.

Bald hatte er die Kärntnerstraße erreicht, wo er einen Moment anhalten mußte, um die andere Seite gewinnen zu können, denn durch den Nebel strahlte ihm die röthliche Glut zweier lodernder Fackeln entgegen, die, von hurtigen reichbefederten Läufern geschwungen, einer stattlichen Carosse den Weg erhellten. Auch in diese hinein fiel ein Strahl von dem flackernden Licht und zeigte dem eben aufblickenden Mann ein vornehmes Paar — einen jungen Cavalier im reichen Hofkleid an der Seite einer gleichfalls prunkvoll gekleideten, etwas älteren Dame, deren hohe Frisur, Geschmeide und kostbarer Pelzüberwurf den Mangel körperlicher Anmuth nicht ersetzen konnte.

Der Wanderer ließ unwillkürlich den Mantel fallen und zeigte ein feines, aber von Krankheit und Ausschweifungen zerrüttetes Gesicht, aus dem dunkle Augen haßerfüllt in den Wagen starrten.

Selbst als das Licht der Fackeln sich im dichten Nebel nur mehr als rother Dunstkreis zeigte und das ziemlich rasch dahinrollende Gefährte in der grauen wallenden Masse verschwand, blickte er noch nach. Erst ein rauher Anruf, dem ein derber Stoß auf dem Fuß folgte, entriß ihn seinem Sinnen, und während der Sesselträger, dem beide entstammten, ihn mit einer Flut jener Liebenswürdigkeiten überschwemmte, welche die Umgangsformen dieser Herren sprichwörtlich machten, raffte er seinen Mantel wieder zusammen und eilte, zornige Verwünschungen vor sich hinmurmelnd, über die Straße und in das Gäßchen neben dem Theatergebäude links, woselbst sich der Eingang zu Bühne befand und das bis in die neueste Zeit die Bezeichnung „Komödiengasse“ (heute Maysedergasse) führte.

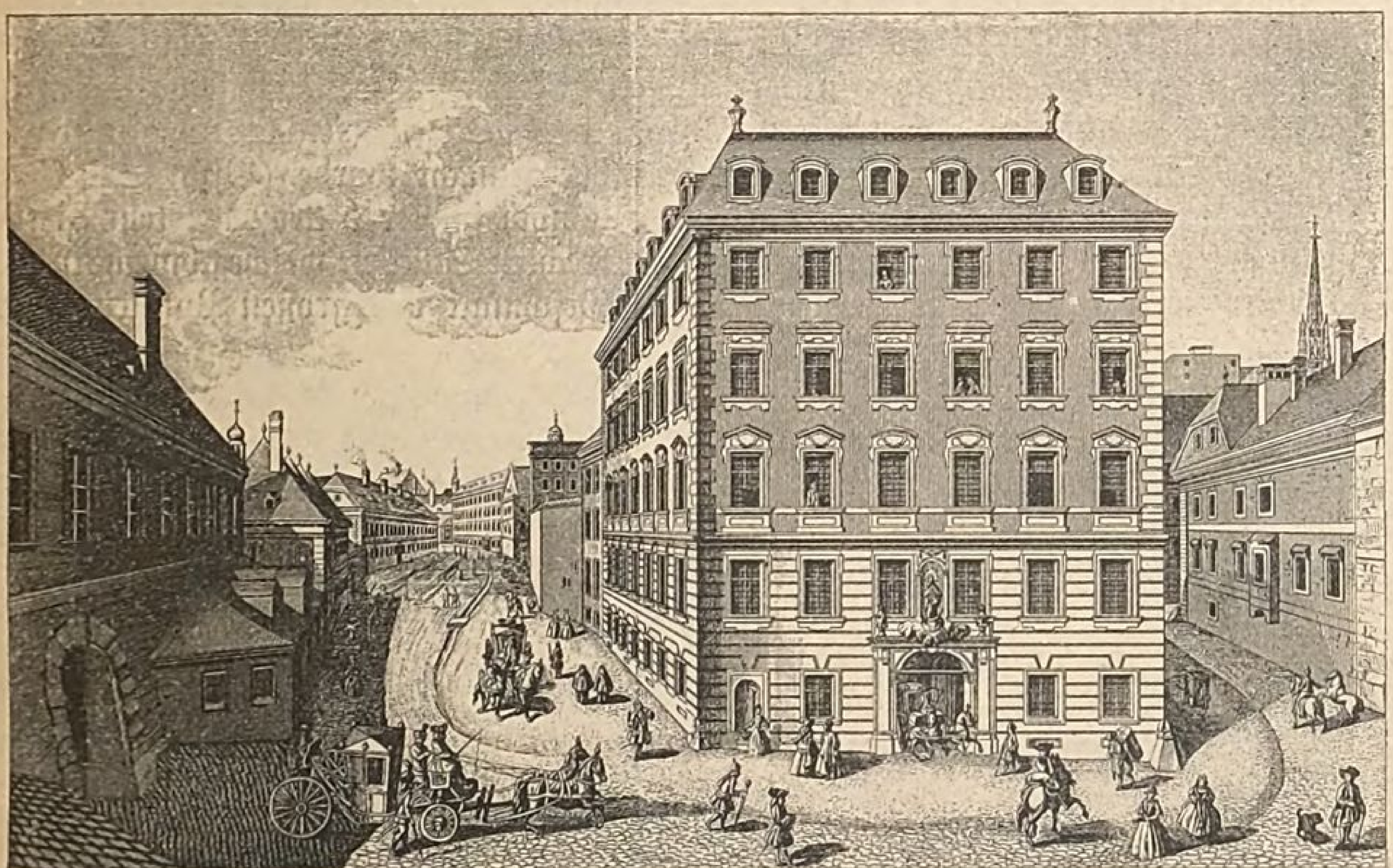
Ad vocem, Sesselträger! das war so eine ganz eigenthümliche Menschenrace. Die Ehre der Erfindung der Tragsessel gebührt dem kaiserlichen Kammerdiener Heinrich Ernst von Rauchmüller (1703) und man nannte diese Art Sänftenträger kurzweg „Sesseltrager“. Sie rannten so schnell durch die Gassen und waren dabei so unachtsam und grob gegen die übrigen Passanten, daß diese ihre Eigenschaften als Redensart gebräuchlich wurden, nämlich „er rennt wie ein Sesselträger“, „er ist grob wie ein Sesselträger“. Es kam vor, daß sie trotzdem unaufhaltsam fortstürmten, wenn ihnen auch der Insasse Halt! zuschrie. Wie einmal eine notable Amtsperson durch ihre Körperschwere den Fußboden der Sänfte durchbrach und ihr Haltrufen nicht gehört wurde, mußte sie im entsetzlichsten Regenwetter in seidenen Strümpfen und Schuhen durch alle Kothlachen mitlaufen.

Für unseren Wanderer war es bereits hohe Zeit, daß er beim Theater anlangte. Nur wenige Minuten fehlten mehr von halb sechs Uhr, um welche Stunde damals die Theatervorstellungen begannen. Von allen Seiten eilten trotz des unfreundlichen Wetters Schaulustige herbei, und auch nicht wenige Wägen fuhren vor und brachten Theatergäste.

Oft war der Andrang ein so bedeutender, daß es an argen Stockungen und auch an Unglücksfällen nicht fehlte, und schon drei Jahre früher, am 27. März 1758, war eine eigene Fahrordnung für die „hiesigen Theatri“ erlassen worden, welche besagte, „daß zu dem deutschen Theater nächst dem Kärntnerthor die Zufahrt aus allen Gassen Jedermänniglich freistehen, jedoch keinem Kutscher erlaubt sein solle, bei demselben durch das sogenannte Komödiengassel zurückzukehren, sondern es hat jeder Kutscher nach dem Aussteigen seiner Herrschaft entweder gegen die Bastei zu bei der Militärwacht (am Kärntnerthor) vorbei, die Kärntnerstraße herab, oder über den Platz bei dem Augustinerkloster (Lobkowitzplatz) hinweg zu fahren“.

Auch für die Abfahrt galten dieselben Bestimmungen, die als erste normative Fahrordnung für Wien nicht ohne Interesse sind, wenn auch die Zahl Jener immer kleiner wird, welche sich der durch die Basteien geschaffenen Raumverhältnisse so deutlich zu erinnern wissen, um die Nothwendigkeit solcher Anordnungen würdigen zu können.

Das damals bestehende Theatergebäude am Kärntnerthor (Bild, Seite 48), ein gefälliger Bau mit der Eigenthümlichkeit, daß die schmale Façade höher war als der Bühne und Zuschauerraum enthaltende Hinterbau, war über kaiserlichen Befehl in den Jahren 1708 und 1709 mit einem Kostenaufwand von 35.717 Gulden 23 Kreuzer und 3 Pfennige vom Magistrat erbaut worden, der ein „Privilegium privativum" dahin besaß, daß außer diesem und dem Burgtheater, in welchem aber nur Opern und Ballete gegeben wurden, kein Theater errichtet werden dürfe. Indessen als der Einfluß des Stadtrathes auf die Theaterangelegenheiten immer



Die alte Seilerstätte in Wien. (Seite 39.)

mehr beschränkt und seit 1754 in dem kunstsinnigen Grafen Jacob Durazzo ein besonderer Director des hiesigen Theaterwesens „bestellt" wurde, beide Theater, wenn auch ohne eigentliche Ermächtigung, den Titel „Hoftheater" führten, war thatsächlich jenes Privilegium schon erloschen, wenn es auch rechtlich noch bis zu der über das Kärntnerthor-Theater hereinbrechenden Katastrophe des Jahres 1761 bestand.

Eilig drängte sich der Mann im Mantel durch die Schaulustigen, welche einen oder zwei „Siebzehner", je nach den Plätzen, die sie einnehmen wollten, dem in einem kleinen vergitterten Käfig seines Amtes waltenden Cassier hinreichten. Von der schmalen Eingangshalle wendete er sich in einen dunklen Gang, in dem er mit der genauen Orientirung eines Wohlvertrauten dahineilte.

Hieher drang wohl der Nebel nicht, aber ein dumpfiger Geruch herrschte und die Luft schien erfüllt von feinen Staubtheilchen, die ihn neuerdings zum Husten reizten. Doch er beobachtete dies jetzt gar nicht mehr und ohne auf die Vorbereitungen zu achten, die man auf der Bühne traf, überschritt er dieselbe und verschwand in

einem anderen finsteren Gang, auf den sich eine Menge kleiner Thüren öffneten. So gleichartig sie auch waren, bedurfte er doch des Zählens nicht — vor einer derselben hielt er an und nach minutenlangem Zaudern legte er die Hand an die Klinke und trat ein.

Es war die Garderobe einer Schauspielerin. Freilich darf man dabei nicht an die reizenden Boudoirs moderner Bühnen-Prinzessinen denken, die mit den Erinnerungszeichen zahlloser Triumphe ausgestattet sind. Man trieb damals den Cultus der künstlerischen Persönlichkeit noch nicht so wie in unseren Tagen, und es war auch noch nicht Sitte, sich Kränze und Bouquets werfen zu lassen, die unverwelkbar und zu öfterem Gebrauch geeignet sind. Auch die zahllosen Hervorrufe gab es noch nicht

Es war ein recht kleines, schmuckloses Gemach, an dessen Wänden einfache Haken angebracht waren, welche in buntem Durcheinander Costümstücke trugen. Ein einfacher Tisch, bedeckt mit Kämmen, Bürsten und Schminktöpfen, eine umgestülpte Kiste und einige wackelige Sessel als Sitzplätze, ein sehr mäßiger Spiegel in braunem Holzrahmen — das waren die Einrichtungsstücke der Garderobe einer gefeierten Darstellerin der Colombine in jenen Tagen der „Demoiselle Reichin" (Reich), wie es auf den Theaterzetteln hieß, einer Dame, welcher in glühendster Weise von den Lebemännern jener Tage der Hof gemacht wurde. (Bild, Seite 33.)

Sie war eine der Hauptstützen der damals noch immer beliebten extemporirten Komödien, „agirte" (stellte dar) aber auch in regelrechten Stücken, welche abwechslungsweise mit jenen gegeben wurden, obgleich der Geschmack des großen Publicums sich noch immer mehr den ersteren zuwendete.

Demoiselle Reich war eine üppige Brünette, und wie sie da in dem kurzen scheckigen Kleidchen, der neckischen weißen Schürze und mit dem von flatternden Bändern durchflochtenen Haar vor dem armseligen Spiegel stand und, die bloßen Arme in die Seite stemmend, sich graziös in den Hüften wiegte, mochte man es wohl begreifen, daß der Eintretende sie mit bewundernden Blicken betrachtete.

Eine zweite junge Frau war im Begriff, ihr die Halbmaske zu befestigen, welche zu der aus der italienischen Burleske (Posse) übernommenen stehenden Figur der Colombine gehörte, dort die Partnerin des Arlechino, hier die würdige Genossin des Hanswurst und für alle Zeiten das Vorbild verschmitzter, koketter und hilfebereiter Kammerzöfchen — die Localsängerin jener Tage.

Beide Frauen wendeten sich dem Eintretenden entgegen, der den Mantel auseinanderfallen ließ und nähertrat. Er wies sich als ein Mann von ungefähr dreißig Jahren mit geistreichen und aufgeweckten Zügen, die aber durch Magerkeit und Erregung entstellt wurden. Er zeigte in Haltung und Toilette eine gewisse Eleganz, die gleichwohl nicht ohne Spuren von Vernachlässigung war, — kurz er machte jenen Eindruck, den man in unserer Zeit „genial" nennt, wofür man aber damals derbere und mehr wahre Bezeichnungen hatte.

„Noch bei der Toilette, Tinerl?" sagte er mit klangvoller aber heiserer Stimme, einen nicht sehr freundlichen Seitenblick auf die Helferin werfend, deren netter Anzug zeigte, daß sie keine Dienerin war.

„Wie Sie sehen, Herr Hafner," entgegnete etwas verlegen Colombine. „Ich habe mich verspätet, und wenn nicht Madame Lehrner so freundlich gewesen wäre, mir zu helfen, würde ich kaum fertig geworden sein."

„Madame Lehrner macht sich in allen Zweigen des Theaterwesens verdient," sagte Hafner ziemlich frostig. „Sie vertritt, wenn es nöthig ist, ihren Gemahl, den Cassier, oder den Souffleur in memorirenden Stücken, frisirt die Damen — "

„Schminkt die Herren, zündet, wenn der Diener krank ist, die Lampen an, donnert hinter der Bühne," fiel spottend die Vielverwendbare ein.

„Spielt wohl auch aus Gefälligkeit kleinere Rollen selbst," ergänzte Colombine.

„Und macht sich schließlich vielfach verdient um die — Beziehungen der Acteurs und Actricen zu der Außenwelt," schloß Hafner die Aufzählung mit scharfer Betonung.

„Ja, wenn ich irgend mich gefällig oder nützlich erweisen kann, so thue ich es gern," sagte Madame Lehrner, so gleichmüthig ausschauend, als habe sie den herben Stich nicht verstanden. „Mein Gott! was da zum Theater gehört, ist so eigentlich doch eine Familie, da muß man sich unterstützen und gegenseitig dienen."

„Besonders wenn was dabei herausschaut," murmelte Hafner ziemlich hörbar.

„So, Mamsell Reichin — wir sind fertig," sagte die Cassiersgattin zurücktretend und ihr Werk betrachtend. „Vortrefflich schau'n S' aus — so schön, daß es nicht zu wundern ist, wenn die vornehmsten Cavaliers wieder den Kopf verlieren."

„Das wird ihnen nicht viel Anstrengung machen — es ist nicht viel dazu nöthig und kein besonderes Lob für unserer gefeierten Colombine Reize," bemerkte Hafner sarkastisch.

„Ei, ei, Herr Hafner Sie halten nicht viel auf uns're noblen Herren!" mahnte die Lehrner.

„Was soll man auch auf sie halten, wenn's mit den meisten nicht auszuhalten ist," scherzte der junge Mann. Dann wendete er sich zur Schauspielerin: „Was giebt man heute?"

„Eine Komödie vom Herrn von Kurz, die er erst ganz neu componirt hat," antwortete sie.

„Aha, also wieder eine extemporirte (aus dem Stegreif)?"

„Ja wohl," antwortete statt Colombine Madame Lehrner, „und mein Mann sagt, sie soll pudelnärrisch sein. Schon der Titel ist so spassig: „Hanswurst's und Bernardon's erschreckliche Weiber- und Buben-Bataille oder die zum Weinen lachende blutige Mordtragödie."

„Der Titel verspricht in der That viel," sagte Hafner unter bitterem Lächeln, die Achseln zuckend.

„Seit Herr Hafner sogenannte reguläre Komödien schreibt, kann er's nicht mehr leiden, wenn wir auf der Bühne reden, wie uns der Schnabel gewachsen ist," warf die Reichin ein.

Hier muß zum besseren Verständniß bemerkt werden, daß in den extemporirten Stücken nur das Sujet (Stoff, Vorwurf), der Gang der Handlung, die Eintheilung der Scenen, einzelne Lieder und Spässe Eigenthum des Autors waren, der Dialog (das Wechselgespräch) aber im Großen und Ganzen von den Schauspielern, namentlich jenen der komischen Rollen, stets extemporirt werden mußte. Man findet daher in den Entwürfen solcher Werke häufig die Bemerkung: „Hier kann der Hanswurst seine Lazzi (von lazzo, Spaß, lächerliche Geberde) und Foppereien anbringen," oder „Colombine neckt hierauf den Lepoldl (Leopoldchen)" u. s. w.

Daß diese Art von dramatischen Darstellungen eigens und vielseitig veranlagte Schauspieler bedurfte, ist eben so klar, als daß trotzdem die gemachten Spässe und oft die ganzen Vorstellungen eintönig und von der derbsten Art werden mußten. Da zudem manche Schauspieler die ihnen gewährte Freiheit auf die anstößigste Weise mißbrauchten, erging schon im Jahre 1752 eine Resolution der Kaiserin Maria Theresia, „daß das deutsche Theater vollständig separirt werden müsse; die Komödie soll keine anderen Compositionen (Ausarbeitungen) spielen, als die aus den französischen oder welschen oder spanischen Theatris herkommen; alle hiesigen Compositionen von Bernardon (Charakterrolle des Impresar Kurz) und anderen sind völlig aufzuheben; wenn aber doch einige gute von Weiskern (später Hofschauspieler, nach dessen Plan das Burgtheater gebaut wurde) wären, sollen solche eher genau durchgesehen und keine équivoques (Zweideutigkeiten)

noch schmutzige Worte darinnen gestattet werden, auch den Komödianten nicht ohne Strafe erlaubt sein".

Man bringt diese Maßregel häufig mit einer von Kurz, dem berühmten Darsteller des Bernardon, angeblich im Beisein der Kaiserin vorgebrachten, kaum glaublichen Unfläthigkeit in Zusammenhang und will daraus auch seine zeitweilige Abwesenheit von Wien erklären. Wahrscheinlicher hängt dieselbe jedoch mit dem Tode seiner Gattin Franciska, einer der berühmtesten und graziösesten Darstellerinnen der Colombine im Jahre 1755, zusammen und der citirte Erlaß ist nur die natürliche Gegenstrebung in Bezug auf die Ausschreitungen und ästhetischen Sünden, welchen die extemporirten Komödien naturgemäß anheimfielen. Daß man dabei auf Uebertragungen aus dem Französischen, Spanischen und Italienischen verfiel, ist einfach dadurch erklärt, daß das deutsche Drama, mit Ausnahme der schwülstigen Producte der schlesischen Dichterschule, damals noch gar nicht vorhanden war.

Indessen hing der Geschmack des Publicums so sehr an den extemporirten Stücken, daß sie nicht ganz zu unterdrücken waren, und schon zu Ende der Fünfziger-Jahre finden wir Kurz wieder in Wien. Und es waren nicht blos die minderen Classen, welche sich dafür interessirten, sondern sie fanden auch in den höheren gebildeten Ständen mächtige Fürsprache. Gewiß nicht grundlos, wenn man bedenkt, daß dadurch, weil der Schauspieler nicht an den Wortlaut einer Rolle gebunden war, seine Darstellung größere Unmittelbarkeit und Frische erhielt und ein und dasselbe Stück durch den wechselnden Dialog — natürlich nur, wenn er derart jedesmal frisch zu führen verstanden wurde — auch bei Wiederholungen interessant blieb.

Schließlich hat unsere Zeit auch das Andenken Hanswurst's wieder zu Ehren gebracht und seine Verdienste um das deutsche Theater anerkannt. Thatsächlich war übrigens auch dieser stehende Charakter im Laufe der Jahre Wandlungen und Umbildungen unterworfen. Aus dem dummdreisten derben Hanswurst des Erfinders dieser Rolle, Stranitzky, und seines begabten Nachfolgers, Prehauser, entwickelte sich der von Kurz geschaffene und theils neben jenem, theils allein zur Geltung gebrachte Bernardon, ein Charakter von viel feinerer Anlage und zugleich mehr Nuancirung (Abstufung). Vom tölpisch-galanten Landedelmann, dessen Mißgriffe Hanswurst entgelten muß, bis zum wirklich abgefeimten Spitzbuben wurde Bernardon variirt und erlaubte daher eine viel größere Abwechslung und zeitgemäßere Komik. Uebrigens ist die Lust an „stehenden Figuren" dem deutschen Volkstheater bis in die Neuzeit herauf erhalten geblieben. Ein Nachfolger Bernardon's war Burlin, der liederliche, verschuldete Edelmann, ihm folgten Thaddädl, dann Kasperl, Staberl, die Krähwinkeliaden u. s. w.

Doch zurück in die Garderobe der Colombine.

„Gerad' als ob Herr Hafner nicht auch recht hübsche Komödien für den Hanswurst Prehauser geschrieben hätt'," ergänzte die Cassiersgattin die Bemerkung der Schauspielerin.

Auf Hafner's bleichem Antlitz stieg eine leichte Röthe auf und er biß die Lippen übereinander. Dann aber antwortete er, mit erhobener Stimme zwar, aber anscheinend ruhig:

„Sie erweisen mir wirklich einen Dienst, meine Damen, wenn Sie mich daran erinnern, daß auch ich mich so weit vergessen habe, Stücke für das Theater zu schreiben, die dem Autor (Verfasser) wenigstens nicht zur Ehre gereichen. Aber ich habe es abgeschworen und selbst das eindringlichste Bemühen meines Freundes Prehauser wird mich dazu nicht mehr bringen. Habe ich doch einsehen gelernt, was unserem Theater noththut und was das Volk davon erwarten darf: daß wir ihm nämlich sein eigenes Leben und Wirken in treuen Bildern vor

das Auge führen, daß es sich daran erfreue, wenn es sein kann, sich daran bekehre und bessere, falls es seine Fehler erkennt. Das scheint mir ein würdigeres Ziel für Autoren und Acteurs, als wenn die Ersteren nur ein ledig Gerippe als Handlung hergeben und es den Letzteren überlassen, es mit dem Fleisch alltäglicher Lazzi und unfläthiger Geberden zu füllen."

„Das klingt recht schön," spöttelte Madame Lehrner, „aber gerade diese verachteten Lazzi thun noch etwas Anderes — sie bringen Geld ein."

„Brav gesprochen für eine Cassiersgattin!" entgegnete trocken Hafner.

„Heute ist mit Ihnen nicht auszukommen," rief lachend mit einem koketten Blick die hübsche Frau. „Es wäre doch ewig Schade, wenn Sie keine so lustigen Hanswurstträume für Herrn Prehauser mehr schreiben würden, die waren ja gar zu köstlich! Doch, ich will sehen, ob man schon angefangen hat."

Mit diesen Worten hüpfte sie zur Thüre hinaus, nachdem sie der Colombine noch Einiges zugeflüstert hatte. Diese Letztere drehte sich augenscheinlich verlegen nochmals zum Spiegel und nestelte an den Bändern ihres koketten Schürzchens herum.

„Sie verwenden ja heute ungewöhnlich viel Sorgfalt auf ihre Toilette, Tinchen?" sagte Hafner nach einer Pause, in welcher er starr auf sie geblickt hatte.

„Das ist ja doch immer meine Pflicht," entgegnete sie befangen, ohne sich umzudrehen. „Das Publicum verzeiht es eher, wenn man mit der Rede hapert, als wenn etwas am Costüm fehlt."

„O ja, besonders jene Zuschauer, die mehr kommen, um zu sehen, als um zu hören," warf Hafner bitter hin.

„Ja, mein Gott!" entgegnete sie schnippisch, die vollen Achseln zur Höhe ziehend, „für sein Entréegeld kann Jeder hören oder sehen, je nachdem er will."

„Sollten Sie wirklich nur an die Allgemeinheit des Publicums denken, Tinchen, wenn Sie sich so schmücken? fragte Hafner mit weicher Stimme, indem er nähertrat und ihre Hand ergriff.

„Für jemand Einzelnen gewiß nicht," lautete die trotzige Antwort der Schönen, die nach der zu allen Zeiten üblichen Weise der Frauen nunmehr die mildere Stimmung des Mannes dazu benutzte, um ihrerseits die Gekränkte und Erzürnte zu spielen.

„Für gar Niemand?" fragte Hafner dringend. „Auch für den Grafen Salviati nicht?"

„Warum gerade für ihn?"

„Das müßten Sie, wenn es der Fall wäre, besser wissen, als ich. Man sagt, und zwar schon ziemlich laut, daß der Graf sehr bemüht ist, das Glück, welches ihm an der Seite seiner unschönen Gattin versagt ist, bei der desto reizenderen Colombine Ernestine Reich zu suchen."

„Pah! Man sagt!" rief die Schauspielerin leichtfertig. „Man sagt! Ja, was sagt man bei uns nicht Alles, wenn man um einen Gesprächsstoff verlegen ist. Sie, lieber Herr Hafner, sollten das am besten wissen."

„Und warum gerade ich?"

„Nun, weil man — verstehen Sie wohl jenes unbekannte, räthselhafte und vielzungige „man"? — auch über Sie Allerlei zu erzählen weiß."

„So, und das wäre?"

„Nun, — man sagt zum Beispiel, daß Herr Hafner lockerer lebe, als es sich für einen ehrbaren gesetzten Mann ziemt; — daß er gern die Nacht zum Tag macht und nicht besonders sorgsam in der Wahl seiner Gesellschaft ist; — daß seine lustigen Streiche oft an die Grenze des Erlaubten gehen; — kurz, daß er sich nicht so aufführt, wie er es seiner Reputation und seiner Gesundheit schuldig ist."

„Sehen Sie, Tinchen, ich will aufrichtig sein," rief Hafner nach einer Pause. „Wenn man all' das von mir sagt, so ist ein Körnchen Wahrheit darin — aber nach alter Gepflogenheit fragt man nicht, wie es komme, daß ich so bin."

„Sollte das Gleiche nicht auch der Fall sein, wenn ich mich herbeilassen würde, den Grafen Salviati zu erhören?" entgegnete schlagfertig die Schauspielerin.

„Ich wüßte nicht, was Sie da für irgend triftige Motive anführen könnten," sagte betroffen Hafner.

„I du mein Gott! Gründe und Motive muß man nicht immer von uns Frauen verlangen, besonders wenn es sich um einen Liebhaber handelt; in solchen Fällen richten wir es mit einer Laune. Aber es würde mich doch freuen, zu hören, mit was Sie das, was man über Sie spricht, entschuldigen wollen."

„Verlangen Sie wirklich, daß ich es Ihnen sage?"

„Nun freilich, sonst würde ich nicht fragen."

„Gut — mit diesem Verlangen ertheilen Sie mir auch das Recht, von Etwas zu sprechen, was Sie mir jüngst zu berühren untersagten. Ernestine," fuhr der junge Mann innig und mit leiserer Stimme fort, „wenn es wahr ist, daß ich unordentlich lebe, schwärme und trinke, so liegt es ganz allein in Ihrer Hand, mich davon abzubringen."

„In meiner Hand? Daß ich nicht wüßte!" rief die Colombine mit der koketten Naivetät, welche durchaus keine ausschließliche Gabe der Damen vom Theater ist — im Gegentheil ist manche „Naive" von der Bühne im wirklichen Leben ganz erschrecklich erfahren.

„Sie wissen das ja ganz gut und wissen auch warum. Reichen Sie mir Ihre Hand, werden Sie mein Weib, erlauben Sie mir für Sie zu sorgen und Sie sollen sehen, wie ordentlich ich sein, wie ehrbar ich mich betragen werde. Ich will Ihnen nicht zumuthen, der Bühne zu entsagen, nur das eine verlange ich, daß Sie diesen Flitter nie mehr anziehen und sich jener besseren Richtung widmen, für die Sie so sehr befähigt sind!"

„Philipp, Sie sind ein guter Mensch," sagte Ernestine sichtlich gerührt von der Wärme des jungen Mannes — aber sie erblickte in seinen fieberhaft glänzenden Augen, in den rasch wechselnden Flecken auf seinen Wangen ein unheimliches Gespenst, das nach seinem Leben griff und die aufquellende Erregung aus ihrem Herzen verscheuchte. Wer sein innerstes Leben Tag für Tag in anderer Gestalt ausgießen muß für eine Scheinwelt, behält eben nur selten so viel Ernst für die Wirklichkeit, um wahrhaft gut und edel zu sein und es zu mehr als momentanen Aufwallungen zu bringen.

„Apropos!" rief sie plötzlich, um von dem gefährlichen Thema abzukommen. „Wissen Sie, daß es für den 3. November bei der Aufführung Ihrer „Theatralischen Aufführung unter guten Freunden" bleibt?"

„Der Herr Theatralcommissär Lambacher hat mich davon avertisirt," versetzte Hafner. „Ach, ich glaube, in diesem Stück etwas wirklich Gutes und dem Geschmack des Publicums Entsprechendes geliefert zu haben. Wenn doch der Erfolg, welchen ich mir erhoffe, auch Ihnen beweisen würde, daß Sie mir vertrauen können!"

„Woher wissen Sie, daß ich Ihnen nicht vertraue? Gewiß mehr, als es umgekehrt der Fall ist — sonst müßte ich Sie mit der hübschen Frau Lehrner beargwöhnen, wie es mir wegen des Grafen widerfährt."

„Was fällt Ihnen ein! Mir ist dieses Weib verhaßt."

„So!" sagte Demoiselle Reich gedehnt. „Und sollten Sie — vorausgesetzt, daß dies wahr ist — nicht wissen, daß Madame Lehrner diese entschiedenen Gefühle in ganz entgegengesetzter Weise erwidert?"

„Warum nicht gar?!“ rief Hafner betroffen. „Und doch — ach! es ist nicht Eitelkeit, wenn ich mich daran klammere — sollte sie deshalb die Unterhändlerin des Grafen machen?“

„Wie böse Sie sind!“ sagte die Schauspielerin, ohne indessen ein verrätherisches Roth ganz verbergen zu können. „Wer wird einer achtbaren Frau so etwas nachsagen?!“

„Habe ich nicht schon oft gehört, wie sie den Grafen und seine Eigenschaften preist, ihn wegen seiner unglücklichen Ehe bemitleidet?“ entgegnete Hafner heftig. „Und vor einigen Tagen traf ich sie mit ihm während der Vorstellung im Logengange flüsternd; — nun, ich will ihr den Makel an der Achtbarkeit gern verzeihen, wenn sie da nur ihre eigenen Angelegenheiten abmachte.“

„Es wird immer ärger — man muß sich vor Ihrer bösen Zunge hüten.“

„O, Ihnen gegenüber soll sie keine anderen als gute und liebe Worte sprechen! — Tinchen, geben Sie mir nur einen kleinen Trost; ist Ihnen der Graf wirklich ungefährlich?“

„Gefährlich? Ha ha ha! wie Sie doch sprechen, als ob ihr Männer reißende Thiere wäret. Nun wohl, nehmen wir das an, so sage ich Ihnen, daß mir der Graf so ungefährlich ist, wie —“

„Mamsell Reichin!“ rief eine Stimme in das kleine Zimmer, „’s ist Zeit. Ihre Scene kommt.“

„So ungefährlich, wie —?“ drängte Hafner, indem er das Mädchen festhielt.

„Nun, wenn Sie denn hören wollen, gut! Er ist mir so ungefährlich, wie alle Männer mit einer einzigen Ausnahme — und diese nenne ich nicht!“

Damit entzog sich die muthwillige Schöne seiner Hand und flog davon.

Der arme Hafner war aber vollkommen überzeugt, daß er diese Ausnahme sei und daher hochbeglückt. Und da sehr wenige Männer in seiner Lage anders zu denken besonnen genug gewesen wären, wollen wir ihm diese Eitelkeit nicht zu hoch anrechnen.

Bevor wir aber in unserer Erzählung weiterschreiten, müssen wir zur Verständigung der nachfolgenden Abschnitte vorerst eine kurze Geschichte des Theaterwesens überhaupt bis zum Zeitpunkte liefern, in welchem die Vorfälle sich ereigneten, deren wir in diesem Abschnitte unseres Buches gedenken.

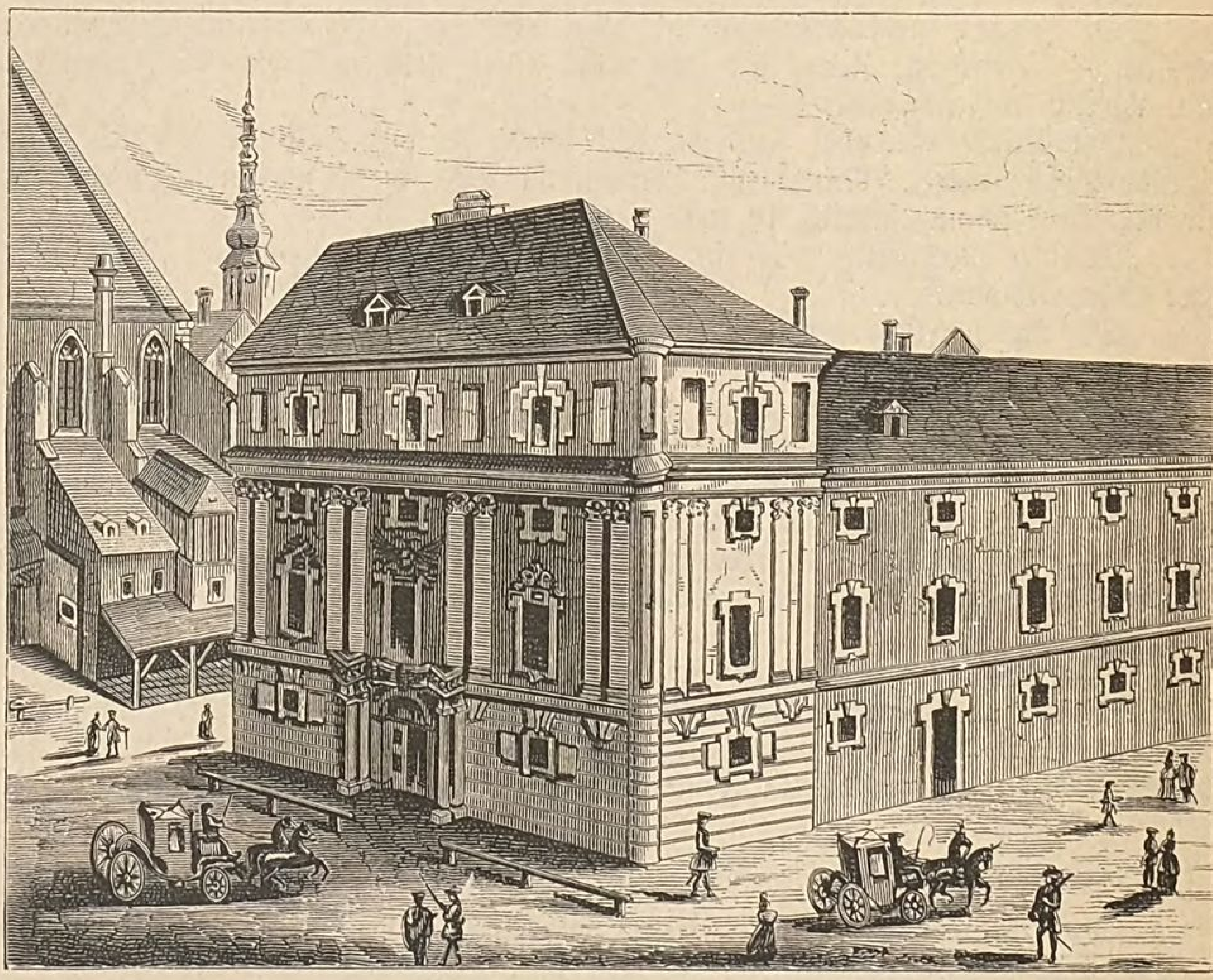
2. Entstehen des Theaterwesens in Wien.

Die Anfänge des Theaterwesens greifen in Wien in das sechszehnte Jahrhundert zurück, wo von geistlichen Corporationen Passionsspiele, später an den Schulen zu Sanct-Stephan, an der Universität, bei Sanct-Michael und bei den Jesuiten am Hof lateinische Schulkomödien aufgeführt wurden. Später und bis zum Beginne des siebenzehnten Jahrhunderts fanden auch im Rathhaussaale und im bürgerlichen Zeughaus am Hof Vorstellungen statt, bei welchen hauptsächlich Schüler, in den komischen Rollen jedoch schon professionsmäßige Schauspieler mitwirkten, die nach dem von ihnen gebrauchten Plattdeutsch „Niederländer“ genannt wurden.

Die gesellschaftliche Stellung derselben war eine sehr prekäre, und zur selben Zeit, wo in England schon Shakespeare’s Genius die Bühne verherrlichte und ihn am Hofe der Königin Elisabeth zur Geltung brachte, wird in einer Wiener Polizeiordnung vom Jahre 1606 der „Komödiant“ in eine Reihe mit „Schalks-

narren und Schalksnärrinnen, Bären-, Affen- und Hundstanzmachern" gestellt. Eine viel spätere Verordnung Ferdinand's II. vom 20. November 1642 empfiehlt die strengste Ueberwachung der „Gaukel- und anderen leichtfertigen Spiele, Seiltanzen und Komödien, weilen dadurch viel Unrath und Böses entstehet". (Was damals allerdings große Berechtigung hatte.) Dieser Auffassung entsprechend war denn auch das Unterkommen, welches die fahrenden Gruppen fanden.

Während bei den Jesuiten am Hof in den ludi caesarei (Kaiserspiele) große Haupt- und Staatstragödien mit Pracht inscenirt und im Beisein des Hofes (deshalb auch den vorerwähnten Titel tragend) gegeben wurden und 1659 am Hof-Reitplatze (dem heutigen Josephsplatz) ein dreistöckiges Theater erbaut wurde,



Das älteste Kärntnerthor-Theater. (Seite 41 und 49.)

in welchem für den Hof allein prunkvolle italienische Opernvorstellungen stattfanden, trieben sich die deutschen Komödianten in Scheunen, Stadeln und auf offenen Plätzen herum oder gaben ihre häufig mit Marktschreiereien und Quacksalberei verbundenen Vorstellungen bestenfalls in passageren Bretterhütten, wie solche namentlich auf der Freiung noch zur Zeit Maria Theresia's, außerdem aber auch am Judenplatz und Neuen Markt bestanden haben.

Die ersten ständigen, allgemein zugänglichen, wenn auch von wechselnden Truppen benützten Theaterräume entstanden aus den öffentlichen Ballspielhäusern, als das Interesse für den Sport des Ballschlagens erlosch, und namentlich das Boier'sche Ballhaus in der Himmelpfortgasse bildete sich zu einem förmlichen Theater aus, in welchem deutsche Komödien mit den Vorstellungen wandernder italienischer Opern-Impresarien (Unternehmer) wechselten.

Als durch den Bau des Prinz Eugen'schen Palastes (jetzt Finanzministerium) das Boier'sche Ballhaus verschwand und sich bei den zwei übrigen allerlei Uebelstände herausstellten, sah man die Nothwendigkeit solcher ständigen öffentlichen Belustigungsorte bereits ein und am 7. November 1707 erging an den Stadtrath die Weisung: „Maßen vorgekommen und auch die tägliche Erfahrenheit bezeuget, daß bei Haltung der Komödien sowohl in der Teinfaltstraße (wo in einem Ballhause italienische Opern gegeben wurden) als nächst denen Franciscanern (wo in einem ähnlichen Locale im heutigen Ballgäßchen wandernde Truppen die „deutsche Comedia agirten") an beiden Orten die Zufuhr und Gassen sehr eng, als auch daselbst mehrentheils Häuser mit hölzernen Dächern versehen, so zwar, daß es wegen Menge der Leute den Zusehern der Zugang nicht allein beschwerlich, sondern auch wegen Befürchtung eines etwa entstehenden Feuers dem Publico sehr gefährlich erscheinet; als würde denenselben hiemit anbefohlen, daß sie, wo etwa gedachte Komödien auf einen Platz oder anderen passableren Ort transferiret und gehalten werden könnten, ihren gutachtlichen Bericht der Regierung ganz förderlich einreichen sollen."

Nachdem dem Magistrat ein Privilegium privativum eingeräumt worden war, „daß niemand außer ihm ein dergleichen Komödienhaus zuzurichten, viel weniger jemand anderer eine Komödie zu halten befugt sein solle" und der Platz an der Kärntnerthorbastei eingeräumt worden war, begann auf Kosten der Stadt der Bau des ersten öffentlichen ständigen Theaters (an der Stelle, wo heute das Hotel Sacher steht), welcher 1709 beendet wurde und, wie schon erwähnt, 35.717 Gulden 23 Kreuzer und 3 Pfennig in Anspruch nahm (Bild Seite 48).

Das Verfügungsrecht der Gemeinde über dieses Theater war übrigens ein sehr beschränktes, denn man octroyirte nicht allein als Pächter unter äußerst günstigen Bedingungen den Conte (Graf) Pecori, sondern ein Hofdecret vom 23. November 1709 trug der herrschenden Geschmacksrichtung der Hofkreise mit dem Bedeuten Rechnung, daß „es gleich bei Erbauung des neuen Theaters die Absicht gewesen, es keinen anderen als den welschen (so viel wie fremdländischen, also nicht blos italienischen) Komödianten zum Gebrauch zu lassen". Den deutschen Schauspielern möge, falls die Benützung der Ballhäuser wegen Feuersgefahr unthunlich sei, ein „anderer bequemer Ort" ausgemittelt werden. Das Privatprivilegium scheint also weder für den Magistrat von hohem Werth, noch dem deutschen Schauspiel zu Gunsten gegeben worden zu sein.

Conte Pecori, der erste Theaterpächter in Wien, eröffnete durch sein Mißgeschick und finanzielle Bedrängniß die lange Reihe seiner mit dem gleichen Los bedachten Nachfolger, und schon 1710 baten „Bürgermeister und Rath", das kaiserliche Kammerzahlamt möge gegen Vergütung der Bau- und Einrichtungskosten das neue Theater übernehmen, was jedoch nicht gestattet wurde.

Schon seit 1706 spielte „die deutsche Komödiantenbanda des Joseph Anton Stranitzky" im Ballhause in der Teinfaltstraße und fand so viel Zulauf, daß ein Hofdecret constatirt, daß sie „durch ihre exhibirten (vorgezeigten) Komödien, verschaffte gute Musik, saubere Kleider und taugliche Acteurs bisher von hohen und niederen Standespersonen einen weit höhern Zulauf als die welschen Komödianten überkommen".

Gegenüber den finanziellen Mißerfolgen Pecori's siegte endlich trotz der Abneigung gegen das deutsche Theater der ökonomische Standpunkt, und am 30. April 1712 wurde Stranitzky und „seiner sämmtlichen deutschen Komödiantenbanda allhier" das Kärntnerthor-Theater mit dem Bedeuten eingeräumt, daß er nur ein „leidendliches Eintrittsgeld" verlangen, in den Wintermonaten je sechszig, in den Sommermonaten aber je fünfzig Gulden zu entrichten habe.

Joseph Anton Stranitzky, aus Schweidnitz in Schlesien gebürtig (1676), kann mit Fug und Recht als der Erwecker des Geschmackes für das nationale Theater in Wien angesehen werden. Bis 1726 führte er, theils allein, zeitweilig mit Johann Hilverding als Compagnon, das neue Komödienhaus, und wenn er auch hauptsächlich schon aus geschäftlichen Rücksichten dem fremden, namentlich italienischen Element, entgegentrat, so mag dies doch sein Verdienst nicht schmälern. Die stehenden Figuren der italienischen und spanischen Komödie wurden verbannt und in dem an Stelle des Arlechino gesetzten Hanswurst schuf er eine komische Person, die er nicht allein selbst mit Meisterschaft darstellte, sondern die auch auf Jahrzehnte hinaus mächtig nachwirkte und ihre Nachfolger, wenn auch mit veränderten Namen, wie schon erwähnt, als Bernardon, Kasperl, Thaddädl, Staberl u. s. w. hatte.

Stranitzky ward ein reicher Mann und wußte nicht nur die Sympathie aller Bevölkerungskreise für das deutsche Theater, sondern auch speciell für seines zu wecken. Im Jahre 1716 sagt ein Regierungsdecret, man solle die wandernden „Komödiantenbanden" hintanhalten, denn „es hätten sich in dem sogenannten Blumenstock gegen Mariahilf (heute Stiftgasse Nr. 11) und im dem Zeisel'schen Haus am Spittelberg (heute Breitegasse Nr. 20) Komödianten eingemiethet, welche unter dem Vorwand der Passionsvorstellung das ganze vorige Jahr hindurch unterschiedliche zusammengeklaubte ärgerliche Materien gespielt und noch zu dato spielen, dabei sie aber keine andere Qualität haben, als daß theils Verständige kommen, um ihre Einfalt anzusehen, theils aber und vielleicht die mehrsten als liederliches Gesindel, um ihre Zoten anzuhören"! Das Jahr darauf wurden, außer der Stranitzky'schen Gesellschaft, alle deutschen Komödianten abgeschafft.

Weniger glücklich war er gegen die italienischen Concurrenten, die in der mit Karl VI. gekommenen Einwanderung spanischer und italienischer Adeliger eine neue Stütze erhielten, und 1718 mußte sich Stranitzky sogar herbeilassen, „daß er gedachte wällische Komödianten ohne Hinderniß in dem beim Kärntnerthor von denen von Wien in Bestand genommenen" Komödienhaus alternativ (abwechselnd) spielen lassen wolle.

Stranitzky baute das vor Kurzem demolirte sogenannte Hanswurstenhaus am Salzgries (Nr. 20, in welchem letzter Zeit die k. k. Lotto-Direction untergebracht war) und zog sich kurz vor seinem Tode, im Jahre 1726, vom Theater zurück, nachdem er auf offener Bühne die Insignien des Hanswurst — die Pritsche (Schlagholz) — an Gottfried Prehauser, einem geborenen Wiener, übergab, welcher ihn als Darsteller noch weit übertraf.

Was uns von Stranitzky's Stücken erhalten ist, wäre wohl nach unseren heutigen ästhetischen Ansichten nicht mehr genießbar und scheint das strenge Urtheil vollkommen zu rechtfertigen, welches die berühmte Reisende, Lady Mary Wortley Montague, welche in den Jahren 1716 und 1717 in Wien verweilte und oft bei Hofe empfangen wurde, über die Derbheit und Unanständigkeit der Darstellungen fällt, denen sie beiwohnte. Ob die Moral damals viel schlimmer wegkam, als in unserem Zeitalter der Ehebruchskomödien, der schlüpferigen Operette und der nur durch die Theatergesetze zu einiger Verhüllung gezwungenen Lüsternheit, wäre eine offene Frage; bei Beurtheilung des künstlerischen Werthes aber muß vor Allem der Zustand der deutschen Bühnen in Betracht gezogen werden.

Die pomphaften „Haupt- und Staats-Actionen" allein, wie sie durch die Kaiserspiele und die hochtrabenden Schöpfungen einiger Glieder der schlesischen Dichterschule, Daniel Kaspar von Lohenstein und Christian Hofmann von Hofmannswaldau, geschaffen wurden, genügten dem Publicum nicht mehr, das schon „die Griffe in's volle Menschenleben" verlangte. So flocht Stranitzky und nach ihm sein Nachfolger in die Langeweile dieser hölzernen und anspruchsvollen

Komödien die Komik des Hanswurst ein, welche, dem Geschmacke der Zeit entsprechend, nicht eben fein, aber gesund und ursprünglich war. Seine Rolle hatte sich nur im Allgemeinen dem Gang der Handlung anzupassen, war aber sonst ganz Extemporation (aus dem Stegreif gesprochen), und seine Verhaltungsregeln bestanden häufig nur aus dem schon citirten Satz: „Hier kann der Hanswurst seine Lazzi (Späße) und Foppereien nach Gefallen machen." Gestehen wir es uns ganz aufrichtig: Machen das heute viele der modernen Komiker anders?

Es wird also schon daraus klar, daß die Darstellungen jener Tage an bestimmte, besonders qualificirte Personen gebunden waren, welche die Eintönigkeit hintanzuhalten wußten, wie eben Stranitzky und Prehauser. Wie sehr sich Alles um die eine Person des Hanswurst drehte, wird schon aus den Titeln der Stücke ersichtlich. Wir führen von den zahlreichen uns erhaltenen Titeln solcher Hanswurstiaden zwei besonders charakteristische an: „Die Enthauptung des weltberühmten Redners Ciceronis mit Hanswurst dem seltsamen Jäger, lustigen Fallirten (Zahlungsunfähigen, daher auch das gemeine Schimpfwort Fallott), verwirrten Briefträger, lächerlichen Schwimmer und übelbelohnten Boten". — „Die Verfolgung aus Liebe oder die grausame Königin der Tegeanten (Bewohner Arkadiens) Atalanta mit Hanswurst, dem lächerlichen Liebesambassadeur, betrogenen Curiositätenseher, einfältigen Meuchelmörder, interessirten Kammerdiener, übelbelohnten beider Achselträger, unschuldigen Arrestanten, interessirten Aufseher, wohlexercirten Soldaten und Inspector über die bei Hof auf der Stiege essenden Galantuomos" (Scherzbezeichnung für Topf-Bettler).

Im Jahre 1741, gerade dem Geburtsjahr Joseph's II., wurde ein neues Theater an Stelle des kaiserlichen Ballspielhauses bei der Burg erbaut, das 1748 und 1749 bedeutend erweitert und 1760 durchgreifend renovirt wurde — das heutige Burgtheater, welches aber noch Hanswurst und Bernardon und fremde Komödien in seinen Räumen beherbergen mußte, bis es der Pflege der höchsten dramatischen Kunst gewidmet wurde.

Zehn Jahre nach Stranitzky's Tod trat zum erstenmal Joseph Felix von Kurz, ein geborener Wiener, in seiner Vaterstadt auf, welche er aber bald wieder verließ, um erst 1748 sich bleibend niederzulassen. Aus einer anfänglichen Nebenbuhlerschaft entstand eine enge Verbindung zwischen Prehauser und Kurz, und Letzterer, ohne Zweifel ein sehr begabter Schauspieler, schuf für sich nach einer extemporirten Rolle die stehende Charge des Bernardon, welche man als einen Hanswurst höheren Stiles bezeichnen könnte. Er war meist als gutmüthiger aber beschränkter Edelmann aufgefaßt, der sich durch täppische Galanterien und Unerfahrenheit in tausend Verlegenheiten bringt, die durch die Schalkhaftigkeit oder Plumpheit seines Dieners Hanswurst noch erhöht wurden.

Nun erscheint in den Titeln der Stücke Bernardon allein oder neben dem Hanswurst. Die Haupt- und Staatsaction verschwindet und die Handlung dreht sich nur um die Schicksale und Späße der Hauptpersonen: „Bernardon der dreißigjährige ABC-Schütz" — „Bernardon im Tollhause" — Bernardon der kalekutische Großmogul" — „Hanswurst der Engel und Bernardon der Teufel" u.s.w. erheiterten die Zuschauer noch lange, obwohl schon im Beginn der Vierziger-Jahre sich eine Opposition gegen den Hanswurst auf der Bühne und gegen die Stegreif-Komödien erhob, die namentlich von dem gelehrten Leipziger Professor Johann Christoph Gottsched mit mehr Eifer als Verständniß geführt wurde.

Wenn sich auch die gesellschaftliche Stellung der Schauspieler schon gebessert hatte, so sah es damit, natürlich nicht zum Frommen höherer dramatischer Kunst, noch immer recht sonderbar aus. Ein natürlicher Behelf der derben Komik aller Stegreifkomödien waren Prügel und andere körperliche Manipulationen, und für diese bezogen die „Acteure" besondere Vergütungen nach einem fixen Tarif, woraus

sich neben einer knappen Gage ihr Einkommen zusammensetzte. Ein Sprung in das Wasser oder eine Luftfahrt wurden mit einem Gulden, eine Tracht Prügel, eine Ohrfeige oder ein Fußtritt, als gewöhnlichste Beigabe, wurden mit nur zwei Siebzehner (vierunddreißig Kreuzer), eine gesungene Arie aber mit sechs Gulden entlohnt.

Als Pächter des Kärntnerthor-Theaters hatten seit 1728 die Herren Borosini und Joseph von Selliers fungirt, welche später auch eine eigene italienische Truppe unterhielten. Doch mit Stranitzky war der Glücksstern schon wieder erloschen und 1751 fallirte Selliers, wobei ein Theil der Decorationen und Effecten von den Gläubigern mit Beschlag belegt, der andere von der Wirthschaftscommission der Stadt Wien angekauft wurde. Der Bestand des deutschen Schauspiels schien in dem Momente in Frage gestellt, wo es sich eben auf eine höhere Stufe heben sollte. Wohl fand sich in dem bisherigen Director der italienischen Oper, Rochus Freiherr von Lopresti, ein neuer Pächter, der jedoch nach einem Versuche, das regelmäßige Schauspiel durch Werke von Corneille, Crebillon, Voltaire und Goldoni einzuführen, das Schicksal seines Vorgängers hatte und schon 1752 fallirte.

Durch die daraus entstehenden Processe kamen die Verhältnisse der beiden öffentlichen Theater ganz zum Stocken und man entschloß sich endlich, von Seite des Hofes in dieselben einzugreifen. Dem Baron Lopresti wurde eine Abfindungssumme von hunderttausend Gulden gegeben, wogegen er die beiden Theater am Kärntnerthor und bei der Burg, sowie den Redoutensaal bei letzterem auszuliefern hatte und der Wirthschaftscommission wurde bekannt gemacht, daß künftig über die „Theatergefälle" Rechnung zu legen und ein Ueberschuß abzuführen sei, dagegen aber ein Abgang auch der Stadt vom Hof-Aerar ersetzt werden solle. Zugleich wurde 1752 Graf Franz Eszterhazy, dann mit diesem gemeinschaftlich und später allein Graf Jacob Durazzo die Oberdirection des „hiesigen Theatralwesens" übertragen und eine besondere Aufsichtsperson bestellt, welche auf die „ungeziemenden und groben Redensarten, auch verdächtigen Vorstellungen Acht haben solle". Im Zusammenhange mit diesen Maßregeln erscheint seit 1753 das Burgtheater unter der Bezeichnung Hoftheater, welche einige Jahre später auch das Kärntnerthor-Theater führt.

So günstig diese Wendung auch im Allgemeinen war, so wenig kam sie Anfangs dem deutschen Theater zu Gute, das immer mehr in Einförmigkeit und Trivialität versank und dessen Heil man nach Gottsched'schem Recept in den französischen Mustern sah. Man verstand unter „deutschem Theater" speciell die extemporirte Komödie der Compagnieschaft Hanswurst und Bernardon und dachte gar nicht an die Möglichkeit eines nationalen regelmäßigen Schauspiels. Nur so läßt sich der bereits mitgetheilte Erlaß der doch ihrem Wesen und ihrer Gesinnung nach deutschen Monarchin erklären (11. Februar 1752), welcher die guten Stücke von Weiskern besonders hervorhebt.

Der Vorerwähnte, Friedrich Wilhelm Weiskern, ein geborener Sachse, debütirte seit 1734, damals ein vierundzwanzigjähriger Jüngling, bei der extemporirenden Truppe in Wien und schwang sich durch Talent und Fleiß allmählich zum Fache der ersten Liebhaber empor, das er später mit jenem der komischen Väter vertauschte. Seine Verdienste wurden noch dadurch gesteigert, daß er mit wahrhaft unerschöpflicher Erfindungsgabe Programme für die Stegreifkomödien lieferte. Deren Zahl soll sich auf etwa zweihundert erstreckt haben, welche stets neue Stoffe und Ideen entwickelten. Auch ihn sprach das geregelte Theater weniger an, wenngleich er später anderer Meinung wurde und auch dazu Geschick und Anlage bewies. Weiskern war zudem einer der Ersten, welche in ihren Darstellungen die Würde der Haltung und das Studium des Charakters sich angelegen sein ließen, jedenfalls war er für seine Zeit als Schauspieler, dramatischer Dichter und nebstbei

vorzüglicher Topograph (Ortbeschreiber) eine bedeutende Erscheinung. Er wurde später Regisseur der Hofbühne und sein Bild in der Galerie der Wiener Hofschauspieler aufgestellt. Nach seinem Plane wurde das Burgtheatergebäude 1741 erbaut, 1748 erweitert und 1760 in seiner letzten Gestalt hergestellt.

Bei Kaiser Joseph stand Weiskern in großer Gunst, erstens schon deshalb, weil er alle seine Rollen höchst anständig gab, und zweitens weil in seinen Extempores stets ein ungemein komisch wirkendes, harmloses, zotenfreies Element vorwaltete. Als Beispiel möge eine Scene dienen, welcher Kaiser Joseph selbst beiwohnte und darüber in herzliches Gelächter ausbrach.

Auf Weiskern war in einem Stücke die Rolle des Hausherrn, auf Kurz, als Bernardon, die seines Bedienten gefallen. Nun traf es sich gar oft, daß die improvisirenden Schauspieler, vorzüglich in den Hauptrollen, einander muthwillige Streiche spielten (wie heute nicht minder von Seite der Komiker geschieht); von keinem abzuwartenden Schlagwort, wie jetzt, dazu genöthigt, zum bestimmten Moment herauszutreten, kamen Sie zuweilen zu spät in die Scene, um dadurch den Andern auf der Bühne in Verlegenheit zu setzen, da er am Ende nicht mehr wußte, was er sprechen sollte, oder da ihm, wie man es nannte, „der Faden ausging".

In einer Scene nun sitzt Weiskern am Arbeitstisch und schreibt einen Brief, den er durch seinen Bedienten auf's Schnellste an die Adresse befördern lassen möchte. Weiskern läutet, nachdem der Brief geschrieben und zugesiegelt ist, allein anstatt daß Bernardon kommt, hat er sich neben jenem in der Couliſſe bequem auf einen Stuhl gesetzt, schlenkert mit den Beinen und ruft Weiskern zu: „O, läute du nur so fort; hast du mich das letzte Mal stecken lassen, so sollst du's jetzt büßen!"

Weiskern kommt nun in eine wirkliche Ereiferung und läßt extemporirend so kräftige Tiraden und Strafpredigten gegen das „jetzige Dienstbotengesindel" los, das seine Schuldigkeit nicht thut und die Herrschaft trotz öfteren Läutens, woran es Weiskern natürlich nicht fehlen ließ, auf sich warten läßt, daß es Bernardon am Ende doch bange wird und er in's Zimmer hereintritt. Weiskern fährt auf das Heftigste auf ihn los.

„Wo hast du gesteckt?" wüthet er. „Hast du nicht läuten gehört?"

„Ich versichere Euer Gnaden hoch und theuer, ich hab' das Läuten nicht gehört," antwortet Bernardon.

„Weh' dir!" ruft nun Weiskern in größtem Zorn, „wenn du mich belogen hast! Ich werde mich selbst überzeugen!"

Außer sich stürzt er nach seinem Tische hin, läutet noch einmal auf das Heftigste, setzt die Glocke wieder hin, eilt mit raschen Schritten in's Vorzimmer hinaus und kommt dann, ein ganz Anderer, zurück, indem er lachend sagt:

„Schau, du hast Recht — ich hab' selbst nichts gehört."

Der Effect war äußerst komisch und das Publicum außer sich vor Lachen darüber.

Noch 1752 ward für das Burgtheater eine neue französische Schauspielergesellschaft engagirt, bezüglich welcher der Wirthschaftscommission aufgetragen wurde, „daß anstatt der angetragenen italienischen Opera nunmehr eine französische Komödie abgehalten, die Einnahmen hievon ganz besonders verrechnet und die Transportirungsunkosten der aus Holland anhero verschriebenen französischen Komödianten aus dem Verlagsfundo einstweilen bestritten werden solle". So sehr beherrschte diese Strömung alle Kreise, daß die erste 1757 gegründete Theaterschrift als Répertoire des Théâtres de la ville de Vienne erschien.

Während gleichzeitig auf dem Schönbrunner Theater prunkvoll ausgestattet italienische Opern in Scene gingen, fristete das deutsche Schauspiel am Kärntner-

thor-Theater ein kümmerliches Dasein, welches durch das zeitweilige Auftreten der berühmten und um das deutsche Theaterwesen hochverdienten Friederike Karoline Neuber (Tochter des Gerichtsinspectors Weiße), insgemein unter der Bezeichnung „die Neuberin" bekannt — die erste deutsche Schauspielerin, welche einen Begriff von Versen und einer tragischen Action hatte, später Theaterdirectorin und heftigste Gegnerin des Hanswurst, den sie 1737 von der Bühne vertrieb, welche sich von 1753 bis 1755 in Wien aufhielt und die Bühne betrat, deren Stern aber bereits im Sinken war —, ebensowenig gekräftigt wurde, wie durch die zeitweilige Wiederaufnahme der Bernardoniaden und die schon aus dem Rahmen der extemporirten Komödie tretenden Stücke des talentvollen Philipp Hafner, die man, abgesehen von den „fürchterlichen Streichen der Hexe Megäre", wohl als die ersten eigentlichen Localpossen ansehen kann.

Erst um 1754 besserten sich durch das Engagement einzelner tüchtiger Darsteller die Verhältnisse, und in Christian Gottlob Stephanie, dem Ehepaare Jaquet und Anderen entstand der erste Keim jenes glänzenden Künstlerkreises, der seit dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts die deutsche dramatische Kunst an unserer Hofbühne vertritt.

Ein heikler Punkt war noch immer die Geldfrage, namentlich da der siebenjährige Krieg ohnehin alle Hilfsmittel in Anspruch nahm. Um abzuhelfen, griff man zu ganz absonderlichen Mitteln, und wir finden, daß man in Ansehung der hiesigen Theatri bei Hof sogar eine Ausnahme von dem strengen Verbot der Hazardspiele machte und Pharao, Bassette, wie auch insonderheit das sogenannte Passa-dieci, Landsknecht, Trenta, Quaranta, Rauschen, Färbeln, Treschak sincère, Brenten, Molina u. dergl. in dem zu einem „Amphitheatrum" umgestalteten Redoutensaal gestattete.

Die Preise waren für damalige Verhältnisse nicht eben klein. Wir finden in einer „Regulirung des Theatri bei Hof" folgende Bestimmungen: „Man wird in das künftige ohne weiteren bezahlen: Für eine Loge in dem ersten Gang (Stock) fünf Gulden. Für eine Loge in dem anderten Gang fünfzehn Siebzehner (vier ein Viertel Gulden). Für eine Loge in dem dritten Gang acht Siebzehner (zwei Gulden sechszehn Kreuzer). Auf der Galerie bezahlt man zwei Gulden. Auf dem Parterre zwei Siebzehner, auf dem vierten Gang aber vierzehn Kreuzer für die Person. Was das Spiel betrifft, so wird jedwederes Tischlein mit Karten und Lichtern versehen sein und hat man denen dabei aufgestellten Beamten für jedes Spiel Karten mit Einbegriff deren Lichtern und allsonstiger Zugehör zwei Siebzehner zu bezahlen. Für jedes Tric-trac-Brett aber vier Siebzehner."

Trotz dieser an sich etwas bedenklichen Begünstigung zeigte sich noch immer ein Deficit. Graf Durazzo, der seit 1754 allein dem Theaterwesen vorstand, stellte 1759 zur Erwägung anheim, „daß es zwar nothwendig erachtet werde, Spectacles (Schauspiele) zu halten, diese hingegen aber auf zwei Theatern sich unmöglich ohne Concurrenz des allerhöchsten Aerars von der alleinigen Recette (Einnahme) erhalten könnten" Und in der ihr eigenen knappen Weise resolvirte Maria Theresia eigenhändig: „Spectacles müssen sein, ohne dem kann man nicht hier in einer solchen großen Residenz bleiben." Die praktische Illustration dieser These war die Bewilligung eines jährlichen Zuschusses von hunderttausend Gulden.

Zu seltenen Vorstellungen wurde den deutschen Schauspielern das Burgtheater überlassen. Theils durch die Gunst des Hofes und den französirenden Geschmack der herrschenden Kreise, theils durch den Mangel an tüchtigen Kräften standen sie jedoch gegen die französische Gesellschaft zu sehr im Schatten.

Bemerkenswerth ist ein am 8. Januar 1763 erlassenes Decret, welches beweist, daß die gesellschaftliche Stellung der Schauspieler noch immer eine angefochtene und von Mißtrauen begleitete war, übrigens vielleicht auch als Ausfluß der bekannt-

lich etwas übertriebenen moralischen Ansichten Maria Theresiens gelten kann. Es wurde der niederösterreichischen Regierung aufgetragen, dem Theaterpersonale „den allzuvertraulichen Umgang mit Standespersonen und Leuten vom Hofe zu untersagen". Man sollte meinen, ein solches Verbot, wenn es sich schon als nothwendig erwies, wäre besser an die Adresse der „Standespersonen" ꝛc. gerichtet worden.

Wie übrigens Maria Theresia über die Vertreter der Kunst dachte, erweist sich aus folgender Begebenheit. Es wurde ihr ein Vortrag erstattet über die Beschwerde einer gastirenden Tänzerin, gegen welche der gelehrte Sonnenfels eine derbe Kritik veröffentlicht hatte. Maria Theresia resolvirte auf der Eingabe: „Die meisten Komödianten sind eine Bagage und bleiben eine Bagage und der Herr Hofrath von Sonnenfels könnt' auch was Besseres thun, als sich mit der Bagage abzugeben und über sie Kritiken zu schreiben." — Allerdings hatte die Kaiserin nicht von Allen diese Meinung.

Marianna Pirker, eine Württembergerin, war eine der ersten Sängerinnen ihrer Zeit, die überall, wo sie sich hören ließ, namentlich in Wien und Berlin (1753), die größte Bewunderung erregte. Weit und breit kamen junge Sänger und Sängerinnen nach Wien, um unter ihrer Leitung sich zu vervollkommnen. Sie ward durch ihre tiefen Kenntnisse und vollendeten Leistungen gefeiert, wegen ihres herrlichen Gesanges bewundert und durch ihr einnehmendes Wesen, ihre geistige Unterhaltung ein Liebling der Kaiserin Maria Theresia, die sie in ihren Kreis zog und ihr gar Manches vertraute, das ihr auf dem Herzen lag.

Da wurde Marianna Pirker an den Hof des Herzogs Karl Eugen von Württemberg (Stifter der Karlsschule) geladen, dessen Gemahlin Elisabeth, Prinzessin von Brandenburg, die Künstlerin so lieb gewann, daß sie dieselbe an ihren Hof fesselte und zu ihrer vertrauten Freundin machte. Aber dieser Umstand gab Veranlassung zu dem großen Unglück, das die Künstlerin traf. Der Herzog lebte mit seiner Gemahlin in Unfrieden und die Pirker, welche das Vertrauen der Herzogin besaß, wurde beschuldigt, durch Zuträgerei den Bruch der Ehe herbeigeführt zu haben. Sie wurde von den Häschern des Herzogs ergriffen, nach der Festung Hohenasperg gebracht und dort gefangen gehalten (1756 bis 1765).

Der Uebergang aus dem glücklichen und glänzenden Leben am Hofe der Kaiserin Maria Theresia zu den Martern eines düsteren Kerkers warf sie in Geisteszerrüttung. In lichten Augenblicken beschäftigte sie sich mit Strohflechten und Verfertigung von Blumen aus Stroh, und hierin zur außerordentlichen Fertigkeit gediehen, schickte sie an die Kaiserin nach Wien als Erinnerungszeichen einen wunderschönen Strauß. Die Kaiserin war über dieses Geschenk hoch erfreut, aber auch tief ergriffen. Sie weinte, als sie die Blumen der Unglücklichen empfing und behielt selbe als Erinnerungszeichen bis an ihr Ende werth. Theilnehmend erkundigte sie sich stets nach dem Schicksal ihres Lieblings, und so wenig Achtung sie den Künstlerinnen der damaligen Zeit entgegenbrachte, verschmähte es Maria Theresia nicht, stets Marianna Pirker ihre Freundin zu nennen und ihre Tugenden den Damen als Muster hinzustellen.

Nach ihrer Freilassung lud die Kaiserin die Sängerin ein, zu ihr nach Wien zu kommen; aber die einst so hochgefeierte Künstlerin war nur mehr ein Schatten dessen, was sie einst gewesen. Sie kam nach Wien und getraute sich nicht, sich in ihrem verkommenen Zustande der erhabenen und herzensguten Fürstin vorzustellen.

Eines Tages fuhr Maria Theresia in den Augarten. Da erblickte sie ein ärmlich gekleidetes Weib, das am Eingangsthor stand, und die Züge dieser Bettlerin fielen der Monarchin auf. Sie ließ sich sofort erkundigen, wer das Weib sei, und erfuhr nicht ohne Staunen und Verwunderung, daß dies die Pirker wäre.

„Oh, sie sieht schlecht aus!" sagte die Kaiserin, während eine Thräne in ihrem klaren Auge erglänzte. „Sehr schlecht schaut sie aus und sie muß sehr

unglücklich sein. Laßt sie näher zu mir kommen. Sie hat mich erfreut in schönen Tagen, ich will sie nicht vergessen, derweilen bittere Tage für sie gekommen sind. — Steh' Sie auf, Pirkerin!" sagte die hochherzige Frau, als die Künstlerin herangetreten war und sich weinend zu ihren Füßen geworfen hatte. „Knieen soll man nur vor Gott und in den Kirchen; — man könnt' mir's übel nehmen, daß Sie vor mir kniet. — Wein' Sie nit, Pirkerin," fuhr sie fort, als die Sängerin sich erhob, und erfaßte treuherzig ihre Hände. „Es soll Ihr fürderhin nicht schlecht geh'n, so lang mich Gott am Leben läßt. Komm' Sie heut' zu mir in die Burg, ich will Sie dem Kaiser, meinem Sohn Joseph, vorstellen."

Die Künstlerin erschien in ihrem ärmlichen Anzuge — so wollte es die erhabene Fürstin ausdrücklich — bei Hofe und sang auf Theresia's Verlangen mit schwacher Stimme eine Arie. Nachdem sie dieselbe beendigt hatte, beschenkte sie die Kaiserin mit vierhundert Gulden (zu jener Zeit eine große Summe) und sagte zu ihr:

„Ich will mir's abkargen, damit man von mir nicht sagen mög', daß ich meine Liebling' hab' darben lassen. So viel bekommt Sie alle Jahr', Pirkerin, und mein Sohn Joseph hat mir versprochen, Ihr den Gnadengehalt niemals zu entziehen."

In der That bezog die Sängerin die Summe durch die ganzen Jahre bis 1783, wo sie starb.

3. Originalitäten der Komödianten-Herberge.

Gestatten uns nun die freundlichen Leser vor Allem, daß wir dem Liebhaber der schönen Colombine umsomehr einige Worte widmen, als er zu den von der Nachwelt mit Unrecht fast ganz vergessenen Personen gehört.

Philipp Hafner, ein geborener Wiener, kann füglich der Schöpfer des Volksstückes in Wien genannt werden. Seinem Hang zur Ungebundenheit und seinem lebhaften Geist behagte die eingeschlagene Laufbahn als subalterner Beamter nicht und die bei lustigen Gelagen gemachten Bekanntschaften unter den Schauspielern wiesen ihn bald auf die literarische Bahn. Namentlich mit Prehauser, der kein so guter Wirthschafter war, wie sein Vorgänger Stranitzky, befreundete er sich bald innig und die für denselben geschriebenen „Hanswurstträume" waren seine ersten Versuche. Wenn auch im Geschmacke jener Zeit nicht von Derbheiten und läppischen Späßen frei, entbehren sie doch auch gesunden Humors und treffender Charakteristik der Zeit nicht.

Wenn Hanswurst in einem dieser Träume, die von Prehauser eingeflochten wurden und das Publicum stets so sehr ergötzten, daß es danach rief, seine Ankunft beschreibt und erzählt, er habe auf dem Stephansplatze eine Menge Menschen getroffen, die unverwandt nach einem Fenster hinaufblickten und auf seine Frage nach der Ursache erfahren, vor einigen Wochen sei eine Schlafhaube von dort herabgefallen — so entbehrt diese freilich drastische Schilderung des Behagens am Gaffen auch heute noch nicht jeder Berechtigung. Der Traum, in welchem Hanswurst sich als Chocoladebecher fühlt, ist voll Seitenhiebe auf die Sitten der Zeit; und ein anderer, in welchem ihm ein Traum träumt, der wieder aus einem Traum besteht und so fort bis in's Unendliche, ohne daß man je den Inhalt des letzten Traumes erfährt, ist auch ein Beweis nicht geringer stylistischer Fertigkeit.

Unter dem Einflusse Prehauser's schrieb er auch mehrere extemporirte Komödien, wie zum Beispiel „Die fürchterliche Hexe Megäre" — „Die verzauberten

Hangleuchter" — „Der betrogene Odoardo" und andere, die ganz im Geschmacke jener Zeit waren, mit Verwandlungsscenen und Zaubereien nicht unbedeutende Anforderungen an Maschinerie und Scenerie stellten, schließlich aber doch nur ein Rahmen für die Späße und Capriolen Hanswursts und Colombinens waren.

Aber bald genügte Hafner dieses Schaffen nicht mehr und er schrieb nicht allein im „alten Odoardo und lächerlichen Hanswurst" eine Parodie der extemporirten Stücke, in welcher deren Unwahrscheinlichkeiten und Derbheiten auf die Spitze getrieben und lächerlich gemacht wurden, sondern er wendete sich auch edleren Zielen zu.

In der „bürgerlichen Dame" schon, obwohl er sich noch im alten Geleise bewegte und auch die Figuren Hanswursts und Columbinens beibehielt, zeigte sich



Schauspieler-Engagement in der Komödianten-Herberge. (Seite 60.)

das Streben, durch die Wahl des Stoffes und dessen Behandlung das wirkliche Leben zu schildern und Mißbräuche durch consequent durchgeführte Charaktere zu geißeln. Damit, wie mit den „reisenden Komödianten", dem „Furchtsamen" (welchen Joachim Perinet später in dem oft gespielten „Neusonntagskind" wieder auf die Bühne brachte), den „lustigen Faschingsstreichen Burlin's", lieferte Hafner die ersten regelmäßigen Volkslustspiele, in welchen trotz mancher im Geschmack der Zeit liegenden Derbheit und Absurdität eine Fülle von Humor liegt und die es als Sitten- und Charakterbilder ihrer Zeit kühn mit manchen dramatischen Erzeugnissen unserer Tage aufnehmen können, welche sich mit Unrecht diese Titel selbst beilegen.

Das „lustige Trauerspiel: Evakathel (Eva Katharina) und Schnudi" ist als Parodie der pompösen, mit einem allgemeinen Blutbad schließenden Haupt- und

Staatsactionen (dramatischen Scenen) ein Muster seiner Gattung, und „Prinz Schnudi" hat sich als Bezeichnung eines anspruchsvollen aber läppischen Liebhabers noch bis heute im Volksmund erhalten.

Als das reichste und dem modernen Charakter des Lustspieles sich am meisten nähernde seiner Stücke ist unzweifelhaft der „Hausregent, oder die theatralische Aufführung unter guten Freunden" anzusehen, und einzelne Charaktere aus demselben, wie z. B. der schwazhafte Friseur, der über Aufzählung unbedeutender Nebenumstände vergißt, eine Todesnachricht mitzutheilen, der gravitätische italienische Sänger, der nicht italienisch kann u. s. w., bedürften nur geringer Correcturen, um noch heute wahr und lebensfähig im Rahmen eines Stückes zu erscheinen.

Leider mochte jedoch die intimere Bekanntschaft mit dem Theater und seinem lustigen Völklein in anderer Beziehung nicht günstig auf Hafner eingewirkt und seinen Hang zu einem lockeren Leben noch befördert haben. Wir wollen aber dem Gang unserer Erzählung nicht vorgreifen und nehmen deren Faden nach dieser kleinen Abschweifung auf, welche den Zweck hatte, dem Leser nachzuweisen, daß Hafner keine Schöpfung unserer Phantasie und als Begründer der Wiener dramatischen Volksmuse wohl einer ehrenderen Erwähnung werth ist, als sie ihm hie und da in den wenig gelesenen Zeilen eines literarhistorischen Essay zu Theil wird.

Froher Hoffnungen voll, verließ Hafner das Theater. Er hatte keine Sehnsucht, „Bernardon's erschreckliche Weiber- und Bubenbataille" zu sehen, wie er denn überhaupt mit Kurz-Bernardon, der schon damals jenen erbitterten Krieg gegen das regelmäßige recitirende Stück führte, welcher ihn zwölf Jahre später in die ärgerliche Fehde mit Sonnenfels verflocht, als Vertreter einer anderen Richtung nicht auf dem besten Fuß stand.

Mit der frommen Absicht, nach Hause zu gehen, trat Hafner aus dem Theater. Aber noch immer lag das graue Leichentuch des Nebels schwer auf der Erde und verhüllte selbst die nächsten Gebäude, so daß der Stundenschlag vom Thurm der Heiligengeistkirche (diese nahm damals einen großen Theil des Bürgerspitales ein) ganz gespenstisch herabklang. Mißmuthig zögerte er, trat aber doch, fest in den Mantel gewickelt, auf die Straße, deren klebrig feuchter Boden das Gehen eben auch nicht angenehmer machte.

Die naßkalte Luft drang durch alle Umhüllungen und den armen Hafner fror es bis in die Seele, während zugleich der stickende Nebel in seine kranke Lunge drang und ihn neuerdings zu einem schmerzvollen Husten zwang.

Solche gehäufte Beschwerden erschütterten seine guten Vorsätze nicht wenig, und als er das Komödiengäßchen durchschritt und aus den Fenstern des gleichnamigen Bierhauses in derselben Straße, dem Seiteneingange des Theaters gegenüber, durch die rothen kleinen Gardinen einladender Schein brach, der selbst von der dicken schweren Luft nicht abgedämpft werden konnte, als er gemüthliches Summen und Brummen hörte und sich vorstellte, wie behaglich es beim großen runden Ecktische sein müsse — da dachte er nicht mehr an das, was „man" sagte, und unter dem doppelten Einflusse der Beschwerden, die er erlitt und der Annehmlichkeiten, die er sich so lockend vorstellte, schmolzen alle seine guten Vorsätze dahin und mit einer raschen Wendung schwenkte er vom geraden Tugendpfad ab und trat in die altbekannte Kneipe ein.

Wir verwahren uns höchlich, als wollten wir dem gemüthlichen Local, das ja noch in unsere Zeit herein Vergnügen und Labung spendete, durch diese Bezeichnung zu nahe treten. Je weniger diese altehrwürdigen Bierhäuser werden, desto höher sind sie ja in ihrer anspruchslosen Bequemlichkeit, mit ihren lauschigen Plätzchen von allen erfahrenen Gambrinus- und Bacchusjüngern verehrt.

Eleganz und Pracht, Größe und decorative Ausschmückung, das sind die Vorzüge unserer modernen Massenabfütterungs- und Tränkungsanstalten, Bierhallen

genannt, und wir wollen sie ihnen nicht abstreiten; aber um die kleinen niederen Gemächer unserer alten Bierhäuser schlingt sich auch der Zauber einer gewissen Aesthetik, der freilich nicht von Malern, Tapezierern und Vergoldern abhängig ist und nur von einem solchen „Braven" vollkommen verstanden wird,

„Der da Abends, wenn sinkt die Sonnen,
In sich geht und bei sich denkt,
Wo man etwas Gutes schenkt" —

und der es liebt, dieses Gute in kleinem traulichen Zirkel zu vertilgen und nicht umgeben von einer theilnahmslosen unruhigen Menge, die gar oft vor lauter Schwatzhaftigkeit nicht einmal gestattet, die virtuosen Solovorträge einzelner Mitglieder der Militärmusikcapellen (wie z. B. heute in dem comforten Etablissement Ronacher) anzuhören, wenn man schon an der Musik Gefallen fände.

Das Erste, was sich in jenen Tagen den Blicken des Eintretenden im Komödien-Bierhaus bot, war ein gewaltiger Käfig aus Holzgegitter — den geheiligten Raum der „Schank" einschließend. Hier waltete ein Küfer seines wichtigen Amtes, indem er mittelst der zahlreichen blanken Zimente (amtlich untersuchte und gestempelte Geschirre behufs Getränkeausmaß), die ringsum hingen, das gewünschte Labsal zutheilte. Hinter ihm in einer Ecke schlummerte, die Hände unter dem blauen Vortuch, das grüne Sammtkäppchen auf dem Haupt, der wohlgenährte Wirth, dem zwar die Beweglichkeit und Eleganz, aber auch manche andere weniger preiswürdige Eigenschaft seiner modernen Herren Collegen mangelte.

Wer noch in unseren Tagen dieses denkwürdige Local besuchte — das in dem wohlbegründeten Rufe stand, jene Würstchen in auserlesenster Qualität zu führen, die man sonderbarer Weise in Wien „Frankfurter", aller Orten aber sonst „Wiener Würstel" benamset —, der weiß, daß die liebe Sonne, trotz bestem Wollen für das Komödien-Bierhaus, nichts thun konnte und das Tageslicht in diesen Räumen eine unbekannte Größe war. Zur Zeit unserer Erzählung war selbstverständlich auch von dem gelbröthlichen Gaslicht keine Rede, das nun selbst von Tag zu Tag auf dem Sprung steht, durch den weißglänzenden Bogen des elektrischen Lichtes verdrängt zu werden, sondern die spärliche Erleuchtung ging von Unschlittkerzen aus, die in hohen messingenen Leuchtern steckten, welche mit einem Schuber zum Höherstellen des Lichtes, am Fuße mit einem Becher zur Aufnahme der als Fidibus dienenden Spähne und mit der unvermeidlichen, vorsorglich an einem Kettchen befestigten Lichtputze versehen waren.

An den Wänden herum lief eine dunkelgebeizte Holzverschalung, welche zugleich als Rückenlehne für die mit schwarzledernen Kissen belegten Bänke diente. Diesen entsprachen auch die auf massiven Füßen ruhenden Tische, deren Platten Glanz und Färbung mehr dem steten Gebrauch als einer Politur verdankten, und die schwerfälligen mit zahlreichen Messingnägeln beschlagenen Sessel, deren stämmige gewundene Füße und hohe gepolsterte Lehnen aber gewiß ein größeres Gefühl der Sicherheit verliehen und bequemer waren, als die schwindsüchtigen gebogenen Rohrsesselchen unserer Tage.

An Schmuck war in diesen Räumen nicht viel zu sehen. Von der Mitte der gewölbten niederen Decke hing ein Luster, dessen Arme aus einzelnen Krystallglas-Prismen bestanden, die aber, von Staub bedeckt, nur mehr hie und da schläfriges Blinzeln zeigten, statt des aufdringlichen funkelnden Farbenspieles; in einer Ecke war ein Christusabbild, mit Palmenzweigen bedeckt, befestigt, in einer anderen stand eine hohe Wanduhr mit Kästen aus gefladertem Holz, und an der einen Wand hing ein erblindeter venetianischer Spiegel, dessen Rahmen aus kunstreich verschnörkeltem Glasfluß bestand.

Was sind aber alle diese Reize einstiger Gemüthlichkeit gegen das Interesse, welches in geschichtlicher Beziehung auf diesem Schanklocale bis zur Demolirung

des Hauses, in welchem es befindlich war, ruhte! Denn hier war die erste — Komödianten-Herberge.

Noch bis in die neueste Zeit brachte die Zeit hehrer Gottesweihe, Ostern genannt, nicht blos den reizenden Frühling, sondern es entwickelte sich in jener Welt, welche die wirkliche nachahmt, in der Theaterwelt, ein ganz neues Leben. Ostern war die Zeit der Engagements. Schon mehrere Wochen früher kamen jene Schauspieler nach Wien, welche placirt zu sein wünschten, jene Directoren, welche brauchbare Leute für sich anwerben wollten; da machte es das alte Wien beiden Theilen sehr bequem und schuf — die Komödianten-Herberge, eine räucherige Bierkneipe im engen, kleinen Komödiengäßchen neben dem Kärntnerthor-Theater, gefüllt mit einem Durcheinander von Theaterdirectoren und Schauspielern, welche, bei Bier und Würsten sitzend, laut miteinander sprachen, zeitweilig sich auch in die Ohren wispelten. Gar oft saß der werbende Director ungekannt, stumm, mit forschenden Blicken die Umgebung musternd, da; indes blieb er selten lange im Incognito, da ihn erstens sein besserer Anzug, das anständigere Aussehen verrieth, zweitens er sich gar bald veranlaßt sah, handelnd einzuschreiten. Ab und zu die Gäste bedienend schritt der Herbergsvater, und dieser verdient vor Allem eine Schilderung.

Der bürgerliche Bierwirth Franz Riedl (geb. 1724, gest. am 3. Februar 1793 im selben Hause), damals Besitzer des in Rede stehenden Bierhauses im Komödiengäßchen, war ein höchst origineller und lustiger Patron. Er hatte die Gestalt einer Biertonne von unmeßbarem Umfange, ein Vollmondsgesicht, das ewig lächelte und aus welchem mühsam die kleinen Aeuglein blinzelten, trug ein sehr unreines „Spenserl" (kurze Jacke), besetzt mit sechs Metallknöpfen, welch' letztere, wenn es sich um zweifelhafte Creditgebung handelte, die Rolle des Schicksals zu spielen hatten, da er dann das bekannte: „Soll ich, soll ich nicht?" an ihnen abzählte; ferner eine kurze Hose, unten gleichfalls mit drei Knöpfen versehen, Schnallenschuhe, endlich ein ledernes Vortuch, in welchem die creditspendende Schiefertafel steckte.

Aber nicht allein durch die starke Frequenz seiner Schänke fand er reichen Gewinn, er pfuschte den Theater-Intendanten in's Handwerk, und zwar mit sehr vielem Geschick. Er übernahm nämlich das Vermittlungsgeschäft zwischen den Unternehmern stehender oder wandernder Bühnen und jenen Schauspielern, welche Engagements suchten, war somit der erste Theateragent, den Wien aufzuweisen hat, und hatte noch das vor gar vielen heutigen Agenten voraus, daß er jenen Schauspielern, welche sich über ihre Persönlichkeit und Leistungen hinlänglich ausweisen konnten, nicht nur auf Rechnung künftiger Anstellung Wohnung, Speise und Trank creditirte, sondern ihnen selbst mit baarer Münze, als Vorschuß, unter die Arme griff. Das mag ihm freilich ganz hübsch verprocentirt worden sein.

Der Director, welcher sich an Riedl wandte, brauchte ihm nur das Rollenfach zu bezeichnen, welches er zu besetzen wünschte, die Gage und sonstigen Emolumente anzugeben, nebstbei die Verpflichtung zu übernehmen, die Hälfte des accordirten Betrages an den „Herbergsvater", wie Riedl genannt wurde, zu verabreichen, natürlich baar, und er konnte versichert sein, daß ihm dieser sehr Brauchbares lieferte, weil er das Komödienwesen seiner Zeit aus dem „ff" verstand.

Riedl vereinbarte daher gar viele Contracte, und da solche immer bei einem Glase Wein mit einem Lebehoch abgeschlossen wurden (Bild Seite 57) und Riedl stets witziger und froher Laune war, so nannten ihn die Wiener den „Vivatbruder", gaben seiner Schänke die Bezeichnung „zum lustigen Bruder" oder auch (der unaufhörlichen Dunkelheit und brennenden Kerzen wegen) „zum ewigen Licht", und die Directoren nannten ihn stets den „Komödianten-Schnüffler".

Es ist nun nöthig, durch ein Beispiel zu zeigen, wie Riedl seine Engagements machte.

In die Schänke tritt Herr Anton Leimberger, „vazirender Komödiant", seiner Zeit ein sehr talentvoller Schauspieler, der aber leider in der Blüthe seiner Jahre durch Ausschweifung sich zu Grunde richtete. Er wird von Riedl in höchst liebenswürdiger Weise bewillkommt.

„Schön gut'n Morg'n, wünsch' ich Ihnen, Herr von Leimberger! Wie schaut's aus? Schon g'fruhstuckt? Ich hör', der Herr sucht Ankaschamank (Engagement); just könnt' ich so ein' ersten Liebhaber brauchen, wie der Herr einer is. (Zum Schankdiener:) Sepperl, bring ein Seidel Wein her!"

„Ja, Herr Riedl, ich suche allerdings eine vortheilhafte Stelle, und wenn mir die Bedingungen gefallen, nehm' ich ein Engagement an. Verhelfen Sie mir dazu, ich werde erkenntlich sein."

„Was fallt denn Ihnen ein? Ich bedien' die Künstler blos aus Menschenfreundlichkeit und angeborener Großmuth. — Sepperl, laß' a Paar Würstl einleg'n! — Also, wie viel Kaschi (Gage) wollen S' denn eigentli'?"

„Ich habe bisher immer sechzig Gulden bekommen, weniger nehm' ich nicht. Ich kann Anspruch auf mehr machen, da ich es verstehe, das Publicum zu zerstreuen, wenn Lücken in der Aufführung entstehen. In Linz bin ich zuletzt mit ungeheurem Beifall aufgetreten; da wurden nämlich plötzlich die Zuschauer unruhig über einen langen Zwischenact. Ich faßte eine göttliche Idee, nahm einen Collegen zu Hilfe, trat mit ihm vor den Vorhang und das Publicum starrte verblüfft die zwei geharnischten Ritter an. Ich rief zuerst: „Ha, Bube, treff' ich dich? Zieh!" — Der Andere entgegnete: „Stirb Schurke!" Und nun fochten wir so hitzig mit einander, daß das Publicum einstimmig Beifall brüllte und die hinter der Courtine Zeit gewannen, die Bühne zu richten."

„Das is sehr schön von Ihnen, aber sechzig Gulden is auch ein Viehgeld! — Sepperl, laß'n Wein geh'n und auch die Würsteln! — Was glauben S' denn? Ja, wann S' a Hanswurschtspieler wären! — Schau'n S', da hab' i g'rad den Conto von einem Harlekin; sechs Arien zu einen Gulden, einmal in d' Luft g'flog'n ein Gulden, in's Wasser g'sprungen ein Gulden; begossen word'n ein Gulden; zwei Ohrfeigen ein Gulden acht Kreuzer, ein Fußtritt vierunddreißig Kreuzer — macht Summa zehn Gulden zweiundvierzig Kreuzer für eine einzige Vorstellung. Den hab' ich leicht Credit geben können! — Wissen S' was — i gib vierz'g Gulden."

„Nein, lieber Herr Riedl, das geht nicht. Ein Mann wie ich, der sich überall zu helfen weiß, der mit dem Publicum ordentlich reden kann, der geht nicht um vierzig Gulden. Was hab' ich neulich gethan. Wir haben ein Ritterschauspiel aufgeführt und es waren nirgends Degen, Schwerter oder Säbel aufzutreiben. Der Director verzweifelt. Da trete ich vor den Vorhang, verbeuge mich und spreche: Reizendes und hochschätzbarstes Publicum! Wegen unmöglicher Schwerter und möglicher Wunden bei unserem kleinen Raum werden die Herren Ritter mit den Tischmessern fechten."

„Freilich, freilich, Sie hab'n Geistesgegenwart. — Sepperl, kannst 'n Wein bringen. — Aber sechzig Gulden darf i nit geben."

Wissen S' was, Herr Riedl, es kommt mir auf fünf Gulden nicht an; geben S' fünfundfünfzig."

„Na, na, fufz'g (fünfzig) wegen meiner, das is 's Letzte. — Sepperl, leg' nur die Bratwürstl ein."

„In Gottes Namen, lassen wir's bei fünfzig. Abgemacht!"

„Also fufz'g. — Sepperl, den Wein kannst bringen, die Würstel aber no net. — Wie steht's denn mit'n Herrn seiner Garderob'? Hat der Herr Alles, was a Liebhaber haben soll – a Paar kurze schwarze und a Paar weiße Hoserln?"

„Nein, damit bin ich augenblicklich nicht versehen. Ich habe aus Noth Alles verkaufen müssen.“

„Uije! — Sepperl, laß'n Wein no weg. — Wann der Herr keine Garderob' hat, mit was spielt er denn nachher die Schwallscheß (Cavaliere, Chevaliers)? Da wird nix aus'n Ankaschemank!“

„Das sollte kein Hinderniß sein; was ich nicht besitze, läßt sich ja anschaffen. Wenn mir der Director oder Sie so viel Vorschuß geben, als ich zur Anschaffung der nöthigen Garderobestücke bedarf, bin ich bald damit versehen. Ich lasse mir monatlich fünf Gulden von der Gage abziehen.“

„Hm, Vorschuß gibt der Director nit gern — 's werd' halt i herausrucken müssen — wir werd'n schon red'n d'rüber. — Also, Sepperl, bring' glei' zwei Seidel Wein und zwei Paar Bratwürstel; i will auch fruhstucken, denn das schwierige Ankaschemank hat mi kurios hung'ri' g'macht!“

Derartige Scenen fielen mehrmals am Tage vor. Manchmal gab es aber unter den Directoren Leute, welche in unsinnigster Weise Engagements machten. Der seltsamste unter ihnen war ein intimer Freund des Herbergsvaters Riedl schon von Jugend auf, Franz Scherzer (geb. 1743, gest. 1818), Director des Badener und Wiener-Neustädter Theaters. Scherzer war ein höchst gutmüthiger Mann, der oft lieber trockenes Brod aß, als daß er seinen Mitgliedern die Gagen schuldig geblieben wäre. Aber seine Ansichten von dramatischer Kunst waren so entsetzlich nüchterner Natur, daß man oft nicht wußte, sollte man ihm in's Gesicht lachen oder sollte man sich ärgern. Ganz besonders in späteren Tagen, wo das regelmäßige Schauspiel bereits die Bühne beherrschte, entfaltete er den bodenlosen Unsinn, der zeitweilig sein Gehirn füllte. Wir wollen den freundlichen Lesern einige derartige Scenen vor Augen führen, wie sie sich in der Komödianten-Herberge abspielten.

Kaum tritt Scherzer in die mit Tabakqualm überfüllte Gaststube, so eilt ihm ein junger Mann entgegen.

„Habe ich die Ehre, den berühmten Herrn Director Scherzer —“

„Bitt' Ihnen gar schön — lassen S' das nur gut sein, 's zieht bei mir nit. Weiß eh', was S' wollen. Was spielen S' denn?“

„Helden und Liebhaber.“

„Sagen S' mir, haben S' schon in Menschenhaß und Reu' (er sprach dies „Menschen, Has' und Reh'“ aus) g'spielt?“

„O ja, den Meinau.“

„Schön, schön, dann können S' morgen glei' den Meinau spielen.“

„Recht gerne, Herr Director; aber — meine Garderobe ist im gräßlichsten Zustande — ich habe keinen anständigen Rock für den Baron Meinau.“

„Was bilden S' Ihnen net ein! Der Rock, den S' da anhab'n, der is ja wunderschön.“

„Aber, Herr Director — er ist ja voll Flecken und zerrissen.“

„Jetzt seh'n S', daß Sie nit amal Ihre Roll' begreifen! Sie woll'n Schauspieler sein und plauschen so g'schwollen (unklug)! Is der Meinau kein Menschenhasser? Der macht sich in Teixel d'raus, ob er ein' fleckigen und z'rissenen Rock an hat oder nit. Uebrigens is erst no die Frag', ob Sie den Meinau spiel'n werd'n. Mein Meinau is krank, wenn er aber g'sund is, dann spielen Sie den Peter. Hab'n S'n studirt?“

„Nein, den habe ich nicht studirt.“

„Warten S' a Bissel — was haben S' denn schon all's für Peter gespielt?“

„Den Czar Peter in den Strelitzen.“

„Na seh'n S', das is ja prächti'. Ein Peter is wie der andere — also spielen S' nur den im Menschenhaß! — Sagen S' mir, können S' auch im griechischen Schauspiel auftreten?“

„O ja, freilich!"

„No seh'n S', ich muß leider auch manchmal griechische Trauerspiel' geben — aber i begreif's net, warum wir immer solche geben, hab'n doch die Griechen keine von uns geben!"

Darauf wendet sich Scherzer zu einem anderen Gast in der Schänke.

„Herr Bassist, grüß' Ihnen Gott! Na, Sie haben hübsch lang auf sich warten lassen, während ich schon wie einen Bissen Brot einen Bassisten für meine Oper brauch'." (Dreht ihn rund herum.) „Na, a hübsches Exterieur (Aeußeres) haben S'. Können Sie den Sarastro singen?"

„Natürlich."

„Sag'n S' einmal — haben Sie das tiefe Doch?"

„Das tiefe Doch?" rief der Bassist stutzend. „Den Ton kenn' ich gar nicht."

„Na, wissen S', ich mein halt, ob S' abikrall'n (hinabklettern) können bei der Stell: Doch schenk' ich dir die Freiheit nicht."

„Ja, wenn Sie's derart meinen! Freilich habe ich das tiefe Doch."

Die scherzhafte Redensart: „Er hat das tiefe Doch" als Bezeichnung für eine tiefe Stimmlage war damit geschaffen und hat sich noch bis heute erhalten.

„Na," sagte zuletzt Scherzer, „kommen S' mit mir 'naus in den Hof vom Bürgerspital."

Wenn Scherzer einmal also sprach, war der Betreffende so gut wie engagirt. Er zog ihn in einen abgelegenen Winkel, der in späteren Tagen mit der ausdrucksvollen Bezeichnung „Hier" versehen wurde, und dort mußte der Sänger die Arie: „In diesen heiligen Hallen" produciren. Dann ging es in die Schänke zurück, wo Scherzer in splendider Weise dem Kellner zurief: „Ein Seidel Bier und ein Paar Würstel mit Kren für meinen neuen Basso primo auf meine Rechnung!"

Den kolossalsten Unsinn führte Scherzer einst aus, als ein fremder Musiker durch Neustadt reiste. Er fragte ihn, was er von seinem Orchester halte. Die Antwort war: „Die Leute spielen recht gut, aber Alles zu hoch." Wie faßte dies Scherzer auf?! Er ließ am anderen Morgen in seinem Orchester alle Sesselfüße unten abschneiden, damit die Musiker niedriger saßen.

In der Charwoche versammelten sich gewöhnlich die Directoren von Stockerau, Sanct-Pölten, Krems, Znaim, Tyrnau und Oedenburg in der Riedl'schen Komödianten-Herberge. Unter ihnen war Spannagl, vormals Kupferschmied in Brünn, dann Theaterdirector in Znaim, der reichste; Gröschel, Theaterdirector in Sanct-Pölten, der gescheidteste. Spannagl, Scherzer und Gröschel waren sehr eifersüchtig und pikirt auf einander.

„Was?" sagte eines Tages Scherzer zum Schauspieler Helmböck, „Sie haben keine schwarzen Hosen und hab'n die Frechheit, sich für Wiener-Neustadt als erster Liebhaber engagiren zu wollen? Packen S' Ihnen an den Tisch dort zum Herrn Gröschel, der nimmt Ihnen auch, wenn S' gar keine Hosen zum Anzieh'n haben."

Gröschel belohnte diesen Ausfall mit Zinsen. Als sich bald darauf ein buckliger Schauspieler bei ihm meldete, schrie er überlaut: „Was wollen S' denn bei mir? Geh'n S' zum Scherzer, der sucht noch ein Kameel für sein Theater, das ihm die Directionslasten tragen hilft."

Spannagl pflegte den Schauspielern zu sagen: „Rufen S' einmal den Kellner bei sein' Namen Hiarsel (Mathias), aber so stark, daß man's bis zum Kärntnerthor hört. Wenn dann von Ihrer Stimm' die Cimenter (maßhältigen Zinnkannen) in der Kellnerei zittern, dann sein S' engagirt und erhalten die höchste Gage — zwei Gulden per Monat!"

In späteren Jahren wurde die Komödianten-Herberge in das kleine finstere Gastzimmer des Wirthshauses verlegt, das sich in dem ehemals den Jesuiten

gehörigen, zu Garten- und Meiereizwecken dienenden großen Gebäudecomplexe, deshalb auch Jesuitenhof genannt, auf der Laimgrube in der Kothgasse (heute Gumpendorferstraße) befand. Hier erhielt sie die charakteristische Bezeichnung „im Loch". Diese Bierschänke befand sich auf der Seite der Dreihufeisengasse, wurde meistens von Soldaten und der unteren Volksclasse besucht und verdankte ihren Namen des „Loches" oder „Löchels" dem Umstande, daß ihre Räumlichkeit wirklich so viel Lochartiges an sich hatte, daß man sich ein mittelalterliches Burgverließ kaum schauerlicher vorstellen konnte. Wenn demungeachtet es darin zu keiner Zeit an Gästen mangelte, so lag der Grund davon anderswo, als in der Oertlichkeit —



Serenade bei der schönen Columbine. (Seite 74.)

in der guten Qualität des Getränkes, welches in dieser durch reichlichen Zuspruch ausgezeichneten Spelunke ausgeschänkt wurde. Eine traurige Berühmtheit aber erhielt deren Außenmauer dadurch, daß dort im Invasionsjahre 1809 zwei wackere Wiener Bürger, der Tischlermeister Peter Tell und der Sattlermeister Jacob Eschenbach, von den Franzosen den Tod des Erschießens erleiden mußten.

Als im Jahre 1862 der Jesuitenhof, welcher seit dem Jahre 1776 zu Casernirungszwecken dem Militär zugewiesen wurde, der Demolirung verfiel (an seiner Stelle erhebt sich heute das schöne Gebäude der k. k. Geniedirection), wurde die Komödianten-Herberge in das Gasthaus „zum grünen Wasen" (Dreihufeisengasse 13) verlegt, in welcher sie bis in die neueste Zeit verblieb.

4. Das Theatervölklein unter sich.

So schmucklos es auch damals und noch jüngstens im Komödien-Bierhaus aussah, wird doch Jedermann, der es auch in späteren Tagen kannte, in welchen es dem Eindringen der modernen, so oft unbequemen Eleganz nicht gänzlich widerstehen konnte, es recht begreiflich finden, daß der Volksdichter Hafner erleichtert aufathmete, als er in die Komödianten-Herberge eintrat, die dazumal auf dem Zenithe ihres Ruhmes stand. Hafner schritt dem gewohnten runden Tische zu. Nur drei Gäste saßen an demselben, alle drei Männer, welchen man sofort ansah, daß sie Thespisjünger waren. Nicht allein der Anzug deutete darauf hin, welcher bei den zwei Aelteren etwas gesucht Modisches hatte, bei dem Jüngeren der Männer in affectirter künstlerischer Unordnung war, sondern auch die Mienen thaten solches.

Nur selten wird es Schauspieler geben, die im gewöhnlichen Leben bezüglich der Physiognomie nicht in den Fehler verfallen, daß sich dieselbe fort und fort in einer für den Beobachter beinahe peinlichen Weise verändert, oder in den anderen einer gewissen Starrheit, mit der sie einen bestimmten Ausdruck auf ihren Zügen festhalten. Das letztere, vornehmlich eine Gewohnheit der Heldenspieler, war bei dem Jüngeren der Fall, der finster vor sich hinstarrte, die geballte Faust mit geradegestrecktem Arm schwer auf den Tisch gelegt hatte und auch Hafner's fröhlichen Gruß nur mit einem Kopfnicken erwiderte, ohne seine Miene oder Stellung zu ändern.

„Im Theater gewesen, Herr Hafner?" fragte der Kleinere der Herren, dessen geschmeidiges Wesen auf eine gewisse Vielseitigkeit des Talentes deutete.

„Als Zuschauer nicht, werthester Herr Jaquet," entgegnete der Schriftsteller. „Sie wissen ja doch, daß ich zu Jenen gehöre, welche glauben, daß die Zeit der extemporirten Stücke vorüber ist und man auch hier dem Publico gesündere und mehr geistigen Reiz bietende Stücke schuldig ist, wie es schon seit Langem im Reiche geschieht.

„Wohl gesprochen, Bruder in Apoll!" rief der junge Mann mit der finsteren Miene mit dröhnender Stimme. „Es ist Zeit, daß Hanswurst und all' sein ekles Gelichter von der Bühne verbannt werde und die von einer höheren Eingebung durchglühten Heldengestalten sie auf erhabenem Kothurn (griechischer Bühnenschuh, hochtrabende Schreibart) beschreiten."

„Ach, mein lieber Herr Brenner, Sie sind zu gütig," entgegnete Hafner, „mich mit dem Brudertitel zu begrüßen. Die Gestalten, wie ich sie mit meiner geringen Gabe zu schaffen verstehe, möchten auf dem Kothurn gar jämmerlich daherhumpeln und bald auf der Nase daliegen. Das sind keine Götter und Helden, keine Großmoguls und Römerkaiser, sondern nur ganz gewöhnliche Menschen, wie sie uns auf der Straße begegnen und mit uns im Wirthshaus sitzen — deren Eigenschaften und Schwächen ich nachbilde, so gut ich's kann, dem Publico zur Lust und Besserung."

Der Tragöde gab keine Antwort; er war schon wieder in sein Brüten versunken, während Hafner ein spöttisches Zucken um seinen Mund in dem mächtigen ihm vorgesetzten Deckelglas verbarg. Der Mann mit der heroischen Pose war Anton Jakob Brenner, ein nicht unbegabter Mensch, der es übrigens aus Autoreneitelkeit auch als Schauspieler zu keiner Bedeutung brachte. Er schrieb mehrere abenteuerliche und wilde Stücke, welche die Mitte zwischen der grandiosen schulmäßigen Tragödie der Gottsched und Cronegk und den verworrenen Schauerstücken der späteren Kraftgenies Lenz und Klinger hielten, die Fehler Beider vereinten und ihm den so sehnlich erwünschten Dichterruhm nicht erringen konnten.

„Auf diesem Weg fortzufahren, kann Ihnen jeder wohlmeinende Mann nur eindringlichst rathen, lieber Herr Hafner," nahm Jaquet das Wort, der Gatte der gefeierten Therese Jaquet, welcher sich von seinem ursprünglichen Fach, der Tragödie, abgewendet und nunmehr komische Väter, militärische Polterer u. s. w. spielte. „Es ist wirklich an der Zeit, daß man dem großen Publicum, auf das man ja von der Bühne herab wirken will, auch etwas zeigt, was es verstehen und mitfühlen kann."

„Die wahre Poesie wohnt nur auf des Lebens Höhen," fiel Brenner mit Pathos ein. „Was da unten im Schlamm herumkreucht, erstickt in Gemeinheit und des Tages Nothdurft."

Schon schwebte eine heftige Antwort auf den Lippen Hafner's, als sich der vierte Herr am Tische, ein stattlicher Mann mit würdevoller Miene, vernehmen ließ.

„Ei, ei, lieber Brenner, Du scheinst mir doch etwas zu weit zu gehen," sagte er. „Ich sollte meinen, daß gerade die wahre Poesie in allen Ständen zu Hause ist, und vielleicht schafft gerade der Kampf mit des Lebens Nothdurft, wie Du es nennst, mehr wahre Tragik und Komik, als sie sich in jenen Kreisen finden, in welchen sich — Deine Stücke abspielen."

„Komik — o ja, Stephanie, das geb' ich zu," entgegnete der junge Tragöde bitter; „vielleicht auch jene Tragik, wie sie sich jetzt in Schnallenschuhen und Bratenrock mit zahmen Redensarten auf der Bühne breit macht — aber jene erschütternde packende Tragik, wo das Factum mit grimmiger Faust in die Handlung greift, die kommt im gewöhnlichen Leben nicht vor —"

„Vielleicht kommt sie überhaupt nicht vor, — außer in Deinen Stücken," stichelte Christian Gottlob Stephanie, der zwar auch meist heroische Rollen spielte, aber ein entschiedener Anhänger der neueren, der Natur sich nähernden dramatischen Richtung war. Noch eingreifender wirkte einige Jahre später in der gleichen Richtung sein jüngerer Bruder Gottlieb Stephanie, und zwar nicht allein als Schauspieler, sondern auch als Theaterschriftsteller und — freilich nicht ganz glücklicher und pietätvoller Bearbeiter der ersten in Wien aufgeführten Shakespeare'schen Dramen.

„Herr Brenner kann sich einmal die tragische Muse nicht in ihrem Amt denken, ohne daß es um Kronen und Throne geht und ohne daß der Epilog bis an die Knöchel im Blute watet, wie ein Metzger," sagte boshaft Hafner.

Der junge Mann begnügte sich, einen verachtungsvollen Blick auf die Spötter zu werfen. Unterdessen hatte sich ein kleines verschrobenes Männchen mit rothunterlaufenen Augen eingefunden, das sich, artig grüßend, in eine Ecke des gleichen Tisches drückte und bald darauf nur mit seinem mächtigen Weinglas beschäftigt schien.

„Frage man doch nur," begann Brenner nach einer Pause von Neuem, „wer unsere Bestrebungen unterstützt, so wird man hören und sehen, daß dies nur die Großen der Erde thun, weil nur sie die wahre Kunst und Poesie verstehen und würdigen. Ist nicht auch in dieser Beziehung unsere erhabene Monarchin Maria Theresia ein leuchtendes Beispiel, indem sie seit zwei Jahren dem Unterhalt der hiesigen Theater jährlich hunderttausend Gulden zuwendet? Und wie benehmen sich dagegen die Herren vom Stadtrath, diese Ellenritter und Pfefferklauber? Da wird gefeilscht am Pacht, und wenn so ein armer Teufel von Pächter, wie der Baron Lopresti, sein Vermögen zugesetzt hat, da möchten sie noch nach Decorationen und Inventar greifen! Wo man nach Pfennigen rechnet, gibt es kein Schicksal, das erschüttert und rührt, und auch kein Verständniß dafür."

„Mein lieber Collega, Sie mengen Wahres und Unrichtiges durcheinander, wie — fast hätte ich gesagt, wie Ihre Helden," bemerkte Jaquet. „Das mag wohl sein, daß die Herren vom Stadtrath gerade nicht viel Verständniß haben für

die „wahre Kunst“ — wie Sie sagen — aber das ist wohl auch deren Sache nicht und darum wünschen ja auch alle Freunde des hiesigen Theaters, daß der Hof es ganz übernehmen möge.“

„Was aber den Geschmack unserer vielgeliebten Kaiserin betrifft,“ warf Hafner ein, „so gereicht es ihm nicht zur Unehre, ihrer heiteren Gemüthsart aber gewiß zum günstigen Zeugniß, daß sie im Theater auch lieber lacht als seufzt, weint oder — sich langweilt.“

„Wenn der verdorbene Geschmack des sogenannten Publicums nicht wäre,“ rief Brenner grollend, „so hätte jene Entweihung der Bühne durch die eklen Ruepelspiele (von ruppig, lumpig) schon lange ein Ende genommen.“

„Daß diese wohlgemeinte Absicht der Kaiserin aber nicht gelang, was ist Schuld?“ erwiderte Stephanie. „Weil man dem Publicum außer jenen Tragödien voll Grandezza und Langweile nichts zu bieten hatte; — darum mußte auch wieder zu Hanswurst und Bernardon gegriffen werden, die ihm noch immer näher standen, als die steifleinenen Helden aus dem Orient und Griechenland.“

„Sehr bezeichnend für den feinen Geschmack dieses raren Publicums!“ warf Brenner höhnisch ein.

„Zum Publicum, das so denkt und urtheilt, gehört aber ganz Wien,“ sagte Jaquet, „und es wird auch nicht eher möglich sein, die extemporirte Komödie ganz zu verbannen, bis sich mehr Autoren, wie unser Freund Hafner da, finden, die des Lebens Scherz und auch Ernst so auffassen und darstellen, wie es Jeder lebt und versteht.“

„Sie sind zu gütig, werthester Herr Jaquet,“ sagte bescheiden Hafner. „Ich gebe, was mir möglich ist, — wenn es nicht viel ist — und ich weiß das selbst nur allzugut — so ist mein mangelndes Können, nicht aber mein Wille schuld. Ich möchte wohl auch manchmal ernstere Töne anschlagen, aber es geht nicht und unwillkürlich guckt mir Jocus (der Spaß) über die Achsel und führt mir die Feder.“

„Seine Nebenmenschen zu erheitern, ist kein geringes Verdienst,“ sagte Jaquet, der als erster berühmter Vertreter des wichtigen Faches komischer Väter allen Grund zu einem solchen Ausspruch hatte.

Das Wort „Verdienst“ schien den letztangekommenen kleinen Mann aufzurütteln. Er hob den zitternden Kopf, ließ die wässerigen Augen über den Tisch schweifen und sagte dann kichernd:

„Ja, der Verdienst — das ist eine Hauptsach' — ohne den kann nix und auch kein Theater bestehen. Was hilft mir Kunst und Ausstattung, Dichtung und Darstellung, wenn die Casse leer bleibt? Trägt doch auch jetzt die ganze Komödie nicht so viel für die Theatercasse ein, als die Gebühren für die Hazardspiele, die Ihre allergnädigste Majestät im Burgtheater privilegialiter zu spielen erlaubt haben.“

„Ja, ja,“ fiel Stephanie rasch ein, mit einem Blick auf Hafner und Brenner, die sich unruhig auf ihren Stühlen bewegten, „es ist gewiß auch dies ein Beweis der Fürsorge unserer gütigen Monarchin, — aber Ihr, mein lieber Lehrner, seht doch die Dinge gar zu sehr von eurem Cassestandpunkt an. Der Kunst gereicht es gerade nicht zur Ehre, daß sie, um sich kümmerlich zu erhalten, die Beihilfe des Pharao, Landknecht, Passadieci (Würfelspiel, Paschen), Rauschen, Färbeln und wie sonst die mit Karten geübten Wegelagereien heißen, in Anspruch nehmen muß.“

„Und warum nicht?“ sagte der alte Cassier des Kärntnerthortheaters mit einem häßlichen Lächeln. „Sind's doch g'rad' jene hohen Kreise, die Herr Brenner früher als Pfleger der Kunst feierte, die auch das Spiel gar fleißig cultiviren im Saal des Burgtheaters, und weiß man doch, daß auch die beiden Majestäten gern dem Hazardspiel obliegen.“

„Schon acht Uhr!“ fiel Stephanie rasch ein, um weitere Erörterungen dieses heiklen Themas abzubrechen. „Das Theater muß ja bald zu Ende sein. War's voll?“

„O freilich, wie immer, wenn Prehauser, Kurz, Weiskern, Huber und die Reichin spielen,“ antwortete der Cassier. „Volle Geldlad' gewesen, wie ich geschlossen hab', das ist die Hauptsach' und viel besser, als wenn oben auf der Bühn' die Phrasen krachen, auf den halbleeren Bänken die Fazinetteln (von fazzoletto, Schnupftuch) in Gebrauch gesetzt werden und man in der Casse die Siebzehner mit einem Blick zählen kann.“

Wieder vermochte nur Stephanie's rasches Einfallen eine Explosion von Seite des heißblütigen Tragöden zu verhüten.

„Und doch habe ich von Leuten, die ihn vor einem Dutzend Jahren und noch mehr sahen, gehört, daß er früher viel besser und spassiger gewesen sein soll — nämlich Kurz mein' ich.“

„Versteht sich, versteht sich,“ betheuerte Lehrner, „kein Vergleich gegen jetzt. Vor acht oder zehn Jahren, als seine Frau noch lebte — da hätten ihn die Herren sehen müssen! Was war sie aber auch für eine Colombine! Ganz Wien war in die bildschöne Colombine und ihre neckische kleine Gestalt verliebt. Was ist da die Reichin dagegen! Gar nix! Laues Wasser gegenüber prickelndem Wein!“

Der unglückliche Cassier hatte ein eigenes Talent, irgend einen der Anwesenden durch seine Bemerkungen zu erzürnen; denn nun war es wieder Hafner, der ihm einen grollenden Blick zuwarf.“

„Hm,“ fuhr der Alte fort, der zwar oft stundenlang schweigsam war, aber dafür, wenn er zu sprechen anfing, nicht leicht zum Aufhören kam, „auch in mancher anderen Beziehung hat sie sich von unserer jetzigen gefeierten Colombine unterschieden — die hat freilich keinen Mann, aber so eigentlich macht das nichts, denn die Franciska Kurz hätte ja trotzdem auch Liebhaber haben können.“

„Altes Lügenmaul!“ brauste Hafner auf. „Was weißt Du“ —

„Aber Herr Lehrner,“ fiel Stephanie besänftigend ein, „solche Reden ziemen sich nicht. Weiß doch Niemand etwas Unrechtes von der Mamsell Reich.“

„Na ja — ich will auch gar nix Böses g'meint haben — aber was ich weiß, weiß ich,“ sagte der Cassier zwar eingeschüchtert, aber mit der Hartnäckigkeit des Alters.

„Und was weißt Du, zum Dreiteixelnamen?“ schrie Hafner ihn zornig an.

„Nichts weiß er,“ begütigte Stephanie den aufgeregten jungen Mann. „Kennen Sie ihn so wenig, daß Sie nicht wissen, wie Abends, wenn er seine Casse gesperrt hat, nichts mehr aus ihm spricht, als all' der Wein, den er tagsüber verschluckt? Gleich wird er von was Anderem sprechen.“

„Ja die Franciska Kurz, das war ein leckeres, braves Frauchen,“ plapperte Lehrner fort, ohne zu achten, ob wer auf ihn höre. „Und die reichsten Cavaliere buhlten um ein Lächeln und von allen Seiten ward sie bestürmt, aber umsonst; sie schlug allen ein Schnippchen, hihihi!“

„Laßt ihn, es ist ihm zu gönnen, daß er der Treue und Ehrbarkeit eine Lobrede hält,“ flüsterte Jaquet malitiös, „einer fremden Frau gegenüber kann er es wenigstens mit gutem Gewissen thun.“

„Da hatte sich auch einmal ein bekannter reicher Lebemann,“ fuhr der Cassier redselig fort, „einen prächtigen Plan ausgedacht und gewann mit großen Geschenken das Kammermädchen der Kurz, ihrer Herrin seine galanten Anträge zu übermitteln. Lange Zeit steckte die pfiffige Zofe die Geschenke ein und wußte den alten Gecken hinzuhalten, aber als er sie einmal in dem Hausflur erwischte — die Wohnung der Kurz war damals beim Kärntnerthor in dem zweiten Haus von der Ecke (Sattlergasse Nr. 1037 alt, später Augustinergasse 4) — konnte sie nicht ausweichen und mußte eine Botschaft übernehmen. Nach kurzer Zeit kam sie

wieder herab, um sofort von dem wartenden zärtlichen Schäfer um den Erfolg ihrer Sendung bestürmt zu werden. Die Zofe sagte: „Antwort? O ja, ich habe eine solche für Sie erhalten; — hier ist sie;" und dabei gab sie ihm eine so gewaltige Ohrfeige, daß es schnalzte. „Alle Wetter!" rief der Alte und hielt sich die Backe; „das ist eine kurze und bündige Antwort und ich spüre, daß Du sie ganz und ohne etwas zu vergessen, ausgerichtet hast[1]."

Man lachte über die Anekdote — natürlich der alte Cassier am meisten — und das Einvernehmen schien wieder hergestellt zu sein. Wohl stierte Brenner noch immer mit der Miene eines finsteren Tyrannen vor sich hin und in Hafner's Augen loderte ein unheimliches Feuer, auf Stirn und Wangen brannten verrätherische rothe Flecken — aber man war solche Zeichen des Abendtrunkes an Beiden gewöhnt.

Da schollen zahlreiche Fußtritte von der Straße herein, fernes Räderrollen und Rufen erklang — das Theater war aus.

Bald darauf öffnete sich die Thüre und unter Lachen und Lärmen drängte eine Gruppe Männer herein, die sich sofort zu dem Tisch der Schauspieler wendeten.

„Schön gut'n Abend, meine viellieben Herren Confratres (Amtsgenossen)!" rief ein stattlicher Mann von ungefähr fünfzig Jahren den Anwesenden in einem Tone zu, der die Mitte zwischen Herzlichkeit und Herablassung hielt. Er zog sich dabei einen Sessel zum Tisch und nöthigte auch den schmächtigen Mann mit dem feinen klugen Gesicht, dessen Arm er durch den seinen geschlungen hatte, zum Sitzen.

Außer diesen Beiden nahmen noch ein robuster wohlbeleibter Herr von etwas spießbürgerlichem Ansehen, ein ziemlich bejahrter Mann mit gewöhnlichen aber auffallend beweglichen Zügen in etwas carrikirt bunter Toilette, und ein kleiner Herr mit drollig einfältigem Gesicht, aus dem ein Paar listige Aeuglein seelenvergnügt funkelten, am Tische Platz.

„Ihr kennt ja doch meinen Begleiter da?" rief der stattliche Herr, dessen Gruß von den beiden älteren Schauspielern mit gemessener Artigkeit, von Hafner mit einer stummen Kopfneigung und vom heroischen Brenner gar nicht erwidert wurde.

Der Schmächtige, welchem diese Frage galt, erröthete ein wenig und blickte mit verlegenem Lächeln um den Tisch. Er war offenbar kein Schauspieler, das sah man an seinem schüchternen Wesen, an dem einfachen schnupftabakfarbenen Rock und der tadellosen Perrüke.

„Ich zum Mindesten genieße das Vergnügen," sagte Hafner und reichte dem schmächtigen Mann die Hand über den Tisch, „freue mich auch herzlich, Herrn Haydn wieder in Wien begrüßen zu können. Wie geht's in Eisenstadt, Maestro (Capellmeister)?"

Joseph Haydn (Bild Seite 73), der berühmte Componist, war erst seit einem Jahr als Capellmeister im Dienste des Fürsten Nikolaus Eßterhazy, eine Stellung, welche seine Noth und Lehrjahre abschloß und die er bis zum Jahre 1790 innehatte.

Er war sichtlich erfreut über die herzliche Anrede und dankte in schlichten Worten mit der Versicherung, daß er sich in den neuen Verhältnissen sehr wohl befinde.

„Fort mit Deinem schnöden Gerstengebräu!" herrschte der stattliche Mann den Küfer an, welcher Bier in gewaltigen Gläsern auftrug; „bring' goldklaren Wein, wie er auf Grinzings rebengesegneten Fluren wächst, und halt' das Wasser davon fern, sonst komm' ich Dir über Deinen ruppigen Schädel!"

Es lag eine Art von komischem Pathos in seiner Sprechweise, deren Eindruck man sich nicht ganz entziehen konnte, wenn auch ein daraus hervorklingender großer Grad von Selbstbewußtsein nicht eben angenehm berührte.

---

[1] Thatsache.

„Mit welchen köstlichen Gaben Ihrer Muse werden Sie die kunstsinnige Welt demnächst erfreuen?“ wendete sich Jaquet an den Componisten.

„Ach, dazu bleibt mir jetzt nicht viel Zeit,“ entgegnete dieser mit schüchternem Lächeln, „erst muß ich meine Capelle wieder ordentlich zusammenbringen und die Leute einexerciren — es hat da recht curios ausg'schaut — so ein Bissel ungarisch, obwohl mein nunmehr pensionirter Vorgänger Gregor Joseph Werner ein sehr geschickter Mann war.“

„Laßt Euch, lieber Maestro,“ mahnte der Stattliche im Protectorton, „dadurch nur nicht von der Bahn zurückhalten, die Euch Euer Genius weist. Ich bleibe dabei, daß in Euch ein großer Componist schlummert.“

„Wär' schon recht!“ meinte Haydn mit schalkhafter Bescheidenheit, „aber mir scheint, er hat einen gar festen Schlaf und wird nie recht munter.“

„Wird schon werden, wenn Ihr die innere Mahnung nicht überhört. Treu der Stimme folgen, die dem Künstler seine Bahn anweist, das ist die Hauptsache.“

„Nennt sich der Hanswurst vielleicht auch einen Künstler?!“ brummte Brenner ingrimmig vor sich hin, nur für den neben ihm sitzenden Hafner hörbar.

„Ich bleib' dabei, Haydn; — Ihr werdet ein großer Musiker; — hab' das schon vor zwölf Jahren erkannt und bleib' auch heut' noch dabei.“

„Der Herr Kurz ist zu gütig,“ bemerkte Haydn in entschuldigendem Ton zu den Uebrigen; „vielleicht nur um sein einst gefälltes vorschnelles Urtheil nicht widerrufen zu müssen.“

Das also war Joseph Felix von Kurz — der „Herr Baron“, wie er sich nicht ungern nennen hörte, ohne dagegen Einsprache zu thun — der berühmte Schöpfer des „Bernardon“, welchen eine boshafte Intention im Porträt dem Bildnisse des bedeutsamen Gegners Sonnenfels entgegengestellt hatte, der seinerzeit eben mit der komischen Figur des „Bernardon“ die Entthronung des Hanswurst unternommen, thatsächlich diesen auch in die zweite Linie gedrängt hatte, nun aber seine eigene Schöpfung und die ganze extemporirte Komödie gegen die immer heftiger werdenden Angriffe einer geläuterten Geschmacksrichtung zu vertheidigen hatte. Kurz war noch immer ein schöner Mann, mit vornehm gezeichneten Zügen, aus welchen lebendige frische Augen blitzten. Wie alle Anwesenden, mit Ausnahme Haydn's, trug er sein natürliches Haar, das in gefälligen Locken und leicht gepudert von der hohen Stirne zurückfiel.

„Du bist wohl berechtigt, darüber ein Urtheil abzugeben,“ ließ sich der spießbürgerlich aussehende Mann vernehmen. „Wenn ich nicht irre, hat Herr Haydn auf Deine Anregung ja eine Oper geschrieben.“

„Ja, ja, das ist richtig,“ sagte Haydn lächelnd, „aber diese Oper hat uns Beiden nicht recht gut angeschlagen; nicht wahr, werthester Herr von Kurz?“

„Ha ha ha! Das war eine schnackige G'schicht',“ rief Bernardon lachend. „Weißt Du, Weiskern, wie ich eigentlich mit unserem Maestro da bekanntgeworden bin?“

„Nein!“ entgegnete der Gefragte, Friedrich Wilhelm Weiskern, gleichfalls eine Stütze der extemporirten Komödie, und zwar nicht allein als Darsteller der komischen und polternden, natürlich meist betrogenen Väter, für welche er aus der italienischen Posse den Charakter des „Odoardo“ entlieh, sondern auch als Autor. Vielseitig gebildet, beschränkte sich Weiskern nicht allein auf die Entwürfe zu Stegreifkomödien, sondern schrieb auch Gelegenheitsstücke, ja sogar eine fleißig gearbeitete Topographie (Ortskunde) von Niederösterreich, die noch heute nicht ganz ohne Werth ist.

„Nun, wenn es den versammelten Herrschaften nicht unlieb ist, will ich den Hergang erzählen,“ sagte Kurz im Kreise herumblickend.

Natürlich erhob Niemand Einwendungen — umsoweniger, da man wußte, daß Kurz gern das große Wort führte und leicht gereizt wurde, wenn dies nicht sein konnte.

„Es mag wohl schon zwölf Jahre sein," begann Kurz, „denn es war bald nachdem ich im Jahre 1748 die Impresa (Unternehmung) des Kärntnerthor-Theaters erhielt, daß ich Meister Haydn kennen lernte. Damals lebte meine Frau noch — nun, wer von den Herren sie gekannt hat, wird begreifen, daß das Publicum sie vergötterte und nur la bella direttrice, la diva terminata del' Amore (die schöne Directorin, die vollendete Liebesgöttin) nannte."

Kurz sprach mit sichtlicher Bewegung von seiner verstorbenen Gattin, fiel aber sofort wieder in den ihm eigenen Ton der Selbstüberhebung.

„Wer so viel Beifall und Triumphe erlebt hat, wie ich, weiß das zwar zu schätzen, aber auch, daß sie oft unangenehm werden können. Dahin gehörten nun die häufigen Serenaden, die man uns brachte. Kaum lag man auf dem Ohr, erhob sich in der Woche zweimal und auch öfter unten auf der Gasse ein Gefiedel oder Gedudel, daß Gott erbarm'! — gleich war auch ein Haufe Müssiggänger und Nachtläufer beisammen, an welchen es in Wien nie fehlt, und da wurde dann so lange musicirt und Vivat gebrüllt, bis wir an die Fenster kamen und uns bedankten — während uns doch oft die Ohren von dem Gekratze und Geheule gellten und wir Nachtmusik, Musikanten und Publicum in's Pfefferland wünschten."

„Da wär' bald g'holfen g'wesen," warf der kleine Mann mit den listigen Aeuglein ein, „hättest Du den Ruhestörern statt des Dankes einmal etwas Anderes auf die Häupter gegossen."

„Das verstehst Du nicht, mein lieber Huber," entgegnete arrogant Bernardon, „so lästig auch solche Ovationen werden mögen, ist doch ein Künstler von meinem Rang verpflichtet sie anzunehmen, um des Publicums richtige Erkenntniß nicht abzuschrecken."

„Ja, ja, da hast Du schon recht, Bernardon," fiel der ältliche Mann mit den beweglichen Zügen ein, „wenn Du die Leuteln so unfreundlich empfangen hättest, wären sie am Ende irre geworden. Der ganze Rummel hat ja so nur Deiner Frau gegolten — denn dem Bernardon hat man so wenig Serenaden gemacht, als dem Hanswurst."

Es klang etwas wie schmerzliche Resignation aus diesen Worten und Aller Augen richteten sich theilnehmend auf den Mann im grasgrünen Rock, der lichtgelben Weste und kirschrothen Kniehose, die sich nach unten in schwarz und lichtblau gestreiften Strümpfen fortsetzte. Nur Kurz warf den Kopf in die Höhe und ließ ein mitleidiges Lächeln um die Lippen spielen.

„Die alte Geschichte!" sagte er achselzuckend. „Daß Du Dich, mein lieber Prehauser, doch nicht dareinfinden kannst, daß die Zeit des Hanswurstes vorüber ist und daß das Publicum nach Feinerem verlangt!"

„Das weiß ich recht gut, mein Lieber," entgegnete Prehauser, „vielleicht besser als Du, denn ich sag' Dir — was Du ja noch immer nicht einsehen willst — daß unsere Zeit überhaupt um ist — Hanswurst und Bernardon, das ist alleseins — sie sind ja doch Zwilling', die sich zum Verwechseln ähnlich schauen und nur verschieden costümirt sind. Draußen in Leipzig haben sie den armen Kerl, den Hanswurst, gar verbrannt — die Wiener sind bessere Leut' und dankbar dafür, daß wir sie so lang ergötzt haben, und so lang wir leben, wird's wohl noch gehen und ich will die Pritschen, die mir der Stranitzky vor vierunddreißig Jahren auf offener Bühn' übergeben hat, auch so lang schwingen, als ich kann — aber mit uns geht die G'schicht' zu End', wir werd'n keine Nachfolger mehr hab'n!"

„Das möcht' ich denn doch nicht so unbedingt unterschreiben," bemerkte Weiskern bedächtig, „denn gewisse bestimmte komische Rollen sind nicht leicht zu

vermeiden und das Publicum will selbst einen Charakter, an dem es sich einmal ergötzt hat, auch in anderen Stücken sehen. Aber — anders eingerichtet wird die Sache werden müssen; die extemporirte Komödie wird nicht mehr lang bestehen, das glaub' ich — ihr warmer Anhänger — selber."

„Grundfalsch," rief Kurz gereizt. „So reden Alle, welche der Autorenkitzel in die Nase beißt, und traurig genug, daß auch Schauspieler so plappern und zu bloßen Redemaschinen herabgewürdigt sein wollen, die Wort für Wort nur das herausratschen, was ein Anderer gedacht hat."

„Hm, so möchte ich die Sache doch nicht aufgefaßt wissen," erklärte Stephanie ruhig. „Dem tüchtigen Schauspieler wird noch immer eine große Aufgabe gestellt sein, denn er muß den Worten des Dichters durch sein Spiel erst Leben und Ausdruck verleihen, er macht dessen Schöpfungen erst lebendig und zur Wahrheit. In dieser Weise aber in den Geist einer Dichtung zu dringen, scheint mir — verzeihen Sie, werthester Herr von Kurz — bei den wechselnden Aufgaben mindestens ebenso schwer und verdienstlich zu sein, als durch lange Jahre einen Charakter mit wenigen Variationen zu agiren."

Jaquet, Hafner und Haydn gaben ihren Beifall zu erkennen; Brenner fiel mit einem sonoren „So ist es!" ein — die übrigen Schauspieler schwiegen.

„Und ich sage: So ist es nicht!" rief Kurz auf's Höchste erbittert ein. „Ich sage: Die wahre Kunst geht mit diesem Herplappern fremder Gedanken zum Teufel! Und dann — spielen denn die Herren nicht im Grunde auch immer eine Rolle, mit welchem Namen und Charakter sie auch auf dem Theaterzettel stehen mögen? Bei uns weiß das Publicum, heut' bekomm' ich den Hanswurst, den Bernardon oder beim Huber den pfiffigen „Lepoldl" (Leopoldchen) zu sehen — aber da steht zum Beispiel auf dem Zettel: Oberstlieutenant von Blitzknall, und in dem Uniformfrack spricht und agirt der scharmante Herr Brenner gerade so, wie vorgestern der Arsaces, oder es guckt aus allen Nähten noch der Perserkönig Chosroe heraus."

Der Stich war blutig, um so blutiger, als er das manierirt heldenhafte Spiel Brenner's treffend charakterisirte.

Der Tragöde sprang daher auch wuthschnaubend auf, daß der schwere Sessel nach rückwärts fiel, und blickte mit so wildrollenden Augen auf Kurz, wie er sie seinen blutdürstigsten Wütherichen lieh. Dann schrie er mit dröhnender Stimme:

„Schweig', ekler Verunstalter wahrer Kunst, deren geheiligten Namen Deine nur an plumpe Späße gewohnten Lippen gar nicht aussprechen sollten! Aber ich werde sie rächen an Dir, der Du ihren hehren Tempel entweihst — das schwöre ich!"

Und mit dumpfer Stimme beginnend, recitirte er mit stets steigendem Affect eine der phrasenhaften Stellen aus der schwülstigen Tragödie Cleopatra des Schlesiers Daniel Caspar von Lohenstein:

„Die Erde bricht, der Abgrund reißt entzwei,
Die Rache treibt mich aus den finst'ren Höhlen,
Wo die mit Mord und Blut bespritzten Seelen
Sich laben durch ihr Angstgeschrei.
Du Mörder, den stets Mord und Brand gelüstet,
Schau' an das Schattenbild, den Nebel meiner Faust,
Mit Flamm' und Fackel ausgerüstet!
Dies Pech, die Glut, vor der Dir graust,
Sind Deines Untergangs erzürnte Blutkometen,
Die Deines Herzens schwarze Nacht
Mit bebend banger Furcht und stetem Ach erröthen!"

Nach Schluß dieser Kraftstelle drückte der Tragöde seinen Hut auf den Kopf und stürzte, noch immer im Charakter des Rache heischenden Königs Antigonus, fort.

Der Eindruck dieses Abganges ward freilich nicht wenig dadurch beeinträchtigt, daß Brenner mit dem zum Aufheben des Stuhles herbeigeeilten Küfer heftig zusammenstieß und sich erst die Bahn freimachen mußte, indem er den verdutzten Burschen beim Kragen packte und mit dem Donnerworte „Maulesel"! auf die Seite schleuderte.

Dadurch erhielt die ganze Scene einen so unwiderstehlich lächerlichen Anstrich, daß sich Niemand von der Tafelrunde diesem Eindrucke entziehen konnte, mit Ausnahme des Cassiers, der stumpf vor sich hinbrütete und nur Leben verrieth, wenn er sein Glas zum Mund führte.

Der friedliebende und auf den Anstand bedachte Jaquet suchte die heitere Stimmung in seiner Weise auszunützen.

„Unser übrigens recht verdienter College," sagte er, als sich die Heiterkeit gelegt hatte, „beweist uns durch seinen Abgang, daß Herr von Kurz nicht ganz Unrecht hat und er seine Helden und Tyrannen sogar im gewöhnlichen Leben nicht ganz los wird — Sepperl's blaue Flecken sind ein Zeugiß davon."

„Uebrigens," nahm Prehauser das Wort, „ist der ganze Streit zwischen uns ein vergeblicher — wirke Jeder in seiner Weise, so gut er's vermag und wie es seine Anlagen erlauben. Entscheiden wird zuletzt denn doch einzig und allein der Geschmack des Publicums, der sich nichts vorschreiben und aufdrängen läßt. Mir ist es so lange im Sonnenschein seiner Gunst gut geworden, daß ich jetzt gern ein wenig in den Schatten trete, und ich wünsch' sogar meinem jungen Freund Hafner da, obwohl er mich im Stich läßt, viel Glück und Gedeihen."



Joseph Haydn. (Seite 69.)

Wieder blickte Alles mit Rührung auf den vielberühmten Hanswurst, der sich im Alter so resignirt in den Wandel der Zeiten zu fügen wußte. Nur Kurz schien das leidige Thema nochmals aufgreifen zu wollen, ward jedoch durch Stephanie verhindert.

„Ueber all' den Hader und den tragischen Abgang Brenner's," sagte er, „wissen wir noch immer nicht, wie Herr von Kurz mit Meister Haydn bekannt geworden ist — und die Zeit ist bereits vorgerückt."

„Ja so," sprach Kurz, der gern erzählte, weil er dabei am ungehindertsten sich selber Weihrauch streuen konnte. „Wo bin ich denn stehen geblieben?"

„Bei den Serenaden," entgegnete Huber.

„Richtig. Eines Nachts also, wir schliefen schon," fuhr Bernardon in seiner Erzählung fort, „wecken mich wieder die quitschenden Töne von stimmenden Geigen und ich grabe meinen Kopf tiefer in das Kissen, um das Schnarren und Kratzen nicht zu hören. Wirklich fängt bald darauf die Nachtmusik mit einem

lebhaften Satz an — ich werd' aufmerksam, schleich' mich zum Fenster und horch! das war eine ganz curiose ungewohnte Musik — man konnte sich dabei was denken und es sprach zum Herzen — nun, die Herren wissen ja, daß man so was außer der italienischen Oper hierzulande damals nicht allzuhäufig zu hören bekam. Ich zieh' mich nothdürftig an, schleich' mich hinunter, und wie die Musiker sich zum zweiten Satz vorbereiten, springe ich unter sie mit dem Ruf: „Was für ein Sakkerloter hat denn das Zeug da geschrieben?" — „Ich!" antwortet kurzweg ein schmächtiges Bürschlein mit der Violine in der Hand, der — verzeiht Meister Haydn — recht abgerissen und hungerleiderisch aussah." (Bild Seite 64.)

„O — ich bitte," sagte der liebenswürdige Componist lächelnd, „Sie sprechen nur die reine Wahrheit — ich kann bestätigen, daß damals kein Rock auf meinen Leib kam, der für mich gemacht wurde — nun — und meine Kost wurde auch oft von Meister Schmalhans geliefert."

„Gut — ich schaue mir also den windigen Mosje an," setzte Kurz seine Erzählung fort, „und schnarre ihn tüchtig an, er solle mir nichts weiß machen — einer von den Sanften war ich ja nie — das sei das Werk eines tüchtigen Meisters und nicht eines unfertigen Bürschleins, das noch die Eierschalen mit sich herumschleppt. Der Mensch aber bleibt dabei, sagt, daß er schon mehr solche Sachen gemacht habe, Sonaten, Quartette und Serenaden, die er entweder an seine Schüler verkaufe oder mit den Kameraden aufführe. Auch diese bestätigen es und ich muß es schon glauben."

„Lang g'nug hat's gedauert," schaltete Haydn gutmüthig ein.

„Nun ja — und wie ich sag': „Ei, wenn Du in Deinem Alter solche Sachen machst, bist Du ja ein ganz verfluchter Kerl!" sagt das Bürscherl keck d'rauf: „Na, einmal muß man ja doch anfangen; alt wird man schnell." — „Wie heißt Du?" frag' ich. — „Ich bin der Haydn Seppel aus Rohrau."

„Ja, ich war das windige Bürscherl," bestätigte der Componist.

„Mir war unterdessen der Gedanke durch den Kopf gefahren, ob man denn nicht in unserem Theater auch so gut eine deutsche Oper geben könnte, wie die Wälschen auf dem Theater an der Burg — und da war der Seppel aus Rohrau mein Mann. Mit der Serenade war's aus, ich schlepp' ihn hinauf, meine Frau muß aufstehen, der arme Teufel kriegt ein tüchtig's Nachtmal, einige Ducaten für sich und seine Kameraden und einen Text „Der hinkende Teufel", der auf den verdammten Kerl, den Affligio, gemünzt war, den damaligen Director am Burgtheater."

„Ja, und im Anfang ist Alles recht gut gegangen," nahm Haydn die Erzählung auf; „ich brachte jede Partie, wie ich sie fertig hatte, und spielte sie auf dem Spinett (Clavier jener Tage) vor und Alles gefiel. Aber da kam ein Sturm auf dem Meer vor — und da hat's g'hapert, — so viel ich mich auch plagte, dem Herrn von Kurz hat der Sturm nie recht geblasen. So sitz' ich denn wieder einmal und martere mich, um den verdammten Wind nachzumachen — aber es ist nicht gegangen, obwohl ich geschwitzt und zugleich mit den Zähnen geklappert hab', als brauste wirklich ein Orkan um mich."

„Es ist wahr," fiel Kurz ein, „aber es ist auch zum Teufelholen g'wesen; — er ist auf'm Sessel herumg'rutscht und mit den Fingern wie b'sessen über die Tasten g'fahren; aber es war halt kein Meeressturm. „Nix is, nix is!" schrei ich verzweifelt. „Verfluchter Kerl! Lieber Seppel! hast denn noch keinen Sturm blasen g'hört? Ohne den Sturm können wir die Oper nicht geben!"

„Jetzt ist's mir endlich auch zu viel word'n," setzte Haydn fort, „und ich schrei' in höchster Desparation: „Ach was, jetzt ist mir der verzwickte Sturm schon z'wider — schreib' sich'n der Herr von Kurz selber!" Und weil ich im nächsten Augenblick erwartet hab', daß mir die Partitur um die Ohren saust, buck' ich mich

auf's Clavier nieder und fahr' mit beiden Fäusten von den untersten bis zu den obersten Tasten planlos über die Claviatur, daß die Saiten gescheppert haben."

„Da is er ja! Da hast'n ja! Seppel! Goldkäfer! Ich hab's ja g'wußt, daß Du 'n finden wirst!" so schrei' ich voll Entzücken," ergänzte Kurz. „G'schwind noch einmal probiren und dann aufschreiben!" Also der Seppel galoppirt noch einmal mit beiden Fäusten in seinen Verzweiflungs-Accorden über die Tasten, daß das Spinett g'wackelt hat und richtig — das war endlich der Sturm, wie wir'n braucht haben," schloß triumphirend Kurz.

„Ja, ja," bekräftigte Haydn, „statt der Partitur um die Ohren, krieg' ich dann vom Herrn von Kurz ein paar Busseln und alle möglichen Schmeicheleien."

„Nun, und warum sollen die beiden Herren nicht viel Freude an der Oper erlebt haben?" fragte Stephanie.

„O, ich hab' Freud' g'nug g'habt!" entgegnete Haydn lächelnd, „denn ich bekam vierundzwanzig Ducaten dafür und so viel Geld hab' ich noch nie beisamm' g'habt."

„Nun, sie ist einstudirt und im Jahre 1751 gegeben worden," erzählte Kurz mit sauersüßem Gesicht, „hat auch unendlich viel Beifall gefunden, aber sie durfte nur dreimal gegeben werden, weil der neidische Satan, der Affligio, den Stich auf sich herausgefühlt hat und unter dem Vorgeben, sein Privilegium auf Opernvorstellungen im Burgtheater sei dadurch tangibel (empfindlich) verletzt, ein Verbot erwirkte. Mein schönes Geld war also umsonst aufgewendet."

„Mir hat's aber gut gethan," sagte Haydn lachend.

Man stand nun auf, legte den Betrag für die Zeche auf den Tisch und verwahrte sich mit Mantel und Rokelor — dem Regenmantel, welcher den Namen nach seinem Erfinder, dem Witzling Gaston Marquis und Herzog von Roquelaure (geb. 1615, gest. 1683), trägt — vorsichtlich gegen die feuchte und kalte Nachtluft.

„Nun, Hafner, wollt Ihr euch nicht ebenfalls nach Hause trollen?" fragte Prehauser. „Ich dächte, es wär' spät genug — auch für Euch, der wieder den ganzen Abend gehüstelt hat."

Man lebte damals in einer Uebergangsperiode; als Höflichkeitsform gebrauchte man schon vielfach das Sie, im vertraulichen Umgang oder auch gegen Niederstehende aber noch immer das übrigens sprachlich richtigere Ihr.

„Ich habe noch keinen Schlaf und fürchte mich förmlich vor dem Hinausgehen," antwortete der Schriftsteller ausweichend. „Ich möchte wohl noch eine Flasche guten Wein trinken, wollen Sie mir nicht dabei Gesellschaft leisten?" wendete er sich rasch an den alten Cassier Lehrner, der, aus seinem Duseln aufgeschreckt, sich ebenfalls zum Gehen anschickte. „Sie haben ja nicht weit nach Haus, da Sie ohnehin im Theater wohnen."

„Und die traute Gattin wird nicht nach ihm bangen, darauf wett' ich!" setzte Huber halblaut bei.

Die Worte „guten Wein" hatten einen Zauberklang für den alten Mann und vergnügt kichernd sank er wieder auf seinen Sitz zurück, während sich die Uebrigen empfahlen und das Gasthaus verließen.

Der Wein wurde gebracht; Hafner füllte das Glas des Alten, der es langsam und wohlgefällig schmatzend leerte.

„Wirklich gut — Sie haben wahrgesprochen," sagte er, mit den roth unterlaufenen Augen blinzelnd. „Ah, das thut so einem alten Kerl wohl!"

„Hören Sie, Herr Lehrner," begann Hafner, der ungeduldig gewartet hatte, bis der Cassier endlich das Glas absetzte, „Sie haben heute da einige Andeutungen fallen lassen — Sie wissen ja — bezüglich der Mamsell Reich — wissen Sie wirklich etwas Ungebührliches von ihr?"

„Was? Von der Reichin? Ich?" fragte der Alte mit stierem, verlorenem Blick. „Hab' ich was g'sagt? — Nein, nein, Sie müssen mich mißverstanden haben!"

„Also Sie wissen nichts — gar nichts von einer Liebschaft derselben?“ drängte Hafner ungeduldig. „Von einer Liebschaft — nehmen wir an, mit einem Herrn von Hof?“

„Nein, davon weiß ich nix — nix Unrechts,“ betheuerte Lehrner. „Wie soll so was auch sein, wo sie doch eine so gute Freundin meiner Frau ist.“

„Eine saubere Empfehlung,“ brummte Hafner zwischen den Zähnen.

„Und wenn auch so was im Gang wär', hätt's bald ein End',“ flüsterte der Alte vertraulich näherrückend. „Der Secretär Lambacher hat mir heut' sub rosa (unter der Rose, im Vertrauen; die Rose ist nämlich das Sinnbild der Verschwiegenheit) g'sagt, daß Ihre Majestät die Kaiserin an Seine Excellenz den Herrn Grafen von Durazzo und an die niederösterreichische Regierung einen Erlaß gerichtet hat, in welchem den Theaterleuten, vornehmlich aber denen Weibspersonen, jeder nähere vertrauliche Umgang mit Personen vom Hof, als deren Letzteren Ansehen und Reputation (Ruf) zuwider, strengstens untersagt wird.“

„Hm! vielleicht hätt' die Kaiserin doch besser gethan, den Erlaß an die Herren vom Hof zu richten und dabei der Reputation des Gegentheiles zu gedenken,“ sagte Hafner halblaut. „Doch das bleibt sich am End' gleich, wenn nur der löbliche Zweck erreicht wird.“

Mit aufgehellten Mienen sah er noch eine Weile vor sich hin, dann sprang er auf, zahlte und verließ nach kurzem Gruß das Gasthaus.

Herr Lehrner leerte sich gemächlich den Rest des Weines in sein Glas und sah dem Wegeilenden mit einem hämischen Grinsen nach, das keineswegs zu seiner Verschönerung beitrug.

5. Ein Flammengrab.

Die erste Vorstellung eines neuen Stückes, oder, wie man in unseren Tagen germanistischer Sprachreinigung sagt: die Première, war schon in der Zeit unserer Erzählung ein Ereigniß, welchem weite Kreise mit Spannung entgegensahen.

Wenn schon damals der heute übliche Berichterstatterausdruck „ganz Wien, das diesem Ereigniß gespannt entgegensah“, gebraucht wurde, so wird er wohl ebensowenig ernst zu nehmen gewesen sein, als jetzt, denn „ganz Wien“ schrumpft thatsächlich denn doch nur auf die Kreise ständiger Theaterbesucher und gewisse künstlerische und literarische Coterien zusammen. Ja vielleicht war damals das Interesse lebendiger, da die Rivalität zwischen zwei ganz verschiedenen Kunstrichtungen sich nicht blos unter den Künstlern geltend machte, sondern auch das Publicum in feindlich getrennte Lager theilte.

Da nun zudem das für den 3. November 1761 angekündigte Stück von einem beliebten Wiener Autor herrührte, von welchem man wußte, daß er erst in jüngster Zeit von Hanswurst und Bernardon abgefallen war und auf dem Personenverzeichniß des „Hausregenten“ alle jene stehenden Figuren fehlten, die man als unumgänglich nöthig bei heimischen Stücken anzusehen gewohnt war, so ist es eben nicht zu wundern, daß sich das Theater am bestimmten Tage in allen Räumen füllte.

Mit dem bangen Herzklopfen, das nur der Schriftsteller kennt, dessen dramatisches Kindlein dem wandelbaren und von Zufälligkeiten beeinflußten Urtheil des vielköpfigen Richters „Publicum“ unterworfen werden soll, schlich sich Hafner von der Bühne weg, wo die letzten Vorbereitungen getroffen wurden, und suchte

ein stilles verborgenes Plätzchen im Zuschauerraum. Er war sich seines Wagnisses wohl bewußt, das noch kein heimischer Schriftsteller unternommen, das in den wenigen Werken fremder Autoren, die zur Aufführung in Wien gekommen waren, von einem großen Theil des Publicums gerade nicht mit günstigen Augen angesehen wurde.

Mit Verschmähung aller gewohnten derben Effecte stellte der „Hausregent" eine einfache Handlung aus dem gewöhnlichen Leben, die Fatalitäten eines Haushofmeisters bei den Vorbereitungen zur Hochzeitsfeier seines Gebieters vor. Der Werth und der Erfolg konnten nur durch die treffende Charakteristik, die komischen Episodenfiguren und den zündenden Witz repräsentirt werden — ob aber das Publicum, in diesen Räumen so lange an eine andere Kost gewohnt, für jene Vorzüge empfänglich war — darin bestand die bange Frage, die sich Hafner immer und immer wieder stellte, ohne sie mit Beruhigung beantworten zu können. Es hing ja für ihn noch mehr als ein momentaner literarischer Erfolg vom Schicksal seines Stückes ab — er hoffte davon eine Befestigung seiner Stellung und eine entscheidende Wendung in seinem Verhältnisse zur Colombine Ernestine Reich.

Wenn er einen schüchternen Blick in das gedrängt volle Theater warf, schwoll ihm das Herz bei dem Gedanken, daß aus diesen Logen, von den dichten Reihen des Parterres und dort, wo sich auf den zwei Galerien Kopf an Kopf drängte, jubelnder Beifall und jenes unaufhörliche Lachen, das, einmal entzündet, bei jeder Gelegenheit wieder in allen Salven ertönt, erschallen werden.

Aber er kannte auch die unheimliche Stille aus Erfahrung, die durch keinen Scherz, kein Bemühen der Schauspieler zu beheben ist; von Minute zu Minute scheint es kälter im Theater zu werden und diese Stimmung und Temperatur theilt sich endlich wie ein Ansteckungsstoff den Künstlern auf der Bühne mit, die der Wechselwirkung bedürfen, um nicht zu erlahmen. Da gähnt Jemand im Zuschauerraum, dort ein Anderer — ach! böse Gesellschaft verdirbt gute Sitten! — laut und gedehnt zieht sich das Aaoh! eines Indiscreten durch das Haus und zum erstenmale erschallt ein Lachen.

Nun ist es mit der Zurückhaltung vorüber, man scherzt und spottet über Stück und Autor, ein erster Zischlaut! — dem andere folgen, bis sie mit Scharren, Pfeifen und Pochen zu einer infernalischen Symphonie anschwellen — dem Grabgesang des armen dramatischen Kindleins und mancher Hoffnungen des Dichters.

Sollte er das heute erleben müssen? Bei dem Gedanken daran zog sich sein Herz krampfhaft zusammen. Er hätte seine ersten Versuche leichtsinnig hingeworfen, um den Erfolg nicht gebangt und nicht gefragt; — heute aber — er mußte und wollte ihn haben und glaubte das Gegentheil nicht ertragen zu können.

Es that ihm wohl, als er — in der Zwischenpause, welche der vorher gegebenen Hanswurstposse „Don Juan" folgte und die diese von seinem nun folgenden Stücke trennte — im Hause herumsah und viele bekannte Gesichter erblickte, von deren Eignern er wußte, daß sie ihm wohlgesinnt waren.

Da saß sein besonderer Gönner, der Graf Durazzo, von welchem er wußte, daß er der neuen Richtung hold war und nur aus Rücksicht auf das ökonomische Gedeihen die extemporirte Komödie noch duldete. Im Parterre bemerkte er den Magister Heyden, der schon vor einem Jahr eine Broschüre „Zufällige Betrachtungen über die Wienerische Schaubühne" herausgegeben hatte, in welcher er für eine volksthümliche Umgestaltung des Repertoirs eintrat; — neben diesem saß Christian Gottlieb Klemm, ein vielgewandter junger Mann aus Sachsen, der eine Wochenschrift „Die Welt" herausgab, in der gleichfalls für die in Deutschland schon zur Herrschaft gekommene Richtung geeifert wurde, und weiterhin ein vornehm aussehender junger Mann, der Rechnungsführer bei der Arcièrengarde war und

Joseph von Sonnenfels hieß — wegen seiner tüchtigen Kenntnisse, seines Freimuthes und edlen Eifers für Fortschritt und Aufklärung aber von vielen bedeutenden Männern hochgeschätzt wurde.

Wieder flog sein forschendes Auge zu den Logen empor und es ward ihm leicht um das Herz, als er in einer derselben die würdige Gestalt des Hofrathes Tobias Freiherr von Gebler erblickte, von dessen amtlicher Thätigkeit bei der böhmisch-österreichischen Hofkanzlei viel Rühmens war, von welchem man aber auch wußte, daß er in seinen Mußestunden selbst bürgerliche Schauspiele schrieb — wenngleich unter den noch immer nicht geklärten Verhältnissen keines derselben bis jetzt aufgeführt worden war.

Da bemerkte er freilich auch einen Mann, dessen Anwesenheit ihm nicht wie eine gute Vorbedeutung erschien. In einer der vornehmsten Logen nämlich lehnte nachlässig der Graf Salviati. Auf dem regelmäßig schönen Antlitz, das die südliche Abstammung deutlich verrieth, einen so hochmüthigen Zug und so kalt und gelangweilt dareinsehend, als gäbe es nichts auf dem weiten Erdenkreis, das ihn erfreuen, rühren oder erheitern könne.

Vielleicht kam dieser Gesichtsausdruck auf Rechnung seiner Gattin, die neben ihm saß und bezüglich welcher wir leider schon berichten mußten, daß sie ziemlich unschön war — wie dies die Vorsehung auch bei Vornehmen und Hochgeborenen vorkommen läßt. Da aber dieser Ausdruck beständigen Gelangweiltseins — in unserer Zeit nennt man es Blasirtheit — und unerschütterlicher Fadheit auch heute noch manchmal als ein untrügliches Kennzeichen hohen Standes und vornehmer Manieren gilt, so wird die arme Gräfin wohl unschuldig daran gewesen sein und der Graf betrachtete diese Miene wahrscheinlich als so unerläßlich zu seiner Repräsentation, wie den goldgestickten Sammtrock, den schmalen Degen mit feinem Perlmuttergriff, das gestickte Jabot (Brustkrause) und die über die ganzen Hände herabfallenden Manschetten aus kostbaren Spitzen.

„Was läßt sich von so einem kalten Zuschauer erwarten?!" dachte der arme Hafner angsterfüllt, und unwillkürlich hob er sein Auge zu den Galerien, wo Kopf an Kopf mit freudig erregten und erwartungsvollen Mienen eine empfängliche Zuschauermenge herabguckte, bereit, auf sich wirken zu lassen und darauf erpicht, sich für ihr Geld so gut zu unterhalten, als es möglich war.

Das war ein Publicum, wie es sich Dichter und Schauspieler nicht besser wünschen konnten, und Hafner fühlte sein Herz leichter werden, wenn er des schönen Wortes von Meister Haydn gedachte, „daß es ja doch das schönste Bewußtsein wäre, für das ganze Volk zu schaffen und von diesem verstanden und geehrt zu werden".

Da tönen hinter der Courtine drei dumpfe Schläge und die Musik beginnt eine kurze Ouverture, während welcher sich Jeder zurechtsetzt, räuspert, schneuzt und schnell dem Nachbar noch die letzte Bemerkung zuflüstert.

Die Musik schweigt, drei neue Schläge, und der Vorhang steigt langsam empor. Man sieht das einfache Zimmer vor sich, in dem sich die Leiden des geplagten Hausregenten abspielen werden — gegenüber den nicht unbedeutenden Ansprüchen an die scenische Ausstattung zu jener Zeit schon allein ein Wagniß, da sich der Schauplatz während des ganzen Stückes nicht änderte.

Das Publicum folgte dem Gang der Handlung mit Aufmerksamkeit lange Zeit ohne Zeichen des Beifalles — aber auch ohne solche des Gegentheiles. Erst als im Verlaufe die einzelnen Charaktere besser hervortraten — in ihrer Natürlichkeit Allen so wohlbekannt und doch auch so ergötzlich; als die Komik der Situationen und der gesunde aber nicht unflätige oder derbe Witz sich Schlag auf Schlag entlud — da wurde zuerst oben auf den Galerien — ach! du köstliches Publicum der oberen Regionen! — vereinzeltes Lachen laut, das bald zu

einem volltönenden Chor anschwoll und selbst die kühleren, zu kritischer Zweifelsucht stets geneigten Herrschaften der vornehmeren Plätze zur Nachfolge zwang.

Es wäre vergeblich, Hafner's Gefühle beschreiben zu wollen, als ununterbrochenes Gelächter die fortschreitende Handlung auf der Bühne begleitete und Beifallssalven das ganze Haus durchrauschten. Nicht befriedigte Autoreneitelkeit war es, was ihn so lebhaft ergriff, daß sich seine Augen mit Thränen füllten; nein, zwei andere und selbstlosere Gedanken waren es, die ihn bewegten. Das Wiener Publicum hatte sich endlich klar und unzweideutig für die neuere Richtung des Theaterwesens erklärt und gezeigt, daß es auch andere dramatische Kost vertrug, als jene, an der es sich schon vor fünfzig Jahren ergötzt hatte, und dies war geschehen nicht aus Anlaß eines aufgezwungenen Stückes, sondern aus dem Volksleben und Volksempfinden war die Komödie herausgewachsen, der man so begeistert zujubelte, und damit ein Grund geschaffen für die gesunde Entwickelung eines wahrhaft volksthümlichen Theaterwesens.

Weniger idealer Natur war wohl der andere Grund seines Entzückens. Jene „Demoiselle Lisette", die da unten auf der Bühne durch ihre schalkhafte Liebenswürdigkeit alle Herzen bezauberte — ach! das war ja sein vielgeliebtes Tinchen, das er mit dem heutigen Erfolg nicht allein für sich, sondern auch für die bessere theatralische Richtung erobert zu haben glaubte. Der Beifall, welchen man dem Stück zollte und jener, den man der pikanten Soubrette weihte, sie floßen in seinen Augen ineinander — es war ihr gemeinsamer Triumph, eine Gewähr für die Erfüllung seiner heißesten Wünsche.

Armer, leichtgläubiger Thor! Der verführerische neckische Kobold da unten gedenkt des Dichters nicht, während er die Witzfunken ausstreut, die dieser ihm in den Mund gelegt hat, und vor diesem leichtfertigen beweglichen Geist gaukeln ganz andere glänzendere Bilder, als die Du selbst in diesem Momente hegst!

Ernestine Reich war gewohnt, den Beifall mit Niemand zu theilen, denn sie borgte auch von Niemand etwas als „Colombine", und als solche spielte sie auch heute, als solche sog sie begierig die Huldigungen ein, als solche flog mancher kokette Blick in die vornehme Loge, wo der elegante Herr mit dem kalten Gesicht neben der unscheinbaren Frau saß, die so müde und gedrückt vor sich hinabblickte, — kein Gedanke führte Colombine aber dankbar erinnernd zu dem armen Dichter, der „Demoiselle Lisette" zu ihrem Triumphe half.

„Die Nachwelt flicht dem Mimen keine Kränze," sagt unser großer Dichter; — nun vielleicht rächen sie sich dadurch schon während ihres Wirkens und erweisen sich, trotz schöner Phrasen bei Antritts- und Abschiedsrollen, oft undankbar gegen Jene, die sie emporgetragen, gegen Publicum und Dichter; — vielleicht nehmen die Meisten darum auch ohne Wahl so gern die Früchte ihres Schaffens in maßlosem Genießen für sich in Anspruch.

Das Stück war aus und immer von Neuem dröhnte der Beifall durch das Haus. Fast berührte dieses laute Treiben Hafner schmerzlich — sein übervolles Herz sehnte sich nach Ruhe und Stille, nach der Krönung seines Erfolges. Vorsichtig schlüpfte er aus seiner Ecke, drückte dem Theaterdiener, der ihm mit einer schmunzelnden Gratulation die Thür zum Corridor öffnete, einen Ducaten in die Hand und flüchtigen Schrittes ging es dann dahin durch die Gänge zur Garderobe der Geliebten.

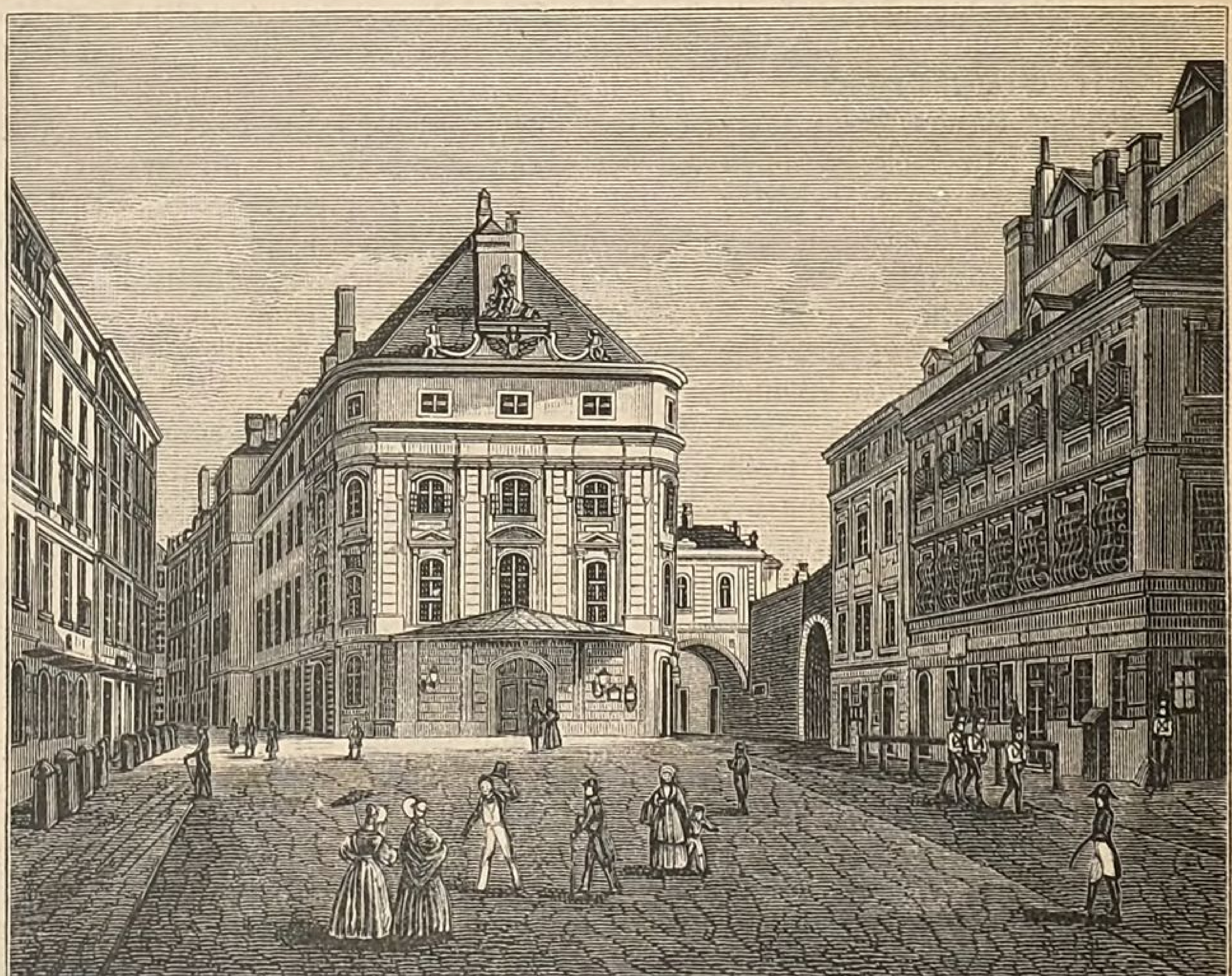
Erleichtert athmete er auf, als er das kleine Zimmer leer fand — er hatte gefürchtet die Gattin des Cassiers zu finden, die er seit der seiner Eitelkeit schmeichelnden Eröffnung nicht mit günstigeren Augen ansah.

Die Lichter brannten auf der einfachen Toilette, eine behagliche Wärme erfüllte den kleinen Raum und jener unbeschreibliche Parfum durchwehte ihn, der den Garderoben schöner Künstlerinnen zu allen Zeiten eigen gewesen zu sein scheint —

übrigens mehr Sache der Einbildungskraft von Seite begünstigter und auch unglücklicher Verehrer sein dürfte.

Hochaufathmend trat **Hafner** vor, zog aus der Tasche seines Rockes ein Etui — ach! der Schmuck hatte das ganze Honorar für das neue Stück verschlungen — und machte sich daran, es auf der Toilette an einen leicht sichtbaren Platz zu stellen.

Mit zitternder Hand schrieb er auf einen Papierstreifen: „Der unvergleichlichen **Lisette** vom dankbaren und erwartungsvollen Autor“ und dann schob er die Schminkdöschen, die Kämme und Bürsten, Puderquasten, die mancherlei Pomadetöpfchen und das kleine Schächtelchen mit den Schönheitspflästerchen ver-



Das zweite Kärntnerthortheater. (Seite 85.)

schiedener Größe zurecht, um für sein Geschenk ein passendes Plätzchen zu finden. — Was rauscht da unter der silbernen Bonbonnière? Ein zierlich gefaltetes Briefchen in feinem rosenfarbenem Umschlag — das beim Erbrechen geschonte Siegel zeigt im Geschmack jener Zeit den Abdruck einer Camée (Bilderstein) — Adriadne und Theseus.

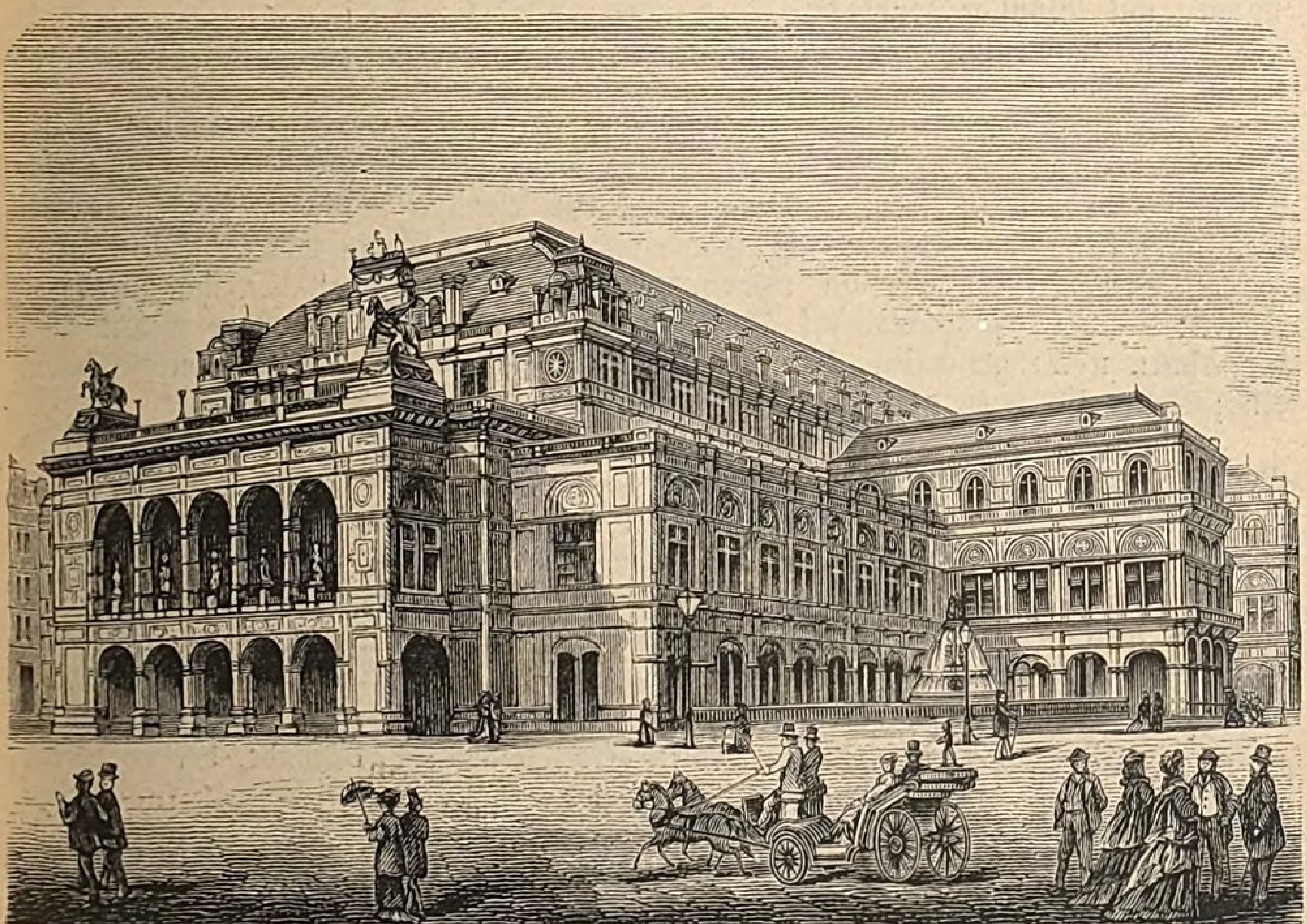
Vielleicht ohne sich im Moment der Unbescheidenheit, die er beging, bewußt zu sein, öffnete **Hafner** arglos das duftende Blättchen — aber was ist dem Manne plötzlich? Er knickt fast zusammen, Todtenbläße überzieht sein eben noch von Freude und süßer Erwartung geröthetes Gesicht und mit stieren Blicken überfliegt er die wenigen Zeilen immer von Neuem, als könne er an eine so grausame Enttäuschung, eine so furchtbare Zertrümmerung seiner Hoffnungen nicht glauben.

Flüchtige Schritte nahen und halten vor der Thüre.

„Nur schnell, liebes Kind, die Toilette gewechselt!" tönt es von außen. „Weg mit der langweiligen Lisette und in die lustige Colombine geschlüpft — der Graf liebt die letztere viel mehr. Er wird gleich wiederkommen — sobald er seine hochgeborne Häßlichkeit von Gemalin nach Hause begleitet hat. Ich freue mich schon — wie köstlich wollen wir uns amüsiren!"

Ein leises Lachen — neues Flüstern, das an dem Ohr des Unglücklichen vorüberrauscht, wie das Murmeln ferner Brandung — dann öffnet sich die Thür, während leise Tritte, die der Frau Lehrner, im Gang verklingen.

Ernestine Reich bleibt betroffen an der Thüre stehen; sie trägt noch das Kostüm ihrer Rolle, die Augen funkeln, die Wangen glühen noch von der Auf-



Das neue k. k. Hofoperntheater. (Seite 85 und 86.)

regung des Triumphes, den sie gefeiert hat. — Langsam dreht sich der Mann nach ihr um, einen Blick voll Trauer und tiefem Schmerz auf sie heftend. Sie erschrickt und tritt näher.

„Was ist Ihnen, Hafner?" sagte sie. „Wissen Sie denn noch nicht, wie sehr Ihr Stück gefallen hat, daß das Publicum jubelnd nach dem Verfasser rief und kaum zu beruhigen war, als man den Springinsfeld nirgend finden konnte?"

Erst bei seinem Anblick erinnerte sich die Leichtfertige mit einer Regung der Scham, daß es ja eigentlich doch nur sein Erfolg sei, der auch ihr zugute komme.

„Ich bin dem lieben Publicum recht dankbar," sagte er mit tonloser Stimme, „daß es seine Güte an einen so Elenden verschwendet. Ich hatte Wichtigeres zu thun, als den Beifall einzuheimsen — ich mußte mich überzeugen, daß mein Glück

im Moment, wo ich es errungen zu haben glaubte, schon zertrümmert im Schmutz zertreten ist — daß der Siegeskranz, den es mir reicht, von leichtfertiger Hand entblättert und zerrissen — zum Hauptschmuck einer Bacchantin entweiht ist."

„Was ist das? Was meinen Sie?" rief die Schauspielerin erblassend, während ein ängstlicher Blick nach der Toilette flog.

„Suchen Sie nicht — hier ist die saubere Botschaft!" rief Hafner mit aufflammendem Zorn, das Billet vor ihre Füße schleudernd. „Ein Zufall — ja ein glücklicher Zufall ließ es mich finden. Ich nenne ihn so, weil er in grausamer, aber doch eigentlich barmherziger Weise das Spiel endete, das Sie noch länger fortzutreiben herzlos genug waren. Vor wenigen Tagen noch, hier an dieser Stelle, hatten Sie den verächtlichen Muth, meine bösen Ahnungen wegzuscherzen, ruhig zuzuhören, wie ich mein volles warmes Herz ausschütte und Ihnen meine Hoffnungen und Wünsche gestehe!"

„Ich wüßte nicht, daß ich Ihnen Hoffnungen gemacht hätte," rief Ernestine trotzig, „und —"

„Nein, Sie haben recht," entgegnete er mit bitterem Hohn; „ich bin schuld, denn ich habe vergessen, daß Sie nicht blos Schauspielerin sind, sondern auch eine Meisterin im Extemporiren. Es war wohl eine Uebung in diesem Fach, als Sie Besorgniß für mich zeigten; als Sie erklärten, der Graf, welcher sich erlaubt, solche Briefchen an Sie zu richten, sei Ihnen gleichgiltig! O, ich glaube es Ihnen; — nur das glaube ich Ihnen nicht, daß es überhaupt einen Mann gibt, der Ihnen nicht gleichgiltig ist. Weiber Ihrer Gattung gehören Allen und hänseln Alle; Jeder ist ihnen gleichgiltig und doch kann Jeder sie sich kaufen."

„Herr Hafner!" rief die Schauspielerin mit einem ziemlich aussichtslosen Versuch, ihm zu imponiren.

„Seien Sie ruhig — ich werde zu Niemand davon sprechen, obwohl eine Entdeckung dem neuen Erlaß der Kaiserin gegenüber und bei den Verhältnissen des Grafen der sauberen Affaire ein rasches und bündiges Ende machen würde. Aber zu was? — Sie sind auf diesem Wege nicht mehr zu retten und jener hochgeborne Herr würde ein anderes Spielzeug suchen und finden, um das vielleicht mehr schade wäre. Sie würden von dieser einen Lehre nicht besser und er — er schenkte auch dann noch der armen Frau keine frohe Stunde, der er es bis jetzt täglich zeigt, daß er nur ihr Geld geheiratet hat. Nein! — wir sind fertig! Gehen Sie und ziehen Sie das Kleid der leichtfertigen Dirne an, in deren Charakter Sie sich ja schon ganz hinein gedacht und gespielt haben; — der Graf wünscht es und er hat das Recht, die Waare, die er gekauft hat, in der Einpackung zu verlangen, die ihm gefällt. Folgen Sie den Rathschlägen der sauberen Freundin, die Handel mit Ihnen und mit Ihrer Ehrbarkeit treibt; — gehen Sie zu dem famosen, lustigen Gastmahl da oben, das Ihrer und des Galans wartet, und schreiten Sie Schritt für Schritt weiter in dem Sumpf — ich habe weder Macht noch Willen Sie aufzuhalten und auch nur einen Wunsch mehr für Sie: Erinnern Sie sich nie, nicht im Taumel Ihrer Orgien, und nicht, wenn einst die bittere Reue kommt, an mich und was Sie mir gethan — das könnte auch für Ihren Leichtsinn zu viel sein!"

Ohne Pathos, nur mit der Betonung tiefen Schmerzes und natürlicher Bitterkeit hatte Hafner gesprochen und ohne Ernestinen weiter einen Blick zu schenken, war er langsam zum Zimmer hinausgegangen.

Fassungslos starrte sie ihm nach und von einer Flut wirrer Gedanken bestürmt horchte sie auf den Schall seiner verhallenden Tritte. Die tiefe Stille ringsherum weckte sie erst aus dieser Betäubung und nun empfand sie mit einem Schlag den schweren Verlust, der ihr in diesem Mann und seiner treuen Liebe drohte.

Ihn zurückrufen und auf den Knien das Unrecht abbitten, umkehren und geduldig ausharren in Demüthigung und Entsagung, bis er sie wieder seiner würdig fände, — das war ihr einziger Gedanke.

Sie stürzte nach der Thüre — da gähnte ihr schwarze Nacht entgegen und tiefe Stille herrschte, kaum unterbrochen von dem leisen Knistern des trockenen Holzwerkes an Boden, Thüren und Decke.

Sie mußte noch heute mit ihm reden — es galt, den Moment zu benützen und für immer die schlüpfrige Brücke hinter sich abzubrechen, die sie gedankenlos betreten hatte.

Rasch sprang sie zurück und riß einen der Doppelleuchter an sich, die auf der Toilette standen, unbekümmert darum, daß sie in der Eile auch das über den Tisch gebreitete Tuch ergriffen hatte und das andere Licht, Tassen, Dosen und Büchschen klirrend auf den Boden flogen.

Mit geflügeltem Schritt eilte sie durch die kreuzenden Gänge, in denen es so unheimlich leer und still war.

An der Treppe blieb sie stehen und horchte — kein Laut drang mehr zu ihr herauf aus der gähnenden Finsterniß da unten, das Haus war leer — auch er war schon fort.

„Philipp!" rief sie erst schüchtern, dann lauter; endlich mit verzweiflungsvollem Bangen, als sie auch die Treppe hinabeilte. Aber auch die Eintrittshalle war leer und nur ein dumpfes, langsam verhallendes Echo antwortete ihr.

Nur von dem Gedanken beherrscht, dem Gekränkten nachzueilen und seine Vergebung anzuflehen, flieht sie die Treppe wieder hinauf, um sich umzukleiden, oder wenigstens einen Ueberwurf zu holen.

In ihrer Hast achtet sie der heißen drückenden Luft nicht, die ihr in den Gängen entgegenqualmt. Noch um die Ecke in den Garderobengang — Jesus Maria! was ist das? Greller Feuerschein und lodernde Flammen kommen ihr entgegen — das Theater brennt!

Wieder geht es in wilder Hast denselben Weg zurück und ihr gellender Feuerruf hallt durch Gänge und Treppen, während das Knattern und Knistern der Flammen, ihr Brausen und Sausen, wie sie gierig um sich greifen, ihr auf dem Fuß zu folgen scheinen. Niemand hört auf ihren Ruf, das Licht erlischt vom Luftzug und nur ein glücklicher Zufall führt sie zu einer kleinen offenen Thüre, die gewiß nicht ohne Bedacht offen gelassen wurde — bei ihr sollte sich wohl Graf Salviati hereinschleichen.

„Feuer! Feuer!" gellt ihr Ruf in die stille Nacht, die so lautlos über die Stadt gebreitet ist und als ihr keine Antwort wird, als hätte sie ihren Angstschrei nur gedacht und nicht auch ausgestoßen, stürzt sie hinaus und um die Ecke.

Dort leuchtet rothes Licht durch trübe Scheiben; — sie eilt darauf zu, reißt die Thüre auf und schreit die Schreckenskunde: „Feuer! Feuer! Im Theater brennt's!" in den Kreis fröhlicher Menschen, die eben noch lebhaft die heutigen Ereignisse und den ungeahnten Erfolg des neuen Stückes besprachen.

Entsetzt fahren sie auf und während sich einige um die ohnmächtig Zusammenstürzende bemühen, eilen die anderen hinaus, dem Theater zu.

Dort aber ist's schon lebendig; die Mannschaft der nahen Thorwache — Stadt-Guardia — dann nächtliche Passanten, Rumorknechte (Polizeisoldaten) sind herbeigeeilt und jener Tumult, jenes wirre Drängen und Treiben, Heischen und Rathen entsteht, wie es stets sich geltend macht bei öffentlichen Unglücksfällen, bis ein Wille ordnend und gebietend eingreift.

Einige kühne Männer, die in das Theater eingedrungen sind, stürzen erschreckt mit rauchgeschwärztem Antlitz wieder heraus. Was sagen sie? Die helle Lohe, der erstickendste Qualm herrsche da drinnen und habe sie wieder herausgetrieben.

Jetzt zuckt es dort oben um das Dach des Hinterhauses; — dort flammt es an einzelnen Fenstern auf, ein singendes Klirren, die Scheiben springen und gleich darauf schlagen die feurigen Zungen heraus, lecken von außen an dem Dach hinauf und bald greifen die Flammen von allen Seiten zusammen und lodern gegen den dunklen Nachthimmel hinan, weithin ihre blutrothe Glut im Widerschein versendend.

Kopf an Kopf drängt sich die Menge; Reiter sprengen heran und Wagen und Spritzen rasseln über den Platz; — gebieterische Rufe erschallen, Commandoworte ertönen; — es kommt Ordnung in das Chaos.

Das Theater ist nicht mehr zu retten, auch die zwei anstoßenden Häuser nicht, — so läuft die Kunde durch die Menge. Was liegt an diesen Mauern und Steinhaufen, um die jetzt der Mensch mit dem einen Element ringt, indem er das andere aufbietet und in die gierig fressenden Flammen zischende Wasserstrahlen schleudert. Nur eine Frage ist es, die auf allen Lippen schwebt und unausgesprochen aus Aller Augen glänzt: — „Ist auch kein Menschenleben in Gefahr?!"

„Nein!" heißt es, „das Theater war leer, die Leute aus den Nebenhäusern sind gerettet und außer einigen Verletzungen, die sich Uebereifrige beim Löschen zugezogen, ist kein Unfall zu beklagen."

„Gott sei Dank!" ruft man, und mit erleichtertem Herzen wendet die Menge wieder die Aufmerksamkeit dem schauerlich-schönen Schauspiel zu.

Da übertönt ein gellender Angstschrei das Sausen der Flammen und den Tumult der Menge — ein tausendstimmiger Entsetzensruf antwortet.

Dort oben bei einem der obersten Fenster des erhöhten Vorderbaues zeichnet sich eine schauerliche Scene vom grellerleuchteten Hintergrund ab; — die weißgekleidete Gestalt einer Frau klammert sich an das Fenster und schreit mit herzerschütternder Stimme um Rettung, während man von unten zu sehen vermag, wie die Flammen näher und näher an sie heranlecken. (Hierzu das Bild.)

„Leitern herbei! Hacken und Beil her! — Es ist die Frau des Cassiers! — Von Innen ist das Hinaufkommen unmöglich!" so tönt es durcheinander und die Blicke all' dieser bleichen Menschen hängen an der Unglücklichen.

„Brennt es schon lange?" fragt kalt ein vornehmer Herr, der eben aus einem Tragsessel gestiegen, einen die Menge zurückhaltenden Stadtsoldaten.

Dieser erkennt den Herrn vom Hof und berichtet, daß der Brand ungefähr eine halbe Stunde nach Schluß des Theaters ausgebrochen sei.

„Was schreit man so?" fragt der feine Herr weiter, als ein einstimmiger Angstruf die Luft zerreißt und lautes Wehklagen erschallt.

„Dort — ach, dort oben! Seht Ihr denn nicht, gnädiger Herr? — Dort war eine Frau und man sah deutlich, wie die zusammenstürzende Zimmerdecke sie erschlug und begrub!"

„Weiß man, wer es war?"

„Oh ja, Frau Lehrner — die Gattin des Theatercassiers!"

„So! Hm hm!" sagte der vornehme Mann — es war Graf Salviati — ruhig. Dann wendete er sich, nachdem er kaum einen Blick nach der Brandstätte geworfen hatte, mit kalter verdrießlicher Miene zu den Sesselträgern. „Auf da, Ihr Leute! — schafft mich wieder nach Hause!"

Es war recht unangenehm, daß dem hochgebornen Grafen das lustige Souper, zu dem er schon die Kosten getragen, auf so garstige Weise verdorben wurde. An das Flammengrab der Vertrauten seiner Lüste dachte er weiter nicht.

*
* *

Der nächste Morgen beleuchtete einen riesigen Schutthaufen — vom Theater waren nur mehr wenige Mauern stehen geblieben. Von den zwei Opfern des



Der Brand des Kärntnerthortheaters in Wien, 1761.

Brandes, dem Cassier Lehrner und seiner Gattin, wurde keine Spur gefunden, wohl aber grub man aus dem Schutt einen kleinen Klumpen geschmolzenen Goldes heraus, aus dem einige Edelsteine hervorblickten, „wie Thränen", meinte ein Berichterstatter jener Tage. Es meldete sich kein Eigenthümer. Zertrümmerte Lebensfreude und bittere Reue sind Besitztitel, die man nicht gern geltend macht und andere Erinnerungen knüpften sich für Niemand an diese Steine.

Noch im selben Jahre begann der Neubau des späteren k. k. Hofoperntheaters nächst dem Kärntnerthore, dessen rechtlicher Besitz bei diesem Anlaß von der Stadt auf den Staat überging, nach den Plänen des Hofarchitekten Nikolaus Freiherrn von Pacassi und unter Leitung des General-Spectakeldirectors Graf Durazzo ausgeführt. Am 9. Juli 1763 ward es mit einem Festspiele von Weiskern eröffnet. Es war dies der Bau, welchen auch wir noch kannten und der erst durch das prunkvolle neue Opernhaus am Ring (Bild Seite 81) ersetzt wurde.

Die Demolirung des zweiten Kärntnerthortheaters (Bild Seite 80) erfolgte im Jahre 1873. Ueber dem Haupteingange war der in Stein ausgehauene kaiserliche Adler angebracht und die Bildsäule des Apollo mit einem blasenden Genius zierte das Portal. Ihr zur Rechten stand ein Genius mit einem Dolche, welcher das Trauerspiel, und zur Linken einer mit einer Larve, welcher das Lustspiel bezeichnete. Die Vorhalle beim Haupteingange war 12 Fuß breit und 34 Fuß lang, zur Bequemlichkeit der Dienerschaft bestimmt, und entstand im Jahre 1766, der Schwibbogen von dem Kärntnerthorwalle bis zum Theater, zum Gebrauche des Hofes, wurde schon 1763 gezogen. Das Theater hatte außer dem Haupteingange noch achtzehn Nebenthüren, wovon fünfzehn stets gangbar erhalten wurden, um bei vorkommenden Fällen die Zuschauer keiner Gefahr auszusetzen. Das Theater selbst war 44½ Fuß tief, 62 Fuß breit und 42½ Fuß hoch. Es hatte 3 Böden, welche 9½ Fuß von einander entfernt waren. Um in Feuersgefahr mit Wasser versehen zu sein, befanden sich auf diesen Böden vier große kupferne Pfannen, deren jede 56 Eimer faßte und in welchen sich vermittelst einer Rinne das Regenwasser sammelte, bei Ueberfluß aber durch eigene Schläuche ablief. Auf dem Theater selbst war ein Brunnen und auch unter der Bühne befanden sich zwei große Wasserbehälter.

Der Streit zwischen der extemporirten Komödie und dem regelmäßigen Schauspiel entbrannte nochmals. Er wurde auf der einen Seite von Kurz, der nach dem Brande Wien verlassen hatte und erst in einigen Jahren rückgekehrt war — auf der andern von Joseph von Sonnenfels, der die Stimme aller Gebildeten vertrat, geführt.

Der Ausgang konnte nicht zweifelhaft sein und endigte, trotzdem der Kampf von Kurz mit Erbitterung und den Waffen persönlichen Witzes geführt wurde, mit der endgiltigen Beseitigung einer theatralischen Form, die ihre Dienste gethan und ihre Verdienste um die Weckung des Theaterwesens in weiten Kreisen gehabt, aber sich überlebte und dem edleren Geschmack der neueren Zeit nicht mehr genügte.

An diesem letzten entscheidenden Kampf sollte der Mann, der einst so muthig in denselben eingetreten war, nicht mehr Theil nehmen. Philipp Hafner starb im dreiunddreißigsten Lebensjahre, 1764, nachdem er die letzten Jahre sein wüstes Leben wieder neu aufgenommen und auf eine fast an Selbstvernichtung streifende Art geführt hatte. Nur Wenige kennen ihn und sein Wirken heute mehr, obwohl er ein redlicher und nicht unbedeutender Mitarbeiter an dem Werk der literarischen Wiedergeburt war, die Oesterreich im dritten Vierteljahrhundert des abgelaufenen Säculums feierte.

Von der reizenden Colombine, von Ernestine Reich, sind uns keine weiteren Schicksale bewahrt geblieben. Dem allgemeinen Menschenlos des Todes ist sie nicht entgangen, vielleicht aber traf sie auch noch ein härteres; vielleicht ist sie nicht blos

gestorben, sondern auch, wie so manche andere ihrer Art — verdorben. Es scheint auch nicht, daß man ihr die Schuld des Entstehens des Brandes beimaß, denn bis heute hat sich die Version erhalten, daß das Kärntnerthortheater „in Folge eines übel angebrachten Feuerwerkes im Hanswurstenstücke Don Juan" abbrannte. Es hatte also wohl schon in der Zeit während der Aufführung des Hafner'schen Stückes im Verborgenen geglimmt und die so rasch geöffneten Thüren hatten die Flamme angefacht und verbreitet.

Wir müssen es den freundlichen Lesern überlassen, zu entscheiden, ob in den Theaterzuständen vor mehr als hundert Jahren, in den Bestrebungen, die sich geltend machten, in der steten Wandlung des Geschmackes und dem hartnäckigen Festhalten an einer Richtung, die der fortschreitenden Anschauung nicht mehr entspricht, nicht übereinstimmende Aehnlichkeiten mit unserer Zeit zu finden sind; — ob nicht auch in unseren Tagen zwischen dem Publicum einerseits, dem Theater und der dramatischen Production andererseits die Streitfrage schwebt, wer von beiden die Schuld trägt an gewissen unerquicklichen Bühnenerscheinungen, an der schlüpfrigen Operette, den französischen Ehebruchsdramen, dem leidigen marktschreierischen Virtuosenthum und an manchem Anderen, was man so laut verdammt und so eifrig sucht; — ob endlich nicht auch manche Charaktere aus den Theaterkreisen jener Zeit nur eine ganz unmerkliche, blos das Kostüm betreffende Aenderung brauchten, um ganz gut noch heute als vollkommen lebenswahr gelten zu können; — kurz, wir müssen es dem Leser anheimstellen, ob das „Alte und Neue" nicht auch beim Theater sich ähnlicher sieht, als man gemeiniglich glaubt.

Das eine, was gewiß ist — hat es doch zu unser Aller schauderndem Schreck der 8. December 1881 durch den Brand des Wiener Ringtheaters gezeigt — ist nicht sehr erfreulich: daß es auch ganz neue Theaterkatastrophen gibt, gegen welche jene alten harmlos und verschwindend erscheinen.

Die Vollendung des neuen k. k. Hofopernntheaters am Ring, (Bild Seite 81) welche Baute zum größten Theil auf dem ehemaligen Stadtgraben steht und nach den Entwürfen der Architekten van der Nüll und Siccardsburg im Style der modernen Renaissance unter Leitung der Ingenieure Joseph Storck und Gustav Gugitz im Jahre 1861 begonnen wurde, erfolgte 1869. An der Ausschmückung betheiligten sich die bedeutendsten künstlerischen und kunstgewerblichen Kreise Wiens, wie Karl Rahl, Moriz Schwind, Eduard Engerth, Hans und Joseph Gasser, Karl Radnitzky u. s. w. Am 25. Mai 1869 wurde die neue Oper mit Mozart's „Don Juan" eröffnet.

Die Lampelbrüder in Böhmen.

(Zur Geschichte der Grundentlastung.)

Wie uns die Poeten aller Zeiten in den verschiedensten Versmaßen und mit mehr oder weniger gelungener Bilderpracht versichern, ist der „wunderschöne Monat Mai" vor seinen übrigen elf Geschwistern besonders bevorzugt. Er soll nicht allein in der lieben Gottesnatur Alles zum Grünen und Blühen bringen, sondern auch in der Menschenbrust eine ganze Sammlung von zarten und sanften Regungen wecken, von welchen in den übrigen elf Jahreszwölfteln blutwenig zu merken ist.

Nun sind wir die Letzten, welche es wagen würden, mit den Dichtern darüber zu rechten, daß sie sich eine so liebliche Erdichtung geschaffen haben, oder daß sie an derselben mit so anerkennenswerther Beharrlichkeit festhalten. Sie haben gewiß das vollste Recht, sich und Anderen weis zu machen, daß der Mai ein besonders angenehmer Monat und auch von ganz besonderer Wirkung auf das Menschengemüth sei; — wenn man den Dichtern wehren wollte, sich solche Oasen der Einbildung zu schaffen, wie sollten sie in der wirklichen Lebenswüste des modernen Daseins existiren können?

Wem aber die Muse nicht die Stirne geküßt hat und wer den traurigen Ruf eines „praktischen" Menschen genießt, der weiß sich einer ganzen Zahlenfolge solcher Wonnemonde zu erinnern, die ihrer angeblichen Bestimmung, Knospen zum Schwellen und Blühen zu bringen, in wahrhaft abscheulicher Weise Hohn gesprochen haben und durch Kälte, Regen und Wind auch das poetische Menschenherz sammt der dazu gehörigen Nase empfindlich gekränkt haben.

Und wie sich in dieser Richtung die herkömmliche Bedeutung des Blüthenmonats oft ganz in ihr Gegentheil verkehrte, so auch bezüglich seines Einflusses auf die Menschen. Es fehlt in der Geschichte nicht an Beispielen, daß sie, wenn die Anlässe dazu vorhanden waren, auch im Mai eben so ungemüthlich hartnäckig und gewaltthätig sein konnten, wie nur in irgend einem anderen Monat, wie ja wohl auch umgekehrt, die Beweise menschlicher Seelengröße und Gemüthstiefe an keine Jahreszeit gebunden sind.

Wir greifen als Beweis, daß der Ruf des Monats Mai vor einer nüchternen Prüfung sich nicht behaupten kann, aus der langen Reihe seiner Genossen jenen des Jahres 1775 heraus, der sich in einem Theil unseres weiten, gemeinsamen Vaterlandes als jedes sänftigenden Einflusses auf das Menschenherz bar erwies. Denn das Wiedererwachen der Natur in ihrer vollen, glänzenden Schönheit lehrte weder die mächtigen Feudalherren, dem Beispiele des edlen Regentenhauses folgend, Milde und Schonung üben, noch goß sie in die gedrückten Seelen der ausgebeuteten und rechtlosen Unterthanen Ergebung und Zuversicht auf eine bessere, heraufdämmernde Zeit.

An einem der letzten Tage des Mai im Jahre 1775 saßen in der Dorfschenke zu Dobritz im Chrudimer Kreise Böhmens drei Männer beisammen, deren Gesichtszüge nichts von den geselligen Regungen verriethen, wie sie sonst in einer Wirthshausstube herrschen.

Es war schon spät und in der großen, aber niederen Stube, die nur kärglich von einer qualmenden offenen Oellampe erleuchtet wurde, waren keine anderen Gäste mehr anwesend. Mit unhörbaren Schritten spazierte ein großer schwarzer Kater über die Tische und Bänke dahin, blieb auf einer Lehne hinter dem noch

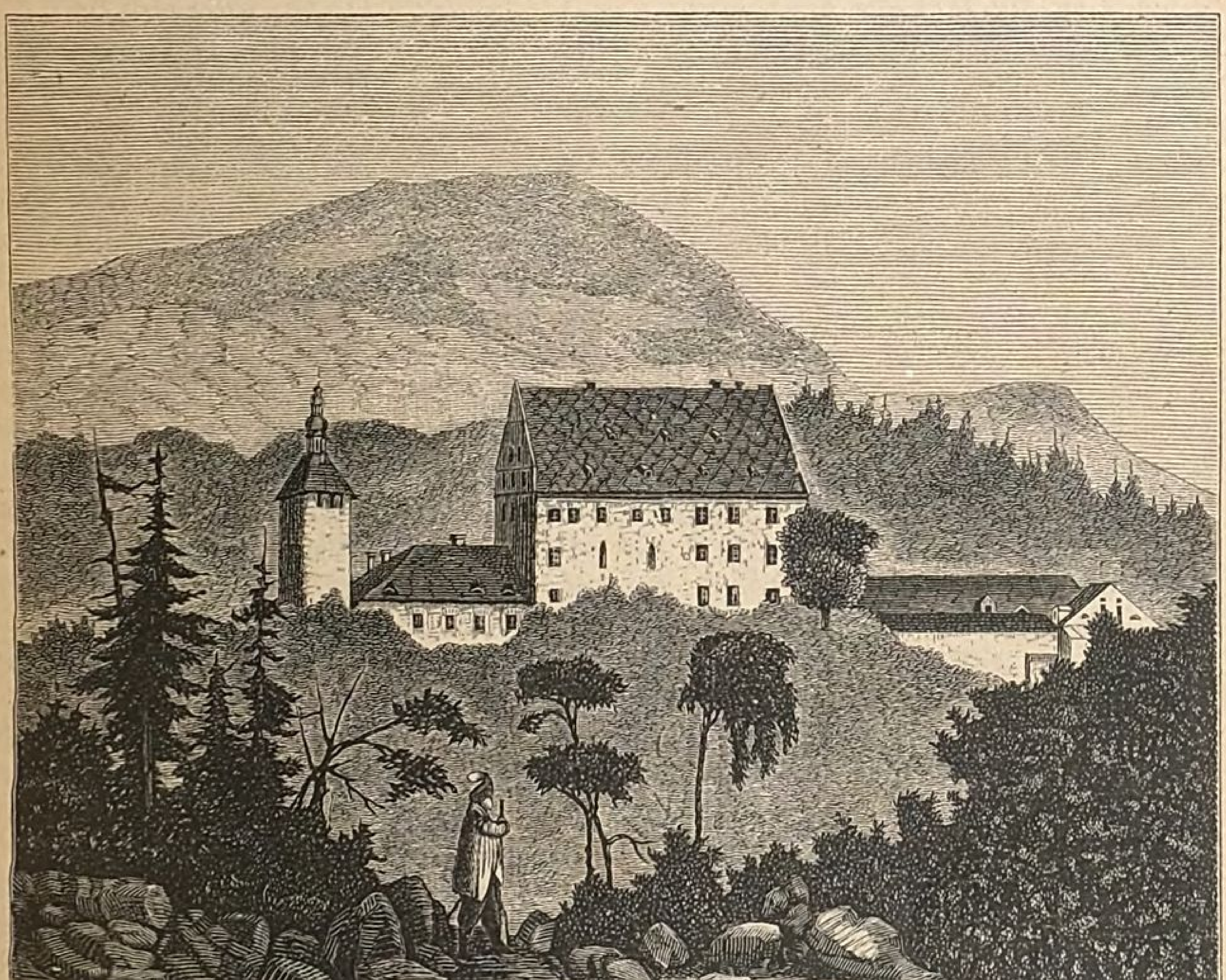
besetzten Tische stehen und neigte den Kopf zur Seite, als horche er zu, bog den Rücken in einer zierlichen Rundung empor und schlug mit dem Schweif Ringe in die Luft, als wollte er sein Wohlgefallen über das Gehörte ausdrücken. Dann machte er sich wieder auf den Weg und schwang sich auf das den mächtigen Kachelofen umgebende Gerüst, das zum Trocknen von Wäsche und nassen Kleidern bestimmt war, schritt auf demselben herum, um an der anderen Seite des Ofens hinabzuspringen und sich auf den Schoß einer in die Ecke gedrückten Frauengestalt zu setzen, die zu schlafen schien, aber vorgebeugt saß, als horche sie.

„So steht es, wie ich Euch da sage," sprach eifrig einer der drei Männer, der sich durch die mehr städtische Kleidung unterschied und dessen hageres, verkniffenes Gesicht eine durch den Widerspruch hervorgerufene Erregung zeigte. „Ich kann ganz bestimmt sagen, daß es rein vergeblich ist, wenn man auf Hilfe von Wien aus wartet. Gestern Morgen war unser Amtmann — der Henker hole ihn lothweise! — über zwei Stunden beim Fürsten — den sich der Schwarze sicherlich nicht entgehen lassen wird! — und kam dann mit leuchtendem Antlitz zurück. „Aus ist's," rief er, „mit all' dem dummen Zeug von der Bauernbefreiung. Schon sollte das Patent wegen Beschränkung der Robot kundgemacht werden, da verweigerte Ihre Majestät die Kaiserin Maria Theresia ihre Unterschrift und hat die ganze Schmiere wieder einer Commission zur Begutachtung zugewiesen – und was das in Wien heißt, das weiß man ja; — jetzt ist wieder ein paar Jahre Ruhe! Jetzt wollen wir sehen, ob diese Racker ihre Drohung durchführen, daß sie keine Robot und keinen Dienst mehr leisten! Unser Kotter ist groß und Stecken zum Prügeln kann man in den Dobritzer Waldungen eine Menge schneiden!" — So sagte er, Ihr kennt ihn ja und wißt auch, daß er und sein hochfürstlicher Herr keine Gelegenheit vorübergehen lassen werden, ihre Macht zu gebrauchen. Macht, was Ihr wollt! — Wartet immerfort auf das Besserwerden von oben und laßt Euch dabei aussaugen und unterdrücken; schaut zu, wie die eigenen Aecker unbestellt bleiben, dieweil Ihr in glühender Sonnenhitze die Steinchen aus den Parkwiesen des Gutsherrn suchen müßt; laßt das Vieh, das Ihr mühselig großgezogen, im Spanndienste (Fuhrwerk-Robot) auf den Straßen der Herrschaft zugrunde gehen; hetzt Euch und Euren Kindern den Lungendampf und alles schwere Gebreste auf den Hals, wenn man Euch statt der Hunde auf den Jagden verwendet; kurz, tragt Alles, was man Euch aufgebürdet, weiter und — wartet auf die Hilfe, die Euch von Wien kommen soll! Ich will nichts weiter damit zu schaffen haben — was brauch' ich mich um Euch zu kümmern? Ich hab' im Schlosse mein Brod und es soll mir nicht schlechter schmecken, wenn ich weiß, daß es mit der letzten Kraft und dem Herzblut von Menschen gebaut worden ist, die nicht den Muth haben, sich zu helfen, wo es ringsherum schon alle ihre Brüder thun."

„Recht hat er, Potz Pechkranz und Granatensplitter," polterte ein anderer der am Tische versammelten Drei, ein stämmiger Mann, dessen zwar bäuerische aber verschnürte Kleidung und der martialische Schnauzbart ihm ein soldatisches Aussehen gaben. „Auch ich bleibe nicht länger mehr hier — morgen ziehe ich in den Königgrätzer Kreis, von wo ich gewisse Nachricht habe, daß man schon losschlägt und diese adeligen Frohnen aus ihren prunkvollen steinernen Bienenkörben ausräuchert. Herrgott im Schlesierland! Glaubt Ihr — mich juckt es nicht in den Fäusten, wenn ich von so einem Tanz höre? Das ist kein so steifes eingefrorenes Wesen, wie jetzt unter den Soldaten, sondern da soll es wieder einmal heruntergehen, wie wir's 1743 in Baiern getrieben haben. Mit dem ewigen Berathen und Spintisiren (Nachsinnen) kommt Ihr nicht weiter, Meister Sretic — da heißt es zugreifen und d'reinschlagen und dabei will ich gern mitthun und Euch meine militärische Erfahrung leihen — man war nicht umsonst im Menzel'schen und Trenk'schen Corps, da versteht man sich auf den Ueberfall und Hinterhalt und alle die Kniffe."

Der Sprecher that einen tüchtigen Zug aus dem Branntweinglase, warf dann unter seinen buschigen Brauen einen listigen Blick auf den Dritten, der, den Kopf in die Hand gestützt, sinnend saß, und fuhr mit bezeichnender Betonung fort:

„Ich will Euch weiter nicht Courage predigen, Meister Sretic — Ihr wißt ja selbst, was Ihr zu thun habt; ich aber ziehe von dannen in eine Gegend, wo man nicht so sanftmüthig ist und Kerle zu schätzen weiß, die ihre verwetterten Knochen und ihr militärisches Genie dem allgemeinen Besten widmen wollen. Und weil ich weiß, daß in hiesiger Gegend doch ohne Euch nichts anzufangen ist, weil die Leute nur auf Euch horchen und Euch folgen, so ziehe ich von dannen. Mag sein, daß Ihr, weil man Euch doch den Bischof der Lämmleinsbrüder nennt,



Ein Herrenschloß in Böhmen. (Seite 90.)

mit einem frommen Segen verrichtet, was anderorten die Bauern mit den Dreschflegeln und Piken erkämpfen."

Der Angeredete hob den Kopf und sah scharf nach dem Sprecher hin, als ihn jener als „Bischof der Lämmleinsbrüder" bezeichnete. Der leise Spott in dem Tone und den Mienen schien ihm nicht zu behagen. Es war ein scharf gezeichnetes Antlitz, das auf Intelligenz und selbstbewußte Würde deutete und dessen tiefe furchenartige Linien und Falten nicht allein vom Alter eingegraben schienen. Er senkte in kurzer Zeit den Kopf und überließ sich wieder dem Nachdenken, worauf der erste Sprecher abermals das Wort ergriff:

„Ich hätte nicht davon gesprochen, weil ich weiß, daß Ihr es als Geheimniß betrachtet, daß man Euch so nennt, wie es der Herr Wachtmeister gethan hat — und daß Ihr von den Leuten auch so geachtet werdet. Weil wir aber schon dabei sind, möchte ich doch bemerken, daß nur Ihr und Eure Anhänger es für ein

Geheimniß haltet — man aber überall, auf der Herrschaft und auch beim Kreisamte recht gut davon unterrichtet ist und ein scharfes Auge auf die sogenannten Lampelbrüder hat, dem die harte Faust nur deshalb noch nicht gefolgt ist, weil man gern was Genaues wissen möchte über ihre Lehre und ihren Glauben. Daß man Euch aber nicht schonen wird, das mögt Ihr Euch leicht denken, wenn Ihr Euch erinnert, daß Ihr es waret und daß man dies im Schlosse weiß, der vor fünf Jahren die Bittschrift nach Wien richtete, in Folge deren der Fürst zweitausend Ducaten zahlen mußte, in Folge deren ihm ja auch die Verwaltung der Herrschaft vom Kaiser Joseph einige Jahre entzogen war. Und wie man gegen Euch gesinnt ist, das mögt Ihr auch daraus entnehmen, daß die Herrschaft die so lange geschlossene eigene Schenke wieder eröffnet hat und den Grundholden[1] verbot, wo anders als in dieser zu kaufen."

„Man kann mir aber nicht verbieten, meine Sache zu verschenken;" sagte stolz und mit sonorer Stimme der Wirth Sretic, „und eine Weile kann ich das wohl aushalten."

„O ja, man weiß, daß Ihr vermögend seid," entgegnete der Schreiber, „und das ist ein Grund mehr, Euch übel gesinnt zu sein. Macht was Ihr wollt! es kann ja sein, daß Ihr vielleicht in der Vergangenheit besondere Gründe habt, unsere Herrschaft zu schützen und zu schonen und darum das ertragt, was sie Euch jetzt anthut oder was Euch in der Zukunft droht. Eines will ich Euch aber noch mittheilen — nicht um unserer heiligen Sache willen, die Euch so kalt läßt, sondern um Euretwillen, weil ich Euch manchen Dank schuldig bin. Unser durchlauchtigster Herr hat sich nach Braunau gewendet und aus dem dortigen Benedictinerkloster kommen in den nächsten Tagen einige Priester, um durch Ermahnungen und fromme Uebungen dem eingerissenen Sectenwesen entgegen zu arbeiten. Nun, Ihr wißt ja, was es heißt, wenn die Herrschaft sich solche geistliche Hilfe verschreibt und daß, wenn das Gebet und der geistige Zuspruch sich nicht kräftig genug erweist, die Irrenden zu bekehren, man auch zum Stock, zur Karbatsche, dem Pranger und Kotter greift, oder die Widerspenstigen von Haus und Hof jagt, in den Soldatenkittel steckt oder hinunter an die türkische Grenze versetzt."

Bei der Erwähnung der Vergangenheit war über das Gesicht des Wirthes eine tiefe Röthe geflogen und sein finsterer Blick schweifte nach der Ecke des Ofens, wo im Schatten die regungslose Gestalt saß. Dann horchte er aufmerksam den weiteren Worten, die sichtlichen Eindruck auf ihn machten.

„Ihr irrt Euch beide," begann er nach einer Pause, „wenn Ihr meint, ich wisse nicht, was rund um uns im Lande vorgeht. Ich weiß, daß seit drei Tagen die Unterthanen von drei der größten Kreise Böhmens in hellem Aufstande sind, daß sie das eine oder andere Schloß (Bild Seite 89) ihrer Bedrücker besetzt haben und auf die Aufhebung der Dienstbarkeit dringen, die so schwer auf ihnen lastet. Ich weiß auch, daß das Gleiche bei uns geschehen muß, ja daß es bei uns noch dringender ist, wenn man, wie Ihr, Nawelka, sagt, nicht damit zufrieden ist, unseren Leib zu knechten und die Kraft unserer Arme zu mißbrauchen, sondern wenn man auch den Geist Gottes in uns unterdrücken und unseren Glauben aus der Seele reißen will. Und es soll und muß nunmehr auch bei uns Ernst werden, das versichere ich Euch! Wenn ich unentschlossen schien, so geschah es nur, weil ich auf die Nachricht wartete, ob man uns vielleicht den Willen zeigt, zu helfen. Es ist aber so, wie Ihr sagt — man verschiebt nochmals Alles, weil die Herrschaften sich des Ohres unserer Kaiserin bemächtigt haben und trotzdem ihr großmüthiger Sohn Joseph sich unserer erbarmt hat. Ach, wär' er selbst im Lande, da ginge

[1] Eine Art Leibeigene, die ihren Besitzgrund ohne Einwilligung des Gutsherrn nicht verlassen durften.

Alles anders, leider ist er es aber nicht — und so mag denn der Boden, den wir so lange mit unserem Schweiße gedüngt haben, unbestellt bleiben und was Recht und Gerechtigkeit uns nicht geben, das nehmen wir uns mit Gewalt. Der Herr im Himmel rechne es denen an, die es verschuldet haben."

„Wacker gesprochen, Meister Sretic," schrie der ehemalige Soldat; „das verdiente eine Nagelprobe und ein Hoch auf Euch!"

„Es ist noch keine Zeit zum Frohlocken, Herr Jan," bemerkte mit einem mißbilligenden Blicke der Wirth Sretic, während der Wachtmeister sein Glas leerte und wieder füllte. „He, Nawelka, habt Ihr das Patent fertig?"

„Da ist's," entgegnete der Schreiber und zog ein mehrfach zusammengebrochenes Pergament hervor, an dem an seidener Schnur ein mächtiges Siegel hing und das mit reich verschnörkelter Schrift beschrieben war. „Ich habe es mit allem Fleiß geschrieben und ein Siegel von einer anderen Urkunde abgelöst und darangehängt. Ich denke wohl, daß es so aussieht, um von den Bauern für das echte und rechte Patent des Kaisers Joseph gehalten zu werden."

„Ich gebrauche diesen Trug nicht gern," sagte Sretic mit einem leichten Stirnrunzeln, „aber um der guten Sache willen mag es sein. Brauchen doch unsere Bedrücker um einer schlechten Sache willen noch viel ärgere Mittel. Was habt Ihr für Nachrichten vom Norden, Herr Jan?"

„Ueberall lodert und brennt es," entgegnete der Angeredete mit soldatischer Großsprecherei, „meist nur in den Köpfen und Herzen — aber ich weiß auch, daß schon manches Dach in Flammen stand. Von drei Seiten ziehen die Bauernhaufen, wohl an dreißigtausend Mann stark, gegen Königgrätz, weil diese Städter sich gegen die gute Sache erklärt haben und dort sich das Militär sammelt, das gegen sie marschiren soll. Aber ich habe vernommen, daß die braven Bursche entschlossen sind, nicht gegen uns zu fechten" — fast erröthend über diese Lüge fuhr er gemäßigter fort — „stecken doch genug darunter, die recht gut wissen, was es heißt, von der Herrschaft geschuhriegelt zu werden. Aber das Beste kommt noch," setzte er mit pfiffigem Lächeln bei, „ich weiß ganz bestimmt, daß der alte Fritze Truppen an der Grenze zusammenzieht, um einer an ihn ergangenen Aufforderung zu folgen und unsere Sache zu schützen. Er ist zwar ein Racker, der kleine Fritz, aber er weiß, wo man solche Dinge anpacken muß."

„Wer meint Ihr, daß sich an ihn wendete?" fragte der Schreiber lauernd.

„Nun, mein Gott, daß weiß man nicht ganz bestimmt, aber es wird wohl von einer Seite geschehen sein, die sich daran erinnert, daß über der Grenze kein Teufel fragt, wie man seinen Gott verehrt, und daß der alte Fritze den Herrnhutern, böhmischen Brüdern, Waldensern und wie der Krimskrams heißt, Wohnsitze eingeräumt hat und sie nicht viel darüber quält, wie sie beten und was sie glauben und — daß er daher im schlimmsten Falle wohl auch dasselbe für die Lampelbrüder, die Abrahamiten, die Stillen, die Deisten und wie die Neugläubigen alle heißen, thun wird; am wenigsten stört dann Er ihre Versammlungen." (Bild Seite 96.)

„Ich kann Euch sagen," fiel hier Sretic, dem diese Erörterung unangenehm zu sein schien, ein, „daß nicht diese den Namen der Ungläubigen verdienen, denn sie hangen mehr an der alten und reingeistigen Lehre, als die Katholiken, die sie bedrücken und verfolgen möchten. Und weil es ein gutes und schönes Wort von dem preußischen König ist, daß in seinen Landen Jedermann glauben könne, was in der eigenen Seele lebt, ist es wohl möglich, daß man sich an ihn um Schutz und Fürsprache gewendet hat. Darum soll aber nicht gesagt sein, daß man ihn als Feind in das ohnehin so lange von Kriegsgräueln bedrückte Land rufen will."

„Das versteht Ihr besser, Meister Sretic," lachte der Wachtmeister, „ich habe mich so oft um meinen Körper wehren müssen, daß ich vergessen habe, auf

meine Seele besonders Acht zu haben. Nun, und wann soll es denn losgehen hier bei uns?"

„In zwei Tagen — ich kann unsere Leute nicht früher zusammenrufen," entgegnete der Wirth aufstehend.

„Gut — noch zwei Tage Zeit zum ersten — dann kann der lustige Tanz losgehen!" rief Jan, leerte sein Glas und entfernte sich nach kurzem Abschied mit dem Schreiber Nawelka.

„Sagt mir doch, Herr Nawelka," begann der alte Landsknecht, als sie in der Dunkelheit die Dorfstraße entlang schritten, „wie es kommt, daß auch Ihr zu den Feinden der Herrschaft zählt, wo Ihr doch ein warmes Aemtchen, um das Euch viele beneiden, bei der Obrigkeit inne habt?"

„Hm, hm!" brummte der Gefragte, blieb einen Moment stehen und richtete einen scharfen Blick auf seinen Begleiter. Dann sagte er langsam: „Ich könnte Euch da allerhand Brimborium (Bettel, Kleinigkeiten) vormachen, aber weil ich weiß, daß es ja Euch im Grunde nicht um die dicken Bauernschädel zu thun ist, sondern weil euch Unruhe, Kampf, Plünderung und Zügellosigkeit zur Gewohnheit, Ruhe, Ordnung und Arbeit aber zur größten Plage geworden ist, habt Ihr Euch dem Sretic angeschlossen und darum will ich auch, so weit es mich betrifft, die Wahrheit sagen."

Der Ex-Wachtmeister des nicht im Geruche der besten Mannszucht stehenden berüchtigten Trenk'schen Freicorps aus den ersten Kriegen Maria Theresiens hatte wiederholt mit dem Kopfe genickt, als ertheile der Amtsschreiber ihm ein ganz besonderes Lob.

„Seht," fuhr Nawelka fort, „es ist richtig, ich hasse diese großen Herren und den, der hier gebietet, ganz besonders — und ich habe meine guten Gründe dafür, aber — ich bin diesem hohlköpfigen Bauernpack, das in seiner Art ebenso stolz und unduldsam ist, wie es Jene sind, auch nicht gut. Weil ich mir aber denke, daß jetzt die Zeit da ist, daß sie sich gegenseitig auffressen und vernichten werden, diene ich den einen und hetze bei den anderen — sie haben es beide redlich um mich verdient."

„Und kann man den Grund wissen?"

„Warum nicht? Ich bin hier auf der Herrschaft, hier auf dem Schlosse geboren; — wie ich aufgezogen wurde, weiß ich nicht, denn meine ersten Erinnerungen knüpfen sich an die Ställe, wo ich zwischen Jagdhunden und Fohlen herumkollerte. Mit acht oder neun Jahren wurde ich plötzlich aus dieser liebenswürdigen Umgebung gerissen, drei Tage lang in brühwarmem Wasser durchgeweicht, bis ich allen Stallgeruch verloren hatte, hübsch frisirt und in betreßte Kleider gesteckt, darauf zum Spiel- und Lehrgenossen des damaligen hochfürstlichen Sprößlings, des jetzigen Gutsherrn ernannt.

„Im Anfang ergötzte man sich an meinen linkischen Manieren, meiner derben Sprache, und ich war wenig besser daran, als ein Affe, über dessen Capriolen man lacht und dem man die Peitsche gibt, wenn er ein Stück Porzellan zerbricht. Doch ich war ein anstelliger Junge und legte meine, diesen noblen Herrschaften so komisch erscheinenden Gewohnheiten bald ab; ich lernte tüchtig und so kam es, daß ich den jungen Herrn in Benehmen und Wissen übertraf, weil er schon damals der ausgemachte Faulpelz und eitle Pfau war, der er noch heute ist. Das war aber besonders seiner Mama ein Dorn im Auge und sie sammt ihrem Söhnchen brachten es dahin, daß ich mit fünfzehn Jahren wieder in den Stall verwiesen wurde.

„Ich hatte schon was tüchtiges gelernt, konnte mich ganz gut benehmen und mußte jetzt wieder zu Besen und Striegel greifen und unter die rohen Gesellen zurück, die mich um so mehr hänselten und quälten, je weniger ich mehr zu ihnen paßte. Wenn ich in das Dorf kam, so sahen mich die dummen Bauern, die mich

früher unterthänig gegrüßt hatten, so lange ich Schnallenschuhe und einen Tressenrock getragen, glotzäugig an, ohne die Mützen zu rücken und lachten mir unter die Nase. Damals lernte ich auch sie hassen, weil sie beim bunten Rock, wie jetzt beim Stallkittel vergaßen, was darin steckt, sondern nur das eine Kleid ehrten, das andere verspotteten!

„Besonders die Fürstin quälte mich furchtbar und wenn sich auch der alte Herr oft meiner annehmen wollte, so genügte ein Blick aus ihren Feueraugen, ein Wort ihrer scharfen tönenden Stimme, um jede Einwendung niederzuschlagen. Ich konnte es nimmer aushalten und als sie mir einst ohne allen Grund, angeblich weil ich eine höhnische Miene gezogen hatte, mit der Reitpeitsche einen Schlag über das Gesicht gab, daß ein breiter blutiger Streif sich darüber zog, so lief ich davon in die Wälder. Drei Tage irrte ich herum und verkroch mich vor den Bauern, die zu meiner Verfolgung aufgeboten worden waren, aber sie fingen mich doch und gebunden an Händen und Füßen schleppten sie mich zurück, vorüber vor der großen Terrasse am Schlosse, auf der im Lehnsessel der alte Fürst saß, während neben ihm seine Gattin und der junge Fürst standen, die über meine Jammergestalt, wie ich da gleich einem wilden Thier gezerrt und gestoßen wurde, lachten.

„Seht, so kam es, daß ich die einen und die anderen haßte. Später habe ich von einem alten Diener wohl erfahren, warum mich die Fürstin so sehr verabscheute, warum mich ihr Gatte in Schutz nahm — ich war ja sein Sohn und der einer Dirne aus unserer Gegend, an welcher der Fürst während des ersten Jahres seiner Ehe Gefallen fand. Zufällig traf meine Mutter, als sie mich schon bald zur Welt bringen sollte, im Schloßgarten auf die Fürstin, die immer hart und stolz war. Mit grausamen und beschimpfenden Worten wies sie die „Metze" fort — da riß meiner Mutter die Geduld und sie schrie ihr zu, wer der Vater des Kindes sei und wer sie zur Metze gemacht hatte. Mit Hunden hetzte man meine Mutter aus dem Park, so daß sie unten an der Straße, dort wo zwischen den drei Linden die Mariensäule steht, ohnmächtig niedersank, mich zur Welt brachte und starb. Was glaubt Ihr wohl, Jan, ist's schon genug, um eine tüchtige Portion Haß in meiner Seele aufzuspeichern?!"

Der Wachtmeister brummte nur zustimmend und stieß einen kräftigen Fluch aus, denn die Erzählung des Schreibers, die in ihrer knappen Weise noch mächtiger wirkte, schien selbst seine nicht eben allzuempfindlichen Nerven anzuregen.

„Bald darauf," sprach Nawelka weiter, „starb der alte Fürst und er schien dem jungen die Geschichte meiner Geburt mitgetheilt zu haben. Ich wurde sofort wieder aus dem Stall genommen, in anständige Kleider gesteckt und der fürstlichen Kanzlei zugewiesen, wo ich bis auf den heutigen Tag sitze. Wenn sich auch der jetzige Fürst nie viel um mich kümmerte, so ließ er doch dem Hasse seiner Mutter keine Gewalt über mich. Das ist wahr, aber — das schützt ihn vor dem meinigen nicht, weil er gerade mich zu den härtesten Bedrückungen gegen seine Unterthanen verwendete und es so dahin brachte, daß ich Niemand auf der weiten Welt habe, der an mir hängt, mir vertraut.

„Ich weiß, daß auch der Sretic nur daran denkt, mich für seine Zwecke auszubeuten — er mag es glauben. Vergessen ist es ihm nicht, daß er die Bauern von Dobritz führte, als sie die Jagd auf mich anstellten und daß er es war, der mich fing. Wie bat und flehte ich, er möge mich laufen lassen — denn ich wollte ja nach Preußen hinüber, um mich als Trommler anwerben zu lassen — aber er schüttelte seinen frömmelnden Schädel und ließ mich binden. Und seht, Jan, — ich weiß nicht ob Ihr mich versteht, aber ich sage Euch, diese Sectirer (Glaubenszünftler), mögen sie nun Lämmleinsbrüder oder wie immer heißen, sind in ihrer Art so stolz und ausschließend, wie nur sonst wer in der Welt. Sie sind heute demüthig und anscheinend friedfertig, weil sie kurz gehalten werden,

aber im Innern des Herzens vergelten sie das mit hochmüthiger Verachtung allen Andersdenkenden, und wären, wenn sie heute zur Macht kämen, härter und unduldsamer, als man es jetzt gegen sie ist. Und weil ich von Niemandem Liebe und Treue erfahren habe, denke ich auch keinem Menschen solche zu erweisen — wenn Alle gegeneinander stehen und der Neid, Haß und Groll, die sie gegenseitig spüren, aber mühsam verbergen, in hellen Flammen auflodern, dann — dann habe ich vielleicht auch einen Moment des Frohsinns, der mir sonst in meinem ganzen Leben versagt geblieben ist."

Stumm schritten die beiden Männer noch eine Strecke neben einander fort, bis man zum Parkgitter gelangte, an dem Nawelka mit der Geschmeidigkeit einer Katze hinaufkletterte.

„Seht dort hinüber," sagte er zu dem außenstehenden Wachtmeister, „dort könnt Ihr die drei Linden sehen, wo meine Mutter starb — wo ich geboren wurde; dort rechts liegen die Ställe, in welchen ich wie ein Rüde aufwuchs; weiter rückwärts seht Ihr über den Bäumen die dunklen Massen des Schlosses (Bild Seite 89) das meinem Vater gehörte und in dem ich erlebte, was ich Euch erzählt; glaubt mir, wenn ich da herumsehe, da möchte ich selbst die Brandfackel in die Hand nehmen — aber das wäre eine kleinliche Rache — ich weiß mir eine bessere, denn keine Waffe schlägt so tödtliche Wunden, als die Leidenschaft der Menschen, und wenn Ihr sie gegen einander hetzt, wird sie toller und furchtbarer rasen als ein Brand in den der Sturm mit vollen Backen bläst. Gute Nacht! — Unsere Zeit kommt, Jan, obwohl wir beide was anderes suchen."

Damit schwang er sich vom Gitter hinab und verschwand in der Dunkelheit, während der Ex-Pandur Trenk's der Hütte zuschritt, in welcher er seine Wohnung aufgeschlagen hatte.

Sein Verstand war, trotz der gerühmten militärischen Talente, nie der beste und wurde gerade durch den genossenen Branntwein nicht schärfer gemacht; trotzdem fühlte er einiges Mißbehagen, daß ihn der Schreiber so ganz durchschaut hatte. Einen Moment kam ihm der Gedanke, den Schauplatz seiner Thätigkeit in eine andere Gegend zu verlegen — gab es doch Aufruhr, Gewaltthätigkeit im ganzen Lande; aber dort hatten schon Andere sich Beute geholt, während drüben im Schlosse noch ein tüchtiger Griff zu thun war — Grund genug, um noch die kurze Zeit auszuharren. Zudem war ja der Schreiber so aufrichtig gewesen — er wird also nichts davon sagen, wie gering er mit Recht den Eifer Meister Jan's für die sogenannte „gute Sache" schätzt.

Wir kehren aber nochmals in die Schenke zurück.

Meister Sretic, eine hohe und trotz seines Alters aufrechte Gestalt wanderte festen Trittes im Gemache auf und ab, die Hände auf dem Rücken und dann und wann einen Blick nach der Ofenecke werfend. Endlich blieb er vor der regungslosen Gestalt stehen.

„Hast Du gehört, was gesprochen wurde?" fragte er mit dumpfer Stimme.

Ohne den Kopf zu erheben, nickte das zusammengekauerte Weib.

„Ich kann und will die Dinge nicht mehr aufhalten," fuhr der Wirth fort. „Ich dachte die Bewegung nach meinem Willen leiten zu können, da hat man aber in anderen Gegenden losgeschlagen und wenn ich noch weiter versuchen wollte, unsere Leute von gleichem Vorgehen abzuhalten, ginge der Sturm vielleicht trotz mir über meinen Kopf weg los und ich käme um die Früchte langjähriger Sorge."

Einen Moment nur blickte das Weib auf, jedoch lange genug, um den Wirth einen eigenthümlichen Zug in dem blassen Gesicht erkennen zu lassen. Die großen grauen Augen richteten sich starr und wie verwundert auf ihn und um den Mund, der fest zusammengepreßt und von blutlosen Lippen gebildet, nur wie eine scharfe gerade Linie erschien, spielte ein ähnliches grauenhaft starres Lächeln. Das Antlitz

war schön — aber es war eine furchtbare Schönheit, die in ihren Trümmern wie eine Drohung aussah.

„Du kannst Dir denken," fuhr der Wirth fort, „daß ich nicht alle Zwischenfälle im Voraus zu berechnen vermag, obwohl an einem Gelingen unserer Unternehmung nicht zu zweifeln und sie auch an allen übrigen Punkten siegreich gewesen ist. Dich aber will ich in Sicherheit wissen und Du wirst daher morgen nach Trautenau zu der Tante fahren, wo Du so lange bleibst, bis alles entschieden ist."

„Ich bleibe hier, Vater!" tönte es ruhig, aber mit eigenthümlich metallischem Klang von des Weibes Lippen.

„Du willst hier bleiben?" rief der Wirth erstaunt und offenbar unangenehm berührt.

„Ja, Vater," lautete die bestimmte Antwort.

„Und warum? Die Wirthschaft bedarf keiner Obsorge während dieser Zeit und möglicherweise könnte Dir doch Gefahr drohen."

„Gefahr?" sagte das Weib fast höhnisch. „Was kann mich noch gefährden? Ihr wißt ja, Vater, man hält mich entweder für närrisch oder für eine Hexe und solchen Leuten weicht man hier aus."

„Ich weiß, daß Du weder das eine noch das andere bist und alle Vernünftigen wissen es auch; gerade weil aber solche dummen Reden über Dich unter dem Volke sind, will ich Dich fort von hier wissen."

„Ja, ja, die Vernünftigen — wo sind doch diese zu finden, Vater? Vielleicht unter Euren Lämmleinsbrüdern, die sich von Euch führen lassen, oder bei den Abrahamiten, denen ein anderer erleuchteter Mann die untrügliche Lehre Gottes predigt? Warum wollt Ihr mich fortschicken, Vater? — Braucht Ihr denn keine Wahrsagerin? Vielleicht könnte ich diese Stelle versehen, denn dazu sollen ja besonders Verrückte taugen. Und ein wenig verrückt bin ich ja doch, nicht wahr, Vater?"

„Man möchte es manchmal glauben," versetzte Sretic nicht ohne Aerger, „wenn man Deine Art nicht näher kennte. Du mußt aber fort — ich will Dich hier nicht wissen und Du sollst auch für alle Fälle meine Barschaft in Sicherheit bringen."

„Ei, Vater, was doch ein so frommer, von Gott begnadeter Mann für Sorge um den schnöden Mammon hat? Und sollte am Ende doch der Erfolg des heiligen und gerechten Unternehmens nicht so gewiß sein, als Ihr sagt? Habt Ihr vielleicht auch, wie ich heute Abend, auf den Gesichtern dreier Männer, die sich zu einem Zwecke verbanden, gelesen, daß jeder den Schalk im Herzen führt und seinen eigenen Weg gehen will? Fühlt Ihr auch den Boden dröhnen von den Huftritten und wuchtigen Schritten der Soldaten, die sich gegen Euch, Eure Genossen und ihr wahnwitziges Unternehmen in Bewegung setzen?"

„Weib, was sprichst Du da?" fuhr der Wirth auf. „Was hast Du gehört — was weißt Du?"

„Nichts weiß ich, aber die Verrückte — denn ein wenig bin ich es ja — sieht so manches mit den wirren Augen des Geistes, was die Zukunft, der schlauen Berechnung der Klugen spottend, zur Wahrheit macht."

„Nun, wir wollen sehen!" rief Sretic. „Dabei bleibt es jedenfalls, daß Du fort mußt."

„Ich gehe nicht fort von hier — jetzt schon gar nicht, wo es so lustig werden soll. Habe ich zuhören müssen, wie Ihr da die langen Nächte die Köpfe zusammenstecket und die hohlen Pläne — diese Seifenblasen — bespracht, so will ich auch jetzt bleiben, wo es lustig werden soll; — auch ich will mich an dem Tumult und Lärm ergötzen, ist es doch schon so lange todtenstill gewesen — da herum — und hier und — hier!"

Sie sah bei den letzten Worten mit dem gleichen starren Blick im Zimmer herum und deutete dann auf ihren Kopf und ihr Herz.

„Ich kenne Dich genug, um zu wissen, daß Du nicht ohne Grund widerstrebst," sagte Sretic, „denn Du bist gegen alles gleichgiltig — was hast Du vor — was hält Dich hier zurück?"

„Ei, Vater, Ihr fragt noch? Denkt doch nach und Ihr werdet Euch erinnern, daß ich allerlei hier habe, was ich nicht zurücklassen kann und — wie, wenn ich vielleicht dächte, eine solche Zeit könnte gerade recht sein, um auch der närrischen Marie, wie sie die Leute heißen, zu der Rache zu verhelfen, nach der sie sich gesehnt die langen Jahre!"



Versammlung der Lampelbrüder. (Seite 91.)

„Die Rache sei mein! spricht der Herr," sagte der Wirth mit jenem Pathos, welches ihm als Führer einer religiösen Secte nöthig war.

„Ach, Vater, — mich überzeugt die Bibel nicht und verlangt nimmer, daß ich Eurem neuen Glauben anhänge, nachdem Ihr mir meinen alten aus der Brust gerissen habt. Soll ich Euch erinnern, daß alles entsetzliche Weh, das über mich gekommen und das ich trotz der Leere in meiner Brust fühle, nur daraus entstanden ist, weil Ihr meinen Bitten, mich barmherzige Schwester werden zu lassen, widerstrebtet? Wie schön stellte ich es mir als Kind und heranwachsende Jungfrau vor, losgelöst von allen Sorgen des Lebens die Schmerzen der Leidenden zu stillen, meinen Mitmenschen und meinem Gott zugleich zu dienen! — Aber das durfte ja nicht sein — furchtbar, wenn die Tochter des Bischofs der Lämmleinsbrüder eine Nonne geworden wäre!"

„Furchtbar — ja, das ist das rechte Wort!"

„Nun und so risset Ihr dem Kinde mit Spott und falscher Lehre seinen frommen Glauben aus der Brust — erschraket, als dann der Same Eures unwahren nicht gedeihen wollte. Dann freilich — nun dann kam die Welt und ihre Lust, und da vergaß ich allen Glauben und auch heute noch habe ich ihn nicht wiedergefunden, weder den an einen Gott, noch den an die Menschen. Ihr wißt ja warum, Vater! — Doch genug! ich gehe von hier nicht fort."

Meister Sretic zog die Stirne in drohende Falten.

„Seht nicht so finster, Vater!" sagte Marie. „Ihr wißt ja, daß ich Euer Beginnen nicht stören werde. Aber ich will die Gelegenheit auch für mich benützen, wie Ihr und Eure Helfer es für Eure Zwecke thut. — Ja, ja, es ist so — denn weder Ihr, noch der schurkische Schreiber, noch der rohe Soldat — keiner von Euch denkt wirklich der Armen, in deren Namen Ihr an das Werk schreitet; Euch läßt die gedrückte, unwürdige Stellung des armen Volkes, seine Leiden und seine Schicksale ungerührt jetzt, wie früher die langen Jahre. Den Einen treibt sein zuchtloser, gewaltthätiger Sinn, den Andern seine vor Bosheit zum Bersten geschwollene Seele, und Euch, Vater, — Euch treibt derselbe Hochmuth, dasselbe Phantom, mit dem Ihr mich dem Verderben in die Arme gejagt; Euch treibt der Ehrgeiz darnach, eine Rolle zu spielen, die Euch nicht zukommt, die Furcht, daß man Euch den Einfluß über die Leute, die so blind vertrauend an Euch hängen, entreißen könnte und daß Ihr fürder die Rolle, die Euch zur Gewohnheit geworden, nicht mehr spielen könntet. Seht, so hat Jedes seinen Nebenzweck, laßt auch mich den meinen verfolgen!"

„Ich verstehe, was Du meinst," sagte der Wirth finster, „aber — wenn der, an dem Du Deine Rache kühlen willst, nicht von den Händen uns'rer Leute erreicht wird, wirst Du ihm nichts anhaben können."

„Laßt das meine Sorge sein, Vater," sagte in der gleichen ruhigen Weise die Tochter. „Was könntet Ihr dem Manne thun? Sein Besitzthum verwüsten, ihn durch Gewalt demüthigen, ja ihn tödten? Und das wäre genug für Alles, was um seinetwillen geschehen, was ich um ihn gelitten? — Nein, damit geb' ich mich nicht zufrieden — ihn überlaßt mir — ich weiß noch nicht, ob ich ihn tödten werde, denn mir scheint, dazu gehört Wuth und die fühle ich nicht — aber demüthigen werde ich ihn, daß der Tod eine Wohlthat für ihn wäre, wenn er einen Funken von Mannheit in sich hat. Und dabei bleibt's — stört mich nicht, wie ich es gegen Euch nicht thue! Sendet Euer Geld durch einen andern Boten, und wenn Euer Unternehmen fehlgeschlagen und Euer Wahn Tausende unglücklich gemacht hat, so zieht damit in die Fremde — ich bedarf Eurer und des Geldes nicht mehr. Ob Ihr Eure Zwecke erreichen werdet? Ich glaube nicht daran; — meiner aber ist mir gewiß, das glaubt mir!"

Sie hatte bei den letzten Worten die hohe, schlanke Gestalt aufgerichtet und schritt jetzt, nach einem kurzen grüßenden Neigen des Kopfes durch das Gemach, gefolgt von dem schwarzen Kater.

* * *

In der Geschichte aller Aufstände, die mehr als irgend eine andere Form menschlicher Thätigkeit dem Lose unterworfen sind, nur nach dem Erfolg beurtheilt zu werden, gibt es einen Moment, wo die davon Bedrohten sich der Täuschung hingeben, die Gefahr bemeistert zu haben, während diese sich erst ihrem Höhepunkt nähert. Es mag dies wohl mit dem Vertrauen zusammenhängen, welches der Mensch naturgemäß in altgewohnte Zustände und Verhältnisse setzt, von welchen er nie annehmen will, daß sie sich je in ihr directes Gegentheil verkehren können, was doch um so gewisser geschieht, als man einer langsamen, natürlichen Entwicklung und Fortbildung starren Widerstand entgegensetzte.

So fühlt sich der Seemann noch sicher, während ihn schon der Sturm umtoset, weil er die Planken des Schiffes, das ihn so lange trug, zwischen sich und dem trügerischen Elemente weiß und er nicht denken kann, daß gerade heute dieser Schutz unwirksam werden könnte. Und aus dem gleichen Grunde wirkt von allen Schrecken das Erdbeben am überwältigendsten und furchtbarsten, weil die Zuversicht in den Boden erschüttert wird, der uns und unser Streben und Leben trägt, den wir als felsenfeste Basis alles Seins anzusehen gewohnt sind und der da mit einem Mal dieses Vertrauen von ganzen Geschlechtsreihen und Jahrhunderten täuscht.

Achtundvierzig Stunden nach den erzählten Scenen leuchtete eine herrliche Maisonne über das blühende Land und die gütige Mutter Natur legte mit weicher, milder Hand einen grünen Anflug über die braunen Ackerflächen, die von der trotzigen Menschenhand, welche es müde war, zu säen, wo andere ernten sollten, unbestellt blieben. Brach lagen fast im ganzen Lande die Aecker, denn die Unterthanen weigerten sich die Robot auf den Gründen der Herrschaft zu leisten; und als die Drohung ausgesprochen wurde, man werde die Früchte ihrer eigenen Aecker in Beschlag nehmen, stellte man auch auf diesen die Arbeit ein, ja in manchen Gegenden riß man die schon keimende Saat aus, unbekümmert um die eigene drohende Noth.

Ein Geist düsterer, verbissener Trotzigkeit hatte sich des Volkes bemächtigt, der, wenn auch eben so wenig entschuldbar wie die dadurch hervorgerufenen Ausschreitungen, zum mindesten erklärlich wurde durch die seit einer Reihe von Jahren stets rege erhaltenen und immer wieder getäuschten Hoffnungen auf eine billige Regelung der Verhältnisse zwischen den Unterthanen und den Herrschaften.

Dazu kam, daß viele der letzteren gerade darin die Erhaltung unhaltbarer Vorrechte gewährleistet fanden, daß sie mit vermehrter Härte auf denselben bestanden und einen geradezu empörenden Druck ausübten.

Wohl hatten die schon von Maria Theresia geschaffenen Kreisämter den Auftrag, in allen billigen Dingen auf die Seite der Unterthanen zu treten, aber theils war diesen der Klageweg dahin versperrt, weil alle niederen Verwaltungs- und Gerichtsbehörden in den Händen der Herrschaften waren, und dann mochte wohl auch nicht jeder Kreishauptmann die nöthige Energie und Unabhängigkeit besitzen, um eines armen Bauern willen sich mit einem Grundbesitzer, unter welchen es gar viele hochmögende Herren gab, und die mit der vollen Zähigkeit einer bevorrechteten Kaste zusammenhielten, zu überwerfen.

Dem Volke aber blieb es nicht verborgen, daß sich in den leitenden oberen Kreisen zwei ganz entgegengesetzte Strömungen bekämpften. Diese noch später zur Sprache kommenden Verhältnisse müssen nur deshalb hier erwähnt werden, um zu erklären, daß in Dobritz, wie allerorten, sich die Menge in dem thatsächlichen Glauben befand, sie stände mit ihren Forderungen auf vollkommen legalem Boden, und jenes kaiserliche Patent, welches die Robot abschaffe, sei wirklich erlassen, werde aber nur noch von den Herrschaften und ihren Aemtern verschwiegen, um für das laufende Jahr noch die Dienstleistungen erzwingen zu können.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß in Bewegungen, welche die große Masse in socialer Beziehung erfassen, fast immer auch gewisse religiöse und geheimnißvolle Motive mitspielen, und das Sectenwesen blüht nirgend so üppig, als in Ländern, wo der Sinn des Volkes durch irdischen Druck, der ihm dieses Leben nur als eine Kette von Trübsal und Ungerechtigkeit erscheinen läßt, auf ein Jenseits gerichtet wird, das seinem umflorten, von Thränen umschleierten Blick dann manchmal in ganz absonderlichen Formen erscheint.

In Böhmen zumal und gerade in jenen centralen und nordöstlichen Kreisen, in welchen die Bewegung des Jahres 1775 am mächtigsten war, zitterte noch

immer eine der gewaltigsten religiösen Erscheinungen nach — der Hussitismus, der ja zudem, wenn auch nicht in seinem Beginne, so doch im Fortgange einen ausgesprochen socialen Charakter hatte.

Dergestalt entstand eine Reihe von Secten, über deren religiöse Grundsätze es um so schwerer ist, Bestimmtes zu berichten, als uns überhaupt die Geschichte jener merkwürdigen Ereignisse mehr in einzelnen Details, wie die durch die Gunst der Umstände uns zur Verfügung stehenden, als in den allgemeinen großen Zügen erhalten geblieben ist.

Weit verbreitet waren die Deïsten (Gottgläubigen aus Vernunftgründen, ohne Glauben an Offenbarung und Dreieinigkeit), die sich selbst Abrahamiten — dem Glauben des Erzvaters Abraham, welcher nach ihrer Ansicht Gott nur nach dem Lichte der Vernunft verehrt haben sollte, folgend — nannten und ein äußerst geheimnißvolles, angeblich direct aus dem Judenthum abgeleitetes Christenthum predigten. Gewiß im Zusammenhang mit den Ackerbauzuständen und zugleich sociale Zwecke anstrebend, war die Secte der Lämmleinsbrüder oder im Localton Lampelbrüder, slavisch Berani, deren Name wohl am besten davon abgeleitet wird, daß die Verbindung der einzelnen religiösen Gemeinden, die unter selbstgewählten Bischöfen standen, welchen jedoch nur eine Führerrolle, aber keine priesterliche Function zustand, namentlich von den Schaffnern (Haushaltungsbesorgern) und Hirten der großen, damals noch viel häufigeren Schäfereien vermittelt wurde.

Daß die Zwecke dieser letzteren, ganz besonderes Aufsehen erregenden Secte nicht blos religiöse waren, wird durch ihr Verschwinden nach der gewaltsamen Niederwerfung des Aufstandes von 1775 bewiesen, obwohl ähnliche Secten unter anderen Namen und mit fast nihilistisch (nichts glaubend) angehauchten Lehren wiederholt in den nächsten Jahren in Böhmen auftauchten. Im Jahre 1782 noch bekannten sich fast zwei ganze Dörfer, Rekitno und Chwognetz bei Pardubitz, zu einer ganz sonderbaren Glaubensform, als deren Verkünder zwei Bauern, Namens Probastik und Kaspar galten; es lag offenbar die roh erfaßte Idee einer blos auf der Moral aufgebauten Religion zu Grunde, denn wie es in einem Berichte der böhmisch-österreichischen Hofkanzlei heißt, wollten sie von der Dreieinigkeit und dem Heiland nichts wissen, verehrten aber Gott als Schöpfer des Weltalls, hielten die zehn Gebote und beteten in ihren Versammlungen (Bild Seite 96) das Vaterunser und die Psalmen.

Der Regierung entstanden durch diese vielfachen Secten nicht geringe Verlegenheiten, da ja unter der Herrschaft Maria Theresia's deren streng katholischem Sinn Rechnung getragen werden mußte und zudem auch thatsächlich durch den socialen, vielfach direct gegen Besitz und Eigenthum und die bestehenden Rechtsverhältnisse gerichteten Beigeschmack der einzelnen Irrlehren ein Ignoriren derselben unmöglich wurde.

Wenn man sich erinnert, daß erst unter Joseph's Alleinherrschaft die in einzelnen Provinzen bestehenden und ziemlich reich dotirten „Commissionen zur Ausrottung des Protestantismus" aufgehoben wurden, zum Beispiel in Kärnten erst mit 31. December 1780, und bis 1768 noch das crimen apostasiae (Verbrechen der Ketzerei, der Abtrünnigkeit von der katholischen Glaubenslehre) als schwer verpönt im österreichischen Strafgesetze figurirte, wird man sich ungefähr vorstellen können, wie weit entfernt von christlicher Milde die Auffassung bezüglich der Sectirer in vielen Kreisen war.

Zudem sahen die Herrschaften darin eine Handhabe, auf diesem Wege zur Bedrückung ihrer Unterthanen schreiten zu können, ohne daß die Kreisämter dagegen Einwendungen zu machen wagten. Hörige, die sich zu einer solchen Secte bekannten, oder von welchen man es auch nur vermuthete, wurden mit Karbatschstreichen bestraft, die Eltern von den Kindern getrennt, die Tauglichen zwangsweise unter

das Militär gesteckt und ganze Familien von ihren Anwesen vertrieben und nach Siebenbürgen oder in das Banat verpflanzt. Auf diesem Umwege war es den Herrschaften möglich, sich mißliebiger Unterthanen zu entäußern und eine Gewaltthätigkeit auszuüben, die man in anderer Beziehung eingeschränkt hatte.

Erst unter Kaiser Joseph kam eine mildere Auffassung zur Geltung, und als 1781 auf der mährischen Herrschaft Welehrad ähnliche Dinge vorkamen, wurde die Obrigkeit zur Verantwortung gezogen und mußte den entstandenen Schaden ersetzen; im Jahre 1783 sprach Joseph den schönen Wunsch aus, „man möge solche irregeleitete Menschen ruhig leben und zufrieden ihrer, wenn auch irrigen Religion dienen lassen".

Wir haben diese, wenn auch etwas trockene Abschweifung für dringend nöthig gehalten, um den freundlichen Lesern in den allgemeinen Verhältnissen der Zeit und des Landes einen Schlüssel zur Beurtheilung der speciellen Ereignisse an die Hand zu geben, mit welchen sich unsere wahrheitsgetreue Erzählung befaßt, deren Faden wir nunmehr wieder aufnehmen.

Die Glocken der Kirche von Dobritz sandten ihren Klang weithin durch die Gegend und luden die Bewohner zur Sonntagsfeier. Und wirklich strömten sie auf allen Wegen herbei, eine ernste, feierlich stille Masse, die an jedem Kreuzweg mehr anschwoll. Es waren nur Männer, und ohne daß viel gesprochen wurde, schienen sie einer unsichtbaren Leitung zu gehorchen und nach einem bestimmten Plane zu handeln. Einzelne Haufen warteten auf kleinere Nachschübe, die aus verschiedenen Richtungen eintrafen; andere, die schon bedeutend angewachsen waren, zertheilten sich in mehrere Partien und zogen einen abseitigen Weg dahin, wie nach einem vorher bestimmten Aufstellungspunkt.

Wenn man aus der Vogelperspective auf diese Bewegungen hätte blicken können, so würde man den Eindruck gewonnen haben, als bereite sich eine Armee zur Einschließung einer Festung vor. Ueberall an den Straßen und Wegen standen kleinere oder größere Abtheilungen und zogen neue herbei; an den Waldrändern und in Gräben lagerten kleine Trupps — in der ganzen Umgebung herrschte Bewegung, nur in Dobritz war alles still und menschenleer.

Indeß standen vor dem Hause des Wirthes Sretic einige Bauern, leise flüsternd; manchmal trat einer aus dem Haus und verschwand rückwärts zwischen den Erlenbüschen am Bache — sonst zeigte sich Niemand auf der Straße, keine spielenden Kinder, keine frommen Kirchengänger. Unverdrossen sendeten die Glocken ihren hellen, regelmäßigen Doppelklang durch die reine, klare Morgenluft — doch es folgte ihnen Niemand. Wie schwere, drückende Gewitterluft lag es auf dem freundlichen, landschaftlichen Bilde, und der Mangel jedes an menschliche Thätigkeit erinnernden Geräusches weckte die beklemmende Ahnung, daß ein Unsichtbares die versammelte Kraft zu einem gewaltigen Ausbruch sammle.

Im herrschaftlichen Schlosse selbst war es ebenso still. Auf dem weiten Kiesplatz vor der Terrasse zeigte sich manchmal ein Stalldiener oder eine Magd — sonst hätte man glauben können, das riesige Gebäude, in dessen Fenster die Morgensonne blutrothe Flammenbündel warf, sei unbewohnt.

Da öffnet sich eine kleine Pforte in einem der Seitenthürme und heraus schlüpfte eine zerlumpte Gestalt, die den Typus eines Dorf- und Straßenbettlers darstellte. Hinter ihr zeigt sich der Schreiber Nawelka, der einen vorsichtigen Blick in das Freie wirft und dann unter die Thüre tritt.

„Hier, Prokop, hier habt Ihr den Brief an den Herrn Kreissecretär und hier ist der versprochene Ducaten," sagte der Schreiber, dem Zerlumpten beides einhändigend, der es sofort vorsichtig in seinen Fetzen barg. „Ihr wißt ja den nächsten Weg nach Chrudim besser als ich und — wenn Ihr diesen Brief in längstens drei Stunden abliefert, bekommt Ihr dort noch einen Ducaten."

Der Strolch nickte mit dem Kopf, als wäre er für das letztere Argument besonders empfänglich.

„Die Bauern werden Euch doch nicht aufhalten?" fragte der Schreiber.

„O nein!" antwortete Prokop grinsend und mit fuselheiserer Stimme. „Mich kennt man weit und breit und kein Mensch hält mich für den Boten der Herrschaft."

„Also gut! Macht, daß Ihr weiterkommt, und seid klug und schnell!"

Prokop schlich sich wie ein Marder fort und verschwand hinter den Gebüschen.

Nawelka schloß, nachdem er einen kalten Blick über die reizende Gegend hatte gleiten lassen, sorgfältig das Pförtchen und schritt durch kühle, finstere Gänge und über schmale, gewundene Treppen zum Mittelbau des Schlosses.

Mit den Augen des Geistes sah er die Scenen, die sich im Laufe weniger Stunden hier abspielen sollten und er freute sich daran. Keinen Augenblick kam eine mildere Regung in seine verbitterte Seele — was war ihm dieses Haus und die ganze Gegend? Nicht die Erinnerung einer glücklichen Kindheit, einer fröhlichen Jugend oder freudig schaffender Mannesjahre knüpften sich daran, sondern jedes Gemach und jede Ecke, jeder Baum und jeder Stein rief ihm nur erlittenes Unrecht, Schmach, Demüthigung und Schmerz in das Gedächtniß. Da blitzte es bei dem Gedanken an die endliche Genugthuung nach so langem sehnenden Racheburst glühend in seinen Augen auf und er fühlte eine wölfische Gier im Herzen, sich selbst am Zerstörungswerk zu betheiligen.

„Wer weiß," dachte er bei sich, „mit welcher Milch ich gesäugt worden bin — Menschenmilch war es schwerlich, denn wer hätte sie mir gegönnt? Hat mich auch nur ein Wesen lieben gelehrt? Wie sollte ich denn was anderes kennen als Haß und Groll, die man mir überreichlich eingepflanzt hat!"

Im Amtszimmer wartete ein Diener des Fürsten auf ihn, welch' letzterer ihn statt des erkrankten Amtmanns zu sich beschied.

Diese Erkrankung kam ihm gerade recht; so konnte er doch den hohen Herrn in jene Stimmung versetzen, die für den heutigen Tag am gefährlichsten, seinen Plänen am dienlichsten war.

Der Fürst saß in einem prunkvollen Zimmer, mit einem reichen, sammtenen Hausrock bekleidet, auf schwellenden Polstern und stützte den Kopf auf die schmale, weiße Hand. Er mußte ein schöner Mann gewesen sein, trug aber jetzt in dem verfallenen Gesichte und den trägen, müden Bewegungen des hageren Körpers die Spuren raschen Lebens und vorzeitigen Alters. Verdrossenheit und maßloser Stolz, eine Verachtung der Welt, ihrer Freuden und Genüsse, wie aller Menschen sprach aus diesen Zügen, die in ihrer Schönheit und in ihrem Geist, zerrüttet und entnervt wie sie waren, eine vernichtende Verdammung gegen ihn selbst, noch mehr aber gegen den Stand enthielten, der in seinen Ausartungen so reiche, natürliche Gaben auf solche Wege führt.

Nachdem Nawelka einige Minuten gewartet hatte, drehte der Fürst langsam den Kopf halb gegen ihn und sagte mit erloschener Stimme und ohne die Augen vollkommen zu öffnen:

„Ich habe den Auftrag gegeben, daß mir heute die Richter sämmtlicher Gemeinden der Herrschaft vorgeführt werden, um ihnen in Person meine Willensmeinung kundzugeben. Wie mir der Amtmann mittheilte, sind noch alle zu leistenden Dienste im Rückstand —"

Hier brach der Fürst ab, weniger, weil er eine Bestätigung erwartete, als weil ihn das Sprechen ermüdet hatte. Er schüttelte daher unwillig den Kopf und zog die feinen Brauen zusammen, als Nawelka einfiel.

„So ist's, Euer Fürstlichen Gnaden," sagte der Schreiber; „weder die Handrobot noch die Spanndienste (Fuhrfrohnen) sind bis jetzt auf den herrschaftlichen

Gründen geleistet und es ist die höchste Zeit, daß dieselben bestellt werden, wenn die heurige Ernte nicht verloren sein soll."

„Sie mißverstehen mich. Nicht darum, nicht um den Kostenpunkt handelt es sich, sondern daß das Pack zu jenen Pflichten angehalten wird, die ihm nach Recht und göttlicher Ordnung obliegen und daß es in jener unbedingten Unterwürfigkeit verharrt, die der Herrschaft gebührt."

„Sehr wohl, Euer Fürstlichen Gnaden, ich möchte nur bemerken, daß vielleicht der jetzige Zeitpunkt gerade nicht geeignet ist, solche Forderungen allzu schroff zu betonen, denn wenn auch bisher in unseren Dörfern noch keine Unruhen ausgebrochen sind, so fehlt es doch nicht an gefährlichen Elementen — "

„Laßen Sie das meine Sorge sein," unterbrach ihn der Fürst. „Gerade diese Aufstände rund herum bieten im Zusammenhange mit dem letzten Scheitern dieser gottlosen und der hergebrachten Ordnung wie den Vorrechten unseres Standes gefährlichen Neuerungspläne den besten Anlaß, die Dinge und Verhältnisse wieder auf jenen Stand zu bringen, wie er unter meinen Vorfahren geherrscht hat."

„Ich habe mich zu meinen Bemerkungen nur durch pflichtmäßige Besorgniß bestimmen lassen," entgegnete Nawelka mit einem lauernden Blick. „In Smiritz, Horenowies und vielen anderen Orten sollen den Herrschaften, namentlich den erlauchten Gutsbesitzern selbst, empfindliche Kränkungen und Beleidigungen von den rohen Massen angethan worden sein, und ich könnte mir nie verzeihen —

„Was Sie selbst sich verzeihen oder nicht verzeihen, ist Ihre Sache und kümmert mich gar nichts," fiel gereizt und hochmüthig der Fürst ein. „Ich denke Sie könnten schon wissen, daß ich es nicht liebe — nicht dulde, wenn meine Diener mehr sein wollen, als blinde Vollstrecker meiner Befehle. Bleiben Sie doch und — überlassen Sie das Denken und Erwägen mir — für Leute Ihres Schlages taugt das nichts."

Eine dunkle Röthe überzog das sonst so bleiche Antlitz Nawelka's und der schmächtige Körper bebte vor unterdrücktem Groll. Aber er bezwang sich gewaltsam und wartete, bis der Fürst, der auf das Geläute zu horchen schien, fortfuhr.

„Ich bin heute zu abgespannt und nicht in der Laune die Kerls zu empfangen. Lassen Sie dieselben nach dem Gottesdienst" — hier machte er eine Pause, wie um sich zu überzeugen, daß das melodische Glockenklingen fortdauere, — „zu sich rufen und erklären Sie ihnen meine Willensmeinung. Aber kurz und energisch. Sagen Sie diesen Leuten, daß ich mehr als je entschlossen bin, unabänderlich auf den mir und meinem ererbten Vorrecht gebührenden Dienstleistungen und Bezeigungen der Unterthänigkeit zu beharren und daß ich vor keiner Strenge zurückschrecken werde. Sagen Sie diesem Bauernpack, daß es sich unweigerlich zu fügen und zu kuschen hat, denn ich werde nicht von meinem Rechte abstehen, so wahr ein Gott im Himmel ist, den nach meiner Weise zu ehren, ich diese ketzerischen Hunde auch zwingen werde. Sagen Sie ihnen, daß, so lange ich hier Herr bin — — was ist das?!"

Das sonntägliche Läuten der Glocken hatte plötzlich mit einem schrillen Doppelklang abgebrochen, um sich nach einem Moment als wüstes unregelmäßiges und dröhnendes Stürmen fortzusetzen. Zugleich erhob sich ein dumpfes Brausen, wie vom Wellenschlag einer aufgewühlten Wassermasse.

Der Fürst erbleichte und hob sich vom Sopha empor.

Nawelka war zum Fenster gesprungen und stieß die Gardinen zurück, die das Sonnenlicht abhalten und eine künstliche Dämmerung im Zimmer erzeugen sollten. Grell fluthete der Glanz des Tages herein und ein scheuer Blick durch das Fenster belehrte den Fürsten blitzschnell, wie hohl in Wahrheit das Wesen seiner Macht und seiner sogenannten Rechte war, die er noch eben so hoch gehalten hatte.

Ueber den weiten Plan, der sich vor dem Schlosse ausdehnte, liefen wie versprengte Hasen einzelne Diener der Herrschaft und ihnen nach quoll aus jedem der Laubgänge die dunkle Masse der Bauern, sich unaufhaltsam gegen das Schloß wälzend. Sie schrien nicht und gesticulirten nicht drohend, und doch lag in ihrem Anrücken ein so furchtbarer Ernst und in dem unverständlichen dumpfen Brausen ihrer Stimmen, dem Knirschen der schweren Schritte auf dem Kies, die unbarmherzig den weichen Rasen und die Blumenbeete zertraten, eine so verständliche Drohung, daß selbst den Fürsten die Haltung verließ.

„Man soll die Thore schließen, — Alles soll sich bewaffnen — man muß die Schurken mit Schüssen empfangen!" rief er, im Zimmer auf- und abeilend und ungestüm an der Glockenschnur schellend. „Was stehst Du da?" herrschte er dem regungslosen Nawelka zu und als er dessen kaltes höhnisches Gesicht bemerkte, durchflog ihn eine Ahnung. „Schuft, Du spielst mit diesem Gesindel unter einer Decke! Warum gehst Du nicht und suchst sie aufzuhalten?"

„Weil ich vermuthe, daß es zu spät ist; denn ich glaube, daß Euer fürstlichen Gnaden devoteste Unterthanen so sehr von der Sehnsucht nach ihrem Gebieter getrieben sind, daß sie schon auf anderem Wege in das Schloß eindringen. Vielleicht wollen sie die zugedachten Belehrungen nur aus Hochdero fürstlichem Munde hinnehmen, — für deren angemessene Verlautbarung ein Individuum meines elenden Schlages, dem Denken und Erwägen überflüssig ist, ja ohnehin nicht gehörig qualificirt wäre."

In der That toste schon in den Gängen, Hallen und Stiegen des Schlosses der dröhnende Lärm der Menge. Man hörte die derben Rufe der Führer, das Gemurmel der Leute — und krachend flogen Thüren und Thore vor dem Ansturm in Trümmer.

Der Fürst warf nur noch einen haßerfüllten Blick auf Nawelka, den dieser mit dem gleichen höhnischen Lächeln erwiderte, dann raffte er sich auf, eilte in das Nebenzimmer und kam nach wenigen Secunden in einem reichgestickten Rock, den zierlichen Degen an der Seite zurück. Alle Schwäche und Müdigkeit war von ihm gewichen, hohe Röthe lag auf seinen energisch gespannten Zügen, die Augen blitzten voll Entschlossenheit und hochaufgerichtet stürmte er, ohne des Schreibers zu achten, durch die prunkvolle Zimmerreihe dahin, aus der die angsterfüllten Diener geflohen waren.

„Wie sehr er jetzt seiner Mutter ähnlich sah!" murmelte Nawelka, als er ihm langsam nachging. „Es ist gut, daß ich eben jetzt dadurch daran erinnert werde, daß wir nur einen schwachen Vater gemeinsam haben und die verschiedenen Mütter uns für immer und ewig trennen. Wie sehr er der seinen jetzt ähnelte — im Körper und — geistig!"

Als der Fürst die letzte Thüre in dem großen Mittelsaal aufriß, wurden auch gegenüber die Flügel auseinandergestoßen und herein strömte eine dunkle Menge, an ihrer Spitze die hohe Gestalt des Sretic, neben ihm, mit Ueberbleibseln aus seiner früheren Soldatenzeit behangen, der Wachtmeister Jan, welcher gewissermaßen der militärische Leiter der Bauern war, wie jener ihr politischer.

Als sie des Fürsten ansichtig wurden, blieben die Vordersten stehen und einen Moment stockte der Strom der in den Saal Drängenden — aber nur einen Moment, denn der unwiderstehliche Druck der Außenstehenden schob nach und immer geringer wurde die Distanz zwischen ihnen und dem Fürsten, der stehen blieb und fest auf die andringende Menge blickte.

„Was wollt Ihr hier?" rief er mit fester klarer Stimme, die hell durch das Getöse des Volkshaufens im Schlosse und außer demselben tönte.

Die so lange gewohnte Unterthänigkeit machte sich trotz der Erregung des Augenblickes und trotz des Gefühles der augenblicklichen Macht geltend. Sretic

zog seine Mütze vom weißen Haupt, viele der Bauern folgten diesem Beispiele und Jan langte militärisch an seinen buntbebänderten Tschako (Soldatenhut), der noch aus den Tagen seiner Dienstzeit im Trenk'schen Freicorps stammte.

„Wir sind gekommen, Herr Fürst," begann Sretic mit tiefer sonorer Stimme, „um unsere Beschwerden selbst mit Ihnen zu besprechen und gütlich das festzusetzen, was uns nöthig ist."

„So? Also nur das, was Euch nöthig ist?" sagte der Fürst mit spöttischem Lächeln. „Nun, das ist ja recht hübsch von Euch, das Ihr mir in solcher Absicht einen freundschaftlichen Besuch macht! Aber ein wenig zu viel sind Eurer und — es ist unartig, daß Ihr mir meinen Garten verwüstet, mein Haus beschmutzt und Euren eklen Geruch in meine Zimmer tragt, daß sie kaum mehr auszulüften sein werden."



Die Niederlage der aufrührerischen Bauern. (Seite 111.)

Ein drohendes Murren war die Antwort und Jan griff mit einem kräftigen Fluch nach dem riesigen Pallasch, der von seiner Seite herab auf dem Steinpflaster des Saales klirrte.

„Herr Fürst," sagte Sretic, nachdem er durch eine Handbewegung Ruhe geboten hatte, „spottet nicht, die Augenblicke sind kostbar und wenn sie unbenützt verstreichen, kann ich für nichts stehen."

„Ich aber stehe Dir für etwas gut," rief der Fürst trotzig. „Du, der Hanswurst da an Deiner Seite und noch ein Paar von den Leuten, werdet gut thun, mir künftig aus dem Weg zu gehen, denn — ich bin nicht sparsam mit dem Holz aus meinen Wäldern, wenn es zu Galgen für Aufrührer gebraucht werden soll."

Wieder brach die Entrüstung los über den kecken Hohn und schon ward es dem Wirth schwerer, sie zu beschwichtigen. Da rief aus dem Haufen der an der

Thüre Hereindrängenden eine Stimme: „Das Patent wollen wir haben! Das Patent soll er herausgeben!“

„So ist es, Herr Fürst,“ wendete sich Sretic wieder zu ihm. „Gebt dem Amte den Auftrag, das Patent der Kaiserin kundzumachen und auszuführen, mit dem alle Dienstbarkeit und Robot aufgehoben wird und wir werden abziehen und uns über die anderen Dinge verständigen.“

„Was meint Ihr da mit dem Patent?“ fragte der Fürst erstaunt. „Es gibt kein solches — und Gott sei Dank ist auch keine Aussicht mehr, daß es erlassen werden wird.“

„Er lügt! Nieder mit ihm! Das Patent wollen wir haben! Keinen Dienst mehr! Keine Robot!“ so brausten die Rufe der immer zahlreicher in den Saal



Toastsitte beim Mazurkatanz. (Seite 119.)

drängenden Bauern durcheinander und sie pflanzten sich fort bis zu den im Park, auf den Treppen und Gängen harrenden Haufen.

„Zeigt ihm doch das kaiserliche Patent, Sretic,“ rief ein in der Vorderreihe stehender Bauer, der Richter eines ansehnlichen Dorfes. „Vielleicht schämt er sich dann, seinen hochfürstlichen Mund mit einer Lüge zu beflecken.“

„Verdammter Schuft!“ schrie der Fürst und wollte den Degen aus der Scheide reißen.

Doch Sretic, der schon ganz nahe stand, legte seine schwere Hand auf den Arm des Gutsherrn und hielt ihn zurück.

„Seid ruhig, Herr Fürst, denn damit richtet Ihr heute nichts aus. Da ist das Patent — das man auch uns Unterthanen zustellte, weil man wußte, daß die Herrschaften es verheimlichen würden.“

„Elender Lügner!" sagte der Fürst verachtungsvoll. Dann hob er seine Stimme und rief in die Masse der Bauern hinein: „Hört mich einmal, Leute! Es ist möglich, daß ich einem solchen Patente, das mir meine Rechte — denn für mich sind Dienst und Robot dies — ohne meine Einwilligung entziehen wollte, Widerstand geleistet hätte, wenn es nämlich überhaupt existirte — aber verheimlicht oder unterschlagen hätte ich es gewiß nicht. Ich glaube die Mehrzahl von Euch ist wirklich des Glaubens, daß es ein solches Patent gibt — damit irrt Ihr Euch aber und seid die Beute eines frechen Betruges, der sich an Allen furchtbar rächen wird."

Ein fürchterliches Getöse erhob sich und der wüthende Haufe drängte so unaufhaltsam heran, daß der Fürst zurücktreten mußte und knapp an der Thüre stand, durch die er hereingekommen war, unmittelbar vor ihm Sretic und Jan.

„Herr Fürst," sagte der Erstere eindringlich, „wir wollen glauben, daß Ihr das Patent nicht bekommen habt, aber es besteht, denn seht nur, hier habe ich es mit dem kaiserlichen Namenszug und Siegel. Bis Ihr Euch davon überzeugt habt, wollen wir uns mit einer Schrift von Eurer Hand begnügen, daß Ihr auf alle Dienste verzichtet und uns nicht in unserem Glauben behindern oder stören wollt."

„Ha! da willst Du hinaus, elender Hallunke!" schrie der Fürst. „Ehe ich auf einen Tag oder nur eine Stunde auf die schuldigen Dienste freiwillig verzichte, will ich todt sein am Flecke und bevor ich gestatte, daß Ihr Eurem verfluchten ketzerischen Irrglauben offen nachgeht, mögt Ihr mich an die Zinne meines Schlosses hängen und mein zerbrochenes Wappenschild durch die Gassen Eurer elenden Dörfer ziehen!"

Durch diese Worte wurde auch der religiöse Fanatismus der Leute geweckt und ein wahres Wuthgeheul verschlang schon die letzten Worte des Fürsten. Verwünschungen und Flüche wurden ihm zugeschleudert, hunderte von Fäusten ballten sich ihm entgegen und bäuerliche Waffen wurden gegen ihn geschwungen.

Der Fürst erbleichte bei diesem Anblick, drückte sich jedoch mit dem Rücken fest an die Thüre, rief der tosenden Menge einige trotzige Worte zu, die jedoch eben so verhallten, wie Sretic' Bemühungen, den Sturm zu beschwören und riß den Degen aus der Scheide.

Schon kreuzte sich die feine glänzende Klinge mit dem rostigen derben Pallasch des Wachtmeisters, den der Schimpf gewaltig wurmte, welchen er erlitten und der darüber auf das Beutemachen vergaß. Da wurde der eine Thürflügel neben dem Fürsten blitzschnell geöffnet, er fühlte sich an der Schulter gepackt, durch die schmale Oeffnung gerissen und hörte sofort die schwere Thüre wieder zufallen und den Riegel vorschieben.

Betäubt und willenlos ließ er sich von Nawelka wie im Flug durch die Zimmer reißen, während das Wuthgebrüll der auf das äußerste gereizten Menge an sein Ohr schlug und die dröhnenden Schläge der Aexte an die rettende Thüre durch die hohen Räume, welche er mit seinem Retter durcheilte, dröhnten.

Ein betäubendes Krachen und das deutlich vernehmbare Jubelgeschrei der nachstürmenden Bauern belehrte ihn, daß die Thüre erbrochen sei. Nawelka hielt an und warf schnell noch die Thüren der zwei letztdurchschrittenen Zimmer in das Schloß, um neue Hindernisse für die Nachsetzenden zu schaffen. Als er sich wieder zum Fürsten wendete, sah ihn dieser mit einem weichen Blicke an.

„Das ist schön von Dir," sagte derselbe, „daß Du mich zu retten versucht hast — aber es ist umsonst. Ich habe diese Bluthunde zu sehr gereizt, sie werden nicht von meiner Fährte ablassen. Ich danke Dir — aber suche selbst in Sicherheit zu kommen und überlasse mich meinem Schicksale!"

„Ei, das wäre ja ganz gegen alle brüderliche Gesinnung, die doch sogar in Euer fürstlichen Gnaden in dieser verzweifelten Situation zum Durchbruch

gekommen," sagte Nawelka mit eisigem Hohn. „Die Klotzköpfe sollen sich ihre Schädel an den Thüren einrennen — sie werden uns nicht erwischen. Wenn man so lange in den verschiedensten Stellungen in einem Hause war, lernt man es besser kennen, als dessen Herr. Hier hinaus durch das Fenster auf die Terrasse — jetzt auf die Knie, damit uns das Gesindel nicht von unten erblickt — so, hier ist ein so festes und gut verborgenes Thürchen zum Thurm, das sie in ihrem Rausch und der blinden Wuth nicht sehen werden — nun zugeschlossen, die Riegel vor — wir sind geborgen."

Wieder hatte sich der Fürst der Führung Nawelka's überlassen, obwohl ihn dessen Redeweise anfangs erschreckte und abstieß.

Auf einer schmalen Treppe stiegen sie aufwärts, deren morsches Holz unter ihnen krachte. Das Versteck war gut gewählt, denn der Fürst erinnerte sich jetzt, daß der Eingang zu diesem aus der ältesten Bauperiode des Schlosses stammenden Wartthurm vom Park aus vermauert war und von dem auf der Terrasse hatte selbst er keine Kenntniß gehabt.

Nach langem Klettern blieb Nawelka stehen und stieß eine Thür auf, die in ein kleines, leeres Thurmgemach führte, dessen Wände nur aus den Balken des Daches bestanden.

* * *

Ein beklemmender Modergeruch von dem alten Sparren- und Lattenwerk schlug dem Fürsten entgegen; er zögerte einen Moment einzutreten, doch Nawelka schob ihn vorwärts, blieb selbst an der Thüre stehen und sprach wieder mit der schneidenden Betonung wie früher.

„So, mein durchlauchtigster Herr Bruder — da sind wir geborgen vor den Feinden da unten, und wenn Ihnen vielleicht da ein neuer, noch gefährlicherer erstehen sollte, so ist das nicht meine Sache, sondern die Folge lange vergessener, liebenswürdiger Schwächen. Gott befohlen, mein schätzbarstes Brüderchen — gute Unterhaltung!"

Damit trat er rasch von der Thür zurück. Der Fürst wollte ihm nach, doch die schweren Bohlen der Thür drängten ihn zurück und nicht ohne Schauer hörte er den Schlüssel im Schlosse knirschen.

Einen Moment stand er rathlos — dann wendete er sich um, prallte jedoch entsetzt zurück, denn — zwischen ihm und dem schmalen Thurmfenster, durch welches sich das spärliche Licht in das Gemach ergoß, stand regungslos eine dunkle Gestalt.

„Wer ist da?!" löste sich die bange Frage von den bebenden Lippen, denn die Aufregungen der letzten Stunde hatten seine Kräfte erschöpft und er fühlte die Spannung seiner Nerven schwinden.

„Kennst Du denn Deinen Schatz nicht mehr, holder Prinz?" klang die Gegenfrage zurück. „Ist es doch noch kein Dutzend Jahre und Du erkanntest mich im dichtesten Dunkel der Nacht! — Aber freilich, aus Deiner Gold-Marie ist seitdem die verrückte Marie geworden und ganz so frisch und so blühend ist sie auch nicht mehr!"

„Auch das heute noch!" stammelte der Fürst leise und preßte die Hand an die Stirne. „Wie kommst Du hieher, Marie?"

Vergebens suchte er seinem Tone Festigkeit und Schärfe zu geben, denn aller Muth und Trotz, welchen er den wüthenden Bauern gegenüber gezeigt hatte, wich von ihm vor der unheimlichen Frauengestalt.

„Wie wagst Du zu fragen, was mich zu Dir bringt? — Die Sehnsucht ist es freilich nicht mehr wie einst, die Sehnsucht einer Alles vergessenden verbrecherischen Liebe, aber doch auch ein glühendes Verlangen, und zwar das — nach Rache!

Komm, mein Fürst, während dort unten die Bauern Dein Schloß verwüsten, Deine üppigen Zimmer plündern, Deinen Blumengarten zertreten und Dir den rothen Hahn auf das Dach setzen, wollen wir hier heroben im heimlichen Kämmerchen auch unsere Rechnung abschließen. Während sich Jene unten an den feinen Weinen Deines geplünderten Kellers betrinken, wollen auch wir uns berauschen — aber nur an Erinnerungen — an süßen, freudigen Erinnerungen. Was wirst Du so bleich, mein Prinz, was zitterst Du?"

„Marie, wenn Dir ein Unrecht geschehen ist, verzeihe mir — ich will Alles wieder gut machen!"

„So mächtig ist nicht einmal der Gott, an den ich zu glauben in meinem Jammer schon lange verlernt habe — geschweige denn Du, Jammermann, heute, wo die erstohlene brutale Macht, die Du so lange mißbraucht hast, der ererbte Reichthum, der Dir nur ein Mittel zur Sünde war — kurz all' der Tand und Flitter, der Deine Schlechtigkeit verhüllte, in Rauch und in Nichts sich auflösen."

„Schone mich, Marie — ich ertrage Deine Worte nicht," flehte der Fürst, der wie gebrochen in einer Ecke lehnte.

„Warum erschrickst Du so vor mir und meinen Worten? — Ich will es Dir sagen. Weil Du darin, daß ich Dir hier entgegentrete, und daß ich so halbwegs vernünftig spreche, siehst, daß es mit Dir zu Ende geht. Wie froh warst Du, als Dir die Nachricht zukam, daß ich verrückt sei, denn ein Wahnsinniger bewahrt ein Geheimniß am besten, und wenn er plaudert, glaubt man ihm nicht. Ich aber, ich habe geschwiegen die langen Jahre — heute jedoch will ich sie Dir nochmals erzählen, die lange und lustige Geschichte von dem schönen Prinzen Ludwig und der Gold-Marie, die von den Leuten für verrückt gehalten wird."

„Schweig, Du Entsetzliche!" schrie ihr der Fürst zu, „oder, so wahr es eine Barmherzigkeit gibt, ich tödte Dich!"

„Es gibt aber keine Barmherzigkeit," höhnte sie, „und Du wirst mich nicht tödten, denn so stolz und frech Du sonst allen Leuten gegenüber bist, so feig bist Du gegen mich. Wage es, Deinen Degen gegen mich zu zücken und mein gellender Ruf wird den wilden Bauern da unten den Weg zu Dir weisen, und mit meinem letzten Athem will ich ihnen sagen, daß Du ein feiger, gemeiner Mörder bist!"

Stöhnend sank der Fürst wieder an den Balken zurück und horchte der furchtbaren Erzählung, zu welcher durch das dumpf heraufschallende Toben und Zerstören der empörten Masse ein schauerlicher Chor gebildet wurde.

„So ist es brav, mein Schatz! Nun höre zu — ich will die Geschichte kurz machen — damit Du Dich nicht langweilst. Also — die Gold-Marie war ein hübsches, frisches Mädel, stets mit einem gottlosen Scherz auf den Lippen und einem kecken Lied in der Kehle. Trotzdem war sie brav und ehrlich geblieben — und von all' den Burschen, die ihr sagten, sie sei hübsch, konnte sich keiner rühmen, auch nur einen Kuß erhalten zu haben, nicht einmal der Christoph, ein wackerer Junge, der ihr auch gefiel, und der als herrschaftlicher Jäger sein gutes Auskommen hatte. Da trafen sie in einer bösen Stunde die Augen des schönen Prinzen Ludwig, und zu ihrem Verderben fand der hohe Herr, daß sie gut genug zu einem Spielzeug sei. — Soll ich Dir erzählen, mit welchen Lockrufen er das scheue Vögelchen zahm machte? Nicht wahr, es ist nicht nöthig, denn die Künste der Hölle werden Dir jetzt noch geläufig genug sein. Aber eines muß ich Dir doch erzählen."

„Als der Prinz einst mit seinem Opfer in einem verborgenen Nestchen im Walde saß und koste, da kam der arme Christoph dazu. Mit den Thränen in den Augen hielt der gute Bursche dem Prinzen sein Unrecht, dem Mädchen ihre Verblendung vor. Das war Vermessenheit und der Prinz hatte nur eine Flut von Schimpfworten, das Mädchen nur Spott für den treuen Berather — hatte der

hohe Herr doch noch heute dem Liebchen aus der Schenke versprochen, wenn seine stolze Mutter sterbe, werde er es heimführen als seine Gattin in das hohe Schloß. Endlich führte der Prinz einen Schlag gegen Christoph, dieser wehrte ab, sie kamen zum Ringen, der Prinz entriß ihm das Gewehr — dann kracht der Schuß und der Christoph liegt, durch's Herz geschossen — todt im Wald. Die Leute fanden ihn und sagten, er hätte sich selbst erschossen, denn er sei schon lange recht traurig gewesen. Die Gold-Marie wußte es freilich besser, aber wie konnte sie denn sagen, daß ihr Feinsliebster, der sie zur Fürstin machen werde, ein — Mörder sei."

Der Fürst war in seiner Ecke zusammengesunken und nur manchmal brach ein Stöhnen aus seinem Munde. Jetzt richtete er sich auf und warf einen flehenden Blick nach der drohend vor ihm stehenden Gestalt; doch er fühlte, daß er kein Recht auf Schonung habe und sank wieder apathisch zurück, ohne auf die steigende Hitze, das leise Knistern und den Rauch, der sich durch die Ritzen hereindrängte, zu achten.

„Die Fürstin starb," fuhr des Wirthes Tochter in ihrer grauenvollen Erzählung fort, „und Prinz Ludwig mußte verreisen. Das war im Frühjahr, und als er im Herbste wiederkam, hingen die reifen Früchte an den Bäumen und unter dem bangenden Herzen der Gold-Marie regte sich's. Tag auf Tag wartete sie auf die Carosse, die sie in das Schloß holen sollte, doch es kam keine mit dem Gatten und — auch der Liebhaber ließ sich nicht sehen. Unter Vorwänden suchte sie in das Schloß zu dringen, man wies sie ab, und als sie dem falschen Prinzen eine Botschaft durch seinen vertrauten Diener senden ließ, brachte ihr dieser die Antwort, der Prinz habe nicht mehr Lust, sich mit einer Dirne, die aller Welt Eigenthum sei, weiter abzugeben."

„Das ist eine Lüge gewesen," betheuerte der Prinz mit matter Stimme, „ich habe Nawelka Geld gegeben, um Dich von hier fortzuschaffen."

„Ich will es glauben — es ist möglich, daß Dich dieser Schuft, der Deiner würdig war, betrogen und mich belogen hat; was ändert das? Ein Schurkenstreich weniger — das ist das Ganze. Damals glaubte ich, ich müsse wahnsinnig werden und — ich war es wohl auch. Und als die schwere Stunde über mich kam und das Neugeborne in meinem Schoß lag, da machte ich mich, krank und schwach, mitten in der Nacht auf, um durch alle Deine Diener zu Dir zu dringen und dem armen Wurm vor Deinen Augen das Hirn zu zerschmettern. Aber am Weg lag der tiefe Weiher, von dem die Leute sagen, daß er grundlos sei, und mich faßte eine Sehnsucht, zu erfahren, ob das wahr ist. Mit weitem Schwunge warf ich Dein Kind — hörst Du, Elender, Dein Kind! — auf die im Mondlicht glänzende Fläche — ein Plätschern, ein Gurgeln, über den kleinen See ziehen sich silberne, immer weiter werdende Kreise, dann ist es ruhig und glatt, wie früher. Jetzt war ich wieder vernünftig, ich wußte, was ich gethan und wollte verzweifelt nachspringen, als mich der starke Arm meines Vaters zurückhielt. Er brachte mich ungesehen nach Haus, wie er mir gefolgt war. Ich war lange krank und als ich wieder erwachte, war es nicht zum Leben, denn nichts war in mir mehr, als eine brennende, quälende Sehnsucht nach Rache. Ich habe darauf gewartet, die langen Jahre, mit nagender Pein und doch voll Geduld, denn ich wußte, daß sie kommen werde und nun ist sie da. Ich habe gehört," fuhr das entsetzliche Weib fort und trat näher zum Fürsten, „daß treue Liebende den Wunsch hegen, zusammen zu sterben. Nun — ich bin meiner Liebe und meinem Hasse treu geblieben und so werden wir zusammen sterben und unser Todtenbett soll von einer Lohe umgeben und so groß und prachtvoll sein, wie es Deinem Stand und der Größe meiner Rache entspricht".

Während dem hatten sich die Aufrührer mit dem Suchen nach dem ihnen so plötzlich entrissenen Gutsherrn nicht gar lange beschäftigt; inmitten des Ueberflusses

kamen bei den Meisten die durch den langen Druck gezeitigten bösen Instincte zum Vorschein und ein tolles Zerstörungswerk begann. Durch alle Räume des großen Fürstenschlosses ergossen sich die Massen und wo sie eindrangen, kam Zerstörung und Verwüstung mit ihnen.

Sretic suchte mit einem Trupp das Amtslocal auf und zerstörte dort im thörichten Glauben, dadurch auch die daran geknüpften Rechte zu vernichten, die Urkunden, Acten, Urbarien (Grundbücher) und Giebigkeitsbücher, aus welchen die Verpflichtungen der Unterthanen zu ersehen waren. Andere hausten wie die Vandalen in den prunkvollen Gemächern und zerschmetterten in tollem Uebermuth oder in blinder Wuth die kostbaren Spiegel, die vergoldeten und eingelegten Möbel, das kunstvolle Porzellan und Krystall, und schmutzige, plumpe Bauernstiefel traten die kostbarsten, reichsten Stoffe und Decken zu schanden, oder struppige Gesellen, die noch nie wo anders, als im Stalle gelegen hatten, dehnten sich mit brutalem Wohlbehagen auf seidenen Polstern und gestickten Teppichen. Es war ein grauenhaftes Bild der Verwüstung, ein furchtbarer Ausbruch menschlicher Bestialität, welche die Fesseln gesprengt hatte, mit denen man sie durch Jahrhunderte in einem Zustande gehalten, der allen rohen und bösen Instincten günstig war und jeden Aufschwung zu höherem Menschenthum und reiner Erkenntniß verhinderte.

Praktischere Naturen gingen nicht auf das Zerstören aus, sondern füllten sich die Taschen und unter diesen nahm der sogenannte Feldherr der Aufrührer, der Wachtmeister Jan, einen hervorragenden Rang ein. Er hatte sich bald ein nettes kleines Säcklein mit Prätiosen und was sonst seiner Neigung zu einem sorgenlosen Dasein Vorschub zu leisten versprach, gefüllt, und band dasselbe sorgfältig an den Sattel des derben Bauerngaules, der ihm als „Obergeneral" zur Verfügung stand.

Unterdessen hatten andere Haufen aus den Kellern Fässer gerollt und Flaschen herbeigeschafft, die Vorrathskammern und Küchen waren geleert worden und auf dem weiten Platz vor dem Schlosse entwickelte sich ein tolles Gelag, dem nur Wenige widerstehen konnten, zumal der „Oberfeldherr" der zuchtlosen Horde nicht.

Vergebens mahnten Sretic und einige andere besonnene Männer zum Aufbruch, da man noch einen tüchtigen Marsch zu machen hatte, um sich mit den von Chrudim ausziehenden Aufrührern zu vereinigen, und mit diesen zu dem nach Königgrätz marschirenden Hauptcorps zu stoßen; doch es war umsonst, und die Führer mußten sich in Geduld fassen, bis das letzte Faß geleert und die geschmeidigste Kehle heiser vom sinnlosen Brüllen und Singen von zuchtlosen Liedern oder frommen Psalmen war, je nach der momentanen Stimmung.

„Das Schloß brennt!" so rief Jemand plötzlich, und als Aller Augen sich dahin richteten, sah man schon leichte Flammen wie Schlangen an den Firsten spielen, hie und da klirrte ein Fenster und dichte schwarze Rauchballen quollen stoßweise heraus, denen bald die hellen, flackernden Flammenzungen folgten.

Ein verworrenes Schreien ertönte; ein kleiner Theil von Vernünftigen wollte dem Brand Einhalt gethan wissen; die Mehrzahl aber war dagegen und meinte, es sei nicht schade um die Zwingburg, der das Land weit herum unterthänig gewesen sei. Ihre Ansicht drang umsomehr durch, als die letzten aus dem Hause stürzenden Bauern sagten, das Schloß brenne in allen Theilen, die Flammen seien auf eine wahrhaft unerklärliche Weise in allen Ecken zugleich losgebrochen.

So ließ man denn das wüthende Element sein Zerstörungswerk thun und mancher Trunkene aus der tobenden Bande fand darin noch eine Vervollkommnung seiner wilden Lust. Am längsten trotzte der alte Wartthurm den Flammen und während vom Hauptgebäude schon lange das Dach eingestürzt war und die Lohe nur mehr wie aus einem Krater aus dem Innern emporschlug, trotzte er noch immer dem rasenden Elemente. Endlich brach er mit einem furchtbaren Krachen und

weit herum einen Funkenregen streuend, zusammen — die Begräbnißstätte des Fürsten Ludwig und seines Opfers, der Gold-Marie, bildend, deren entsetzliches Ende noch heute zu den in jenen Gegenden erzählten schaurigen Geschichten gehört.

Da — auf einmal — klang durch das vermehrte Sausen und Brausen des Feuers vom Dorfe her Trompetenschall, und während die Bauern noch wie verdutzt nach dieser Richtung schauten, kamen in tollem Jagen einzelne Kinder und Weiber mit dem Rufe: „Soldaten sind da! Soldaten!"

Die Lust des tollen Gelages war im Nu verschwunden, aber das Wirrsal dauerte fort, und noch wogten die Haufen unordentlich durcheinander, als sich schon am Parkeingange einige Reiter zeigten, welchen eine geschlossene Truppe folgte. Nun fielen auch vom Walde her einzelne Schüsse, hie und da gellte aus dem dichten Haufen ein Wehschrei empor und zwischen den Büschen blinkten die Helme und Flintenläufe der Infanterie. Prokop hatte seine beiden Ducaten verdient und der Haß Nawelka's sollte auch nach dieser Richtung gestillt werden.

Von einem Kampf konnte keine Rede sein. Als die Schüsse immer dichter fielen, lösten sich die undisciplinirten Haufen der Bauern meist in wilder Flucht auf und hinter ihnen her fegten die vom Dorfe aus vorrückenden Reiter. Nur einzelne Führer sammelten kleine Abtheilungen und versuchten Widerstand zu leisten; doch so meisterhaft ihre Leute das Zerstören und Plündern verstanden, so wenig leisteten sie im Kampfe (Bild Seite 104). Kaum eine halbe Stunde dauerte es, so war auf dem weiten Platz das Gewoge vorüber; in kleinen Pikets verfolgten die Reiter die Fliehenden, das Fußvolk bewachte die Gefangenen oder trug die Todten und Verwundeten zusammen. Unter den ersteren den Wirth Sretic. Der „Bischof der Berani oder Lampelbrüder" hatte seine zweideutige Rolle und seinen kirchlich-sectischen Hochmuth durch den tüchtigen Hieb eines Cavalleriesäbels gebüßt.

Noch einmal knatterten einige Schüsse; sie galten dem Wachtmeister, der sich beim Beginn des Kampfes davon gemacht und auf seinem beutebeladenen Roß das Weite gesucht hatte. Eine der nachgeschickten Kugeln ereilte ihn und machte seinen Träumen von einem behaglichen Dasein ein Ende — oder entzog dem Galgen seine sichere Beute.

„Ist denn gar Niemand von der Herrschaft oder Obrigkeit da?" rief der die Truppen commandirende Officier, Oberst von Rabenbach.

„Ich, Herr Oberst, bin des erkrankten Amtmanns Stellvertreter," sagte Nawelka, der plötzlich aus den Büschen auftauchte.

„Gut; wollen Sie so freundlich sein, für meine Leute Unterkommen und Lebensmittel zu besorgen, denn hier im Schlosse hat die Schwefelbande so gehaust, daß nichts mehr zu finden sein wird. Waren denn die Kerle Narren, daß sie hier erst losschlugen, als schon rund umher der Aufstand niedergeworfen war?"

Herr Nawelka zuckte die Achseln, da er nicht wohl gestehen konnte, daß die von ihm geflissentlich gefälschten Nachrichten eigentlich den Ausschlag gaben.

„So gräulich hat die Horde aber nirgends gewirthschaftet als hier," fuhr der Oberst fort. „Nun, ich werde Ihnen, so lange es nöthig erscheint, zu Ihrem Schutze und zur Aufrechthaltung der Ordnung ein Detachement hinterlassen; meine Cavallerie sende ich den Versprengten nach, um ihre Wiedervereinigung zu hindern, und mit diesen Galgencandidaten" — hier zeigte er auf einen Haufen von gefangenen Bauern — „mache ich mich nach Königgrätz auf, wohin alle Gefangenen einzuliefern sind. Leben Sie wohl, mein Herr, und danken Sie Ihrem Schöpfer, daß Sie mit heiler Haut den Händen dieser Bluthunde entkommen sind."

So endete der „Schreckenstag von Dobritz", wie er nachher stets benannt wurde. Und als Nawelka gegen das Dorf zuschritt, um die Begehren des Officiers zu erfüllen, flog sein kalter Blick auf die Todten, die jammernden

Verwundeten und die stumpfsinnig einem ungewissen Schicksal entgegen gehenden Gefangenen; dann richtete er ihn rückwärts, auf die Brandstätte, wo zwischen den Trümmern der dunkle Rauch in schweren Ballen hing und noch an den Mauern hie und da eine gierige Flamme leckte; er sah auf die Terrasse, über welche der Schutt des zusammengestürzten Thurmes gebreitet war, der die Gebeine seines Halbbruders barg; — dann erst blickte er auf die Straße hinab, wo die Mariensäule zwischen den blüthenschweren Lindenbäumen stand — er dachte seiner Mutter und seiner Geburt und ein Strahl der Befriedigung flog über das hagere Gesicht, das noch nie Jemand freundlich lächeln gesehen hatte.

* * *

Ungefähr acht Tage nach dem raschen Ende des Aufstandes in Dobritz konnte man die ganze Revolte als niedergeworfen ansehen, denn wenn sie auch über das ganze Land ausgedehnt war, hatte sie ihre Kraft doch in vereinzelten localen Aufständen verpufft.

Wir versetzen uns nach Wien in das Arbeitscabinet der Kaiserin Maria Theresia, bei welcher seit einigen Minuten der Mitregent, Kaiser Joseph II., verweilte.

„Sind Nachrichten von Prag gekommen?" fragte die Kaiserin.

„Ja wohl, Ihro Majestät — das heißt ein Brief des Barons Kressel, den Ihro Majestät zur Beilegung der Wirren dorthin entsendet haben. Er lautet zum Theile sehr erfreulich, denn es geht daraus hervor, daß der Aufstand bezwungen und die Ruhe wieder hergestellt ist. Wahrhaft betrübend aber wirkt die Bestätigung meiner Ansicht, daß die armen Leute zum großen Theile durch das lange Zögern mit der Veröffentlichung des neuen Robotpatentes und durch die Bedrückungen der Herrschaft, besonders auch wegen des Glaubens, zu ihren verzweiflungsvollen Schritten getrieben wurden."

„Mir scheint es, der Herr Sohn will den Fürsprecher von Mordbrennern und gottlosen Sectirern machen!" sagte die Kaiserin mit einem unwilligen Kopfschütteln.

„In der That ist dies meine Absicht," entgegnete Joseph ruhig, „und ich hoffe Ihro Majestät zu überzeugen, daß die Härte und Unwürdigkeit des bisherigen Unterthanen-Verhältnisses viel Schuld an den zu Tage getretenen Uebelständen trägt und daß sich in Sachen des Glaubens mit Gewalt nichts zwingen läßt."

„Das alte Lied!" rief die Kaiserin unwillig. „Was ist Schuld an solchen Gräueln, wie wir sie jetzt wieder mit Schaudern erlebt haben? — Der Mangel an Religion, oder die verkehrten Religionsbegriffe. Welchen Zügel gibt es für solche Leute? Keinen! Nicht Galgen und Rad wirken, wenn es die Religion nicht thut! Ich spreche da nur politisch, nicht als gläubige Christin, wenn ich sage: Nichts ist so heilsam und nothwendig, als die Religion. Wollen Sie zulassen, daß sich Jeder eine nach seiner Phantasie macht? Kein fixer Cultus, keine Unterwerfung unter die Kirche, wohin kämen wir?"

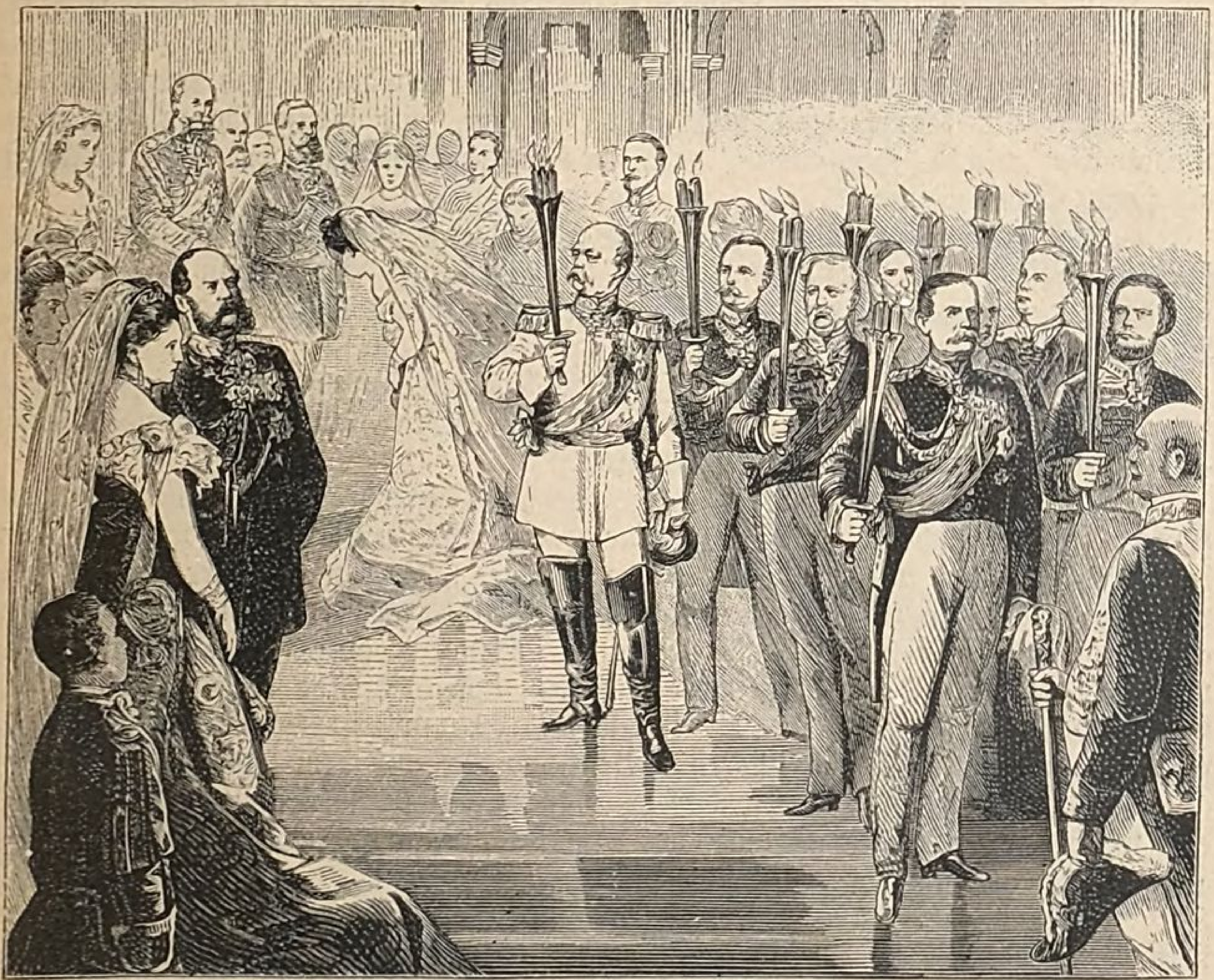
Die Kaiserin war mißgestimmt und so sprach sie den Sohn in der Höflichkeitsform an, während sie ihm sonst im mündlichen Verkehr das trauliche „Du" gab.

„Ich erlaube mir nicht, Ihro Majestät ohne Zweifel triftigen Bemerkungen entgegen zu treten, nur möchte ich mir zu bemerken erlauben, daß die furchtbarsten Gräuel, von welchen uns die Geschichte berichtet, fast immer eine Folge des Bestrebens — ich will zugeben, staatlichen Bestrebens waren, den Christen einen bestimmten Religionsbegriff aufdrängen zu wollen."

„Das sind mehr oder weniger Phrasen," entgegnete die Kaiserin rasch, „und ich bin zu alt, um mich solchen Principiis (Grundsätzen) zu fügen, die mir alle

gar zu reell sind. Es sind immer die gleichen Generalsätze, um die sich unser Disput dreht: Freies Religions-Exercitium, welches keinem Monarch erlaubt ist, ohne schwere Verantwortung einzuführen, und die Zernichtung der jetzigen Großen unter dem speciosen (täuschenden) Vorwand, dem mehreren Theil der Bevölkerung zu nützen, wovon ich weder Recht noch Billigkeit einsehe! Jeder leiste, was er schuldig ist, — das geht einmal nicht anders und so sollte man auch die Robot den Herrschaften nicht entziehen, da sie sich ohne dieselbe auf die Länge nicht behaupten können."

„Auch ich halte die Aufhebung der Robot durch einen Machtspruch nach unserer Verfassung für unmöglich. Wohl aber glaube ich, daß dieses Ziel nach und nach anzustreben ist, durch ein gegenseitiges Einverständniß zwischen Herrschaft und



Fackeltanz am kaiserlich deutschen Hofe. (Seite 122.)

Unterthan und in einer Weise, durch welche sie in ihren Härten mindestens weniger fühlbar für den Bauer gemacht wird. In wie weit dabei auf eine Mitwirkung der Herrschaften zu rechnen ist, wissen Ihro Majestät aus dem sogenannten Vergleichsvorschlag der Stände vom Jahre 1774, laut welchem das Maximum der zu leistenden Dienste auf sechs Hand- und sechs Zug-Robotstage bestimmt werden sollte, so daß dem Bauer, da denn doch der liebe Gott mindestens einen Tag der Woche für sich in Anspruch nimmt, zur Bestellung seiner eigenen Gründe gar keine Zeit bliebe. Uebrigens erlaube ich mir Ihro Majestät selbst als unwiderlegliche Zeugin für meine Ansicht aufzuführen.

„So?!" rief die Kaiserin erstaunt. „Da bin ich doch wahrhaftig neugierig!"

„In einem von der tiefen Weisheit meiner erhabenen Mutter zeigenden Erlasse aus dem Jahre 1760 an die Hofkanzlei lautet eine nicht genug zu prei-

sende Stelle: So oft es um die Bestimmung der Schuldigkeit der Bauern gegen ihre Gutsherren zu thun ist, hat sich die Kanzlei zur Richtschnur dienen zu lassen, daß der erste Bedacht dahin genommen werden müsse, den Bauernstand, als die zahlreichste Klasse der Unterthanen und der die Grundlage und größte Stärke des Staates ausmacht, in aufrechtem und zwar in solchem Stande zu erhalten, daß derselbe sich und seine Familie ernähren und daneben in Friedens- und in Kriegszeiten die allgemeinen Landesauslagen bestreiten kann. Hieraus fließt von selbst, daß weder ein Urbarium, noch ein Vertrag, noch am allerwenigsten ein obschon noch so altes Herkommen bestehen möge, welches sich mit sothaner Aufrechthaltung des Unterthans nicht vereinigen läßt. Das sind die eigenen Worte Ihrer Majestät. Und gehen meine Ansichten oder die von Ihro Majestät wohlmeinenden Räthen nach einer anderen Richtung?"

„Mir scheint, Du willst damit sagen, daß ich auch schlechtmeinende Räth' hab'?" entgegnete lächelnd die Kaiserin, fuhr aber dann ernster fort: „Das glaub' ich aber nicht — irren kann sich wohl ein Mensch und davon sind wir auch nicht frei. Aber Dir kommt man nicht auf. — Gut, und wann ich zu dem neuen Robotpatent meine Zustimmung geb', was ändert das an den Schrecklichkeiten, die schon g'schehen sind?"

„Bezüglich dieser Sache möchte ich eben bitten, daß Ihro Majestät unterscheiden zwischen den Verführern, welche die allgemeine Bedrängniß und die Verblendung der Menge für ihre selbstsüchtigen Zwecke ausnützten und zwischen den Verführten."

„Ist's denn nicht schrecklich," sagte die Kaiserin seufzend, „daß diese Sapperloter sich gar an den bösen Mann[1], unsern Herrn Nachbar, gewendet haben, — ihn wohl gar in's Land rufen wollten?!"

„Das betrachte ich einfach als Thorheit dieser armen Schelme," sagte Kaiser Joseph lächelnd, „die wohl nur darin ihre Erklärung findet, daß nach des Preußenkönigs Ausspruch in seinem Staate „Jeder nach seiner Façon selig werden könne". So sehr ich nun auch König Friedrich II. wegen dieser Toleranz ehre, so wenig bin ich ihm sonst geneigt — besonders aber fürchte ich mich nicht vor ihm, und wenn er es sich hätte einfallen lassen, diesem angeblichen Ruf zu folgen, wozu er aber viel zu klug ist, würde es mir ein besonderes Vergnügen gewesen sein, ihn auf Ihro Majestät Befehl wieder aus dem Lande zu jagen."

„Nein, nein, 's ist besser, daß es nicht nöthig ist," warf Maria Theresia ein, welche ein förmliches Grauen vor dem gefährlichsten Feind ihrer ersten Regierungszeit nie ganz überwinden konnte.

„Darf ich also anordnen, daß ein Patent ausgefertigt werde, welches der stets bewiesenen Milde des landesmütterlichen Herzens Ihrer Majestät entspricht und mit Ausnahme der Rädelsführer und jener Aufrührer, die sich auch anderer Verbrechen schuldig gemacht haben, allen Uebrigen Verzeihung und straflose Rückkehr in ihre Dörfer und Wirthschaften zusichert?"

„In Gottes Namen!" sagte die Kaiserin. „Mir ist es gewiß lieber, wenn ich verzeihen kann, und wenn ich streng bin, geschieht es, weil ich es für nothwendig halt'."

Schon wenige Tage danach erfolgte in den vom Aufstande betroffenen Gegenden von Böhmen die Kundmachung eines Amnestie-Patentes, welches, wie sein Schluß lautet, „allen Reuigen und Wohldenkenden zum Troste und sicheren Ruhe, allen Anderen aber zum bitteren Schrecken dienen solle".

Nicht so glatt ging es bezüglich des Robot-Patentes, und der Widerstand der Kaiserin, hinter der sich „die Großen" bargen, war wieder von Neuem erwacht.

[1] So pflegte Maria Theresia stets den König Friedrich II. von Preußen zu bezeichnen.

Noch am 9. August schreibt Kaiser Joseph voll Verdruß an seinen Bruder Leopold in Toscana über die Frage: „Es ist unglaublich, noch immer hat sich die Kaiserin in den Urbarial-Angelegenheiten nicht entschieden. Mehr als zehnmal hat sie sich entschlossen, anzuordnen, daß die Sache abgethan werde, aber niemals hat ihre Stimmung so lange angehalten, daß die Verordnungen und Patente passend veröffentlicht werden könnten."

Wenige Tage später indessen, am 13. August 1775, erfolgte die Signirung durch die Kaiserin und am 19. August geschah unter außergewöhnlichem Pompe die feierliche Verkündigung des Robot-Patentes.

In demselben wurden die zu leistenden Dienste nach dem eigenen Besitzstande des Unterthanen, je nachdem er Ganz-, Zweidrittel-, Halb-, Viertel- oder Achtellehner, Häusler (Häuschenbesitzer ohne Acker) oder bloßer Inwohner war, bemessen und das Maximum der Leistung auf drei Zug-Robottage in der Woche bestimmt.

Damit fielen die Gründe zu den Unruhen und selbstverständlich auch diese selbst weg, ein günstiger Erfolg, der die Kaiserin dazu vermochte, 1777 das gleiche Patent auch in Mähren einzuführen.

Auf dieser Grundlage standen die Agrarverhältnisse bis zum Jahre 1848. Aus den Stürmen der Erhebung blieb dem wieder aufgerichteten staatlichen Regiment ein werthvolles Vermächtniß: die völlige Befreiung des bäuerlichen Besitzes von Robot und Zehent, von allen beengenden Lasten, dessen Durchführung als „Grundentlastung" einen der glänzendsten Marksteine in der Regierung des Kaisers Franz Joseph I. bildet.

König Kasimir von Polen und „Schön-Esther".

Im Frühjahr 1363 herrschte gar ein reges und festliches Leben in der alten Krönungsstadt der Könige von Polen. Es war dies an sich wohl die Zeit seiner höchsten Blüthe für Krakau, das unter der Fürsorge eines weisen und gerechten, den Wissenschaften und Künsten zugethanen Königs eine früher noch nie erreichte Bedeutung erlangte, die es auch später im stürmischen Wechsel der Zeiten und als Residenz vor Warschau zurücktretend, nicht behaupten konnte.

Die Weltgeschichte ist karg mit dem Beinamen der Größe und man wird kaum die Finger beider Hände brauchen, um jene Regenten und Fürsten aufzuzählen, bezüglich welcher die Nachwelt die freigebige Schätzung der Zeitgenossen gutgeheißen, oder in nachträglicher Würdigung das Andenken derselben durch den Zusatz „der Große" geehrt hat.

Einer dieser Wenigen ist König Kasimir der Dritte von Polen, dem die Mißgunst noch jetzt gern seine Schwächen als Mensch nachrechnet — aber als Fürst wird ihm die Größe von Niemand bestritten und sein Andenken hat sich im Herzen des Volkes bis heute erhalten.

Als sein gewaltthätiger, mehrmals vom Thron vertriebener Vater Wladislaw Lokietek (Langhand) starb, war das Land, wie ein alter Chronist treffend sagt, „von Thränen überschwemmt". Und als Kasimir starb, hinterließ er sein Reich in blühendem Wohlstand; Recht und Gesetz herrschte, der übermüthige Adel war gebändigt und der Wissenschaft war eine Heimstätte im Lande geschaffen worden.

„Er hat herrliche Thaten verrichtet," sagt der nationale Geschichtsschreiber Kanonikus Jan Dugloß (geb. 1415, gest. 1480), „und war ein zweiter Salomo; er baute in den unwirthlichen, verwüsteten Steppen und Wäldern mehr Städte, Burgen und Flecken mit steinernen Häusern, als Polen je zuvor gehabt. Man mag in Wahrheit von ihm sagen, daß er Polen von Holz vorgefunden, und von Stein zurückgelassen hat."

Kann es ein höheres Lob für den Landesfürsten geben, und wiegt dieses nicht den meist mit so viel Jammer und Elend, Blut und Thränen erkauften kriegerischen Ruhm gewaltiger gekrönter Krieger auf? Selbst der Hohn seiner offenen und geheimen Gegner, der über die Schmälerung ihrer Vorrechte erbitterten Adeligen, erwies ihm durch einen beabsichtigten Schimpf die höchste Ehre, indem sie ihn spöttisch den „Bauern-König" nannten.

Freilich fand zum Entsetzen der hochgeborenen, in jenen Zeiten ganz besonders nur auf sich bedachten Herren, unter ihm auch der Kmetone (Landbewohner) Recht und Gerechtigkeit, und mit starker Hand steuerte er den Bedrückungen des Adels, die so weit gingen, daß einzelne Magnaten den Bauern verboten, ihre Kinder unterrichten zu lassen. Und wo sein königlicher Arm nicht hinreichte, da stand er im Geschmacke jener Zeit auch nicht an, die Bedrückten auf „Knittel und Steine" zu verweisen — allerdings Argumente eines Naturrechtes, dessen häufige Anwendung sehr bedauerlich und von dem es nur zu beklagen ist, daß man es auch heute in verzweifelten Fällen nicht entbehren zu können glaubt. Von seinem Tode sagt Dugloß: „Wie groß das Jammern und Wehklagen im ganzen Volke, welche Betrübniß bei den Männern aller Stände war, kann die menschliche Zunge kaum erzählen und wiedergeben."

Noch lange nachher aber, als schon wieder der unter schwachen Regenten üppig in die Halme geschossene Trotz und Uebermuth des Adels auf dem unglücklichen Volk lastete, wallfahrteten die Bauern noch aus allen Theilen seines Reiches zu seinem Grabe und klagten dem „guten Vater Kasimir" ihr Leid.

Unter solchen Umständen ist es nicht zu verwundern, daß die Nachwelt ihm bereitwillig den höchsten Ehrentitel, welchen sie verleihen kann, zugestand und er als „Kasimir der Große" in der Geschichte fortlebt. Aber auch die Zeitgenossen schon und seine gekrönten Brüder erwiesen ihm hohe Achtung und eben jene Festtage des Jahres 1363 waren ein Beweis davon.

Schon lange schwebten ärgerliche Händel zwischen dem klugen Kaiser Karl IV. aus dem Hause Luxemburg und dem Ungarkönig Ludwig I., welcher auch den Beinamen des „Großen", aber nicht ohne Widerspruch und wohl auch mit weniger Berechtigung wie Kasimir führt. Er verdankt ihn lediglich seinen kriegerischen Erfolgen, namentlich gegen die Türken; für sein Land aber und seine Cultur war seine Regierung bedeutungslos, die sich ganz auf das Magnatenthum stützte und mehr auf das Erobern als auf das Behaupten und Entwickeln bedacht war.

In dieser Neigung, die Machtgrenzen seines Hauses auszudehnen, mußte Ludwig von Ungarn nothwendig mit dem deutschen Kaiser in Conflicte kommen, dessen einziges Augenmerk ja auch nur die Ausbreitung der luxemburgischen Hausmacht war, und dessen treffendste Kritik darin liegt, daß er ein ebenso trefflicher König von Böhmen, als ein lässiger Kaiser von Deutschland war.

Wo solche Gegensätze der Interessen herrschen, da stellen sich bald auch Anlässe zu Reibungen und Häkeleien ein. Gebietsstreitigkeiten, Fehden der Grenzbewohner unter einander, Raubzüge der noch in ihren Reitergewohnheiten befangenen Magyaren, waren die Ursachen, daß die lange verborgen glimmende Unzufriedenheit endlich in helle Flammen ausbrach.

Zur Beilegung dieser Zwistigkeiten schickte Ludwig von Ungarn endlich 1361 eine Gesandtschaft an Karl IV., welche aber gar schlechte Aufnahme und

eine derbe Zurückweisung erfuhr. Zur Kenntniß der damaligen diplomatischen Formen ist es jedenfalls nicht uninteressant, daß Karl IV. in seine Antwort auf die Beschwerden der Ungarn auch allerlei hämische und ehrenrührige Bemerkungen über Elisabeth, die Mutter des Ungarkönigs, die eine Schwester Kasimir's des Großen war, einfließen ließ.

Wenn es nun auch nicht zu leugnen ist, daß die galanten Neigungen dieser Dame ziemlich anstößig waren, so loderte doch der Nationalstolz der Ungarn hoch auf und die Gesandtschaft begehrte Genugthuung. Diesem Verlangen schloß sich auch Ludwig an, nicht ohne Karl in dem bezüglichen Schreiben ganz subtil einen „Trunkenbold und viehischen Mann" zu nennen.

Doch der Luxemburger war ein bedächtiger Herrscher und mochte wohl denken, daß Worte viel billiger zu stehen kommen, als ein Krieg. Er jagte daher die Gesandtschaft fort, ließ dem ungarischen Könige auf seine Schmeicheleien antworten, „daß sich ja auch der Mond nicht darum kümmere, wenn ihn ein Hund anbelle"; im Uebrigen aber blieb es beim Alten und man neckte sich gegenseitig weidlich.

Schlauheit und Geschmeidigkeit aber mangelten Karl IV. im Nothfalle nie. Als sein Schwiegersohn, Herzog Rudolph IV. von Oesterreich, den wir mit dem Beinamen des „Stifters" hoch ehren, zu Preßburg ein enges Bündniß mit Ludwig und Kasimir schloß, dessen Spitze unzweifelhaft gegen das Haus Luxemburg gerichtet war, schlug er, mindestens äußerlich, eine andere Politik ein. Er suchte eine Annäherung an Kasimir, und da er zum dritten Male Witwer war, nahm er keinen Anstand als hochbetagter Mann um Elisabeth, Tochter des Herzogs Boguslaw V. von Stettin-Wolgast, eine nahe Verwandte Kasimir's, zu werben. Einem Kaiser gibt man nicht leicht einen Korb, und man kam überein, daß die Vermählungsfeierlichkeiten in Krakau abgehalten werden sollten, dieser festliche Anlaß aber auf Betreiben des Kaisers dazu benützt werde, um die zwischen ihm und dem Ungarkönig schwebenden Streitigkeiten durch einen Schiedsspruch des Königs Kasimir und des weisen Herzogs Bolko von Schweidnitz zu enden.

Durch diesen schlauen Schachzug hatte Karl IV., der wohl wissen mochte, daß trotz des Schiedsspruches Alles hübsch beim Alten bleiben werde, das Preßburger Bündniß für sich ungefährlich gemacht und thatsächlich gesprengt, und auch sein Eidam, Rudolph von Oesterreich, der zu seinen hartnäckigsten Gegnern gehörte, konnte nicht umhin, wohl der Gewalt der Thatsachen mehr Rechnung tragend, als dem Einfluß seiner schönen Gattin, Katharina, sich dem Schiedsspruch zu unterwerfen.

Zu so löblichem Beginnen fand sich also im Frühjahr 1361 eine glänzende Versammlung von Fürsten und Herren in Krakau ein, so daß es in der von Kasimir bedeutend vergrößerten Stadt bald an Platz für alle die Gäste mangelte.

Da war zuerst Kaiser Karl IV., der das, was ihm als Bräutigam an Jugend abging, durch sein zahlreiches Gefolge ersetzte, dann der König von Ungarn, Ludwig I., ein stattlicher und ritterlicher Herr, dessen kriegerische Begleitung in ihrer prunkvollen und fremdartigen Pracht wohl neben den polnischen Magnaten bestehen mochte.

Von gekrönten Häuptern hatte sich noch König Waldemar von Dänemark eingefunden und König Peter von Cypern, aus dem Hause der Lusignan, hatte auch nicht ermangelt, sich einzustellen. Er benützte diese Gelegenheit, um eine Kleinigkeit von den versammelten Fürsten zu verlangen: sie möchten ihn nämlich mit Waffengewalt wieder in sein wogenumrauschtes, blüthen- und sagenreiches Land einsetzen, das seiner überdrüssig geworden war.

Wahrhaftig, es gibt nichts Neues unter der Sonne, und so sehen wir denn schon vor fünf Jahrhunderten jene gefürchteten Congreß- und Conferenzgäste

spuken, die in den Vorzimmern der Berathungssäle und der Antecamera der Machthaber nach einer Gelegenheit lauern, einen Protest gegen ihre Entthronung anzubringen, und welche die Welt mit leichtem Herzen in Blut und Jammer stürzen würden, um wieder auf das, meist durch eigene Schuld verlorene Thrönchen klettern zu können.

Sogar der Papst, Innocenz VI., hatte einen eigenen Legaten, den geschäftskundigen Bischof Peter von Florenz, gesendet, der sich nicht wenig um Aufrechthaltung des Friedens bemühte, und die Fürsten namentlich auf die immer drohender werdende Türkengefahr verwies — ein Argument, dem sich besonders der König von Ungarn als Nächstbetheiligter nicht verschloß.

In jenen glücklichen Zeiten gab es so viele kleine „große Herren“, welche spurlos und ohne auch nur das geringste Andenken an ihr Thun und Wirken hinterlassen zu haben, im Wirbel der Zeiten verschwunden sind, daß man es billig erlassen wird, alle die Herzöge und Fürsten, Grafen und Herren aufzuzählen, die sich als Gäste am glänzenden Hofe Kasimir's des Großen einfanden.

Die Chronisten wissen gar viel über die Macht und Pracht der versammelten Fürsten zu berichten, und erwähnen es rühmend, daß Kasimir, bevor noch die Vermählung gefeiert und die Festlichkeiten begonnen wurden, als Schiedsrichter seines Amtes waltete und befahl, daß alle Parteien Frieden halten und bis zur endgiltigen Entscheidung ihrer Streitsachen gute Freunde sein sollten. Die Weisheit dieses Ausspruches ist nicht anzufechten, und da alle Betheiligten im Momente anderwärts mit Plänen und Hintergedanken beschäftigt waren, lebte man ihm auch nach.

Was den Kern der Streitigkeiten betraf, wurde deren Entscheidung einer späteren, in Brünn zusammentretenden Fürstenversammlung vorbehalten — ein Vorgang, der sich seitdem unzählige Male wiederholt hat. Denn auch die neuesten Congresse und Areopage (Richterversammlungen) haben sich weislich gehütet, alle vorliegenden Fragen kurz und endgiltig zu lösen, sondern vorsichtig einen Theil unerledigt gelassen, damit daran die Fäden der politischen Intrigue weitergesponnen, und im Bedarfsfalle in eine Verwirrung gebracht werden können, die nur durch eine Schere, oder ein minder harmloses, schneidendes Instrument zu lösen ist. Es liegt eine Art von Trost darin, zu sehen, daß diese weise Vorsicht den Diplomaten und Politikern aller Zeiten eigen war, und nicht blos eine neckische Eigenschaft jener ist, welche in unseren Tagen die nöthigen Mißverständnisse und Verwirrungen besorgen.

Nachdem so nothdürftig für Ruhe und Frieden gesorgt war, wurde das Beilager des Kaisers mit seiner jungen Gattin gefeiert, und eine Reihe von Festlichkeiten begann, von deren Glanz und Prunk uns die Chroniken viel zu erzählen wissen. König Kasimir ward nicht selten mit Salomo verglichen, und in der That scheint er nicht allein dessen Weisheit, sondern auch die Prachtliebe des Tempelerbauers besessen zu haben. Er wußte die schon im Niedergang befindliche höfische Ritterlichkeit des Westens trefflich mit der sarmatischen Prunkliebe seines Adels zu verschmelzen und bot so seinen Gästen die gewohnten Freuden und Genüsse in neuer und anreizender Form.

In die Ringelrennen und Stechturniere wurden nationale Waffenspiele eingeschoben, in welchen die Herren aus Ungarn und Polen ihre graziöse Meisterschaft im Reiten, ihre Fertigkeit im Werfen der Lanze und im Gebrauch der Streitärxte, die sie in die Luft wirbelten und sicher wieder auffingen, zeigen konnten.

Dadurch glichen sich die Vorzüge aus und alle nationalen Empfindlichkeiten wurden hintangehalten. Denn wenn auch mancher polnische Herr im Speerstechen von dem starken Arm eines Deutschen gar unsanft in den Sand geschleudert wurde, so verstanden es die massigen, pommerschen Hünengestalten und die schwerknochigen,



Der Fackeltanz bei der Vermählungsfeier am polnischen Hofe.

deutschen und böhmischen Männer aus des Kaisers Gefolge nicht, während des raschesten Pferdelaufes auf- und abzuspringen und mit nie fehlendem Arm die Lanze nach dem Ziel zu schleudern. Und fürchteten die Nachkommen Arpad's aus dem Gefolge des Ungarkönigs auch die wichtigen deutschen Hiebe im Kampf mit stumpfen Schwertern, so überraschten sie dagegen durch die Sicherheit, mit welcher sie vom pfeilschnell dahinsausenden Pferd aus ihre Bogen gebrauchten.

Nicht minder aber brachten die Gäste aus dem Westen und Süden auch in die anderen Festlichkeiten Abwechslung. Die schwerblütigeren deutschen Herren fanden viel Gefallen an den raschen, üppigen, von einer grell klingenden Musik von wildem Rhythmus (Klangmaß) begleiteten polnischen und ungarischen Tänzen, die von den beweglichen Magnaten mit so viel Feuer und Elasticität executirt wurden, und wenn am Schlusse der Mazurka die ritterlichen Polen vor ihren Tänzerinnen niederknieten, ihnen den winzigen Schuh vom Füßchen streiften und dieses kostbare Gefäß — von bereitstehenden Dienern rasch mit feurigem Malvasier oder süßem Cyperwein gefüllt — auf das Wohl der Huldinnen leerten (Bild Seite 105); da hätte manch solider deutscher Herr gern das Gleiche gethan, um einen Dankesblick aus diesen dunkel lodernden Augen zu erhalten.

Doch auch für ihre Art und Gewohnheit war am Hofe des gastlichen Polenkönigs gesorgt. Wenn Polen und Ungarn ruhten, da tönte in langsamem Takt die Musik der Zinkenisten und Paukenschläger von der Estrade und die „Carole" begann. Es war dies eine Art Polonaise, in der sich die Tänzer paarweise, in einem langen, schleifenden Schritt und in gar anmuthigen, verschlungenen Figuren durch den Saal bewegten. Nicht selten nahmen an diesem weniger anstrengenden Tanzvergnügen auch die fürstlichen und die älteren Herren theil und dann bewegte sich der Zug unter Vorantritt fackeltragender Pagen durch den Saal (hierzu das Bild) — eine Gepflogenheit, die sich bei großen Festen des preußischen Hofes als sogenannter „Fackeltanz" noch bis in unsere Tage erhalten hat.

Der Fackeltanz überhaupt stammt bereits aus dem vorchristlichen Alterthum. Es wurden nämlich Fackeln von den Alten bei Leichenbegängnissen selbst am Tage gebraucht (daher auch heute das Anzünden der Gasflammen auf dem Wege, den das Leichenbegängniß einer besonders gefeierten Persönlichkeit nimmt), sowie bei Hochzeiten. Unter Tanz und Fackelbeleuchtung wurden von Jünglingen und Jungfrauen einst jene altgriechischen Hochzeitslieder, die man Hymenäen nannte, und von welchen Ueberreste sich bis auf unsere Tage erhalten haben, gesungen. Die Römer bezeichneten den Begriff Hochzeit auch mit dem altgriechischen Worte taeda (Fackel) und in uralten Kirchenhymnen finden sich Strophen, die an jene antiken Gesänge nahe erinnern. Leicht wäre es möglich, daß die katholische Kirche, welche manche altitalische Sitte in ihrem Geiste verjüngte, auch diesen Gebrauch dem Alterthum entlehnt hat.

Auf Schiffen dienten die Fackeln zu Signalen, so auch bei den älteren Kriegen beim Beginnen eines Treffens. Als Attribut war die Fackel beigelegt der Ilithyia, Proserpina, Athene und dem Demetrius. Auch feierten die Griechen ein dreitägiges „Fackelfest", von den dabei brennenden Fackeln so genannt. Am ersten Tage erinnerte man sich der Geburt des Apollo und der Schmerzen der Lato; der zweite Tag war dem Andenken an die Geburt Glykon's gewidmet; der dritte dem an die Vermählung des Podalirios und der Mutter Alexander's. Ein anderes Fackelfest, Pyrson Heorte, wurde zu Argos der Hypermnestra zu Ehren gefeiert, welche allein unter den Danaiden ihren Bräutigam Lynkeus verschonte, der durch das Fenster entkam und verabredetermaßen ihr durch eine Fackel sein Entkommen verkündete.

Die Athener hielten einen Fackellauf, Lampadodromia, ein Wettrennen mit brennenden Wachsfackeln, die an den Schildern der Wettläufer auf

einem Lichtträger angebracht waren. Es kam darauf an, daß man am schnellsten lief und seine Fackel bis an's Ziel brennend erhielt. Diese Feuerläufe wurden nur an den Festen der Feuergötter, z. B. Hephästos, Prometheus u. s. w. gehalten. In Athen waren fünf eingeführt; zu Sokrates' Zeit wurde ein solcher Feuerlauf zu Pferde gemacht. Das Einüben und Aufführen des Feuerlaufs, Lampadarchia, war eine bedeutende Liturgie (Kirchendienst).

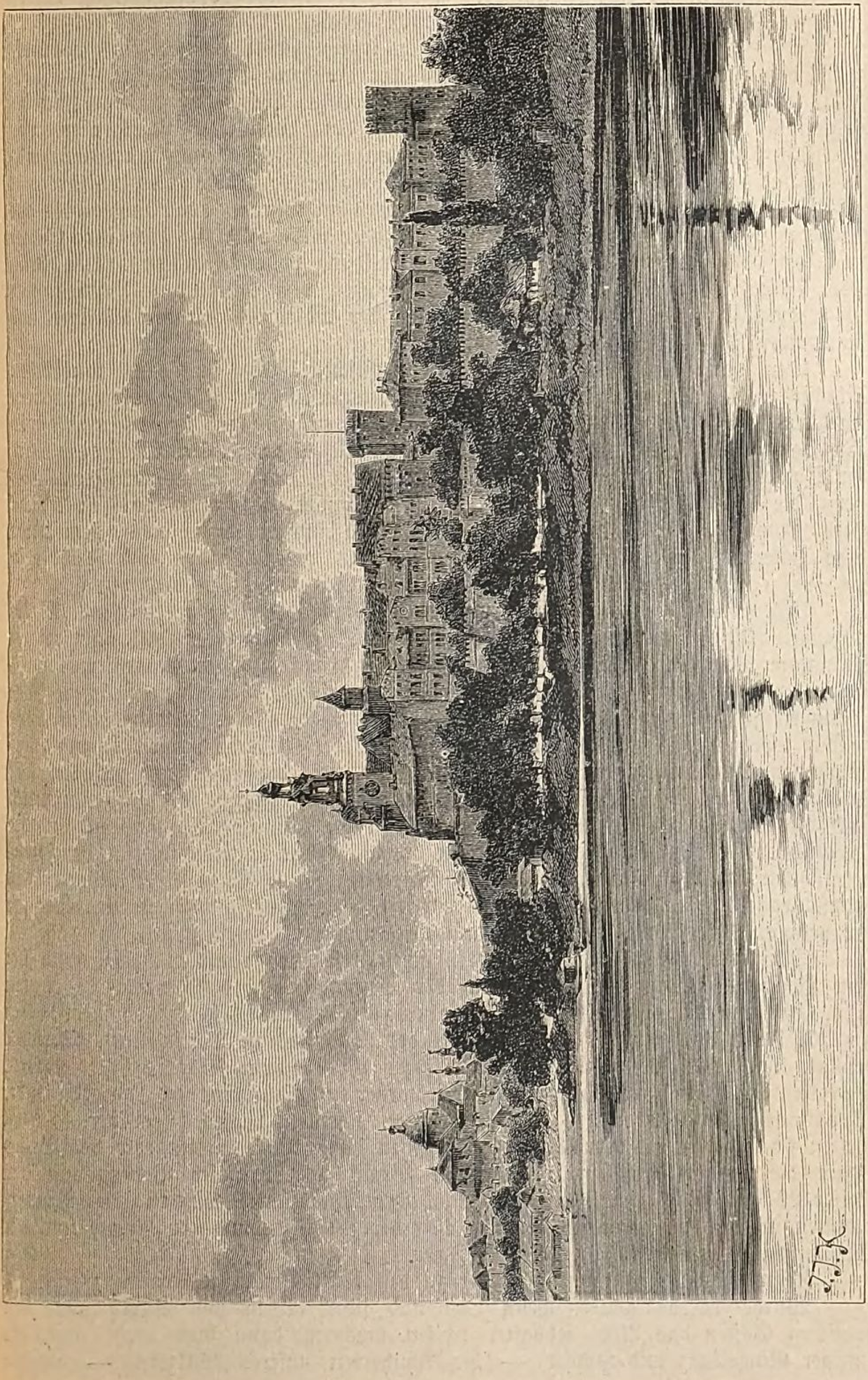
Jene Fackelfeste nun waren nicht selten auch mit Fackeltänzen gefeiert. Letztere waren auch an Konstantin's des Großen Hofe, dann an anderen Höfen bei hohen Vermählungen erhalten. Der Bräutigam ging unter einer alterthümlichen Musik von Trompeten und Pauken mit jeder Person von der fürstlichen Familie einige Male polonaisenartig im Saale herum und die Braut that dann ein Gleiches. Die Männer trugen hiebei eine Fackel in der Hand. Später ward dies eine Obliegenheit der aufwartenden Pagen oder des Kammerpersonals. In der alten christlichen Kirche deuteten Fackelzüge am heiligen Ostersonnabend an, daß auch in der tiefsten Trauer das Licht der Hoffnung und des Lebens nicht ganz erloschen sei.

Der Fackeltanz, womit, nach hergebrachter Sitte, die Vermählungsfeier der Prinzen und Prinzessinnen des deutschen Königshauses beschlossen wird, ist ein sehr altes, im preußischen Königshause unausgesetzt im Gebrauch gebliebenes Herkommen. Er wurde jedoch ehemals nicht am Vermählungstage, sondern an dem folgenden gehalten. Die Zahl der Tänze ist, nach altem Brauche, auf drei festgesetzt. Sie wurden von der Braut und dem Bräutigam mit den anwesenden Prinzen und Prinzessinnen des Hauses, auch anderen gegenwärtigen hohen Verwandten desselben aufgeführt und hatten einen so würdevollen Ernst, daß sie, nach alten Berichterstattern, mehr dem Namen als der Wirklichkeit nach Tänzen zu ähneln schienen. Dabei waren Vortänzer in Brauch, deren Zahl in der Regel zwölf war. Vornehme Generale, hohe Hof- und Staatsbeamte wurden zu dieser Ehre erkoren. In alter Zeit soll der Vortanz sogar eine Obliegenheit der Vasallen des Hauses gewesen sein, welche, wenn sie höheren Standes waren, nachher auch besonders tanzten, wobei dann der niedere Adel vortanzte.

Wir finden aber nicht an allen Orten dasselbe Herkommen. Im siebenzehnten Jahrhundert war er auch am weimar'schen Hofe üblich und Graf Franz Christoph Khevenhüller erwähnt in seinem berühmten Werke Annales Ferdinandei (1640) der Gebräuche, unter denen er bei der Vermählung seines Helden, des Königs Ferdinand, nachmaligen römischen Kaisers Ferdinand III., im Jahre 1631 begangen wurde.

„Zu Abend wurden 180 Stadtfrauen zur Tafel und Tanz eingeladen, welcher auf dem großen Saal, der mit Lichtern, herrlichen Tapezereien, und den kaiserlichen Thronen ausgezieret, als ein Paradies geschienen, gehalten worden. Den ersten Ehrentanz hat der König mit der Königin gethan 2c. Darauf haben die Erzherzogin Maria Anna in Mascara mit elf Damen, als wie zwölf Kaiserinnen vom Hause Oesterreich gekleidet, gefolgt; die haben zierlich und wohl getanzt und den Namen Maria auf unterschiedliche Weise in Figur und als sie sich wiederum an ihren Ort gestellt, ist die Erzherzogin Cäcilia Renata auch mit elf Damen, nicht weniger als die vorigen stattlich gekleidet, auf den Saal gekommen und ein Ballet getanzt und die Buchstaben des Namens Ferdinand gar deutlich repräsentirt."

In der Geschichte des preußischen Königshofes findet man den Tanz auch nicht in ganz gleichen Formen aufgeführt; doch scheinen die Vortänzer stets Herren, nie Damen gewesen zu sein. Die Königin Sophie von Preußen tanzte nach ihrer Trauung per procurationem (durch Stellvertretung) im Jahre 1706 den ersten Ehrentanz mit dem Kurprinzen von Hannover, als Bevollmächtigten



Die Wawelburg (Königsschloß) in Krakau. (Seite 123 und 142.)

des Kronprinzen, den zweiten mit dem Kurfürsten, den dritten mit Herzog Ernst August. Der Vortänzer wird hiebei gar nicht gedacht.

Die Zahl der letzteren scheint auch nicht immer zwölf gewesen, und vormals scheint den höchsten Militär-Würdenträgern der Residenz Berlin die Rolle zugetheilt gewesen zu sein, die jetzt den Ministern obliegt. Bei der unter der nächsten Regierung zu Berlin gefeierten Vermählung des damaligen Markgrafen von Brandenburg-Onolzbach tanzten im Fackeltanze die Feldmarschalle von Wartensleben und von Finkenstein, sechs Generallieutenants, sechs Generalmajore und zwei Obersten vor, wobei noch besonders gerühmt wurde, „daß ungeachtet das Alter der beiden Marschalle zusammen 160 Jahre ausmachte, sie doch ihre Gänge in anderthalb Stunden ohne anscheinende Ermüdung vollendet hätten". Die Prinzessin Braut tanzte mit dem Könige, den Prinzen des königlichen Hauses und den fremden Prinzen von Anhalt und Kassel, der Markgraf mit der Königin und sämmtlichen Prinzessinnen des Hauses.

Der vorletzte „Fackeltanz" am preußischen Hofe fand im königlichen Schlosse zu Berlin am 19. April 1873 bei Gelegenheit der Hochzeitsfeierlichkeiten zur Vermählung des Prinzen Albrecht von Preußen mit Prinzessin Maria von Sachsen-Altenburg statt. Hiezu waren auf Befehl des Kaisers Wilhelm durch den Oberceremonienmeister Grafen von Stillfried zwölf Staatsminister eingeladen, die dem Obersthofmarschall, Fürst und Altgraf zu Salm-Reifferscheid-Dyk, paarweise mit weißen Wachsfackeln folgten und zwar je nach dem Alter ihres Patentes, so daß die jüngsten vorangingen, von Kameke und Falk also den Zug eröffneten, und Graf von Roon und Bismarck ihn beschlossen.

Ueber diesen Fackeltanz hatte man sich vielfach den Kopf zerbrochen und die tanzenden Minister sich in einer theils sehr komischen, theils ihrer ganz unwürdigen Situation vorgestellt. Indeß hatte ein Bild, das mit völliger Porträttreue ausgeführt wurde (Seite 113 wiedergegeben), dazu beigetragen, diese falschen Vorstellungen zu beseitigen, da es den Fackeltanz so zeigt, wie er in Wirklichkeit ausgeführt worden ist, nämlich als einen höchst respectvoll ceremoniösen Umgang im langsamen Tempo: eine Andeutung alter Sitte, wie die sich daran anschließende Austheilung des Strumpfbandes durch die Oberhofmeisterin. Es wurden nämlich nach Beendigung des Umganges, und nachdem die Minister die Fackeln an die königlichen Leib- und Hofpagen übergeben hatten, welche letzteren sodann dem neuvermählten Paar zum Brautgemache vorantraten, einige Ellen grün-silber-rothen (altenburgische Hausfarben) Seidenbandes mit der Krone und dem Namenszuge der neuvermählten Prinzessin an die anwesenden Herren vertheilt.

Der letzte „Fackeltanz" am preußischen, respective deutschen Hofe, fand bei den Hochzeitsfeierlichkeiten gelegentlich der Vermählung des Prinzen Wilhelm (geb. 1859) mit Prinzessin Augusta Victoria zu Schleswig-Holstein (geb. 1858) am 27. Februar 1881, im weißen Saale des Schlosses zu Berlin statt. Derselbe erfolgte nach dem Souper um halb elf Uhr. Friedberg, Bötticher, Lucius, Puttkamer, Bitter, Maybach, der kurz vorher entlassene Eulenburg, Kameke, Stolberg und Schleinitz, von Patow 2c. schritten paarweise einher. Zuerst hielten sie mit dem neuvermählten Paare einen Umgang; dann forderte der Bräutigam die Kaiserin Augusta, hierauf die Braut mit graciöser Verbeugung den Kaiser Wilhelm I. zum Tanze auf. Nach dem Fackeltanze wurden die Neuvermählten in ihre Appartements geleitet. Mit der Zurücksendung der Krone und der Strumpfbands-Austheilung endete die Feier.

Kehren wir aber nunmehr wieder zu den Festlichkeiten in Krakau zurück.

Wurde es da später, wenn Lust und süßer Wein und Meth auch den deutschen Gästen das Blut lebhafter kreisen machten, dann kam wohl auch ein lustiger Ringeltanz und Hopser — die Ahnherren unseres Walzers — an die

Reihe, in welchen sich auch die Damen vom Hofe gern von den kräftigen Armen der deutschen Ritter herumschwenken ließen.

Fast durch ein halbes Jahr gab es solchergestalt eitel Lust und Freude und König Kasimir erwies sich als glänzender und freigebiger Gastherr.

„Wie groß bei diesen Festen die Fröhlichkeit, die Pracht, die Herrlichkeit und der Ueberfluß waren", berichtet unser schon mehr erwähnter gleichzeitiger Gewährsmann, „das läßt sich nicht beschreiben; nur das möge gesagt sein daß Jedermann mehr gegeben wurde, als sein Herz begehrte. Die Könige und Fürsten besprachen und befestigten untereinander die gegenseitige Freundschaft und den Frieden und kehrten, von Kasimir mit königlichen und sehr kostbaren Ehrengaben beschenkt, in ihre Heimat zurück."

Nun, wenn die Herren wirklich so löblichem Thun oblagen und „Freundschaft und Friede" festigten, so seien ihnen Festesfreude und Ehrengaben herzlich gegönnt. Nicht viele Herrscherzusammenkünfte verfolgen und erreichen dieselben schönen Zwecke, wenn sie auch unter dem gleichen Vorgeben stattfinden.

König Kasimir erfüllte nimmermüde die ihm durch die Gastfreundschaft auferlegten Pflichten und waltete vom frühen Morgen bis zur Mitternachtsstunde, wenn die Fiedeln schon rauh klangen und die Zinkenisten (Blasinstrumentisten) kaum mehr die Backen aufblasen konnten, seines Amtes. Hatte er doch den vornehmsten seiner Gäste sogar das stolze Königsschloß am Wawel ganz eingeräumt, das so gebietend auf die Stadt herabschaut. (Bild Seite 121.)

Erst unter ihm entstand es als Steinbau, nachdem wiederholte Feuersbrünste das früher nur aus Holz erbaute Schloß zerstört hatten. Es wird uns viel über diesen von deutschen Baumeistern ausgeführten Bau, über seine Ebenmäßigkeit und Pracht berichtet; aber durch Brände und die Stürme des Krieges verheert, bei Umbauten verändert und umgestaltet, ist wenig davon erhalten geblieben. Nur der über der Grodgasse emporsteigende Flügel mit dem kurza stolpa (Hühnerfuß) genannten Erker wird als ein Ueberrest des Kasimir'schen Schloßbaues von 1306 angesehen.

Wenn dann der letzte der fremden Gäste von Kämmerern und Pagen in seine Gemächer geleitet war und bei einem Becher würzigen Nachttrunkes behaglich an die Freuden des Abends zurückdachte, dann warf sich König Kasimir auf sein Roß und jagte, von wenigen Dienern begleitet, auf sein Lustschloß, das er sich in den üppigen Buchenwäldern von Lobzów erbaut hatte.

Die polnischen Adelsherren am Hofe aber flüsterten, es sei nicht blos der Mangel an Raum, der den König nach Lobzów treibe, sondern seine Sehnsucht nach der schönen Esther, seiner Geliebten, der er inniger anhänge, als den drei Gattinnen, die, eine nach der andern, ihm durch politische Erwägungen aufgezwungen wurden, und als den übrigen Damen, welchen der galante König schon gehuldigt hatte, da er ja auch als Weiberfreund kühn mit König Salomo in die Schranken treten konnte. Wie eine Schmach empfanden es die stolzen Herren der Schlachta (Edelmannschaft), daß eine gewöhnliche Judendirne den Platz einnahm, nach dem so viele der hochgeborenen Damen strebten und jede volksfreundliche Maßregel ward auf ihren Einfluß zurückgeführt.

Das Volk aber freute sich, daß dem König ein Kind aus seiner Mitte so nahe stehe, das mit Eifer und Muth die Sache der Menge gegen die Ansprüche einer herschsüchtigen Minderzahl führte, und man nannte das Judenmädchen nicht blos die „schöne", sondern auch die „kluge Esther", weil sie den König weise berathe.

Und noch heute ist das Andenken an diese Geliebte des Volkes so lebendig, daß sich ein förmlicher Sagenkreis um ihre Person gesponnen hat. Weil aber aus solchen im Volke entstandenen und durch das Volk fortgepflanzten Geschichten, wenn

man das phantastische Beiwerk abstreift, sich oft tiefe Einblicke in eine Zeit und ihre Zustände eröffnen, soll berichtet werden, was sich das Volk von der „schönen Esther“ erzählt. Es ist charakteristisch, daß die Sage des Judenmädchens als der rechtmäßigen Gattin Kasimir's gedenkt, obwohl sie dies nicht war und auch kaum sein konnte. Die Naivetät des Volkes stellt den Einfluß und das Wirken des Weibes so hoch, daß es ihm den Makel der unrechtmäßigen Verbindung erläßt und abstreift.

* * *

König Kasimir — so erzählt man die Geschichte der „Königin Esther“ noch heute bei Juden und Christen in Polen — war ein großer Jagdfreund und achtete keines Wetters und keiner Beschwerden, wenn er dem Waidwerk nachging. Nun war aber in jenen Zeiten die Jagd viel anstrengender und gefährlicher als heute, denn in den dichten Wäldern hausten der grimme Bär und der trotzige Auerochs, und die weiten Steppen wurden von Rudeln blutgieriger räuberischer Wölfe durchstreift.

Aber gerade diesen ging der König am liebsten zu Leibe und er verschmähte es, das friedliche Damwild zu hetzen oder die scheuen furchtsamen Häslein zu jagen. Denn ihn erbarmte sein Volk, dessen Heerden von den räuberischen Wölfen vernichtet, dessen Fluren von dem schweren Auerrind zerstampft, dessen Bienenkörbe von lüsternen Bären allnächtlich geplündert wurden, und er liebte dieses Volk so sehr, daß er sogar sein Vergnügen so einrichtete, wie es jenem zum Vortheil und Nutzen gereichen möge.

Also oblag auch der König einst in den unwirthlichen Wäldern um Chrzanow dem ritterlichen Waidwerk. Es war im Winter und ein bitter kalter Tag, an dem die Bäume vor Frost knarrten und krachten und alles Gethier sich in den Höhlen verkroch. Der König aber war unermüdlich auf der Wolfsfährte und als gegen Abend der Schnee in dichtem Wirbel herabfiel, fand er sich auf einmal allein, von seinen Gefährten getrennt, im dichten Walde.

Weder Weg noch Steg waren bald unter der weißen Schneedecke zu sehen und von fern her, aus der grauen Dämmerung, die sich hinter dem lustigen Flockentanze ausbreitete, ertönte das langgezogene heisere Geheul der hungerigen Wölfe, die jetzt auf Raub ausgingen.

Da dachte auch der König, daß es Zeit sei, ein schützendes Obdach zu suchen, wo er Labung und Erquickung finden könnte. Nach langem Umherirren traf er endlich eine Anzahl armseliger Hütten. Doch als er in die erste eintrat, sah er so offenbare Zeichen von Jammer und Elend, daß er weiterzuschreiten zögerte, um die Armen nicht zu belästigen. Aber es erging ihm bei der zweiten und dritten nicht besser, so daß ihm das Herz bei dem Gedanken wehthat, es gebe in seinem Reiche solche Armuth. Endlich fragte er ein verkümmert aussehendes junges Weib um die Ursache dieses Elends.

„Herr“, antwortete es mit einem Seufzer, „wir sind Juden. Und wir müssen dem Starost (wörtlich übersetzt „Aeltester“; Vorsteher, vom König eingesetzte Kriegshauptleute, eine im Königreich Polen häufig erblich gewesene Würde) Zins zahlen, für die Erlaubniß hier zu wohnen, und für jedes Kind, das hier geboren wird, legt er eine neue Abgabe auf. Dabei dürfen wir kein Feld haben und kein Gewerbe treiben, dürfen uns kein Gesinde halten und selbst nicht Knecht oder Magd werden. Darum müssen unsere Männer hinausziehen in die Welt, wie einst unsere Vorfahren, und sich mit kümmerlichem Handel ernähren. Und gar mancher kommt nicht mehr heim, weil ihn auf seinen beschwerlichen Wegen die wilden Thiere des Waldes fressen oder die herzlosen Menschen um seiner geringen Habe wegen erschlagen. Ist's doch nur ein Jude! sagen sie.“

Tief erschüttert hörte der König die Worte des Weibes, das auch schon lange mit Kummer des Gatten harrte und er gelobte sich, daß es diesen Leuten in seinen Landen besser gehen und sie auch des Lebens froh werden sollen, zu dem sie der allmächtige und allgütige Vater im Himmel in's Dasein gerufen habe.

Das gute Weib aber kannte, daß der König müde und hungrig war und wies ihn, da sie selbst nichts hatte, nach einer andern Hütte, wo der weise Jischa Melech ben David wohne, der geheimer Kunst mächtig sei und sie schon oft zu Nutz und Frommen Bedürftiger und Leidender angewendet habe.

Auch diese Hütte sah ärmlich aus und als der König eintrat, sank seine Hoffnung auf Ruhe und Labsal, denn nur die blanken Wände zeigten sich ihm und an einem groben Tisch saß auf einem Holzklotz ein alter ehrwürdiger Jude, beim Schein einer trüb flackernden Lampe in einem Buch voll chaldäischer und syrischer Zeichen lesend. Er erhob sich, richtete den scharfen Blick auf den eintretenden Gast und sagte dann ohne ein Zeichen der Ueberraschung:

„Der Herr der Welten und Zeiten segne Deinen Eintritt in das Haus Deines Dieners, o König!"

„Woher kennst Du mich? Wann hast Du mich gesehen?" rief der König erstaunt.

„Wem Gott die Gabe giebt zu sehen und zu hören, der sieht und höret auch ohne seine Augen und Ohren," entgegnete der Greis ernst und schlug seinen Folianten zu. „Wer aber blind und taub ist, dem nützet es nichts, wenn die Dinge vor seinen Augen stehen und die Worte vor seinen Ohren erklingen."

Noch hatte sich der König nicht gefaßt, als sich ein heller Feuerschein in dem Gemach verbreitete und eine behagliche Wärme ihn bestrahlte.

Man war in den Zeiten, wo man noch an keine so eleganten Zauberer wie Bosco, Döbler, Herrmann u. dergl. gewöhnt war, viel gefaßter und vertrug sogar Erscheinungen, die uns heute erschrecken und betroffen machen würden, ohne das „Ah!" auszustoßen, das den Kunststücken jener Herren vom gruselnden Parterre gespendet wird. König Kasimir that daher gar nicht verwundert, als sich plötzlich in dem leeren Gemach ein Kamin zeigte, in dem tüchtige Eichenklötze loderten und daneben ein Tisch stand mit leckeren Braten, weißem Weizenbrot und einer silbernen Kanne voll Wein.

Auf eine Einladung des alten Juden ließ sich Kasimir in einer Ecke nieder, wo die Wärme des Kamins seine durchkälteten Glieder bestrahlen konnte und er machte sich mit gutem Appetit über das Mahl her, obwohl er nicht wußte, ob eines Menschen Hand es bereitet hatte, oder ob es aus des Satans Küche stammte.

Während er aß und später, als er sich behaglich am Feuer dehnte und dem kräftigen Wein zusprach, führte er mit dem Greis, der ihn ehrfurchtsvoll bediente, allerlei Gespräche über göttliche und weltliche Dinge, über der Welt und der Zeiten Lauf, und der König erstaunte über die Reden des alten Juden, die von Frömmigkeit und Gelehrsamkeit, nicht minder aber auch von Weltklugheit und Erfahrung zeugten.

„Höre einmal, Jischa Melech," sagte der König, „Du hast wohl nicht immer in der Hütte zu Chrzanow gesessen? Woher hättest Du sonst Deine Weisheit und Weltkenntniß?"

„Du hast wahr gesprochen, großer König," entgegnete der Greis; „ich habe lange Jahre im Orient zugebracht, unter der Leitung der gelehrtesten Rabbi in Mauritanien (Land der Mauren) und Hispanien die heiligen Bücher studirt und vielerlei in der Welt gesehen und erlebt."

„Das will ich glauben," sagte der König, sinnend das ernste Antlitz des Juden betrachtend. „Wie magst Du Dich aber dann in diese Hütte einsperren, wo Dein Wissen nichts nützt?"

„Mein Wissen, wie Du es nanntest, o Herr," erwiderte der Greis lächelnd, „ist nicht mein Gut, sondern das Werk nur in der Hand Gottes und er kann es verwenden zu seiner Ehre und zum Nutzen seiner Geschöpfe, ob ich im Getümmel der Welt, oder in einsamer Hütte wohne. Willst Du Dich zur Ruhe legen, mächtiger König, nach den Anstrengungen der Jagd?"

Dabei wies Jischa nach einem weichen Lager, das sich plötzlich aus Polstern und kostbaren Decken vor dem Kamin aufgebaut hatte.

„Sage doch, Jischa," meinte der König bedächtig, „warum läßt Du Deine Glaubensgenossen da um Dich in ihrem Elend und Jammer? Ich will nicht fragen, woher Du Deine Macht und Zauberkraft hast, deren sichtbare Zeichen ich vor mir gewahre, aber warum wendest Du sie nicht zum Besten dieser Armen an, die Deines Stammes sind?"

„Du hältst mich für hart, König?" entgegnete der Greis. „Glaube mir, mein Wissen und meine schwache Kraft ist von Gott und ich möchte sie gern für mein Volk anwenden und wo ich dem Einzelnen helfen kann, da thue ich es gern! Merke wohl — dem Einzelnen! Denn es ziemt dem Menschen nicht, sich gegen den Willen Gottes zu erheben und seine Hand, die schwer auf unserem Volke ruht und es nun schon so lange mit eiserner Strenge durch das Thal der Thränen und der Prüfung führt, aufheben und hinwegziehen zu wollen."

„Und doch will ich es versuchen," rief rasch der König, „und in meinen Landen sollen die Juden sein und werden dürfen, was alle anderen Menschen sind!"

„Du hast ein edles Herz, o König! und ich danke Dir für mein Volk," sagte Jischa trüb lächelnd. „Aber auch Deine Macht ist zu gering gegen den Willen Gottes. — Ich sehe," fuhr er mit erhobener Stimme prophetisch fort, „noch eine lange Leidensstraße vor meinem Volk. Haß und Verachtung, Verfolgung und Druck wird sein Theil sein und blutige Denkmäler mit Zeichen des Mordes, Brandes und Raubes werden die Straße säumen, die es durch die Zeiten zu wandern hat. Man wird versuchen, es vom reinen und freien Menschenthum auszuschließen und es zum Bösen drängen und dann Fluch darüber rufen, weil es so ist, wie man es gemacht hat. Ueber all' diesen Jammer und Graus hinaus sehe ich aber auch eine Zeit, wo es besser sein wird und — diese laß uns erwarten, o König, im Vertrauen auf die Weisheit und Güte des großen Gottes!"

„Und Du meinst, es sei nicht möglich, das Nahen dieser Zeit ein wenig zu beschleunigen?" fragte der König ungeduldig.

„Wie doch der Wassertropfen, der vom Himmel fällt, wähnen mag, er bilde den Strom, treibe die Mühlen, trage die Schiffe und er allein vermöge den Abgrund des Meeres zu füllen?" entgegnete der alte Jude. „Und doch ist es nur der Herr, der den Wolkenschaaren gebietet, sie lenkt und leitet; der den Regen zur Erde strömen, die Quellen sprudeln läßt und nach seinem Willen alle die Wasser sammelt. Und ist die Macht und Herrschaft eines Königs, und sei er auch so mächtig und weise wie Du, dem Willen Gottes gegenüber mehr als ein Wassertropfen, der ebensowenig den Strom rascher fließen, das Meer stürmischer fluthen machen kann, als Du die Zeiten und den Gang der Dinge hemmen oder beschleunigen kannst?"

Damit war nun König Kasimir gar nicht einverstanden. Er fühlte in sich den Willen gerecht zu sein und alle seine Unterthanen zu beglücken, und da wollte er nicht zugeben, daß es Einflüsse geben könne, welche solchem löblichen Beginnen entgegen arbeiten, ja es in ihr Gegentheil verkehren könnten.

Er drang in den Juden, mit an den Hof zu kommen und ihm seinen Rath zu leihen, damit auch sein Volk sich des Lebens freuen könne und der allgemeinen Güter der Menschheit theilhaftig werde. Und er wußte so überzeugend zu sprechen, daß Jischa Melech ben David endlich nachgab und glaubte, jene goldene Zeit, die er fern erschaut, sei am Ende schon im Anbrechen und ganz nahe.

Nach einem erquickenden Schlaf und tüchtigen Morgenimbiß band König Kasimir dem weisen Juden nochmals auf, ja bald nach Krakau zu kommen, damit das große und schöne Werk begonnen werden könne. Fischa versprach es und nahm die reiche Gabe entgegen, die ihm Kasimir für die armen Bewohner der umliegenden Hütten übergab.

Unterdessen hatte sich das Gefolge des Königs zusammen gefunden und die ganze Gegend in großer Sorge durchstreift, da jeder fürchtete, zur Verantwortung gezogen zu werden, wenn dem König ein Unfall geschehen sei.

So kamen die Reiter, Jäger und Hornbläser eben zu den niederen Hütten der Juden von Chrzanow, als der König aus der Thüre trat. Freudige Zurufe und eine Jagdfanfare begrüßte ihn, denn jeder glaubte, um so lauter er schrie oder blies, um so eher würde seine Versäumniß von gestern vergessen werden. Auch heute noch soll es die Art der Höflinge sein, durch übertriebenen Eifer in gefahrlosen Zeiten zu ersetzen was sie in den Tagen der Gefahr zu wenig thaten.

Kasimir aber achtete des Spectakels nicht viel, sondern nahm herzlichen Abschied von dem alten Juden, der so stolz und ehrwürdig in seinem langen Kleid und mit dem weißen Bart aussah und doch dem Herrscher seine Ehrfurcht bewies. Noch als der König seinen Fuß in den Steigbügel setzte, sprach er zum Aergerniß der Edelleute mit dem Greis und winkte ihm beim Fortsprengen noch mit der Hand.

Es war dies um so verwunderlicher und ärgerlicher, als er, sobald die Hütten von Chrzanow dem Auge entschwanden, in tiefes Sinnen versank und den entschuldigenden glatten Reden seiner adeligen Begleiter gar keine Aufmerksamkeit schenkte. Vielleicht wußte er schon, was sie ihm sagen wollten und fand den Inhalt ihrer Reden weniger interessant, als jenen seiner Gedanken, was für alle die Hofherren ein klärlicher Beweis von der Undankbarkeit der Mächtigen der Erde war.

Seit dieser denkwürdigen Jagd zeigte sich eine völlige Umänderung in des Königs Wesen. Hatte er schon früher die Zügel der Herrschaft fest und kräftig geführt, so daß neben seinem Willen und dem allgemeinen Wohl nicht leicht die Willkür und Bedrückung aufkommen konnten, so hatte er jetzt seine Augen überall und mit starker Faust fuhr er darein, wo es noth that.

Und es that in vielen Punkten des weiten Reiches noth, denn von den Ufern der Netze und Memel, bis an jene des Dnieper, von der Nordsee bis zur Weichsel herrschten die Magnaten, groß und mächtig geworden in den kriegerischen Zeiten seiner Vorfahren, die von ihnen so sehr abhingen, daß die Palatine von Plock oder Sendomir, der Castellan von Grodeck oder auch der Erzbischof von Gnesen in ihren Gebieten schalteten, als gäbe es keinen König von Polen. Eiserner Druck lastete auf dem Volke, das erbarmungslos um die Früchte seiner Arbeit gebracht wurde, damit der Adel seinen zügellosen Neigungen folgen und dem gewohnten halbbarbarischen Luxus fröhnen könne.

Aber der König begnügte sich nicht damit, das begangene Unrecht gut zu machen und zu bestrafen, sondern unter dem weisen Rath Fischa's, der nach Krakau gekommen war und ein kleines Häuschen am Fuße des Schloßberges bewohnte, ging er auch daran, es in Zukunft zu verhüten. Nun reicht wohl auch des größten Königs Macht nicht bis in die Herzen der Menschen, wo die bösen Leidenschaften und Triebe schlummern, und er kann nicht verhindern, daß die Thaten der Finsterniß das schöne Tageslicht mißbrauchen; wohl aber liegt es in seiner Macht und es ist seine Pflicht, dafür zu sorgen, daß jede Uebelthat ihren gerechten Richter und die verdiente Strafe finde.

Um dies zu erreichen, ließ König Kasimir von weisen und erfahrenen Männern ein Gesetzbuch ausarbeiten, das in ganz Polen Geltung haben sollte und nach dem die von ihm bestellten Richter Recht sprechen sollten ohne Ansehen der Person, weß Standes oder Religion auch der Schuldige sein mochte.

Freilich erhoben da die Herren und Adeligen, die gewohnt waren in jedem Landstrich ein ganz eigenes besonderes Recht nach ihrem Belieben zu beugen und zu drehen, ein gewaltiges Geschrei, und wehklagten, daß der König ihre angestammten Rechte, die wohl besser Vorrechte genannt wurden, umstoßen und die alten Gewohnheiten des Landes schnöde brechen wollte und sie drohten mit Aufruhr und Unbotmäßigkeit.

Kasimir aber ließ sie zusammenrufen, und die nicht gutwillig kamen, ließ er durch Krieger holen. Und als sie Alle beisammen im Thronsaale am Krakauerschloß und ihre Klagen gegen das neue Gesetzbuch vorgebracht hatten, da sprach er:

„Ein und dasselbe Volk darf unter Einem Fürsten nicht vielerlei Rechte haben, so daß Dieser und Jener glaube, für ihn sei recht, was dem Andern ver-



Das Bild im Zauberspiegel. (Seite 132.)

boten ist. Denn ein solches Recht wäre öfter ein Unrecht und es gliche dem Scheusal, das mehrere Köpfe hat, deren gierige Rachen nur Drachenzähne zeigen. Einem geordneten Reiche ziemt es, daß nach dem gleichen Recht, ob es in dieser oder jener Provinz sei, gerichtet wird."

Man kannte den König und wußte, daß es ihm Ernst sei und so mußte man sich unterwerfen, ob auch Grimm und Groll im Herzen tobte.

Weiters sah Kasimir aber auch ein — und er entnahm es aus dem Beispiel anderer Länder, — daß eines Reiches Macht und Wohlfahrt nicht von den Magnaten abhänge, die ihre Knechte für sich arbeiten, ihre Söldner für sich fechten ließen, selbst aber nur Kurzweil trieben. Darum wirkte er dahin, daß sich Bürger und Bauern zu Gemeinwesen zusammenschlossen; er berief geschickte deutsche Handwerker und Künstler und gründete Städte, in welchen Jeder unter seinem Schutze

so viel war und galt, als es seinem Fleiß und Vermögen zukam. — Wo sich solche Gemeinden bildeten, da verlieh er ihnen Stadtrechte nach deutschem Muster; sie durften sich ihre Schultheiße (Richter in bürgerlichen Sachen, „der die Schuldigkeit heischt") selbst wählen und waren von den polnischen Beamten unabhängig, Niemand verantwortlich als ihm selbst. Solcher Schutz zog aber nicht nur betriebsame Ansiedler aus fremden Landen an, sondern auch die eigenen Landeskinder suchten um Aufnahme an oder bildeten solche Gemeinden, weil sie darin besser und gesicherter lebten. So blühte das Reich in Wohlstand und Ansehen, wie es nie vorher der Fall gewesen und — leider! auch nach des guten Königs Kasimir Zeiten nicht mehr wieder der Fall war.

Reichthum und Wohlleben, die bisher nur auf den Schlössern und Castellen



König Kasimirs Ausritt auf Brautwerbung. (Seite 132.)

der Magnaten heimisch gewesen waren, zogen nun auch in die Häuser der Bürger ein. Ja, wie sich mit der besseren Lage gern auch der Luxus und Uebermuth einstellt, so geschah es auch damals, und namentlich die Bürger von Krakau übernahmen sich so sehr, daß des Königs Mißfallen erregt wurde und er für nöthig hielt, den übergroßen Aufwand einzuschränken. Wie hoch derselbe gestiegen war, mag man aus einer von Kasimir erlassenen Stadtordnung für Krakau ermessen, in welcher er den Bürgern verbot, mehr als acht Hausnarren zu ihrer Kurzweil zu halten, und ihren Frauen mit einem größeren Gefolge von Dienstleuten als zwanzig Personen das Bad zu besuchen.

Und der Bäderbesuch war von jeher in Polen ein ungemein lebhafter, wie denn auch die Sitte, Schwitzbäder zu gebrauchen, eine allen Slaven eigenthümliche, von ihnen besonders geübte ist. Schon Nestor (geb. 1056, gest. 1116), der älteste

Geschichtsschreiber der Russen, schreibt in seiner Legende des heiligen Andreas: „Als er (Andreas) den Dnieper aufwärts ging, kam er in das Land der Slaven, in welchem Nowogrod liegt. Dort lernte er ihre Sitten kennen und sah wie sie sich in Bädern wuschen, mit Ruthen peitschten und war darüber verwundert; sah Badestuben aus Holz gezimmert und darin Oefen aus Stein, welche stark geheizt wurden. Dort zogen sich die Leute ganz nackt aus, begossen sich mit Wasser und peitschten sich mit Ruthen dermaßen, daß man fürchten mußte, ob sie mit dem Leben davon kommen. Wenn sie heraustraten, begossen sie sich mit kaltem Wasser, welches sie von Neuem belebte, und so machen sie es täglich."

Martin Gallus schreibt von Boleslaus I. Chrobri (der Kühne) oder Tragbier (der Biertrinker), der Große, König von Polen (geb. 967, regierte 992 bis 1025), daß er oft Bäder gebrauchte, und wenn er einen edlen, verirrten Jüngling bessern, dabei doch für die begangenen Fehler züchtigen wollte, so nahm er ihn in's Bad, in welchem er ihn eigenhändig mit der Ruthe schlug, ihm Lehren gab und zuletzt, mit einem neuen Kleide angethan, nach Hause schickte. Von daher stammt die Redensart „Jemand ein Bad bereiten", welche heute in der schärferen Bedeutung eines zugefügten Ungemaches oder einer ausgiebigen Züchtigung genommen wird. Es hat also dieses auch in der Schweiz angewendete Sprichwort, wo es von der bekannten Erzählung: „Wie der Voigt von Wolfenschieß von der Gattin Konrad Baumgarten's verlangt, sie möchte mit ihm in's Bad sitzen", abgeleitet wird, einen viel älteren und in einer Sitte slavischer Völker fußenden Entstehungsgrund. Ebenso sagt man noch heute in Polen: „Jemand nach dem Bade das Badetuch geben", daß heißt, Jemand nach geschehener Züchtigung liebkosen.

Man erzählt ferner von dem gottesfürchtigen Könige Boleslaus I. nachstehenden bemerkenswerthen Zug, der mit dem Spruche „Einem ein Bad bereiten" in Verbindung steht. Seine Gemahlin war eine fromme und edle Frau. Mehrere Edle, die zum Tode verurtheilt worden, rettete sie aus den Händen des Henkers und erhielt sie am Leben. Einst, während einer Unterredung mit ihrem Gatten, fiel das Gespräch auf diese Unglücklichen. Boleslaus, der nur durch die gebieterischen Umstände genöthigt gewesen, das Todesurtheil auszusprechen, bedauerte es, daß sie ein solches Los getroffen habe. Die Königin voll Sanftmuth und sich betrübt stellend über das Unglück der Verurtheilten, streichelte dem Könige die Wangen und sagte: „Wäre es Dir angenehm, wenn irgend ein Heiliger die Unglücklichen zum Leben erweckte?" Der König erwiderte darauf: „Es ist nichts so Kostbares, das ich demjenigen reichen wollte, der sie Alle zurück in's Leben brächte und die Angehörigen von dieser entehrenden Schmach befreite."

Kaum hatte dies die edle Fürstin vernommen, als sie dem Könige zu Füßen fiel und die in ihrem frommen Sinne begangene List eingestehend, ihn um Verzeihung bat. Der König, gerührt durch den hohen Sinn seiner Gemahlin, schloß sie in seine Arme und hob sie auf. Sogleich schickte er um die Geretteten. Diese wurden zuerst vor die Königin geführt, welche sie mit zarten Worten ermahnte, dann wurden sie Alle in das königliche Bad beschieden, wo Boleslaus zugleich mit ihnen, wie ein Vater mit seinen Söhnen sich badend, sie ermahnte, an ihre edle Abstammung erinnerte, indem er sprach, „es zieme Männern so edler Geburt nie, solche Verbrechen zu begehen." Die in den Jahren Vorgerückteren züchtigte er nur mit Worten, die Jüngeren außerdem mit der Ruthe. Zuletzt ließ er ihnen neue Gewänder reichen, worauf sie frei nach Hause zurückkehren konnten.

Dieser vorbeschriebene Gebrauch der Bäder war nicht blos beim königlichen Hofe, sondern auch beim Volke üblich. Stephan Bathory, König von Polen und Fürst von Siebenbürgen (geb. 1533, gest. 1586) und der Schwede Sigismund III. König von Polen (geb. 1572, gest. 1632), nicht daran gewöhnt, wollten sich der-

selben nicht bedienen und so kam die Gewohnheit bei Hofe ab, indeß sie sich unter dem Volke forterhielt. Beinahe jede größere Stadt besaß ein Schwitzbad, in seinen Einrichtungen ganz denen der Gegenwart ähnlich; dessen Dasein galt beinahe allgemein als Nothwendigkeit. Doch andere Zeiten brachten auch andere Sitten, die Schwitzbäder wurden vernachlässigt, nur in Rußland haben sie sich von ihrem Anbeginne bis zur Gegenwart erhalten. Endlich zum Wohle der Menschheit gerieth man auf die Idee, diese alte, bereits vergessene Einrichtung wieder in's Leben zu rufen und seit kaum fünf Jahrzehnten verbreiteten sich die Schwitzbäder allenthalben so, daß bald jede bedeutende Stadt Europas im Besitze eines solchen sich befinden dürfte. Das Sprichwort: Einem ein Bad bereiten, hat sich aber auch in jenen Zeiten fortgepflanzt, als diese Art Bäder selbst nicht mehr im Gebrauche war.

Was nun wieder König Kasimir den Großen anlangt, so suchte derselbe nicht blos den Wohlstand zu heben, sondern auch die Bildung und das Wissen seines Volkes; von dem er nichts sehnlicher wünschte, als daß es in Wahrheit und Wirklichkeit den friedlichen Weltkampf mit seinen westlichen und südlichen Nachbarn aufnehmen könne. Er errichtete Schulen im ganzen Lande; in dem auf einer Insel der Weichsel bei Krakau gelegenen Dorfe Bawoł (der heutigen nach ihm benannten Vorstadt Kasimirž) gründete er eine hohe Schule nach dem Muster jener von Prag, berief gelehrte Männer aus dem In- und Auslande als Lehrer und bestimmte, daß Jedermann ohne Unterschied des Ranges, der Nation oder des Glaubens sie besuchen könne.

In Krakau setzte er das oberste Gericht des Reiches ein, verstärkte die Befestigungen und erbaute an Stelle der von Boleslaus V. beigenannt Wstydliwy (der Schamhafte oder Keusche, weil er, obwohl seit 1237 mit Kunigunde, Tochter Bela's von Ungarn, vermählt, aus Bigotterie die Ehe nie vollzog) aus Holz errichteten Sukiennice (Tuchhalle), einen großen, als Kaufhof für Handel und Verkehr wichtigen Bau, ganz neu und prächtig aus Stein.

Natürlich schuf der König alle diese wohlthätigen Einrichtungen nicht in einer kurzen Spanne Zeit, denn wer für ein ganzes Volk das Obdach baut, muß sorgsam das Fundament legen und gar bedächtig Stein an Stein fügen. Auch gab es, wie wir gesehen haben, manchen Widerstand zu brechen, allerlei blutige Kämpfe mit den Tartaren waren auszufechten, kurz des Königs Thatkraft und Eifer waren stets in Anspruch genommen.

Seine liebste Erholung fand er im Umgang mit dem alten Juden Jischa Melech ben David, dessen weisen Rath er gern in schwierigen Dingen einholte, und der dem König durch seine Erzählungen und Zauberspiele manche Stunde nach den schweren Sorgen der Regierung versüßte.

Fast Niemand als der König kam in das kleine Haus, das der „Prophet von Chrzanow", wie das Volk den alten Juden nannte, bewohnte. Darum erzählte man sich auch ganz wunderbare Dinge davon, wie man denn überhaupt Jischa ein zwischen Achtung und Furcht schwankendes Gefühl bezeigte.

So klein auch das Haus von außen aussehe, so berichtete man sich, so große und ausgedehnte Räume berge es wunderbarer Weise im Inneren. Die Wände und Mauern seien aus funkelndem Krystall, so daß man auch in der finstersten Nacht keines Lichtes bedürfe und doch Sonnenhelle herrsche. Beispiellos sei die Pracht der Ausschmückung, kostbar, wie sie noch kein Königspalast gehabt hatte. Das Wunderbarste aber sei ein Saal, dessen Kuppel, Säulen und Wände, ja auch der Boden, aus den edelsten Steinen bestehe, über welche kunstreiches Gitterwerk von goldenen Blumen und Blättern sich schlinge. Doch alle diese Pracht verschwinde vor dem Glanze des in diesem Wundersaal aufgestellten Zauberspiegels, der dreißig Ellen hoch und fünfzehn Ellen breit, Vergangenheit und Zukunft und die wunderbarsten Figuren und Dinge zeige.

In diesen Spiegel zu schauen, war das größte Vergnügen des Königs, das ihm aber Fischa Melech nur selten gestattete, da es, wie er sagte, nicht immer Glück bringe.

König Kasimir war wohl anderer Ansicht, und als er sich einst allein vor dem Spiegel befand, konnte er der Versuchung nicht widerstehen, den Vorhang zurückzuschlagen.

Da — blickte ihm von der strahlenden Fläche, umflossen von rosenrothen Wölkchen, ein Frauenbild von überirdischer Schönheit entgegen. Nicht allein die körperlichen Reize, die Regelmäßigkeit des Antlitzes und die königliche Haltung waren es, die dasselbe so unwiderstehlich machten, sondern der Ausdruck hoher Tugend und Weisheit, die aus der Erscheinung sprachen. Berauscht sank König Kasimir, der ein großer Verehrer und Kenner weiblicher Schönheit war, vor dem höheren Götterbild in die Knie. (Bild Seite 128.)

Es mag hier erwähnt werden dürfen, daß schon in ältesten Zeiten türkische Gaukler mittels Spiegeln, die dergestalt angebracht waren, daß Niemand den Ort ihrer Aufstellung errieth, Menschen und Thiere vor den Augen des Zuschauers an die Wand oder wieder in einen Spiegel zu werfen vermochten, so daß ein solcher Gegenstand nahe gerückt erschien, während er sich in einem entfernteren Gemache befand. Fischa Melech mochte solche Kunst wohl im Orient erlernt haben.

Nichtsdestoweniger erschrak er, als er bei seiner Rückkehr den König auf den Knien vor dem Zauberbilde fand.

„Fischa, mein Freund!" rief Kasimir aufspringend. „Wenn Du mich liebst, so beantworte mir nur eine Frage: Lebt dieses herrliche Weib?"

„Es lebt!" entgegnete nach einer Pause mit sichtlichem Widerwillen der „Prophet von Chrzanow".

„Und wer ist sie? Wer ist sie, damit ich ihr meine Liebe, mein Reich und meine Krone zu Füßen legen kann?"

„Es ist ein armes Mädchen unseres Volkes," sagte mit ernster Mahnung Fischa.

„Und Du glaubst, daß ich sie deshalb nicht zu meinem Weib machen werde? — Wem die Gnade des Himmels solche Schönheit verliehen und so sichtbarlich den Stempel aller Tugenden aufgedrückt hat, für den ist auch der stolzeste Thron nicht mehr als der gebührende Platz."

Erst nach langem Widerstreben und nachdem der König versprochen hatte, die schöne Jüdin wirklich zu ehelichen, verrieth Fischa Melech, daß sie Esther heiße und in einer jener Hütten wohne, die einst des Königs Mitleid in Chrzanow erregt hatten.

Am nächsten Tage schon sendete König Kasimir einen seiner Vertrauten nach Chrzanow, um die Hand der schönen Esther zu werben, als wäre sie eine Prinzessin aus edelstem Geblüte. Seine Ungeduld war aber so groß, daß er die Rückkunft des Boten nicht abwartete, sondern ihm wenige Tage später, mit großem Gefolge und der ganzen Pracht seiner Hofhaltung folgte. (Bild Seite 129.)

Da zerbrachen sich die Magnaten (Mächtigen) und Kämmerer, die Edeldamen und Hoffräulein, nicht minder auch die Pagen und Zofen die Köpfe und Köpfchen, was wohl der Zweck dieser mit so viel Pracht und Aufwand unternommenen Reise sei. Und während die einen meinten, der König wolle den mächtigen Palatin (Pfalzgraf, Vicekönig) von Sendomir durch einen Besuch ehren, munkelten die Anderen, des Königs Herz ziehe ihn nach dem Schloß von Halicz, dessen Castellanin sein Wohlgefallen erregt habe. Und selbstverständlich fingen die Vertreter der ersteren Ansicht alsogleich an, über des Palatins Stolz und Hochmuth zu lästern, während Jene, die zur zweiten Meinung neigten, des Königs

Geschmack belächelten, denn es sei ja bekannt, daß die Gattin des Castellans von Halicz grünliche Augen und Zahnlücken habe und auch sonst gegen sie allerhand einzuwenden sei.

„Da gäbe es doch noch andere Leute, welchen der König einen Besuch machen könnte", sagten die Magnaten, und jeder meinte sich selbst.

„Nun, wenn der König es schon gar nicht ohne Liebste aushalten kann, hätte er eine bessere Wahl treffen können!" zischelten die tugendsamen Damen und auch hier dachte jede an sich selbst.

Doch die Reise ging nicht nach Sendomir und auch nicht nach Halicz, sondern in das Mokom Jehudim (Judenviertel) von Chrzanow. Da bildete der glänzende Hofstaat mit den Cavalieren in pelzverbrämten Mänteln, starrend in juwelenbesetzten Waffen, und den Damen in den langen Schleppkleidern aus Sammt und Seide mit kostbarem Kopfputz aus Federn und klirrend von goldenen Kettlein und Geschmeide, einen großen Halbkreis, aus dessen Mitte König Kasimir im königlichen Gewande mit stolzem Anstande und funkelnden Augen gegen eine niedere strohbedeckte Hütte schritt.

Noch hatte er sie nicht erreicht, als sich die Thüre öffnete und an der Hand des abgesendeten Cavaliers trat ein Mädchen an die Schwelle, dessen Anmuth und Liebreiz die ärmliche Umgebung wie mit einem Zauberschein übergoß.

Geblendet starrten die Männer nach der herrlichen Erscheinung, die so tiefen Eindruck machte, daß auch die Damen vom Hofe vergaßen, gleich im ersten Momente grün und gelb vor Neid zu werden, was sie jedoch, sobald sie zur Besinnung kamen, reichlich einbrachten.

Auch König Kasimir blieb wie erstarrt stehen, als ihm die holde Erscheinung aus dem Zauberspiegel zum ersten Male körperlich entgegenschritt.

„Holde Jungfrau," fragte er mit ritterlichem Anstand näher tretend, „willigst Du ein, meine Hand anzunehmen, meine Krone und meine Würde mit mir zu theilen, die nur eine geringe Beigabe zu Deinem Liebreiz und Deinen Tugenden sein werden?"

„Ich bin Deine Magd, o Herr! die Du erhöhest durch Deine Gnade, und deren Leben und Treue ja ohnehin Dir gehört!" antwortete Esther züchtig und bescheiden.

Entzückt zog der König ihre Hand an seine Lippen und stellte sie dem versammelten Hofstaat als seine Braut und die zukünftige Königin vor. Und die Trompeter bliesen Tusch auf Tusch, die Pauken wirbelten, die Menschen schrien und die Pferde wieherten. Kurz es ward aller jener Spectakel gemacht, wie er noch heute als unerläßliche Beigabe solcher Feierlichkeiten gilt. Und zum Glück waren in diesem Falle die Bemühungen der übrigen Mitwirkenden so erfolgreich, und namentlich die Herren jubelten, gewonnen vom Liebreiz Esther's, so kräftig, daß die gegentheiligen Aeußerungen der Damen vom Tumult verschlungen wurden.

In Chrzanow war für den Hofstaat keine Unterkunft und so campirten der König und sein ganzes Gefolge unter Zelten, denn man blieb acht Tage dort. Kasimir wollte den Ort ehren, der Polen seine schöne Königin gab und eine ganze Woche drehte sich der Mückenschwarm des Hoflebens um das kleine unscheinbare Häuschen, in dem die schöne Esther wohnte.

Abend für Abend bliesen des Königs Spielleute auf der großen Wiese und die Einwohner von Chrzanow und der Umgegend drehten sich in lustigen Reigen mit den Herren und Damen vom Hofe um die Wette, die zwar die Näschen rümpften, trotzdem aber alle Lustbarkeiten mitmachten. Mächtige Stückfässer voll süßem Ungarwein, große Kufen voll Meth, Wisznіak und Maliniak (methartige Getränke aus Weichseln und Kirschen) wurden vom überglücklichen König gespendet und an offenen Feuern brieten und sotten die leckersten Braten, so daß gar Viele

bedauerten, nicht die schätzbare Gabe zu haben, sich für mindestens ein Jahr voressen und vortrinken zu können.

Das eigentliche Beilager sollte erst zu Krakau stattfinden, wohin der König vorauseilte, um alle Vorbereitungen auf das Glänzendste zu treffen, während seine holde Braut mit glänzendem Gefolge in kleinen Tagreisen nachkam.

Schon jetzt, als sich der erste Eindruck abgeschwächt hatte, nahmen auch die Herren Anstoß an der Wahl des Königs und sie meinten, es sei eigentlich eine Schmach für den ganzen Adel, daß der König statt einem so mächtigen und wackeren Magnaten, wie dem Palatin von Sendomir, einen Besuch zu machen, eine Judendirne gefreit habe. Die Damen aber, die gar nicht begreifen konnten, was man an Esther finde, und den Herren ihren anfänglichen Enthusiasmus nicht wenig übel nahmen, sagten, es sei eine Schande, daß Kasimir den Eindruck, welchen eine so ausgezeichnete und tadellose Schönheit, wie jene der Castellanin von Halicz verdientermaßen auf ihn gemacht, so bald wegen einer obscuren Jüdin vergessen habe, deren Schönheit eben so zweifelhaft wie ihre übrigen Eigenschaften sei.

In Krakau waren indessen Anstalten getroffen worden, wie selbst bei den zwei vorausgegangenen Vermählungen des Königs nicht, wo er doch Prinzessinen von Geblüt heimgeführt hatte. Diese glänzenden Zurüstungen waren aber nicht allein auf des Königs Betreiben gemacht worden, sondern das ganze Volk nahm daran theil. Abgesehen von den Juden, die den meisten Anlaß zu Jubel und Freude hatten, weil ein Mädchen ihres Stammes den Thron und die Krone theilen sollte, waren alle Bürger im ganzen Reiche darauf stolz, daß sich der König mitten aus dem Volke eine Lebensgefährtin gewählt hatte, von welcher er, wie sein leuchtendes Auge und seine selige Miene zeigten, jenes Glück erwartete, das ihm, wie man später wissen wollte, seine ebenbürtigen drei Gattinen (Anna Prinzessin von Litthauen; Adelheid Landgräfin von Hessen; Hedwig Prinzessin von Glogau) nicht gewährt hatten.

Aus allen Theilen des Reiches strömten die Leute zusammen und es gab so ein Gedränge in Krakau, daß alle Schänken und Tavernen bis unter das Dach gefüllt waren und am Kleparz (einer gleichfalls von Kasimir gegründeten, heute in Krakau einverleibten Stadt) große Lager für die Zuzügler aufgeschlagen werden mußten.

Auf milchweißem Zelter im bräutlichen Schmuck hielt „Schön-Esther" ihren Einzug in die alte Krönungsstadt. An dem Stadtthor vor der langen beim Schlosse endigenden Grodstraße wurde sie vom Schultheiß und den Räthen der Stadt begrüßt, denen sie in bescheidenen und weisen Worten für ihre Wünsche dankte und betonte, wie es sie freue künftig in einer Stadt zu wohnen, in welcher Fleiß und Betriebsamkeit so heimisch seien, wie in Krakau.

Solche kluge Worte gefielen den bedächtigen deutschen Kaufherren und Handwerkern, die damals und noch lange später bis zu Krakau's Verfall die Oberhand hatten und aus den aufgestellten Zünften ward sie mit jubelnden Zurufen begrüßt. Holde Kindlein schritten vor dem Zelter einher und streuten kostbare und duftende Blumen so dicht, daß das edle Roß bis zu den Fesseln darin ging; — kurz, es war ein wahrer Triumphzug, welchen das schöne Judenmädchen aus Chrzanow, die Königsbraut, hielt.

Im Volke dachte übriges fast Niemand daran, daß sie eine Jüdin sei. Man freute sich ihrer Schönheit und Züchtigkeit als rein menschlicher Eigenschaften, die an keinen Stand und kein Glaubensbekenntniß gebunden sind — woraus klärlich zu sehen, daß unsere Erzählung weit zurück liegt und gar nicht in unsere Zeit paßt, die es so herrlich weit gebracht in Aufklärung und „positivem Christenthum".

Vor dem Hauptbau des Schlosses am Wawel sollte die Trauung stattfinden — im Freien und im Angesichte des Volkes, dem ja die Braut entstammte. Da war

mit unerhörter Pracht auf einer Estrade ein Altar aufgestellt worden, vor dem tausende von Kerzen flammten. Zu den beiden Seiten des Altars aber standen die Bischöfe und Prälaten des Polenreiches, an ihrer Spitze der Primas des Reiches und Erzbischof von Gnesen, alle mit Inful und Mitra, ordentlich starrend in ihren schweren goldgestickten Ornaten; ihnen gegenüber, einem anderen Cultus, aber dem gleichen allmächtigen Gott dienend, waren die angesehensten Rabbi aus dem ganzen Polenreiche aufgestellt, in langen schwarzen Talaren und wallenden weißen Betmänteln.

Da nahten von verschiedenen Seiten Braut und Bräutigam — „Schön-Esther" in reichem Schmuck, mit einer von den stolzesten Gräfinnen getragenen Schleppe — König Kasimir in einfachem kriegerischen Gewande, als wollte er andeuten, daß er den Vorzügen seiner Braut gegenüber nicht seine Würde und Macht, sondern nur sich und seinen Werth als Mann geltend machen wolle.

Da — als die Neuvermählten unter Assistenz des Primas Stanislaus Lewkowski und des uralten ehrwürdigen Großrabbi Gamoliet die Ringe wechselten, erhoben die Anwesenden ein Freudengeschrei, daß die rauschende Festmusik übertönt wurde; ja, wie die Ueberlieferung schalkhaft berichtet, machten die Juden ihrer Freude so laut und anhaltend Luft, daß die zahlreichen Glocken auf den Thürmen von Krakau dadurch in Bewegung gesetzt wurden und zu läuten anfingen.

Durch Wochen dauerten die Festlichkeiten in Krakau und nicht minder freute man sich im ganzen Lande und zwar mit gar gutem Grund. Denn in jenen fernen Zeiten hatten die Herrscher gar praktische Methoden, um ihre Unterthanen für ihre Anhänglichkeit und Treue zu belohnen, die ohne Zweifel, wenn es möglich wäre sie anzuwenden, auch heute noch große Befriedigung erwecken würden. König Kasimir erließ nämlich in ganz Polen für ein volles Jahr alle Steuern und Abgaben, worüber männiglich zufrieden war, nur die Steuereinnehmer nicht, weil sie Niemand mahnen und pfänden konnten und auch nichts nebenbei in ihre Taschen floß.

König Kasimir aber überzeugte sich bald, daß die Schönheit seiner jungen Gattin geringster Vorzug sei. Denn er fand, daß ihr Rath eben so weise sei, wie der des alten Fischa Melech, und er gewöhnte sich bald daran, alle Regierungsangelegenheiten mit ihr zu besprechen. Bei jeder Gelegenheit erzählte sie ihm von den Leiden und Kümmernissen des Volkes, das mit seinem Schweiß und Fleiß den Staat erhalte und mit seiner Leiber Wucht und der Arme Tapferkeit ihn vertheidige, trotzdem aber bedrückt und mißhandelt werde.

Da ergrimmte der König gegen seine Starosten und Vögte und wollte sie absetzen und bestrafen an ihrem Leben und Gut. Aber Königin Esther redete ihm mit sanften und klugen Worten zu, er möge verzeihen, was geschehen sei und nur dem Uebel für die Zukunft steuern.

So entstanden die weisen Maßregeln, die wir schon früher aufgezählt haben, und noch viele andere, von welchen man gar nichts mehr weiß und spürt, weil sie nach des Königs Tod und in den späteren Wirrnissen wieder abgeschafft wurden. Wenn aber die Herren und die Großen des Reiches beisammen saßen im Rathe, da konnten sie sich nicht genug wundern, wie genau der König alles wisse, was im Reich vorgehe und daß er für jeden Uebelstand die rechten Mittel zur Abhilfe finde, auf welche sie nicht verfallen wären, oder die sie mit gutem Bedacht stets vor ihm verschwiegen hatten. Das kam aber nur, weil er jede Angelegenheit, bevor sie im Rathe zur Entscheidung kam, mit der klugen Königin Esther besprach, die ihn besser und gerechter berieth, als alle Kron-Magnaten und hohen Beamten seines Rathes.

Man wurde dies bald gewahr und heimlicher Groll entstand in den Herzen der Vornehmen, die sich gekränkt darüber fühlten, daß die Meinung eines Weibes mehr gelten solle als ihre. Sie meinten, daß sie so lange ihres Amtes zum

Frommen des Königs und zu ihrem eigenen gewaltet hätten, wie es besser gar nicht sein könne, und redeten gar viel von Bedrohung erworbener Rechte, Umsturz der bestehenden Ordnung und so weiter, wie es zu allen Zeiten der Brauch ist, wenn Jemand eine Gewalt, die er sich anfangs nur genommen und dann mit rauher Hand lange behauptet hat, aufgeben oder auch nur mit Anderen theilen soll.

Die Herren vom Kronrath und die hohen Magnaten, die Palatine und Starosten steckten daher die Köpfe zusammen — man trug damals eben so wenig sichtbare Zöpfe, wie in unseren Tagen — und murmelte davon, daß des Reiches Untergang bevorstehe und man zu den äußersten Mitteln greifen müsse, um es zu retten.

Leider aber fehlte ihnen zu solcher Rettung der Muth, denn König Kasimir sah ihnen scharf auf die Finger und in jenen rauhen Zeiten machte man von der sonderbaren Thatsache, daß eines Fürsten und Grafen Kopf nicht schwerer abzuschlagen ist, als der eines bürgerlichen Menschen, im Nothfalle ganz unbedenklich Gebrauch.

Vornehmlich eine Angelegenheit ließ sich König Kasimir besonders angelegen sein, wie er sich ja schon vorgenommen, als er in der Hütte des Fischa Melech in Chrzanow zu Gaste war, jetzt aber um so energischer angriff, weil ja sein Weib selbst aus jüdischem Stamme war. Er befahl vor Allem, daß kein Jude mehr zinsen und steuern solle wie ein anderer Unterthan; — da erhoben freilich die adeligen Grundherren ein großes Geschrei, weil sie nun nicht mehr, wenn sie Geld brauchten, das Kopfgeld der Juden erhöhen und sie schinden und auspressen konnten. Dann ordnete er an, daß, wie für alle Uebrigen im Reiche, auch für die Juden das gemeine Recht gelten solle, eine Unbill, die einem solchen zugefügt werde, also ebenso gebüßt werden müsse, als sei sie einem Christen angethan und die Schuld eines solchen von einem Juden behandelt und eingetrieben werden könne wie jede andere.

Das war nun wieder gar nicht nach dem Sinn des rohen Pöbels, der bis jetzt gewohnt war, in Ermangelung anderer öffentlicher Belustigungen die Juden zu hänseln und zu verspotten, sie am Bart zu zupfen, zu bespeien und mit Koth zu bewerfen, oder wohl auch ein wenig todtzuschlagen. Auch die vornehmen jungen Herren waren nicht einverstanden, denn es war gar bequem, vom Juden ein Darlehen zu heischen, ohne daß man an's Wiederzahlen zu denken brauchte, weil es ja keinen Richter gab, der die Klage eines Juden gegen einen Edelmann angenommen hätte.

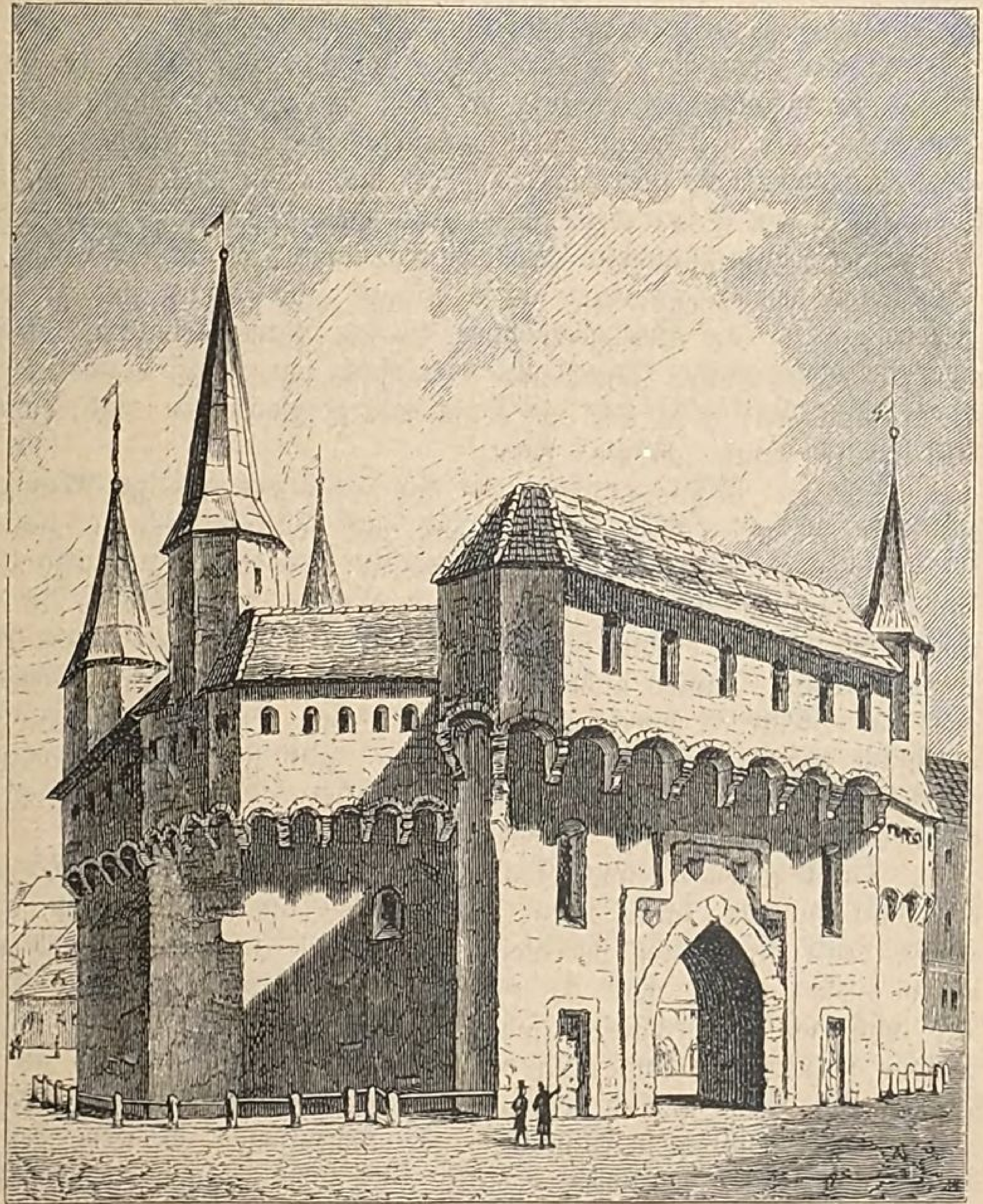
Ferner ordnete der König an, es solle künftig jeder Jude Grund und Boden erwerben und bebauen, alle Handwerke und Künste betreiben, kurz jeden ehrlichen Erwerbszweig ergreifen können. Das war aber gar Vielen ein Gräuel. Denn wenn der Jude sich ein Stück Land kaufte und fleißig bearbeitete, daß es bald reichere Frucht trug wie jenes des bequemen polnischen Bauern, da schrien diese und also thaten auch die faulen Handwerker, wenn der Jude ein Gewerbe ergriff und es ordentlich betrieb. Da hieß es immer, der Fleiß und die Sparsamkeit des Juden sei Schuld am eigenen Verkümmern, nicht aber der eigene Unfleiß und die Schlemmerei.

Blieb aber der Jude bei seinem Schacherleben, das ihm durch Jahrhunderte aufgenöthigt und zur Gewohnheit geworden war, dann wies man höhnisch auf ihn und schrie, daß man da klärlich sehe, wie übel angebracht des Königs Wohlthaten seien. Und wurde gar ein Jude auf jenen Kniffen und Schlechtigkeiten ertappt, die er sich der Bedrückung und Rechtlosigkeit gegenüber angewöhnen mußte, um sich ihrer zu erwehren, da gab es ein Halloh durch das ganze Land.

Doch König Kasimir ließ sich nicht irre machen und setzte seine weisen Maßregeln, welche alle Unterthanen gleich in Recht und Pflicht machen wollten,

weiter fort. Er ordnete an, daß auch die Judenkinder die gewöhnlichen Schulen besuchen und dort, unbeschadet ihres Glaubens, in allen nützlichen Dingen unterrichtet werden sollten. Er verbot es, die Lehren und Gebräuche der Juden zu verspotten und zu verhöhnen, und wenn er als frommer Christ gar viele prächtige Kirchen im Reiche baute, und in Krakau nicht allein die ehrwürdige Kathedrale aus Ruinen neu errichtete, sondern auch die herrliche Katherinenkirche aufführen ließ, so lieh er anderseits auch den Juden seine Unterstützung und seinen Schutz, auf daß sie sich für ihre Andacht würdige Tempel aufrichten konnten.

Das war nun wieder Vielen ein Dorn im Auge und so wurde, trotz des königlichen Gebotes, an vielen Orten gegen die Hebräer gewettert. Da schwiegen denn auch die Rabbiner nicht und meinten, es stammten doch Christen und Juden vom Elternvater Adam ab und die Sünde und Verderbniß sei eben so ein allgemeines Eigen aller Menschen, wie Tugend und Vollkommenheit.



Der Florianszwinger in Krakau. (Seite 138.)

Das Land im Großen und Ganzen war indessen glücklich und zufrieden, wuchs an Wohlstand und Ansehen. Auch König Kasimir lebte an der Seite seiner holden und weisen Esther so vergnügt, als nur möglich, und scherte sich wenig um das Klagen und Drangsaliren einzelner Menschen oder Classen. Denn er hatte den traurigen Fluch des Herrscheramtes: daß es selbst dem Gerechtesten und Weisesten nicht möglich ist, Allen zu Gefallen zu handeln, schon lange erkannt und ließ sich damit genügen, so zu handeln, wie es dem ganzen Reich und der Mehrheit seiner Bewohner, wie es aber auch Recht und Gerechtigkeit zu Gute kam.

Er fühlte sich so zufrieden, daß er nie mehr in den Zauberspiegel zu schauen begehrte, und oft neckte er den alten Fischa Melech, ob dieser auch jetzt noch nicht glaube, daß jene bessere Zeit angebrochen sei für sein Volk, die er einst ahnend in weiter Ferne geschaut. Doch der Alte schüttelte trüb sein weißes Haupt, denn

er hatte oft schreckliche Gesichte, wenn die Sehergabe über ihn kam. — Es ist aber eine traurige Wahrheit, daß trüber Zweifel weit eher im Recht bleibt, als frohe Zuversicht, und der Vorsichtige eher das Richtige trifft, der Schlimmes von der Zukunft erwartet. Also geschah es auch in diesem Falle und begaben sich diese betrübenden Dinge folgendermaßen.

Schon seit Langem beunruhigten die räuberischen Grenzhorden des Großfürsten von Kiew die friedlichen Bewohner des polnischen Nachbarlandes. Trotz aller Vorstellungen wollte oder konnte der Großfürst ihnen nicht Ruhe gebieten, so daß König Kasimir endlich beschloß, ihn mit Krieg zu überziehen und für die Uebelthaten seiner Leute derb zu züchtigen.

Denn wenn er auch dem Krieg abhold war, weil er immer Jammer und Elend im Gefolge hat, so war er doch ein tapferer nnd entschlossener Herr, der sein Reich und sein Recht nicht antasten läßt. Er dachte darin, wie jener ritterliche Franzosenkönig, der sagte: „Ich und mein Volk sind Eins und haben nur Ein Glück und Eine Ehre. Wer also mein Volk angreift, greift auch mich an.“

Der König sammelte also sein Heer und zog in den Krieg, schlug in blutigen Schlachten den Großfürsten auf's Haupt und zwang ihn zu einem schimpflichen Frieden. Ob die Grenzbewohner künftig Ruhe gehalten, ist nicht bekannt, darf aber bei dieser Völker Sitten und Gewohnheiten gewiß bezweifelt werden. Während aber König Kasimir sich im Felde blutige Lorbeeren und hohen Ruhm erwarb, traf ihn zu Hause schweres Leid.

Alle die Mißvergnügten, die sich durch des Königs Maßregeln beeinträchtigt glaubten, wälzten ihren ganzen Haß auf die Königin, da man wohl wußte, sie sei des Gatten Vertraute und Beratherin. Es thaten sich also die Wildesten unter ihnen zusammen und überfielen eines Nachts das Schloß in Lobzów, das der König für Esther erbaut hatte und in dem sie während seiner Abwesenheit zurückgezogen lebte. Tapfer suchte sie sich an der Spitze ihrer Dienerschaft zu wehren, aber der Meuterer waren zu viele, sie erlag und wurde grausam ermordet, ihr Leichnam aber in die Weichsel geworfen. Und die Rebellen vergaßen, daß sie sich an der Königin vergangen, rühmten sich ihrer That und trösteten sich damit, daß es ja „nur eine Jüdin“ gewesen.

Dann zogen sie nach Krakau, um auch den anderen Rathgeber des Königs, den bald hundert Jahre alten Fischa Melech zu ermorden. Sie erbrachen sein Haus, denn sie wollten bei dieser Gelegenheit auch ein wenig plündern. Aber zu ihrem großen Zorn war da nichts von Krystall, Gold und Edelsteinen zu sehen und auch der Zauberspiegel fehlte. Man war bald einig, daß der Jude seine Schätze verhext habe und hing den Propheten von Chrzanow an der eigenen Thürschwelle auf. Wohl gab es Leute, die meinten, es hätte ja auch früher den Prunk im Innern des armseligen Häuschen, die krystallenen Wände, den Wundersaal mit dem Zauberspiegel Niemand erblickt und diese Dinge seien daher wohl gar nie vorhanden gewesen, aber diese Zweifler fanden keinen Anhang.

Weil sie solchergestalt um die erhoffte Beute gekommen waren, wollten die Aufrührer auch über die anderen Juden Krakaus, unter welchen es viele reiche gab, herfallen. Aber da thaten sich die Bürger unter Führung des deutschen Vogtes Konrad, dessen Schlößchen dort stand, wo sich heute der zierliche Barbacane, nämlich der sogenannte „Florianszwinger“ (Bild Seite 137), ein merkwürdiges Denkmal alter Kriegsbaukunst, erhebt, zusammen und vertrieben die räuberischen Haufen aus dem Weichbild der Stadt.

Auf die Nachricht von der Gräuelthat kehrte König Kasimir flugs aus dem Feld zurück. Sein Schmerz und seine Wuth lassen sich kaum beschreiben und unerbittlich zog er den Uebelthätern nach, berannte ihre Castelle und ließ Alles greifen, was dabei auch nur im Entferntesten mit Rath oder That Theil gehabt

hatte. Er verschonte dabei weder Rang noch Stand, und die Magnaten wurden ebenso zur Verantwortung gezogen, wie der letzte Troßknecht, der in dem wilden, blutgierigen Haufen war.

Aus den besten Männern des Reiches setzte er ein Gericht zusammen, dem er selbst vorsaß, damit über die Mörder und Meuterer Recht gesprochen werde. Ueber hundert Anstifter und Führer, die gerade lauter hohe Herren waren, wurden gerädert und geköpft, die anderen Missethäter mit geringeren Strafen belegt, je nach ihrem Verschulden.

Seiner gemordeten, vielgeliebten Gattin erwies er aber noch im Tode hohe Ehre. Er ruhte nicht eher, bis der Leichnam aufgefunden war und veranstaltete eine Todtenfeier von unerhörter Pracht. So groß war sein Kummer, daß er gar in das Kloster nach Biélany bei Krakau zu gehen gedachte; aber er erinnerte sich seiner Pflichten und bezwang seinen Schmerz.

Das Andenken der schönen Esther aber ehrte er in viel schönerer Weise dadurch, daß er in derselben Weise fortregierte, wie er es unter ihrem klugen Rath gethan, und seine wohlthätigen Einrichtungen beibehielt und weiter entwickelte bis an seinen Tod.

Nie war Polen mehr so glücklich und angesehen, als unter Kasimir III. dem Großen, dem „Bauernkönig", wie er stets genannt wurde; darum wollte auch das Volk, obwohl er als betagter Mann 1370 im einundsechzigsten Jahre starb, nicht an seinen Tod glauben, wenngleich seine Leiche in der Kathedrale, Kirche des heiligen Wenzeslaus, begraben wurde.

Dessen Ueberreste wurden, nachdem sie durch Feuersbrünste und andere Veränderungen, von denen die Kathedrale getroffen wurde, unzugänglich waren, endlich im Jahre 1869 wieder aufgefunden.

Es war nämlich das in der Kathedrale zu Krakau befindliche prächtige Monument Kasimir's des Großen, von dem berühmten Meister Veit Stoß (geboren in Krakau 1447, gestorben blind in Nürnberg 1542) angefertigt, schadhaft geworden und mußte neuerdings einer Restaurirung unterzogen werden. Bei einer zu diesem Zwecke von Paul Popiel, Conservator der Baudenkmale in Krakau, am 14. Juni 1869 unternommenen Untersuchung des Grabmals löſten sich einige Steine von der östlichen Wand des Denkmals los und es wurde ein hohler Raum im Innern sichtbar. In diesem entdeckte man die Gebeine des großen Fürsten in einen schweren Seidenstoff gehüllt, mit Krone und Scepter geziert.

Der Conservator benachrichtigte sofort das Krakauer Domcapitel, sowie das von der dortigen Gelehrtengesellschaft zur Herstellung des Kasimir-Denkmals bestellte Comité und am nächsten Tage nahm eine Commission den historisch merkwürdigen Fund in Augenschein. Die Kunde von demselben hatte sich inzwischen in weiten Kreisen verbreitet und das allgemeine Interesse erweckt. Man beschloß, die Gebeine Kasimir's, welche zerstreut auf dem Grunde der Gruft umherlagen, sorgfältig zu sammeln und später in einem metallenen Sarge, der sie besser vor völliger Zerstörung schützen dürfte als der frühere von Holz, an der alten Stätte wieder beizusetzen.

Am 21. Juni versammelten sich daher abermals vor dem Grabmal im Dom die Mitglieder des Domcapitels und des Restaurirungs-Comités, ferner Doctor J. Majer, der Präsident der Gelehrtengesellschaft, einige Universitätsprofessoren, die Grafen Zamojski, Tarnowski, Moszynski, Dembicki, die Abgeordneten Doctor Zyblikiewicz, Chrzanowski und Szujski; außerdem fand sich eine große Volksmenge in der Kirche ein. Unter allerhand Feierlichkeiten wurde nun die Herausnahme der Ueberreste bewerkstelligt, nachdem vorher Professor Johann Matejko das Innere des Grabmals abgezeichnet hatte.

Außer den einzelnen Stücken des Skelets, von welchem etwa sechzig größere und kleinere Knochen fehlten, wurden folgende Kleinodien in der Grabstätte vor-

gefunden: Eine fünfzinkige Krone aus stark vergoldetem Kupfer und mit böhmischen ungeschliffenen Steinen geschmückt, von denen einige herabgefallen waren; der obere, vierzehn Zoll in der Länge haltende Theil eines silbernen und vergoldeten Scepters; dasselbe trägt an der Spitze eine Kugel mit Laubwerk geziert, von welchem einige Stücke losgebrochen waren; ein Reichsapfel von vergoldetem Silber mit einem Kreuze; zwei große Sporen von vergoldetem Kupfer, mit Schnallen und Riemen befestigt; ein goldener Ring mit einem Amethyst; zehn Stück silberne Knöpfe, von einem Gewande herrührend. Alle diese, schon als Antiquitäten bemerkenswerthen Gegenstände wurden von Matejko gleichfalls abgezeichnet.

Am 8. Juli wurden die, einstweilen in der Schatzkammer des Doms aufbewahrten Ueberreste des letzten Königs aus dem Piastengeschlechte wieder von Neuem bestattet. Diese Beisetzung gestaltete sich zu einer großartigen und nationalen Feier, der Deputationen aus allen Städten Galiziens und Polens, sowie auch einzelne Privatleute aus Russisch-Polen beiwohnten. Bereits am 7. Juli waren die königlichen Reste in den neuen kupfernen Sarg gebettet worden.

Am Morgen des zur Begräbnißfeier bestimmten Tages durchwogten schon früh große Menschenmassen die mit Trauerfahnen geschmückte Stadt, ebenso waren alle Männer wie Frauen in schwarze Gewänder gekleidet. Die Aufrechthaltung der Ordnung hatte die akademische Jugend übernommen. Unter dem klagenden Geläute der alten Sigmundglocke setzte sich der Trauerzug an der Marienkirche in Bewegung, dem Wawelberge zu, bis an die Pforte des Domes. Den Zug führte die Krakauer Feuerwehr, dann folgten die Wieliczkaer Bergleute in ihrer bunten Tracht, weiter eine große Fahnengruppe, gebildet von den Gewerken der Stadt, ferner die Delegirten der Stadt, bestehend in Stadtverordneten, Rabbinern, Mitgliedern des akademischen Senats und des Reichsraths. Eine abermalige Gruppe von Fahnen, der eine Compagnie Feuerwehr folgte, schloß den Zug.

Nachdem die Versammlung sich in der Kirche geordnet, begann die Geistlichkeit die Messe. Der Sarg wurde auch in feierlicher Procession um die Kathedrale getragen. Zwei Mitglieder des Gemeinderathes, zwei Studirende und zwei Bauern aus Lobzów waren die Träger. Die Schnüre hielten: der Landtagsabgeordnete Graf Potocki, Doctor Libelt aus Posen, Doctor Dietl und Doctor Szemelowski, die Bürgermeister von Krakau und Lemberg, Doctor Dunajewski, Rector der Universität, Doctor Mieroszewski, Präsident des Bezirksrathes, Doctor Majer, Präsident der Gelehrtengesellschaft, und der Gemeinderichter von Lobzów. Hinter dem Sarge schritt mit den königlichen Insignien der Landmarschall Leo Fürst Sapieha. Nach abermaligem Umgange in der Kirche selbst wurde der Sarg mit den königlichen Ueberresten nochmals auf dem prächtigen Katafalk im Presbyterium allem Volke gezeigt und dann unter den weiteren Feierlichkeiten der Gruft übergeben.

Die ganze pomphafte Festlichkeit — sagt ein Berichterstatter — war von jenem Schimmer mittelalterlicher Romantik umwoben, der dem ritterlichen Geiste der polnischen Nation noch heute zusagt. Ein Hauch der Poesie schwebte über dem Ganzen, von dem sich auch die nichtpolnischen Zuschauer, welche nur müßige Neugier, nicht nationale Begeisterung herbeigetrieben hatte, angeweht fühlten und sich so unwillkürlich an den dem Andenken des großen Polenkönigs gewidmeten Huldigungen betheiligten. Kasimir der Große aber ruht seitdem wieder im stillen Frieden des Domes von Krakau und mit ihm die großen Erinnerungen an einstigen Glanz.

Die eigentliche Domkirche enthält achtzehn kleine Capellen und darin die Monumente und Mausoleen der Helden und Fürsten, namentlich die Grabmäler der Könige Wladislaus II. Jagello (gest. 1434), Sigismund III. (gest. 1632), Johann Kasimir (gest. 1672), Johann III. Sobieski (gest. 1696), der Königin Hedwig u. s. w. Unter den Denkmälern sind Meisterwerke von Thor-

waldsen, Stephan Ricci u. A. — Außerdem sind an den Seitenwänden und Pfeilern der Kirche noch über hundert Denktafeln von Kirchenfürsten, Großen des Reiches, Gelehrten und Künstlern verschiedener Jahrhunderte angebracht, so daß man wohl sagen kann: „Die Wände verkünden hier der Zeiten Lauf".

In der Mitte der Kathedrale erhebt sich die Capelle des heiligen Stanislaus, worin ein von König Sigismund gestifteter Marmoraltar mit einem aus Silber gegossenen Altarbilde. Auf diesem Altar ruht der silberne, von Engeln getragene Sarg des heiligen Stanislaus, Bischofs von Krakau (geb. 1030, ermordet von König Boleslaus dem Tollkühnen während der heiligen Messe 1079). In dieser Kirche pflegten die polnischen Könige die erbeuteten feindlichen Fahnen aufzustellen.

Unter der Capelle der Psalteristen und unter der Sigismunds-Capelle der Kathedrale befinden sich die Grüfte der polnischen Könige und ihrer Familien. Unter den ersteren ist die Gruft der Fürsten aus dem Geschlechte der Wasa, worin vierzehn schöne, reich mit Bildwerk geschmückte Metallsärge. Unter der Sigismund-Capelle ruhen die Jagellone in acht Särgen. Die ehemalige Leonhards-Capelle ist jetzt die Ruhestätte von Johann Sobieski, Joseph Ponjatowski und Thaddäus Kosciuszko, welcher Name als einzige und schönste Inschrift auf dessen Sarkophag prangt.

Wie reich die Kathedrale und ihre Sakristei an Kostbarkeiten gewesen, entnimmt man aus einem Inventar der Jagellonischen Capelle (1599), worin es am Schlusse heißt: „Nachdem der furchtbare schwedische Krieg begonnen, nahm ich aus dem Schatze an Silber für die Münze 1319 Mark und aus den verschiedenen Capellen 116; an Gold 29 Mark. A. D. 1655. Simon Starawolski." — Noch mehr wurde aus der Kathedrale im Jahre 1794 zur Rettung des Vaterlandes an Gold und Silber genommen und zwar an Gold 320 Mark, an Silber 1965 Mark. Noch heute werden in der Sakristei nebst den herrlichen perlenbesetzten Meßgewändern und kostbaren Reliquienkästchen, Kronen, Scepter, Reichsäpfel, Schwerter, Kirchengeräthe, Monstranzen, Kelche rc. aufbewahrt.

Von dem wunderbaren christlichen Baudenkmale singt der Dichter W. Constant in seinem Buche „Von einer verschollenen Königsstadt" im erhabenen Ernste reiner, geschichtlicher Stimmung die folgenden Verse:

„Das ist ein Riesenbuch, dies Buch von Stein,
Aus jeder Quader spricht's von alten Tagen,
Von Schlachten, welche Heldenmuth geschlagen,
Von Sieg und Kämpfen um das Mein und Dein.
Der Kirche Inn'res, grau von hohem Alter,
Erscheint ein Blatt von einem Riesenpsalter;
Wie manch' groteskes Bild die Seiten schmückt
Und dessen bunte Pracht dein Aug' entzückt,
Weist dir dies Riesenblatt aus reichem Schmuck,
Altäre, bald aus Erz, bald Stein und Stuck
Und Arabeskenzier, granitne Rosen,
Um die in Ranken Marmorblätter kosen,
Gemälde, welche Künstlerhand erschuf,
Die heut der Forscher stillen Ernst's bewundert,
Standbilder, die, ein Stein gewordn'ner Ruf,
Stolz überdauert haben manch' Jahrhundert,
An lebende Geschlechter, alte Ahnen,
An längst verscholl'nen Glanz und Größe mahnen."

Und von dem edlen Helden Kosciuszko — dem „polnischen Phoxion", welchen Kaiser Paul I. selbst im Gefängniß besucht und ihm seinen Degen zurück-

gegeben, so dessen Heldentugend ehrend anerkennend — von Kosciuszko, der nach der Schlacht von Maciciowice (10. October 1794) das erschütternd tragische Wort gesprochen haben soll: „Finis Poloniae" (Mit Polen ist's zu Ende!) singt der Dichter:

„Wenn je ein Wort zur Lüge soll verderben,
Verderbe jenes, das du sprachst im Sterben!"

Während wir diese Zeilen niederschreiben, geschieht der erste Schritt zur Einlösung eines Versprechens, das Kaiser Franz Joseph I. während seiner Reise in Galizien (1880) gegeben — es werde die Krakauer Königsburg in demselben Styl, in dem sie früher erbaut war, wieder hergestellt werden. Es werden nämlich soeben die betreffenden Baupläne berathen. Die alte Königsburg auf dem Berge Wawel (Bild Seite 121) war eine Nachbildung des noch jetzt in Verona stehenden Palazzo Sforza; sie wurde seit 1764, da Krakau aufhörte, die Krönungsstadt zu sein, ganz vernachlässigt und in den letzten Jahren ein Theil des Gebäudes als Kaserne benützt. Die alte „Wawelburg" wird nun wieder ihren alten Glanz erhalten, wieder zur Residenz erhoben sein.

Es erübrigt uns nur mehr wenige Worte zu sagen. Obwohl mehr als fünfhundert Jahre verstrichen sind, gedenkt das polnische Volk noch immer des Königs Kasimir und der Königin Esther mit Liebe und Verehrung. Von ihr aber heißt es, daß sie, wenn ihrem Volke Tage der Bedrängniß und Trauer bevorstehen, wehklagend durch den Park von Lobzów gleite.

Wie wir es gethan, so erzählt man sich dem Inhalt, wenn auch nicht dem Worte nach, die Geschichte vom König Kasimir und Schön-Esther. Es ist eben nicht allzuschwer, das auszuscheiden, was die schaffende Poesie des Volkes gegeben und was man als thatsächlich gelten lassen kann. Auf keinen Fall darf es dieser Volksüberlieferung allen Werth nehmen, da fast keiner der polnischen Chronisten der schönen Esther erwähnt. Diese Herren haben mehr oder weniger alle der Adelspartei zu Lust und Lieb geschrieben und daher guten Grund gehabt, eine solche Episode unter den Tisch fallen zu lassen. Die Chronikenschreiber des Mittelalters verstanden in dieser Richtung ihr Metier so gut, wie so manche Officiösen unserer Tage.

Es ist nicht einmal festzustellen, ob das traurige Ende von Schön-Esther ein geschichtliches Factum ist, oder nicht. Wir brauchen wahrlich nicht auf die brutalen Instincte jener Zeit allein hinzuweisen, wenn wir es für möglich erklären, daß diese Gräuelthat geschehen ist. Indessen kann es auch sein, daß eine jener Uebertragungen stattgefunden hat, wie sie in Tradition und Sage aller Entfernungen spottend, nicht selten vorkommen, denn wir begegnen einer ähnlichen Episode in der Geschichte des Königreichs Arragonien, die von Grillparzer in seiner „Jüdin von Toledo" verwerthet wurde, wobei man indessen bemerken muß, daß weder dieser spanische König, noch seine jüdische Geliebte den menschlich erfreulichen Eindruck machen, wie Kasimir der Große und seine Esther.

Fünf Jahrhunderte liegen zwischen den Tagen des judenfreundlichen Königs und unserer Zeit. Eine Fülle von Geistesschätzen auf allen Gebieten des menschlichen Wirkens wurde in dieser langen Periode zu Tage gefördert. Die Reformation, deren Folgenschwere für die Freiheit des Gedankens kaum mehr von irgend Jemand bestritten wird, hat die Welt der Geister erschüttert; die Kunst und die classische Wissenschaft und Poesie haben an der Schwelle des scheidenden Mittelalters eine glänzende Auferstehung gefeiert, durch die sie der Menschheit erst zum unverlierbaren Eigenthum gemacht worden sind; alle Zweige des Wissens haben eine Vertiefung und Ausdehnung erhalten, die überwältigend ist, und immer mehr senken sich ihre Wurzeln in die breite Basis des Volksthums hinab, befruch-

tend und zugleich neue Kraft sammelnd; die technischen Wissenschaften und die Kenntniß der Natur gehen Hand in Hand und mit jedem Tag wird dem rastlosen Streben und Forschen ein neues Gebiet erobert, den Bedürfnissen und Genüssen der Menschen eine neue Kraft dienstbar gemacht — man schwindelt, wenn man erblickt, was der Mensch in diesen fünf Jahrhunderten ersonnen, bezwungen und geschaffen hat!

Doch der Hochmuth, dem man bei solchen Gedanken gar leicht anheimfallen kann, ist ein böses Ding und darum lohnt es sich wohl, den Blick auf manche Erscheinungen zurückzulenken und zu erforschen, wie es damit in unseren eben noch so hochgepriesenen Zeiten steht. Wer senkt dann nicht das Haupt beschämt?! Wer stammelt nicht bescheiden: All unser Wissen ist Stückwerk, denn — wir haben noch nicht gelernt, Menschen zu sein?!

Fünf Jahrhunderte sind vergangen, und trotz aller errungenen Güter des Geistes sind wir nicht besser, nicht milder, nicht weiser geworden!

Wieder rauchen die Brandstätten und die tolle Wuth der Menge glaubt durch Zerstörung zu bessern und aufzubauen! Vernichtete Existenzen, vor Mord und Plünderung Flüchtende müssen in die weite Welt ziehen und als die Erben des tragischesten Geschicks, das ein Volk je traf, an das Mitleid appelliren! Wieder bestreitet man ihnen die Theilnahme an dem Rechte, „das mit uns geboren ist", und macht dem Volk, das sich einst in dem gleichen Dünkel, dem auch Andere verfallen sind, das „auserwählte" nannte, einen Vorwurf aus jenen Fehlern, die ihm durch mehr als anderthalb Jahrtausende aufgezwungen worden sind.

Guter König Kasimir, den sie auch den Großen nennen, als ob groß und gut in ihrer schönsten Auslegung nicht gleichbedeutend wären! — Der weise Fischa Melech ben David hat Recht behalten. Auch Deine so edel gebrauchte Macht war nicht hinreichend, die wüste Verblendung der Menschen zu enden, und wo Du einst mit milder Hand dem Recht zur Geltung halfst, da herrscht heute wieder Graus und Rohheit. Aber trotzdem — wenn auch Dein edles Wirken wirkungslos blieb — nennt man Dich den Großen und Dein Name ist ein Zeichen, daß der Gesammtheit das Verständniß für Menschlichkeit und Gerechtigkeit nicht fehlt.

Ein Justizmord im achtzehnten Jahrhundert.

Es war Samstag. In seinem Studirzimmer spazierte der greise Müller, ein wackerer Landschulmeister, langsam auf und ab und bereitete sich vor auf die morgende Schulprüfung.

„Sie wird gewiß gut ausfallen!" rief er lächelnd aus, ordnete wieder seine kleine Bibliothek und ging hinüber in die Wohnstube.

„Heute könntest Du wohl das Mittagessen auf elf Uhr richten, Lisbet," sprach er zu der geschäftigen Hausfrau; „wenn sich das Wetter hält, möchte ich gern in die Hauptstadt, um unseren Adolph zu besuchen."

„Heute?" fragte die überraschte Frau und ließ den Brotlaib, wovon sie eben Suppe einschnitt, aus der Hand fallen. „Heute? Was denkst Du, Alter? Es ist der Tag, wo Du Deine Vorprüfung machen mußt! Und Adolph kommt ohnedies — es fällt mir gerade bei — morgen zu uns heraus. Ich glaube, Väterchen," schloß sie, und nahm ihn sanft beim Kinn, „Du bist heute ein Stündchen zu früh aus den Linnen geschlüpft; gelt?"

„Nicht zu früh," versetzte der Schulmeister, „um die heiligen Pflichten meines Amtes zu erfüllen, und nicht zu spät, um heute noch in die Stadt gehen

zu können. — Thu' mir den Gefallen, liebes Weib, und laß mich in Gottes Namen hineintraben. Du magst nun lachen oder schmollen, mir ist nicht wohl zu Muthe; es hat mich heute beim Erwachen eine unerklärliche Bangigkeit und Gemüthsunruhe befallen. Mag es um Adolph stehen, wie es will, mich zieht's fast an den Haaren hinein zu ihm."

„Aber du lieber Himmel! was soll denn das nur sein? Vor Kurzem hat ja erst der Bote einen Brief gebracht, den Adolph in der heitersten Laune schrieb, und jetzt —"

„Jetzt höre auf und laß mich!" unterbrach Vater Müller etwas ernst die Grüblerin, die nun auch den Finger an den Mund legte, denn sie wußte wohl, wieviel es geschlagen, wenn's einmal aus diesem Tone pfiff.

Das frugale Mahl, in einer Schüssel voll dampfender Erdäpfel und einem Stück schmackhaften Fleisches bestehend, war zubereitet, allein es wollte dem Hausvater, obgleich sonst seine Leibspeise, nicht recht munden, das verdroß Mutter Lisbet, und auch sie verlor den Appetit. Bald den verstimmten Tischgenossen, bald die einladenden Erdäpfel wehmüthig betrachtend, erhob sie sich, ging an den Kleiderschrank, nahm das „Stadthabit", wie es Müller scherzweise zu nennen pflegte, heraus, bürstete es heute glatter als je, und half's dem ungeduldig Harrenden anziehen. Noch fehlten aber zwei Begleiter, die dem Herrn Schulmeister eine große Autorität verliehen: das zwei Zoll dicke spanische Rohr, dessen Haupt ein großer elfenbeinener Knopf zierte, und der schwarze Spitz, der unten im Hofe in seiner schlichten Hütte schlummerte, aber nun lärmend aufsprang, als er seinen Pflegeherrn auf sich zukommen sah, der ihn seiner Bande befreite.

Obgleich der besorgte Greis das ganze Bereich seiner Ideen durchstreifte, um der Quelle seiner inneren Collision auf die Spur zu kommen, so war doch Alles nur ein zweckloses Kopfzerbrechen und am Ende tröstete er sich mit dem Nothsprüchlein: „Was ich nicht weiß, macht mir nicht heiß!"

Er langte in der Stadt an. Eben hatte er sein Sacktuch herausgezogen, um sich die bestäubten Stiefel abzuwischen, als er die Stimme seines Studienfreundes und Collegen Richard hinter sich hörte, der schon in einer Entfernung von dreißig Schritten die Hand ausstreckte.

„Grüß' Dich der Himmel, alter Kriegsgefährte aus Friedenszeiten!" rief derselbe. „Was zum Kukuk führt denn Dich heute in die Stadt?"

„Was mich in die Stadt führt? Ach, Du weißt's ja selbst, was ein Vaterherz vermag! Wenn Du Zeit und Lust hast, so gehen wir zusammen in Adolph's Wohnung."

„In Adolph's Wohnung?" fragte überrascht der College und sein Antlitz entfärbte sich plötzlich. „Ach, jetzt eben fällt mir's wieder centnerschwer auf's Herz — weißt Du denn nicht, daß, außer dem Gefangenwärter, kein lebendes Wesen in seinen Kerker darf?"

Sprachlos stand der alte Schulmeister da. Er bemühte sich, etwas hervorzustottern, allein — vergebens; der Schrecken hatte ihm das Wort versagt; wie ein Blitzstrahl aus schwarzer Nacht durchzuckte es sein Innerstes. Er schien gefunden zu haben, wonach er heute so fruchtlos geforscht. Beide Freunde sahen sich gegenseitig stumm und verblüfft an. Endlich brach Müller das Schweigen und bat um Aufschluß über diesen „unzeitigen Scherz", wie er es nannte.

„Ja, um aller Gerechtigkeit willen, weißt Du denn nichts? Dir, dem Vater . . . sag' an, hat man Dir denn keinerlei Nachricht zukommen lassen?"

„Ich — weiß — kein Wort — mit keiner Sylbe wurde ich benachrichtigt!" stammelte tief erschüttert der Greis.

„Nein! Das ist unmöglich — ich kann's nicht begreifen," murmelte der College. „So höre denn, mein guter Alter, und fasse Dich mit dem Muthe eines

Christen. Dein Sohn, Dein Adolph, wurde eines Abends in der Abenddämmerung auf seinem Zimmer verhaftet, mit Ketten belegt und in einen der tiefen Kerker des Gerichtshauses geworfen, weil — weil er — nun, weil er im Hause seines Herrn einen goldenen Becher entwendet haben — soll! — Soll, sag' ich, denn ich kenne Deinen Sohn, und glaube so etwas mein Lebtag nicht von ihm."

Nun war die heutige Gemüthsunruhe des Greises enträthselt; in der schrecklichsten Gewißheit lag die Ahnung verschleiert vor seinem Auge. Ohne sich lange von dem Ueberbringer dieser Hiobspost zu verabschieden, oder auf seinen Zuruf zu hören, eilte er, Alles um sich her vergessend, in das Haus, worin Adolph seit mehreren Jahren zur vollkommensten Zufriedenheit der Familie lebte und wirkte. Aber kaum an dem Thore angelangt, wurde der alte Müller mit den empörendsten Vorwürfen empfangen und eben so schnöde abgewiesen. Jetzt blieb ihm nur ein Mittel übrig: vor die Schranken des Gerichtes zu treten und sich



Ein Justizmord auf dem Rabenstein. (Seite 148.)

dort nach dem Gang der Sache zu erkundigen. Hier nun war das Maß seiner Leiden gefüllt.

„Euer Sohn, Herr Schulmeister," redete ihn ein eisgrauer Rath an, während er die Acten durchblätterte, „Euer Sohn hat die Pflichten der Dankbarkeit auf die frechste Art verletzt; er hat — Notabene! laut eigenen Geständnisses —" (hier zeigte er auf Adolph's eigenhändige, durch namenlose Folterqualen erpreßte Unterschrift) „den abscheulichen Frevel begangen und seinen Herrn, der ihn liebgewonnen wie ein leibliches Kind, bestohlen; habt Ihr's gehört: bestohlen! Unser städtisches Gericht, Herr Schulmeister, werdet Ihr wohl kennen. Solche Beispiele ganz besonders müssen exemplarisch bestraft werden. Wenn Ihr also Euern Sohn noch einmal sehen wollet, lasset Euch den Schlaf und den Weg nicht reuen. Nächsten Montag früh, präcise 6 Uhr, macht er die letzte Fahrt nach dem Rabenstein, wo ihm von Rechtswegen der Kopf abgeschlagen wird. So will's ein hohes Gericht und dabei bleibt's."

Kaum vermochten den Unglücklichen seine Füße zu tragen. Nicht ein Laut entschwebte den blassen, bebenden Lippen. Er wankte zum Zimmer hinaus und wäre gewiß dem Drucke des Jammers erlegen, wenn nicht der theilnahmsvolle Richard seiner geharrt und ihn in die Arme genommen hätte. Er wendete alle Trostworte der Religion an, umsonst! Sein Herz, aus dessen Tiefe stets Hilfe, Rath und Trost für die leidende Mitmenschheit sich ergoß, blieb im Momente der Verzweiflung für All' dieses kalt und verschlossen. Mit gebrochener Stimme bat er seinen Freund, das Schulamt morgen für ihn zu verwalten, indem es ihm unmöglich sei, in dieser peinvollen Lage öffentlich zu erscheinen, und nahm sich dann ein Gefährt, das ihn schnell heimtrug zu der ängstlich harrenden Gattin. Die Geschichte des unglücklichen Sohnes war aber folgende:

Adolph, das einzige Kind des wackeren Müller, wuchs heran im Schoße der stillen Schulmeisterfamilie, wurde durch den Unterricht seines Vaters an Herz und Geist ausgebildet und für alles Gute empfänglich gemacht. Als er die Kinderschuhe von sich gelegt, besuchte er die Universität, um sich den höheren Studien zu widmen. Hier nun fand er die Stätte, sich zu Edlerem emporzuschwingen, und die Saat, die ihm früher schon in's Herz gepflanzt wurde, reifte schnell zur segensvollen Frucht. Nach einem längeren Zeitraum verließ er die hohe Schule, gekrönt mit dem Zeugnisse eines musterhaften Mannes, und wurde bald darauf in einer angesehenen Familie als Hofmeister angestellt. Ungetrübt flossen seine Tage dahin. Er war der Liebling des Hauses. Doch bald sollte er die Launen des Glückes erfahren, das ihm in den Kelch der Freude bittern Wermuth träufelte.

Der Vater der Familie erhielt einst von einem ihm überaus schätzbaren Freunde als Vermächtniß einen wunderbar ciselirten und mit Edelsteinen geschmückten goldenen Becher, aus dem er aber blos bei sehr feierlichen Gelegenheiten trank. Adolph, der solche Kleinodien noch wenige gesehen hatte, fand ungemeines Wohlgefallen daran und weidete seine Augen gar oft an dem Prachtstücke. Einige Jahre schwanden indessen dahin. Eines Tages sitzt Adolph in seinem Zimmer und hatte eben einen Brief an seine lieben Eltern expedirt, als er gewaltigen Lärm im Hause hörte. Er fuhr unwillkürlich zusammen, da derartiges bisher noch niemals vorgefallen war; ehe er aber über die Ursache sich unterrichten konnte, hörte er Waffengeklirr und die Stimme seines Herrn, der die Gerichtsdiener in die Nähe seines Zimmers führte und schrie: „Hier ist sein Gemach! Hier muß er sein, der Schurke! Das heißt, wenn er uns nicht schon entwischt ist." Wem mochte dies gelten?

Starr wie eine Bildsäule ward Adolph, als sich die Thüre öffnete und mehrere Bewaffnete eintraten, an ihrer Spitze der Herr des Hauses, welcher wüthend auf ihn losstürmte, mit geballter Faust in sein Angesicht schlug und ihn mit den gräßlichsten Schimpfreden überhäufte. Die Schergen legten indeß dem Halbohnmächtigen schwere Ketten an und schleppten ihn, der sich keiner Schuld bewußt war, in einen fürchterlichen Kerker, ohne auf all' sein Bitten und Fragen auch nur eine Silbe zu erwidern.

Qualvoll verstrich ihm die Nacht; sie, die über Gute und Böse ihre sanften Fittige breitet, erschien dem Unglücklichen in ihrer ganzen schauervollen Gestalt. Endlich graute der Morgen. Der Gefangene hörte das Klirren der Kerkerschlüssel und im nächsten Augenblicke öffnet sich auch die eiserne Thüre. Ein Wärter bringt ihm Wasser und halbverschimmeltes Brot, bleibt da, bis er es genossen und gebietet dann, ihm zu folgen. Vor der Thüre harren sein zwei Bewaffnete und bringen ihn vor den Untersuchungsrichter. Dort sieht er auch seinen Ankläger. Er wird beschuldigt, seinem Herrn und Gönner einen goldenen mit Juwelen besetzten Becher entwendet zu haben. Jetzt erst erfährt er die Ursache seiner Verhaftung und betheuert bei Allem, was heilig ist, seine Unschuld.

„Was sagt Ihr dazu, edler Herr?“ fragt der Richter den Ankläger.

„Hm, eigentlich halte ich es meiner unwürdig, mich gegen den Bösewicht zu vertheidigen,“ brüstete sich sein Herr, indem er dem Armen den Rücken zuwendet, „damit es aber beim Volke nicht den Anschein hat, als wäre ich mit der Verurtheilung eines Unschuldigen einverstanden, so will ich meine frühere Aussage vor ihm wiederholen. — Wir waren beide im Wohnzimmer. Ich öffnete auf seine Bitte den Kasten, worin der Becher steht, der ihm schon längst in die Augen zu stechen schien. Er besah ihn auch mit lüsterner Miene, wie mir auch nicht entgangen ist. Nachdem er ihn lange genug betrachtet, verwahrte ich ihn wieder, vergaß aber unglückseliger Weise den Schlüssel abzuziehen. Darauf ging ich fort. Nach einer Stunde kam ich zurück; eine innere Unruhe trieb mich zu dem Kasten und — man denke sich meinen Schrecken! — weg war der Becher! Kein Mensch kommt sonst in das Zimmer; dieser junge Mensch ging zuletzt hinaus und schloß die Thüre ab — wer also, hochgeehrter Herr Stadtgerichtsrath, kann und muß anders der Thäter sein als Er!?“

„Ihr seid überwiesen,“ fing der Richter wieder an; „leugnet nicht ferner, es könnte Euch übel bekommen.“

„Nein, nein!“ donnerte plötzlich, im Innersten empört, Adolph. „Ihr lügt Alle zusammen! So wahr Gott Eure Lügen strafen wird, so wahr bin ich unschuldig.“

„Auf die Folter mit Ihm, die wird Ihn schon mürbe machen!“ donnerte der Richter.

So geschah es, und sie, die schon Tausenden ein Geständniß entrissen, brachte auch ihn zur Bejahung einer nicht begangenen Frevelthat; seine Standhaftigkeit wurde durch die Fülle der Qual besiegt und als er unter den höllischen Martern stöhnte: „Ja, ich habe den Becher gestohlen!“ erst da hörte die entsetzliche Pein auf. Die Richter brachen den Stab über ihn und bald graute der Morgen, der sein Haupt unter das Henkerbeil brachte.

Still und düster, gleich einem Trauerhause, war es in der sonst so freundlichen und heiteren Wohnung des Schulmeisters. Aber nicht nur sein Haus allein glich einer öden Stätte, sondern der ganze Ort. Die Gemeinde hing mit inniger Liebe an dem greisen Müller und bewies das aufrichtigste Mitleid für das unglückliche Opfer. Die arme Mutter hatte die Schreckenspost auf's Krankenlager geworfen. Der Schulmeister selbst faßte sich; er fand Trost in der Religion und in der Unschuld seines Sohnes.

„Stirbt er, so wird unschuldig Blut vergossen, das gen Himmel spricht und um Rache schreit!“ so lautete sein einziger Gedanke; noch mehr hoffte er aber auf Begnadigung — diese kam nicht, sie war nicht befürwortet worden.

Es war Montag Früh, als von der Gemeinde aus ein karavanenähnlicher Zug nach der Stadt wanderte, um der Hinrichtung beizuwohnen. Unter ihm war der alte Müller. In der Nähe der Stadt hörte man bereits das Armensünderglöcklein läuten — der tieferschütterte Greis sank zusammen; zwei Männer nahmen ihn in ihre Mitte.

Um das Gerichtshaus hatte sich eine zahllose Volksmasse versammelt. An den Stufen des Hauses stand ein Karren, auf dem zwei Henkersknechte saßen und ihr Schlachtopfer erwarteten. Es schlug sechs Uhr; da begann sich's im Innern des Gebäudes zu regen. Bewaffnete traten heraus, drängten die Volksmassen hinweg und führten den Missethäter vor.

„Mein Sohn! Mein Sohn!“ schrie im selben Augenblicke eine klagende Stimme und ein Mann mit eisgrauen Haaren wand sich mühsam durch die Menge, schleppte sich an den Karren hin und fiel dem Verurtheilten um den Hals.

Welch' ein herzerschütternder Anblick! Zum letzten Male umarmten sich Vater und Sohn!

„Ich sterbe unschuldig, mein Vater!" rief Adolph. „Lebe wohl und tröste die kranke Mutter! Im Jenseits finden wir uns wieder!"

Fester und inniger klammerte sich der schwache Greis an das für ihn auf immer verlorene Kind, mit dem er in den Tod zu gehen bereit schien. Endlich kam er einigermaßen zu sich, sah mit einem Blick voll namenlosen Schmerzes auf gegen Himmel und faltete die Hände zum Beten. Da näherte sich ihm der Geistliche, der den Unglücklichen auf dem letzten Gange begleitete. Müller wandte sich gegen ihn und erkannte in ihm ebenfalls einen alten Freund aus seiner Studienzeit.

„Ich, als Gefängnißseelsorger," begann dieser „war der Erste, der Richard Mittheilung machte von dem traurigen Ereigniß, das Dein Herz in so tiefen Kummer versetzte; ich will nun auch der Letzte sein und Deinen unglücklichen Sohn bis an die Pforten der Ewigkeit geleiten!"

Adolph's Antlitz trübte kein Kummer. Seiner Unschuld vollkommen bewußt, sah er ruhig dem Tode entgegen und unterhielt sich auf dem letzten Gange mit dem Geistlichen, grüßte auch bald diesen, bald jenen seiner ihm folgenden Freunde. Unter der hinten her strömenden Volsmenge aber blieb kein Auge thränenleer. Geliebt und geachtet von Allen, die ihn gekannt, fiel ihnen sein Verlust doppelt schwer. Wohl zweifelte Niemand an seiner Unschuld, aber die Strenge des Gerichts gebot Schweigen und Fügung in seine Befehle.

Der Karren war vor dem Schaffot angelangt; Adolph und der Geistliche stiegen herab, worauf Ersterer mit festem Fuße das Hochgericht betrat. Er verabschiedete sich von seinem Begleiter, warf noch einen Blick auf die Umstehenden und kniete nieder.

„Kurz und gut!" flüsterte er dem Scharfrichter zu, indem ein Lächeln auf seinen Lippen schwebte.

Der Henker ergriff das Schwert, hielt es hoch in der Luft, schwang es dann mit voller Kraft und — „Gnade! Gnade! Er ist unschuldig! Der Becher hat sich vorgefunden!" durchschallte es die Lüfte — in der Ferne sah man einen Reiter, in dessen Hand ein weißes Tuch flatterte — wehe! es war zu spät! Denn in demselben Momente, als das Wort „Gnade!" ertönte, flog das Haupt vom Rumpfe und hoch auf sprudelte der warme Lebensquell. (Bild Seite 145.)

Der fernstehende Vater hörte das Wort der Gnade, er blickte auf zu dem Sohne, den er gerettet glaubt — sieht sein Blut fließen — zittert — wankt und — stürzt leblos zu Boden.

Der vermißte Becher war wirklich in dem Augenblicke, als der Schuldlose zum Richtplatze fuhr, gefunden worden; er stand an seinem gewöhnlichen Platze, wohin ihn wahrscheinlich der wirkliche Thäter, gepeinigt von Gewissensbissen, wieder gebracht hatte. Wer aber die Entwendung beging, blieb für immer ein Räthsel, indeß munkelte man, es wäre der eigene Sohn des Besitzers gewesen.

Adolph's Leichnam wurde feierlich zur Erde bestattet; seinem Ankläger gebot das Gericht, auf strengen Befehl des Monarchen, der über diesen Vorfall auf's Tiefste erschüttert und empört war, der überlebenden Witwe einen Ersatz zu leisten — aber sie hatte es nicht mehr nöthig, denn schon nach wenigen Tagen unterlag sie der irdischen Qual und folgte den Vorangegangenen dahin, wo keine Thräne des Kummers quillt.

Sehfeld, der Goldmacher von Rodaun.

Es war eines schönen Tages in dem Badehause des bei Wien gelegenen Ortes Rodaun (Bild Seite 153) ein Mann erschienen von mittleren Jahren, ernstem stattlichem Aussehen und vornehmer Haltung. Er frug den Badhausbesitzer Friedrich, ob er Quartier im Hause haben könne und dieser, der das ziemlich geräumige Gebäude den größten Theil des Jahres hindurch allein mit seiner Frau und drei Töchtern bewohnte, beeilte sich dem Gaste das Gewünschte zu bieten.

Der Fremde wählte zwei Zimmer und eine Küche mit offenem Herde und quartierte sich daselbst ein. Bald entspann sich zwischen ihm und der Familie des Bademeisters ein freundschaftliches Verhältniß und der Miethsmann erklärte endlich, daß es ihm in dem wohleingerichteten, nur wenige Wochen im Jahre von fremden Gästen besuchten Hause so wohl gefiele, daß er fortan in demselben zu bleiben gedenke!

Zuweilen schloß sich der Fremde, der sich dem Wirthe gegenüber Franz Sehfeld genannt und als geborener Ober-Oesterreicher bekannt hatte, in seine Wohnung ein und, wenn er dies that, strömte allzeit dichter Rauch aus dem Schornsteine der Küche, die zu seinem Quartier gehörte. Der Badewirth, seine Frau und seine Töchter steckten da freilich neugierig die Köpfe zusammen und frugen sich, was ihr Hausgenosse da triebe, aber sie kamen zu keinem Resultate.

„Gevatter Friedrich," sagte eines Abends Sehfeld, als er mit dem Wirthe plaudernd im Garten saß, nach einigem Ueberlegen, „wollt Ihr reich werden und viel — viel Geld verdienen?"

„Himmel, wer wollte das nicht?" lautete die rasche Antwort. „Geld schadet nie im Hause, sonderlich, wenn man so wie ich, drei Töchter besitzt, die jede eine Aussteuer haben will."

„Richtig," bestätigte Sehfeld. „Nun, ich will Euch, wenn Ihr treu zu mir halten wollt, die Mittel an die Hand geben, ein gar ansehnliches Häuflein Goldstücke in Eurem Kasten zu sammeln, um das Euch mancher als wohlhabend geltende Wiener Bürger beneiden sollte."

„Wie? Ihr könntet das?" rief Friedrich erfreut.

Sehfeld griff in die Tasche und brachte einen nußgroßen Klumpen gelben Metalls zum Vorscheine, den er dem Badebesitzer übergab und ihn in gleichmüthigem Tone fragte: „Kennt Ihr das?"

Friedrich drehte das blanke Metall um und um vor seinen Augen; dann sagte er: „Wahrhaftig — wenn ich meinen Augen trauen darf — so ist's Gold!"

„Richtig, noch dazu feines Gold, Ihr habt's errathen," sprach Sehfeld, zufrieden mit dem Kopfe nickend, „wißt Ihr aber auch, woher ich's habe?" Dann wies er auf den Theil des Hauses, in dem seine Wohnung lag und sagte ruhig: „Ich hab's selber gemacht, dort, in der Küche, die ich von Euch gemiethet habe!"

Friedrich starrte den Sprechenden mit offenem Munde und weitaufgerissenen Augen an.

„Seid Ihr ein — ein — Adept — ein Alchimist?" stotterte er.

„Hört mich an, Gevatter Friedrich," sprach Sehfeld nun ernsten Tones, dabei den Kopf stolz in den Nacken werfend. „Ihr sollt erfahren, wer ich bin, woher ich mein Wissen habe, und daß die Leute blind und thöricht sind, die da spotten über die göttliche Kunst der Alchimie. Freilich nicht Jeden läßt sie Einblick thun in ihre Geheimnisse; nur ein Einziger in jedem Menschenalter, nur

drei in einem Jahrhunderte, die Einer von dem Andern die große Kunst ererbten, sind es, welche es vermögen, unedles Metall in das reinste Gold zu verwandeln. Wir kennen von diesen Männern nur die Namen Setonius, Philaletha, Wagnereck, Laskaris. Ich bin der Letzte, der Jüngste, jetzt der — Einzige!"

Seyfeld hielt einen Moment inne. Friedrich's Augen hingen voll Gier an seinen Lippen.

„Alle diese Männer," fuhr Seyfeld dann fort, „hatten ob ihrer Wundermacht zahllose Verfolgungen von den Großen und Mächtigen zu leiden, die sich ihrer versichern wollten, um sie als unerschöpfliche Goldquellen auszunützen. Harte Haft, die Martern der Folter drohten diesen Auserlesenen und um ihres Lebens zu wahren, mußten sie stets im Verborgenen bleiben, als Fremdlinge von Land zu Land ziehen. Aber der Drang erstarb nicht in ihnen, der Welt Kunde zu geben von ihrer Kunst, und Hunderte von Zeugnissen unparteiischer, über jeden Zweifel erhabener Personen, welche das hohe Werk der Transmutation – wie wir die Verwandlung unedler Metalle in Gold nennen — mit eigenen Augen gesehen, beweisen es, daß alle jene Spötter und Verächter der Alchimie, welche in ihr nur das Werk von Wahnwitzigen erblicken, selbst im thörichtesten Wahn schweben. Die großen Meister der Alchimie benützten auch andere Menschen, der Welt ihre Macht zu zeigen. Sie schenkten an Einzelne kleine Dosen des wunderbaren Pulvers, welches die Verwandlung der Metalle bewerkstelligte. Die glücklichen Besitzer aber verwendeten das reiche Geschenk nicht, um sich ein behaglich ruhiges Leben zu verschaffen; nein, die Eitelkeit bewog sie, selbst als Goldmacher aufzutreten, und als die echte Tinctur, die sie von den großen Weisen geschenkt erhalten, zu Ende war, da benützten sie den Glauben, den ihnen diese erworben, um zu Betrügern zu werden und durch falsche Kunststücke ihren Ruf als Adepten (Goldmacher) zu erhalten. Die meisten endeten schlimm. Bragadino, Georg Honauer, Cajetan Ruggieri starben an mit Flittergold besetzten Galgen, Beuther tödtete sich im Gefängnisse, Klettenberg wurde auf dem Königsteine in Sachsen enthauptet. Das waren Betrüger, die mit dem, was ihnen edle Herzen geschenkt, Mißbrauch trieben; die Männer aber, die ich Euch vordem genannt, das waren Meister und ich bin es, der ihr Wissen geerbt hat!"

Der Bademeister war nahe daran, vor dem Fremden in die Knie zu sinken. Seyfeld wurde wieder, wie er gewöhnlich war, freundlich und harmlos und beruhigte die Aufregung seines Hauswirthes.

„Ich habe nicht viel Gold vorräthig," sagte er. „Morgen will ich welches in Eurer Gegenwart machen und Ihr sollt es dann in die Münze tragen. Es versteht sich von selbst, daß Ihr über Alles das tiefste Stillschweigen beobachten müßt, denn auch ich bin nicht geschützt vor Verfolgung, wenn mein Geheimniß offenkundig würde! Dann müßte ich fliehen, mehr zu Eurem als zu meinem Schaden!"

„Ich schwöre Euch hoch und theuer, bei Allem was mir heilig ist, daß ich stumm sein will, wie das Grab!" betheuerte der Bademeister.

Die Nacht brach ein. Nachdem man im Familienkreise das Abendmahl eingenommen, begab man sich zur Ruhe. Der Bademeister schloß kein Auge, ruhelos wälzte er sich auf seinem Lager, das Geheimniß drückte ihn wie eine Centnerlast. Seine Frau frug ihn, ob er unwohl wäre, was ihm den Schlaf raubte, sie drang mit zärtlichen Worten in ihn, ihr mitzutheilen, ob ihnen Nachtheil drohe — zuletzt kam es zu Thränen — genug, am Morgen war auch sie im Besitze seines Geheimnisses. Im Jubel ihres Herzens machte sie natürlich auch ihre Töchter zu Vertrauten ihres Glückes.

„Meinethalben," sagte Seyfeld lächelnd, als ihm Friedrich reuig gestand, was er gethan; „Eure Familie mag wissen, was ich vermag, ja sie soll Zeugin

sein, wie ich die Verwandlung vornehme. Aber in Eurem Kreise bleibe das Geheimniß, sonst bricht das Unheil über uns Alle herein."

Der Bademeister, seine Frau und seine drei Töchter schwuren strengste Geheimhaltung und Sehfeld schien sich damit zu begnügen. Um die zehnte Stunde führte er alle in seine Küche; er schüttete Kohlen auf den Herd, in dessen Mitte er einen Tiegel stellte, in den er ein Pfund gewöhnlichen Zinnes legte. Dann setzte er die Kohlen in Brand und als das Zinn geschmolzen war, nahm er aus einer Dose, die er bisher im Busen verborgen getragen, mit den Fingerspitzen eine Prise rothen Pulvers, das er auf das geschmolzene Zinn streute.

Da erhob sich über dem Metall ein handhoher Schaum, der in allerlei Farben spielte. Die Masse arbeitete so eine Viertelstunde lang; dann setzte sich der Schaum und als Sehfeld nun den Inhalt des Tiegels auf den Boden leerte, war das Zinn verwandelt in helles, rothes — Gold.

Der Badewirth und seine Familie sahen dem Experimente starr vor Staunen zu; dann umarmten und küßten sie sich und den Wundermann, so daß er Mühe hatte sich ihrer Liebkosungen zu erwehren.

Am selben Nachmittage fuhr noch der Bademeister nach Wien und begab sich dort in die Münze (damals im Stadtgraben bei der Wasserkunst- spätere Coburg-Bastei gelegen), um das Gold zu verkaufen. Der Münzwardein (vom altdeutschen „warden", das heißt den Werth bestimmen) prüfte es, erkannte es für das feinste Gold und bezahlte auch darnach.

Jubelnd kam Friedrich, alle Taschen voll blanker Kremnitzer, nach Hause. Sehfeld schenkte ihm einen ziemlichen Antheil des mitgebrachten Geldes und gebot nochmals Stillschweigen.

Die Frau und die Töchter des Badinhabers fielen bald auf durch den Putz, den sie auf einmal entwickelten; auch der Bademeister that gewaltig dick, trug zwei Uhren mit faustgroßen Breloques, stolzirte in Seidenröcken und Schuhen mit goldenen Schnallen herum, kurz Alles wies darauf hin, daß sich über Meister Friedrich's Haus ein goldener Regen ergossen haben mußte.

Man rieth hin und her, ohne das Rechte zu finden, denn die Familie Friedrich war bisher klug genug gewesen, ihr Geheimniß zu hüten; aber dasselbe lastete darum noch schwerer, besonders auf den Herzen des weiblichen Theils der Familie und zuletzt wurde eine vertraute Freundin in's Vertrauen gezogen, nachdem sie vorher geschworen, nichts weiter zu sagen.

Die Freundin schwur natürlich, um sich, nachdem sie das Geheimniß kannte, von einer andern Freundin, der sie es zuflüsterte, wieder das strengste Schweigen schwören zu lassen. Und so ging's fort und fort, bis ganz Rodaun sich's erzählte: „Im Badhaus wohnt ein Goldmacher!"

Zuletzt erfuhr auch die Ortsobrigkeit davon, und nun traten die Weisen zusammen und überlegten, ob man den „Satansjünger" nicht von Gerichtswegen festnehmen sollte. Ehe sie aber noch einen festen Entschluß gefaßt hatten, war Sehfeld von der ihm drohenden Gefahr in Kenntniß gesetzt worden. Er machte dem Bademeister und seiner Familie ernste Vorwürfe ob ihrer Schwatzhaftigkeit und erklärte nicht übel Lust zu haben, ins Weite zu gehen und sie ihrem Schicksale zu überlassen.

Indessen schien es, daß Sehfeld sich ziemlich wohl in Rodaun fühlte, denn er verzieh den Schuldigen und sagte: „Ich will's versuchen, einen Ausweg zu finden."

Am nächsten Tage fuhr er nach Wien, um einige Tage daselbst zu bleiben. Als er heim kam zeigte er seinen Hausgenossen lachend ein Document, welches das kaiserliche Siegel und die Unterschrift des Kaisers Franz I., des Gemahls der großen Kaiserin Maria Theresia, trug.

„Nun bin ich sicher," sagte er, „ich habe mir von dem gütigen Kaiser, der selbst ein Schätzer der großen Kunst ist, die Erlaubniß erwirkt, aus den Landesproducten kostbare chemische Farben zur Versendung in das Ausland erzeugen zu dürfen. Ich zahle dafür jährlich dreißigtausend Gulden, nun aber darf mich Niemand mehr in meinen Experimenten (Versuchen) stören."

Vergnügt und sorglos widmete er sich nun seinem Geschäfte und machte wöchentlich zweimal Gold, jedesmal in Gegenwart Friedrich's und seiner Familie, die ihm dabei behilflich waren.

Die beiden Mädchen hatten dem Verwandlungsprocesse so oft beigewohnt, daß sie meinten, ihn ebenso gut veranlassen zu können, wenn sie nur Sehfeld's Pulver besäßen. Sie baten daher denselben, als er das nächste Mal nach Wien sich begeben wollte, um etwas von seinem Pulver, unter dem Vorwande, daß es ihnen als Arzenei dienen sollte, wenn Jemand während seiner Abwesenheit erkrankte.

Der Adept schien ihnen Glauben zu schenken und gab ihnen etwas. Kaum war er aber fort, so machten sich die beiden Mädchen hurtig an die Probe, ließen Zinn im Tiegel schmelzen, streuten von dem empfangenen rothen Pulver darauf — dieses blieb jedoch liegen, ohne einzugehen und machte keinen Schaum, kein Gold.

Sie merkten nun wohl, daß er sie zum Besten gehalten und ihnen, wohl in Voraussicht dessen, wozu sie in Wahrheit das Pulver verlangten, nicht von dem echten gegeben; sie räumten, um nicht ausgelacht zu werden, Alles, was ihnen zu ihrem mißglückten Versuche gedient hatte, bei Seite, Sehfeld errieth jedoch bei seinem Heimkommen, was geschehen und stellte sie lachend zur Rede.

Halb ärgerlich, halb lachend gestehen die Mädchen endlich, was sie gethan, und schalten Sehfeld, daß er den Schalk gespielt habe.

„Das Pulver war gut," sagte der Adept, „Ihr müßt's nur nicht recht angefangen haben. Ist Euch davon noch Etwas übrig geblieben?"

Beide bejahten.

„Nun laßt es sehen."

Sie gaben es ihm. Er betrachtete flüchtig den Rest und gab ihn wieder zurück.

„Setzt den Tiegel nur immer wieder an's Feuer," sagte er dann, sich in die anstoßende Stube begebend, „und laßt das Zinn schmelzen."

Die Mädchen gehorchten, während Sehfeld die Stube nicht mehr verließ. Sie warfen das Pulver auf das geschmolzene Zinn, dieses schäumte auf und in einer Viertelstunde war die Transmutation beendet.

Von nun an glaubten die Mädchen fest daran, daß der Erfolg mehr von Sehfeld's Willkür als von der Kraft des Pulvers abhänge und das war es wohl, was der Adept beabsichtigte, als er, wie leicht zu errathen ist, das falsche Pulver mit dem echten vertauschte.

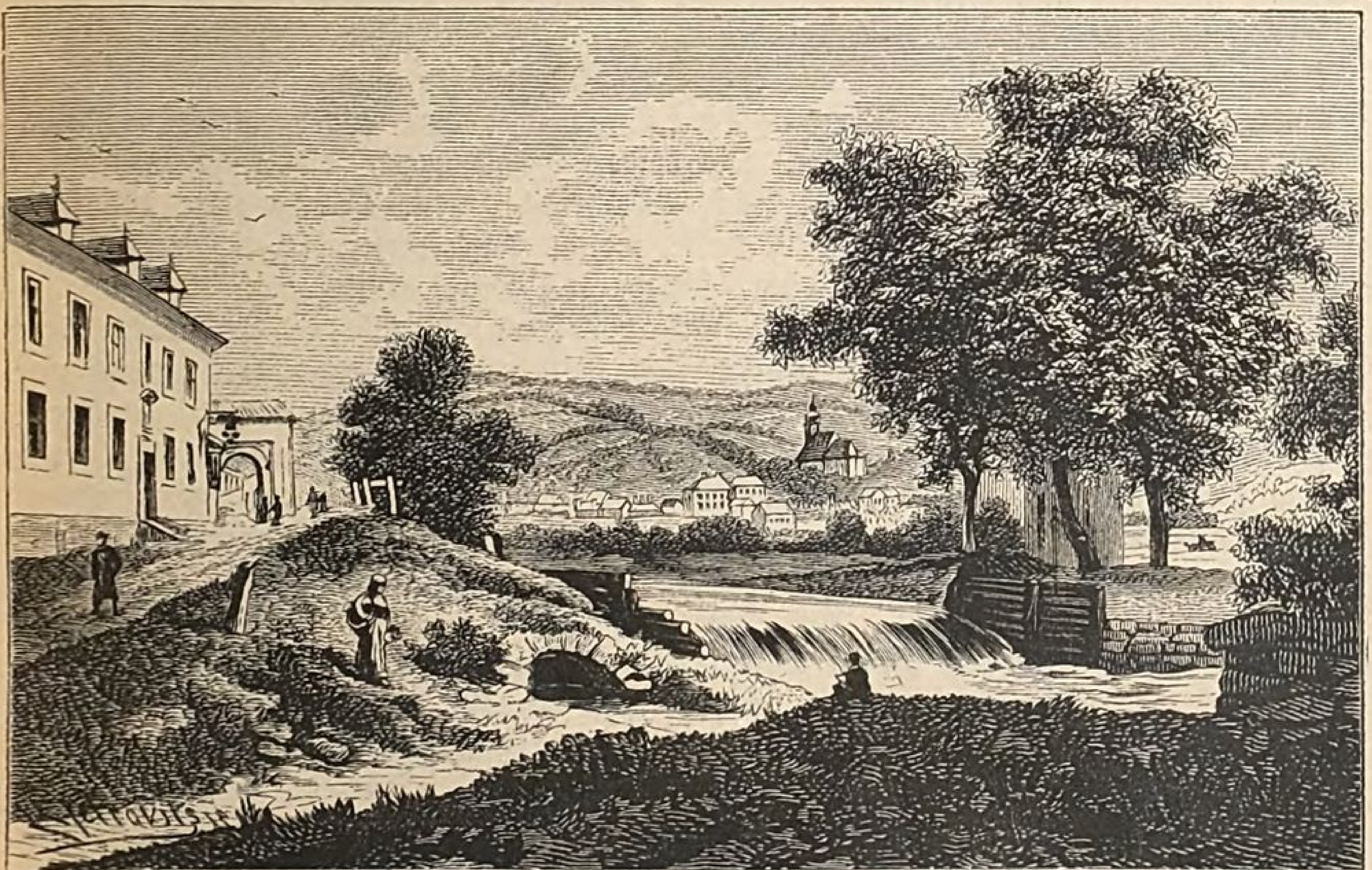
Mehrere Monate lebte Sehfeld in ungetrübter Ruhe und bezahlte pünktlich seine Raten auf die Summe, die er für das vom Kaiser empfangene Protectorium (Schutzamt) zu entrichten hatte. Aber die Menge Goldes, welche sowohl an die Münze als an Juden verkauft wurde, erregte immer mehr und mehr Aufsehen; man forschte nach dem Ursprunge desselben und fand in kurzer Zeit die richtige Fährte.

Es wurde nun die Kaiserin Maria Theresia davon verständigt, womit Sehfeld's Schicksal so ziemlich entschieden war. Unter der Angabe, er hätte früherhin manche Leute mit falschen Goldprocessen getäuscht, wurde beschlossen, ihn festnehmen zu lassen. Das Badehaus in Rodaun wurde in stiller Nacht von einem Commando der Rumor- (damalige Polizei-) Wache umstellt, der Anführer mit einigen Rumorknechten (Polizeisoldaten) drang gewaltsam in das Haus, sie be-

mächtigten sich Sehfeld's und brachten ihn in einen verschlossenen Wagen, der ihn nach Wien überführte. Nach Aussage des Bademeisters und seiner Familie hatte Sehfeld, als er weggeschleppt wurde, acht Pfund Gold bei sich; diese blieben verschwunden.

Der unglückliche Adept wurde in Wien scharf verhört, mit den härtesten Strafen bedroht, ja am Ende unbarmherzig gegeißelt, um die Entdeckung seines Geheimnisses zu erpressen. Er gestand, daß er im Besitze der Macht sei, unedle Metalle in Gold zu verwandeln, daß er aber die Art und Weise nicht entdecken würde, auch wenn man ihm das Leben nähme.

Das Aergerniß war ziemlich öffentlich geworden; verurtheilen konnte man Sehfeld nicht, man machte also kurzen Proceß mit ihm und schickte ihn nach der Festung Temesvar. Dort commandirte General Franz Baron Engelshofen, der den Gefangenen bald näher kennen lernte. Er ließ ihn äußerst milde behandeln,



Das Badhaus in Rodaun bei Wien; Aufenthalt des Alchimisten Sehfeld. (Seite 149 und 151.)

ja, als er nach einem Jahre Gelegenheit fand, der Kaiserin persönlich aufzuwarten, da stellte er ihr in warmen Worten vor, daß der Mann unschuldig leide.

Maria Theresia achtete nicht darauf und wollte nur dann an Sehfeld's Rechtlichkeit glauben, wenn er sein Geheimniß enthüllte; dagegen erfuhr nun Kaiser Franz I., der Gemahl der großen Kaiserin, dem Fortgange des Sehfeld'schen Processes folgend, so viel von diesem Manne, den er bisher für einen Farbenfabrikanten gehalten, daß seine ganze Theilnahme für denselben rege wurde.

Bekanntlich war Kaiser Franz selbst ein großer Verehrer der Alchimie und physikalischer Versuche, vornehmlich im Verein mit seinem Mitarbeiter, dem gelehrten Jesuiten Joseph Franz, so daß beide es versuchten, mehrere kleinere Diamanten in einen großen zusammen zu schmelzen (Bild Seite 161). Um sich nun über den seltsamen Adepten Aufschlüsse zu verschaffen, ließ der Kaiser gelegentlich einer Schweinsjagd in Rodaun den Bademeister Friedrich vor sich rufen und forderte ihn auf, ihm die ganze Geschichte mit Sehfeld offen und rückhaltslos zu erzählen.

Dies that nun Friedrich freimüthig und furchtlos, wie er und seine Familie die Metallverwandlung oft genug mit angesehen hätten, so daß nicht zu zweifeln sei, daß Seyfeld die große Kunst verstände.

„Hm," meinte der Kaiser Franz, als Friedrich mit seiner Erzählung zu Ende war, „man hat sich doch wohl betrügen lassen und Alles, was Ihm der Seyfeld vormachte, war wohl nichts weiter als eine geschickte Gaukelei?"

„Aber das Gold war echt, Eure Majestät!" entgegnete Friedrich, die Rechte wie zum Schwure erhebend. „Und wenn der liebe Gott vom Himmel käme und spräche: Friedrich, Du weißt, Seyfeld kann kein Gold machen — so wollte ich antworten: Du lieber Gott! es ist doch gleichwohl wahr; ich bin davon so überzeugt, als Du mich erschaffen hast!"

Nach Friedrich's Aussagen und anderen Erkundigungen wendete der Kaiser seinen ganzen Einfluß an, um seine Gemahlin zu bewegen, den Gefangenen ihm zu überlassen. Maria Theresia gab ihre Zustimmung, Seyfeld wurde von der Festung entlassen und scheinbar in Freiheit gesetzt; — scheinbar, denn er hatte zwei Officiere zu seiner Begleitung, die ihn niemals verließen.

Kaiser Franz erwartete nun, daß Seyfeld, sobald er sich wieder in Freiheit wußte, abermals an die Bereitung der „Tinctur" gehen würde, welche die wunderbare Verwandlung hervorbrachte. Die beiden Gesellschafter sollten ihn beobachten und von Allem, was er that, dem Kaiser Nachricht geben. Man wählte auf diese Posten zwei Lothringer aus guter Familie, welche dem Kaiser Franz von Kindheit an ergeben waren und von seiner Gnade ihr Glück erwarteten.

Seyfeld schien sich ganz wohl und behaglich zu fühlen; er machte mit seinen Begleitern öfters kleine Lustreisen und stellte in der Zwischenzeit interessante chemische Versuche an, deren Beschreibung dem Kaiser viel Vergnügen gewährte.

Um so überraschender war die Nachricht, daß Seyfeld mitsammt seinen beiden Begleitern von einem Ausfluge, den sie vor mehreren Tagen unternommen, nicht zurückgekehrt waren. Als man Verdacht schöpfte, daß dieses Verschwinden eine Flucht sei, war es zu spät. Man forschte in England, in der Schweiz, in Holland — umsonst, es gelang nicht, ihre Spur zu finden — der Goldmacher von Rodaun und seine beiden Hüter blieben verschwunden.

Dieses spurlose Verschwinden wurde schon damals in Wien, in allen Kreisen der Gesellschaft als Beweis betrachtet, daß Seyfeld die Kunst, die man ihm zuschrieb, wirklich besessen habe. Es mag nicht leicht gewesen sein, die beiden Officiere ihrer Diensttreue zu entfremden und sie zu bewegen, daß sie ihre Stellung, ihre Aussichten für die Zukunft, alle ihre Familienbande, ja — als Deserteurs — selbst die Ehre ihres Namens opferten! Er muß sie überzeugt haben, daß er sie für Alles das, was sie hingeben, entschädigen könne und er muß sie wirklich entschädigt und befriedigt haben, sonst hätte der Eine oder der Andere sicherlich Lärm geschlagen und man würde Etwas von ihnen erfahren haben.

Bei Seyfeld's Verhaftung waren seine Sachen in Rodaun in den Händen der Familie Friedrich geblieben. Einer der geachtetsten Chemiker und Technologen jener Zeit, Heinrich Gottlob von Justi, suchte die Familie auf, als der Bademeister selbst schon gestorben war. Aber die Frau und ihre Töchter erzählten ihm Alles so, wie es vorstehend wiedergegeben ist. Unter dem Nachlasse Seyfeld's fand Justi eine zwölf Pfund schwere Stufe Kupfer-Lasur (leicht übermalt mit durchsichtiger Farbe) mit Gelf (Zinnkies) eingesprengt und die Frauen legten gar hohen Werth auf dies Stück, welches sie als das Material betrachteten, aus dem der Adept seine Goldtinctur bereitet habe.

Wenn nun Seyfeld zu seinem Schaden der Familie des Bademeisters so viel vertraut hatte, so weit war er doch nicht gegangen, sie mit der Bereitung der Tinctur bekannt zu machen. Er schien im Gegentheile die erwähnte Stufe,

die mit ihrem goldgetüpfelten Blau einen schönen Anblick gewährte, als Ableiter für die weibliche Neugierde benützt zu haben.

Sehfeld hat die Lehre, die er in Rodaun empfangen, zur Richtschnur genommen — er hielt sich in der Folge weislich verborgen. Indessen verschwand er nicht ganz und gab in den nächsten Jahren noch zweimal deutliche Proben seiner Kunst, die jedoch erst später allgemein bekannt wurden. Er war zuerst nach Amsterdam gegangen, wo er sich niederließ und Freundschaft mit einem in gleicher Kunst wie er bewanderten Juden, Namens Benjamin Jesse schloß; es lebten ferner daselbst noch die Adepten Abraham Jesse und Salomon Teelsu. Eine eintretende unliebsame Katastrophe trieb Benjamin nach Hamburg, Abraham und Teelsu nach der Schweiz.

Sehfeld begab sich nun, doch unter anderem Namen, nach Deutschland. In einer Apotheke zu Amsterdam stand ein Provisor, Namens Hurter aus Schaffhausen (aus der renommirten Gelehrten-Familie dieses Namens), welcher Sehfeld kennen lernte und durch ihn auch dessen jüdische Freunde. Der junge Hurter war mit Leib und Seele bei chemischen Processen und sein Eifer, mehr und mehr zu lernen, gewann demselben die Neigung jener Freunde. Diese eröffneten ihm, daß sie ihn mancherlei Geheimnisse lehren wollten, wenn er ihnen in seinem Vaterlande Aufnahme und stilles Asyl bereiten könne. Dieses versprach Hurter und reiste mit jenen drei Juden in seine Heimat zu derselben Zeit, in welcher Sehfeld nach Deutschland ging.

Sehfeld wandte sich nach Halle in Sachsen, wo bereits die großartige unter dem Namen des Halle'schen Waisenhauses bestehende Stiftung des hochberühmten Hermann Franke in höchster Blüthe sich befand, palastähnliche Häuser, Schulen, Speisehäuser, Feld- und Garten-Oekonomie, Druckerei, Bibliothek, Naturalien- und Kunstsammlung, eine Buchhandlung besaß und deren Apotheke die besteingerichtetste und begehrteste der Stadt war. In dieser Apotheke stand ein Gehilfe, Namens Reussing, den oft ein Fremder besuchte, stets eine Kleinigkeit kaufte und sich vorzüglich gern mit dem Gehilfen über chemische Arbeiten unterhielt.

Eines Sonntags, unter der Kirche, einer Zeit, in welcher insgemein das Apothekergeschäft minder lebhaft ist, saß Reussing in das Lesen eines alchimistischen Buches vertieft; es war das wunderbare Rosarium philosophorum (philosophischer Rosenkranz), als der Fremde wiederkam und über dieses Buch mit Reussing sprach. Letzterer beklagte dessen dunkle mystische Sprache, die er nicht vollkommen fasse. Der Fremde nahm den Autor in Schutz, erklärte manche dunkle Stelle und lud Reussing ein, ihn zu besuchen, wenn er Ausgehetag habe. Dies war schon am Nachmittag desselben Sonntags der Fall und Reussing suchte den Fremden in dessen Wohnung beim Sägeschmied Weyer in der Clausstraße auf.

Die Stube des Fremden war ein völliges Laboratorium und unter anderen Geräthen stand eine schöngearbeitete Büchse von Elfenbein auf dem Tische, welche Reussing hob und sie außerordentlich schwer fand. Sie enthielt ein purpurrothes Pulver. Lächelnd sprach der Fremde: „Hier habe ich ein Präparat (Zubereitung), welches in Ihrem Laboratorium chemisch zu prüfen ich Sie bitten will."

Mit einem goldenen Löffelchen, nicht viel größer als ein Ohrlöffelchen, entnimmt der Fremde eine geringe Quantität des Pulvers, was Reussing zu der Bemerkung veranlaßt, mit einer solchen Kleinigkeit lasse sich kein Versuch anstellen. Aber der Fremde entgegnet: „Es ist noch viel zu viel!" schüttet fast Alles wieder in die Büchse und wischt nur die im Löffelchen hängenden Stäubchen mit etwas Baumwolle ab, wickelt diese in Papier und giebt sie dem staunenden Reussing mit dem Bemerken, er möge Silber schmelzen, das Papier auf das Geschmolzene werfen und letzteres dann ausgießen.

Ungläubig geht Reussing nach Hause, entzündet noch denselben Abend ein Feuer im Laboratorium und macht den Versuch, mit einem dritthalb Loth schweren silbernen Löffel. Das geschmolzene Silber wallt auf, sowie das Papier auf demselben sammt der Baumwolle zu Asche brennt, schäumt, wirft purpurrothe und herrlich in den Farben des Regenbogens spielende Blasen, bis es sich wieder beruhigt, mit hellem Spiegel treibt und Reussing es ausgießt. Er findet, daß das Metall gelb ist.

Am andern Morgen ist Reussing zeitlich genug im Laboratorium, prüft das Metall und findet, da keine Säure, außer dem Königswasser (Salpeter- und Salzsäure-Mischung) den Strich desselben auflöst, daß er eine drei Loth schwere Barre des feinsten Goldes in Händen hat. Jetzt thut es ihm leid von diesem edlen Pulver nicht mehr zu haben, er eilt nach der Wohnung des Fremden, in der er aber nichts findet, als den Geldbetrag, der genau zur Bezahlung der Hausmiethe langte, auf den Tisch gezählt, zerbrochene Gläser und Kohlenreste. Der Fremde war auf und davon — es war Sehfeld gewesen.

Reussing eilte zum Goldarbeiter Lemmerich in der Ulrichstraße und zeigte diesem sein Metall. Derselbe erklärte es für das feinste Gold, das ihm je vor die Augen gekommen, erkannte es als chemisches Gold an und zahlte dafür sechsunddreißig Reichsthaler.

Sehfeld hielt sich in Deutschland nicht für sicher. Der Arm des Kaisers Franz reichte weit, und so wandte er sich in die Schweiz zu seinen Freunden, die bei Schaffhausen ein Landhaus bewohnten, wo sie glücklich lebten und wo nicht selten Genossen der großen Kunst aus- und eingingen. Dort war es, wo viele Besuche eintrafen, die später ernstlichst versicherten, wie sie sich überzeugt hätten, daß es noch Dinge gäbe, von denen sich der menschliche Verstand nichts träumen lasse — will sagen der Verstand gewöhnlicher Menschen.

Reussing, ein nach gleichzeitigen Zeugnissen allen Glauben verdienender Mann, später Apotheker zu Löbesan im Saalkreise und Schwiegersohn des Kriegs- und Domänenrathes Doctor v. Leysser, Berg- und Salinendirectors des Saalkreises, ein besonders von dem berühmten Botaniker Linné hochgeschätzter Mann, erzählte die vorerwähnte wahrhafte Transmutationsgeschichte vielfach in den verschiedensten Kreisen.

Weiter aber hörte man nichts mehr von dem — Goldmacher von Rodaun.

Die erste Industrie-Ausstellung.

Wenn ein furchtbarer Orkan über die Gefilde dahin braust, Bäume knickt und entwurzelt, die Wogen bis zum Grunde aufwühlt und mit Macht gegen das Gestade schleudert, die Schleusen der verderbenschwangeren Wetterwolken öffnet und ihre Güsse herniederströmen läßt — dann ändert sich im Aussehen der friedlichen Landschaft gar viel. Wo früher sanft ansteigende, mit Rasen bekleidete Hügelrücken waren, hat die Wucht der wilden Wässer eine klaffende Rinne gerissen; wo zwischen blühenden Sträuchern sich ein schattiger Graben hinzog, da thürmen sich angeschwemmte Steinmassen und Schutt übereinander; die Wiese ist zum Trümmerfeld, das Gebüsch zum Brachfeld, der Wald zu einem Wirrniß zersplitterter Stämme, der friedliche Bach zum reißenden Fluß, die trockene Straße zum tosenden Wildbach geworden.

Selbst dann, wenn sich die Wasser wieder verlaufen und die dunkeln Wolken wieder zertheilt haben, blickt die Sonne auf ein wesentlich verändertes Bild herab und die fleißige Menschenhand kann nicht Alles auf jenen Punkt zurückführen, der vor dem Ausbruch des Unwetters herrschte. Neue Verhältnisse und Formationen haben sich gebildet, welchen Rechnung getragen werden muß und in deren kluger Ausnützung man das Zerstörte — wenn auch in anderer Form — ersetzen kann.

Wer den großen gewaltigen Gang der menschlichen Entwicklung versinnbildlichen will, wird stets zu Gleichnissen aus dem Gebiete der Naturkräfte gedrängt. Auch die menschliche Gesellschaft wird von Stürmen heimgesucht, welche das Bestehende vernichten und scheinbar nur ein Chaos hinterlassen, aber in diesem liegen schon die Keime zu neuen Bildungen und Formen, welche aus Unverstand mißachtet, aus Selbstsucht mißbraucht, schließlich denn doch nichts Anderes sind, als Stufen in dem mühsamen, nie rastenden Entwicklungsgange der Menschheit.

Eine der gewaltigsten dieser Erschütterungen war unleugbar die große französische Revolution. Man kann ihre Ausschreitungen und Greuel verdammen und wird doch zugeben müssen, daß jeder politische und sociale Fortschritt, dessen wir uns seit ihren Tagen rühmen können, dem Boden entsprossen ist, den sie bestellt und gedüngt hat.

Daß die Völker sich als eine Vereinigung gleichberechtigter und selbstbewußter Individuen fühlen und — wenn auch hie und da etwas widerwillig — als solche behandelt und geachtet werden, ist das Werk der französischen Revolution von 1789 — welches Datum man vorsichtig von den späteren Greueljahren trennen sollte, deren Schuld nicht allein auf die Bewegungs-Partei, sondern auch auf die Unaufrichtigkeit, Halbheit und Schwäche Jener zurückfällt, welchen es an Muth und Kraft fehlte, dem brausenden Strom des Volkswillens sich zu beugen und ihn zu leiten, indem man ihm folgt, die aber stets Lust bezeigten, ihn mit kindischen Dämmen einzuschränken und in das alte schmale Bett zurückzudrängen.

Ach! dieses vergebliche Bemühen ist so alt wie die Weltgeschichte — schon Pharao wollte nichts Anderes, als dem gewaltigen Zug eines ganzen Volkes seinen zur Gewohnheit gewordenen schrankenlosen Willen entgegensetzen und ward dafür vom rothen Meer verschlungen. Und über alle seine Nachahmer sind die Wogen der Zeitereignisse mit eben so unerbittlicher Gewalt hinweggegangen — ohne daß Jemand daraus eine Lehre gezogen hätte.

Nach dem Sturze der Schreckensherrschaft boten die öffentlichen Zustände von Paris — das damals in noch höherem Maße ganz Frankreich repräsentirte als heutzutage — vollkommen das Bild eines Trümmerfeldes, über welches ein verheerender Sturm dahingebraust war. Die bevorrechteten Classen waren durch die gesetzlichen Maßregeln des Convents (Reichsversammlung) in ihrer Macht gebrochen, unter der Guillotine gestorben, oder sie lebten in der Verbannung. Nur Wenige daraus fanden, als die Verbannungsdecrete aufgehoben und Amnestien für die Emigrirten (Ausgewanderten) erlassen wurden, das Vaterlandsgefühl so lebhaft in sich, um unter Umständen in die Heimat zurückzukehren, die den gewohnten Ansprüchen so wenig Rechnung trugen. Die als Nationaleigenthum eingezogenen Güter waren längst in anderen Händen, wanderten bei der Unsicherheit der wirthschaftlichen Verhältnisse noch immer von einem Besitzer an den andern — nur daran war nicht zu denken, daß sie jemals wieder an ihre ursprünglichen hochadeligen Eigenthümer zurückkommen würden. Wer es also nicht vorzog, als Pensionär der emigrirten französischen Prinzen in deren Gefolge ein müßiges Leben zu führen, sondern von der Amnestie Gebrauch machte, sah sich in die Nothwendigkeit versetzt, auf irgend eine, oft mit dem stolzklingenden Namen und

dem farbenprächtigen Wappenschild gar nicht in Einklang stehende Art den Lebensunterhalt erwerben zu müssen.

Da gab es Commis und Agenten mit hochfürstlichen Namen, Grafen und Marquis, die als Lehrer von Sprachen, im Tanzen, Reiten oder Fechten sich ihr Brot verdienen mußten; ja stolze Herren, deren Ahnen mit Ludwig dem Frommen in's heilige Land gezogen waren oder bei Agincourt und Crecy gefochten hatten, mußten sich vorübergehend auf den Kutschbock von Miethwagen schwingen, um nicht dem zwar weniger plebejischen, aber immerhin noch unliebsameren Los des Verhungerns anheimzufallen.

Die Gewalt der Ereignisse hatte mit unerbittlicher Faust und mit einer Art von gräßlichem Humor die Herren von Einst, welche der Volkswitz cidevants (Ehemalige) nannte, unter jene Masse zurückgestoßen, die so lange hochmüthig übersehen und mit Willkür ausgebeutet worden war.

Uebrigens gab es unter den rückgekehrten oder von der Revolution verschonten Adeligen auch solche, welche sich rückhaltslos der neuen Zeit anschlossen, und nicht Wenige, die einen Theil des Reichthums gerettet hatten oder als Emissäre der bourbonischen Prinzen fungirten, ihre Mißachtung der neugeschaffenen Zustände ziemlich offen zur Schau trugen, dabei aber sich lebhaft an den geselligen Freuden betheiligten, welchen sich Paris unter dem Directorium (Leitungsbehörde) so sorgenlos überließ, als hätte es nicht eben eine der furchtbarsten Katastrophen überstanden.

Diese Herren nannte man muscadins (von musc Bisam, einem von ihnen mit Vorliebe gebrauchten Parfüm). Sie hatten sich auch eine eigene Mode zurechtgelegt, die aus einem knappen Rock von lichter greller Farbe, Kniehosen und einem aufgeschlagenen Hut bestand, ihr charakteristisches Kennzeichen aber in einer vielfach um den Hals geschlungenen weißen Mousselinecravate, die bis zu den Ohren reichte und in der das Kinn fast bis an den Mund verschwinden konnte. (Bild Seite 168.)

Ihnen gegenüber standen die incroyables (Unglaublichen, Modenarren mit übermäßig großen hohen Hüten, welche diese Bezeichnung trugen) — die Anhänger der neuen Ordnung der Dinge und als solche die herrschende Partei. Auch sie hatten eine eigene Tracht, in deren Einfachheit sich, bei den Männern mindestens, eine übrigens nicht ganz aufrichtige Erinnerung an die Principien der Revolution geltend machte. Sie war nicht aufrichtig, weil man, wie verschieden auch die Ansichten sein mochten, in allen Kreisen ein so übermächtiges Bedürfniß nach Ruhe und Stetigkeit in den öffentlichen Zuständen fühlte, daß nur dadurch unmittelbar auf die blutige Gewalt der Schreckensherrschaft das Bestehen einer so schwankenden und ohnmächtigen Regierung, wie es jene des Directoriums war und auf die bis zum Extrem getriebene Volkssouveränität das Heranwachsen des allerpersönlichsten Regiments, wie es durch Napoleon I. geübt wurde, erklärlich ist. (Bild Seite 169.)

In einem gewissen Sinne sind die letzten Jahre des Directoriums weit eher eine Zeit der Anarchie zu nennen, als jene der Conventsherrschaft. Die Fünf-Männer-Regierung von Barras, Sieyès, Roger-Ducos, Gohier und Moulins hatte keine Sorge als jene, sich die Macht und ihre Annehmlichkeiten zu erhalten. Auch die Directoren, obwohl durch die Revolution zu ihrer Höhe emporgehoben, hatten sie satt und sehnten sich danach, zu genießen, was jedem das Wünschenswertheste erschien. Barras, ein Lebemann und Feinschmecker, wollte sich seinen Passionen und Leidenschaften überlassen; der Ex-Abbé Sieyès, einer aus dem Geschlechte der Ueberschlauen, aus welchen die Geschichte stets Illustrationen zu dem alten Gleichniß von den zwischen den Stühlen am Boden Sitzenden nimmt, liebte die Macht um ihrer selbst willen; Roger-Ducos wollte gern reich

sein, und Gohier so wie Moulins spielten die so häufig vorkommende Rolle der Wohlmeinenden, deren redliche Gesinnung in völliger Talentlosigkeit und Schwäche wenig geeignete Beigaben erhielt.

Das waren nun gewiß nicht die Elemente, durch deren Einwirkung sich aus dem Chaos hätten neue Formen der staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung bilden können. Dazu bedurfte es einer kräftigeren Hand und eines entschlossenen Sinnes, der es verstand die Masse zu blenden und mit sich fortzureißen und eher zur Rücksichtslosigkeit als zur Schwäche neigte. Und es gab Leute genug, welche der Ansicht waren, daß es an einem Mann nicht fehle, der eine solche Hand und einen solchen Sinn besäße und daß der sechsundzwanzigjährige General Bonaparte (Bild Seite 185), der Sieger von Montenotte, Mondovi, Lodi, Arcole und Rivoli, nicht allein die Fähigkeit, sondern auch den Willen haben dürfte im entscheidenden Moment die Gewalt an sich zu reißen.

Um ihn aber sammelten sich nicht allein Alle, welche einen endgiltigen Abschluß der Wirren und eine starke Regierungsgewalt im Interesse des Landes wünschten, sondern auch Viele, die von weniger lauteren Beweggründen beseelt waren.

Durch die Revolution waren aus der breiten Masse des Volkes zwei neue Schichten an die Oberfläche getrieben worden: die Glückssoldaten und die Speculanten. Aus den Volksheeren der Republik war eine ganze Reihe von Generalen, Obersten und anderen Officieren hervorgegangen, deren Geltung und Adelsbrief nur an ihrer Degenspitze, an ihrem militärischen Talent und der Bravour hing. Mit Ausnahme von sehr Wenigen, die wie Moreau aus Eifersucht, oder wie Desaix, Hoche und Carnot, als aufrichtige Republikaner sich fernhielten, sahen sie alle in Napoleon Bonaparte ihr natürliches Haupt und auch das Volk stellte den jungen General, der in einem beispiellosen Siegeslauf von der stolzesten Monarchie den ehrenvollen Frieden von Campo-Formio (1797) erzwungen hatte, in die erste Reihe seiner Lieblinge.

Nicht minder einflußreich war die zweite Classe. Die alten Bankiers und Generalpächter waren verschwunden; statt ihrer hatte sich ein neues Geschlecht von Kaufleuten und Speculanten herausgebildet, in deren Händen sich nicht allein der größte Theil der confiscirten Güter, sondern in Folge fortwährender Bedürfnisse des in Kriege verwickelten Staates auch das ganze Geld- und Creditwesen befand. Die von der Republik massenhaft ausgegebenen Noten, Assignats (Staatsanweisungen) genannt, sanken immer tiefer im Werthe und reizten dadurch die Leute, in deren Besitz sich nicht allein das Barcapital, sondern auch die Mittel befanden, um sich einen Credit zu verschaffen, welchen man dem Staate selbst verweigerte, zu den kühnsten Speculationen.

Freilich lasteten diese Geldverhältnisse furchtbar auf dem Lande, die Theuerung erreichte eine ungeheure Höhe, so daß das Brot das zweihundertfünfzigfache seines Werthes in Assignaten kostete; Handel und Industrie lagen danieder, die Unsicherheit nahm so zu, daß einzelne Banden von Uebelthätern, die sich gern unter dem Mäntelchen politischer Parteigänger des alten régime (Staatsverwaltung) verbargen, selbst Paris zum Schauplatz ihrer Verbrechen wählten, aber in den Cassen jener Leute häuften sich enorme Reichthümer auf. Sie waren indessen scharfblickend genug, um zu wissen, daß die Herrschaft des Directoriums zu einem Zusammenbruch führen müsse, der auch ihre rasch erworbenen Schätze verschlingen dürfte, und darum wendeten auch sie sich der Partei des Generals zu, der in seinen Handlungen sich scheinbar zum Diener der herrschenden Gewalt machte und von dem man doch wissen wollte, daß er nur auf den Moment warte, um selbst danach zu langen.

Auch den Machthabern war dies kein Geheimniß und mit stillem Grauen sahen sie aus dem Werkzeug ihrer Gewalt eine Gefahr derselben werden. Ver-

gebens war es, daß man den General vom Commando entfernte und in einer erzwungenen Unthätigkeit in Paris erhielt. Er erwies sich hier als Mittelpunkt der mit der allgemeinen Lage unzufriedenen Elemente und als Haupt aller Ehrgeizigen noch für bedrohlicher als an der Spitze einer siegreichen Armee.

Solcher Art waren die Verhältnisse und Parteien mit Beginn des Jahres 1798 oder — wie es officiell hieß — des Jahres VIII der Republik. Der Sturm war verbraust, das Bestandene war vernichtet und in den Trümmern regte es sich zu neuer Gestaltung, ohne daß ein mächtiger Geist und Wille den Kräften Ziel und Richtung gegeben hätte.

*
* *

„Es ist also richtig, daß man im Directorium das abenteuerliche Project einer Expedition nach Egypten gutgeheißen hat," bemerkte der einflußreiche Bankier und Großlieferant Mercier zu dem Ersten seiner Commis, der ihm an einem Januar-Vormittag des Jahres 1798 die Correspondenz vorlegte.

„Man spricht allgemein davon und — ich finde keinen Grund, um an dem Gerüchte zu zweifeln," entgegnete ruhig der am Beginn der Dreißigerjahre stehende Mann.

„Wenn sie im Sinne des Directoriums sprechen, haben Sie gewiß das Richtige getroffen," sagte mit einem feinen Lächeln der Bankier. „Vom Standpunkte des General Bonaparte aber scheint mir die Sache nicht ganz so klar."

„Und doch sagt man, daß er der Urheber des allerdings abenteuerlichen Planes ist und besonders auf dessen Durchführung dringt."

„Das mag sein; man entwirft wohl öfters Pläne und geberdet sich ganz versessen darauf, ohne daran zu denken, sie auszuführen. Was sollte ihn auch in einer Zeit, wo hier Alles zu einer Entscheidung drängt, vermögen, sich von hier zu entfernen?"

„Er ist ein guter Rechner," erwiderte der Comptoirist, „und weiß seine Mittel für die wahre Zeit zu sparen. Vielleicht scheint ihm diese zum Sturze des Directoriums noch nicht gekommen."

„Hm, dann denkt er anders über dasselbe, als die öffentliche Meinung, die es schon lange für überreif hält," brummte der Bankier. „Auf keinen Fall wäre aber einzusehen, warum er eine Entfernung von dem Schauplatz der Ereignisse, die denn doch durch ein Ungefähr früher in das Rollen kommen können, als er denkt, wünschen und befördern soll. Wissen Sie auch dafür eine Erklärung mein lieber Marquis?"

Der junge Mann erröthete und machte eine ablehnende Handbewegung.

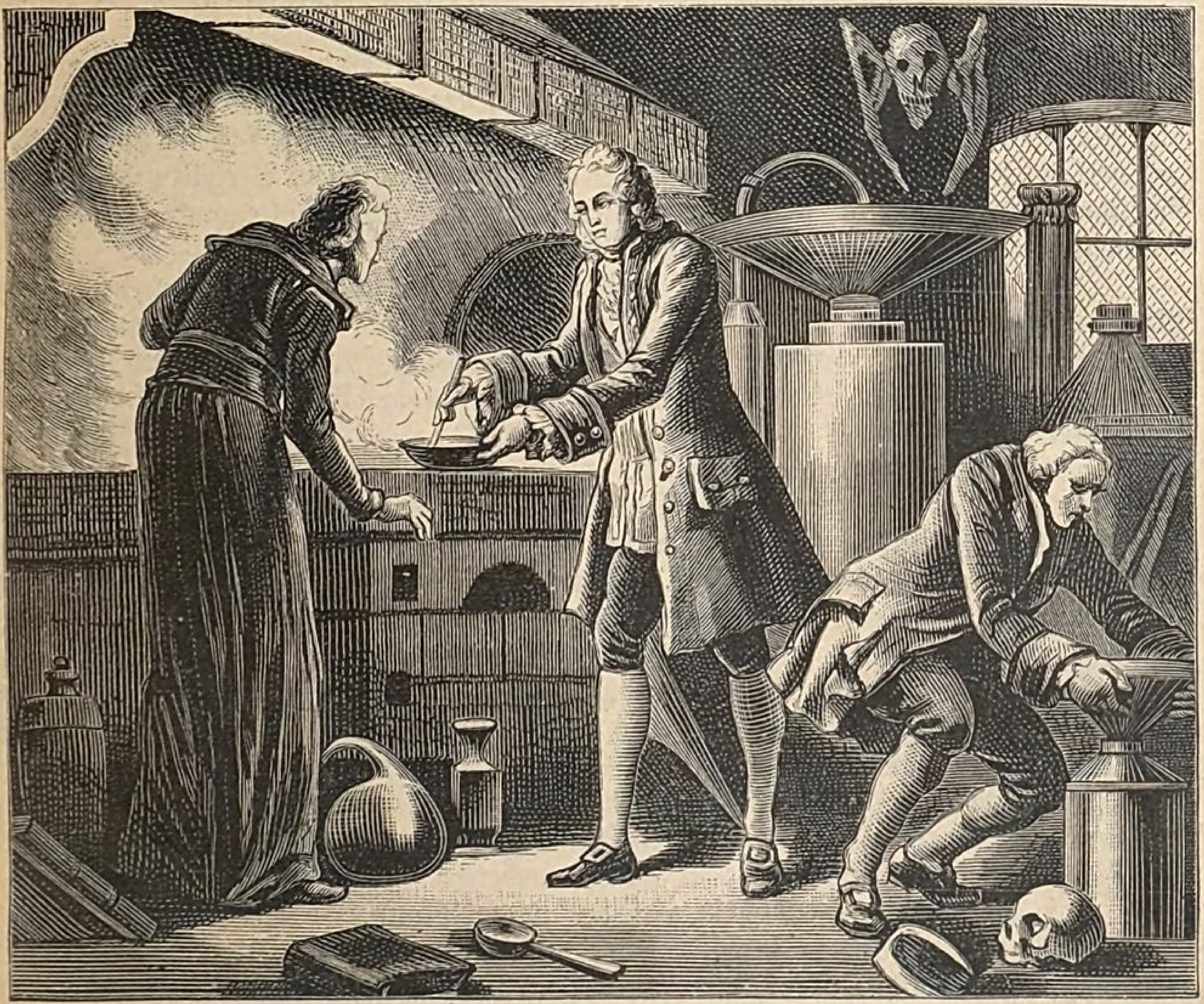
„Oh lassen Sie diese Bescheidenheit!" rief der Bankier lächelnd. „Ich bin vorurtheilsfrei und schätze Sie deshalb nicht mehr und nicht weniger, weil über Ihrer Wiege eine siebenzackige Marquisatskrone schwebte. Ich versichere Sie übrigens, daß es Ihnen in meinen Augen zu viel größerer Ehre gereicht, daß Sie ein so vorzüglicher Kaufmann, als daß Sie Marquis sind. Die Zeiten ändern sich, mein Freund; wer weiß, ob solch' ein Titelchen nicht wieder Werth bekommt. Darum will ich es unter vier Augen nicht in Vergessenheit kommen lassen, wenn ich Sie auch vor Zeugen nicht anders nenne, als es die republikanische Einfachheit verlangt, die übrigens Vielen schon recht unbequem und langweilig erscheint."

Herr Mercier verschwieg einen Grund, warum er seinem Commis (Geschäftsgehilfen) gern den Adelstitel gab. Ihm, wie vielen der Emporkömmlinge neuester Zeit, schmeichelte es, Träger altadeliger Namen zu beschäftigen und in Diensten zu haben. Es war eben so viel Eitelkeit als Bosheit im Spiel, wenn er hie und da seinem Commis den Adelstitel gab, statt ihn nur mit der üblichen und gesetzlich vorgeschriebenen Anrede „Citoyen" (Staatsbürger) zu bedenken.

Der junge Mann mochte diese Schwäche seines Chefs kennen, denn er ließ die Sache auf sich beruhen und zuckte nur leicht die Achseln.

„Es ist gewagt, dem Gedankengang eines so bedeutenden Mannes folgen zu wollen, wie es General Bonaparte unzweifelhaft ist," sagte er in Entgegnung der früheren Frage seines Chefs; „umso gewagter, wenn derselbe es versteht, seine Absichten und Pläne so zu verhüllen, wie er es thut. Nur darin ist Jedermann einig, daß er ein Ziel hat, aber welches weiß Niemand."

„Und schon dadurch unterscheidet er sich vortheilhaft von den jetzigen Machthabern," warf Herr Mercier ironisch ein. „Ich versichere Sie, wenn man diesen Herren die republikanische Schminke abstreift, so sehen Sie auf ein Haar den rathlosen, schwankenden und leichtsinnigen Staatsmännern des Königthums gleich."



Franz I. und sein Lehrer im alchimistischen Laboratorium. (Seite 153.)

„Neben seinem militärischen Genie ist nur Eines gewiß," fuhr der Commis mit dem Marquisat fort, „daß er nämlich den Charakter der Franzosen und namentlich der Pariser sehr gut kennt. Er zeigt dies meines Erachtens besonders dadurch, daß er sich an keine der großen Parteien anschließt, die ihn für ihre Zwecke abnützen würden, sondern sich abseits hält, wo seine Persönlichkeit vollkommen zur Geltung kommt und wie von selbst zum Mittelpunkt aller Jener wird, die eine Aenderung der Verhältnisse für nothwendig halten."

„Sie sind ein scharfer Beobachter," sagte der Bankier lächelnd, „und haben ganz das Zeug zu einem Staatsmann in sich."

„Und doch liegt mir dieser Ehrgeiz ganz fern," entgegnete der junge Mann bescheiden. „Seit ich einsehen gelernt habe, wie wenige jener Männer, deren Beruf

die Politik ist, wirklich dem Glück ihrer Mitmenschen dienen, wie selten auch diesen Wenigen die Anerkennung der Mitwelt wird, habe ich mich von solchen Ideen abgewendet und suche meine Aufgabe in einem weniger glänzenden und trügerischen Wirkungskreis."

„Bei all' Ihrem scharfen Verstand sind Sie ein Schwärmer," spottete der Bankier. „Ach, Sie brauchen nicht zu erröthen, ein wenig Sentimentalität, wenn sie nicht in die geschäftlichen Sphären eingreift, kleidet gut, man macht damit bei den Damen Eindruck und das ist, wie sie wissen, unter der Republik von eben so großem Werth, wie es früher gewesen ist. Ob der Weg zum Glück durch die antichambre (Dienerzimmer) einer Hofdame oder durch das boudoir (Putzzimmer) einer merveilleuse geht, das bleibt sich gleich; einen pikanten Umweg bildet es stets und er hat den Vortheil, trotzdem weit rascher zum Ziele zu führen als die beschwerliche gerade Straße."

Mit dem Namen der „merveilleuses" (Wunderbaren, Unvergleichlichen) bezeichnete man die genialsten der Modedamen jener Zeit, unter welchen manche, wie Madame Tallien, Madame Recamier und Andere, wegen Geist und Schönheit berühmt, auch nicht ohne Einfluß auf die öffentlichen Verhältnisse blieben. Vor ihrer Verehelichung mit dem General Bonaparte zählte auch Josephine Beauharnais zu diesem Kreis. (Bild Seite 169.)

Ohne ein Stirnrunzeln ganz unterdrücken zu können, bemerkte der junge Mann trocken:

„Ich sehe darin, daß sich die Mißbräuche und Laster der früheren Zeit auch jetzt noch fortsetzen, nur einen Beweis, daß wir für die Freiheit noch nicht reif, nicht ihrer würdig sind."

„Sie mögen da wahr sprechen, mein lieber junger Freund," rief Herr Mercier mit der Miene der Ueberlegenheit, „und wahrscheinlich hat Plato seiner Zeit dieselbe unglückliche Miene gemacht, als er einsah, daß seine schönen und blendenden Theorien eben so wenig in Athen, wie in Syrakus durchzuführen sind. Damals, wie in unseren Tagen vergaß man, daß man es mit Menschen zu thun hat, welchen nun einmal Leidenschaften, Irrthümer und Eigennutz angeboren sind."

„Ich kann und will dieser traurigen Theorie nicht widersprechen," entgegnete der Marquis. „Sie ist zudem nur eine Bestätigung meiner Ansicht, daß uns ein Perikles fehlt, der die widerstrebenden Elemente zur Ordnung und Freiheit zwingt."

„Eine Freiheit, zu der man gezwungen wird?" warf Mercier ein. „Das ist jedenfalls ein curioser Begriff! Und Sie glauben, daß General Bonaparte das Zeug und den Willen hat, ein solcher moderner Perikles zu werden?"

„Ich bin davon überzeugt!" rief der junge Mann.

„Nun wir werden ja sehen," sagte der Bankier trocken. „Sie haben mir aber noch immer nicht erklärt, warum er Ihrer Meinung nach auf der Expedition nach Egypten besteht."

„Ich glaube, daß diese Absicht sich aus seiner genauen Kenntniß des Volkscharakters erklärt. Er weiß, daß die Franzosen rasch empfänglich und leicht enthusiasmirt, schnell Jemand vergessen, der nicht stets von Neuem von sich reden macht. Wir treiben den Cultus einer Person nur so lange, als sie thätig ist, als sie uns beschäftigt, uns blendet. Wir machen es auch dem berühmtesten Mann unmöglich, blos von seinem Ruhm zu leben; wenn er ihm keine neue Thaten beizufügen weiß, so mögen es Fehler und Verirrungen sein, aber reden muß er von sich machen, sonst ist er vergessen und damit machtlos und abgethan für alle Zeiten."

„Wenn es genügt durch Fehler und Mißgriffe ein berühmter Mann zu werden, dann haben wir gewiß eine Unzahl von solchen," bemerkte der Bankier.

„Zum Nachtheil unseres Volkes ist es stets bei uns viel leichter gewesen, ein berühmter Mann zu werden, als es zu bleiben," entgegnete der Commis.

„Um nun dieser Gefahr des Vergessenwerdens zu entgehen, ergreift der General die Gelegenheit, sich durch ein kühnes und abenteuerliches Unternehmen dem Gedächtniß der Nation neuerlich einzuprägen."

„Dazu fände er aber doch auch hier im Lande Gelegenheit genug."

„Zu einem Eingreifen in die inneren Verhältnisse mag er die Zeit noch nicht gekommen halten, er scheut vielleicht ein offenes Auffstehen gegen die bestehende Gewalt."

„Verzeihen Sie, wenn ich Sie mit der Bemerkung unterbreche, daß ich dem General solche zarte Bedenken nicht zutraue."

„Vielleicht will er auch das erbärmliche Regiment des Directoriums in sich selbst zusammenbrechen lassen," fuhr der Marquis fort. „Aus Argwohn hat man ihn vom Commando der italienischen Armee entfernt und es dem unfähigen General Scherer gegeben. Nun wohl, er kennt seine Franzosen und geht in's Märchenland der Pyramiden, um seinem Ruhm eine neue Gloriole zu erwerben und von sich reden zu machen, bis er wiederkehrt."

„Ja, ja, bis er wiederkehrt!" sagte langsam der Bankier. „Bis er wiederkehrt — da sitzt der Haken! Sie werden zugeben müssen, lieber Marquis, daß einige sehr triftige Gründe dafür sprechen, daß er nicht wiederkehrt; und vielleicht sind es gerade diese Gründe, welche das très-puissant (hochmögende) Directorium bewogen haben, so bereitwillig auf das Project einzugehen. Weiß Gott! daß die Herren Barras und Roger-Ducos sehr wenig Aehnlichkeit mit römischen Senatoren haben, aber das Mittelchen einen unbequemen Proconsul (Statthalter) oder Tribun (Volksanwalt) in einen Colonialkrieg zu schicken, aus dem keine Wiederkehr zu erwarten ist, haben sie ihnen prächtig abgeguckt."

Ohne eine Geberde des Unwillens von Seite seines Untergebenen zu beachten, fuhr der Bankier fort:

„Wenn man alle Umstände überdenkt, ist es ein tolles und abenteuerliches Unternehmen. Thut man doch rein, als gäbe es keine englische Flotte mehr, statt daß es umgekehrt steht und unsere Schiffe sich kaum mehr aus den Häfen wagen dürfen. St. Vincent (1797) sollte doch gelehrt haben, was wir auf der See von Engländern zu erwarten haben. Wie sieht es mit dem Ruhm des Generals aus, wenn sie ihn sammt den Transportschiffen bei der Ueberfahrt angreifen? Setzen wir aber auch den Fall, daß es nicht geschieht, weiß man nicht, daß die Mameluken tapfere Soldaten sind und sich stets in das Innere des Landes zurückziehen können, wohin unsere Armee nicht folgen darf, ohne an Proviant- und Wassermangel zu Grunde zu gehen? Wird endlich auch die Rückfahrt ungefährdet vor sich gehen können, wenn sie aus dem einen oder dem anderen Grund einmal nöthig wird? Nein, nein, es ist ein tolles Unternehmen, und ich habe mir ausbedungen, daß die Lieferungen, welche wir übernommen haben, bei der Uebergabe in Toulon und nicht zuletzt bei der Landung in Alexandrien oder gar erst beim glücklichen Ende des Feldzuges zahlbar sind, wie es seinerzeit der Convent beliebte."

„Der Convent hatte ein probates Mittel, sich unbequemen Zahlungen zu entziehen," bemerkte der Marquis.

„Ja, ja, ein Gläubiger, dem man den Kopf abschlägt, macht sicher seine Forderung nicht mehr geltend," rief Herr Mercier mit dem Haupt wackelnd, als freue er sich, daß diese für Capitalisten und Speculanten gefährlichen Zeiten vorüber seien. „Was soll nur dieser Zug nach Aegypten dem Lande für einen Nutzen bringen? Sehen Sie, ich spreche da wirklich als uneigennütziger Patriot, wenn ich trotz des Nutzens, welchen wir aus den Lieferungen ziehen, doch sage, es wäre besser und klüger, wenn der General hier bliebe und uns zu gesicherten Zuständen verhelfen würde."

„Neben der Kühnheit des Unternehmens, die auf seinen Ehrgeiz bestechend wirkt, treibt ihn vielleicht doch auch eine ganz praktische Idee," sagte der Marquis.

„Und glauben Sie, auch diese errathen zu haben?" rief Herr Mercier geringschätzig. „Ich wäre wirklich begierig zu vernehmen, welcher vernünftige Gedanke sich mit einem so tollen Unternehmen verbinden ließe!"

„Ich habe das Vergnügen, den vertrauten Freund und Secretär des Generals, Herrn Bourienne, öfters in einem befreundeten Haus zu treffen," entgegnete der adelige Comptoirist. „So vorsichtig derselbe auch begreiflicherweise in seinen Aeußerungen ist, so wird man doch annehmen dürfen, daß dieselben so ziemlich den Ansichten des Generals entsprechen. Herr Bourienne erklärte nun wiederholt als eine Hauptquelle aller Uebelstände auf dem Continent, als die Ursache der zu gewaltsamen Erschütterungen drängenden Vermögensungleichheit und als Quelle der geringen Selbstständigkeit der meisten Staaten, das entschiedene Uebergewicht, welches England in commercieller Hinsicht und dadurch auch über die gesammten Finanzverhältnisse ausübt."

„Das ist wohl richtig," brummte Herr Mercier zwischen den Zähnen. „In den Händen der steifnackigen Rindfleischesser an der Themse laufen die Schnüre der Geldbeutel von vier Welttheilen zusammen."

„Dieses bedrohliche Uebergewicht Englands beruht nun, ich folge da immer dem Gedankengang des Herrn Bourienne, der übrigens wohl auch jener des Generals Bonaparte ist und gewiß viel Richtiges an sich hat, einzig und allein auf seinem Colonialsystem. Dadurch macht es sich zum fast unumschränkten Herrn der ganzen Waarenbewegung, zum Gläubiger von ganz Europa, das eigentlich nur für England arbeitet und spart, säet und erntet und diesem die Capitalien zuführt, mit welchen es dann wieder einen Einfluß auf die continentalen Verhältnisse ausübt, der ihm sonst nach Größe und den natürlichen Machtbedingungen nicht zukommt."

„Wenn man das Alles zugiebt," sagte der Bankier seufzend, „und leider ist es ziemlich unbestreitbar, was ist aber dagegen zu thun, wo wir der formidablen (furchtbaren) Seemacht Englands gegenüber als solche gar nicht zählen?"

„Herr Bourienne gab auf diesen ihm gemachten Einwurf zu, daß es vergeblich, ja schädlich wäre, England auf diesem Wege entgegentreten zu wollen. Er erklärte es auch für einen Fehler Frankreichs, die Unabhängigkeit der nordamerikanischen Colonien erkämpfen geholfen zu haben, denn diese hätten weniger zu Englands Macht und Einfluß, als zu seiner Schwächung beigetragen, wie ja thatsächlich auch der Erfolg lehrt. Anders stünde es mit den west- und ostindischen Colonien, deren Producte allein das commercielle Uebergewicht und die unerschöpflichen Hilfsquellen des britischen Reiches bedingen."

„Ich kann Ihren, oder besser gesagt, den Ausführungen des Herrn Bourienne noch immer zustimmen," sagte etwas gereizt der Bankier, „ohne einzusehen wie dieser Einfluß der Engländer zu brechen wäre, oder wie das Alles mit der ägyptischen Expedition zusammenhängt."

„Ich habe mir erlaubt, den wahrscheinlichen Gedankengang dieses merkwürdigen Mannes so eingehend darzulegen," versetzte gelassen der Marquis, welcher es trefflich verstand, die Ergebenheit des Bediensteten mit dem feinen Anstand des grand seigneur (gebietenden Herrn) zu vereinen, „weil mir daran liegt, nachzuweisen, daß General Bonaparte mehr als ein glücklicher Soldat ist und selbst seine abenteuerlichsten Pläne eines praktischen Kernes nicht entbehren."

„Sie sind ein so enthusiastischer Bewunderer des Generals, daß ich mich für Sie um Zutritt in den Zirkel der Bürgerin Leclerc bewerben werde," warf Herr Mercier spöttisch ein.

Er spielte hiebei auf die Schwester Napoleons, Pauline, an, die spätere, wegen ihrer Schönheit und Galanterie berühmte Fürstin Borghese, welche damals als Gattin des Generals Victor Emanuel Leclerc d'Ostin (geb. 1772, gest. 1802)

eifrig im Interesse ihres Bruders thätig war, in deren Salons sich die eigentliche bonapartistische Partei bildete und von welcher die böse Welt wissen wollte, daß sie selbst ihre Gunstbezeugungen nicht sparte, wenn es galt ihrem Bruder einen einflußreichen Freund zu gewinnen. Wenn man über diese zügellose Ungebundenheit hinwegsieht, ist Pauline gerade durch ihre nie erschütterte und bis zum Sturz des Kaisers Napoleon I. dauernde selbstlose Treue und Anhänglichkeit an diesen, eine der sympathischesten Erscheinungen aus der Familie desselben. Bekanntlich war sie die Einzige unter den Geschwistern, welche sich Napoleon auch nach der Rückkehr von Elba rückhaltslos anschloß und ihm ihr Vermögen, ja selbst ihr reiches Silbergeschirr überließ.

„Ich bin Franzose genug," antwortete der Marquis in feiner Weise, „um mich dem Zauber einer bedeutenden Erscheinung gern zu überlassen und ohne Rücksicht auf meine persönlichen Verhältnisse Patriot genug, um desto lieber zu thun, wenn ich von dieser Persönlichkeit eine Förderung des Ruhmes und der Wohlfahrt meines Vaterlandes hoffe und erwarte."

„Brav gesprochen!" sagte der Bankier. „Ich kann Sie übrigens versichern, es würde Ihnen in jenen Kreisen nicht schaden, daß Sie ein Nachkomme der Marquis von Avèze sind. Man steckt bei Frau von Leclerc nicht mehr so tief in den Puritaner- (Reingläubiger-) Gewohnheiten der Republik und sieht Gäste mit altadeligen Namen sehr gern. Ja diese Leute sind klug, sehr klug, doch weiter bitte ich; Sie wollten mir das ja eben von einer neuen Seite beweisen."

„Um das Uebergewicht Englands zu brechen, gibt es nach Herrn Bourienne's Ansicht zwei Mittel, die entweder vereint oder je nach der Sachlage einzeln angewendet werden müssen. Das eine bestünde darin, den Continent (das Festland) von den Colonialwaaren (aus fremden Pflanzstaaten) und Fabrikanten des britischen Reiches unabhängig zu machen und dies wäre durch ein absolutes Verbot der Einfuhr solcher Waaren und der gleichzeitigen Hebung der continentalen Production zu erreichen. Der zweite Weg wäre endlich ein directer Angriff auf die Colonien (Ansiedelungen in Ost- und Westindien), und da die Ueberlegenheit Englands zur See unbestreitbar ist, mußte derselbe auf dem Landwege erfolgen. Das ist aber nur bezüglich Ostindiens möglich und als Operationsbasis dafür, als erste étape (Stapelplatz) auf diesem Marsch, ist Aegypten ausersehen."

Einige Minuten herrschte lautlose Stille im Cabinet. Der Bankier sah gedankenvoll vor sich nieder und fuhr mit den Fingern der Hand, auf welche er den Kopf stützte, langsam über das Kinn.

„Es giebt Ideen, mein lieber Freund," sagte er endlich aufblickend, „welche so großartig und phantastisch sind, daß sie das Schicksal alles Erhabenen theilen, nämlich haarscharf an der Grenze des Lächerlichen zu stehen. Vergessen Sie nicht, daß es in Athen und Thessalonich Männer gab, welche den Zug Alexander's des Großen belächelten und daß sie schließlich denn doch Recht behielten. Indessen entscheidet in solchen Dingen nur der Erfolg und wer weiß, ob er diesem neuen Alexanderzug nicht günstig ist. Großartig ist der Plan, das ist nicht zu leugnen, und da es sich dabei nur um die Ueberwindung von natürlichen Schwierigkeiten, um Raum und Zeit, um Ausdauer und Genie handelt, halte ich ihn immerhin noch für eher ausführbar, als den anderen, welchen Sie in erster Linie entwickelten."

„Sie glauben also, daß der Continent fort und fort von dem Handel und der Fabrikation Englands abhängig sein und beherrscht werden soll?" rief Marquis d'Avèze unwillig.

„O nein!" entgegnete ruhig der Bankier; „wohl aber zweifle ich, daß die Unabhängigkeit auf einem so gewaltsamen Wege, als es ein plötzliches Verbot

aller englischen Waaren wäre, erreichbar ist. Ich will gar nicht davon sprechen, daß es kaum möglich sein wird, alle Staaten für ein solches Vorgehen zu gewinnen, obwol durch die Weigerung eines Einzelnen schon das ganze System eine unheilbare Lücke hätte. Die gefährlichste Opposition würde sich in den einzelnen Individuen erheben und ich wette darauf, wenn es je zur Ausführung käme, fänden sich in jedem Hause Personen, die dawider handelten. Dem Einen ist der Kaffee, dem Andern Thee, dem Dritten Zucker oder Vanille unentbehrlich und unsere zarten Damen, jene aus der Umgebung des Generals Bonaparte voran, wollten gewiß die zarte indische Mousseline (Nesseltuch) nicht entbehren, die so gefällig durchsichtig ist, die weichen persischen Shawls nicht, die sich so sehr anschmiegen und so viel errathen lassen."

„Und aus solchen Gründen sollte eine Maßregel von so eminenter Wichtigkeit nicht zu Stande kommen?" rief entrüstet der aristokratische Commis.

„Ta, ta, ta!" machte abwehrend der Bankier. „Glauben Sie meiner Erfahrung, daß die kleinen menschlichen Passionen und Leidenschaften einflußreicher und unbezwinglicher sind, als alle sublimen Theorien und alle Hochgefühle. Die letzteren sind Eigenthum weniger Menschen, der Masse schwer oder gar nicht verständlich; die Zahl der Eitlen, Genäschigen, Bequemen und Eigennützigen, die durch eine solche Maßregel geschädigt würden, ist eine immense und so lächerlich die Motive jedes Einzelnen wären, durch die Menge allein würde der Widerstand unüberwindlich."

Wieder entstand eine Pause, welche nach einer kleinen Weile der Bankier endigte, indem er lächelnd zu seinem adeligen Untergebenen sagte:

„Auf jeden Fall ist es mir interessant, aus Ihren freundlichen Mittheilungen zu entnehmen, daß der General Bonaparte, welchen übrigens auch ich für den Mann der Zukunft halte, wenn ihm nämlich das ägyptische Abenteuer nicht den Hals oder seinen Ruhm kostet, daß dieser Mann nicht so ausschließlich Soldat ist, wie es den Anschein hat. Wer würde es hinter dem jungen Artillerie-Officier suchen, daß er sich so angelegentlich um Handel und Industrie kümmert? Nun, als Corse ist er ja ein halber Italiener und als solcher wieder von Geburt ein halber Kaufmann."

Nachdem der Inhalt einiger Correspondenzen erledigt, geschäftliche Maßregeln besprochen und Aufträge ertheilt waren, entließ Herr Mercier den ersten Gehilfen seines Comptoirs mit einigen freundlichen Worten.

Doch dieser blieb stehen und stotterte ziemlich verlegen:

„Dürfte ich vielleicht noch um eine kleine Geduld in meinen eigenen Angelegenheiten bitten?"

„In Ihren Angelegenheiten? Versteht sich, mit dem größten Vergnügen bin ich zu Ihren Diensten," erwiderte der Bankier mit jener Aufmerksamkeit, wie sie der artige Franzose fast ausnahmslos auch seinen Untergebenen und Bediensteten beweist. „Um was handelt es sich? Wollen Sie vielleicht heiraten? Bedürfen Sie meiner Fürsprache, meiner Empfehlung? Es wird mir ein Vergnügen sein, Ihnen das wohlverdiente Lob angedeihen zu lassen. Oder glauben Sie, für den vermehrten Hausstand einer Erhöhung Ihres Einkommens zu bedürfen? Ich anerkenne Ihre ausgezeichneten Dienste, wenn ich mich sofort damit bereit erkläre."

„Mit dem herzlichsten Danke für Ihre Bereitwilligkeit, muß ich dieselbe doch ablehnen, da mein Anliegen nach keiner dieser Richtungen geht und auch einen andern Grund hat. Ich denke nicht daran, mich zu verehelichen," sagte Marquis d'Avèze mit einer Verbeugung.

„Nicht? Ei, das ist schade!" entgegnete Herr Mercier mit einem Kopfschütteln. „Sehen Sie, mein Freund, die Ehe hat, so unbequem sie auch manchmal werden kann, doch gemeiniglich die wohlthätigsten Folgen für das Individuum."

„Ich bin davon vollkommen überzeugt und bedaure nur, dermalen noch gar keinen Beruf zu verspüren, mich derselben theilhaftig zu machen," sagte der junge Mann zustimmend.

„Die Ehe ist, wenn man die Flitterwochen abrechnet," fuhr der Bankier in seiner curiosen Lobrede fort, „eigentlich denn doch nichts, als ein immerwährender Kriegszustand; man fühlt die Nothwendigkeit, stets auf der Hut zu sein. Das schärft dann die Beobachtungsgabe und den Scharfsinn unendlich. Ich versichere Sie, es kommt oft vor, daß ein alberner Tropf im Verlaufe einer Ehe, deren Eingehung zu seinen dümmsten Streichen gehörte, ganz merkwürdig gereizt wurde."

„Ich muß gestehen, daß ich den Nutzen der Ehe nach dieser Seite noch nie gehörig gewürdigt habe," bemerkte lächelnd der Marquis.

„O, sie wirkt noch in anderer Beziehung vortheilhaft," sagte Herr Mercier in einem Tone, der es schwer machte, zu entscheiden, ob seine Worte ernst oder ironisch gemeint seien. „Die Ehe auferlegt Pflichten und Sorgen — und das ist eine ihrer größten Segnungen. Es mögen lästige Pflichten, peinliche Sorgen sein, aber sie zwingen das Denken und das Handeln des Menschen in eine bestimmte Richtung, setzen dem Wünschen und Wollen eine Schranke. Wie viele überflüssige Gedanken wären nicht gedacht, wie viele tolle Handlungen nicht begangen worden, wenn ihr Urheber mit der Sorge um den Unterhalt einer Gattin belastet, von der Pflicht, ihre Nerven durch einen neuen türkischen Shawl zu beruhigen, gedrückt worden wären? Glauben Sie mir, Montaigne hat das Richtige getroffen, wenn er sagt, daß das Leben eines Junggesellen einem famosen dejeuner, einem leidlichen diner und einem abscheulichen souper gleicht."

„Ich bin aber nicht gewohnt zu soupiren," wandte der junge Mann ein, „es bekommt mir nicht gut."

„Macht nichts — gewöhnen Sie es sich an. Das ist eine Aehnlichkeit mehr mit der Ehe: es kommt nur auf einige Uebelkeiten an, dann befindet man sich recht wohl dabei. Doch, womit kann ich Ihnen eigentlich dienen?"

„Mit einem Rath und mit der Gewährung eines längeren Urlaubes," entgegnete schüchtern der junge Mann.

„Diable!" rief der Bankier. „Ich hoffe, daß es mir leichter wird, Ihnen den ersteren zu ertheilen, als den letzteren. Ich entbehre Sie ungern. Indessen — um was handelt es sich?"

„In einer meiner Unterredungen mit Herrn Bourienne erwähnte ich auch beiläufig einer Idee, die mir schon wiederholt bei dem jetzigen Daniederliegen unserer Industrie gekommen war. Nichts drückt den Menschen mehr nieder, macht ihn muthloser und schwächer, als das Gefühl der Vereinzelung. Durch die Revolution und ihre Folgen sind tausende von Existenzen vernichtet, auf anderen Boden gedrängt worden, die jetzt als verbindende Mittelglieder in unserem bürgerlichen Leben, in Handel und Verkehr fehlen. Daher die geringe gewerbliche Thätigkeit, das Daniederliegen unserer ökonomischen Zustände."

„In was für ein hübsches System Sie die Systemlosigkeit zu bringen wissen!" sagte der Bankier, der aufmerksam zugehorcht hatte. „Uebrigens ist etwas daran; — der Idee des Zusammenfassens der menschlichen Kräfte auch auf anderen Gebieten als dem des Raufens, gehört die Zukunft!"

„Ich habe viel darüber nachgedacht, wie diesem Uebelstand abzuhelfen wäre," setzte eifrig der seltsame Aristokrat seine Erläuterungen fort. „Aber ach! ich wurde nur zu bald der Unzulänglichkeit meiner einzelnen Kraft gewahr, eine mir freilich nicht erwünschte Bestätigung meines Satzes. Auch konnte ich mir nicht verhehlen, daß oft das feurigste eindringlichste Wort nicht unmittelbar, nicht packend genug auf die Masse wirke."

„So ist's!" bestätigte der Bankier nickend. „Das haben die Machthaber aller Zeiten gut verstanden, wenn sie der Menge ein sichtbares und greifbares

Idol gaben; das hat der Revolution zum Sieg verholfen, denn ihre sehr körperlichen Symbole waren die rothe Mütze und die Guillotine und der Mangel daran macht unsere jetzige körper- und wesenlose Regierung unmöglich. Das Volk sieht nichts, es hat nichts anzustaunen, es langweilt sich und wird dem zujubeln, der verstehen wird, es zu unterhalten und zu blenden."

„Ich glaube nun auf ein solches Mittel verfallen zu sein," erklärte Marquis d'Avèze weiter, „welches unserem Volke in anschaulicher Weise das Gefühl der Gleichartigkeit seiner Bestrebungen, der Zusammengehörigkeit geben und ihm nahe legen soll, wie viele werthvolle Kräfte in seiner Mitte noch immer thätig seien, mächtig genug, um es auch in ökonomischer Beziehung wieder auf jene Stufe zu heben, die es früher einnahm. Ich hatte dabei auch die Vorstellung, daß es gerade für unser Volk von Nutzen wäre, es durch eine Vereinigung der Erfolge des Friedens davor zu bewahren, allzuviel Werth auf jene des Krieges zu legen."



Der Muscadin oder Cidevant in Paris. (Seite 158.)

„Ei, ei, und das Alles wollen Sie mit einem Schlage erzielen?! Ich bin wirklich begierig!"

„Ich dachte diesen Zweck am besten dadurch zu erreichen, wenn ich eine Sammlung und Ausstellung aller verschiedenartigen Industrie-Erzeugnisse unseres Landes veranstaltete. Gewiß würde sich dabei zeigen, wie viele tüchtige Kräfte noch immer thätig sind, welche schöne und nützliche Sachen man hervorbringt. Abgesehen davon, daß dadurch der allgemeine Patriotismus geweckt und Viele von der thörichten Vorliebe für das Fremde geheilt würden, wäre in den Producirenden ein Sporn zur Verbesserung, eine Anregung zu einem Schaffen, eine Hebung des Classenbewußtseins zu hoffen."

„Wenn ich auch gerade nicht alle diese Folgen und auch die einzelnen nicht in dem von Ihnen gehofften Maße voraussetze, so muß ich doch gestehen, daß mir Ihre Idee ausnehmend gut gefällt. Daß ich Ihnen den zur Ausführung erbetenen Urlaub gewähre, ist eben so selbstverständlich, als daß ich Ihnen auch in allen anderen Rücksichten an die Hand zu gehen bereit bin. Haben Sie nicht ein mémoire (schriftliche Darlegung) über die Angelegenheit verfaßt?"

„Ja wohl," entgegnete der Marquis und brachte schüchtern ein schmales Heftchen zum Vorschein.

„Gut, geben Sie her. Ich werde es aufmerksam durchlesen, und wenn ich auch den hohen Schwung Ihrer großherzigen Absichten nicht mehr habe, so kann ich Ihnen doch vielleicht einige praktische Winke geben."

Als sich am zweiten Tage der Marquis wieder Morgens bei seinem Principal einfand, um Berichte zu erstatten und Aufträge zu empfangen, sah er mit nicht geringem Herzklopfen seine Denkschrift geöffnet auf dessen Pult liegen.

Aber der alte Herr, der in seiner kaufmännischen Methodik die Manieren eines pedantischen Holländers hatte, brachte zuerst alle geschäftlichen Gegenstände in's Reine, ehe er auf die Angelegenheit einging, die jetzt trotz all' seiner Pflichttreue und Genauigkeit dem jungen Manne mehr am Herzen lag, als der Wechselcurs auf London und Amsterdam, die Lieferungen für die Rhein-Armee und die neueste Anleihe des Directoriums, das in Schuldenmachen mindestens kühn mit allen früheren Regierungen in die Schranken treten konnte.



Der Incroyable und die Merveilleuse. (Seite 158 und 162.)

„Ah — richtig, lieber Freund!" begann Herr Mercier endlich. „Ich habe Ihr Memoire gelesen und es hat mich nur noch mehr von der Trefflichkeit Ihrer Idee überzeugt. Sie ist aber nicht allein ausgezeichnet, sondern auch ausführbar, was oft bei den schönsten und sublimsten Projecten nicht der Fall ist."

„Ihre Zustimmung beglückt mich wahrhaft!" versicherte der Marquis begeistert.

„Bezüglich der Ausführung hätte ich wohl einige kleine Bedenken," sagte der Bankier bedächtig. „Aber diese zu besprechen, wird ja später Zeit sein, nur eine Frage erlauben Sie mir. Glauben Sie, bei allen diesen Leuten, die da ihre Erzeugnisse zur Ansicht bringen sollen, denselben Patriotismus, dieselbe Hingebung für eine schöne Idee voraussetzen zu dürfen, welche Sie selbst beseelt?"

„Leider muß ich gestehen, daß ich das nicht annehmen kann."

„Nun, dann wollen Sie mir gefälligst sagen, was diese Leute bewegen soll, Mühe und Kosten aufzuwenden für einen Zweck, der sie nicht in diesem Maß begeistert?"

„Die Gemeinnützigkeit des Unternehmens, der Vortheil für die heimische Industrie," stotterte der Marquis.

„Und so weiter, und so weiter!" fiel der Bankier unerbittlich ein. „Das sind ja eben alle die schönen Dinge, welche Sie so lebendig, ich und ein halbes Dutzend

Anderer schon weniger heftig, eine große Anzahl fast und die große Masse gar nicht fühlt. Glauben Sie denn wirklich, der Messerschmied aus den Ardennen, der Seidenweber aus Lyon, der Seiler aus Honfleur, der Tuchmacher aus Orleans und wie sie sonst Alle heißen und was sie schaffen mögen, werden nach etwas Anderem fragen, als was sie persönlich dabei erreichen können? Ja, es ist auch nicht zu verlangen, daß die wackeren Leutchen anders denken, denn dieser gesunde Egoismus ist die Basis jedes geschäftlichen Gedeihens."

„Unter solchen Voraussetzungen muß man freilich auf das Unternehmen verzichten," sagte niedergeschlagen der junge Mann.

„Was fällt Ihnen ein? Es handelt sich ja nur darum, die Eitelkeit der Leute zu reizen, ihre Eigenliebe aufzurufen — und das ist doch nicht so schwer. Erinnern Sie sich, was wir jüngst darüber sprachen, daß die Menschen als Ziel ihrer Bestrebungen, als Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit stets etwas Reelles und Greifbares haben wollen? Nun gut! geben Sie Jenen, welche die vorzüglichsten Producte ausstellen etwas Solches in die Hand — irgend einen Preis, eine Belohnung, mit der sie sich brüsten, auf welche sie sich berufen können, sei es nur ein Diplom, eine Medaille, meinethalben auch ein Lorbeerkranz! und Sie werden sehen, wie sich die Leute herandrängen. Hat man Ihnen als Kind nie ein Spielzeug oder ein Confect versprochen, wenn man Sie dazu bringen wollte, eine Lection zu lernen? Sehen Sie, gerade so macht man es den großen Kindern auch, für welche es überhaupt besser wäre, wenn man sie noch behandelte, als ob sie klein wären, sie vor Feuer, stechenden Instrumenten und gefährlichen Theorien bewahrte und mit einem Apfel oder einem Stück Backwerk besänftigte."

Marquis d'Avèze mußte zugeben, daß sein Chef nicht Unrecht habe. Nach Besprechung einiger Fragen, welche auf die Beschaffung der Mittel Bezug hatten, sagte der Bankier:

„Das wird sich Alles machen; aber die Sache hat so viele Seiten, daß es nicht schaden kann, wenn sie von recht vielen betrachtet und erörtert wird. Ich wüßte keinen Menschen, welcher geeigneter wäre, einen und denselben Gegenstand von so vielen Seiten als nur möglich zu betrachten, als den Bürger Minister des Auswärtigen."

Herrn von Talleyrand?" rief der Marquis mit einem Tone, welcher bewies, daß er trotz seiner Freisinnigkeit denn doch keine Sympathie für den ehemaligen Bischof von Autun und Präsidenten der Nationalversammlung hatte, der für die Vereinigung des geistlichen Standes mit dem dritten gestimmt, den Antrag auf Verkauf der geistlichen Güter gestellt, nach Erstürmung der Bastille (1790) das Hochamt auf dem Marsfeld gehalten und fast der Erste den Eid auf die Constitution geleistet hatte, weshalb er 1791 in den Bann gerathen war und hierauf sein Bisthum niederlegte.

„Ja," bestätigte der Bankier kopfnickend, „Herr von Talleyrand ist es, den ich meine. Sie lieben ihn nicht, Sie achten ihn nicht? Pah, ich auch nicht und es werden der Menschen sehr wenige sein, die diesem diable boiteux (lahmen Teufel) das eine oder das andere dieser Gefühle weihen. Aber — er ist so gescheit und geschmeidig, daß jede Sache gewonnen ist, der er seinen Beistand leiht, er ist so boshaft und einflußreich, daß jede verloren ist, der er widerstrebt. Solche Menschen zu Freunden zu haben, ist schwer, aber nöthig ist es zu verhindern, daß man sie zu Feinden habe. Ich werde mit ihm über Ihr Project sprechen und in fünf oder sechs Tagen machen Sie ihm eine Aufwartung. Beiläufig! — Bürger Talleyrand ist derzeit ein probehältiger Republikaner, wird es aber nicht unangenehm vermerken, wenn Sie in Ihrer Kleidung, in ihrem Benehmen Anklänge an das ancien régime (ältere einstmalige Herrschaft) zeigen. Daß er eitel ist, selbst in körperlicher Beziehung, trotz seines Klumpfußes, brauche ich Ihnen kaum besonders zu sagen, denn er ist Mensch und Franzose."

In einem von der herrschenden Mode abweichenden blauen Frack mit Jabot und Manschetten, das natürlich gelockte Haar leicht gepudert, stellte sich Marquis d'Avèze am bestimmten Tage dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten vor, der seine Bureaux gemeinsam mit den Repräsentationsräumen des Directoriums im Luxemburg-Palais hatte.

Herr von Talleyrand (Bild Seite 176) war damals ein Mann im Beginne der Vierziger-Jahre, sah aber mindestens um zehn Jahre älter aus. Sein gelbgefärbtes Antlitz war von zahllosen Runzeln durchfurcht, welche alle nach dem vorstehenden ziemlich großen Mund zuliefen, dessen größte Kunst es nach seinen eigenen Worten war, zu rechter Zeit zu schweigen. Die Augen waren halb von den Lidern bedeckt, als wollte er sogar ihnen verwehren durch einen unbedachten Blick seine Gedanken zu verrathen.

Sein Anzug war einfach, ähnelte aber der republikanischen Mode der incroyables; nur das Haar trug er nicht wie diese rundgeschnitten und in die Stirne fallend, sondern gescheitelt und glatt zur Seite gekämmt.

Mit einem raschen Blick seiner klaren Augen hatte er das Aeußere des Besuchers überflogen, offenbar um danach sein Benehmen einzurichten. In verbindlichster Weise, mit den Manieren eines Weltmannes und so behende, als es der Klumpfuß gestattete, trat er dem Marquis entgegen.

Ich bin entzückt darüber," sagte er mit glatter gedämpfter Stimme, „einen Herrn begrüßen zu können, von welchem mir mein Freund, Bürger Mercier, so viel Rühmendes berichtet hat."

„Ich bitte recht sehr, Bürger Minister, dies nur auf Rechnung der unverdienten Güte des Herrn Mercier zu setzen," antwortete bescheiden der junge Mann.

„O, es bedürfte dieses, gewiß nur der Wahrheit entsprechende Zeugniß nicht," entgegnete verbindlich der Minister. „Im Gegensatze der unpatriotischen Handlungsweise so vieler unserer Standesgenossen von ehemals, ist es wahrhaft erfreulich zu sehen, daß ein junger Mann von Ihren Ansprüchen seine Kraft nützlicher Arbeit und dem Wohl des Vaterlandes widmet."

Man hätte nicht leicht feiner den gemeinsamen Adel betonen können, ohne doch im Mindesten gegen die übliche Sprechweise zu verstoßen.

„Bürger Mercier hat mir von einem Plane gesagt," fuhr der Minister fort, „der mein lebhaftes Interesse erregt hat und Ihnen alle Ehre macht. Dürfte ich Sie ersuchen, mich etwas näher über denselben zu informiren?"

In allgemeinen Umrissen entwickelte der Marquis dem Minister sein Project einer Ausstellung der vornehmsten Industrie-Erzeugnisse Frankreichs und die Vortheile, die er sich davon versprach.

„Vortrefflich! Ausgezeichnet!" rief Talleyrand, als Marquis d'Avèze geendet hatte. „Ich glaube, daß Ihr Unternehmen ein mächtiger Hebel zur Beförderung der ökonomischen und bürgerlichen Wiedergeburt der Nation sein wird, die unleugbar ein wenig hinter den Sturmschritten der politischen und militärischen Entwicklung zurückgeblieben ist."

„Es ist dies auch meine Hoffnung, meine einzige Absicht," versicherte der junge Mann, „und ich bitte, Bürger Minister, mir zu glauben, daß jeder persönliche Ehrgeiz mir vollkommen fern steht."

„Bin ganz überzeugt," entgegnete Talleyrand in abgebrochenen Sätzen, während er augenscheinlich über etwas nachsann. „Ist äußerst ehrenvoll und lobenswerth, aber unpraktisch, und im Großen und Ganzen wird man es nicht glauben; die Menschen gestehen nur sehr widerwillig Eigenschaften zu, die so selten sind, wie die Selbstlosigkeit. Doch dies bringt mich auf eine andere Seite der Frage," fuhr er geläufiger fort. „Wir leben in einer so zu sagen politischen

Zeit. Alles was geschieht oder gethan wird, betrachtet man gerade unter dem Gesichtswinkel einer bestimmten Partei, eines staatlichen Standpunktes, einer politischen Theorie. Unzweifelhaft wird dies auch mit Ihrem Unternehmen der Fall sein."

„Ich muß diese Möglichkeit zugeben," sagte zögernd der junge Mann, „gestehe aber, daß diese Theorie mir — als keiner Partei, sondern nur dem ganzen großen Vaterland angehörend — nicht sehr sympathisch ist."

„Hm hm! Also neigen Sie sich keiner Partei zu?" sprach Herr von Talleyrand bedächtig, während seine Blicke unter den gesenkten Lidern prüfend über den Besucher glitten. „Schön, aber — verzeihen Sie mir, eigentlich ist das doch ein wenig Phrase. Man muß stets nach einer oder der anderen Richtung Partei sein oder einer solchen angehören; es kann zweckmäßig, ja sogar geboten sein, sie zu wechseln, aber ganz außer einer solchen zu stehen ist nur ein Vorrecht der Indolenz und Unfähigkeit. Eine Partei muß denn doch mehr mit meinen Wünschen und Ansichten übereinstimmen als die andere, ihre Principien müssen nach meinem Dafürhalten besser und zweckmäßiger sein, als jene einer anderen Partei, und dann ist es patriotische Pflicht, sich ihr anzuschließen, in ihrem Sinne zu wirken."

„Wie aber, wenn nach meiner Auffassung alle Parteien schädlich, dem wahren Staatswohl nicht dienen?" fragte kühn der Marquis.

„Ich muß zugeben, daß der Fall denkbar ist, es seien alle Parteien gleich schlimm, gleich unsicher und schwankend in ihren Zielen, gleich sehr lediglich von persönlichen Motiven beeinflußt," sagte der Minister, mit kaum merkbarem Lächeln. „Dann aber ist es heilige Pflicht eines jeden Patrioten, auf die Bildung einer neuen Gruppe hinzuwirken, welche die Fehler der alten Coterie nicht mit sich zur Herrschaft bringt."

„Und glauben Sie, Bürger Minister, daß eine solche Partei bei uns in der Bildung begriffen ist?"

„In meiner Stellung kann ich wohl nichts Anderes sagen, als daß, wenn der von Ihnen angenommene Fall in unserem Staate herrschen sollte, sich gewiß auch eine solche Partei bilden würde," entgegnete Talleyrand diplomatisch vorsichtig. „Die Geschichte lehrt uns, daß stets die Männer geboren werden, deren man bedarf, und wenn sich die Vorsehung in dieser Hinsicht schon ein kleines Versäumniß zu schulden kommen läßt, so finden sich immer Leute, welche zum Retter berufen zu sein glauben."

„Ich muß gestehen, daß mir der Gedanke, das so gemeinnützige Unternehmen für die Zwecke irgend einer Partei ausgebeutet zu wissen, nicht sehr verlockend ist," bemerkte Marquis d'Avèze.

„Das ist eben unvermeidlich," sagte Talleyrand, sich von seinem Sitz erhebend. „Ich wollte Sie nur darauf aufmerksam machen und Sie durchaus nicht abschrecken. Im Gegentheile versichere ich Sie aller Unterstützung, die in meinen Kräften steht. Ja — noch Eines — wann gedenken Sie, diese Sammlung, diese Ausstellung eröffnen zu können?"

„Ich denke, im Sommer des nächsten Jahres."

„Des nächsten Jahres?!" rief der Minister. „Zu spät, zu spät! Eine neue Idee muß den Leuten rasch geboten werden, sonst ist sie, wenn sie in's Dasein tritt, schon nicht mehr neu und das ist das Fatalste, was geschehen kann. Wer liest gern stundenlang in einem Kochbuche, ehe er sich zur Tafel setzen kann? Nein, nein — Sie müssen sehen — in — nun höchstens in drei Monaten die Sache fertig zu bringen!"

„In drei Monaten? Unmöglich! Bedenken Sie doch, Bürger Minister —"

„Ich bedenke, daß sie für das Gelingen der Ausstellung unbedingt erforderlich ist, daß es im Laufe des Monats Floréal (Blütenmonat, vom 19. April bis 18. Mai) eröffnet wird," sagte Talleyrand hartnäckig.

Der republikanische Kalender hatte auch die Monate umgetauft. Das französisch-republikanische Jahr hob vom 22. September 1792 an, an welchem Tage die Herbstnachtgleiche um 9 Uhr 18 Minuten 30 Secunden Vormittag nach dem Pariser Meridian (Mittagskreis) einfiel. Es war in zwölf Monate, jeder von dreißig Tagen gefaßt, die dann zehn Decaden (Zehnten) statt der Wochen bildeten, denen die Jours complémentaires (Ergänzungstage) für ein gemeines Jahr mit einem sechsten Tag für ein Schaltjahr, das in der Regel alle vier Jahre eintrat, beigegeben wurden. Die Monate erhielten Eigennamen, die nach ihrer Ableitung auf die Jahreszeit hindeuteten und in ihren Endungen zu drei und drei Uebereinstimmungen hatten, nämlich: Vendémiaire (Weinmonat, vom 22. September bis 21. October), Brumaire (Nebelmonat, vom 22. October bis 20. November), Frimaire (Reifmonat, vom 21. November bis 20. December), Nivôse (Schneemonat, vom 21. December bis 19. Januar), Ventôse (Windmonat, vom 20. Januar bis 18. Februar), Pluviôse (Regenmonat, vom 19. Februar bis 19. März), Germinal (Keim- oder Sprossenmonat, vom 20. März bis 18. April), Floréal (Blütenmonat, vom 19. April bis 18. Mai), Prairial (Wiesenmonat, vom 19. Mai bis 17. Juni), Messidor (Erntemonat, vom 18. Juni bis 17. Juli), Thermidor (Hitzmonat, vom 18. Juli bis 16. August) und Fructidor (Fruchtmonat, vom 17. August bis 15. September). Diese Berechnung wurde zu Folge des Staatsdecretes vom 9. September 1805 wieder aufgehoben und es trat von da an die alte Ordnung wieder ein.

„Erlauben Sie mir, Bürger Minister," sagte der Marquis, „nach dem Grund zu fragen, welcher Sie gerade für diesen Termin bestimmt?"

„Erlauben Sie mir, mein Herr, Ihnen diesen Grund zu verschweigen," entgegnete lächelnd Talleyrand. „Nehmen Sie an, es sei wirklich meine innerste Ueberzeugung, daß die Sache nur gelingen kann, wenn sie rasch durchgeführt wird, oder vermuthen Sie — ich kann Sie ja daran nicht hindern — daß ich meine Nebengedanken damit verbinde. Vielleicht will ich einem abreisenden oder ankommenden Freund eine kleine Ueberraschung bereiten. Vergessen Sie nicht, daß die Menschen nicht durchaus so uneigennützig sind wie Sie, mein Herr, und daß es Ihrem Unternehmen nichts schaden, ja sogar nützen kann, wenn es durch kleinere Passionen Förderung erhält. Also gehen Sie an's Werk! Auf Wiedersehen — bis Sie mir über die Fortschritte berichten und sagen können, in welcher Weise ich Ihnen dienen soll."

Dem Marquis blieb nach dieser förmlichen Verabschiedung nichts übrig, als sich zu entfernen, so viele Einwendungen er auch gegen den kurzen Termin noch auf dem Herzen hatte.

Wenn er den Minister nach seinem Abgang hätte beobachten können, würde er über dessen Absichten bald im Klaren gewesen sein. Im Zimmer auf und abhumpelnd, rieb sich Talleyrand mit einem zufriedenen Grinsen die Hände und seine Gedanken lauteten ungefähr:

„Veranstalte Du die Sache nur aus lauter Patriotismus und Selbstlosigkeit, für die politische Nutzanwendung werden schon ich und mein pfiffiger College Fouché sorgen! Es handelt sich nur darum, diese Marionetten, die man Directorium nennt, zu dupiren und das ist nicht schwer, das Andere macht sich von selbst."

* * *

Wenn auch mit bangen Zweifeln über die Ausführbarkeit, machte sich Marquis d'Avèze an das Werk. Die vorbereiteten Programme und Aufrufe wurden ausgegeben und verbreitet und zu seiner Freude fand das Unternehmen allseitige Zustimmung und Unterstützung. Erstaunlicherweise für ihn verschwanden alle

Schwierigkeiten wie von selbst und von allen Seiten machte sich ein wahrer Enthusiasmus geltend.

Die Regierung stellte ihm die Mittel zur Ausführung zur Verfügung und wies die Commissäre in den Departements zur eifrigsten Unterstützung an; sie hoffte, durch die unter ihrer Patronanz entstandene Ausstellung einen Beweis von der neu aufkeimenden Blüte des Landes zu liefern und ihr gesunkenes Ansehen zu heben.

Die Republikaner echter Farbe liehen ihren Beistand, weil es ihnen darum zu thun war, beweisen zu können, daß wirthschaftliches Gedeihen nicht unvereinbar sei mit der neuen Staatsform, und selbst die offenen und versteckten Royalisten (königlich Gesinnten), die Partei der Emigrirten und Muscadins, wagte es nicht, einem Unternehmen die Unterstützung zu verweigern, das im Volke so viel Anklang fand, von dem man sich so viel Nutzen versprach und das von einem ehemaligen Aristokraten in das Leben gerufen wurde, freilich leider von einem, der in den ultraroyalistischen Kreisen als Abtrünniger galt, weil er sich in die neue Ordnung der Dinge fand.

Dieser bis jetzt übersehene oder mit Spott und Hohn behandelte Marquis d'Avèze aber war zu seinem Staunen und auch oft zu seinem Mißvergnügen plötzlich eine berühmte und gesuchte Persönlichkeit geworden. Es war in der That erstaunlich, nach wie vielen Richtungen sich plötzlich Anknüpfungspunkte für persönliche Interessen boten, die alle durch die projectirte Ausstellung gefördert werden sollten. Das zahllose Heer der Projectanten und Erfinder, die Vertreter localer Interessen, die Häupter der verschiedenen wirthschaftlichen Cliquen, von den Physiokraten und Oekonomisten bis zu den Vertretern des Freihandels, politische Agenten und Intriguanten, alle drängten sich an den armen Marquis heran, der sich nachgerade eingestand, daß an die Stelle der Schwierigkeiten, welche er von Gegnern des Unternehmens gefürchtet hatte, die Belästigungen getreten waren, die er von den vorgeblichen Freunden desselben erdulden mußte.

Indessen ging alles nach Wunsch; die Mittel flossen reichlich, aus allen Theilen des Landes, selbst aus dem der Neugestaltung abholden Süden stand eine eifrige Betheiligung in Aussicht. Mit der fast räthselhaften Förderung, welche er von allen Seiten erfuhr, hatte der Marquis das von ihm selbst für unmöglich gehaltene möglich gemacht. Der freilich sehr einfache Holzbau im Garten des National-Palastes, wie man die Tuilerien nannte, ging seiner Vollendung entgegen, schon liefen Partien von Ausstellungsgegenständen ein, kurz — es war kein Zweifel mehr, daß der von Talleyrand gewünschte Termin eingehalten werden könne. Ungleich den meisten ihrer Nachfolgerinnen, konnte diese erste Industrie-Ausstellung nicht allein am bestimmten Tage eröffnet werden, sondern sie war auch thatsächlich vollkommen eingerichtet.

Vorderhand aber sind wir nicht so weit.

Marquis d'Avèze hatte noch immer mit Beschwichtigung und Abweisung der verschiedensten Petenten und Projectanten sein Leidwesen, der ehemals so unbeachtete Commis des Hauses Mercier war eine der vielumworbensten und gesuchtesten Persönlichkeiten geworden und neben seinen tausenderlei anderen Obliegenheiten entwarf er noch die Normen für die Preisvertheilungen. Es waren — nach dem Rath des weltklugen Bankiers — Geldprämien, Diplome, und als erste Preise, den republikanischen Anschauungen und der Wohlfeilheit zugleich Rechnung tragend, Lorbeerkränze in Aussicht genommen.

Unter diesen vielfachen Beschäftigungen verfolgte Herr d'Avèze nur wenig die Tagesgeschichte. Es war nunmehr kein Zweifel mehr darüber, daß die Expedition nach Aegypten vor sich gehen werde, daß General Bonaparte an deren Spitze gestellt werden würde und man stellte dessen Abgang nach Toulon schon für die nächste Zeit in Aussicht.

Nur flüchtig dachte der Marquis manchmal daran, daß der „Mann der Zukunft", als welcher ihm der General galt, vielleicht gar nicht mehr in der Lage sein werde, ein Unternehmen zu sehen, an dessen Werden er auch eine Art Antheil gehabt hatte.

Nur mehr wenige Tage waren noch bis zur Eröffnung der Ausstellung. Paris lebte in den Tagen des Directoriums so lustig, als wollte es die furchtbaren Zeiten, die es durchlebt hatte, in Vergessenheit bringen. Selbst die in den unteren Classen thatsächlich herrschende Noth that dem Streben nach Vergnügungen keinen Abbruch und die kleineren Theater, Tanzlocale und anderen Belustigungsorte schossen wie Pilze nach einem Sommerregen aus der Erde. Daß bei einer so allgemeinen Geschmacksrichtung die reicheren Stände nicht zurückblieben, ist natürlich und neben den glänzenden Festen des Directoriums, als deren Arrangeur der prachtliebende Peter Franz Johann Nepomuk Graf von Barras (geboren 1755, gestorben 1829) unermüdlich war, neben den Zusammenkünften in den Salons der Merveilleuses, gab es auch noch öffentliche Locale, die der Belustigung dienten.

Eines der beliebtesten und vornehmsten war „Frascati", ein schon lange verschwundenes Etablissement in der Nähe des Palais-Royal. Es stand in Verbindung mit einem Garten, hatte prachtvolle Tanzsäle, lauschige Spielzimmer, in welchen man dem noch seit den Tagen des Convents verpönten Spiel ungescheut fröhnen konnte, verschwiegene Boudoirs, in welchem zärtliche Paare seufzen und politische Intriguen gesponnen werden konnten — vor Allem aber hatte es horrende Preise, was zu allen Zeiten das erste Erforderniß eines eleganten Locales ist.

„Frascati" war ein neutraler Boden für alle politischen Parteien; der Muscadin machte einer Anhängerin der neuen Ordnung den Hof, ein Incroyable ließ sich von einem ehemaligen Kämpfer in der Vendée im Ecarté (Kartenspiel zu Zweien mit aufgenommenen Karten) besiegen, und die berühmtesten und berüchtigtsten Merveilleuses nahmen die Huldigungen von Verehrern aller politischen Schattirungen an. Es gehörte zum guten Ton, nach dem Theater oder dem in einem Privatsalon zugebrachten ersten Theil der Nacht noch in „Frascati" zu erscheinen und einige Contretänze mitzumachen, die in allen Kreisen wieder statt der Carmagnole (Savoyardentanz mit während desselben gesungenem Volkslied) der Schreckenszeit in ihre Rechte getreten waren.

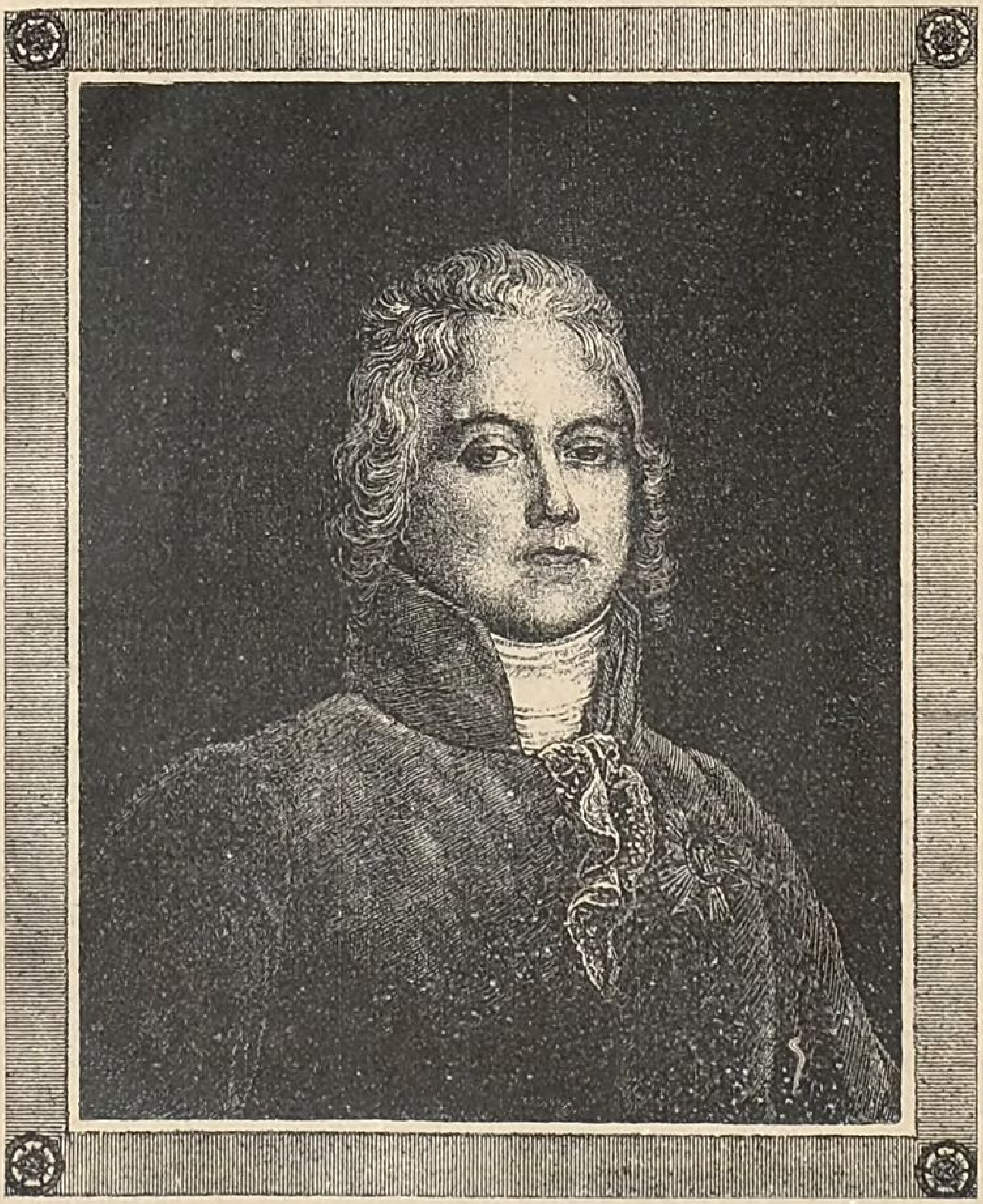
Schwatzend und flüsternd, lachend und neckend trieb sich eine fröhliche Menschenmenge durch die glänzenden Räume. Wenn Einzelne daraus auch ernstere Zwecke verfolgten, so geschah es mindestens mit lächelnder Miene und den gewichtigen und bedeutungsvollen Worten wurde der Scherz und Witz gleich der Federfahne angehängt, die den schweren Ball schwirrend durch die Luft sausen läßt.

Nicht zu umgehende Rücksichten verbieten es, das Costüm der Damen zu beschreiben. Nach Schnitt und Form war es classisch und damit entschuldigte man auch die aller erlaubten Grenzen spottende Nacktheit. Bis auf die mit zierlichen Schnüren befestigten Sandalen und die den bloßen Oberarm oder im besten Falle mit Tricot bekleideten Beine schmückenden Reifen aus Gold folgte man den altrömischen Vorbildern. Ob sich aber auch unter all diesen Damen eine Cornelia oder Lucretia befand, darf man wohl ebenso in Zweifel ziehen, als daß die Männer Catone waren.

Durch die dichten Gruppen der Fröhlichen strich aufmerksam spähend ein ganz im Geschmack der Incroyables gekleideter Mann. Wie viele der Gäste hatte er das Antlitz mit einer Halbmaske bedeckt und da sein Kinn zudem bis an den Mund in dem unförmlichen Halstuch vergraben war, durfte er sicher sein, nicht erkannt zu werden. Er war von kleiner Statur und hatte ein eigenes Geschick, seinen ziemlich derben und gedrungenen Körper auch durch die dichtesten Knäuel durchzuzwängen. Trotz seiner unleugbaren Körperlichkeit hätte man sagen können, er schwebe wie ein Schatten durch das Gewühl.

Offenbar forschte er nach Jemandem. Ebenso gewiß aber hinderte ihn dieses emsige Suchen nicht, auf alle übrigen Anwesenden Acht zu haben, jedes Wort, das zu erhaschen war, zu belauschen. Der Mann war, von den Spitzen seiner spießigen erbsenfarbenen Haare bis zu den blinkenden Schuhschnallen ganz Aufmerksamkeit und nicht allein die stechend aus der Maske funkelnden Augen, sondern auch die großen, erhaben geschliffenen Glasknöpfe seines Rockes schienen Organe der Beobachtung zu sein.

Solche Individuen machen selten einen angenehmen Eindruck. In unserem Falle wurde derselbe auch nicht verbessert, wenn man die Gelegenheit benützte und einen raschen Blick auf sein Antlitz warf, während er vorsichtig die Maske verschob, um ungehindert Athem zu schöpfen. Eine breite niedere Stirne, hinter welcher die kleinen kalten, wie Dolchspitzen funkelnden Augen weit zurücklagen, eine kurze gedrückte Nase, ein streng geschlossener Mund mit dünnen blassen Lippen, das ganze Gesicht wie verschoben aussehend, das war das Bild, welches man bekam.



Talleyrand. (Seite 170 u. f. — Nach einem alten Kupferstich facsimilirt)

Trotz seiner Aufmerksamkeit hatte der Mann den leichten Schritt nicht beachtet, der sich ihm näherte, während er in einer Ecke seine Maske lüftete, denn er fuhr erschrocken zusammen, als ein tüchtiger Fächerschlag seine Achsel traf und eine lustige Stimme rief:

„Nun, Bürger Fouché, über wessen Miserabilität denken Sie eben nach? Welchem Verbrecher sind Sie auf der Spur?"

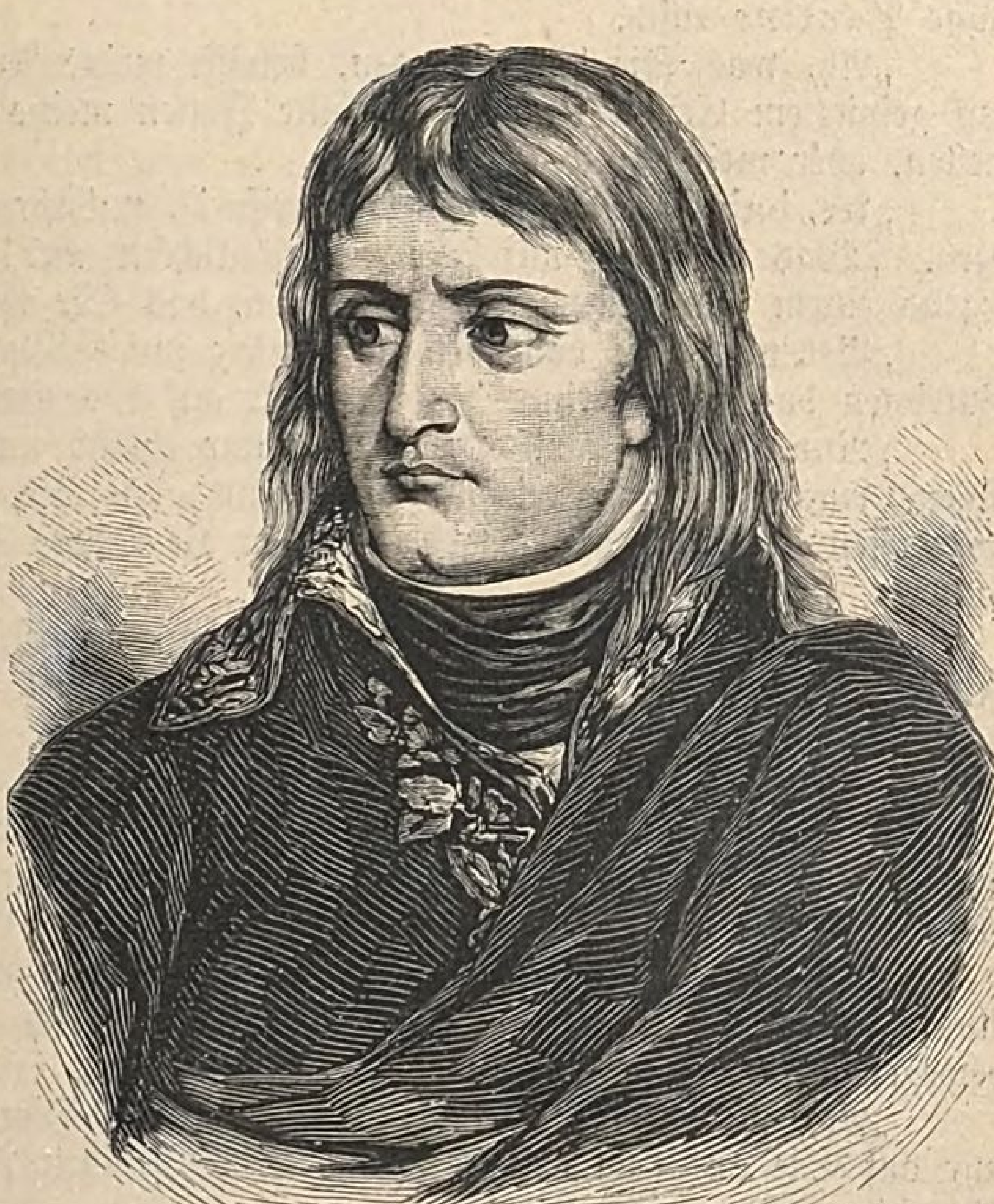
Er kehrte sich rasch um und sah eine herrliche Frau vor sich, deren reizende Formen trotz der Ueppigkeit noch etwas Kindliches an sich hatten und sich in der beschriebenen oder aus Decenzrücksichten unbeschrieben gelassenen Kleidung noch verlockender zeigten. Trotz der Sammtmaske, welche den oberen Theil des reizenden Ovals deckte, mochte der allwissende Polizeiminister, das frühere wegen seiner Grausamkeit gefürchtete Conventsmitglied Josef Fouché (geboren 1763, gestorben

1820) — dessen Biographen von ihm sagen: „l'un des hommes les plus odieux que la révolution et l'empire aient mis en lumière" (einer der hassenswerthesten Männer, welche Republik und Kaiserreich an's Licht setzten) — doch die Dame erkennen, denn er faßte sich sofort, murmelte vor sich hin: „Parlant du loup, l'on le voit partout" (wenn man den Wolf nennt, kommt er gerennt) und entgegnete dann in scherzendem Ton:

„Welcher Mann, der Ihnen gegenüber stünde, fühlte nicht seine eigene Unwürdigkeit am tiefsten?! Ich glaube auch nicht, daß es hier Jemand gibt, der das in Ihrer Anwesenheit größte Verbrechen im Sinn hätte, nämlich an der Macht Ihrer Reize zu zweifeln."

„Pah! Der Polizeiminister als schmeichelnder Schäfer!" spottete die Dame. „Unter allen Rollen, die Sie schon gespielt haben, paßt diese am wenigsten für Sie und es wird auch kein Mensch daran glauben."

„Darum handelt es sich ja auch bei einer Rolle, die man spielt, gar nicht," entgegnete Fouché mit cynischer Offenheit, „sondern nur darum, daß man die Menschen zu dem zwingt, was man erreichen will. Wenn sich Brutus auf der Bühne in sein Schwert stürzt, wissen wir, daß er nicht todt ist, sondern schon an seine Schöpsen-Cotelette (Rippchen mit dem Fleisch daran) denkt — aber er bringt uns doch dazu, ihn zu beklatschen und — damit ist sein Zweck erreicht."


General Bonaparte. (Seite 181 u. f.)

„Und glauben Sie, daß es unsere modernen Brutusse auch außer der Bühne so machen?"

„Ganz gewiß! Das heißt diese denken gar nicht daran, sich in's Schwert zu stürzen, sondern wenn die Stadt von Philippi verloren ist, ziehen sie sich in das Privatleben zurück, schwelgen in ihren Reichthümern, grollen über den Undank des Vaterlandes und — stürzen sich in nichts, als höchstens jeden Monat in die Arme einer anderen Maitresse!"

„Que bien leur le fasse!" (Wohl bekomme es ihnen!) rief die weibliche Maske lächelnd. „Wissen sie aber, Bürger Minister, daß ich ein ernstes Wort mit Ihnen zu sprechen habe?"

„Sie, Bürgerin Leclerc, mit mir? Das könnte mich mit den süßesten Hoffnungen erfüllen; denn was kann es für eine so reizende Frau Ernstes geben, als — die Liebe?"

„Pst! Pst!" wehrte die Schwester des Generals Bonaparte ab. „Fassen Sie keine Hoffnungen, die Enttäuschung wäre zu grausam. Wo hätte Amor, der

schüchterne Knabe, ein Plätzchen in einem Herzen, dessen Leidenschaft es ist, gefürchtet zu werden?"

„Wenn Sie die Wollust, gefürchtet zu sein, nicht kennen, fehlt Ihnen einer der höchsten Genüsse!" sagte Fouché mit grimmigem Behagen.

„Ich ziehe es vor, geliebt zu sein!" entgegnete Pauline Leclerc mit etwas leichtfertiger Betonung.

„Und dieser Wunsch ist, von Ihrem Munde ausgesprochen, der Erfüllung sicher," replicirte gewandt der Minister.

„Schon wieder so galant in Worten, während Sie es doch so wenig in Thaten sind!"

„Befehlen Sie — und an meiner Bereitwilligkeit soll es nicht fehlen."

„Nun wohl — so ordnen Sie die Freilassung des armen Rochebrune an," sagte Pauline rasch.

„Ah, was Sie da verlangen, betrifft meine Amtspflicht!" rief Fouché mit gut gespieltem Erstaunen. „Ich wollte Ihnen meine Persönlichkeit zur Verfügung stellen, aber mein Amt —"

„Ah, babillage!" (Geschwätz, Larifari), unterbrach ihn Frau Leclerc ziemlich derb. „Was fange ich mit Ihrer Persönlichkeit an?! Hängt sie doch immer mit irgend einem schrecklichen Amt zusammen, das Sie bekleiden."

„Bedenken Sie doch, Bürgerin, der junge Mann hat im Beisein mehrerer Patrioten das Directorium der Republik auf das Gröblichste verunglimpft!"

„Nun, was weiter? Da war er nur ehrlich und offen genug, das offen zu sagen, was ganz Frankreich — mich und auch Sie, Bürger Minister, mit eingeschlossen — sich denkt oder heimlich in die Ohren flüstert. Uebrigens ist er ein tapferer, hübscher Junge —"

„Das sind Gründe, die in Ihren Augen gewiß sehr entlastend wirken," warf Fouché spöttisch ein, „ob aber auch in den Augen der Richter, das möchte ich bezweifeln."

„Dann war er auch ivrogné" (vollgetrunken), fuhr Pauline eifrig fort, „und ist ohne Zweifel bereit, seine Aeußerung zu widerrufen und zu erklären, daß die Directoren sammt und sonders die größten Ehrenmänner, Republikaner vom reinsten Wasser sind und ihr Regiment ein wahres Glück für Frankreich ist."

„Um ein so seltenes Ereigniß zu erleben, wie es ein solcher öffentlicher Ausspruch ist, wäre es vielleicht möglich, daß sich das Directorium zur Gnade bewegen ließe," sagte der Polizeiminister höhnisch.

„Ach, was wollen Sie immer mit Ihrem Directorium!? Es kommt ja doch nur auf Sie an, dem armen Burschen die Freiheit wiederzugeben und die dumme Geschichte niederzuschlagen."

„Das ist denn doch nicht ganz so leicht," sprach Fouché langsam und mit einem lauernden Blick. „Aber warum wenden Sie sich nicht direct an den Bürger Director Barras?"

Pauline machte eine unwillige Bewegung mit dem Köpfchen, daß die in einen starken Knoten geknüpften schwarzen Locken aufflatterten und eine leichte Röthe verbreitete sich über Hals und Nacken.

„Er hat eine so große Verehrung für Sie und kann der siegreichen Hoheit weiblicher Reize so wenig widerstehen, daß er gewiß jeden Wunsch sofort erfüllen wird," fuhr Fouché fort.

„Ja, ja, ich zweifle daran auch nicht," fiel Pauline Leclerc unwillig ein. „Aber mir ist eben die Empfänglichkeit des Bürger Directors eine zu allgemeine, als daß ich sie für meine Person auf die Probe stellen wollte. Ich traue ihm nicht zu, uneigennützig zu sein; habe aber auch keine Lust, einen Handel mit ihm einzugehen."

„Hm! die Wahrheit zu sagen, glaube auch ich, daß der Bürger Director nicht mehr auf lange Zeit hinaus eine Firma sein wird, mit der es sich lohnt, Geschäfte zu machen," sagte Fouché mit Betonung. „Ich kann es Niemand verübeln, wenn er sich von ihm zurückzieht und würde es gegebenenfalls — verstehen Sie mich wohl, schöne Frau — selbst eben so machen. Und ich würde mich gegen Jene, welche mir den Weg zu einer anderen Verbindung eröffneten, dankbar erweisen."

Die Schwester des Generals Bonaparte begriff sofort, wo der Mann hinaus-wollte, dessen Charakterlosigkeit eben so bekannt war, wie seine Schlauheit und sein rücksichtsloser Egoismus. Sie warf rasch einen Blick um sich und sagte dann hastig flüsternd:

„Gut, Bürger Minister. Ich werde meinem Bruder von Ihren Mittheilungen erzählen, aber — nun entlassen Sie mir auch den armen Rochebrune, nicht wahr?"

Fouché senkte nur die Augenlider zum Zeichen der Zustimmung und bot dann der reizenden Frau den Arm.

„Was den Mann betrifft von dem wir eben sprachen, so möchte ich denn doch bemerken, daß er vorderhand noch immer eine respectable Macht in Händen hat, die zu gebrauchen ihm nur Muth und Thatkraft fehlt," plauderte der Polizei-minister leichthin, als er mit seiner Partnerin durch die reichgeschmückten Säle schritt. „Unter Umständen wäre es immerhin von Werth eines von den vielen Bändern in der Hand zu haben, an welchen er sich gängeln läßt."

„Ich trage keine Schürzen," erklärte Pauline Leclerc trocken.

„Hm, ich zweifle auch, daß Barras so bescheiden wäre, sich mit dem Band dieses harmlosen Kleidungsstückes fesseln zu lassen," entgegnete Fouché mit frivolem Lachen.

„Und mit einem wichtigeren wäre es mir schon gar nicht der Mühe werth!" rief Pauline trotzig.

„Wie grausam!" sagte Fouché. „Aber — könnte es sich nicht vielleicht ver-lohnen, dem zärtlichen Schäfer, um eines wichtigen Zweckes willen, den Schein des Glückes zu gönnen, wenn auch nicht dieses selbst?"

„Was verstehen Sie unter einem wichtigen Zweck?" fragte die reizende Frau mit gesenktem Kopf.

„Nun, da ließe sich allerhand annehmen," entgegnete vorsichtig Fouché. „Setzen wir den Fall, es wäre für eine dritte Person, beispielsweise für Ihren Bruder, den General Bonaparte, von Wichtigkeit, daß der Bürger Barras zu einer gewissen Stunde nicht an einem bestimmten Orte sei, würden Sie, um dieses Zweckes willen, dem Letzteren nicht für eine kurze Zeit die süße Illusion gönnen, Ihre Eroberung gemacht zu haben?"

„L'illusion (die Einbildung)? — O ja — aber auch nur diese, verstehen Sie mich wohl," entgegnete Pauline Leclerc.

„Er würde ja für die kurze Selbsttäuschung dann schmerzlich genug gestraft," sagte Fouché spottend. „Die Frauen verstehen es trefflich, sich an jenen Männern zu rächen, die eitel genug sind, zu glauben, daß ihnen nicht hie und da auch die weibliche Tugend unbequem werden kann."

„Was wissen Sie von der weiblichen Tugend! — Sie führen mich doch nicht spazieren, um über diese zu philosophiren?"

„Allerdings wäre es passender vom Gegentheil zu sprechen, wenn ich bestimmte Ziele im Auge hätte," entgegnete Fouché mit dem Grinsen eines Fauns, „da aber dies nicht der Fall ist und ich gern von ganz abstracten, in unserer argen Welt selten zur Erscheinung kommenden Dingen conversire, so sehe ich nicht ein —"

„Still! unverschämter Spötter!" gebot Pauline. „Reden Sie mir lieber von jenen wichtigen Zwecken, die dadurch gefördert werden sollen, daß Bürger Barras

sich bei einer bestimmten Gelegenheit verspätet — setzen wir den Fall, weil er so gefällig ist, sich unterdessen von mir an der Nase herumführen zu lassen."

„Ja, setzen wir diesen ziemlich wahrscheinlichen Fall," sagte Fouché, behäbig nickend. „Können Sie sich nicht vorstellen, schöne Frau, daß bei irgend einer feierlichen Gelegenheit — nehmen wir an, bei der Eröffnung der Industrie-Ausstellung – wenn der Bürger Barras als der erste und einflußreichste unter den Directoren nicht zugegen wäre, es sich ereignen könnte, daß man dazu griffe, eine andere hervorragende Persönlichkeit zum Mittelpunkt der Feierlichkeit zu machen?"

„Ah — ich begreife!" sagte Pauline Leclerc leise.

„Ich wußte, daß Sie auf meine Gedanken rasch eingehen werden. Der General Bonaparte ist sehr glücklich, eine so kluge, schöne und aufopferungsvolle Schwester zu besitzen!"

„Pah, einen verliebten Thoren eine Stunde am Narrenseil zu führen, ist kein Opfer. Das macht sogar Spaß!" warf Pauline geringschätzend ein.

„Ich bin aber überzeugt, daß Sie erforderlichen Falls der Sache Ihres Bruders auch ernsthafte Opfer zu bringen wissen," bemerkte Fouché mit einem zweideutigen Lächeln.

„Und dafür, daß jene Persönlichkeit, die wir im Auge haben, zum Gegenstand der Ovationen (Huldigungen) wird —"

„Oh, dafür lassen Sie mich sorgen!" fiel Fouché selbstgefällig ein. „Es ist auf der Weltbühne viel leichter, ein tüchtiger Regisseur zu sein, als auf dem Theater. Man muß nur immer die richtigen Hilfsmittel aus dem Requisiten-Magazin der menschlichen Leidenschaften und Vorurtheile anwenden."

„Gut, es bleibt dabei!" sagte Pauline Leclerc. „Während ich mit dem Bürger Director ein kleines Lustspiel aufführe, arrangiren Sie eine Haupt- und Staatsaction! Doch kehren wir in den großen Saal zurück — nein, nein! bleiben Sie bei mir. Mein Herr Gemahl hat manchmal Eifersuchtsanwandlungen."

„L'injuste!" (der Ungerechte!) rief Fouché lächelnd.

„Wenn er mich an Ihrem Arm sieht, wird er aber beruhigt sein," schloß die schöne Frau ihren Satz.

„Tausend Dank für die Offenheit — aber schmeichelhaft ist sie eben nicht!" meinte der Polizeiminister mit sauersüßer Miene.

„Es ist ein gewaltiger Unterschied zwischen dem Liebhaber und dem Freund einer Frau," sagte Frau Leclerc mit einem reizenden Lächeln. „Beides zugleich kann man nicht sein. Und wir sind ja jetzt Freunde, nicht wahr?"

„Ja, wir sind jetzt Freunde," wiederholte Fouché, indem er innerlich beisetzte: „So lange es nämlich für mich von Vortheil ist."

Und diese Freundschaft sollte lange dauern und ihm ein kolossales Vermögen und den Titel eines Herzogs von Otranto einbringen.

Endlich kam der Tag, welcher alle Mühen und Sorgen des aufopferungsvollen Marquis d'Avèze krönen sollte.

* * *

Wer von unseren heutigen Monstre-Ausstellungen, die durch ihre Größe und Ausdehnung fast schon den Zweck gefährden, auf jenen ersten unvollkommenen Versuch einen Schluß ziehen wollte, würde grausam enttäuscht werden. Es war eine schmucklose Zusammenstellung der hauptsächlichsten Industrie-Erzeugnisse Frankreichs und in diesem Rahmen zeigten sich sogar, sowohl in Folge der Zeitverhältnisse, wie der Neuheit der Sache, manche auffällige Lücken. Nichtsdestoweniger waren doch die berühmtesten Firmen dabei vertreten, wie z. B. Breguet mit seinen Uhren, Pierre Firmin Didot und Herhan mit Buchdruckergeräthen,

Clouet mit Metallurgie, Dihl und Guerard mit Porzellan, Desanod mit seinen ökonomischen Feuerherden, Conté mit Crayons (Zeichenstiften) aller Art, Grémont und Barré mit gedruckten Zeugen. Von Provinzfirmen: Porter aus dem Oise-Departement mit Töpfergeschirren, Pain Sohn aus dem Aube-Departement mit gewirkten Zeugen, Deharme mit lackirten Blechen, Denis Julien mit Baumwollspinnereien, Chollet und Mayenne aus dem Vendée-Departement mit Tüchern und Stoffen, B. Roth mit Maschinen zum Schneiden und Spalten des Leders, B. Flages in Toulose mit Fabricaten für Wollarbeiten, die Spiegel-Manufacturen zu Creuset und Groscaillou und dergleichen.

Man sieht also, daß im Großen und Ganzen das Unternehmen den patriotischen Zweck, welchen d'Avèze im Auge gehabt hatte, erfüllte und man durfte wohl erstaunen, daß aus einem Lande, das vor Kurzem die furchtbarsten Convulsionen durchgemacht hatte und noch heute keineswegs in die Bahn gesicherter und geordneter Zustände eingelenkt war, so überraschende Proben tüchtiger Arbeit und gewerblichen Strebens kommen konnten.

Das neue Schauspiel einer „Oeffentlichen Ausstellung französischer Industrie-Producte", wie der Titel war, fand im Sommer des Jahres 1798 statt. Jeder Manufacturist und Fabrikant war zugelassen worden, es wurde in Aussicht gestellt, daß die Ausstellung jährlich erneuert werden sollte und der Minister des Innern, François de Neufchateau, hatte im diesbezüglichen Einladungsschreiben erklärt: „Alle Departements müssen sich beeifern, an diesem Feste der National-Industrie Theil zu nehmen und alles anwenden, damit es von Jahr zu Jahr reicher und glänzender werde. Die Franzosen müssen sich nicht blos im Kriege, sondern auch in den Gewerben und Künsten des Friedens auszeichnen."

Am Eingang des schmucklosen, indeß innen prächtig ausgezierten Holzbaues, der mit der Inschrift: „Temple de l'Industrie" versehen war, harrte Marquis d'Avèze und das ihm zur Seite stehende Comité des Directoriums. Nach und nach fanden sich auch die Minister und übrigen Würdenträger ein, um die Vertreter der obersten Regierungsgewalt bei dem ersten Rundgang zu begleiten.

So verstrich die anberaumte Stunde — doch das Directorium zeigte sich nicht. Das Publicum, das sich noch als souveränes Volk fühlte, wurde ungeduldig und schon faßte d'Avèze den Entschluß, die Ausstellung ohne alle Feierlichkeit zu eröffnen, als Fouché rasch zu ihm trat.

„Warten Sie noch einen Moment!" raunte er ihm zu. „Wenn Sie die Exposition so ohne Sang und Klang, ohne besonderen Eclat eröffnen, nehmen Sie ihr von vornherein einen Theil des Nimbus."

„Der, fürchte ich, dürfte auch verloren gehen, wenn die Leute in ihrer Ungeduld sich den Eingang erzwingen!" sagte der Marquis kleinlaut.

„Halt! — Sehen Sie, da kommt ein Retter in der Noth — der General Bonaparte mit Gemahlin Josephine und Schwägerin Hortense," flüsterte Fouché, der aufmerksam nach dem Eingang des Gartens geblickt hatte. „Halten Sie die Ansprache an ihn, es wird ihnen ja an bezeichnenden Wendungen nicht fehlen; spielen Sie darauf an, daß er in den nächsten Tagen zur Armee abgeht und es wird sich alles machen."

Da erscholl das Vivatgeschrei, mit welchem die versammelte Menge den populären General empfing.

„Hören Sie — oh, das Volk ist köstlich und begreift als Ganzes oft viel rascher, was man von ihm verlangt, als wenn man es in lauter einzelne Querköpfe zerlegt. Wie gern sie schreit, die Canaille! Gerade so hat sie noch vor wenigen Jahren den wackeren Monsieur de Paris (Henker) Henri Sanson und seinem National-Rasirmesser zugejauchzt! Vorwärts, mein Herr, es bleibt kein anderer Ausweg, eine Rede muß gehalten werden, also nehmen Sie mit

dem General Bonaparte als Opfer vorlieb, statt mit dem hochmögenden Directorium."

Damit schob Fouché den Marquis dem Eingang zu und schlüpfte dann wieder unter seine Minister-Collegen, die, je nach ihrer Gesinnung mit Staunen, Schadenfreude oder Aerger die sich abspielende Scene beobachteten.

Unter den fortwährenden Zurufen der Menge schritt der General Napoleon Bonaparte (Bild Seite 177) dem Eingange zu, mit ernster Leutseligkeit durch Schwenken des mit dreifarbigen Federn besetzten Hutes die begeisterten Rufe erwidernd.

Er war damals noch schlank und sein dunkles Antlitz noch hager. Lang und schlicht hing ihm das schwarze Haar zu beiden Seiten der mageren Wangen fast bis auf den hohen Kragen der blauen Uniform herab, die um die Mitte von einer blauweißrothen Schärpe umgürtet war. Seine ganze Erscheinung war keineswegs bedeutend, nur die Stirne war hoch und prachtvoll geformt und aus den meist wie verschleiert blickenden Augen brach oft ein momentaner Strahl, der von seltener Geisteskraft und Energie zeigte.

An seinem Arm hing die um zwei Jahre ältere Josephine. Mit sorgfältiger Vermeidung der Ausschreitungen der herrschenden weiblichen Mode, aber trotzdem mit Geschmack gekleidet, ersetzte sie die ihr fehlende Frische und Blüthe der Jugend durch eine seltene Grazie der Haltung und des Benehmens. Das an der Grenze der Kindheit stehende Mädchen an ihrer Seite, dessen dunkler Teint die ostindische Heimat nicht verleugnen konnte, war ihre Tochter erster Ehe, Hortense Beauharnais, die spätere Gattin von Napoleon's Bruder Ludwig, als solche Königin von Holland, die Mutter Kaiser Napoleon's III. (Hiezu das Bild.)

Anfänglich hatte der Marquis d'Avèze das Verfängliche der Situation wohl gefühlt und er sann nach einem Ausweg, um sie glücklich zu umschiffen. Aber er war im Grunde seines Herzens ein zu eifriger Verehrer des Mannes, der ihm mit jeder Secunde näher kam und — auch viel zu sehr Franzose, um sich dem Einfluß zu entziehen, welchen die ganze Scenerie und der immer stürmischer laut werdende Enthusiasmus auf ihn ausübte.

Schon machten sich aus der Mitte des Comités, das hinter ihm stand, Zurufe laut; er sah den General und die ihm nachdrängende Menge hart am Eingange, da waren plötzlich alle Bedenken verflogen; er trat entschlossen vor und redete mit laut hin tönender Stimme den Liebling des Volkes an.

„Erlauben Sie mir, Bürger General, es für ein glückliches Omen (Vorzeichen) für die hier aufgespeicherten Producte unseres heimischen Fleißes zu halten, daß Ihr Auge zuerst darauf ruhen wird, das Auge, daß im Donner der Schlachten wie im einsamen Studirzimmer kein anderes Ziel vor sich hat, als den Ruhm und die Größe Frankreichs! Mögen Sie aus den Erzeugnissen des Gewerbfleißes, die aus allen Theilen unseres weiten Vaterlandes hier angesammelt sind, die Beruhigung schöpfen, daß dasselbe Ihrer Mühen und Siege nicht unwerth ist. Ich und meine aufopferungsvollen Gehilfen an dem Werke werden den schönsten Lohn darin finden, wenn wir in allen Bürgern Frankreichs das Bewußtsein seiner inneren Kraft neu erwecken und stärken werden, einer Kraft, die es gebietend und geachtet nach Außen durch den Glanz unserer Siege und durch den Werth unserer Arbeit machen wird, im Innern die Freiheit mit der Ordnung, die Wohlfahrt mit der Tugend zu vereinigen. Ich begrüße Sie nochmals, Bürger General, an dieser Stätte friedlicher Arbeit, deren Schutz Ihre kriegerischen Erfolge sind."

Ein beispielloser Jubel brach nach diesen Worten los. Unter die Rufe auf den General und die Ausstellung mischten sich auch zahlreiche, welche des herrschenden Directoriums nicht ganz freundlich gedachten und ein Beweis waren, daß manche Pointe der Begrüßungsrede wohlverstanden und ausgenützt wurde.



General Bonaparte in der ersten Industrieausstellung zu Paris, 1798.

Der General, der durch seine ganze Lebenszeit kein Rednertalent bewies und Gründe haben mochte, so erwünscht ihm diese Ovationen auch waren, selbst vorsichtig in seinem Benehmen zu sein, trat rasch in das Innere des Ausstellungsraumes. Er schenkte den in größter Verlegenheit dastehenden Ministern und hohen Staatsbeamten keinen Blick, reichte dem Marquis d'Avèze die Hand und sagte:

„Ich danke Ihnen, Bürger Commissär, für Ihre ehrenden Worte und die schmeichelhafte Weise, in welcher Sie meiner geringen Dienste gedachten. Ihr Bemühen, Frankreichs industrielles Schaffen und Wirken in einem Bild zusammen zu fassen, verfolgt keinen anderen Zweck, als das Handeln und Kämpfen von uns Soldaten. Auch Sie bringen allen Zweiflern und Saumseligen die Kraft und Größe Frankreichs in Erinnerung — wir thun auf etwas unsanftere Weise dasselbe unseren Feinden gegenüber. Vereinigen wir uns daher in dem Rufe, der allen echten Franzosen gemeinsam ist: „Es lebe Frankreich! Es lebe die Republik!"

Neuer donnernder Beifallsjubel! — Die erste französische Industrie-Ausstellung war eröffnet.

Wo war aber das Directorium unterdessen?

In Paris cursirte ein Witzwort: Die fünf Directoren hätten zusammen fünf Sinne, aber nur einen Kopf und dieser letztere sei alleiniges Eigenthum des Bürger Directors Barras. Obwohl er nach dem Gesetze keinen anderen Vorrang hatte, als welchen ihm die Reihenfolge im Alphabete einräumte, hatte man sich doch daran gewöhnt, ihn als den maßgebendsten unter den fünf obersten Beamten der Republik zu erkennen und auch seine Collegen anerkannten dies stillschweigend, so eifersüchtig sie auch sonst auf einander waren.

Es wäre also Niemand, auch den Bürgern Roger-Ducos, Sieyés, Gohier und Moulins nicht eingefallen, irgend eine wichtigere Feierlichkeit oder staatliche Zeremonie vorzunehmen, ohne daß Barras anwesend gewesen wäre und die erste Rolle gespielt hätte. Das galt nun auch selbstverständlich von der Eröffnung der französischen Industrie-Ausstellung.

Schon waren die vier übrigen Directoren im Luxembourg versammelt, um sich gemeinsam zu dieser Feierlichkeit zu begeben und Barras war bereits im Begriffe, sich in die etwas phantastischen und mit der republikanischen Einfachheit in Widerspruch stehenden Staatsgewänder zu kleiden, als man ihm ein süßduftendes Billetdoux brachte.

Sein bleiches, nicht unschönes, aber abgespanntes und energieloses Antlitz röthete sich, die Botschaft war in mehr als einer Beziehung zu verlockend, um ihr widerstehen zu können. Er versprach in kürzester Zeit wiederzukehren, schützte ein unaufschiebbares Geschäft vor, schlüpfte die Treppen hinab, warf sich in einen Wagen und ließ sich zu Pauline Leclerc fahren.

Wenn er auch als besonderer Verehrer weiblicher Schönheit den Lockungen des zarten Briefchens, das ihm schon fast aufgegebene Hoffnungen neubelebte, hätte widerstehen können, so geboten schon politische Erwägungen eine Verbindung mit der Familie eines Mannes sorgsam zu pflegen, dessen Bedeutung Barras eben so gut erkannte, wie das Unhaltbare der eigenen Stellung. Möglich war es ja immerhin, daß Meer, Wind und Wellen, die englische Flotte und die Pest, so übelwollend waren, den gefährlichen Mann nicht zu beseitigen und dann — nun, dann war es gewiß von großem Vortheil, im Besitz einer Bundesgenossin im feindlichen Lager zu sein, die den Uebergang in dasselbe erleichtern konnte. Und welche reizende Bundesgenossin war das?! — Ach, dem guten Bürger Director wurde ganz warm.

Das lieblichste Kammerzöfchen von der Welt — würdig ihrer schönen Gebieterin — bedeutete ihm, daß diese sofort erscheinen werde und führte ihn in ein famoses heimliches Boudoir. Der Bürger Director war nicht stolz, ein echter Franzose voll Höflichkeit und Galanterie und namentlich schönen Frauen gegenüber

ein Republikaner ohne alle Standesvorurtheile. Er knüpfte daher mit dem amusanten Kammerkätzchen ein Gespräch an, das von dieser, wahrscheinlich instruirten Sirene so witzig und neckisch geführt wurde, daß der leitende Staatsmann auf sein hohes Amt, die wartenden Collegen, die Eröffnung der Ausstellung, ja sogar die reizende Frau vom Hause total vergaß. Wahrscheinlich dachte sich der Bürger Director in zeitgemäßer Anwendung eines bekannten Sprichwortes: Vaut mieux la belle soubrette en main, que la maîtresse sur le toit — ou autre-part! (Besser das hübsche Kammermädchen in der Hand, als die Gebieterin auf dem Dache — oder sonstwo.)

Erst als diese Unterhaltung kaum mehr einer Steigerung fähig war, wurde Barras durch ein hellklingendes Lachen aus seiner seligen Vergessenheit gerissen. Und als er dem enteilenden Zöfchen nachsah, erblickte er zu seinem Schrecken unter der Thüre Pauline Leclerc, die ihm einen spöttischen Knicks machte und mit malitiösem Lächeln sagte:

„Ich bin erfreut zu sehen, Bürger Director, daß Sie meine Abwesenheit nicht zu tief gefühlt haben. Nach einer so pikanten Unterhaltung will ich Sie mit meinen unwichtigen Mittheilungen nicht länger aufhalten, umsoweniger, als es vielleicht Ihren Collegen an einem gleichen Zeitvertreib fehlt und — es wohl schon Zeit ist, die Ausstellung zu eröffnen."

Mit wenig beneidenswerthen Gefühlen entfernte sich Barras. Neben dieser eclatanten Niederlage ahnte er noch, daß ihm ein arger Streich gespielt worden sei. Die Vorwürfe seiner Amtsgenossen und die Berichte über die unerfreulichen Vorgänge bei der Eröffnung der Ausstellung, welche ihm sofort, als er endlich athemlos daselbst erschien, erstattet wurden, machten ihm diese Vermuthung bald zur Gewißheit. Es war keine Entschädigung, daß es ihm noch gegönnt war, die vom Minister des Innern an die betreffenden Industriellen überreichten „Erfindungs-Patente" öffentlich auszurufen. Dagegen gab es nur einen Trost, nämlich den, daß der gefährliche General in wenigen Tagen zur Armee ginge und damit einer Menge von Zufällen ausgesetzt sei, von welchen ihn hoffentlich einer unschädlich machen würde.

Nun, wir wissen, daß dies nicht geschah, daß Meer und Wind, Engländer und Mameluken, Klima und Pest dem Mann nichts anhaben konnten, der nur durch das Maßlose seines Willens vom rasch erklommenen Gipfel des Glückes gestürzt werden konnte. Verklärt von einer Reihe der glänzendsten Siege, kehrte er im nächsten Jahre zurück und machte im Brumaire (November) desselben der Schattenherrschaft des Directoriums ein Ende, dessen Mitglieder damit vom Schauplatz verschwanden und der mehr oder weniger verdienten Vergessenheit anheimfielen.

Unter dem Consulat wurden noch 1801 und 1804 Industrie-Ausstellungen veranstaltet, die wieder von der kundigen Hand des Marquis d'Avèze geleitet wurden. Als sich aber nach und nach herausstellte, daß der „Mann der Zukunft" mit jedem Schritt nach aufwärts mehr von jenen Grundsätzen niedertrat, kraft welcher er aus dem Dunkel emporgestiegen war, als er wohl die Ordnung, aber nicht die Freiheit gelten ließ und durch maßlose Eroberungssucht das Land unglücklich machte — da zog sich der Marquis mit tiefem Gram zurück. Nun hatte Frankreich das sichtbare Idol, aber um welchen Preis, mit welchem Gewinn!?

Das ist die Geschichte der ersten Industrie-Ausstellung. Es ist gewiß interessant, daß auch diese hochwichtige Erscheinung der Neuzeit dem tief aufgewühlten Boden der französischen Revolution entsprossen ist.

Das Wunder der eingebrannten Hand.

In der Mitte des zehnten Jahrhunderts hörte — wie die Legende berichtet — ein von Jerusalem zurückkehrender Pilger in der Nähe von Sicilien aus den Flammen des Aetna heraus die Klagen der im Fegefeuer Schmachtenden und ihr Flehen um Fürbitten für sie seitens der Mönche von Clugny. Die frommen Bewohner des genannten Klosters ließen die dringenden Bitten der Gequälten nicht unerhört und das Gebet der Klosterbrüder blieb nicht ohne Erfolg. Denn nach der Aussage eines der Mönche haben die Anwohner des Aetna oft ein Geheul der Teufel gehört, die sich beklagt hätten, daß ihnen durch das Gebet der Mönche und durch das Almosen so viele Seelen entzogen wurden.

Hierauf befahl Odilo, Abt von Clugny, im Jahre 998 allen ihm untergebenen Klöstern, daß am Tage nach Allerheiligen durch Psalmen, Almosen und Seelenmessen das Andenken aller in Christo Ruhenden gefeiert werde. Papst Sylvester II. anempfahl 999 die Feier des Allerseelentages der ganzen römischen Kirche „zur Erlösung aller Seelen bekannten und unbekannten Namens" — und so entstand das Fest Allerseelen zum Heil der im Fegfeuer Befindlichen; es wird seit dieser Zeit in den meisten katholischen Ländern mit großer Pietät gefeiert. Man schmückte da zu allen Zeiten schon wie heute auf den Kirchhöfen die Gräber mit Kränzen und Lampen, die Bewohner der Städte und Orte wallten nach dem Gottesacker und beteten daselbst, während die Priester mit geweihtem Wasser die Gräber besprengten und die Seelen benedeiten.

In allen Städten und Orten glichen von jeher an diesem Tage die Gottesäcker freundlich geschmückten und vielbesuchten Blumengärten, zwischen welchen die Angehörigen der Todten knieten und für selbe ihre innigsten Gebete zum Himmel sandten.

Und so ist dem Allerseelentage, wie überhaupt dem Gebete für die theuren Verblichenen, selbst weit über unsere heimatlichen Grenzen hinaus, im volksthümlichen Festkalender, wie in der Familienordnung des Hauses eine hervorragende Stelle zugewiesen. Nirgend läßt man den Tag vorübergehen, ohne das Andenken an die heimgegangenen Lieben durch symbolische Handlungen und mit Gebeten zu erneuern.

Und so bietet sich denn dem Culturhistoriker, der es unternimmt, dem Weben des menschlichen Geistes auf diesem Gebiete nachzuspüren, eine reichliche Fülle merkwürdiger Formen in jenen traditionellen Gebräuchen und Meinungen dar. Wenn auch verschieden nach dem Bildungsgrade der Bevölkerung, bei welcher sie in Geltung stehen, drücken doch die meisten derselben Grundgedanken aus — die Erinnerung an die Hingeschiedenen und die Pflicht, zu deren sanfter Ruhe beitragen zu sollen.

Gegenden, die abseits vom Weltverkehre liegen, haben reichere und ausdrucksvollere Formen bewahrt als jene, wo die Anschauungen sich in rascherem Fluge bewegen. Was von dem Fastenbrauche des Allerseelentages in den Städten geübt wird, wie die Sitte, den Friedhof zu besuchen und die Gräber mit Blumen und Lichtern zu schmücken, ist nur ein karger Ueberrest, ein Moment von dem großen Kranze einzelner Scenen, welche ehedem in einem einheitlichen Festganzen vereinigt waren.

Es giebt nämlich, nach einem weitverbreiteten Volksglauben, gewisse Zeiten, zu welchen sich die Pforten des Jenseit erschließen und ein freier Verkehr seiner Bewohner mit dem Diesseit erfolgt. Nicht blos die Walpurgisnacht, der

Johannistag, die „Zwölften", nein, auch der Allerseelentag erfreut sich dieses wichtigen Vorrechtes, eine „offene Stunde" (wie es genannt wird) zu sein. Denn — so meint das Volk — sobald am Tage Allerheiligen um die Mittagsstunde die Glocke vom Thurme tönt, werden die abgeschiedenen Seelen frei und können auf Erden herumwandeln; es ist der Bann, welcher sie zurückhielt, für kurze Zeit gelöst und in zahlreichen Schaaren mischen sie sich, wenn auch von diesen unbemerkt, unter die lebenden Menschen.

Was daher an Bräuchen und Uebungen das Volk für diesen Tag in sein Rituale (Kirchenordnung) aufgenommen hat, bezieht sich fast durchgängig auf diese Meinung. Und was ist da nicht Alles vorgeschrieben? Kein Messer soll auf dem Rücken liegen, weil die armen Seelen sonst auf demselben reiten müßten; wenn die Flamme des Herdfeuers singt, so soll die Hausfrau oder sonst Jemand etwas Mehl in dieselbe streuen, um die Seelen zu beruhigen, die zu langer Pein in dem Feuer verdammt sind. Das Knarren und Krachen von Sesseln und Bänken erscheint an diesem Tage nicht minder bedeutungsvoll, es rührt von den armen Seelen her, welche darauf sitzen und der Erlösung harren. Manche Bauern in Gebirgsgegenden pflegen ihren Krug nie ganz zu leeren, wenn sie sich an diesem Tage zu Hause oder beim Wirth etwas zu Gute thun, immer bleibt ein Rest für die armen Geister zurück. Ja es wird zu dieser Zeit selbst ein eigenes Gebäck den armen Seelen zu Liebe bereitet.

Bald mit deutlichen Umrissen von menschlichen Gestalten, oft wieder in phantastischen Formen und in den einzelnen Gegenden verschieden benannt, wie Allerseelenbrot, Allerseelenstritzel, begegnet uns dieses Gebäck fast überall, wo man den Tag zu feiern pflegt. An manchen Orten versammeln sich die Bäuerinnen mit ganzen Körben solchen Brotes auf dem Friedhofe, um es an die Armen zu vertheilen. Und wie drängt sich da die Menge um dieselben, daß man staunen muß, wie es dabei so friedlich hergehen kann. In anderen Gegenden wieder wandern die Kinder, solche milde Gaben in ihre Ränzchen sammelnd, am Allerseelentage von Haus zu Haus und kehren meist mit einer ergiebigen Ausbeute wieder zu den Ihrigen zurück. Und das ist keine Bettelei. Man glaubt die Kinder hätten ein Recht, im Namen der armen Seelen ihre „Stritzeln" einzusammeln und es betheiligen sich auch Kinder sehr wohlhabender Leute an diesen Umzügen.

An anderen Orten findet am Vorabende und am Nachmittage von Allerseelen die eigentliche Festfeier statt. Wenn die Glocke Abends zum „Ave" (Begrüßung der heiligsten Maria) läutet, versammelt sich die ganze Bewohnerschaft des Hauses, die Familie wie das Gesinde, in der hell erleuchteten Stube, wo entweder vor einem Muttergottesbilde oder einem Crucifixe ein Wachsstock auf dem Tische brennt. Der Hausvater beginnt dann den Haussegen zu beten und schließt dabei einige Vaterunser für die abgeschiedenen Seelen ein. Da glaubt man denn, daß die armen Seelen am Fenster erscheinen, um dem Gebete zu lauschen. Manchmal werden ihnen selbst Speisen auf das Fenster gestellt, damit sie wieder etwas von der langentbehrten Hauskost genießen, oder Oel in Gefäßen, damit sie sich ihre Brandwunden bestreichen. Um es ihnen noch bequemer zu machen, pflegt manche Bäckerin einen ganzen Laib Brot mit einem Messer für sie am Fenster in Bereitschaft zu halten.

Mag man nun auch hie und da diese Gebräuche mitleidig belächeln, das Eine steht doch fest: es ist nur Ein Gedanke der Liebe und Theilnahme für die verblichenen Angehörigen oder Freunde, der sich darin kundgiebt und den durch allerlei Zuthaten symbolisirten Wunsch ausdrückt: Ruhet sanft und in Frieden.

Und so wird denn selbst von Lebenden viel Werth darauf gelegt, daß nach ihrem Tode man für sie bete, es werden Messe- und Gebetstiftungen für sich

und Andere gemacht, was ebenfalls schon seit ältesten Zeiten im Gebrauche ist, wie denn z. B. noch heute in der sogenannten „Armenseelen-Nische" an der Rückmauer des Stephansdoms ein derartiges Denkmal zu finden ist. An der Wand wo das sogenannte „Fegefeuerbild", um das Jahr 1827 gemalt von dem berühmten Historienmaler Joseph Danhauser (gest. 1845), darstellend die heilige Maria als Beschützerin der armen Seelen, den ganzen Raum einnimmt, ist eine Tafel, welche anzeigt, daß hier Herr Hans Christoph Hinterhofer, Kammerdiener der überaus frommen Kaiserin Eleonore von Mantua und Verwalter ihrer Herrschaften (gest. 1664), begraben liegt; ebenso dessen 1679 im 63. Jahre verstorbene Witwe Barbara, geborene Haberl. Eigenthümlich ist dabei, daß der Vorerwähnte in seinem Testamente eigens verordnete, an dieser Stelle begraben zu werden, um der Fürbitte der in dieser Nische von jeher weilenden Andächtigen theilhaftig zu werden.

Es bildeten sich ferner eigene Gebetvereine zu dem frommen, vorerläuterten Zwecke, wie z. B. die Armenseelen-Hilfsversammlung (1701); in neuester Zeit hat sich eine Anzahl Personen gefunden, welche in der Franciscanerkirche zu Wien das heilige Meßopfer zu Gunsten der armen Seelen fast täglich aufopfern lassen und mehrseitig wurde zur Gründung eines eigenen Vereines zu diesem Zwecke aufgefordert.

Daß der Drang, für die verstorbenen Lieben irgend etwas Gutes zu thun zu allen Zeiten, ja selbst noch heutzutage von Einzelnen benützt wird, um betrügerischer Weise sich Geld und Gut zu verschaffen, kann bei der allgemeinen Empfänglichkeit für den Gegenstand selbst und bei so manchem Versäumniß an Bildung bezüglich der hart Geschädigten nicht Wunder nehmen. Einen besonders interessanten Fall dieser Art bildet das nachstehend Erzählte.

* * *

Der Staatsrath Tobias Philipp Edler von Gebler saß in seinem Bureau, eifrig in einem umfangreichen Actenconvolut studirend, über welches er ein Gutachten abzugeben hatte. Er war einer der bedeutendsten und einflußreichsten Staatsmänner der Theresianischen und Josephinischen Epoche und sein Name ist mit einer der segensreichsten Maßregeln der Aufhebung der Leibeigenschaft und der Regelung des Unterthanen-Verhältnisses verbunden, da er einer der hauptsächlichsten Mitarbeiter an diesem großen, wahrhaft erlösenden Werke war.

Seine Gestalt war breit und untersetzt und zeigte eben so wie das geröthete volle Gesicht, das recht vergnüglich aus der weißen Perücke heraussah, daß ihr Besitzer nicht gering von den Freuden und Genüssen dieser Welt denke. Aus den blitzenden dunklen Augen und einem Zug um die beweglichen vollen Lippen sprach aber auch bedeutende geistige Regsamkeit, die er in der That nicht allein durch seine staatsmännische Wirksamkeit, sondern auch durch seine Theilnahme an der sich eben zur vollen Blüthe entfaltenden deutschen Literatur bewies. War er doch selbst Autor einiger seinerzeit viel Anklang findenden Schauspiele, die freilich schon längst vergessen und für den modernen Geschmack viel zu hausbacken und nüchtern sind; stand er doch in Verbindung mit den bedeutendsten Gelehrten des In- und Auslandes und war er den Fremden ein gastfreundlicher Mäcen, der ihnen den Aufenthalt in Wien unvergeßlich zu machen wußte. So auch einem der größten deutschen dramatischen Dichter, dem er gastfreundlich im Jahre 1775 seine Wohnung in der Goldschmiedgasse (im Hause heute Nr. 8, alt 592) für die Dauer von dessen Anwesenheit in Wien öffnete — Gotthold Ephraim Lessing.

Ein ziemlich starkes Klopfen störte ihn endlich aus seinem Studium auf, doch ehe er noch „Herein" rufen konnte, wurde die Thüre aufgerissen und ein stattlicher, massiv gebauter Herr stürmte herein.

„Habe die Ehre guten Morgen zu wünschen, Eure Excellenz!" donnerte der Eintretende mit einer Stimme, die offenbar von der Natur aus und durch das Temperament des Eigners für jeden sanfteren Gebrauch unfähig gemacht war.

Der Staatsrath begrüßte den Ankömmling artig und während sein Blick über dessen Gesicht flog, zuckte ein Lächeln um seinen Mund, welches zu sagen schien: „Was hat denn der Narr schon wieder?"

Jedoch verdiente er diese Bezeichnung nur in dem Sinne, wie man ihn gemeiniglich von etwas überspannten Personen gebraucht, denn im Grunde war er ein hochgelehrter Herr und niemand Geringerer als der Doctor der Gottesgelahrtheit Marcus Anton Wittola, Pfarrer von Propstdorf und Propst von Bienko (geb. 1736, gest. 1797), zugleich Redacteur der „Wienerischen Kirchenzeitung". Auf einem robusten Körper, der nur durch die Leidenschaftlichkeit vor Wohlbeleibtheit bewahrt wurde, saß ein mächtiger Kopf mit breiter Stirne, beweglichen klugen Augen, stark entwickelten Kiefern und einem Munde, der auf Energie, ja fast auf Rücksichtslosigkeit schließen ließ.

„Durch was sind Sie, Herr Propst, heute wieder in die gewaltige Transpiration (Ausdampfung) gerathen, in der sich nicht allein Ihr Körper, sondern, wie deutlich zu sehen, auch Ihr unsterblicher Theil befindet?" fragte der Staatsrath nach den einleitenden Redensarten, mit welchen er seinen Besuch zum Sitzen genöthigt hatte.

Doch dieser hatte kaum den Stuhl berührt, als er auch schon wieder auffuhr und mit den mächtigen Armen in der Luft herumfahrend, unter einer stoßweisen, gewaltig dröhnenden Lachsalve rief:

„Das ist das rechte Wort; ja — in Transpiration muß man gerathen, wenn man sieht, wie freches Gaukelspiel die schöne reine Lehre unseres Erlösers und Herrn Jesus Christus umqualmt und zu seinen Zwecken mißbraucht — und wehe dem, der davon nicht in heiligen Zorn versetzt und zum Transpiriren gebracht wird!"

„Welchen Vorfall haben Sie im Sinne? Ist etwas Neues vorgekommen?" fragte Gebler.

„Neues? Nein, Neues ist nicht dazugekommen," entgegnete Propst Wittola höhnisch, „als ob es des alten Truges nicht genug wäre, den man treibt und den der Staat mit all' seiner Macht und Weisheit nicht verhindern und aufdecken kann."

„Ah, Sie meinen das Wunder des Pater Brictius!" sagte der Staatsrath, leicht den Kopf schüttelnd.

„Ja wohl, das meine ich," erwiderte Wittola. „Und wissen Sie auch, Excellenz, daß man es mit dem frechen Spuk allein nicht bewenden läßt, der doch offenbar zu rein persönlichen Zwecken vorgebracht wurde? Wissen Sie, daß es Geistliche giebt, welche von den Kanzeln herab diese Komödie als eine Bestätigung der heiligen Lehrsätze unserer Kirche preisen, daß man dieselbe benützt, um die verblendete Menge zu allerlei Leistungen und Stiftungen heranzuziehen, und daß mit dem Buch, auf welchem die Hand eingebrannt ist, mit diesem Beweisstück aber nicht eines Wunders, sondern eines unerhörten frechen profanirenden Betruges, ein förmlicher Cultus getrieben wird und daß dies Alles unter den Augen, ja noch mehr mit Gutheißung der Diöcesanbehörde geschieht? Muß man da nicht an dem großen Werke verzweifeln, das unser edler Monarch im Namen der Aufklärung unternommen hat, wenn man sieht, daß auch die Regierung einem solchen Treiben zusieht?"

Der Staatsrath ließ die Entrüstung des gelehrten Herrn vollkommen austoben, warf nur dann und wann einen Blick auf den im Gemache mit langen

Schritten auf und ab Laufenden und strich während dem bedächtig mit der Hand, die bis zur Hälfte mit einer wohlgefältelten Manchette bedeckt war, über den silbergrauen Seidenstrumpf des rechten Beines, das er auf das linke gelegt hatte.

„Ich begreife Ihre Entrüstung," begann Gebler endlich, als sich der Propst erschöpft in einen Stuhl geworfen hatte, „und ich kann Ihnen versichern, daß dieselbe — so viel ich weiß — von Seiner Majestät selbst und allen anderen maßgebenden Personen getheilt wird, wenn sie sich auch in weniger stürmischer Weise geltend macht als bei Ihnen, hochwürdiger Herr. Aber, sagen Sie mir doch gefälligst, was der Staat nach Ihrer Meinung thun sollte?"

„Da fragen Excellenz noch?" schrie höchlichst entrüstet der Propst. „Was Anderes als erklären, daß die Geschichte mit der eingebrannten Hand nichts ist als ein auf die Leichtgläubigkeit der Menge berechneter und zu Gott weiß was für schlimmen Zwecken angelegter Betrug, deren Erwähnung auf der Kanzel verbieten, kurz einem so scandalösen Vorgang mit der vollen Autorität des Staates entgegentreten."

„Schön, ganz schön," entgegnete Gebler bedächtig und langsam; „Sie vergessen aber Eines, bester Herr Propst, das ist die von Ihnen selbst erwähnte Leichtgläubigkeit der Menge. Können Sie sich vorstellen, daß jene Leute, welche überhaupt im Stande sind, an dieses modernste Wunder zu glauben, der Belehrung, daß es ein Betrug sei, Gewicht beilegen werden, wenn wir ihnen, trotz aller Autorität des Staates den Beweis dafür schuldig bleiben werden?"

Die ruhige Sprechweise Gebler's, in der man den gewandten, klaren und scharfblickenden Geschäftsmann erkannte, der nur mit Wirklichkeiten rechnet, verfehlte ihren Eindruck auf Wittola nicht und etwas kleinlaut lautete seine Erwiderung:

„Also müßte man den Unfug, diese Versündigung an den heiligen Lehren unserer Kirche, deren oberster Satz die Wahrheit ist, und am gesunden Menschenverstand stillschweigend hinnehmen?"

„Das wollte ich nicht gesagt haben," corrigirte ihn Gebler und setzte dann vorsichtig bei, „und das liegt auch, so viel ich weiß, nicht in der Absicht der maßgebenden Kreise. Im Gegentheil kann ich Ihnen zur Beruhigung Ihrer Sorge um die mißbrauchten Heilswahrheiten der Kirche und den gesunden Menschenverstand mittheilen, daß man sich mit dem Falle eifrig beschäftigt und nicht gesonnen ist, ihn aus den Augen zu verlieren. Alle maßgebenden Persönlichkeiten sind der Ansicht, daß der sonderbare Spuk nicht um seiner selbst willen, sondern zu irgend einem recht irdischen Zweck in das Werk gesetzt wurde. Diesen zu erforschen und dadurch den gespielten Betrug aufzudecken und die Betrüger zu entlarven, ist aber unbedingt nöthig, bevor man sich zu öffentlichen Maßregeln entschließt. Eine bloße autoritative (behördliche) Erklärung wäre nur für Jene erlassen, welche ihrer nicht bedürfen, um das Verwerfliche des Verfalles zu erkennen, und bliebe, ohne Beweis, für die Blinden im Geiste ganz wirkungslos."

„Das ist richtig, vollkommen richtig," stimmte der heißblütige Propst zu; „und ich freue mich, meinen eigenen Irrthum einzusehen und die hohe Weisheit unseres erhabenen Monarchen so wie die Vortrefflichkeit der Rathschläge seiner Räthe wieder klar erwiesen zu hören. Dürfte ich aber Eure Excellenz jetzt mit einem Ansuchen behelligen?"

„Bitte, bitte, ist mir ein Vergnügen, wenn ich dienen kann," versetzte der artige Staatsrath, dabei einen einigermaßen entsetzten Blick auf ein Manuscript werfend, welches der Propst zum Vorscheine brachte.

„Ich bin etwas vorsichtig, seit sich im vorigen Jahre eine Nummer meiner Kirchenzeitung das Allerhöchste Mißfallen zugezogen hat, und da wollte ich Eure Exzellenz gebeten haben, diese beiden Aufsätze, so für die nächst erscheinende Nummer bestimmt sind, durchzusehen, ob dieselben nicht wieder Anstoß erregen könnten."

„Hm, hm! Wegen was für einem Aufsatz wurde Ihnen doch damals das abfällige Bedenken Seiner Majestät mitgetheilt?"

„Es war — es handelte sich um die — Wallfahrtsorte," stotterte der Propst mit einer Miene hervor, die man wohl annimmt, wenn man genöthigt ist, eine begangene Voreiligkeit selbst zur Sprache zu bringen.

„Ja richtig," sagte Gebler unter herzlichem Lachen. „Aber gestehen Sie nur, bester Herr Propst, daß es denn doch etwas stark war, zumal für einen Herrn Ihres Standes, die Wallfahrtsorte Maria=Zell, Maria=Taferl und Sonntagberg mit Tunis, Tripolis und Algier, den drei Hauptstädten der seeräuberischen Barbaresken, zu vergleichen und sie, wenn ich nicht irre, ganz unverblümt „Raubnester" zu nennen.

„Ja wohl, ich muß zugeben, daß die Ausdrücke etwas derb waren und sich mit einiger Politesse (Höflichkeit) ungefähr das Nämliche hätte sagen lassen. Aber es ist schwer, wenn eine ehrliche Entrüstung einem die Feder führt, vorsichtig die Worte zu wägen und Phrasen zu drechseln."

Bei diesen Worten sprach sich in den Zügen Wittola's eine selbstbewußte Energie aus, so daß man sah, es war wirklich ehrliche Ueberzeugung, die ihn zu seinen Ueberschwenglichkeiten trieb.

„Und was behandeln diese Aufsätze?"

„Der eine," entgegnete der Propst, behandelt die von uns vorhin besprochene Wundergeschichte, die andere den Casus (Fall) des Herrn Blarer und dessen Streitfrage mit dem Consistorium."

„So, so!" sagte Gebler langsam und nachdenklich. „Wenn Sie es wünschen, will ich die beiden Aufsätze recht gern durchsehen und Ihnen dann meine Meinung darüber mittheilen; in merito (die Sache würdigend) glaube ich aber schon jetzt sagen zu können, daß, mindestens vorderhand, Sie den Intentionen Seiner Majestät am besten entsprechen würden, wenn eine öffentliche Besprechung beider Angelegenheiten in Ihrem Blatte und von Ihrem Standpunkte, so richtig und patriotisch derselbe auch ist, ganz unterbliebe."

„Ich habe mir bisher damit geschmeichelt," warf der Propst etwas verletzt ein, „im Sinne Seiner Majestät geschrieben und gewirkt zu haben, wenn ich auch manchmal, gerade durch die Wärme meiner Verehrung für die Person und Absichten des Kaisers, vielleicht zu einer größeren Heftigkeit als mir ziemt hingerissen wurde."

„Gewiß, gewiß," sagte der Staatsrath begütigend; „und glauben Sie mir, daß der Kaiser selbst den Werth und die edle Absicht Ihrer Bemühungen vollkommen erkennt. Doch erlauben Sie mir in Kürze meine Gründe für meine Ansicht darzulegen. Was die leidige Wunderaffaire anlangt, so wünscht man eine öffentliche Controverse (Streitschrift) so lange vermieden, als der gespielte Betrug nicht aufgedeckt ist; — es ist ja leicht zu denken, daß dieser Zweck gerade durch eine Besprechung in den öffentlichen Blättern vereitelt werden könnte. Dann — verzeihen Sie, Herr Propst — würde man von gewisser Seite in Ihrem offenen Auftreten wieder nur eine Feindseligkeit gegen die Regular= (Ordensregel=) Geistlichkeit, deren man Sie beschuldigt, erblicken, und das Hineinziehen so rein persönlicher Momente ist weder im Interesse der Sache noch in Ihrem gelegen."

„Eure Excellenz deuten hier auf das allerliebste Visitations=Protokoll vom Jahre 1776 hin," sagte der Propst mit dumpf grollender Stimme, während Zorn sein Gesicht noch höher färbte, „in dem ein hochwürdigstes Ordinariat zwar so freundlich ist, mein wissenschaftliches Streben anzuerkennen, jedoch einen Makel meines „sonst sittlichen Lebenswandels" darin findet, daß ich die Mönche und namentlich die Mitglieder des aufgehobenen Jesuitenordens mit so unversöhnlichem Hasse verfolge. — Ja," rief Wittola laut und schlug heftig mit der Hand auf den Tisch, „das thue ich; ich bekenne es; und werde es thun, bis zu meinem letzten Athemzug."

„Ich zweifle nicht an Ihrer Consequenz in dieser Hinsicht," nahm Gebler leicht lächelnd wieder das Wort, „und kann Ihnen sagen, daß Sie auch in dieser Hinsicht nicht ohne Gesinnungsgenossen sind — nur wünscht man — Sie verstehen mich — den eben im Zuge befindlichen Maßregeln bezüglich der Klöster jeden Schein der Gehässigkeit zu nehmen und darum schiene es mir besser, derzeit Angriffe auf den Ordensclerus zu unterlassen."

„Ich unterwerfe mich der höheren Einsicht Eurer Excellenz," sagte mit einem Seufzer um sein Manuscript der Propst.

„Gut; es bliebe nun noch der Fall des Herrn Blarer zu besprechen."

Wir müssen hier zur Erläuterung einschalten, daß Balthasar Blarer, ein begabter aber verworrener Kopf, erst Gesandtschaftskaplan zu Berlin, dann Spiritual (Seelsorger) des Priesterhauses in Brünn, über Verwendung des gelehrten Domherrn und Directors der theologischen Studien Simon von Stock als Vorsteher des Priesterhauses nach Wien berufen worden. Hier gerieth er durch seine Absonderlichkeiten und seinen Eigensinn in Conflict mit dem Cardinal-Erzbischof von Wien Christoph Anton Graf Migazzi und legte, als der Kaiser gegen ihn entschied, 1782 seine Stelle nieder.

„So viel mir bekannt ist," fuhr Gebler fort, „sind Seine Majestät dem Blarer im Allgemeinen sehr wohl gewogen und haben auch gegen seine Amtsführung als Vorsteher des Priesterhauses nichts einzuwenden; wohl aber hat er — und nicht mit Unrecht — das Mißfallen seiner Majestät dadurch erregt, daß er sich in unziemlicher, in für den katholischen Priester unziemlicher Weise unter die Broschüren-Scribenten gemengt und den Kaiser genöthigt hat, seine, das Maß erlaubter wissenschaftlicher Controverse überschreitende Schrift: „Gott und Satan, oder der Zweck aller göttlichen Offenbarungen" zu verbieten. Ebenso kann der Kaiser in dem Streit mit dem Erzbischof nicht umhin, das Unrecht Blarer's zu erkennen, da er eigenmächtig rituelle Aenderungen vornimmt und sich weigert, allsonntäglich Messe zu lesen. Gerade aber weil Sie, werther Herr Propst, sich zu den Verehrern der großen Absichten unseres weisen Monarchen zählen, sollten Sie eben nicht anstehen, auch ein Opfer zu bringen, wenn in Nebendingen die Ansichten sich widerstreiten."

„Eure Excellenz stellen es gewissermaßen als eine Pflicht jedes aufrichtigen Bewunderers Seiner Majestät dar," sagte der Propst mit zu Boden gesenkten Blicken, „in streitigen Fällen die eigene Ansicht jener des Monarchen unterzuordnen?"

„Sie haben mich ganz richtig verstanden, lieber Propst," stimmte der Staatsrath zu, „und wenn Sie bedenken, daß der Kaiser nichts von dem einseitig persönlichen Standpunkte, sondern alle Angelegenheiten des Staates in ihrer Zusammengehörigkeit und Wechselwirkung überblickt; wenn Sie, wie ich hoffe, von der Reinheit seiner Absichten, der Großartigkeit seiner Pläne und der Weisheit seiner Beschlüsse recht vollkommen überzeugt sind, werden Sie nicht anstehen, momentan ein kleines Opfer Ihrer Ansichten, das jedoch eigentlich nur ein Opfer der Eitelkeit ist, zu bringen."

Noch einen Moment nach diesen mit Wärme gesprochenen Worten des Staatsrathes schien der Propst zu schwanken; dann nahm er rasch entschlossen die Manuscripte vom Schreibtische Gebler's und riß sie in Stücke, bevor jener ihm wehren konnte.

„Sie gehen nach Ihrer Gewohnheit allzu energisch vor," sagte der Staatsrath lachend; „wer weiß, ob in einiger Zeit nicht die Umstände derart sind, daß ein oder der andere Aufsatz sogar erwünscht wäre."

„Dann schreibt man ihn neu," entgegnete Wittola rasch. „Sie haben mich von der Richtigkeit Ihrer Ansicht überzeugt und ich, der Heftige, Ungestüme, habe mich gebeugt und unterworfen. Eure Excellenz werden zugeben, daß dies nicht Jedermanns Sache ist, auch wenn er für noch so mild und nachgiebig gilt."

„Seien Sie übrigens überzeugt," sprach Gebler, dem sich verabschiedenden Propst die Hand reichend, „daß der Gegenstand des ersten Aufsatzes, also jener von allgemeiner Bedeutung, nicht ruht. Vielleicht ehe es erwartet wird, dürfte man gewahr werden, daß sich in der Affaire der eingebrannten Hand gerade die Veranstalter die allzu schlauen und — habgierigen Finger verbrannt haben."

„Was hat es nun eigentlich für ein Bewandtniß mit der mehrfach erwähnten eingebrannten Hand?" werden die Leser fragen und ihrer Neugierde soll sofort entsprochen werden.

Der Sattlermeister Jacob Reindlhofer in Schwechat war ein als sehr vermögend bekannter Mann und da er seit einem Jahre Witwer war, wurde er in manche Heiratsberechnung von Seite schutzloser Mädchen und Witwen gezogen und so manche bedächtige Mutter bemühte sich, dem etwas begriffsstützigen Töchterlein begreiflich zu machen, daß ein in reiferen Jahren stehender Mann, vorausgesetzt, daß er Vermögen habe, viel mehr Gewähr für das eheliche Glück biete, als irgend ein junger Sausewind und Springinsfeld, von dem tolle Mädchenköpfe jenes nebelhafte und sehr zerbrechliche Glück hoffen, das sie sich träumen, statt des soliden gangbaren Artikels, der stets in einem gewissen Zusammenhang mit gefüllten Truhen und Kasten gedacht werden müsse.

In der That war der Sattlermeister noch ein so lebensfreudiger und rüstiger, oder wie der Dialekt treffend sich ausdrückt, ein so „rieglsamer" (aufgeweckter und rüstiger) Mann, daß er schon während des Trauerjahres seinen Blick öfters mit Wohlgefallen auf „den Töchtern des Landes" ruhen ließ und nach Ablauf desselben ganz entschieden seine Absicht kundgab, sich wieder in die vielbeschriebenen Rosenfesseln der Ehe zu schmiegen.

Böswillige Spötter machten freilich allerlei Glossen über die Zurechnungsfähigkeit desjenigen, der nicht einmal durch Schaden und schlimme Erfahrungen klug wird, oder meinten wohl gar, die Gewohnheit mache mit der Zeit sogar ein Uebel zum Bedürfniß; aber sie befanden sich der Zahl nach und da sie durchaus dem männlichen Geschlecht angehörten, auch bezüglich der Beredsamkeit entschieden im Nachtheil und im Allgemeinen billigte man den Entschluß Reindlhofer's als einen sehr löblichen und suchte ihm dessen Ausführung auf alle Weise zu erleichtern.

Nur die Nichte des Meisters, die tugendsame Jungfer Cordula, welche in jenem heiklen Alter stand, wo die vorenthaltenen irdischen Freuden einen desto größeren Hang zu den himmlischen hervorbringen, war als muthmaßliche Erbin des jovialen Sattlers mit dessen Vorhaben gar nicht einverstanden und dadurch in jene Stimmung versetzt, die als Mischung von allgemeiner Unverträglichkeit und übertriebener Frömmigkeit für eines der untrüglichsten Kennzeichen gehalten wird, daß auch die letzte Hoffnung, einen Mann zu bekommen, aufgegeben wurde.

Vergebens waren ihre eigenen dunklen Hinweisungen auf die ewige Verdammniß, welche derer harre, die ihren Blick nicht von der Erde und ihren vergänglichen Freuden abzuwenden vermöchten, und es schien, als ob der biedere Herr Reindlhofer ganz unzugänglich für die Pflicht der Entsagung wäre oder am Ende gar glaube, daß er gerade durch eine neue Heirat eher dem Begehren, daß „er sein Kreuz auf sich nehmen und in Geduld tragen solle", zu entsprechen in die Lage käme. Vergebens waren sogar die Vorstellungen des Capuciners Pater Brictius, der sich des ganz besonderen Vertrauens der Jungfer Cordula erfreute, und wie es schien nicht in blos geistlichen Dingen deren Berather war, sondern sich auch, obgleich in allen Ehren, sehr eifrig ihrer irdischen Angelegenheit annahm.

Da diese einfacheren Mittel, dem weltlichen Sattlermeister das Heiraten zu verleiden, keine Wirkung thaten, so ist es nicht zu wundern, daß um des löblichen Zweckes willen, der frommen Cordula das Vermögen zu erhalten, sich endlich

sogar höhere Mächte anstrengten, und siehe da! eines Nachts erschien der tugendsamen Jungfrau ein leibhaftiger Geist und forderte ohne vieles Brimborium (kleine Umschweife) ziemlich kategorisch seine Erlösung, war jedoch so artig, zugleich die Mittel anzugeben, in welcher Weise dieses Werk zu vollziehen wäre.

In bestimmten Wallfahrtsorten sollten zehn heilige Seelenmessen gelesen, der dazu nöthige Betrag aber von Haus zu Haus in der Weise erbettelt werden, daß nirgends mehr als Ein Kreuzer angenommen werde. Der Geist ermangelte auch nicht, Fräulein Cordula zu Gemüthe zu führen, daß ihr eigentlich durch seinen Besuch eine unverdiente Ehre widerfahre, die sie für die gestörte Nachtruhe reichlich entschädige und der sie nur durch öfteres Fasten und andere christliche Werke würdig werden könne. Wenn die zehnte heilige Messe gelesen worden sei, stellte der Geist sein Wiedererscheinen in Aussicht, um Auskunft zu geben, „weß' Art und Stammes er sei", bei welchem Act der Legitimation (Beglaubigung) er jedoch als Schutz gegen böse Nachreden die Anwesenheit des Paters Brictius forderte. Sprach's und verschwand.

Cordula versäumte nicht zuerst ihren geistlichen Rathgeber von diesem nächtlichen Abenteuer in Kenntniß zu setzen und sich, nachdem ihr dieser versichert, daß sie einer hohen Ehre theilhaftig geworden, mit wahrem Eifer der Erfüllung der gestellten Bedingungen zu unterziehen. Natürlich erzählte sie während ihres Bettelganges überall die wundersame Historie und da auch Pater Brictius für deren Verbreitung sorgte, ward Jungfer Cordula bald eine Berühmtheit der Gegend, was von Uebeldenkenden dahin gedeutet wurde, daß nur sehr selten an einem der Bewohner derselben etwas von „Geist", insoweit er nicht gegohren oder gebrannt war, zu spüren sei.

Die zehnte heilige Messe war gelesen und Cordula harrte in der nächsten Nacht in Gesellschaft des Paters Brictius wieder des überirdischen Besuches. Mit jener Pünktlichkeit, durch die sich die Geisterwelt in Bezug auf Stelldicheins vortheilhaft auszeichnet, kam die Erscheinung mit dem Glockenschlag Zwölf, sprach ihre Befriedigung über die pünktliche Erfüllung ihrer Anordnungen aus und eröffnete dann: sie habe während ihres Erdenwallens das zweifelhafte Vergnügen gehabt, die Gattin des Oheims der frommen Cordula zu sein und daß durch seine etwaige Wiederverehelichung ihr Wohlbefinden im Jenseits für alle Zeiten empfindlich gestört würde; er also in billiger Erwägung vielfacher früher zugefügter Unbilden Vernunft annehmen und unverheiratet bleiben möge. Da die geistige Tante aber wisse, daß nicht allein besagter Oheim und Sattlermeister, sondern auch ein großer Theil der übrigen sündhaften Welt derzeit von der Zweifelsucht angefressen und im Stande sei, am Ende das Erscheinen eines Geistes in der Umgegend von Schwechat als unmöglich zu erklären, wolle sie der Nichte ein sichtbares Zeichen ihrer Anwesenheit, gewissermaßen also eine Visitkarte hinterlassen, mit welchem sie die Ungläubigen überzeugen könne. Sie verlangte das Gebetbuch Cordula's, hob die Hand, welche plötzlich rothglühend durch das Zimmer leuchtete und drückte sie auf den Einband, auf welchem sie natürlich sofort in ihrer Größe eingebrannt erschien, worauf sich die Erscheinung wieder ohne weitere Ceremonien in die Geisterwelt zurückzog. (Bild Seite 200.) So weit hat die Sache einen etwas komischen Anstrich und es ist schwer, sie ernsthaft zu behandeln. Das Folgende aber ist derart, daß die Entrüstung des Propstes Wittola begreiflich wird.

Natürlich war man in der Verbreitung des zweiten Geisterbesuches nicht minder eifrig, als in der des ersten und bald verlautete von der Kunde weit herum. Pater Brictius nahm das Buch mit der eingebrannten Hand zu sich, wies es als unwiderleglichen Beweis der Wahrhaftigkeit des Mirakels und — der Herzenshärtigkeit des armen Sattlermeisters vor, ja er lieh es förmlich aus; es wurde von den Kanzeln herab vorgewiesen und darüber gepredigt.

Der Zulauf war ein ungeheurer, um die eingebrannte Hand zu sehen, und der Ruf davon verbreitete sich bald auch nach Wien, wo man zwar der Sache nicht förmlich entgegentrat, jedoch bald der festen Ueberzeugung war, daß hier eine zu betrügerischen Zwecken verübte Täuschung vorliege und eifrig nachforschte.

Es waren das schwere Tage für den armen heiratslustigen Reindlhofer, der sich, obwohl ein guter katholischer Christ, doch nicht zu der seiner Eitelkeit schmeichelhaften Annahme bewegen konnte, daß seine Ehelosigkeit für das Jenseits von so großer Wichtigkeit sei, um deshalb die ewige Ruhe seiner ersten Gattin zu stören. Und weil er aus diesen seinen Gesinnungen kein Hehl machte, ja darauf bestand, trotz der Bemühungen seiner Verewigten, eine noch frische vermögliche Witwe aus Fischamend zur Würde seiner Zweiten zu erheben, gaben sowohl Cordula, die durch ihre Erlebnisse zu einer Autorität in solchen Dingen geworden war, als auch Pater Brictius nicht undeutlich zu verstehen, daß er ein Kind der Hölle und jeder besseren Regung unfähig sei, eine Meinung, welcher sich die durch das Erscheinen des Geistes hochgeehrte Nachbarschaft vollkommen anschloß.

So ward der verstockte Sattler förmlich in Acht und Bann gethan und erwog schon den Plan, sein Heimwesen zu verkaufen und das durch das Erscheinen seiner verklärten Gattin für ihn so ungemüthlich gewordene Schwechat zu verlassen, um sich an einem andern Orte, wo man nicht so auf seine Ehelosigkeit erpicht war, anzusiedeln.

Noch war der Ruhm Jungfer Cordula's in vollem Glanze und das Buch mit der eingebrannten Hand ein Gegenstand gläubiger Verehrung für die Menge, als der Zufall, jener große Veranstalter und Aufklärer vieler Unbegreiflichkeiten, Licht über diese so viel Aufsehen verursachende Affaire verbreitete.

Mit der Untersuchung derselben war der verdienstvolle Rath der niederösterreichischen Regierung, Franz Karl Haegelin, betraut, ein als gewandter und energischer Mann bekannter Beamter, der einen gewissen Stolz darein setzte, der Sache auf den Grund zu kommen, durch die Mittheilungen des geplagten Reindlhofer auch die Beweggründe einer gespielten Komödie entdeckt zu haben glaubte, aber trotz aller Forschungen den Beweis hiefür nicht erbringen konnte.

Während er auf neuen Wegen zur Aufhellung der Sache nachdachte, wurde ihm eines Morgens gemeldet, daß ein Knabe mit einem Briefe da sei, denselben jedoch persönlich übergeben wolle.

„Laß' Er ihn eintreten!" lautete der unwirsche Bescheid des aus seinem Nachdenken gestörten Beamten und es präsentirte sich bald ein Junge von etwa vierzehn Jahren, aus dessen munteren Augen und lustig aufgestülpter Nase die den Wiener Lehrburschen früherer Zeiten verliehene unerschütterliche gute Laune sprach.

„Von wem ist der Brief?" fragte der Regierungsrath barsch.

Der Knabe trat näher, reichte ihm das im Schurzfell verborgen gewesene Schreiben und deutete dabei durch eine äußerst komische Gesichtsverdrehung und ein Schielen nach dem Amtsdiener an, daß er dessen weitere Anwesenheit für vollkommen überflüssig halte.

Der Regierungsrath erbrach den Brief, sah nach der Unterschrift, ließ dann einen überraschten Blick auf den Jungen fallen und herrschte dem Amtsdiener zu: „Er kann gehen, ich bin vorderhand für Niemand zu sprechen, versteht Er, für gar Niemand!"

Dann nahm er den Brief wieder auf und las ihn murmelnd. Derselbe hatte folgenden Inhalt:

„Euer Hochwohlgeboren! Hochzuverehrender Herr und Gönner! In meinem Bestreben, mich des mir wiederholt bewiesenen Wohlwollens würdig zu erweisen und da ich es für meine Pflicht halte, auf jede Gefahr hin, der Erforschung der Wahrheit zu dienen, schätze ich mich glücklich in dem Ueberbringer dieses Schreibens

Euer Hochwohlgeboren einen Zeugen zusenden zu können, der die wichtigsten Aufschlüsse über das Wunder mit der eingebrannten Hand machen kann. Ich glaube dadurch nicht allein der irdischen Gerechtigkeit, sondern auch der heiligsten Religion, deren Diener und für deren Würde zu sorgen ich verpflichtet bin und endlich der Sache der Aufklärung und Bildung einen Dienst zu erweisen. Ich bitte Euer Hochwohlgeboren um dero weitere Gunst und hochvermögenden Schutz und verharre Euer Hochwohlgeboren unterthänigster Pater Innocentius Feßler."

„Feßler? Feßler?" murmelte der Rath vor sich hin. „Ach ja, das ist der junge Capuciner, den ich beim Abt Rautenstrauch sah und der nach Ungarn sollte, weil man ihn hier nicht studiren lassen will."

Dann wendete sich der Rath plötzlich zu dem Knaben und fragte ihn barsch aus.

„Wie heißest Du?"

„Lenzl (Lorenz), Euer Gnaden!" lautete die Antwort, deren frischer Ton bewies, daß sich der Sprecher einer beneidenswerthen Gemüthsruhe und Unbefangenheit erfreute.

„Bei wem bist Du jetzt in der Lehre?" lautete die nächste Frage des Rathes, über dessen Antlitz beim Anblick des resoluten Burschen ein Lächeln lief.

„Jetzt? — Jetzt bin ich bei keinem Meister, denn meine Frau Mutter sucht mir erst einen andern, weil — weil ich dem früheren davong'rennt bin," berichtete, dieses Mal nicht ohne Zagen, Lorenz.

„So, so, da bist Du ja ein sauberes Früchtl! Welchem Meister und wegen was bist Du davongelaufen?"

„Dem Klampferer- (Klempner-)Meister Karnasek in Schwechat — ich bitt', ich hab's nicht mehr aushalten können, weil er mich gar so unmenschlich g'schlagen und schopfbeutelt hat."

„In Schwechat bei einem Klempnermeister! So, so. Wie heißt der Mann? Karnasek? So, so. Hör' einmal, mein Junge, hat Dir der geistliche Herr, der Dich mit dem Briefe zu mir sendete, auch gesagt, warum er dies thut?"

„Nein; der Herr Pater Innocenz hat g'sagt, Euer Gnaden werden mir was schenken, wenn ich auf alle Fragen ordentlich die Wahrheit sag'," entgegnete der Junge mit einem halb listigen, halb furchtsamen Blicke auf den gewaltigen Machthaber am Schreibtische.

„Nun das erstere werden wir erst sehen. Lass' Dir übrigens gesagt sein, daß wir auch Mittel haben, Dich zum Wahrheitreden zu verhalten, die Dich nicht sehr ergötzen werden. Was ist Dein früherer Meister für ein Mensch?"

„Uije, das ist Einer!" erwiderte Lorenz. „Vor die Leut' thut er g'waltig fromm und als ob er alleweil in der Kirchen wär', aber z'haus kann's kein Mensch mit ihm aushalten; da setzt's Schläg' und es ist ihm gleichviel, ob er die Meisterin, die Kinder oder den Lehrbuben trifft, besonders wenn er rauschig ist — und das g'schieht recht oft."

„So so!" sagte der Regierungsrath und setzte das Verhör nach einigem Nachdenken fort. „Hast Du vielleicht öfters bemerkt, daß der Pater Brictius, Du weißt ja, ein Capuciner, mit Deinem früheren Herrn verkehrt hat?"

„Ja, früher sind sie oft bei einander g'steckt und der Meister hat den Pater immer recht g'lobt, der hätt' die wahren Schlüssel zum Himmelreich und brächt' die echte Frömmigkeit bei; aber seit der — seit der Nacht, wo wir die Hand gemacht haben, ist der geistliche Herr nicht mehr zu uns in's Haus kommen."

„Was? Wie ist das?" fuhr der Rath auf. „Seit Ihr die Hand gemacht habt — was für eine Hand?"

„Na — die blecherne. Es wird jetzt sechs Wochen sein," erzählte der Junge, der sich der Bedeutung seiner Aussage wohl bewußt war, „da hat mir

der Meister einmal um acht Uhr auf die Nacht, wie's schon Zeit war zum Schlafengehen, g'sagt, ich soll noch einmal das Feuer anblasen, es giebt wichtige Arbeit, einen Mod'l (Gießform) für einen Zuckerbäcker. Ich hab's geglaubt, denn da werden oft recht curiose Figuren ang'schafft, allerhand Viecher (Thiere) und so Zeug. Der Model aber hat die Form von einer Hand g'habt. Und wie dann ein paar Tag' d'rauf das Wunder beim Reindlhofer g'schehen ist, da hab' ich nimmer an den Zuckerbäcker glaubt," schloß der Junge mit einem unverschämt pfiffigen Blinzeln.

„Du bist ein prächtiger Kerl!" rief der Rath. „Sage mir noch, wie Du zu Pater Innocenz gekommen bist?"

„Das ist so," antwortete der Junge, durch das gespendete Lob noch dreister werdend; „meine Frau Mutter wohnt in Wien und alle Sonntag bin ich zu ihr hereingegangen und da hat mir stets die Frau von der Thurmmühl in Schwechat ein Milchbrot für'n Pater Innocenz mitgegeben. Er war immer freundlich, hat sich stets schön bedankt, mir auch was g'schenkt, wann — wann er selber was g'habt hat, und so bin ich heut, zu ihm gegangen, ob er mir nicht eine Lehr' weiß. Und wie wir da im Disk'riren waren, mein Gott! ein Wort giebt's andere, da hab' ich ihm die ganze Pasteten erzählt, und da — da hat er g'rad' so große Augen g'macht, wie Euer Gnaden."

„Das glaube ich," sagte der Rath. „Jetzt noch Eins: Hast Du eine Ahnung, was aus der Hand, dem Model, nach dem Gebrauch — Du verstehst ja — geworden ist?"

Lorenz hatte durch eifriges Nicken angezeigt, daß er die Wichtigkeit des Gegenstandes recht gut begreife.

„Hm," meinte er dann nach einigem Nachdenken, „wenn der Meister sie nicht zusammeng'schlagen oder eing'schmolzen hat, so wird sie im Garten wo vergraben sein. Aber ich glaub', er wird sie eher weggeschafft haben, seit er mir nicht mehr getraut hat."

„Warum traute er Dir nicht?"

„Na, eine kurze Zeit lang nach der G'schicht war er recht süß und freundlich mit mir; dann aber hat er wieder ang'fangen, recht d'rein zu dreschen und wie ich ihm hab' merken lassen, daß ich was g'spür', ist's gar nicht mehr zum Aushalten g'wesen und ich bin ihm durchpritscht."

Noch einen Moment sann der Rath nach, verließ dann das Zimmer, kam jedoch bald wieder und hieß den Jungen ihm folgen.

Da mußte er in einem großen herrlichen Zimmer, wo viele Herren um einen Tisch saßen, seine Geschichte nochmals wiederholen und Alle zeigten sich sehr entrüstet und erfreut zugleich. Nachdem man die Adresse seiner Mutter aufgeschrieben hatte, wurde er beschenkt und mit dem Versprechen, für sein weiteres Unterkommen sorgen zu wollen, von einem Amtsdiener nach Hause gebracht.

Am nächsten Morgen wurde Lorenz vom Regierungsrath Haegelin selbst im Hause seiner Mutter abgeholt.

„Bürscherl," sagte der Rath, welcher in höchst einfacher bürgerlicher Kleidung erschien, „ich führe Dich jetzt in die kaiserliche Burg, zu einem gar noblen Herrn, der zugleich ein gar lieber, braver Herr ist, für den wir Alle mit Freuden unser Leben hingeben möchten. Du hast dort nichts zu thun, als dem guten Herrn die Geschichte mit der blechernen Hand zu erzählen, wie Du sie gestern den Herren im Rathssaal erzählt hast. Wirst Du das thun?"

„O, mein Gott, gern; wenn nur mein ehemaliger Meister mich nicht hinterdrein wo erwischt und mir's büßen laßt."

„Nun, da sei vollkommen unbesorgt. Der Herr, zu dem wir gehen, der nimmt's schon auf mit'm Meister Karnasek und wäre er noch zehnmal wilder als er ohnehin ist. Fürchte Dich also nicht und erzähle Alles nur recht couragirt."

Die beiden begaben sich in die Hofburg und direct in das Cabinet des Kaisers Joseph, wo sie dem Anscheine nach schon erwartet wurden. In dem einfachen schmucklosen Gemache befand sich nur ein Adjutant, welcher sich, den Rath grüßend, von einem Schreibtische, an dem er gesessen, erhob. Bald trat Joseph selbst ein.

Der Kaiser ließ sich in einen Lehnstuhl nieder und winkte den kleinen Lehrjungen zu sich. Furchtlos gehorchte dieser, denn der edle Monarch blickte gar mild und freundlich, ja er nahm das Bürschchen sogar zwischen seine Knie und frug:

„Nun also, Buberl, was willst Du mir erzählen." (Bild Seite 201.)

Lenzl blickte fragend auf seinen Begleiter, der ihn durch einen Wink ermuthigte.

„Erzähl' unserm gnädigen Herrn und Kaiser," sagte dieser, „die Geschichte der blechernen Hand so, wie Du sie gestern den Herren Räthen erzählt hast."

Der Lehrjunge erzählte nun in seiner schlichten Weise Alles was er wußte. Besonders wichtig erschien seine Aussage, daß nämlich die Hand von starkem Eisenblech gemacht worden, mit einem hölzernen Stiel; daß, wie sie fertig gewesen, der Meister einen großen Lederfleck genommen, die Hand im Feuerherd glühend gemacht und ein paarmal nach einander, wie zur Probe, auf dem Lederfleck eingebrannt habe, so daß man dann ganz deutlich alle fünf Finger habe sehen können.

„O, wir haben sie sehr schön gemacht," schloß der Knabe seine Mittheilung.

Der Kaiser ließ die Hand des Knaben, die er während dessen Explication in der seinen gehalten, los und, während ein trüber Schatten über seine Züge flog, gab er dem Adjutanten den Auftrag, die Aussage des kleinen Lorenz zu notiren. Dann schob Joseph den Knaben sanft von sich.

„Ich dank' Dir, Buberl, für Deine interessante Mittheilung," sagte er, „es soll Dein Schade nicht sein. Und nun geh' wieder nach Hause; das Weitere, lieber Rath, werde ich durch die Polizei veranlassen."

Lenzl küßte des Kaisers Rechte und entfernte sich mit dem Rathe, ungemein mit sich selbst zufrieden und stolz darauf, daß es ihm gegönnt gewesen mit dem Kaiser zu sprechen. Noch in späten Jahren, als greiser Meister, rühmte er sich des Umstandes, daß er, als ein armer Lehrbube, sich an die Knie des Kaisers habe lehnen dürfen.

Joseph setzte sich an den Tisch, schrieb einige Zeilen auf ein Blatt Papier, welches er zusammenfaltete und durch den Adjutanten siegeln ließ.

„Senden Sie dies sogleich an den Polizeidirector Regierungsrath Beer," sprach er. „Die Betrogenen sollen wissen, wie und warum sie betrogen wurden und wie einfältig Diejenigen sind, welche solchen Schwindel fördern, statt ihn energisch zu bekämpfen."

Noch am gleichen Tage verfügte sich eine Commission unter Führung des Regierungsrathes von Haegelin nach Schwechat. Nachdem Vorsorge getroffen war, daß die drei Hauptbetheiligten nicht miteinander verkehren konnten, nahm man zuerst den Klempnermeister Karnasek in das Gebet.

Der Ehrsame stand noch unter den Wirkungen eines tüchtigen Haarbeutels vom vorigen Tage, ein Zustand, in welchem der Mensch bekanntlich zur Zerknirschung und Erkenntniß seiner moralischen Schwächen neigt, und so gelang es bald, ihn zu einem umfassenden Geständnis zu bringen, durch das die Aussage des Lehrjungen vollkommen bestätigt wurde. Die Hand aus Blech, mit der man den Eindruck auf dem Buch hergestellt hatte, wurde im Garten gefunden und damit ein Beweismittel geschaffen, dessen Kraft sich auch Pater Brictius nicht entziehen konnte, so entrüstet er sich auch darüber geberdete.

Am schwierigsten zu behandeln zeigte sich Jungfrau Cordula, die allen Inquisitorien mit großer Zähigkeit widerstand und fest dabei blieb, daß sich Alles

so begeben habe, wie sie und Pater Brictius es zur Erbauung gläubiger Gemüther erzählt hatten und sie erklärte es für arge Sünde und als Folge des grassirenden schrecklichen Unglaubens, daß man an einem so unwiderleglich bewiesenen Wunder zu zweifeln wage.

Ziemlich deutlich gab sie zu verstehen, daß die ganze Procedur von ihrem in den Schlingen einer Fischamender Circe liegenden Oheim angezettelt und die Herren der Commission von ihm erkauft und bestochen seien.

Da griff der Rath Haegelein zu einem untrüglichen Mittel, indem er der frommen Jungfrau aus der Aussage ihres Beichtvaters nachwies, daß dieser bemüht war, alle Schuld auf sie zu wälzen und sich als den von ihr Getäuschten hinzustellen. Das war zu viel — und wenn sie sich bisher sehr wortkarg zeigte, bewies Jungfrau Cordula nun plötzlich eine überraschende Willfährigkeit und beschuldigte sogar den Pater Brictius, als wäre er der geistige Urheber und Regisseur des sauberen Planes gewesen.

Mit möglichster Raschheit wurde der weiter keine Schwierigkeiten bietende Proceß durchgeführt. Das Urtheil lautete für Pater Brictius auf mehrjähriges Gefängniß und Landesverweisung; die fromme Cordula kam in das Zuchthaus und Meister Karnasek büßte seine geheimnißvolle Modelerzeugung mit einigen Monaten Haft. Die Sentenz wurde von Kaiser Joseph bestätigt, jedoch der Befehl beigefügt, daß dasselbe unter vorausgehender Darstellung des Betruges von allen Kanzeln herab verkündigt werde. Auf diese Art wurde auch dem Streben des eifrigen Propstes Wittola vollkommen genug gethan.

In Schwechat und Umgebung hatte natürlich bei dieser Wendung der Dinge fast Jedermann schon vom Anfang an das Wunder nicht geglaubt und schweren Verdacht gehegt; nicht minder hatte man den Sattlermeister Reindlhofer stets für einen wackeren Mann und guten Katholiken und für das beklagenswerthe Opfer eines Betruges gehalten und seine Hochzeit mit der rosigen Witwe von Fischamend wurde, da sie auf seine Kosten sehr splendide gehalten wurde, unter allgemeiner Zustimmung und Theilnahme begangen.

Indessen gab es doch eine kleine Schaar von besonders „Erleuchteten,“ welche trotz Allem ihren Glauben an das Wunder nicht aufgaben, denn — argumentirten sie — wenn auf einen „Geist“ kein Vertrauen mehr gesetzt werden könne, dann wankten ja die Grundsäulen aller menschlichen Existenz. Und so ganz Unrecht hatten sie nicht, nur freilich in einem anderen Sinne.

Der lustige Lenzl trat als Lehrling in Reindlhofer's Werkstätte, ward ein flinker Sattlergeselle und übernahm, als sein Meister starb, dessen Geschäft. Er wurde wohlhabend und erzählte noch gern im Alter, daß der erste Anstoß zu seinem Glück das „Wunder von der eingebrannten Hand“ gewesen sei.

Die vorstehende Begebenheit war aber nicht die letzte in ähnlicher Angelegenheit; ein Paar Jahre darauf machte eine andere Schwindlerin und der gegen sie eingeleitete Proceß großes Aufsehen. Es ist dies ein höchst interessanter Beitrag zur Volks-Culturgeschichte jener Tage, zugleich das erste Auftreten einer sogenannten „Seelen-Erlöserin“.

Zu Anfang des Jahres 1783 saßen beim Stadtmagistrate zu Wien die Meißner und die Richter'schen Leute wegen mancherlei Schelmenstücken im Verhafte. Es waren zwei Familien wandernder Komödianten, die in Scheuern und Dorfschenken ihren Musentempel aufschlugen, dabei auch anderen Unfug trieben und Spuren zurückließen, daß sie dem „Langfingerthume“ nicht fremd seien.

Nun hatte es sich ereignet, daß die Meißner Leute in der Gegend von Baden bei Wien bei einem gewissen „Waldhansel“ mit einer Frau zusammengetroffen waren, welche im „Seelen-Erlösen“ und in der „Schatzgräberei“ Geschäfte machte und die Dummheit und Leichtgläubigkeit gehörig brandschatzte. Weil

Einer und der Andere jener Dorfkomödianten dem Experiment beigewohnt hatte, das der „Seelen-Erlöserin" ein namhafte Geldsumme eintrug, so war die Folge davon, daß sich diese kluge Frau zu einer Theilung bequemen mußte, wenn ihre Kunst nicht zu Schanden gemacht und sie zu Schaden gebracht werden sollte.

Da sich dann bei den später verhafteten Komödianten verschiedene Goldmünzen vorfanden, deren rechtlicher Besitz angezweifelt wurde, führte dieser Umstand auf die „Seelen-Erlöserin" zurück und war die Veranlassung zu nachfolgendem Steckbriefe:

„Anna Maria Walterin (in jenen Tagen und noch bis in die neuere Zeit pflegte man den Zunamen bei weiblichen Personen die Sylbe „in" anzuhängen, um sie vom Männernamen zu unterscheiden), bei neunundzwanzig Jahre alt, aus dem römischen Reiche gebürtig, katholisch, verheiratet mit einem zu Baja in Hungarn befindlichen Orgelbauer Mathias Walter, ist von mittlerer Lebensgröße, rund, fett und roth im Gesichte, kahl am Kopfe und hat nur wenige blonde Haare, solche Augenbrauen und blaue Augen. Am Leibe trägt sie verschiedene Kleidungen, gewöhnlich aber einen blauen oder rothen Schlufpelz, am Kopfe eine in das Genick reichende Schopfhaube, um ihre Kahlheit zu verbergen und darüber einen Schodron (Chaudron, kesselförmige Kapuze). Uebrigens gibt sie sich für eine im Reiche begüterte Standesperson aus; um ihre Betrügereien zu begünstigen, hat sie ein mitgenommenes altes Anhängegeld (Henkelthaler wohl) bei sich. Wien am 13. März 1783. Franz Anton Beer, niederösterreichischer Regierungsrath und Ober-Polizei-director."

Darüber vergingen Monate. Die Klagen über die Betrügereien der Walter hatten sich gemehrt, ohne daß es den Behörden gelungen wäre, ihrer habhaft zu werden. Vorzüglich hielt man die Stadt Preßburg im Auge, weil man wußte, daß die Walter manchmal nach Baja gehe, um dort ihren Ehemann zu besuchen und sie in solchem Falle Preßburg passiren mußte. Diese Combination erwies sich auch als eine ganz richtige. Mathias Walter und seine Gattin Anna Maria wurden im Linienwirthshause zu Preßburg, wo sie Herberge genommen, von den Leuten des Stadthauptmannes überfallen, handfest gemacht und am 26. Mai nach Wien geliefert.

Nun entwickelte sich ein Criminalproceß, welcher erst im October 1785 zu Ende kam und zu einem riesigen Actenstoße angewachsen war. Das Verhör der Walter allein zählte 157 Bogen und es gelang, abgerechnet mindere Betrügereien, sieben Orte auszumitteln, an denen diese Frau ihren Seelenerlösungscultus ausgeübt und dabei Reiche und Arme in das Mitleiden gezogen hatte. So trug die erste Production zu Melk bei 700 Gulden ein; eine zweite zu Wieselburg 640 Gulden; eine dritte in Znaim 900 Gulden; eine vierte zu Ungarisch-Altenburg 600 Gulden, eine fünfte zu Nikolsburg 500 Gulden; eine sechste in der Badener Gegend 233 Ducaten. Die siebente und letzte Vorstellung zu Hollitsch warf 200 Ducaten und 33 Stück Goldblättleins ab. Nachdem der Vorgang bei den „Seelenerlösungen" der Walter stets derselbe war, wird es mit der Schilderung auch nur einer dieser Komödien genügen, welche sich Kaiser Joseph als Probe für die Gesammtzahl vorlegen ließ.

Anna Maria Walter war die Tochter eines Oberamtmanns zu Balgheimb in Schwaben. Sie verlor den Vater frühzeitig, übersiedelte später mit der Mutter nach Ungarn und erhielt eine ziemliche Ausbildung; zuletzt diente sie zu Essegg im Generalathause. Nach einiger dort verlebter Zeit wurde sie die Gattin des Schulmeisters und späterhin Orgelbauers Mathias Walter.

Diese Ehe war schon anfänglich keine glückliche. Noch in den Honigwochen fand sich die Frau veranlaßt, dem Pfarrer zu Ulbetsch, bei welchem ihres Gatten Schwester diente, anzuvertrauen, daß sie vor der Hochzeit dem Gatten die Anwart-

schaft auf eine größere Erbschaft vorgespiegelt habe und nun für die schlimmen Folgen ihrer Lügenhaftigkeit fürchte. Einige Wochen später nahm sie, weil der Gatte sie mißhandelt haben sollte, wieder zu dem Pfarrer ihre Zuflucht und sie behauptete später vor dem Inquisitionsrichter, der geistliche Herr habe ihr zu jener Zeit auf vieles Bitten bei 130 Souveränd'or- und Ducaten geschenkt, um dadurch den ehelichen Frieden wieder herzustellen. Sie lohnte ihren Wohlthäter damit, daß sie ihm, der Vieles von der Schatzgräberei erzählt und auch einschlägige Schriften besessen haben sollte, ein sogenanntes „Corona-Büchel" stahl, weil sie glaubte mit demselben „Schätze erheben" zu können. Damals glaubte man nämlich noch, daß die heilige Jungfrau Corona die Macht besitze, ihre Verehrer mit Schätzen und Reichthümern zu beschenken, wenn man sie durch gewisse Gebete und Beschwörungen, die ebenfalls



Die eingebrannte Geisterhand. (Seite 193.)

wieder unter gewissen Ceremonien verrichtet werden mußten, dazu zwinge. Die Erläuterungen darüber enthielt eben das sogenannte „Corona-Büchel."

Des Scheines wegen, als käme das geschenkte Geld von dem Erbgute aus der Heimat des Vaters, ging sie zuerst nach Ofen und sodann nach Raita in das Schwabenland. Dort genas sie eines Mägdleins, kehrte sodann zu dem Ehemann zurück, den sie in dem Wahn zu erhalten wußte, es stehe mit der Erbschaft nicht am besten, und es müßte noch manche Reise gethan werden, während sie in der That nur Vergnügungsreisen unternahm, weil diese ihrem unsteten Charakter am meisten zusagten.

Da jedoch das Geld des Ulbetscher Pfarrers zur Neige ging, verfiel sie darauf, in Tirol lebende Freunde desselben zu besuchen, weil sie gehört, daß jene große Reichthümer besitzen sollten. Auf ihrer Reiseroute traf sie nun zu Melk in einem Gasthause eine andere Reisegesellschaft an. Diese bestand aus einer jüngeren

Frau Namens Magdalena, ihres Zeichens eine „Wachskindlhändlerin“ (Verkäuferin von Christkindlein in der Wiege und in stehender Gestalt aus Wachs und bemalt, auch mit natürlicher Bekleidung und angesetzten Haaren), dann aus deren Mutter und vier Männern, die auf einer geheimnißvollen Reise nach Wien begriffen waren.

Diese Bekanntschaft gab den Impuls zu dem ersten Auftreten der Walter als „Seelen-Erlöserin“ und wie das kam, läßt sich zum Theile von ihr selbst, und zwar aus jener Zeit erfahren, wo sie hinter Schloß und Riegel saß.

Weil mich die Neugierde plagte, sagte die Walter vor Gericht, beschloß ich das Vertrauen jener Frauen zu gewinnen, was mir auch gelang. Ich erfuhr, daß die Mutter der Wachskindlhändlerin im Besitze eines Buches wäre, welches der



Kaiser Joseph und der Klempnerlehrling. (Seite 197.)

„weiße Permentil“ (Alles durchdringende?) heißt. Mit diesem Permentil wollte jene Gesellschaft in Wien einen Geistlichen aufsuchen, der sich auf die Kunst verstehen sollte, durch dieses Buch in einer Nacht viele Tausend Gulden zu erhalten. Nun zeigte ich den neuen Freundinnen mein Corona-Büchel und versicherte sie, daß durch die in selbem enthaltenen Gebete ebenfalls Geld zu bekommen wäre.

Auf die Frage, wie man eigentlich diese Gebete mit gutem Erfolg zu verrichten habe, belehrte ich sie, daß sie nur von drei Weibern zur Nachtzeit und in einem besonderen Zimmer gebetet werden könnten. Ich selbst wäre hiezu entschlossen, wenn ein Zimmer ausfindig gemacht werden möchte. Darauf zogen die Frauen den Wirth in's Vertrauen, dem, obwohl er des Lesens unkundig war, die verschiedenen Kreise und Kreuze im „Corona-Büchel“ so gut gefielen, daß er sogleich wegfahren wollte, um in Blindenmarkt (V. O. W. W.) ein Zimmer und die nöthigen Weiber zu besorgen. Allein die Wachskindlhändlerin schlug ein in der

Nähe von Bairisch-Waidhofen gelegenes Brauhaus vor, weil sich der Braumeister „auf derlei Angelegenheiten verstände".

Tags darauf fuhren wir zu dem Braumeister.

„Das Büchel ist nit so übel," sagte er, nachdem er das „Corona-Büchel" beschaut, „nur geb' der liebe Gott, daß ich doch einmal zu einem Geld komm', nachdem 's mich schon so viel gekostet hat!"

Hierauf ging er, um die nöthigen Anstalten zu treffen. Am anderen Morgen schickte er die Wachskindlhändlerin zurück und fuhr wegen eines Zimmers mit mir nach Waidhofen zu einer Messerschmiedin, die zugleich Wirthin war. Nachdem ich aber ein Wirthshaus für unser Vorhaben nicht geeignet fand, suchten wir einen Schneider auf, dessen abseitig gelegene Kammer mir anständig war.

Um jedes Aufsehen zu vermeiden, bestand der Schneider darauf, daß seine Frau mitbete, allein sie war wegen ihrer Furchtsamkeit hiezu nicht zu bewegen und schickte nach ihrer Schwester.

„Ich hab' auf derlei Sachen schon viel Geld verdalkt," erklärte sie rundweg, als sie kam, „und will nichts mehr anwenden, wenn ich nicht sicher bin, etwas zu erhalten."

Weil nun nach den Satzungen des „Corona-Büchel" erst in der dritten Betstunde eine „Anmeldung" (der Geister) geschieht, sobald ein Schatz erhoben werden soll, sagte ich dieses ganz offen, wonach sich nach längerem Zureden des Schneiders Schwägerin zum „Mitbeten" entschloß. Abends fand sich auch jene Messerschmiedin ein und mit ihr kam noch die Frau vom Stadtthorschreiber. Alle Frauen stellten die Bedingung, sie wollten nur mitbeten, wenn man, falls ein Schatz erhoben würde, eine gleiche Theilung vorzunehmen gesonnen sei.

„Frau Thorwärterin," sprach der Braumeister feierlich, „auch wenn kein Schatz behoben würde, fiele auf Euch dennoch ein Antheil von jenem Geld, das mir ehebaldigst vier Männer von Wien zu bringen haben."

Nachdem Jedermann zufriedengestellt war, bestimmte ich den nächsten Abend als ersten Bettag.

In der Wohnung des Schneiders trafen sich zur Abenddämmerung die beiden „Mitbetenden", nämlich die Schwägerin des Schneiders und die Thorwärterin; auf sie folgten der Braumeister, sein Bruder Johann und der Sohn des Ochsenwirths von Waidhofen.

Nun ließ die Walter als Beginn einen Rosenkranz beten, dann schritt sie zur Einweihung der Oertlichkeit. Es wurde ein Tisch mit einem weißen Tuche überdeckt, darauf ein Crucifix, drei geweihte Kerzen und Weihwasser hingestellt; neben dem Tische lagen zum Knien während des Gebetes drei Ziegelsteine. Auch zog die Walter im Zimmer mit der Kreide einen großen Kreis und durchräucherte alles mit Mariazeller Rauch. Danach gab sie den Mitbetenden die nöthigen Anleitungen. Sie schärfte ihnen ein, daß, würde in der dritten Nacht der Geist ein Zeichen von sich geben, alsdann zu seiner Erlösung durch neun Nächte um Mitternacht eine Betstunde abgehalten werden müßte.

Die ersten zwei Betstunden verliefen ohne etwas Bemerkenswerthes. „Als am dritten Tage," gestand die Walter, „die Hälfte der Betstunde vorüberging, ohne daß sich ein Geist sehen oder hören ließ, hielt ich selbst nichts mehr auf das Corona-Büchel und nahm mir nur vor, den Mitbetenden insolange ein Blendwerk vorzumachen, bis ich zu dem mir gleichfalls zugesagten Theil jenes Geldes gelangt sein würde, das die vier Männer dem Braumeister aus Wien überbringen sollten. Sodann war ich entschlossen, mich heimlich fortzumachen."

Von diesem Entschlusse erfüllt, ließ die „Seelen-Erlöserin" noch während der Betstunde unvermerkt einen mit kleiner Münze angefüllten Geldbeutel zu Boden gleiten und bewegte ihn mit dem Fuße in einer Weise, daß es bald stärker, bald

schwächer klimperte. Die Mitbetenden erschraken sichtbar und, um die Wirkung zu erhöhen, machte die Walter ihren Rosenkranz mit ziemlichem Lärm niederfallen. Nach der Betstunde verfügte sie sich in die Nebenstube. Daselbst gestanden die Männer, sie hätten an der verschlossenen Thüre gehorcht und Geld „scheppern" gehört. Sie schwuren, daß dieses die „Anmeldung" eines Geistes gewesen sein müsse. Das war Wasser auf die Mühle der Walter, die jetzt die Gesellschaft benachrichtigte, es sei allerdings bei ihr Geld herausgesprungen, und es hätte der Geist drei Paar Brautringe verlangt. Solche Ringe müßten an einem versperrten Schlosse hängen, in der nächsten Betstunde auf den Tisch gelegt und von den Betenden vom Schlosse paarweise abgelöst werden.

Nun war Jedermann von der Hebung eines Schatzes überzeugt. Um aber vor einem Verrathe sicher zu sein, beschloß man das Gerücht zu verbreiten: „Die Seelen-Erlöserin sei unverrichteter Dinge abgezogen." Diese durfte nun das Haus nicht mehr verlassen; nicht einmal Sonntags ließ man sie die Kirche besuchen und legte Geld auf Messen zusammen, die gelesen werden sollten, während sie im Zimmer ihre Andacht verrichten würde.

Vor der vierten Betstunde brachte der Braumeister die Hiobspost, daß seine vier Männer in Wien nichts ausgerichtet hätten.

„Da ich nun meine Hoffnung verloren sah, zu einem Gelde zu kommen," sagte die Walter in ihrem Verhöre, „so war ich nur mehr bedacht, meine Umgebung loszuwerden."

Auf ihren Vorschlag ließen sich jetzt die beiden mitbetenden Weiber mit einem Tüchel Augen und Ohren verbinden, damit sie den schrecklichen Geist nicht sehen oder hören müßten. Bei der fünften Betstunde wurden die begehrten Dinge in das Zimmer gebracht, von der Walter und ihren Mitbetenden abgelöst; danach auf den Tisch gelegt. Von Zeit zu Zeit spielte der „klingende Geldbeutel" seine Rolle, sonst aber ereignete sich nichts Außergewöhnliches.

„Liebe Leute," sagte die Walter nach der Stunde im Tone des Vorwurfs, „diesmal hat mir der Geist geoffenbart, daß vier der von Euch bestellten Hausarmen ihr Gebet nicht verrichtet haben. Wird aber nicht fleißig gebetet, haben wir nichts zu erwarten."

Nun wollte in der That der Zufall, daß sich die Mittheilung der Walter bestätigte, indem vier der Leute wirklich nicht gebetet hatten.

Während der sechsten Betstunde ereignete es sich, daß nebst dem schon gewohnten Klimpern, Räuspern und Seufzern die Schwägerin des Schneiders und die Frau „Thorwartin", welche aus Furcht mit verschlungenen Armen knieten und beteten, plötzlich auf der Nase lagen und von der Walter, die sich geberdete als sei sie gewaltsam zu Boden gerissen worden, verschiedene Fußtritte empfingen. Wieder hatten die bösen Geister diese Unbill verschuldet, und es jammerten die zerschundenen Mitbetenden ob der schlimmen Betstunde ganz erbärmlich.

Die siebente und achte Betstunde unterschieden sich von den früheren dadurch, daß die „Seelen-Erlöserin" mit einer neuen Forderung des Geistes herausrückte, von der sie selbst sagte, daß sie dieselbe für etwas „Unmögliches" halte. Jene Forderung bestand darin, daß 143 oder 133 Ducaten von drei regierenden Potentaten in verschiedenen Sorten und eine gleiche Anzahl Silbermünzen gesammelt, die Gelder in ein nach der Länge dreifach zusammengeschlagenes Tüchel auf den Tisch gelegt und dort von drei Männern mit Bändern an beiden Enden und in der Mitte gebunden werden mußten.

So groß war die Habsucht und Geldgier jener Frauen, daß die verlangten Goldstücke und Silbermünzen rasch beisammen waren.

Vor der neunten Betstunde wurde nun dieses Geld, beiläufig 700 Gulden, in eine Blase gethan und von den drei Männern mit drei Bändern dergestalt

zugebunden, daß die Blase, ohne die Bänder aufzumachen, nicht herausgenommen werden konnte. Nun ließ die Walter die Kiste in das Betzimmer bringen, jedoch in einer solchen Stellung, daß dieselbe hinter dem Rücken der Mitbetenden zu stehen kam. Sodann ging die „Seelen-Erlöserin" mit der Ausräucherung des Betzimmers vor, wobei sie mittels einem auf der Glutpfanne unvermerkt erhitzten Eßmesser, auf einem Schweißtüchel, so auf dem Tische lag, fünf Streifen in der Gestalt von fünf Fingern einbrannte und ebenso geschickt das Schweißtuch mit dem Brandzeichen an seinen früheren Platz beförderte.

Darauf ermahnte sie die männliche Gesellschaft, die sich in der Nebenstube befand, zur Danksagung, daß das vom Geiste verlangte Geld sich beischaffen ließ, einen Rosenkranz zu beten, schärfte sodann dem Braumeister, dem Schneider und noch einem Dritten ein, sich nach der von ihr erhaltenen Instruction genau zu benehmen, wonach diese abzutreten hatten.

Als zu Ende der Betstunde sich die Mitbetenden aus dem Zimmer schlichen, löschte die Seelen-Erlöserin wie von ungefähr die Lichter aus und stahl bei dieser Gelegenheit dem Bruder des Braumeisters eine silberne Sackuhr und — bemächtigte sich des Geldes. Sodann zeigte sie im Vorhause den Versammelten das Tüchel mit dem Brandmale, welches, wie sie versicherte, der erlöste Geist gewissermaßen als ein Zeichen seiner Dankbarkeit zurückließ.

Das Tüchel wurde mit großer Devotion geküßt, doch erkundigte man sich ebenso ehrfurchtsvoll als angelegentlichst, ob ein Schatz im Zimmer schon sichtbar wäre und wurde in seiner Freude etwas herabgestimmt, als die „Seelen-Erlöserin mit feierlichem Wesen erklärte: „Der Schatz kann erst sichtbar werden, sobald die Seelen-Erlöserin mit einigen von ihnen eine Wallfahrt nach Maria-Hietzing bei Wien unternommen hat."

Hierauf trug die Walter das Tüchel in das Zimmer zurück, versperrte die Thür und händigte den Schlüssel dem Braumeister mit dem ausdrücklichen Verbote ein, den Betort vor Rückkehr von der Wallfahrt zu öffnen. Zur größeren Sicherheit versiegelten der Braumeister, der Schneider und der Ochsenwirthsohn in corpore jenes Zimmer und drückten ihre Siegel bei.

Am nächsten Tag vereinigte ein reiches Festessen beim Braumeister sämmtliche glücklich gewordenen Mitbetenden. Darauf ging man, den letzten Stein wegen des Schatzes zu beseitigen. Es wurde die Walter, damit ihre Persönlichkeit dem profanen Auge entrückt sei, in das Costüm einer Gewerbsfrau aus der grünen Steiermark gesteckt, und sie, der Braumeister, die beiden Mitbetenden und ein Fleischhauer traten die Reise nach Maria-Hietzing an.

Am dritten Tage hatten die Wallfahrer gegen Mittag Wien erreicht und nahmen die Einkehr auf der Mariahilferstraße im „Liedl-Wirthshause." (Bis in die Neuzeit eines der renommirtesten Einkehrgasthäuser; heute Nr. 74b, alt 270.) Alle fühlten sich von der rauhen Witterung angegriffen und ermüdet, so zwar, daß die Mitbetenden und der Fleischhauer eine kleine Siesta hielten, während der Braumeister nach seinen Pferden sah.

Diesen Moment des Alleinseins nach vielen Tagen benützte die „Seelen-Erlöserin", um einer Gesellschaft, welche ihrem Scharfsinn und ihrer Schlauheit die Feuerprobe hatte bestehen lassen, für immer Lebewohl zu sagen. Sie begab sich schnurstracks zu einer Bekannten im Stückgießerhause (in der nahe gelegenen Wendelstadt oder Spittlberg, heutige Stückgasse) und band dieser die Mähre auf, wie sie im Reiche gewesen sei und dort eine Erbschaft von beiläufig zweitausend Gulden erhoben habe.

Nach dem Rathsbeschlusse des Magistrats der Stadt Wien sollte die Maria Anna Walter wegen ihrer abergläubischen, betrügerischen und diebischen Handlungen der Strenge des Gesetzes verfallen, und hätte dieselbe als eine gemein-

schädliche Person mit dem Schwerte hingerichtet zu werden verdient. Es wurde jedoch das Urtheil gemildert, und sollte die Inculpatin durch drei aufeinander folgende Tage auf der Schandbühne ausgestellt, sodann für sechs Jahre in das Zuchthaus abgegeben, vierteljährig mit zehn Ruthenstreichen gezüchtigt und aus allen k. k. Erbländern auf ewig verwiesen werden. Das Criminal-Obergericht für Niederösterreich verschärfte die Strafe der „Seelen-Erlöserin."

Am 17. November 1785 mußte Maria Anna Walter vom Balcone des Criminalgerichts der Stadt Wien herab (Schranne auf dem Hohen Markt) unter dem Zulaufe einer außerordentlichen Volksmenge den Spruch vernehmen: „Daß sie verurtheilt sei, mit einer ihr Verbrechen anzeigenden Tafel wegen unter abergläubischem Vorwand verübten beträchtlichen Betrügereien und Diebstählen durch drei nacheinander folgende Tage auf der Schandbühne ausgestellt zu sein, sodann auf zwölf Jahre in das Zuchthaus verschafft, halbjährig mit 25 Ruthenstreichen gezüchtigt und nach vollstreckter Strafzeit aus dem hiesigen Landgerichtsbezirke abgeschafft werden solle."

Kaiser Joseph hatte dieses scharfe Urtheil vollinhaltlich bestätigt und die Vorkommnisse mit der „Armen-Seelen-Erlöserin" hatten sogar zur Folge, daß der Kaiser nicht lange darauf den Befehl erließ: „in allen Kalendern, Directorien, Brevieren, Ankündigungen und Gebetbüchern die Erwähnung aller Ablässe, deren Wirkung sich auch auf die armen Seelen im Fegefeuer erstrecken soll, ganz zu unterlassen" und auch künftig diese „ungegründete Lehre aus dem Normalkatechismus wegzulassen".

Trotzdem spielten die „Armen-Seelen-Erlöserinnen" fortdauernd ihre betrügerischen Rollen fort, und die allerneueste Zeit selbst hatte ein Beispiel an einer gewissen Frau Barbara T. mit ihren beiden Söhnen Martin und Joseph, welche eine alte halbblöde Frau durch derartige Vorspiegelungen — in denen sogar der eine der Söhne eine leibhaftige aus dem Fegefeuer direct kommende „Arme Seele" agirte, der Schlüssel zum Fegefeuer (ein gewöhnlicher Hausthorschlüssel) vorgewiesen wurde u. dergl. — um ihr gesammeltes, ziemlich bedeutendes Vermögen brachten.

Noch heute wird ferner viel auf das sogenannte „Corona-Gebet" gehalten; diesbezüglich existirt aber eine ungemein lehrreiche Wiener Sage, welche die Abergläubischen, nach unverdienten Schätzen Suchenden wohl beherzigen sollten. Sie steht in Verbindung mit einer wohlbekannten Wiener Baute — dem Stephansdom und dem daran gehängten Meßnerhäuschen.

Allerdings war in früheren Jahrhunderten die Wohnung des Kirchendieners auf der anderen Seite des Domes, 1466 erbaut und damals durch ein Thor mit dem Bischofshofe (erzbischöfliche Residenz) verbunden. Dieses Thor schloß den Friedhof, der die Kirche umgab und war mit den Bildnissen der Mutter Gottes und des Evangelisten Johannes, dann der Statue der Heiligen Stephan und Sebastian geziert. War Abends der Friedhof geschlossen, so mußte man sich im ersten Stock beim Meßner melden, wenn es sich um Tauf- oder Sterbesacramente handelte.

Wer aber möchte es dem kleinen, schmalen Häuschen, welches gegenüber der Curgasse an den Stephansdom sich anlehnt, und vor welchen zwei (früher drei) Akazienbäume ihre belaubten Aeste zu den Fensterchen hinstrecken, ansehen, daß sich an das ganz gleiche der früheren Tage höchst interessante, cultur-historische Erinnerungen knüpfen — die Anfänge der dramatischen Kunst in Wien! Als Ergänzung der bereits in einem anderen Abschnitte des vorliegenden Buches gelieferten Schilderung des Entstehens des Theaterwesens in Wien (Seite 47) mögen nachstehende Zeilen betrachtet werden.

Es ist staunenerregend, daß in Deutschland so spät der Sinn für theatralische Schaustellungen erwachte, nachdem ihnen doch die herrliche Epoche dramati-

scher Kunst im römischen und griechischen Alterthume so bekannt war, nachdem gar viele Städte sich aus römischen Colonien erst gebildet hatten und man doch meinen sollte, es müßte sich davon etwas zu uns geflüchtet haben. So ist es z. B. kaum glaublich, daß in der alten Faviana oder Vindobona (dem heutigen Wien) die hier herrschenden Autoritäten sich kein Theater sollten gehalten haben. Keine Ueberbleibsel, keine Spur davon. Freilich, wer die Geschichte der Wienerstadt[1] genau durchliest, wird finden, daß wenig Ruhepunkte waren, die zu einer solchen Institution geeignet gewesen wären.

Die ersten „dramatischen Subjecte“ in Oesterreich waren eigentlich Bänkelsänger. Man nannte sie Landfahrer, Singer, Reimsprecher, Schalksnarren, und wenngleich dieselben keine Komödien aufführten, so waren sie doch Darsteller von Solo-Scenen, welche als erste Pflanze der deutschen dramatischen Kunst gelten können. Bald aber machte Kaiser Ferdinand I. ihrem Treiben ein Ende, denn er erließ ein strenges Verbot gegen sie; dazu kam weiter ein Verbot „sectischer Bücher“, welches den Besitz derselben sogleich mit dem Ertränken bestrafte und so ist denn, außer der Spur einiger Schulkomödien unter den Kaisern Maximilian I. und Ferdinand I., keine Spur von früheren Anfängen der dramatischen Kunst in Wien.

Erst um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts erscheinen in den Stadtbüchern Aufführungen von Komödien und zwar geschahen sie in dem, mit Harnischen an den Wänden rings herum reich geschmückten großen Wiener Rathhaussaale in der Salvatorgasse (nun Kanzlei der Stadtbuchhaltung). Man lud zahlreiche Zuseher ein und die Schauspieler waren Studiosen des In- und Auslandes, ferner die Schüler und Singknaben von Sanct Stephan. Von ihren Stücken sind nur zwei auf uns gekommen, nämlich die deutsche Tragödie von den sechs Kämpfern (Verfasser Hanns Sachs) und die lateinische „Von der Auferstehung des Herrn“ (1571). Im Jahre 1604 hatte das letzte Privattheater im Stadthause statt. Natürlich berühren wir hier die schon viel früher eingeführten Komödien in den Klöstern nicht, da sie doch unmöglich als öffentliche Schauspiele gelten konnten.

Da zeigen sich uns plötzlich als erste öffentliche Schauspieler — die Kirchendiener in Wien. Im Jahre 1647 erschien eine Regierungsverordnung: „daß es zwar von Alters her gebräuchlich gewesen, daß die Kirchendiener geistliche Komödien vor den heiligen drei Königen gehalten; so sie aber nunmehr mißbrauchen und anfangs Geistliche, manchmals Weltliche agiren, welche ihnen eingestellt wird“. Zugleich erging ein Ruf (öffentliche Kundmachung) auf den Stadtplätzen, wodurch alles Komödienspielen, sowol auf den Straßen der Stadt als in den Häuserhöfen eingestellt wurde. Dort also war der erste Schauspielplatz. Im Jahre 1650 wird schon ein „Komödiant“ Namens Valentin Keler erwähnt, 1653 findet sich eine förmliche Schauspieltruppe in einer Hütte, wo der Eintrittspreis einen Groschen und auf den „für das adelige Frauenzimmer und Kavalier zugerichten Bänken“ zwei Groschen betrug.

Die an dasselbe Meßnerhaus sich knüpfende lehrreiche Sage bezüglich des Corona-Gebets ist nun folgende:

In einer finsteren Nacht, während welcher ein gräßliches Unwetter die Bewohner Wiens in ihren warmen Stuben hielt, in denen sämmtliche Lampen verlöscht waren und nur das „ewige Licht“ im Stephansdome flackerte, legte der Meßner (sogenannt, weil dieser Kirchendiener das Meßgeräth in seiner Verwahrung hat) Johann Wachter das dickleibige Buch aus der Hand, in welchem er bis-

[1] Ausführlich geliefert durch M. Bermann's „Alt und Neu-Wien, Geschichte der Kaiserstadt und ihrer Umgebungen.“ (Verlag von A. Hartleben.)

her geblättert hatte, verbarg es in dem Schranke, ergriff die großen Kirchenschlüssel und trat aus dem Hause, seine Schritte nach dem Seitenpförtlein des Domes lenkend. Zögernd steckte er den Schlüssel an.

„Pah," murmelte er, sich endlich ermahnend, „es bleibt mir kein anderes Mittel! Möge mir Sancta Corona Glück bringen."

Dann schlüpfte er in die Hallen mit jener Hast, welche den Menschen ergreift, wen er auf böser That zu wandeln im Begriffe ist, aber diese um jeden Preis auszuführen gedenkt.

Das Innere der Kirche (Bild Seite 209) war still und dunkel. Die kleine Flamme der ewigen Ampel verbreitete nur geringen Schein und vermehrte sogar das unheimliche Gefühl des Aufenthaltes. Der Meßner legte seinen Mantel ab, nahm geweihte Kreide aus der Tasche und zeichnete damit einen großen Kreis auf den Fußboden. In diesen setzte er einen Betschemel, nahm aus der Brust ein vergilbtes Büchlein hervor und versank in tiefe Betrachtungen. Leider waren es keine andächtigen und frommen, sondern Geldgier und der Wunsch durch sündhafte Beschwörungsformeln zu großem Reichthume zu gelangen, hatten den Alten dahingeführt.

Man glaubte nämlich damals, daß die heiliggesprochene Jungfrau Corona (Märtyrin aus Alexandrien) die Macht besitze, ihre Verehrer mit Schätzen und Reichthümern zu beschenken, wenn man sie durch gewisse Gebete und Beschwörungen, die ebenfalls wieder unter gewissen Ceremonien verrichtet werden mußten, dazu zwinge. Schon lange hatte der Habsüchtige sich vorgenommen, dieses „Corona-Gebet", wie es das Volk noch heute nennt, zu sprechen und die Heilige zur Oeffnung ihres unversiegbaren Schatzkästleins zu bringen. Oft hatte er zu seinem Weibe neidvoll davon gesprochen, wie die Reichen so herrlich und in Freuden lebten, wie treu er seit zwanzig Jahren der Kirche diene und trotzdem stets leere Säcke habe; wie schmuck es sich ausnehmen würde, wenn sein ältester Sohn im prunkenden Reiterrocke, ein Regiment commandirend, einherstolzirte, der zweite könnte Propst (Kirchenvorgesetzter) oder gar Bischof sein und das Mädchen die Gattin eines Edelmannes. Nichts von all' dem wurde ihm zu Theil und so sollte das beschwörende Gebet herhalten, diese Träume zu verwirklichen.

Die unheimliche Stille schreckte ihn nicht, das Zittern des Lampenlichtes, welches glauben ließ, als bewegten sich zürnend die Statuen der Heiligen auf den mächtigen Pfeilern (Säulen), darunter vornehmlich das Steinbild der heiligen Corona; die Gestalten auf dem Grabmälern, das Erdröhnen der Mauern, in welche der Sturm mächtig hineinbrauste; all' das berührte ihn nicht. Der Meßner sprach die Beschwörungsformeln. Er redete leise, aber mit ziemlich fester Stimme.

Da plötzlich erlosch die Flamme der Ampel, aus allen Ecken erschollen fremde Stimmen; gelbe fahle Lichtstreifen durchzuckten und beleuchteten grell das Gotteshaus.

„Laß' ab, laß' ab!" tönte es von allen Seiten, „sonst bist Du verloren!" Aber der Meßner schrie: „Bei den Schrecken des jüngsten Gerichtes beschwöre ich die heilige Jungfrau Corona, daß sie mir Geld und Gut in diesen Kreis bringe!"

Da verbreitete sich wieder die vorige Stille in der Kirche, nur zeitweilig unterbrochen von leisen Seufzern, und nach und nach öffneten sich die Gräber der Verstorbenen unter den schauerlichen Schlägen der Mitternachtsstunde. Greise, Männer, Jünglinge, Frauen, Mädchen und Kinder beiderlei Geschlechtes traten hervor; an ihrer Spitze schritt der Bürgermeister Conrad Vorlauf, das Haupt, welches dem edlen Manne und treuen Fürstendiener im Jahre 1408 von Henkershand abgeschlagen worden, in den Händen tragend und die Augen richteten sich

zürnend nach dem Frevler. Die Gestalten trugen denselben Flitterstaat, mit dem man sie in die Gruft gelegt und reihten sich um den Kreis, Grabeslieder singend, die der Meßner nicht ganz verstand, welche aber deutlich vernehmen ließen, daß Vergänglichkeit alles irdischen Tandes deren Inhalt bilde. Immer tiefer wurden die Töne und allmählich zog die Schaar ab, um wieder den Platz in den düsteren Gräbern einzunehmen.

Aus einer Fensternische im Dome schien, umstrahlt von allem Glanze der Heiligkeit, die Jungfrau Corona herniederzuschweben. Sie hob drohend den Zeigefinger.

„So nimm denn," sprach sie, „des Goldes vergänglichen Schimmer, welcher das Herz des Edlen nicht erfreut und dem Schwachen seine verführerischen Fallstricke legt!" und damit ließ sie die Schürze fallen und aus derselben rollte ein ungeheurer Goldhaufen auf die steinernen Platten des Zauberkreises.

Der Meßner formte seinen Mantel zum Sacke und packte die Schätze hinein, worauf er, unter der schweren Last beinahe erliegend, in seine Wohnung zurückkehrte.

Mehrere Jahre waren vergangen. Der ehemalige Meßner bewohnte nun mit seinem Weibe eines der größten Häuser der Stadt und machte enormen Aufwand. Täglich war Tafel, zu welcher ein Heer von Schmarotzern geladen war, das den Hauswirth mit allen erdenklichen Schmeicheleien überschüttete, hinter seinem Rücken sich aber ganz offen über dessen Unkenntniß und Unbildung Luft machte. Seine Gattin fühlte sich aber nicht glücklich und gar manche Thräne fiel in den Becher der Lust bei den Prunkgelagen. Auch der nunmehrige Glückspilz selbst konnte seines Reichthums nicht recht froh werden und unter den Jubelklängen, die ihn umgaben, war immer ein Mißton vorherrschend.

Eben brachten die schmeichelnden Gäste einen Toast auf den glücklichsten und edelsten aller Hauswirthe, als ein Diener in den Saal trat und dem reichen Manne ein schwarz gesiegeltes Schreiben übergab. Er las es und sank ohnmächtig vom Stuhle — sein noch einzig am Leben gebliebener Sohn war im Zweikampfe getödtet worden. Er hatte den Reitrock an, wie der Vater seinerzeit gewünscht, war aber ein Verschwender, Trunkenbold und Zänker geworden; statt ein Regiment zu commandiren, war man eben im Zuge, ihn wegzujagen, als er den blutigen Raufhandel selbst herbeiführte, der ihn das Leben kostete. Der jüngere Sohn war weder als Propst noch als Bischof, sondern an Körper und Seele zerrüttet, als lüderlicher Student, vorlängst gestorben; die Tochter hatte wol einen Edelmann geheiratet, der war jedoch sammt allem Golde und den Kostbarkeiten der Aussteuer entflohen, worüber die unglückliche Verlassene aus Gram starb.

Als der Meßner aus der Ohnmacht erwachte, in welche ihn die letzte Hiobspost versetzt hatte, da — saß er, aus langem Schlummer aufgeweckt, umgeben von allen seinen Lieben ohne Ausnahme, die sich sorgenvoll über ihn beugten, in seinem Lehnstuhle. Die ganzen Erlebnisse waren nur ein Traum gewesen, den ihm Sancta Corona zur Warnung beschert, und nie mehr regte sich in dem nun mit seinem einfachen Lose zufriedenen Manne die Gier, reich zu werden und aus seinen Kindern etwas „Vornehmes" machen zu wollen.

Noch zur Zeit der Kaiserin Maria Theresia lebte ein gleichnamiger Verwandter des Meßners, der die lehrreiche Sage als Warnung für Andere erzählte, manchmal auch mit der Variation: es sei die ganze Geschichte wirklich so erfolgt, die tief gebeugte Mutter den Kindern ins Grab nachgeeilt, der Meßner aber hätte den Rest der Habe, die ihm geblieben, unter die Armen vertheilt und wieder seine Meßnerwohnung bezogen, tausendmal bereuend, daß er, einst ein so glücklicher Familienvater, sich hatte zum Corona-Gebet verlocken lassen.

Aber auch die geisterhafte Hand hat in der Gegenwart ihre Wiedererstehung gefeiert und zwar durch die — Paraffinhand der Spiritisten (Geisterbeschwörer).

Wohl schon oft ist der Spuk der spiritistischen Verirrungen Gegenstand von ausnehmend belustigenden Schilderungen gewesen und es fehlte keineswegs an Enthüllungen des famosen Vorgehens der Herren Geisterbeschwörer; aber schon „das Höchste" leisten heutzutage die Geister dadurch, daß sie eine Paraffinform ihrer Hand zurücklassen.

Wenn man nämlich eine Hand abwechselnd in das flüssige Paraffin (Fettstoff aus Braunkohlen gewonnen, zu Kerzenmaterial verwendet) und in das Wasser taucht, so erstarrt das erstere und bildet einen wachsartigen Ueberzug, der abgelöst als Hohlform dient. Wird nun darauf Gyps in die Form gegossen, so erhält man einen Abguß der Hand, wobei nur zu bemerken ist, daß die Hand aus der Paraffinform nicht anders befreit werden kann, als daß man letztere an den Seiten mittels eines Messers abtrennt und deshalb muß eine absolut unversehrte Form auf Vorgänge durchaus ungewöhnlicher Natur deuten.



Das Innere des Stefansdomes. (Seite 207.)

Bis jetzt gelten die „Paraffinhände" als ein fester Beweis für die Fähigkeit der Geister, sich vermittels des Perisprits eines Mediums (Mittelsperson) zu verstofflichen und sie sind eine kräftige Stütze der wundersamen Lehre von den wesenlosen Existenzen, die sich eines wesenlosen Stoffes, des mehr als blos angenommenen Perisprits bedienen, um aus dem Wesenlosen in das Wesenhafte überzugehen. Nun schildert aber neuestens ein Augenzeuge in hochinteressanter Weise eine spiritistische Sitzung zur Erzeugung einer solchen Paraffinhand.

„Der Sitzungsraum," meldet er, „war ein leeres Eßzimmer, in welchem sich eine transportable spanische Wand und ein Tisch befanden, auf dem die genau gewogene Paraffinschüssel, ein Gefäß mit kaltem Wasser und eine schwach brennende Lampe standen. Für die Zuschauer wurden erst kurz vor dem Beginn der Sitzung Stühle in das Zimmer hereingestellt. In einer Ecke stand ferner auch ein Harmonium. Das Zimmer, der Tisch, die spanische Wand wurden auf das sorgfältigste untersucht. Es fand sich kein Apparat irgend welcher Art, der auf eine natürliche Beihilfe schließen ließ.

„Die Zuschauer nahmen auf ihren Stühlen Platz und das Medium (die empfängliche Person) trat vor. Zuerst wurde es seines Rockes entledigt und genau nach etwaigen Hilfsmitteln durchsucht. Das Medium wandte seine Taschen um, zum Beweis, daß es keine vorher angefertigte Form bei sich habe; hierauf banden zwei Herren seine Hände über dem Rücken zusammen, während zwei andere Anwesende die Enden der Schnüre mit ihren Siegelringen ansiegelten. Zur größeren Sicherheit wurden die beiden Handgelenke des Mediums noch mit dünnem Kupferdraht an einander gefesselt. Als dies geschehen, wurde der Oberkörper des Mediums in ein großes Stück Tüll eingehüllt, das nicht nur

mit starkem Garn festgenäht, sondern obendrein mit einer Gürtelbinde umwunden wurde, die ihrerseits auch wieder mehrere Siegel enthielt.

„Nun wankte das Medium an den Tisch, vor welchen zwei Unbetheiligte die spanische Wand schoben, und noch einmal war es Zweiflern gestattet, das Medium zu untersuchen. Man fand nichts. Die Anwesenden nahmen Platz auf den Stühlen und mußten sich zur Bildung der magnetischen Kette die Hände reichen, nachdem ihnen eingeschärft worden war, die Kette auf keinen Fall zu durchbrechen, da die Geister dem Medium sonst Schaden an Leib und Seele zufügen könnten. Erleuchtet war das Zimmer nur von dem kleinen Lämpchen, welches auf dem Tische hinter der spanischen Wand stand, so daß das außerordentlich mystische Düster, das den Geistern angenehm ist, herrschte. An dem Harmonium hatte ein Musiker Platz genommen und feierliche Melodien erklangen.

„Nun begann das Medium zu wimmern, als würde es von den Unsichtbaren malträtirt, dann stieß es plötzlich einen wilden Schrei aus und verstummte. Nach einer langen Pause schrie das Medium wieder laut auf und man hörte wie dasselbe zu Boden fiel. Nun wurde Licht gebracht und die spanische Wand entfernt. Das Medium lag bewußtlos auf der Erde und in dem mit kaltem Wasser gefüllten Gefäß — schwamm die Paraffinhohlform einer riesig großen Geisterhand!

„Nur langsam kam das Medium wieder zu sich. Die Tülleinhüllung, die Siegel, die Schnüre und der Kupferdraht waren unversehrt. Daß die Hohlform in Wirklichkeit aus dem vorhandenen geschmolzenen Paraffin gewonnen worden war, ergab die Wage. Auf welche Weise war es nun dem Medium möglich gewesen, mit gefesselten Händen, eingehüllt in Tüll, der bei jedem Befreiungsversuch zerreißen mußte, die Form einer Hand zu erhalten, welche einer wahren Teufelskralle glich?"

Auf diese scheinbar unlösbare Frage antwortet unser Berichterstatter wie jener siegesbewußte Examinant und spricht:

„Nichts leichter als das. — Ueber eine von einem Bildhauer modellirte Teufelshand mit langen Nägeln, Runzeln und Warzen war eine elastische Leimform genommen worden, in welche ich sogenanntes Leder-Kollodion (Klebemittel), eine Mischung von zähem Kollodion und etwas Ricinusöl, derart goß, daß nach dem Trocknen ein Kollodionhandschuh erhalten wurde. Ein dünnes Holzröhrchen wurde dort eingesetzt, wo der Arm anfängt und luftdicht mit Seidenfäden umschnürt. Diesen Handschuh, der im aufgerollten Zustande nur sehr wenig Raum einnimmt, verbarg das Medium unter dem Gummizug seines Stiefelets. So genau nun auch das Medium untersucht wurde, dachte doch Niemand daran, daß die Geisterhand in dem Schuh versteckt sein könnte und das wichtigste Requisit zum Spuken entging der Controle.

„Damit das Medium ungestört blieb und Niemand unberufenerweise hinter die spanische Wand schauen konnte, wurde die „Kette" geschlossen und vor dem Unterbrechen derselben dringlich gewarnt.

„Es wäre auch zu komisch gewesen, dem Medium bei seiner Arbeit zuzusehen, denn kaum fand es sich allein, als es sich auf den Fußboden setzte, und den Kollodionhandschuh mit dem Munde hervorholte. Die dünne Tüllhülle erschwerte diese Operation, ohne sie jedoch unmöglich zu machen; die Hauptsache aber war, daß das Medium hinreichende Geschwindigkeit und gymnastische Gewandtheit besaß, um Kopf und Fuß nahe genug aneinander zu bringen. Das Wimmern diente nur zur Erhöhung des Effectes, wogegen der laute Aufschrei als Zeichen galt, daß es dem Medium gelungen war nicht allein den Handschuh zu gewinnen, sondern denselben auch mittels des Holzröhrchens aufzublasen. Den aufgeblasenen Handschuh tauchte das Medium nun abwechselnd in Paraffin und Wasser, bis es eine Form

hatte, die fest genug war, um das Auslösen der Kollodionhand durch Schütteln, Saugen und Spülen in dem kalten Wasser zu gestatten. Der zweite laute Schrei zeigte an, daß die Form gelungen und der Handschuh entfernt worden war. Das Medium hatte denselben aus Bequemlichkeitsrücksichten in eine dunkle Ecke geschleudert, wo es denselben später unbemerkt aufnahm, denn die Bewunderung über die Geisterhand war so groß, daß Niemand an eine nochmalige Untersuchung des Schauplatzes dachte, an dem die Geister sich manifestirt hatten."

Ein großer Schwindel wird im Dienste des Spiritismus mit der Photographie getrieben, behufs Erzeugung der sogenannten „Geisterphotographien". (Bild Seite 217.) Es zeigt sich nämlich auf der photographischen Abbildung einer Person irgend ein beliebiges Gespenst. Ein solcher Spuk wird auf die einfachste Weise hergestellt; entweder wird ein vorhandenes Bild in die Platte eincopirt oder eine zweite Figur — durch Auftauchen einer Puppe oder gespenstig gekleideten Person hinter dem zu Photographirenden im Momente der Aufnahme — direct aufgenommen.

Die Puszta einst und jetzt.

1. Im Regen auf endlosem Pfade.

Der helle Sonnenglanz, welcher den ganzen Tag auf der endlosen Fläche lag, war erloschen. Aber nicht die hereinbrechende Nacht hatte ihm ein Ende gemacht, sondern die kleine dunkle Wolke, welche schon seit dem Morgen am westlichen Horizont drohte, zog plötzlich, von einem sturmartigen Wind getrieben und stets wachsend, über den blaßblauen Himmel herauf und verbreitete statt des zitternden gelben Sonnenlichtes eine unheimliche graue Dämmerung über die weite Haide.

In schweren dunklen Ballen drängten sich die Wolken weiter, an den Rändern kupferroth besäumt und dort, wo die Strahlen des schon tief stehenden Tagesgestirnes sie trafen, von rasch wechselnden gelb und grün phosphorescirenden Lichtern bespielt. Eine drückende Schwüle und Stille lag über der eintönigen Fläche und wenn der Wind stoßweise über sie hinfegte, klang es wie das Seufzen des spärlichen graugrünen Grases und der braunen Haidekräuter, die sich tief auf den Boden bogen.

Was Leben hatte auf der weiten Puszta (Haide) ist verschwunden und verstummt. Die Heuschrecken und die bunten flinken Sandkäfer haben ihr Zirpen und schrilles Pfeifen eingestellt und sehen sich nach einer sicheren Zufluchtsstätte unter einem Grasbüschel oder am Stamme eines niederen Krautes um, denn sie ahnen, daß ihre Erdlöcher bald überschwemmt sein werden. Die Haidelerche hat schon lange ihr schmetterndes Lied eingestellt und ist besorgt zu dem Nest herabgeflogen, das zwischen den Schollen einer kaum wahrnehmbaren Bodenerhöhung geborgen ist. In flüchtigen Sätzen eilt ein Sandhase dahin, er läßt den Kopf und den buschigen Wedel verdrießlich hängen, denn es ist ihm eine schöne Nacht zur Jagd verdorben.

Plötzlich hebt er witternd die spitze Schnauze in die Luft und die feingebauten Ohren richten sich gerade auf. Dann duckt er sich, als wollte er am Boden horchen und eilt mit langen Sätzen davon — sein feines Gehör hat ihm das Traben von Pferdehufen auf dem weichen staubigen Haideboden verrathen,

Wirklich taucht aus der Gewitterdämmerung ein Dreigespann auf, das flüchtig mit dem leichten Leiterwagen über die Fläche saust, als würde es vom Wind getragen, der mächtige Staubwirbel aufwühlt und in die Luft reißt, so daß oft Himmel und Erde in das gleiche schmutzige Braungrau gekleidet sind. Voran auf dem Wagen sitzt auf einem Heubündel ein junger Bursche in grobem Hemd und der weiten Linnenhose. Er pfeift leise zwischen den Zähnen vor sich hin oder richtet manchmal einige ermahnende Worte an eines der Pferde, das zu weit seitwärts drängt oder erschreckt einen plötzlichen Sprung macht.

Schon fallen schwere Tropfen und in das dumpfe Pfeifen des Windes mischen sich Donnerschläge, die mit dem nahenden Gewitter stets dröhnender und kürzer werden. Es ist eben keine angenehme Situation und man kann es dem jungen Mann, der rückwärts zwischen seinen Koffern im Wagen sitzt, nicht verargen, daß er unruhig um sich blickt, die Reisemütze fester auf die Ohren drückt und seinen Plaid (schottischen Mantel) losschnallt, um ihn auf die Schultern zu nehmen.

Dichter und schwer fällt der Regen und rauscht klatschend auf den ausgedörrten Boden nieder, der ihn begierig aufsaugt. Den Kutscher beirrt das nicht, obwol seine dünne Kleidung in wenigen Minuten durchnäßt ist und am Körper klebt. Ja, er zieht sogar den aufgestülpten Filzhut vom Haupt und läßt die schweren Tropfen auf sein dichtes straffes Haar niederfallen. Dann greift er fester in die Zügel, um die durch einen grellen Blitz beunruhigten Pferde an ihre Pflicht zu mahnen, bekreuzt sich andächtig und läßt den an kurzem Stiel befestigten langen und vielbeknoteten Riemen seiner Peitsche um die Ohren der Thiere schwirren. Der hübsche Bursche thut das Alles so ruhig, als befände er sich in der angenehmsten Situation und als fiele es ihm nicht ein, nach einem schützenden Obdach zu verlangen.

Der Passagier hinter ihm war offenbar weniger abgehärtet; er kroch ganz zusammen unter seinen schützenden Umhüllungen und warf ängstliche Blicke hinaus in die von den niedersausenden Regentropfen liniirte graue Dämmerung, die stets näher und näher zu rücken schien.

In blauglänzendes Licht gebadet, zeigte sich für einen Moment das weite Rund — der Blitz erlischt, ein kurzer scharfer Donnerschlag folgt, denn auf der endlosen Fläche giebt es keinen Widerhall und — rundherum zeigt sich nichts, als der verhüllende Regen, dessen Rauschen und Klatschen allein an das Ohr schlägt.

Es fällt mehr Naß herunter, als selbst der durch wochenlangen Sonnenbrand ausgedörrte Boden so schnell aufzusaugen vermag. In den sich kreuzenden Geleisspuren und zwischen Büscheln braunen Haidekrautes schlängeln sich flinke hurtige Wasseradern dahin — um sich mit anderen zu verbinden und kleine Tümpel zu bilden, durch welche die dampfenden Pferde lustig durchklatschen, daß der gelbe Koth weitherum spritzt.

Diese Betrachtung des Bodens weckt in dem Reisenden neue Besorgniß. Früher konnte man annehmen, der Rosselenker folge den freilich oft ganz verschwindenden, oft widerspruchsvoll genug durcheinander laufenden Räderspuren, oder er wähle die Bahn nach dem Stand der Sonne und anderen nur für ihn allein wahrnehmbaren Kennzeichen. Aber nach was orientirt er sich jetzt? Die Geleise waren von Wasser überdeckt und der Boden konnte unmöglich einen Anhaltspunkt bieten — ebensowenig aber das Firmament, das sich hinter dem Regenschleier in derselben grauen Finsterniß barg, wie die ganze Umgegend.

„Pista! Pista![1] seid Ihr noch auf dem Weg?" rief der Reisende endlich besorgt den Wagenlenker an.

---

[1] Verkleinerung von István, Stephan. Das letzte a wird sehr tief, fast wie o ausgesprochen.

Der Bursche kehrte sich um und zeigte sein frisches Gesicht, das zu unbekümmert aussah, um die daran herablaufenden Tropfen mit Thränen verwechseln zu können. Der Mund war zu einem breiten Grinsen verzogen, so daß die blendenden Zähne sichtbar wurden und in den dunklen Augen zeigte sich ein Ausdruck des Erstaunens, der aber auch nicht ganz von Schelmerei frei war.

„Den Weg, Herr?" entgegnete er. „Auf der Pußta giebt es keinen Weg und dort, wo er anfängt, hört die Pußta auf."

„Ja — wie findet Ihr aber dann nach ***?" fragte der durch diese Auskunft nicht eben beruhigte junge Mann.

„Herr! wie findet der Vogel hoch oben in der Luft, wo die Wolken sich so gleich sehen und so rasch wechseln, seinen Weg in ferne Länder? Wie kann der Fuchs, wenn er die ganze Nacht herumstrich, in der Dämmerung des Morgens seine Nase so schnurgerade nach der Gegend richten, wo unter dem Stamm der alten Weide sein Lager ausgehöhlt ist? Ich weiß nicht, nach was ich mich richte, aber ich weiß, daß ich auf dem kürzesten Wege nach dem gewünschten Orte bin, daß dorthin Losoncz und dort Neográd liegt."

Ohne sich einen Moment zu bedenken, zeigte der Rosselenker mit seiner kurzstieligen Peitsche links und rechts und sein ganzes Wesen drückte so viel Zuversicht aus, daß sich nichts dagegen einwenden ließ.

„Und ist es noch weit zum Ziele?"

„Wenn es so fortregnet," antwortete Pista gleichmüthig, nachdem er einen Blick nach oben geworfen hatte, „und es schaut so aus, so kommen wir vor vier oder fünf Stunden nicht dahin."

„Vier oder fünf Stunden?!" rief entsetzt der Reisende. „Da werden wir durchnäßt sein bis auf die Haut!"

„Ich bin es schon," betheuerte der Kutscher, „und bin froh, daß ich nicht mehr nasser werden kann. Euer Tuch da, Herr," fuhr er, mit einer geringschätzigen Miene auf den Plaid deutend, fort, „wird Euch freiwillig nicht mehr lange trocken halten; — nehmt meine Bunda (Schafpelz) da — mit dem Leder nach außen; da könnt Ihr drei Tage im Regen sein und werdet nichts davon spüren."

„Aber es wird Nacht werden, bevor wir hinkommen?" warf der Passagier mit deutlichem Anzeichen lebhafter Beunruhigung ein."

„Wir werden aber trotzdem sicher und gesund nach dem Reiseziele kommen," entgegnete der Kutscher mit Selbstgefühl. „Freilich wird es nicht lange mehr so schnell fortgehen, wie jetzt, denn der Boden wird immer weicher und da können die Pferde nicht mehr so ausgreifen."

„Es kann also auch noch länger dauern," fragte der Mann im Plaid, erhielt aber von Pista nur ein vielsagendes Achselzucken zur Antwort.

„Und ist denn gar keine Ortschaft näher? Kann man sonst nirgend ein Unterkommen finden?"

„Der Ort ist wohl am nächsten — aber eine Herberge weiß ich wohl," sagte Pista und blinzelte dabei erwartungsvoll unter die Mütze seines Passagiers.

„Eine Herberge? Wie sieht sie aus?"

„Oh, es ist die Csárda (Haide-Schenke) des Lengyel Miská (Michael) — eine der besten im Lande," versicherte Pista eifrig. „Er hat zwei Zimmer für die Gäste, — in dem einen liegen gar Dielen; — und guten Wein hat er; — weiß auch ein Lamm köstlich zu braten — und — und" —

Pista stockte hier mitten in seiner begeisterten Lobrede auf die Csarda des Lengyel Miska und es schien dem Reisenden, als bemerke er eine leichte Röthe auf dem Gesichte des Burschen.

Dieser hielt mit einem leichten Ruck an den Zügeln das von Nässe triefende und in eine feuchte Dunstwolke gehüllte Dreigespann an und fragte fast schüchtern:

„Soll ich hinfahren zur Csarda?"

Einen Moment schossen im Kopf des jungen Mannes die Erinnerungen an mancherlei unliebsame Abenteuer mit Räubern auf, von welchen er gehört und gelesen hatte, und das Lob Pista's schien ihm bedenklich. Schon wollte er ihm mürrisch befehlen nach dem Bestimmungsort weiter zu fahren, da fiel ihm ein ängstlich erwartungsvoller Zug im ehrlichen Gesicht des Burschen auf.

„Höre, Pista, es ist doch sicher in der Csarda Deines Freundes?"

„Sicher, Herr?" rief Pista mit einiger Entrüstung. „In der Csarda des Lengyel Miska mögt Ihr so ruhig schlafen, als ob die Erzengel bei Euch Wache hielten oder Ihr unter dem Schutze der Comitats-Heiducken stündet; unter'm blutigen Jeszanak, seligen Andenkens, konntet Ihr nicht sicherer sein. Mein Freund freilich — das ist er leider nicht!" schloß der Bursche mit einem Seufzer, „denn er ist reich, ich aber bin ein armer Teufel; das mischt sich aber noch weniger zusammen wie Oel und Wasser.

Ein greller Blitz durchzuckte die Ebene und ließ die fortschreitende Dunkelheit nach seinem Verlöschen noch mehr empfinden. Der krachende Donnerschlag, welcher folgte, brachte die Pferde in Unruhe, und sie deuteten durch energisches Schütteln der Köpfe an, daß es bei solchem Wetter ein barer Unsinn sei, jedes schützende Obdach zu verschmähen.

Mit noch vermehrter Kraft schlug der Regen — nicht mehr in Tropfen, sondern gleich endlosen nassen Schnüren herunter, und durch das Zusammenwirken aller dieser Umstände bestimmt, aber auch im Vertrauen auf Pista's treuherziges Wesen, gab der Reisende diesem den Auftrag, nach der gerühmten Csarda zu fahren.

Sichtlich erfreut zwang der Rosselenker seinem Passagier die schützende Bunda auf, verließ dann seinen Sitz auf dem feuchten Heubündel und stellte sich auf die Gabel der Deichsel — ein Zupfen an den Zügeln, ein schriller ermunternder Zuruf und ein Schnalzen der um die Ohren der Pferde sausenden Peitsche — und das Dreigespann flog in etwas veränderter Richtung in die Dunkelheit hinein.

Nach kaum einer halben Stunde taucht aus der grauen Regenhülle, die wie ein Vorhang den Gesichtskreis einengt, eine dunkle Masse auf. Pista läßt ein munteres Schnalzen hören, dreht sich halb nach seinem Passagier um und deutet mit der Peitsche nach vorwärts, wo ein trübgelber Lichtschein sichtbar wird, der aus den mit geöltem Papier versehenen Fenstern der Csarda in das Unwetter hinausfällt.

Hurtiger greifen die kleinen flinken Pferde aus und in weitem Bogen, die Vorderfront umfahrend, biegt Pista, der offenbar sehr gut orientirt ist, nach der Rückseite des ebenerdigen weitläufigen Gebäudes ein. Wo die hellen Fenster winken, bemerkt der Reisende im Dämmerlichte des Abends und im grellen Schein der Blitze die Hauptthüre, welche von einem durch leichte Holzstützen getragenen Dach geschützt ist. Zu beiden Seiten der Thüren stehen Holzbänke und zwischen den Stützen sind glutrothe Paprikaschoten (rother ungarischer Pfeffer) wie Guirlanden aufgehangen.

An den Seitenfronten der Csarda laufen eingehegte Streifen Gartenlandes hin, aus welchen das vom Regen erfrischte Grün allerlei nützlicher Kräuter winkt. Mächtige gelbe Kürbisse leuchten daraus hervor, dunkelgrüne Melonen zeigen ihre glänzend glatten Kugeln und an den Wänden, wie an den Zäunen ranken sich Bohnen mit ihren verschiedenartigen Blütenkelchen oder Paradiesäpfel gucken unter den dichten lichtgrünen Blättern hervor.

Trotz des fortwährend niederströmenden Regens macht die Csarda schon von außen einen freundlichen Eindruck und der Reisende ist es wohl zufrieden, daß er Pista's Rath gefolgt ist.

Dieser lenkt in einen weiten, mit Weidengeflecht eng eingefriedeten Raum ein, welcher sich an der Rückseite des Hauses ausdehnt. Unmittelbar an derselben

steht auf dünnen Balken ein nur nach oben gedeckter, sonst aber offener Schoppen, unter welchem Wagen und Pferde, Gartengeräthe und Holzgeschirre stehen.

„Hat diese Csarda einen Namen?“ fragt der Reisende.

„O ja, man nennt sie gewöhnlich „die blutige Haideschenke,“ antwortete der Bursche.

Wir müssen deshalb vorerst diesen, wie einen anderen schon gebrauchten Ausdruck Pista's erläutern.

---

2. Jeszanak und die Haideschenke — beide blutig.

Nicht bald gab es um die Mitte des 18. Jahrhunderts eine Persönlichkeit in Ungarn, die größeres Renommé genoß, als der Comitats-Procurator (Anwalt) von Warasdin, Paul von Jeszanak, der ein ausgezeichneter Rechtsgelehrter, Bevollmächtigter des Prinzen Eugen von Savoyen und anderer Magnaten gewesen und sich durch seine ausgezeichnete Befürwortung der sogenannten „Pragmatischen Sanction“[1] auf den Preßburger Landtagen von 1715 bis 1729 große Verdienste um das Reich erworben. Um so sonderbarer aber muß sein Beiname „der blutige Jeszanak“, den der Volksmund allgemein ihm beilegte, erscheinen, und um so interessanter auch der Grund desselben.

Daß es im Königreich Ungarn, selbst bis auf eine recht neue Zeit herab, sehr viele Waldungen von großem Umfange gab, in welchen man oft einige Meilen reisen konnte, ohne auch nur ein Dorf, eine Hütte, höchstens hier und da ein einzeln stehendes Gasthaus ausgenommen, zu erblicken, dies ist eine feststehende und so ziemlich allgemein bekannte Thatsache. So unangebaute Wälder sind auch natürlicher Weise sehr menschenleer — und dennoch werden sie auch zuweilen von ganzen zahlreichen Gesellschaften durchstrichen, die sehr füglich wegbleiben könnten. Es sammeln sich nämlich hier nicht selten Räuberbanden, werden einzelnen Wanderern, auch wol kleinen Karavanen gefährlich und begnügen sich zuweilen, wenn sie allzu hartnäckige Gegenwehr finden, nicht einmal mit dem Raub allein, sondern morden auch die Unglücklichen, die in ihre Hände fallen. Zwar thaten zu allen Zeiten Gerechtigkeit und Regierung, was sie mit den unzulänglichen Hilfsmitteln jener Tage thun konnten, um dem Unwesen zu steuern, doch solches ganz auszurotten war ihnen unmöglich.

Damals zeichnete sich seit seinem Eintritte in das gerichtliche Leben der Procurator Jeszanak immer als der geschworenste Feind solcher Störer der öffentlichen Sicherheit aus. Er war als Procurator (Rechtsanwalt) auf verschiedenen weitläufigen Herrschaften auch zugleich Gerichtsdirector, und so ließ er denn mit dem lebhaftesten Eifer jedem Räuber, der allda nur von Weitem zu spüren war, nachforschen, suchte dann aber auch mit noch größerer Strenge jedem einmal Ertappten seinen gehörigen Lohn zu verschaffen.

Nachsicht, Erlaß und Gnade waren Worte, die aus seinen Protokollen und Schriften gleichsam weggebannt zu sein schienen, und indem er so fast immer bei jedem Ueberwiesenen die Todesstrafe durchsetzte, kein Fürwort anhörte, keine Ausflucht gelten ließ, reinigte er auch wirklich die ihm anvertrauten Herrschaften in der Zeit von wenigen Jahren von allem solchen Räubergesindel gänzlich. Dafür erhielt er freilich den Dank der Verständigen, zugleich aber auch — nicht nur von

---

[1] Ausführliches über dieselbe in M. Bermann's „Maria Theresia und Joseph II.“, in ihrem Leben und Wirken“. Seite 153. (A. Hartleben's Verlag.)

den Straßenräubern selbst, sondern auch vom größeren Theil des Publicums und zumal von der gemeinen Menge — den etwas zweideutig klingenden Namen: „blutiger Jeszanak".

Einst, als er sich selbst auf einer Reise befand, herrschaftliche Gelder eincassirt und einige tausend Gulden im Wagen bei sich hatte, ward er, über fremdes, nicht so gesäubertes Gebiet fahrend, an einer Stelle, wo er sich dessen am wenigsten versah, von einer ganzen Rotte bewaffneter Buschklepper umringt. Er suchte sich durch seine dargebotene Börse von allen übrigen Ungemächlichkeiten loszukaufen; da aber diese zu leicht wog, so hatte man geringe Lust, diesen stillschweigenden Contract einzugehen. Man stand vielmehr eben nicht nur im Begriff eine genaue Durchsuchung des Wagens vorzunehmen, sondern fügte auch bereits sehr gefährlich klingende Drohungen hinzu.

„Ei," schrie da plötzlich ein junger Bursche, der aus dem Haufen hervordrang, die nächsten am Wagen und diejenigen, die den Passagier angepackt hatten, zurückstoßend, „so laßt doch den Kerl zu allen tausend Teufeln fahren und verliert Eure Zeit nicht mit ihm! Ich kenn' ihn. Es ist der blutige Jeszanak und der führt gewiß außer seinem Beutel keinen einzigen Kreuzer bei sich."

Es läßt sich denken, daß bei einer solchen Empfehlung dem Procurator recht übel zu Muthe wurde; sein Name konnte nicht ohne Wirkung bleiben.

„Der blutige Jeszanak?!" riefen mit einem Munde die Räuber, thaten wirklich einen Schritt zurück, hielten aber den Wagen umringt und stimmten unter sich ein gar nicht tröstliches, unheilverkündendes Gemurmel an.

„Wenn das wirklich Jeszanak ist," schrie endlich Einer von ihnen, „was zögern wir dann noch länger, den Burschen kalt zu machen? Der Kerl verdient ja doch, er habe nun Geld verleugnet oder nicht, siebenfältig den Tod! Wie manchen unserer muthigen Kameraden hat nicht dieser saubere Herr auf seinem verdammt ehrlichen Gewissen!"

Schon zuckten einige die Messer, schon empfahl der Procurator seine Seele dem Himmel — doch sein Fürsprecher trat abermals dazwischen.

„Laßt ihn doch ziehen," rief er, „ziehen, wohin es ihm beliebt. Es ist freilich wahr, daß er sich an unseres Gleichen oft hart versündigt, aber wer weiß, ob nicht an seine Stelle noch ein Schlimmerer kommt! Wenn er auch unbeugsam streng ist, ist er doch auch gerecht, was vielleicht, ja wahrscheinlich, sein Nachfolger nicht ist; er hingegen, wenn wir ihn diesmal so fein säuberlich durchwischen lassen, wird doch auch ein Gewissen haben und künftig etwas glimpflicher umgehen, nicht gleich mit Galgen, Schwert und Rad hantiren lassen. Auf jeden Fall hat der alte Fuchs kein Geld weiter bei sich und mit seinem Blute — was ist uns da geholfen?"

Dieses Fürwort fruchtete. Unversehrt und ungeplündert, nur nochmals ernstlich ermahnt, sich für die Zukunft mildere Maßregeln anzueignen und sich zu bessern, zog Jeszanak seine Straße. Er fand allerdings selbst in dieser Errettung manches Sonderbare; begriff kaum, wie er davon und an jenem jungen Burschen zu einem so freundschaftlichen und beredten Vertheidiger gekommen sei; glaubte aber dennoch nicht in seiner einmal übernommenen Pflicht durch einen Zufall solcher Art sich beirren zu lassen. Er hatte ja alles Bisherige nicht aus Eigennutz, sondern zur Handhabung der Gerechtigkeit, zur öffentlichen Sicherheit seines Vaterlandes gethan, und so fuhr er daher auch muthig fort, für beide zu wachen und zu arbeiten.

Der Ruf des Procurators mehrte sich noch; von Weitem her ward er zu mancher schwierigen Untersuchung verschrieben, und schlaue Bösewichter, die sonst jedes Verhör unnütz zu machen wußten, erblaßten, wenn Jeszanak auftrat und verstrickten sich gemeiniglich in seinen Fragen. Sechs oder sieben Jahre verliefen indessen; jenes Abenteuer im Walde kam ihm fast gänzlich wieder aus dem Sinn.

Einst ward, in einer ziemlich weiten Entfernung von seinem Wohnsitze, eine starke Räuberbande, die in einem gräflichen Schlosse einzubrechen versucht hatte, gerade im günstigsten Augenblicke noch entdeckt, überrascht und größtentheils verhaftet; man erbat hiezu Jeszanak's Beistand, und dieser stellte sich auch willig ein.

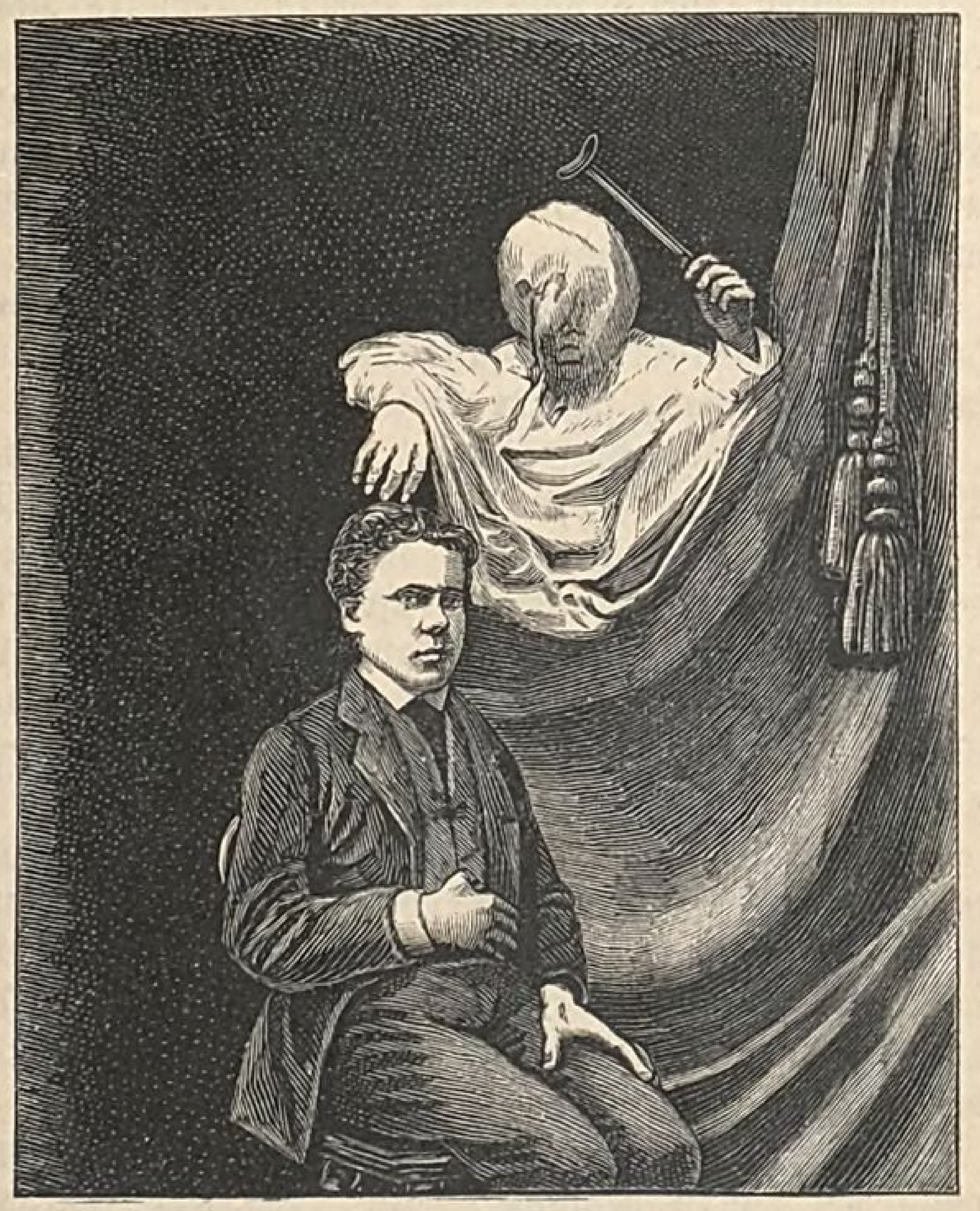
Im ersten Verhör leugneten zwar die Gefangenen alles; doch gleich nach demselben verlangte einer von dieser Bande mit dem Procurator allein zu sprechen, und sein Begehren wurde ihm zugestanden.

„Wahrlich!" rief dieser Bursche, so wie sein Kerkermeister nur abgetreten war und schüttelte die Fessel an seinen Händen; „wahrlich, Herr Procurator, Ihr lohnt den Leuten schön, die sich um Euch verdient gemacht haben; es kostete mich seiner Zeit Mühe genug, Euch beim Leben zu erhalten, jetzt, scheint mir, werdet Ihr eine solche auch nicht sparen, um mir davon zu helfen."

Jeszanak stutzte; er wußte nicht gleich, was er von dieser Anrede denken sollte, sah aber den Burschen genauer an, und es dämmerte eine Erinnerung in ihm auf.

„Wie?" rief er, „wärest Du etwa gar . . . . ."

„Nun ja freilich; ich bin derjenige, der damals Euch im Walde das Wort bei seinen Kameraden redete; ich bin's, der sich damals gröblich an seinem ganzen Handwerk versündigte, indem ich durch Eure Erhaltung späterhin wohl zwanzig meiner Brüder zu Galgen, Schwert und Rad verhalf. — Glaubt nicht etwa, daß ich jetzt den Uneigennützigen, wohl gar den Großmüthigen zu spielen Lust habe! Ich gestehe frei: Ich rettete Euch damals in der schlauen Erwartung und Hoffnung, daß Ihr mich vielleicht einst wieder retten könntet. Damit Ihr aber auch diesen Dienst nicht allzu wenig, nicht allzu wohlfeil schätzet, so wißt — mir war damals nicht minder auf das Genaueste bekannt, wie viele tausend Gulden sich in Eurem Wagensitze befanden."


Die Photographie mit der Geistererscheinung. (Seite 211.)

„Wie? Auch das hättest Du gewußt?"

„Vollkommen! Ja jetzt vielleicht genauer noch, als Ihr wohl selbst Euch solches merktet. Gebt Acht! Es waren sieben Beutel und zwei davon mit den schönsten Kremnitzer Ducaten gefüllt. Ich machte damals den Kundschafter der Bande. Ich hatte Eure Barschaft im Schloß einpacken gesehen, wußte Alles und — schwieg. Unleugbar seid Ihr also mein Schuldner. Ob Ihr mich jetzt bezahlen wollt, steht bei Euch. Wenigstens, wenn nur der gute Wille da ist, habe ich die Sache selbst Euch nicht unmöglich gemacht. An meinen Händen klebt kein Menschenblut. Geraubt habe ich oft, gemordet nie. Zugesehen habe ich freilich mehrmals, doch nie gern, half nie mit, setzte mich nicht selten dagegen. Nach fremder Habe ließ ich freilich ziemlich oft mir gelüsten; doch dann wäret Ihr wahrlich

kein Rechtsgelehrter, wenn Ihr so etwas nicht zu entschuldigen wüßtet, da 's wohl gar zu oft Euch unterkommen mag."

„Nun," sagte Jeszanak lächelnd, „wenigstens will ich thun, was mir möglich ist — darauf geb' ich Dir hiemit Hand und Wort."

Jeszanak hielt beides. Durch seine Vertheidigung, und als diese nicht ganz hinreichen wollte, durch seine Fürbitte, blieb von der ganzen Bande dieser Einzige am Leben und kam mit einer sehr mäßigen Leibesstrafe durch, während es die Uebrigen alle mit ihrem Halse büßen mußten.

Paul von Jeszanak starb als k. k. Hofrath im Jahre 1762 im 78. Lebensjahre.

Die Geschichte von der „blutigen Haideschenke" bietet ebenfalls viel Interessantes. Ein früherer Besitzer derselben lebte theils von der Zeche seiner Kundschaften, theils von dem Gewinn, den er aus der Wolle seiner ziemlich zahlreichen Schafheerde zu ziehen wußte.

Dieser Besitzer war ein stämmiger, aber nicht mehr junger Mann mit rothem Haar und Schnurrbart, Namens Antál, aber nicht aus dieser Gegend gebürtig, vielmehr wußte man nicht, woher der Mensch gekommen sei. In Ungarn pflegte man aber im Vormärz nicht viel um einen Paß zu fragen; auch galt es den damaligen Stammgästen, halb Roßhirten, halb Räubern, gleich, wer den Wein in der Csarda verabreiche, falls der Rebensaft nur unverfälscht war und zeitweise in der Hoffnung auf spätere Bezahlung ausgeschenkt wurde.

Der Schankwirth stand übrigens auch mit den zeitweilig einsprechenden Panduren (ungarischer Polizeisoldat) auf gutem Fuß, da er sie gewöhnlich zechfrei hielt und sich auch nichts zu Schulden kommen ließ, was die schlummernde Gerechtigkeit zu unsanft aus ihrem Schlummer erwecken konnte. Daher begnügten sich die Panduren mit der Kunde, daß Antál, als er vor einigen Monaten in dieser Gegend erschien, den Kaufschilling für die leerstehende Haideschenke bei dem Comitatsgericht baar erlegte und seinen übrigen Verpflichtungen redlich nachzukommen gelobte. Er hielt sein Wort.

Antál suchte Ruhe. Es fehlte dem Schenkwirth auch nichts weiter, als eine treue Lebensgefährtin zum vollständigen Glück am häuslichen Herd. Der Mann hoffte jedoch auch hier den großen Treffer zu ziehen. Sein Auge ruhte nämlich seit Längerem mit besonderem Wohlgefallen auf dem zwar sonnverbrannten, doch holden Angesichte einer jungen drallen Magd mit muthwilligen Augen — Máris hieß die schmucke Dirne.

Obwohl Antál Herr der Csarda war, hatte er diesmal doch die Rechnung ohne den Wirth gemacht, denn das Herz der Haidedirne war bereits verschenkt, und der Mann, dessen Bild in diesem Herzen sich eingenistet hatte und nicht mehr zu verdrängen war, nannte sich Jancsi — der glückliche Pandur und zeitweilige Einsprecher in der Csarda. Was Wunder dann, daß Antál, als er das zarte Verhältniß zu ahnen begann, sehr verdrießlich wurde, so oft der flinke Pandur angeritten kam. Freilich brauchte Jancsi als Diener der Gerechtigkeit den Groll des Wirthes nicht zu scheuen; er galt zudem überhaupt als ein Mann, der Haare auf den Zähnen habe und durchaus nicht mit sich spaßen lasse. Seine Verwegenheit war als rein fabelhaft gerühmt.

Auch seine Schlauheit galt als zweifellos. Man raunte sich diesbezüglich in's Ohr, daß er in früheren Jahren Wilddieb und Schmuggler gewesen sei, obgleich man ihm keines dieser zwei betrügerischen Gewerbe nachzuweisen vermochte. Máris war gleichfalls eine kräftige und furchtlose Dirne; — mit Gewalt war also hier nichts auszurichten. Antál wurde daher täglich mürrischer.

Eines Tages kam Jancsi am frühen Morgen nach der Csarda gesprengt. Er hatte in einem nahen Marktflecken dem dortigen Stuhlrichter eine Meldung zu

bringen und benutzte diese Gelegenheit, wie er sich ausdrückte, um mit den langen schwarzen Haarflechten seiner Liebsten zu tändeln. Es besaß nämlich Máris ein so langes prächtiges Haar, daß es, falls es nicht in Knoten geschürzt war, fast bis zur Ferse herabhing. Die Dirne empfing den munteren Reitersmann in einer ziemlich trübseligen Stimmung; man sah es ihr an, daß sie bitter gekränkt worden sei.

„Was fehlt Dir, édes lelkem?" (süße Seele mein) fragte Jancsi.

Der Pandur besaß nämlich außer seinem unmenschlich langen, sorgfältig gewichsten Schnurrbart, seiner Reitkunst, Tapferkeit und Schlauheit auch den Vorzug, in allen Landessprachen kosen und fluchen zu können.

Máris vertraute ihm nun mit bewegter Stimme, daß das verdächtige Gesinde, das Abends in der Csarda einzusprechen pflegte, zweifelsohne durch den eifersüchtigen Wirth angespornt, täglich brutaler und zudringlicher werde. Sie wisse sich der plumpen Liebkosungen desselben kaum mehr zu erwehren, obgleich es ihr weder an Muth, noch an Stärke gebreche.

„Zudringliches Gesinde!" fluchte Jancsi. „Az eb adta! (Fluchwort: der Hund hat es geschaffen!) Aber wartet nur! Kto ceka doceka! (Wer klopft, dem wird aufgethan.) Ich will Euch einen garstigen Empfang bereiten."

Damit reichte er der Liebsten ein scharfes Dolchmesser, mit dem Bedeuten, sie solle sich desselben als Schutzwaffe gegen zudringliche Verehrer mit der Drohung bedienen: So schlimm, wie dem früheren Eigner dieser Klinge, werde es Jedem ergehen, der sich an der Braut eines Panduren zu vergehen wage!

„Sprichst Du im Ernst?" meinte Máris.

„Polako, polako" (sachte, sachte), entgegnete Jancsi. „Sie werden Dir wohl Ruhe geben, denn dieses Dolchmesser gehörte einst einem gewaltigen Räuber, der trotzdem ein schmähliches Ende genommen."

„Ada Isten!" (Gott gebe es!) erwiderte das Mädchen.

Gott schien es jedoch ganz anders fügen zu wollen.

Als Jancsi nämlich Abends bei seinem Heimritte nochmals in der Csarda einsprach, traf er Máris noch nachdenklicher gestimmt als am Morgen; auch wollte sie auf Befragen durchaus nicht mit der wahren Farbe herausrücken. Der Pandur drang aber so ungestüm auf nähere Kunde dessen, was vorgefallen sei, daß ihn die Dirne endlich nach einer Laube vor dem Hause zog und dort mit ängstlicher Miene zu einer höchst befremdenden Frage schritt.

„Sage mir," begann sie, „vor Allem, um des Himmels willen, woher Du das Dolchmesser erhalten hast, daß Du mir heute Morgens zum Geschenk machtest. Es muß eine ganz eigenthümliche Bewandtniß mit der Klinge haben."

„Du weißt," antwortete Jancsi, „daß ich vor ein paar Jahren nach Veszprim hinauf reisen mußte, nicht ex offo (aus Amtspflicht), wie unsere Comitatenser sagen — ima kaotrava (es giebt deren wie Gras) — sondern um eine kleine Erbschaft von einer entfernten Anverwandten zu erheben. Im Comitatshause daselbst wurde damals bei einer Versteigerung auch dieses Dolchmesser feilgeboten. Ich habe es gekauft, weil mein scharfes Auge den Namen seines berüchtigten ersten Eigenthümers im Hefte der Klinge eingegraben fand. Es war dies der gefürchtete rothe Ferkó, der früher im Bakonyerwald hauste und durch einen Sturz in einen Abgrund verunglückt sein soll."

„Ich fürchte, er lebt noch!" flüsterte Máris mit scheuem Blick.

„Träumst Du?!" sagte der Pandur.

Die Dirne vertraute ihm nun in hastigen Worten, daß sie der Wirth Antál heute Nachmittag mit erneuerten Liebesanträgen bestürmt habe und dabei so zudringlich geworden sei, daß sie endlich zu ihrem Schutze nach dem Dolchmesser greifen mußte.

Aber bei dem Anblick der Klinge sei Antál weiß wie die Wand geworden und habe sie gleichzeitig in wildem Tone befragt, auf welche Art sie in den Besitz seines Dolchmessers gelangte? Als er dann den Namen des Gebers, Pandur Jancsi, hörte — lautete der weitere Bericht — trat der Angstschweiß auf seine Stirn, er wendete sich verlegen ab, stotterte unzusammenhängende Worte und eilte dann fassungslos aus der Stube.

„Govori u vêtar" (In den Wind gesprochen), versetzte Jancsi nach langem Sinnen, „ist es nicht, was Du mir eben gesagt hast; auch glaube ich mich zu erinnern, daß im Bakonyerwald selbst Niemand recht an den Tod des rothen Férko glauben wollte. Man weiß ferner nicht, aus welchem Comitat Antál zu uns herübergezogen und so wäre es wohl möglich, teremtete! (Fluchwort), daß er früher der Strazsámester (Führer) der Szegény legények (wörtlich: armen Bursche, wie in Ungarn die Räuber sich nennen) im Oberland gewesen sein mag. Kutya veres! (Rother Hund!) der er ist; ich glaube, Du hast Recht; wir haben es mit dem rothen Ferkó zu thun. Dann heißt es aber sich eilen. Hundert Ducaten waren damals auf seinen Kopf gesetzt. Das reicht hin zu einer kleinen Wirthschaft. Küsse mich Máris! Ich hoffe Dich noch diesen Sommer heimzuführen."

Die Liebenden trennten sich.

Gleich darauf regte es sich seltsam hinter der Laube, darin dies Gespräch stattfand.

„Heimführen?" murmelte Antál vortretend. „Meinethalben; aber das Grab soll die Brautkammer sein!"

Antál war wirklich der sogenannte „rothe Ferkó". Wie kam er aber nach dem Unterlande? Auf sehr einfache Weise. Der „rothe Ferkó" trieb es vor Jahren so arg, daß man endlich die bewaffnete Macht aufbot und sich zu einer förmlichen Treibjagd im Bakonyerwald rüstete. Ferkó wurde auch und zwar gleich anfangs in einer Tanya (Meierei) aufgestöbert und wie ein reißendes Thier gejagt. Zwanzig Kugeln sollen auf ihn abgefeuert worden sein und dessenungeachtet gelang es dem ungarischen Rinaldo Rinaldini, gut beritten wie er war, zu entrinnen. Zum Troste für sämmtliche Bewohner der Veszprimer Gespanschaft stand bald darauf in der „Ofener Zeitung" Folgendes schwarz auf weiß zu lesen:

> „Das Kleingewehrfeuer hat dem Räuber Ferkó denn doch den Garaus gemacht. Man fand nämlich nicht blos blutige Spuren auf der Haide vor der Tanya, sondern am nächsten Tage kam auch die Nachricht aus dem Bakonyerwald, man habe daselbst in einer entsetzlichen Schlucht das zerschmetterte Roß wie den zerschellten Leichnam des Räubers entdeckt. Die Tiefe des Abgrundes ließ zwar keine nähere Untersuchung zu, doch bekundeten mehrere Locken von dem rothen Haar des Wegelagerers, daß er von dem Sturz in die Kluft an einem Baumast hängen geblieben sein müsse. Auch fand man am Rande des Abgrundes das Dolchmesser des Räubers liegen."

Diese Ansicht war jedoch irrig. Ferkó stieß auf seiner Flucht auf einen Getreidehändler, der eben mit reichgefüllter Geldkatze von einem Fruchtmarkt heimkehrend, von ein paar Wegelagerern angefallen wurde, den Strauchdieben aber durch einen Sprung aus dem Wagen zu entkommen wußte. Der Aermste hatte sich später bei Nacht und Nebel im Bakonyerwald verirrt und kam jetzt noch obendrein aus dem Regen in die Traufe. Ferkó erwürgte nämlich den Fruchthändler trotz seiner hartnäckigen Gegenwehr.

Nunmehr flog ein seltsamer Gedanke durch das Haupt des Räubers. Der Mann des Blutes war des unsteten, gefahrvollen Lebens als Buschklepper überdrüssig geworden; sein Pferd ward daher durch ein paar Hiebe mit der Fangschnur

zu einer benachbarten Schlucht getrieben und kollerte zerschellend in die Tiefe. Später folgte der Leichnam des Fruchthändlers, nachdem Ferkó denselben früher in seine eigenen Kleider gehüllt hatte. Der Räuber selbst warf sich in das Gewand seines Opfers und jubelte hoch auf, als er nach einigen Tagen erfuhr, daß man den „rothen Ferkó" für todt halte. Dank dem Passe, welchen der Fruchthändler bei sich führte, der zudem so ziemlich zu der Persönlichkeit des Räubers stimmte, reiste Ferkó ein paar Jahre ungestört in Ungarn umher, bis er endlich auf den Gedanken kam, sich auf einer Puszta im Unterlande anzusiedeln. Das Uebrige ist bekannt. Aber jetzt zurück zur Csarda.

Ein freundlicher Sonntagsmorgen folgte dem Abend, an dem Antál das Gespräch der Liebenden belauschte. Die Knechte des Wirthes gingen nach einem benachbarten Dorfe, etwa eine Stunde fern gelegen, um daselbst dem Kirchengang beizuwohnen. Máris sah die beiden Männer ohne Argwohn scheiden; sie war ein zu handfestes Kind der Natur, als daß sie irgend eine Nachstellung oder Gefahr ahnen und fürchten mochte. Auch hielt sich Antál seit dem Anblick des Dolches in scheuer Entfernung von der stämmigen Magd, was letztere jedoch blos einfach in dem Verdacht bestärkte, ihre Vermuthung bezüglich des „rothen Ferkó" sei richtig gewesen.

Es mochte an die zehnte Stunde gehen; die Knechte mußten in der nächsten halben Stunde heimkehren. Antál ging nach der Futterkammer hinüber, wo sich außer den Vorräthen an Heu und Hafer auch die Pferdegeschirre, Futtersäcke, Peitschen und Weidepflöcke, wie die berühmte ungarische Fangschnur zum Einfangen der Pferde befanden, jene Fangschnur, jener magyarische „Lasso" (Wurfschlinge), dessen sich die Roßhirten und Räuber so tüchtig zu bedienen wissen, als es die Indianer oder Rothhäute auf den amerikanischen Prairien (Wiesen-Ebenen) mit ihrer furchtbaren Wurfschlinge zu halten pflegen.

Die Thür der Futterkammer lag dem hölzernen Wassertrog am Hofbrunnen gerade gegenüber, war kaum zwölf Schritte von demselben entfernt. Diese Thür stand offen. Man hörte Antál schelten und brummen, so oft er einen Uebelstand bemerkte, welcher den Blicken der saumseligen, fahrlässigen Knechte entgangen sein mochte.

Máris, die jetzt ihren Rücken frei wußte, trat sorglos an den Brunnen, um den leergewordenen Eimer, der für die Küche bestimmt war, mit Wasser zu füllen. Das Holzgefäß war schwer und sie mußte sich daher tief bücken, um die Last auf den erwähnten Wassertrog zu heben.

In diesem Augenblick trat Antál hastig aus der Futterkammer — Máris hob forschend den Kopf empor — gleichzeitig aber flog die unfehlbare ungarische Fangschnur, von Antál geschleudert, um den Nacken der Unglücklichen — ein kraftvoller Ruck — und die überraschte Magd flog mit fest zusammengeschnürter Kehle wie ein Ball auf den Rasen.

Ein Roßhirt, der um diese Zeit eben an der Haideschenke vorübersprengte, wollte, wie er später aussagte, einen dumpfen Schrei und darauf ein Getöse gehört haben, ähnlich dem Stampfen eines sich wildsträubenden Fohlen, das man gewaltsam vom Boden aufzerrt. Da aber derlei Dinge zu den täglichen Vorfällen auf der Puszta gehören, so schenkte der Csikos (Pferdehirt) dem Lärm keine weitere Aufmerksamkeit und ritt ruhig seines Weges weiter, ein lustiges Lied anstimmend, worin Wein und Küsse die Hauptrolle spielten.

Wenige Minuten später herrschte tiefe Stille in dem Gehöfte. Die Knechte, die nach einer Viertelstunde heimkehrten, trafen ihren Herrn, wie er eben den Eimer am Wassertrog nach der Küche zu schleppen begann, weidlich über das ungehorsame Weibsbild Máris fluchend, diese ungerathene Dirne laut verwünschend, die so eben Knall und Fall aus der Csárda davongelaufen, weil er sie wegen

einer groben Nachlässigkeit etwas unsanft zur Rede gestellt habe. Da man um die Neigung wußte, die der Wirth zu seiner Magd hegte, so dachten die Knechte im Stillen, eine etwas zu handgreifliche Liebeserklärung von Antál's Seite dürfte die eigentliche Veranlassung zu der eiligen Entfernung der stämmigen Máris gewesen sein. Beide hüteten sich jedoch, diese gerechte Vermuthung laut werden zu lassen, wechselten ein paar verstohlene Blicke und gingen dann ruhig ihren gewohnten Verrichtungen im Stalle nach.

Der Abend kam heran. Mehrere Gäste erschienen in der Schenke, entfernten sich jedoch bald, da in dem früher erwähnten Dorfe eben Kirmeß gefeiert wurde. Antál, der nunmehr zeitweise aus dem Fenster lugte, gewahrte recht wohl, daß sich ein paar verdächtige Gestalten vorsichtig herbeischlichen und in der Nähe der Csarda versteckten. Antál lächelte grimmig vor sich hin. Die Nähe der Panduren schien zu seinem Plane zu taugen.

Ein paar Minuten später erschien Jancsi in der großen Gaststube. Ein seltsames Minenspiel zeigte sich in seinem Antlitze, als Antál wie gewöhnlich eine Flasche Rothwein herbeiholte. Es war ein Anflug von Besorgniß um Máris, die er jedoch aus Scheu vor der bevorstehenden Verhaftung des Wirthes auf dem Heuboden versteckt wähnte und Schadenfreude, daß sich der verschmitzte „rothe Ferkó" so blindlings umgarnen lasse. Letzteres Gefühl schien allmählich die Oberhand zu gewinnen.

„Isten hoszta!" (Gott zum Gruße!) sprach der Wirth.

Nach dieser Begrüßung setzte sich Antál mit einer zweiten Flasche Rothwein gleichfalls an den Tisch, füllte ein Glas mit dem ziemlich starken Rebensafte, leerte es dann auf einen Zug und fragte endlich mit sichtlicher vielleicht erkünstelter Neugierde, was es Neues im Comitatsorte gebe? Jancsi wußte nicht viel von Bedeutung zu erzählen. Das Gespräch stockte mit jeder Minute.

Mittlerweile hatten sich noch einige Panduren an die Csarda herangeschlichen und standen, bis an die Zähne bewaffnet, auf der Lauer, um auf ein gegebenes Zeichen im Sturmschritte in die Haideschenke zu dringen. Jancsi jubelte im Stillen; es handelte sich ja einzig nur mehr um das verabredete Zeichen. Antál schien rettungslos verloren zu sein.

„Ich hätte den Mann nie für so dumm gehalten," murmelte der Pandur.

„Was meinst Du?" sagte der Schenkwirth, denn er hatte das Murmeln vernommen.

„Ich meine," sprach Jancsi mit lauter Stimme, „daß die Nacht ungewöhnlich finster zu werden droht und daß es daher an der Zeit ist, sich auf den Heimweg zu machen." Damit trat er an das Fenster.

„Nun," meinte Antál, „eine Flasche Rothwein wirst Du wohl noch vertragen."

„Teufel, was ist mir denn in die Kehle gerathen?" rief der Pandur und hustete dann, den Kopf an die Fensterscheiben gedrückt, mächtig in das nächtige Dunkel hinaus. Es war dies das verabredete Zeichen und so hielt Jancsi den Sieg für entschieden.

Antál benützte seinerseits die Zeit, da ihm der Pandur den Rücken zuwendete, um geräuschlos den Inhalt einer kleinen Phiole, die er aus seiner Tasche gezogen, in das Glas des schlimm berathenen Jancsi zu gießen. Letzterer horchte noch einen Augenblick und kehrte dann mit erkünstelter Unbefangenheit zu seinem verrathenen Zechgenossen zurück, setzte sich behaglich nieder und leerte das Glas in wilder Hast, Schadenfreude in jeder Miene seines Antlitzes; er hatte ja auf das Gelingen seines Vorhabens getrunken.

„Edes barátom!" (süßer Freund!) sprach, nach einer kurzen Pause plötzlich der Wirth hämisch, „ich habe Dir drei wahrhaft überraschende Nachrichten mitzutheilen."

„Und diese wären?"

„Erstlich wird es Dich verblüffen, zu erfahren, daß ich recht wohl weiß, wie Du mich eben an Deine Kameraden verrathen hast, welche da draußen im Hinterhalt lauern und vor Begierde brennen mir, dem gefürchteten rothen Ferkó, auf den Leib zu rücken."

Einen Augenblick war der Pandur wie gelähmt.

„Zweitens," fuhr Antál ruhig fort, „wirst Du weinen, wenn ich Dir sage, daß ich heute Deine Liebste, Máris mit Namen, mit den Flechten ihres eigenen langen Haares — erwürgt habe."

Gleichzeitig öffnete der Wirth die Thüre der Nebenkammer — hilf Himmel! — in Wahrheit hing hier Máris leblos an der Wand; die Flechten ihres prachtvollen schwarzen Haares, hart am Kopf abgeschnitten, hatten in der That als Strang gedient.

„Hölle und Teufel!" rief Jancsi aufspringend und nach seinem Säbel greifend.

Hatte ihn schon die erste Nachricht so tief erschüttert, oder brach seine Kraft bei dem entsetzlichen Anblick, der sich ihm darbot, für immer zusammen, wie dem auch sei — der sonst so starke Pandur schwankte wie ein vom Wind geschütteltes Rohr und der Angstschweiß trat in eisigkalten Tropfen auf seine Stirn.

„Laß' ihn stecken, Deinen Säbel!" meinte der Schenkwirth kaltblütig; „ich bin durchaus nicht böse auf Dich; sind wir doch quitt!"

„Quitt?"

„Ja wohl. Höre nur erst meine dritte und letzte Neuigkeit, welche Dich vielleicht noch mehr angreifen wird. Ich habe Dich soeben — vergiftet!"

„Vergiftet?"

„Ja; es ist keine Rettung mehr für Dich. In wenigen Minuten bist Du ein stiller Mann!"

Jancsi stürzte auch wirklich in diesem Augenblicke wie vom Blitz getroffen nieder und wand sich in furchtbaren Krämpfen auf dem dielenlosen, von Wein und Schnaps getränkten Boden.

Jancsi hatte seinen Meister gefunden. Unsäglicher Hohn spielte um die Lippen des Haidewirthes.

Bald darauf drangen die Panduren in die Schenkstube; Gewehrläufe blitzten auch an den niederen Fenstern. Antál machte keine Miene zum Widerstand, knirschte aber grimmig mit den Zähnen, als ihn der Wachtmeister der Häscher in Fesseln zu schlagen befahl. Es lag ihm nichts mehr am Leben, aber es wurmte ihn, Ketten tragen zu müssen.

„Ich sterbe!" stöhnte Jancsi.

„Unser Schicksal ist besiegelt!" rief Antál hohnlachend. „Auf Wiedersehen dort drüben, Bruder Jancsi!"

Ein letztes dumpfes Röcheln war die Antwort. Pandur Jancsi wanderte soeben in die Ewigkeit hinüber.

Antál starb am Galgen. Die Csárda aber hieß im Munde des Volkes durch lange Jahre noch „die blutige Haideschenke", trotzdem sie später ganz umgestaltet und Eigenthum des braven Lengyel Miska wurde.

---

3. In der Csarda.

In der Haideschenke angelangt, hält Pista den Wagen an, springt herab und läßt, umherschauend, ein leises Pfeifen ertönen.

„Es sind schon Gäste da — und feine auch noch dazu," flüsterte er, während er seinem Passagier behilflich ist, sich aus den mancherlei Hüllen zu schälen und vom Wagen zu klettern.

„Wollte ich doch wetten, daß diese Britschka (leichter offener Jagdwagen) dem alten Edelherrn von Dérékvár gehört!"

Unterdessen war ein ähnlich wie Pista, nur viel unsauberer gekleideter Mann herangetreten, nahm dem Reisenden sein Gepäck ab und winkte mit dem Kopf ihm zu folgen.

Mitten durch den Hofraum, der eigentlich nichts war, als eine Sammlung der verschiedenartigsten Pfützen, ging es auf eine Thüre zu, aus welcher lodernder Feuerschein fiel.

Man trat in die Küche — einen weiten rauchgeschwärzten Raum, von dessen Decke Speckseiten, Bündel von rothglänzenden Zwiebeln, schwarzgeräucherte Stücke Fleisch und flache trockene Brote hingen. Auf dem niederen Herde flackerte ein gewaltiges offenes Feuer, das nur einen geringen Theil des Rauches durch den geräumigen Schornstein sendete, sondern ihn an der kaum mannshohen Decke in dunklen Ballen sammelte. Und die zuckenden Flammen, die den an eiserner Kette herabhängenden bogrács (Kessel), dessen Größe ein Gegenstand des Stolzes ist, umspielen, entwickeln viel und scharfen ätzenden Rauch, denn das Holz ist in der Steppe ein gar theueres Feuerungsmaterial, und getrocknetes Haidekraut, Stroh, dürrer Dünger, vertreten seine Stelle.

Um den Herd sind einige Frauengestalten beschäftigt, die dem Eintretenden keine Aufmerksamkeit schenken. Auch er folgte seinem Führer in die anstoßende Stube, die sich nur durch den Mangel des Herdes von der Küche unterscheidet. Der Fußboden besteht aus gestampftem Lehm und zeigt mehr Unebenheiten als die Fläche, welche das Haus umgiebt. An den Wänden laufen plumpe Bänke und vor denselben stehen ihnen ebenbürtige Tische, in einer Ecke aber ein grüner Kachelofen, der die Wand zum nächsten Zimmer durchbricht und so groß ist, daß er in seiner Art als ein wahrer Riese erscheint.

Vor demselben steht ein ältlicher Mann, die Hände auf dem Rücken, als wollte er sich wärmen, die kurze Pfeife im Mund, einen aufgestülpten Filzhut auf dem leichtergrauten Haupt. Er trug die landesübliche Beinbekleidung, darüber aber ein offenes blaues, ärmelloses Wamms mit unzähligen runden Silberknöpfen besetzt — ein Zeichen seines Wohlstandes und seiner Bedeutung.

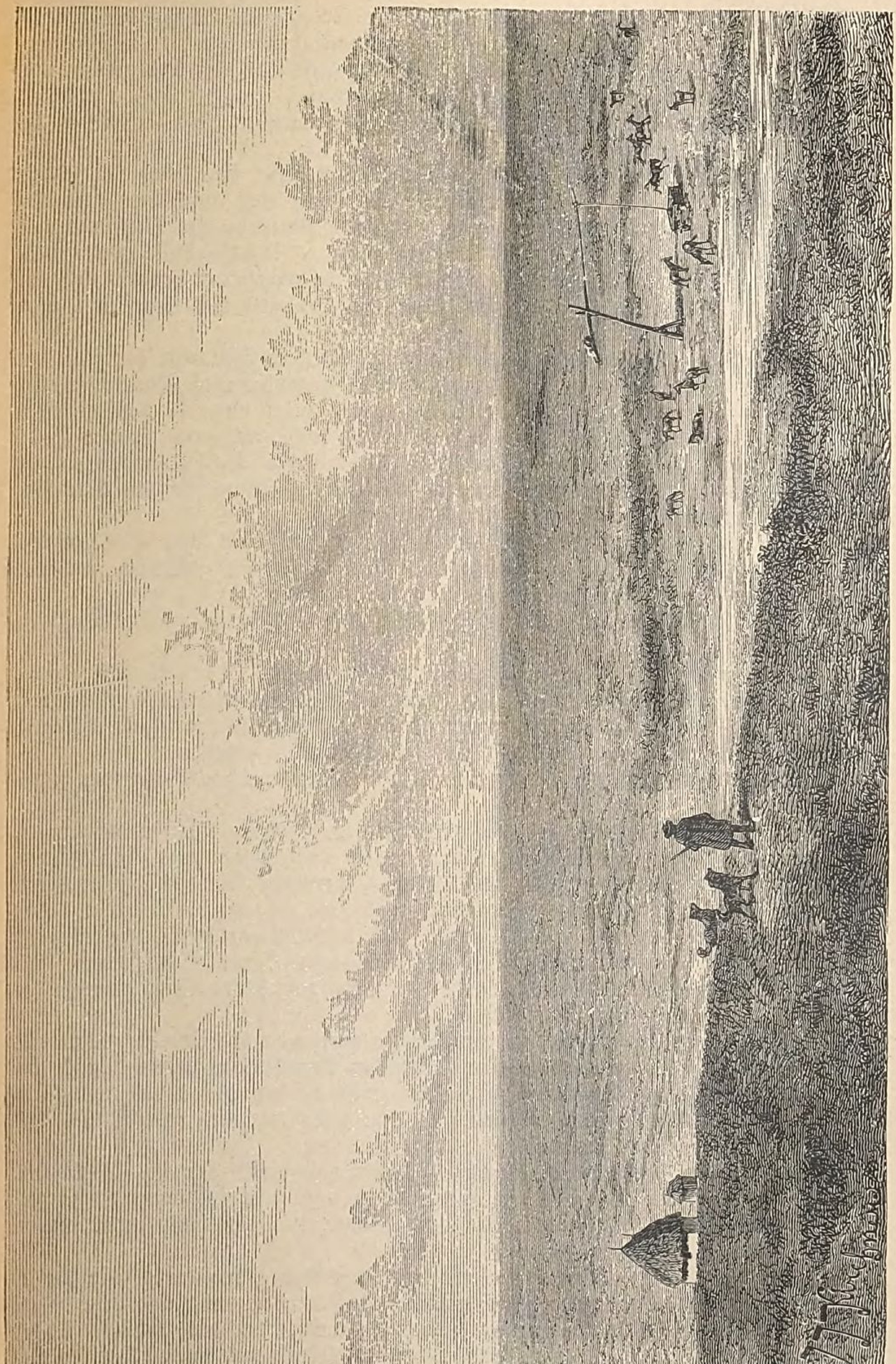
Das hagere braungelbe Antlitz war ernst und nicht ohne den Ausdruck angeborener Würde. Aus den dunklen Augen blitzte Selbstbewußtsein und Energie und in seinem ganzen Wesen lag keine Spur von der „in Unterthänigkeit ersterbenden Devotion," mit welcher ein eleganter Hotelier einen gewinnversprechenden Gast empfängt.

Er erwiderte den Gruß des Fremden, rückte den Hut ein wenig und nahm die Pfeife aus dem mit einem mächtigen Schnauzbart geschmückten Mund.

„Ihr wollt wohl zur Nacht hier bleiben, Herr?" fragte Lenghel Misko, der Haidewirth, mit einem Blick nach der zum Nebenzimmer führenden Thüre.

„Ja, das ist so eine Sache," fuhr er auf die Bejahung des Fremden fort. „Dort im Herrenzimmer sind schon zwei Gäste — einer davon ist der Edelherr von Dérékvár — wenn Ihr hier vorlieb nehmen wollt" —

Der Reisende legte seine Ueberkleider ab und erklärte, nur Obdach und Speise zu verlangen. Indessen schien doch sein Anzug und sein ganzes Wesen dem Wirth



Eine Puszta. (Seite 211. u. f.)

zu imponiren und nachdem er erfahren hatte, daß er den zur Leitung der Trace-Bestimmung einer neuen Bahnlinie berufenen Ingenieur vor sich habe, meinte er, er wolle den Edelherrn fragen, ob dieser nichts dagegen habe, den Neuankömmling in das Heiligthum des „Herrenzimmers" aufzunehmen.

Er kam bald wieder zurück und forderte den Ingenieur auf, sich in den so sorglich gehüteten Raum zu begeben.

Zum nicht geringen Erstaunen des jungen Technikers unterschied sich dieses „Herrenzimmer" von dem soeben verlassenen nur durch eine nicht eben allzurein gescheuerte hölzerne Diele und einen runden in der Mitte stehenden Tisch, der von plumpen Stühlen umgeben war. Im Uebrigen zeigte es dieselbe Decke von rauchgeschwärzten Balken, die gleichen kleinen Schießscharten ähnelnden Fenster, und an den Wänden entlang standen breite massige Bänke, die unter den Sitzen mit ausgehobelten Latten verschlagen waren.

Bei dem flackernden Lichte einer offenen qualmenden Oellampe bemerkte der Neuankommende, zwei Männer, deren Aelterer ihm freundlich entgegentrat. Es lag so viel Herzlichkeit und Güte in dem runden, von einem wagrecht aufgewichsten Schnurrbart in zwei Hälften getheilten und von leicht ergrautem kurzen Haar umgebenen Antlitz des „Edelherrn von Dérékvár," daß der Ingenieur erfreut in die dargebotene Rechte einschlug und sich mit einigen artigen Worten über sein Eindringen entschuldigte.

„Ach, was wollen Sie?" rief der alte Herr. „Es geht uns ja gerade so wie Ihnen. Wir haben uns ja auch vor dem Gewitter hieher geflüchtet und sind daher nichts als Leidensgefährten."

„Mein Kutscher meint, der Regen würde längere Zeit andauern," bemerkte der Techniker.

„Kann schon sein, — na, dann sei uns Gott gnädig! Denn bis die Sonne und der Wind nicht aufgetrocknet haben, können wir nicht daran denken, von hier fortzukommen. Abendgewitter verwandeln sich bei uns gern in einen langen Regen, weil die Sonne nicht mehr die Kraft hat, die Wolken zu zerreißen."

„Sie meinen, daß wir hier mehrere Tage bleiben müssen?" rief der junge Mann betroffen.

„Nun, so schlimm wird es wohl nicht werden," tröstete ihn der Edelmann. „Indessen — selbst in diesem Falle hätten wir es noch schlimmer treffen können. Der alte Miska führt gute Küche und Keller — versuchen Sie doch seinen Wein. Sie reisen wohl zum erstenmal in unserem Lande?"

„Ja, — ich bin vor einigen Tagen mit der Bahn nach Ofen gekommen und seit gestern auf der Weiterreise. Als mir vom Ofner Schloßberge diese Fläche so verheißungsvoll winkte, dachte ich nicht auf solche Verzögerungen zu stoßen."

„Und doch ist ein Gewitter in der Puszta noch nicht das Uebelste, was dem Reisenden passiren kann," bemerkte der Dritte der Anwesenden, welcher außer der Begrüßung noch nichts gesprochen hatte. Er stand in den besten Mannesjahren und zeigte ein offenes kluges Gesicht, zu dem seine ungenirte Weise und sein bequemer Anzug trefflich paßten.

„Sie können das dem Herrn schon glauben," bemerkte der alte Edelmann. „Er durchzieht unser Land schon seit Jahren kreuz und quer und kennt es so gut, — wenn nicht besser, als manche der Landeskinder, die nicht viel mehr davon gesehen haben, als die Waitznerstraße."

„Ich bin Maler," erklärte der Herr dem Ingenieur, „und da ich der Ansicht bin, daß man nicht sein Leben am Golf von Neapel oder unter facchini (Lastträger) und lazzaroni (arme Leute) hinbringen muß, um das Schöne in der Natur und im Leben zu erkennen, sondern daß es überall und unter allen Formen

zu finden ist, habe ich mir das weite Ungarland für meine Kreuz- und Querzüge ausersehen."

Es war dies der Mailänder Signor Carlo (geb. 1848), jener seit seiner Kindheit nach Ungarn übersiedelte „Flugkünstler", oder „Concertmaler", wie man ihn in den angesehensten Gesellschaftskreisen nennt, der, unter vielen anderen Maler-Virtuosenstückchen, auch im Jahre 1878 in etwa fünfzig Minuten ein treffliches Oelbild, eine Puszta-Landschaft, vor dem Großherzog von Mecklenburg-Schwerin gemalt. (Bild Seite 233.)

„Nun, und — haben Sie darin auch schon das Schöne gefunden?" meinte launig der Edelmann.

„Gewiß, und zwar nicht nur im Land, sondern auch unter seinen Bewohnern," entgegnete der Maler. „Uebrigens sollte ein so glühender Patriot wie Sie, Herr von Dérékvár, gar nicht so fragen."

„Hm! Sie wissen ja, daß es Dinge giebt, die man sich gern immer wieder sagen läßt. Wie gefällt es Ihnen bei uns?" wendete sich der Gutsbesitzer an den Ingenieur.

„Ich habe noch zu wenig gesehen und dieses Wenige noch dazu blos mit meinen Berufsaugen, als daß ich mir schon ein Urtheil anmaßen könnte," entgegnete vorsichtig der Ingenieur.

„Mit den Berufsaugen?" rief der alte Herr, fuhr aber gleich etwas verdüstert fort: „Ja so — Sie sind ein Techniker und sollen mithelfen unser armes Ungarn mit den Segnungen einer Cultur zu beglücken, die uns bis jetzt fremd war, und ohne welche wir uns auch recht wohl befunden haben."

„Meines Wissens besitzt Ungarn doch schon seit mehr als einem Vierteljahrhundert Eisenbahnen und —"

„Ja, ich weiß —" unterbrach ihn verdrießlich der Edelmann, „und will auch nicht fragen, ob sie dem Lande von Nutzen oder Schaden waren. Unser Einer versteht das nicht, wenn er es auch in den eigenen Verhältnissen noch so deutlich spürt. Und Sie," wendet er sich an den Maler, „sehen Sie nur zu, wohin es mit der vielgerühmten Poesie unserer Puszta noch kommt, wenn sie erst von der Bahn in allen Richtungen durchschnitten wird."

„Wenn ich auch sonst in Ihr Verdammungsurtheil über die Eisenbahn nicht einstimmen kann," entgegnete lächelnd der Maler, „so muß ich doch zugeben, daß sie mit ihren störenden Dämmen, den gleichförmigen, unsäglich nüchternen Stationsgebäuden und der in's Unabsehbare fortgesetzten Reihe von Telegraphenstangen fast immer die landschaftliche Schönheit stört."

„Es betrachtet eben jeder Mensch die Dinge von seinem Standpunkt aus, und jeder Stand hat seine eigenartige Poesie," sagte der Ingenieur. „Mir sind diese bis zum Verschwimmen des Bildes sich fortsetzenden Geleise mit den von Ihnen so gehaßten Telegraphendrähten stets ein Bild der Unendlichkeit gewesen, und die dahinpustende Locomotive war mir wie eine Verheißung, daß der Menschengeist den Raum und die Materie immer mehr beherrschen lernen wird."

„Ich gebe gern zu, daß auch die Eisenbahn poetische Gedanken und Vergleiche anregen kann," erwiderte der Maler. „Aber die Form, in der sie uns in der Wirklichkeit entgegentritt, trägt zur Schönheit — wohlgemerkt zur malerischen Schönheit gewiß nichts bei.

„Ich möchte mir auch dagegen einen Einwurf erlauben," sagte der Techniker. „Ich will mich nicht auf den ästhetischen Grundsatz berufen, daß schön und gut — also auch schön und nützlich — gleichbedeutend sind, sondern —"

„Da kommt, was schön und nützlich zugleich ist!" rief der alte Herr auf den Wirth deutend, der die Thüre öffnete, um ein bildhübsches Mädchen von ungefähr zwanzig Jahren hereinzulassen, das eine umfangreiche Schüssel voll dampfenden

Gulyas (Fleisch mit Kümmel, Paprika und Zwiebelbrühe gedünstet) trug. Der Edelmann mochte für die Theorie der Aesthetik wohl nicht sehr empfänglich sein, auf die Praxis aber verstand er sich offenbar sehr gut.

Die junge Schöne mit den blüthenweißen bauschigen Aermeln über den runden kräftigen Armen, in dem faltenreichen buntbesäumten Rock, der von den Hüften nur so weit herabfiel, um den feinen Knöchel sehen zu lassen, war gewiß ein herzerfreuender Anblick, und aus der von ihr getragenen Schüssel strömte eine Wolke würzigen Dampfes, der von den Nasen der hungerigen Gäste mit Hochgenuß eingesogen wurde.

„Das ist wahrlich ein treffendes Bild der Schönheit im Dienste der Nützlichkeit!" rief lachend der Maler, während er einen Stuhl zum Tisch zog. „Und wenn sich Ihre Vorhersage erfüllen sollte, und wir vielleicht morgen hier aushalten müßten, soll es unter diesem Motto meinem Skizzenbuch einverleibt werden."

„Wird gewiß nicht das erstemal sein, daß sie porträtirt worden ist," brummte der Alte, während er die Gläser füllte. „Warst Du schon in Budapest, Ercsi (Erszebet, Elisabeth)?"

„Nein, Bácsi!" entgegnete das Mädchen, welches Geschirr auftrug und den Tisch rüstete. Bácsi bedeutet eigentlich Onkel, wird aber gegen ältere Respectspersonen überhaupt gebraucht.

„Und auch in Losoncz oder sonst in einer Stadt warst Du noch nicht, he?"

„Nein!" antwortete Ercsi, verlegen über ihre geringe Erfahrung an der breiten Schürze zupfend. „Der Vater will mich ja nie auf den Markt mitnehmen."

„Recht hat er! Aber sag', Ercsi — Dein Bild hast Du schon machen lassen, nicht wahr? Photographirt bist Du schon worden? Weißt Du, so heißt es, wenn man in den schwarzen Kasten guckt, so daß die liebe Sonne und der Teufel da drinnen unser Bildnis malen können."

„O ja, schon vor einem Jahr," sagte das Mädchen mit dem Kopf so lebhaft nickend, daß die bunten Bänder flackerten, mit welchen die schweren dunklen Flechten durchzogen waren.

„Da haben wir's ja!" rief der alte Herr mit komischer Entrüstung. „Eisenbahn, Photograph, Musterreiter und Colporteur — kurz alle Segnungen der Cultur bringen schon heraus in unser schönes Flachland! Bald wird man von ihm sagen können: Es ist gewesen!"

„In gewisser Beziehung mag es zu bedauern sein, wie ja jede Aenderung für eine Menge von Interessen und gewohnten Anschauungen schmerzlich ist, wenn die weiten Ebenen des ungarischen Tieflandes ihren jetzigen Charakter verlieren," nahm der Maler das Wort, nachdem die Herren sich zum einfachen aber köstlichen Male gesetzt hatten. „Ich habe zu viel Schönes und Liebes in diesen Gegenden erfahren und gesehen, um nicht die Anzeichen der nahenden Umwälzung zu bemerken und — ich gestehe es — gleichfalls mit leisem Bedauern zu begleiten. Aber dieses Gefühl ist ein rein persönliches, und ich verschließe mich dabei der Ueberzeugung nicht, daß diese ungeheuren Flächen erst wahrhaft nutzbar verwendet werden können, wenn sie in den allgemeinen Kreislauf des Verkehres einbezogen sind."

„Das wird sich gewiß nicht leugnen lassen," bemerkte der Ingenieur. „Je größer und einheitlicher in ihrem Charakter die Ebenen sind, je weniger sie von Flüssen, den natürlichsten und billigsten Verkehrswegen durchzogen sind, desto culturfeindlicher erweisen sie sich. Es ist denn doch nicht zu vergessen, daß wir in Europa noch andere große Ebenen haben, aber eine glücklichere Bewässerung, vielleicht auch Fleiß und Thätigkeit der Bewohner, die durch Raummangel auf diesen Strich angewiesen wurden, haben die norddeutsche und die damit zusammenhängenden holländischen und französischen Tiefländer und ebenso die lombardische Ebene vollkommen umgestaltet, ihres Steppencharakters entkleidet und gerade sie zu den

fruchtbarsten und bestbewirthschafteten Gegenden Europa's gemacht. Das ist bis jetzt bezüglich der sarmatischen Ebene Rußlands nicht der Fall und auch keine Aussicht dafür, daß aber die große Donauebene der gleichen Segnungen theilhaftig werde, kann gewiß jeder Freund des Landes nur wünschen."

Der alte Herr hantirte mit den Fleischstücken auf seinem Teller so unwirsch herum, daß man deutlich merken konnte, wie wenig Gefallen er an der Rede des Ingenieurs fand. Um daher einem Ausbruch zuvorzukommen, nahm der Maler das Wort.

„Wenn ich Ihnen im Großen und Ganzen zustimme," sagte er, „so muß ich doch einen Irrthum berichtigen, in welchen Sie, wie die meisten oberflächlichen Kenner und alle Nichtkenner des Landes, verfallen. Man stellt sich nämlich die ganze ungarische Ebene, die sich süd- und westwärts von dem großen Halbbogen der Karpathen, zwischen diesen und den waldigen Kuppen der Bakonyerberge, an beiden Ufern der Donau von der Stromenge bei Gran bis an jene bei Orsova und längs der trägen Theiß, diesem echten Steppenfluß, ausdehnen, so vor, wie allenfalls das Stück Land, das Sie heute durchfahren haben; das heißt, als eine aller Cultur bare Steppe. Damit aber thut man diesem ungefähr 1700 geographische Quadratmeilen einnehmenden Landstrich großes Unrecht."

„Ich gestehe gern zu, daß ich in der That ungefähr so urtheilte," bemerkte lächelnd der Ingenieur, „und werde mich sehr freuen, zu anderen Ansichten zu kommen. Zu meiner Entschuldigung muß ich nur anführen, daß der erste Blick, welchen ich vom Schloßberge nach Ost und Nordost warf, gewiß geeignet ist, eine solche Meinung zu befestigen. Ich kann nicht sagen, wie erschütternd diese einförmige, sich bis an den Horizont dehnende gleichfarbige Fläche auf mich wirkte, aus der sich nur gleich spärlichen Ruhepunkten für das müde Auge vereinzelt hie und da ein weißer Punkt — ein Haus oder ein einsamer Brunnen, oder dunkle Streifen — niedere Gebüsche und zusammenlaufende Wagenspuren zeigten."

„Das kommt, weil die großen Städte wie die Polypen (Vielfüßler) mit ihren Fangarmen weit hinausgreifen und immer mehr ertödten, was sie nicht an sich ziehen können," sagte der alte Herr, von seinem Teller mürrisch aufblickend.

„Lassen Sie sich das nicht anfechten," bemerkte der Maler lächelnd. „Herr von Dérékvár ist bekannt als ein glühender Verehrer der Schönheit und Annehmlichkeit der ungarischen Metropole (Mutterstadt), so lange er in ihr weilt, und schwört bei nichts Heiligerem, als dem Stadtwäldchen und der Margarethen-Insel. Fern von ihr ändert sich seine Gesinnung, aber nicht aus Wankelmuth, sondern mehr aus stiller Sehnsucht, die er gern verbirgt. Wäre es jetzt nicht behaglicher im Hopfengarten oder in der Promondorer Bierhalle, wie?"

„Mag sein," entgegnete trocken der alte Herr. „Ich weiß nur, daß ich dort kaum so guten unverfälschten Wein trinken würde, wie hier, obwohl ich vielleicht das Zehnfache dafür zahlen müßte."

„Insoweit muß ich Ihnen unbedingt zustimmen," bemerkte der Ingenieur. „Budapest beweist sein überraschendes Emporblühen besonders durch seine Preise, ja in dieser Beziehung eilt es wohl etwas voraus."

„Das kommt von dem, was die Herren so bequem unter dem Namen Cultur zusammenfassen. Ich meine, sie kommt den Völkern und den einzelnen Individuen auf einen höheren Preis zu stehen, als es sich lohnt."

„Das ist eine sehr heiklige Frage," meinte der Ingenieur. „Ich denke, es giebt viele Erscheinungen im Völkerleben, welche noch theurer zu stehen gekommen sind als die Cultur, ohne daß sie irgend einen greifbaren Vortheil mit sich gebracht hätten."

„Auf jeden Fall werden sie mir übrigens zugeben müssen, daß jener Theil der ungarischen Ebene, welchen Sie bis jetzt kennen lernten, dem entsprach, was der erste Ueberblick vermuthen ließ," nahm der Maler das Wort.

„O ja, und ich gestehe gern, daß der Eindruck ein mächtiger und sehr ernster war," versicherte der Andere. Man sollte meinen, der Anblick einer solchen Ebene, auf welcher der Blick ungehindert dahin fliegt bis zum Horizont, der sich rundherum, wie ein riesiger Kreis ausdehnt, müsse ermüdend und langweilig sein — aber auf mich wirkte er nicht so. Es ist die Poesie der Einsamkeit und Endlosigkeit, welche über der weiten Fläche ruht und von ihr vielleicht noch eindringlicher gepredigt wird, als vom unendlichen Meer, dessen Wellen in Form und Farbe doch eine vergleichsweise große Abwechslung bieten."

„Und glauben Sie, daß dies bei diesen Steppen nicht der Fall ist?" fragte der Maler. „Ich bringe seit Jahren in einer der Jahreszeiten einige Wochen auf ihnen zu und gestehe, daß ich sie noch nicht ganz kenne."

„Eine solche Vielseitigkeit hätte ich dieser Gegend allerdings nicht zugetraut," warf der Ingenieur lächelnd ein.

„Lassen Sie sich nur von unserem Freund da mit Wort und Bild berathen," rief lustig der alte Herr. „Er hat unsere liebe Gottesnatur in allen Costümen abconterfeit und Schönheiten entdeckt, von welchen wir gar keine Ahnung hatten."

„Oder die Ihnen vielleicht erst schön vorkamen, als Sie dieselben gemalt sahen," sagte der Maler. „Es kommt das oft vor, daß Menschen in Entzücken über einen Baumschlag, Wasserfall oder Sonnenuntergang auf der Leinwand gerathen, wegen dem sie in der Natur keine fünf Schritte machen würden."

„Da trägt wohl nur das Interesse am Zauber Ihrer Kunst die Schuld," sagte artig der Techniker.

„Die ja aber doch nur eine — noch dazu unvollkommene Wiedergabe der Natur ist, eine Art Surrogat derselben. Ich glaube übrigens, daß der geheimnisvolle Zauber der Ebene nicht blos durch das Auge vermittelt wird, sondern noch mehr durch das Ohr. Diese wunderbare Stille und Lautlosigkeit ist es, welche wesentlich die feierliche Stimmung hervorruft, die mich wenigstens stets befällt, wenn ich sie durchstreife. Wenn der Blick schrankenlos über die vom blaßblauen Himmel mit seinen zitternden Luftschichten überspannte Ebene hinfliegt, und das Ohr ängstlich nach irgend einem Laut horcht, der diese feierliche Ruhe unterbricht, da ist es, als ob das alte unlösbare Räthsel der räumlichen Unendlichkeit sichtbar vor die Menschenseele träte und in seiner geheimnißvollen Sprache die Nichtigkeit menschlicher Existenz und menschlichen Strebens predige. Man wird unwillkürlich beklommen. Das Auge sucht nach einem Anhaltspunkt und wäre es auch nur einer der leicht gezimmerten Schafställe, ein Haidebrunnen mit der hohen Schöpfstange, das silbergrau glänzende Rohrdach einer Csarda oder gar nur ein paar struppige Weiden, die am grünlich schillernden und endlich ganz versiegenden sumpfigen Bach stehen. Und ebenso lauscht ängstlich das Ohr nach irgend einem Laut und man athmet erleichtert auf, wenn ein Flug schwerfälliger Trappen (Sumpfvögel) durch die Luft rauscht, um dem fernen Flußufer zuzueilen, wenn das Blöken einer Viehheerde oder fernes Hundegebell ertönt oder der krächzende Schrei eines Falken unseren Blick zur Höhe zieht, wo in der klaren Luft hoch über diesem kleinen Räuber ein stolzer Adler seine herrlichen Kreise zieht, ohne die Schwingen zu bewegen.

„Sie sehen die Puszta nicht blos mit den Augen des Malers, sondern auch mit jenen des Philosophen und Dichters an," sagte der Ingenieur.

„Ist auch ein Bischen von alledem," warf der alte Herr ein. „Wie mit dem Pinsel weiß er auch mit den Worten die Dinge so klar und nett zu beschreiben, daß man sie vor sich zu sehen meint — und doch sind sie viel schöner, als man sie je selbst gesehen hat."

„Diese anscheinend so einförmige und durch ihre Eintönigkeit fast ermüdende Ebene zeigt sich indeß bei näherer Bekanntschaft in den verschiedensten Landschafts-

bildern und der Wandel der Jahreszeiten, besonders in den stramm entgegengesetzten Sommer und Winter mit den so gar verschieden belebten Staffagen, tritt uns in Formen entgegen, welche oft gerade durch die Unendlichkeit des Raumes, die wir sehen oder ahnen, von seltener, fast furchtbarer Erhabenheit werden."

„Das ist richtig," bemerkte der Ingenieur. „Als mich heute von allen Seiten der Regenschleier dichter und dichter einschloß, machte es einen, ich will nicht sagen schaurigen, aber sonderbar beklemmenden Eindruck zu denken, daß sich das hinter den sichtbaren Tropfenreihen so fortsetze bis in die Unendlichkeit."

„Ich kenne dieses Gefühl," fuhr der Maler fort, wurde aber von Herrn von Dérékvár unterbrochen.

„Was Ihr doch für sonderbare Leute seid," rief derselbe spöttisch, „und gleich eine Menge hört, seht, fühlt und ahnt, wovon ein Anderer keine Spur hat. Ich dachte mein Lebtag, wenn es regnet an nichts, als daß es unangenehm ist, naß zu werden und um wie viel besser ich mich befände, wenn ich zu Hause säße."

„Ihrem praktischen Sinn gemäß offenbart sich das Grauen vor der geheimnisvollen Allmacht der Natur auf diese Weise, die übrigens auch aus meinen Betrachtungen nicht ganz ausgeschlossen bleibt," entgegnet der Maler. „Noch eindringlicher wirkt der Gedanke an die Unendlichkeit des Raumes im Winter, wenn der Schneesturm diese weiten Ebenen durchrast und man meilenweit, tagelang durch das tollwirbelnde Flockengewirr über die glatte weiße Ebene dahinfährt, von nichts umgeben als der grauen Wand der Unendlichkeit, von welcher sich der Tanz des Schnees abhebt — stets ruhelos und doch stets das gleiche Bild."

„Ich kann mir nach meinen heutigen Regenerfahrungen vorstellen, wie die Puszta aussieht, wenn es schneit," sagt der Ingenieur mit einem bangen Seufzer.

„Und doch ist sie in dieser Zeit noch nicht so furchtbar und man fühlt sich nicht so belästigt, als wenn die Herbststürme darüber hinsausen und die unendlichen Staubwirbel mit sich reißen. Durch nichts gehemmt aus dem Endlosen kommend, in das Endlose brausend, bläst der Sturm in langen gleichmäßigen Stößen über die Ebene, so daß man meint, Aeolus (Herrscher über die Winde) habe seinen Athem besonders für diese Gegenden aufgespart. Und wie der Sturm, wenn er das Meer aufwühlt, kleine Wellen mit sich in die Luft reißt und als graue Körner in die Weite schleudert, so fegt auch hier der Wind über die von der Sommerhitze verbrannten Weideflächen, über die ausgetrockneten Sümpfe und Tümpel und reißt den feinen gelben Staub mit sich fort. Erstickend füllt er die Luft, man spürt ihn bei jedem Athemzug in der Kehle, er juckt in den Augen und dringt durch alle Falten der Kleidung bis auf die bloße Haut — es ist, als ob sich das ganze Universum in Staub aufgelöst hätte. Nach allen Seiten umgeben diese Staubwogen den Reisenden wie eine Mauer, die selbst in den Pausen des Sturmes nicht zerreißt, stets zurückzuweichen scheint und doch nie verschwindet. Mir sind stets die Schrecken der Sahara in das Gedächtnis gekommen, wenn ich zu solcher Zeit durch die Ebene reiste. Freilich, wenn's schönes Wetter ist, finden es die Pusztenwanderer behaglich, lassen sich nahe einer Csarda nieder und kochen ihr Gulyas; im Winter aber, da macht Meister Isegrimm (der Wolf) mit ihnen Bekanntschaft."

„Sie tragen zwar ein wenig stark auf, lieber Freund, aber unangenehm genug ist die Sache; man verschmachtet vor Durst und es nützt doch kein Trinken, weil der Teufelsstaub Alles aufsaugt," sagte der Edelmann, that in Erinnerung an die Schrecken der Sandstürme einen tüchtigen Zug und rief nach dem Wirth, er solle Wein bringen.

---

4. Geisterspuk und Volkslieder.

„Sie vergessen aber über Ihren Schilderungen der Gegend ganz auf die Menschen,“ mahnte sodann der Edelmann den Maler. „Ist es Ihnen je vorgekommen, daß sich der Lenker Ihres Fuhrwerkes, sei es nun Tag oder Nacht, gießt der Regen herab wie heute, tanzt der Schnee oder wirbelt der Staub durch die Luft, auch nur um eine Handbreit verfahren hätte?“

„Das ist richtig,“ bestätigte der Aufgerufene. „Das Orientirungstalent dieser Leute unter Verhältnissen, die dem Ortssinn und Gedächtniß gar keinen Anhaltspunkt bieten, ist ein geradezu wunderbares und steht hinter dem der pfadfindenden Trapper und Indianer aus Coopers Romanen nicht nach.“

„Ich hatte heute Gelegenheit, diese merkwürdige Eigenschaft an meinem Kutscher zu bewundern,“ sagte der Ingenieur.

„Ja, der Pista von Nagy-Marton ist aber auch einer der flinksten Bursche und kennt die Puszta weit herum, wie seine eigene Tasche,“ rief der Wirth, der mit frisch gefüllten Flaschen eingetreten war.

„Treibt sich der Schlingel wieder in unserer Gegend herum?“ fragte der Edelmann.

„Verzeihen Sie, ist der Bursche nicht vertrauenswürdig?“ fiel etwas beunruhigt der Ingenieur ein. „Ich habe ihn für meine ganze Reise gemiethet und möchte nicht —“

„Ach! in der Beziehung können Sie ganz unbesorgt sein,“ beruhigte ihn der Gutsherr. „Der Pista wird an einem Scheffel silberner Knöpfe vorübergehen, wenn auch an seiner Mente (Mantel) kein einziger mehr daran ist. Ein ehrlicher Kerl ist er — aber ein großer Thunichtgut auch — hat für nichts Sinn, als für Pferde und thäte nichts lieber, als sein Lebenlang kreuz und quer in der Puszta herumfahren.“

„Wie Ihr doch hart seid, Euer Ehren!“ nahm der Wirth die Partie des Geschmähten. „Der Pista ist ein Kind der Puszta — sein Vater hat sich den Hals gebrochen, als er ein dreijähriges Pferd zuritt — und darum —“

„Gerade darum sollte er nicht so auf das Reiten und das tolle Fahren versessen sein,“ fiel der Gutsherr ein. „Es ist wahr, er ist immer ein flinker, anstelliger Junge gewesen und ich konnte ihn gut leiden. Wie er vor einem Jahre zurückkommt vom Militär, will ich ihn zum számadó bojtár (Oberhirten) für meine Güter im Borsoder Comitat machen und lasse dabei durchblicken, daß ich nicht abgeneigt bin, ihn mit der Zeit zum számadó gazda (Oberaufseher) für alle meine Herden zu machen — und das ist ein fetter Posten, hat sich noch ein Jeder was dabei erworben.“

„So ist's!“ bekräftigte der Wirth mit einem feierlichen Kopfnicken.

„Was sagt mir aber der Schlingel, nachdem er eine Zeit lang gestottert und herumgedrückt hat?“ rief der alte Herr entrüstet. „Er wolle nicht fort aus der Gegend, wo er geboren sei, die Puszta wäre seine Heimat und auf ihr wolle er lieber arm und frei bleiben, als dort, wo sich die Berge schwarz und finster herabsenken, wohlhabend. Hat man schon so einen Narren gesehen?“

„Mein Gott!“ sagte der Wirth. „Es geht ja uns Allen so — und wenn Euer Ehren schon oft weite Reisen gemacht haben, war es nicht auch immer eine Wohlthat, wieder hieher zurückkehren zu können, wo das Auge so frei über die Erde fliegen kann, wie zum Himmel hinauf?“

„Nun ja, das ist schon wahr,“ gab der alte Herr etwas verlegen zu, „jeder Mensch hängt an seiner Heimat und es ist das schön und gut. Aber für so einen

armen Teufel wäre es doch ein großes Glück gewesen und er hätte es zu was bringen können, statt daß er jetzt vielleicht bis an sein Ende aller Leute Knecht bleiben muß."

„Hm, wer weiß, was ihn hier in der Gegend zurückhält," meinte der Ingenieur mit einem Blick auf den Wirth. Er erinnerte sich des sonderbaren Benehmens seines Kutschers beim Vorschlage, nach der Csarda des Lengyel Misko abzuschwenken und fuhr fort: „Vielleicht hat er hier in der Gegend einen Schatz, von dem er nicht lassen will?"

„Oh Herr, davon ist bei Pista keine Rede," betheuerte der Wirth lachend. „Er tanzt zwar seinen Csárdás wie kein Zweiter, aber wenn er das Mädel ausgelassen hat, schaut er sich nimmer darum um. Er ist ein curioser Bursche und es kann schon sein, daß es so ist, wie die Leute sagen, daß ihm eine von den Feen, wie sie in den Lüften leben, Pathin gewesen ist, weil er seinen Vater noch vor der Geburt verloren hat und solche Menschen haben dann immer was Eigenes."



Concertmaler Carlo. (Seite 227.)

„Dummes Zeug!" brummte der alte Herr. „Als ob wir nicht wüßten, daß der Kiss Jáncsi, der Roßhirt meines Nachbarn Lukyary, sein Pathe war! Ein Thunichtgut ist der Pista, der in früheren Zeiten unter die szégeny légeny (arme Bursche, Räuber) gegangen wäre und — damit basta!" (genug; von dem strengen Feldherrn dieses Namens stammend, welcher, um die Unwiderruflichkeit seiner Anordnungen zu bekräftigen, an den betreffenden mündlichen Befehl seinen Namen „Basta" anhängte.)

Der Wirth wollte offenbar etwas erwidern und warf einen Blick nach den Conterfeis berühmter Räuber, wie den rothen Ferkó, Sobri Joszi, Rosza Sandor (Bild Seite 240) u. s. w., die einträchtiglich neben einigen bunten Heiligenbildern an der Wand hingen. Seine Miene ließ errathen, daß er es für gar keine so große Schmach hielte, wenn Pista diese etwas gefährliche Carrière eingeschlagen hätte. Er mochte es indessen doch für besser halten, diese Meinung bei sich zu behalten und verließ das Zimmer.

Der Ingenieur war indessen zu einem der kleinen Fenster getreten, und hatte sich überzeugt, daß der Regen noch immer niederrauschte. Er hatte zwar an Heftigkeit nachgelassen, fiel aber dafür mit einer Gleichmäßigkeit hernieder, welche lange Dauer verhieß. — „Ich hätte nicht gedacht, daß eine so einförmige Gegend auf die Phantasie der Bewohner so anregend wirkt, um dieselbe mit Spukgestalten

zu bewölken," sagte er, nachdem er seufzend wieder am Tisch Platz genommen und sich eine frische Cigarre angezündet hatte.

„Das ist doch schon zu arg!" rief erbost der Herr von Dérékvár, welcher eben seine dunkelbraun glänzende Meerschaumpfeife mit lichtgelbem köstlich duftenden Tabak füllte. „Was wir da im Tiefland doch für arme Teufel sind, daß man uns nicht einmal Geister und Gespenster zutraut!"

„Oh, es ist mir nicht eingefallen zu bezweifeln —"

„Daß wir auch Hexen und Unholde haben?" unterbrach schnell besänftigt der alte Herr die Entschuldigung. „Ach, die giebt es überall — auf den Bergen und in der Ebene, nicht blos wir einfältigen Landleute sind damit gesegnet, sondern auch die Städter, welche Aufklärung und Freigeisterei zu allen Mahlzeiten in sich hineinschlucken."

„In der That hat auch die Puszta keinen Mangel an jenen geheimnisvollen Wesen, mit welchen sich der Mensch allerorten die ihn umgebende, so oft für ihn unverständliche Natur bevölkert und versinnbildlicht," bemerkte der Maler. „Es ist gewiß bezeichnend, daß man hier, wo der Boden fast bedeutungslos wird, und die Vegetation eine so spärliche, das Wasser aber eine große Seltenheit ist, von keinen Gnomen, Erdgeistern, Wurzelmännern oder Nixen etwas weiß, sondern den Aufenthalt und die Thätigkeit der Geister sammt und sonders in die Luft verlegt."

„Ja, so ist es; — unsere Gespenster haben alle so was Luftiges an sich und etwas davon ist wohl auch in unser so leicht bewegliches Volk übergegangen," sagte der Gutsbesitzer, der sich in eine dichte Wolke von Tabakrauch einzuhüllen bestrebt war, welche nur der nach dem Glas langende Arm durchbrach.

„Das ist allerdings möglich," stimmte der Ingenieur zu, „insofern der Mensch in seiner Art und seinem Wesen ebensowenig die ihn umgebende Natur und die Existenzbedingungen, unter welchen er lebt, verleugnen kann, wie — die Geister und Gespenster."

„Ganz richtig," sagte der Maler, „und Sie werden solchen eingeborenen, aus dem Boden entstehenden Spukgestalten auch hier zu Lande häufig genug begegnen. Nehmen wir an, daß Sie diese Ebene durchfahren, wenn der Scirocco (Glühwind) seine heißen Luftwellen über dieselben streifen läßt. Es ist kein Wind und die Atmosphäre wird nicht bewegt; aber ein sengend heißer erstickender Luftstrom zieht durch das Land. Die Feder am Hut Ihres Kutschers wird nicht bewegt und das dürre Gras beugt sich nicht, so ruhig gleitet die Glutwelle weiter; aber sie ermattet alles Lebende, trocknet das Blut in den Adern fast auf, wie die schwachen Wasserrinnen der Haide und erschwert das Athmen. Ihr Kutscher aber erzählt Ihnen von den bösen Geistern tief im Süden, die diesen beängstigenden heißen Luftstrom ausblasen. Man wird unter dem Druck desselben apathisch und achtet der Sonnenstrahlen nicht, die trüb und gebrochen durch die vor Hitze zitternde Atmosphäre herabfallen."

„Da" — fuhr der Sprecher nach einer Pause fort, „da hält der Kutscher die zitternden Pferde an, stößt ein zischendes Pfeifen aus, bekreuzt sich und deutet in die Ferne. Dort am Horizont zeigt sich trotz des Dunstes in der Luft, in zauberischer Reinheit ein köstliches Bild: — grünende Wälder, blauglänzendes Wasser, frische Matten; — man sieht das blitzende Kräuseln der murmelnden Wellen und glaubt das Rauschen des schwankenden Laubes zu hören, über dem sich schneeige Wolken mit violetten und rosenrothen Säumen wie vergletscherte Alpengipfel erheben. Erleichtert athmen wir auf und bedeuten dem Kutscher, er möge die Pferde antreiben. Aber er schüttelt den Kopf und sagt uns, daß seien nur Blendwerke der bösen oder guten Steppengeister, dazu bestimmt, den verzagenden Menschen mit neuer Zuversicht zu erfüllen oder ihn in tollem Jagen nach dem Phantom (Luftgesicht, Schreckbild) in das Verderben zu locken."

„Man hat es wohl mit einer Fata Morgana, also mit einer jener seltsamen Luftspiegelungen zu thun, wie sie in der Wüste vorkommen?"

„Ja wohl, und sie gehören auch hier nicht zu den größten Seltenheiten. Ich habe Ihnen jetzt, so gut es die Worte vermögen, die Puszta schon in allerhand Erscheinungsformen geschildert, — erlauben Sie mir, dieselbe auch zu erwähnen, wenn die Schatten der Nacht darüber lagern. Aber nicht einer Nacht, wie es die heutige ist, sondern einer solchen, die sich langsam naht mit ihren Schleiern, während noch die letzten purpurnen Strahlen der scheidenden Sonne glühen. Eben noch ist die weite Fläche von fluthendem rothgoldenen Licht erfüllt, — da taucht der blendende Feuerball unter, und die Erde hüllt sich in trübes Grau, während nur das Firmament und die einzelnen Federwölkchen noch in allen Farbennuancen vom hellen Gelb bis zum dunklen Rothviolett erglänzen. Doch eine Farbe erlischt nach der anderen, die Dämmerung rückt von allen Seiten wie eine graue Mauer heran, und das weite Himmelsgewölbe kleidet sich in eine düstere Nebelfarbe, die jedoch, wenn es ganz finster geworden ist, in ein herrliches tiefes Schwarzblau übergeht, aus dem die unzähligen Sterne herniederfunkeln. Leise flüstert der kühle Nachtwind im trockenen Steppengras oder treibt sein Spiel mit den dürren Binsen, dem geknickten Rohr am eingetrockneten Bach, das sich rauschend aneinander reibt und von der Zeit plaudert, wo wieder Wasser um den Schaft spielen und die durstigen Wurzelkolben tränken wird. Erklingen dann von den erloschenen Feuern der einsamen, weit über die Haide verstreuten Hirten die schwermüthigen Volkslieder, deren klagende melancholische Eintönigkeit so wunderbar zum Herzen spricht, dann wird sich kaum Jemand dem Zauber der Ebene verschließen können."

„Ah, die Volslieder, da sind wir bei einem sehr interessanten Thema angelangt," sprach der Ingenieur.

„Ganz gewiß! Wie wahr sagte Bodenstedt: Durch ihre Lieder sieht man den Völkern in's Herz und lernt das bessere Theil in ihnen schätzen und lieben. Man erkennt, daß ein inneres geistiges Band sie alle gleichmäßig umschlingt und zu einander hinzieht."

„Da wäre es wohl sehr erwünscht, im Allgemeinen einen Begriff davon zu bekommen," rief lebhaft der Ingenieur. „Würden Sie die Güte haben uns mit einigen solcher Lieder bekannt zu machen?"

„Hm, das allein wäre wohl kaum genügend; Sie müßten auch eine Charakteristik der ungarischen Voksdichtungen und Volkslieder mit in den Kauf nehmen, und wenn Sie sich dafür interessiren, dann kann ich Ihnen wohl — selbstverständlich aus der besten Quelle — darüber eingehende Andeutungen geben."

„Herrlich! Ich bitte Sie darum."

„So hören Sie denn, wobei ich mich nur davor bewahre, als sei das Nachfolgende etwas anderes als die Mittheilungen eines Kenners."

„Ungarn" — so sprach der alte Herr — „ist ungemein reich an Volksdichtungen und Volksliedern; die lyrischen zählen geradezu nach Tausenden. Seltsam bei dem so national ausgeprägten Sinn des Volkes ist aber die Seltenheit historischer Stoffe in epischer (erzählender) Form, dagegen ist die Ballade, wenn man so sagen will, die dramatisch-epische Liedform, ungemein entwickelt.

Der melancholische Zug im magyarischen Volkscharakter, das „weinend freut sich der Ungar" ist oft hervorgehoben worden; es zeigt sich jedoch bei Betrachtung des Volksliedes, daß dieser Charakter mehr in der Melodie als im Texte hervortritt, wie denn überhaupt bei der Mehrzahl der Volkslieder die Melodie als die Vorläuferin des Textes anzusehen ist. Dieser durch vielfache Beobachtung und Forschung erhärtete Erfahrungssatz hat unlängst von einem ganz anderen Forschungsgebiete aus Bestätigung erhalten durch den Nachweis, den ein berühmter Naturforscher zu führen sucht, daß im Menschen sich das Gefühl für Melodie

und Rhythmik (Wohllautlehre) viel früher entwickelte, als die Sprache, d. i. der Ausdruck der Gedanken.

„Eine hervorragende Stelle in der ungarischen Volkspoesie nehmen die Liebeslieder ein; die ganze Stufenleiter der Empfindungen bis zur Glückseligkeit und Höllenqual findet den prägnanten Ausdruck, derbe Realistik und hochgradige Schwärmerei gehen darin häufig naiv Hand in Hand. Ueberhaupt ist die Ueberschwenglichkeit ein Kennzeichen der ungarischen Poesie, doch findet sich nicht selten auch echte Innigkeit dabei, wie z. B. in den folgenden Versen:

„Ohne Dich, mein Liebchen,
Dir nicht nah, Dir fern,
Möchte ich am Himmel
Selbst nicht sein ein Stern.

Ohne Dich, was wäre
Werth der Himmel mir?
Tag und Nacht ich flöge,
Lieb, herab zu Dir!"

Die landesübliche Melancholie findet guten Ausdruck in den Zeilen:

Der Baum ist niemals ohne Blüthen,
Mein Herz ist niemals ohne Schmerz;
Den Baum trifft stürzend Sturmes Wüthen,
Der Schmerz, ach, trifft und bricht mein Herz.

Sehr scharf tritt in der ungarischen Poesie der Bilderreichthum orientalischer Färbung hervor. Der Eingang der Lieder ist meist eine Metapher (bildlicher Ausdruck), ja in manchen wird jede Strophe mit einer solchen eröffnet. Gar häufig auch wird die Natur in Mitleidenschaft gezogen, wie z. B.:

Wo immer ich mag wallen,
Sogar die Bäume weinen,
Von ihren Zweigen fallen
Die Blätter ab, die kleinen.

In der Lyrik wie in der Ballade giebt den Stoff gar häufig der Mangel an Treue ab; realistisch-pessimistisch (sachlich-trübsehend) ist die Strophe:

Im Schilf die wilde Ente brütet,
Der Weizen wächst im fetten Grund;
Wo aber treue Mädchen wachsen,
Der Ort war mir noch niemals kund,
Niemals noch!

Daß jedoch dieser Mangel nicht bei dem schönen Geschlechte allein zu beklagen, beweist eines der volksthümlichsten lustigen Liebesliedlein:

In den Weinberg ging ich hin,
Auf die Reben that ich steigen,
Von Rebenzweig zu Rebenzweigen;
Nach Blonden steht mein Sinn.

Zu der Wiese ging ich hin,
Auf die Brombeer that ich steigen,
Von Brombeerzweig zu Brombeerzweigen;
Nach den Braunen steht mein Sinn.

Thät von da zur Csárda gehen,
Um mein braunes Lieb zu sehen;
Und der Braunen Küssen, Pressen,
Macht die Blonde mich vergessen!

Die Lieder der Puszta umfassen sowohl die Hirten- als die Räuberlieder, welche Vergesellschaftung im Grunde eine natürliche ist, da die Einen meist aus den Anderen hervorgehen. Unter den Hirten machen sich folgende Rangstufen auch in der Poesie bemerklich: der Csikos (Pferdehirt), eine Art Centaur, ist der vornehmste; nach ihm kommt der Gulyás (Rinderhirt), der sich auf weichem Bette dehnt, während sein Vorgänger auf flinkem Roß über die Steppe fliegt; dann der Juhasz (Schafhirt)

Der Schafhirt, wie ein Hund, muß wandern
Von einem Hügel auf den andern.

Im schlimmsten Rufe steht der Kanasz (Schweinhirt) ob seiner Unbändigkeit. Naiv sind in folgendem Gedichte die Lebensfreuden eines Bojtar (Gehilfen eines Schafhirten) geschildert:

Als Hirte stand ich ein in Tarnocza,
Die Schafe haben gute Weide da.
Mein Jahreslohn sind zwanzig Gulden baar,
Davon lebt königlich ja ein Bojtar.

An vierzig Paar werd' ich zu hüten haben,
Als Handgeld sie mir fünfzig Kreuzer gaben;
Die hab' ich, daß mir nichts davon geblieben,
Sogleich verjubelt in der Csárda drüben.

Mein Herr ist gut, ich habe nicht zu klagen,
Zu Sanct Georgi schickt er mir den Wagen,
Drauf wird mein bunter Koffer dann gesetzt,
Der Dudelsack, die Flöte auch zuletzt.

Marschire so zu meinen treuen Schafen,
Zur Puszta auf dem Gut des reichen Grafen,
Wenn er die Heerde mir hat zugezählt,
Dann treibe ich hinaus sie auf das Feld.

Den Hammeln werde Glöcklein ich umbinden,
Damit ich jederzeit sie weiß zu finden;
Spazier sonach als wie ein Kaiser gar,
So was kann thun nur einzig der Bojtar.

Und flöten, dudeln werd' ich dann so lange,
Bis ich ein Liebchen hold und fein erlange;
Der Mädchen giebt's genug ja sicherlich,
Und Eine wird sich doch verschau'n in mich.

Und liebt sie mich, soll uns fürwahr nichts trennen,
Herzallerliebstes Weib will ich sie nennen,
In sieben Reichen wär' kein solches Paar
Wie hier mit seinem Weibe der Bojtar.

Ich kauf' ihr schöne Kleider, Tücher fein,
Für ihre Finger gold'ne Ringelein,
Dann weiß ich, daß sie wohl mich herzt und küßt,
Wenn auf der Weide drauß' sie bei mir ist.

Auch die Räuberlieder figuriren in stattlicher Zahl, denn die „Szegény legények" (wörtlich arme Bursche) sind noch immer im Lande mit einem wahren Glorienschein von Romantik umgeben, sie werden zu Repräsentanten des Volksrechtes idealisirt und spielen eine Rolle wie ungefähr Robin Hood in der englischen Poesie. Daß auch der Wein in einem so prächtigen Weinlande eine bedeutende Rolle spielt, ist selbstverständlich. Da heißt es z. B.:

Wasser, Dich treffe mein grimmiger Fluch!
Hast ja nicht Farbe, Geschmack noch Geruch;
Wein her! Weins ein frischer kühler Trunk,
Macht, ich weiß, mich wieder jung.

Wenn mich ein Aergerniß peinigt und quält
Oder die fröhliche Laune mir fehlt,
Wein gebracht! so rufe ich dann aus,
Spüle Galle, Qual hinaus.

Kurz ist das Leben und kummerbeschwert,
Ohne den Wein, was wär' es werth!
Noch im Himmel würd' es mich reu'n
Tränk' ich hier nicht süßen Wein.

Seltsamer Weise finden sich beinahe gar keine Jagdlieder, dagegen sind Kriegslieder ziemlich zahlreich; am bestimmtesten spricht sich der Kriegsberuf der Nation in folgender Strophe aus:

Der Herrgott selber schuf mich zum Soldaten!
Dazu auch tauften Priester mich und Pathen.
Juchhe! und bleib's so lang' die Welt noch Welt,
So lang' ein heller Stern am Himmelszelt.

Aber so groß auch die Freude am wilden Kriegshandwerk sein mag, so groß ist schließlich doch die Sehnsucht nach der Heimat. Da heißt es:

Was raucht dort ferne in der Puszta Mitte;
Vielleicht ist es gar meines Vaters Hütte.
Bin weit gewandert, war bei frohen Festen,
Doch spricht mein Herz: daheim ist es am besten.

Im Herbste zieht die Schwalbe in die Ferne,
Doch kehrt im Lenz zu ihrem Nest sie gerne;
Sie zog durch Berg und Thal, nach Süd', nach Westen,
Dort zwitschert sie: daheim ist's doch am besten.

In's Lager führet schmuck man den Hußaren,
Viel Land und Leute sieht er in zehn Jahren;
Gewinnt sich Lieb', gewinnt sich Ruhm, den größten,
Doch seufzt sein Herz: daheim ist es am besten.

Auch Tanzlieder sind sehr häufig. In den geistlichen Liedern ist der häufige Anruf an den besonderen „großen Gott der Ungarn" charakteristisch; außerdem ist die heilige Mutter Gottes als besondere Schutzpatronin des Landes gefeiert. Doch spielt im Ganzen in der ungarischen Volkspoesie der Fluch eine weit größere Rolle als der Segen, und zwar mit einer feinen, schönen Unterscheidung; er ist zumeist nur von Wirkung, wo Unrecht und Verrath die Liebe zum Hasse gewandelt; der Haß aus bösem Herzen trifft selten nur mit seinem Fluche. Wie derselbe sich immer bildlich gestaltet, zeigt unter vielen Beispielen folgende Stelle aus einer Ballade. Die Schwester eines gefangenen Räubers hat sich, ihn zu befreien, dem Haupt-

mann geopfert, doch bricht dieser sein Wort und läßt den Räuber zum Tode führen. Da flucht die Verrathene:

Hauptmann, böser Hauptmann, schlechter Hauptmann,
Meine Flüche kommen auf Dein Haupt an!
Vor Dir mag das Wasser überfließen,
Heiter Dir Morast aus'n Boden schießen!
Brechen mag Dein Pferd die Füß' in Stücken,
Möge Dich mit seiner Last erdrücken!
Dein Waschwasser soll in Blut aufgeh'n
Und Dein Handtuch stets in Flammen steh'n!
Möge stets Dein Brot zu Steinen werden,
Niemals auch Dir Gottes Segen werden!

In den Balladen treten häufig die handelnden Personen wechselredend auf, was ihnen dramatisches Leben verleiht. Eine der besten dieser Art ist „Susanna von Homlod". Eigenthümlich ist's jedoch, daß das Geisterleben, das in der Volkspoesie anderer Nationen eine so große Rolle spielt, in der ungarischen gar nicht zu Tage tritt; wie die Feen und Elfen, fehlen auch die Zauberer und Gnomen. Auch in den Balladen giebt die Liebe beinahe ausschließlich den Stoff ab und zwar die Liebe in voller, überirdischer Gewalt, selbst über den Tod triumphirend. Nicht selten sehen wir die Liebenden durch Blumen, die aus ihren Gräbern sprießen und sich weit hin ranken, selbst wo man die Leichname getrennt, wieder vereinigt; es ist allerdings ein Zug, der sich in den Volksliedern beinahe aller Länder wiederfindet. Im Ungarischen ist diese Mission dem Rosmarin und der Lilie zugetheilt.

Die häufigst wiederkehrenden Balladenstoffe sind: Der Jüngling, der seine Geliebte aus Eifersucht ermordet; der ermordete Bursche, dem Vater und Mutter vergeblich winken, und der erst auf Liebchens Ruf wieder ersteht; der Jüngling, der die treulose Geliebte zu Tode tanzt; die betrogene Jungfrau und der betrogene Bräutigam; des Sultans Tochter, die zwei ungarische Ritter ihres Vaters befreit; die Brautschau des Prinzen, der die Reiche verschmäht und die Arme zum Weibe nimmt; die Braut, die in der Heimat ihres Bräutigams todt anlangt; das treulose Weib, das, während ihr Mann im Sterben liegt, mit Anderen kost; der Mann, der seine Frau mit dem Buhlen vereint findet und beide tödtet; die Klage der wider Willen einem Räuber Vermählten; die Mutter, die ihre Kinder der Gewinnung von Schätzen opfert; die Tochter, die ihre Mutter im Kerker schmachten läßt; die Mutter, welche die Geliebte ihres Sohnes ermordet und ihn zum Selbstmord treibt u. s. w.

„Viele dieser Balladen, namentlich die siebenbürgischen, sind von hohem Alter," schloß der Gutsbesitzer, „die Mehrzahl ist von großer Lebendigkeit und Naivetät; eine Sammlung derselben (ein derartiges Buch erschien 1873) bietet allen Freunden der Volkspoesie und des Volksliedes sehr viel Schönes und Interessantes."

„Ihre freundlichen Mittheilungen ersetzen in Wahrheit nach jeder Richtung hin eine bildliche oder literarische Darstellung. Was die verborgenen Reize einer denn doch immerhin spröden Natur betrifft, haben Sie mich lüstern gemacht, dieselben zu lüften," sagte der Techniker. „Indessen — wäre es nicht Zeit jetzt auch an unsere Nachtruhe zu denken?"

„Ei bewahre!" entgegnete der alte Herr. „Ich glaube immer, wir werden morgen mehr Zeit haben, um zu schlafen, als uns eben lieb ist, und da ist es eben nur vorsichtig, so lange zu plaudern und zu trinken, als wir was wissen und es uns schmeckt. Misko mag unterdessen unsere Liegerstätten herrichten lassen."

5. Unsere Räuber.

Auf den Ruf des Herrn von Dérékvár erschien der Wirth mit einigen handfesten Mägden, die gewaltige Strohbündel schleppten, sie auf den Bänken ausbreiteten und darüber einen Theil der Reisebagage der Herren, Plaids, Oberkleider u. s. w. ausbreiteten.

Schmunzelnd betrachtete Herr von Dérékvár das erstaunte Gesicht des jungen Mannes, als er diese ziemlich ursprünglichen Vorbereitungen zur Nachtruhe wahrnahm.

„Ja mein lieber Freund, Dunenbetten, Federmatratzen, Plumeaux u. s. w. müssen Sie von Misko und in der Puszta nicht verlangen,“ rief der alte Herr lachend. „Er und seine ganzen Leute haben es auch nichts Anderes und der Pelz ist ihnen jahraus jahrein Ober- und Unterbett in einer Gestalt. Uebrigens versichere ich Ihnen, daß es sich ganz gut schläft.“



Rosza Sandór. (Seite 233.)

„Wenn des Ungeziefers nicht allzuviel ist, was in vielen Csardas der Fall ist,“ setzte der Maler bei.

„Nicht um meine Person handelt es sich,“ sagte der Techniker ernst; „ich habe so manche Nacht schon im Freien, auf sausender Locomotive und sonst unter ungünstigen Bedingungen zugebracht. Aber verzeihen Sie mir, wenn ich darauf zurückkomme: Diese weiten Flächen erweisen sich hier wie allerwärts als ein Hemmniß der Cultur, der Verallgemeinerung des Wissens und gewisser Genüsse, die nun einmal für jeden besser organisirten Menschen eine Nothwendigkeit sind.“

„Ohne welche sich aber unsere Leute im Allgemeinen recht wohl befinden,“ warf der Edelmann trocken ein.

„Ja, aber nur in so weit sie nichts Besseres kennen,“ replicirte der junge Mann eifrig. „Wenn man das persönliche Zufriedensein mit der eigenen Lage als das höchste Ziel menschlichen Strebens annehmen will, so kommt man endlich dahin, den Patagonier als Ideal aufzustellen, der fast keine Kleidung braucht, sein Haus aus schräg zusammengestellten Steinplatten baut und sich den Wanst mit Schnecken und Rohrwürmern oder wohl auch mit der Erde füllt, die Muschelkalk enthält und — dabei auch zufrieden ist.“

„Wir kommen da auf etwas zurück, was früher gesagt wurde,“ entgegnete Herr von Dérékvár. „Der Mensch ist überall so und entwickelt sich überall so,

wie es die ihm gestellten Existenzbedingungen zulassen." — „In dieser Ausdehnung möchte ich wohl das Axiom (anerkannter Grundsatz) nicht gelten lassen," sagte der Maler, „denn es müßte in seiner letzten Consequenz eben so wie manche socialistische Theorien das Streben nach Vervollkommnung aufheben."

„Darum sind auch große Ebenen für die Geschichte bedeutungslos geblieben, so lange sie der Gesittung und dem Verkehr nicht erschlossen wurden," fuhr der Ingenieur fort. „Die Straßen der Völker in Krieg und Frieden, ob sie nun ihre Ueberlegenheit dem Nachbar mit Keule und Schwert, mit Buch und Griffel oder mit Pflugschar und Wage aufzwangen, gingen den Flüssen nach und dadurch auch den Gebirgen entlang. Nur vor der Ebene stockte meist der Schritt der Culturvölker und nur der Nomade (aus dem Wandervolke) brach in dieselbe ein, behauptete sich in derselben."

Wieder sah der Maler einen heftigen Ausbruch des alten Herrn voraus, der zwar als aufrichtiger Patriot gern jedes Opfer gebracht hätte, um sein Vaterland jedem anderen an die Seite zu stellen, nur jenes der Erkenntniß nicht, daß es eben noch viel nachzuholen hatte.

„Sie werden mir indessen zugeben, daß hie und da eine solche Natur des Landes auch ihre Vortheile hat," nahm er daher vorbeugend das Wort. „Den zwei mächtigen Flüssen entlang: der Donau und der Theiß, drangen die Türken vor bis an die Alpen und die Sudeten (böhmisch-schlesische Hochgebirge), setzten sich fest und es bedurfte eines anderthalbhundertjährigen Kampfes, um sie wieder zu vertreiben, eine Zeit, die nur ausgefüllt von Parteiwirren und Schlachtenlärm ist und nahezu spurlos verloren für die Entwickelung des Landes war."

„Ich möchte das nicht sagen," entgegnete der Ingenieur. „Solche lange dauernde Kämpfe verlangsamen wohl eine Zeitlang den materiellen und geistigen Aufschwung eines Volkes, geben ihm aber dafür eine Kraft des Willens und eine Energie des Bewußtseins, welche es ihm leicht macht, das Versäumte nachzuholen. Diese Eigenschaften, jenes stolze Selbstbewußtsein erwirbt sich kein Volk hinter dem Webstuhl und dem Studirtisch allein und sie sind es, um welche wir und manche andere Nation die Magyaren zu beneiden Ursache haben."

„Bravo! Bravo!" rief vollkommen versöhnt der alte Herr und setzte dann in köstlicher Naivetät hinzu: „Wie gescheidt er jetzt geredet hat."

Die beiden jüngeren Männer lachten über dieses zweideutige Compliment.

„Ich," fuhr der Techniker dann fort, „ich kenne das Land selbstverständlich zu wenig, um zu sagen, ob sich im Charakter der Bewohner ein Unterschied zeigt, je nachdem sie in einem Theile wohnen, wohin die großen Wogen der Geschichte geschlagen haben oder hier in der Ebene, in welcher mehr oder weniger allein die natürlichen Bedingungen maßgebend waren. Ich möchte dies aber beinahe glauben und stütze mich dabei auch auf ein äußerliches Kennzeichen."

„Oh, und das wäre?"

„Als Studirender habe ich einen Theil der Karpathen bereist, zum Beispiel das Thal der Waag, die Zips und auch Siebenbürgen. Ueberall zeigen schon die Orte, die Gebäude, daß das Land eine Geschichte hinter sich hat und wenn es auch oft Narben sind, die der Gang der Jahrhunderte eingekerbt hat, so sind es doch ehrenvolle Narben, der Blick der Bevölkerung wird nach rückwärts auf eine stolze Vergangenheit gelenkt und so etwas bleibt nicht ohne Einfluß. Davon ist nun, so wenig ich noch von diesem Landestheil gesehen habe, keine Rede. Die Orte ähneln sich bei ihrer Nüchternheit eben so wie die Gebäude, die alle aussehen, als ob sie nach dem Schock gemacht worden wären und sogar die Kirchen sind durch die Bank eine reine Versündigung am guten Geschmack, wie er in dieser Weise nur in neuerer Zeit geübt wurde. Alles schreit: Wir haben keine Geschichte, sondern sind hier entstanden und fortgewachsen, wie es der Zufall wollte."

„Es steckt ein Korn Wahrheit in dem, was Sie sagen,“ entgegnete der Maler, „nur bitte ich mir zu erlauben, es in einigen Punkten zu berichtigen und einzuschränken. Der Mangel an bedeutenderen und älteren Bauten in diesem Theil des Landes hängt noch nach einer anderen Richtung mit der Natur desselben zusammen; es ist da nämlich mitbestimmend der gänzliche Mangel an Material zu dauernden Monumentalbauten, der bei den Verkehrsverhältnissen auch durch den Transport nicht behoben werden konnte. Eben so wirkten die Erwerbsquellen ein, die ein engeres Zusammenleben, eine Städtebildung, nicht beförderten.“

„Ganz richtig,“ sagte der Ingenieur, „wir kommen also auch auf diesem Wege zu einer Begründung meines Satzes, mit dem ich ja übrigens den malerischen und poetischen Reizen des Landes, noch den vorzüglichen Qualitäten seiner Bewohner zu nahe treten will, daß nämlich große Ebenen, bevor sie dem Verkehr erschlossen sind, hemmend auf die Cultur wirken. Gesetz und Recht, Gesittung und Bildung sind nur durch das Zusammenwohnen der Menschen entstanden und werden nur durch dieses gefördert. Je mehr der Mensch dauernd isolirt ist, desto mehr sinkt er wieder auf eine tiefere Culturstufe herab oder desto schwerer wird es ihm, eine höhere zu erklimmen.“

„Ja, recht schön,“ murrte der Gutsbesitzer, dessen Stimmungen rasch wechselten, „wenn es nur nicht bei dem gerühmten Zusammenleben endlich dahin käme, daß ein so unendlich hochcultivirter Mensch nicht umhin kann, dem lieben vielleicht noch höher cultivirten Mitmenschen den Ellenbogen in die Seite zu drücken, um Raum für sich zu schaffen oder ihm das Stück Brot vom Munde wegzuschnappen, damit er selbst nicht erhungert. Ich meine, es ist besser, wenn Jeder sich rühren und leben kann, ohne stets auf die Hühneraugen eines Anderen steigen zu müssen.“

„Ich kann das unbedenklich zugeben, ohne meiner Anschauung untreu zu werden. Daß dieser Kampf um das Dasein, dieser Wettstreit zwischen den Interessen und Leidenschaften der Menschen nicht ausarte, dafür haben sich die Begriffe von Recht und Gesittung unter den Menschen herausgebildet. Uebrigens — wenn ich an diesen Wänden herumblicke und die Bildnisse berühmter Wegelagerer sehe, so möchte ich mir die Bemerkung erlauben, daß der große Raum, in dem sich eine kleine Anzahl von Menschen bewegt und lebt, gewiß keine Gewähr dafür ist, daß Einer dem Anderen nicht unbequem und gefährlich werden kann.

„Ja, ja,“ murrte Herr von Dérékvár, „das ist immer das Ende vom Lied: *unsere Räuber!* Damit ist es aber ziemlich vorüber, die *armen Bursche* und die *kühnen Wegelagerer* sind fast verschwunden und wer weiß, ob nicht Schade darum ist. Was haben wir dafür eingetauscht? Den Hochstapler, den schwindelhaften Händler, den fingerfertigen Taschendieb und wie all' das Gelichter heißt, das die Formen der Neuzeit benützt, um sein feiges Handwerk zu treiben. Da lobe ich mir noch *unsere Räuber* dagegen — in ihnen steckte noch Muth, eine gewisse Ritterlichkeit und Humor, kurz — wenn Sie so wollen, eine Portion *Volksthümlichkeit*.“

„Können Sie uns nicht die Zustände früherer Tage in Bezug auf das ungarische Räuberwesen andeuten?“ fragte in verbindlichem Tone der Ingenieur.

„Warum nicht so weit ich es vermag?“ erwiderte lächelnd der Gutsherr und begann seine Schilderung, die wir im Folgenden wiedergeben.

Auf den weiten Puszten Ungarns, wo man sich im Unabsehbaren verlieren kann und in verdächtigen Csardas Zuflucht gegen Häscher findet, nicht weniger in den ungarischen Eichenwäldern, wo man sich im Buschwerk versteckt und in unzugängliche Thalrisse zurückzieht, da treibt sich der Betyár und Szegény legény herum, eine eigenthümliche Räuberspecies, die manchmal nicht ohne einen Anstrich von Romantik ist, jedenfalls aber an Kühnheit, Unternehmungsgeist und zuweilen auch an cynischer Grausamkeit alle anderen bekannten Räubergattungen übertrifft.

Bis auf den heutigen Tag ist es nicht gelungen, diese Räuberkaste in Ungarn vollständig auszurotten; noch immer wird das weite Land von der serbischen Grenze bis zu den Karpathen von wohlorganisirten Räuberbanden oder berüchtigten Einzelnhelden unsicher gemacht, aber nicht immer hat es die Behörde mit fahrenden Strolchen zu thun, sondern mit geriebenen Burschen, welche am Tage zum Scheine irgend eine bürgerliche Beschäftigung treiben, doch Nachts in Banden vereinigt, rauben. Der unverwüstliche Stamm dieser Banden erhält durch jedes Ereigniß, das an der gesellschaftlichen Ordnung rüttelt, neuen Zuwachs. So trieb ihnen beispielsweise der Nothstand im Jahre 1863 Hungernde und Faullenzer in Massen zu. In Kecskemet, in Szegedin, in Fünfkirchen, in Temesvar und an vielen anderen Orten mußten damals Standgerichte eingesetzt werden, um dem Unwesen nur einigermaßen zu steuern. Doch war der Erfolg nicht nachhaltig, wenngleich zuweilen binnen wenigen Tagen ein Dutzend Räuber aufgehenkt wurden.

Die Pußten sind, wie bereits gesagt, das Terrain, auf welchen Betyaren und „arme Bursche" sich am liebsten bewegen. Es muß wohl dieses Terrain ein bischen näher bezeichnet werden, um dann auch die Bekanntschaft unserer Räuber zu machen.

Die ungarischen Puszten sind keineswegs schauerliche Einöden, entvölkerte Sandsteppen, wie man im Auslande wohl glauben mag; es sind vielmehr endlose Viehtriften mit zahlreichen Wohn- und Wirthschaftsgebäuden für die Beamten und Diener, hie und da auch für die Besitzer selbst. Freilich müssen diese einzelnen bei der ungeheueren Ausdehnung des Terrains so zu sagen verschwinden und der leere unbewohnte Theil der Besitzung ist der bei Weitem überwiegende.

Die Puszten werden im Lande auch Prädien (praedium, unbewegliches Grundstück) genannt. Wenn der Reisende oft mehrere Stunden fahren muß, um von einem Dorfe zum andern zu gelangen, so erblickt er doch, so weit das Auge reicht, zahlreiche Gebäude, die ihm mit ihren weißgetünchten Mauern freundlich entgegenschimmern und der Ausdehnung nach in der Ferne mitunter wie kleine Dörfer erscheinen. Von Stelle zu Stelle kann er sich an dem kühlen Inhalt eines kunstlosen Feldbrunnens erquicken.

Die Häuser im Hintergrunde, diese Feldbrunnen, rechts und links die zahlreichen Heerden, die beim eintönigen Schalle der Leitglocke grasen, die Hirtengruppen, die sich, um das Feuer gelagert, ihren Speck rösten, alles dieses bietet ein Gesammtbild, das wenigstens den Tag über nichts von dem Charakter einer Einöde oder Wildniß an sich trägt. Erst wenn die Töne des Vesperläutens, die vereinzelt aus dem fernen Dorfe herüberschwingen, verklungen, wenn Hirt und Heerde heimgezogen sind, wenn die allmählich niedersinkende Dämmerung die weißen Mauern der Meierhöfe dem Blick entzieht und der Brunnenschwengel nur noch in langen Zwischenräumen leise nickt, als ob er einschlafen wolle — dann wird's so recht stille auf der unabsehbaren Puszta.

Ein tiefblauer Himmel mit leicht geröthetem Saume begrenzt den Horizont — das hohe Schilf nickt sich, vom Abendwinde gewiegt, den stillen Nachtgruß zu, während der Storch mit dem Phlegma des vielgereisten und vielerfahrenen Mannes zum Souper sein Fröschlein verzehrt. Ringsum wird Alles todtenstill. Nur von Zeit zu Zeit trägt ein Windstoß die Klänge der schwermüthigen Volksweise herüber, welche drüben vor dem Thore des Meierhofes der Hirt seiner kunstlosen Pfeife entlockt.

Die Roßhirte heißen Czikos. Auf Ehrlichkeit halten diese guten Leute eben nicht viel, aber — es ist Methode in ihrem Diebstahl. Sie stehlen meist jene Gattung Vieh, mit deren Bewachung sie sich beschäftigen und unterhalten dann dieses „eigene" Vieh in der Regel mit dem Futter ihrer Herren. Zuweilen er-

eignet es sich wohl auch, besonders wenn ein Czikos den Eintritt in den heiligen Ehestand feiert, daß in der Nachbarschaft hie und da etwas Speck oder Schinken oder Wein abhanden kommt; doch das sind Kleinigkeiten, über die sich Niemand aufhält. Die Versammlungs- und Vergnügungsorte dieser Hirten sind die einzeln stehenden Schänken, Csarda's, wo sie oft ganze Nächte hindurch tanzen, singen, zechen und des Morgens ihre Zeche aufschreiben lassen.

Pußten und Eichenwälder also sind die Schlupfwinkel der Räuber, der „armen Bursche" sowohl, als der Betyaren, welche letztere nicht Räuber von Fach sondern mehr Dilettanten sind.

Zur Charakteristik der Betyaren möge eine Räubergeschichte aus dem Jahre 1863 dienen, welche damals auch die Runde durch die Journale machte.

Wenn man mit dem Dampfschiff auf der Donau von Budapest aus stromabwärts fährt, so landet man das erste Mal nach ungefähr einstündiger Fahrt bei dem Orte Szalk. Dieser Ort liegt auf dem linken Ufer, welches flach und sandig ist und wahrscheinlich einst weit in das jetzige Land hinein mit Wasser bedeckt war. Das gegenüberliegende rechte Ufer ist ziemlich hoch und jäh. Ein tiefer und breiter Einriß in dasselbe deutet an, daß die Donau hier einmal den Versuch gemacht haben mag, mit einem Theil ihres Wassers durchzubrechen. Dieser Einschnitt ist mit ein paar langen Häuserzeilen bedeckt, welche die große Ortschaft Duna-Penteln bilden.

Im November 1863 ließen sich in dunkler Nacht, Früh gegen ein Uhr, zwei Männer von Szalk an's rechte Ufer übersetzen. Als sie drüben ausgestiegen waren, gingen sie am Fährhaus vorbei, um den Weg nach Penteln einzuschlagen. Der Fährmann stand eben vor seinem Hause und unterhielt sich mit einem Bauer. Beim Scheine der Blendlaterne, die er in der Hand hielt, glaubte er zu bemerken, daß bei einem der Männer unter dem Ueberwurf, dessen Flügel durch den Wind zurückgeschlagen wurden, Gewehr- und Pistolenläufe hervorblitzten. Der Fährmann und der Bauer legten aber der Sache keine Wichtigkeit bei und hüteten sich namentlich klüglich, sie zur Anzeige zu bringen, um sich nicht der Rache der Betyaren auszusetzen.

„Herr," sagte zwei Tage darauf eine Bauersfrau, die zum Richter des Ortes kam, „es ist zwar mein Neffe, aber er hat das Hängen schon zehnmal verdient. Seit vorgestern ist er mit einem Cameraden in meinem Hause und sinnt auf nichts Gutes. Ich sage es Ihnen, thun Sie, was Sie wollen!"

Der Neffe war wirklich einer der gefährlichsten Räuber, dem man schon lange nachgestellt hatte und so bot der Ortsrichter unverzüglich sieben entschlossene Bauern auf, um mit ihnen die Betyaren in dem bezeichneten Hause zu überfallen. Die Bauern waren nur mit Knütteln bewaffnet und je näher sie dem Hause kamen, um so mehr entfiel ihnen der Muth. Zum Glück begegnete man einem wohlbewaffneten Panduren, der, in Kenntniß gesetzt, was man vorhabe, sich an die Spitze des Kriegszuges setzte.

Der Abend war bereits angebrochen, als man das Haus erreichte. Die Straße war dunkel, das Haus im Innern erleuchtet. Der Pandur schlich an's Fenster und gewahrte wirklich die beiden Räuber, die an einer Bank am Ofen saßen und zechten. Auf einem Tische in der Nähe des Fensters lagen ihre Waffen, zwei Doppelgewehre und ein paar Pistolen.

Der Pandur zauderte nicht lange. Nachdem er sich mit dem Ortsrichter und den Bauern verständigt, sprengte er die Thüre durch einen kräftigen Fußtritt und stürzte, in jeder Hand ein scharf geladenes Pistol, den Räubern entgegen. Er hatte sie so gründlich überrascht, daß, ehe sie noch Zeit fanden, aufzuspringen und nach ihren Waffen zu greifen, sie sich bereits von den Bauern vollständig geknebelt sahen.

Die Räuber waren kräftige, schöne Männer. Der eine hieß Szabo Pista, ein Militär-Urlauber untersetzter Statur mit schwarzem krausem Haar. Barna Gaspar, der zweite Räuber, war eine hohe, schlanke Gestalt, breitschulterig, mit gewölbter Brust und jugendlich frischem Gesicht, prachtvollen Zähnen und blondem langem Haupthaar. Die Kleidung des einen wie des andern war reich und elegant. Sie trugen jeder verschnürte enge Hosen, hohe Stiefel, Debrecziner kurze Pelze aus dunkelblauem Tuch mit schwarzer Verschnürung und großen silbernen Knöpfen. Ueber die Schultern hing ein Ueberwurf von weißem Stoff mit rothen und grünen Seidentulpen in schöner Stickerei verziert. Den Kopf bedeckte der breitkrämpige Betyarenhut aus schwarzem Filz. Außer den Waffen führte jeder ein großes Pulverhorn und weit über hundert Kugeln bei sich.

Nachdem die Räuber überwältigt waren, führte man sie vor den Ortsnotar in das erste Verhör. Dort brach ihre Wuth darüber los, daß sie sich hatten überrumpeln lassen.

„Welche Schande!" rief der blonde Riese, „von solch' elenden Kerlen gefangen zu werden! Hättet Ihr uns nicht überrascht, ich hätte Euch bis in die Sterne hinaufgeworfen."

Der Notar begann nun das Verhör. Zuerst wendete er sich an den Jüngeren.

„Wer bist Du?"

„Das sieht der Herr; ein Betyar bin ich."

„Du bist noch so jung. Möchtest du nicht lieber ein ordentlicher Mensch werden?"

„Machen Sie es kurz und lassen sie mich schnell hängen. Denn komme ich frei, so würde ich mich fürchterlich rächen."

„Was hast Du früher getrieben?"

„Wenn Sie mir versprechen, mich gleich hängen zu lassen, will ich Alles sagen. Zuerst war ich bei der Bande des Barnasz — der ist gehenkt worden. Da bin ich zu meinem Bruder gegangen in den Bakonyerwald. Dort haben wir Kappen (junge Schöpse) gestohlen und wie wir sie wegtreiben wollten, bemerkten wir, daß mein Bruder nicht mehr recht gut fortkommen konnte. Er war marode. Da dachte ich, es ist am besten, wir machen es gleich aus mit ihm. Ich hab' ihm vorn einen Schuß in die Brust gegeben und ein Kamerad schoß von hinten auf ihn. Als ich sah, daß er noch nicht ganz todt war, jagte ich ihm eine Kugel in die Stirn. Hierauf warfen wir den Leichnam in einen Brunnen. Jetzt war ich mit Szabo Pista verbündet."

Nach diesem Verhöre wurden die Räuber an das nächste Strafgericht eingeliefert. (Bild Seite 249.) Vierundzwanzig Stunden später baumelte Szabo Pista am Galgen. Barna Gaspar, der minderjährig war, wurde dem Civilgericht zur Bestrafung übergeben.

Wie streng auch mit den Betyaren verfahren wurde, das Räuberunwesen wucherte fort. Da kam man im Jahre 1865 auf den verzweifelten Einfall, den großen Räuberhelden Rosza Sándor zum Polizei-Inspector zu machen, aber bald erwies sich die Idee als eine sehr verkehrte. Der biedere Rosza nahm in seiner neuen Stellung seine alten Gewohnheiten wieder auf und so kam es, daß die Sicherheitsorgane in directer Verbindung mit ihren Kameraden, den Wegelagerern, standen, daß die Haiduken (bewaffnete Hüter) in den Gefängnissen um wenige Kreuzer sich bestechen ließen und die wichtigsten Untersuchungen vereitelten, und daß die den Räubern schutzlos preisgegebene Bevölkerung die Behörde eher noch irre führte, als daß sie sich der Rache der „armen Burschen" aussetzte.

„So blieb es noch in den siebziger Jahren in Ungarn," schloß der Gutsherr. „Graf Raday, dem im Jahre 1868 von acht Comitaten bezüglich des Räuberwesens außerordentliche Vollmachten anvertraut worden, hatte zwar das

Menschenmöglichste geleistet und binnen kurzer Zeit nicht weniger als 435 Räuber dem Gefängnis überliefert, abgesehen von den vier großen Räuberbanden Macswansky's, Toth's, Torkoly's und Vajda's, die er vollständig vernichtete; aber das Uebel wurde noch lange nicht erstickt und er selbst gab im Jahre 1870 die Zahl der Helfershelfer und Hehler, die noch zur Verantwortung zu ziehen seien, um nur einigermaßen in's Reine zu kommen, auf 800 bis 900 an."

„Nun und jetzt?" fragte der Ingenieur.

„Jetzt — hören Sie das neueste Geschichtchen."

Am 29. November 1880 kam in das Haus der Schwestern Eva und Therese Viljevac in Stjepanovci ein unbekannter Mann und stellte sich ganz frank und frei als der berüchtigte Räuber Imbro Vrkanic vor. Seiner Bitte, die Nacht über im Hause bleiben zu dürfen, wurde natürlich Folge geleistet. Vrkanic trank, unterhielt sich mit den beiden Frauenzimmern bis nach drei Uhr nach Mitternacht. Während dieser Zeit brüstete er sich verschiedener Raubthaten und erzählte unter anderm, daß er den Gemeindevorstand Kapraljevic ausgeraubt habe, als Jener sich mit den eingehobenen Steuer- und Gemeinde-Zuschlagsgeldern von Stjepanovci nach Fericance begab, ferner, daß er auf der Csarda „Prkos" einen Gendarm, nicht aber den Csardawirth selbst erschossen habe, endlich daß er wegen Ochsendiebstahles schon mehrere Male abgestraft wurde.

Weiteres erzählte er, daß er in Siklos (Marktflecken in der Baranyer Gespanschaft) ein Kilo Pulver gekauft habe, welches ihm zur Stillung seines Rachedurstes dienen soll. Er bedrohte nämlich den Gemeindevorstand in Fericance, dann die Stationscommandanten der Gendarmerie in Nasice, Fericernce und Moslavina, endlich den Pfarrer Regen und einen Bezirksrichter, den er aber namentlich nicht angeführt hatte, mit dem Tode.

Nachdem sie diese Erzählung angehört, begaben sich die beiden Schwestern Viljevac nach Nasic auf den Markt, während Vrkanic im Hause allein zurückblieb. In Nasic wurde indessen die Gendarmerie vom Aufenthaltsorte des Räubers benachrichtigt und begab sich, vierzehn Mann stark, mit Militär-Assistenz unter Führung des Wachtmeisters Borsic zur Behausung der Schwestern Viljevac. Sie bewogen dieselben, den gefürchteten Räuber in's Freie zu locken, indem sie ihm die Ueberzeugung beizubringen hatten, daß ihm gar keine Gefahr drohe.

Als Vrkanic aus dem Hause trat, fand er sich umzingelt, flüchtete in den Zwetschkengarten und suchte dort hinter den Stämmen Deckung. Nun begann zwischen den Gendarmen und der Militär-Assistenz einerseits und dem Räuber Vrkanic anderseits ein lebhaftes Feuergefecht. Der Letztere schoß aus einem Doppelgewehre und einem Revolver und traf bei diesem Anlasse den Führer des 78. Infanterie-Regimentes Lorenz Juzbasic derart, daß derselbe sofort todt zu Boden fiel. Hierauf rückten die Gendarmen dem Räuber näher zu Leibe, bei welcher Gelegenheit der Gendarm Mathias Grgec beim Uebersetzen eines Zaunes von Vrkanic durch einen Gewehrschuß getödtet wurde. Nun begann eine veritable Hetzjagd nach dem Räuber, der, stets feuernd, die Flucht ergriff, aber schon beim zweiten Schuße durch die rächende Kugel ereilt wurde und sofort todt zu Boden sank. Die Identität (Uebereinstimmung) des Vrkanic wurde gerichtlich konstatirt und somit die Djakovarer Gegend von einem der gefürchtetsten Bösewichter befreit. Lorenz Juzbasic und Mathias Grgec wurden mit militärischen Ehren beerdigt.

„Hm," meinte der Ingenieur, als der Gutsherr seine Erzählungen beendet, mit lächelnder Miene, „was die früher bewährte Volksthümlichkeit dieser Räuber betrifft, muß ich denn doch bemerken, daß ich meinerseits für die von Ihnen angeführten Herrschaften aber auch nicht die leiseste Sympathie habe. Ueberhaupt gesagt — gerade in der von Ihnen betonten Volksthümlichkeit liegt nach meiner Ansicht eine Gefahr. Durch die Gloriole (Ruhmesglanz), welche die Ueberlieferung

um den einen oder andern dieser Strauchdiebe flicht, verwischen sich im Volksbewußtsein die Gegensätze zwischen Recht und Unrecht und es kommt wirklich dahin, daß ein junger Mensch, wie zum Beispiel mein Fuhrmann Pista, aus den geringfügigsten Ursachen zu einem Handwerk greift, das ihn außerhalb jeder bürgerlichen Ordnung stellt. Man kann über den dramatischen Nimbus (Strahlenglanz) solcher Gestalten, heißen sie nun Rinaldo Rinaldini oder Rosza Sándor, streiten — gewiß ist es nie ein Beweis für geordnete Zustände, wenn sie als Helden gepriesen werden."

„Das ist ganz unzweifelhaft," lenkte der Maler ein, „und gerade Herr von Dérékvár, dem die Wegelagerer manches Pferd oder Rind von der Weide weggetrieben haben, hat gewiß keine Sehnsucht nach der Wiederkehr von Zuständen, die man jetzt mit drakonischer Strenge gänzlich zu beseitigen sucht. Uebrigens möchte ich glauben, daß die Sache auch nie ganz so arg war, wie man in der Ferne gern annahm. Perioden politischer Wirren, wie sie im Lande nicht selten waren, ließen stets einen Bodensatz von solchen Leuten zurück, die mißvergnügt und des thätigen Lebens ungewohnt waren. Vom Guerilla (Streifschaaren) -Kämpfer zum Räuber ist allerwärts nur ein Schritt und da lange Jahre hindurch Jeder, der gegen die Machthaber die Hand erhob, auf die offene oder heimliche Zustimmung des Volkes rechnen durfte, kam man auch den Räubern mit Sympathie entgegen, die herzlich schlecht angebracht war."

„Ach Gott man wird alt!" seufzte der Gutsherr und leerte den Rest seines Glases. „Mir ist halt doch immer, als wäre es nicht mehr meine Puszta, seit die qualmenden und schnaubenden Locomotive sie einschnüren, oder gar mitten durchbrausen. Wo kommt es dann mit der Stille und feierlichen Ruhe hin, die Sie so sehr gepriesen haben."

„Ja, Hochverehrter, das mag der Einzelne bedauern, die Erde aber ist nicht darum dem Menschen zum Aufenthalt gegeben, daß er schwärmt und in Naturschönheiten schwelgt, sondern als eine Stätte rastlosen Schaffens. Uebrigens werden Sie sich gewiß auch schnell mit den Eisenbahnen versöhnen, wenn Ihnen dadurch ein vortheilhafterer Absatz Ihrer Producte möglich sein wird oder Sie im bequemen Coupé pfeilschnell dahinfliegen, statt zuerst durchnäßt zu werden und dann mit dem Comfort des ehrenwerthen Misko vorlieb nehmen zu müssen."

„Warum?" fragte der alte Herr, der seine Vorbereitung zur Nachtruhe vollendet, das heißt, sich in einen Pelz gewickelt, unter das Haupt eine Reisetasche geschoben und sich auf dem Stroh ausgestreckt hatte. „Ich habe mich sehr wohl befunden, mich trefflich unterhalten und denke auch prächtig zu schlafen. Gute Nacht, meine Herren!"

Auch die anderen beiden suchten ihre einfachen Schlafstätten auf und bald herrschte Stille, nur von dem einschläfernden gleichförmigen Plätschern des Regens begleitet, der ununterbrochen auf das Strohdach der Csarda niederrauschte.

6. Die ökonomische Seite der Tiefland-Ebenen.

Das gleiche Geräusch des sachte niederplätschernden Regens, das die Gäste der Csarda des Lengyel Miško in den Schlaf gelullt hatte, tönte an ihre Ohren, als sie am Morgen die Augen öffneten und schlaftrunken in das trübe Zwielicht der „Herrenstube" starrten.

Mit einem Seufzer zog jeder die Hülle höher hinauf und versuchte weiter zu schlafen. Aber nur dem Edelherrn von Dérékvár gelang es; die beiden jüngeren Männer entwanden sich bald dem für ein schlafloses Dahinträumen doch zu wenig üppigen Lager. Nach einer Toilette, die sich aus guten Gründen in den bescheidensten Grenzen verhielt, suchten sie die Küche auf, wo ein gewaltiges Feuer ohne ersichtlichen Zweck prasselte.

Um dasselbe saßen Miško und die beiden anderen Kutscher beim Speck und Wein und der Maler belehrte den Neuling in Pusztawanderungen, daß auch sie auf kein anderes Frühstück hoffen dürfen.

Ein Blick in das Freie gab ein wahrhaft trostloses Bild. Die ganze Fläche, soweit man sie in der feuchten Atmosphäre überblicken konnte, hatte einen matten grauen Stahlglanz. Jeder Grashalm und jedes Büschel des üppigen Haidekrautes hing voll Tropfen und breite Lachen Wasser waren angesammelt, in welche der unablässig niederrieselnde Regen unzählige in einander verfließende Ringe malte. Es schien als ob der Begriff Trockenheit aus der Natur verschwunden wäre. Wenn man im Vertrauen auf die braune Farbe des Bodens oder die Rasendecke den Fuß darauf setzte, so sank er bis zum Knöchel in den zähen Kothbrei und in der zurückbleibenden Spur sammelte sich sofort das Wasser.

Unter dem offenen Schoppen standen dicht aneinander gedrängt die Pferde mit gesenkten Ohren, knabberten an dem blaugrünen Heu und hie und da hob eines das Maul zum Ohr des anderen, wahrscheinlich um ihm sein Mißvergnügen über das Wetter hineinzuflüstern. Der gleichen Meinung schien auch der weiße langhaarige Wolfshund zu sein, der verdrossen unter einem halb umgestürzten Bottich lag und von Zeit zu Zeit die spitzen Ohren bewegte, ob denn das Plätschern nicht aufgehört habe. Sogar der Hahn sah heute recht grämlich aus und drückte sich mit naßen Federn in der Mitte seiner gluckſenden Hennen unter den Schutz eines Leiterwagens.

Es war, mit einem Worte, ein trostloses Bild und der Ingenieur trat mit einem tiefen Seufzer in die Küche zurück.

„Morgen fahren wir" tröstete ihn Pista, nach Osten zeigend. „Dort wird es schon heller,"

Vergeblich strengte der Passagier die Augen an, um seinerseits auch diese verheißungsvolle Helligkeit zu gewahren, aber es war vergebens, — ihm zeigte sich nichts als das unsäglich eintönige „graugrundirte Tuch," mit dem der ganze Gesichtskreis umspannt schien. Er machte daher seinem Zweifel in die Witterungsvoranzeige Pista's ziemlich unmuthig Luft.

„Ich denke, daß sich die Prophezeihung Ihres Kutschers erfüllen wird," sagte der Maler hinzutretend. „Diese Leute haben in der Beobachtung der physikalischen Verhältnisse ihrer Heimat eine Feinfühligkeit, welche den berühmtesten Wettermachern unserer meteorologischen Institute trotz der sinnreichsten Apparate mangelt."

„Und wäre es auch so — wer kann daran denken, bei diesem grundlosen Morast in unseren Gefährten zu reisen?!" rief der Ingenieur mit einem Blick auf seinen Stiefel, an dem eine dicke Schmutzschichte Zeugniß davon ablegte, daß er es gewagt hatte, in das Freie zu treten.

„Zwei Stunden Sonnenschein oder ein sanfter Wind in wolkenloser Nacht trocknen den Boden so, daß wir morgen eher durch Staub als durch Nässe belästigt werden."

„Ich gebe gern zu, daß ein längerer Aufenthalt auch gewisse Schönheiten zu Tage fördern mag," sagte der Techniker, „aber mich empfängt die Puszta gar unfreundlich."

„Ich deutete schon gestern an, daß man dieses Wort häufig unrichtig gebraucht," nahm der Maler das Wort, als sie sich im ersten Zimmer zum derben landesüblichen Frühstück setzten, während aus dem Herrenzimmer das tiefe Schnarchen des Gutsbesitzers ertönte. „Schuld daran ist wohl, daß die Bezeichnung Puszta im Lande selbst in zweifachem Sinn angewendet wird.



Ungarische Gendarmerie einen Räuber escortirend. (Seite 245.)

„Ich habe eben darunter immer die Steppe (Haide) im Allgemeinen verstanden."

„Ganz richtig, und in diesem Sinne hat es sich auch als vollkommen unübersetzbar in anderen Sprachen eingebürgert. Man begreift dann darunter das ganze Tiefland, die endlosen Weide- und Ackerflächen, die culturlose Steppe, aus der man bequem ein deutsches Königreich zuschneiden könnte, die Sanddünen und die mitten zwischen all' diesem liegenden bevölkerten und sorgfältig bebauten Striche mit Dörfern und Städten."

„Oasen (fruchtbare Bezirke) der Cultur in der Wüste," warf etwas spöttisch der Ingenieur ein.

„Ganz richtig; und darin, so wie in dem fast ausnahmslosen Mangel an Baumwuchs unterscheidet sich die Puszta von den Prärien, Llanos (baumlosen Ebenen) und Pampas (grasreiche Niederungen) in Amerika. Sie birgt mitten in

der Steppe, die kaum die Bedingungen für ein Nomadenleben gewährt, volkreiche Städte voll regen commerciellen und politischen Lebens. In einer zweiten Hinsicht versteht man aber unter dem Worte Puszta eine bestimmte Localität und dann wird gemeiniglich noch ein Name beigefügt, z. B. Puszta Szent Marton, Puszta Szent Laszlo. Dann bezeichnet es ein Gut, wie man bei uns sagt, eine Herrschaft, mit Meiereien, Weilern, dem Herrenhause und einem oder mehreren Dörfern. Die Puszta in diesem Sinne breitet sich von Jahr zu Jahr aus und wird mit der Zeit offenbar den Generalbegriff ganz verdrängen."

„Was im Interesse des Landes trotz der Schmerzen unseres sanftschlummernden Genossen da drinnen, gewiß nur zu wünschen ist," warf der Ingenieur ein.

„Unzweifelhaft, und glauben Sie mir, daß unser Edelmann es selbst sehr gut einsieht. Er verbirgt unter dem Mißbehagen über die äußerliche Umgestaltung den Groll gegen manchen Uebelstand im öffentlichen Leben, wie sie leider stets in Perioden so durchgreifender Regenerationen, wie Ungarn sie durchmacht, vorkommen."

„Einzelne Pusztẽn in engerem Sinne," fuhr der Maler nach einer Pause fort, „können füglich als Musterwirthschaften hingestellt werden und geben ein erfreuliches und belebtes Bild. Größere Güter sind gemeiniglich in Parcellen (Länderstücke) getheilt, deren jeder ein Meier oder Verwalter vorgesetzt ist. Diese in nicht allzu großen Zwischenräumen zerstreuten Meiereien machen durchaus einen freundlichen Eindruck; sie sind meist weißgetüncht, ein glückbedeutendes Storchennest fehlt selten und an den Wänden wird Wein oder die üppige Winde gezogen."

„Ich begreife nicht, woher zur Bewirthschaftung so großer Flächen die Kräfte kommen", meinte der Ingenieur.

„Das ist auch noch eine der schwierigsten Fragen. Auf den sehr großen rationell bewirthschafteten Gütern wendet man schon vielfach Maschinen an; indessen fehlt es doch oft an Händen, die bei der Natur des Landes denn doch nur für eine bestimmte Zeit Verwendung finden. Auf der Puszta des Grafen Karoly sind in guten Jahren an zwölfhundert Mäher erforderlich; die Puszta Bacs, welche der Familie Coburg gehört, ist noch umfangreicher. Die so energisch betriebene Anbauung der Domäne Mezöhegyes wäre schon viel weiter fortgeschritten, wenn das dünn bevölkerte Alföld nicht durch den Mangel an Arbeitskräften Hindernisse bereiten würde."

„Darin scheint mir eine Widerlegung des so oft beliebten Grundsatzes zu liegen, daß Bahnen erst gebaut werden sollen, wenn das Bedürfniß hiezu vorhanden ist," sagte der Ingenieur. „Sie befördern den Zuzug von Menschen, die Colonisation und schaffen so erst die Verhältnisse, für welche sie ausgenützt werden können."

„In manchen Fällen mag das der Fall sein; aber mich dünkt, in allen trifft es denn doch nicht zu. Ich verstehe zwar nichts von diesen Dingen, erinnere mich aber von Staatssubvention, Sequestrirung, nothleidenden Bahnen und anderen Symptomen gelesen zu haben, welche anzudeuten schienen, daß die bloße Existenz einer Bahnlinie noch nicht hinreicht, auch die Menschen und Güter zu schaffen, welche damit befördert werden sollen."

„Ja, in einzelnen Fällen trifft das zu — man baut eben häufig Bahnen aus strategischen oder politischen Gründen, vielleicht auch nur im Interesse Einzelner."

„Zum Glück hat das Land im Norden, in den Karpathen, eine Gegend, deren rauhe unwirthliche Natur nicht aller Hände bedarf, die sie beherbergt. Von dort wandern zur Erntezeit die Slovaken — Männlein und Weiblein — in dichten Schaaren in das Tiefland, wo sie sich zu Tausenden als Schnitter und Drescher verdingen. Da geht es dann gar lustig zu und auf der sonst stillen

Tanya, dem Wirthschaftshofe, ist viel zu thun, denn für alle diese Leute muß gesorgt und gekocht werden. Ist die Arbeit gethan, so schließt ein lustiger Ernteschmaus die lebhafte Zeit und die fremden Arbeiter ziehen mit dem nicht sonderlich reichen Verdienst, ihren heimatlichen Bergen zu. Mit einigen Wochen harter Arbeit haben sie sich die Möglichkeit monatelangen Nichtsthuns erworben: für den echten Slovaken das einzige Ziel, um dessen willen er sich periodisch anstrengt."

„Welchen Theil am ganzen Tiefland hat das bisher cultivirte Land?"

„Das ist sehr schwer zu sagen, denn die Verhältnisse schwanken zu sehr und oft wird wieder Steppe, was schon zu Ackerland umgebrochen war. Im Großen und Ganzen aber schreitet unleugbar der Anbau stetig fort. Freilich überwiegt das bloße Weide- und Steppenland noch weit und so groß auch einzelne Güter sind, so kann man sie doch nur als Oasen in der Wüste auffassen. Die Hortobagy ist fünfundfünfzig tausend Joch groß und die Debrecziner Puszta ist zehn Meilen lang bei einer Breite von zwei Meilen, enthält also zwanzig Quadratmeilen. Namentlich in der letzteren liegen nun wohl auch Dörfer und Städte, — aber um sie herum gibt es kaum ein Culturland, denn die Puszta, die man beim ersten Hause verlassen hat, betritt man beim letzten wieder."

„Solche Orte habe ich gestern schon gesehen," sagte der Techniker.

„Nun, so viele Sie auch noch kennen lernen werden, dürften Sie keine großen Unterschiede wahrnehmen, sie gleichen sich alle. Wenn die Wagenspäne im Staub und dem sonnverbrannten Grase mehr werden und sich, statt zu kreuzen, nach einer Richtung vereinigen; wenn am fernen Horizont eine größere Anzahl der charakteristischen Brunnenstangen sich vom blaßblauen Himmel abheben und endlich die silberglänzenden Rohr- und Strohdächer auftauchen, — dann darf man hoffen, daß durch ein Dorf die Einförmigkeit der Haide unterbrochen wird."

„Indessen haben diese Orte keinen unfreundlichen Eindruck auf mich gemacht," bemerkte der Ingenieur.

„Wenn man sich nicht an der Endlosigkeit der einen breiten Straße stößt, welche durch die meist von den Grundstücken umgebenen Häuser gebildet wird, sind sie auch nicht darnach. Das Haus des magyarischen Bauern ist fast immer rein und erhält durch das selten fehlende Gärtchen, in dem Kürbisse, Melonen und Bohnen, aber auch Feuerlilien und Sommerblumen gezogen werden, ein freundliches Aussehen. Auch im Innern sind die Häuser nett und der magyarische Bauer mit seiner schlanken stattlichen Gestalt, dem ausdrucksvollen Gesicht und dem würdevollen artigen Wesen läßt uns wohl glauben, daß viele davon Edelleute sind, freilich nur bocskoros nemes ember, das heißt: Bundschuh-Edelleute, die Bundschuhe tragen, selbst ihren Pflug führen und den Kohl pflanzen."

„Dazu gehört doch unser Freund da drinnen nicht?" fragte der Ingenieur leiser, mit einer Kopfbewegung nach der Herrenstube deutend.

„Oh nein," entgegnete ernst der Maler. „Der Edelherr von Dérékvár ist ein würdiger Repräsentant einer sehr ehrenwerthen Classe, in welcher sich lange Zeit die nationale Kraft des Landes sammelte und die — man darf wohl sagen leider — unter den wirthschaftlichen und socialen Umwälzungen der Neuzeit mehr und mehr zurückgeht. Der magyarische Landadel besteht aus Leuten von erprobtem Patriotismus und höchster Ehrenhaftigkeit und er hat dem Lande lange Zeit die Dienste des früher ganz fehlenden Bürgerstandes geleistet. Daß diese Leute — wie Herr von Dérékvár beispielsweise — lange Zeit so hartnäckig an ihren Vorrechten hielten, möchte ich weniger für Classenegoismus halten, denn sie haben glänzende Beweise patriotischer Opferwilligkeit geliefert, — als dem dunklen Bewußtsein, daß mit den Vorrechten und Uebelständen auch die guten Seiten und der Nutzen, welchen sie brachten, mit zu Grabe gehen, entspringend."

„Und was ist Schuld an diesem Zurückgehen?"

„Man kann von einem solchen nur im Allgemeinen reden, denn unser Gesellschafter besonders ist ein trefflicher Wirthschafter und es gibt deren noch viele, die gegen die neue Zeit wettern, sich ihr aber anzubequemen wissen. Der steigende Steuerdruck, welchen der Landadel früher gar nicht, dann lange Zeit nur in sehr kleinem Ausmaß kannte; das Erbübel des ungarischen Grundbesitzes, welches in der großen räumlichen Ausdehnung und deren Mißverhältnis zur Capitalskraft besteht; die in diesen Kreisen lebhafte Theilnahme am öffentlichen Leben, das zu Wahl- und anderen Zwecken einen reichen Aufwand fordert; allgemein menschliche und specielle nationale Schwächen, wie eine gewisse Sorglosigkeit und Leichtlebigkeit — das Alles bildet die Ursachen, durch welche diese ehrenwerthe und liebenswürdige Menschenclasse der in Ungarn für den Grundbesitzer so gefährlichen Verschuldung, dem wirthschaftlichen Verfall und — mancher schmutzigen Verirrung zugetrieben wird, die der Ehrenhaftigkeit der Mehrzahl ganz fremd ist."

„Derartige Uebelstände werden aber gewiß nicht durch ein Fernhalten jener Heilmittel gebessert, welche die wissenschaftliche Entwicklung gegen die von ihr hervorgebrachten Uebelstände bietet," bemerkte der Ingenieur.

„Es ist das, wie schon bemerkt, nicht so ernst gemeint, und Herr von Dérékvár weiß recht gut den Vortheil zu würdigen, der ihm und dem Lande aus jedem neuen Verkehrsmittel, der es mit dem hochcivilisirten und kaufkräftigen Westen verbindet, erwächst. Wenn Sie übrigens sein Gast in Dérékvár oder auf einer anderen Curie (Versammlungshaus), wie die ländlichen Edelsitze heißen, sein werden, so müssen Sie zugeben, selten so viel herzliche Gastfreundschaft im Verein mit Zwanglosigkeit und zartester Rücksicht auf ihr Wohlbefinden erfahren zu haben."

„Und auch Städte gibt es in der eigentlichen Puszta?"

„Ja; — doch darf man an sie, wenn man von einigen größeren absieht, eben keine besonderen Ansprüche stellen; — sie ähneln in einzelnen Theilen, häufig auch im Ganzen den Dörfern gar sehr. Gehen die ebenerdigen Häuser nach einiger Zeit in solche mit einem oder zwei Stockwerke über, stehen längs des von munteren Entchen befahrenen Rinnsales Reihen von Akazien, zwischen welchen in weiten Abständen mindestens bei Tage schüchterne Versuche einer Straßenbeleuchtung zu sehen sind, so sind Sie in einer Stadt."

„Hm, besonders hohe Erwartungen weckt diese Schilderung nicht," meinte lächelnd der Ingenieur.

„Was die Gestaltung baulicher Anlagen betrifft, wäre es unbillig, höhere Anforderungen an diese Städte zu stellen, die meist noch sehr jung sind. Sie wechseln nur bezüglich der Ausdehnung und des größeren oder geringeren Culturanstriches, im Uebrigen gleichen sie sich alle, ja auch in dem Umkreis von Budapest wird man noch Anklänge an die echte Pusztenstadt finden. Einige Nebengassen mehr oder weniger, ein weiter im Sonnenbrand fast schattenloser Platz, in dessen Mitte eine im zopfigen Stil gearbeitete Mariensäule steht, eine oder zwei Kirchen im sogenannten Jesuitenstil mit den rübenförmigen Thürmen, Spuren von Trottoirs, Gasbeleuchtung und andere großstädtische allures (Benehmungsarten) und Sie haben mehr oder weniger das Bild aller Städte des Alföld."

„Und die Bevölkerung?"

„Die ist eine halb ländliche, halb städtische. Der Verkehr ist nicht blos unter dem Schatten der Akazien und auf den spärlichen Promenaden ein lebhafter, sondern auch im Handel und Wandel. Als Emporien (Waaren-Niederlagen) für den Getreide- und Viehhandel sind viele dieser Orte von hoher Wichtigkeit und ebenso sammeln sich hier die mancherlei Waaren, um für den Bedarf des offenen Landes in die tausende von Canälen geleitet zu werden. Ich würde einen charakteristischen Zug übergehen, wenn ich nicht anführte, daß sowohl unter den geputzten Spazier-

gängern, wie unter den Handeltreibenden, sich die Kinders Israels — und zwar nicht immer in angenehmer Weise bemerkbar machen."

„Ich kenne das; meine aber, daß sie als rühriges und unternehmendes Element gerade unter diesen erst werdenden Zuständen kaum zu entbehren sind."

„Es ist das eine heikle Frage, der ich gerne aus dem Wege gehe — "

„Recht haben Sie!" rief Herr von Dérékvár, der mit ausgespreizten Armen und gewaltig gähnend unter der Thüre stand. „Es kommt nicht viel dabei heraus, wenn man nachdenkt, ob ein anderer Mensch mit zwei Beinen besser oder schlechter ist, als ich. Mich haben schon Leute betrogen, die nichts von Moses und desto mehr vom Schweinfleisch hielten, und ich kann nicht sagen, daß es mich anders berührt hätte, als wenn es mir von Einem aus dem Stamme Levi passirt wäre. — Habt Ihr mir noch etwas zum Frühstück übergelassen?"

Auf die Bejahung wollte sich der alte Herr niedersetzen, ging aber zuerst in die Küche, in der er geraume Zeit verweilte, bevor er zurückkam und sich mit gutem Appetit über den derben Speck und das schwere Brot machte, die er mit langen Zügen Weins hinabschwemmte.

„Nun, was hat Ihnen der Wüstenwegweiser heute schon Alles erzählt?" fragte er den Ingenieur.

„Der Herr war so freundlich, mir eine Menge von Wissenswerthem und Nützlichem mitzutheilen, das mir meine eigenen Beobachtungen wesentlich erleichtern und auch vor manchen Fehlschlüssen bewahren wird."

„Schön, schön," sagte der alte Herr eifrig kauend. „Es wird über unser schönes Land so viel dummes Zeug gesprochen und geschrieben, daß es ein wirkliches Verdienst ist, wenn man Jemand davor bewahrt, deßgleichen zu thun."

Die beiden Zuhörer brachen in lautes Lachen aus, in das der Gutsbesitzer herzlich einstimmte.

„Nur herein!" rief er den eintretenden Mädchen zu, die gekommen waren, das „Herrenzimmer" aufzuräumen und bei dem schallenden Gelächter betroffen stehen blieben. „Das Lachen gilt nicht Euch — obwohl Ihr hübsch genug seid, daß einem das Herz im Leibe lachen könnte. Nur nicht so roth werden Ercsi, — das hat Dir Dein Schatz wohl schon oft gesagt, ohne daß Du so verlegen geworden wärest. Was? Du schüttelst den Kopf? Heißt das, daß Du noch keinen Schatz hast, na, dann müssen alle Burschen, die beim Misko einkehren, blinde Maulwürfe sein; — oder hat Dir der Deine noch nicht gesagt, daß Du hübsch bist? Dann ist er ein Flegel und verdient Dich nicht."

Das Mädchen entzog sich der Beantwortung dieser Gewissensfrage, indem es in die anstoßende Stube schlüpfte, von wo bald die Mägde mit Geschirr, Flaschen und den Strohbündeln kamen.

„Höre, Ercsi! ich habe beim Vater für uns ein Pörkelt (Schmorbraten mit rothem Pfeffer) von Hühnern bestellt," ermahnte der fidele alte Herr des Wirthes blühendes Töchterlein, „sorge dafür, daß keine alte Henne darunter ist — Ehrfurcht vor dem Alter! — und daß nicht Einer von unseren Burschen seine Finger in den Topf steckt, bevor wir daraus gegessen haben. Wenn Du Dich brav aufführst, so wird der Herr Maler da, sein Versprechen lösen und Dich in sein Buch malen — und weil Du ja doch keinen Schatz hast, so schickt er Dir dann einen aus der Stadt, der sich schon in Dein Bild vergafft hat."

„Was mach' ich mit einem Herrn aus der Stadt?" entgegnete schnippisch das Mädchen. „Dem wär's bald zu langweilig bei uns — und mir zu langweilig bei ihm."

„Ein flinkes Mädel!" rief Herr von Dérékvár, „und ich denke immer, der alte Misko hat Batzen. Und so was sollt' keinen Schatz haben — das glaub' ich nicht."

Nach und nach stockte das Gespräch und bleiern zogen die Stunden dahin. Noch immer wollte sich die verhängnisvolle Helle gewöhnlichen Augen nicht zeigen und die Tropfen fielen stetig wie am Morgen herab. Man that dem kräftigen Mittagmahl alle Ehre an und zu der stark gewürzten Speise schmeckte auch der säuerliche rothe Wein trefflich.

Der Versuch, eine Siesta zu halten, blieb ziemlich erfolglos und der Maler raffte sich zuerst auf, um seinem Versprechen gemäß die hübsche Ercsi mit sammt den buntbebänderten blauschwarzen Zöpfen und all dem andern Staat, den sie zu diesem Zweck auf sich anbrachte, in seinem Skizzenbuch zu verewigen.

Auch Herr von Dérékvár konnte auf den langen Morgenschlaf nicht zur Ruhe kommen, zündete sich eine Pfeife an und ließ sich neben dem jungen Techniker unter dem Vordach des Hauses nieder, von wo der Blick ungehemmt in die Ferne drang.

Pista's Prophezeihung schien sich doch bewahrheiten zu sollen, denn gegen die Mitte des Nachmittags fielen nur mehr einzelne Tropfen und über die gleichmäßig graue Wolkendecke schoben sich flatternde dunklere Nebel, ein Zeichen, daß sie anfing, sich zu lösen und zu zertheilen.

„Weiß Gott, wie undankbar der Mensch oft ist!“ begann der Gutsbesitzer, nachdem er lange den Ringeln nachgesehen hatte, die er mit Tabakrauch in die Luft sendete. „Da brummt man, weil man einen Tag beim Lengyel Miska auf der faulen Haut liegen muß, was doch hier ebenso gut geschehen kann, wie wo anders. Dabei denkt man aber nicht, daß es so viele, viele Menschen giebt, und zwar gar nicht weit von uns, welchen es nicht so gut geht, daß sie ein Obdach über sich und warme Speise im Magen haben, sondern auf die seit gestern viele und viele Tropfen fallen und die sich mit einem Stück Speck höchstens von Innen gegen die Nässe wehren können. Es ist ein hartes Leben!“

„Wen meinen Sie? Wen trifft dieses allerdings nicht beneidenswerthe Los?“

„Hat Ihnen davon unser Maler nichts erzählt? Ja, ja, er kommt vor lauter Morgen- und Abendröthe, Sternengeschimmer und Luftgesäusel nicht dazu, auch der Menschen zu gedenken. Das ist wie in einem Buch, das ich einmal gelesen, wo vor lauter Schilderung der Landschaft die Leute nicht zum Reden und Handeln kamen — es war das zwar recht schön, aber langweilig.“

„Er ist eben Maler,“ meinte der junge Mann. „Uebrigens hat er, wie ich bemerkte, auch ein gutes Auge für das Charakteristische an den Menschen.“

„Und doch hat er Ihnen so viel von der Puszta erzählt, ohne ihrer eigenartigsten Bewohner zu gedenken — der Hirten! Sehen Sie, ich weiß, daß die Dinge nicht immer gleich bleiben können und schließlich, was man auch sagen mag, denn doch immer Alles für die Mehrzahl besser wird. Aber mir thut doch das Herz weh, wenn ich daran denke, daß alle diese Formen, in welchen mir liebe und brave Menschen seit meiner Kindheit entgegengetreten sind, verschwinden sollen. Es stirbt da nicht ein Freund, ein Diener, sondern das ganze Geschlecht, aus dem sie stammen, verwelkt und vergeht sichtbarlich vor unseren Augen. Das greift dann an das Herz und man wird wohl unwirsch gegen die Dinge, die das mit sich bringen, so viel Gutes sie auch sonst an sich haben mögen.“

Nach einer Pause, die auch der Zuhörer respectirte, fuhr der Gutsbesitzer fort:

„Es hängt da Eines so an dem Andern. Je mehr der Straßen und Bahnen werden, desto zahlreicher werden die Ortschaften, mehr Boden wird cultivirt und der Ackerbau mit der Viehzucht und der Industrie in Verbindung gebracht. Ich weiß, daß das ein Vortheil ist, aber mit der ausgedehnten ununterbrochenen Haide verschwinden auch unsere Heerden, wie sie bisher bestanden haben und mit ihnen die Hirten, an deren Gestalten ich so gewöhnt bin wie ein Anderer an die geputzten Spaziergänger auf der Promenade.“

„Ich begreife vollkommen, daß solche Umwandlungen gewohnter Verhältnisse schmerzlich sind," bemerkte der Ingenieur.

„Nun gut — weil Sie das einsehen, gestehe ich Ihnen, daß ich den Eisenbahnen im Grunde gar nicht so gram bin und ihren Nutzen recht gut einsehe," sagte der alte Herr herzlich.

„Wären Sie nicht geneigt das Versäumnis unseres künstlerischen Freundes gut zu machen und mir etwas über die Puszta-Hirten zu erzählen?"

„Oh ja, warum nicht? So wie ich Ihnen davon erzählte, werden Sie dieselben ja doch nicht kennen lernen, weil — nun, weil sich da mit jedem Tag die Aenderungen fühlbar machen."

Der Gutsbesitzer versorgte seine Pfeife frisch, entzündete sie und begann dann nach einigen flüchtigen Zügen seine Schilderung.

---

7. Die Hirten und das ungarische Zauberrößlein.

Die Hirten unserer Steppen," so sprach der Gutsbesitzer, „theilen sich in verschiedene Classen, je nach den Thieren, deren Schutz ihnen anvertraut ist, und fast möchte man sagen, daß sich nach dem Wesen derselben gewisse Rangklassen festgestellt haben. Auf der untersten Stufe steht der kanász oder Schweinehirt, den ich nur der Vollständigkeit wegen anführe, denn er hält sich selten in der Puszta auf, sondern mehr in der Nähe der Eichenwälder der Bakonya und der Marmaros oder in den sumpfigen Flußniederungen der Theiß, wie es das Gedeihen der nützlichen Rüsselthiere erfordert. Sie werden von den übrigen Hirten entweder mißachtet oder auch gefürchtet, genießen überhaupt keinen guten Ruf, ja man meint, heutzutage gewiß mit Unrecht, sie brauchten den fokós, das langstielige Beil, nicht blos, um mit nie fehlendem Wurf ein bestimmtes Thier aus ihrer Heerde zu erlegen, sondern auch gegen Menschen. Indessen hat der Kanasz etwas Rauhborstiges an sich, das an seine Schützlinge erinnert und manches Schwein wird wohl die Heerde verlassen, ohne daß der Besitzer darum weiß."

„Da ist der juhász, der Schafhirt, ein anderer Kerl; so sanft und bedächtig wie seine Thiere, die er mit Hilfe seines unermüdlichen Hundes bewacht und betreut. Unter ihnen findet man viele Slovaken, die trefflich mit der Käsebereitung umgehen können. Den Juhasz werden Sie nie ohne Hund, noch weniger aber ohne seine Bunda, den Schafpelz, sehen, der ihm Kleidung, Ober- und Unterbett ist und je nach Bedarf mit den Haaren nach Innen oder Außen getragen wird."

„Mit dem gulyás, dem Rinderhirten (Bild Seite 256), kommen wir zu der haute volée der Hirten. Sein ungarischer Name ist durch das Gulyas, diese einzige und köstliche Speise, weit herum bekannt. Er ist ein flinker und muthiger Kerl, der meist beritten, seine oft aus Tausenden von Rindern bestehende Heerde, den langen Tag unermüdlich umkreist, sie durch Zuruf und gelegentliche Ermahnungen mit der langen kurzstieligen Peitsche commandirt, gleich einem Feldherrn, und dabei in seinen tapferen klugen Hunden unübertreffliche Adjutanten hat. Wenn im Winter Wölfe sich nahen oder ein paar Stiere kämpfen, oder wenn ein Gewitter die geängstigten Thiere scheu macht, da opfert der Gulyas nicht selten sein Leben, um die Heerde zu schützen und in Ordnung zu halten. Er ist kenntlich am szür, dem burnusartigen Ueberkleid aus steifhaarigem Wollstoff. Bei den Stutzern seiner Classe ist er an den Säumen mit rothem Tuch ausgeschlagen oder gar mit farbigen Arabesken und Tulpen benäht."

„Die oberste Stufe aber nimmt, wie sich's gebührt, der Csikos (Tschikosch) der Roßhirt, (Bild Seite 264), ein, dessen auch allein das Volkslied gedenkt, und welcher der Held, zahlloser tapferer oder schelmenhafter Stücklein ist, die aber stets von seiner Reiterbravour und seiner Ritterlichkeit zeigen. Ich will die letzteren aus dem Spiele lassen, für die erstere aber kann ich als Augenzeuge bürgen. Man treibt jetzt auch die Pferdezucht anders und geregelter und die frei in der Steppe laufenden Heerden werden stets seltener. Es ist das ohne Zweifel für die Aufzucht besser, ob aber auch für die Qualität der Reiter, möchte ich bezweifeln."

„Ich habe manchen Csikos gesehen, der es mit jedem Kunstreiter aufnehmen konnte. Nun, der Werth unserer Hußaren ist bekannt und unter ihnen stecken diese Bursche als Soldaten; Ihr Pista da war ja auch Corporal. Der Csikos unterscheidet sich schon in Kleidung und Auftreten von den übrigen Hirten. Ueber die weite Gatje (Unterziehhosen) und das ärmellose Leibchen trägt er noch die Mente, eine Jacke, die meist nur an einer Schnur um den Hals getragen wird, gleich den Dolmans (Pelzunterkleid der Hußaren). Dazu klirren an den Stiefeln die Radsporen, der breite Hut ist mit Blumen, bunten Bändern und Flittern geschmückt oder seine Schnur trägt schillernde Federn, daneben aber auch die kurze Tabakspfeife. Zur vollständigen Ausrüstung gehört noch die Guba, der Ueberwurf aus zottigem Loden, seine sorgfältig geflochtene Peitsche am festen Stiele und eine zweite Leine mit der Roßhaarschlinge, die er mit wunderbarer Sicherheit mitten in die Heerde schleudert, wenn er ein Thier in seine Gewalt bekommen will. Na, der Csikos ist der Cavalier unter den Hirten, darum ist er ein Freund des Tanzes und der Mädchen, ein wenig leichtsinnig und — unter uns gesagt — stammen die meisten und gefürchtetsten Räuber aus dieser Classe. Ein kleines Vergehen, ein Versuch, sie ihrem freien ungebundenen Leben in der Puszta zu entziehen — und so ein Racker macht sich sammt dem Pferd davon und geht unter die freien Leute. — Na, das hört jetzt auch auf und — eigentlich ist auch kein Schade darum."


Der ungarische Rinderhirt. (Seite 255.)

Der Gutsherr sprach die letzten Worte etwas leiser. Die volksthümliche Meinung war noch so mächtig in ihm, daß er Anstand nahm, seine bessere Ueberzeugung frei und offen zu sagen.

„Und die Pferde selbst, was ist's mit ihnen?" fragte der Ingenieur aufmerksam der Auskunft harrend.

„Oh, da muß ich Ihnen, wenn Sie es so wollen, gar Vieles sagen und will es gern. Das Ungarpferd ist eines der edelsten Geschöpfe. Da es ein Abkömmling des Tatarenrosses ist, welches den Uebergang aus den nordischen Stutereien zu der Araberzucht bildet, so ist auch der ungarische Hengst ein leiblicher Vetter der arabischen Stute. Das Ungarroß besitzt, wenn nicht dieselbe Schnelligkeit, doch gewiß dieselbe Ausdauer, wie der Renner der Oase, wie das wiehernde Kameel der Wüste. Hiezu kommt noch, daß der Ungar, namentlich aber der schon besprochene Csikos, ein geborener Reitmeister ist. In seiner ganzen rauhen Größe

zeigt sich dieser Roßhirt, wenn er ein wildes Pferd auf der Puszta einfängt. Die Fangschnur fliegt, der gefangene Renner steigt und zerrt, er schnaubt, daß der weiße Schaum ellenweit spritzt, er reißt seine Peiniger mit sich fort, aber es will ja doch Alles nichts helfen! Der Wildfang muß zu Boden."

„Dann aber stellt sich der Csikos mit ausgespreizten Beinen über ihn, lockert die Fangschnur, der zürnende Hengst erhebt sich und — nun geht es fort, als müßte der Sturmwind zu Schanden geritten, oder wohl gar der Tag von gestern eingeholt werden, bis dem edlen Thier der Athem stockt. Dann ist es rittig und der Csikos lenkt auf seinem Rücken die Heerde so ruhig, als seien Roß und Mann miteinander zur Welt gekommen.

Wie maskenhaft geschminkt, ja man kann sagen außerordentlich langweilig und gar nicht natürlich nimmt sich dagegen jedes englische Wettrennen aus, mit den trainirten (abgerichteten) mageren Pferden, mit den hektisch dreinschauenden und fantastisch aufgeputzten Grooms (Reitknechten) oder Jokeys (Vorreitern)! Laßt sie statt auf Meilendistanz durch ganze Tage wettreiten, und der Csikos gewinnt gewiß, denn:

„Blitz und Roßhirt lieben Eile,
Und ein jeder fragt sich still
Wer von ihnen gleich dem Pfeile
Schneller fliegt, wohin er will!"


Ungarisches Liebespaar. (Seite 263 und 271.)

„Aus den ungarischen Roßhirten werden in Tagen hochsteigender Kriegsgefahr auch die Bleikopfpeitschen-Reiterei, die Argan-Geschwader, die sogenannte Puszta-Cavallerie gebildet."

„Einen wildromantischen Anblick bildet ein ungarischer Pferdemarkt. Die wilden ungarischen Rosse, diese scheuen und zornig schnaubenden Thiere schaaren sich in einer Ecke, mit den Köpfen nach innen, aber aufmerksam um sich blickend, die Hinterfüße zur Vertheidigung bereit, kurz, wie sie es als Heerde auf der Puszta zu halten pflegen, die Front nach rückwärts formirend, um die Wölfe, falls sie dennoch anzugreifen wagen sollten, ausschlagend mit einem tödtlichen Willkommen zu begrüßen. Es bedarf oft aller Erfahrung der noch wilder blickenden Roßhirten und Treiber, um dieses oder jenes Pferd nach dem Wunsche des Käufers zur näheren Besichtigung herbeizutreiben."

„Kaum aber, daß der Käufer eines der Pferde sein eigen zu nennen wünscht, so stürzt sich ein stämmiger Treiber mitten unter die Heerde, faßt den bezeichneten Renner bei den Ohren, bei der Mähne und hängt sich wie eine Kette an den gefährlichen Wildfang. Das erschrockene Thier scheut, bäumt sich, schlägt aus, sucht zu beißen, kurz es verschwendet alle seine Stärke und List, um sich seines Peinigers zu entledigen.

Der Kampf währt so lange, bis das wilde Roß, von seiner eigenen Anstrengung erschöpft, einen Augenblick ruhig hält und nach Athem schnaubt. Dann wird ein gewaltiger Strick mit einer Art Nasenleine um den Hals des Thieres geworfen und drei oder vier Mann ziehen mit aller Kraft so lange an dieser einfachen Halfter, bis es ihnen endlich gelingt, den schäumenden von Schweiß triefenden Gaul aus der Heerde herauszuschleppen."

„Nunmehr trabt ein starkes rittiges Pferd herbei, einen bügelfesten Reiter in seinem Sattel und der vor Anstrengung, Furcht, Ermattung und Qual halbtodte Renner wird hastig an seinen ausgerüsteten kraftvollen Nachbar gefesselt. Der angeborene Instinct läßt ihn nichts Angenehmes von dieser gefährlichen Nachbarschaft erwarten und in Kürze hebt ein neuer heftiger Kampf um die gewohnte Freiheit an, dessen Ausgang jedoch keine Minute zweifelhaft erscheint. Hier die volle Ruhe und Stärke unter der verständigen Leitung des Reiters, dort gänzliche Erschöpfung und wachsende unheimliche Angst! In den meisten Fällen reichen wenige Stunden aus, um die schlimmsten Remonten (Ergänzungspferde) vollständig zu zähmen; viele traben noch am selben Tage, mitunter sogar an einem Wagen gespannt, ruhig in ihre neue Heimat. Man weiß jedoch auch Beispiele, daß sich Wildfänge von besonderer Stärke und ungewöhnlicher Hartnäckigkeit oft noch ein paarmal sammt dem mächtigen Gaul, an den sie gefesselt worden waren, grimmig aufwiehernd um die Erde schlugen."

„Auch das ungarische Roß geht wie das Araberpferd am liebsten im Galop und seine Ausdauer ist sprichwörtlich geworden. Deshalb gelten auch die Hußaren als die besten Cavalleristen der Welt. Am hübschesten ist aber das Roß daheim zu schauen, auf der Puszta nämlich, zumal hart am Ried (Weinbergsflur), am Moorgrund — auf der Haide, die es in freiem Zustande nach eigener Willkür durchstreift, bis man es zum Gebrauch tauglich findet und daher, mitunter mit Lebensgefahr, einfängt, um es für den Dienst zuzureiten, gleichsam zu — civilisiren. Wie eine Katze in dem Hause, wo sie als Kätzlein das Licht der Welt erblickt hat, jeden Schlupfwinkel vom Boden bis zum Kellerloch kennt, weiß das ungarische Pferd aus Instinct und Erfahrung den richtigen schmalen Schlangenpfad über sumpfige Triften zu finden. Es könnte den Eiertanz selbst im Hansag am Neusiedlersee, wenn es dort heimisch wäre, mit verbundenen Augen tanzen und der Reiter, der im Sattel auf seinem Rücken sitzt, kann in solchen Gegenden bei Tag und Nacht nichts besseres thun, als das Pferd selbst seinen Weg wählen lassen. Das sucht dann auf dem sumpfigen Terrain auch nicht, wie der Bergesel oder das Maulthier auf dem steilen Fußpfad der Gebirge, vorsichtig den Fleck Erde auf, wohin es mit Sicherheit seinen Fuß setzen könne; das schnaubt und spielt im Rennen und irrt doch nun und nimmer. Man könnte es die Gemse des sumpfigen Flachlandes nennen."

„Die Ungarn sind, waren und bleiben ein Reitervolk. Es ist also natürlich, daß das edle Roß als ihr Augenmerk galt und zwar noch zur Zeit, als sie noch in ihrer muthmaßlichen Urheimat an den Abhängen des Altai-Gebirges (goldenes Gebirge in Mittelasien) lebten, lange bevor sie nach den Landen der Skythen und Baschkiren (tatarischer Volksstamm) auswanderten."

„Weiße Pferde waren die Lieblinge der alten Magyaren, weshalb auch das Schimmelthier in den Tagen, da sie noch als halbe Heiden zu dem unsichtbaren Allwesen „Isten" beteten, bei gewichtigen, feierlichen Opfergängen eine bedeutende Rolle spielte. Dort dürfte auch der älteste Stammbaum des Ungarpferdes zu suchen sein. Leider wurden derlei Stammbäume nicht mit der arabischen Gewissenhaftigkeit fortgeführt, ja man versäumte sogar dieselben anzulegen. Die Urgeschichte der ungarischen Pferdezucht verläuft sich daher in die Zeit der Mythe, und so gut die Araber das Roß Alborak, das Leibpferd des Propheten, unter die Stammhengste ihrer trefflichsten Stutereien rechnen, so sehr hat auch der Tátos oder Táltos ló der ungarischen Märchenwelt das Anrecht, als ein Wesen zu gelten, das einst wirklich lebte und dessen Name vielleicht eine besonders vorzügliche Pferderace bezeichnen mochte. Tátos oder Táltos bedeutet einen Zauberer, Magier oder Priester der alten heidnischen Ungarn, ló aber ist die Benennung für Roß, und sohin dürfte Táltos ló nichts weiteres besagen als: das geflügelte Hexenpferd."

„Seltsam ist es, daß die ungarischen Märchendichter diesen Zaubergäulen außer den Flügeln mitunter noch eine ungewöhnliche Mehrzahl Füße anfabeln, als ob dies bei einem Ritt durch die Lüfte etwas zu besagen hätte, eine Zunahme an Geschwindigkeit bedingen könnte. Das Märchen hat jedoch wie der Traum seine eigenthümliche Naturgeschichte und so darf es uns nicht Wunder nehmen, daß das ungarische Zauberroß nebst allem Uebrigen auch das Gespräch der Menschen versteht, selbst Rede und Antwort gibt, die Stelle eines unfehlbaren Rathgebers vertritt und seinen Herrn und Freund aus der bittersten Noth, aus der schlimmsten Gefahr zu retten weiß."

„Als das schnellste Hexenpferd galt Taigaröt, das Leibroß des Flammenkönigs, das mit neun Füßen begabt war. Es blieb auch geraume Zeit der Godolipse oder Eklipse (Verdunkler); unbesiegbar wie einst jene eben genannten Rennpferde auf den englischen Turfs zu Epsom und Newmarket. Taigaröt wurde jedoch endlich von seinem jüngeren Bruder geschlagen und lautet das betreffende ungarische Märchen folgendermaßen:

Es war einmal ein kleiner Königssohn, Namens Argylus, noch kaum den Knabenjahren entwachsen, der seine drei Schwestern, da er sie trotz dem Wunsche seiner Eltern nicht selbst heiraten wollte, was bekanntlich nach heidnischem Brauch erlaubt war, aus dem Fenster, doch verabredetermaßen in die Arme der Könige der Sonne, der Winde und des Mondes warf, wobei der Erstere seine Braut über eine goldene Brücke nach seinem Reiche führte, während der Zweite mit der Königstochter in einem Wagen aus Luft auf einer Wolkenstraße heimwärts brauste. Die dritte Braut aber fiel in einen silbernen Bach und die Wellen trugen sie sanft dem Monde zu, denn ihr Freier war ja, wie oben angedeutet worden, eben niemand Anderer als der Mondkönig.

Argylus selbst gedachte um die schöne „Zauberhelene" zu werben, worüber seine Eltern ungemein erschracken, denn diese Varásznö (Zauberin) war die Brunnhild oder Brunhildis der magyarischen Märchenwelt und hatte als „Prinzessin Kieselherz" bereits drei Heere des Flammenkönigs, der ihre Hand mit Waffengewalt erringen wollte, erschlagen und den Feuerfürsten selbst in einem Geheimgemach ihres Schlosses trotz seines Flammenbartes mit drei Reifen aus Stahl an die Mauer geschmiedet. Argylus aber besiegte die reizende Varásznö Ilona (Zauberhelene), indem er den bezauberten, alles vernichtenden Säbel in ihrem Schlafgemach, der unaufhörlich aus seiner Scheide und wieder hineinsprang, mit seiner eigenen Klinge vertauschte, die natürlich bei dem späteren Zweikampfe bei dem ersten Hiebe in Stücke sprang, worauf Ilona, wie das Mannweib der Nibelungensage nach dem Verlust ihres Gürtels, alle frühere Zaubermacht versiegen sah. Darauf wurde die Hochzeit gefeiert.

Als die seligen Flitterwochen vorüber waren, mußte Ilona in feenhaften Angelegenheiten verreisen und bat im Scheiden als eine Art weiblicher Blaubart ihren Mann dringend, das früher erwähnte Geheimgemach ja nicht betreten zu wollen. Argylus war jedoch neugierig, betrat das Gemach und gab dem dürstenden Flammenkönig Holofernes auf dessen dringendes Flehen zwei Becher Wein und einen Pokal Wasser zu trinken. Da sprang nach jedem geleerten Becher je ein Stahlreif von dem Bauche des Flammenkönigs ab, der feurige Wütherich wurde frei, ereilte Ilona auf der Halbscheid ihres Weges und trug sie als Kriegsgefangene in drei Sprüngen nach seinem Reiche. Argylus hatte natürlich das leere Nachsehen dabei.

Auch wußten weder der Sonnenkönig noch der Mondfürst anzugeben, wohin Ilona gekommen sei; der Herr der Winde aber geleitete seinen „kleinen Schwager", wie er ihn nannte, nach einer unterirdischen Höhle, darin Ilona zur Strafe für ihren früheren Korb, als Sklavin, als Magd und Aschenbrödel die Küchengeschirre

des Flammenkönigs an dem Glutbach waschen mußte. Argylus schwang sich mit Ilona auf sein Roß und sprengte von dannen.

Da erhob Taigaröt, das Leibpferd des Flammenkönigs, im Stall einen ungeheuren Lärm und benachrichtigte seinen Gebieter, daß man ihm so eben Ilona entführt habe. Holofernes wollte die Verfolgung sogleich aufnehmen; Taigaröt aber rieth ihm, früher zu essen und zu trinken, ja sich auszuschlafen; dann aber holte er die Flüchtlinge in drei Sprüngen ein, worauf Holofernes dem Königssohn die bleiche Ilona aus dem Arm riß und ihm zwar aus Dankbarkeit für die wiedergewonnene Freiheit das Leben schenkte, den trostlosen „kleinen Mann" aber mit dem qualvollsten Tode bedrohte, falls er noch einmal zurückzukehren wage.

Die drei Schwäger des Prinzen riethen dem erbitterten Argylus nun, Tairagöt's jüngeren Bruder aufzusuchen, der zwar nur vier Füße habe, aber das schnellste Roß der Welt sei. Hexe Eisennase hielt dieses Wunderroß unter der Erde verborgen.

Argylus begab sich unverzagten Muthes nach dem Palaste der Hexe Eisennase, nachdem ihn seine Schwäger mit einer Zauberwehr, kurz mit einem kleinen Stabe beschenkt hatten, der halb Gold, halb Silber, unaufhörlich zitterte, denn er war aus Sonnenlicht, Mondenschein und Wind gefertigt. Der Palast der Hexe bot einen garstigen Anblick, da er aus Todtenköpfen gebaut worden. Ein Todtenkopf fehlte noch — das Haupt des Prinzen Argylus sollte den leeren Raum ausfüllen, falls sich derselbe im Dienste des bösen Zauberweibes eines Verstoßes schuldig machen würde. Im entgegengesetzten Falle gelobte Hexe Eisennase ihm das Pferd zu schenken, das sie unter der Erde verborgen hielt. Das Dienstjahr bei der Hexe bestand nur aus drei Tagen.

Am ersten Tage mußte Argylus das Gestüt der Zauberfrau, durchwegs Rosse aus Erz, auf der Seidenweide hüten. Die ehernen Rosse zerstreuten sich, kaum aus dem Stall gelangt, nach allen Strichen der Windrose. Da pflanzte der Prinz den kleinen Stab in die Erde und auf der Stelle fielen die Strahlen der Sonne so glühend hernieder, daß die Rosse aus Erz zu schmelzen begannen und daher voll Angst nach der schirmenden Stallung zurückeilten. Kein Stück fehlte am Abend — Argylus war gerettet.

Der zweite Tag kam. Diesmal sollte der Prinz als Csikos zwölf Rappen zur Weide führen. Es waren die Töchter der Hexe, auch noch viel wilder und unbändiger, als die Rosse des Erzgestütes. Die Rappen entflohen gleichfalls, schneller als Spreu vor dem Wirbelwinde herfliegt. Da erhob sich, Dank dem Zauberstabe, ein so furchtbarer Sturm, daß die Rappen wider ihren Willen aus Mangel an Athem nach dem Stall zurückkeuchen mußten. Das Dutzend blieb voll und der Prinz hatte abermals glücklich sein Tagewerk vollbracht. Hexe Eisennase wußte nicht was sie denken sollte.

„Arbeitest Du heute Nacht," sprach sie daher kopfschüttelnd, „so bist Du morgen frei."

„Ich bin damit einverstanden," erwiderte Argylus.

„So gehe denn, fleißiger Knecht," herrschte die Zaubervettel, „melke die ehernen Stuten und bereite ein Bad aus ihrer Milch! Die Badewanne muß jedoch vor dem ersten Sonnenstrahl gefüllt sein, sonst bist Du selbst ein Kind des Todes!"

Damit ging die Hexe. Argylus begab sich mit trübem Herzen in den Stall, denn die Rosse aus Erz begannen racheluſtig zu wiehern und bedrohlich mit den ehernen Hufen zu scharren. Als er aber seinen kleinen Stab in den Boden steckte, erschien der Mondkönig und bezeichnete seinem Schwager eine Stelle des Estrichs, darunter drei Spannen tief ein bezauberter goldener Zaum vergraben lag. Wer diesen Zaum in der Hand hielt, dem mußte jedes Roß gehorsamen. Auch die

ehernen Stuten ließen sich melken und die Badewanne stand gefüllt, als die Hexe ihre eiserne Nase bei der Thüre hereinstreckte. Aber die Milch rauchte und dampfte wie flüssiges, geschmolzenes Erz, daß es gar grauenhaft zu schauen war.

„Bade Dich!" befahl die Hexe.

„Sehr gern!" versetzte der Prinz. „Laß' aber früher das Pferd herbeiführen, das ich mir als Liedlohn ausbedungen, denn gleich nach dem Bade gedenke ich auf und davon zu reiten."

Die Hexe murmelte ein paar Zauberworte — alsbald stand das Pferd an der Badewanne. Es war klein, unansehnlich, mit Schmutz bedeckt voll zottiger Winterhaare. Wie sich Argylus anschickte, in die Wanne zu steigen, tauchte das Roß sein Haupt in die Milch und sog alles Feuer heraus, so daß der Prinz im Bade unverletzt blieb und noch siebenmal schöner auch zweimal so groß wurde, als er früher gewesen. Hexe Eisennase wurde bei seinem Anblick von Liebe ergriffen und sprang nun ihrerseits in die Wanne, hoffend, eben so schön zu werden und dann den Prinzen als Bräutigam heimzuführen; das Roß aber steckte den Kopf wieder in die Milch und blies durch die Nüstern das Feuer heraus, das es früher eingesogen hatte, so daß die lange, dürre, häßliche Zaubervettel augenblicklich zu Asche verbrannte. Auch ihre Nase aus Eisen zerschmolz.

Argylus schwang sich in den Sattel und ritt in scharfem Trabe von hinnen. Als er die Grenzen des Hexengebietes überschritten hatte, wusch er sein Roß auf dessen Geheiß und Bitte in den Fluten eines Bergbaches und siehe da! das Zauberpferd verlor sein zottiges Ansehen, wurde goldfarbig, ein Goldfuchs also, ein echt ungarisches arany Sárga ló, und an jedem Haare hing ein goldenes Glöckchen, das einen wundersamen Klang von sich gab. Der Tatós sprang dann mit seinem Reiter in einem Satze über das Weltmeer bis zur Höhe des Flammenkönigs. Ilona stand abermals am Glutbach und wusch das Küchengeräthe ihres Peinigers. Die Aermste wollte nicht fliehen und zwar aus Angst, der Flammenkönig werde sie abermals einholen und ihren geliebten Prinzen, den sie in seiner Schönheit und Mannesgröße kaum wieder erkannte, in grausamer Weise vom Leben zum Tode bringen. Argylus aber plauderte nicht viel und hob sein Weib mit Gewalt in den Sattel. Da erhob Taigaröt einen ungeheuren Lärm im Stalle.

„Was gibt es?" fragte Holofernes.

„Zauberhelene ist entflohen!" versetzte Taigaröt.

„Dann will ich erst behaglich essen, trinken und schlafen," meinte der Wütherich mit dem Feuerbart. „In drei Sprüngen wirst Du die Flüchtlinge morgen jedoch wieder einholen."

„Nein, nein," wieherte Taigaröt ungeduldig. „Keinen Aufschub! Setze Dich sogleich auf — und dennoch werden wir Zauberhelene nimmer einholen, denn Argylus reitet meinen jüngeren Bruder und dieser ist, obwol er nur vier Füße hat, das schnellste Roß auf der ganzen weiten Welt.

Holofernes stutzte; dann aber schnallte er hastig seine Feuersporen an, schwang sich in den Sattel und ritt dahin, was Taigaröt zu laufen vermochte. Wohl sah er die Flüchtlinge, aber sie zu ereilen, war er nicht vermögend. Ja der Zwischenraum wurde jede Minute um eine Meile größer, weiter.

„Bruder!" rief nunmehr das Roß des Prinzen zurück. „Wie magst Du Dir Feuersporen in die Flanken stoßen lassen? Sie verbrennen Dir die Eingeweide so lang sie sind und einholen wirst Du mich doch nie, selbst, wenn ich blos in kurzem Galop fortpreschen wollte. Es wäre klüger, wir dienten friedlich Einem Herrn!"

Taigaröt sah dies ein. Als ihm daher Holofernes die Sporen wieder in die Flanken stieß schlug er so mächtig aus, daß der Flammenkönig abgeworfen wurde. Weil sie aber eben hoch in den Lüften, gerade bei den Sternen waren,

so that der böse Holofernes einen so schweren Fall hernieder, daß er nothwendigerweise das Genick brechen mußte. Der Prinz aber brachte Zauberhelene nach ihrem Schloß zurück. Dort hielten sie einen neuen Hochzeitsschmaus, lebten dann überaus vergnügt und leben wahrscheinlich noch, wenn sie anders nicht gestorben sind.

Das ist das Märchen von dem berühmten Sárga!

In mehreren Gegenden Ungarns war es lange, im Vormärz wenigstens, sprichwörtlich, daß man ein ungewöhnlich schnelles, ausdauerndes oder kluges Pferd als einen Abkömmling des Taigaröt bezeichnete. Kam dann ein Roß, das noch Vorzüglicheres zu leisten vermochte, so hieß es, das edle Thier müsse wohl gar von dem jüngeren Bruder desselben abstammen. Als ein lieber Freund von mir — der bekannte Dichter Heinrich Ritter von Levitschnigg (geb. 1810, gest. 1862), dem ich die vorstehenden Notate verdanke — Ende der Zwanziger-Jahre als Dragonercadet in Igal (Dorfschaft in der Simeger Gespanschaft) lag, hörte er beide Vermuthungen mehr als einmal bezüglich vorzüglicher Pferde aussprechen. Auch gab es siebenzehn Jahre früher ein Roß, das in halb Ungarn als letzter Tatos betrachtet wurde. Man glaubte allgemein an seinen zauberhaften Stammbaum. Dieses kluge Thier stammte aus dem Gestüte des alten Adelshauses Orczy und soll diese Stüterei bei Ujhaz (Neuhaus) liegen.

Seine Hauptrolle spielte das Rößlein im Jahre 1813, zur Zeit, als sich der Glückstern des Kaisers Napoleon I. seinem Untergang näherte. Frankreich hatte mit Rußland und Preußen am 4. Juni zu Poischwitz bei Jena einen Waffenstillstand abgeschlossen und Oesterreich mühte sich während der Dauer dieser Waffenruhe als friedlich intervenirende Macht einen allgemeinen Frieden herbeizuführen. Dessenungeachtet wurden im gesammten Kaiserstaate die Rüstungen zum Kriege eifrigst betrieben; Freiwillige eilten von allen Seiten herbei und Adel und Volk bekundeten durch Gaben aller Art, daß man den Ernst der Lage begreife und Alles aufbiete, um das kaiserliche Heer so kraftvoll als möglich zu gestalten.

Auch in Ungarn hatten die Verbankos (Werber) leichtes Spiel, namentlich lief die Jugend den Hußaren zu; durfte da ein invalider Graubart, der zwar keinen Zahn mehr, aber noch immer ein gutes Gedächtnis hatte, nur von dem heißen Tag bei Aspern erzählen und wie da die Kienmayer-Hußaren die Panzerreiter des Corsen von den Gäulen hieben, als wären sie hilflose Krautstrunke; dann eilten die Bauernbursche an den Werbtisch.

„Éljenek die dunkelgrünen Hußaren mit krapprothen Csakos und Beinkleidern! Éljen Kienmayer! Éljen a Király! (Es lebe der König!) Rajta, magyar rajta! (D'rauf, Ungar, d'rauf und d'ran!)" so jauchzten sie.

Und erst wenn die Hußaren exercirten! Da ertönte es von allen Seiten:

„Flinke geübte Reiter das! Geht Alles nach der Schnur und wird auch so gehen, wenn sie einst mitten im Feuer, im Pulverdampf, im dichten Kugelregen gegen ein feindliches Carré ansetzten, die wackeren Hußaren! Hui wie das lustig zu schauen ist! Habt Acht! Rechts schwenkt Euch! Marsch! Im Schritt! Im Trab! Im Galop! Marsch, marsch! Der Trompeter bläst zur Attaque! Teufel, sie sind schon verschwunden! ja mit denen reitet es sich schwer um die Wette, die holen den Sturmwind ein, wenn es sein muß."

Die Verbankos der Hußaren machten brillante Geschäfte.

Der Waffenstillstand ging am 11. August zu Ende. Oesterreich trat in die Reihe der kriegführenden Mächte. Es kam zu blutigen Kämpfen. Der Sturm auf Dresden war mißlungen, der Rückzug der Verbündeten durch das Erzgebirge mit großem Verluste verknüpft. Der schlimmste Gegner, General Vandamme, wurde jedoch bei Kulm durch eine russische Heersäule unter Commando des tapferen russischen Generallieutenants Ostermann-Tolstoi, ein Seitenstück zu den Spar-

tanern im Passe der Thermopylen und des österreichischen Hauptmanns Hensel in den karnischen Alpen (1809), so lange aufgehalten, bis Oesterreicher und Preußen am 30. August herbeistürmten und den Franzosengeneral, der schon von dem Marschallstabe träumte, sammt seinem Corps zu Kriegsgefangenen machten. Es gab damals noch keinen Telegraphen, man erfuhr in Ungarn daher spät, daß der Sieg bei Kulm errungen, doch blutig erkauft worden sei. Der Krieg ist ein theurer Kumpan!

An einem heiteren Septemberabend nun saßen die Stallknechte des Gestüts bei Ujhaz außerhalb des Gebäudes und schwatzten bei einem Trunk Wein, bei dem Dampfe ungarischen Tabaks von den Kriegsereignissen. Es war bekannt, daß mehrere Hußaren, die während der Affaire bei Kulm statt der mangelnden Stabsdragoner mit Depeschen versendet worden, den Tod gefunden oder schwere Blessuren erhalten hatten. Nun waren aber vom Hause Orczy mehrere Pferde freiwillig für das bezügliche Regiment gestellt worden.

„Ob wohl einige von unseren Pferden dabei waren?“ fragte ein Stallknecht.

„Mir ist nur,“ begann ein alter Gestütmeister, „um den Eszélyes (klug) bang; es war ein so schönes Thier! Wenn nur dem kein Leid begegnet!“

„Ich hoffe er wird seinem Namen Ehre machen,“ erwiderte der Stallknecht.

In diesem Augenblicke hörte man in der Ferne ein Pferd wiehern. Die erfahrenen Stalleute erkannten allsogleich, es sei das freudige Gewieher, womit ein kluges Roß seine lang vermißte Heimstätte begrüßt.

Und — siehe da! — Eszélyes selbst kam daher gewankt, seinen Kopf liebkosend auf die Achsel des alten Gestütmeister legend. Der Sattel war bis zum Bauch hinabgerutscht, die Kinnkette gesprengt, die Zügel bestanden nur mehr aus einzelnen kurzen Lederstücken.

Wie man später erfuhr, war der Hußar, welcher den „Klug“ ritt, wirklich bei Kulm erschossen worden; das edle Thier aber hatte ganz allein von der nördlichen Grenze Böhmens bis in das tiefe Ungarland den Rückweg in die Heimat gefunden. Jahrelang noch aß es das Gnadenbrod in dem Gestüte zu Ujhaz. Seine That ist doch gewiß mehr als Instinct und fast möchte man sich zu dem Glauben bekennen, es sei dieser kluge Eszélyes der letzte Tátos gewesen.“

---

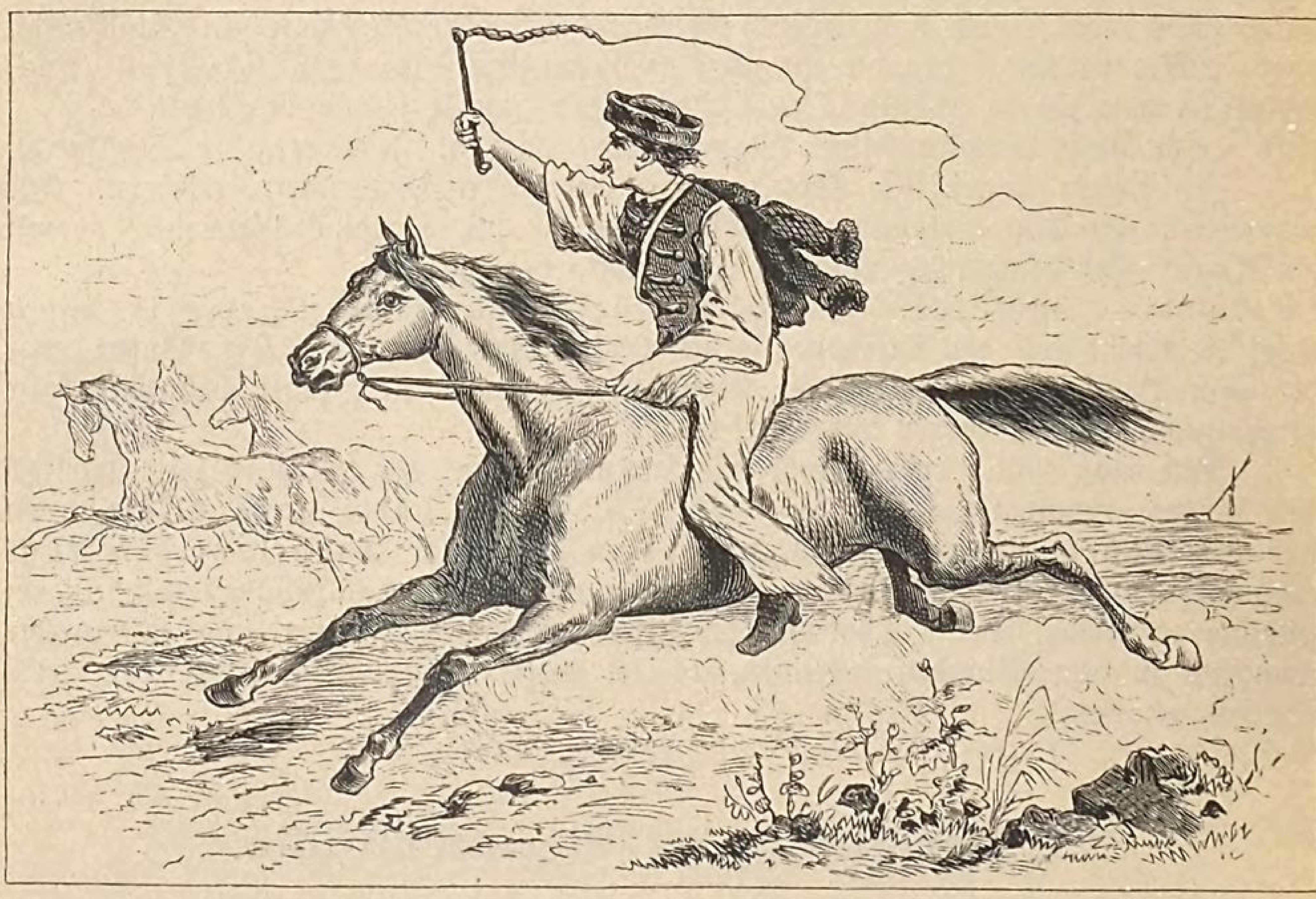
8. Verlobung bei Zigeunermusik.

„Um wieder auf den Csikos zu kommen,“ schloß der Edelherr seine Mittheilungen, nachdem der lebhafte Beifall der Zuhörer verrauscht war, „so ist es ein hartes Leben, das die Roßhirten führen und wenn ihnen der liebe Gott nicht die Anhänglichkeit an die Steppe und die Freude an ihrem Berufe in das Herz gelegt hätte, wäre es noch härter. Großen Trost findet er in seinen Liedern. Wenn man ihren Lagergesängen lauscht, so hört man die ganze Geschichte ihrer Jugend in der Heimat; wir sind wieder in die stille Pußten-Ebene versetzt; der Roßhirt kirrt die Heerde, er jagt und fängt und bändigt das wilde Fohlen; dann rastet er in der Haideschenke, küßt das braune Liebchen mit roth bebänderten Haarflechten, das er mit einer Flasche Wein bewirthet (Bild Seite 257), tanzt sporenklirrend seinen Fris, jauchzt ein flottes Lied in die Lüfte und — fort geht es wieder mit der Windsbraut in die Weite durch Nacht und Nebel. Der Roßhirt (Bild Seite 264) hat aber auch seinen Homer — Alexander Petöfi — den originellsten magyarischen Poeten, dessen Lieder im Lande weit und breit bekannt sind bei Jung und Alt, gesungen

im Herrenschlosse wie in der wandernden Zigeunerhütte, im Salon mit demselben begeisterten Jubel begrüßt werden, wie am Wachfeuer des flüchtigen Hirten. Und eines jener originellen Lieder Petöfi Sándor's, voll typischen Ausdrucks, lautet:

Mein Liebster ist ein schmucker Bub,
Der Sattel wuchs ihm unterm Leib,
Trägt ihn so stolz dahin sein Roß,
Ihm blicket nach voll Lust jed' Weib.

Gar oftmal wohl besucht er mich —
Dort kommt er gerade auf dem Steg,
Er peitscht sein Roß so sehr zur Eil',
Es wirft all' Viere von sich weg.



Der ungarische Roßhirt. (Seite 256 und 263.)

„Mein Herz, oh Birómädchen Du,
Was schmunzelst Du ein solch ja, ja?
Was äugelst Du dem Liebsten vor?
Er liebt Dich dennoch nimmer da!"

Spring ab, mein Schatz vom Pferde schnell,
Zieh aus dem Bügel flugs den Fuß,
Wirf rasch den Zügel von Dir fort,
Umarme mich, gieb mir den Kuß!

„Mein Gott, wie hoch aufschlägt Dein Herz,
Weil's an dem meinen endlich ruht!
Es ist Dein Herz mein reichster Schatz,
Ich gäb's nicht für der Krone Gut!"

Voll Lust und lachend stets vereint,
So zwei Verliebte leben ohne Maß,
Erzählen ohne Ende sich,
Und wissen selber oft nicht was. —

Doch, hei, welch' Lärmen ist da draus?
Es weidet dort gewiß Dein Roß!
Daß wir's nur so vergessen ganz!
Gott straft wohl unsern Sündentroß!



Farkas Miska und seine Zigeunerkapelle. (Seite 271.)

Du führest gut Dein stolzes Roß,
Doch aufgesattelt steht's nicht gern;
Noch einen Kuß, hier meine Wang',
Und Gott mit Dir, glanzvoller Stern!

Mein Csikós Du, sei Gott mit Dir,
Er geb' Dir Haber goldiglich:
Den Haber für Dein Roß von Gold,
Und gold'ne Lustigkeit für Dich!

Wie gesagt — von den Annehmlichkeiten des Daseins verspüren sie fast nie etwas. Wochenlang sind sie in der Einöde allein, im besten Falle haben sie einen Karren bei sich, der ihren Proviant enthält oder sie schlagen sich eine Hütte aus Brettern und Laub zusammen und daneben wird im Freien ein Herd errichtet. Hartes grobes Brod, alter Speck, frischgeschlagenes Fleisch — aber das nur selten — und trockener steinharter Käse, das ist ihre Nahrung. Wie es die Tränk-

plätze oder die Möglichkeit der Weide mit sich bringt, ziehen sie als echte Nomaden (Wandervölker) in der Puszta herum, verdingen sich auch wohl zeitweise als Kutscher, wie der Pista. — Sie können sich denken, daß diese Leute ihre Obliegenheiten nur mit Hilfe einer Menge von Fertigkeiten erfüllen können, von welchen wir keine Spur haben. Nach dem Stand der Sonne berechnen sie die Zeit, nach dem der Sterne die Richtung und nach was sie sich im Schnee- oder Staubsturm oder bei dichtem Regen zurechtfinden, ist ein Räthsel für Jeden, der nicht zu ihrer Gilde gehört. Nach der Zeitdauer des Brennens ihrer Pfeife bemessen sie die Entfernungen und aus der Gestalt der Wolken und dem Verhalten der Thiere sagen sie das Wetter voraus."

„Davon hat mir Pista ein Pröbchen geliefert," warf der Ingenieur ein und deutete nach Westen, wo die Wolken sich theilten und vom blauen Himmel herab die sinkende Sonne so siegreiche goldene Strahlen sendete, daß die Tropfen von den zitternden Gräsern verschwanden und die schwere Wolkendecke immer mehr zerflatterte.

„Er ist auch ein tüchtiger Bursch und mir ist noch immer leid — na — er ist ein Trotzkopf und mag zum Teufel gehen!" rief der Gutsherr in schnell wechselnder Stimmung. „Nur wenigen von diesen armen Leuten winkt jemals eine Aussicht, wie er sie muthwillig von sich wies; die meisten bleiben bis an ihr Ende bloße Bojtaren (niederste Hirten), das heißt, sie haben kaum ein Eigenthum, nie einen eigenen Herd und keine Heimat als die weite Puszta. Da hat es der számado bojtar schon viel besser, der die Heerden wechselweise besucht, die Anordnungen durchführt und doch zeitweilig in seinem eigenen Haus sein kann. Aus ihnen wählt man dann den számadó gazda, den Aufseher sämmtlicher oder doch der in einem bestimmten Bezirk befindlichen Heerden, der für dieselben verantwortlich ist, die Weideplätze anweist, den Verkauf und die Aufzucht überwacht. Es ist eine gute Stellung und diese Leute kommen — auch wenn sie ehrlich sind, was nicht immer der Fall sein soll — zu einer eigenen Wirthschaft und bedeutendem Besitz."

„War nicht unser Wirth auch einmal so ein Würdenträger?" fragte der Maler, der unbemerkt unter die Hausthüre getreten war.

„Ah, schon fertig mit der Sitzung! Ja, der Miska war auch einst számadó gazda und — wie er betheuert und ich will es glauben, auch ein ehrlicher. Nun, wie ist das Conterfei Ercsi's ausgefallen?"

Wenn ich nach dem Entzücken des Mädchens über sein Ebenbild glauben darf — vortrefflich," entgegnete lächelnd der Maler. Sie ist wie närrisch mit dem Blatt davongelaufen, um es im Hause zu zeigen. Ich habe es ihr geschenkt denke mir aber selbst noch eine Skizze zu machen — sie ist wirklich ein hübsches Kind, ein echter Typus der Frauen dieses Landes.

„Da werden Sie sich beeilen müssen, wenn Sie morgen gleichfalls aufbrechen wollen," sagte der Ingenieur.

Bevor der Maler noch antworten konnte, erhob sich im Hause ein großer Spectakel, dessen Effect allein der Csardawirth besorgte, der gewaltig wetterte.

„Oho, was ist denn da los? Was hat denn der Miska?" sagte der alte Gutsherr, kopfte die Asche aus der Pfeife und begab sich dann nach dem Schauplatz der stürmischen Scene, der Küche, wohin ihm auch die beiden anderen Gäste folgten.

Dort bot sich ihnen ein Bild, das keiner weiteren Erläuterung bedurfte. In der einen Ecke stand Ercsi mit purpurrothem Gesicht, die Augen auf den Boden geheftet und mit den Händen die Schürze zerknitternd, auf welche die Thränen langsam herabrollten. Nur selten wagte sie es unter den langen gesenkten Wimpern einen Blick — nicht auf den Vater, sondern in die andere Ecke zu werfen, wo Pista stand.

In dessen Interesse ist zu hoffen, daß er auf Ercsi einen andern Eindruck machte, denn in Wahrheit zog er ein höchst einfältiges Gesicht und brachte die Meinung hervor, als ob er sofort bereit wäre, jedem Andern den Platz in seinen Stiefeln zu überlassen. In den Händen hielt er vor sich hin das Bild des Mädchens, welches aber nicht allein einen Riß zeigte, sondern auch Spuren trug, daß es auf den nassen Boden geworfen worden war.

Zwischen ihnen stand mit zornglühendem Gesicht der alte Miska und ließ die Schleusen seiner Beredsamkeit bald auf das Mädchen, bald auf den Burschen strömen, nicht ohne seine Rede mit einer reichen Auswahl jener Kernflüche zu zieren, an welchen bekanntlich die ungarische Sprache so reich ist.

„Was fällt Dir, nichtsnutzige Dirne, ein, daß Du Dich von einem solchen Kerl küssen läßt? Wollt' ich doch gleich, Du wärest eine alte Baßgeige, daß ich Dir alle Tage sieben Mal den Kragen umdrehen und Dir den Buckel mit dem großen Fidelbogen braun und blau streichen kann! — Und Du, elender Bettler! wie kannst Du so keck sein, meine Tochter, die Ercsi des Lengyel Miska, um den Hals zu nehmen? Gieb Acht, daß ich es Dir nicht thue — aber ich weiß nicht, ob ich dann lange beim Hals bliebe!"

„Ich hatte so viel Freude über das Bild, das mir Ercsi gegeben," sagte Pista mit einem jämmerlichen Blick auf das mißhandelte Conterfei.

„So! und aus Dankbarkeit mußt Du sie beim Kopf nehmen und abschnalzen, wie der Bettler die Speckseite, Du nichtsnutziger Betyar? Marsch hinaus mit Dir, und komm' mir nicht mehr in das Haus, und daß Du Dich nie mehr auf meiner Csarda blicken läßt! Und Du," ging es über das Mädchen los, „was hast Du dem armseligen Burschen Dein Bild zu schenken? Du gottverlassenes Mädel, Du!"

„Weil — weil — wir uns gern haben," stammelte das Mädchen.

„Was? Das sagst Du noch so offen? Na warte, ich will Dir das Gernhaben austreiben!"

Lengyel Miska machte einen Schritt gegen das Mädchen, wahrscheinlich um einen seiner langen Zöpfe nach echt ungarischer Sitte als Plumpsack auf den eigenen Rücken fallen zu lassen. Da trat aber der Herr von Dérékvár dazwischen.

„Was für ein Narr bist Du doch, Miska," sagte er begütigend, „über diese Antwort und die ganze Geschichte so in Wuth zu gerathen. Was hätte Dir Ercsi anders antworten sollen? Warum schenkt ein Mädel einem Burschen was und warum küssen sie sich? — Weil sie sich gern haben, das ist doch klar."

„Ja, aber meine Tochter und dieser nichtsnutzige Kerl — das ist ja eine reine Schande für mich, Euer Ehren," sagte der Wirth.

„Ei Miska, das seh' ich nicht ein," entgegnete der Gutsherr mit pfiffigem Gesicht. „Du bist ja auch nicht als Csardawirth zur Welt gekommen und einmal gewöhnlicher Bojtar gewesen. Und — wenn ich mich recht erinnere — hast Du ja gestern nur Schönes und Gutes vom Pista zu sagen gewußt."

„Gestern?" sagte langsam der Wirth und fuhr dann nach einer Pause mit schlauem Blinzeln fort. „Ja, gestern war gestern! Ich habe mir's zu Herzen genommen, daß Euer Ehren den Pista einen Thunichtgut und einen Schlingel genannt habt, der am besten unter die „armen Bursche" gehört. Wenn ein Mann, wie Euer Ehren, so von einem Menschen redet, dann —" schloß er mit einem vielsagenden Achselzucken.

„Verdammter Spitzbube!" brummte der alte Herr mit etwas verdutztem Gesichte vor sich hin. Dann warf er einen Blick auf die beiden ganz verzweifelt dastehenden jungen Leute.

„Sprecht!" sagte er darauf, nach einigem Besinnen, „wer hat denn das Bild da so sauber zugerichtet?"

Pista deutete auf den Wirth.

„Nun ja," meinte dieser trotzig, „wie ich das saubere Paar da draußen unter den Kürbissen erwische, wo sie sich abküssen, reiße ich sie auseinander und dabei ist das Zeug in den Schmutz gefallen."

„Ei, ei, Miska, das ist eine böse Sache," bedeutete ihm der Gutsherr. „Das Bild hat einmal dem Pista gehört und er wird verlangen, daß Du es zahlst."

„So soll er verlangen und ich werde zahlen," rief der Wirth; „nur soll er mir bald aus den Augen gehen."

„Du leistest ihm jeden Ersatz?" fragte rasch der Gutsherr und fuhr auf das stolze Kopfnicken Miska's fort: „Gut, die beiden Herren sind Zeugen! Wie aber, Miska, wenn er als Ersatz für das Bild die lebendige Ercsi von Dir begehrt?"

Nun war die Reihe verdutzt d'reinzuschauen am Wirth.

„Als ehrlicher Mann mußt Du Dein Wort halten und ich zweifle nicht, daß dann auch Pista sein Wort hält und sich von hier forttrollt. An mir ist es weiter zu sorgen, daß er mit Ercsi eine Zuflucht hat, denn ich kann mir jetzt denken, warum er nicht aus dieser Gegend wollte und ich bekehrte mich ebenso gern zu Deiner gestrigen Meinung, wie Du zu der meinigen. Mein Páli (Paul) ist ohnehin schon alt und hat sich das Gnadenbrot reichlich verdient, so soll also Pista mit Ercsi zu mir nach Dérékvár als Verwalter ziehen. Die Hochzeit richte ich aus und — wenn Du ein Bär und den jungen Leuten feind bleiben willst, so soll sie nicht hier in Deiner Csarda, sondern bei mir im Dorfe gehalten werden."

Das Ansehen des alten Herrn war ein so großes, daß der Wirth nicht widerstehen konnte. Die Betrübnis des jungen Paares wich eben so großem Entzücken, das mit viel Verlegenheit und Verschämtheit gemengt wurde, als der joviale alte Herr darauf bestand, daß selbes die früher unter den Melonen so grausam unterbrochene Umarmung fortsetzen und beschließen solle.

Der Himmel hatte sich ganz geklärt und die tiefgehende Sonne sandte rothgoldenes Licht durch den leichten Duftschleier des Abends. Da fielen vom Eingang, durch welchen das purpurne Roth drang, Schatten in den Raum und in der Thüre zeigten sich einige hagere sonnverbrannte Burschen mit straffen schwarzen Haaren und dichten glanzlosen Bärten. Ihre verwetterte und zerfetzte Kleidung, von welcher die Schnüre und anderer Aufputz, wie eine Klage um entschwundene schönere Tage trübselig herabhängt, zeigt Spuren des Regens und des Marsches durch die morastige Steppe. Auf dem Rücken und in Futteralen tragen sie ihre Instrumente: Geige, Violoncello, Clarinette und Cymbal (Hackebret), denn — es sind Zigeuner, die mit vielen Bücklingen um die Erlaubnis bitten, spielen zu dürfen.

Der Wirth wies die Leute an den Gutsherrn, der voll Freude über das Eintreffen derselben war.

„Hollah!" rief er lustig. „Das ist gut, daß Ihr gekommen seid, nun halten wir Polterabend (Verlobungs- oder Brautabend vor der Hochzeit, den Namen davon tragend, daß dabei in dem Hochzeitshause alles aufgeräumt wird, wobei es denn ohne Gepolter nicht abgeht).

Schnell war den Musikanten ein Eckchen in der ersten Stube eingeräumt, wo sie ein wenig rasten konnten und sich mit Wein und Speise erquickten.

Die Schatten des Abends sanken herab und ein lauer Nachtwind strich über die Fläche, der die Feuchtigkeit des Bodens rasch aufsog und auf seinen Schwingen weitweg zu den finsteren Waldbergen trug, wo sie sich zu Wolken ballte und wieder Regen wurde, der die Bäche schwellte und den Fluß speiste, der träg und immer träger die Ebene durchfloß.

Vom Herde der Csarda aber grüßte weit hinaus in die finstere Nacht ein loderndes Feuer und geschäftige Hände drehten den Spieß, an dem ein junges Lamm — dieser „König aller Braten", wie er von Feinschmeckern mit Recht genannt wird — briet.

Und eben so weit wie der Feuerschein, drang die gellende Musik der Zigeuner hinaus in die Einsamkeit. Unaufhörlich Tact und Empfindung, Tonart und Rhythmus wechselnd, jetzt wehmüthig klagend, dann in übermüthiger Tonfolge vor heller Lust jauchzend, um sofort wieder mit einem raschen Uebergang förmlich peinliche Schmerzensschreie auszustoßen, rauscht die Musik dahin, die den echten Ungar in Entzücken versetzt, auf Jedermann des Eindruckes aber nicht verfehlt. Wenn auch nicht immer angenehm auf das Ohr und das feinere musikalische Empfinden, auf Nerven und Gemüth wirkt diese Musik mit fast unwiderstehlicher Gewalt.

Die Zigeunermusik bietet gar oft Veranlassung, über dieselbe sich eingehender auszusprechen, wie solches bereits von berühmten Musikern z. B. Franz Liszt, Robert Franz u. s. w. geschehen. Eine der reizvollsten mag die nachstehende sein, welche der Maler, zugleich verständiger Musiker, dem Ingenieur, welcher den Tanz in der Csarda aufmerksam beobachtete, zum Besten gab.

Eines Morgens — so sprach er — erzählte man mir von einem Zigeunerlager, welches sich in einem Walde, nahe meinem Aufenthaltsorte, befinden sollte. In kürzester Zeit war ich dahin unterwegs. Schon in meiner frühesten Jugend hatte ich in der Walachei Zigeuner gesehen, diese aber cultivirten die Musik wenig, während man mir von dem musikalischen Genie der ungarischen Zigeuner Wunderdinge erzählt hatte.

Nach einem etwa sechsstündigen Ritt kam ich am Saume des Waldes an, in welchen ich mich sofort ohne viel zu überlegen, vertiefte. Die Sonne begann schon unterzugehen, als mein Pferd nach langem Hin- und Herirren einen förmlichen Freudenschrei ausstieß. Wir kamen an eine Waldeslichtung und hier fanden wir die Zigeuner, Menschen, Thiere, Wägen in buntem Durcheinander. Die rothen Strahlen der sinkenden Sonne übergossen diesen Bivouac (Freilager) mit einem fast magischen Lichte, der Effect des Ganzen war ein wunderbarer. Die Nacht sank herab, alle Farben schwanden. Jetzt flackerte das Feuer auf und warf auf das zunächst Liegende ein zweifelhaftes Licht. Außerhalb des Lagers sah man weder Himmel noch Erde, noch konnte man die Bäume von einander unterscheiden.

Ich hatte den Zigeunern gegenüber den Wunsch ausgesprochen, sie zu hören, aber tiefes Schweigen war die Antwort auf meine Aufforderung. Männer und Frauen lagerten am Boden umher und schlürften von dem Branntwein, den ich aus dem nächsten Dorfe hatte holen lassen.

Plötzlich erklang ein fremdartiger, lang gehaltener Ton, der meine volle Aufmerksamkeit wachrief. Der Ton zitterte wie ein Seufzer aus anderen Welten durch die Luft. Ein zweiter Ton folgte, welcher schauerliche Dinge anzudeuten schien. Nun kam eine Pause, worauf sich eine göttliche, tiefe Melodie mit aller Majestät entwickelte. Die Töne bewegten sich in den verschiedenen Corden auf und nieder und entwickelten sich zu einem Choral von unvergleichlicher Reinheit und Adel der Stimmung. Man fand in denselben wie in den sich brechenden Strahlen der Sterne, Erinnerung an Ruinen, an Gräber, an verlorene Freiheit und Liebe.

Eine neue Pause trat ein und nun erklangen plötzlich Strophen in fast frenetisch-raschem Tempo. Man fand darin wohl das ursprüngliche musikalische Motiv wieder, aber unter einer Myriade (Unzahl) von fremden Noten, welche dasselbe mit transparenten (durchschimmernden), fast prismatischen Fiorituren (dreiseitigen Gesangsverzierungen) umgaben; das Motiv zeigte sich in dieser Umkleidung zumeist in synkopirtem Rhythmus (zusammengezogenen Klangmaß) oder es entwickelte sich auch in frischer und freier Färbung.

Nun wurden die Violinen immer kräftiger und dominirender (vorstechender). Ein förmlicher Schwindel bemächtigte sich der Sinne; ich hatte mich erhoben und beobachtete diese fest und sicher aufrechtstehenden Männer, welche ihre Violinen gegen ihre Brust preßten, als wollten sie all' ihr Herzblut in dieselben überführen; ich folgte den Bewegungen ihrer Geigenbogen, mit denen sie wie indische Zauberer in der Luft umherfuchtelten, kurz ich fühlte mich beängstigt und wollte dieser Musik Einhalt gebieten, als sich, wie durch eine glückliche ungezwungene Eingebung das Anfangs so klagende, fast melancholische Motiv in eine grandiöse, reizend-heitere Melodie umgestaltete.

Die Töne flogen wie sprühende Funken vorüber, um sofort zu verlöschen; eine fast wilde Heftigkeit belebte die letzten Tacte, dann legten die Zigeuner ihre Bögen nieder, um sie bald wieder aufzunehmen, da sie einen begeisterten Zuhörer ahnten. Die Stunden schwanden dahin, die Sterne erschienen in allen Richtungen am Himmel, das Feuer hüllte sich in große Rauchwolken, ich aber hörte noch immer zu. Die Zigeuner sangen von der Liebe und von den Qualen der Liebe; da sah man Thränen und Lächeln, man hörte Jauchzen und Stöhnen, Liebesworte wie Wiegenlieder, nicht minder aber auch das Zischen der Nattern. Allerlei undefinirbare Wünsche, eine nicht zu überwindende Traurigkeit bestürmten das Herz; es war mir, als wenn mein Blut in großen heißen Tropfen aus offenen Wunden herabfallen möchte. Die Musik verstummte, die Männer legten sich nieder, ich aber verließ das Lager mit dem Bewußtsein, eine Kunstgattung von wahrhaft schwindelerregender Conception kennen gelernt zu haben.

Drei Hauptgesichtspunkte bestimmen den Charakter der Zigeunermusik: die im Allgemeinen in der Musik in Europa ungebräuchlichen Intervalle (Tonabstände), der vorzugsweise sozusagen zigeunerische Rhythmus in derselben, ihre orientalischen Fioritnren. Die Zigeuner nehmen in den Moll-Tonarten die vermehrte Quart (vierter Ton vom Grundton), die verminderte Sext (sechster Ton) und den vermehrten Septim (siebenter Ton)-Accord. Durch diese oftmals hervortretende Vermehrung der Quart erhält die Harmonie etwas so Kühnes und einen oft beunruhigenden fremdartigen Charakter. Der civilisirte davon überraschte Musiker sieht Anfangs darin nur falsche Noten und ruft aus: „Das wäre schön, wenn es gut wäre, aber die Regeln, die Regeln!"

Die Rhythmen haben zum Gesetz, eben kein Gesetz zu haben, der Ueberfluß an Rhythmen ist unberechenbar. Die Zigeuner gehen von einer Ton- und Tactart in die andere durch so glückliche Combinationen über, daß man sich von den seltenen Schönheiten, die aus dieser rauhen Quelle entspringen, kaum einen Begriff machen kann. Was die Fioritnren anbelangt, welche die Zigeuner in ihrer Musik anbringen, sie bieten dem Ohr dieselbe Ueberraschung, welche die maurische Architektur dem Auge bereitet; die Erbauer der Alhambra (maurischer Königspalast in Granada) zeichneten auf jeden ihrer Mauersteine ein feines graziöses Gedicht; die Zigeuner zieren jede ihrer Noten mit einem Melodienbild, mit glänzenden Broderien (Auszierungen).

Bis hieher geht Alles gut. Man kann bis zu einem gewissen Punkte den Mechanismus der widersprechenden Effecte, der bizarren Reliefs (erhabene Arbeit) erklären; wie aber soll man es beschreiben, wenn das Gefühl den Zigeuner hinreißt, wie das mysteriöse Ebenmaß, welches in dieser Kunst ohne Disciplin vorherrscht, wie überhaupt hier das Gleichgewicht herstellen zwischen der Form und Empfindung? Hier stehen wir vor einem Genie, welches in sich selbst seine unerklärliche Gewalt trägt und welches die Wissenschaft und der Geschmack vergebens verleugnen.

Seit meiner Rückkehr aus dem Walde wurde ich unaufhörlich von der Erinnerung an das Volk aus Egypten verfolgt. In meinen Träumen sah ich die

Zigeuner mit ihrem gelben Teint, mit der Energie ihrer Physiognomien, ich hörte ihre unvergeßlichen Gesänge, ihre stolzen und doch so beredten Melodien; Farben und Töne verschwammen in einander — ich erwachte, ich durchstreifte die ganze Gegend um eine Zigeunerbande zu finden.

Endlich habe ich Zigeuner bei einem Feste im Tolnaer Comitat wiedergefunden. Das Diner war endlos, die Weine superb. Man aß und trank mit Hingebung, der Kaffee wurde auf der Terrasse des Schlosses genommen. Der Himmel hatte an diesem Abend eine rosa angehauchte, lichtblaue Färbung; die Felder dehnten sich bis in die Unendlichkeit aus und schienen wie mit einem mattgoldenen Tuche überdeckt; weiche Gebirgsketten begrenzten schließlich den Horizont, ich aber übersah das Alles, ich dachte nur an die eben angemeldeten Zigeuner und versenkte mich in alle nur erdenkbaren Träumereien.

Der Ton einer Cymbal weckte mich aus demselben. In diesem Augenblicke näherte sich die Gräfin Karolyi, welche bei keinem Feste fehlt, und rief mir zu: „Farkas Miska mit seiner Bande ist da!“ — Ja, es war Farkas Miska, der Zigeuner der ungarischen Aristokratie, welche ohne ihn kein Fest veranstaltet. (Bild Seite 265.)

Das Concert, welches derselbe uns gab, begann mit dem „Szotat“, dem ungarischen Nationalgesang, Michael Vörösmarty's, ein Meisterwerk an Stil, Adel, Kraft und voll von jener eigenthümlichen Melancholie, welche hier alle Musik durchdringt. Rauschender Beifall lohnte die Musiker. Als die Nacht hereinkam, lud man die Truppe ein, Erfrischungen zu sich zu nehmen. Farkas Miska kam in den Saal herauf. Er war damals ein Mann in den Vierzigen, sehr groß, sehr mager und entwickelte in seinem Benehmen viel Würde. Sein Teint ist bronzefarbig, seine Gesichtszüge sind gebieterisch und milde zugleich, seine Augen sehr schön. Ich beobachtete den Mann mit aller Aufmerksamkeit. Er ging stolz, gemächlich, stumm durch die Menge, welche das Schloß zu füllen begann. Mehrere Personen sprachen ihn an; er blickte fremd zu ihnen auf und setzte, ohne weitere Antwort zu geben, seine Promenade fort.

Nachdem er auf diese Weise einige Touren durch den Saal gemacht hatte, bemerkte er die Gräfin Karolyi, ging auf dieselbe zu und redete sie an. Ich näherte mich rasch der Gruppe und fragte den Zigeuner, wie es komme, daß er lieber mit der Gräfin rede, als mit den übrigen Gästen. Er betrachtete mich eine Weile und antwortete dann:

„Van lelke!“ (Sie hat eine Seele), fügte jedoch hinzu: „Te is!“ (Du auch). Hierauf verließ er uns. Ich fühlte mich sehr geschmeichelt.

Kaum hatte der Maler seine Erörterung beendet, als neuerdings ein Csárdas durch das niedere Gemach brauste. Der lebensvolle alte Gutsherr sprang auf und tanzte selbst mit der Braut. Wohl hielt sein Athem nicht seinem Enthusiasmus Stand und er trat seine Tänzerin bald dem flinken Pista ab; die anderen Bursche schwenkten die Mägde lustig herum und der improvisirte Ball war fertig — welche Sorte von Tanzunterhaltungen, wie männiglich weiß, stets die amüsantesten sind.

„Sie sind da gerade recht zu einem Stück echten Pusztalebens gekommen,“ sagte der Maler zum Ingenieur.

„Jawohl,“ erwiderte dieser kopfnickend, „und ich begreife immer mehr die Poesie dieses Landes; kann mir auch jetzt gut erklären, daß dessen Kinder so sehr daran hängen und es auch auf Andere einen so großen Reiz ausübt.“

Nur eine kurze Zeit blieb mehr für den Schlaf, denn man wollte zeitig am Morgen aufbrechen.

Mit den ersten Strahlen der Sonne standen die Gefährte bereit und man nahm herzlichen Abschied, viele Versprechungen zu Besuchen und baldigen Zusammenkünften austauschend.

Schon saß der Ingenieur im Wagen und Pista, dessen Hut von der Hand Ercsi's mit Bändern und Blumen geschmückt war, wollte sich gleichfalls aufschwingen, als der Herr von Dérékvár rasch noch einmal die Hand des jungen Mannes faßte.

„Aber nicht wahr," fragte er feuchten Auges, „es ist doch schade um — die Puszta, wie sie war und ist?"

„Das, was ihr höchster Reiz ist," antwortete der Ingenieur, „die Vortrefflichkeit und Liebenswürdigkeit der Bewohner, wird ihr auch nicht genommen werden und wenn auch jede Klafter Bodens ausgenützt ist. Es ist eine traurige Lüge, daß die Cultur den Menschen weniger gut macht; — nur hat sie leider nicht die Macht, alle Schlacken aus seinem Wesen zu verbannen. Die Puszta von Einst wird der Puszta der Zukunft ein reiches Erbe hinterlassen."

Nach verschiedenen Richtungen fuhren die Wägen in den sonnenhellen Morgen hinaus. Der Ingenieur summt einige Tacte aus einem Csárdás vor sich hin, und daß Pista kreuzfidel ist, bedarf keiner Erwähnung. Es ist dies seine letzte Fahrt, bevor er Ercsi heimführt und seine Stelle beim guten alten Herrn von Dérékvár antritt. Es gab fürwahr ein schönes Brautpaar. (Bild Seite 257.)

Da deutet Pista mit der Peitsche auf ein paar Gestalten, die sich langsam am Horizont fortbewegen. Es sind die vier Zigeuner, die in der pfadlosen Steppe weiterziehen, das echte Orchester der Puszta und seiner Nomaden. Ueber dieser Erscheinung versinkt der junge Ingenieur wieder in sein Nachdenken über die eigenthümliche Natur dieses Landes und seiner Bewohner, und während sein Gefährte lustig dahinrollt, wie die rastlose Zeit, hängt er Gedanken nach über die Puszta, wie sie war, wie sie ist und — wie sie sein wird!

Aus dem siebenjährigen Kriege.

1. Ein ertränktes Silberbergwerk.

Zu dem Kampfe mit dem mächtigen, so feindlich gesinnten Nachbar Friedrich II., König von Preußen, brauchte die Kaiserin Maria Theresia (Bild Seite 280), vermählt mit Franz I. (Bild Seite 281) Geld, viel Geld, und daß sie somit alle Hilfsquellen flüssig machen wollte, kann ihr nicht im mindesten verargt werden. Eine solche Quelle boten die verschiedenen Bergwerke, in erster Reihe natürlich diejenigen, welche Edelmetalle lieferten. Oesterreichs Berge sind überhaupt unter allen europäischen am reichsten ausgestattet; seine Mittelgebirge enthalten außer Platina alle übrigen ganzen und halben Metalle; manche besitzt es einzig, andere in hoher Vollkommenheit; das Tellur- (Antimon ähnliche) Erz, das die Karpathen einschließen, hat selbst Amerika nicht aufzuweisen.

Siebenbürgen ist das wahre Eldorado (Goldland), wo nicht nur viel ergiebige Bergwerke in Arbeit stehen, sondern auch die Flüsse und Bäche, selbst diejenigen, welche durch Regenwasser entstehen, Gold führen. Der siebenbürgische Goldbau soll schon über 2000 Jahre bestehen. Vorzüglich gesegnet ist auch das Mineralreich Ungarns, der Steiermark, Kärntens und Böhmens; unerschöpfliche Silberadern hat das nördliche Ungarn; Kupfer, außer England, mehr als irgend

ein Land, Südungarn; Zinn, Böhmen; Blei, Kärnten; Eisen und Stahl, Steiermark; Quecksilber Friaul; Zinnober, Krain; Galmei, Kärnten; alle übrigen Halbmetalle und viele edle Steine, Böhmen, Ungarn und Siebenbürgen; Salz macht den Reichthum Galiziens, Siebenbürgens, Tirols, Salzburgs und des Landes ob der Enns aus.

Der Bergbau ist im Oesterreichischen alt und von jeher mit Vorliebe betrieben worden; seine höhere Vervollkommnung beginnt indes erst mit der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Aus dieser Periode stammt nun die Begebenheit, die nachstehend erzählt werden soll.

In der oberen Steiermark zwischen Unzmarkt, Judenburg und Rottenmann liegt der landesfürstliche Markt Zeiring. Seine von der Commercial-Tauernstraße abseitige versteckte Lage in einer engen Gebirgsschlucht drang jedem Fremden, der sich dahin verirrte, die Vermuthung auf, daß diese Vereinsamung durch eine wichtige Ursache bei Erbauung des Marktes veranlaßt worden sei. Diese Ursache war das alte, durch seinen reichen Gehalt berühmte Zeiringer Silberbergwerk. Die Zeit der Auffindung dieser Silbergruben ist unbekannt und soll, nach dem Urtheile mehrerer Bergkundiger, noch in die Periode vor Christi Geburt fallen. Wenigstens waren selbe zur Zeit der Römerherrschaft schon im Betriebe und mehrere aufgefundene römische Denkmäler (im Joanneum zu Graz befindlich) liefern darüber unzweideutige Beweise. Die alte Pfarrkirche zur heiligen Elisabeth wies die Jahreszahl 1111 und ihre dem damaligen Zeitgeiste angemessene Bauart rechtfertigte dieses hohe Alter; die neue Pfarrkirche zum heiligen Nicolaus wurde im Jahre 1365, und zwar der Sage nach an jener Stelle erbaut, wo sich in dem verfallenen Bergwerke hundert Klafter tiefer die Bergcapelle befunden hat, von deren Reichthum sich noch bis heutigen Tages manche Gerüchte fortgepflanzt haben. So sollen z. B. in derselben die zwölf Apostel in Lebensgröße von massivem Silber vorhanden sein.

In der That muß der Betrieb dieses untergegangenen Bergwerkes ungeheuer gewesen sein, wenn man nur die vorhandenen Massen von Schlacken, die Menge von alten Stollen und riesenhaften Zechen (Gesellschaftsfelder) an den höher gelegenen Gegenden, alle mit dem Meißel und durch Ausheizung bearbeitet, berücksichtigte, abgesehen von den unzugänglichen Schachten und Gruben unter dem Markte, welche das eigentliche Bergwerk bildeten. Im Markt Zeiring, oder nach der damaligen Schreibart „auf der obern Zeyring", befand sich das Münzamt und das Bergamt; im ersteren war der sogenannte „Herreneingang", durch welchen man mittels einer steinernen Wendeltreppe in die Gruben einfuhr, welchen Eingang erst im Jahre 1788 der damalige Besitzer zumauern ließ. Von den „auf der obern Zeyring" geschlagenen Münzen, besonders aus den Zeiten der Markgrafen aus dem Hause Traungau sollen in mehreren Münzcabineten noch Exemplare vorhanden sein.

Der Untergang dieses Bergwerks erfolgte im Jahre 1158 unter dem Markgrafen Ottokar V. aus dem Hause Traungau, dem selbes als Landesfürsten der Mark Steyer gehörte. Alle in den Gruben arbeitenden Bergleute gingen zugrunde. Nach allen Vermuthungen und bisherigen Erhebungen dürfte ein großer unterirdischer Wasserbehälter (unterirdischer See) abgebaut (Scheidewand weggebrochen) worden sein, wodurch sich das Wasser augenblicklich in alle Gruben ergoß und die Arbeiter ersäufte. Wenigstens wurden alle dahinführenden Schachte mit Wasser gefüllt, das ungeachtet aller mehrmals angewandten Versuche nicht gehoben werden konnte.

Am thätigsten wurde zur Wiederherstellung dieses reichen Schatzes der oberen Steiermark unter der Regierung Kaisers Maximilian I. zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts gearbeitet. Dieser Monarch hielt sich selbst längere Zeit

unweit Zeyring im damaligen Schlosse Hein- oder Hahnfelden auf, um die Arbeiten zu besichtigen und zu betreiben, jedoch fruchtlos. Eine alte, aus dieser Zeit stammende Inschrift im genannten Schlosse, in der sogenannten „Königsstube" stimmt mit obiger Angabe völlig überein und bestätigt den ehemaligen ungeheuren Betrieb dieses Werkes. Sie lautet:

„Als nach Christi Geburt die Zall
Ain Tausent man schrib überall,
Fünffhundert und Sechß darneben,
Wardt diesem Sitz der Nam gegeben
Hanfelden von Maximilian,
Römischer König Lobesam,
Dem erste diß nam auß Oesterreich,
Dem Purkhfridt (Burgfrieden) gab er auch zugleich,
Und thett in der Stube Residiren,
Wie er in Grueben wolt ausfüren,
Daß Waßer von Perkhwerkh Zeyring,
Welcheß ertränkhet hat gächling
Vil hundert Knappen auf einmal,
Die Gotteß Zorn hat bracht zu Faal.

Wegen irß großen übermuett,
Der laider Ja nie thuett kain guett,
Bald wurdn Vierzehnhundert Frauen
Zu Wittibn mit großen trauren,
Vor dreyhundert Achtvierzig Jarn
Hat man solchen Jamer erfarn,
Daß Perkhwerk biß auf diese Stundt
Niemand wider erhöben kunt,
Obwohl Koniklich Maiestatt
Sambt andern Gwerchn (Gewerken) viel angewendt hat,
Von Zeit diß löbliche König an
Den Nam der Königstuben ich gewan,
So leb Oesterreich du Edls Hauß
Und thail vil gab und Freihait auß.
Dein Treuen Dienern und Landtleuttn,
Wie du hast thon zu allen Zeittn,
Drumb bistu billich ruemanß werth,
Vor vil Königc und Fürsten geehrt."

Vierzehnhundert Frauen also wurden durch den Wassereinbruch zu Witwen; wie groß muß die Anzahl der verunglückten Arbeiter gewesen sein, wenn man eine verhältnismäßige Zahl der umgekommenen ledigen Knappen und der Arbeiter bei den äußeren Werken hinzuschlägt? In Bezug auf die in der Inschrift der Königsstube enthaltenen Andeutung, die Ursache des Unglücks betreffend, wird die mündliche Ueberlieferung in der nachstehenden Erzählung zum Ausdruck gebracht sein. Zu erwähnen ist noch vorher, daß nach Maximilian I. von verschiedenen Regenten mehrere Versuche zur Entleerung der Gruben vom Wasser gemacht wurden, doch immer vergebens. Der bedeutendste Kosten- und Kräfteaufwand, von dem man weiß, erfolgte unter der Regierung der Kaiserin Maria Theresia und ihres Gemahls Franz I. (Bilder Seite 280 und 281), bei welcher Gelegenheit sich die nachfolgende Begebenheit abspielte.

An einem kalten regnerischen Tage Anfangs der 1750er Jahre zog ein Knappe der nahen Bleibergwerke gegen den Markt Zeiring im Judenburger Kreise der Steiermark. Der junge blasse Mann schien des bösen Wetters wenig zu achten; er schritt zögernd einher und blieb wohl gar zuweilen stehen.

„Es ist vergebens," sprach er, trübe gesinnt. „Der reiche Pfleger wird mir seine schöne Tochter nie zum Weibe geben. Mag ich mich zu Tode plagen, mit dem Fäustling Hammer ist Afra nicht zu erringen."

Sinnend rieb er sich die Stirne; doch plötzlich hielt er inne.

„Ich hab's!" rief er freudig. „Thor, der ich war! Sie liebt mich und wird mir treu bleiben. Nicht länger will ich im finstern Schacht nach Silbererzen spähen, sondern hinziehen und mit den Kriegern meiner Kaiserin fallen, oder aus dem Felde reich an Ehren heimkehren. Oh, ich habe die holde Maria Theresia und den stattlich schönen Franz schon einmal gesehen, die Truppen musternd, herrlich zu Pferde. Wie dachte ich mir damals, es wäre ein Glück, von den allerhöchsten Herrschaften in Reih' und Glied betrachtet, vielleicht gar gelobt zu werden.

Also frisch auf!

Ist mir das Glück günstig, so kann mir die Hand der Theuren nicht entgehen."

Hastig schritt er vorwärts und trällerte nun froher gestimmt ein altes Reiterlied. Es war schon ziemlich dunkel, als er den Marktflecken erreichte.

„Wollt Ihr heute nicht bei mir einsprechen, wackerer Benedict?" rief der Wirth dem Knappen zu. „Immer herein, guter Freund!" sprach er, indem er mit dem Kienspan die Flur beleuchtete.

Benedict trat in die Stube. Nur einen Gast traf er dort. Der freundliche Wirth setzte sich mit seiner alten Mutter zu Tische, wozu man auch den Knappen bat. Doch dieser spürte wenig Lust zum Essen.

„Ihr seid heute so seltsam," sprach der Wirth wieder, „so still und ernst gestimmt, als ob Ihr morgen Liebchen und Freunde verlassen und in den Krieg ziehen solltet. Wisset, daß heute der Stern des Heils für Zeirings Bewohner aufgegangen ist. Maria Theresia, die gütige Kaiserin und Landesmutter, hat sich unserer gnädig angenommen. Es sind, während Ihr im Berge fleißig gehämmert habt, gelehrte Bergmänner hier eingetroffen, welche den Befehl haben, unsere verwässerten Silbergruben zu entsumpfen und jenen glänzenden Wohlstand, der einst in diesem Thale geherrscht hat, herzustellen. Bald werden die reichen Adern aufgefunden sein."

„Das gebe Gott!" rief Benedict mit Wärme. „Aber — es zeigt sich wenig Hoffnung dazu."

„Ei, warum denn nicht?" forschte der anwesende fremde Gast.

Benedict seufzte tief und schwieg, denn er gedachte seiner eigenen zahllosen mißlungenen Versuche. Der muntere Wirth dagegen gab die Hoffnung nicht auf, sondern setzte ein Krüglein des besten Luttenbergers auf den Tisch und nöthigte die beiden Gäste zum Bescheide mit den Worten: „Diesen alten Goldfärbigen wollen wir auf das Wohl der kaiserlichen Bergleute leeren."

Anfänglich stimmten Beide nicht in des Wirthes Fröhlichkeit, doch währte es nicht lange und Benedict wurde mit dem schmucken Fremden vertrauter. Es entspann sich bald unter den Männern ein eifriges Gespräch über den anzuhoffenden Bergsegen. Immer froher wurden die Gemüther, es belebte sich die Unterhaltung, welche der fein gebildete Schichtenmeister — denn das war der Fremde — nun fast ganz allein fortgesponnen hatte. Benedict erlangte jetzt auch die Ueberzeugung, daß der Schichtenmeister in Bergsachen große Kenntnisse besitze und begann die Hoffnung des Wirthes zu theilen.

„Hm, schwer halten wird es allerdings," sprach der kaiserliche Schichtenmeister, „die Wassermenge aus den Gruben zu bringen, doch kann die Anwendung

von Saugewerken, Haspeln, Heckeln und zwei Wasserrädern nicht fruchtlos bleiben. Es wird unserem Fleiß gelingen, den Bewohnern dieses Thales jene längst entschwundenen silberreichen Tage zurückzugeben. Ich möchte nur vorerst die wunderbaren Sagen hören, welche sich hierorts aus jenen Zeiten über diesen verlassenen Bergbau erhalten haben sollen."

„Da ist meine Mutter," entgegnete der Wirth, „sie wird Euch diese mit vieler Umständlichkeit erzählen."

Die gute Frau, welche wohl bei siebenzig Jahre alt sein mochte, hatte sich bisher nicht in das Gespräch gemengt und doch nahm niemand so großen Antheil an den Geschicken des gesunkenen Bergwerkes von Zeiring, als sie. Freundlich blickte sie dem Schichtenmeister in's Antlitz, ließ sich nicht zweimal bitten, sondern erzählte das Folgende:

Einst beherrschte das Zeiringerthal und die herumliegenden Berge ein mächtiger Graf oder Fürst, welcher sich von Zeiring oder Zähring nannte. Auch die Silbergruben, welche damals an reicher Ausbeute nicht ihres Gleichen im Lande hatten, waren sein Eigenthum und es fanden wohl bei dreitausend Menschen hier ihr reichliches Auskommen. Der Fürst aber weilte nur selten in der Heimat, er zog mit dem Kaiser in's Feld und blieb in der Schlacht gegen die Wälschen (damit nicht Italiener, sondern Fremdländer überhaupt gemeint). Seine Frau wollte nicht mit ihrem Söhnchen hinter den Bergen wohnen und bestellte sich daher einen Pfleger (Herrschaftsverwalter) auf dem nahen Schlosse Hahnfelden. Dieser sollte den Bergbau leiten und die gemachte Ausbeute der hohen Frau senden. Er kam aber seiner Pflicht nur schlecht nach, überließ sich dem Trunke, spielte um hohes Geld und theilte das Silber mit den Knappen, welche nun ganz entzügelt, immer sittenloser wurden und ihrem Pfleger in allen Lastern nachahmten. Vergebens schickte die Fürstin manchen Boten, um die Bergarbeiter zur Pflicht zurückzuführen; der rohe Haufen hatte zu gehorchen längst verlernt; immer toller, wüster und ausgelassener wurde das Treiben der bösen Gesellen.

„Die Fürstin mag sich ihr Silber anderswo holen, der Berg von Zeiring ist unser Eigenthum," sprach einst beim nächtlichen Zechgelage der berauschte Huthmann (Aufseher über die Bergwerksgeräthschaften) zu ihnen.

„Ja, der Berg ist unser!" brüllte der trunkene Haufe.

„Versündiget Euch nicht an Gott, welcher die Störung der alten Ordnung strenge bestraft," so sprach der Ortspfarrer, welcher mittlerweile gekommen war, um die Schreihälse an das Heimgehen zu mahnen. „Gedenkt, daß Ihr Menschen seid und gehet friedlich heim, damit Ihr nicht den gerechten Zorn des Himmels auf Eure Häupter herabflucht!"

Da sprang der wilde Huthmann schnell vom Tische weg, ergriff den greisen frommen Diener des Herrn und schleuderte ihn hinaus zur Thüre auf die steinigte Straße, daß er weit hinkollerte.

„Der Höchstgütige möge nicht in seinem Grimme mit Euch zu Gerichte gehen!" wimmerte der Greis, wischte sich das Blut von den Silberlocken und wankte fort.

Derlei Auftritte ergaben sich in jenen Zeiten des frechsten Uebermuthes fast täglich. „Glück auf!" riefen die bösen Bursche und förderten des blanken Silbers reichhaltigste Stufen (Abschläge) zu Tage. Nicht gewöhnliches Tuch oder Loden genügte mehr den eitlen Bergleuten, sie kleideten sich in feinste Stoffe; das Bier war ihnen längst zu schlecht, kostbare Weine wurden herbeigeschafft; der Lämmerbraten vermochte nicht mehr den Gaumen der Lecker zu reizen, sie holten sich als kecke Diebe das herrlichste Wild aus fremden Wäldern, fischten eigenmächtig in den Bächen nach der köstlichen Forelle und verübten ungestraft jeden Frevel. Immer aber währte noch Gottes Langmuth, immer noch der reiche Bergsegen.

Ein armer Krüppel zog durch die Gasse daher. Die Knappen saßen wie gewöhnlich in der Zechstube und sangen Schandlieder.

„Da herrscht Ueberfluß und Freude, da finde ich sicher mitleidige Menschen!" dachte der Bettler und hinkte zur Thüre herein.

„Guter Alter," sprach der böse Huthmann, „es soll Dir eine Gabe werden, welche Dich lebenslang an die lustigen Knappen von Zeiring erinnern wird," und kaum traute der Bettler seinen Augen, als der Huthmann einen Silberklumpen, wohl fünf Pfund schwer, ergriff und mit den Worten: „Der wird Dein Eigenthum, Alter!" hinausging zum Feuerherd. Bald erschien er wieder; sein verzerrtes Antlitz erglänzte dunkelroth in teuflischer Schadenfreude.

„Nimm hin das Geschenk der fröhlichen Bergleute!" höhnte der Bösewicht und goß dem wehrlosen Krüppel geschmolzenes Silber in die Hände, daß er im gräßlichen Schmerze wild aufschrie und die schlechten Gesellen verfluchte.

Die Knappen hörten ihn vor wüthendem Gelächter nicht. Er ging hin und streckte die mißhandelten Hände hoch empor, als ob er die Rache des Himmels über die Schuldigen aufforderte.

„Laßt uns das Kegelspiel beginnen," sprach der Huthmann. Vergebens meldete der Wirth, daß in der Kirche die Vesper gehalten werde; es war am Pfingstsonntag, was aber den Verruchten gleich galt. Sie gingen hin und spielten um blanke Silberstücke das geräuschvolle Kegelspiel.

Da schlich, gestützt auf den Krückenstock, ein altes Weib zur Kirche; ihr kleiner Enkel begleitete sie. Das gute Mütterchen hatte kein Brot für den Liebling ihres Herzens, während die Knappen mit silberner Kugel nach gleichartigen Kegeln warfen. Das Spiel gefiel dem Kleinen, ihm behagte der Lärm, er vergaß dabei des Hungers und lachte kindlich, wenn die Kugel in den Reihen herumrollte. Längst hatte der Huthmann den Knaben bemerkt und sann auf einen Streich, womit er die gottlose Rotte belustigen wollte.

„Schönes Spiel, das Kegeln!" höhnte der Böse zu dem Knaben, ergriff ein langes Messer und schnitt dem armen Kindlein mit der Geschicklichkeit eines Henkers das holde Lockenköpfchen vom Rumpfe. „Nun ist der Wurf an mir!" sprach der Gräßliche und schleuderte das blutige Haupt in die Kegel.

Schaudernd standen die Knappen da, es erstarrte das Mütterchen; ihr Gesicht verrieth nicht die schmerzlichen Zuckungen eines verwundeten Herzens. Endlich sah man aus den Regungen des Hauptes, daß das Bewußtsein zurückgekehrt sei. Sie las das theure Haupt vom Boden auf und liebkoste es. Da stand sie zitternd und blickte dem Frevler mit gespenstiger Unheimlichkeit in das Gesicht, daß er blaß wurde.

„Gebt mir meinen Enkel!" stöhnte sie. Und als Alle schwiegen, nahm das Weib den Rumpf ihres gemordeten Lieblings und sprach, das erstarrte Gesicht gen Himmel wendend, mit lauter Stimme: „Glückauf — und nie mehr Glückauf!" — Darauf streute sie noch unter den gräßlichsten Verwünschungen über die Knappen ihren mit Erbsen gefüllten Bettelsack auf die Kegelstatt aus und entfernte sich dann mit der Leiche des Kleinen.

„Warum glotzt Ihr so furchtsam in die Luft?" schrie der Huthmann. „Kommt, wir wollen trinken, und uns den Knaben mit seiner häßlichen Großmutter in den Armen flinker Mägde aus dem Sinne schlagen."

Längst war es Mitternacht und noch immer zechten die sittenlosen Säufer. „Es ist genug, Freunde!" sprach der Pfleger, „geht an das Werk und fördert feines Erz aus den Gruben." Da verließen die trunkenen Knappen die Schänke. „Ich möchte heute fast lieber zu Hause bleiben," meinte der Huthmann. — „Um den Kindern mit dem Messer an den Leib zu gehen?" höhnte der Pfleger, ihm in's Wort fallend. „Höret, Freund Huthmann, ich sollte wohl den Schergen herabschicken und Euch festsetzen lassen!"

Da schritt der Bedrohte vorwärts. Wohl riefen die Knappen beim Einfahren die freudige Bergmannslosung „Glückauf!“ — doch heute klang sie hohl, als wäre sie Todtengesang. Da stiegen über vierzehnhundert Bergknappen in die Nacht des Silberschachtes hinab, um nie wieder emporzukehren. Allmählig verschwanden die Grubenlichter, nur der Huthmann und der Pfleger weilten noch an der Tagesöffnung. Jener begann: „Sonderbar, ich möchte heute so gerne mein Weib und Kind sehen und herzen, bevor ich einfahre!“ Doch der Pfleger schob den Zaudernden mit kräftiger Faust in den Schacht — Alle ruhten bald für immer in der Tiefe! Jene Nacht des Jahres 1158 hatte viele hundert Eheweiber zu Witwen gemacht. Es wurde der gesegnete Silberschacht zum Teich, es brachen sich aus unbekannter Tiefe die Gewässer eine furchtba e Bahn und ergossen sich verheerend über die besten Erzgänge, nur halbtaubes Gestein erübrigte. Der Einzige, welcher die traurige Begebenheit an's Tageslicht förderte, soll ein frommer, aber ganz gehörloser Knappe gewesen sein, welcher ungeachtet seines Uebels das Sausen und Einbrechen des Wassers vernahm und daher Zeit gewann, sich zu retten, während seine Kameraden nichts hörten, obgleich er sie darauf aufmersam machte. Der Fluch der Bettlerin soll so viele Jahre währen, als dieselbe Erbsen auf der Kegelstatt ausschüttete, und noch heute zweifelt kein Bewohner jener Gegend an der Wiedereröffnung der Gruben, wenn einmal die verwunschenen Jahre abgelaufen sein werden.

An die vorstehende Sage knüpft sich eine zweite, die von den Silbernen Buben im uralten Erzberg bei Passail mit dem Engthal der Raab am Fuße des Gösers, dessen malerische wildromantische Felsengruppen, Waldpartien u. dgl. viele auffallende Eigenheiten aufzuweisen haben. Das einsame, von aller Welt abgeschlossene Dörfchen Erzberg liegt in einem engen, aber nicht unfreundlichen, von Hochwäldern und grotesken Kalkfelsen umgürteten Thal und besteht aus einigen netten weißgetünchten Häuschen und einem lieblichen Kirchlein, dessen rother knaufloser Thurm ungemein friedlich und harmlos zum blauen Himmelszelt emporlugt. Im Norden thront auf einem steilen Hügel die Trümmerburg Stubeck und dräut gespenstig finster in das Thälchen herab. Hie und da sind in den frischgrünenden Bergwiesen Stollenthüren angebracht, welche dem Namen dieses Ortes einige Bedeutung geben sollen. Das Kirchlein St. Jakob hat keine Sehenswürdigkeiten aufzuweisen, auch findet man auf dem Friedhofe weder Prunkmale noch berühmte Namen; vor vielen Jahren bestand hier eine eigene Pfarre, doch war dieselbe so kümmerlich dotirt, daß es der Vogtherr Graf Stubenberg zweckdienlich fand, sie mit dem Kirchspiel von Passail zu vereinigen.

Der Ort Erzberg ist uralten Ursprunges. Schon vor sechshundert Jahren besaß der bischöfliche Stuhl von Seckau hier Zehente und Erbholden; doch hat Wulfing von Stubenberg, zwar noch puer (unvogtbar), aber voll Muth und Kriegslust, sich einen Theil dieses Zehentrechtes mit Gewalt zugeeignet, aber Friedrich der Streitbare, ein so oft verkannter, heißblütiger, aber großer Regungen fähiger Fürst, beschützte des Bisthums gerechten Anspruch. Ueber die sehr alten Silbergruben daselbst ist nichts Bestimmtes bekannt, doch geht die Sage, daß dieses Bergwerk sehr alten Ursprunges sei, und daß das Haus Stubenberg aus dieses Bergwerks einst reichlich gesegneten Gruben jene Mittel seiner Macht und Größe bezogen habe, durch welche dieser Dynastenstamm der erste und mächtigste der Heimat geworden.

In diesem friedlichen stillen Thale schöpften die altberühmten Stubenberg aus des Ueberflusses und des Reichthumes Zauberborn; hier haben sie zu ihren Münzen, welche zu prägen sie das Recht hatten, das Silber ausgebeutet und nur durch den Segen dieses nun tief gesunkenen Erzberges war es ihnen möglich geworden, dem trotzigen Ottokar von Böhmen zu widerstreben, sich zu erdreisten,

gegen die Macht des herrlich emporblühenden Hauses Habsburg unter Albrecht und seinem Minister Heinrich von Admont bewaffnet den Arm zu erheben, sich mit dem gereizten Helden Baumkircher, mit dem Hause Luxemburg gegen Friedrich den Schönen, mit dem Winterkönig Friedrich von der Pfalz zu verbinden; hier aber erhielten die Stubenberg auch jene unentbehrlichen Mittel, wodurch sie in die angenehme Lage kamen, jene zahllosen Dienste dem Vaterlande zu leisten, welche die Geschichte verzeichnet hat.

Als die Silbergruben von Zeiring, durch die schweren Frevelthaten der Knappen den Segen des Himmels verloren hatten, verließen diejenigen wenigen Bergarbeiter, welche dem schrecklichen Strafgerichte dadurch entronnen waren, daß sie sich einestheils von den wüsten Gelagen der Bösen ferngehalten, anderntheils eben krank daniederlagen, das Thal, wo einst Reichthum, Ueppigkeit und Frohsinn, nun Armuth und Kummer herrschten. Sie wollten in der Fremde Arbeit suchen, denn in Zeiring war ihnen der Hungertod gewiß. Einige fanden in den gesegneten Salzhallen von Aussee, andere bei den berühmten Eisengruben zu Vordernberg wieder Beschäftigung und Brot.

Nur Jakob, ein wohlgemachter Junge voll Feuer, Unternehmungsgeist und Vorliebe für das Bergwesen, begab sich südwärts und gelangte in das stille Thal am Fuße des Gösers. Obwohl er sich hier nicht heimisch fühlte, so verbot ihm doch seine wankende Gesundheit, die ihn ja gerade vor dem Zeiringer Unglücke bewahrt hatte, weiter zu ziehen.

Der arme Geselle war sehr betrübt, weil er nun nicht mehr in den Schacht fahren und die Schätze der Gnomenwelt zu Tage fördern sollte. Zwar ging unter den armen Thalbewohnern seit langer Zeit die Sage, daß in des Gösers undurchforschtem Bauche die reichhaltigsten Silberadern verborgen seien; doch waren bisher alle Versuche, den Berg zu belegen (mit Arbeitern zu versehen) fruchtlos geblieben. Auch Jakob wollte sein Heil versuchen und durchirrte die finsteren und feuchten Grubengänge des verfallenen Bergwerks; aber das Glück war nicht günstig. Schon längst hätte er diese Gegend verlassen, wenn er die schöne Susanna, des Pflegers Töchterlein, nie erblickt hätte; aber man weiß aus Erfahrung, wie Schalk Amor mit armen Leuten oft arges Spiel treibt und so schoß er einen Feuerpfeil in das Herz des mittellosen Bergmannes, der wohl nie hoffen durfte, sein holdes Liebchen zu freien, denn der Pfleger war stolz, hochadelig und reich. Aber Susanna liebte den wackeren Jüngling mit allem Jugendfeuer und würde auch dem schmucksten Grafen die Thüre gewiesen haben, wenn er sich erdreistet hätte, mit ihr von Liebe zu sprechen.

Eines Abends saß Jakob vor der Thüre eines Landhauses, wo man den armen aber freundlichen Fremdling gastlich aufgenommen hatte. Es rauschten die krausen Wellen der Raab so friedlich an den Erlenbüschen und blühenden Matten dahin, es sang der Fink ein Abendlied und hell erglänzten des Gösers seltsam geformte Hörner. Jakob seufzte laut und überließ sich ganz den melancholischen Gefühlen, welche gewöhnlich eine Folge hoffnungsloser Liebe sind und so schwer auf dem Herzen lasten. Da fiel sein Blick auf ein felsenumrammeltes grasiges Plätzchen am jenseitigen Flußufer. Welch' sonderbares Schauspiel entwickelte sich vor seinen Augen!

Eine Schaar seltsamer Männlein tummelte sich auf der bethauten Fläche umher, sie glänzten hell, als wären all' ihre Kleider aus blankem Silber, auch klangen die Stimmen dieser seltsamen Wesen gar fremdartig und hell wie Metall. Die regsamen Kleinen hüpften, gaukelten, sprangen und tanzten so bunt durcheinander, daß dem verblüfften Bergmanne schwindelte. Fast hielt er das Ganze für einen Traum oder für ein Blendwerk des bösen Geistes, der in der Hölle thront und frommen Knappen zuweilen schlimm mitspielt; — aber Jakob konnte

sein Auge nicht abwenden von diesen drolligen silbernen Buben, welche sich auf dem Rasen so harmlos und lebhaft unterhielten.

Einige schlugen mit niedlichen Hämmern an die Felskanten, andere führten



Kaiserin Maria Theresia bei der Revue. Originalstich von J. E. Riedinger. (Seite 274 und 275.)

in allerliebsten Kärrchen das Gestein abseits, dort stiegen zwei oder drei dieser rührigen Gesellen in den Schacht, während sich andere mit Kegelspiel, Würfel und Karten belustigten, zechten und sangen. Jakob erblickte das lebendigste Bild des Bergmannslebens und konnte nicht satt werden an dem bunten Gaukelspiele; —

da krähte der Haushahn und plötzlich verschwand das muntere Völklein, der Mond sank hinter dem Fichtenwalde hinab in einen Wust schwarzer Wetterwolken und von den nahen Felsenriffen erscholl des Uhus unheimliches Gekrächze.



Kaiser Franz I. im Lager. Originalstich von J. E. Riedinger. (Seite 274 und 275.)

Jakob begab sich zu Bette, doch seine Seele war zu sehr von den Bildern eingenommen, die er im Zwielichte gesehen hatte; er konnte nicht sogleich schlafen. Oft erzählten früher die Knappen von Zeiring in Jakob's Gegenwart vom Bergmännlein, aber dieses hatte nicht die entfernteste Aehnlichkeit mit den „silbernen

Buben," wie Jakob meinte. Und als er seinem freundlichen Wirth, einem alten klugen Manne, die erlebten Abenteuer der vergangenen Nacht mittheilte, entgegnete dieser:

„Was Ihr gesehen habt, sind wirklich die silbernen Buben — harmlose Gesellen, welche zuweilen aus den Klüften des Gösers hervorkommen und hier eine Stunde sich mit Tanz, Spiel und Mummenscherz belustigen. Es geht die Sage, daß sie die Schatzwächter unseres Bergwerkes seien. Oft durchziehen sie nächtlicher Weile das Thal und necken den Fischer oder Hirten, welcher sich verspätet; doch haben sie noch niemandem Leid zugefügt, sondern die Armen zuweilen reichlich beschenkt. Da hämmern, schlägeln, klopfen und pochen sie an den Felsen nach Bergmannsweise und bewerfen die Thalbewohner, welche sich ihnen zu nähern wagen, mit kleinen Stücken des reichhaltigsten Silbererzes."

Mit offenem Munde vernahm Jakob dieses Märlein und besah die Erzklümpchen, welche der Bauer von den „silbernen Buben" erhalten zu haben vorgab. Aber wie belebte sich sein Blick, wie feurig pochte sein Herz voll süßer Hoffnungen, als er, der kundige Bergmann, sofort erkannte, daß das Gestein silberhältig und bauwürdig sei! „Glückauf! Es leben die silbernen Buben!" rief er freudig, nahm Fäustling und Grubenzeug zu sich und entfernte sich eilig.

Dort, wo die Gnomen so lustig sich auf den bethauten Matten umhergetummelt hatten, wurde der Bau sogleich begonnen und der wackere Bergmann ruhte nicht, bis des Silbers reichhaltigste Stufen sich zu Tage zeigten. „Glück auf und Heil den silbernen Buben!" jauchzte Jakob und gedachte des seligen Augenblickes, wo Susanna seine Gemahlin werden sollte. Dies geschah auch bald, obwohl gegen den Willen des murrköpfigen Pflegers von Stubeck, weil es eben der Graf von Stubenberg absolut befahl. Dieser belohnte auch den glücklichen Finder königlich und ließ für ihn und sein Weibchen sogleich einen Theil der Burg wohnlich einrichten."

„Dieses," so schloß das Mütterchen seine Mittheilungen, „sind die Sagen von den Bergwerken in Zeiring und im Erzberg. Was die silbernen Buben betrifft, kommen sie noch immer in mondhellen Nächten aus des Gösers dunklem Schoß hervor und belustigen sich mit Tanz und Spiel, obgleich der Segen dieses Bergwerks nicht mehr reichlich genannt werden kann; daß aber auf Zeiring jede Hoffnung verloren ist, das weiß der fleißige Benedict am besten."

Das Mütterlein verließ hierauf die Stube, doch die Männer leerten einen zweiten Krug und besprachen die gehörten Geschichten. Endlich erhoben sich die Gäste und der Schichtenmeister erbat sich auf den nächsten Tag Benedict's Begleitung in die Gruben und warf einen blanken Maria Theresia-Ducaten auf den Schenktisch. Die beiden Bergmänner gingen ihres Weges, der Wirth aber strich schmunzelnd das Geld in den Sack. Im freundlichen Gespräche schritten nun die beiden Jünglinge auf dem Wege nach Hahnfelden einher. Regen und Nebel waren einem leichten Frost gewichen. Es war bald Mitternacht.

„Junger Mann, versagt mir nicht Euren Beistand," bat der Schichtenmeister. „Nur mit Eurer Hilfe wird es mir gelingen, das ehrenvolle Zutrauen zu rechtfertigen, welches unsere gnädige Kaiserin mir schenkte. Ich gestehe, daß ich nur mit größtem Zeitverlust die weitläufigen Stollen durchforschen könnte, während es Euch nur wenige Worte kostet, mich aufzuklären."

Nie hatte je ein Mann freundlicher mit dem schlichten Benedict geredet; er wünschte ja die neue Belegung der Silbergruben, hatte selbst jahrelang und unermüdet ihre Tiefen durchforscht und sich die genauesten Kenntnisse hinsichtlich dieses verlassenen Werkes gesammelt. Seinem edlen Gemüthe war kleinliche Geheimthuerei unbekannt und so entschloß er sich, dem höflichen Fremden Alles mitzutheilen, was er zur Förderung des gemeinnützigen Werkes als zweckmäßig erachtete.

So standen die Bergmänner fast eine halbe Stunde auf derselben Stelle. Benedict theilte seine vielfältigen Wahrnehmungen mit. Der Schichtmeister verlor kein Wort und reizte den braven Knappen durch wohlangebrachte Fragen immer mehr zur offenen Mittheilung. Endlich sagte Benedict: „Doch wozu noch mehr Worte! Kommt in meine Wohnung, dort wollen wir die Grubenkarten besehen." — Erst beim Anbruch des Tages schickte sich der Schichtenmeister zum Fortgehen an. „Ich fahre also zu Mittag mit Euch in den Schacht," sprach er und drückte feurig die Hand seines neuen Freundes. Benedict begleitete ihn. Als sie schieden fragte dieser noch, wo er wohne. Die Antwort des Schichtenmeisters war: „Im Schlosse Hahnfelden beim Pfleger, der für mich laut kaiserlichem Auftrage zu sorgen hat."

„Der habsüchtige Pfleger wird mein Liebchen an den reichen Schichtenmeister verhandeln!" seufzte Benedict, indem er sich auf sein hartes Lager warf.

Böse Träume umgaukelten ihn. Bald sah er den hübschen Schichtenmeister aus dem Schachte mit reichlichem Bergsegen zurückkehren, bald ihn an der Seite seiner geliebten Afra durch das Thal wandeln, bald endlich führte ihm der Traumgott den Pfleger vor die Augen, wie er das schöne Paar segnete. Da erwachte der Schlummernde und sein Entschluß war gefaßt. Er wollte nur noch acht Tage hier verweilen, dann aber sich anwerben lassen. Er rollte die Grubenkarten, welche noch auf dem Tische lagen, sorgfältig zusammen und wollte sich eben in's Freie begeben, da trat der Schichtenmeister ein und rief: „Eilet, Freund! Der Kronwirth hat uns ein derbes Mittagsmahl bereiten lassen. Wir wollen es freudig verzehren und dann in die Erzgruben fahren."

Der Wirth hatte reichlich für seine Gäste gesorgt. Große Klöße mit geräuchertem Schweinefleisch prangten bei ihrem Erscheinen auf dem Tische; diesem folgte ein nahrhafter Lendenbraten, den Schluß machte ein Gericht von Gemsewildpret. Auch der edle Steirerwein ward nicht vergessen. Da es noch nicht Zeit zur Einfahrt war, mußte der Wirth dem wißbegierigen Schichtenmeister mittheilen, was man von den Maßregeln wußte, die der Kaiser Maximilian I. im Jahre 1506 zur Herstellung des Bergbaues nahm.

„Da läßt sich eben nicht viel sagen," meinte der Aufgeforderte. „Der glorreiche Maximilian schickte Bergleute nach Zeiring, die sollten den Bergsegen herstellen, um das hemmende Gewässer aus der Tiefe zu schaffen. Sie arbeiteten wohl manchen langen Tag, es wollte jedoch nicht gelingen. Da kam der Kaiser selbst in dieses ferne Thal und weilte auf dem Schlosse Hahnfelden, wie Ihr es in der dortigen Königsstube lesen könnt — aber ach! es war Alles vergebens. Er zog mit seinen Bergleuten nach Tirol und ließ uns nichts, als das taube Gestein und die alte Trostlosigkeit."

Endlich machten sich die Jünglinge auf den Weg. Benedict hatte dem Schichtenmeister gar viele nützliche Fingerzeige gegeben, so daß es dieser muthige Bergmann nicht für unmöglich hielt, den Berg vom Gewässer zu befreien und mit seinem Gehilfen das schwierige Werk begann. Bald verbreitete sich unter den Thalbewohnern der Ruf von der außerordentlichen Geschicklichkeit des kaiserlichen Schichtenmeisters; Alle sahen in ihm einen Mann des Himmels und hofften auf neuen Bergsegen; besonders aber hatte der reiche Pfleger von Hahnfelden seine Absicht mit ihm und hätte ihm die Hand seiner schönen Tochter mit Freuden gegeben.

„Nun bin ich hier überflüssig," dachte Benedict und bestimmte den Tag seiner Abreise. Dieselbe Nacht sah man einen wohlverhüllten Mann um die Gartenecke von Hahnfelden biegen. Es war Benedict, der sich mit der Geliebten bestellt hatte. Er nahm den Schwur ihrer Treue mit sich und sagte zu ihr: „Einst kehre ich wieder und führe dich zur Trauung. Wenn ich aber in der Schlacht bleibe, so schenke deine Hand dem braven Schichtenmeister. Meine Mutter wird

dir öfter Nachricht von mir geben!" Ein langer Kuß folgte und — Benedict verschwand.

Auch von seiner guten, betagten Mutter nahm er Abschied. Ein Ränzlein faßte seine Habe, ein Bergstock diente ihm zur Waffe. Er kam an seinen Lieblingsstollen, den er nochmals besuchte. Da durchschritt er die dunkeln, ihm wohlbekannten Gänge, gedachte seiner fruchtlosen Bemühungen, die er dem undankbaren Gestein zum Opfer gebracht hatte, gedachte der frohen Kinderzeit. Ach! ihm war der finstere Gang, in dessen schauerlichen Tiefen die Gewässer über den Bergsegen hinflutheten, lieb geworden. Zwei helle Zähren rollten über die Wangen des Scheidenden.

Da — rechts im Seitengang — tauchte plötzlich ein Licht auf — ein greller Schrei — das Licht war wieder verschwunden, als ob es das Bergmännchen weggeblasen hätte. Bald darauf vernahm er das Rasseln von Geröllsteinchen, welche sich in die Tiefe wälzten. Nur einen Augenblick besann er sich, dann warf er Stock und Ränzlein auf den Boden und rannte eilends nach dem Schacht, wo sich das Licht gezeigt hatte.

Eine Stunde darauf sah man Benedict mit dem Schichtenmeister aus dem Berg kommen. Letzterer sagte, seinem Retter dankbar die Hand drückend: „Ich habe mich in den Gängen verirrt und konnte den gewöhnlichen Durchschlag nicht mehr finden. Da gerieth ich an die Stelle jenes Gerölles, vor welcher Ihr mich einst gewarnt habt und stürzte hinab in die Tiefe. Schon war ich dem Ertrinken nahe — da führte mir die ewige Vorsehung in Euch einen Schutzengel zu."

Der arme Benedict blutete stark aus einer Kopfwunde, die er sich bei dem edlen Werke der Menschenliebe zugezogen hatte, und so trug der Schichtenmeister seinen ohnmächtigen Freund nach Hause. Bald erhielt Afra Nachricht von der Gefahr ihres Geliebten und eilte herbei. Da überzeugte sich der Schichtenmeister, wie sehr die Holde für seinen Lebensretter glühe und obwohl er dem Mädchen herzlich gewogen war, dachte er dennoch edelmüthig und stellte sogleich seine Bewerbungen ein. Bald gewann er auch die Ueberzeugung, wie fruchtlos alle Anstrengungen im Schachte seien und legte seine Stelle nieder. Als Benedict genas ging er mit ihm in's Feld.

Im April 1757 war Friedrich II. in Böhmen eingedrungen, hatte am 6. Mai bei Prag gesiegt, belagerte diese Stadt, wurde aber von dem zum Entsatze herbeigerückten Feldmarschall Daun am 15. Juni in der glänzendsten Weise geschlagen. Im Jahre 1758 drang Friedrich in Mähren ein, mußte aber die Belagerung von Olmütz aufgeben und sich nach Schlesien zurückziehen; am 14. October wurde er aber bei Hochkirch von Daun überfallen und geschlagen; am 12. August 1759 erlitt er durch General Loudon eine starke Niederlage.

Bei allen glorreichen Waffenthaten hatten sich die beiden Freunde, der Schichtenmeister und Benedict, derart hervorragend betheiligt, daß sie zu den höheren militärischen Würden gelangten. Es ging auch Benedict's heißer Wunsch in Erfüllung. Bei der Parade vor den Allerhöchsten Herrschaften, die zu Pferde erschienen waren, mußte er vortreten und wurde von ihnen belobt. Und so kam denn bald ein ungemein froher Tag — im Gasthause zu den drei Kronen in Zeiring erscholl frohe Musik, an der Tafel saßen zahlreiche Gäste und obenan als Bräutigam ein schmucker Officier, Benedict Hartmuth, mit des Pflegers wunderlieblicher Tochter. Die Tafelfreuden wurden jedoch ganz besonders erhöht, als ein Bote der Kaiserin erschien und dem lorbeergeschmückten Krieger das Hauptmannspatent überbrachte.

Die Versuche zur Entleerung des Zeiringer Bergwerkes wurden später noch mehrmals wiederholt; sie scheiterten aber vollständig an der damaligen Unvollkommenheit der Pumpwerke. Auch unter Franz I. Kaiser von Oesterreich (geb. 1768, gest. 1835) wurden die Bemühungen wiederholt (1811), die Vorarbeiten aber in Folge der kriegerischen Verhältnisse der nächsten Zeit wieder eingestellt.

Was aber die Natur nicht freiwillig selbst liefern wollte, das suchten allerlei abenteuerliche Menschen auf künstlichem Wege zu erzwingen und so tauchten von allen Seiten Goldmacher, Laboranten, Geisterbeschwörer und Schatzgräber auf, welche sich mit der „räthselhaften" Kunst, das „große Magisterium" genannt, beschäftigten und die in der respectablen Anzahl von dreizehntausendachtundvierzig die Residenzstadt Wien allein unsicher machten, ohne daß die Polizeibehörde dieselben bis zur Ausrottung zu verfolgen vermochte.

---

2. Schwurgericht über einen Adeligen.

Friedrich II., dem nach den Schlesischen Kriegen die auf eine große Verbündung gegen ihn gerichteten Pläne seiner Gegner durch den sächsischen Cabinetskanzelisten Friedrich Wilhelm Menzel mittels Depeschenraubes[1] verrathen worden, glaubte das Zustandekommen derselben nicht abwarten zu dürfen, sondern drang im August 1756 von drei Seiten her mit sechszigtausend Mann in Sachsen ein, besetzte dieses ohne Schwertstreich, schloß das kaum 17.000 Mann starke sächsische Heer in dem festen, aber nicht mit Lebensmitteln versehenen Lager bei Königstein ein und nöthigte die zum Entsatz herbeieilenden Oesterreicher bei Lowositz zum Rückzug, worauf sich die Sachsen ergeben mußten und ihr Land nun ein Hauptstützpunkt für die weitere Kriegführung Friedrich's wurde, der es auf jede Weise ausbeutete. Damit begann jener Krieg, welcher seiner Zeitdauer nach (bis zum Frieden von Hubertsburg am 15. Februar 1763), die Bezeichnung „Siebenjähriger Krieg" führte.

Die eben so geschickte als körperlich reizende Malerin Sophie Mannsfeld wurde zur Zeit der Besetzung Sachsens durch die preußischen Truppen aus der sächsischen Porzellan-Manufactur zu Meißen nach der Porzellanfabrik in Berlin, gleichsam als „Kriegsgefangene," abgeführt. Es war dies auf Befehl des Königs Friedrich selbst geschehen, denn er wollte, daß das Talent dieser Künstlerin die neu angelegte Porzellan-Manufactur in Berlin in Schwung bringe. Der Gewaltstreich nützte aber nicht das mindeste, denn die despotisch decretirte Entfernung von ihrem heimatlichen Boden, die gewaltsame Trennung von ihrem Bräutigam, an dem sie mit voller Seele hing, hatten die Künstlerin mit tiefem Schmerze erfüllt und ihre geschickte Hand vollständig gelähmt.

Glücklicherweise währte ihre peinliche Lage nicht so lange, als es im Beginne den Anschein hatte. Zur selben Zeit wurde nämlich ein Industrieller aus England, Namens Altenberg, welcher angab, eine für die Porzellanfabrication wichtige Erfindung gemacht zu haben, dem Könige vorgestellt und dieser beauftragte ihn, die Güte seiner Erfindung durch Kunstproben in der königlichen Manufactur zu erweisen. Altenberg begab sich nun, in Begleitung des jungen Grafen Lanicki, in die königliche Fabrik. Dort lernten beide die Malerin Mannsfeld kennen und erfuhren deren trauriges Geschick. Es wurde ihnen auch mitgetheilt, daß der König sie zur Frau eines Soldaten zu machen gedenke.

Altenberg tadelte die Handlungsweise des Königs in der freimüthigsten Weise und auch dem Grafen Lanicki, der sich der besonderen Gunst des Königs erfreute, entschlüpften die Worte „Sklaverei! Tyrannei!" Die Künstlerin warf sich zu den Füßen des Grafen und flehte ihn um seine Fürsprache beim Könige

---

[1] Ausführliches darüber in M. Bermann's: Maria Theresia und Kaiser Joseph II., in ihrem Leben und Wirken, Seite 669. (A. Hartleben's Verlag.)

an. Deren trostloser Zustand erregte in den beiden Herren die lebhafteste Theilnahme und beide überreichten auch wirklich dem Könige eine Bittschrift für die unglückliche Sophie Mannsfeld.

Von einer günstigen Erledigung dieses Gnadengesuches wäre wohl kaum die Rede gewesen, wenn nicht ein eingetretener eigenthümlicher Zwischenfall sich vortheilhaft dafür erwiesen hätte. Es traf sich nämlich, daß zur fraglichen Zeit bei dem Könige von der Schönheit des sogenannten „Barberini'schen Gefäßes," später „Portlandvase" genannt, die Rede war. Es ist dies eine in einem für des Kaisers Alexander Severus und seiner Mutter Mamma Begräbnis gehaltenen Sarkophage unter Papst Urban VIII. zwischen 1622 bis 1644 gefundene Vase, auf welcher die Geschichte der durch Herkules bewirkten Wiederkehr Alceste's aus der Unterwelt abgebildet war. Das wunderherrliche Kunstwerk, unter den erhaltenen Prachtgefäßen des Alterthums das prächtigste, kam in den Besitz der Familie Barberini und von da im Jahre 1783 an den berühmten Minister Wilhelm Heinrich Cavendisch Herzog von Portland, dessen Namen es bis heute führt. Sie wurde im britischen Museum aufgestellt, 1845 durch einen gewissen William Lloyd, der auf diese Weise seinem Namen eine historische Bedeutsamkeit zu verschaffen glaubte, mit einem Steine zerschmettert, jedoch mit gutem Erfolge wieder zusammengesetzt.

Friedrich II. setzte sich nun in den Kopf, daß eine gleich schöne Vase binnen Monatsfrist in seiner Porzellanfabrik gefertigt werden müsse und dachte dabei insbesondere an die Mannsfeld. Es war ihm aber auch einleuchtend, daß die bisher angewendete Zwangsruthe der gewünschten Vase nicht zu einer ausnehmenden Schönheit verhelfen werde und so erhielt denn das beregte Gesuch, in welchem um die Freilassung der Mannsfeld gebeten wurde, folgenden hoffnungsweckenden Bescheid:

„Wer von den Künstlern in der Porzellanfabrik zu Berlin de dato (vom Tage an) in einem Monate die schönste Vase verfertigen wird, kann sich verheiraten oder nach Belieben nicht verheiraten und zu jeder Zeit nach Sachsen zurückkehren. Wer sich lieber in Berlin festsetzen will, erhält 500 Thaler zur Belohnung. Der Name dessen, der den Preis davonträgt, wird auf die Vase geschrieben, welche von dem Augenblicke an die preußische Vase genannt werden soll."

Nunmehr setzte Sophie Mannsfeld ihre ganze Kraft ein, um den Sieg davon zu tragen; war ja doch nichts Geringeres als die sehnlichst erwünschte Freiheit der Siegespreis. Binnen der bestimmten Frist hatte die Künstlerin die Vase verfertigt und ihre Aufgabe glücklich gelöst, denn die Vase errang den Beifall des Königs. Sophie Mannsfeld athmete wieder auf und eilte in die Arme ihres Bräutigams.

Graf Lanicki versah nun die preisgekrönte Vase eigenhändig mit der Inschrift: „à l'éternelle gloire de Frédéric le Grand" (zum ewigen Ruhme Friedrich's des Großen) und ließ sie in den königlichen Gemächern mit großer Sorgfalt einpacken, damit sie nach Paris gebracht werde. Aber beim Einpacken rieb sich die blaue Grundfarbe ab und hinter dem Worte „Grand" wurde das Wort „Tyran" sichtbar. Der Verdacht, das Wort „Tyrann" auf die Vase gebracht zu haben, fiel sofort auf den Grafen Lanicki, der, wie der König erfahren haben mochte, bei seinem ersten Zusammentreffen mit der Mannsfeld das Wort „Tyrannei" zornentbrannt ausgestoßen hatte; er wurde unverzüglich verhaftet und nach Spandau gebracht, um dort über den „grand Tyran" mit blauer Grundfarbe sechs Jahre nachzudenken.

Zu seinem Glücke sollte die Sache eine andere Wendung nehmen. Es traf die Mutter des Grafen in einer Gesellschaft mit Altenberg zusammen, wobei

begreiflicher Weise das Gespräch sich auf das Schicksal des jungen Grafen lenkte. Altenberg äußerte seine Entrüstung über die summarische Verurtheilung Lanicki's und meinte, daß in England ein solcher Act der Willkür in den Bereich der Unmöglichkeiten gehöre. Zugleich schilderte er mit den glänzendsten Farben der Begeisterung die Vortrefflichkeit der englischen Jury (Geschwornengericht). Durch die lebhafte Schilderung gewann die Gräfin ein besonderes Interesse für dieses Institut und drückte ihr Bedauern aus, daß ihr Sohn einem Lande angehöre, welches sich nicht einer solch' wohlthätigen Einrichtung erfreue. „Ich bin überzeugt," schloß sie, „daß ein Schwurgericht meinen Sohn bestimmt nicht in das Gefängnis geschickt hätte."

„Das läßt sich ja erproben," ertönte eine Stimme hinter ihr. Es war die des Königs Friedrich, der inzwischen in den Salon getreten war und unbemerkt das Gespräch der Gräfin mit Altenberg belauscht hatte. „Ich willige darein. Es sollen zwölf Ebenbürtige das Urtheil fällen. Ich wähle mir einen Anwalt und Ihr, Altenberg, sollt der Vertheidiger des Grafen sein. Nur setze ich eine Bedingung: Erklärt das Schwurgericht, wenn Ihr's so nennen wollt, den Grafen Lanicki für schuldig, so theilt Ihr sein Schicksal und müßt Euch zu einer sechsjährigen Festungshaft bequemen."

Altenberg ging ohne Zögern die Bedingung ein. Es wurden zwölf Ebenbürtige des Grafen gewählt und alle jene Vorbereitungen getroffen, welche nach englischem Vorbilde eine Schwurgerichtssitzung bedingen. Die Verhandlung fand öffentlich in Gegenwart des Königs statt; eine zahlreiche Zuhörerschaft von Nah und Fern hatte sich eingefunden, um Zeuge des seltenen Schauspieles zu sein. Die preisgekrönte Vase war als Beweisgegenstand herbeigeschafft worden. Die zwölf Männer, welche durch ihren Wahrspruch über das Schicksal des Grafen entscheiden sollten, wurden auf die feierlichste Weise in Eid genommen und von dem Vorsitzenden ermahnt, ihr Urtheil lediglich nach ihrer innersten Ueberzeugung abzugeben. (Bild Seite 289.)

Graf Lanicki wurde vorgeführt und der Anwalt des Königs entwickelte die Anklage. Die erschienenen Zeugen sagten für den Grafen so belastend aus, daß es anfänglich wirklich schien, als werde der Angeklagte bald wieder in seine dunklen Gefängnisräume zurückkehren.

Aber nunmehr erhob sich Altenberg, der Vertheidiger. Kaum hatte er das Gegenverhör begonnen, als die Sache schon eine andere Gestalt gewann. Er suchte vor Allem durch eine geschickte Fragestellung zu ermitteln, an welchen Orten sich die Vasen bis zum Einpacken befunden und wer außer den Arbeitern bei der Vase in der Fabrik gesehen worden. Da sagte denn ein Zeuge aus, daß ein sicherer Salamon, welcher als Belastungszeuge gegen den Grafen bei der Verhandlung erschienen war, die Vase in der Fabrik besichtigt habe, daß sein Benehmen dabei sehr aufgefallen wäre. Es wurde ferner festgestellt, daß Salamon längere Zeit allein bei der Vase verweilt und später in den königlichen Gemächern dieselbe eingepackt habe; daß ferner er selbst es gewesen, der das verhängnisvolle Wort „Tyran" dem Könige denuncirte. Ein zweiter Zeuge bestätigte auf Befragen, daß Salamon ein Feind des Grafen Lanicki sei, daß er Drohungen gegen denselben ausgestoßen und Gelder der Malerin Mannsfeld veruntreut habe.

Jetzt war der vollste Verdacht auf Salamon gelenkt und alsbald meldete sich ein Materialienhändler als Zeuge, welcher aussagte, daß Salamon bei ihm zur fraglichen Zeit blaue Farbe gekauft habe und als Altenberg ihn die Vase untersuchen hieß, behauptete er, daß die Grundfarbe bei dem Worte „Tyran" mit der bei ihm gekauften vollkommen übereinstimme, da er eine ganz eigenthümliche, sonst niemandem bekannte Art der Zubereitung besäße. Eine weitere Vergleichung der Schriftzüge stellte zweifellos fest, daß Salamon, der Angeber, auch der Thäter gewesen.

Graf Lanicki wurde von den Geschwornen einstimmig freigesprochen. König Friedrich, der die Verhandlung mit immer steigenderem Interesse verfolgt hatte, bestätigte den Spruch und nahm Altenberg in seine Dienste. Salamon wurde verurtheilt, lebenslänglich bei der Vereinigung der öffentlichen Straßen mittels tüchtigen Besens lebhaften Antheil zu nehmen.

---

3. Chevalier Eon, Mann oder Weib?

Ueber siebzig Jahre sind vergangen seit dem Tode des Ritters von Eon und noch weiß man nicht allgemein, welchem Geschlechte diese Person angehörte, ob selbe in der That ein Mann oder eine Frau gewesen. Es ist allerdings richtig, daß nach dem Tode Eon's, der 1810 in London erfolgte, der Chirurg Thomas Copeland, welcher mit der Section des Leichnams beauftragt war, über diese Operation ein Protokoll aufnahm, das alle Zweifel zerstreuen zu müssen schien und worin er erklärt, daß er den Chevalier als Mann „in jeder Hinsicht vollkommen ausgebildet befunden;“ gar bald aber erhoben sich Bedenken gegen die Unparteilichkeit dieses Zeugnisses, da dieser Chirurg sich an dem kleinen Hofe Ludwig's XVIII., Königs von Frankreich, befand, der sich damals in Hartwell aufhielt, und daß der französische Hof seit fünfzehn Jahren sich bemüht hatte, die Sache in Ungewißheit zu erhalten. Dann bleibt auch noch zu erklären, wie ein Mann von guter Familie, der Dragonercapitän, Gesandtschaftssecretär, bevollmächtigter Minister Frankreichs in England gewesen war, als tapferer Officier im Kriege sich ausgezeichnet, zwei Wunden auf dem Schlachtfeld erhalten und durch seinen an Tollkühnheit grenzenden Muth das Ludwigskreuz erlangt hatte, ein Mann von etwa vierzig Jahren, der in allgemeiner Achtung stand, plötzlich hätte veranlaßt werden können Frauenkleider anzulegen, sich „die Ritterin“ zu nennen und mit dem Degen in der Hand zu behaupten, daß er wirklich dem weiblichen Geschlechte angehöre. Auch erklärt keiner der Biographen, kein Geschichtsschreiber, welche das Protokoll des Chirurgen erwähnen, durch dasselbe sich für überzeugt, sie zweifeln sogar und sprechen sich nicht bestimmt aus.

Das Geheimnis würde also nie aufgeklärt worden sein, wenn nicht der Zufall neuerlich zwei Handschriften zur Entdeckung gebracht hätte, nämlich zwei Briefe, welche der Ritter von Eon an einen seiner vertrauten Freunde schrieb, der wohl in diesen Briefen nicht genannt erscheint, zweifelsohne aber der berühmte Suard war, mit dem Eon lange Jahre in Correspondenz stand. Und so wollen wir die Sache mit der gewissenhaftesten Genauigkeit erzählen.

Im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts hatte Ludwig von Eon-Beaumont, Advocat beim Parlamentsrath des Königs, sich mit Fräulein Franciska von Charenton vermält. Es vergingen mehrere Jahre, ohne daß die jungen Leute Kinder bekamen, was beide tief betrübte. Im Jahre 1728 wurde endlich Frau von Beaumont guter Hoffnung, was große Freude in beiden Familien erregte, deren Glieder indessen in ihrem Wunsche nicht übereinstimmten; Herr von Beaumont und seine Eltern wünschten einen Sohn und Erben ihres Namens, die Familie Charenton dagegen erwartete mit Sehnsucht, gewisser Familienbestimmungen wegen, ein Mädchen.

Am 5. October 1728 gebar die Dame — einen Sohn. Die Großeltern von beiden Seiten wurden aufgefordert, das Kind aus der Taufe zu heben, und die Eltern der jungen Frau, deren Hoffnung getäuscht war, machten sich wenigstens das Vergnügen, dem Neugeborenen weibliche Namen zu geben und so wurde

das Kind Charlotte Genovefa Luise August Andreas Thimotheus von Eon von Beaumont genannt.

Nach einem seltsamen Zufalle zeigte der junge Eon durchaus keine Neigung für die gewöhnlichen Spiele und Beschäftigungen der Kinder seines Geschlechtes; er war sanft, liebte den Lärm nicht, und beschäftigte sich gern mit weiblichen Arbeiten. In der Schule war er sehr fleißig, aber auch da noch zog er die Spiele des andern Geschlechtes vor, was ihm den Spott seiner Schulkameraden zuzog, die ihn Fräulein von Eon nannten. Sein Verstand entwickelte sich indessen mit wunderbarer Schnelligkeit; im zwanzigsten Jahre wurde er Doctor der Rechtsgelehrsamkeit und im folgenden Jahre trat er bereits durch besondere Begünstigung als Parlaments-Advocat ein. Da er Ehrgeiz besaß und höher strebte, so beschäftigte



Die Vase vor dem Schwurgericht. (Seite 287.)

er sich viel mit dem Studium der Politik, und zwei Werke, die er nach einander herausgab, über den Finanzzustand Frankreichs und über die Verwaltung der alten und neuen Völker, begründeten seinen Ruf und gewannen ihm Gönner, namentlich den Prinzen Ludwig Franz von Bourbon Herzog von Conti, der damals das geheime Ministerium Ludwig's XV. leitete.

Um diese Zeit (1755) wünschte der König den Hof von Sanct Petersburg mit seiner Politik zu versöhnen und sich des russischen Beistandes im Kriege gegen Preußen zu versichern. Um von solcher Mission Erfolg hoffen zu können, war vor Allem diplomatische Feinheit und leichter Zutritt zum russischen Monarchen erforderlich. Welch' eigenthümliche Verhältnisse das Wagestück bedingten, in Frauentracht dahin abzugehen, ist bis heute unaufgeklärt, genug, Eon begab sich als Vorleserin und Geheimsecretär der Gemalin des großen Kanzlers Woronzoff

nach Sanct Petersburg. Diese Dame war eine der Kaiserin Elisabeth nahe verwandte russische Prinzessin. Die Intrigue gelang so vollständig, daß Chevalier Eon im folgenden Jahre in seinem eigenen Charakter als Mann, mit dem Chevalier Douglas in diplomatischer Mission nach Petersburg gesandt wurde. In Folge dieser Negotiationen vereinte Elisabeth ihre Truppen, 8000 Mann, mit den Armeen von Frankreich und Oesterreich, statt sie dem König von Preußen zur Verfügung zu stellen.

Als Eon nach Paris zurückkehrte, sandte man ihn sofort nach Wien, um dort von dem russischen Operationsplan Mittheilung zu machen, und während er sich daselbst aufhielt, wurde die Schlacht von Prag (1757) geschlagen. Nun eilte er mit der Siegesnachricht nach Paris und erhielt vom König die Ernennung zum Dragonerlieutenant. Im Jahre 1759 nach einem dritten Besuch in Rußland, schloß sich Eon mit Hauptmannsrang und als Adjutant des Marschall de Broglie seinem Regiment in Deutschland an, wurde bei Ultrop zweimal verwundet, brachte bei der Belagerung von Osterwiek mit achtzig Dragonern und vierzig Hußaren ein preußisches Bataillon in Unordnung und nahm den commandirenden Officier gefangen.

Im Jahre 1762 sollte der Chevalier eben als Gesandter nach Rußland gehen, als der Tod Peter III. die Beziehungen zwischen beiden Höfen änderte. Des Königs Vertrauen auf Eon war übrigens so groß, daß er ihn noch im September desselben Jahres als Gesandtschaftssecretär des Herzogs von Nivernais nach London sandte. Die folgenden Ereignisse bewiesen die Klugheit dieser Wahl, denn es ist fraglich, ob der Friede von 1763 je ratificirt worden wäre, wenn Eon's Geschicklichkeit den Herzog nicht aus dem ernsten Dilemma gerissen hätte, in das er sich durch sein unehrenhaftes Benehmen gebracht hatte.

Und hier gelangen wir zur interessantesten Episode der Lebensgeschichte des Chevaliers, welche die Auflösung des politischen Räthsels giebt, die man seit so langen Jahren vergeblich gesucht hatte.

Unter den ausgezeichnetsten Personen, welche Chevalier Eon häufig beim Lord Halifax und dem französischen Gesandten Grafen Guerchy traf, befand sich Lord Holleyster, der nach seiner Rückkehr aus Ostindien, wo er lange wichtige Aemter verwaltet, sich mit Miß Esteward vermält hatte, einer Dame, die mit Recht für die schönste und geistreichste Frau ihrer Zeit galt. Lord Holleyster, bereits in ziemlich hohen Jahren stehend, hatte sich fast ganz von den Geschäften zurückgezogen; nicht so seine Frau, die in der diplomatischen Welt schnell einen außerordentlichen Einfluß erlangt hatte und, wie versichert wurde, selbst den großen Maßregeln des englischen Cabinetes nicht fremd war.

Chevalier Eon, welcher keine Gelegenheit versäumte, seine eigenen und seines Vaterlandes Zwecke zu fördern, hatte anfangs ein vertrautes Verhältniß mit dem Gemal angeknüpft, um sicherer zu der Frau zu gelangen, leider war aber die Schönheit der Lady ein Stein des Anstoßes, den er nicht vermeiden konnte. Der Ritter verliebte sich zum erstenmal in seinem Leben und die Liebe, die sich seines Herzens bemächtigt hatte, war um so heftiger, je länger er sie zurückgehalten hatte. Er stand damals im achtunddreißigsten Jahre und obgleich seine Züge etwas Weiberartiges hatten und er selbst bartlos war, so konnte er doch recht wohl für einen schönen Mann gelten. Er wagte seine Liebe der Frau zu gestehen, die sie ihm eingeflößt hatte und die sie bald zärtlich erwiderte.

Wie sorgsam die Liebenden aber auch ihre gegenseitigen Gefühle zu verbergen suchten, so konnten sie dieselben doch nicht vor jedermann verheimlichen und gegen die Gewohnheit war der Ehegatte einer der ersten, der einige sehr bedeutungsvolle Dinge bemerkte. Von da an peinigte der Teufel der Eifersucht sein Herz; er dachte an nichts als an Rache und schwur, sie in schrecklicher Weise zu befriedigen.

Um dies möglich zu machen, mußte er die Schuldigen überraschen und er hoffte, dies zu können, wenn er ein Mittel anwende, das so alt ist, wie die Welt, aber auch fast immer sichere Wirkung hat. Er erbat sich von dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten eine Sendung nach Hannover, das durch den Vertrag von 1763 an England zurückgegeben war. Seine Abreise wurde officiell angezeigt und er reiste ab.

Statt sich aber in Dover einzuschiffen, kam er insgeheim nach London zurück und ließ durch gewandte Agenten alle Schritte der Lady Holleyster und des Chevalier d'Eon beobachten. Dadurch gelangte er zur Gewißheit von seinem Unglücke, schneller als er gehofft hatte. Schon am Tage nach seiner Rückkehr nach London meldete man ihm kurz vor Mitternacht, daß der Chevalier sich bei der Lady befinde, und daß er lange da bleiben zu wollen scheine. Wüthend eilte er in sein Haus, drang in die Wohnung seiner Frau ein und klopfte mit dem Griffe seines Degens zu wiederholtenmalen an die Thüre des Schlafgemaches.

„Aufgemacht! Aufgemacht!" rief er, „Ihre und meine Ehre steht auf dem Spiele!"

„Ich bin verloren!" jammerte die Lady. „Um des Himmels willen, Ritter, ersinnen Sie ein Rettungsmittel! — Retten Sie mich! Retten sie meine Ehre!"

Eon öffnete trotz der Verlegenheit, in die ihn ein so unerwartetes Ereigniß stürzte, leise ein Fenster, erkannte jedoch alsbald, daß alle Ausgänge bewacht waren. Unterdessen klopfte Lord Holleyster immer fort. Mit einer Stimme, die vor Wuth pfeifend klang, schrie er: „Mach' auf der Stelle auf! Mach' auf oder ich lasse die Thüre einschlagen!"

„Ich muß sterben!" ächzte die Lady, indem sie auf die Knie sank. „Ritter, ich beschwöre Sie, geben Sie mir den Tod!"

Eon war zu muthvoll, als daß er nicht bald seine Geistesgegenwart hätte wiederfinden sollen; er dachte sogleich an seine seltsamen Vornamen, die er in der Taufe erhalten hatte; er erinnerte sich der Sarkasmen seiner Schulkameraden, die ihn stets „Fräulein" genannt; er bedachte, daß er keinen Bart habe und fühlte, daß dies allein für seine Geliebte ein Rettungsmittel werden könnte.

„Beruhigen Sie sich," sprach er zu ihr. „Treten Sie in den Hintergrund des Zimmers zurück; Ihre Person und Ihr Ruf werden unverletzt aus dieser Prüfung hervorgehen; ich gebe Ihnen mein Edelmannswort darauf."

Bei diesen Worten nahm er seinen Degen zur Hand, um sich für jeden Fall vertheidigen zu können und öffnete sodann, scheinbar mit der größten Ruhe, die Thüre. Der Lord stürzte sich sogleich auf ihn, aber der Ritter war auf seiner Hut und seine Fechtgewandtheit schützte ihn. Kaum hatte er die Klinge des aufgebrachten Edelmannes berührt, als derselbe auch schon entwaffnet war.

„Mylord," sagte Eon, den Fuß auf den Degen stellend, den er dem Gegner aus der Hand geschlagen hatte, „schicken Sie Ihre Leute fort, die Sie begleiten, und ich verpfände mein Wort, daß Sie, ehe zehn Minuten vergehen, von meiner und Myladys Unschuld überzeugt sein werden."

„Von Eurer Unschuld?"

„Schonen Sie uns, Mylord, schonen Sie sich selbst, damit Sie sich lange Reue ersparen. Gestatten Sie, daß ich an Ihren Ernst appellire, damit Sie das wichtige Geheimnis würdigen können, das verhängnißvolle Umstände mich nöthigen, Ihnen preiszugeben."

„So sprechen Sie," sagte der unglückliche Ehemann, indem er seinen Leuten winkte, sich zu entfernen; „aber hoffen Sie nicht, mir durch Ausflüchte zu entgehen. Wenn nicht ein Wunder geschieht, verlaßt ihr beide das Haus nicht lebendig."

„Mylord," entgegnete der Ritter, „bis jetzt haben Sie den allgemeinen Irrthum getheilt und mich für einen Mann gehalten; dem ist nicht so — ich bin — ein Weib."

Der Lord machte eine verächtliche, seinen vollsten Unglauben ausdrückende Geberde.

„Mylord," fuhr der Ritter mit fester und ruhiger Stimme fort, „es ist dies ein Staatsgeheimniß und Sie sind ein zu rechtlicher Mann, als daß Sie die traurigen Umstände mißbrauchen könnten, die mich nöthigen, Ihnen dasselbe zu enthüllen. Morgen werden Sie meine Beglaubigungsschreiben bei König Georg dem Dritten von England lesen können und darin sehen, daß der sogenannte Ritter Eon mit seinen Taufnamen Charlotte Genovefa Louise heiße. Vor der Hand werden Sie einen Beweis für meine Behauptung darin finden, daß meinem Gesichte jede Spur jenes Zeichens der Männlichkeit fehlt, das Bart genannt wird. Auch erlaube ich Ihnen überall zu erzählen, daß der Ritter von Eon ein Weib sei, und ich verpflichte mich, Ihnen nicht zu widersprechen. — Reicht dies noch nicht hin, Mylord, so werde ich mir mit Gewalt einen Weg aus diesem Hause zu bahnen wissen; unterliege ich dabei, so wird Ihr Name für immer befleckt sein, denn man wird sagen, Sie hätten ein Weib ermorden lassen."

„Aber," sagte der Lord, welcher seltsam abgekühlt war, zitternd, „das erklärt noch immer nicht Ihre Anwesenheit bei meiner Frau zu dieser Stunde."

„Ei, Sie vergessen ganz, daß Lady Emily Holleyster jetzt die gewandteste Diplomatin in England ist. Nur Sie kannte das Geheimnis, das ich Ihnen jetzt anvertraut habe. Ich war gekommen, um mich mit ihr über die wichtigsten Angelegenheiten zu berathen und vielleicht hätten wir, wenn Sie nicht erschienen wären, die Welt umgestaltet. Der König, Ihr Herr, könnte wohl, und mit Recht, Rechenschaft über Ihr unkluges Benehmen unter diesen Umständen verlangen. Mylord — die Ritterin von Eon stellt nun die Lady Holleyster unter den Schutz Seiner Majestät des Königs von Großbritannien."

Eon hatte noch nicht aufgehört zu sprechen, als an die Stelle des beleidigten Ehemannes bereits der alte Hofmann getreten war. Lord Holleyster bat den Ritter oder die Ritterin, die Sache nicht weiter zu treiben, entschuldigte sich sofort bei seiner Frau und verließ das Haus.

Dieses Abenteuer konnte nicht verschwiegen bleiben; kaum waren zwei Tage vergangen, erzählte man sich bereits am Hofe und in der Stadt — der französische Diplomat sei eine Frau. Graf von Guerchy, den Lord Holleyster selbst von dem unterrichtet hatte, was geschehen war, forderte Eon auf, ihm die Wahrheit zu sagen. Der Ritter weigerte sich darauf zu antworten und da der Gesandte nach Versailles schrieb, um sich über diesen Streich zu beklagen, wurde Eon zurückberufen. Er weigerte sich, London zu verlassen, und da er mit der Feder ebenso gut umzugehen wußte als mit dem Degen, so gab er mehrere sehr merkwürdige, etwas skandalöse Werke voll von Anekdoten heraus, die er während seiner diplomatischen Sendungen gesammelt hatte. Er wurde auf den Antrag des französischen Gesandten als Pasquillant verklagt, flüchtete sich in die City (Altstadt) von London und fuhr fort zu schreiben.

Damals machte der Name Eon in Frankreich wie in England das merkwürdigste Aufsehen; es bildeten sich zwei Parteien, von denen die eine behauptete, er gehöre dem männlichen Geschlecht an, während die andere das Gegentheil versicherte. Es wurden in London ungeheure Wetten darüber gemacht; man legte dem Ritter tausend Schlingen, um die Wahrheit zu ermitteln, aber er war fortwährend auf seiner Hut, blieb dem Worte treu, das er gegeben hatte, strafte die Personen nicht Lüge, welche behaupteten, er sei kein Mann, unterstützte aber auch die Ansicht Jener nicht, welche ihn einen Mann nannten.

Die Wettenden waren in großer Verlegenheit; einer von ihnen, der Chirurg Hayes, dem alle Versuche mißlungen waren, durch die er die Wahrheit hatte ermitteln wollen, entschloß sich endlich einen Mäkler, Namens Jacques, gegen

den er gewettet hatte, vor den Kings Bench (Obersten Gerichtshof) citiren zu lassen. Gewiß hat es nie einen seltsameren Proceß gegeben. Allgemein glaubte man, es würde der Klage keine Folge gegeben werden, aber der Mäkler legte unerschrocken den Richtern den Vertrag vor, den er mit Hayes eingegangen war, und aus welchem hervorging, daß letzterer gegen ihn neunundvierzig Pfund Sterling gegen siebenhundert gewettet habe, Eon sei ein Weib und verlangte, daß derselbe durch Zeugen beweise, er habe seine Wette gewonnen. Wirklich wurden drei Zeugen abgehört, darunter Eon's ehemaliger Chirurg. Merkwürdigerweise erklärten alle drei, Eon sei ein Frauenzimmer und Hayes gewann seinen Proceß.

Es drängt sich dem Unbefangenen sofort die Frage auf, warum Eon nicht selbst der Sache sofort ein Ende machte? Er hielt sich jedoch im Hintergrunde und handelte vollkommen zweideutig. Vorwürfen, er selbst sei wohl an den Wetten und Gewinnsten betheiligt, trat er ganz entschieden entgegen.

Obgleich Eon keinen politischen Charakter mehr in England hatte, so hörte er doch nicht auf, insgeheim mit König Ludwig XV. von Frankreich zu correspondiren. Der König wollte nun auch wissen, wie es mit den Gerüchten stehe, welche durch das seltsame Benehmen seines Correspondenten hervorgerufen worden; aber Eon blieb seinem Schwure treu, da er sich nicht entschließen konnte, die schöne Lady Holleyster zu opfern. Er antwortete, wie immer, ausweichend.

Nun sandte der von den Antworten Eon's nicht befriedigte König einen gewissen Drouet mit dem Befehle nach London, sich über das Geschlecht des Ritters Gewißheit zu verschaffen. Drouet begab sich also zu Eon und theilte ihm den Zweck seiner Sendung mit.

„Ich bin dem Könige, meinem Herrn, Gehorsam schuldig," antwortete Eon, „aber dieser Gehorsam kann nicht so weit gehen, daß ich ihm die Geheimnisse meines Privatlebens überliefere. Mag ich Mann oder Weib sein, ich habe nie aufgehört mit allen Kräften, die mir Gott verliehen hat, für den Ruhm des Königs zu arbeiten. Und hat Eon sich immer als guter und getreuer Unterthan, als redlicher und aufopfernder Diener gezeigt, was liegt Seiner Majestät daran, ob Eon Ritter oder Ritterin ist?"

„Aber es muß daran sehr viel liegen," entgegnete Drouet, „denn ich habe die gemessensten Befehle erhalten. Uebrigens kann ich Ihnen die Versicherung geben, daß der König Sie immer hochachten wird, Sie mögen Ritter oder Ritterin sein; aber während Seine Majestät die Versicherung der Huld und Gnade wiederholt, befiehlt er Ihnen, ihm die Wahrheit anzuzeigen."

Eon war erschüttert, denn er hatte wirkliche Anhänglichkeit an Ludwig XV., der ihn immer freigebig für seinen Eifer und seine Hingebung belohnte; er war nahe daran, die Wahrheit zu gestehen — aber dann stellte er sich die Verzweiflung vor, in welche eine Ausplauderei die Lady Holleyster stürzen mußte, die er mehr als jemals liebte und die ihm das ungeheure Opfer, das er ihrem Rufe gebracht hatte, mit gleicher Liebe vergalt.

„Nun wohl," sprach er endlich, „so sagen Sie dem Könige, daß Eon ein Weib ist, das sich nur deshalb zum Manne machte, um das Glück haben zu können, ihm zu dienen."

„Hm, Chevalier," meinte darauf Drouet, „ich glaube nicht, mich mit einer solchen Erklärung begnügen zu können."

„Mein Herr," erwiderte Eon strengen Tones, „wenn Sie noch weiter in mich dringen, so muß ich glauben, daß Sie noch andere Interessen fördern wollen als die des Königs; ich bin überzeugt, daß Seine Majestät Ihren indiscreten Eifer nicht billigen würde."

Drouet entfernte sich. Lady Holleyster warf sich in die Arme ihres Geliebten und rief aus:

„O, mein Freund, das Opfer ist zu groß! Ich mag es nicht annehmen. Ich verlasse England, um an irgend einem Orte unbekannt und unbeachtet zu leben. Mein Verschwinden wird Alles erklären und Sie können mit Glanz wieder in der Welt erscheinen."

„Was wäre für mich die Welt, wenn ich Sie verloren hätte!" antwortete der Ritter. „Keine Ehre, kein Glück ersetzt mir Ihre Liebe!"

Die schöne Lady ließ sich in dem Wettstreit besiegen. Ludwig XV. seinerseits glaubte nicht nöthig zu haben, der Ritterin die Aemter zurückzugeben, die er dem Ritter entzogen hatte; er schickte Eon aber als Entschädigung die schriftliche Zusage einer Pension von 12.000 Livres. Dieses Schreiben lautet:

„Als Belohnung für die Dienste, welche das Fräulein von Eon mir sowohl in Rußland und in meinem Heere als auch bei anderen Aufträgen geleistet hat, die ihr anvertraut wurden, will ich ihr einen jährlichen Gehalt von zwölftausend Livres zusichern, den ich ihr pünktlich von sechs zu sechs Monaten in jedem Lande, wo sie sich befinden mag, auszahlen lassen werde, ausgenommen im Kriege bei meinen Feinden, und bis ich es für passend halte, ihr irgend ein Amt zu übertragen, dessen Gehalt bedeutender ist als der gegenwärtige. In Versailles den 1. April 1766. Ludwig."

So vergingen acht Jahre; aber das Jahr 1774 war für Eon ein Unglücksjahr; er verlor in demselben zugleich seinen Gönner und seine Geliebte, indem Lady Holleyster fast gleichzeitig mit Ludwig XV. starb. Da nun den Ritter nichts mehr in London zurückhielt, so gedachte er sein Vaterland wieder zu besuchen. Ludwig XVI. gab den Bitten der Minister Vergennes und Maurepas nach und erlaubte Eon nach Frankreich zurückzukommen, unter der Bedingung jedoch, daß er gänzlich über alles schweige, was geschehen sei, daß er Frauenkleider anlege und dieselben fortwährend trage.

Trotz der letzteren Bedingung erschien Eon 1777 in Versailles in Männerkleidung, den Degen an der Seite. Er wurde mit Auszeichnung von dem Minister empfangen, der ihm indessen den Befehl wiederholte, sich als Frau zu kleiden. Der Ritter würde dieser Unannehmlichkeit haben entgehen können, aber aus Achtung für das Andenken der Dame, die er so sehr geliebt hatte, wollte er auch jetzt die Wahrheit noch nicht entdecken. Er fügte sich also, kleidete sich als Dame und wurde dem König als „Ritterin von Eon" vorgestellt. (Bild Seite 297.) Von nun an begann es aber auch Lieder, Epigramme und Witze aller Art gegen ihn zu regnen.

Eines Abends, als er aus der Oper kam, wurde er von drei jungen Herren angehalten, die ihm mit burleskem Ceremoniel eine Ehren-Kunkel (Spinnrocken) überreichten und ihn aufforderten, dieselbe von nun an statt des Degens zu tragen. Eon antwortete nicht, packte den, welcher das Wort führte, riß ihm den Degen von der Seite, drang auf die beiden anderen ein und forderte sie auf, sich zu vertheidigen. Es gelang sie zu trennen, aber der Vorfall wurde bekannt. Der Graf von Maurepas, der ein Duell verhindern wollte, das jedenfalls lächerlich und für die Urheber des schlechten Witzes verderblich gewesen sein würde, befahl der angeblichen Ritterin, Paris zu verlassen und erst nach drei Monaten zurückzukommen.

„Excellenz," antwortete Eon, „ich bin Capitän, mag ich ein Mann oder ein Weib sein; ich habe nie meinen Abschied genommen; erlauben Sie, daß ich wieder in den activen Dienst trete und ich hege die Ueberzeugung, daß alles gut abgehen wird."

„Das ist nicht möglich!" antwortete der Minister. „Begeben Sie sich in Ihre Geburtsstadt; wir werden sehen, was weiter zu thun ist."

„Aber, Excellenz, auf diese Weise werden alle Albernheiten, die man über mich erzählt, erst recht unterstützt! Ich werde bleiben."

„Wollen Sie es wagen, den Befehlen des Königs zu widerstreben?"

„Ja, ich werde es wagen. Ich bin dieses Weiberlebens überdrüssig. Wenn man Gewalt braucht, werde ich mit offener Gewalt widerstehen und dadurch am leichtesten allem ein Ende machen."

Eon entfernte sich, schloß sich in seiner Wohnung ein und baute sich eine Art Höllenmaschiene zu dem Zwecke, sich in die Luft zu sprengen, wenn man bei ihm erschiene, um ihn mit Gewalt zu verhaften. Der Minister aber, der wohl wußte, daß der Ritter im Stande sei, die Drohung auszuführen, die er auszusprechen gewagt hatte, griff zur List. Es gelang, den Ritter aus der Wohnung zu locken, und ehe er sich zur Vertheidigung anschicken konnte, bemächtigte man sich seiner Person. Man brachte ihn in das Castell von Dijon, wo er allerdings mit aller Rücksicht behandelt wurde.

Da Eon diese Lage nicht länger ertragen konnte, in welche er gekommen, auch der fortwährenden Verfolgungen überdrüßig war, kehrte er 1783 nach England zurück und dort war er, als die französische Revolution ausbrach. Das sorgfältige Studium der englischen Einrichtungen und Gesetze konnte ihn seinem Vaterlande nützlich machen; er kehrte deshalb anfangs 1792 nach Paris zurück und ersuchte die constituirende Versammlung um die Erlaubnis, die Zeichen seines Grades wieder annehmen zu dürfen. Aber er stand bereits in den Siebzigen und das Alter war bei jenen Neuerern keine Empfehlung. Er erlangte nichts.

Nach dem 10. August kehrte er nach London zurück, um nicht Zeuge der schrecklichen Ereignisse zu sein, welche, wie er vorhersah, bald sein Vaterland heimsuchen sollten. Er wurde auf die Liste der Ausgewanderten gesetzt, seine Pension ihm entzogen, man belegte seine Güter mit Beschlag und im Jahre 1793 war dieser Mann, der so lange Europa mit seinem Ruhm erfüllt hatte, so weit gekommen, daß er Fechtstunden geben mußte, um sich sein Leben zu fristen. Er focht mit dem berühmten Chevalier Saint-Georges (Mulatte aus San Domingo, Violinvirtuose, Concert- und Operettencomponist) und zeigte sich trotz seinem hohen Alter diesem berühmten Meister in der Fechtkunst gewachsen.

Das hohe Alter und die Gebrechen, die von demselben unzertrennlich sind, machten die letzten Jahre seines Lebens zu sehr traurigen. Einige seiner ehemaligen Freunde unterstützten ihn, unter anderen Maria Vincenz Tallachon, genannt Elisée, der berühmte Wundarzt Ludwig XVIII. Schließlich starb dieser wahrhaft merkwürdige und außerordentliche Mann am 21. Mai 1810 zu London in seinem zweiundachtzigsten Jahre.

4. Die Passionen eines großen Herrn.

Endlich war das furchtbare Gespenst, das so lange im Schloß und auf der Herrschaft Roßwalde (Schlesien, Troppauer Kreis) sein Unwesen getrieben hatte, wieder gewichen. Sofort zeigten auch Seine hochgräflichen Gnaden als Schloßbesitzer, nicht minder aber auch die zahlreiche Dienerschaft und alle Unterthanen bis zum letzten Köthener (Besitzer eines Kothes, d. i. eines Häuschens mit wenigem Acker, vom altdeutschen Koth oder Kath, daher Kothgasse in Wien wegen der kleinen Häuser so genannt und nicht wegen des Unrathes auf den Straßen) ein fröhliches und lebendiges Gesicht, statt der trüben und düsteren Mienen, mit welchen man in den vergangenen Wochen herum geschlichen war. Und wenn der hochmögende Herr Graf in seinen Zügen nichts als Ueberdruß und Schwermuth gezeigt hatte, so mischte sich bei den anderen auch noch Unruhe und Bangen dazu, denn man wußte in jenen

Tagen, die mehr als hundert Jahre hinter uns liegen, nie, auf was für Ideen ein Hochgeborener kommen könnte, wenn er allergnädigst geruhte sich zu langweilen.

Die Langeweile aber war das vorerwähnte furchtbare Gespenst gewesen, welches seit Monaten in den Prunksälen des Schlosses, im herrlichen Park mit seinen Wasserkünsten und tausenderlei Ueberraschungen geherrscht hatte.

Ja, wenn es noch ein regelrechtes hochadeliges Gespenst gewesen wäre, wie es eigentlich zur hohen Geburt gehört, wie der Stammbaum — allenfalls eine längst verblichene und darum selbst in den schwärzesten Nächten sehr weiß erscheinende Ahnfrau, deren Tugend von ihr selbst oder anderen etwas unsanft behandelt worden war, oder ein robuster, rothbärtiger und rothnasiger Ahnherr, der einer in den bildhübschen Knappen verliebten Tochter eigenhändig den Tod gegeben — kurz, wenn es ein Gespenst gewesen wäre, das standesgemäß mit sich hätte reden lassen und die Mitternachtsstunden durch sanftes Gruseln verkürzt hätte! Aber so lagerte nur die gräulichste Langeweile über Schloß und Herrschaft Roßwalde, ein Gespenst, das alle Stände heimsucht und die oberen nur in der unwillkommenen Weise auszeichnet, daß es sich bei ihnen häufiger und viel eindringlicher einstellt.



Graf Hodit, der Sonderling. (Seite 296 u. f.)

Aus den mit raffinirtem Luxus eingerichteten Appartements des Schlosses hatte es sich mit unwiderstehlicher Gewalt in alle Räume verbreitet und einen grünen Schleier über all den Glanz und Prunk gezogen, der sogar in den Ställen herrschte. Gleich einem verhüllenden Nebel war sie auch hinaus in den Garten geflattert und entstellte dessen Schönheiten, die ihn zu einem neuen Weltwunder machten. Die Wasserkünste und Cascaden schienen von trägem Blei statt von lustig glitzerndem Wasser gebildet zu werden, die Statuen, welche weißblinkend aus den dunklen Laubgängen blickten, sahen so langweilig darein, wie es nur den Göttern Griechenlands im Zeitalter der Reifröcke, Zöpfe und Schminkpflästerchen möglich war — alle diese Grotten und Tempelchen, deren größter Effect darin lag, daß sie an einem Ort standen, wo es niemand erwartet hatte, alle die kindischen Nachahmungen ferner Länder und Zeiten waren mit dem Mehlthau der Langeweile bedeckt. Der ganze Park sah aus, wie ein glänzendes Spielzeug, das ein übersättigtes Kind achtlos aus der Hand fallen läßt.

Vielleicht erschien sein Besitz, den er mit so viel Feuereifer und noch größeren Kosten so hatte herstellen lassen, manchmal auch dem vorerwähnten Reichsgrafen Albert Josef von Hoditz (Bild hier oben) in demselben Lichte, wenn er mürrisch und verdrossen und — allein durch sein Schloß und den Park schritt. Was konnten

alle diese Merkwürdigkeiten und Ueberraschungen, als sie fertig waren, ihm Neues bieten, der sie geschaffen hatte? Das Werden hatte ihm Vergnügen gemacht — des Gewordenen wurde er bald überdrüßig. Seit mehr als zwanzig Jahren hatte er Millionen auf die Wunderwerke seines Schlosses und Gartens verwendet, Tausende hatten sich daran ergötzt und aus allen Ländern waren Schaulustige zu ihm gepilgert — ihm allein aber bot das mit so viel Kosten und Mühen Geschaffene keinen Genuß.

Ja, wenn noch immer Gäste dagewesen wären, an deren Erstaunen man sich weiden, deren Bewunderung schmeicheln und die man mit allerlei Neckereien und Ueberraschungen vexiren konnte! Aber Roßwalde lag in einem abseitigen Erdenwinkel von der schlesischen Grenze, eine Meile südlich von dem Städtchen Hotzenplotz, das seines sonderbaren Namens wegen so viel Unbill im Herzogthum Schlesien über sich ergehen lassen muß — die Nachbarn weit herum waren schon seine Gäste gewesen und der Fremden kamen nur wenige, zumal in den unruhigen kriegerischen Zeiten.



Chevalier Eon in seiner Frauentracht. (Seite 294.)

Ueber seinen Passionen und seinen Schöpfungen hatte aber Graf Hoditz auch den Zusammenhang mit den Weltbegebenheiten verloren und irgend eine neu angelegte Partie seines Wundergartens interessirte ihn mehr, als der langwierige Krieg, der nun schon das dritte Jahr zwischen seiner Herrscherin, der Kaiserin Maria Theresia, und dem Preußenkönig Friedrich II. wüthete und während der Einrichtung des Druidenhaines, in welchem das alte Deutschland verherrlicht werden sollte, vergaß er darauf, daß das jetzige von einem brudermörderischen Krieg zerfleischt werde.

War doch sogar der 1752 erfolgte Tod seiner Gattin, der freilich um zweiundzwanzig Jahre älteren Markgräfin Sofie von Brandenburg-Baireuth (geb. 1684 als Prinzessin von Sachsen-Weißenfels, verwitwet 1726, mit Graf Hoditz 1734 vermält), nicht viel mehr für ihn gewesen, als ein Anlaß zu einer theatralischen Leichenfeier, die in Form eines griechischen Trauerfestes für kurze Zeit an Stelle der rauschenden Lustbarkeiten trat. Und die prunkvolle Gruft, die er ihr erbauen ließ und über deren Pforte man die so wenig für ihn passenden

Worte las: „Wer diesen Ort erbauen ließ, ist alles Weltgetümmels satt,“ war nichts für ihn, als eine Decoration seines Gartens, gleich den Wasserkünsten, Pavillons, Grotten und Statuen.

Denn in Wahrheit war er nicht des Weltgetümmels satt, wohl aber der hohlen nichtigen Welt, die er um sich geschaffen hatte. Schein, leerer Schein war ja alles, wofür er seine besten Jahre und seinen immensen Reichthum geopfert hatte. Die Cascaden, die so lustig plätschernd über die künstlichen Felsen herabfielen, die malerischen Teiche und murmelnden Bäche versiegten und versumpften, wenn nur eine Stunde lang die gewaltigen Pumpwerke, die sie in die Höhe trieben, feierten; — hinter den Vergoldungen und Malereien guckte nur zu oft das rohe Holz, der kalte Stein hervor und die so sorgfältig gegipsten Götterstatuen verriethen trotzdem, daß ihr Kern nur aus Holz geschnitzt war; — ja selbst die Mienen und Geberden der idyllischen Schäferinnen, mit welchen er sein Arkadien (von Hirten bewohntes Gebirgsland in Morea) bevölkerte, die Druidenpriester und Bramine, welche in den Grotten und heiligen Hainen hausten, ließen trotz aller Dressur in den stumpfen und theilnahmlosen Gesichtern erkennen, daß sie nichts als Leibeigene des hochgebornen Grafen seien, der ihnen diese Dienste statt der harten Robot auferlegte und sie waren wenig mehr als Puppen, die in bunten Gewändern, an Drähten gezogen, eine Rolle spielten, von welcher der leblose Körper nichts wußte.

So kam es, daß nachgerade das furchtbare Gespenst der Langeweile die Herrschaft in Roßwalde geführt hatte und durch keine der Herrlichkeiten, an welchen das Schloß und der Park so reich waren, vertrieben werden konnte. Weder die köstlichen Melodien, welche die gleichfalls aus Unterthanen gebildete Capelle zu allen passenden und unpassenden Zeiten ertönen ließ, noch die wohleinstudirten Hymnen, welche von Sängerchören aus der Luft herab und aus dem Innern der Erde hervor executirt wurden, konnten verhindern, daß Trübsinn auf der Stirne des Grafen lagerte und sein Mund, der des Liebeschwörens, Tändelns und Befehlens denn doch schon überdrüßig war, sich zu jener verhängnisvollen Rundung öffnete, welche das Wappen der Langeweile ziert.

Wenn aber Seine gräflichen Gnaden gähnte und übellaunig war, so wäre es in jenen guten alten Zeiten keinem ergebenen Diener und Unterthan eingefallen, selbst im verschwiegensten Kämmerlein, ja im tiefsten Schlafe guter Laune zu sein oder zu lächeln. Ueberdruß und Langeweile herrschten also im Schloß und in den marmornen Ställen, auf den blumigen Wiesen und in den düsteren Bosquets. Der Haushofmeister zog die Mundwinkel abwärts und die Augenbrauen in die Höhe, wenn er am Morgen die weißseidenen Strümpfe anzog und die sorgfältig gepuderte Perrücke aufsetzte und ihm nach eiferten alle anderen Diener je nach ihrem Rang und ihrer Beflissenheit in Langeweile und Mißlaunen.

Fast hätte man glauben können, diese allgemeine Nacheiferung erstreckte sich auch auf die liebe Natur — die Sonne scheine weniger hell und goldig, die Blumen leuchteten nicht in gleicher Farbenpracht und die Wässerchen rauschten und funkelten nicht wie sonst — weil Seiner Gnaden der Reichsgraf Albert Josef von Hoditz auf Roßwalde (Bild Seite 296) schon seit Monaten übler Laune war. Gewiß gab es damals gar manchen hohen Herrn, der gar nicht erstaunt gewesen wäre, wenn sich die liebe Natur in solcher Weise ihm untergeordnet hätte und auch in unserer Zeit noch soll es so manchen Hochadeligen geben, dem es Ueberwindung kostet, zuzugeben, daß sich der Weltlauf im Allgemeinen nicht um ihn und seine Launen und Passionen kehrt und der darin eine bedenkliche Unvollkommenheit der Schöpfung und ihrer Werke sieht.

Nun war der Graf von Hoditz kein harter oder rauher Herr — ach, Gott bewahre! — unter vielem anderen Ueberflüssigen, das er in seinem Leben gethan

und getrieben, hatte er sich auch mit jenen Grundsätzen allgemeiner Menschenliebe bekannt gemacht und jener geistreichelnden Aufklärung gehuldigt, wie sie in der Mitte des vorigen Jahrhunderts in witziger oder schlüpfriger Form von Frankreich aus theoretisch in Umlauf gesetzt worden, ohne daß ihre Urheber und Anhänger ahnten, wie brutal und blutrünstig, wie derb und nutzlos einst die Praxis sich gestalten werde. Aber der Graf von Hoditz war eben ein Graf seiner Zeit und als solcher waren seine Launen nicht ungefährlich. Er fand gar nichts Besonderes darin, daß er jene seiner Unterthanen, die durch Körperanlage, geistige Gewecktheit oder musikalische Anlage entsprachen, vom Pflug und vom Butterfaß aus der heimatlichen Hütte weg in sein Schloß verpflanzte, wo sie als Musiker und Sänger, Tänzer und Schäferinnen oder als sonstige „Statisten" (stumme Schauspieler) bei seinen Festen und Liebhabereien fungiren mußten.

Unzweifelhaft dachte er sogar, daß diesen Leuten die gleiche hohe Ehre geschah, wie dem Klotz Buchsbaumholz, aus dem ein Künstler ein köstliches Bildwerk schnitzt, denn Seine hochgräfliche Gnaden war der Lehrer in allen möglichen Fertigkeiten, übte die Märsche und Tänze selbst ein und war so herablassend, den Najaden (Wasserfräulein, fabelhafte Wassergöttinnen) und Meerjungfrauen, welche die Wässer belebten, hochselbst das Schwimmen zu lehren.

Natürlich konnte unter diesen Umständen von einer hohen Entlohnung keine Rede sein, denn der Gutsherr nützte ja doch nur Menschen aus, die ihm ohnehin mit Leib und Seele, mit Haut und Haar gehörten, und die höheren Fähigkeiten, mittels welchen es ihnen glückte, ihn und seine Gäste zu amüsiren, hatten sie auch nur seiner väterlichen Herablassung und Fürsorge zu danken. Die geübtesten Sängerinnen und Tänzerinnen bekamen einen Monatsgehalt von zwei ganzen Gulden. Noch viel ungünstiger waren freilich die Männer daran, denn bei ihnen waren die künstlerischen Obliegenheiten eigentlich nur Zugaben zu einer anderen Stellung, z. B. war der erste Sänger zugleich mit dem ehrenvollen Amte des Bartscheerers Seiner gräflichen Gnaden betraut, die Sänger, Musiker, Druiden (Priester der Gallier) und griechischen Priester waren nebstbei noch Lakaien, Stallknechte oder Gärtner.

Ein Ausfluß dieser väterlichen Gesinnung war es wohl auch, daß die meisten der weiblichen Mitglieder des gräflichen Haushaltes, die Sängerinnen und Tänzerinnen, Schäferinnen und Meerjungfrauen in einem besonderen Hause wohnten, das mitten in einem kleinen von hohen Mauern umgebenen Garten stand, der einzig und allein für den Grafen selbst zugänglich war. Hier führten diese Mädchen, welche er nach Wahl und Neigung den Bauernhütten seiner Güter entnahm, ein ziemlich freudloses Leben, um von dem gräflichen Instructor jene Fertigkeiten zu erlernen, deren sie bedurften, um bei den Festen zu paradiren und um dann eines schönen Tages, wenn sie ihrer Aufgabe oder dem Geschmack des Gebieters nicht mehr entsprachen, wieder zurückversetzt zu werden in die Hütte und in ein Leben, für das ihnen alle Bedingungen mangelten.

Es wäre offenbar höchst lächerlich gewesen, wenn irgend ein Vater, Bruder oder sonstiger Angehöriger Anstoß genommen hätte an der Bevorzugung, die einem vom Grafen auserwählten Mädchen widerfuhr und selbst daß er das sorglich behütete Haus mit dem Namen seines „Harems" belegte, war gewiß nichts als ein herablassender Scherz, der einem so hohen Herrn wohl zustand und durch welchen sich jeder davon Betroffene nur höchst geehrt fühlen konnte.

Und selbst in dieses hermetisch abgeschlossene Haus war das Gespenst der Langeweile gedrungen, ja ganz heimlich flüsterte man sich in den Gesindestuben zu, dasselbe habe dort seinen Ausgangspunkt und das eigentliche Hauptquartier. Zwei langbärtige Braminen (Brama-Priester) zischelten gar eines Tages, nachdem sie ihre dunklen Sprüche vor einer Gruppe vom Grafen geführter Gäste ab-

gegeben hatten, in unverfälschtestem schlesischen Dialekt: Der Gutsherr sei nur deshalb so unwirsch, weil eine bildhübsche Bauerndirne, die noch obendrein die heimatlichen Maienlieder mit prächtiger Stimme singe, die Ehre gar nicht zu schätzen wisse, welche ihr durch die Aufnahme in den Harem — und die Künstlertruppe des Grafen Hodit zu theil geworden und allen Bildungsversuchen desselben einen hartnäckigen Widerstand entgegensetze.

Der flüsternde Abendwind aber trug dieses Geschwätz, das ihm wohl mit seinem natürlichen vaterländischen Klang angenehmer sein mochte, als das viele Kauderwelsch, das sonst im Garten erscholl, weiter in einen dicht verschlungenen Waldpfad, wo ein paar Dryaden (Waldnymphen) auf einem bemoosten Stein saßen und sich erzählten, daß die Urschel (Ursula) dem Grafen jüngst rund heraus gesagt habe, sie wolle nichts von ihm und seinen Künsten, von dem Flitterkram und künstlichen Liedern wissen, worüber der Gebieter erst in eine schreckliche Wuth, dann aber in eine große Niedergeschlagenheit verfallen sei, die nun schon seit Wochen andauere und ihm seinen Feensitz ganz verleide.

Der eine Waldgott meinte, sie hätte ganz recht und es sei eine Sünde, wie der Graf mit den Menschen umspringe; der andere aber bedeutete ihm, daß der Gutsherr zu allem, was er thue, nach göttlichen und menschlichen Gesetzen berechtigt sei, in Anbetracht dessen ohnehin noch ein sehr milder Herr, die Urschel aber ein dummes bockbeiniges Weibsbild sei, die ihr wahres Glück nicht zu schätzen wisse.

Vielleicht war der Wind, der, so sanft und lau er auch blies, doch einen ungebundenen Gesellen abgab, der nichts von Zwang wissen wollte, mit dieser Rede nicht einverstanden, oder er war auch neugierig geworden und wollte etwas Näheres über die Sache wissen, genug, er raschelte durch das Blätterwerk des Wäldchens davon, eilte über sammtne Rasenflächen hinab zum murmelnden Bach und diesem entlang zu einem Bassin, das von Felsengruppen umgeben war. Dort kräuselte er den glatten Wasserspiegel, daß die kleinen Wellen um die Füße der Mädchen schlugen, die am Eingang einer dunklen Grotte saßen, in der das Bächlein wieder verschwand. Sie stellten die Nixen (Wassergeister) dieses Wässerchens dar und hatten — getreu der zu allen Zeiten giltigen Mode ihres Standes — nichts von Kleidung oder Schmuck an sich, als Wasserlilien im aufgelösten Haar und Schürzchen von geflochtenen Binsen um den Leib.

Sie erzählten sich, daß der Graf der Urschel geschworen habe, sie werde das Haus nicht verlassen, wenn sie von ihm nicht singen und was er sonst für wünschenswerth hielte, lerne. Die Urschel aber sei trotzig und muthig und habe gesagt, keine Mauer wäre ihr zu hoch, kein Schloß könne zu fest sein, um nicht zu entfliehen, denn der schmutzige Kittel ihres Jochen (Joachim) sei ihr lieber, als alle Prunkgewänder und wenn er auch nur ein armer Gerbergehilfe in Zuckmantel sei, so wolle sie ihm doch treu bleiben und sich nicht zu dem Komödienzeug hergeben. Dann sagte eine zweite Nixe, nur die äußerste Wachsamkeit des Grafen habe schon wiederholte Fluchtversuche der Urschel hindern können, worauf eine dritte mit leiser Stimme, während sie mit dem bloßen Fuß im feuchten Sand wühlte, sagte, es werde das alles der Urschel nichts nützen, denn der Graf sei ein gar hoher und alles in allem betrachtet, doch ganz charmanter Herr.

Das schien schon wieder nicht nach dem Sinn des ungeberdigen Windes zu sein, denn er blies plötzlich recht derb und kühl über die Mädchen dahin, daß sie fröstelnd zusammenschauerten und dann machte er sich auf, um aus dem gerühmten Park von Roßwalde mit seinen Wundern und seiner Unnatur herauszukommen. Er strich über würzige Wiesen und dunkle Ackererde, nahm überall etwas von dem Duft mit und trug es schmeichelnd hin nach Zuckmantel, um dem armen Jochen lind um die heiße Stirne zu fächeln und ihm Zuversicht und Vertrauen einzublasen.

Es ist keine Ursache vorhanden, den vom Abendwind eingeholten Nachrichten über die Ursachen der Mißstimmung in Roßwalde zu mißtrauen; ja sie erscheinen um so begründeter, wenn wir erfahren, was endlich einen so plötzlichen Umschlag zum Besseren herbeigeführt hatte.

Ueber die finstern und gelangweilten Mienen Seiner gräflichen Gnaden von Hoditz hatte man nur geflüstert und sie in tiefster Unterthänigkeit nachgeahmt, dasselbe geschah natürlich auch, als Hochdieselben eines schönen Tages die Mauern des „Harems" mit strahlender Miene und lächelnden Lippen verließen. Mit wahrhaft zauberhafter Schnelligkeit entrunzelten sich alle Stirnen, die Augen erlaubten sich wieder zu glänzen und der langsame schleppende Gang, den sich Jedermann angewöhnt hatte, wurde wieder elastisch und graziös.

Man traute sich wieder im Wachen und Träumen zu lachen, die Musiker stimmten ihre Instrumente etwas höher und freuten sich aus den ewigen trübseligen Molltonarten zu kommen; die Tänzer hofften wieder zu Ehren zu gelangen und nur die Druidenpriester im düsteren „Haine Tuiskon's" (eigentlichem Stammvater der Germanen, dann als Gott verehrt, der dem Dienstag den Namen gab) waren unwirsch, denn sie fühlten wohl, daß ihre geheimnißvollen Orakelsprüche etwas an Werth verlieren würden.

Bekanntlich haben große Herren keine Geheimnisse vor ihren Dienern, denn Niemand liest so sicher in der Seele, als wer die Schwächen des Körpers kennt. Weiters aber hat auch die Dienerschaft keine Geheimnisse unter einander und es war daher nicht zu wundern, daß man sich sofort in allen Ecken und Enden des Schlosses zuraunte, die blonde Urschel habe heute eingewilligt, sich vom Grafen im Singen unterrichten zu lassen, was dieser für einen ersten Schritt zur Bereitwilligkeit, sich seinem Unterricht auch in anderen Fächern anzuvertrauen, ansehe.

Es mochte wohl auch so sein, obwol es gar wunderlich war, daß ein so hochgestellter und ansehnlicher Herr, der ja zudem auch schon über fünfzig Jahre alt war, durch ein so unbedeutendes Zugeständniß so ganz umgewandelt werden konnte. Und doch war es eine schwere und ernste Zeit, eine Zeit voll Kriegsbedrängniß und Noth, in der ein so ritterlicher Herr wohl Anlaß gehabt hätte, um wichtigerer Dinge sich zu freuen und zu trauern, als um das Lachen und Trotzen einer helläugigen Bauerndirne.

Aber er war so für seine Welt, die nur aus Roßwalde mit seinen Wundern und Wunderlichkeiten bestand, eingenommen, daß der wüste Kriegslärm, der oft in nächster Nähe erscholl, kaum an seine Ohren schlug und er bei den Siegen und Niederlagen des kaiserlichen Heeres gleichgiltig blieb. Er schien ganz vergessen zu haben, wie viel Huld er einst am kaiserlichen Hofe und vom Vater der bedrängten Landesfürstin erfahren hatte, und während man in Böhmen und Mähren, in Schlesien und Sachsen blutig stritt und die eisernen Würfel des Krieges bis hart an die Schwelle seines Fensters rollten, dachte er an nichts, als an die großen Fortschritte, welche seine hübsche Schülerin — vorderhand freilich nur im Singen — machte.

Weder das überraschende Vordringen Friedrich's II. im Beginn des Krieges (1756), seine Siege bei Lobositz, Dresden und Prag — wo am 6. Mai 1757 der berühmte preußische Feldherr Christoph Graf Schwerin den Heldentod fand (Bild Seite 305) — noch der herrliche Erfolg des kaiserlichen Heeres bei Kollin am 18. Juni 1757, „dem Geburtstag der Monarchin", wie die dankbare Kaiserin an den Heerführer Leopold Graf Daun schrieb, hatten ihn von seinen Festen und Vergnügungen abgezogen.

Da war es denn auch kein Wunder, daß zwei Jahre später, als der Graf eben mit dem Gesangsunterrichte der so lange widerspenstig gebliebenen Urschel die ersten Erfolge hatte, es eben so wenig Eindruck auf ihn machte, daß der

Preußenkönig neuerdings in die österreichischen Lande einfiel, an die Belagerung der nicht gar entfernt von Roßwalde gelegenen Festung Olmütz ging, die sich aber so tapfer vertheidigte, daß der König nach mehr als zweimonatlichem Bemühen davon ablassen und hart bedrängt vom nachrückenden Heere Daun's einen fluchtähnlichen Rückzug antreten mußte.

Eine tadellose Scala (Tonleiter) aus dem Munde Urschel's, die in der That sehr viel Talent — vorderhand leider nur für die Musik — zeigte, war ihm wichtiger als der Gang der Weltbegebenheiten, und über einer gelungenen Roulade (Tonläufer) vergaß er darauf, daß eines der stärksten Bollwerke der Monarchin für dieselbe gerettet worden war. Dabei zeigte er sich wieder unerschöpflich in Entwürfen zu neuen Verschönerungen seines Schlosses und Gartens, rastlos in Vorbereitungen und Anordnungen zu Festen, Kampfspielen, arkadischen Schäferfesten, Feuerwerken, Wassergefechten und tausend anderen Lustbarkeiten, die für eine flüchtige Spanne Zeit erdacht nicht allein sein ganzes Sinnen und Trachten ausfüllten und seine einst so colossalen Mittel verschlangen, sondern zu welchen er auch die ganze Schaar seiner Diener und Unterthanen gebrauchte, oder besser gesagt mißbrauchte.

Urschel's Fortschritte im Gesang waren so auffällig, daß der Graf schon daran denken konnte, sie bei den nächsten Festen zu verwenden und mehr oder weniger wurden diese alle in einer Weise geplant, daß ihr Höhepunkt zugleich die Production der Kunstnovize war. Natürlich wollte der Graf dadurch nur ihr Eingehen in seine wohlwollenden Absichten lohnen und das gleiche Motiv bewog ihn auch, ihr die unerhörte Gage von vier Gulden per Monat auszusetzen.

Um des Grafen rosige Laune noch zu erhöhen, floß seit einiger Zeit auch der durch den Krieg lange gehemmte Strom der Gäste und Bewunderer der Schönheiten Roßwaldes wieder stärker und zwar aus derselben Ursache, die an seiner Verminderung Schuld getragen hatte.

So lange das Heerlager des Königs vor Olmütz war, passirten die Couriere von den in Preußisch-Schlesien und Sachsen stehenden Armeen des Herzogs Ferdinand von Braunschweig und des Prinzen Heinrich von Preußen häufig und auch Emissäre Englands, des einzigen Verbündeten Friedrich's II. scheuten einen kleinen Umweg nicht, um die durch ganz Europa als „Curiosité“ (Sonderbarkeit) berühmten Anlagen zu besichtigen.

Seit das preußische Heer den Rückzug angetreten hatte, verging wieder selten ein Tag, wo nicht Officiere desselben sich die Erlaubniß erbaten das Schloß und den Park besichtigen zu dürfen — eine zarte Rücksicht, die sie sonst in Feindesland wohl nicht übten, in diesem Falle aber dem Gatten einer ziemlich nahen Verwandten ihres Souverains schuldig zu sein glaubten, wie denn auch Roßwalde von Einquartierungen und den sonst auferlegten harten Contributionen (Brandschatzungen) verschont blieb.

Graf Hoditz, ein vollendeter Cavalier und auf nichts so sehr erpicht, als auf bewundernde Gäste, empfing auch diese Herren mit viel Zuvorkommenheit und ließ es sich selten nehmen, selbst den Führer durch die Wunder seines Besitzthums zu machen.

5. Königsbesuch und Festabenteuer.

In der Mitte des Juli saß Graf Hoditz in bester Laune bei seinem Diner, das er sich in der Sommerhitze stets in einer zum Speisesaal umgeschaffenen künstlichen Tropfsteingrotte, die auf sinnreiche Weise durch mattes Glas von oben Licht erhielt, servieren ließ, als man ihm wieder zwei preußische Officiere meldete, welche um Erlaubniß baten, Schloß und Park besichtigen zu dürfen.

Dieselbe ward nicht nur in der zuvorkommendsten Weise ertheilt, sondern der Graf ließ auch die beiden Herren einladen, an seinem Mahle theilzunehmen.

Kurze Zeit darauf traten sie ein, beide in die nicht eben kleidsame dunkelblaue preußische Uniform mit den rothen Umschlägen auf Brust und Schößen gekleidet. Einer der Herren war groß und robust, mit gesundem rothem Gesicht, aus dem nicht viel mehr, als Muth und die Freude an einer guten Tafel sprach.

Ganz entgegengesetzt war das Aussehen des zweiten. Klein und hager, von vorgebeugter schlechter Haltung, macht er den Eindruck eines Mannes von wenigstens fünfzig bis sechzig Jahren. Dem widersprach auch sein gelbes, mageres Gesicht, mit der etwas zurückspringenden Stirne und der großen spitzen Nase nicht. Nur sein helles blaues Auge, das scharf und voll Geist war, ließ vermuthen, daß er ungefähr vierzig Jahre alt sein mochte, denn es vereinte die Klugheit des Mannes mit dem entschlossenen Feuerblick des Jünglings. Um den Mund mit den feinen schmalen Lippen spielte oft ein ironisches, nicht eben angenehmes Lächeln, doch wußten sie gefällig und geistreich zu plaudern und die verbindlichsten Dinge eben so leicht und graziös zu sagen, wie eine kleine Bosheit.

Als der Graf den beiden Herren entgegentrat und sie artig begrüßte, blieb er einen Moment betroffen stehen, als der kleinere Officier seinen aufgestülpten Hut vom Kopfe zog und seine charakteristischen Züge sichtbar wurden. (Bild Seite 313.) Dieser schien es zu bemerken und stellte sich nach einer Danksagung für die Freundlichkeit des Grafen als Baron Kreuz, seinen Begleiter als Herrn von Buddenbrock vor.

Der Hausherr faßte sich als Mann von Welt sofort, hieß die Herren willkommen, lud sie ein, Platz zu nehmen und ließ das reichhaltige Mahl von vorne beginnen, welchem auch die beiden Herren — und zwar der kleinere nicht minder als der Große, dem man die Freude an den guten Dingen dieser Erde schon vom Gesichte ablas, alle Ehre anthaten.

„Wir sind auf einer Dienstreise begriffen," sagte der Baron Kreuz im Verlaufe des Gespräches, „um Remontepferde zu kaufen. Ihre große Güte, mein Herr Graf, läßt mich hoffen, daß Sie selbst mir vielleicht einige auf Ihren Gütern befindlichen ablassen können."

„Ich bedauere recht sehr," entgegnete Graf Hoditz, „aber selbst, wenn ich es mit meiner Pflicht als Unterthan Ihrer Majestät der Kaiserin-Königin vereinbarlich fände, Ihren mit Recht gefürchtetsten großen Gegner auf solche Weise zu unterstützen, wäre ich nicht in der Lage, es zu thun. Meine sämmtlichen Pferde, sowie aller von den Unterthanen zu leistender Spanndienst (Frohnfuhre) genügen noch nicht, um die Arbeit zu leisten, so wie die Veränderungen, welche ich damit vorhabe, erfordern."

„Wie? Ich dachte, dieses vielberühmte achte Weltwunder sei schon ganz vollendet?"

„Ja — es ist jeden Tag vollendet und wird doch jeden Tag anders," entgegnete Graf Hoditz kraftvoll. „Sie wissen, mein Herr Baron, daß der Gedanke

rastlos thätig ist und stets Neues schafft, das vollkommener ist, als das schon Bestehende."

„Ich kann Sie nicht genug bewundern wegen der Hingebung, mit welcher Sie sich einem so erhabenen Unternehmen widmen," sagte der Baron von Kreutz trocken und mit einem eigenthümlichen Zucken um die Mundwinkel und Nasenflügel.

„Man sagt, daß diese Besitzung alle Schlösser unseres Königs in den Schatten stellte," bemerkte Herr von Buddenbrock.

„Unser König, mein Freund, hat nicht genug Geld, um sich eine solche zauberische Besitzung zu schaffen," fiel der Baron rasch ein und wiederholte dann mit einer artigen Wendung gegen den Grafen, „nicht genug Geld und auch nicht den hohen künstlerischen Sinn und vollendeten Geschmack, welchen man dem Herrn Grafen nachrühmt!"

„Seine Majestät der König von Preußen," sagte der Hausherr respectvoll, „errichtet sich in seinen Thaten unvergängliche Denkmäler und bedarf solcher Behelfe nicht, um seinen Namen der Mit- und Nachwelt einzuprägen."

Ein forschender Blick des Barons flog über den Tisch; der Graf genügte aber so unbefangen den Pflichten des Gastherren, als wären seine Worte nichts gewesen, wie eine Höflichkeitsfloskel.

Als das Mahl zu Ende war, führte der Graf die Gäste in ein prunkvoll eingerichtetes Zimmer, wo er sie auszuruhen bat, bis sie nach den Strapazen der Reise und der Mahlzeit gelaunt seien, Schloß und Park zu besichtigen.

Kaum hatte er das Gemach verlassen, als er seine Untergebenen aus allen Theilen zusammenrufen ließ und eine Menge von Befehlen ertheilte, nach welchen sich Jeder auf seinen Posten zu begeben hatte. Dann eilte er schnell in das verschlossene Haus, um auch die Frauen über ihre Aufgabe zu instruiren. Es mußte wohl ein besonderer Anlaß sein, der diese hastig getroffenen Anordnungen rechtfertigte, denn rasch instruirte er auch Urschel, die als Minerva aus der Mitte aller olympischen Götter in einem Pavillon die Gäste mit einer Arie begrüßen sollte, die sie schon trefflich inne hatte und für welche der Graf schnell einen kurzen französischen Text unterschob, dessen Bewältigung Urschel's ehrliche schlesische Zunge freilich mehr Schwierigkeiten machte, als die schnörkelreiche Musik.

Als der Graf seine Anordnungen getroffen hatte, stellte er sich seinen Gästen zur Verfügung und geleitete sie zuerst durch das Schloß, das mit verschwenderischer Pracht eingerichtet, aber auch mit jenen Spielereien überreich ausgestattet war, in deren Aufeinanderhäufung der Graf ganz im Geschmack seiner Zeit so stark war.

Da gab es indische, persische und maurische Zimmer, Speisesäle, in welche sanfte Musik von der Decke herabkam und andere Räume, in welchen sich unterirdische Chöre hörbar machten. Bald öffnete sich der Boden, um reichbeladene Tische heraufzuschicken, dann schwebten wieder von den kostbaren Plafonds Genien hernieder, um Wohlgerüche und Blumen zu streuen. Der Keller war eingerichtet wie eine Bibliothek, mit Regalen aus theuren Holzarten, vollgestellt mit Büchern — bei näherer Besichtigung waren es aber nur die Rücken von solchen und dahinter standen sorgfältig geordnet lange Reihen von Bouteillen mit den edelsten Weinen.

Derselbe, gelinde gesagt überflüssige und widersinnige Prunk herrschte in den Ställen, welche mit Wandgemälden geschmückt und von klarem Wasser durchströmt waren, in welchem Gold- und Silberfische schwammen. Die Thiere vom edelsten Schlag fraßen aus marmornen Krippen und zu ihrer Wartung waren Schäfer und Schäferinnen in kostbaren Anzügen bereit.

Indessen legte der Graf, wie er auch deutlich erkennen ließ, das Hauptgewicht auf den Park. Hier hatte er das reizend bewaldete Hügelland trefflich zu

benützen gewußt, um malerische Fernsichten und Durchblicke zu schaffen und das reichlich vorhandene Wasser war in den verschiedensten Arten verwendet worden. Leider waren diese natürlichen Schönheiten der Anlage ganz überwuchert von



Heldentod des Feldmarschalls Schwerin. (Seite 301.)

den barocken Spielereien, die der Graf noch dazu durchaus mit costumirten Leuten besetzt hatte.

Abwechselnd ging es mittelst reich geschmückter Schiffchen durch das Labyrinth von Canälen und Teichen, auf welchen sich einmal eine ganze Flottille von Fischer=

kähnen, dann wieder ein malerisches Seeräuberschiff in Miniatur oder auch Seejungfrauen — costumirt bis auf den Schuppenleib und Fischschwanz — tummelten. Auf dem Landweg ging es durch Grotten und Haine, in welchen Nixen und Druidenpriester hausten, römische Bauten, mittelalterliche Ruinen zeigten sich von Ferne — chinesische Pagoden, Tempel, unterirdische Säle, welche die Passion Christi in den Fels gehauen zeigten, weitläufige Bergwerke mit Stollen und Schachten, elysäische Felder und arkadische Schäfereien — all' das und noch viel mehr wechselte in bunter Reihe ab.

Alle Welttheile und Culturepochen waren vertreten und fast alle Nationen und Mythologien mußten helfen, dieses sonderbare und wenig geschmackvolle Durcheinander zu bevölkern.

Als man während der Wanderung von fern einen düstern Tannenhain sah, fragte der Baron nach dessen Bestimmung.

Des Grafen Stirne umdüsterte sich etwas.

„Dort," entgegnete er, „steht das Grabmal meiner Gattin — das auch mich erwartet."

„Hoffentlich wird diese Erwartung noch recht lange nicht in Erfüllung gehen," hielt sich Baron von Kreuz verpflichtet einzuschalten, denn es war leicht zu sehen, daß der Graf gar kein Verlangen nach dieser Wiedervereinigung fühlte.

„Meine Gattin," fuhr der Hausherr mit etwas erhellten Mienen und sehr viel Selbstbewußtsein fort, „war nicht allein eine äußerst ausgezeichnete Dame, sondern auch von fürstlichem Geblüt. Sie war eine Prinzessin von Sachsen und verwitwete Markgräfin von Brandenburg-Baireuth."

„So!" meinte der Baron, ohne sonderlich erbaut von dieser Nachricht zu sein. „Ach ja! ich erinnere mich — habe diese Dame auch gekannt. Wäre es Ihnen zu schmerzlich, Herr Graf, mir einen Blick auf das Grabmal zu gestatten?"

„Ich werde Sie mit dem größten Vergnügen dahin geleiten," entgegnete der Graf und machte zu der Ruhestätte seiner Gattin mit dem gleichen Behagen den Cicerone (Fremdenführer), wie früher in dem arkadischen Thale oder dem holländischen Dorf.

Die Gäste bewunderten das kostbare Denkmal; der Baron fand die Büste der Verstorbenen äußerst ähnlich und nur beim Lesen der Inschrift des Gruftdeckels spielte ein Zug von Ironie um seine Lippen. Diese Inschrift lautete: „Have dulcissima conjux hoc monumentum cum voto perpetuae viduitatis L. p. conjux A. J. comes ab Hoditz." (Seiner theuersten Gattin widmet dieses Monument mit dem Gelöbniß immerwährender Witwerschaft der trauernde Gatte A. J. Graf von Hoditz.)

Weiter ging die Wanderung durch den abwechslungsreichen Garten. Eine griechische Insel mit allerlei Ruinen und den Erdhöhlen von Troglodyten (Höhlenbewohnern äthiopischen Volksstammes) kam unmittelbar hinter einer sächsischen Meierei; wenige Schritte nur trennten einen Hain von mächtigen Eichen mit dem Standbilde Arminius', das ist Hermann's des Cheruskers, ersten Verfechters der deutschen Freiheit im Jahr zwölf unserer Zeitrechnung, dem erst Ernst von Bandel auf dem Teutberg im Jahre 1875 ein so herrliches Denkmal gesetzt hat (Bild Seite 321), von einer amerikanischen Landschaft mit sorgfältig acclimatisirten oder täuschend nachgeahmten exotischen Pflanzen um eine Hütte aus Bananenblättern, aus der sorgfältig geschwärzte und geglänzte Indianer mit Federbüscheln im Haare und gemalten Tätovirungen hervortraten, um in einem sonderbaren für Indianisch geltenden Kauderwälsch die Besucher zu begrüßen.

Oft war die Nachahmung von Dingen und die Verkleidung von Menschen so frappant, daß man die Grenze zwischen Natur und Kunst nicht genau bestimmen konnte. Im Ganzen aber mußte diese regellose Aufeinanderhäufung von Gegensätzen

und barocken Spielereien ermüden und jeden feineren Geschmack abstoßen. Der Graf freilich hatte sich so in sein Werk hineingelebt, daß er die von seinen Gästen, wie wohl von allen früheren und späteren, höflichkeitshalber gespendeten Ausdrücke der Bewunderung als gebührende Gegengabe für den gewährten Genuß und seine Zuvorkommenheit entgegennahm.

So entzückt sich aber auch der Baron von Kreuz zeigte, so zogen sich doch bei manchem gespendeten Lob wieder jene Linien des Spottes um den feinen Mund, die auch so trefflich mit einem schalkhaften Aufblitzen seines lebendigen Auges übereinstimmten.

So nahte man sich unter heiterem Gespräch auf sanft ansteigenden Schlangenpfaden der „olympischen Höhe,“ die schon durch eine Reihe von hölzernen und bemalten Götterstatuen und Gruppen von Nymphen und Genien angekündigt wurde, welche in klassischer Nacktheit auf dem sammtenen Rasen lagerten oder die Wanderer umgaukelten und Blumen streuten. Schon sah man den auf der Spitze stehenden Tempel, in dessen weiter Säulenhalle sich alle Götter des Olymps mit ihren Attributen zeigten. Dort oben sollte Urschel als „Minerva“ ihr erstes Debut feiern und den Gast durch eine kühne Improvisation überraschen.

Da löst sich aus dem Göttergewimmel, das in einer merkwürdigen Bewegung zu sein scheint, eine Gestalt los und „Merkur“ eilt, ganz seinem Charakter als Götterbote entsprechend, „mit flüchtigen Sohlen“ den Heraufsteigenden entgegen.

„Was giebt es?“ fragt der bestürzt auf ihn zutretende Graf leise. „Was thust Du da?“

Aber der arme Merkur hatte sich beim raschen Laufe über Gebühr angestrengt, denn die Sandalen mit den goldenen Flügeln sind eher ein Hemmniß, als daß sie ihm die Bewegung erleichtern würden. Er ringt einige Secunden nach Athem und platzt dann so laut, daß er auch von den zurückstehenden Gästen verstanden wird, mit der entsetzlichen Nachricht heraus:

„Die Urschel — die heut' die Minerva vorstellt — ist durchgegangen!“

„Was sprichst Du da, Tölpel?!“ herrscht der Graf dem armen Teufel in einem Tone zu, wie es der olympische Donnerer höchstens that, wenn Merkur eine seiner galanten Botschaften ungeschickt ausführte.

„Ja — dort — man muß sie noch sehen,“ stammelt der „Gott der Kaufleute und der Diebe“ und deutet nach Norden, wo sich das Thal mit der Straße erweitert und gut zu überblicken ist.

Ohne sich seiner Gäste zu erinnern, stürmt der Graf hinauf in die Mitte der Götter. Und was er sieht und aus dem Stimmenwirrwar entnimmt, sagt ihm, daß Merkur wahr gesprochen.

Dort jagt auf der von der Abendsonne beschienenen Straße ein Wagen dahin, in dem das helle Kleid der „Minerva“ flattert — sie scheint sich des göttlichen Habits zu entledigen, denn jetzt wirft sie ein Stück nach dem andern heraus, den Helm, die Lanze, die pappendeckelne Eule, den Schuppenpanzer, endlich die rothe Toga, die an einem Busch hängen bleibt — und man sieht, wie sie im blauen, roth besäumten Kittelchen aufrecht im Wagen steht und den Burschen, der als Kutschirender wie toll auf die Pferde einhaut, herzhaft um den Hals nimmt.

„Wie ist das geschehen?!“ ruft der Graf zornbebend und mit dem Fuß stampfend, während er in ohnmächtiger Wuth die Faust gegen die Fliehenden schüttelt.

Endlich kommt „Juno“ zu Worte und erzählt ihm, wie es „der Klugdreinschauenden“ ziemt, in Ordnung den Hergang.

„Wir warteten schon lang da,“ sagt sie, „bis Eure gräflichen Gnaden mit den Gästen kämen. Einige haben geplaudert, die anderen geschlafen und niemand hat Acht gehabt auf die Urschel, die auf dem Weg da hinab spazieren gegangen

ist. Endlich sehen wir Eure gräflichen Gnaden dort aus dem indianischen Wald hervorkommen und setzen uns in Positur — da fehlt die Minerva — will ich sagen die Urschel. Wir schau'n uns um — da sehen wir, wie sie ein großer starker Bengel auf den Armen hat und mit ihr den Hügel hinunter rennt. Der einzige Bacchus war so gefaßt, daß er nachgelaufen ist und er hat sie auch knapp an der Mauer eingeholt — aber da giebt ihm der Bengel einen solchen Fußtritt vor den Bauch, daß er wie halbtodt zusammengefallen ist."

„Und warum sind nicht mehr von Euch Schlingeln nachgerannt?" wetterte der Graf auf die armen männlichen Götter ein, die zaghaft zur Erde schauten und mit Rücksicht auf das Schicksal des Bacchus sehr froh zu sein schienen, daß sie es unterlassen hatten, tapfer zu sein. Sogar „Mars, der grimmige Kriegsgott" zitterte sehr unkriegerisch und ungöttlich, als hätte er gar kein Verlangen nach der „männermordenden Feldschlacht."

„Hat sich die verdammte Dirne gewehrt oder hat sie geschrien?" fragte der Graf weiter, indem er den männlichen Göttern verachtungsvoll den Rücken kehrte.

„Oh nein," betheuerte „Venus," die glauben mochte, der Fall gehöre in ihr Departement. „Sie hat sich ganz gutwillig davontragen, über die Mauer heben lassen und ist flink in den Wagen gesprungen. Es wird wohl der Jochen gewesen sein."

„Wer ist das?" fragte der Graf rauh und zornig.

„Ihr Liebhaber, Euer gräflichen Gnaden!" entgegnete die Göttin der Liebe mit einer für ihre officielle Mission ganz unpassenden Miene der Verschämtheit.

„Hole Euch Alle miteinander der Teufel!" brauste der Graf auf und wendete sich wieder den Hügel abwärts zu seinen Gästen, die discreterweise dort stehen geblieben sind, wo er sie verlassen hatte.

Die armen olympischen Götter blieben ganz verdutzt auf ihrer Höhe stehen, obwohl sie nicht wußten, daß ihren Vorfahren das, was der Graf so brutal wünschte, vor anderthalb Jahrtausenden wirklich geschehen war. „Mars" und „Jupiter" betheuerten, sie hätten die Urschel gewiß rückerobert, wenn ihr Schwert und Donnerkeil nicht aus Blech und Pappe gewesen wären und „Flora" und „Ceres" bemühten sich um „Bacchus," der zusammengekrümmt in einer Ecke lag und die Arme stöhnend um den von Jochen's Stiefel mißhandelten Körpertheil geschlungen hielt.

Der Graf war viel zu sehr glatter Weltmann, um seinen Gästen etwas von dem Verdruß merken zu lassen, der in ihm tobte. Es war klar — die arglistige Urschel hatte sich seine Musiklectionen gefallen lassen, weil sie nur auf diese Art hoffen konnte, zu entfliehen. Er knirschte vor Wuth und schwor der Ungetreuen schwere Rache.

Indessen trat er mit völlig glatter Miene zu den beiden Gästen, die offenbar viel Vergnügen an der verhängnißvollen Botschaft Merkurs gefunden hatten, aber auch ihrerseits mit keinem Wort andeuteten, daß sie wußten, welcher „unliebsame Zwischenfall" den Grafen nöthige, sie zu bitten, von einer weiteren Besteigung der „olympischen Höhe" abzustehen.

Man kehrte um, war aber kaum am Fuße des Hügels angelangt, als vom Schloße her rufend und gesticulirend einige Diener gelaufen kamen. Wieder eilte der Graf entgegen, kam jedoch schon nach einigen Minuten mit bleichem Antlitz zurück.

„Ich bedauere aus tiefstem Herzen," sagte er stotternd, „daß der erwähnte Vorfall auch für meine hochverehrten Gäste nicht ohne unangenehme Folgen geblieben ist. Ein frecher Bursche hat sich mit Ihrem Wagen, der nach ertheilter Ordre angespannt bleiben sollte, in einem unbewachten Augenblicke aus dem Schloßhofe davon gemacht."

Der Baron von Kreuz richtete sich ein wenig auf und sein scharfes Auge fixirte den Grafen und die hinter ihm stehenden Diener. Es war als ob er Arg-

wohn in die Wahrheit des Gesagten setzte. Aber er beruhigte sich offenbar sofort und ein heiteres Lächeln zuckte um seinen Mund. Nicht so harmlos schien sein Gefährte die Sache anzusehen, der herauspolterte:

„Das sieht ja fast aus, als ob man uns hier —"

„Richtig, lieber Freund," fiel der Baron rasch ein, indem er seine Hand beschwichtigend auf den Arm des Gefährten legte, „man könnte fast glauben, die Güte des Herrn Grafen habe diesen Ausweg gewählt, um es uns zu ermöglichen, die Annehmlichkeiten seiner reizenden Besitzung noch länger zu genießen."

„Leider muß ich meine Unschuld in dieser Hinsicht betheuern," sagte der Graf mit gedrückter Miene. „Es verhält sich wirklich so, wie ich sagte. Ich werde sogleich die Verfolgung des Schurken anordnen."

„Nicht doch, Herr Graf," rief der Baron lustig. „Wir wollen hoffen, daß der Mann den Wagen nach gemachtem Gebrauch dem Eigenthümer — das ist der Postmeister in Jägerndorf — zurückstellt. Was uns betrifft, dürfen wir wohl auf Ihre Güte rechnen?"

„Mein ganzer Marstall steht zu Ihrer Verfügung," versicherte der Graf und ertheilte sofort Befehl, einen Wagen in Stand zu setzen.

„Merken Sie denn nicht," flüsterte der Baron seinem Begleiter zu, „Minerva-Urschel hat sich unseres Wagens zum Durchgehen bedient. Vergönnen wir ihn ihr — vielleicht wird sie auch einmal Rücksicht auf uns nehmen und uns nicht so launisch den Rücken kehren, wie sie im vergangenen Jahre bei Kolin gethan. Ist es nicht komisch, daß in meinem Wagen die Göttin der Weisheit und der Kriegskunst aus Oesterreich entflieht?"

Der Graf führte seine Gäste zurück in das Schloß, um denselben nunmehr die einzelnen Sammlungen von Gemälden, Antiquitäten, wissenschaftlichen und musikalischen Instrumenten, besonders kostbaren Violinen, Naturseltenheiten und höchst werthvollen Kunstgegenständen zu zeigen.

Baron Kreuz interessirte sich ganz besonders für die Musikinstrumente, was anzudeuten schien, daß er selbst ein großer Freund der Musik sei. Mit nicht geringem Stolze wies ihm der Graf eine Violine von dem berühmten Geigenbauer Jacob Steiner aus Absam (Tirol), mit der Bemerkung, daß ein Seitenstück dem Grafen Trauttmansdorff in Böhmen auf beinahe zehntausend Gulden zu stehen kam. Dies kam folgendermaßen zu Stande.

Franz Norbert Graf Trauttmansdorff, geheimer Rath des Kaisers Karl VI., gewesener Obersthofmeister der Erzherzogin Maria Elisabeth, hatte die Ehre, auf seinen Gütern in Böhmen von seinem huldreichen Monarchen, zugleich mit König Friedrich Wilhelm I. von Preußen und Friedrich August II. König von Polen und Churfürst von Sachsen, besucht zu werden.

Der Graf machte, um seine hohen Gäste würdig zu empfangen und zu bewirthen, einen glänzenden Aufwand; insbesondere waren es die prachtvollsten Musikfeste, welche die Gefeierten entzückten. Als Beispiel genüge, daß der Graf die berühmteste Sängerin ihrer Zeit, die Venetianerin Faustina Bordoni, verehelichte Hasse und deren Begleiter, den Violinisten Mauro Alessi, hatte kommen lassen. In seiner Kapelle befanden sich auch die damals so berühmten Virtuosen auf der Violine, Brüder Georg und Nikolaus Stezitzky.

Zu dieser Zeit (1735) wurde Fürst Wenzel Liechtenstein in politischer Beziehung vom Kaiser nach Paris geschickt und da er enthusiastisch für die Kunst eingenommen war, ersuchte er den Grafen Trauttmansdorff, ihm die beiden Brüder zur Begleitung mitzugeben.

Der Graf willigte darein und die Künstler sollten sich nun mit Instrumenten versehen, aber — Georg Stezitzky, obwohl ein bedeutender Componist, Violin- und Waldhornvirtuose, besaß nur eine sehr mittelmäßige Geige. Mauro Alessi

besaß wohl mehrere Amati, wo ihm der Graf für eine derselben eine sehr hohe Summe bot, aber der Künstler war nicht zu bewegen, sich von seinen Instrumenten zu trennen. Die Verlegenheit war eine große; Alessi und die Faustina gingen nach Dresden und so war jede Hoffnung abgeschnitten.

Da meldete sich plötzlich ein alter Mann als Besitzer einer trefflichen Geige von dem berühmten Instrumentenmacher Jacob Steiner. Sie war unzweifelhaft echt, denn es befand sich innen das Merkmal, ein Stückchen Holz eingeschoben, welches, unzertrennlich mit dem Boden, die hineingebrannten Worte enthielt: „Jacobus Steiner in Absam, prope Oenipontum (bei Insbruck) 1676."

Er bat um die Erlaubniß, sich auf derselben hören lassen zu dürfen. Die Bitte wurde ihm gewährt. Mitten im Spiele jedoch unterbrach ihn der Graf.

„Herr, auf ein Wort!" rief derselbe.

Der Virtuose erschrak, er glaubte, man sei mit seinem Spiele unzufrieden.

„Ist Ihre Violine verkäuflich?" fragte nun Graf Trauttmansdorff.

„Ach, Herr Graf," war die Antwort, „dann wäre es vorbei mit meinem Lebensunterhalte. Ohne diese Violine getraute ich mir nicht mehr zu spielen."

„Gut, das will ich Ihnen ersetzen; was verlangen Sie?"

Die Unterhandlungen begannen nun. Man kam auf nachstehende fabelhafte Kaufbedingungen überein: Außer fünfundzwanzig Ducaten Honorar für das gegebene Concert erhielt der Virtuose dreihundert Gulden Silber baar, die Zusage auf ein Kleid mit goldenen Tressen alle Jahre, Officianten(Beamten)-Tafel, täglich eine Maß Wein und zum Nebentrunk jährlich zwei Fässer Bier, freie Wohnung, Holz und Licht; monatlich zehn Gulden Gehalt, im Falle seiner Verehelichung zwölf Scheffel Frucht, für seine alte Base lebenslänglich sechs Scheffel Frucht, zuletzt so viele Hasen, als er für seinen Unterhalt benöthigte.

Dieser Contract wurde beiderseitig abgeschlossen und unterzeichnet. Georg Stezitzky spielte noch ein Solo auf der Geige und der großmüthige Mäcen schenkte sie ihm sodann.

Was diese Geige gekostet hat, zeigt eine Rechnung, welche, da der gewesene Eigenthümer noch durch sechzehn Jahre lebte, folgende Gesammtsumme ergiebt. Der alte Virtuose bezog nach ihr vom Grafen durch diese sechzehn Jahre:

Die Baarsumme von	fl.	300.—
Die Geschenke	„	100.—
Monatlich 10 fl.	„	1920.—
Für das Kleid jährlich 100 fl.	„	1500.—
Tafelgeld täglich 30 kr.	„	1168.20
Jährlich zwei Fässer Bier oder 800 Maß Bier à 4 kr.	„	853.20
Jährlich 6 Scheffel Frucht à 3 fl.	„	286.—
Jährlich 6 Klafter Holz à 4 fl.	„	324.—
Licht, täglich 1 kr.	„	97.20
Vier Jahre nach ihm lebte noch die Base und bezog 6 Scheffel Frucht à 3 fl.	„	72.—
Eine arme Witwe im Städtchen bezog ihretwegen eine halbe Klafter Holz und 4 fl. Hausmiethe	„	22.—
Ferner erhielt diese fromme Frau alle Monate 1 fl. 30 kr. und 6 fl. für ein Nonnenscapulier, Kranz und Kerze	„	78.—
Die Hasen, jährlich 6 Stück à 20 kr.	„	42.—
Summa . . .	fl.	9715.—

Und wie lange behielt Stezitzky diese Violine? Kaum von Paris in seine Heimat zurückgekehrt, starb er. Es meldeten sich sogleich viele Liebhaber zu diesem

Instrumente, aber dessen Bruder, der Erbe, mochte sie aus Hochachtung für den Grafen Trauttmansdorff nicht verkaufen. Bald darauf starb auch dieser und so kam sie durch Kauf in den Besitz des churpfälzischen Hofmusikers Zart. Der merkwürdige Contract war in dem Futteral der Geige eingeschlossen.

Anschließlich muß noch bemerkt werden, daß die Geige später in den Besitz des Concertmeisters der großherzoglich badischen Hofkapelle in Mannheim, Ferdinand Fraenzl, eines der ersten Violinvirtuosen seiner Zeit, gelangte und es verlautete, derselbe hätte sie um 30.000 Gulden (?!) gekauft. Nach dessen Tode (1833) war sie zu Joachimsthal in Böhmen bei dem k. k. Bergoberamts-Kanzlisten und Gerichtsactuar Josef Bartl „aus freier Hand zu verkaufen" ausgeboten.

Es ist leicht begreiflich, daß sich Baron Kreuz von diesen Merkwürdigkeiten allen mehr angezogen fühlte, als früher von den bizarren Seltsamkeiten des Gartens und wiederholt pries er den Grafen glücklich, dem es möglich war, so ganz seinem Geschmacke nachzuleben.

„Der Ruhm ist eine schwere Last," sagte er endlich seufzend, „unter der die Blumen dieses Lebens unbarmherzig zerdrückt werden. Das fühlen sogar wir mit, die wir doch blos Handlanger unseres Königs sind. Er ist aber auch nur auf einer Straße erreichbar, die an Abgründen und furchtbaren Klippen dahinführt."

Die Dämmerung brach langsam herein und obwohl die fremden Herren zum Aufbruch trieben, wollte der Graf doch nichts davon hören, bevor sie sich nicht zur bevorstehenden Fahrt durch ein Souper gestärkt hätten.

Dasselbe ward in einem köstlich eingerichteten kleinen Saal servirt und durch ein Concert von Singstimmen und Flöten gewürzt, an dem der Baron besonders viel Vergnügen fand. Er erwies sich auch hier als sehr musikverständig und vertiefte sich mit dem Grafen Hoditz, der selbst Componist war, in gelehrte Gespräche über die Theorie der Musik, welche der Herr von Buddenbrock dazu benützte, sich eingehend mit den aufgetischten Delicatessen zu beschäftigen.

Schon war es ganz dunkel, als man von der Tafel aufstand und sich der Graf, die Danksagungen über die gastfreundliche Aufnahme ablehnend, erbot, die Gäste zum Wagen zu geleiten.

Er schlug einen Umweg durch den Park ein, der durch zahlreiche Pechpfannen erleuchtet war, während Diener mit lodernden Fackeln die Herren begleiteten.

Als man sich in der Mitte einer hochgewölbten Brücke befand, neben der ein breiter Wasserarm als rauschende Cascade niederfloß, erloschen plötzlich alle Lichter und für einen Moment herrschte tiefe Dunkelheit. Bevor aber noch die Herren ihrer Verwunderung — vielleicht auch Beunruhigung über diesen raschen Wechsel — Ausdruck geben konnten, flammte neues Licht auf, das glitzernd und funkelnd, zauberische Strahlen durch die Nacht warf.

Unter dem niederwallenden Wogenschleier des Wasserfalles zeigten sich in bunter, stets die Farben wechselnder Flammenschrift die Worte: „Vive Frédéric le Grand!" (Es lebe Friedrich der Große!)

Schon damals waren die charakteristischen Züge des Preußenkönigs fast eben so bekannt, als später, wo Goethe sang:

„Nun ich hier als Altmeister sitz',
Rufen sie mich aus auf Straßen und Gassen,
Zu haben bin ich, wie der alte Fritz,
Auf Pfeifenköpfen und Tassen."

Auch Graf Hoditz hatte König Friedrich II. trotz seines hartnäckig beibehaltenen Incognitos sofort unter dem sogenannten „Baron von Kreuz" erkannt (Bild Seite 313) und mehrere Huldigungen für ihn vorbereitet, von welchen eine indessen durch Urschel-Minerva's Flucht zu Wasser wurde. Desto besser gelang die

andere, zu welcher man das Feuer aufgerufen hatte, und die in stets wechselnden Farben erglänzende Illumination machte unter dem breiten Bogen der silbernen Fluthen einen blendenden Eindruck.

Nicht ganz angenehm indessen schien die Wirkung dieser gutgemeinten Huldigung auf den König selbst zu sein. Es war ihm sichtlich unbequem, erkannt zu sein; vielleicht erinnerte er sich doch, daß er auf österreichischem Boden sei und fürchtete für seine Sicherheit. Er richtete einen langen, forschenden Blick auf den Grafen, wendete sich dann von der Illumination ab und schritt rasch dem Schloße zu.

Der Hausherr war jedoch bald an seiner Seite und nöthigte ihn durch eine ehrfurchtsvolle Geberde stehen zu bleiben.

„Mein Herr," begann Hobitz, „ich bemerke zu meiner Betrübniß, daß diese unschuldige Huldigung, welche ich einem großen Fürsten darbringe, Unruhe und Besorgniß in Ihnen weckt. Ich achte den Grund und das Geheimniß dieser natürlichen Regungen, würde es aber wie einen tiefen Schmerz, ja wie eine kränkende Beleidigung empfinden, wenn meine Absichten Anlaß zu dieser Unruhe wären."

„Es fällt mir nicht ein, Ihnen zu mißtrauen, mein Herr Graf — aber —"

„Wollen Sie mir die Gnade erweisen, mich anzuhören," unterbrach der Graf den etwas zögernden König. „Ich bin hier auf meinem Grund und Boden; dieses Schloß ist mein Eigenthum und wer es betritt ist mein Gast. Das Gastrecht ist dem Wilden sogar heilig und auch der bitterste Feind ist sicher, wenn er das Zelt des Beduinen betritt. Ich bin zwar ein geborener Unterthan meiner allergnädigsten Kaiserin und hatte die Ehre Höchstdero erlauchtem Vater zu dienen — aber ich lebe trotzdem frei und ungebunden auf meinem Besitzthum und frage Diejenigen, welche mich als Gäste beehren, nicht um Nationalität, Glaube oder politische Meinung. Ich rechne alle ritterlichen und ehrlichen Männer zu meinen Landsleuten, ob sie nun durch das Geschick auf diese oder jene Seite gestellt werden. Meine bescheidene Huldigung gilt auch nicht dem König von Preußen, sondern einem der größten Männer aller Zeiten. Wie ich übrigens die Gesinnungen meiner erhabenen Monarchin kenne, so wird sie es gewiß gutheißen, wenn ich nöthigenfalls mit Gefahr meines Lebens für die Sicherheit eines Mannes eintrete, der sich meiner Gastfreundschaft und Ritterlichkeit anvertraute."

Der König hatte aufmerksam zugehört und sein Antlitz klärte sich immer mehr auf.

„Ich danke Ihnen, mein Herr Graf," sagte er dann und reichte dem Hausherrn die Hand. „Ich vertraue Ihnen vollkommen und hege keinerlei Besorgnisse. Ihre Sprache ist die eines Ehrenmannes und diese findet in jeder Brust, ob sie nun diese oder jene Kleidung trägt, ein zustimmendes Echo. Zu dem vielen Entzückenden, das wir bei Ihnen gesehen und gehört, bildet der Anblick eines so vollendeten und vorurtheilsfreien Cavaliers die herrlichste Ergänzung."

„Ich hoffe nun darauf, daß die Herren sich stets erinnern werden, das Haus eines ehrlichen Mannes ihres Besuches gewürdigt zu haben," bemerkte bescheiden der Graf.

„Wir werden nur gerecht sein, wenn wir Ihrer stets als das Musterbild eines ritterlichen Cavaliers gedenken," versicherte verbindlich der König. Nach einer Pause setzte er hinzu: „Indessen hoffe ich zuversichtlich, daß wir uns in besseren und friedlichen Zeiten nochmals begegnen werden."

Unter freundlichen Gesprächen, in welchen jedoch immer das kaum gelüftete Incognito des Königs gewahrt wurde, legte man den Weg zum Schlosse zurück, wo eine bequeme Equipage, mit edlen Pferden bespannt und von den verläßlichsten Leuten des Grafen begleitet, wartete.

Nach einem äußerst herzlichen Abschied und vielen Danksagungen, an welche König Friedrich wiederholt die Hoffnung eines Wiedersehens knüpfte, fuhren die

Gäste von Roßwalde ab, wo sie so viel Schönes und Erhebendes gesehen und erfahren hatten, das nur leider dem Schicksal aller irdischen Dinge ausgesetzt war, nämlich enggepaart mit Lächerlichkeiten und nichtigem Tand zu sein.

Indessen hatte die letzte Episode aus der Anwesenheit des Königs Friedrich II. in Roßwalde eine glückliche Wirkung geübt — sie ließ nämlich den Grafen die grausame Täuschung, welche er durch die Flucht seiner arglistigen Schülerin erfahren hatte, mit kühlerem Blute betrachten und leichter ertragen.

Wohl ließ Graf Hoditz Nachforschungen anstellen, aber er machte keinen Versuch, die Undankbare wieder in seine Gewalt zu bekommen. Freilich wäre ein solcher wohl auch, namentlich in diesen kriegerischen Zeiten, erfolglos geblieben, denn der unternehmende Jochen war mit seiner Urschel, nachdem er von der Grenze aus den Wagen an den rechtmäßigen Eigenthümer zurückgeschickt hatte, nach dem preußisch-schlesischen Städtchen Ratibor gezogen, wo er zu Hause war und sein nützliches, wenn auch nicht ganz wohlriechendes Gewerbe auszuüben begann. Es soll da gleich an dieser Stelle beigefügt werden, daß er es unter Urschel's Beihilfe zu mäßigem Wohlstand brachte und eine zahlreiche Nachkommenschaft hinterließ.



Friedrich II. auf Schloß Roßwalde. (Seite 303 und 311.)

Des Grafen Unterricht soll aber doch nicht ganz verloren gewesen sein, denn, wenn Frau Urschel ihre derben rothbäckigen Rangen in den Schlaf sang, blieben die Spaziergänger auf der Straße stehen und in ganz Ratibor war man darüber einig, daß Niemand so fein und lieblich singe, wie des Gerbermeisters Jochen Ehegesponsin.

Wenn es auch hie und da Wolken an ihrem Ehehimmel gab, die Jochen wohl auch auf gut gerberische Art schlichtete, so bereute es doch Urschel nie, aus Roßwalde durchgebrannt zu sein und dabei nicht allein die Gunst eines großen Herrn, sondern auch die Attribute der Weisheitsgöttin im Stiche gelassen zu haben.

Der Graf von Hoditz dachte ihrer bald nicht mehr und vertiefte sich immer mehr in seine Wunderschöpfung, an deren Umgestaltung und Bereicherung er unermüdlich thätig war. So wie früher ließ er sich darin durch den rastlos dahinbrausenden Strom der Weltbegebenheiten nicht beirren. Die Wechselfälle des gigantischen Kampfes, welchen Friedrich II. gegen das halbe Europa unterhielt, berührten den Grafen viel weniger, als die Hinzufügung einer neuen bunten Arabeske zu dem Schnörkelwerk seines Parkes, und als im Jahre 1763 der Friede zu Hubertsburg geschlossen wurde, der ein siebenjähriges blutiges Ringen ohne alle Resultate

endigte, verspürte man in Roßwalde nichts von der Beruhigung, welche wieder in ganz Europa die Völker leichter aufathmen ließ.

Der Graf hatte vom Krieg nichts verlangt, als daß er ihn in seinen Passionen nicht störe — ähnlich wie Archimedes, in seine mathematischen Berechnungen vertieft, dem eindringenden Soldaten bei der Erstürmung von Syrakus (im Jahre 212 vor Christus) zurief: „Ne turbos circulos meos!" (Störe mir meine Kreise nicht!), worauf ihn der Soldat niederstieß — war Hobitz der Krieg so gleichgiltig, wie nun der Friede; seine Welt war Roßwalde, was darüber hinauslag, war das Chaos.

---

6. Das Ende des Patriarchen von Roßwalde.

König Friedrich II. hatte das edelmüthige Benehmen seines Gastfreundes nicht vergessen und im August 1765 kündigte er dem Grafen Hobitz einen „Besuch im Frieden" an, daran die Mahnung knüpfend, derselbe möge ja keinen besonderen Aufwand machen, da zudem der kurz vorher erfolgte Tod des Kaisers Franz I. (Gemahl Maria Theresiens) alle größeren Festlichkeiten auf österreichischem Boden unziemlich erscheinen lasse.

Das war aber gar nicht nach dem Geschmacke des Grafen und er veranstaltete zu Ehren des Königs, der mit seinem Neffen, dem Prinzen Friedrich von Braunschweig und einem größeren Gefolge eintraf, eine Reihe von Festlichkeiten, deren bunte Abwechslung und Pracht selbst in Roßwalde unerhört war.

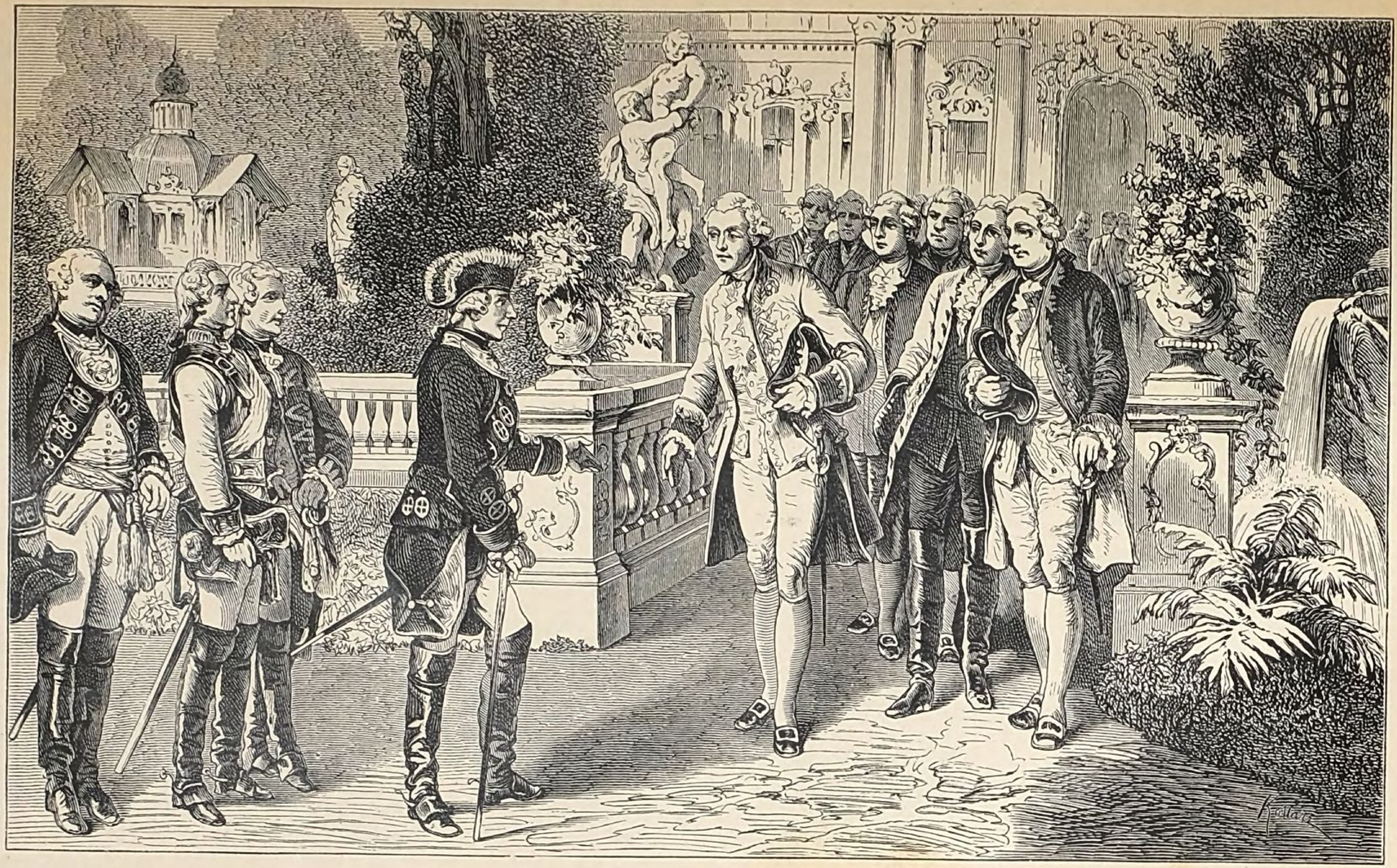
In allen Sprachen erschienen Beschreibungen der Festlichkeiten, von welchen ein besonders enthusiastischer Berichterstatter sagt, daß man sie für eine Fabel halten müßte, wenn man ihnen nicht beigewohnt, für einen Traum aus dem Feenreich, wenn man dieses Glückes theilhaftig geworden sei.

Es würde ermüden, alle Einzelheiten zu wiederholen; um aber einen immerhin interessanten Einblick in den Geschmack jener Zeit zu gewinnen, welchen der Graf in seiner ganzen Schöpfung und den Festen bis auf die äußerste Spitze trieb, möge eine kurze Aufzählung der Ueberraschungen, mit welchen der Tag des Eintreffens in Roßwalde gefeiert wurde, hier ein Plätzchen finden.

Nach einem prunkvollen Empfang durch den Grafen Hobitz an der Spitze der gesammten Schloßbewohner- und Beamtenschaft (hiezu das Bild) wurde König Friedrich II. nach einer kurzen Ruhe zu einem Rundgang durch den Park geleitet. Zuerst wurden seine Schritte nach einer blumigen Wiese gelenkt, die inmitten herrlicher Baumgruppen lag und von einem klaren von Fischen wimmelnden Bächlein durchströmt war. Sie stellte Arkadien vor und die Bevölkerung dieses glücklichen Landes, Hirten und Schäferinnen, begrüßten die Gäste mit lieblichen Liedern.

Unter einer Gruppe hochstämmiger Eichen hatte Apollo sein Reich aufgeschlagen und entlockte einer Flöte, dem Lieblingsinstrument des Königs, so süße Melodien, daß sich das Gebüsch, die Erde und die Luft rings umher belebten. Pan, mit einem Gefolge von Nymphen und Satyren, erscheint, nackte Dryaden schaukeln sich auf den Zweigen der Bäume; aus dem Dunkel des Waldes hüpfen Faune (lüsterne Waldgötter) und Nymphen herbei und im Nu vereinigt sich all dieses kostbar oder — sehr wenig gekleidete Völkchen zu einem kunstvollen Ballet.

Hie und da öffnet sich plötzlich die Erde und mächtige Wassergarben steigen empor und von einem Hügel, auf welchem der König mit seinem Gefolge steht, braust auf ein Zeichen des Grafen eine Cascade hernieder in ein schattiges Thal, wo jungfräuliche Priesterinnen in weißen wallenden Gewändern und goldene Stirnbinden tragend auf einem antiken Altar ein Opfer von kostbarem Räucherwerk darbringen und der himmlischen Götter Segen und Huld für den König erflehen.



Graf Hoditz auf Roßwalde von Friedrich II. besucht.

In einem angrenzenden Eichenhain begrüßen langbärtige mit Laub bekränzte Druidenpriester den König mit lobpreisenden Hymnen und andere verkünden aus ihren ehrwürdigen Büchern dunkle und räthselhafte Sprüche der Weisheit, die natürlich auch alle mehr oder weniger auf ein Lob des erlauchten Gastes hinauslaufen.

Auf einer freundlichen Lichtung steht ein Marmordenkmal, dem tapferen Cheruskerfürsten Arminius (Hermann) geweiht und am Fuße desselben entspringen — natürlich nur in jenen bescheidenen Ausdehnungen, welche die Wirklichkeit bei so kühnen Allegorien beanspruchen darf — die Ströme Deutschlands. Es war dies das erste, dem berühmten Vorfechter der deutschen Freiheit gewidmete Denkmal, einhundertzehn Jahre früher gesetzt, als das bereits besprochene auf dem Teutberge. (Seite 306 und 321.)

Ihrem Lauf entlang kam man — entgegen den gewöhnlichen geographischen Vorstellungen — in die Gärten der Hesperiden (fabelhafte Töchter der Nacht), in welchen zwischen üppigen, von goldenen Früchten behangenen Bäumen eine Anzahl von mythologischen Statuen standen. Indessen fehlte es auch an lebendigen Göttern und Göttinnen nicht, welche die bekanntesten und pikantesten Scenen aus den Metamorphosen (Verwandlungen) Ovid's darstellten. Ob sich der Graf und sein erlauchter Gast nicht der flüchtigen Weisheitsgöttin erinnerten, die jetzt, nach sieben Jahren, ihrem Gatten vielleicht half, seine Felle zu walken und zu schaben?

Unmittelbar aus den hesperischen Gärten kam man in die liliputanische Stadt Mildendo, in Sterne's Gulliver bekanntlich die Residenz der Liliputaner (fingergroßen Menschen). Es war dies eine Lieblingsschöpfung des Grafen und in der That bezeichnend für seine Geschmacksrichtung.

Vollkommen gemauerte und eingerichtete Häuser von höchstens vier bis fünf Fuß Höhe bildeten eine Anzahl von Gassen und Straßen, auch einen Marktplatz, auf dem eben ein Jahrmarkt mit großem Gedränge abgehalten wird, denn die Stadt Mildendo war mit richtigen Liliputanern dicht bevölkert, welche, unbekümmert um das Erscheinen der riesigen Menschen ihren Geschäften nachgingen. In einem Hause hämmerte der Böttcher, in einem andern nadelte ein winziger Schneider an einem liliputanischen Staatsfrack; anderthalb Schuh hohe Bäcker fertigten entsprechende Brote und in einer Schenke zechten zwerghafte Gäste tapfer aus fingerhutgroßen Gläsern.

Die ganze Anlage war in so richtigen Verhältnissen durchgeführt und die Kinder, welche die Bevölkerung darstellten, so trefflich gedrillt, daß der Eindruck ein überraschender gewesen sein soll. Friedrich II. ergötzte sich besonders am Gewühl des Jahrmarktes sehr, wo die kleinen Verkäufer mit witzigen Reden Kunden anlockten und helles Gelächter entlockte ihm der liliputanische Exerzierplatz, auf dem eine kleine Truppe in preußischer Uniform manöverirte und ihm die militärischen Ehrenbezeugungen leistete.

Die zügellose Phantasie des Grafen vermochte aber sogar in diesen Spielereien nicht Maß zu halten und dem Bizarren (Wunderlichen) mußte noch ein groteskes (ungeheuerliches) Schwänzchen angehängt werden. Das liliputanische Heer bestand aus krummbeinigen, höckerigen, dickköpfigen und sonst mißgestalteten Zwergen, die durch unförmliche Larven noch häßlicher gemacht wurden.

Durch den chinesischen Garten, der aus Porzellanthürmen, verschnörkelten Gärten mit hochgewölbten Brücken über Canäle, die mit Dschonken (Segelschiffen) befahren wurden, bestand und in welchem auch eine Gesandtschaft von Mandarinen nicht fehlte, die den König in unverfälschtestem schlesischen chinesisch begrüßte, kam man in das „ambrosische Thal".

Hier warteten die wunderbarsten Wasserkünste der Beschauer und Ueberraschungen und Neckereien reihten sich aneinander. Ueberall plätschert und rauscht

es und mehr als einmal schießen aus der Erde rings um den König Friedrich Wasserstrahlen empor, die einen blitzenden Schleier um ihn weben, ohne daß er genetzt wird.

Dort liegt am blumengeschmückten Ufer eines Baches Narciß und bewundert sein eigenes Bild in der spiegelblanken Fluth. Muthwillige Nymphen überschütten ihn mit Wasserstrahlen und schließen tanzend einen Kreis, um seine Flucht zu hindern. Weiter unten, wo sich der Bach zu einem Becken erweitert, thront Neptun auf seinem Muschelwagen, der von Tritonen gezogen und von Nereiden (Meergöttinnen) und Najaden umplätschert wird. Aus seinem Dreizack springen Wasserstrahlen, die er weithin spielen läßt.

Reichgeschmückte Schiffe erwarten die Gäste, um sie durch ein Gewirr von Wasserstraßen und Teichen, durch Felsengrotten und Canäle zum Schloße zurückzubringen. Jeden Moment wechselt die Scenerie und die Begleitung. Auf dem ruhigen Teiche schwimmen schwarze und weiße Schwäne zahm neben den Schiffen einher — aus dem von Felsen eingefaßten See dagegen steigen die von einer künstlerischen Brandung umrauschten Felsen der Scylla und Charybdis empor und Proteus durchfurcht ihn mit seinem Gespann von Meerkälbern. Unter dem Geleite reizender Meerjungfrauen, die den König von Preußen in Liedern preisen, kommt man in ruhigere Gewässer und bei der Schäferei Daphne's steigt man wieder an's Land.

Von ländlicher Einfachheit ist wohl hier nichts zu merken, denn in einer offenen, mit Gold und Malerei geschmückten Halle wird man von reizenden Schäferinnen mit Früchten und Milch bedient und nur durch einen Vorhang getrennt sind die Ställe, in welchen die edelsten Rinder aus marmornen Muschelschalen das aus wohlriechenden Kräutern bestehende Futter naschen. In einem besonders kostbar eingerichteten Stand zeigt sich ein Thier von so großer Schönheit, daß der König bewundernd ausruft: „Wahrhaftig, dieses Thier wäre würdig gewesen, dem Jupiter als Hülle zu dienen, da er die Europa entführte!“ Selbst die Milcheimer und Butterfässer waren von Fayence (Halbporcellan), mit kostbaren Gemälden geziert und mit vergoldeten Reifen bezogen.

Nebenbei gesagt theilten die Liebhaberei mit derartigen Prunk-Meierhöfen selbst späterhin noch manche hohe Personen, wie denn sogar Kaiser Franz I. von Oesterreich (gestorben 1835) in seinem Meierhofe zu Vösendorf bei Laxenburg einen derartigen Kuhstall einrichten ließ. Dessen Boden bestand aus Marmorplatten, die Krippen aus Eisen in elegantester Form; die schönsten Gardinen verhüllten die Betten der Kuhwärter, mit einem Worte, es war dies eine Wirthschaft, die an Pracht ihres Gleichen suchte.

Zu jener Zeit nun lebte in Laxenburg als Burgpfarrer der ehrwürdige Herr Landerer, bekannt als sarkastischer Mann, der nichts, es mochte sein, was es wollte, ungetadelt lassen konnte. Dabei war aber stets sein Tadel eine schlagende Wahrheit.

Kaiser Franz, welcher meinte, seine Wirthschaft sei so prächtig, daß sich an derselben nichts ausstellen ließe, lud den Pfarrer ein, sie mit ihm zu besuchen. Der hochwürdige Herr ging also mit hin, betrachtete die Wirthschaft und nickte zufrieden mit dem Kopfe; — aber ach! — plötzlich ließ er ein zweifelndes: „Hm, hm!“ ertönen. —

„Na,“ fragte der Kaiser in der angewohnten volksthümlichen Sprechweise, „sagen S' mir, mein lieber Herr Pfarrer, der Sie nix ungetadelt lassen können, hab'n S' denn auch hier was auszusetzen? Fehlt was?“

„Na, na, nit viel — blos für jede Kuh ein Sopha!“ antwortete der Pfarrer und Kaiser Franz mußte es sich selbst zugestehen, daß erst dann die Prachtwirthschaft complet wäre, wenn Sophas darin stünden.

Nachdem der Meierhof des Grafen Hoditz eingehend besichtigt worden, rief ein schmetternder Tusch von Trompeten und Pauken die Gäste zur Mittagstafel. Im Vorgemach des Speisesaales standen marmorne Statuen, von welchen besonders jene dem König wohlgefiel, die ihn und den Kaiser Josef II. in inniger Umarmung darstellte, eine der Erinnyen (Plagegöttinnen) unter die Füße tretend.

Beim Eintritt in den Saal begrüßte ein verborgener Chor den König mit einer Hymne, deren Text und Melodie der Graf selbst verfaßt hatte und welche mit den Worten begann:

„Vivez, vivez, prince admirable,
Toujours content et sans souci!"
(Lebe, bewunderungswürdiger Fürst,
Immer zufrieden und sorgenlos!)

Bekanntlich war Friedrich II. ein großer Musikkenner und es würde daher für das Compositionstalent des Grafen sprechen, daß ihm diese Melodie so wohl gefiel, um sie zu einem Marsche umgestalten zu lassen, der noch nach langer Zeit von der preußischen Militärmusik gespielt wurde.

Es ist wohl unnöthig, auf die Auserlesenheit des Mahles hinzuweisen, das von blumengeschmückten Knaben servirt wird, während Hebe und Ganymed als Schenken die edelsten Weine kredenzen und eine unsichtbare Musik die Freuden des Mahles würzt. Unterirdische kühle Grotten mit üppigen Moosbetten laden nach der Tafel zur Ruhe ein, in welche der von so viel Genüssen müde Körper durch die sanftesten Gesänge reizender Houris (Huldinnen des türkischen Paradieses) gewiegt wird.

Eine mythologische Darstellung am Abend zwingt dem König das Bekenntniß ab, daß das Opernhaus in Berlin, was Pracht und die wunderbaren Maschinerien und Verwandlungen betrifft, nichts Aehnliches bieten könne. Daran schließt sich ein Feuerwerk, zu dem alle Künste der Pyrotechnik (Feuerwerkskunst) aufgeboten werden, und das mit einer Cascade von flüssigem Feuer endet, die einen Triumphbogen umfluthet, in dessen Bogen die Namen „Friedrich" und „Josef" in Brillantfeuer erglänzen.

Zum Souper in das Schloß zurückgekehrt, findet man dasselbe in allen Theilen kunstvoll beleuchtet, so daß die Phrase zur Wahrheit wurde, es sei in Tageslicht gebadet.

Aber aus dieser strahlenden Helle müssen die Gäste dem unermüdlichen Hausherrn wieder in das Dunkel folgen, in die unter dem Schlosse befindlichen Grotten und Gewölbe. Am Ende dunkler Gänge flimmern die Wände metallisch von den Grubenlichtern emsiger Gnomen (Berggeister), man kommt in ein Bergwerk, wo Knappen lustige Lieder singen, indessen die anderen mit ihren Hämmern und Fäusten den Tact dazu schlagen und so lange rastlos arbeiten, bis sie aus den glitzernden und funkelnden Wänden Erzstufen und Krystalle zu Tage fördern.

Weiter geht es in diesen unterirdischen Hallen und man kommt in Felsengewölbe, die einen feierlichen und düsteren Eindruck machen. Aus einem colossalen Fels herausgemeißelt zeigt sich das Bild des gekreuzigten Heilands, aus dessen fünf Wundenmalen wohlriechende Wasserstrahlen hervorspritzen, welche diese Gewölbe mit Kühle und zarten Düften erfüllen.

An die Oberfläche der Erde zurückgekehrt, schließen Gesänge und Tänze den Tag, der Eindrücke genug gebracht hatte, um jedem der Gäste Sehnsucht nach Ruhe und Schlaf fühlen zu lassen. Doch Graf Hoditz konnte seine Gastfreundschaft bis zu einem Grade ausdehnen, der fast grausam zu nennen war.

Dem König war zu seiner Nachtruhe ein in der idyllischen Gegend des Parkes eigens erbauter Pavillon angewiesen worden. Kaum dehnte sich der schon fünfzig-

jährige und von den Strapazen seiner Feldzüge hinfällig gemachte Fürst auf dem luxuriösen Lager, das gar gewaltig von dem einfachen Feldbett abstach, welches er gewöhnlich benützte, als durch eine der beliebten „Ueberraschungen“ des Grafen der nahende Schlummer wieder von den müden Lidern gescheucht wurde.

Die Decke des Zimmers öffnete sich und auf silberner Wolke senkte sich ein Genius herab, der in einer „reichfiorirten“ (gesangsverzierten) Arie das an diesem Tage schon so oft gesungene Lob des Königs neuerdings zum Gehör brachte.

Wohl oder übel mußte der gekrönte Gast die Augen aufschlagen und er bemerkte zu seinem Erstaunen, daß im Freien statt der dichten nächtlichen Finsterniß ein bläulich-weißes Licht „Busch und Thal mit Glanz“ erfüllte. In dieser geheimnißvollen Beleuchtung aber schwebten geisterhafte Gestalten umher und um den Pavillon des Königs tanzten zu fernher klingenden Waldhörnern luftige Elfen (Naturgeister) ihren zauberischen Reigen.

Das war nun wohl recht hübsch — aber wenn der Mensch schläfrig ist und am Tage so viel Schönes und Curioses gesehen und sein Lob so oft verkünden gehört hat, so ist der Wunsch nach ungestörter Nachtruhe eben kein unberechtigter. Ist dieser Mensch nebstbei auch ein König, so weiß er sich von lobsingenden Genien und tanzenden Elfen zu befreien.

Friedrich II. ersuchte daher den Genius ziemlich trocken, zu schweigen und auf demselben Wege zu verschwinden, auf dem er gekommen, und als der verdutzte Genius Folge geleistet hatte, schloß er höchst eigenhändig die Vorhänge und ließ sich von der Elfenmusik in den Schlaf lullen.

Unzweifelhaft sah Friedrich II., an sich kein Freund geräuschvoller Feste, das Barocke und nahezu Kindische eines großen Theiles der Wunderdinge Roßwaldes sehr gut ein; indessen hatten ihn des Grafen edelmüthiges Benehmen und wahrscheinlich auch dessen vielseitige Kenntnisse und Zuneigung zur damals modernen französischen Philosophie, der ja auch der König anhing, so sehr für denselben eingenommen, daß er persönliche Zuneigung zu ihm faßte — ein bei Friedrich's II. argwöhnischem und verschlossenem Charakter seltener Fall.

Er richtete daher an den freigebigen Hauswirth nach seiner Abreise eine poetische Epistel voll Dank und Lobeserhebungen, die an Werth gewiß nicht verloren, weil sie von einer kostbaren goldenen Dose begleitet waren, die eine Anweisung auf zehntausend Thaler enthielt: „Der kleine Beitrag eines Freundes zu den seltenen Genüssen, welche der Kunstsinn des Grafen seinen Mitmenschen verschaffte,“ schrieb der König verbindlichst.

Dieses Geschenk mochte dem Grafen sehr willkommen sein, denn nachgerade waren seine Vermögensverhältnisse in vollständige Unordnung gerathen. Das von seinem Vater ererbte sehr bedeutende Vermögen war auf die Herstellungen und Einrichtungen verwendet worden und endlich den gleichen Weg gewandert, wie die reiche Apanage (Leibgedinge), die er — während der Lebenszeit seiner Gattin — bezogen hatte.

Ganz abgesehen aber von den Kosten seines fürstlichen Haushaltes, hätte die Unterhaltung der Wunderwerke seiner Besitzung mindestens ein eben so großes Vermögen verlangt, wie deren Herstellung. So wenig Kosten ihm auch, wie wir sahen, sein Personal verursachte, so theuer kam die Instandhaltung des Gartens und seiner Wasserleitungen und Wasserkünste — die man auf siebentausend schätzte — zu stehen, so kostspielig waren die Feuerwerke, Decorationen und Costüme — ohne von den Veränderungen und Verbesserungen zu sprechen, die sein rastloser Geist stets entwarf und ausführte.

Zum Glück stand die Herrschaft Roßwalde nicht zu seiner freien Verfügung, denn sonst würde er sie wohl mit Schulden überlastet und endlich ganz verloren haben. Indessen hatte dieser Umstand auch sein Schlimmes, denn der Graf wurde

dadurch in seinem Credit beschränkt und es fand sich bald niemand mehr, der dem Reichsgrafen von Hodiß borgen wollte.

Die Weise nun, wie er diese Verhältnisse benützte, um sich die Mittel zur Fortführung seiner Passionen zu schaffen, ist nicht allein äußerst spaßhaft, sondern auch bezeichnend für ihn und seine Denkweise.

Die Herrschaft Roßwalde, ein bei geregelter Bewirthschaftung äußerst werthvolles Besitzthum, war ein Lehen des fürsterzbischöflichen Capitels von Olmütz und sollte laut des Lehensbriefes an dieses zurückfallen, wenn das Geschlecht der Grafen von Hodiß ohne männliche Nachfolge bliebe. Die Ehe des Grafen mit der Markgräfin war, wie bei der großen Altersverschiedenheit leicht erklärlich, kinderlos geblieben und bei dem vorgerückten Alter des Grafen, der gewaltig vom Podagra geplagt wurde, stand dieser Heimfall in naher Aussicht.

Es ist also leicht erklärlich, daß sich das Olmützer Domcapitel äußerst unangenehm berührt fühlte, als der Graf mit Absicht seine Neigung, sich wieder zu vermählen, verkünden ließ und als Ursache seinen Wunsch, einen Leibeserben zu besitzen, angab. Wie mögen aber die Herren erst verblüfft dreingesehen haben, als ein Brief des Grafen einlief, in welchem er eine bedeutende Summe forderte, und im Nichtgewährungsfalle mit seiner Wiederverehelichung drohte, wobei er boshaft anfügte: „Ich werde eine junge, robuste und gesunde Person heiraten und meine Maßregeln so gut zu treffen wissen, daß es sonderbar zugehen müßte, wenn ich von ihr nicht binnen Jahresfrist den gehofften und — gefürchteten Erben bekäme."

Das war ein gar bedenklicher „Casus" (Fall) und mit schwerem Herzen entschloß man sich, das Begehren des losen Grafen zu erfüllen. Durch diesen glücklichen Erfolg sicher gemacht, wendete er sich nunmehr, so oft er in einer Geldklemme war — und seine Verlegenheiten nahmen stets zu — nach Olmütz, und da diese Briefe stets mit der gleichen seltsamen Drohung schlossen, mußte man ihm wohl oder übel jedesmal willfahren.

Als er aber in immer kürzeren Zwischenräumen mit seinen Anforderungen herantrat, weigerte sich endlich das Domcapitel, weitere Zahlungen zu leisten und — es schien, als sollte der fast siebzigjährige Graf wirklich zur Ausführung seiner Drohung schreiten.

In dieser ärgerlichen Lage wendete sich der Fürstbischof von Olmütz, Maximilian Graf Hamilton (geboren 1714, gestorben 1776), an Friedrich II., damit derselbe durch seinen Einfluß den Grafen von einem so lächerlichen Schritt abhalte — der übrigens wahrscheinlich seinen gänzlichen Ruin herbeigeführt hätte — und nebstbei dem Domcapitel auch eine so werthvolle Erbschaft sichere.

Der König war stets in Verbindung mit dem Grafen Hodiß geblieben, hatte seinen Besuch in Roßwalde wiederholt, als er 1770 zur Zusammenkunft mit Kaiser Josef II. nach Mährisch-Neustadt reiste, dessen Gegenbesuch in Potsdam empfangen und auch bei den alljährlichen Reisen nach Schlesien wurde nie versäumt, den Grafen an das Hoflager einzuladen.

Ein ziemlich lebhafter Briefwechsel, der schon längst veröffentlicht ist, beweist, daß zwischen dem „Philosophen auf dem Throne", der allem Prunke abhold war und dessen ganze Hofhaltung kaum zweimalhunderttausend Thaler kostete, und dem verschwenderischen Adeligen, der colossale Summen in prunkvollen Spielereien und nichtigen Festen ausgab, ein wahrhaft freundschaftliches Verhältniß bestand.

Graf Hodiß sendet dem König seltenes Obst, Wildpret, Käse — Artigkeiten, die Friedrich durch andere Geschenke, wie Champagner, seltene Pflanzen, nordische Schwäne und dergleichen erwidert.

Im Jahre 1773 läßt der Graf eine Erzbüste des Königs im Park aufstellen und die etwas pomphafte, dem „Rasenden Roland" Ariost's entnommene Inschrift

anbringen: „Natura il fece e poi ruppe la stampa.“ (Die Natur schuf ihn und zerbrach dann den Stempel.)

Dagegen preisen zwei in den poetischen Werken des Königs enthaltene Gedichte den „Patriarchen von Roßwalde“; er schreibt demselben über die Schwierigkeiten so mancher Regierungsmaßregeln, ja einzelne Wendungen in den Briefen des Königs lassen mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß der sonst eben nicht freigebige Monarch dem in steter Geldklemme befindlichen Greis mehrmals mit Unterstützungen beisprang.

Unter diesen Umständen mochte sich Friedrich II. nicht allein für berechtigt, sondern geradezu für verpflichtet halten, das Seinige zur Lösung der so gründlich verworrenen Verhältnisse seines alten Freundes beizutragen. Der Gesandte Preußens in Wien, Baron Johann Hermann von Riedesel, eröffnete Verhandlungen mit dem Domcapitel von Olmütz und brachte dieselben endlich zu einem mehr als einmal durch die Heftigkeit des Grafen gefährdeten Resultat. So günstig dasselbe auch an und für sich für ihn war, so legte es ihm doch ein schmerzliches Opfer auf — die Trennung von Roßwalde, von dem Werke seines Lebens!

Im Jahre 1776 kam ein Vertrag zu Stande, laut welchem die Herrschaft sofort in die Hände des Domcapitels übergehen, von demselben Kraft der Lehensnachfolge administrirt und aus dem Erträgniß eine entsprechende Summe an den derzeitigen rechtlichen Besitzer bezahlt werden solle.

Unter diesen Umständen wiederholte der König ein Anerbieten, das er schon zwei Jahre früher dem Grafen in einem eigenhändigen Brief von seltener Herzlichkeit gestellt hatte. Er schrieb damals:

„Lieber Graf! Ich entnehme Ihrem Schreiben, daß Sie krank waren und Verdruß hatten — zwei Umstände, die mir, als Ihrem Freund, gleich wehe thun. Ich habe aber auch gehört, Ihre Angelegenheiten seien so zerrüttet, daß Sie genöthigt sind, Ihre ganze Dienerschaft zu entlassen und auf ganz kleinem Fuße zu leben. Dies hat in mir den Gedanken rege gemacht, Sie hier bei mir aufzunehmen — wo Sie übrigens ganz Herr ihrer Person und Zeit sein würden — und Ihnen eine Pension von zweitausend Thalern anzubieten. Es hängt nur von Ihnen ab, den Antrag anzunehmen oder auszuschlagen, je nachdem Sie es für Ihre Verhältnisse angemessen erachten. Wenigstens werden Sie daraus meine Bereitwilligkeit, Ihnen einen Dienst zu erweisen, entnehmen. Ich hoffe, daß Sie meinen Antrag in diesem Sinne auffassen und sich von meinem aufrichtigen Wunsch überzeugt halten, Sie glücklich und zufrieden zu wissen.“

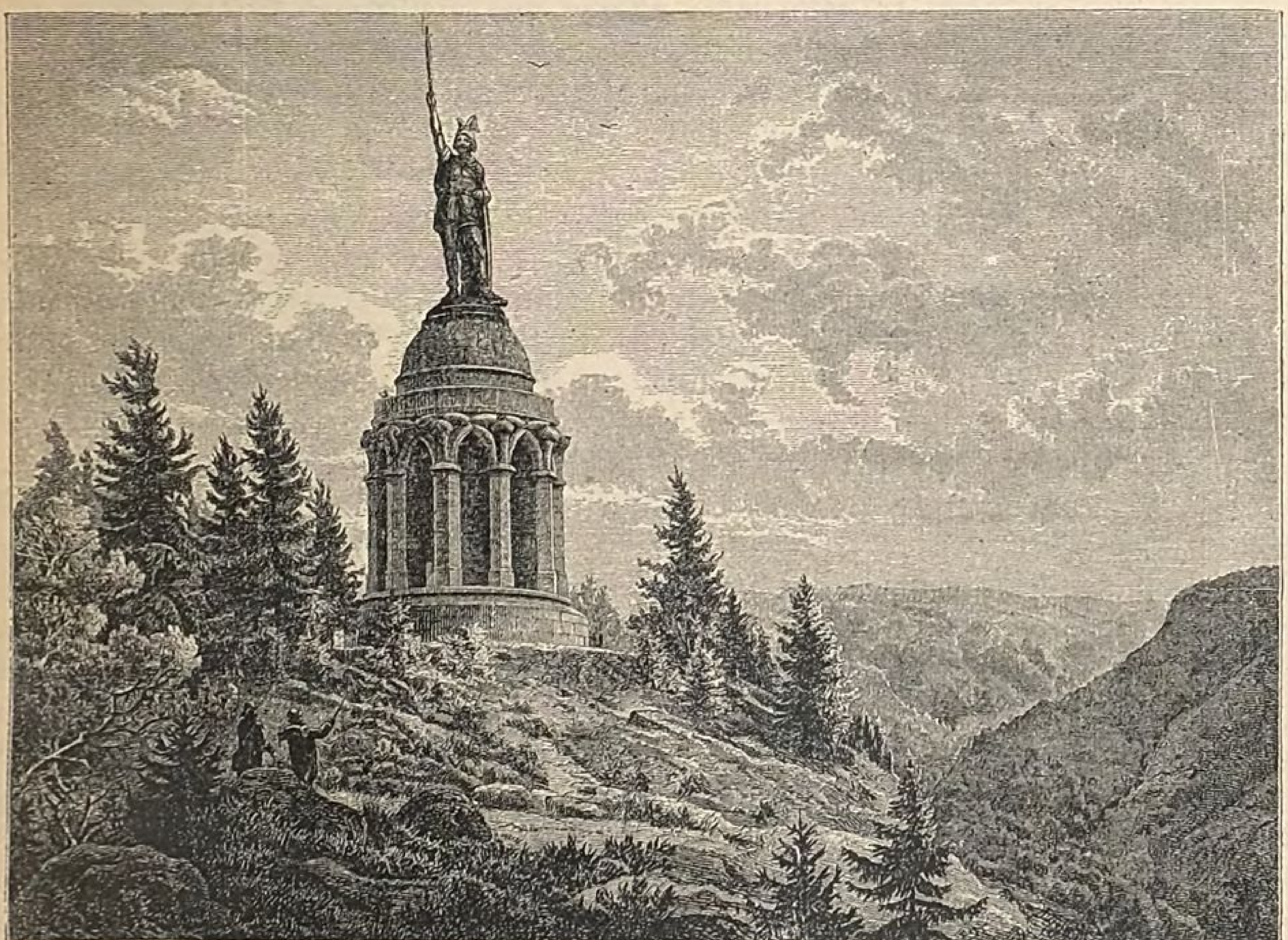
Damals konnte sich der Graf nicht entschließen, von seinem geliebten Roßwalde zu scheiden — da er aber nun doch vor diese unerbittliche Nothwendigkeit gestellt war, glaubte er, nichts Besseres thun zu können, als den neuerlichen Antrag seines königlichen Freundes anzunehmen.

Es ist rührend zu sehen, wie sehr sich der König dieses Entschlusses freut und wie er darauf bedacht ist, den schmerzlichen Schritt in der schonendsten Weise auszuführen. Der Graf, außer seinem Podagra noch an äußerst schmerzhaften Steinbeschwerden leidend, konnte bei dem damaligen Zustand der Straßen nicht daran denken, die Reise in einem Wagen zurückzulegen. Friedrich II. ließ daher ein eigenes reich verziertes Schiff bauen, das mit allen Bequemlichkeiten versehen war und mittelst welchem der Graf auf der Oder nach Frankfurt und mittels des Verbindungscanales weiter auf der Havel in der angenehmsten Weise nach Potsdam gelangte.

Am 24. April 1776 kam er an, vom König mit offenen Armen empfangen. Ein bequemes Haus in der Jägerstraße — die der König später nach dem Tode des Grafen „Hoditzstraße“ nennen ließ — erwartete ihn und seine Begleitung, die wenigen Getreuen, welche er aus den Tagen des feenhaften Glanzes noch erhalten hatte.

König Friedrich mochte die Hoffnung gehegt haben, an dem Grafen einen Ersatz für die Verluste zu finden, die der Tod in seinen kleinen Freundeskreis gerissen hatte — namentlich für den ihm persönlich so nahestehenden Lord Keith, einen Bruder des im siebenjährigen Kriege gefallenen Feldmarschalls Jakob von Keith (Gouverneur von Berlin, geboren 1696, gestorben 1758). Diese Erwartung sollte auch theilweise erfüllt werden, denn Graf Hoditz war bei allen seinen Absonderlichkeiten ein hochgebildeter Mann, hing mit aufrichtiger Verehrung an dem König und wußte trefflich in dessen Anschauungen und Lieblingsgespräche einzugehen.

Indessen war mit dem Scheiden von Roßwalde der Lebensnerv des Grafen durchschnitten und er fühlte diese Trennung von dem Werke seines Lebens eben so schmerzlich, wie den Wandel seiner Verhältnisse überhaupt und die zunehmende



Das Hermann-Denkmal auf dem Teutberg. (Seite 306 und 315.)

Gebrechlichkeit des Körpers, der nach einem nur dem Genießen gewidmeten Leben endlich seine Dienste versagte, und durch Schmerzen und Hinfälligkeit die alte Lehre von der Nichtigkeit aller menschlichen Freude gar eindringlich predigte.

Mit der nachsichtigen Geduld des Freundes, mit dem heiteren Gleichmuth des Philosophen tröstete König Friedrich II. den Grafen, wenn die Erinnerung an eine verschwendete Jugend und ein so reich ausgestattetes Leben, das nutzlos verstrichen war, oder der Unmuth über das genußlose Alter ihn mit Trauer und Melancholie erfüllten.

Wir finden in den Werken des Königs ein Gedicht, betitelt: „Epître au comte de Hoditz sur la mauvaise humeur de ce qu'il a soixante-dix ans" (Brief an den Grafen von Hoditz über seine üble Laune, da er siebzig Jahre alt ist). Mit gutmüthigem Scherz tröstet er den Unmuthigen über den Verlust der Genüsse des Lebens und fein spottend mahnt er ihn daran, daß es unbillig sei,

in seinem Alter noch von Liebe zu träumen und eifersüchtig zu sein „comme un Espagnol" (wie ein Spanier).

„Fragt doch, Graf," heißt es weiter, „was unsere weißen Haare, unsere gefurchten Stirnen und unsere zitternden Glieder denken von diesen verzweiflungsvollen Klagen und dieser Zärtlichkeit, welche in Euerem Herzen so viel Lärm und Unruhe verursacht."

Mit einer artigen Wendung weist er ihn dann auf das bekannte Wort Cicero's, daß die Wissenschaft allein dauernd glücklich mache, „die Wissenschaft", fährt der König fort, „welcher die Jugend ihre glänzende Laufbahn verdankt, welche das Alter minder traurig und drückend macht, welche den Glücklichen vor Ueberhebung und Extravaganzen (Uebertreibungen) und den Unglücklichen vor Verzweiflung schützt!"

So schön diese Worte sind, so möchte man doch fast an deren Richtigkeit zweifeln, und gerade Graf Hoditz könnte als glänzendes Beispiel des Gegentheils angeführt werden, denn er hatte seine reichen und vielseitigen Kenntnisse zu nichts als seinen Passionen und Ausschreitungen benützt und darum mochte es auch wohl kommen, daß sie ihm in seinem freudlosen Alter nicht jenen Trost gewährten, auf welchen der König hinwies.

In tiefster Zurückgezogenheit, fast nur auf den Umgang seines königlichen Freundes beschränkt, verlebte Graf Hoditz die letzten Jahre seines Lebens, das früher nur eine Kette von Abenteuern, Erfolgen und Genüssen war.

In den sorgfältig verschnittenen Laubgängen des Gartens von Sanssouci (Ohnesorge, von Friedrich II. gegründetes Lustschloß in Potsdam) konnte man oft zwei Greise sehen, die langsam und auf ihre Krückstöcke gestützt dahinschlichen und sorgfältig die Sonne aufsuchten, damit diese ihre zitternden, von der Gicht gepeinigten Glieder erwärme. Der Eine erzählte von seinen Feldzügen und Siegen, von den schweren Sorgen, die es ihm kostete, sein Land auf die achtunggebietende Stellung zu heben, die es jetzt einnahm; — der Andere hatte keine Erinnerungen als an seine tollen Abenteuer, an seine maßlose Verschwendung und die glänzenden Feste im geliebten Roßwalde.

Der König hatte die verantwortungsvolle Stelle, auf welche ihn sein Geschick gewiesen, unter den schwierigsten Verhältnissen auf glänzende Weise ausgefüllt, so daß sein Name selbst von seinen Gegnern geachtet und gepriesen wurde; — der Graf war von seiner Geburt an vom Glück begünstigt worden, und hoher Rang, persönliche Liebenswürdigkeit, ein blendender Geist und riesige Reichthümer ebneten ihm die Bahn zu einem thatenreichen, ruhmerfüllten Leben; — aber Hoditz hatte alle diese Gaben mißbraucht, ein tolles Abenteurerleben geführt und für nichts gewirkt, als für die Befriedigung seiner Passion.

Darin lag der Grund, daß der König die Beschwerden und die Genußlosigkeit des Alters mit dem Gleichmuthe des Weisen ertrug, Graf Hoditz sie aber verzagt und übellaunig hinnahm; — darin lag die Ursache, daß dem König die Achtung und Verehrung der Mitwelt und die begeisterte Anhänglichkeit eines ganzen Volkes ward, während der Graf auf das theilnahmsvolle Mitleid seiner Freunde angewiesen war.

Indessen ist das Verhältniß des Grafen zu Friedrich II. nicht allein für den Letzteren und seinen nicht besonders vertrauensvollen oder hingebenden Charakter ehrenvoll, sondern auch für den Grafen, der mit einer aufrichtigen, gewiß nicht von Nebenabsichten beeinflußten Verehrung an dem König hing und dasselbe auch lange vorher bewiesen hatte, ehe er sein „Pensionär" (Gnadensöldner) wurde.

Für dieses Gefühl fehlte es ihm nie an jenen Wendungen, die damals als fein und geistreich galten und mindestens anmuthiger klingen, als die Formlosigkeit unserer Tage, die sich so gern für Biederkeit giebt, schließlich aber meist doch nichts ist, als Unbildung und Derbheit.

Als der Graf einst in besonders heiterer Laune war, glaubte der König ihm darüber ein Compliment machen zu müssen und meinte, es sei wunderbar, daß sich der Graf, der doch in Roßwalde einen fürstlichen Haushalt geführt habe, so leicht in das bescheidene Leben finde, das er nun in Potsdam führe, und ob ihm dies nicht schmerzlich und schwer sei?

„Oh nein," entgegnete der Graf sofort. „Die Sterne funkeln mit sanftem Licht und mildem Glanz durch die dunkle Nacht — aber ihr Schein erblaßt sofort, wenn sich das strahlende Gestirn des Tages erhebt! Es war mir möglich, in Roßwalde eine hervorragende, ja die erste Rolle zu spielen; hier in Potsdam aber giebt es nur eine Größe, neben der es vermessen wäre, sich zur Geltung bringen zu wollen und der sich unterzuordnen kaum ein Verdienst zu nennen ist."

Ach! den Großen dieser Erde wurde wohl immer geschmeichelt und es wäre sehr gut, wenn es nie in unschönerer Form und nie gegen Unwürdigere geschehen wäre, wie in diesem Falle.

Kaum zwei Jahre genoß der Reichsgraf Albert Josef von Hoditz die Gastfreundschaft Königs Friedrich II. von Preußen. Er starb am 18. März 1778 im zweiundsiebzigsten Lebensjahre, nach einer längeren schmerzvollen Krankheit, die ihm durch das auf alle Arten bewiesene Mitgefühl Friedrich's II. gelindert wurde.

Seine Leiche wurde nach Roßwalde unter Bedeckung einer Garde-Compagnie gebracht und in dem von ihm selbst erbauten Mausoleum neben seiner Gattin, der Markgräfin, beigesetzt. Vielleicht jetzt erst war von ihm in Wahrheit mit der Inschrift zu sagen, daß er „des Weltgetümmels satt sei," nach dem er sich selbst in Allem und noch in den Tagen seiner Gebrechlichkeit und Hinfälligkeit mit heißem Begehren gesehnt hatte.

Nunmehr ging die Herrschaft von Roßwalde völlig an das Domcapitel von Olmütz über. Papst Pius VI. hatte mittlerweile (9. Juli 1777) das Bisthum Olmütz zu einem Erzbisthum erhoben und es war Domherr Anton Theodor Reichsfürst und Graf von Colloredo-Walsee am 6. October 1777 zum Erzbischof erwählt worden. Nunmehr wurden die bisher noch geschonten und nothdürftig erhaltenen Wunder des Schlosses und Gartens gänzlich aufgelassen und beseitigt, denn die neuen Besitzer verzichteten auf den phantastischen, aber kostspieligen Feenzauber und führten die Einrichtung zur nüchternen, aber einträglichen Wirklichkeit zurück.

Wenn wenige Jahre nach des Grafen Hoditz Tode ein vagabundirender Abendwind vom Norden herüberkam, wo in Ratibor die blonde Urschel im Kreise ihrer Kinder glücklich und geachtet lebte, so fand er außer dem Grabdenkmal kaum noch eine Erinnerung an die bestandenen Herrlichkeiten. Nur die Menschen sprachen hie und da noch davon und dann meist tadelnd oder spottend.

Ein kostbares Grab — das war Alles, was sich erhielt von den Passionen eines großen Herrn. Möge diese Lehre auch heute für manchen Nachahmer von Nutzen sein!

König Friedrich II. hauchte in der Nacht vom 16. zum 17. August 1786 — also beiläufig acht Jahre später — seinen Geist aus. Sein Lieblingsinstrument, die Flöte, war in seinen letzten Lebensjahren unberührt auf dem Notenpulte liegen geblieben, da der Mangel an Zähnen ihm diese Lieblingsbeschäftigung nicht mehr gestattete. Gequält von Schmerzen, ließ sich Friedrich in seinem Sessel hinaustragen auf die obere Terrasse von Sanssouci, sah hinweg über die sprühenden Wasser und die dunklen Baumgruppen seines Parkes, der untergehenden Sonne seinen Gruß zusendend: „Bald werde ich Dir näher sein!"

Die Einrichtung des Sterbezimmers ist bis heute unverändert geblieben; mit ehrfurchtsvoller Scheu betreten die Besucher den Raum — noch stehen die Zeiger der großen, mit Schildplatt ausgelegten Wanduhr auf demselben Punkte, wo sie

— der Sage nach — im Augenblicke seines Todes stehen blieben; zwanzig Minuten nach zwei Uhr; noch steht der Sterbestuhl (Bild Seite 329) da und es dünkt den Beschauern, als wäre soeben erst die Sterbestunde verronnen und als spürten sie das Wehen des Geistes, der dem König bei den Schlußworten seines Testamentes die Feder führte:

„Meine letzten Wünsche in dem Augenblicke, wo ich den letzten Hauch von mir gebe, werden für die Glückseligkeit meines Reiches sein. Möge es stets mit Gerechtigkeit, Weisheit und Nachdruck regiert werden; möge es durch die Milde seiner Gesetze der glücklichste, möge es durch ein Heer, das nur nach Ehre und edlem Ruhme strebt, der am tapfersten vertheidigte Staat sein! — Oh, möge es in höchster Blüthe bis an das Ende der Welt fortdauern!"

Das Wahre von den Klosterkerkern.

1. Geschichtliche Erläuterungen.

Man irrt vollständig, wenn man meint, daß es der Geistlichkeit der heutigen Tage darum zu thun ist, jene Unziemlichkeiten zu verbergen, welche in manchen Klöstern der Josefinischen Periode stattfanden, wie denn einer ihrer geistvollsten Vertreter in seinen Werken über jene Epoche heute ganz offen zugesteht: „Daß es in manchen Klöstern nicht zuging, wie es die Regel und die christliche Liebe fordert, das versteht sich von selbst; es giebt eben keine Institution auf der Erde, die nicht auch das Siegel menschlicher Sündenhaftigkeit an sich trüge. Es mag schon Grausamkeit und Härte der Oberen gegen die Untergebenen vorgekommen sein; es mag Klosterkerker gegeben haben, und es mag eine nothwendig gewordene Wohlthat gewesen sein, daß die weltliche Macht von Freiheits- und körperlichen Strafen in Klöstern sich die Verständigung hierüber vorbehalten wollte."

„Bei solchen Fällen muß aber wohl erstens bedacht werden, wie es bis dahin mit der peinlichen Gesetzgebung im Staate selbst aussah und zweitens untersucht werden, in wieweit die weltliche Regierung selbst die Schuld von solchen Vorkommnissen in Klöstern zu tragen hat."

Es sind dies ohne Zweifel sehr richtige Bemerkungen. Die alle Begriffe von Unmenschlichkeit weitaus überragende Procedur mit Uebelthätern von Seite des Staates, welche erst viel später von Kaiser Josef gemildert wurde, gab eben unchristlichen Oberen die beste Ausrede, auch ihrerseits mit großer Härte vorzugehen,. und es kann nicht geleugnet werden, daß gerade durch das Zerstören des Organismus der Klosterregierung, durch das Abschneiden der Klöster von ihren Ordensgeneralen dem Bedrückten im Kloster auch jede Appellation weggenommen worden. Er blieb seinen unmittelbaren Oberen in die Gewalt gegeben, und auch der Staat hatte zu jenen Zeiten des Ueberganges sich in das Strafrecht nicht eingemischt. Somit saß ein ungerecht Verurtheilter thatsächlich zwischen zwei Stühlen auf der Erde.

Nach allen Ordensconstitutionen soll der Untergebene mit jedem höheren Vorsteher, als dem unmittelbaren des jeweiligen Ordenshauses freien, ungehemmten brieflichen Verkehr haben; — wäre dieses weise Gesetz nicht vom Staat aus auf-

gehoben worden, so wären auch Fälle von Ungerechtigkeit und Härte nicht so leicht möglich gewesen. Und so erhellt aus den Resolutionsbüchern des Kaisers, daß wirklich derlei Fälle vorgekommen sind, die von einer Grausamkeit und Härte Zeugniß geben, welche nicht hätte stattfinden können, wenn der Staat den Klöstern nicht ihre canonischen Visitationen verwehrt hätte unter dem Vorwande: Ausländern keine Gewalt über die Unterthanen zu lassen.

Bevor wir diese Fälle selbst mittheilen, bedarf es einer historischen Erläuterung.

Kaiser Josef war vom Anfang an ein entschiedener Gegner des Klosterwesens und seine Denkart darüber war die allgemeine: sie stand nämlich in Verbindung mit der Nützlichkeitstheorie, welche im Staate nur „brauchbare Bürger“ erkennen wollte. Ferner besaß Josef, wie aus manchen seiner Verordnungen deutlich erhellt, die er fast sogleich wieder zurücknehmen mußte, weil er in das Volksleben keinen tiefen Blick geworfen hatte, weder eine genaue Kenntniß dieses, noch weniger aber eine des religiösen Lebens. Es waren ihm die christliche Mystik, die Principien des Gehorsams, der Demuth, der entsagenden Liebe, der Selbstbetrachtung (Beschaulichkeit) im Klosterleben vollkommen fremd, und so erkannte er in den Klöstern nur arme oder reiche Stätten von Müßiggängern, römische Burgen, in denen die Hierarchie (Priesterherrschaft) sich verschanzte und vertheidigte.

Da ihm nun als eine der vornehmsten Aufgaben seiner Regierung erschien, mit den Klöstern so viel als möglich aufzuräumen und die Mönche auf die geistliche Arbeit der Seelsorge anzuweisen, so griff er mit aller Hast eine Frage auf, über welche von den Prunkzimmern an bis herab zur Branntweinkneipe verhandelt wurde, wovon die Presse sprach, überhaupt womit die Luft verdichtet war — die Frage über die Existenz oder Nicht-Existenz von Klosterkerkern. Es war dies aber nicht im mindesten eine neue Frage, sondern sie wurde bereits im Jahre 1769 am 17. Juni und am 5. October angeregt, wo die niederösterreichische Regierung dem Consistorium den kaiserlichen Entschluß zur Aufhebung aller Klostergefängnisse und Uebergebung der etwaigen Uebelthäter dem Consistorio (kirchliche Oberbehörde) und Verhaftung derselben im „Bischofhofe“ (erzbischöfliche Residenz in der Rothenthurmstraße) mittheilte.

Am 17. November desselben Jahres erwiderte auf dieses Ansinnen der Regierung das erzbischöfliche Consistorium: es sei die Vollziehung der landesfürstlichen diesfälligen höchsten Verordnung mit vielen in dem Wege stehenden Beschwernissen und nothwendigen vielen Kosten und endlich mit Folgen hierorts begleitet, die zum Aergerniß des Publicums und zum Ungehorsam gegen die Oberen ausarten müssen. In dem Erzbischofhofe seien keine solchen Gefängnisse und Kerker vorhanden, „welche zur sicheren Verwahrung einiger Mißhändler (Uebelthäter) und zur Büßung ihrer Gebrechen (Verbrechen) dienen könnten; blos sind zwei Behältnisse, welche mehr zur frommen Uebung des Geistes, als zu einer leiblichen Züchtigung die Gestalt haben.“

Wenn die Ordensleute wegen eines oder anderen Vergehens in den Erzbischofhof zu „übertragen“ wären, müßte nothwendig Platz gesucht, Kerker erbaut, ein eigenes Personale zur Verwahrung und Bewachung der Gefangenen, ein eigener Leibarzt ꝛc. bestellt werden. Alle diese Erfordernisse würden aber sehr hoch zu stehen kommen. Auch würde die „öffentliche Uebertragung“ der Ordensgeistlichen in die erzbischöflichen Kerker eine sehr nachtheilige Wirkung auf die Gemüther der kirchlichen Gemeinden thun; die Vergehen der schuldigen Geistlichen würden Stadt und Land kundig und was noch mehr ist, nach eines Jeden Einbildung und Eigendünkel unendlich zum Aergerniß des Volkes durch falschen Ruf vermehret; die Achtung und Ehrerbietigkeit für die Religion heruntergesetzt; auch der Eifer der Frommen geschwächt u. s. w.

„Der Pevel (Pöbel),“ heißt es in diesem Consistorialbericht weiter, „ist gemeiniglich ohne Ueberlegung und kann sich schwer begreiflich machen, daß ein Ordensmann seine Schwachheiten und Leidenschaften bei dem Eintritt in das Kloster mitnehme und diese öfters mit kühnen Schritten so lange fortsetze, bis ihm die angemessenen Schranken zur Ausschweifung gesetzt werden, daher eine weitere Folge zu erwarten stünde, daß ein solcher Religios um so kühner in seinen Verbrechen einhergehen würde, als er sich ganz leicht vorstellet, daß dem Obern die Hände, ihn behörig zu züchtigen, nicht mehr freigelassen und derselbe viele seiner sträflichen Schritte in der Stille lieber übersehen würde, als sich der Nothwendigkeit auszusetzen, das Verbrechen der Schuldigen dem Consistorium zur Bestrafung und Einkerkerung kund zu machen. Der Orden wird durch das Verbrechen seines Mitgliedes nie den schändlichsten, willkürlichen Lästerungen und Verleumdungen des Volkes entgehen; alle fromme und rechtschaffene Ordensmänner werden unverschuldeter Dingen in den übelsten Ruf zum größten Nachtheil ihrer Ehre und Standes heruntergesetzt; dem Volke aber dadurch in ihren gefährlichen Gewissens-Angelegenheiten das Zutrauen gemindert; auf einer Seite das Uebel vergrößert, auf der andern das Gute verkleinert und endlichen der Religios nur auf der üblen Seite beurtheilt werden.“

Dieser unbestreitbar sehr logische Bericht des Consistoriums fand höheren Ortes die gehörige Würdigung, denn ein am 31. August 1771 erflossenes Hofdecret lautet dahin, daß sowohl in weiblichen als männlichen Klöstern die Strafkerker sofort aufzulassen seien, dafür aber den Ordensoberen gestattet sei, als Mittel zur Verbesserung ihrer Mitbrüder ihre Ordensbrüder und Schwestern „in einer abgesonderten beständig sauberen und mit den übrigen ganz gleichen Klosterzelle oder Zimmer, welches einem Kerker oder Gefängniß keinerdings ähnlich sei und zu allerzeit der Einsicht weltlicher und geistlicher Obrigkeit offen bleiben soll, zu inhaftiren. Sollte jedoch ein Ordensmitglied in schwere und dergleichen Verbrechen wider beßeres Vermuth verfallen, auf welche die Abschaffung aus den Erblanden, ewiges Gefängniß oder gar die Todesstrafe verhängt ist; so soll der Ordensobere bei schwerer Verantwortung schuldig sein, einen solchen Verbrecher dem fürstlichen Herrn Ordinarius sogleich anzuzeigen, welcher das Weitere, was nämlich mit einem solchen Delinquenten zu veranlassen käme, beurtheilen wird.“

Zur Durchführung dieses kaiserlichen Befehles wurde eine eigene Commission eingesetzt, welche in den verschiedenen Klöstern der Städte und Vorstädte Visitationen vornehmen mußten, deren Ergebniß durchweg zu Gunsten der Orden ausfiel. Das Wirken dieser Commission währte etwa zwei Jahre und dann schlief die ganze Sache, wenigstens hohen Orts, nach und nach ein. Gerüchte von Klosterkerkern schwirrten aber noch immer im Volksmunde und auch die Presse schrieb darüber, wie denn in dem bereits höchst seltenen Buche: „Bildergalerie klösterlicher Mißbräuche“ (1784 erschienen) in Wort und Bild gegen die Klosterstrafen geeifert wird.

Thatsache bleibt, daß Kaiser Josef eine eigene Commission zur Visitation bestellte und am 5. März 1783 folgende Instruction gab:

„1. Die Kerker, welche in Klosterberichten vorkommen und der Platz, wo sie gestanden, wäre in Augenschein zu nehmen und einzusehen, ob die Thüren ausgehoben, folglich die Kerker ganz abgethan seien. — 2. Wären die dermaligen Corrections- (Besserungs-, Züchtigungs-) Zellen zu besichtigen, ob sie den anderen Klosterzimmern ganz ähnlich sind. — 3. Ebenfalls auch die Krankenzimmer und Verpflegung der Kranken zu untersuchen. — 4. Wären der Prior, Subprior und ein anderer Definitor (Mitvorsteher) und Senior (Aeltester) vorzurufen und selben ohne Rückhalt aufzutragen, daß sie keine Kerker im Verborgenen halten, oder wenn noch einige vorhanden wären, verläßlich angeben und ohne weitern ansagen sollen. — 5. Sie sollen auch ansagen, ob sie einige Wahnwitzige und

Verrückte hier oder in ihrer Provinz haben; wie sie dieselben halten und verpflegen, sollen auch den Ort, wo sie selbe verwahren, zeigen. — 6. Ob einige Geistliche derzeit in einer Correctionszelle vorfindig, wegen was für einem Verbrechen, wie lange und mit welcher Verpflegung. Wie lange überhaupt die Geistlichen in diesen Correctionszimmern gelassen werden; auch ob sie dieselben wegen Verbrechen zur Strafe in andere Provinzen nicht abschicken und endlich ob sie, wenn einer eine schärfere Strafe verdient, die „behörige Anzeige bei dem Consistorio machen.“ Nichtsdestoweniger gab es aber thatsächliche Vorfälle solcher Art und zwar waren dies die folgenden:

Pater Sylverius, ein Kapuziner zu Altenburg, wo er als Prediger fungirte, hatte einen Raufhandel mit dem geistlichen Vater im Refectorio, wobei sich beide mit Ohrfeigen tractirten. „Um sich dieses mauvais sujet zu entledigen, ließ man ihn die Treppe hinauffallen“, meldet der Bericht darüber, „und Sylverius kam als Guardian in das Kapuzinerkloster zu Poysdorf. Daselbst befand sich Pater Thuribius, der etwas wirr im Kopfe war. Wenn nun der Guardian durch irgend eine unangenehme Begebenheit in Zorn gerieth, so tobte er sich aus, indem er den Pater Thuribius in das Bibliothekszimmer kommen ließ und ihn mittelst eines Ochsenziemers entweder selbst durchprügelte, oder von einem Bediensteten des Klosters hauen ließ, so daß dieser Geistliche im Laufe der Zeit vollständig verrückt wurde. Hierauf brachte man den 22. Januar 1783 den wahnsinnigen Pater in das Kapuzinerkloster auf den Neuen Markt in Wien, damit er lebenslang daselbst eingesperrt bliebe.“

Es wurde ferner in einem anonymen Schreiben mitgetheilt, daß die Klosterkerker fortbestehen, der Kerker im Kapuzinerkloster in Wien sei verhältnißmäßig noch viel besser, als die zu Linz, Ofen und Preßburg. „Die Zimmer, wenn sie noch Zimmer geheißen werden können, sind elend, feucht und schimmelig und da sie auch den Unrath beherbergen, so sind die Ausdünstungen abscheulich.“ Im Klostergefängnisse auf dem Neuen Markt in Wien sitze schon seit beiläufig zwanzig Jahren der Laienbruder Damianus. „Er war anfänglich verrückt, ist jedoch seit einer Reihe von Jahren wieder bei Sinnen und redet recht vernünftig. Wenn er nichtsdestoweniger eingekerkert gehalten wird, so geschieht dies, weil er, der Irrsinnige, nicht zur Beichte gehen will, und er erhält auch deshalb niemals Wein. In demselben Gefängnisse befinden sich noch zwei Priester eingekerkert, von welchen Pater Florentinus auf Befehl des damaligen Pater Provincials aus Passau, Namens Ferentianus, in den Kerker geworfen wurde, wo er in Folge seines harten Geschickes wahnsinnig ward. Diese zwei Patres communiciren öfter, was jedoch nur Schaudern erwecken kann, da sie eben wahnsinnig sind.“

Das Schriftstück schließt mit der Bitte, die Sache untersuchen zu lassen, und bemerkt: Im Falle eine Untersuchung stattfinde, so würden sich im hiesigen Kloster einige rechtschaffene Männer finden, welche die Wahrheit sagen würden. „Narren aber, dächte ich, wären an jenen Ort zu bringen, welchen eine wohlthätige Menschenliebe für sie aufgerichtet hat.“

Kaiser Josef übergab diese Angelegenheit sofort dem niederösterreichischen Landesmarschall, Johann Anton Graf Pergen, mit dem Auftrage, sowohl im Kapuzinerkloster zu Wien wie in dem zu Poysdorf die nöthigen Untersuchungen zu pflegen und dann Bericht zu erstatten. Der Landesmarschall betraute mit dieser Aufgabe im Wiener Kapuzinerkloster den klinischen Professor an der Wiener Universität und Ordinarius im Dreifaltigkeits-Spitale, Doctor Maximilian Stoll. (Das Resultat wird später ersichtlich gemacht werden.)

Nach Poysdorf begab sich am 4. Februar 1783 eine Commission, bestehend aus einem Regierungscommissär und zwei Geistlichen. Auf Befragen erklärte der Vikar, Thuribius sei melancholisch. Er lege niemandem etwas in den Weg, sei

ein sanftmüthiger Mann, rede gescheit und sei ein treffliches Subject, nur etwas unsauber und zuweilen boshaft. Er sei wiederholt im Bibliothekszimmer mit einer mit drei Knöpfen versehenen Ochsensehne gezüchtigt worden und am Sanct Andreasfeste habe ihn der Guardian selbst geprügelt, wobei ihm einige Brüder Assistenz geleistet. Der Guardian sei überhaupt unbarmherzig gewesen und überdies „aufbrausend und jähzornig" wie ein „Vesuvius".

Auf die Frage, wie es gekommen sei, daß Laienbrüder ein Jahr zuvor das Kloster plötzlich verlassen hätten, erwiderte der Vikar: zwei Tage vor dem Portiuncula-Feste (15. August) seien Gänse auf den Tisch gekommen, doch ohne Salat, und darüber sei der Guardian gegen den Gärtner und die Laienbrüder in maßlose Wuth gerathen, weshalb die letzteren das Kloster verlassen hätten. In ähnlicher Weise sagten die anderen Klostergeistlichen aus, Pater Anatianus bemerkte, daß früher der Chirurg gegen diese unmenschliche Behandlung protestirt habe; er meinte jedoch entschuldigend, daß man den Guardian nicht dafür verantwortlich machen dürfe, da das Prügeln im Zorn geschehen sei, der Zorn aber, suadente diabolo, ein Werk des Teufels, sei.

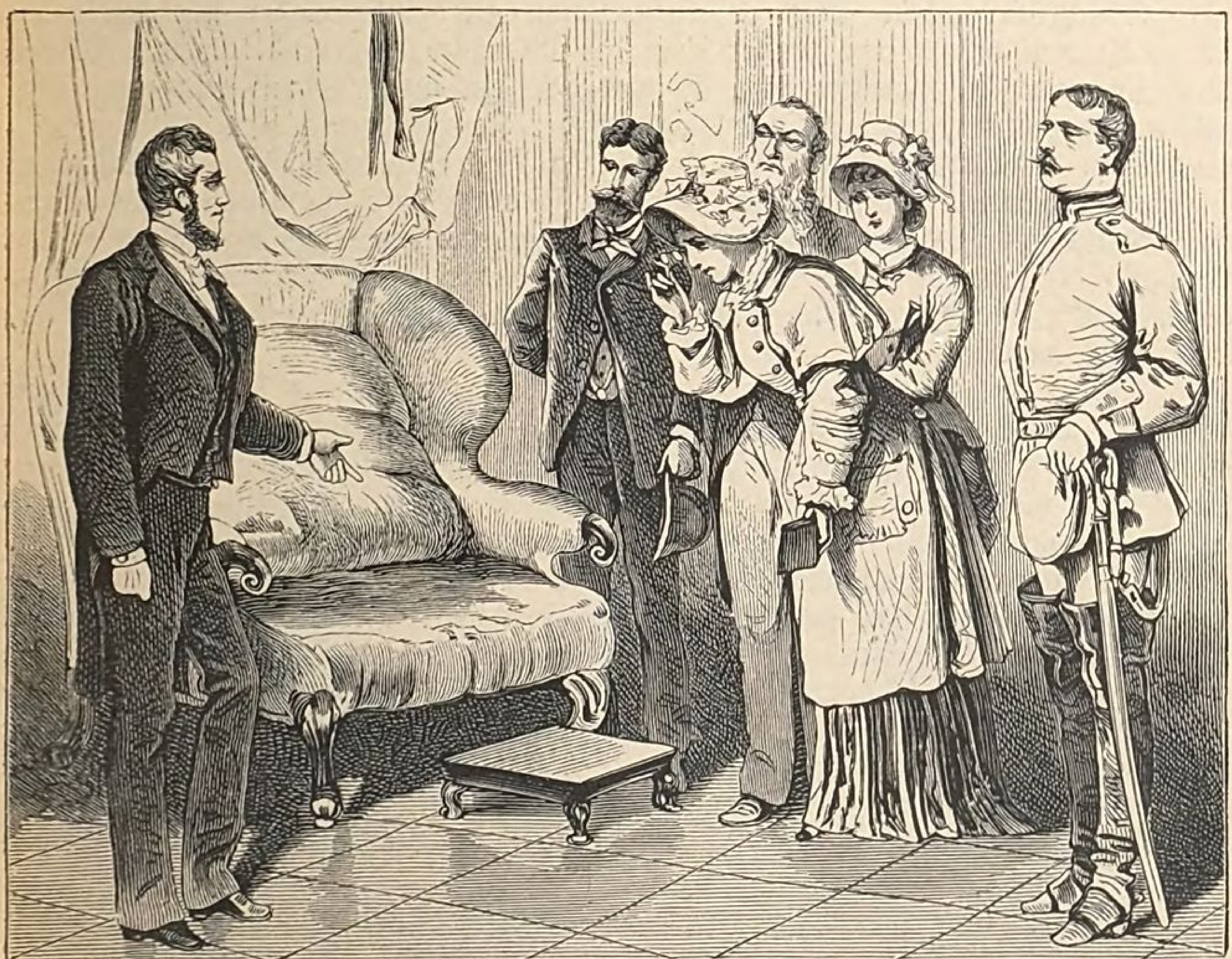
Die Aussage des jüngsten der Studenten, des Bruders Thaddäus, war sehr gravirend. Er leistete nebst dem Pater Arzadenius bei der Prügelei Hilfe. Ihnen beiden wurde nämlich von dem Guardian befohlen, den armen Thuribius zu halten, als ihm der Guardian vierzig Streiche mit einem Stricke, wie ihn die Kapuziner um den Leib tragen, auf einen gewissen Theil des nackten Körpers applicirte. Während der Execution hörte der Guardian nicht auf, zu schimpfen und zu fluchen. Nachdem die Execution vorüber war, wollte der Guardian nach einer Pause wieder beginnen, aber die Studenten, von Mitleid ergriffen, wollten sich zu diesem grausamen Acte nicht weiter mißbrauchen lassen. Deponent fügte hinzu, daß Thuribius allerdings unreinlich gewesen sei, doch nicht durch eigene Schuld, da er im Arreste keine Gelegenheit gehabt, sich zu säubern.

Nun wurde der Guardian vernommen. Dieser that ganz unschuldig. Er meinte, er sei nicht zu hart gewesen. Thuribius wollte nicht zur Beichte gehen und sei unsauber, weshalb er gestraft worden. Die Streiche hätten jedoch blos das Habit (Mönchsgewand) getroffen. Nach der Züchtigung habe sich auch Thuribius nach der Ordensregel mit den Worten bedankt: „Sit amore Dei charitas vestra!" (Mögen Euer Liebden unter der göttlichen Gnade stehen!) Thuribius habe ihm auch stets mit Höflichkeit begegnet, und ihn nie anders als: „Eure Reverenz!" (Verehrungswürdiger!) angesprochen. Er wolle nicht bestreiten, daß er, der Guardian, ein strengeres Regiment eingeführt habe; dies sei jedoch nothwendig gewesen, da die klösterliche Zucht und Ordnung in Verfall und das Trinken immer mehr in Schwung gekommen und dies sei auch der Grund, weshalb die Leute unzufrieden geworden. (Das dürfte sehr wahr gewesen sein.) Bezüglich des Gänsebratens und des fehlenden Salates meinte der Guardian, er sei berechtigt gewesen, den Salat zu verlangen; heiße es doch: „Do quae sunt danda et peto quae sunt petenda" (Gieb, was du geben sollst und verlange, was du zu verlangen berechtigt bist).

Nach beendigtem Verhöre besichtigte die Commission die Zelle, in welcher sich Thuribius befunden hatte. Sie fand dieselbe höchst unrein, mehr einem Stalle als einem Zimmer ähnlich, die Bettstelle halb auseinandergerissen, am untern Theile ganz auf dem Boden aufliegend, den Strohsack umgewühlt, die Wände rußig und schwarz, die Fenster zerschlagen und überhaupt das Ganze nicht danach angethan, „die Vernunft in ihrem Geleise zu erhalten."

Von da begab sich die Commission zu Pater Crescentius, einem alten ehrwürdigen Manne, der täglich die Messe las und einen großen Zulauf von Beichtkindern hatte, jedoch viel von geschwollenen Füßen und geschwächter Gesundheit

leiden mußte. Daselbst traf die Commission einen armen Bürger aus dem Orte, Namens Hobersdorfer, zu Besuche, der allein die Stütze und der Trost des Kranken war, da derselbe sonst von Allen verlassen und während der ganzen Woche keiner der Brüder und noch weniger der Guardian sich um ihn kümmerte. Trotz der Anordnung des Arztes, wurde demselben keine Krankenkost gereicht. „Ubinam est charitas?!" (Wo ist die Menschenliebe?!) rief der greise Mann aus. Um dem Kranken Chocolade zu verschaffen, sah sich der Arzt genöthigt, sie aus der Nikolsburger Apotheke zu verschreiben, da sie sonst der Kranke nicht bekommen hätte. Schließlich bemerkte der Commissionsbericht, sei auch die Bibliotheck besucht worden. Man habe daselbst verschiedene Werke, deren Verfasser der Gesellschaft



Sterbestuhl Friedrich's des Großen. (Seite 324.)

Jesu angehörten, gefunden, doch nicht die kaiserlichen Verordnungen und Gesetze in publico ecclesiasticis.

Nachdem der Bericht über die Sachlage an den Kaiser (1. März 1783) gelangt war, befahl Josef, daß der Guardian Sylverius in Poysdorf, wegen seines unmenschlichen Verfahrens nicht nur seines Amtes entsetzt und aller Ehrenstellen für immer verlustig erklärt, sondern auch auf sechs Monate in dem bischöflich Passau'schen Arreste in Wien eingesperrt und wöchentlich einmal zu Fasten mit Wasser und Brot verhalten werde.

Was das Wiener Kapuzinerkloster anbelangt, ist die Entdeckungsgeschichte eine so eigenthümliche, daß derselben ein eigener Abschnitt gewidmet werden muß, umsomehr als dem Kaiser Josef dabei ein persönliches Eingreifen zugeschrieben wird.

2. In der Löwengrube.

Finster und unheimlich war die Nacht; ein Gewitter stand im Anzuge. Das furchtbare Tosen des Sturmes, welcher gewaltig das alte Gebäude des Kapuzinerklosters auf dem Neuen Markt in Wien, wie es so in anscheinend harmloser Ruhe dalag, umtoste; das Aufzucken des Blitzes, begleitet von dem fernen Grollen des Donners, dieses letztere dumpf in den einsamen Gängen widerhallend, mußte auf ein zartbesaitetes Gemüth einen schauerlichen Eindruck machen.

Gleichgiltig indes schien es jenen Mann zu berühren, der mit gekreuzten Armen an dem vergitterten Fenster einer der Mönchszellen stehend, düsteren Blickes hinausstarrte in die Gewitternacht. Es war dies ein junger Mann von etwa achtundzwanzig Jahren, in das Ordensgewand der Kapuziner gekleidet. Seinen nach den Regeln des Ordens geschorenen Kopf bedeckte ein Sammtkäppchen, das blühende Angesicht umschattete ein prächtiger Vollbart. Ziemlich über die Mittelgröße hinaus von Statur, machte sein ganzes Wesen den Eindruck eines hübschen, aber ernsten Mannes; die hohe, gewölbte Stirne, das klare, feurige Auge verriethen den bedeutsamen Denker, der Ignaz Aurel Feßler, mit dem Klosternamen Pater Innocenz, auch gewiß war.

Wie er so hinausstarrte in die finstere Nacht, schienen es keine angenehmen Gedanken zu sein, die sein Gehirn durchkreuzten, denn — zu wiederholten Malen strich er sich mit der flachen Hand über die hohe, geistvolle Stirne, als wolle er mit Gewalt die trüben Bilder verscheuchen, welche vor seinem geistigen Auge auftauchten und manch' tiefer und schwerer Seufzer entrang sich den leise zuckenden Lippen.

Da entlud sich plötzlich das Gewitter, welches bisher noch zurückgehalten und blos verhältnißmäßig leise gegrollt hatte, mit furchtbarer Heftigkeit — der Himmel schien alle seine Schleusen geöffnet zu haben; Blitze auf Blitze zuckten auf, im grellen Widerschein die dunklen Wolkenmassen zerreißend; der Donner rollte und krachte mit wildem Getöse, dazu heulte und tobte der Sturmwind mit entfesselter Gewalt und der Regen strömte prasselnd auf die Erde nieder; — kurz, die ganze empörte Natur bot in ihrem Wüthen einen Anblick, der in dem Herzen des Beschauers den Gedanken an die Möglichkeit eines Weltunterganges lebhaft wachrufen konnte.

Aber selbst dieses schrecklich schöne Naturschauspiel konnte den sinnenden Mönch nicht wachrütteln, seinen Ideengang nicht stören, bis endlich ein greller Blitzstrahl, der auf einen Moment die kleine, finstere Zelle und ihren Inwohner beleuchtete, ihn aus seinen Gedanken riß.

„Tobe nur und rase weiter, Natur!" murmelte er, „denn wenn du ausgetobt hast, wird es wieder heiter und sonnenhell in dir; — aber das Toben und Rasen hier unter dieser Kutte wird nicht so schnell beruhigt werden. Es kann noch lange währen, wenn es überhaupt je geschieht, bis ein heller Sonnenstrahl dieses innere Wüthen zum Schweigen bringt!"

In demselben Augenblicke vernahm der erregte Mönch, trotz dem Gekrache des Donners, das seinem Worte gleichsam als Bestätigung von Seite des Himmels folgte, ein lautes Pochen an der Thüre seiner Zelle. Er fuhr zusammen — wer konnte, wer mochte noch in so später Stunde nach ihm verlangen? Sollte man Kenntniß erhalten haben von seinem Umgang mit außerhalb des Klosters stehenden weltlichen Personen und ihn deshalb zur Rechenschaft ziehen wollen? Hatte vielleicht irgend ein dem Guardian des Klosters gefälliger Mönch bei Gelegenheit den Horcher gemacht und ein geheimes Gespräch belauscht?"

Diese und ähnliche befürchtende Fragen drängten sich im Augenblicke dem Gehirne des Paters Innocenz auf, so daß er darüber total vergaß, das übliche „Herein!" zu rufen. Erst als zum zweiten Male, und zwar stärker und dringender wie zuvor geklopft wurde, ermannte er sich und öffnete, ohne etwas zu sprechen, die Thüre. Ein Laienbruder war es, welcher nunmehr eintrat. Seine Miene verrieth einiges Staunen darüber, daß er den Pater, welchen er im festen Schlafe wähnte, vollständig angekleidet vor sich sah.

„Es ist gut," sagte er nach dem gewöhnlichen Klostergruße, „daß Sie noch angekleidet sind; nehmen Sie sogleich Ihr Crucifix und folgen Sie mir!"

Dieser Befehl traf den Pater Innocenz wie ein Blitzschlag. Er raffte jedoch seine ganze Geistesgegenwart zusammen.

„So spät noch?" fragte er in ruhigem Tone. „Wer verlangt denn um solche Zeit noch nach mir?"

„Das brauche ich Ihnen nicht zu sagen, darf es übrigens auch gar nicht," erwiderte barsch der Laienbruder. „Sie haben mir zu folgen, wohin ich Sie führen werde."

„Und was soll ich denn?"

„Ich werde es Ihnen schon sagen, wenn wir an Ort und Stelle angelangt sind."

„Oho," meinte der Pater, gewaltsam seine Fassung bewahrend, „ohne zu wissen, wohin und wozu, gehe ich nicht mit Ihnen — Sie können mir das nicht verdenken."

„Der hochwürdige Herr Guardian (Vorsteher) hat, kraft des heiligen Gehorsams, befohlen, daß Sie mir zu folgen haben, wohin ich Sie führe," war die lakonische Antwort des Laienbruders.

Das war genug. Der Pater wußte nun, daß er sich unwiderruflich zu fügen habe, denn sobald von der „Kraft des heiligen Gehorsams" die Rede war, mußte unbedingt geschehen, was befohlen wurde; jede Weigerung war ein Capitalverbrechen.

Gefaßt, jedoch mit innerem Beben, erklärte sich Pater Innocenz bereit, dem Befehle Folge zu leisten. Er nahm das Crucifix, küßte dasselbe früher und verließ, von den schauerlichsten Vorahnungen erfüllt, mit dem Laienbruder die Zelle.

Sie durcheilten mehrere Gänge. In einem derselben mußte sich der Pater genau orientiren, da eine der aneinander gereihten Zellen von einem seiner Mitschüler bewohnt wurde. Vor dieser Zelle angelangt, gab er seinem Führer einen Wink, er möge warten, trat rasch hinein, schüttelte seinen Freund aus dem Schlafe, und sagte ihm in lateinischer Sprache einige Male in das Ohr:

„Man führt mich, Gott weiß wohin! Erscheine ich morgen nicht, so melde es gleich dem Prälaten Rautenstrauch" (Abt des Stiftes Braunau, Hofrath der vereinigten Hofkanzlei, Präses der Studien-Hofcommission).

Nachdem der also Angesprochene durch ein Zeichen zu erkennen gegeben, daß er wohl verstanden habe, entfernte sich Pater Innocenz wieder, ihm bewegt die Hand drückend, aus dessen Zelle. Wohl warf ihm der Laienbruder einen mißtrauischen Blick zu und schritt schweigend voran.

Das Herz des Paters schlug hörbar, als sie sich dem Gange näherten, welcher nach der Wohnung des Guardians führte: er athmete erst erleichtert auf, als sein Führer schweigend an derselben vorüberschritt und seine Furcht sich als unbegründet herausstellte. Jetzt aber schlich sich ein neuer Gedanke in das von Ungewißheit zermarterte Gehirn. „Vielleicht," so dachte er, „handelt der Laienbruder nach einem directen Befehl und man führt mich ohne Verhör in den Kerker oder" — er wagte nicht weiter den Gedanken zu verfolgen, sondern richtete mehrere bescheidene Fragen an den Voranschreitenden, denen aber nur kurze, einsilbige, nichtssagende Antworten folgten.

Der Weg führte noch durch mehrere, mit geheim angebrachten Thüren, von deren Vorhandensein Pater Innocenz keine Ahnung hatte, verbundene Gänge. Man passirte einige Säle, die, gänzlich leer, nur an den Wänden Bilder verschiedener Heiliger in schwarz massiven Rahmen als einziges Mobiliar aufwiesen. Und selbst diese Bilder dienten zu etwas anderem, als nur zu müßigem Wandschmuck, denn der Laienbruder, welcher wahrscheinlich in alle Geheimnisse des Klosters eingeweiht zu sein schien, schritt schon im ersten Saale schnurgerade auf eines dieser Wandgemälde zu und drückte an einem der ausgeschnittenen Knöpfe, welche die Verzierung des Rahmens bildeten und — sogleich drehte sich das Bild in der Mitte, und zwar so, daß die eine lange Hälfte in die an der Wand sichtbare Oeffnung hineindrang, die andere Hälfte aber frei von derselben herausragte; es waren dadurch dem Blicke des entsetzten Paters zwei in Finsterniß gehüllte, abwärts führende Treppen blosgelegt.

„Zwölf Stufen!" rief der Laienbruder, die Hand mit der Blendlaterne hochhaltend und dem Pater einen Wink zum Voranschreiten gebend.

Innocenz zögerte; sein Innerstes krampfte zusammen und mit schwerer Mühe bewahrte er seine Fassung, als er die Worte hervorstieß:

„Wohin führt Ihr mich? Sprecht, oder ich gehe keinen Schritt weiter!"

„Kraft des heiligen Gehorsams!" entgegnete ihm auf seine Weigerung ernst der Führer. — Der Pater zuckte zusammen. Mit einem tiefen Seufzer beherzigte er die Mahnung und schritt voran die Treppe hinunter.

Er hatte fast das Ende derselben erreicht, als an sein Ohr das schauerliche Geknarre der sich schließenden maskirten Thüre drang.

Schon glaubte er in einer Falle gefangen zu sein, als er den Laienbruder die Stufen herab schreiten hörte und der Strahl des Lichtes den Ort erhellte, auf dem sie sich befanden.

Am Fuße der Treppe zog sich ein Quergang hin, und der Führer befahl dem Pater kurz, er möge rechts voranschreiten, da der Treppenaufgang, sowie der vor ihren Blicken liegende Quergang so schmal sei, daß nur eine einzige Person denselben passiren könne, eine zweite sich aber der vorangehenden anschließen müsse. Der Pater folgte der Anordnung und seine Furcht schwand allmählich, als sie mehrere der geheimen Thüren und Gänge anstandslos passirt hatten.

Endlich, vor einer verschlossenen Thüre, befahl der Laienbruder Halt zu machen; er öffnete dieselbe mit einem Schlüssel, den er bei sich führte, und Pater Innocenz glaubte zu träumen, als er, nachdem er die Schwelle derselben überschritten, sich unweit des Hochaltars der Klosterkirche stehend erblickte. Aber er lieh seinem Erstaunen keine Worte, sondern folgte stumm wieder seinem Führer, der, nachdem er die Thüre wieder verschlossen, an dem Hochaltar vorüberschritt und sich der Sacristei zuwandte.

Hier angekommen, öffnete er wieder eine Thüre und nun durchschritten Beide noch einige Kammern. Bei Eröffnung der letzten rief der Laienbruder wieder:

„Achtung! Achtzehn Stufen abwärts!"

„Achtzehn Stufen?" erwiderte Pater Innocenz, dem bei diesem Befehl enge um's Herz ward, denn nun glaubte er sicher, daß sein Schicksal entschieden sei und er nimmer das Tageslicht erblicken solle. Wiederholt murmelte er: „Achtzehn Stufen unter der Erde?!"

Und seinen Körper schüttelte es wie ein Fieberfrost, als er die glatten, feuchten Stufen unter seinen Füßen fühlte. Das langsame Voranschreiten seines Führers vermehrte noch die innere Bangigkeit, welche sein Herz beschlich. Immer feuchter, immer unheimlicher wurde es, je tiefer man stieg, und ein grausiger Moderduft erfüllte die Luft. An den Wänden rieselte das Wasser herunter und der Boden unterhalb der Treppe war glitschig und weich.

Pater Innocenz mußte sich auf den Arm seines Führers stützen, da er zu öfteren Malen Gefahr lief, auszugleiten; glücklicherweise war jedoch der Gang so breit, daß zwei Personen nebeneinander vorwärts schreiten konnten, jedoch so niedrig, daß sich die beiden Männer bücken mußten, um nicht mit den Köpfen an die Wölbung zu stoßen. Nun blieb kein Zweifel mehr übrig, daß man sich einem Orte näherte, welcher vor den Augen der Welt verborgen werden sollte, der voraussichtlich irgend einen an der Menschheit begangenen Frevel barg.

Ein kleiner Altar, in einer Mauernische angebracht, schmucklos, ohne jede Zier, zeigte sich dem Blicke des Paters. Vor demselben machte der Laienbruder Halt, rückte einen daneben stehenden Schemel an denselben an und bestieg die Platte. Wieder arbeitete der Mechanismus und eine Thüre, schmal und niedrig, kam zum Vorschein. Der Laienbruder schlüpfte voran in die Oeffnung und Pater Innocenz folgte, starr vor Entsetzen und Bangen, ihm nach.

Nun zeigte sich ein schmaler Gang, in welchem man links und rechts einige mit massiven Schlössern versehene Thüren bemerken konnte, deren jede einzelne ein viereckiges, mit einem Schiebfenster versehenes Loch hatte. Das Blut stockte fast in den Adern des Paters, als er die furchtbare Wahrheit dessen erkannte, was sich da seinen Blicken darbot — er befand sich vor dem entsetzlichen „In pace" des Kapuzinerklosters.

Die greulichen Kerker der früheren Jahrhunderte haben ihre eigene Entstehungsgeschichte; man darf keinerlei Consequenzen daraus auf die Neuzeit ziehen, wie so oft beliebt wird; es sind eben die Zustände damals aus der Zeit selbst herausgewachsen, und die Menschen sind nur die Kinder jener Epoche in ihrem Denken und Handeln.

Schon die Römer — das waren doch gewiß keine Geistlichen und Nachfolger Christi — hatten in dem Gefängnisse ihrer Stadt, Namens Tullianum (das heutige Toul in Frankreich), einen sehr hoch gelegenen Ort, von dem herab sie ihre Verbrecher in einen Abgrund stürzten, der den Namen Barathrum (Reich der Todten) führte. Dieser Ort ließ nun in Frankreich die sogenannten Oubliettes (Kerker des Vergessens) entstehen, welche vorzüglich in Gefängnissen angelegt wurden, um denjenigen zum Aufenthalte zu dienen, die man lebenslänglich in Haft halten wollte, was im Mittelalter und bis in eine hübsch neue Zeit sogar gleichbedeutend mit Lebendigbegrabenwerden war. Von da aus verbreitete sich die dem rohen Zeitalter angemessene Gefängnißmethode in alle Städte der Welt und bei allen Corporationen, denen irgend eine Gerichtsbarkeit übertragen war und wo es wirkliche Verbrechen strenge zu bestrafen gab. Was nun die Klostergefängnisse anbelangt, welche in Folge der den Vorstehern zustehenden Gerichtsbarkeit über die Klosterinsassen genau nach denen der Staatsgewalt eingerichtet waren, so bestand der Gebrauch, zuerst dem Unglücklichen, bevor er in sein lebenslängliches Gefängniß, so zu sagen „ewiges Grab" stieg, die Sterbesacramente zu reichen, und die der Execution beiwohnenden Brüder sandten ihm den Todtenruf nach: Requiescat in pace! (Er ruhe in Frieden!) Daraus entstand denn für diese Klostergefängnisse die ganz passende Bezeichnung: „In pace" (in Frieden).

Es läßt sich da nun wohl denken, welche Empfindungen den menschlich fühlenden Pater überkamen, als er die Entdeckung machte, daß es außer der gewöhnlichen, denn doch viel harmloseren Correctionszelle des Klosters, das er bewohnte, in demselben noch solche geheime Kerker gab; als er sah, wie die entsetzlichen Verließe, die ihm stets wie Märchen auch dem Mittelalter erschienen waren, sich thatsächlich noch zu seiner Zeit in Wirksamkeit befanden.

Die Haare sträubten sich ihm zu Berge und des Herzens schwerer Schlag drohte ihn zu ersticken, als der Führer eine der Thüren aufschloß und zu ihm gewendet sprach:

„Da liegt ein Frater, Namens Nikodemus; er ist dem Tod' nah'. Da er ein gebürtiger Ungar und daher der deutschen Sprache nicht mächtig ist, so sollen Sie, der Sie ein Landsmann von ihm sind, ihm die Seele aussegnen. Ich bleibe einstweilen hier — ist er hingeschieden, na, dann rufen Sie mich."

Da der also Angeredete nicht wußte, was er auf diesen Antrag entgegnen sollte, schwieg er lieber ganz und nickte nur beistimmend mit dem Kopfe. Die Thüre knarrte in ihren Angeln und zugleich drang aus der Zelle ein dumpfes Stöhnen an das Ohr der Männer — aber es schienen auch die anderen verschlossenen Zellen bewohnt zu sein, denn sobald das laute Knarren der Thüre die Anwesenheit von Menschen verrathen hatte, vernahm man von mehreren Seiten Gekreisch, Geheul, Winseln — kurz Töne, die sich nur der schwer bedrängten Brust maßlos Unglücklicher zu entringen pflegen.

Bevor Pater Innocenz die eine der entsetzlichen Kerkerzellen betrat, warf er scheue Blicke rings umher. Thränen des bittersten Wehes drängten sich dem frommen Manne in die Augen, als er bedachte, wie wenig ein solches richterliches Gebaren dem heiligen Glauben, der Religion, des Weltheilandes wundersamen Lehren von Liebe und Demuth entspräche! Um aber diese seine gewaltige Aufregung vor den Blicken seines Führers zu verbergen, nahm er hastig demselben die Laterne ab und betrat, fast wankenden Schrittes, die Höhle so namenlosen Elends.

Aber — unwillkürlich entfuhr ein Schrei des Entsetzens seinen Lippen als sein Blick, dem Strahle der Laterne folgend, auf den Sterbenden fiel, dem er den Weg in's Jenseits erleichtern und ihm die letzten Tröstungen der heiligen Religion bringen sollte. Die eine Hand fuhr hastig nach der glühenden Stirne, während die andere krampfhaft das Crucifix umklammerte. Starr richtete sich sein Blick auf den Unglücklichen, dessen halberloschenes Auge sich, geblendet von dem ungewohnten Lichtstrahl, schloß.

Er lag im Sterben! — Pater Innocenz trat näher, schloß aber die Blende der Laterne halb, so daß beinahe Dämmerung in der Zelle herrschte. Lange betrachtete er schweigend das Opfer unmenschlicher Gewaltthat — einen etwa achtzigjährigen Greis, der, bekleidet mit einem alten abgenützten Habit, unter leichtwollener Decke auf einem halbverfaulten Strohsack langgestreckt vor ihm lag. Die durchlöcherte Kapuze bedeckte nur theilweise das ehrwürdige, jedoch fast kahle Haupt, während ein langer, schneeig weißer Bart in dichten Strähnen bis auf die heftig wogende Brust herabrollte. Die Züge des Unglücklichen waren regelmäßig und edel geformt; das dunkle große Auge, so wie die hohe, gewölbte Stirne verriethen ungewöhnlichen Geist, während die nunmehr bis zum Skelett abgemagerten Glieder von ehemaliger bedeutender Körperkraft zeugten.

Endlich raffte sich Pater Innocenz auf und trat an das Lager des Sterbenden. Dieser blickte auf und, als ob er in den Zügen des Angekommenen dessen Gesinnung herabgelesen hätte, versuchte er es, ihm die magere Hand zum Gruße anzubieten, was ihm jedoch nicht gelang, da seine Kräfte bereits gänzlich erschöpft waren.

Der Pater errieth das Vorhaben des Kranken und ergriff nun seinerseits die kalte feuchte Hand desselben, während seine Lippen einen Gruß murmelten. Ein dankbarer Blick aus den halberloschenen Augen des Unglücklichen belohnte ihn und in tröstendem Tone richtete er einige Worte an ihn. Schmerzlich zuckte es um die Mundwinkel des Greises und der Pater errieth, daß derselbe bereits die Sprache verloren habe.

„Könnt Ihr mich aber verstehen; könnt Ihr mich hören?" fragte er den Greis mit gepreßter Stimme.

Der Sterbende machte ein bejahendes Zeichen und deutete mit Geberden an, daß es ihm lieb sei, die Sprache eines Menschen zu hören. Bei dem Zustande des Kranken war natürlich an eine Beichte gar nicht zu denken, aber durch leises

Zusprechen half ihm Pater Innocenz Liebe zu Gott, Reue über seine Sünden und Hoffnung auf göttliche Barmherzigkeit in seinem Innern zu erwecken, obgleich es ihm selbst wie ein Hohn schien, diesem Elend gegenüber das Wort „Barmherzigkeit" auch nur auszusprechen. Da aber der Kranke durch leisen Händedruck seine innerliche Rührung zu erkennen gab und er, der so schwer Geprüfte, den Glauben an Gott nicht aufgegeben zu haben schien, so machte sich Pater Innocenz im Stillen Vorwürfe über seine eigene Kleinmüthigkeit und ertheilte dem Greise nach einigen herzlichen Trosteswworten die Generalabsolution.

Der Arme zeigte sich sehr ergriffen; die mageren Hände falteten sich zitternd zum Gebet und sein Blick war von Thränen der tiefinnersten Rührung umflort. Pater Innocenz reichte ihm das Cruzifix, welches der Greis einigemale in leidenschaftlicher Erregung küßte. Ein heiliger Friede, Verzückung bereitete sich über das bleiche Antlitz des Sterbenden aus, so daß der Priester, welcher ihm beistand, sich bei dem Anblicke solch' heiliger Ruhe und sanfter Ergebung tief erschüttert abwenden mußte, um die Thränen, die mit Gewalt zwischen den Wimpern hervorbrachen, zu verbergen.

Als er wieder seine Augen dem Kranken zugewendet hatte, blickte ihn dieser freundlich, ja mit einer gewissen Heiterkeit an und bedeutete ihm, er möge sich an seine Seite setzen. Pater Innocenz erfüllte diesen Wunsch und ließ sich in einem alten Strohstuhl, der neben der Bettstelle stand, nieder. Eine Weile sprach er noch Worte des Trostes und von der Hoffnung auf ewige Seligkeit, mit den Worten endend:

„Tröste Dich, mein armer, unglücklicher Bruder, und denke an das ewige Gericht und die Vergeltung der irdischen Leiden und Schmerzen!"

Unwillkürlich warf er dabei einen Blick auf den Greis — er schrak fast zurück vor dem dämonischen Aussehen desselben. Die Hände krampfhaft geballt, blickte der Sterbende mit rollenden Augen einige Male nach der Thüre der Kerkerzelle und dann wieder mit flehender Geberde auf Pater Innocenz. Es schien, als ob das Wort „Vergeltung" ihn in solch' gewaltige Aufregung versetzt hätte, denn mit riesiger Anstrengung seiner letzten Kräfte suchte er seinem Tröster begreiflich zu machen, daß es sein innigster Herzenswunsch wäre, wenn die Vergeltung schon eine irdische sein könnte. Und Pater Innocenz verstand, was der Unglückliche ausdrücken wollte.

„Bei dem heiligen Crucifix, das ich hier in der Hand halte," flüsterte er ihm zu, „ich werde Euren Wunsch nach Vergeltung pünktlich erfüllen, umsomehr, als derselbe vollauf mit dem meinigen zusammentrifft."

Dafür drückte ihm der Unglückliche noch einmal die Hand — es war das letztemal — denn mit einem Scheideblicke auf das Sinnbild der Christenheit und einem zweiten, in welchem sich dankbare Rührung abspiegelte, auf Pater Innocenz Feßler, der ihn mit seinen Armen umschloß, hauchte Frater Nikodemus seinen Geist aus.

„Armer, unglücklicher Dulder!" sprach der Pater, düster in die selig verklärten Züge des Verschiedenen blickend. „Deine Leiden hienieden sind beendigt. Gott wird sie Dir im Jenseits anrechnen! — Du hast ein Leben verloren, das ein Schwächling tausendmale als eine qualvolle Last von sich geworfen hätte; aber Du duldetest als echter Gottesgläubiger, als Märtyrer! Aber wehe dem Schuldigen!" hier sank seine Stimme zum dumpfen Murmeln herab, „hier an der Leiche des bleichen Opfers erbarmungsloser Herrschaft wiederhole ich den Schwur nochmals, den ich dem Sterbenden vor dem Richterstuhl des allbarmherzigen, allgerechten Gottes gab: ich werde nicht rasten noch ruhen, bis ich diese entsetzlichen Greuel meinem Herrn und Kaiser angezeigt habe — Er möge dann über Euch richten!"

Darauf sprach er kniend ein kurzes Sterbegebet, warf noch einen forschenden Blick in der Kerkerzelle ringsum, kreuzte die Hände des Entschlafenen über der

Brust, segnete ihn und dann — wendete er sich mit entschlossener Miene der Thüre zu, um den noch draußen harrenden Laienbruder zu rufen, der auch alsbald erschien.

„Nun, Frater Nikodemus ist todt," sagte Pater Innocenz im kältesten Ton zu ihm.

„Hm, er mag froh sein, daß er's überstanden hat," war die eben so kalte Antwort des Führers.

„Wie lange war er hier?" frug der Priester in möglichst gleichgiltigem Ton weiter.

„Na — so bei zweiundfünfzig Jahre."

„Zweiundfünfzig Jahre!" — Ein ungeheurer Schauer rieselte bei diesen Worten dem Pater über den Rücken. Also über ein halbes Jahrhundert, seit dem Jahre 1730, befand sich ein menschliches Wesen in diesem ekelhaften, nassen Grabe! Entsetzliches Schicksal, selbst wenn es verdient gewesen wäre!

„Nun," bemerkte Pater Innocenz, nachdem er sich wieder gesammelt hatte. und sehr ruhig, um von seinem Seelenzustande nichts merken zu lassen, „da hat er seine Vergehungen hinlänglich gebüßt!"

„Freilich hat er's," meinte der Laienbruder lakonisch, „indessen, er war doch nie krank. Erst gegen Abend, als ich ihm seinen Krug Wasser und seine Mahlzeit vorsetzte, dachte ich mir, daß es mit ihm nun wohl doch zu Ende gehen würde."

„Und Ihr meldetet dies nicht allsogleich dem Guardian?"

„Ei freilich, das ist ja meine Pflicht. Von ihm aus erging ja, wie Sie wohl wissen, der Befehl, dem Kranken durch einen der ungarischen Sprache mächtigen Priester die letzten Tröstungen ertheilen zu lassen. Seine Wahl fiel gerade auf Sie —"

„Und warum denn das? Konnte nicht ein anderer Priester ebensogut diesen Dienst verrichten?" fragte der Pater, indes nur, um möglicherweise noch mehr von dem auf einmal recht gesprächig sich anlassenden Laienbruder zu erfahren.

„Sie haben wohl schon gehört," gab dieser zur Antwort, „daß eben kein Anderer als Sie die ungarische Sprache versteht und dann," flüsterte er geheimnißvoll weiter, — „dann setzt der hochwürdige Herr Guardian großes Vertrauen in Sie, weshalb er keinen Anstand genommen hat, Sie in die Geheimnisse der Klosterkerker einzuweihen."

„Ei, kennt denn nicht jeder Klosterbewohner diese Geheimnisse?"

„Oh, Gott bewahre! Die Wenigen, die darum wissen, sind außer dem hochwürdigen Herrn Guardian nur noch dessen Vertraute, wie die Patres Johannes und Anselm, dann der Bruder Pförtner und meine Wenigkeit. Jedem Andern, außer von jetzt an auch Ihnen, ist das Geheimniß fremd."

Pater Innocenz pries im Stillen das Vertrauen des Guardians, lenkte aber nun das Gespräch auf einen anderen Gegenstand.

„Hat," frug er gleichgiltig, „der Altar im Gange draußen keinen andern Zweck, als den, welcher uns gedient hat?"

„Oh ja, das schon," war die Antwort des Laienbruders. „Dort liest ein Pater alle heiligen Zeiten die Messe für die „Löwen" und reicht ihnen die heilige Communion. Natürlich thut dies nur einer von denen, die in das Geheimniß eingeweiht sind. — Schau'n Sie her, da ist in jeder Thüre eine kleine Oeffnung; die wird bei dieser Gelegenheit aufgemacht; durch dieselbe verrichten die „Löwen" ihre Beichten, hören die Messe und empfangen die Communion."

Während dieser Aufklärungen waren die beiden in den Gang herausgetreten und der Laienbruder wies mit der Hand auf die anderen festverschlossenen Thüren. Aus einigen der Zellen drangen halberstickte Seufzer, dumpfes Stöhnen, aus anderen dagegen wildes Geheul heraus.

„Sind denn noch mehrere solche Gefangene hier?" frug der Pater nun seinen Führer.

„Ich hab' noch vier Stück Löwen in der Löwengrube," war die Antwort; „zwei Priester und zwei Laienbrüder, deren ich zu warten habe."

„Wie lange sind diese hier?"

„Hm, das ist sehr ungleich — der eine fünfzig, der andere zweiundvierzig, der dritte fünfzehn und der vierte neun Jahre."

„Und was waren deren Vergehen?"

„Guter Gott, das weiß Unsereiner nicht."

„Weshalb nennt Ihr sie denn immer die Löwen, ihren Aufenthalt die Löwengrube?"

„Und mich den Löwenwärter?" ergänzte der Laienbruder lächelnd. „Na, das will ich Ihnen gleich erklären. Das ist ein guter Spaß vom Bruder Pförtner. Die Schmerzensrufe, das Bitten, das Geheul der hier Untergebrachten ist ihm wie das Geheul von Löwen erschienen; — na und so hat er diese Bezeichnungen insgesammt aufgebracht."

„Elender, fluchbedeckter Spötter!" dachte sich Pater Innocenz, dem das Herz im Leibe quoll; aber er schwieg fortan von dem Gegenstande, denn er hielt es nunmehr ferner nicht für rathsam, neue Fragen an den „Löwenwärter" zu richten, da er den Verdacht desselben dadurch rege zu machen fürchtete.

„Ihr müßt schon so gefällig sein, mir bis zu meiner Zelle zu leuchten," sprach er und verließ dann rasch, von natürlicher Scheu angetrieben, an der Seite seines Führers die unheimliche „Löwengrube."

Aber er hatte sich die Lage des Klosters, der Gänge, sowie der geheimen Treppen und Säle wohl im Gedächtnisse eingeprägt, und als er wieder in seiner Zelle angelangt war, machte er sogleich einen kleinen Entwurf davon, den er sorgfältig verbarg. Dann sank er erschöpft auf sein Lager hin.

Der Schlaf floh ihn jedoch; die düsteren Bilder jener Nacht mit den entsetzlichen Geheimnissen des Klosterkerkers zogen fortwährend an ihm vorüber und lange dauerte es, bis er endlich in einen von quälenden Träumen beunruhigten Schlaf verfiel.

Am nächsten Morgen sehen wir Pater Innocenz nach der Frühmesse nachdenkend in seiner Zelle auf- und abschreiten. Er überlegte, auf welche Art er dem Kaiser Josef die Entdeckung der Greuel, die ihm fortwährend lebhaft vor Augen schwebten, anzeigen solle. Endlich entschied er sich für die schriftliche Aufzeichnung der Erlebnisse der vergangenen Nacht, die er dann sammt Beifügung des Orientirungsplanes, mit Beihilfe des Studenten Wenzel Bokorny, seines vertrauten und erprobten Freundes, dem Kaiser Josef zustellen lassen wollte.

Eben war er daran, das Schriftstück aufzusetzen, als es leise an seine Zellenthüre pochte und der Laienbruder von gestern den Kopf hereinsteckte.

„Oh, was wollt denn Ihr schon wieder?" rief ihm der Priester barsch entgegen, denn es ärgerte ihn, daß er gestört wurde.

„Der Guardian verlangt Euer Hochwürden zu sehen," war die Antwort. „Sie sollen gleich vor ihm erscheinen; es ist wahrscheinlich wegen dem Rapport über die vergangene Nacht."

Bei der Erinnerung an die grauenhaften Scenen trat dem menschenfreundlichen Priester das Blut aus den Wangen; er faßte sich jedoch augenblicklich.

„Nun," sagte er zu dem Laienbruder, „ich bin bereit. Beeilen wir uns."

Beide verließen die Zelle und schritten der Wohnung des Guardians zu. Dort angekommen, meldete der Laienbruder das Erscheinen des Paters Innocenz, den ein eigenthümliches Gefühl der Unbehaglichkeit beschlich, wenn er daran dachte, daß er nach wenigen Secunden schon vor dem Manne stehen werde, den er theils

wegen seiner Rohheit und Unbildung (allerdings ein bedeutsamer Entschuldigungsgrund für dessen Vorgehen) verachtete, dem er aber trotzdem, als seinem Obern, mit gebührender äußerlicher Achtungsbezeigung entgegenzukommen gezwungen war.

Das Innerste des Paters sträubte sich gegen ein solches Komödienspiel und am liebsten wäre er gleich entrüstet vor ihn hingetreten und hätte ihm in donnernden Worten sein Unrecht vorgehalten; aber das ging absolut nicht, denn er mußte bedenken, wie schädlich er dadurch für die gute Sache handeln, sich selbst aber unfehlbar dem Verderben überliefern würde, und so harrte er ruhig aus, bis ihm der Laienbruder den Befehl des Guardians zum Eintritte brachte. Noch einmal rang er nach Fassung, dann ergriff er die Thürklinke und nach einer Secunde stand er dem Guardian des Kapuzinerklosters gegenüber.

„Also Ihr wart's es," sprach der Guardian in rohwienerischer Ausdrucksweise, die sich damals mehrere der Kanzelredner angewöhnt hatten, in der Meinung, damit den hochberühmten Augustiner Pater Abraham nachzuahmen und zündender auf die Zuhörer zu wirken, was ihnen aber nichts als den Spottnamen „falscher Pater Abraham" einbrachte; „also Ihr wart's es, der unserm unglücklichen, verirrten Bruder Nikodemus die letzten Tröstungen der Religion g'reicht hat? — Sagt's einmal, wie habt's'n g'funden? War er noch bei B'sinnung? Hat er mit Eng g'sprochen?"

Aber vergeblich versuchte der Guardian eine Gemüthlichkeit darzustellen, die ihm hübsch ferne lag; der Blick seines Auges ruhte forschend auf dem vor ihm stehenden Mönche, und derselbe verrieth sogleich, daß diesem Manne jede Theilnahme und Milde fremd sei.

„Hochwürden," erwiderte Pater Innocenz und er blickte dabei seinem Obern fest und furchtlos in's Auge, „der Geist des nunmehr selig dahingeschiedenen unglücklichen Bruders Nikodemus war noch vollständig klar, seine Sinne nicht im Geringsten umnachtet — aber die Sprache hatte er bereits vollständig verloren. Er sah heiter und zufrieden dem Tode entgegen, der ihm Erlösung brachte von den fürchterlichen Qualen, die er hatte auf Erden erdulden müssen."

„Ha, was red't Ihr da?" fuhr der Guardian auf. „Irdische Qualen hin oder her, er hat sie verdient."

„Eben deshalb," fuhr der Pater ruhig fort, „weil er sie verdient hat, müssen die Qualen um so größer gewesen sein und es fehlte ihm der Trost der Unschuld."

„Wie so größer?"

„Weil die Qualen des Gewissens mitzurechnen sind," erwiderte Pater Innocenz, den Guardian, welcher unruhig zu werden anfing, ernst und ruhig anblickend, „und diese Gewissensqualen machen bei großen Sündern einen beträchtlichen Theil ihrer Pein aus."

„Ja, ja, Ihr habt's recht, Pater," murmelte der Guardian, der seine innere Unruhe und Verwirrung nicht zu verbergen im Stande war. „Der Bruder Nikodemus war ein großer Sünder, wie so mancher Andere" — seine Stimme dämpfte sich bei den folgenden Worten bedeutend — „der die Qualen in derselben Weise erdulden muß, wie er, weil er die Regeln des Ordens nicht beachtet und mit Füßen getreten hat."

„Jeder, der die Regeln des Ordens mit Füßen tritt, verdient gestraft zu werden," gab der Pater mit eigenthümlicher Betonung zur Antwort.

Der Guardian warf ihm einen mißtrauischen Blick zu; als er aber in den offenen, ehrlichen Zügen des Priesters keine Spur entdeckte, die einen Hintergedanken errathen ließ, war er wieder etwas beruhigt.

„Richtig, richtig, so ist's!" sagte er.

Dann schritt er einige Male im Zimmer auf und nieder, ohne wieder ein Wort an den Pater zu richten. Plötzlich blieb er dicht vor demselben stehen, sah

ihn eine Weile starr und durchdringend an und als Innocenz auch nicht mit einer Wimper zuckte, sagte er in halb freundlichem, halb drohendem Tone:

„Pater, Ihr habt's Euch mein Vertrauen erworben; bewahrt's Euch dasselbe und Ihr werdt's kein' Schaden erleid'n — mißbraucht's Ihr aber dasselbe, — na, dann habt's Eng die Schuld nur selber beiz'messen. Geht's jetzt!"

Statt jeder Antwort machte Pater Innocenz eine Verbeugung, bat aber, bevor er dem letzten Befehle Folge leistete, um die Erlaubniß, nachmittags sich aus dem Kloster entfernen zu dürfen, um einige nothwendige Gänge zu verrichten. Diese wurde ihm zugestanden, und froh in dem Gedanken, die Maske vor seinen wirklichen Gefühlen abwerfen zu dürfen, verließ Pater Innocenz das Gemach des Guardians und kehrte rasch in seine Zelle zurück, wo er sich sogleich an die Abfassung des Memorandums an den römisch-deutschen Kaiser Josef II. machte.

---

3. Das Memorandum an den Kaiser.

Nachdem Pater Innocenz den Guardian verlassen, weilte der letztere in erregter Stimmung in seinem Gemache. Eine düstere Ahnung stieg in ihm auf. Seit neuerer Zeit ereignete sich so manches, was Stoff zum Nachdenken gab und zur Vorsicht mahnte. So war das Kloster durch einen eigenthümlichen Vorfall erst kurz vorher in Bestürzung versetzt worden, da die Insassen nicht wußten, wie sie sich denselben erklären sollten.

In der damals bestehenden Wein- und Delicatessenhandlung, beschildet zur „weißen Rose", am Graben (Ecke der Naglergasse), welche von Bartholomäus Patuzzi anfangs des achtzehnten Jahrhunderts gegründet worden, versammelten sich regelmäßig wöchentlich Schriftsteller, Künstler, Studenten und andere Käuze, an deren Spitze der berühmte Dichter Alois Blumauer stand, und trieben dort ihre mitunter etwas derben Scherze. Zur Zeit unserer Schilderungen war Herr Franz Patuzzi (Großvater des bekannten 1869 verstorbenen Schriftstellers Anton Patuzzi, welchem der Verfasser vorliegenden Buches die Mittheilung der nachstehenden Begebenheit verdankt) der Besitzer der „weißen Rose" und das Hauptstichblatt vieler Schwänke mußte dessen Hausknecht abgeben, kurzweg Seppel (Josef) genannt, welcher durch seine Urdummheit, sowie durch die Vorliebe für seines Principals Weine ein in ganz Wien bekanntes Individuum war.

Einstmals war unter Trinken und Lachen die Mitternachtsstunde bereits lange vorübergegangen, als plötzlich ein sonores Schnarchen aus einer Ecke der Zechstube sich in das Gespräch mischte. Es war richtig Seppel, der dort einen gewaltigen Rausch ausschlief. Man versuchte ihn zu wecken; dies wollte aber durchaus nicht gelingen und da fiel Blumauer plötzlich ein, daß Herr Patuzzi im Besitze einer Kapuzinerkutte sich befinde, die wohl einmal bei einer Maskerade war benützt worden.

Die Kutte wurde herbeigebracht, der Hausknecht, welcher während der ganzen Procedur auch nicht eine Minute zu sich kam, damit bekleidet; darauf nahmen ihn mehrere von den Spaßvögeln, die Anführer Blumauer und der Student Wenzel Bokorny an der Spitze, auf und trugen ihn zu den nicht weit entfernten Kapuzinerkloster auf dem neuen Markt (Bild Seite 353), wo sie ihn auf die Stufen vor der Pforte setzten, gewaltig an der Glocke rissen und — eiligst davonrannten.

Das Geklingel hatte den Pförtner herausgelockt und dieser staunte nicht wenig, als er einen würdigen, wenn auch ihm unbekannten Bruder in solch' unwürdigem Zustand erblickte. Er schleppte ihn aber dennoch in seine Zelle.

Als der nüchtern gewordene Seppel die Augen aufschlug, sah er mehrere Kapuzinermönche mit sehr ernsten Mienen um sein Lager stehen, die ihn sogleich um das Woher und Wohin, wie auch um seinen Namen befragten, worauf er ihnen mit aller Ruhe den Namen zum Besten gab, unter dem er in ganz Wien bekannt war, nämlich sagte: „Ich bin der Patuzzi-Seppel von der „weißen Rose“ am Graben.“

Da verwiesen ihm aber die ehrwürdigen Gestalten in sehr ernstem Tone solche unziemliche Späße und befragten ihn neuerdings um sein Nationale. Nun erst gewahrte der Hausknecht mit Entsetzen die Kutte, welche seine Glieder umfloß, wollte sich in der Ueberraschung, seiner Angewöhnung nach, den Kopf kratzen, aber, aber — derselbe war gänzlich haarlos, denn Blumauer hatte ihn vor seiner Transportirung vollkommen abgeschoren! Der Hausknecht gerieth in die höchste Bestürzung und mit der kläglichsten Stimme von der Welt wendete er sich endlich an die noch immer in ihn dringenden Mönche.

„Schicken Hochwürden,“ sagte er, „doch hin zum Patuzzi, ob der Seppel z'Haus ist. Ist er nicht da, dann bin ich der Patuzzi-Seppel auf jeden Fall; ist er aber zu Haus, dann weiß ich wahrhaftig nicht, wer ich bin!“

Glücklicherweise ertönte soeben von neuem die Glocke der Pforte; diesmal erschien Herr Patuzzi selbst, die Kleider seines Hausknechtes bringend und den Streich mit der Weinlaune seiner Gäste entschuldigend, die wohl am nächsten Tage einsehen würden, daß der „Spaß“ die Grenze des Schicklichen überschritten habe. Er bat ferner, kein weiteres Aufhebens von der Sache zu machen und entfernte sich mit dem dummen Seppel, der überglücklich war, kein Kapuzinermönch, sondern wie zuvor und eh' der einfältige Patuzzi-Seppel geblieben zu sein.

Nichtsdestoweniger kam das Abenteuer bald unter die Leute und es wurden allerlei Glossen daran geknüpft, die den Mönchen nicht angenehm sein konnten, besonders als sie erfuhren, daß Kaiser Josef Kenntniß davon erhalten und mit bedenklicher Miene dazu den Kopf geschüttelt habe. Vergebens suchte sich der Guardian selbst zu trösten, immer neue Befürchtungen, immer neu aufsteigende quälende Gedanken waren es, die ihm die Ruhe benahmen und dazu kam, daß manche, ja die meisten dieser Befürchtungen begründet waren.

Es war daher in der That die Geschichte mit dem Patuzzi-Seppel, so harmlos dieselbe an sich auch schien, nicht so ganz ohne alle Bedeutung. Der als Mönch maskirte Hausknecht erzählte, wie es bei derlei Leuten, besonders wenn sie mit so exquisiter Dummheit begabt sind, gewöhnlich der Fall ist, sein Abenteuer mit allen möglichen phantastischen Ausschmückungen, welche ihm der erste Schreck vorgezaubert hatte, und so verbreitete sich gar bald die Märe von schauerlichen Kreuzgängen, Folter- und Marterkammern und ähnlichen dunklen Geheimnissen des Kapuzinerklosters, was natürlich den ehrwürdigen Patres höchst unangenehm sein mußte.

Diese Anzeichen und auch das durch die Worte des Paters Innocenz aufgestachelte Gewissen bereiteten dem Guardian manche trübe Stunden und raubten ihm selbst das gewohnte Mittagsschläfchen.

Während aber der Guardian des Kapuzinerklosters, von selbstpeinigenden Gedanken und Befürchtungen geplagt, düster vor sich hinblickend auf Mittel sann, das drohende Unheil von den Häuptern der Klosterinsassen abzuwenden, saß Pater Innocenz eifrig schreibend in seiner Zelle. Er schilderte wortgetreu die Erlebnisse jener Nacht, das Ende des unglücklichen Fraters Nikodemus, die Aussagen des sogenannten „Löwenwärters,“ dann auch sein Gespräch am nächstfolgenden Morgen mit dem Guardian.

„Ich flehe Eure Majestät, meinen allergnädigsten Herrn und Kaiser an,“ schrieb er am Schlusse, „den Schwur, den ich einem Sterbenden gab, in Erfüllung gehen zu lassen und schleunige Abhilfe zu schaffen.“

Diesem Schriftstücke setzte er seine volle Namensunterschrift bei, faltete es zusammen, verbarg es auf seiner Brust unter dem Habit und verließ rasch seine Zelle und das Kloster, den Weg nach dem Stefansplatz einschlagend. Bald hatte er den Platz erreicht. Vor einem der Häuser, welche damals noch die Stefanskirche umgaben, machte er einen Augenblick Halt und warf einen unbefangen scheinenden flüchtigen Blick um sich, ob kein Spion ihm nachfolge und trat dann in den Flur dieses Hauses. Vor einer Thüre im ersten Stockwerke, hielt er an und klopfte an dieselbe. Eine alte, ehrwürdig aussehende Frau öffnete.

„Ah, Sie sind's, hochwürdiger Herr Neffe?!" rief sie, den Ankommenden erblickend, freudig aus. „Na, willkommen! Treten S' nur ein!"

„D'rin in der Kammer!" flüsterte, nachdem der Pater eingetreten war, die Frau, die Thüre schließend, „er wartet schon seit einer Stund'."

„Es ist gut, liebe Frau Reiner," gab der Priester der angeblichen Tante zur Antwort und diese geleitete nun ihren Pseudo-Neffen bis zur Kammerthüre, die sie sodann öffnete.

Pater Innocenz überschritt die Schwelle und sah sich im nächsten Augenblicke einem jungen Manne gegenüber, der bei seinem Erscheinen vom Schreibtisch, an dem er arbeitete, aufsprang und ihn mit den Worten begrüßte:

„Schon hier, Feßler? — Gott sei Dank! Ich starb fast vor Ungeduld. Was giebt's Neues?"

„Nur Geduld, mein Freund," war des Priesters Antwort. „Um Dir alles mitzutheilen, brauche ich Zeit und — verzeihe! — obwohl Du mein erprobtester Freund bist, verlange ich doch von Dir das heiligste Versprechen, über alles, was Du hören wirst, gegen Jedermann, wer es immer sei, zu schweigen; außer Du wirst von derjenigen Person, an welche dieses Schreiben gerichtet ist, zum Sprechen aufgefordert."

Bei diesen Worten zog er das verborgene Schriftstück hervor und überreichte es dem jungen Manne — dem Studenten Wenzel Bokorny.

„Oho, ein Memorandum an den Kaiser!" rief dieser überrascht aus.

„Gewiß. Auch wirst Du Dich verpflichten, die Freimaurerloge, deren Mitglied Du bist, erst dann von der Entdeckung in Kenntniß zu setzen, wenn — was ich übrigens gar nicht glauben kann — der Kaiser die Beschwerde zurückweist oder vergißt."

„Ich schwöre Dir's zu!"

„Die Hilfe der Privatpersonen kann mir auch später noch nützlich sein," sprach der Priester düster, „wenn mein Geistesproduct das Licht der Welt erblickt haben wird."

„Ei, Du schriftstellerst? Was ist das für ein Geistesproduct?" fragte Bokorny neugierig.

„Vor der Hand ist es noch ein mir anvertrautes Geheimniß," antwortete der Pater. „Aber nun, Wenzel, will ich endlich Deine Neugierde in anderer Beziehung befriedigen und Dir einmal Antwort auf eine mehrfach an mich gestellte Frage, ob es keine Klosterkerker bei uns gäbe, ertheilen, Dich in ein Geheimniß meines Klosters einweihen. Durch Deinen Verdacht, daß es solche gäbe, liefertest Du mir ja selbst die ersten Andeutungen, gegen welche sich, wie Du wohl erkanntest, mein Inneres sträubte, an deren Möglichkeit zu glauben mir ganz undenkbar erschien und die sich nun weit entsetzlicher bewahrheiten, als Du selbst gedacht. — Also höre! Ich will Dir die Erzählung der Erlebnisse einer einzigen Nacht liefern, welche mir stets in bitterster Erinnerung bleiben wird. Schenke mir das aufmerksamste Ohr. Sind wir unbelauscht?"

„Vollkommen; eher geht ein Kameel durch ein Nadelöhr, als daß durch die Thüre von der Wohnung unserer angeblichen Tante ein Lauscher dringt. — Aber jetzt

erzähle, denn ich brenne fast vor Begierde, zu erfahren, inwieweit sich meine Vermuthungen bestätigen."

„Sage mir doch früher, um Gotteswillen, woher Du diese Ahnungen genommen hast?"

„Ach, das ist sehr einfach. Ich kenne einen Kaufmannsdiener in Wien, der sich in die Tochter seines Principals verliebte. Das Mädchen wurde dem armen Jungen verweigert und ging derselbe in der Verzweiflung unter die Kapuziner. Während er sich im Kloster befand, starb der Kaufmann und die Tochter wurde Herrin ihres freien Willens. Sie schrieb an den Geliebten, er möchte austreten, kommen und sie glücklich machen; — wer aber nicht erscheint, ist der Junge. Sie wartet noch eine Weile, schreibt noch einmal — endlich geht sie selbst in die Kirche. Wen erblickt sie da? Ihren Geliebten, der bei der heiligen Messe dem Priester dient. Sie wartet auf die Beendigung der heiligen Handlung, ruft ihn dann zur Pforte, erzählt, was bisher geschehen und überhäuft ihn mit Vorwürfen über seine Treulosigkeit. Mit entsetzter Miene hört sie der junge Kapuziner an, reißt sich, ingrimmigste Verzweiflung in den Mienen, von ihr los, stürzt in das Innere der Kirche und — ist seitdem spurlos verschwunden. Dem nachfragenden Mädchen wird stets die Antwort, der Mönch, welcher übrigens bereits die Weihen erhalten hatte, befände sich auf Reisen in Klosterangelegenheiten. Nun, seit neun Jahren, wo dies Ereigniß stattgefunden, könnte der junge Kapuziner schon zurück sein. Da dachte ich mir denn, ob derselbe nicht etwa eine viel unangenehmere Reise hatte antreten müssen."

„Hm," seufzte Pater Innocenz, „so unmöglich wäre das nicht und Deine Vermuthungen haben sich noch gräßlicher bestätigt, als Du es ahnst. Mein Freund, die grause Wirklichkeit übertrifft Deine Ahnungen und noch Jahre lang wird mein Herz erbeben bei dem Gedanken an die Greuel, die mein Auge gesehen, die entsetzlichen Frevel, die mein Ohr vernommen. Doch höre jetzt die Einzelheiten."

Und mit ausführlichen Worten schilderte der edle Priester dem aufmerksam horchenden Freunde alles das, was bereits dem Leser vor's Auge geführt worden. Es war ein erhebender Anblick, diese beiden wackeren Menschenfreunde, wie sie so beisammen saßen, tief bedrückt von dem Schicksale einiger unglücklicher, gewiß nicht so schuldbelasteter Gefangenen, um so gräßliche Strafen zu verdienen — der eine im braunen Mönchshabit, Ehrfurcht gebietend, der andere in der Tracht eines Studenten, ein wackerer, treuherziger Junge, dem übrigens die Findigkeit seiner böhmischen Landsleute aus den schelmischen Augen blickte.

Wie Bokorny so lauschte, als wolle er jedes einzelne Wort des Erzählers seinem Geiste unauslöschlich einprägen; wie sein großes, sprechendes Auge in gerechter Entrüstung leuchtete, die hohe geistvolle Stirn sich düster umwölkte, als sein Ohr die Schilderungen alles dessen vernahm, was schon lange als dunkle Vorahnung, bestärkt durch manche Gerüchte, die er erlauscht, in seinem Gehirne dämmerte; wie sich seine breite, hochgewölbte Brust in mächtiger Aufregung hob und senkte, ja sein ganzer robuster Körper in heiligem Zorne erbebte! Und als der geistliche Freund geendet, da sank er ihm an die Brust.

„Ich schwöre Dir," flüsterte er, „nicht eher zu rasten und zu ruhen, als bis ich selbst die Kerkerriegel der Unglücklichen gesprengt, bis ich weiß, daß eine mächtige, hocherhabene Person um deren entsetzliches Schicksal weiß."

„Das kannst vor allen anderen gerade Du, mein wackerer Freund. Ich brachte Dir deshalb das Memorandum an den edelsten Menschenfreund, an Kaiser Josef. Aber dennoch, wenn Du handelst, thue alles mit Ueberlegung und Ruhe, ja nicht übereilt."

Ich danke Dir für Deinen Rath und werde ihn treulich befolgen; Du sollst mit mir zufrieden sein. Nun aber übergieb mir das Memorandum. Morgen früh bin ich bereits damit in der kaiserlichen Burg."

„Hier," sagte Innocenz, seinem Freunde die Schrift überreichend. „Ich kenne Deinen treuen Sinn, auch bist Du behutsam und gewandt. Nimm also dies Gesuch, es ist mit meiner Namensunterschrift versehen und darf durchaus in keine anderen Hände kommen, als in die des Kaisers — wohlgemerkt! Ich wiederhole es: ich kenne Dich und Deinen treuen Sinn, deshalb übergebe ich Dir das Geheimniß, welches diesem Bogen anvertraut ist, die, gelangen sie in unrechte Hände, mein Todesurtheil werden könnten. Das beherzige wohl! Am dritten Morgen nach der Audienz berichte mir auf die gewöhnliche, zwischen uns verabredete Weise das Resultat derselben. — Verlasse diese Stube heute erst in der Dämmerung und betrete dieses Haus dann eine geraume Zeit lang gar nicht. Es könnte sein, daß mir der Guardian einen Spion nachgeschickt hat, deshalb sei auf Deiner Hut, daß er Dich nicht bemerkt. Er könnte den Zusammenhang ahnen und dann wäre ich, auf den bloßen Verdacht hin, schon verloren. Also beherzige meine Warnung und lebe wohl! Mein Freund, Gott schütze und geleite Dich!"

„Lebe wohl, Du edler, würdiger Priester des Herrn!" rief Bokorny, bewegt des Paters Hand fassend. „Oh wüßte ich Dich ebenfalls in den Klauen der Wüthericbe, ich würde alle Elemente zu Deiner Rettung in Bewegung setzen! Ich zittere wahrhaftig schon bei dem Gedanken, daß Du bei einer allfalsigen Entdeckung irgend einer geheimen Rache anheimfallen könntest."

„Wie der Herr will, so soll es geschehen!" antwortete der Pater, mit einem Blick gegen Himmel. „Ich habe wenigstens meine Pflicht gethan. Uebrigens," fuhr er lächelnd fort, „ich würde wenigstens die Hoffnung in das lebendige Grab mit mir nehmen, daß ein treuer Freund an meiner Rettung unausgesetzt arbeitet."

„Bei Gott! so wär's auch bis zu meinem letzten Athemzuge!" rief der Student thränenden Auges.

Pater Innocenz umarmte ihn nochmals innig, dann riß er sich gewaltsam los und schritt der Thüre zu.

Bokorny wollte ihm das Geleite geben, allein der Pater winkte ihn zurück mit den Worten: „Hast Du schon vergessen? Noch ist die Abenddämmerung nicht hereingebrochen. Also bleibe, wo Du bist und lebe wohl!"

Zögernd gehorchte Bokorny und blickte trübe eine Weile nach der Thüre, durch welche der theuere Freund verschwunden war.

Es war am Tage darauf. Im bekannten Controlorgange der kaiserlichen Hofburg harrte am Morgen eine ziemlich große Anzahl von Bittstellern auf das Erscheinen des Kaisers Josef II. Die Uhr schlug die achte Stunde. Eine fieberhafte Spannung, ein banges Gefühl lagerte auf den meisten Gesichtern der Anwesenden. Da waren Leute aus allen Ständen vertreten: Cavaliere, Beamte, Militärs, Bürger, Witwen, Taglöhner und Arme aller Art. Auch der Student Bokorny befand sich unter den Audienzwerbern.

Bokorny's Herz pochte in mächtiger Aufregung und der feurige Blick seines Auges haftete unabläßig an der hohen, geschlossenen Flügelthür, durch welche das Erscheinen des Monarchen erwartet wurde, während er seine Rechte fest an die Brusttasche preßte, in welcher die schriftliche Anzeige des Kapuziners Feßler ruhte. Ein Chaos von Empfindungen durchzog sein Gehirn, sein Ideengang war verworren und dennoch gewann er, sonderbarerweise, seine ganze Fassung wieder, als das Zeichen gegeben wurde, welches verkündete, daß die Audienz sogleich beginnen werde.

Die hohe Flügelthüre öffnete sich und der huldvolle Monarch trat unter seine hilfesuchenden Unterthanen. Ihm zur Seite schritt ein Kammerherr, der die Bittschriften dem Kaiser abzunehmen hatte. Es bot diese Scene einen erhabenen Anblick. Gleich einem Vater fragte der gütige Kaiser jeden Einzelnen nach seinem Verlangen, nahm die ihm dargereichten Gesuche, las sie flüchtig durch, erledigte

manche derselben sogleich, erkundigte sich bei Anderen um die näheren Verhältnisse des Bittstellers und entließ beinahe keinen ohne Trostesworte und hoffnungserfülltem Herzen.

Bereits entleerte sich der Gang; die meisten von den Bittstellern waren abgefertigt, nur der Student Wenzel Bokorny stand noch im Hintergrunde, unbeachtet und ungesehen von dem Monarchen, da er sich absichtlich zurückzog, um als Allerletzter an die Reihe zu kommen. Die vorletzte Person war ein altes Mütterchen, das mit Thränen in den Augen den Kaiser um die Befreiung ihres einzigen Enkels aus dem Militärverbande bat. Mitleidig hieß Josef die vor ihm niederkniende alte Frau vom Boden aufstehen und versprach, deren Bitte zu erfüllen. Gerührt dankte das beglückte Großmütterchen dem huldvollen Monarchen und entfernte sich mit erleichtertem Herzen.



Ein Klostergefängniß des 18. Jahrhunderts. (Seite 326 und 348.)

Schon wollte sich Kaiser Josef in sein Cabinet zurückziehen, als dessen Blick auf den jetzt ehrfurchtsvoll nähertretenden Studenten fiel.

„Euer Majestät," sagte Bokorny, das unversiegelte Memorandum Feßler's darreichend, „es ist hier ein Nothschrei aus der Hölle." — Erstaunt blickte der Kaiser den Sprechenden an und mißtrauisch zögerte er, das Gesuch in die Hand zu nehmen, denn ihm erschien die ganze Sache überspannt und komödienhaft. Aber Bokorny hielt den nun durchbohrend auf ihn gerichteten Blick des Kaisers standhaft aus; nur konnte er das rasche Schlagen seines Herzens welches die innere Bewegung verrieth, die er gewaltsam zu unterdrücken suchte, was ihm das Blut in die Wangen trieb, nicht hemmen.

Josef, der große Menschenkenner, erfaßte sofort, es müsse hier eine schwerwiegende Ursache zu Grunde liegen, welche den jungen Mann, dessen Aeußeres einen ernsten, würdigen Charakter verrieth, in so große Aufregung versetzen konnte. Schweigend nahm er ihm nun das Gesuch ab, faltete die Bogen auseinander und las, währenddem Bokorny nicht eine Secunde sein Auge von den Zügen des Monarchen abwendete, und es fast schien, als wolle er mit Gewalt die Meinung

Josef's aus denselben lesen. Nach und nach verdüsterten sich jetzt die sonst so milden Züge des Kaisers.

„Wer gab Euch das Schriftstück?" fragte er hastig.

„Majestät, der Verfasser, dessen Name unterfertigt ist," sprach, scheu um sich blickend, der Student, worauf der Kaiser rasch in dem Memorial blätterte.

„Ignaz Aurel Feßler, Mitglied des Ordens der Kapuziner unter dem Namen Pater Innocenz," las er und wieder streifte das forschende Auge auf den Studenten. Im ernsten Tone sprach er dann: „Antwortet mir der Wahrheit gemäß, ich rathe es Euch! Ist der Beschwerdeführer Euer Verwandter?"

„Nein, Majestät, er ist mein Freund."

„Kennt Ihr den Inhalt dieses Gesuches?"

„Mein Freund hat ihn mir anvertraut." —

„In der That, was Ihr mir da bringt, ist ein Nothschrei aus der Hölle, wie er kaum grausiger gedacht werden könnte. Ich denke, Ihr werdet verschwiegen sein?" frug Josef. Dann setzte er strenge, ja beinahe drohend hinzu: „Ich gebiete Euch Stillschweigen. Es wäre Euer Verderben, wenn Ihr nur eine Silbe plaudert. Werdet Ihr schweigen?"

„Ich schwöre es!" sprach Bokorny, ein Knie beugend, mit erhobener Hand. Dann fügte er in flehendem Tone bei: „Darf ich, Euer Majestät unterthäniger Diener, jedoch eine Gnade mir erbitten?" —



Klosterbibliothek mit den verbotenen Büchern. (Seite 349.)

„Sprecht!" sagte der Kaiser milde.

„Die Worte Eurer Majestät geben mir die freudige Gewißheit, daß der Nothschrei der unglücklichen Gefangenen im Kapuzinerkloster bis zu dem großen Herzen meines gütigen und gerechten Herrn und Kaisers gedrungen ist. Die einzige, aber höchste Gnade, die ich mir von Eurer Majestät zu erflehen wage, ist die — daß ich meine schwachen Kräfte Eurer Majestät in dieser Angelegenheit zu Füßen legen darf, und ich werde mich solcher Gnade gewiß würdig zeigen."

Bokorny hatte diese Worte mit so natürlichem Feuer und hoher Begeisterung gesprochen, daß Josef überrascht, aber mild auf ihn herabsah.

„Wie heißen Sie denn eigentlich?" fragte er freundlich.

„Wenzel Bokorny ist mein Name; — ich bin aus Prag gebürtig und Student."

„Gut," sagte der Kaiser, mit einer Handbewegung das Zeichen zur Beendigung der Audienz gebend. „Ihr Wunsch kann sich erfüllen. Adieu!"

„Dank! Tausendfacher Dank, Euer Majestät, die Gott noch lange schützen wolle!"

Fast taumelnd vor freudiger Erregung, verließ der Student die Hofburg, mit langen Schritten seiner Wohnung zueilend. Dort angekommen, warf er sich erschöpft auf einen Stuhl und ließ noch einmal, der Reihe nach, die bunten Bilder der Erlebnisse in den letzten Stunden vor seinem geistigen Blicke vorüberziehen.

Josef II. aber schritt mit verschränkten Armen, in erregter Bewegung in seinem Arbeitscabinete auf und nieder. Auf seinem Schreibtische lag geöffnet die Beschwerde des Priesters Feßler und lebhafte Entrüstung spiegelte sich in den sonst so milden Zügen des Monarchen, als sein Blick wieder auf das Schriftstück fiel. War doch der erhabene Menschenfreund durch die Nachricht von dem grausamen Frevel tief gekränkt und beleidigt worden. Aber er unterdrückte gewaltsam seine sonst natürliche Raschheit und zwang sein lebhaftes Temperament zur ruhigen, kaltblütigen Ueberlegung.

Es gelang ihm jedoch nicht so leicht. Immer wieder, wenn er sein Auge der Beschwerdeschrift zuwendete, umdüsterten sich seine Züge und die Röthe des aufwallenden Blutes ließ die Wangen erglühen; rascher setzte er dann seine Cabinetpromenaden fort, leise und unverständliche Worte zwischen den bebenden Lippen hervorstoßend.

Man kann sich aber leicht vorstellen, welchen Eindruck auf das Gemüth des edlen Monarchen die Kunde von der anmaßenden geheimen und tyrannisch-grausamen Straf-Execution im Kapuzinerkloster zurücklassen mußte. War denn nicht er vor allem bestrebt, das Glück seines Volkes zu fördern, war nicht seine eigene rastlose Thätigkeit nur dem Wohle seiner Unterthanen gewidmet; schaarte er nicht täglich die Unglücklichen und Hilfesuchenden um sich, ihnen Trost und möglichst Hilfe zu spenden; erwies er sich nicht zu jeder Zeit und bei jeder Gelegenheit nicht nur als gütiger Herrscher, sondern auch als ein liebender Vater seiner Unterthanen? Und wie mußte es ihm nun das Herz zusammenschnüren bei dem Gedanken, daß es eine sorgsam verborgene, insgeheime, martervolle Gerichtsbarkeit gäbe, welche wegen vielleicht sehr verzeihlicher Fehler oder Vergehen so entsetzliche Strafen verhängte, gegen welche es für die unglücklichen Betroffenen keine Appellation, keinen Hilferuf nach Gnade an den obersten Richter des Reiches — an den Monarchen — gab!

Und wie schädlich erwies sich also eine heimliche, übergewaltige Macht, indem sie mit ihrem Vorgehen allen seinen humanen Bestrebungen entgegenarbeitete, dem Auge der Welt verborgen, mit tyrannischer Willkür, aus bloßer Herrschsucht des Einzelnen, selbst ohne Vorwissen von dessen Ordensobersten, die haarsträubendsten Gewaltthaten verübte!

Trotz der Bitterkeit, welche solche Gedanken folgerichtig in dem Herzen des Monarchen wachrufen mußten, bemeisterte er endlich doch seine Aufregung vollkommen und — nachdem er nochmals die Sachlage viel ruhiger überdacht — kam er zum Entschlusse, den ebenso edlen, aufgeklärten und freisinnigen Braunauer Benedictiner-Abt Franz Stefan von Rautenstrauch, welcher hochgelehrte Prälat als Director der theologischen Facultät an der Universität und wirklicher Hofrath bei der vereinigten böhmisch-österreichischen Hofkanzlei in Wien lebte, wo er zum Flor der Wissenschaften, sowie zur Entwicklung humaner Gesinnungen mit ebenso viel Einsicht als reger Thätigkeit wirkte, in die Angelegenheit einzuweihen und mit ihm die nöthigen Schritte zu berathen.

Diesen Entschluß führte er ohne Verzögerung aus und wenige Minuten danach erschien Prälat Rautenstrauch, wie er kurzweg genannt wurde, vor dem Kaiser.

In dem wohlverschlossenen Arbeitscabinete Josef's II. saßen nun die beiden so standesverschiedenen, aber gesinnungsgleichen Männer lange beisammen; war doch die Angelegenheit, über die sie beriethen, eine hochwichtige und — wie sie sich beide nicht verhehlen konnten — eine sehr schwierige.

„Hm," sagte endlich der Monarch zu dem Prälaten, „ich schätze und anerkenne die Gründe, welche Sie mir vorlegen, hinlänglich, um einzusehen, daß ich hier von meiner gewohnten Weise, rasch zu handeln, Umgang nehmen muß. Ich möchte denn doch nicht das verhaßte Geschäft auf mich nehmen, übereilt zu handeln, bei einer Angelegenheit, die vorläufig noch unerwiesen und nur auf die Nachricht eines unbekannten Mönches, der auch aus Rachgier so handeln kann, und auf die leicht entflammbare Begeisterung eines jungen Burschen von Studenten gegründet ist. Man soll nicht sagen, daß ich Klöster überfalle, um nach Geheimnissen ihrer Grüfte zu spähen und so füge ich mich Ihrem Vorschlage: erst zu prüfen und dann zu handeln. Machen Sie mich daher ehemöglichst mit den Resultaten Ihrer Nachforschungen bekannt, mein lieber Prälat; Sie wissen, welches Vertrauen ich in Sie setze. Erkundigen Sie sich also genau um die Verhältnisse des Kapuziner-Ordens, damit ein rasches Vorgehen in dieser wirklich heiklen Sache ermöglicht werde. Erforschen Sie insbesondere die Würdigkeit des Verfassers dieses Schriftstückes, sowie seines Freundes, des Studenten; dann sondiren Sie auch die Stimmung des Volkes gegenüber den Patres dieses Ordens und welchen Anhang dieselben haben. Sage mir, mit wem Du umgehst und ich sage Dir, wer Du bist, — das ist ein gewiegtes altes Sprichwort. Ich habe erfahren, daß die Kapuziner an Trivialität (Plattheit) in ihren Predigten das höchste leisten und derlei will mir nicht gefallen. Man muß den gemeinen Mann zu sich heraufziehen, aber nicht zu ihm hinabsteigen. Glauben Sie mir, lieber Prälat, man täuscht sich darin, wenn man meint, für die ordinäre Volksklasse auch ordinär sprechen oder schreiben zu müssen; sie tadelt dies selbst und ist darüber beleidigt, daß man ihr zumuthet, sie verstünde das bessere nicht. Also, wie gesagt, unterrichten Sie sich genau von allen Verhältnissen und referiren Sie mir dann gleich darüber, denn der Gedanke, daß arme, unglückliche Gefangene noch länger den Qualen solcher Kerker ausgesetzt sein könnten, berührt mich ungemein schmerzlich. Also — rasches Vorgehen, lieber Prälat Rautenstrauch, nicht wahr?"

„Auch wenn Euer Majestät solches mir nicht anbefehlen würden, hielte ich es für eine Gewissenssache," erwiderte lebhaft der Prälat. „Gerecht nach beiden Seiten hin, das ist auch mein Wahlspruch, Majestät. Ich will vor allem trachten, in unauffälliger Weise diesen Kapuziner Feßler kennen zu lernen. Aufrichtig gesagt, ich traue seiner Anzeige nicht vollkommen, denn eine derartige Gewaltthat wäre vollständig unwürdig der Diener der heiligen Kirche und so Etwas ist denn doch nicht allzu rasch anzunehmen. Ist aber der Mann, dem geprüften Anscheine nach, vertrauenswürdig — dann, Majestät, möchte ich selbst rathen, auf das rascheste zu handeln. Es muß der Kirche selbst darum zu thun sein, Auswüchse zu beseitigen, welche ihr geheiligtes Ansehen zu untergraben geeignet sind."

„Recht so, lieber Prälat," sagte Josef, ihm freundlich auf die Schulter klopfend, „ich wiederhole, daß ich mich vertrauensvoll auf Sie verlasse und ehestens Ihren Bericht erwarte über diesen entsetzlichen Nothschrei aus der Hölle. — Pah, mich schaudert's bei der Bezeichnung, die der junge Student so treffend angewendet! — Nun, entweder muß er für seine leichtfertige Beschuldigung büßen, oder wir sprengen die Pforten dieser Hölle. Wir werden ja sehen, was von beiden geschieht!"

Es ist nicht zu wundern, daß selbst der Prälat Rautenstrauch die Anzeige Feßler's nicht unbedingt zurückwies, denn wie bereits erwähnt (Seite 326), wurde

in einem 1784 in Wien erschienenen Buche „Bildergalerie köstlicher Mißbräuche" gegen die Klosterstrafen geeifert, und eine angeblich wahre Geschichte in Wort und Bild dargestellt.

Die Illustration (wie man heute sagen würde) dazu liefert ein „allegorischer Kupfer," der ein sehr dunkles Gewölbe, zu dem ein schmaler, eben so dunkler Gang führt, vorstellt. Eine junge Nonne wird durch zwei Gerichtspersonen aus einem Loch, das in der Mauer ist, hervorgezogen. Ihr Gesicht ist abgehärmt und leichenblaß und ihr Gewand halb vom Leibe gefault. Der Beichtvater nimmt (wie die Erklärung sagt, „mit einer verstellten heuchlerischer Freundlichkeit") theil an ihrer Erlösung.

Der landesfürstliche Commissär sieht ihn mit einer ernsthaften, strafenden Miene an, und weist auf den elenden Zustand der Nonne. Die Oberin steht ganz betroffen da und sucht sich bei den übrigen Herren der Commission zu entschuldigen, die sie aber nicht anhören, sondern ganz „in bedauerndem Erstaunen" dastehen. Im Hintergrunde stehen einige Gerichtspersonen mit Fackeln. Einige Nonnen sehen zur Kerkerthüre herein. (Bild Seite 344.)

Das Bild sollte eine angeblich wahre Begebenheit darstellen. Ein Mädchen war von Jugend auf zum Schleier bestimmt und verlegte sich, einem Uebereinkommen mit dem Kloster zufolge, auf die Apothekerkunst. Sie ward eingekleidet, hielt das Probejahr aus und ward dann als Frau Apothekerin angestellt. An diesem Posten that sie, ohne eben allezeit positive Erlaubniß zu haben, den Armen durch unentgeltliche Mittheilung einiger simpler Arzeneien von Zeit zu Zeit viel Gutes, ward darüber hart gestraft, ihrer Stelle entsetzt und ohne Unterlaß auf die kränkendste Art einige Jahre hindurch chicanirt.

Das Mädchen unterlag endlich der ewigen Verfolgung und in einem Taumel von Bewußtsein gekränkter Unschuld entstand in ihr der unglückliche Gedanke zur Flucht. Noch in den Anstalten dazu wurde sie überrascht und nun konnten „die erbosten, runzlichten Strunseln" (wie sie der Verfasser giftig bezeichnet) kaum eine hinreichende Strafe für eine solche Masse von Sünden erdenken. Nach vielem Capitelhalten und heimlichen Conferenzen ward endlich das Mädchen mit Einstimmung und Gutheißung des Klosterbeichtvaters, eines Franciscaners, zum ewigen Kerker verdammt.

Nun mußte die Elende in ein Loch wandern, wo weder Sonne noch Mond hinkam, in ein Loch, das gerade so breit war, daß ein Mensch Platz hatte, aber so niedrig, daß sie immer gebückt sitzen mußte. Sie bekam etwas Nahrung, aber niemals frische Kleider. Keinem Menschen konnte sie ihre unmenschliche Behandlung klagen, denn die ganze Welt wußte nichts um sie.

Nun denke man sich ein sechsundzwanzigjähriges Mädchen voll Gefühl, voll jugendlicher Hitze über das noch unausgeführte, vielleicht nur eben so lang als das gereizte Unschuldsgefühl dauernde Vorhaben, zu entfliehen, verdammt, vergessen, ohne Hoffnung zur Erlösung hingeworfen in ein Hundeloch, wo sie mit krummgebogenem Nacken sitzen mußte, versenkt in die natürlichen Unreinigkeiten, preisgegeben einem Schwarm von Ungeziefer, halberstickt von gährendem Faulgeruch, genagt von Hunger und der gänzlichen Verzweiflung!

An die zehn Jahre hatte die unaussprechlich Leidende schon so gesessen, hatte vor schneidendem Jammer ihre Brust zerschlagen und vergeblich jede Minute den Himmel um ihren Tod angefleht und beschworen — da kam ein Schornsteinfeger endlich zufälligerweise bei seiner Arbeit in einen nicht weit von diesem Loch vorbeilaufenden Kamin; er hörte das gebrochene Wimmern der Verzweifelten! er stutzt, lauscht wieder; das Jammern wird eindringender und durchbohrt ihm das Innerste seines Marks. Nun klopft er mit seiner Haue an der Mauer, ruft, was die Stimme bedeuten solle und ob ihr zu helfen sei.

Die winselnde Nonne erklärt ihm kurz ihren Zustand; er eilt zur Polizei, man schickt eine Commission, findet die bis an die Lenden in Unflath steckende Unselige, holt sie heraus, säcularisirt sie (macht sie weltlich) und giebt ihr eine Pension. Aber die Oberin und der Barbar von Beichtvater werden nicht gestraft! Hören Sie es, liebe Christen und höre Du es, o Nachwelt: Die Oberin und der Barbar von Beichtvater wurden nicht gestraft! Und das geschah im achtzehnten, im philosophischen Jahrhundert!

So schließt der Bericht, der wohl an derselben hochgradigen Uebertreibung leiden mochte, als die Affaire Barbara Ubryk in Krakau (1869).

Möglicherweise ist es dieser Fall, über den Kaiser Josef dem bekannten Kapuziner Feßler (von dem alsbald in eingehender Weise die Rede sein wird), wie er selbst schreibt, persönlich gesagt haben soll: „Bei der Untersuchung der Klostergefängnisse in den Nonnenklöstern sind Spuren weit größerer Grausamkeit als in den Mannsklöstern entdeckt worden."

Die Früchte dieser Visitationen waren erfolglos; von dem vorgemeldeten Fall der Apothekerin, stellte sich heraus, daß derselbe in München und nicht in Wien vorgekommen war!

Das schon erwähnte, höchst seltene Büchlein über die „Klostermißbräuche" bringt auch einen Artikel über „Klosterbibliotheken." Die beigegebene Abbildung ist sehr interessant, obwohl der Verfasser des Textes gleich von vornherein sagt, es wäre Unbilligkeit, zu behaupten, daß alle Klosterbibliotheken so beschaffen wären. Auf diesem Bilde (Seite 345) nun, zeigt sich ein Büchersaal. In der Mitte stehen zerbrochene Globen und ein altes Teleskop. Auf einer langen Tafel liegen verschiedene Landkarten und gedörrte Zwetschken. Auf eine Stange, die von einem Schranke bis zum andern reicht, hängen geräucherte Würste und Zungen. Eine Maus bemüht sich hinaufzuklettern, fällt aber rücklings herab, eine andere nagt an einem Band der berühmten Bollandisten, der auf der Erde liegt. Der Pater Bibliothekar sitzt an einem Tische und verschmiert eben einige Kupferstiche mit Nacktheiten mittelst Tinte; neben ihm steht eine große Flasche Wein, die schon bald auf der Neige ist. Das Allerinteressanteste dabei aber ist — der rückwärtige Schrank mit verbotenen Büchern, welcher sich mit Ketten umwunden zeigt.

---

4. Wie Kaiser Josef eine Reise verhindert.

Die Untersuchungen und Nachforschungen in Betreff der Affaire mit dem Kapuziner waren mit großen, unvorhergesehenen Schwierigkeiten verbunden; dazu kamen noch andere nicht minder wichtige Angelegenheiten, denen sich der Monarch nicht entziehen konnte, so daß die Zeit, die er der trotzdem mit allem Eifer betriebenen Klosteraffaire widmen konnte, eine geringe war und sich die Frist, zu seinem größten Verdruß, anstatt verringerte, in die Länge zog. Uebrigens hatte Prälat Rautenstrauch mittlerweile Gelegenheit gehabt, den Kapuzinermönch Ignaz Aurel Feßler als wahrheitsliebenden und würdigen Priester kennen zu lernen; er achtete und liebte ihn und bereute sein anfängliches Mißtrauen, welches er in den Charakter des Paters gesetzt hatte.

Der Guardian des Klosters aber und sein Anhang sahen mit unwilligen Blicken, mit welchen Personen der nunmehr verhaßte Ungar Umgang pflegte, obwohl sie nicht daran dachten, daß derselbe ihr Kerkergeheimniß verrathen haben könne, weil seit jener Nacht, wo Pater Innocenz zu dem sterbenden Nikodemus geholt

worden war, keinerlei Unannehmlichkeit sich für das Kloster zeigte und sie den Kaiser Josef zu gut kannten, um glauben zu wollen, er werde so lange Zeit verstreichen lassen, um sie zur Rechenschaft zu ziehen; sein rasches Handeln war ihnen nur zu wohl bekannt.

Freilich ahnten sie nicht, daß dem gefürchteten Monarchen auch der wegen seines Freisinnes von ihnen gehaßte Prälat Rautenstrauch rathend zur Seite gestanden und demselben von allzu raschem Handeln abgemahnt hatte. Trotzdem blickten sie mit innerem Groll auf Feßler, den sie im Verdachte des Einverständnisses mit dem Prälaten hatten, aber sie wagten nicht, ihm an den Leib zu treten und hofften auf eine günstigere Zeit zur Erfüllung ihres Wunsches, den Verhaßten ebenfalls der Klosterstrafe überantwortet zu sehen.

Der Wunsch sollte sich aber nicht so schnell erfüllen, denn ein neues Ereigniß trat ein, welches den Mönch Feßler in der allgemeinen Achtung und Liebe emporhob. Es hatte derselbe schon in einer Unterredung mit seinem Freunde Bokorny ausgesprochen, daß ein Product seines Geistes bald das Licht der Welt erblicken werde und dieses Product war es nun, das ihm den verdoppelten Haß seiner Klosterbrüder, aber die Sympathien des ganzen Volkes verschaffte.

Der unerschrockene Priester hatte nämlich den Muth gehabt, im Kloster in der Mitte der gegen ihn mit so viel Haß erfüllten Feinde eine Schrift zu verfassen, dieselbe in Druck legen zu lassen und sie dann in großer Auflage zu verbreiten. Sie führte den Titel: „Was ist der Kaiser? Verfaßt von einem Kapuzinermönch, herausgegeben von Feßler." In derselben vertheidigte er die Rechte des Kaisers gegenüber hierarchischen (priesterherrschaftlichen) Uebergriffen.

Wie da seine Klosterbrüder tobten und die gräßlichsten Strafen für ihn herbeiwünschten! Allein ihr Zorn war vorläufig ein ohnmächtiger, denn sie fühlten nur zu gut, daß sie das Opfer ihres Grimmes vorläufig noch schonen müßten. Es war ja gar manches bereits im Volke ruchbar geworden und alle Blicke richteten sich auf den plötzlich berühmt gewordenen Ignaz Aurel Feßler, der, ohne mit dem Erfolge zu prahlen, unverrückt sein Ziel vor Augen hatte, aber in der althergewohnten Bescheidenheit fortlebte.

Mittlerweile war es aber seinen Feinden im Kloster doch gelungen, ein Mittel ausfindig zu machen, durch welches Feßler unschädlich gemacht werden konnte. Es wurde beschlossen, den „mit so schwerer Schuld belasteten verirrten Bruder für einige Zeit dem Gesichtskreise seiner Irrthümer zu entrücken" — das heißt, ihn für einige Tage in die Correctionszelle einzuschließen und ihn dann gelegentlich mit Begleitung nach Ungarn fortzuschicken, wo er für einige Zeit verbleiben sollte, bis er, ohne daß seine Feinde Gefahr liefen, endgiltig bestraft werden konnte.

Bereits waren mehrere Tage vergangen, ohne daß Feßler bei dem Prälaten Rautenstrauch, der ihn mittlerweile sehr lieb gewonnen hatte, zum Besuche erschien, was den würdigen Geistlichen umsomehr befremdete, als Feßler ihm zu wiederholtenmalen erklärt hatte, es sei ihm der Aufenthalt im Kapuzinerkloster zu Wien bereits höchst peinlich, da er nichts als mürrischen Mienen und haßsprühenden Blicken begegne.

Der Prälat, Uebles ahnend, sandte einen Diener zu Bokorny, von dem er wußte, daß er Feßler's Freund sei und ließ ihn fragen, ob sich der junge Priester denn stets nur bei ihm aufhalte. Aber in wenigen Minuten kehrte der Diener zurück, begleitet von dem in großer Aufregung sich befindenden Studenten, der ganz bestürzt erzählte, er habe seinen Freund ebenfalls schon einige Tage nicht gesehen und deshalb schon im Kloster Nachfrage gehalten, worauf ihm ein Laienbruder, angeblich im Auftrage Feßler's, die Antwort brachte, Pater Innocenz sei mit „Vorbereitungen zu einer Reise" beschäftigt, die er im Interesse des

Ordens binnen Kurzem antreten werde und es bliebe ihm deshalb keine Zeit zu Besuchen.

„Reisen — reisen?!" murmelte der Prälat nachdenklich. „Hm, derlei Reisen unternimmt oft Einer sehr unfreiwillig! — Lieber junger Mann, es scheint mir, als wäre die Zeit des Handelns gekommen. Haltet Euch morgen früh bereit — bleibt in Eurer Wohnung und erwartet dort nähere Befehle. Für jetzt lebet wohl!"

Bokorny empfahl sich und befolgte getreulich, was ihm der Prälat aufgetragen, in nicht geringer Aufregung den morgigen Tag erwartend.

Dieser kam. Des Morgens sechs Uhr langte in der Wohnung des Regierungsrathes Franz Karl Hägelin ein mit der eigenen Unterschrift des Kaisers versehener Befehl an, der den Rath in größtes Erstaunen versetzte. Kopfschüttelnd beeilte er sich, dem streng gegebenen Auftrage Folge zu leisten. Zu gleicher Zeit beinahe erhielt auch der Student Bokorny eine Ordre im Namen des Kaisers, ungesäumt in die Wohnung des Regierungsrathes Hägelin zu eilen und sich der dort zusammenberufenen Gerichtscommission als Führer zur Verfügung zu stellen.

„Hurrah!" rief Bokorny, das Schreiben jauchzend in der Hand schwingend. „Endlich — endlich ist die Stunde da. Es geht nach der Löwengrube, da will ich um meinen Kopf wetten! Nur noch einige Minuten harret aus, ihr armen Löwen und euer Käfig ist gesprengt — von Gottes und eines erhabenen Menschenfreundes Gnade!"

Rasch verließ er seine Wohnung.

Im Kapuzinerkloster am Neuen Markt (Bild Seite 353) herrschte aber an jenem Morgen ein ungewöhnlich reges Treiben. Im Klosterhofe stand eine festverschlossene und massiv gebaute Reisekutsche; an dieser lehnte die nicht minder robust aussehende Person des Kutschers, während einige Laienbrüder geschäftig hin- und herschossen, mehrere Koffer und Reisetaschen herbeitrugen und in die Kutsche hineinschoben. Nach wenigen Minuten betraten mehrere Laienbrüder, Feßler in ihrer Mitte führend, den Klosterhof.

„Steige zuerst ein, lieber Bruder!" sagte einer der Begleiter zu dem Gefangenen.

Feßler zögerte; es beschlich ihn ein Gefühl der trostlosesten Verzweiflung.

„Bin ich denn wirklich schon ganz verlassen?!" dachte er. „Giebt es für mich gar keine Rettung?! — Bin ich einmal außerhalb der Stadtmauern, so bin ich bestimmt verloren — jede Hilfe kommt dann zu spät!"

Schon seit einigen Tagen hatte er sich im Correctionsgefängnisse befunden, das freilich tausendmal milder war, als die sogenannte „Löwengrube," aber dennoch waren es einige Tage unsäglicher geistiger Qual. Dann drückte ihn noch etwas — die armen „Löwen," sie sind verloren.

„Wo führt man mich hin?" fragte er endlich.

„Das wirst Du schon sehen, lieber Bruder," wurde ihm geantwortet.

Feßler sah nun ein, daß alles verloren sei und mit einem tiefen Seufzer stieg er in den Wagen. Der Kutscher bestieg jetzt seinen Sitz und — langsam rollte das Gefährte dem Thore zu.

„Glückliche Reise!" flüsterte der aus dem Fenster schauende Guardian vergnügt lächelnd vor sich hin.

Aber kaum hatte er einen Schritt zurückgethan, als die Thüre seiner Zelle heftig aufgerissen wurde und der Bruder Pförtner, mit dem Zeichen heftigen Schreckens in den Mienen, athemlos in's Zimmer stürzte.

„Der Himmel steh' uns bei!" stammelte er. „Es ist alles verloren! Verrath — Verrath!"

„Was — plapperst Du — da?" rief der Guardian erbleichend und mühsam nach Fassung ringend. „Was ist denn verrathen worden."

„Alles — Alles!“ stöhnte der Pförtner. „Eine kaiserliche Commission dringt in's Kloster — hört Ihr nicht den Lärm? — Hört, hört!“

Und nach diesen Worten stürzte er wieder fort. Der Guardian sank halb bewußtlos in seinen Lehnstuhl.

Mittlerweile war Feßler befreit worden — gerade zur rechten Zeit. Als nämlich der Wagen, der ihn über die Grenze in ein Strafkloster nach Ungarn bringen sollte, in der Einfahrt hielt und der Pförtner sich anschicken wollte, das große Thor zu öffnen — da ertönten an demselben plötzlich drei Schläge. Der Pförtner öffnete.

„Im Namen Seiner Majestät des Kaisers!“ ertönte es aus dem Munde des Regierungsrathes Hägelin.

Das war Erklärung genug für den Pförtner; er stürzte fort, nach der Wohnung des Guardians. Der Kutscher, von der Sache nichts begreifend, hieb in die Pferde und wollte mit einem lauten „Hüoh!“ weiterfahren, aber Bokorny fiel den Pferden mit einem donnernden „Halt!“ in die Zügel. Der Wagen wurde zurückgeschoben und das Thor geschlossen. Bereits waren einige der Passanten stehen geblieben und sammelten sich vor dem Thore, denn, obgleich die ganze Procedur möglichst unauffällig bewerkstelligt worden war, konnte doch der ganze Vorgang sofort erklärbar erscheinen.

„Uijeh! da werd'n Grillen herausgekitzelt!“ rief ein lustiger Schusterjunge und dieses von da an im Volksmunde bis heute gebräuchliche Witzwort verursachte, daß die neugierige Menge nicht zum Weichen gebracht werden konnte.

Im Klosterhofe wurde der Kutschenschlag aufgemacht. Zuerst kamen die beiden vor Angst bebenden Gestalten der den Gefangenen begleitenden Fratres und endlich Feßler selbst zum Vorschein, welcher seinem Freunde gerührt die Hand drückte.

„Eine Minute später,“ flüsterte der Priester dem Studenten zu, „und ich wäre für immer verloren gewesen. Was soll ich aber jetzt thun? Soll ich Euch den Weg weisen zur Löwengrube?“

„Gott bewahre!“ lispelte Bokorny, „halte Dich ganz antheilslos an dieser Affaire und lasse allein den Rath schalten; ich werde schon das Nöthige veranlassen. — Herr Rath!“ sprach er, zu Hägelin gewendet, „da Sie sich ausgesprochen, daß Sie den Guardian zuerst vernehmen wollen, darf ich denselben vielleicht hierher beordern?“

„Thun Sie das; wir müssen zuerst hören, was der Mann sagt.“

Die Commission, an deren Spitze der Regierungsrath stand, verfügte sich nun in ein ebenerdiges, geräumiges Gemach, in welchem sich ein Tisch und mehrere Stühle befanden; es war eine Art Sprechzimmer.

Der Protokollführer legte sich die Utensilien zum Schreiben, die er sich mitgebracht, zurecht und die Herren nahmen rings um den Tisch herum Platz. Hägelin präsidirte.

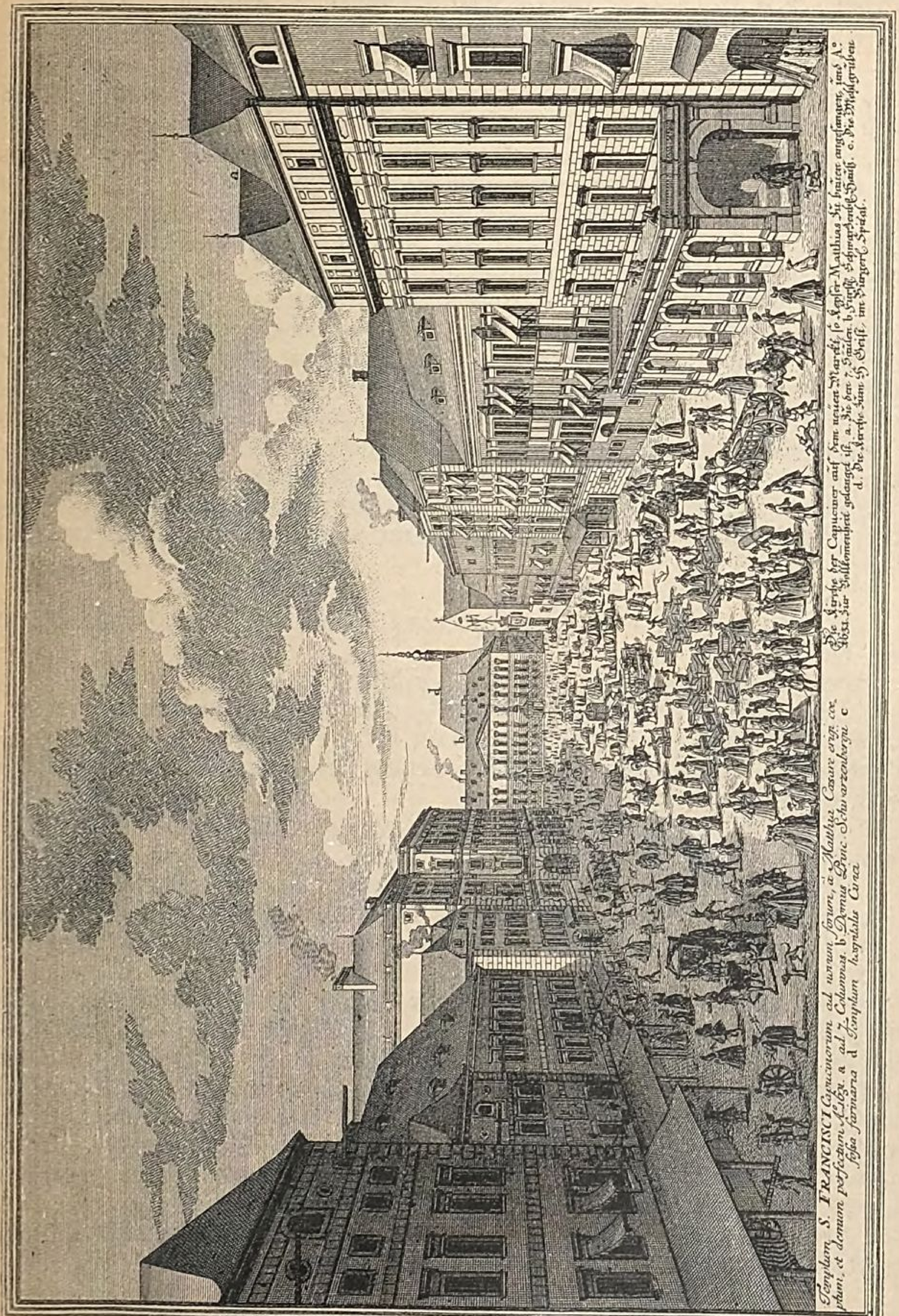
Bokorny machte sich mit aller Lebendigkeit, die ihm angeboren war, auf den Weg und stand bald mit blitzenden Augen und zuckenden Lippen vor dem in seinem Lehnstuhle zusammengekauerten, verzweifelten Mönche.

„Ich habe den Auftrag, Euer Hochwürden zu ersuchen, mir hinab zu folgen,“ sagte der Student. „Es wartet die gerichtliche Commission zur Beantwortung einiger Fragen.“

„Geht nur wieder hinab, ich folge Euch gleich,“ sprach nun der Guardian, mühsam nach Fassung ringend. Bald hatte er aber die Sachlage erwogen und fand es nun für gut, die gekränkte Unschuld zu spielen. Er fügte barsch hinzu: „Führt mich zu den Personen, welche des Priesters Kleid nicht schonen und die heilige Stätte der Ruhe schonungslos entweihen!“

Bokorny hielt es für besser, auf diese Prahlerei keine Antwort zu geben, und schritt voran. Der Guardian betrat nun das als Verhörstube dienende

Gemach und aller Blicke richteten sich sofort auf ihn, der stolz bis in die Mitte vortrat.



Der Neue Markt mit dem Kapuzinerkloster, 1730. (Seite 339 und 366)

„Was will man von mir?" fragte er. „Wer erdreistet sich, unaufgefordert in die inneren Mauern eines Klosters zu dringen?"

„Seine Majestät Kaiser Josef II. ertheilte uns den Auftrag, dieses Kloster in Betreff seiner Gefängnisse zu untersuchen," erwiderte Rath Hägelin mit Nachdruck.

„Alle Hochachtung vor Seiner Majestät Befehl," erwiderte der Guardian ernst, „aber Allerhöchstdieselben müssen durch falsche Berichte getäuscht worden sein, denn — wir haben hier keine Gefängnisse, wie Sie sie nennen."

„Ich bin leider genöthigt, auf dem Wortlaute zu bestehen, und so richte ich alles Ernstes die Frage an Sie: Befinden sich die Gefängnisse in diesen Mauern?"

„Und ich muß wiederholen, daß ich von Gefängnissen nichts weiß," war die dreiste Antwort des Guardians. „Es ist blos eine Correctionszelle da, in welche widerspenstige Ordensbrüder auf kurze Zeit gesetzt werden, um sie zum Nachdenken über ihr Unrecht zu veranlassen. Das ist hoffentlich nichts Uebles und wird uns von der weltlichen Behörde nie verargt werden."

„Wir wollen diese Zelle in Augenschein nehmen," sagte Rath Hägelin, sich erhebend, welchem Beispiele die übrigen Mitglieder der Commission folgten.

Alle schritten nun, begleitet von dem Guardian durch die Klostergänge. Endlich öffnete der Pater mit einem Schlüssel, den er dem Pförtner abgefordert hatte, eine der Zellen, die sich aber ziemlich annehmbar anschauen ließ, und von den übrigen nur durch ein etwas stärkeres Eisengitter vor dem Fenster sich unterschied. Die Commission erwies sich jedoch durch den Augenschein nicht befriedigt.

„Ich frage Sie," sprach Rath Hägelin im ernstesten Tone, „im Namen Seiner Majestät des Kaisers — befinden sich im Kapuzinerkloster keine anderen Gefängnisse als diese?"

„Nein und abermals nein!"

„So frage ich Sie denn zum letztenmale, ob sonst keine Gefängnisse im Kloster sind?

„Und ich sage nochmals — nein — nein!"

„Dann werden wir Ihnen in kurzer Zeit einige solche Gefängnisse zeigen," sprach der Rath trocken, gab Bokorny einen Wink und dieser — zog aus seiner Brusttasche den Orientirungsplan hervor, welchen er getreu nach dem vom Pater Feßler verfertigten copirt hatte.

Der Guardian zuckte zusammen. Er dachte: „Verrath, gräßlicher Verrath!" Man nahm indessen weiter keine Notiz von ihm.

„Sie werden," sagte der Rath zu ihm, „mit ein paar Herren der Commission einstweilen hier verbleiben, während ich mit anderen eine genauere Untersuchung der Klosterräume pflege. Ich bitte den Herrn Professor Doctor Stoll mit uns zu kommen."

Nun schritt der Rath aus dem Zimmer, begleitet vom Doctor Maximilian Stoll, Professor der medicinischen Klinik an der Wiener Universität und Ordinarius im Dreifaltigkeitsspitale (bis 1754 am Rennweg, im nunmehrigen Gebäude der k. k. Arcierenleibgarde gelegen, dann mit dem spanischen Spital am Alsergrund, heute Gebäude des k. k. Waisenhauses, vereinigt), eigens vom Landesmarschall Graf Pergen mit der ärztlichen Untersuchung betraut, den Commissionsmitgliedern, dann von Bokorny, der sich inzwischen mit einer angezündeten Laterne versehen hatte. Es kehrte aber Rath Hägelin bald wieder zurück.

„Herr Guardian," sprach er, „der Pförtner sagt, Sie hätten ihm die Schlüssel abgefordert. Uebergeben Sie jetzt dieselben mir."

„Nie und nimmermehr!" schrie der Guardian im höchsten Zorne.

„Dann befehle ich Ihnen im Namen des Kaisers, uns alle Räume des Klosters, welche wir besichtigen wollen, zu öffnen," entgegnete Hägelin mit aller Ruhe. „Es dürfte Ihnen gewiß unlieb sein, wenn ich einen Schlosser holen lasse, der das besorgen müßte."

„Gut, ich will selbst gehen," sagte der Guardian, sich erhebend; er meinte eben noch immer, das Spiel nicht verloren zu haben.

„Schreiten Sie gefälligst voran und zeigen Sie uns den Weg," sagte Rath Hägelin.

Der Guardian glaubte vor innerem Zorn fast ersticken zu müssen, als er, nach Angabe seines Begleiters die Gänge und Säle durchschreitend, den unliebsamen, verborgen geglaubten Weg nehmen mußte, und in verbissenem Grimme knirschte er vor sich hin: „Da hat der Satan sein Spiel getrieben!" Aber es drohte ihn gar eine Ohnmacht anzuwandeln, als er sich plötzlich von seinen Begleitern in jenen Quergang gedrängt fühlte, der zur Klosterkirche führte. Hier trafen sie mit den übrigen bereits harrenden Männern zusammen.

„Jetzt, Herr Guardian," sagte der Rath, „öffnen Sie uns diese Thüre — sie führt in die Kirche und von da aus werden wir leicht zu den Gefängnissen gelangen, die ich Ihnen zeigen will. Oh, es nützt Ihnen nichts, Herr Pater," fuhr der Rath, als der Guardian zögerte, gelassen fort, „wir brauchten diesen dunklen, verborgenen Weg gar nicht zu wählen, da wir den geraden, in die Kirche führenden hätten nehmen können; aber es war unsere Absicht, dieses Kloster ganz kennen zu lernen, um unsern Bericht an Seine Majestät den Kaiser zu einem vollständigen zu machen. Wir werden Ihre Löwengrube schon auffinden."

Jetzt sah der Guardian, daß er rettungslos verloren sei — vor innerer Angst und Aufregung bewußtlos, brach er zusammen. Sogleich wurden einige Laienbrüder gerufen, die ihn, nachdem man ihm den Schlüsselbund abgenommen, fortschafften.

---

5. Befreiung der Gefangenen.

Die Commission trat nun in die Kirche. Hier erblickte sie Feßler, der in Erinnerung an jene schreckliche Nacht und von mächtigem Dankgefühl für seine Befreiung ergriffen, an den Stufen des Hochaltars kniete und leise betete. Tief ergriffen standen die übrigen Herren seitwärts und unwillkürlich falteten sich auch ihre Hände und die Lippen murmelten ein Gebet zu dem alten, gerechten Gott und dessen wunderbare, weise Fügungen.

Endlich erhob sich Feßler. Die Commission schritt zur weiteren Untersuchung. Der helle, lichte, goldige Strahl der Morgensonne fiel herein durch die Bogenfenster in den Tempel Gottes, dessen Thore in Folge der Untersuchung geschlossen waren. Nachdem man nun die Sacristei und noch einige Kammern durchschritten, gelangte man zu jener Stiege, welche in den Gruft- oder vielmehr Gefängnißraum führte.

„Achtzehn Stufen abwärts!" erklärte nun Bokorny, auf die Anmerkung des Planes hinweisend, und es gab sich allgemeine Erregung kund, als der Student die dunkle, gähnende Oeffnung demaskirte, aus welcher eine feuchtkalte, moderige Luft heraufdrang. Der Student schritt nun, den Arm mit der angezündeten Laterne hochhaltend, langsam und vorsichtig die Stufen hinunter; ihm folgten die Uebrigen ebenso behutsam nach.

„Achtung, meine Herren!" rief Bokorny, als er zu unterst der Treppe angekommen war. „Nehmen Sie die Hüte ab und bücken Sie sich ein wenig."

Man folgte dieser Weisung, denn man sah die Nothwendigkeit dieser Vorsichtsmaßregel ein.

„Da — wir sind an Ort und Stelle!" rief der Führer, mit der Laterne den kleinen Altar beleuchtend, dessen Bild, die heilige Jungfrau Maria vorstellend, in feuchtem Schimmer erglänzte.

„Es ist ein furchtbarer, frevelnder Hohn!" rief beim Anblick des Bildes Rath Hägelin entrüstet aus. „Die Mutter des Heilandes wird als Wächterin unmenschlicher Grausamkeit hingestellt!"

Da im Entwurfe Feßler's die Stelle ungefähr angemerkt war, an welcher sich der Drücker befand, der den Mechanismus der verborgenen Thüre in Bewegung setzte, bedurfte es nur geringer Mühe, denselben wiederzufinden. Er befand sich in einer der Verzierungen des Bildrahmens.

Bokorny bestieg also das Altarblatt und hatte bald die kleine Thüre den Blicken freigelegt. Er schlüpfte nun wieder durch dieselbe voran, während die Uebrigen einzeln folgten, und nun befand man sich in dem schmalen, kurzen Gang — die mit Schlössern versehenen Kerkerthüren waren sichtbar.

Einige Augenblicke blieben die Herren, lautlos horchend, stehen — kein Zweifel blieb übrig — aus einigen Zellen drangen laute Seufzer und schmerzliche Töne menschlicher Kehlen an ihr Ohr. Entsetzt blickten sich die Männer an. Bokorny war der erste, der sich gewaltsam aus seiner Betäubung riß.

„An's Werk!" rief er erregt dem Regierungsrathe zu.

„Im Namen Seiner Majestät des Kaisers," erhob dieser laut seine Stimme, „sind hier Gefangene, so mögen sie sich melden!"

„Eure Rettung naht!" ergänzte Bokorny.

Ausrufe der Freude ertönten; sie wurden jedoch fast gleichzeitig durch ein mehrstimmiges, schauerlich klingendes Gelächter übertäubt.

„Was war das?" rief der Rath schaudernd.

„Es ist die Stimme des Wahnsinns!" erwiderte Bokorny mit vor innerem Schmerze bebender Stimme. „Die Rettung kommt wohl zu spät."

Tief erschüttert blickten die Männer vor sich hin. Das Lachen war verstummt aber das Echo davon hallte noch immer in ihren Herzen wieder. Endlich unterbrach abermals Bokorny das düstere Schweigen.

„Meine Herren," sagte er dumpf, „retten Sie, was zu retten ist; vielleicht sind die Armen noch zu heilen."

Man schritt an's Werk. Bokorny suchte die passenden Schlüssel und obwohl es so ziemlich langsam von Statten ging, waren nach Verlauf einiger Minuten alle Kerkerzellen geöffnet.

Fünf derselben waren besetzt; die sechste — in welcher Nikodemus gewesen — obwohl verschlossen, befand sich leer. Das wenige Geräthe stand noch so unverrückt an seinem Platz, wie es Feßler in jener Nacht verlassen hatte, nur die Bettdecke fehlte. Man mußte den Todten in dieselbe eingehüllt und damit beerdigt haben.

Nun wurden der „Löwenwärter" und einige andere Laienbrüder herbeigeholt. Letztere waren dazu bestimmt, nach einigen flüchtigen Notizen, die sich der Regierungsrath über die Gefängnisse und deren Insassen machen wollte, diese sodann in den Speisesaal zu führen. Ersterer aber sollte im Namen der unzurechnungsfähigen Gefangenen die Fragen des Rathes beantworten. Der „Löwenwärter" erschien bebend.

„Ich bin unschuldig!" betheuerte er sofort, als er in den schauderhaften Raum getreten war.

„Hm, Ihr seid nicht darum gefragt worden," bemerkte finsteren Blickes der Rath. „Von der Schuld oder Unschuld der einzelnen Klosterbrüder wird später die Rede sein, wenn Ihr vom Untersuchungsrichter gefragt werdet."

Nun schritt man zur Untersuchung der Zellen. Diejenige des verstorbenen Fraters Nikodemus machte den Anfang. Man fand aber nichts darin, was weiter

der Erwähnung werth gewesen wäre; nur fiel es Bokorny auf, daß in einer Ecke das zerbrochene Eßgeschirr, ein Napf und der Wasserkrug lag. Er machte den Rath darauf aufmerksam.

„Wer hat dies Geschirr zerbrochen?" frug er den „Löwenwärter."

„Ich! — Es war — es war der Befehl des Herrn Guardians," stammelte dieser.

„Und weshalb wurde der Befehl gegeben?"

„Das weiß ich nicht."

„Nun, dann wollen wir das Geschirr mit uns nehmen," sprach der Rath, zu dem Studenten gewendet. „Es ist möglicherweise der Schlüssel zu einem neuen Geheimniß."

Bokorny nahm die Scherben und band sie in ein Tuch ein.

„Wir sind hier fertig," sprach der Rath. „Schließen Sie die Zelle wieder ab und verwahren Sie den Schlüssel. — Gehen wir nun zu den anderen Zellen über."

Das zweite Gefängniß war besetzt; dessen Ausstattung glich vollkommen dem ersten und war diesem ganz gleich. Bokorny beleuchtete den Raum.

Jetzt erblickten sie einen alten Mönch in zerlumpter Kutte, mit wirren Bart- und Kopfhaaren, auf seinem Lager hockend. Der Unglückliche begrüßte die Herren nicht, sondern starrte sie mit sinnverwirrten Blicken an.[1]

„Wie heißt Ihr, armer Mann?" fragte der Rath.

Der Mönch sprang von seinem Lager auf und schlug sich, mit andächtiger Geberde den Kopf neigend, dreimal an die Brust.

„Er ist wahnsinnig!" sprach Hägelin. Dann wendete er sich an den „Löwenwärter": „Wie heißt der Unglückliche?"

„Es ist der Laienbruder Nemesian," erklärte dieser.

Rath Hägelin notirte sich den Namen. Der Befreite wurde nun von einem Laienbruder hinauf in das Commissionszimmer geführt, wie es der Rath befohlen hatte. In den zwei nächsten Zellen, welche den Patres Florentinus und Paternus, als welche sie bezeichnet wurden, zum Kerker dienten, war auch bereits die Furie des Wahnsinns eingekehrt. Die vierte Kerkerzelle umschloß den Laienbruder Barnabas, einen noch jungen, aber durch die Gefängnißqualen entsetzlich abgemagerten Mann. Als derselbe seine Befreier erblickte, sank er ihnen mit unartikulirtem Freudengeschrei zu Füßen und weinte wie ein Kind, so daß die Herren selbst bis zu Thränen gerührt wurden.

„Beruhigt Euch, Ihr seid frei!" sprach der Rath.

Der Unglückliche konnte diese Nachricht kaum fassen und mußte sich fast auf den Arm des ihn führenden Laienbruders stützen, um nicht unter der ihn beherrschenden Aufregung zusammenzubrechen.

Strahlende Freude spiegelte sich in den Zügen der ihm nachblickenden Männer und mit froherem Gefühle betraten sie das letzte der Gefängnisse. Dasselbe war erst seit einigen Monaten von einem Pater Namens Thuribius besetzt. Auch dieser bezeugte, nur auf etwas ungestümere Art wie der Laienbruder Barnabas, seine Freude über die unverhoffte Befreiung.

„Oh," rief er endlich bestimmten Tones aus, „Ihr Herren könnt mir glauben, daß ich für sicher wußte, ich würde diese Zelle in meinem Leben nicht verlassen, wenn nicht Gott durch das weltliche Gericht rettende Engel sende. Aber wie diese herbeiführen?"

Auch er wurde, gleich den übrigen Befreiten, hinaufgebracht und in den Speisesaal geführt, wo sich bereits die zurückgebliebenen Mitglieder der Commission

[1] Wir folgen in diesen Mittheilungen den eigenen Aufzeichnungen Feßler's.

und der Guardian ebenfalls eingefunden hatten. Gespannt erwarteten die ersteren die Resultate des nun bald beginnenden Verhörs; bebend im Innern, mit anscheinender Gleichgiltigkeit nach außen, der Guardian. Die Befreier aber verließen hochaufathmend, mit stürmisch pochendem Herzen und freudig blitzenden Augen die unheimlichen Gefängnisse und stiegen, den „Löwenwärter" mit sich führend, wieder die Treppen hinan, mit Begierde die frische Luft und das Tageslicht einziehend. Nach einer halbstündigen Ruhe, die sie sich, wie den aus den Kerkern Erlösten, gönnten, versammelten sich alle im Speisesaal zum Verhör. Der Anfang wurde mit dem Guardian gemacht.

„Sagen Sie mir vor allem andern, Herr Guardian," fragte der Rath, „warum haben Sie dem Manne, den Sie den Löwenwärter nannten, den Befehl ertheilt, die Eß- und Trinkgeschirre des im Kerker verstorbenen Fraters Nikodemus zu zerbrechen und in einen Winkel der Zelle zu verstecken?"

„Das ist sehr einfach," war die Antwort. „Es ist Gebrauch bei uns, einem zweiten Bewohner der Zelle auch ganz neues Geschirr zu geben."

„Ah!" sagte der Rath. „Sie bestätigen damit, daß es in Ihrer Absicht gelegen war, die entsetzlichen Kerkerzellen neu zu besetzen?"

„Die Regeln unseres Ordens sind streng und wer eine Strafe verdient, muß sie erhalten."

„Nun, über Schuld oder Unschuld der Gefangenen werden wir gleich ein Urtheil fällen können; aber — angenommen, sie seien schuldig — schreiben die Regeln des Ordens solche unmenschliche Strafen vor? Ich bin auch ein religiös gesinnter Mann und weiß, daß der heilige Franz von Assissi, der Stifter des Kapuzinerordens, einer der edelsten Menschenfreunde war, daß er mit seinen Brüdern das Beispiel der entsagendsten Armuth übte, daß es ihm aber nie beifiel, die Erlaubnis zu solchen greulichen Verirrungen zu geben. Er — der die verachtetsten Thiere sorgsam behandelte, die leuchtendsten Beispiele von Demuth und Aufrichtigkeit gab, er hat nie seine Jünger eingesperrt, wenn sie irrten, sondern sie vielmehr in alle Theile der Welt geschickt, um das Evangelium zu predigen. Ebensowenig hat dies der erste (1599) nach Wien gekommene Ordensobere, der hochverdiente Lorenz von Brindisi gethan. Was aber thaten Sie, der Sie mit der Führung der Genossen des heiligen Franciscus betraut sind? — Doch, um endlich zur genaueren Beurtheilung Ihres Vorgehens zu kommen — nennen Sie uns jetzt die Verbrechen der auf so grausame Art gestraften Ordensmitglieder."

„Nie!" eiferte der Guardian mit zornfunkelnden Blicken. „Ich werde mich nie herbeilassen, auch nur ein Wort über diesen Punkt vor einer weltlichen Commission oder vor einem weltlichen Gerichte zu sprechen. Ich bin Niemand weiter Rechenschaft schuldig, als meinem Ordensgeneral. Vor diesem werde ich mich zu vertheidigen wissen."

„Pah, mein lieber Guardian, Ihr sollt bald eines Besseren überwiesen und Euch gezeigt werden, daß hierzulande nicht Euer Ordensgeneral, sondern der Monarch Gerechtigkeit spricht und übt," erwiderte festen Tones der Rath. — „Uebrigens brauchen wir Eure Erläuterungen nicht; es wird uns sogleich ein anderer, minder skrupulöser Mensch Rede stehen. — Heda, Löwenwärter, tretet vor und — wehe Euch! wenn Ihr nicht alle meine Fragen aufrichtig beantwortet!"

Der Gerufene nahte sich zitternd dem Richtertische, während sich der Guardian mürrisch auf seinen Platz zurückzog.

„Drei der unglücklichen Opfer mönchischer Willkür sind ihrer Vernunft beraubt," sprach nun der Rath, „deshalb müßt Ihr an deren Stelle meine Fragen beantworten. Ich warne Euch aber nochmals: Weicht ja nicht ab von der Wahr-

heit, Ihr würdet es tief bereuen. Also, beginnen wir beim Bruder Nemesian. Kennt Ihr sein Vergehen, um dessentwillen er eingesperrt worden?"

„Ja, ich kenne es," war die Antwort, „denn ich besaß das volle Vertrauen des Guardians."

„Ei," sagte nun der Rath, „Ihr logt also in jener Nacht, als Ihr einen Priester an das Sterbelager des Fraters Nikodemus führtet und auf dessen selbe Frage zur Antwort gabt: „Das erfährt unsereiner nicht!"

„Ganz richtig; ich log — weil ich den Guardian zu fürchten hatte," antwortete der Löwenwärter dreist. „Da dies aber nun nicht mehr der Fall sein dürfte, so bin ich bereit, auf alle an mich gerichteten Fragen wahrheitsgetreu zu antworten."

„Ihr thut wohl, daß Ihr den Beschluß der Aufrichtigkeit gefaßt habt," sagte der Rath trocken. „So beantwortet denn vorerst die Frage: Warum wurde Frater Nemesian so grausam bestraft?"

„Frater Nemesian," berichtete der „Löwenwärter," „ist ein Opfer der Lehre seines Novizenmeisters, der ihm fortwährend predigte, er müsse in allen Menschen Gott lieben und ehren. Da verfiel er denn anfangs in Schwärmerei, darauf in allerhand Extravaganzen, so daß er zum Beispiel sowohl im Kloster als auf den Straßen vor jedem Menschen auf die Knie fiel und ihn um seinen Segen bat. Nun, da wußte man nichts gescheiteres zu thun, als ihn in die Löwengrube zu sperren.

„Wie alt ist er und wie lange war er im Gefängnisse?"

„Er ist einundsiebzig Jahre alt und beinahe fünfzig Jahre im Kerker."[1]

„Und der andere?"

„Ah, Frater Paternus! Das war so ein rechter Ausreißer. Er ging des Nachmittags stets ohne Erlaubniß des Guardians aus dem Kloster; man muß aber gestehen, daß er immer wieder zur rechten Zeit im Hause war. Es konnte ihm dieses willkürliche Auslaufen nicht gestattet werden, und da er es durchaus nicht lassen wollte, kam er in die Löwengrube. Von sechsundfünfzig Jahren seines Alters hat er bis jetzt fünfzehn im Gefängniß verlebt."

Nachdem diese Aussagen des „Löwenwärters" genau zu Protokoll genommen waren, konnte derselbe abtreten, da die beiden übrigen Gefangenen bei vollkommenem Verstande waren und daher ihre Aussagen selbst machen konnten, so war Laienbruder Barnabas der erste, den man vorrief. Er erschien, durch die ihm gereichten Speisen und Getränke, wie durch die gegönnte Ruhe sichtlich gestärkt, mit freudestrahlendem Antlitze. Rath Hägelin bot ihm einen Stuhl an und nachdem Frater Barnabas sich dankend auf denselben niedergelassen, befragte ihn der Rath um die Ursache seiner Einkerkerung.

„An mir," sprach Barnabas, „ist ein Streich der nichtswürdigsten Art ausgeführt worden, der mir mein ganzes Lebensglück raubte. Ich war anfangs Kaufmannsdiener in Wien und hatte mich in die Tochter meines Principals verliebt. Sie erwiderte meine Neigung, aber ihr Vater protestirte gegen unsere Verbindung. Aus Verzweiflung wurde ich Kapuziner. Während meines Probejahres, wo ich anstandslos zurück in die Welt treten konnte, starb der Vater meiner Geliebten, und diese schrieb einen Brief an mich, in welchem sie mir mittheilte, daß sie nunmehr frei sei und unserer ehelichen Verbindung nichts mehr im Wege stände. Der Novizenmeister unterschlug jedoch den Brief und als das Noviziat zu Ende war, legte ich ahnungslos das unauflösliche Gelübde ab. Bald darauf sieht mich das Mädchen bei der Messe, sie ruft mich bei Seite, erzählt, was geschehen und überhäuft mich mit Vorwürfen über meine Treulosigkeit. Jetzt er-

[1] Durchaus gerichtlich erhobene Thatsachen.

kenne ich mit Entsetzen den Streich, der an mir verübt worden. In meiner grenzenlosen Verzweiflung stürze ich zum Guardian, werfe ihm in der ersten Hitze meinen Rosenkranz und die Regel — nämlich das Büchlein, welches die Satzungen unseres Ordens enthält — vor die Füße, und erkläre in grimmigem Schmerze, ich wolle von den Patres eines Ordens, der solchen Betrug ausübe, nichts mehr wissen und entsage jeder Gemeinschaft mit ihnen. Ohneweiteres ließ mich der Guardian sofort in das Gruftgefängniß sperren, worin ich bis heute geblieben bin. Ich bin jetzt achtunddreißig Jahre alt und durch neun Jahre Gefangener."

Nach dieser Aussage sank der arme Frater, überwältigt von den auf ihn einstürmenden Gefühlen, ohnmächtig auf seinen Stuhl zurück. Das ungewohnte viele Sprechen, die große Aufregung bei der Erinnerung an die vergangenen Schrecken hatten die ohnehin schwachen Kräfte noch mehr erschöpft. Er wurde von einigen Laienbrüdern hinausgetragen und gelabt, darauf der letzte der „Löwen," der achtundvierzig Jahre alte Pater Thuribius vorgeführt, jener bereits erwähnte, aus Poysdorf nach Wien gebrachte Kapuzinermönch.

„Warum ich eing'sperrt word'n bin," sagte er nicht ohne humoristischen Ausdruck, „na wissen S', hohe kaiserliche Commission, das is, weil ich a Bücherfresser bin. Ich hab' nämlich mit aller Lust die Werk' von Wieland, Gellert und Rabener g'lesen, die ich mir zu dem Zweck ang'schafft hab'. Der Guardian hat das g'nennt: „verbot'ne ketzerische Schriften lesen" und hat sie mir wegg'nommen. Ich hab' Mittel g'funden, sie noch einmal zu kriegen. Auch dasmal hat sie mir der Guardian wegg'nommen. Wie ich sie mir zum dritten Mal ang'schafft g'habt hab', hab' ich mir die Wegnehmerei nit mehr g'fallen lassen, sondern mich um die Bücher mit ihm g'raft (gerauft). Nach dem Handg'meng bin ich von einer überlegenen Anzahl von Laienbrüdern überfallen, gepackt und in ein abg'legenes Klosterzimmer g'sperrt worden. So oft der Guardian übler Laun' war, haben sie mich in die Bibliothek g'führt, dort auf einen großen Tisch ausg'streckt, die Laienbrüder haben mich g'halten und der Guardian hat mich eigenhändig mit Ochsenzähn' (Ochsensehnen) g'schlagen, so lang er nur hat den Arm rühr'n können. Auf die Art hab' ich, armer Teufel, im Verlauf eines Jahr's sechshundert Streich' bekommen. Der Laienbruder Florentinus Eder hat g'laubt, er wird mich retten, wenn er dem Guardian droht, daß er die gegen mich verübten Grausamkeiten höherenorts anzeigen würd', aber, so schön! da bin ich erst recht in die Trauf' 'kommen, nämlich in's Gruftg'fängniß, wo ich bis heut' — das sein fünf Monat' und zehn Tag' — schmacht'! Wären die hochgeehrten Herren vom Gericht nit 'kommen, würd' ich b'stimmt auf Lebenszeit d'runt blieb'n sein!"

Die Herren Commissäre erstarrten fast vor Entsetzen gegenüber dem soeben Vernommenen.

„Und ein solcher Menschenquäler nennt sich Priester?! Ein Ort, wo solche Grausamkeiten, so unerhörte Frevel verübt werden, wird ein Ort der Ruhe und des Friedens genannt?!" zürnte der Rath. „Ich bedauere tief, das menschenfreundliche Herz Seiner Majestät durch meinen Bericht so schwer betrüben zu müssen. — Das Verhör in Bezug auf die bedauernswürdigen Opfer des Klostergefängnisses bei den Kapuzinern ist beendet; ich wage diesbezüglich nicht weiter zu gehen ohne besondere Ermächtigung Seiner Majestät, unseres allergnädigsten Herrn und Kaisers, der über die Schuldigen nach weisem Ermessen verfügen wird. Das eine aber verfüge ich durch Vollmacht allerhöchst Seiner Majestät: Sowohl der Ordens-Provinzial unter dessen Direction solche Greuel verübt werden konnten, wie der Guardian dieses Klosters, welcher sie verübte, sind von ihren Aemtern von diesem Augenblick an suspendirt, und ich übertrage im Namen des Kaisers das Klosterregiment an den Vikar (stellvertretenden Hilfsgeistlichen) Pater Isaak, der strenge verantwortlich für jede Unzukömmlichkeit gemacht wird. — Was die

fünf unglücklichen Opfer der „Löwengrube" betrifft, so bitte ich einen der Herren, die nöthigen Wägen zu besorgen; wir werden sie den edlen Barmherzigen Brüdern zur Pflege überliefern."

Die Commission durchsuchte darauf auch die übrigen Räume des Klosters und entfernte sich dann, gefolgt von den düsteren Blicken des suspendirten Klosterobern, der verzweifelnd vor sich hinmurmelte: „Alles ist verloren! Wenn der Kaiser nach seiner gewohnten Strenge verfährt, harrt meiner eine schwere Strafe."

Interessant ist der ärztliche Bericht des Professors Stoll. Derselbe schildert das Zimmer, in welchem sich die Kranken befanden, als einen wahren Kerker. Eingesperrte Luft, da das Fenster eingemauert ist und nicht geöffnet werden kann; der Abort neben dem Tisch oder Strohsack; feuchte Wände und die Unmöglichkeit, auch im strengsten Winter zu heizen. Ein derartiger Aufenthalt sei wohl für schwere Verbrecher, aber nicht für Kranke. Es sei zu verwundern, daß man den Patres solche Kerker, welche Krankenzimmer genannt werden, zu halten gestatte, da ihnen doch wohlweislich das jus incarcerandi (Recht der Einsperrung) schon längst abgenommen worden. Wolle man ihnen derartigen Unfug noch ferner nachsehen, dann könnten sie nach wie vor unbemerkt und ungeahndet ihre geistlichen Züchtlinge lebenslänglich einsperren."



Professor Ignaz Aurel Feßler. (Seite 364.)

„Ein junger, feuriger Kopf," fügte er hinzu, „der für was anderes als für einen Kapuziner gemacht wäre, sich aber unglücklicherweise zu dieser Lebensart verirrt und das traurige Los gehabt hätte, in ein solches Behältniß zu kommen, würde gar bald vor allem seines Verstandes beraubt werden." — Thatsächlich seien auch gar keine Versuche gemacht worden, um den Eingekerkerten zu ihrer Vernunft zu verhelfen. Zwei derselben seien wie die Kinder harmlos, fromm, geduldig und schüchtern, und der dritte, Pater Thuribius, der aus Poysdorf nach Wien versetzt worden, sei furchtsam, scheine melancholisch zu sein und werde von Gewissenszweifeln geplagt, sei aber keineswegs irrsinnig. Seine Aussagen über die Vorgänge in Poysdorf seien ausweichend und als er zu einer bestimmten Antwort gedrängt worden, habe er bemerkt, das sei extra forum (außerhalb der Gerichte stehend). Alle drei befanden sich während des Winters im ungeheizten Zimmer.

Der Arzt kommt zu dem Schlusse, daß die drei Unglücklichen ursprünglich keineswegs irrsinnig gewesen seien und auch jetzt noch nur als schwachsinnig bezeichnet werden können, und verlangt, daß es keinem Ordensobern gestattet sein möge, jemanden, unter welchem Vorwande immer, einzusperren, wirkliche Kranke aber in

die Spitäler gegeben werden sollen. — Die Commission constatirte, daß es im Wiener Kapuzinerkloster acht Kerker gab, die mit starken Thüren und Schlössern versehen waren. „Die Kerker liegen tief in der Erde, sind feucht und haben keine Oefen. Im Ganzen befanden sich daselbst fünf Kranke, angeblich Wahnsinnige. Der Klosterarzt, Doctor Fumiel, erklärte zwar, er besuche fleißig die Kranken, doch stellte es sich heraus, daß er die Unwahrheit sagte."

Das Urtheil des Kaisers war: „Der Obere in dem Kapuzinerkloster in Wien soll seines Amtes entsetzt und für die Zukunft aller Aemter entsetzt bleiben, da er sich durch Beibehaltung der verbotenen Klosterkerker strafbar gemacht hat. — Damit die bestehenden Kerker desto sicherer vertilgt würden, so sollten diese Räumlichkeiten sofort zu Holzkellern bestimmt, die doppelten Thüren und festen Verschließungen und alles, was sie zum ferneren Gebrauche für Gefängnisse geeignet machen könnte, weggeräumt werden. Geistliche aber, die man für wahnwitzig halte, sollten sofort in Klöster der Barmherzigen gebracht werden, wo sie auf das sorgsamste zu pflegen seien, „und soll zu diesem Ende eine Currende (Laufschreiben) an sämmtliche Klosteroberen ergehen." Doctor Fumiel sei mit der verdienten Ahnung „anzusehen." Schließlich befahl der Kaiser: „Da auch in den Klöstern zu Linz, Preßburg und Ofen noch förmliche Gefängnisse bestehen, so sollen unparteiische Personen die Sache untersuchen."

Der Guardian machte unterm 6. April 1783 beim Kaiser eine Gegenvorstellung, daß er an den vorgefundenen Kerkern wenig Schuld trage, worauf Josef resolvirte: „Da dem Guardian immer zur Last bleibt, daß für die Heilung der Unglücklichen nicht besser gesorgt worden, so ist Supplicant für dermalen abzuweisen."

Auf einen Vortrag der geistlichen Hofcommission, wegen einem im Kerker in Galizien verstorbenen Barfüßer-Carmeliten-Kleriker (Geistlichen), Namens Damascenus Zbischow, resolvirte Kaiser Josef unterm 12. April 1783: „Gegen den Prior ist nach dem Antrage des Gubernii allsogleich die Criminal-Inquisition durch ein judicium delegatum (abgeordnete Rechtspflege) zu veranlassen, demselben aber unter einem den Befehl zu ertheilen, daß die Inquisitions-Acten sammt dem gefällten Urtheile noch ante publicationem (vor Veröffentlichung) hierher eingesendet werden sollen."

Auf einen Vortrag über die vorgenommene „Untersuchungs-Operation wegen der bei den Kapuzinern zu Braunau in Oesterreich ob der Enns (also Rautenstrauch's Kloster selbst) in puncto suspectae fornicationis (in Folge Verdachtes unerlaubten Umganges mit Frauenzimmern) über zwanzig Jahre eingekerkert gewesenen Priesters nämlichen Ordens, Pater Longinus" resolvirte unterm 8. Juni der Kaiser: „Ich beangenehme durchaus das Anrathen der geistlichen Commission."

Wie empörend auch derlei grausame Verfahrungsarten mit, selbst zugegeben schuldigen Geistlichen waren, so wurde doch etwas gar zu viel Lärm darüber geschlagen und an dieselben der Schluß geknüpft: „Die Aufhebung der Klöster sei das beste Mittel, um für alle Zukunft derlei Vorkommnisse unmöglich zu machen." Das hat denn doch nicht im mindesten seine Richtigkeit.

Was übrigens alles in jenen Tagen vorkommen konnte, erweist die höchst lächerliche Geschichte mit dem Servitenmönche Karl Freiherr von Güntherode, Sohn eines kaiserlichen Obersten, geboren 1740 auf dem Schlosse Fontefonto im Mailändischen. Ueber ihn giebt ein Büchlein Auskunft: „Oesterreichische Biedermannschronik. Motto: Bene merentibus. Erster Theil. Freiheitsburg, im Verlage der Gebrüder Redlich. 1784". Im selben Jahre erschien eine Beigabe: Nöthiger Anhang zu der österreichischen Biedermannschronik. Erster Theil." Im selben Jahre aber auch eine Gegenschrift: „Spiegel der Biedermannschronik sammt einem ab-

gängigen Register. Von Michael Kubal. Freiheitsburg." In diesem Spiegel werden über eine Menge der „österreichischen Biedermänner" höchst unerbauliche Geschichten erzählt, besonders aber werden dem Verfasser der Chronik, dem Licentiaten Johann Rautenstrauch, Dichter und Belletrist, recht unangenehme Eigenschaften vorgehalten. Diese Chronik nun sagt über Güntherode:

„Wir weisen diesem Manne in gegenwärtiger Chronik hauptsächlich deswegen einen Platz an, weil er unter jene Bedauerungswürdigen gehört, die ihren Beruf verfehlten und die folglich nur darum unglücklich sind oder werden, weil sie der Stimme der Natur mehr gehorchen, als den Ordensregeln. Güntherode hatte das theuere Glück, um 1500 Gulden im Jahre 1758, dem achtzehnten seines Alters, zu Innsbruck in den Orden der Serviten zu treten. Im Jahre 1766 wurde er Lehrer der Wohlredenheit, Logik und Metaphysik in seinem Kloster, später Professor an der Universität zu Innsbruck. Wegen einer unter dem Titel „Candidus et Nigrellus" zum Druck beförderten Schrift wurde er 1777 von seinen Ordensoberen seines Lehramtes entsetzt und in das Kloster Maria Waldesrast, welches vier Stunden von Innsbruck auf einem hohen Berge liegt, von seinem Provinzial (Ordensvorstand) wie ein Uebelthäter hinaufgeschleppt. Im Jahre 1779 wurde er abermals auf der hohen Schule zu Innsbruck zum Lehrer der Kirchengeschichte ernannt durch die Regierung und erhielt zugleich die theologische Doctorswürde."

„Auf seiner Reise nach Wien 1781 ließ er sich den Servitenbart abnehmen und diese That verursachte ihm bei seiner Zurückkunft einen Proceß (!!), der erst 1783 von der Hofstelle zu seinem Vortheile entschieden wurde. Aber in eben diesem Jahre wurde er von einer dazu niedergesetzten Commission über folgende Punkte seiner Lehre förmlich verhört."

Hier folgen nun siebzehn von Güntherode aufgestellte, theils skandalöse, theils frivole, theils höchst einfältige Thesen (Streitsätze), wie z. B.: „Kaiser Heinrich, genannt der Heilige, hatte mehr Anlage zu einem Mönch, als Fähigkeit zu einem Ehemann, weil er sonst wider den Zweck der Ehe gesündigt hätte, da er sich seiner Gemalin Kunigunde entschlagen hat. — Dem Kirchenrath von Trient ist der heilige Geist von Rom aus in einem silbernen Felleisen zugeschickt worden, um die versammelten Väter von der Reformation der römischen Curia abzuhalten. Dieses Wunder wäre unterblieben, wenn nicht vorher so viele goldene Felleisen aus Deutschland nach Rom gekommen wären. — Der römische Bischof (Papst) ist so wenig infallibel (unfehlbar) als allwissend. — Die Fasten oder der Zwang, Fastenspeisen zu essen, ist dem Staat schädlich. Die Protestanten bereichern sich an den katholischen Schwachheiten. Warum soll man um theures Geld Stockfische von den Holländern kaufen, da wir so viele im Lande haben? — Durch wahre und vollkommene Buße werden den Menschen alle Sünden und Strafen nachgelassen, mithin hat der Büßer nicht Ursache, sich vor dem Fegefeuer zu fürchten, damit aber die Theologen nicht befürchten, daß das Fegefeuer völlig erlöschen möchte, so mögen sie sich damit trösten, daß viele Menschen im Stande läßlicher Sünden von dieser Welt abgehen" u. s. w.

„Diese und mehrere dergleichen Sätze" — fährt die Chronik fort — „wurden in das Protokoll eingetragen. Man glaubt vielleicht, daß Güntherode diese Sätze vor der Commission, die ihn darüber vernehmen sollte, leugnete? Nein! Er vertheidigte sie! Der Professor Schwarzl, ein Mitglied derselben, legte dem Protokoll eine vortreffliche Entschuldigungsschrift für den Beklagten bei, die Uebrigen erstatteten Bericht nach ihrer Einsicht, und so wurde alles nach Wien geschickt, woselbst die Sache abgethan wurde. Inzwischen konnte es seinen Feinden nicht fehlen, wegen seiner Conduite (Aufführung) manches Nachtheilige für ihn aufzufinden, welches die Folge hatte, daß Güntherode seines Lehramtes entsetzt, Schwarzl aber nach Freiburg im Breisgau übersetzt wurde."

So weit die Biedermannschronik. Ueber die fernere Geschichte des durch den albernen „Bartprozeß" berühmt gewordenen Mannes findet sich, daß dieser Reformator im Jahre 1783 mit der eingestandenen nachtheiligen Conduiteliste die Bestimmung nach Gradiska erhielt, wie auch mit der Weisung, auf das ihm zugesagte Reisegeld zu warten. Plötzlich aber sah er sich angehalten und wurde, weil er nicht abgereist war, im Servitenkloster in der Roßau verhaftet. Erst nach mehreren Monaten waren alle Anstalten zu seiner Abreise getroffen und er verließ den 25. December 1783 Wien mit der Triester Diligence.

Später trat der unruhige Mann aus dem Servitenorden gänzlich aus und trieb sich einige Zeit ohne bestimmte Beschäftigung in Wien und anderen Städten herum, bis ihm endlich Fürst Paul Anton II. Eszterhazy die Stelle eines Caplans und Bibliothekars auf seinem Schlosse zu Eisenstadt in Ungarn verlieh. Hier starb Güntherode, durch den Sturz von einer Treppe in der Bibliothek tödtlich verwundet, im October des Jahres 1795 nach Empfang der heiligen Sterbesacramente. Von einem seiner Zeitgenossen existirt über ihn der Nachruf: „Requiem det mortuo Dominus, quam vivus nec vivis nec mortuis reliquit." (Der Herr möge dem Gestorbenen die Ruhe geben, die er lebend weder den Lebenden, noch den Verstorbenen gelassen hat.)

Was Feßler (Bild Seite 361), den Gewährsmann in Bezug auf die Kerker des Kapuzinerklosters betrifft, so nahm derselbe kein rühmliches Ende. Er fiel vom katholischen Glauben ab und wurde 1791 Protestant, um eine Frauensperson ehelichen zu können, mit der er bereits ein Töchterlein gezeugt hatte, die allgemein unter dem Namen „Kapuziner-Susel" bekannt war. Er starb als Professor in Sanct-Petersburg am 15. Dezember 1839.

Es möge uns vergönnt sein, zum Schlusse die interessante Geschichte des Kapuzinerklosters in Wien in kurzem Umrisse zu berühren.

---

6. Das Kapuzinerkloster in Wien und seine Geschichte.

Das erste und älteste Kloster der Kapuziner — eines Mönchsordens, den Matthäus von Bassi im Jahre 1526 gestiftet, worauf derselbe von Papst Clemens VII. 1528 bestätigt wurde, eigentlich Franciscaner der strengsten Observanz, den Namen von den braungrauen, wollenen Kutten mit langen, spitzigen Kapuzen führend — in Oesterreich befand sich in der Vorstadt Sanct-Ulrich (heute dem Bezirk Neubau einverleibt), an Stelle der nunmehrigen Mechitaristenkirche und Klosters in der Neustiftgasse.

Es war gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts gewesen; der Prager Bischof Sbignew Berka erbat sich wegen zunehmender Ketzerei einige Väter dieses Ordens vom Papste Clemens VIII, und dieser schickte ihm im Jahre 1599 unter der Leitung des berühmten Paters Lorenz von Brindisi eine Colonie des Ordens von zwölf Priestern.

Laurentius aus Brindisi (von Papst Pius VI. am 23. Mai 1783 selig, von Papst Leo XIII. am 8. December 1881 heilig gesprochen) stammte aus der vornehmen Familie de Rossi und wurde am 22. Juli 1559 geboren. Schon in seiner Kindheit zeigte er eine große Frömmigkeit, weshalb man ihm allgemein die Bezeichnung „der kleine Engel" beilegte. Mit glänzendem Erfolge absolvirte

er seine Studien in Venedig, Verona und an der Hochschule zu Padua, wobei namentlich seine Sprachenkunde allgemeine Bewunderung erregte, denn er redete und schrieb die meisten Sprachen Europas und kannte den hebräischen Text der Bibel auswendig, war besonders des Deutschen und Tschechischen so vollkommen mächtig, daß er in diesen Sprachen predigen konnte, und diese seltene linguistische Begabung leistete ihm in der Folge große Dienste, da er in Deutschland und unter den Völkern slavischer Zunge seine Hauptwirksamkeit entfaltete.

Lorenz war schon im Jahre 1575 in den Kapuzinerorden eingetreten und hatte im März des folgenden Jahres sein Gelübde abgelegt. In dem Decret des Papstes Leo XIII. vom 11. September 1881, worin derselbe die bevorstehende Heiligsprechung der Welt verkündete, heißt es bezüglich seiner Ordensthätigkeit: „Zu den hervorragendsten Mitgliedern des Kapuzinerordens gehört der heilige Laurentius. Durch die pünktlichste Beobachtung der Ordenszucht, durch sein Streben nach christlicher Vervollkommnung und allseitige Gelehrsamkeit stieg er zu den höchsten Aemtern des Ordens empor, und verwaltete dieselben mit größter Klugheit. Eine solche Seelengröße konnte dem Auge der obersten Hirten der Kirche nicht entgehen, und sie übertrugen ihm daher die wichtigsten und schwierigsten Geschäfte."

Unter Kaiser Rudolf II. kam er nach Deutschland und führte die ersten Kapuzinerklöster ein — in Wien, Prag und Graz, welche den Anfang der drei Ordensprovinzen Oesterreich, Böhmen und Steiermark bildeten. Unermüdlich arbeitete er durch Wort und Beispiel mit gesegnetem Erfolge an der Aufrichtung des kirchlichen Lebens in Deutschland, und hat sich so ein Anrecht auf den Dank des deutschen Volkes erworben. Als die Türken in Deutschland einfielen, sandte ihn der Kaiser zu den Churfürsten des Reiches, um sie zur gemeinsamen Abwehr des Feindes der Christenheit zu bestimmen. Er begleitete dann das Heer, leistete den Soldaten geistlichen Beistand und ermuthigte sie zum Kampf und Sieg. Im Jahre 1602 wurde er General des Ordens, welches Amt er drei Jahre lang bekleidete. Bis an sein Lebensende widmete er sich den Missionen und der Seelsorge des armen Volkes. Er starb zu Lissabon am 22. Juli 1619; er war in einer wichtigen Angelegenheit im Auftrage des Papstes dahingereist.

Als Lorenz von Brindisi mit den übrigen Priestern in Wien angekommen war, mußten sie daselbst verbleiben, denn in Böhmen herrschte die Pest. Sie wurden im Kloster der Minoriten in der inneren Stadt so lange untergebracht, bis sie vom Erzherzog Mathias und dem Cardinal Khlesl ein Haus in der Vorstadt Sanct-Ulrich erhielten. Weil aber darin zehn von ihnen erkrankten, so verschaffte ihnen Ernst Freiherr von Molart und der Italiener Zazara in der Stadt eine bequeme Wohnung. Hierauf verhalf ihnen der Freiherr vom Kaiser die Bewilligung, ein Kloster errichten zu dürfen und kaufte ihnen bei Sanct-Ulrich so viel Grund, als zur Erbauung eines Klosters und einer Kirche, sowie zur Anlegung eines Gartens erforderlich war.

Im Beisein des Erzherzogs Mathias und des Grafen Franz Forgacs, Bischofs von Neutra, wurde im Jahre 1600 mit dem Bau der Anfang gemacht und in Kurzem stand die neue Stiftung vollendet da. Gleichzeitig ließen sie sich auch in Prag und Graz nieder und zählten Jünglinge der angesehensten Familien wie Colloredo, Lamberg und andere unter ihren Mitgliedern. Leider wurde alles zur Zeit der Belagerung Wiens durch die Türken (1683) in Asche gelegt und unweit des Schuttes prangte Kara Mustapha's auf mehrere Millionen geschätztes Zelt mit der Fahne des Propheten. Es stellte jedoch der kaiserliche Feldmarschall Johann Karl Graf Sereny im Jahre 1684 Kirche und Kloster wieder her und wählte diese zur Grabstätte seines Hauses. Er ruht als zweiter Stifter auch darin neben dem Freiherrn von Molart, dem das Kloster seine erste Entstehung verdankte. Im Jahre 1784 löste auch unter Kaiser Josef II. das Kapuzinerkloster

am sogenannten „Platzl" (kleiner Marktplatz) sich auf und im Jahre 1810 übergab es Kaiser Franz I. den Mechitaristen.

Nicht lange nach dem Kloster in Sanct-Ulrich war auch Kirche und Kloster der Kapuziner in der inneren Stadt (Bild Seite 353) gestiftet worden.

Die betrübten Tage, welche Kaiser Mathias durch Religions- und Bürgerzwist, wie nicht minder durch harten Unfrieden im eigenen Hause erlebte, ließen ihm und seiner kinderlosen Gemalin Anna (Tochter des Erzherzogs Ferdinand von Tirol) keine andere Friedenshoffnung mehr, als im Tode, und es war nur die Sorge für ihre Ruhestätte, womit sie sich unaufhörlich beschäftigten. Dieses Mißgeschick erklärt es zur Genüge, warum Mathias das Nichts alles Irdischen tief fühlend, sich und seinen Nachfolgern das Haus der Armuth und Demuth zur letzten Ruhestätte erkor.

Kaum hatte aber das kaiserliche Ehepaar diesem Wunsche Ausdruck gegeben, als die Kaiserin Anna starb. Sie vermachte in ihrem Testamente eine bedeutende Summe zum Baue des Kapuzinerklosters und der Kaisergruft in Wien. In drei Monaten folgte ihr Kaiser Mathias (1618). Einstweilen also wurde der Leichnam der Kaiserin, sowie der ihres bald darauf verstorbenen Gemals im Königskloster in Wien beigesetzt und erst nach Vollendung des Klosterbaues (1633) feierlich in die Kaisergruft übertragen. Diese ursprüngliche alte Gruft ist ein langes düsteres Gewölbe in beträchtlicher Tiefe unterhalb der Kirche und des Klosters, von welchen beiden aus man in das Grabgewölbe gelangt. Hinter hohen eisernen Gittern, die durch einen mitten hindurchführenden Gang getrennt sind, stehen die Reihen eherner Särge — ein ernster und majestätischer Anblick. Unter Kaiser Leopold I. wurde die Gruft erweitert und mit einer Kapelle versehen (1701), ein Gleiches geschah unter Maria Theresia (1748).

Maria Theresia besuchte gar oft die Gruft ihrer Ahnen. Nach der Beendigung des Erbfolgekrieges durch den Aachener Frieden ließ sie Hand anlegen an die Erweiterung und Verschönerung der Gruft, der Kirche und des Klosters. Es wurde neben der alten Gruft (in dieser ruhen sämmtliche Glieder des Hauses Habsburg von Kaiser Mathias bis Karl VI., mit Ausnahme Ferdinands II., der sich an der Seite seiner Gemalin Maria Anna, Prinzessin von Baiern in Graz bestatten ließ) eine neue Gruft für das Haus Habsburg-Lothringen begonnen, die von der alten durch ein starkes eisernes Gitter getrennt ist. Balthasar Moll verfertigte 1753 nicht nur mehrere neue Särge von Bronze, sondern auch das mitten in der neuen Gruft stehende Mausoleum für Theresia und ihren Gemal Franz I. (Bild Seite 368). Im Jahre 1754 weihte Erzbischof Trauthson die neue Gruft ein und es war in derselben täglich Gottesdienst auf dem durch den Akademiedirector Freiherrn von Strudl verfertigten Marmoraltar.

Im selben Jahre ließ auch Maria Theresia ihre Erzieherin, die Gräfin Karoline Fuchs, gewöhnlich „die Fuchsin" genannt, zum Zeichen ihrer zärtlichen Dankbarkeit in der Kaisergruft beisetzen, und ihre eigene Großmutter Eleonore Theresia, deren sie sich, wiewohl bei derem Tode ein dreijähriges Kind, deutlich erinnerte, ließ sie ebenfalls in einen schönen Sarg schließen. Diese fromme Frau wollte nämlich in Nonnentracht, in einer ganz gemeinen Todtentruhe begraben sein mit keiner andern Grabschrift, als an hölzerner Tafel die Worte: „Eleonore Theresia, arme Sünderin." Auf den neuen Sarkophag schrieb Theresia, daß sie ihr in diesem Einzigen minder gehorsam gewesen sei.

Seit im Jahre 1765 ihr Gemahl, der römisch-deutsche Kaiser Franz I. zu Innsbruck beim Beilager seines Sohnes, des Großherzogs Leopold von Toskana, plötzlichen Todes verblichen war, kam die Kaiserin gewöhnlich dreimal die Woche zur Messe, zum Abendmal, oft auch bei später Nacht in die Gruft. In ihren letzten Jahren wurde auch hier, wie in ihren Gemächern der Burg und

Schönbrunns, eine Maschine verfertigt, an der sie sich selbst hinablassen und wieder hinaufziehen konnte.

Am 2. November 1780 (Allerseelentag) besuchte sie die Gruft zum letztenmal und betrachtete lange ihr und ihres Gemals Mausoleum. Im Hinaufziehen blieb die Maschine dreimal stecken, worüber sie sagte: „Die Gruft will mich nicht mehr herauslassen!“ Am dritten Tage darauf verließ sie nicht mehr ihre Gemächer, und am 29. November ging sie zu ihren Vätern. Am 3. December war ihre feierliche Beisetzung in der Gruft. Auf ihrem Sarge hält sie mit der Linken das an ihrer Hüfte hängende Schwert; Kaiser Franz neben ihr hält mit der Linken des deutschen Reiches Scepter und berührt zum Zeichen der ihm von Theresia zuerkannten Mitregentschaft das Scepter Oesterreichs, das sie hält. Das Grabmal ist von Zinn, wie die meisten Sarkophage, mit Basreliefs der größten Begebnisse ihres bedeutsamen Lebenslaufes. Von ihrem Enkel Franz I., Kaiser von Oesterreich, wurde im Jahre 1824 ein Erweiterungsbau geführt, rechts von der neuen Gruft, und stieß man bei Ausgrabung der Fundamente auf eine römische Begräbnißstätte.

Die Kaisergruft ist jährlich am Allerseelentage dem allgemeinen Besuche geöffnet; aber auch sonst besuchen angesehene Fremde die Grabstätten der berühmten Mitglieder des österreichischen Kaiserhauses. Am denkwürdigsten hiervon sind wohl der Besuch Napoleon's I. am 5. November 1809, Abends neun Uhr; der Besuch des Kaisers Nikolaus I. von Rußland am 10. October 1835 und der Besuch der Kaiserin Eugenie von Frankreich am 4. August 1878, welch' letztere besonders lange am Sarge des Herzogs Franz von Reichstadt, wie an dem des unglücklichen Maximilian, Kaisers von Mexiko, verweilte.

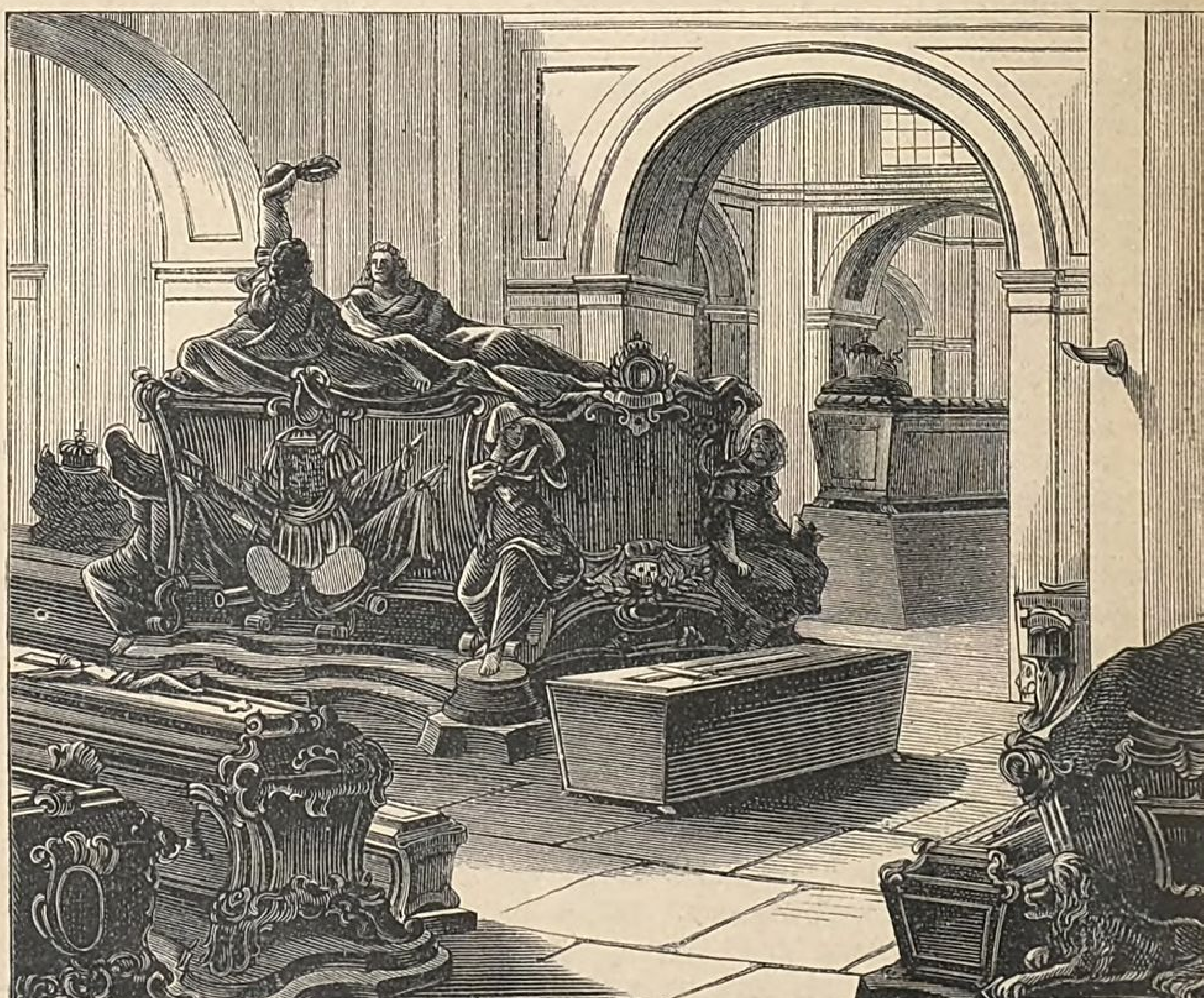
Von den Klosterinsassen haben vornehmlich zwei große Berühmtheit erlangt: der heiligmäßige Pater Marcus von Aviano und der volksthümliche Prediger Pater Franz Müller. Der erstere war ein intimer Freund und geistlicher wie politischer Berather Kaisers Leopold I., Königs Johann III. Sobieski und Herzogs Karl V. von Lothringen, welch' letzteren er fast auf allen seinen Feldzügen begleitete. Marc Avian war es auch, der die Fürsten und Führer des Entsatzheeres 1683 vor dem Beginn der Schlacht einsegnete. Hochverehrt starb Marc Avian zu Wien am 13. August 1699 im achtundsechzigsten Lebensjahre. Die Damen Wiens plünderten alle Gärten der Stadt und Umgebung, um die Leiche des frommen Paters auf lauter Rosen zu betten; nur mit Mühe wehrte die kaiserliche Garde den ungeheueren Zulauf in der Kapuziner-Sacristei. Kaiser Leopold selbst hatte seinem alten Freund die Augen zugedrückt und war nur mit Mühe abzuhalten, ihn in der kaiserlichen Gruft beisetzen zu lassen.

Was den berühmten „Pater Franz,“ eigentlich Franz Seraph Müller, den allgemein verehrten und geliebten Priester des Kapuzinerordens betrifft, so war derselbe zu Neu-Betanek in Böhmen 1789 geboren. Im Jahre 1820 war er Priester geworden und somit vierundzwanzig Jahre Mitglied des Ordens, in welchem er Guardian, Vicar, Provinzprocurator und Definitor gewesen, in welchen Stellen allen er eine rühmliche und würdige Thätigkeit behauptete. Aber ganz besonders als Beichtvater und Gewissensrath hatte er sich in seltenem Maße Liebe und Verehrung zu erwerben gewußt. In allen Ständen zählte der würdige Priester Beichtkinder, welche durch die Sanftmuth, durch den milden Ernst, durch die Innigkeit seiner Religiosität sich im Glauben gestärkt und erhoben fühlten und mit kindlichem Zutrauen ihn ehrten.

Sein Name ward in dieser Beziehung überall mit wohlverdienter Achtung genannt. Manche drückende Bürde von Schuld war durch ihn reuig von belasteten Herzen gewälzt worden; an seiner weisen, milden Leitung hatte mancher Gefallene sich wieder emporgerichtet; tief Betrübte, Schmerzgebeugte hatten bei ihm Trost

und Stärke gefunden und in manchem Auge glänzte die Thräne der Rührung und des Dankes bei dem Namen des edlen Priesters. Nicht minder bewährte derselbe die hohe Weihe seines heiligen Berufes an den Krankenlagern; — dort, in jenen ernsten Stunden, wo im Bewußtsein des nahen Scheidens die Seele nach dem Troste der Religion dürstet, dort wußte er denselben mit Milde und unerschöpflicher Geduld zu ertheilen, zu beruhigen, zu stärken, zu erheben.

Bei diesen Anstrengungen in seinem heiligen Amte ward wohl auch der Grund zu der Erschütterung seiner eigenen Gesundheit gelegt; seit einigen Jahren schon war dieselbe fühlbar geworden. — Gichtische Leiden fesselten den würdigen Priester



Mausoleum Franz' I. und Maria Theresia's in der Kaisergruft. (Seite 366.)

wiederholt und längere Zeit an das Krankenlager. Mehrmals erholte er sich wieder, aber die Anfälle erneuten sich und führten endlich, in Wassersucht übergehend, den Tod nach langen, schmerzlichen Leiden nach sich. Am 17. November 1844, morgens vier Uhr, entschlief Pater Franz, umgeben von seinen Ordensbrüdern, in seiner Zelle im Kapuzinerkloster zu Wien zum besseren Leben. Der Antheil an dem Tode eines so allgemein verehrten Mannes sprach sich auf das lebhafteste und innigste aus; beim Leichenbegängnisse, das am 19. November zwischen zehn und elf Uhr Vormittag stattfand, hatte ein außerordentlicher Menschenzudrang statt.

Die edlen Priester der alten und der Neuzeit versöhnen doch gewiß mit so manchen Fehlern früherer Tage.

Kaiser Rudolf II. und seine Magier.

1. Wie zwei Heerführer über die schwarze Kunst denken.

In einem großen, dunkel getäfelten Vorsaal des alten Königsschlosses am Hradschin zu Prag (Bild Seite 377) waren ungefähr zehn bis zwölf Herren versammelt, die in kleinen Gruppen in den tiefen Fensternischen stehend leise miteinander flüsterten.

Um einen wettergebräunten Mann in Lederkoller und hohen Stiefeln, der sich ermüdet auf einen langen Degen stützte und auf seinen Kleidern die Spuren eines eiligen Rittes trug, schaarten sich Herren, die ihrer Kleidung nach gleichfalls dem Kriegerstande angehörten oder von der kaiserlichen Kanzlei sein mochten. Sie horchten aufmerksam der Erzählung des Offiziers und ihre bedenklichen Mienen, das vorsichtige Achselzucken bewiesen, daß der Gegenstand, mit welchem sie unterhalten wurden, eben kein ganz erfreulicher war.

„Ja, meine lieben und hochmögenden Herren," sagte der vielleicht im Anfange der Dreißigerjahre stehende, durch seine mit Tressen verbrämte Schärpe als Oberst bezeichnete Offizier, „so kommt es, daß ich zugleich der Ueberbringer einer freudigen und einer betrübenden Nachricht bin. Es schmerzt mich, daß ich der Freudenbotschaft von unserem Sieg über den arglistigen Woiwoden Michael die betrübende Kunde von dem Verluste Kanißa's beigesellen und also das landesväterliche Herz Seiner Majestät wieder in Trauer versetzen muß."

„Hm, kränkt Euch nicht so arg darüber, mein lieber Obrister," flüsterte ein grauhaariger Soldat, während er mit der den Schnurrbart streichelnden Hand ein boshaftes Lächeln verdeckte; „wenn Ihr unserm allergnädigsten Herrn allenfalls die Kunde brächtet, daß sich da oben in den Sternen was Unangenehmes ereignet hat oder man an einem andern Hofe, wo man auch in des Teufels alchimistischer Garküche schmort und siedet, den Stein der Weisen entdeckt hat, da würde sich Seine Majestät darüber betrüben; — aber was sich sonst da unten auf der Erde und in seinen Landen zuträgt, das ficht ihn wahrlich wenig an."

„Wenn sich Seine Majestät mit gelehrten und tiefsinnigen Studien beschäftigt," verwies ein anderer Herr in reichem, spanischen Hofkleid den Spötter, „so geschieht es gleichermaßen zu des Reiches und seines Hauses größerer Ehre. Wisset Ihr denn nicht mehr, Freiherr von Eggenberg, wie Seine Majestät die glorreiche Einnahme von Raab in Ungarn vorhersagte, weil er sie in den Sternen gelesen hatte?"

Zur näheren Erläuterung diene, daß am 29. März 1598 die ungarische Festung Raab, welche in den Händen der Türken war, durch den Feldmarschall Adolf Graf Schwarzenberg und den General Nikolaus Graf Palffy wieder von den Kaiserlichen erobert wurde. Der Jubel über diese Kriegsthat war ungeheuer und Kaiser Rudolf II. befahl, dieselbe auf „allen Steinen, Kreuz-, Bet- und Martersäulen" zu verewigen, welche daher von da an die Inschrift führten:

„Sagt Gott dem Herren Lob und Dank,
Daß Raab wieder kommen in Christenhand.
Oh Christ, wann Du dies Kreuz siehst an,
So sag' Gott Dank für den Fürgang (Vorgang),
Wegen der edlen Festung Raab,

Die uns der Türk hat drungen ab
Im September 1594,
Wieder ab in 1598
Im Martii einnehmen lahn (lassen)
Sei Lob, Ehr, Preyß (Preis) im höchsten Thron
Adolf von Schwarzenberg."

Noch jetzt stehen mehrere solche Säulen an verschiedenen Orten, oder sie sind in städtischen Depots untergebracht, wie zum Beispiel die berühmte Bäckersäule,[1] welche ehemals vor dem Eingange in das Versorgungshaus in der Währingerstraße in Wien auf der Gasse stand und später an der Kirchenmauer im Hofe dieser Humanitätsanstalt aufgestellt war. (Bild Seite 384.)

Als der alte Kriegsmann davon hörte, daß der Monarch den epochemachenden Sieg schon früher aus den Sternen gelesen, meinte er lakonisch:

„Oh ja, ich entsinne mich dieses Umstandes wohl, weiß aber auch, daß sich jeder Küchenjunge damals zuflüsterte, die Nachricht sei nicht in den Sternen oder im Zauberspiegel des Sendiwoj gestanden, sondern dieser schlaue Pole habe einen besonderen Courier gehabt, der um zwei Tage früher nach Prag gekommen sei, als der kaiserliche — so, daß alles hübsch natürlich zugegangen, wie es wir, die wir den gelehrten Krimskrams nicht verstehen, auch begreifen können."

„Ihr glaubt also nicht an die geheimnißvollen Mächte, die unser Schicksal an die Sterne und den fernen Himmel knüpfen?" fragte der Oberst mit ernstem Blick.

„Außer dem, was ich sehen und begreifen kann, glaube ich nichts, als was mir unsere heilige Kirche vorschreibt, mein lieber Oberst Graf Waldstein," sagte der Freiherr von Eggenberg ruhig. „Ohne Seiner Majestät und seinem gelehrten Hofstaat zu nahe treten zu wollen, ja ohne des Oberstjägermeisters Grafen Kinsky Excellenz verdächtigen zu wollen, meine ich doch, es stehe mit dem Christenthum aller der Herren, die sich mit der Astrologie (Sterndeuterei), Alchimie (Goldmacherei), Chiromantie (Prophezeihung aus den Linien der Hand) und wie all' die schwarzen Künste heißen mögen, abgeben, nicht zum Besten."

„Ueberlasset nur die Sorge für unser Seelenheil uns selbst, mein Herr von Eggenberg," warf mit bitterbösem Blick der Oberstjägermeister Wenzel Graf Kinsky ein, „wie wir ja auch Eures nicht in Zweifel ziehen, trotzdem es heißt, daß Becherklang und Würfelgeklapper Euch lieber sei als das Vesperläuten."

„Alles zu seiner Zeit," entgegnete mit unerschütterlicher Ruhe der alte Feldhauptmann. „Seht, ich denke zum Beispiel, es wäre vielleicht besser, wenn unser allergnädigster Herr jetzt zuerst den Obersten Waldstein, der so wichtige Nachrichten vom ungarischen Heere bringt oder mich, der ich ihm allerlei von seinen Herren Brüdern und Neffen zu berichten weiß, empfinge. Mag sein, daß unser Herr das Alles schon aus den Sternen weiß — denn sonst wäre es unbillig, uns hier warten zu lassen und statt dessen mit diesem Meister Strada zu verhandeln, der freilich Seine Majestät nicht blos mit seinem Zeichenstift, sondern auch sonst sehr vergnüglich ergötzt."

Die Herren vom Hof sahen bei diesen Worten verlegen zu Boden, denn es war bekannt, daß der von Rudolf II. zum Hofantiquar ernannte Künstler Octavian Strada dem Kaiser nicht blos bei der Vermehrung seiner Sammlungen und als hervorragender Zeichner Dienste leistete, sondern auch in anderen heiklen Angelegenheiten der Unterhändler war. Eine natürliche Tochter Strada's galt als die bevorzugte Favorite des Kaisers.

---

[1] Ausführliches darüber in M. Bermann's „Alt- und Neu-Wien oder Geschichte der Kaiserstadt", Seite 763. (A. Hartleben's Verlag.)

„Wollet Ihr uns nicht noch etwas von dem glorreichen Siege unserer Armee erzählen?" wendete sich ein Cavalier an den Oberst Waldstein, um die Verlegenheitspause zu enden. „An welchem Tage wurde er eigentlich erfochten?"

„Am Tage des berühmten Kirchenlehrers Thomas von Aquino, am 18. September," entgegnete der junge Krieger. „Es war ein Ehrentag unseres Heeres, dem die wackeren Szekler tüchtig zur Seite standen, um des grausamen walachischen Michael ledig zu werden. Da er fast zu gleicher Zeit durch die Polen aus der Walachei verdrängt wurde, mag der Wojwode kaum wissen, wo er sich hinwenden soll."

„Wohin anders, als hierher? rief ein hagerer ernster Mann in höfischer Kleidung mit einem bitteren Lächeln um die Lippen. „Hier ist ja noch reichlich Platz für Leute, die Honigseim auf den Lippen und Tücke im Herzen haben."

„Es muß billig Wunder nehmen, daß Ihr, Herr Oberkanzler, also von dem Hofe Eures Herrn und Kaisers reden möget!" rief mißbilligend Graf Wenzel Kinsky.

„Ich rede hier so, wie ich mich auch nicht scheue, es vor dem Ohre Seiner Majestät zu thun," entgegnete stolz der Oberstkanzler von Böhmen, Zdenko von Lobkowiz, der Führer der katholischen Adeligen.

„Oh ja, das muß Jedermann zugeben," warf spöttisch ein untersetzter derbgebauter Herr, der halb kriegerisch, halb höfisch gekleidet war, ein. „Der Herr Oberstkanzler enthüllt dem Kaiser stets seine innersten Gedanken — nur leider, daß Seine Majestät nicht darauf eingehen will, die verbrieften Rechte unserer Glaubensgenossen zu verkürzen, wie es der Herr Oberstkanzler räth."

In den dunklen Augen des Lobkowiz blitzte ein scharfer Strahl auf und er schien eine heftige Erwiderung auf der Zunge zu haben. Doch er bezwang sich und sagte ruhig:

„Jeder treue Diener Seiner Majestät räth so, wie er es mit seiner Pflicht gegen dessen erhabene Person, das Land und unsere heilige Kirche vereinbarlich findet. Wenn Ihr gewiß seid, daß auch Ihr immer also thut, mein Herr von Budowa, ei, dann mögt Ihr so ruhig sein in Euerem Gewissen, als ich es bin."

„Und zweifelt Ihr vielleicht daran, Herr Oberstkanzler?" brauste Wenzel Budowec von Budowa, ein einflußreicher Stimmführer der böhmischen Protestanten, auf und legte, scharf an Lobkowiz herantretend, seine Faust auf den langen Raufdegen.

„Seht, seht, was Ihr da mit Euren Erzählungen von dem Sieg bei Mirißló gethan, Herr Oberst Waldstein," spottete der alte Eggenberg. „Da kommen die Herren ganz in kriegerisches Feuer und vergessen, daß sie weder im Feldlager, noch in der ständischen Rathsstube, sondern in der Antecamera (Vorgemach) des Kaisers sind, wo ein bloßes Schwert leicht für den gefährlich werden kann, der es zückt. Geht, erzählt uns statt des Sieges unseres wackeren Feldhauptmanns Georg Basta etwas vom Fall Kanißas — das wird die Herren hoffentlich abkühlen."

Die Streitenden erkannten die Richtigkeit der Zurechtweisung des alten Kriegsmannes und verhielten sich ruhig, nur trotzige und feindselige Blicke wechselnd. So blitzte im kaiserlichen Vorgemache wie fernes Wetterleuchten der Fanatismus auf, der nach achtzehn Jahren wie ein verderbenbringendes Gewitter sich entladen und den furchtbaren dreißigjährigen Kampf entfesseln sollte.

„Ich kann es wahrhaftig nicht begreifen," fuhr der Feldhauptmann Eggenberg fort, „daß der Oberst Georg Paradeiser, den ich doch immer als einen wackeren Soldaten kannte, die Festung Kanißa ohne arge Nöthigung übergeben haben sollte."

„Er hat die Festung ja auch durch vierundvierzig Tage ganz mannhaft vertheidigt," bemerkte Oberst Waldstein ernst; „und wenn er endlich capitulirte, so

war gewißlich nur die von ihm eingesehene Unmöglichkeit eines Entsatzes die Ursache, daß er durch eine Uebergabe das Leben der Besatzung zu retten trachtete."

„Hm," brummte Eggenberg, „man sagt doch, daß der letzte Neffe Seiner kaiserlichen Majestät, Erzherzog Ferdinand, über zahlreiche Truppen verfügt, mit welchen sich wohl ein Entsatz hätte versuchen lassen können."

„Ja, das ist allerdings richtig, und zur Abwehr der Türken haben die innerösterreichischen Stände Geld und Leute bewilligt," warf ingrimmig der protestantische Herr von Budowa ein. „Aber Ferdinand, der sich den „Generalissimus der Jungfrau Maria" nennen läßt, hält es für besser und frömmer, seine Soldaten zur Peinigung der protestantischen Unterthanen zu verwenden und den Glaubenscommissionen als Schutz beizugeben, damit ihm seine Gewissensräthe, die Jesuiten und Kapuziner, bei ihrem Bekehrungswerk nicht erschlagen werden. Und wenn es nur gelingt, die armen Teufel so zu torquiren (peinigen), daß sie wieder in die Messe laufen, so mag immerhin dieweil der Türke schalten, wie er will — das kümmert den Marianischen Generalissimus nicht."

„Aus Euch spricht der reinste Haß gegen die Katholiken und ihre Priester," warf der Oberstkanzler mit zornig entflammtem Blicke ein. „Der Herr Erzherzog Ferdinand mag recht gut wissen, wer seinem hocherlauchten Hause gefährlicher ist — der Türke oder die abtrünnigen Ketzer!"

„Ei, ei, Herr Oberstkanzler, das ist denn doch etwas zu viel gesagt!" meinte der alte Eggenberg mit mißbilligendem Kopfschütteln, um einem leidenschaftlichen Ausbruch des heißblütigen Budowa vorzubeugen. „Ich bin nur ein alter Soldat und versteh' mich nicht auf diese theologischen Unterschiede — Eines aber weiß ich: daß es unter den Lutheranern gar viele wackere Männer und tapfere Soldaten giebt — hab' deren selbst etliche gekannt — und so mag es wohl umgekehrt auch unter uns Katholiken, leider Gottes! manchen treulosen und abscheulichen Menschen geben. Ich sollte meinen, die Zeiten wären ernst und schwer genug, daß wir uns nicht noch deswegen hassen und verfolgen, was Einer oder der Andere glauben mag. Hat es doch viele ansehnliche und erfahrene Herren gegeben, die zum neuen Glauben übertraten, die dies gewißlich nicht leichtsinnig thaten! — denkt doch nur an den Kurfürsten Gebhard Truchseß von Köln —"

„Ha, ha, der Lutheraner ward, um die schöne Gräfin Agnes von Mansfeld freien zu können," fiel Lobkowitz höhnend ein. „Wahrlich ein triftiger Grund, um den heiligen Glauben abzuschwören! Fragt nach den Antecedenzien (früheren Verhältnissen) eines solchen Abtrünnigen und Ihr werdet fast immer ein Weibsbild in der Perspective (Fernschein) finden. Uebrigens — darum hat dem Gebhard die Liebste auch seinen Kursitz gekostet —"

„— Den nun Herzog Ernst von Baiern einnimmt," unterbrach Budowa rasch den Oberstkanzler, „auf dessen Haupt sich — ganz entgegen den Satzungen der Kirche, drei oder vier Bischofsmützen nunmehr mit dem Kurfürstenhut vereinigen. Vergönnt doch dem Gebhard seine Agnes, wenn Ihr dem Ernst seine Habsucht und Herrschbegierde nicht übel nehmt."

„Seht, so geht es an diesem Hofe zu," wendete sich Eggenberg seufzend zum Oberst Waldstein. „Ihr mögt reden von was Ihr wollt, so gerathen sich die Leute in die Haare. Nicht drei mögt Ihr finden, die einer Meinung sind — das saust durcheinander, mäkelt und streitet, hackt und plackt sich gegenseitig, wie wenn man Nattern und Molche in einen Topf wirft."

„Und Seine Majestät Kaiser Rudolf?" fragte mit kaum wahrnehmbarem Lächeln um die feinen Lippen der Oberst.

„Ja, das ist ein eigen Ding!" brummte Eggenberg, während er sich verlegen im grauen Haar kraute. „Der Kaiser, wißt Ihr, Graf, ist ein vortrefflicher Herr, sehr gescheit und gelehrt, voll Kenntnisse und Kunstfertigkeiten, aber —

in so wüster Zeit bedürfte es denn doch an seiner Stelle eines starken Herrn mit fester Hand und — das ist er eben nicht. So geht es im Reich und in seinen Landen immer mehr übereinander, dieweil er in seinem Laboratorium über der „rothen Tinctur" brütet, an einem kunstreichen Mosaik herumbosselt, einen neuen Pferdeschlag züchtet, oder ein besonderes Futter für seinen Marstall ersinnt. Es ist eine harte Zeit und er — er ist ein weicher, unentschlossener Herr."

„Und wenn es ihm an der festen, strengen Hand fehlt," meinte Graf Waldstein, „warum findet sich niemand, der statt seiner in die Zügel greift?"

„Hei, das thun nur zu viele!" entgegnete Eggenberg, der sich mit dem jungen Offizier tiefer in die Fensternische zurückgezogen hatte; „daher dieses Rupfen und Zupfen nach allen Seiten, so daß kein Mensch weiß, wohin gefahren wird. Unter uns gesagt — ich glaube, unseres Herrn durchlauchtigste Brüder haben nicht übel Lust, ihm die Zügel ganz aus der Hand zu winden."

„Weiß der Kaiser davon?"

„Ahnen mag er was — aber er ist so versunken in seine Studien und Liebhabereien, daß er schließlich doch immer froh ist, wenn man ihn einer Sorge überhebt, mag er die Zurücksetzung erstlich auch noch so bitter empfunden haben. Man sagt, daß der schottländische Zauberer und Astrolog (Wahrsager aus Sternen), der vor fast zehn Jahren hier weilte und in hoher Gunst bei ihm stand, der Doctor John Dee, ihm das Horoskop gestellt habe, aus dem hervorging, daß sein nächster Verwandter sein bitterster Feind und Bedränger sein werde. Nun — sein nächster Verwandter ist der Erzherzog Mathias, zugleich sein Thronerbe, der ja im heurigen Jahre mit den Erzherzogen Ernst und Ferdinand in Schottwien zusammenkam, um wegen „Sicherheit der Herrschaft im Hause Habsburg" eine Mitregierung vorzuschlagen."

„Seht Ihr, Herr Feldhauptmann, daß die Sterne wahr sprechen?" bemerkte ernst der Graf Waldstein.

„Mag sein; — ich meine, das, was Hochgelehrte aus den Sternen lesen, vermögen blödere Augen aus der Welt Lauf zu erkennen. Glaubt Ihr denn selbst an die Macht der Sterne?"

„Ich glaube an sie und — an meinen Stern, den hellschimmernden Löwen!" rief stolz der Graf.

„Nun, da findet Ihr viel trefflichen Verkehr am Hofe — an den Sterndeutern, Magikern (Zauberkünstlern) und solchen Schnurranten fehlt es seit zehn Jahren hier nicht; — seht nur, dort steht ein ganzer Knäuel beisammen."

„Ist das nicht Herr von Rosenberg?" fragte der Oberst, auf einen würdigen Herrn in schwarzem Sammtanzug deutend, der dem Gespräch der Gelehrten aufmerksam zuhörte.

„Ja, es ist Herr Peter Wok von Rosenberg, gleich seinem verstorbenen Bruder dem Oberstburggrafen Wilhelm von Rosenberg ein eifriger Freund und Beschützer der Goldmacher und Elixirbrauer. Nun, man nennt den Herrn von Rosenberg nicht umsonst den „Krösus von Böhmen". An die hunderttausende von Dukaten sollen schon durch die Schornsteine der Teufelsküchen in Krummau und Wittingau als Rauch und Dampf hinausgeflogen sein, und noch immer ist er der reichste Mann im Lande und nicht von seiner Vorliebe für die schwarzen Künste geheilt!"

„Der Reichthum hat nur dann Werth, wenn man ihn anzuwenden weiß," sagte Graf Waldstein ernst, „und welch' bessere Anwendung kann es geben, als zur Aufhellung der dunklen Schleier, welche das Reich der Natur umhüllen, und zur Erforschung der wunderbaren Beziehungen zwischen dem Leben und dem todten Universum."

„Hm, Ihr seid ja auch ein Verehrer der dunklen Wissenschaften dieser Herren —"

„Ja wohl," fiel Albrecht Graf Waldstein rasch ein, „ich bin überzeugt, daß des Menschen Geschick nicht blos von seinem Willen, von den Zufällen des irdischen Lebens, den Launen der flüchtigen Stunden abhängt, sondern daß der himmlische Strahl der Gestirne, die ihm bei seiner Geburt geleuchtet, die Stellung der ihm günstigen oder feindlichen Planeten, sein Schicksal lenken und bestimmen."

„Ja, ja, — ich habe mir das alles schon oft an diesem Hofe müssen auseinandersetzen lassen," sagte der alte Kriegsmann ungeduldig, „ohne daß ich es bis jetzt verstanden hätte. Hat mir doch noch kein einziger von den Weisen, die da aus- und eingegangen sind, erklären können, wie es kommt, daß ich — der ich als wackerer Soldat und guter Christ einen wahren Abscheu vor jedem anderen Trunk habe, als goldigem Wein — gerade im Zeichen des Wassermanns geboren bin."

„Wer ist der stattliche Herr im Pelzgewande mit der reichen Gnadenkette um den Hals?"

„Das ist der jetzige Leib- und Hof-Alchimist (Goldmacher) unseres Kaisers, Herr Michael Wojski von Sendiwoj, steht in sehr hohen Gnaden und ist gar zum kaiserlichen Rath ernannt worden."

„Ich habe den Namen schon rühmen hören — er soll ja wirklich im Besitz der echten „rothen Tinctur" sein, mit welcher man unedle Metalle in Gold verwandeln kann."

„Mag sein," meinte Eggenberg skeptisch. „Man hat das allhier in Prag schon von so vielen solchen Hexenmeistern gesagt, die sich dann als Schelme erwiesen haben und statt dem güldenen Gnadenkettlein einen hanfenen Strick um den Hals erhielten, daß ich es von gar keinem mehr glaube. Der Sendiwoj soll vor dem Kaiser eine solche Verwandlung oder Transmutatio, wie sie's in ihrem Kauderwälsch heißen, mit glücklichem Erfolg gemacht haben und zum Andenken daran ließ Seine Majestät eine Marmortafel mit Goldinschrift im Laboratorium anbringen. Mich nimmt es nur Wunder, daß der Herr Goldmacher nicht selbst von seiner Kunst Nutzen hat, dieweil er doch alle seine Güter in Mähren verpfändet und hier in Prag mehr Gläubiger hat, als Haare an seinem Pelz."

„Wer den Geheimnissen der Natur mit sehendem Auge nachspürt und die weiten Räume des Universums durchforscht, verschmäht es, sein Wissen für die eigenen irdischen Zwecke auszubeuten."

„Das verstehe ich wieder nicht. Ich meine, bevor ich mich in den Schuldthurm werfen ließe, wie es hier schon etlichen wiederfahren, oder bevor ich die Himmelfahrt mittels des Galgens machte, wie es Herzog Friedrich von Würtemberg und Julius von Braunschweig schon solchen Goldmachern haben thun lassen, möchte ich denn doch Gebrauch von meinen Kenntnissen machen, die dem Eduard Kelley im Thurm zu Bürglitz, dem Georg Hohenauer am Galgen zu Stuttgart wenig genützt haben."

„Es ist traurig, daß sich so viele Schelme mit der Kenntniß der hohen Geheimnisse brüsten, die nur durch eifriges Studium erworben werden können," sagte Graf Waldstein.

„Hei! da liegt ja der Hund begraben!" rief Eggenberg, listig mit den von starken Brauen überbuschten Aeuglein blinzelnd. „Wenn man nur immer wüßte, wo der Magier aufhört und der Schelm anfängt. Ich bin ein einfältiger Mann und kann's nicht unterscheiden — aber mir scheint immer, auch andere viel klügere Leute können es nicht — ja selbst unser allergnädigster Kaiser Rudolphus, den sie doch den „erlauchten Trismegistus" (dreimal Größten) nennen, hat sich grausamlich geirrt."

„Ist Irren nicht der Menschen gemeinsames Erbtheil, dessen sie nicht ledig werden, mögen sie auch noch so hoch stehen?" warf Graf Waldstein schwermüthig ein.

„Gewiß, gewiß! Geschieht es doch auch mir, daß mir am Abend ein Wein gar köstlich mundet und ich über die gewöhnliche Becherzahl hinausgehe — und am andern Morgen belehrt mich ein Kneipen und Summen im Kopfe, als hielten die böhmischen Stände darin eine Rathsversammlung, daß es nicht echt Gewächs gewesen, sondern eher aus eines verruchten Wein-Alchimisten Küche stammte."

„Sollte da nicht manchmal mehr die Ueberzahl der Becher, als des Weins Qualität schuld sein?" meinte der Oberst lächelnd.

„O nein," betheuerte der alte, berühmte Heerführer lebhaft. „Von gutem und echtem Wein kann man nie zu viel trinken; — das heißt, sein Dunst steigt wohl zu Kopf, umnebelt das Hirn, verwirrt die Zunge, daß sie mehr redet, als gut; er schwächt die Beine, daß sie sich ineinander verschlingen; — aber wenn der Rausch ausgeschlafen, ist der Kopf wieder rein und klar. Bleibt so böses Summen und Brummen zurück, so ist allemal Teufelskraut oder ein schändliches Pülverchen im Wein gewesen, glaubt es mir."

„Ich ziehe Euer Wort nicht in Zweifel, Herr Feldhauptmann.[1] Sollte sich Seine Majestät, obwohl selbst so erfahren in den erhabenen Wissenschaften, wirklich auch von schnöden Glücksrittern haben anführen lassen?"

„O, mehr als einmal!" rief Herr von Eggenberg, und zog die Augenbrauen in komischer Weise zur Stirne hinauf. „In den zehn Jahren, seit Ihr vom Hofe weg und im Feldlager seid, ist gar viel Gelichter hier aus- und eingegangen, das besser zur Staupe und auf den Pranger, als für einen Hoftitel und das Gnadenkettlein[2] paßt."

„Es sind aber doch viel hochansehnliche und weitberühmte Herren, die des Kaisers Majestät um sich versammelt?"

„Will das gar nicht in Abrede stellen, obwohl ich des Treibens Zweck und Nutzen nicht einzusehen vermag. Wenn sie wenigstens noch alle bunte Schildereien machten, an denen sich das Auge ergötzt, wie Meister Josef Heinz und Bartholomäus Spranger, oder zierliche Verse mit fein gedrechselten Redensarten, wie Herr Thomas Mitis von Limusa, oder der Herr Georg Melnicky, genannt Carolides von Carlsberg. Aber da stecken sie die Nase in alte Schweinslederbände voll krauser Zeichen und Figuren, wühlen in alten Salben, Pflanzen und Pulvern herum, daß es oft riecht, wie in einem Arzneiladen und man an nichts denkt, als an Vomiren (übergeben) und Purgiren (abführen), — gucken durch lange Röhren zum lieben Himmel, um droben zu erfahren, was hier unten vor ihrer Nase vorgeht und reden von nichts als dem lapis philosophorum (Stein der Weisen, womit man Gold zu bereiten wähnte), der großen und rothen Tinctur, von Hermes Trismegistus (Aegypter, Erfinder der Buchstabenschrift, Astronomie, Medicin, Rechenkunst u. s. w.; lebte 900 Jahre vor Christus) und den smaragdinischen Tafeln (aus grasgrünem Stahlstein), von Constellation (Gestirnstand) und Nativität (Gestirnstellung zur Geburtszeit), Horoskop (Stundenbeobachter) und Prophetie (Weissagung), so daß unsereinem schon von den Namen Angst und bange wird."

„Ihr wolltet mir ja von Jenen erzählen, in denen sich der Kaiser getäuscht hatte," mahnte Graf Waldstein.

„Ach, deren waren schon so viele, daß ich nicht weiß, ob sie mir Alle einfallen werden, zumal ich ja auch nicht immer am Hofe war, sondern hie und da in Graz, wo ich dem Erzherzog Ferdinand, seit er dem Kaiser die Statthalterschaft für Inneröſterreich abgetrotzt, als Stellvertreter für die Kriegssachen beige-

[1] Damals so viel wie Feldherr; etwa dem heutigen General und Armeecorps-Commandanten gleich.

[2] Damals statt des später eingeführten Ordens ertheilt.

geben war. Da war vor allem der Johann Müller, seines Gewerbes ein Bartkratzer und Pflasterschmierer; der wollte aus Blei Gold machen und stand bei dem Kaiser so in Ehren, daß er ihn zum Herrn von Müllenfels erhob. Aber das Blei war widerspenstig und der Müller machte den Gescheidteren und gab nach; er verschwand aus Prag und soll jetzt in Stuttgart sein, wo Serenissimus (Hoheit, der regierende Fürst) Friedrich auch lieber das Geld, das so nothwendig für der Türken Abwehr vom Reich wäre, in den Rauchfang hinaus verpufft."

Der alte Herr warf einen grimmigen Blick auf die Gruppen der Gelehrten, schnaubte einigemale und fuhr dann fort:

„Dann kam ein Goldschmied aus Straßburg an die Reihe, Philipp Jakob Güstenhöfer geheißen; er soll auch wirklich Gold gemacht haben und im Besitze derselben Tinktur gewesen sein, mit der jetzt der Pole dort seinen Hokuspokus (Gaukelei, Blendwerk) macht und so von dem weltberühmten Alchimisten Alexander Setonius, mit dem Beinamen Cosmopolita (Weltbürger), in Dresden herstammt. Aber es muß doch nicht recht richtig gewesen sein, denn er floh in einer schönen Nacht, wurde zurückgebracht und sitzt noch heute im Thurm Daliborka (Staatsgefängniß in Prag) eingekerkert."

„Es trifft sich wohl auch, daß hohe Herren unbillige und unmögliche Dinge fordern und glauben, es ließe sich erzwingen, was durch die Grenzen menschlichen Wissens verschlossen ist," bemerkte Graf Waldstein ernst.

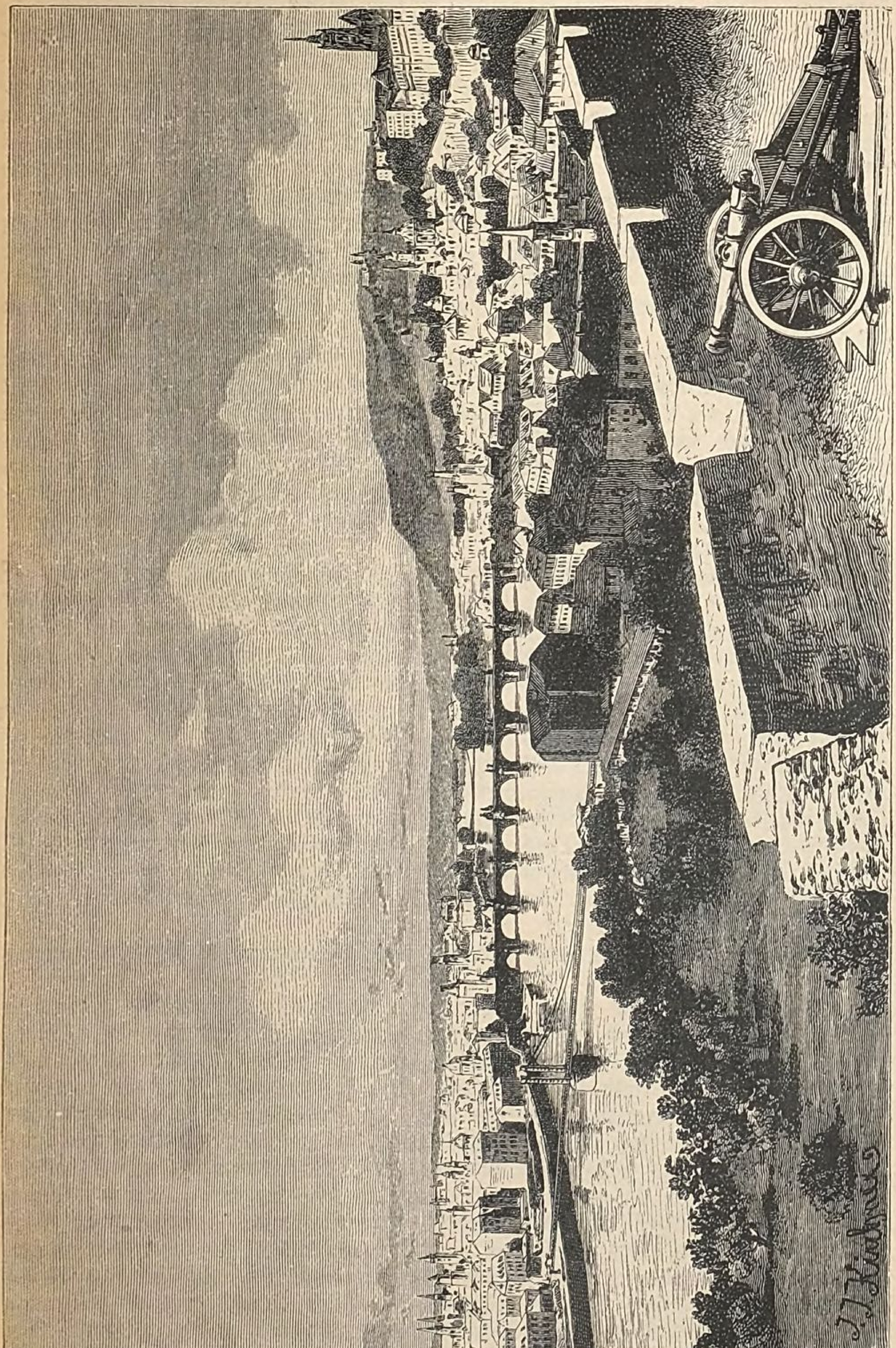
„Das kann sein, d'rum sag' ich, jeder Christenmensch thut besser, seine Finger von so heißen Sachen fernzuhalten. Am meisten Spectakel machten ein Grieche und ein Italiener. Der erste war von Cypern und nannte sich bald Graf Mamugnano, bald Graf Marco Bragadino, ließ viel Geld springen, ging bei Hofe wie ein Prinz um und wollte gar als Erlaucht angeredet sein. Lange dauerte aber der Rumor nicht und der Illustrissimus (Erlauchteste) verschwand mit sammt seinen zwei rabenschwarzen Bullenbeißern, in denen der leibhaftige Gottseibeiuns stecken sollte.

Zehn Jahre mag es jetzt sein, da hing man den Grafen in München an einem vergoldeten Strick auf und seine zwei Hunde erschoß man daneben. Wird ihnen allen Dreien nicht viel Unrecht geschehen sein. — Der Italiener war ein hübscher Junge und ein geriebener Kerl, der sich überall an die Weiber anzumachen wußte, wie in Köln an des Kurfürsten Gebhard Gespons und in Koburg an die Herzogin Anna. Der Giovanni Scotti, so hieß er, hielt hier einen Einzug wie ein Fürst, mit vergoldeten und rothausgeschlagenen Kutschen, Dienern zu Roß und zu Fuß. Doch dauerte es nicht lange, so kam es bei Nacht und Nebel zum Auszug und die edlen Frauen, die sich von ihm in allerlei geheimer Kunst hatten unterrichten lassen, wollten nichts mehr von ihm wissen."

Nach einem herzlichen Lachen, dem sich Graf Waldstein nur durch ein leichtes Kräuseln der Lippen anschloß, erzählte der alte Herr weiter:

„Am höchsten in unseres Herrn Gunst stand wohl der englische Doctor John Dee, der auch bei der engelländischen Königin Elisabeth in hohen Gnaden sein soll. Wenn alles wahr ist, was man von seinen Künsten und Hexereien erzählt, so muß er ein gewaltiger Zauberer und seine Seele bis auf die letzte Faser des Teufels sein. Er soll nicht weniger erfahren im Berechnen der Sterne, als beim Schmelzofen gewesen sein und einen eigenen Geist zu seinen Diensten gehabt haben, der für ihn fortarbeitete, während er ruhte, so daß seine Unternehmungen nie stille standen. Auch einen Zauberspiegel soll er besessen haben, in dem Zukünftiges zu lesen war und jeder Mensch sein Schicksal erfahren konnte."

„Der blinden Menge Aberglaube umgiebt das Wesen großer Männer gern mit allerlei fantastischer Erfindung," sagte Obrist Waldstein ruhig. „Indessen ist mir des Doctors Dee Name als der eines großen Gelehrten wohlbekannt und ich



Prag von der Marienschanze aus gesehen. (Seite 369.)

habe sein Werk über den wunderbaren „geschwänzten Stern" (Komet), der im Jahre 1572 den Himmel verwirrte und über dessen Einfluß auf die irdischen Dinge mit vielem Nutzen gelesen."

„Was Ihr nicht sagt?" rief Eggenberg mit einem Blick scheuer Bewunderung. „Wo nehmt Ihr im Feldlager des Basta dazu Zeit her? Nun — lange dauerte es auch mit dem englischen Doctor nicht. Er wollte oder konnte des Kaisers Wißbegierde nicht in allen Dingen stillen, dann war er ein „Ketzer" (Protestant) und da lagen der päpstliche Nuntius und unser frommer Oberstkanzler Lobkowiz dem Kaiser in den Ohren; kurz er wurde 1586 mit Weib und Kindern und seinen Leuten verbannt. Mag ihm aber wohl in Böhmen sonderlich gefallen haben, denn nach zwei Jahren fand er sich schon wieder ein und observirte (beobachtete) und destillirte (abziehen von Dämpfen) auf Schloß Wittingau mit Wilhelm von Rosenberg.

Da gab es hier am Hofe einen gewaltigen Rumor; der Lobkowiz brachte es dahin, daß der Kaiser den Rosenberg vorladen ließ und schickte sogar seine Räthe hin, er solle den Engländer ausweisen. Aber der Oberstburggraf war ein stolzer Herr und auf seinen Schlössern mächtiger — Gott sei's geklagt! — als Rudolf II. auf dem Hradschin und so blieb der Dee in Wittingau, bis es ihn selbst nicht mehr freute und er von dannen zog nach dem Lande der Reußen."

„John Dee soll jetzt wieder in hohen Ehren in seiner Heimat stehen," bemerkte Graf Waldstein.

„Nun, dann hat er es besser getroffen, als sein Landsmann und Nachfolger in der Gunst des Kaisers, der englische Apotheker Eduard Kelley. Er war ein hübscher und flinker Mensch, fix mit der Zunge und dem Schwert bei der Hand, wußte den Becher so gut zu handhaben, wie seine Destillirkolben und lief allen Schürzen in ganz Prag nach. Beim Herrn von Rosenberg stand er in hohen Ehren und als er nach Prag kam, wußte er auch des Kaisers Majestät ganz für sich einzunehmen, so daß er zum Hof-Chemikus ernannt wurde, den Ritterschlag erhielt und gar in die Stände Böhmens aufgenommen wurde. Nachträglich freilich, als sich zeigte, daß es mit seinem berühmten weißen Pulver, mit dem er alles zu Silber machen wollte, und mit der rothen Tinctur, die in Gold verwandeln sollte, nichts sei, als eitel Lug und Trug, da wollte man wissen, er führe einen falschen Namen, dieweil er in England wegen Urkundenfälschung bestraft sei — aber es war zu spät, er stand einmal im Buch unserer böhmischen Ritterschaft und steht noch heute darin."

„Was geschah mit Kelley, als sich seine Versprechungen unwahr erwiesen hatten?"

„Er war schlau und wußte unsern Herrn lange hinzuhalten. Da gerieth er bei einem Gelage mit dem kaiserlichen Raitrath (Rechnungsrath, von raiten, zählen) Georg Hünkler in einen Zwist und erschlug ihn. Er mochte sich schon lange nicht recht wohl hier fühlen und benützte diesen Anlaß zur Flucht, auf der ihn der Kaiser durch den Hofprofoßen verfolgen ließ. In Soběslau wurde er angehalten und nach Bürglitz in enge Haft gebracht. Da drohte man ihm mit Torquiren und Martern, wenn er seine Geheimnisse und Kenntnisse, die er haben wollte, nicht offenbaren würde, mauerte ihn auch in ein klein Lücklein ein, wo er gerade nur athmen und seine Speisen Bissen für Bissen hineinbekommen konnte — aber es war alles umsonst; er verrieth nichts, maßen er wahrscheinlich nichts zu verrathen wußte. Im Jahre 1595 wollte er vom Schloß Bürglitz entfliehen, ließ sich an einem Seil vom Fenster herab, fiel und brach sich die Beine, so daß er elendiglich umkam. Des Kaisers Kammerdiener, Mardochäus de Delle, ein loser Schalk, der über alles lustige Liedlein zu machen versteht, reimte auch ein solches über des Kelley Ende, in dem es heißt:

Zerbrach im Flieh'n das eine Bein,
Mußt also sterben ganz allein.
Ach, wo mag seine Tinctur sein?
Sie ist noch nicht erfunden
Wohl auf die heut'ge Stunden!
So wird's wohl sein und bleiben."

„Ich befasse mich mit der Alchimie nicht," sagte Graf Waldstein, „denn mich ziehen mehr die ewigen Sterne und ihr geheimnißvoller Einfluß auf die irdischen Dinge an; indessen scheint es mir doch vermessen, zu sagen, es sei nicht möglich, den „Stein der Weisen" herzustellen, von dem wir doch wissen, daß ihn schon viele hochberühmte Männer besessen haben. Sagt Ihr doch selbst, Herr Sendiwoj habe tingirt (gefärbt)?"

„Ja, und es soll ihm auch gelungen sein," entgegnete Eggenberg achselzuckend. „Uebrigens sagte man das Gleiche auch von den anderen und sie wurden dann trotzdem mit Schand' und Spott fortgejagt. Seht, mein lieber Oberst, in müßigen Stunden lese ich wohl hie und da in einem Buch, drinnen es Schnurren zur Kurzweil oder nutzbare Sachen für des Lebens Lauf giebt. Da hab' ich denn auch einmal ein fürtreffliches Buch gelesen, betitelt: „Greuel der Verwüstung menschlichen Geschlechtes" — und seit der Zeit hab ich einen wahren Abscheu vor aller Alchimie und den lateinischen Kucheln (Küchen). Und der Autor dieses nützlichen Buches ist nicht etwa Einer, der so redet, wie die Blinden von den Farben, sondern es ist ein hochgelahrter Herr, der in hohem Ansehen stand. Er war Physikus (Naturforscher und Kreisarzt) bei dem hochseligen Erzherzog Ferdinand in Tirol und ein Sohn des berühmten kaiserlichen Leibarztes allhier, Christoph Guarinonius, heißt selber aber Hippolyt Guarinoni."

„Ich habe von dem Mann und seiner Gelehrsamkeit gehört. — Was schreibt er?"

„Nun, ich habe mir sein Buch nicht ganz gemerkt, derweilen es ein mächtiger Foliant ist. Aber im Sinn ist mir geblieben, daß es eitel Phantasterei ist, wenn man aus Mercurio (Quecksilber), Kupfer, Blei, Eisen und allem alten Pfifferling Gold machen wolle und die mehresten Goldkünstler in ihre Tincturen mit großen Unkosten selber Gold bringen und es dann daraus wieder ziehen, mit dem fälschlichen Fürgeben, sie hätten es verwandelt. Ist nicht gut, wie er fragt, warum die Alchimisten nur immer ganz winzige Bröcklein verwandeln, niemalen aber ein ordentliches Stück, das der Mühe werth wäre und doch auch gehen müßte, wenn sie wirklich den Lapis philosophorum (Stein der Weisen) besäßen? Ich meine auch, wie er, wenn man stets hundert Ducaten braucht, um damit man siebzig aus den Kohlen und Kesseln herfürlangen kann, brauche man ihnen nicht um ihre Kunst und ihren Schweiß neidig zu sein. Und wenn es wirklich welche gäbe, die Gold machen, so seien es solche Alchimisten, die, da es ihnen in der Natur mißglücket und es um öffentliche Schand' oder auch um den Hals zu thun gewesen, dem Teufel sich letztlich ergeben, der ihnen wohl das Geld gebracht, aber ihre Seel' sich hat dafür verschreiben lassen. Zu solchem Thun aber beizutragen und andere zu reizen, ziemt sich für keinen ehrlichen Christenmenschen."

„Ja, wie man es vom Ritter Jakob Křim von Selčan erzählt," meinte Waldstein lächelnd, „der auf seinem Schlosse Krepenic bei Hoch-Chlumec mit des Teufels Hilfe Gold gemacht haben soll."

„Nun, von dem glaube ich es nicht," sagte Eggenberg, ebenfalls lächelnd; „er war zwar ein eifriger Alchimist, hat aber als des Rosenberg Güterverwalter beste Gelegenheit gehabt, sich Reichthum zu sammeln, ohne einen so gefährlichen Pakt mit dem Satan."

„Ich denke, der macht überhaupt keine so kostspieligen Geschäfte — es laufen ihm ohnehin genug Menschen zu."

„Da mögt Ihr Recht haben — denn es ist eine böse Zeit," erwiderte seufzend der Feldhauptmann. „Weil Ihr aber so viel Gefallen an den Sternen findet, da seid Ihr gerade zu rechter Zeit gekommen, sintemal sich gerade jetzt hochberühmte Sterndeuter hier aufhalten."

„So?" fragte der Graf begierig.

„Ja, der eine ist gar aus dem weiten Dänenland anhergekommen —"

„Wie, doch nicht der große Tycho de Brahe, den man den „Herrscher des Himmels" nennt?" rief der Graf.

„Ja, dieser ist es. Er hielt sich bis jetzt im Schlosse zu Benatek auf, aber der Kaiser berief ihn hierher und läßt ihm einen prachtvollen Thurm zum Gucken erbauen."

„Die Anwesenheit dieses berühmten Gelehrten wird dem kaiserlichen Hof zu hohen Ehren gereichen."

„Ich will's hoffen — denn bei manchem, der sich im Alchimistengäßchen angesiedelt hatte, konnte man dies nicht sagen. Und auf des Dänen Fürsprache kam vor einigen Tagen noch ein anderer Mathematikus und Sterngucker hier an, Johannes Kepler geheißen und gleichermaßen ein sehr gelehrter Mann. Sie haben ihn aus Graz vertrieben, dieweilen er ein Lutheraner ist, und das verzeihen der Erzherzog Ferdinand und seine Gewissensräthe auch dem gelehrtesten und brauchbarsten Mann nicht."

„Es ist schön und edel vom Kaiser Rudolf, daß er nur fragt, was der Mann kann und thut, und nicht was er glaubt," sagte Waldstein ernst.

„Gewiß; — wenn der Herr nur nicht so schwankend wäre und sich von schlauen Leuten zu allerhand Dingen treiben ließe, die er dann bereuen muß."

Bei diesen Worten ruhte des Feldhauptmanns Auge auf dem Oberstkanzler Lobkowitz, der tiefer in den Saal getreten war und eifrig mit einem ältlichen, hageren Herrn in höfischer Kleidung sprach, dessen bewegliche, scharf geschnittene Züge eben so auffällig als unangenehm waren.

„Seht, mein lieber Oberst, das ist auch eine von den Creaturen, die sich an unsern kaiserlichen Herrn hängen und seine Güte, seine Passionen und Liebhabereien zu ihrem Vortheil und seinem Schaden ausnützen."

„Wer ist der Mann?"

„Jetzt ist er des Kaisers oberster Kammerdiener, Stadthauptmann zu Krems, Pfleger zu Innsbruck, Herr Philipp Lang zu Langenfels — ein allmächtiger Mann durch des Kaisers Gunst, stets bestrebt, einträgliche Aemter an sich zu ziehen, die zu verderben, die ihm nicht schmeicheln und hofiren — ja, ich rath' Euch, Oberst, wenn Ihr ein Anliegen habt, stellt Euch gut mit dem Kerl. Vor kurzer Zeit war er noch ein niederer Hofdiener zu Innsbruck, mag dort dem jungen Herrn, dem Markgrafen von Burgau,[1] allerlei absonderliche Dienste gethan haben und durch den ist er hierher gebracht worden. Seht Euch den Kerl an — kennt Ihr ihm nicht trotz des Weihwassers noch heute das Jüdel an? Denn ein solches ist er, hat sich aber schlau taufen lassen und damit am Hofe des frommen Ferdinand einen so großen Stein im Brette, wie bei seinem Vetter, dem Markgrafen, durch die curiosen Vermittlungen. So hat man es ihm auch verziehen, daß er seines Herrn Unterschrift auf einer Urkunde fälschte, um dem Grafen Christoph Truchseß die Trostburg zu verschaffen, und statt ihn auf den Galgen zu hängen, schickt man ihn hierher, wo er adelig wurde und bald über alles gebieten wird."

„Und ist denn niemand, der Seiner Majestät die Augen darüber öffnet, wem er seine Gunst und Huld schenkt?"

[1] Karl ab Austria, Sohn Erzherzog Ferdinand's mit Philippine Welser.

„Was wollt Ihr?“ entgegnete der Feldhauptmann achselzuckend. „Der Kaiser ist von Jahr zu Jahr schwerer zugänglich, oft ganz in Schwermuth versunken, argwöhnisch und gereizt, daß seine Freunde sich scheuen, ihm mit Dingen zu nahen, die ihn aufregen könnten. Gewisse Leute freilich“ — und hier streifte das Auge des Sprechenden wieder über Lobkowiz und Lang — „benützen gerade diese Gemüthsart unseres Herrn, um ihn zu beherrschen. Wer mag es auch wagen, dem „König der Juden,“ wie sie den Lang boshaft hier in der Stadt nennen, entgegen zu reden, wenn es jeder mit seiner Stellung und Freiheit büßen muß. Kaum war er warm geworden hier im Schlosse, so ruhte er nicht, bis er alle Leute, die ihm im Wege standen, beseitigt hatte, und der frühere oberste Kammerdiener, Herr Hieronymus Ritter von Machowsky, liegt noch heute im Gefängniß, ohne daß man weiß warum und obwohl er vor des Lang Ohrenbläsereien hoch bei dem Kaiser in Gunst stand.“

„Sollte es vielleicht doch wahr sein, was man zu Preßburg, in Wien und Graz flüstert — daß der Kaiser nicht ganz — Ihr versteht mich ja, Herr Feldhauptmann?“ sagte Graf Waldstein leise und mit einer bezeichnenden Handbewegung nach der Stirne.

„Ihr meint, ob er bei klaren Sinnen ist?“ entgegnete Eggenberg eben so vorsichtig. „Er war immer mehr als gut in seine Spielereien vertieft und mehr als von Vortheil gewesen von seiner Umgebung abhängig. Wenn er jetzt oft trübsinnig und mürrisch ist, sich argwöhnisch und gereizt erweist — ei, wer will ihm das übel nehmen? Der arme Herr hat wenig Liebe und Aufrichtigkeit erfahren und mag wohl oft einsehen, daß er nicht recht auf seinen Platz paßt und man ihn davon verdrängen will. Wenn er wirklich oft verwirrten Geistes ist, und so in Trübsinn versinkt, daß er zu nichts mehr Lust und Freude hat, so meine ich, daß man diesen Zustand befördert hat und — nicht ungern sieht.“

„Das ist aber ein Unglück um des Kaisers willen und noch mehr wegen des Reiches, dem doch gerade jetzt eine feste Hand noth thäte,“ sagte Graf Waldstein.

„Und glaubt Ihr, daß Erzherzog Mathias, der Thronfolger, eine solche hat? Ich meine, sein Ehrgeiz ist größer, als sein Muth, und wenn Ihr ihm heute seinen allmächtigen Beirath, den zum Bischof gewordenen Bäckergehilfen Melchior Khlesl, nehmt, wird er nicht im Stande sein, die Zügel straffer zu halten, als unser Herr. Könnt Ihr es wohl glauben, daß Khlesl, ja die erzherzoglichen Brüder selbst, direct an diesen spitzbübischen Kammerdiener Lang schreiben, damit er dem Kaiser die Sachen vortrage und auf diesen einwirke? Ist es da ein Wunder, wenn der Kerl immer mächtiger, der Kaiser aber immer mehr wie weiches Wachs in seiner Hand wird?“

„Das sind traurige Zustände hier am Hof, die auf keinen Fall lange so fortdauern können, ohne daß das ordentliche Regiment darunter leidet!“ sagte bedenklich der junge Graf und Oberst.

„Als wenn es ein solches noch gäbe?! — Vom Reiche draußen will ich gar nicht reden, wo man sich um das Oberhaupt so wenig scheert, wie um den Großmogul. Wie es in Ungarn zugeht, wo wir uns kaum der Türken erwehren können und noch mit ehrgeizigen Wojwoden raufen müssen, wißt Ihr. In Böhmen könnt Ihr im ganzen Lande den Hader hören, wie früher hier in der kaiserlichen Antecamera, hie katholisch! hie lutherisch! heißt es, je nachdem der Adelsherr gesinnt ist, der auf seinen Gütern wirthschaftet, wie er will und Predikanten und Pastoren oder Kapuziner und Jesuiten hätschelt, wie es ihm paßt. Mir schwant, daß wir schweren und gewaltthätigen Zeiten entgegengehen!“

„Wie schade um dieses schöne Land!“ seufzte Graf Waldstein träumerisch vor sich hin. „Ist Böhmen nicht einer der hellsten Edelsteine in der Krone des

deutschen Reiches? König von Böhmen! Fürwahr ein Ziel, das hohen Strebens und Wagens würdig ist!"

Bevor Eggenberg antworten konnte, entstand im Saal eine Bewegung; die Herren stellten sich in Reihen auf und man hörte das Aufstoßen von Hellebarden, deren Träger hinter den Flügeln der mächtigen Thüre sichtbar wurden, welche der Kammerdiener Lang öffnete, um Kaiser Rudolf einzulassen.

---

2. Im Audienzsaal.

Als Kaiser Rudolf II. durch die Thüre eintrat, blieb er einen Moment auf der Schwelle stehen und sein träumerisches, wie umflort aussehendes Auge glitt verdrossen über die Anwesenden. Als er die Gruppe der Herren von den böhmischen Ständen bemerkte, zuckte er unwillig zusammen; er ahnte Verdruß und Geschäfte, — zwei für ihn gleichbedeutende Dinge.

Er sprach leise einige Worte zu Lang, hörte gesenkten Hauptes dessen Antwort an und trat dann, nachdem er mehrmals zustimmend mit dem Kopf genickt hatte, in den Saal.

Zuerst wendete er sich zu Lobkowiz, der den heranahenden Kaiser mit einer tiefen Verbeugung begrüßte, sich dann aber so stramm vor ihm aufrichtete, wie es nur je ein seiner Macht bewußter Magnat gegenüber einem schwachen unselbstständigen Herrscher gethan hatte.

Rudolf II. fixirte ihn einen Moment, dann stieg eine Röthe des Unwillens in seinem Gesichte auf und er sagte rasch, aber mit heiserer und belegter Stimme:

„Nun, mein Herr Oberstkämmerer, was soll's? Sind Wir doch schon ganz entwöhnt, Euch an Unserem Hoflager zu sehen!"

„Mögen Euere Majestät in Gnaden bedenken, daß es für einen treuen Sohn der Kirche und unseres Landes, nicht minder aber auch für einen ergebenen Diener Eurer Majestät nicht verlockend sein kann, allhier zu erscheinen, wenn sein wohlmeinender Rath mißachtet und Maßregeln getroffen werden, die mit den Satzungen unseres Glaubens, wie mit den Rechten unseres Landes im Widerspruch stehen."

„So? Und was wäre denn nach Eurer Meinung so Schreckliches geschehen?"

„Die Ausweisung der ehrwürdigen Brüder vom Orden der unbeschuhten Kapuziner —" begann Lobkowiz, wurde jedoch sofort vom Kaiser unterbrochen, der erregt ausrief:

„Oh — das ist es, was Euch so arg beunruhigt! Nun, hört gut auf. Die Patres capucinorum haben an sich mit dem Glauben nichts zu thun und noch weniger mit den Rechten dieses Landes. Es ist von Altersher ein Regale (landesfürstliches Vorrecht) des Königs gewesen, in Böhmen Klöster zu stiften, darum wird er wohl auch welche aufheben dürfen, wenn sie ihm unpassend erscheinen. Diese Mönche aber, die alle aus den Landen Unseres sehr frommen Neffen Ferdinand kommen, stecken ihre Nasen in Töpfe, die sie nichts angehen und darum — sollen sie zurück zu Unserem Bruder Mathias und zu Ferdinand. Sie stiften nur Zwietracht im Lande, daran Wir, weiß Gott! in Böhmen nur schon zu viel haben."

„Ich hätte nicht gedacht, daß Eure Majestät in diesem Falle so streng den Rathschlägen eines Mannes folgen würde, der sich in anderer Hinsicht so unzuverlässig erwiesen und den kaiserlichen Zorn verdientermaßen auf sich gezogen hat," sagte Lobkowiz mit einem fast beleidigend zu nennenden spöttischen Lächeln.

„Wie meint Ihr das, Herr von Lobkowiz?"

„Nun, — man hat mir berichtet, daß der jetzt im weißen Thurm sitzende Oberste Kammerdiener von Machowsky einen Sporn (Mißhelligkeit) mit den Kapuzinern hatte und deshalb —"

„Warum der Machowsky in die Daliborka (Staatsgefängniß, genannt der „weiße Thurm," dem der Fauſtritter Dalibor von Kozaged seine absonderliche Bezeichnung gab) kam, ist Unsere Sache und Ihr mögt versichert sein, es ist darin noch Platz für Andere. Was Wir thun, geschieht aus kaiserlicher und königlicher Machtvollkommenheit und Gewalt und bedürfen Wir keines Menschen Rath oder Zustimmung."

Armer Rudolf! Sagte ihm in diesem Moment nicht sein eigenes Bewußtsein und das kaum verhehlte Lächeln der meisten Anwesenden, wie wenig diese stolzen Worte der Wirklichkeit entsprachen?

„Es kann mir nicht beifallen, Eurer Majestät kaiserliche Machtvollkommenheit im deutschen Reiche beschränken zu wollen," erklärte mit bitterem Hohn der Oberstkanzler; „mein Amt und mein Gewissen gebieten mir aber gleicher Weise, Eure Majestät daran zu erinnern, daß die Macht des Königs von Böhmen an gewisse Gesetze und Vereinbarungen gebunden und — durch sie beschränkt wird."

„Meint Ihr? Nun, wir wollen ja sehen, ob es Euch, Herr Oberstkanzler, genehm sein wird, wenn Wir Uns zu Zeiten erinnern, daß es in Böhmen auch Gesetze giebt, welche die Macht der katholischen Kirche gar sehr einschränken. Bezüglich der Patres Kapuziner bleibt es bei meinem Entschlusse — sie sollen aus dem Lande. Unser Herr Bruder und Neffe haben allhier genug beflissene Freunde in Wamms und Küraß, können also derer in Kutten leichtlich entrathen. Dabei bleibt's!"

Lobkowiz wechselte einen raschen Blick mit Lang, der die Achseln etwas hob und mit geringschätziger Miene den Kopf schüttelte. Sie kannten das Strohfeuer der Rudolfinischen Entschlüsse — schon nach zwei Jahren hielten die Kapuziner in Böhmen und auch in Prag wieder ihren Einzug.

Unterdessen hatte der Kaiser den Freiherrn von Eggenberg bemerkt und wollte auf diesen zuschreiten, aber die vierschrötige Gestalt des Ritters von Budowa schob sich ihm in den Weg.

„Gottes Tod! Warten Unser denn heute wieder alle Beschwernisse?" rief der Kaiser höchst verdrossen und rückte die hohe spanische Sammtmütze zur Seite, um sich im kurz geschnittenen Haar krauen zu können. „Auf den katholischen Lobkowiz kommt der lutherische Budowec — nach dem Verfechter der Mönche der Anwalt der Prädikanten! Was ist wieder zu klagen?"

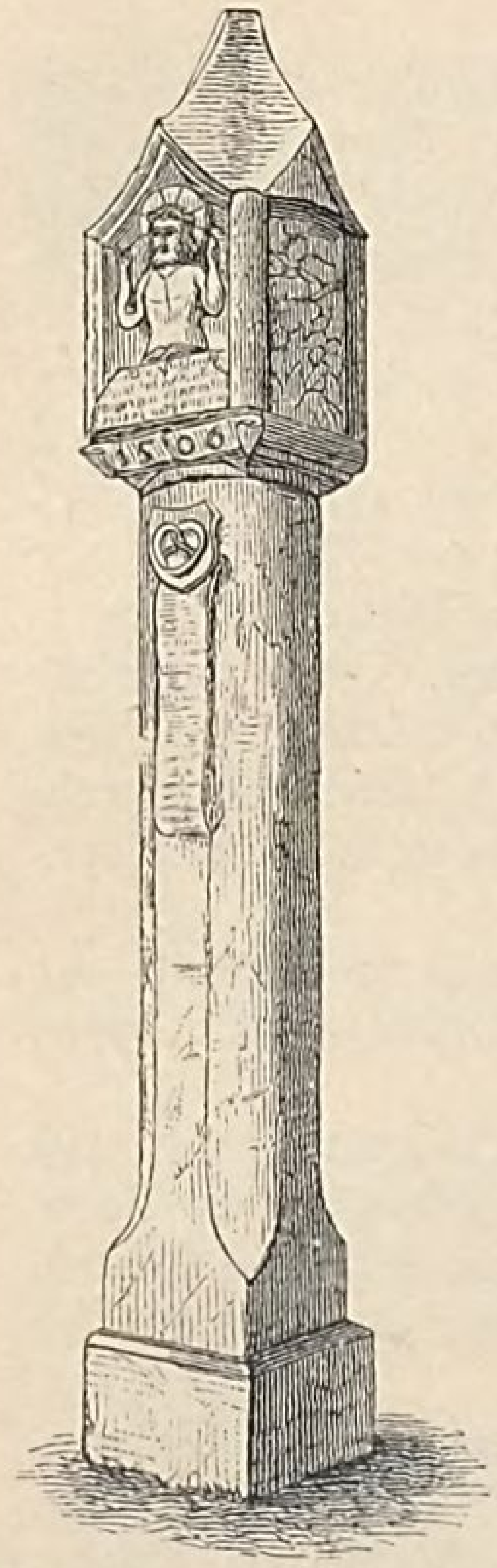
Ritter von Budowa erzählte dem Kaiser mit weithin schallender Stimme, daß in Chrudim, entgegen den verbrieften Rechten der Augsburgischen Confession, die Marienkirche unter Assistenz von kaiserlichen Truppen den Predigern entzogen und gesperrt, die Schlüssel aber dem Stadtdechant überantwortet worden seien. Nun müßten die Lutherischen, deren mehr seien, als Katholiken, ihren Gottesdienst im Freien abhalten; dies stünde aber schnurstracks im Widerspruch mit den vom Vater Seiner Majestät, Kaiser Maximilian II. glorwürdigen Andenkens, getroffenen Anordnungen, die besagten, daß in Orten, wo Katholiken und Protestanten nebeneinander wohnten, die Kirche, falls es nur eine gäbe, gemeinsam, seien aber mehrere, eine davon ausschließlich den Lutherischen zur Religionsübung eingeräumt werden solle.

Verlegen blickte der Kaiser zur Erde. Wie so viel in seinem Lande geschah, von dem er nichts wußte und — wissen wollte, so war es auch mit der Schließung vieler protestantischen Kirchen in Böhmen, Mähren und Schlesien, die mit Hilfe der meist streng katholisch gesinnten kaiserlichen Obersten überall durchgeführt wurde, wo die Partei der Lobkowiz, Kinsky, oder des vor Kurzem zum Katholicismus übergetretenen Karl Liechtenstein die Macht besaß.

„Wir werden die Sache untersuchen lassen,“ stotterte Rudolf endlich hervor; „werden unsern geheimen Rath von Rumpf damit beauftragen — wird wohl nicht ohne Grund geschehen sein — die Herren Prädikanten (Prediger-gehilfen) sind voll der Uebergriffe und Ungebührlichkeiten und meinen, daß sie allein —“

Der oberste Kammerdiener Philipp Lang hatte sich wieder dicht an den Kaiser herangedrängt und zischelte diesem in das Ohr, so daß nicht schwer zu errathen war, daß dieser nur sage, was ihm der vielvermögende Diener soufflirte.

„Gestatten mir Eure Majestät zu bemerken,“ fiel Ritter von Budowa ihm derb in das Wort, „daß zur Zeit in Böhmen noch nicht Recht oder Unrecht ist, was ein kaiserlicher Kammerdiener dafür erkennt. Die von Eurer Majestät glorreichen Vorfahren mit den Ständen des Landes getroffenen Bestimmungen bestehen noch und — ich meine, es wäre nicht unbedenklich, sie ohne Zustimmung dieser Stände ändern oder außer Kraft setzen zu wollen. Unser Gehorsam, den wir Eurer Majestät zu leisten schuldig sind und stets gern geleistet haben, beruht alleiniglich auf der Achtung unseres Rechtes, wie ja wir auch Eurer Majestät Machtvollkommenheit und Gewalt ehren, weil wir es beschworen haben, so zu thun.“



Das Bäckerkreuz. (Seite 370.)

Dunkle Röthe war über des Kaisers sonst bleiches Antlitz aufgestiegen. Er zuckte mit den Händen und biß die Zähne übereinander. Wieder zischelte ihm Lang, der mit Lobkowiz gesprochen hatte, etwas zu — da flog ein Strahl von spöttischer Freude über sein Antlitz und er sagte mit zitternder Stimme:

„Nehmt den Mund nicht so voll, Herr Budowec— bedenket, daß das Edict unseres Vorfahren auf dem böhmischen Thron, König Wladislaus II., das er im Jahre 1509 erlassen, noch immer nicht erloschen ist, nach dem in allen Landen der böhmischen Krone nur zwei Glaubensbekenntnisse, das katholische und das utraquistische (Genuß von Brot und Wein im heiligen Abendmahl), geduldet sein sollen. Was würdet Ihr sagen, wenn wir dieses Edict gegen Euch und alle anderen Sektirer (Glaubenszünftler) anrufen würden?“

„Weiß wirklich nicht, ob es nöthig ist, besonders zu untersuchen, wer den Inhabern der böhmischen Krone gefährlicher war: die, welche den Kelch auf ihren Fahnen führten (Hussiten) und es einst durchsetzten, daß ein Podiebrad den Thron bestieg, oder wir, die wir nichts verlangen, als unser Recht und unsern Glauben!“

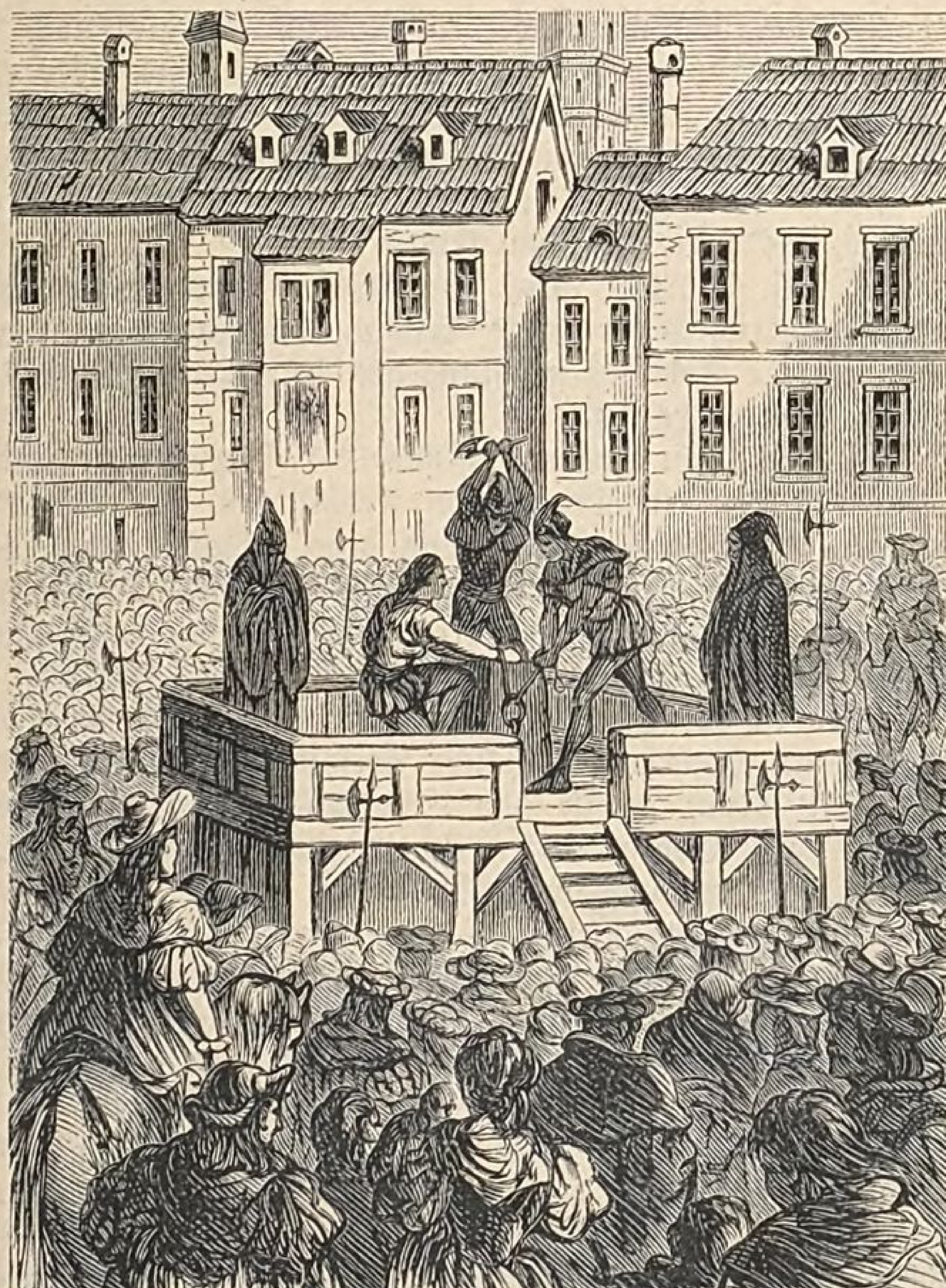
Diese langsam und mit Betonung gesprochenen Worte verfehlten ihres Eindruckes nicht und es entstand eine Pause, die erst durch den Ritter von Budowa wieder unterbrochen wurde.

„Ich will auch nicht untersuchen, ob durch die von weiland Kaiser Maximilian II. den protestantischen Ständen ertheilte „Assecuration“ (Gewährleistung) nicht alle früher bestandenen Religions-Edicte und Mandate abgeändert und aufgehoben worden sind — aber Eines muß ich Eurer Majestät noch zu bedenken geben. Wir werden von unserem Rechte nicht lassen, es, wenn nöthig, mit unseren Schwerten und Leibern zu schützen wissen oder — es durch friedliche Unterhandlungen mit jemand sichern, der geneigt ist, es besser anzuerkennen und zu wahren, als Eure Majestät.“

Diese deutliche Hinweisung auf die Bestrebungen des Erzherzogs Mathias, den Kaiser von der Herrschaft der Erblande zu verdrängen, konnte nicht mißverstanden werden und erbitterte Rudolf auf das Aeußerste.

„Ich versteh' — ich versteh'!" rief er vor Zorn bebend. „Ihr glaubt mir einen Nachfolger bei lebendigem Leib' aufzwingen zu können — aber ich sag' Euch, noch bin ich Herr und will es bleiben und ehe dem Mathias —"

„Nicht davon war meiner Rede Absicht," fiel Budowa rasch ein, „und wenn ich des Erzherzogs gedachte, so geschah es doch nur, da er Eurer Majestät nächster Erbe und Successor (Nachfolger) ist — und, so viel man weiß, nicht abgeneigt, uns in unserem Rechte zu erhalten und zu schützen."


Hinrichtung des Oberst Paradeiser. (Seite 371 und 387.)

„Gemach, gemach, mein Herr von Budowa," fiel hier Lobkowiz ein. „Noch hat der Erzherzog weit zum Thron und Ihr wißt nicht, wie er denken wird, wenn er ihn einmal besteigt. Und — wenn Erzherzog Mathias seinen Unterthanen den Weg zur Hölle bahnen wollte, soll es darum des Kaisers Majestät gleichfalls thun müssen?"

Hastig fuhr der Ritter auf und ohne Rücksicht auf des Kaisers Anwesenheit erhob sich ein arger Tumult, der nur durch das Einschreiten einiger besonnener Herren gedämpft wurde.

Rudolf II. sah ängstlich und zagend auf die Streitenden, ihm mochte vor beiden Parteien bangen. Noch einmal murmelte er etwas, daß er die Beschwerde von seinen Räthen untersuchen lassen wolle, dann wandte er sich ab und — sorgsam jedermann ausweichend, von dem er fürchtete, daß er Angelegenheiten ähnlicher Art zum Vortrag bringen könnte, schritt er direct auf das Fenster zu, an dem Eggenberg und Graf Waldstein standen.

„Nun, Herr Feldhauptmann," fragte er, „was bringt Ihr Neues aus Graz und von meinem Herrn Neffen?"

„Nicht viel," entgegnete der alte Krieger achselzuckend, „noch weniger aber etwas, das einen treuen Diener Eurer kaiserlichen Majestät erfreuen könnte und am allerwenigsten Nachrichten, die" — hier flog sein Auge über die Anwesenden — „vor so vielen Zuhörern verhandelt werden mögen."

„Pah," machte der Kaiser geringschätzig. „Meine Herren Brüder und Vettern machen so wenig Hehl daraus, was sie wollen, daß Ihr Euch deshalb keinen Zwang anthun und ganz offen davon reden dürftet. Aber Ihr könnt mir nichts Neues sagen; ich weiß, was sie in Schottwien und Linz berathen und beschlossen haben; sie wollen mich beerben, bevor ich todt bin. Um des Hauses Macht und Importantia (Wichtigkeit) zu erhalten, soll eine Nachfolge bestellt werden und auch ein Mitregent soll eingesetzt werden; so wünschen sie — voran meine Brüder Mathias und Maximilian und der fromme Vetter Ferdinand in Graz. Ich sage Euch aber: das Reich bedarf noch keines römischen Königs[1] und wenn selbst — so soll es doch keiner von ihnen werden, so wahr ich hier noch stehe!"

Rudolf kannte die Gefahr, die ihm drohte, aber er hatte keine Mittel, sie abzuwenden, als stolze Worte. Sie allein haben aber, nach dem alten Sprichwort, noch nie eine Mühle getrieben, noch nie etwas abgewendet oder herbeigeführt.

„Wer seid Ihr?" wendete sich der Kaiser an den jungen Obersten. „Ist mir doch, als sollte ich Euch kennen?"

„Obrist Albrecht Graf Waldstein, Eurer Majestät zu dienen," entgegnete stramm aufgerichtet der junge Soldat, die eine Hand am Degenknauf, die andere in der um die Schulter geschlungenen betreßten Schärpe, dem Zeichen seiner militärischen Würde, haltend.

„Ja, ja, jetzt entsinne ich mich!" rief der Kaiser, und zum erstenmal leuchtete in seinen Augen ein Strahl von Fröhlichkeit und Gemüthlichkeit auf. „Beim allmächtigen Gott, was ist doch aus dem schlanken, windigen Pagen meines Hofes für ein stattlicher, ernster Kriegsmann geworden! Hab's mit vielem Vergnügen vernommen, wie Ihr in mehreren Affairen Euch wacker geführet und großen Ruhm erfahren habt. Steht Ihr nicht bei des Basta Heer?"

„So ist es, Eure kaiserliche Majestät, und ich bin mit einer Sendung des Generals an Hochdero kaiserliche Person beauftragt."

„Ei! Nun, gewiß habt Ihr was Gutes zu vermelden!" rief Rudolf II. fröhlich. „Der Georg Basta ist ein wackerer General und wird unseren Feinden gewiß wieder übel aufgespielt haben."

Der Graf berichtete von dem am 18. September 1600 erfochtenen Sieg bei Mirißlo über den walachischen Wojwoden Michael, der in Siebenbürgen eingedrungen und im vergangenen Jahr in einer blutigen Schlacht am Schellenberg, die dem Cardinal Andreas Bathory das Leben gekostet hatte, Sieger geblieben war.

„Der Wojwode ist also in die Walachei geflohen?" sagte der Kaiser, nachdem er seiner Freude über den Sieg Ausdruck gegeben hatte. „Dort mag er bleiben — wir wollen ihn nicht weiter behelligen, denn er ist ein tüchtiger Mann, vielleicht noch gut zu verwenden und — gewiß für unser Regiment in Ungarn weniger gefährlich, als die Türken und — viele andere Leute. Wenn der Basta in Siebenbürgen wieder freie Hand hat, mag er sich gleich daran machen, die Turbans aus dem Norden Ungarns zu vertreiben."

„Leider obliegt mir auch die Aufgabe, Eurer kaiserlichen Majestät zu berichten, daß sich der Stand der Dinge anderseits wesentlich verschlimmert hat," nahm Oberst Waldstein wieder das Wort. „Schon auf der Reise hierher begriffen, kam mir die Kunde zu, daß die Festung Kanißa in der Türken Hände gefallen ist.

„Wie? Kanißa? — Das kann nicht sein; rief Rudolf mit grenzenlosem Erstaunen und einem zornigen Blick nach der Gruppe der Gelehrten, aus welcher die stolze Gestalt des Polen Sendiwoj hervorragte. „Nein, nein, das kann nicht

[1] Gewöhnlich ließ der Monarch seinen Sohn oder verwandten Nachfolger noch bei seinen Lebzeiten zum „römischen König" (Kronprinzen) krönen.

sein — Ihr seid durch eine falsche Nachricht bethört worden, Obrist! Die Sterne, die mir den Fall der Festung Raab voraussagten, sprachen auch diesesmal nur vom Sieg der kaiserlichen Waffen; sie haben den Sieg von Mirißlo gewußt und — Kanißa sollte in der Türken Hand gefallen sein? — Nein, es ist nicht möglich, die Sterne irren sich nicht!"

„Gestatten mir Eure kaiserliche Majestät zu bemerken, daß kein Zweifel in die Wahrheit meiner traurigen Nachricht möglich ist. Nach einer harten Berennung von anderthalb Monaten war Oberst Paradeiser genöthigt, um das Leben der Besatzung zu retten, die Festung den Türken zu übergeben."

„Das soll er mir mit seinem Kopfe bezahlen, den er so fürsorglich in Sicherheit gebracht hat!" schrie der Kaiser wüthend, weniger vielleicht über den Verlust der Festung erbost, als weil sich die astrologische Vorhersage nicht erfüllt hatte. „Wie mochte er an eine andere Rettung denken, als an die des ihm anvertrauten festen Platzes?"

„Der Oberst Georg Paradeiser hat sich stets als tapferer Kriegsmann bewiesen," gab der alte Eggenberg zu bedenken, „und wird sicher erst mit schwerem Herzen zur Capitulation (vertragsmäßigen Uebergabe) geschritten sein, als jeder Widerstand vergebens und — kein Entsatz mehr zu erwarten war."

„Entsatz? Da kennt Ihr meinen frommen Neffen Ferdinand schlecht, wenn Ihr glaubt, daß der einen Finger rühren wird, um mir einen Platz zu erhalten," rief der Kaiser zornig. „Seht, so sind sie alle — des Tages über hört Ihr so viel von unserer heiligen Mutter Kirche, daß Euch die Ohren gellen und wenn aus Graz oder Wien ein Schriftstück einlangt, so merkt man gleich, daß der Erzherzoge Cancellaria (Ausfertigungsstube) voll geschorener Platten steckt; handelt sich's aber darum, dem türkischen Erbfeind Widerstand zu leisten und dem Christenthum einen erklecklichen Dienst zu leisten, da hat der eine kein Geld, der andere keine Zeit, der dritte keine Soldaten und der vierte geht feig davon, um die Haut zu retten, statt wacker zu fechten und zu sterben, wie es einem mannhaften Krieger ziemt. Sorgt nur dafür, daß der Paradeiser zur Verantwortung gezogen wird, — er soll mir büßen dafür, daß er mit seiner Hasenherzigkeit sogar die Sterne selbst und ihren Ausspruch Lügen gestraft hat."

Einschaltend muß hier ergänzt werden, daß Oberst Georg Paradeiser wirklich im Jahre 1601 am Hof zu Wien durch Verlust von Hand und Kopf büßte (Bild Seite 385), daß er Kanißa ohne Noth den Türken übergeben. Fünf andere Officiere verloren auf gleiche Weise dort und am Graben das Leben. Der Oberstwachtmeister Nusch, welcher die Unterhandlungen wegen der Uebergabe von Kanißa geführt hatte, wurde, nachdem ihm die Zunge ausgerissen worden, an den Galgen gehenkt.

Der Hinweis auf die Sterne veranlaßte Oberst Waldstein zu einer mit gemessenem Ernste gemachten Entgegnung.

„Erlauben mir Eure kaiserliche Majestät zu bemerken," sagte er, „daß die Sterne weder lügen noch irren — denn ihre Sprache ist die der Gottheit, welche ihnen die ewigen Bahnen angewiesen hat, nach welchen das ganze Universum eingerichtet ist und die Geschicke der Menschen bestimmt werden. Nur der Mensch ist es, der mit blödem Aug' und stumpfem Geist ihre erhabene Sprache nicht immer zu lesen und zu deuten versteht, und wohl gar vermessen, wenn er an seines Wissens Grenze gelangt ist, den Sternen seine eigenen kurzsichtigen Einsichten und Wünsche sich unterzuschieben und auszulegen erfrecht."

„So ist es — da mögt Ihr wohl Recht haben, Obrist," sagte der Kaiser mürrisch und einen argwöhnischen Blick nach Sendiwoj werfend. „Ich sage Euch, das Wissen der Menschheit ist oft gar beschränkt und wenn einem einmal etwas gelungen, so vermeint er gleich, es gebe im ganzen Reiche der sichtbaren und un-

sichtbaren Natur kein Räthsel mehr für ihn. Die Menschen — o, sie sind es, die lügen und trügen; ihrer ist Hinterlist und Bosheit, und frevelnd wollen sie sogar die ewigen Sterne und die geheimnißvollen Kräfte zu Mitschuldigen machen. — Ihr treibt wohl selbst Astrologie?" wendete er sich nach einer Pause rasch an Graf Waldstein.

„Ich bemühe mich, meines Lebens Gang dadurch mit dem Willen der Vorsehung in Einklang zu bringen, daß ich den mir in den Sternen vorgeschriebenen Weg zu erkunden und zu wandeln suche," versetzte der Oberst feierlich. „Doch darf ich mir nicht anmaßen, mich zu den Wissenden oder nur den Schülern der hohen Kunst zu rechnen."

„Ihr thut Recht — Ihr thut Recht!" sagte leise und eifrig der Kaiser, faßte den Grafen am Koller und zog ihn einige Schritte weit in den Saal. „In den Sternen, da steht es geschrieben, was uns zu wissen nöthig, und wer den rechten Augenblick, wo sie uns günstig sind, zu erpassen versteht, der zwingt sein Geschick und meistert seine Feinde."

„Und doch giebt es — so viel Astrologen und Magier auch mit mir gearbeitet und den Himmel beobachtet haben — nur Einen, der die hohe Kunst vollkommen versteht und dessen Worte sich noch immer wahr erwiesen haben und so sicher, wie das krystallene Himmelsgewölbe selbst."

„Ach! sucht den weisen Mann nicht unter diesen Leuten, die mit ihrem Wissen prunken, wie mit dem güldenen Gnadenkettlein — die da stolziren in schwarzen Sammttalaren und des Kopfes nichtigen Dünkel mit wunderlichen Mützen verbrämen," fuhr der Kaiser fort, als er bemerkte, daß Waldstein nach der Gruppe der Gelehrten hinsah. „Die hohe und heilige Kunst der Magie ist eine holde Braut, die sich nur dem bescheiden werbenden, gläubigen Verehrer ergiebt, vor dem anmaßlichen Gecken aber, dem an ihrer Göttlichkeit zweifelnden Grübler, scheu zurückweicht. Denn es giebt auch der letzteren genug — und so vielberühmt auch mein Hofmathematikus Tycho de Brahe ist und so viel Merkwürdiges er auch in seinem Uranienburg, wo er früher im Dänenlande gehaust, entdeckt und erspintisirt (ergrübelt) hat — er gehört doch, fürchte ich, zu jenen, die nie des gestirnten Himmels letztes Geheimniß enträthseln werden, denn es fehlt ihm der Glaube an dessen Macht und Bedeutung. Der Sterne Gang, Auf- und Niedersteigung mag man berechnen, man kann voraussagen, wann diese oder jene Conjunctur (Zusammentreffen besonderer Umstände) eintreten wird; was sie aber bedeutet und wie sie auf des Menschen Schicksal wirkt, wie sie klug zu benützen ist und was für Zeichen der Zukunft in den Sternen stehen — dazu nützt keine Formel und keine Rechnung — das zu erkunden bedarf es höherer Gaben, die kein Studium verleiht und die — nur Ein Mensch hier in Prag besitzt."

„Ihr begreift, Oberst," fuhr der Kaiser vorsichtig herumblickend fort, „daß ich mancherlei Fragen an die Zukunft zu thun habe. Darum will ich heute Nachts diesen Mann, der jede Gnade von mir verschmäht und kaum zu bewegen ist, seinen Fuß in das Schloß zu setzen, in seinem Haus aufsuchen. Er wird mir offenbaren, was mir die, welche sich rühmen, es zu wissen, nur falsch sagen. Ihr beschäftigt Euch auch mit Astrologie und glaubt an ihre Heiligkeit und Wahrheit — wollt Ihr mich heute Nachts begleiten?"

Der Oberst verbeugte sich zustimmend.

„Gut, so findet Euch um elf Uhr Nachts bei dem kleinen Auslaßthor im Wall gegen den Hirschgraben ein — Ihr kennt es doch? — Dort erwartet mich. Mich verzehrt die Ungeduld — ich habe der Feinde und Verräther viele, aber wenn die Sterne mir günstig sind, will ich sie Alle verderben! Also vergeßt nicht — heute Nacht — um elf Uhr!"

Damit wandte sich der Kaiser rasch ab und schritt ohne weiter Jemand zu beachten und ohne die Kratzfüße der verdutzten Gelehrten auch nur mit einem Kopfnicken zu erwidern, gefolgt vom obersten Kammerdiener und „Regenten gesammter Hofwirthschaft" zum Saal hinaus.

Wir können den Boden des Audienzsaales nicht verlassen, ohne uns etwas eingehender mit Kaiser Rudolf und seinem Charakter zu beschäftigen.

---

3. Der Kaiser und seine Kunstkammer.

Kaiser Rudolf II. (Bild Seite 425) stand zur Zeit unserer Erzählung, also im Jahre 1600, im siebenundvierzigsten Lebensjahre. Er hatte fast seine ganze Jugendzeit am Hofe seines Oheims, des Königs Philipp II. von Spanien, in Madrid zugebracht und mit ihm hielt die spanische Tracht und das spanische Ceremoniel seinen Einzug an den österreichischen Hof, dem sein Vater Maximilian II. und sein Großvater Ferdinand I. noch viel weniger huldigten und das dann durch nahezu anderthalb Jahrhunderte dem Hof- und Staatsleben Oesterreichs seine Signatur gab.

Viel geringer war der Einfluß dieser Erziehung am Hofe des fanatischen Philipp in einer anderen Beziehung, nämlich in religiöser.

Rudolf II. war in Religionssachen ziemlich indifferent und in den ersten Jahren seiner Regierung wurden weder die von den extremen Katholiken gehegten Erwartungen, noch die Befürchtungen der Protestanten erfüllt. Sein im Grunde gutmüthiger und wohlwollender Charakter gönnte gern Jedermann Ruhe und Zufriedenheit, nur wollte er diese vor Allem selbst genießen, um seinen gelehrten und künstlerischen Studien, dem Genuß seiner antiquarischen und Curiositäten-Sammlungen, der Bildschnitzerei und Mosaikarbeit, der Pferdezucht u. s. w. ungestört obliegen zu können.

Wenn es aber für einen Fürsten immer mißlich ist, durch seine persönlichen Neigungen mit dem Herrscherberuf in Conflict zu kommen, so war dies besonders in einer Zeit der Fall, wo politische und religiöse Gegensätze so hart aufeinander platzten, wie während der Regierung Rudolf's II., die man als Einleitung des furchtbarsten Kampfes ansehen kann, der Europa seit dem Mittelalter erschütterte.

Es ist wohl möglich, daß die Abneigung Rudolf's II. gegen die Regierungsgeschäfte derselben Ursache entstammte, die seinen gewaltigen Großoheim Karl V. bewog, seine Kronen niederzulegen, dem Eckel über die confessionellen Wirren der Zeit, die jeder friedlichen Lösung widerstrebten und das ganze öffentliche Leben vergifteten. So kam es, daß Rudolf II. am Hofe des finsteren Glaubensfanatikers Philipp II. erzogen, lange Zeit den Bestrebungen seiner Brüder und Neffen, die Gegenreformation in Oesterreich mit gewaltsamen Mitteln durchzuführen, widerstrebte, dann endlich geschehen ließ, was er nicht hindern zu können glaubte, als man ihm nach und nach alle Gewalt aus den Händen wand.

Wie alle schwachen Charaktere, war er von momentanen Eindrücken abhängig und danach richtete sich auch seine Regierungsthätigkeit und sein Eingreifen in die religiösen Wirren. Durch Zufälligkeiten und einzelne Vorkommnisse ließ er sich zu Maßregeln hinreißen, die nicht Theile eines bewußten consequenten Handels waren, in kurzer Zeit durch andere widersprechende aufgehoben wurden und so sein Ansehen schwächten, daß sich keine Hand für ihn erhob, kein Mund sich seiner annahm, als ihm seine Erblande entzogen und er mit einer Art von Pension auf die Schattenherrschaft im deutschen Reiche beschränkt wurde.

Im Jahre nach seiner Thronbesteigung 1578 hielt er sich zu Wien auf und räumte den Ständen mehrfache Begünstigungen in Bezug auf die Religionsübung der Protestanten ein. Durch einen unglücklichen Zufall schlug jedoch diese milde Stimmung bald in ihr Gegentheil um. Ein Freund äußeren Prunkes und getrieben von seiner meist aus spanischen Edelleuten bestehenden Umgebung, ordnete er an, daß die Procession des Frohnleichnam (vom alten vrone, heilig, also der heilige Leichnam) nach langen Jahren wieder mit dem gewohnten Prunk und im Beisein des Hofes abgehalten werden solle.

In Wien gehörte damals fast die Hälfte der Bevölkerung dem Lutherthum an und namentlich die unteren Classen wurden von den zelotischen und unduldsamen Predigern vollkommen beherrscht. Diese wetterten im Landhause und auf den umliegenden Edelsitzen, wo lutherischer Gottesdienst gestattet war, gegen die Procession in jener kräftigen Sprache, deren sich die beiden religiösen Parteien bedienten und versetzten die akatholische Bevölkerung in tiefgehende Aufregung.

Vornehmlich auf der gräflich Jörger'schen Herrschaft Hernals war dies der Fall, welche Ortschaft zur Zeit der Reformations-Unruhen ein Hauptsitz der Sectirer (Glaubenszünftler) und der berüchtigteste Herd aller Umtriebe gewesen, zu welchem schaarenweise zu Roß und zu Wagen alle Jene pilgerten, die den aufreizenden Conventikeln (Winkelversammlungen) theilnahmen, wovon uns ein gleichzeitiger Kupferstich ein recht lebendiges Bild liefert.

Schreiend und murrend umdrängte die fanatisirte Menge den Zug, der sich indessen doch bis auf den Bauernmarkt fortbewegen konnte. Dort hatten aber, wahrscheinlich absichtlich, Händler ihre Buden in den Weg gestellt und als diese entfernt werden sollten, widersetzte sich das Volk; ein zweifellos vorbereiteter Tumult brach los, die wüthende Menge warf sich auf den Zug und zersprengte denselben. Mit Lebensgefahr gelang es der Geistlichkeit, sich unter Zurücklassung der Fahnen und heiligen Geräthe zu flüchten, die Procession löste sich in eine großartige Prügelei auf und der Kaiser mit seinen Brüdern Ernst und Maximilian (später Titularkönig von Polen) mußten von Officieren und Edelleuten durch die blanke Waffe beschützt, zur Burg zurückgeleitet werden.

Durch diesen sehr ärgerlichen, aber durch strenge Bestrafung der Rädelsführer hinlänglich geahndeten Vorfall, ließ sich der Kaiser zu Maßregeln hinreißen, welche nicht allein die protestantischen Stände erbitterten, sondern auch Wien tief trafen.

Er verbot nicht allein jede lutherische Religionsübung in Wien und bestand auf der Ausweisung sämmtlicher Prediger, sondern er verließ auch bald darauf Wien und verlegte die Residenz nach Prag.

Als sich später, um die Zeit unserer Erzählung, die Absichten seines Bruders Mathias, ihn von der Herrschaft zu verdrängen, immer deutlicher zeigten, richtete sich ein fast fanatischer Haß des Kaisers gegen die katholischen Priester und die spanisch-römische Partei. Er wußte, daß er dieser viel zu lau in seinen Maßregeln zur völligen Unterdrückung des Protestantismus sei und daß daher nicht nur Papst Clemens VIII., sondern auch Philipp III. von Spanien seine Ersetzung durch einen willfährigeren Prinzen wünschten, als welcher noch mehr Ferdinand (nachmals als Kaiser der zweite) von Inneröstetreich galt, der ja erklärt hatte: er wolle lieber gar nicht, als über Ketzer herrschen.

Daher brach Rudolf, wohl auch geängstigt durch die von katholichen Fanatikern begangenen oder begünstigten Gewaltthaten in Frankreich, den Niederlanden und England, bei jeder Gelegenheit in Schmähungen gegen die katholische Kirche aus, verweigerte jedem Geistlichen den Zutritt, denn er witterte in jedem einen Attentäter oder einen Sendling Khlesl's, des schlauen Rathgebers seines Bruders Mathias, wies die Kapuziner aus Prag aus und mied durch Monate jeden



Kaiser Rudolph II. und sein Magier.

Kirchenbesuch. Der Unglückliche! er wähnte Gott das entgelten lassen zu müssen, was Menschen gegen ihn verschuldeten.

Aber auch diese Stimmung hielt nicht an und bald sah Rudolf II. umgekehrt sein Heil darin, viel energischer die Rückkatholisirung seiner Länder zu betreiben, als es in Mathias und seines Ministers Khlesl Absicht lag, welchen die ganze Frage nur ein Mittel war, um Rudolf zu verdrängen.

Von Lobkowiz und Karl von Liechtenstein, dem später so fürchterlichen Blutrichter in Prag, ließ sich Rudolf zu immer strengeren Maßregeln gegen die Protestanten bestimmen und entfremdete sich dadurch namentlich die Stände von Böhmen, Nieder- und Oberösterreich. Wenn Rudolf in seinem blinden Haß gegen den Bruder ausrief: „Lieber will ich todt sein, als in Mathias meinen Nachfolger erkennen!" so ebnete er gerade durch sein schwankendes widerspruchsvolles Wesen diesem die Wege und machte selbst die Stände einer Aenderung des Regiments geneigt, der sie sonst kaum so leichthin zugestimmt hätten.

Um die letzte Sympathie brachte er sich, als er 1609 das vom Bischof von Passau, Erzherzog Leopold, geworbene, übelberüchtigte, sogenannte „Passauer Kriegsvolk" in das Land rief, um einen Rückhalt gegen Mathias zu haben. Die fanatisirten zuchtlosen Söldner, von dem glaubenseifrigen Titularbischof und Feldherrn selbst geführt, wütheten wie im Feindesland, und Rudolf mußte froh sein, sie mit schwerem Geld wieder los zu werden und war, von Jedermann verlassen und mißachtet, dem Belieben seines Bruders Mathias preisgegeben, dem er die Kronen von Böhmen und Ungarn überlassen mußte.

Angeblich war er zu diesem letzten Versuch, sich zu behaupten, durch ein Horoskop bestimmt worden, laut welchem die Constellation der Sterne günstig für ihn und zum Nachtheil des gefährlichen Bruders war. Aber die Sterne hatten gelogen — oder besser gesagt: es erwies sich, daß der von ewig waltender Weisheit geordnete Gang der Gestirne keinen Zusammenhang mit den so kraus verschlungenen Pfaden menschlicher Schicksale habe.

Diese, zum Theil unserer Erzählung vorauseilenden Episoden aus Rudolf's II. Leben wurden nur darum erwähnt, um sein Charakterbild als Herrscher zu vervollständigen und die Worte des ehrlichen alten Feldhauptmanns Ruprecht von Eggenberg zu bekräftigen.

Auch über den wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen dieses merkwürdigen und unglücklichen Fürsten waltete kein günstiger Stern. Im Verhältniß zu den reichen Mitteln, die er aufwendete, hat sein Wirken verhältnißmäßig wenig Spuren hinterlassen, wovon übrigens nicht allein der unfruchtbaren Geheimlehren und kabbalistischen Spielereien zugewendete Geschmack, sondern auch die Ungunst der tief erregten Zeit beigetragen haben mögen.

Uebrigens gehörten nicht alle Gelehrten, die Rudolf an seinem Hof versammelte, zu dem zweifelhaften Völkchen abenteuernder Magier und Alchimisten, von denen Eggenberg dem jungen Oberst Waldstein erzählte; wir finden auch Namen darunter, die noch heute als Sterne am wissenschaftlichen Himmel gepriesen werden.

In erster Linie steht hier der Däne Tycho de Brahe, der, als er 1598 aus Dänemark vertrieben wurde, an Rudolf II. einen wahren Gönner fand. Aus Dankbarkeit nannte er die systematisch zusammengestellten Beobachtungen die „Rudolfinischen Tafeln," die noch heute von hohem Werthe für die Astronomie (Sternlehre) sind. Indessen steckte Brahe noch tief in den Irrthümern seiner Zeit, war ein eifriger Alchimist und mußte sich, vielleicht gegen sein besseres Wissen, auch herbeilassen seinem hohen Herrn, dem Kaiser Rudolf, aus den Sternen zu weissagen und das Horoskop zu stellen. (Hierzu das Bild.)

Auch schreibt man ihm ein solches über den Kometen des Jahres 1574 zu, aus welchem er die Geburt eines gewaltigen Kriegsfürsten im Norden vorhersagte,

der eine stolze Bahn wie ein Komet beschreiben und 1632 wie ein solcher erlöschen werde. Und in der That ward im Jahre 1574 Gustav Adolf König von Schweden geboren, der 1632 seinen Tod auf dem Schlachtfeld von Lützen fand. Ebenso sagte man, er sei es gewesen, der Rudolf II. vom Heiraten abrieth, „da seine Söhne blutdürstige Ungeheuer werden würden.“ Bekanntlich blieb Rudolf unvermält, ein außerehelicher Sohn (mit des Antiquars Strada Tochter), gewöhnlich Marchese Julius genannt, soll sich so grausam und zu furchtbaren Ausschreitungen geneigt erwiesen haben, daß ihm im Bade auf des Kaisers Befehl die Adern geöffnet worden sein sollen, was jedoch, geschichtlich erwiesen, eine Fabel ist. Der zweite Sohn Karl (aus derselben Verbindung) soll noch bei Lebzeiten seines Vaters in Wien in der Schöffgasse (heutige Mariahilferstraße) bei einem Pöbelaufstande, eines Mädchens wegen, erschlagen worden sein.

Es ist wohl nicht nöthig, zu bemerken, daß auf diese angeblichen Prophezeiungen kein Gewicht zu legen ist — sie wurden, wie so viele andere, nachhinein den Geschehnissen angepaßt.

Tycho de Brahe war in Prag nicht lange thätig. Bei einem Gastmahl im Hause des reichen, allen Wissenschaften zugethanenen Peter Wock von Rosenberg holte er sich aus allzuweit getriebener Etiquette, um zur Befriedigung eines natürlichen Bedürfnisses nicht die Tafel verlassen zu dürfen, eine schwere Krankheit, der er am 24 October 1601 im fünfundfünfzigsten Lebensjahre erlag.

Er gehört nebst Copernicus und Johannes Kepler (Bild Seite 393) zu den Begründern der modernen Astronomie und war auch Anlaß, daß der letztere, wie wir gehört haben, von der unduldsamen Katholikenpartei aus Graz vertrieben, nach Prag berufen wurde, um an der Berechnung und Feststellung der Rudolfinischen Tafeln mitzuwirken.

Nach dem Tode Brahe's erhielt Kepler, der bisher nur eine Art von mathematischer Hilfsarbeiter desselben war, die Stelle des kaiserlichen Hofastronomen, die ihn zum erstenmale in seinem Leben in den Stand setzte, seinen Studien vollkommen und ohne Sorge um das tägliche Brot obliegen zu können. In die Zeit seines Prager Aufenthaltes fallen jene wichtigen Entdeckungen, die man unter dem Namen der „drei Kepler'schen Gesetze“ zusammenfaßt und von welchen das erste, welches feststellt, daß alle Planeten Ellipsen (längliche Rundungen) beschreiben, in deren Brennpunkt die Sonne steht, grundlegend für die ganze neuere Sternkunde war.

Indessen blieb auch er, als kaiserlicher Mathematikus nicht von der Zumuthung verschont, astrologische Spiegelfechtereien zu treiben und mit Rudolf II. Horoskope zu stellen; ja später, als es mit dessen Herrschaft zu Ende ging und unter Mathias, der ihm zwar seine Stelle ließ, aber den Gehalt schuldig blieb, mußte sich der größte Astronom Deutschlands herbeilassen, um die Noth von seinem Tische abzuwehren, Kalender zu machen und über Verlangen „Prognostikons“ (Vorhersagungen) zu schreiben, was, wie er wehmüthig in einem Briefe schreibt, „doch noch immer etwas besser sei, als betteln.“

Er gehört also auch zu jenen bedauernswerthen Söhnen Deutschlands, die während ihres ruhmwürdigen Lebens der Noth und Vernachlässigung ausgesetzt waren und dafür nach dem Tode mit Monumenten geehrt werden. Nicht nur daß zu Regensburg an dem Wohnhause Kepler's, gelegen an der Donau in der heutigen Kepler-(früher Donau)-Straße, Herrn Johann Bucher gehörig und in dem fast gerade gegenüberliegenden Sterbehause (Bild Seite 400) im Jahre 1869 Gedenktafeln angebracht wurden; auch in seiner Geburtsstadt Weil (Württemberg) erhielt er ein prächtiges Denkmal, das am 24. Juni 1870 feierlich enthüllt wurde.

Dieses Denkmal ist von Director Kreling in Nürnberg modellirt und von den Gebrüdern Lenz Herold ebendaselbst in Erzguß ausgeführt worden. Auf

drei Stufen erhebt sich ein mit ehernen Reliefs und fast lebensgroßen Statuen geschmückter steinerner Unterbau, auf welchem die doppelt lebensgroße, mit weitem Talar umgebene Statue Kepler's in sitzender Stellung ruht. Die Linke hält ein Pergament mit mathematischen Figuren, die Rechte einen Zirkel. Auf einen danebenstehenden Globus gelehnt, schaut die Gestalt mit erhobenem Haupte gegen Himmel. Die Statuen am Unterbau stellen bedeutende Zeitgenossen Kepler's dar, welche sich auch um die Astronomie Verdienste erworben haben, wie Copernicus, der Erfinder des nach ihm benannten Weltsystems (in der Tracht eines Domherrn), Tycho de Brahe (in spanischer Tracht), Michael Mästlin, Professor der Mathematik in Tübingen, Kepler's Lehrer und Freund, und Jobst Burg, der die astronomischen Instrumente für Kepler verfertigte. Unterhalb dieser Bildnisse befinden sich zwischen den Pfeilern vier Reliefs. Vorn schwebt Urania, die Muse der Sternkunde, an den Entfernungen der Sterne messend; auf der entgegengesetzten Seite zeigt Kepler seinem Freunde Byrg in dessen Werkstatt durch ein eben vollendetes Fernrohr die Wunder des Firmaments; links und rechts ist dargestellt, wie der junge Kepler durch Mästlin in das Studium der Mathematik und der Astronomie eingeführt wird und wie Kepler mit Tycho de Brahe in seinem Studierzimmer disputirt und dabei einen Besuch des Kaisers erhält. Das ganze vortrefflich aufgebaute Denkmal gereicht der Stadt wie dem Lande zur besonderen Zierde.


Astronom Johann Kepler. (Seite 380 und 392.)

Außer diesen beiden hellleuchtenden Zierden der Wissenschaft hielten sich aber noch viele andere bedeutende Gelehrte vorübergehend an Rudolf's Hofe auf und auch Dichter zog er an sich, so daß man den Hradschin nicht ganz unpassend mit dem Parnaß verglich. Von den Männern der Wissenschaft sind besonders zu nennen: Adam Zalužansky von Zalužen, der zuerst die verschiedenen Geschlechter der Pflanzen beobachtete und das Sexual-System (Geschlechtsordnung) in die Botanik einführte, Christoph Harant von Polžič, wegen seiner weiten Reisen der „böhmische Ulysses“ genannt, der Geschichtsschreiber Georg Handsch und viele

Andere. Von Dichtern führen wir an: Thomas Mitis von Limusa, Georg Pontanus von Breitenberg, Elisabeth Weston, die gefeierte „englische Muse" und den gekrönten Dichter und Hofpoeten Georg Carolides von Carlsberg, der zugleich Stadtrichter von Prag war.

An diese gelehrten und verdienstvollen Leute schlossen sich dann die mehr oder weniger zweifelhaften fahrenden Charlatane (Marktschreier) an, von welchen es manche vorübergehend zu hoher Bedeutung am Hofe brachten, die aber bald in meist unangenehmer Weise auf das richtige Maß zurückgeführt wurde. Eine Zeit lang fand sich dieses Gelichter so zahlreich ein, daß ein schmales eng an den Festungswerken nächst dem Hirschgraben hinführendes Gäßchen nach denselben den Namen „Alchimistengäßchen" bekam und jeder Adept (Goldmacher), der vor den Kaiser gelangen wollte, sich im Hause des gelehrten Leibarztes Doctor Thaddäus Hageck von Libozan einer Prüfung unterziehen und durch ein Experiment (Kunstprobe) über seine Kenntnisse ausweisen mußte.

Besonders viel Gefallen fand Rudolf II. an der bildenden Kunst, und dieser Geschmacksrichtung verdankten sowohl seine berühmte Kunst- und Raritätenkammer, wie auch der Schloßgarten von gleichzeitigen Lobrednern als „achtes Wunder der Welt" und „unvergleichlicher Lustort der Feen" gepriesen, ihre Entstehung.

Köstliche Stallungen, in welchen der Kaiser, obwohl allen ritterlichen Uebungen abhold, herrliche Pferde hielt und züchtete oder allerlei absonderliche Kreuzungs- und Mastversuche mit Rindvieh machte, Löwen- und Bärenzwinger (Bild Seite 408), Lustgebäude, Reitschulen und Ballhäuser u. s. w. machten den Hradschin, welchen er oft monatelang nicht verließ, zu einer kleinen Welt für den Kaiser.

In der Kunst- und Curiositätensammlung war vornehmlich der schon erwähnte Octavian Strada thätig; nebst diesem hielten sich noch an Rudolf's Hofe sein Kammermaler Johann van Achen (geb. 1552, gest. 1605), einer der bedeutendsten Künstler seinerzeit, die Hofmaler Josef Heinz, Bartholomäus Spranger, Georg Hoefnagel, Egidius Sadeler, der ausgezeichnete Kupferstecher, dann die Bildhauer Adrian van Fries, Johann Du Mont und Alexander Abondio auf.

Besonderes Gefallen fand Rudolf an geschnittenen Steinen und kunstvollen Mosaik-Arbeiten, mit welchen er sich selbst beschäftigte. Neben den kunstreichen Gemmenschneidern Zacharias Belzer, Kaspar Lehmann, Jobst van Brüssel und den drei Brüdern Miseroni stand auch der Uhrmacher Weser in seinen Diensten, der „allerley künstliche Uhrwerch" mit einem „miraculeusen (wundersamen) Kunst-Prunnen" für ihn baute.

Es dürfte an diesem Platze auch nicht uninteressant sein, dem ferneren Schicksal der „böhmischen Schatz- und Kunstkammer," wie man Rudolf's Sammlungen nannte, einige Worte zu widmen.

Obwohl gewiß manche Stücke von zweifelhaftem künstlerischem und historischem Werth waren, so wissen wir doch, daß sie reich an auserlesenen Kunstwerken gewesen, und nach Rudolf's Tode schätzte man die Kleinodien und Kostbarkeiten allein auf nahezu zwei Millionen Gulden.

Was leicht veräußerlich war, mochte wohl in den geldarmen Zeiten des dreißigjährigen Krieges verkauft und so weit es aus Edelmetall war, eingeschmolzen worden sein; die Gemälde, Schnitzwerke, Sculpturen und andere Kostbarkeiten aber verschwanden in unterirdischen Gelassen des Königsschlosses am Hradschin und konnten dort in Finsterniß und Moderduft von der Zeit träumen, wo eines Kaisers Auge sich an ihnen ergötzt hatte.

Erst im Jahre 1782 wurden diese Schätze gleichsam von neuem entdeckt — freilich von Leuten, die ihren Werth nicht erkannten. Es hatte die Garnison von Prag eine Vorstellung an Kaiser Josef II. gerichtet über den gesundheitsschädlichen Zustand der dortigen Militärkasernen und der Monarch schaffte in seiner bekannten

raschen Weise augenblickliche Abhilfe. Er bestimmte unverzüglich sein Schloß als Unterkunftsort und, da er nicht selbst in Prag anwesend war, was viele Unzukömmlichkeiten verhindert hätte, machte man sich auf kaiserlichen Befehl sogleich an die Arbeit.

Das Local der kaiserlichen Burg wurde zur Artilleriekaserne bestimmt, und da diese Militärbranche feuerfeste Gemächer zur Aufbewahrung der Brennmaterialien brauchte, durchsuchte man die unterirdischen Gewölbe. Man fand auch deren drei, sie waren in den Bergfelsen eingehauen, mit eisernen Thüren verschlossen und mit kleinen, in den Schloßgraben führenden Oberfenstern versehen, auf welchen der Schmutz der verflossenen Jahrhunderte melancholisch starrte und der Tageshelle keinen Eintritt gewährte. Es wurden Fackeln angezündet und — da lag denn wie Kraut und Rüben durcheinander ein riesiges Convolut von zerbrochenen und ganzen, bestaubten und sorglich in Futteralen verwahrten Gold-, Silber-, Stein-, Thon-, Holz- und Seidenzeug-Arbeiten, Statuen, Schmuckwerk, Waffen, wissenschaftlichen und musikalischen Instrumenten, zu deren Würdigung es allerdings besserer Kenneraugen bedurft hätte, als die löbliche sogenannte „Einrichtungs-Commission."

Der „alte Plunder," wie man das Kunterbunt nannte, wurde, ohne vorher einen Kunstverständigen zu Rathe zu ziehen, massenweise in Körben und auf Tragbahren zusammengerafft und in die vormalige Bildergalerie „zum Aussuchen" gebracht, wobei man natürlich nicht nach dem wissenschaftlichen Werthe, sondern etwa gleich einer Oebstlerin mit den gut erhaltenen und schadhaften Früchten verfuhr, das Unzerbrochene vom Schadhaften sonderte und — mit Ausnahme der Gemälde, welche nach Wien für die kaiserliche Sammlung im Belvedere geschafft wurden — das „alte, unnütze Geraffel" auf dem Flecke durch zwei Tage (13. und 14. Mai) öffentlich an die Meistbietenden versteigerte. Die Hauptbedingung war, daß zuerst die beschädigten Stücke aus dem Wege geräumt würden, und so holte man denn alle Trödler und Hausirjuden von ganz Prag zusammen, welche der Auction beiwohnten.

Es läßt sich nur ein schwacher Begriff von der Art geben, wie dabei mit rasender Eile und dem empörendsten Vandalismus vorgegangen wurde. Der Verfasser dieses Buches besaß den Original-Manuscriptcatalog dieser Licitationsgegenstände und fand die herrliche Sammlung mit einer Ignoranz, einer Nachlässigkeit beschrieben, wie sie nur der blödeste und gewissenloseste Unverstand zu Tage fördern konnte. Man las darin zum Beispiel: „Verschiedene Gegenstände, gut und schlecht erhalten" — diese waren Przemysl's Mütze, Libussa's Schuhe, Tycho de Brahe's Gürtel u. dergl.; „eine Schüssel zu beliebigem Gebrauch" — eine Tasse von der bewundernswerthesten Ciselirarbeit Benvenuto Cellini's; „ein Buch mit allerhand Figuren" — das kostbare Goldmacherbuch Rudolf's II. mit wundervollen Miniaturen; „ein großes Schnitzwerk" — Adam und Eva von Albrecht Dürer; „Weib von einer bösen Gans gebissen" — Leda mit dem Schwan, von Correggio gemalt, u. s. w. u. s. w.

Die köstlichste Affaire kam aber mit dem Sohne der Niobe, dem herrlichen Ilioneus, welcher aus Tycho de Brahe's Besitz in den des Kaisers übergegangen war, vor. Im Verzeichnisse war dieses Meisterwerk des unerreichten Bildners Praxiteles folgendermaßen bezeichnet; „Nr. 38. Eine kniende Mannsperson von weißem Marmel, der Kopf abgebrochen und abgängig." Es fand sich dafür kein Käufer. Endlich bot der in Prag allgemein bekannte Trödler Lebrak, von seinem Lieblingsausdrucke: „Wenn man bei einer Licitation ist, so muß man laudonisch einhauen," mit dem Spitznamen „der Tandler-Laudon" beehrt, dafür einundfünfzig Kreuzer Wiener Währung (35 Kreuzer heutiger Währung) und erhielt den Torso (Rumpf) ungesäumt zugeschlagen. Der Steinmetz Malinsky, der sich verspätet hatte, bot für das „Steinstuck," das er ohne Zweifel für seinen

Handwerkszweck verarbeiten wollte, gleich darauf vier Gulden Wiener Währung und der Tandler machte, seiner Idee nach, ein brillantes Geschäft. Bald darauf starb aber der Steinmetz und die Verarbeitung unterblieb. Seine Frau achtete nicht auf das „Steinstuck" und so lag es bestaubt in einem Winkel.

Da kam der gelehrte Augenarzt, Anatom und Kunstkenner Doctor Josef Barth (geb. 1745, gest. 1818), auf einer wissenschaftlichen Reise nach Dresden begriffen, durch die Stadt Prag, fragte einen Freund, ob er nicht wisse, wo man Antiquitäten zu kaufen bekäme, und wurde von diesem an die Steinmetzwitwe gewiesen, welche wohl alte Statuetten und dergleichen haben dürfte. Wie vom Blitze getroffen stand Barth vor dem unschätzbaren Kunstgebilde, das aus dem „Gerumpel" hervorgeholt worden war und für welches sechs Siebzehner (ein Gulden zweiundvierzig Kreuzer Conventionsmünze) verlangt wurden. Barth schloß den Handel ab und verkaufte später das Meisterwerk um sechstausend Dukaten an den sich beim Wiener Congresse (1814) aufhaltenden, schon damals kunstliebenden Kronprinzen (später König) Ludwig von Baiern. Dieser Torso bildet noch heute eine der ersten Zierden der Glyptothek (Bildwerkesammlung) in München.

Unter solchen Umständen ist nur zu wundern, daß nicht mehr von dieser Sammlung verloren ging, als leider zu beklagen ist. Es war dies das Verdienst eines eifrigen Sammlers und Kunstverständigen, des Herrn Johann Ferdinand Ritter von Schönfeld. Derselbe hatte die vorerwähnten Vorgänge allerdings mit Entrüstung, aber doch wieder mit Freude bemerkt; denn — gelangte auch ein Theil des Schatzes in unberufene Hände, so kam doch der ungleich größere sehr billig in seinen Besitz und er wendete damals, dreiunddreißig Jahre alt, sein gesammtes Vermögen daran, um nur so viel als möglich von den Kunstschätzen an sich zu bringen. Obwohl seine Mittel bei weitem nicht zureichten, um, wie er gern gewollt hätte, die ganze ungeheuere Masse von Gegenständen zu erstehen, so behielt er doch genau die Eigenthümer jener Theile, welche er zurücklassen mußte, im Gedächtniß und es gelang ihm später, als sich seine Vermögensverhältnisse besserten, den größten Theil davon zu kaufen, so daß er endlich im Jahre 1799 das Glück hatte, mit sehr wenigen Ausnahmen die ganze vormalige Rudolfinische Schatz- und Kunstkammer als alleiniges Eigenthum zu besitzen. Er ordnete sein Cabinet, vermehrte es durch Zukäufe und stellte es unter der Bezeichnung: „Ritter von Schönfeld's technologisches Museum" in seiner schönen Wohnung (Preßgasse Nr. 454 alt, heute Sterngasse Nr. 6) in mehreren Zimmern und Cabineten zur Benützung aller Kunst- und Gewerbeverständigen aus, denen er mit der größten Liebenswürdigkeit die Besichtigung gestattete und selbst als Cicerone erklärend beistand.

Nach seinem am 15. October 1821 erfolgten Tode kaufte der bekannte Theatermäcen Josef Freiherr von Dietrich die kostbare Sammlung und stellte sie erst in seinem Hause in der Stadt (Schönlaterngasse Nr. 673 alt, heute Nr. 8), dann in der Vorstadt Matzleinsdorf (Nr. 16 alt, heute Wieden, Matzleinsdorferstraße Nr. 47) auf, an welch' letzterem Orte sie bis zum Tode des Besitzers blieb. Dietrich starb am 21. Juli 1855 im fünfundsiebzigsten Lebensjahre und im Jahre 1859 kauften die Antiquitätenhändler Gebrüder Löwenstein in Frankfurt am Main das zur Verlassenschaft des Freiherrn gehörige werthvolle Museum, wie damals verlautete, um die Summe von 28,000 Gulden.

Schließlich kann es nicht unterlassen werden, einige der werthvollsten Alterthümer anzuführen, welche dieses Museum umschloß. Es waren da: prachtvolle Handzeichnungen, Oelgemälde und Holzschnitte von Dürer, Cranach, Rembrandt, Tizian, Mecken, Schongauer, Holbein, Marc Anton u. s. w.; Waffenschmiedarbeiten aus allen Jahrhunderten, darunter das Richtschwert, mit welchem im Jahre 1621 die vierundzwanzig adeligen Herren in Prag hingerichtet wurden, deren Namen der Scharfrichter selbst hatte auf die Klinge ätzen lassen; der Reiher-

busch des Ungarkönigs Mathias Corvin; die Handschuhe des Grafen Albrecht von Waldstein und seines Obersten Buttler; der „Baphomet," das ist jener kleine, haselnußgroße, aus Gold gearbeitete Todtenkopf, den der Großmeister der Tempelritter in den Versammlungen an einer rothen Schnur um den Hals trug. Der durchaus mit Email überzogene Kopf läßt sich oberhalb der Augen dergestalt theilen, daß man im Innern ein menschliches Skelet, mit dem Kopfe auf einer Sanduhr liegend, erblickt, welches bis auf den kleinsten Körpertheil regelrecht gearbeitet, also ein Meisterwerk der Filigran-Arbeit jener Zeit ist. Er konnte wohl nur von den Ordensmitgliedern selbst mit ganz eigenen Werkzeugen verfertigt worden sein, denn die gewöhnlichen Werkzeuge reichten nicht aus.

Ferner befindet sich darunter: das Vesperbild des Friedländer Herzogs Albrecht von Waldstein, den sterbenden Heiland darstellend, im Ganzen aus einem Elfenbeinzahn mit größter Wahrheit und Kunst verfertigt; — die zwei einzigen Figuren der Rundarbeit Albert Dürer's, als er noch die Bildhauerkunst übte: Adam und Eva in Lebensgröße; — der große parabolische (kegelschnittgestaltete) Brennspiegel des ersten Kalendermachers Johannes Regiomontanus; — ein prächtiges Schachspiel aus Elfenbein und Ebenholz, vom Kaiser Rudolf II., der ein trefflicher Kunstdrechsler gewesen, selbst verfertigt; — dessen kostbares Goldmacherbuch, auf Pergament mit prachtvollen Miniaturgemälden; des Kaisers geheimes Schriftkästchen, noch bis heute verschiedene mystische Papiere enthaltend; sein Kunstwebestuhl; sein goldener und emaillirter Handring, mit dem wunderbaren rosenrothen Steine; das „Millionfräulein," wie eine merkwürdige Perlenarbeit genannt wurde: eine drei Zoll hohe weibliche Figur, aus echten kleinen Naturperlen, deren Anzahl nach einer mit dem Vergrößerungsglase vorgenommenen Zählung gerade eine Million beträgt, zusammengesetzt; die Grablegung Christi aus Colibrifedern, welche der römisch-deutsche Kaiser Ferdinand I. aus Amerika erhielt und welche die Kaiserin Maria Theresia 1752 ihrem Beichtvater geschenkt, und noch viele derartige Kostbarkeiten und Curiositäten. Leider weiß man nicht, wo eine ganz besondere Merkwürdigkeit hingekommen: das von Kaiser Rudolf II. eigenhändig gemalte Porträt des Staatsmannes und Cardinals Franz Fürst Dietrichstein, zu welchem derselbe eigens dem Kaiser hatte sitzen müssen.

Die freundlichen Leser verzeihen wohl diese Abschweifung um des Gegenstandes willen; sie wurde gemacht, um den Ausspruch zu rechtfertigen, daß auf den Unternehmungen Rudolf's II., auch was seine Kunstschätze anbelangte, kein Segen ruhte.

Doch nun zur Erzählung zurück.

4. Rabbi Löw und seine Wunder.

Bleigrau und schwer hing die nächtliche Wolkendecke über das hundertthürmige Prag herab. Ein kalter Wind fegte in heftigen Stößen durch den Schloßgarten und raubte den knarrenden und ächzenden Bäumen die letzten Blätter, die er dann durch die Luft wirbelte, als freute er sich seines Raubes. Es war ein heimtückischer Geselle, dieser Wind, denn er hielt oft einige Minuten inne, um seine Kraft zu sammeln und dann pfiff er plötzlich so schneidend über den Laurentiusberg daher, daß die schweren Tropfen, welche er hie und da mit sich führte, hart niederklatschten, wie Schrotkörner.

Es war daher auch kein Wunder, daß der Oberst Graf Waldstein, während er wartend an der Schloßmauer auf und ab ging, sich fest in seinen Reitermantel

wickelte und oft ungeduldig nach dem kleinen Pförtchen spähte, das bei der herrschenden Dunkelheit im tiefen Schatten überhängender Bäume fast ganz verschwand. In das hohle Sausen des Windes, das Knarren der Bäume und das Rascheln des dürren Laubes mischt sich oft Thiergebrülle, das aus den im Schloßgarten befindlichen Käfigen und namentlich aus dem großartig angelegten, mit Kletterbäumen versehenen, theilweise mit Wasser gefüllten „Bärenhof" (Bärenzwinger) kam, der zu den Lieblingsanlagen des Kaisers gehörte und ihm manche seiner vielen müßigen Stunden durch die drolligen Spiele der braunen ungeschlachten Thiere vertrieb, von welcher Art und Weise ein berühmter holländischer Maler, Carl Dujardin, uns eine sehr anschauliche Darstellung hinterlassen hat. (Bild Seite 408.)

Mit tiefen Klängen erscholl von Strahow herüber der Schlag der elften Stunde und unmittelbar darauf tönten aus der Tiefe herauf die Glockenschläge der vielen Kirchen der Altstadt. Selbst der Wind schien der Erzstimme gelauscht zu haben, denn er hatte mit dem Sausen eingehalten und es herrschte eine Stille, daß man deutlich das Einschnappen des Schlüssels an der kleinen Pforte hörte.

Rasch trat der Oberst hinzu und begrüßte die erste aus der schwarz gähnenden Oeffnung tretende Gestalt mit einer tiefen ehrfurchtsvollen Verbeugung.

„Gemach, gemach, Herr Oberst!" kicherte eine heisere Stimme. „Bin ich doch nicht des Kaisers Majestät, sondern nur dessen niedriger Diener, dem Ihr wohl keine solche Reverenz zugedacht habt."

„Wer ist der Herr denn?" fragte Graf Waldstein kurz.

„Oh nur der Herr von Langenfels, dem Herrn Obersten zu dienen," lautete die spöttische Antwort.

Graf Waldstein erinnerte sich der Warnung des alten Feldhauptmanns und bezwang daher seinen Unmuth über des Kammerdieners sonderbare, aus frecher Vertraulichkeit und spöttischer Ehrerbietung gemengten Manieren. Er fragte nun kurzweg:

„Seid Ihr von Seiner Majestät mit einer Sendung an mich beauftragt?"

„So ist es, Herr Oberst. Der allergnädigste Herr läßt Euch entbieten, Ihr wollet Euch bei der Stiege einfinden, so vom Schlosse in die Sporergasse herabführt, da Seine Majestät bei obwaltendem Wetter lieber den Gang zu Fuße machen, als in einem Kahn überfahren will."

„Habt Ihr sonst noch was zu vermelden?"

„Nichts mehr, als daß Eurer an der Treppe ein kaiserlicher Hatschier (Leibwächter) wartet, der auf das Losungswort: „Habsburg und Mars" dem Kaiser Euer Eintreffen anzeigen wird."

„Ich dank' Euch, Herr Kammerdiener," entgegnete kalt der Graf und wandte sich ab, um das Schloß umschreitend an den bezeichneten Ort zu kommen.

Lang sah der in der Finsterniß verschwindenden Gestalt nach.

„Wir wollen Dich im Aug' behalten, mein Herr Obrist," brummte er vor sich hin. „Es scheint, daß Du zu sehr in unseres Herrn Gunst stehst, um ungefährlich zu sein; da thut es Noth, bei Zeiten vorzusehen. Das wird sich auch heute noch abmachen lassen — darum schnell hinab zum Rabbi, damit er von dem hohen Besuch nicht überrascht wird."

Eilig stieg der Kammerdiener in der engen schluchtartigen Einsattlung des Hirschgrabens hernieder, nicht ohne manchen Fehltritt zu thun. Bald war er in der Kleinseite angelangt und schritt an einzelnen Häusern vorüber, die ungefähr da standen, wo heute die Bruskagasse zur Moldau führt, dem Ufer zu.

Von Kobili und Strizkow blies aus Nordosten ein eisig kalter Wind daher, so daß der kaiserliche Kammerdiener die Mütze über die Ohren zog und die Hände rieb, als er das Ufer erreicht hatte und aufmerksam spähend auf den Fluß hinunterschaute, der glanzlos, wie ein tiefschwarzer Abgrund, vor ihm lag.

Mehrmals hatte er ein scharfes Pfeifen ausgestoßen, doch scheinbar ohne Resultat, so daß er ungeduldig wurde und mit dem Fuße stampfte.

„Hören die verdammten Kerle nicht — oder ahnen sie, daß es heute kein Geschäft gilt und nichts überzufahren ist, was sich verschachern läßt?" knurrte er vor sich hin. „Jede Minute ist kostbar, denn der Kaiser, der sich nur schwer bereden ließ, den Weg über die Brücke zu wählen, wird sich in seiner Ungeduld gleich auf den Weg gemacht haben und —"

Ein regelmäßiges, klatschendes Geräusch schlug an sein aufmerksam horchendes Ohr und sofort kletterte er am unregelmäßigen Ufer hinab. Im Moment, als er unten anlangte, stieß mit leisem Knirschen ein Kahn gegen die Steine und er stieg, nachdem er den zwei Ruderknechten einige hebräische Worte zugeflüstert hatte, in denselben ein.

„Kommt nichts mehr nach?" fragte leise einer der Männer.

„Nein, es kommt heute keine Waare — sputet Euch — es hat Eile!" entgegnete der Kammerdiener und sofort tauchten die Leute die Ruder in die schwarze Fluth und ruderten mit kräftigen Schlägen aufwärts, um sich dann von der heftigen Strömung gegen jene Biegung tragen zu lassen, wo die Moldau den bisher nördlichen Lauf plötzlich gegen Osten richtet und wo im äußersten Norden der Altstadt das vielberühmte Mokom Jehudim — die Judenstadt Prags — liegt.

Rasch war die Fahrt vollendet und Lang sprang, bevor der Kahn noch das Ufer berührte, heraus.

„Erwartet mich hier!" rief er den Leuten im Boote zu. „Ich werde nicht lange ausbleiben und Ihr sollt zufrieden mit dem Lohn sein."

„Was mag der Herr wieder heut' zu besorgen haben, daß er ist so eilig?" sagte ein Mann im Boote, als er den verklingenden flüchtigen Schritten lauschte. „Gott der Gerechte, wie er lauft!"

„Und mag er laufen noch äsoi schnell, wird er doch nix entrinnen dem Kekolos (Fluch, Verdammnis), weil er hat abgeschworen den Glauben seiner Väter," entgegnete finster der Andere.

„Ei, Mardochai, wenn er ist geworden ein Gojim (Ungläubiger), so hat er's vielleicht nur gethut, um den Kindern Israels besser nutzen zu können," meinte der Andere.

„Der Beschoim (Bösewicht)!" knurrte der Strenge, sein Ruder aushebend und sich bequem zurücklehnend. „Haschem Jisborech (der gerechte Gott) braucht keinen solchen Verräther, wenn er will abwenden von seinem Volk die Zeit der Trauer."

„Hm, wenn er wär' so schlimm, worüm ist er denn so angesehen bei ünserem heiligen Rabbi?"

„Er ist nur ein blindes Werkzeug in des weisen Mannes Händen, der ihn kann zerbrechen und wegwerfen, wenn er will," entgegnete Mardochai belehrend.

„Und unsere Leut' machen viel gute Geschäfte durch ihn, weil er allein gebietet auf dem Schlosse droben und alles Geld geht durch seine Hand — ist das nix was Gutes?"

„Nein — denn der Reichthum soll nicht reizen, wenn er kommt aus der Hand des Ungerechten!"

„Jai — das ist mir recht zu hören," rief lachend der Jüngere, „daß Du nichts wirst nehmen von dem Ducaten, den er uns geben wird als Fahrlohn."

„Das ist was anderes," rief Mardochai eifrig, „weil es ist von uns ehrlich erworbenes Geld. Uebrigens sei still, Osias, sonst kommen die Schemiros (Wachen, daher der Localausdruck „Schmiere") über uns, weil wir uns zur Nachtzeit aufhalten wo anders, als in der Kehilla (Judengasse)."

Diese Drohung schloß des Geschwätzigen Mund, denn es war in jenen Zeiten streng verboten, daß sich, nachdem mit einbrechender Dunkelheit die Thore

zum Ghetto geschlossen, oder die Gassen, welche keine solchen hatten, mit Ketten gesperrt worden waren, ein Jude außerhalb desselben aufhalte.

Mardochai zog sein Ruder gleichfalls ein, schlang einen Strick fest um einen Pflock am Ufer und streckte sich dann lang im Kahn aus. Als er die Arme unter den Kopf schlug, konnte man bemerken, daß die Aermel seines dunklen Wamses von hellgelbem Tuch waren, das von einer weisen hohen Obrigkeit vorgeschriebene unterscheidende Kennzeichen der Juden, die übrigens in Prag, wie auch in manchen anderen Städten, bis in die Tage des Kaisers Josef II. beim Passiren der Mauthschranken einen Leibzoll erlegen mußten.

Die Prager Judenstadt (Bild Seite 409), oder wie sie später wohlklingender genannt wurde, „Josefstadt," bestand aus einem Gewirr enger, krummer Gäßchen, deren eigenthümlicher Charakter sich theilweise noch bis auf unsere Zeiten erhalten hat. Wenn auch manche Uebertreibung von dem hohen Alter des Prager Ghetto (Judenviertel) längst widerlegt ist, so reicht doch unzweifelhaft sein Bestand bis in die ältesten Zeiten der Stadt hinauf, denn schon im Jahre 1412 brannte eine Synagoge der Altstadt nieder, wie uns die Chroniken erzählen, die uns bald darauf auch von jenen Schauerscenen zu berichten wissen, die als „Judenverfolgungen" eines der düstersten Blätter der Geschichte füllen.



Kepler's Sterbehaus. (Seite 392.)

Namentlich an zwei Locale knüpfen sich viele Erinnerungen: an die berühmte „Alt-Neuschule," die Synagoge, deren ursprüngliche Erbauung weit zurück in das Mittelalter reicht, und an den Bet Chaim (Haus des Lebens), den berühmten alten Judenfriedhof.

Die Alt-Neuschule ist eines der ältesten jüdischen Andachtshäuser und — wenn wir die Kotel Maarabi, die stehengebliebene westliche Seite des Salomonischen Tempels in Jerusalem und die alte Synagoge in Worms, welche Engel des Himmels in der Nacht der Zerstörung des zweiten Tempels durch die Römer erbaut haben sollen, ausnehmen — unstreitig das älteste noch bestehende israelitische Bethaus.

Dieser alterthümliche Bau, dem seltsamerweise einige einen hebräischen Ursprung geben — sie leiten ihn von Al-Tnaj (bedingungsweise) her und folgern daraus, daß die Erbauung dieses Gotteshauses an irgend eine, nunmehr unbekannte Klausel gebunden gewesen — wird für ein Werk des achten Jahrhunderts gehalten, da laut einer alten lateinischen Urkunde dieser Zeit schon damals den Prager Juden gestattet ward, „in der Umgebung der Alt-Neuschule zu wohnen." Sie ist in gothischem (richtiger germanischem) Baustyl gehalten, der die mittelalterliche Architektur in Europa charakterisirt, und in seiner vollkommensten Ausbildung in Central-Europa zu finden ist.

Da aber dieser Baustyl seine Entstehung zunächst dem unmittelbaren Einflusse des orientalischen Elementes zu verdanken hat, so dürfte es umsoweniger befremden, ein israelitisches Bethaus, wo morgenländischer Geist und vorzeitliche Weltanschauung vorherrschen sollen, in demselben alterthümlichen Styl erbaut zu sehen. Auch ist kein Tempel der Andacht so geeignet, den Geist zur Beschauung zu stimmen, wie ein gothischer. Hier muß das Gemüth aus der Zerstreuung des

Irdischen sich sammeln, und aus dem Lebensdrange zum Unendlichen erheben, wie die Spitzbögen und Strebepfeiler des gothischen Baues aus engem Grunde sich zur Höhe schwingen.

Diese religiöse Deutung, die einem jeden empfänglichen Gemüthe beim Eintritt in einen gothischen Dom sich unwillkürlich aufdringt, wäre bei der in Rede stehenden Alt-Neuschule umsomehr anwendbar, als das nationale Leben der Israeliten und die traurigen Schicksale, die sie besonders im starren Mittelalter heimgesucht und aus denen der Gott ihrer Väter sie wunderbar errettet, beim Anblick jenes düstern engen Baues von selbst in der Seele auftauchen und zur ernsten Betrachtung mahnen.

Die **Alt-Neuschule** kündet sich schon **von Außen** (Bild Seite 409) als ein hohes Alterthum an. Mehrere Stufen führen in das noch ehrwürdigere **Innere** hinab, welches hiemit in gedrängter Kürze geschildert werden soll.

Die Bogen des doppelten Spitzgewölbes tragen zwei massive im byzantinischen Geschmacke gestellte und verzierte Säulen. Beim Eintritte in das Innere dieses Gotteshauses kann man sich eines geheimen Schauers kaum erwehren, erregt sowohl durch das magische Halbdunkel, das ein matter, aus den tiefversteckten schmalen Fenstern dringender Schimmer spärlich beleuchtet, als auch durch den Anblick der schwarzen, vom Rost einer grauen Vorzeit benagten Mauern, an denen man noch, unweit der engen Thüre rechts, die kaum verbleichten Spuren verspritzten Menschenblutes, bei einem Aufstande gegen die Juden in früheren barbarischen Zeiten vergossen, zeigen will.

An der Säule in der Mitte bemerkt man eine aufstrebende Fahne; dieselbe soll eine Kriegsfahne sein aus der Zeit des Schwedenkrieges vor Prag, in welchem die Israeliten kämpfend die Gefahr ihres Vaterlandes mit Muth und Kraft getheilt. Auf der Fahne von rothem Seidenstoff glänzt in metallenen Lettern der Name „Jehova" und der hebräische Vers: „Höre Israel!" u. s. w. (Buch Mosis V, 6, 4). Auf den Tafeln, an den Säulen und Pfeilern hängend, sind hebräische Gebete bei außergewöhnlicher Gelegenheit, liturgische Vorschriften und dergleichen kalligraphisch geschrieben.

In der Mitte des Bethauses, von Eisengittern umschlossen, ist das, einige Stufen erhöhte, sogenannte Al-memr, wo an Sabbath- und Festtagen bestimmte Abschnitte aus dem Pentateuch (fünf Bücher Mosis) von dem Vorbeter mit lauter Stimme verlesen werden. Rechts, an der Stelle, wo der Armleuchter zu sehen ist, ist der sogenannte Amud (Stand), wo der Vorbeter stehend das Gebet verrichtet, das Gesicht gegen Misrach (Aufgang) gewendet. In der Nähe des Vorbeters rechts befindet sich der Ehrensitz des ersten Prager Rabbiners.

Hart zur linken Seite des Vorbeters führen einige Stufen zur Aron Hakodesch (Bundeslade), welche dem Beschauer in Gestalt eines Altars mit vorgezogenen Vorhängen erscheint. In dieser Bundeslade mit massiv messingenen Flügelthüren geziert, befinden sich mehrere Abschriften des Pentateuch, auf Pergamentrollen mit weihevoller ängstlicher Genauigkeit geschrieben. Vor der Bundeslade hält auch der erste Rabbiner an bestimmten Sabbath- und Feiertagen seine Deraschot (Erbauungsreden).

Zur Rechten des Vorbeters brennt eine Lampe, das sogenannte Ner-Tamid (ewige Licht). Mehrere Luster hängen an metallenen Stangen und an Seilen von der Decke herab, die an Feiertagen alle beleuchtet werden.

An dieses ehrwürdige Denkmal der Vorzeit knüpft sich so manche Sage, die durch mündliche Ueberlieferung sich erhalten und in's Volksleben übergegangen ist. Es soll alsbald des Näheren darüber gesprochen werden.

Was die zweite Denkwürdigkeit, den **alten Judenfriedhof**, betrifft, wird wohl niemand unerschüttert zwischen diesen alten Grabdenkmalen herumwandeln,

die, wirr durcheinanderstehend, bald vom hohen Gras verborgen, bald in den moderigen Boden versunken, eine eigenthümliche Beredsamkeit besitzen und nicht allein die Endlichkeit des Lebens, sondern auch die Nichtigkeit des menschlichen Hasses und Fanatismus gar eindringlich predigen. Denn heute ist dieser Ort, der mehr als einmal von Scenen grimmigsten Glaubenshasses befleckt wurde, für jeden denkenden Menschen von hohem Interesse, und nicht leicht wird man Prag verlassen, ohne den alten Judenfriedhof besucht zu haben.

Außer den spärlichen Ueberresten der alten Bergfeste Wyssehrad gehörte der Judenfriedhof und vielleicht auch die ursprüngliche Anlage der Alt-Neuschule zu den ältesten Baudenkmalen Prags und verdient daher schon darum die ehrfurchtsvolle Aufmerksamkeit, welche man ihnen widmet. Aber noch mehr ist dies der Fall wegen der zahllosen Erzählungen und Sagen, welche sich an das verwitterte Gemäuer und die sonderbar geformten Grabsteine schlingen gleich den undurchdringlichen grünen Eichenwänden und den seltsam verschlungenen Fliederästen, die ihren Schatten auf diese erinnerungsvollen Stätten werfen.

Mit der größten Ehrfurcht aber wird noch heute das Grabdenkmal des weisen und „hohen" Rabbi Löw (Löwy Sohn Bezalel) gezeigt, der zu den Zeiten des Kaisers Rudolf II. schon in hohem Alter und wegen seiner Kenntnisse in der Kabbala (Geheimweisheit der jüdischen Rabbiner) und geheimen Künsten, wie nicht minder wegen seiner Gelehrsamkeit und Frömmigkeit in hohem Ansehen stand.

Die Leute seines Glaubens vergötterten ihn und folgten seinen Worten blindlings, aber auch die Christen ehrten ihn nicht blos wegen seines tugendhaften Wandels, sondern sie scheuten ihn auch wegen seiner geheimnißvollen Macht, die er bei mehr als einer Gelegenheit bewiesen hatte.

Als einst ein großes Sterben in Prag herrschte und kaum ein Haus oder eine Familie mehr war, in dem der grimmige Würger Tod nicht seine reiche Ernte gehalten hatte, da verbreiteten böse oder verblendete Menschen den Ruf: die Juden, die Christum den Herrn gekreuzigt haben, hätten die Brunnen vergiftet. Und das Volk rottete sich zusammen und wollte diese vermeintliche Uebelthat und die vielen an der Seuche Verstorbenen rächen. Der aufgereizten Menge aber schlossen sich dann wüste und gierige Massen an, welchen es nur um Raub, Plünderung und Mord zu thun war.

Unter wildem Geschrei zog der Haufe bewaffnet nach dem Ghetto, wo sich eine kleine Schaar mannhafter Juden dem Eindringen widersetzte. Aber sie wurden niedergeschlagen und über sie weg ergoß sich der Strom der Wüthenden zum Vernichtungswerk in die Gassen.

Da trat ihnen ein einzelner, ehrwürdiger Mann mit langem Bart, die gebieterische Gestalt umflossen vom langen Talar, entgegen, und gebot ihnen mit tönender Stimme Halt. Die Vordersten stutzten und wichen zurück, denn sie erkannten den Rabbi Löw, von dessen Macht viel geheimes Reden umging, und seine Gestalt, anzusehen gleich einem Patriarchen des alten Bundes, imponirte ihnen.

Aber andere, lüstern nach Beute, drängten sich vor, unterbrachen des Rabbi mahnende Rede mit Hohnrufen und warfen mit Steinen und Kothstücken nach ihm. Aber siehe! bevor diese noch seinen Talar berührten, verwandelten sie sich in herrlich leuchtende und süß duftende Blüthen, die zu seinen Füßen niederfielen, daß er wie auf blumiger Wiese stand.

Erstaunt und erschrocken drängte die Menge zurück und nur einige der Wildesten und Verwegensten stürmten mit hochgeschwungenen Waffen auf ihn ein. Aber er streckte nur den Arm gegen die Uebelthäter aus und sie ließen die Wehr sinken und erstarrten, als wären sie zu Erz geworden. Entsetzt flohen die Uebrigen, der Rabbi aber trat auf die Regungslosen zu, rief sie wieder in das Leben zurück

und entließ sie reich beschenkt mit der Versicherung, er werde sein Gebet zu Jehova richten, damit er der Seuche, die nichts als eine himmlische Strafe sei, ein Ende mache. Und wirklich nahm das Sterben ab und in wenigen Wochen war die Seuche ganz erloschen.

In einigen Jahren starben wieder so ungewöhnlich viele Judenkinder, so daß jeden Tag mehrere der kleinen Leichen auf den „Beth Chaim" gebracht wurden und alle Väter und Mütter in tiefer Trauer um die entrissenen Lieblinge oder in schwerer Sorge um die noch verschonten waren. Und keiner der gelehrten Aerzte vom Hofe und aus der Stadt konnte des Uebels Sitz (wahrscheinlich der Hals, etwa eine Art Diphtheritis) ergründen, ebensowenig aber halfen auch die Gebete und Segenssprüche der weisen und frommen Talmudisten — das Sterben dauerte fort und ununterbrochen tönte das Wehklagen der armen Eltern durch das Ghetto.

Deß erbarmte sich der hohe Rabbi Löw und er sann nach, wie er seines Volkes Noth und Betrübniß abwenden könne. Und nachdem er lange und eifrig in den heiligen Büchern gelesen und in eifrigem Gebet um Erleuchtung gefleht hatte, wurde ihm ein Weg offenbar, wie er zum mindesten die Ursache der unter den Kindern wüthenden Pestilenz erfahren könne. Er rief den vertrautesten seiner Bocher (Schüler) zu sich und gebot ihm, zur Mitternachtsstunde auf den „Beth Chaim" zu gehen und dort einem der im letzten Jahre verstorbenen Kinder, die auf ihren Gräbern tanzten, das Tachrichim (Todtenkleid) zu entreißen.

Mit banger Scheu, aber den Worten des weisen Meisters ohne Besinnen folgend, schlich sich der Bocher auf den Friedhof. Und als die Mitternachtsstunde vom Altstädter Rathhaus herübertönte, schwebten auf den Gräbern die kleinen Leichen in den langen silber- und goldgestickten Tüchern hervor und führten zwischen den Gräbern und den alten knorrigen Fliederbäumen einen seltsamen gespenstigen Reigen auf. Immer schneller wirbelten sie über die vielgestalteten Grabsteine im zitternden Lichte des Mondes dahin, so daß dem Bocher schwindelte und graute.

Zum Glück streiften sie die Tachrichim, die ihnen beim Tanz hinderlich waren, ab und ließen sie auf den Gräbern und Gebüschen hängen, denn der Bocher hätte doch nicht den Muth gefunden, einer der kleinen Leichen ein solches zu entreißen. So aber ergriff er das reichstgeschmückte und lief damit eilends zu dem Chacham (Heiligen), der ihn schon erwartete, das Fenster öffnete und sich mit dem Tachrichim daran setzte.

Kurz nachdem es die erste Stunde nach Mitternacht geschlagen hatte, flatterte eine kleine Kindergestalt durch die Luft daher auf den Rabbi (jüdischer Gesetzlehrer) zu und flehte, er möge doch das Sterbehemdchen ausfolgen, weil sie ohne dasselbe nicht in die Gruft zurück dürfe.

Der Rabbi aber legte seine Hand mit dem geheimnißvoll funkelnden Rubin am Finger, den er immer trug, auf das Tachrichim und meinte, er würde es nur hergeben, wenn das Kind ihm sage, wie die böse Seuche entstanden sei, die so viele seiner Altersgenossen dahinraffe. Aber als ob die Selbstsucht im Menschen sogar noch nach dem irdischen Tode mächtig wäre, wollte das Kind nichts verrathen, weil es sich freute, immer mehr Gespielen zum nächtlichen Tanz zu bekommen und schrie nur immer um sein Hemdchen.

Rabbi Löw aber blieb unerschütterlich und da sich über dem Hradschin schon ein fahler Strich mit dem Licht des Tages säumte, gestand das todte Kind endlich: die Seuche sei die Strafe für das sündhafte und ärgerliche Leben zweier Frauen der Gemeinde und werde nicht eher enden, bis diese nicht bestraft seien.

Nun gab der Rabbi das Tachrichim hin, lud am nächsten Morgen die beiden Frauen vor sich und strafte sie, als es sich zeigte, daß des Kindes Anklage wahr gewesen, streng nach den Satzungen und alsbald hörte das Sterben unter den Kindern auf. Die Gasse aber, in welcher die beiden Frauen gewohnt, die Bell

und Ela geheißen hatten, wurde zum Andenken an diese That des weisen Rabbi und an die Verruchtheit der Sünderinnen, Bellelesgasse genannt und führte diesen Namen noch lange.

Sogar dem Tod selbst, dem großen Obsieger aller Staubgeborenen, trat der hohe Rabbi unerschrocken entgegen. Denn es trat im Laufe der Jahre wieder eine große Sterblichkeit unter den Juden von Prag ein, was bei dem kleinen Raum, auf dem so viele Menschen wohnten, eben nicht zu wundern war. Uebrigens liegt andererseits in der Thatsache, daß erwiesenermaßen viele Seuchen gerade in den Ghettos und Judenabtheilungen der Städte am furchtbarsten hausten, ja wohl auch von dort ihren Ausgang nahmen, eine Erklärung dafür, daß man in früheren Zeiten so häufig die Juden für solche mörderische Epidemien verantwortlich machte. Daß dieselben geradezu eine Folge der verwerflichen Abschließung waren, welche finsterer Glaubenshaß über sie verhing, daran dachte weder das fanatisirte Volk noch eine hohe Obrigkeit. Vielleicht ist es erlaubt, anzunehmen, daß es ähnlich mit jenen verwerflichen Gewohnheiten und Eigenschaften der Israeliten geht, die man ihnen häufig noch in unseren Tagen vorwirft und die wohl auch nur eine Folge des Jahrtausende währenden Druckes sind, der auf ihnen lastete.

Doch, wie gesagt, es starben einst wieder so viele Juden, daß es an Händen fehlte, sie zu begraben und die Gruben nicht mehr tief genug gemacht und ordentlich zugedeckt werden konnten, so daß der furchtbare Brodem der Seuche den Leichnamen entwich und sich der Luft mittheilte, dergestalt die Krankheit, sich aus sich selbst erzeugend, mit immer größerer Wuth raste.

Der weise Rabbi Löw erkannte das wohl, da er auch tiefe Kenntnisse in allen Dingen der Natur hatte und er begab sich eines Tages mit seinen Bocherim (Schülern) und den Meschlosim (Dienern) der Gemeinde auf den Friedhof, um auf Mittel zu sinnen, wie diesen Uebelständen abzuhelfen und die Menge der Leichen ordentlich verscharrt werden könne.

Da trat ihm, als er das Pförtchen öffnen wollte, ein langer, hagerer Mann mit fahlen, knochigen Zügen entgegen, in dem der Rabbi sofort den Tod erkennt, der wohl auf dem Friedhofe geweilt hatte, um sich seines Werkes zu freuen und eine lange Liste in der Hand trug, auf welcher die Opfer des nächsten Tages verzeichnet waren.

Rasch entschlossen riß der Rabbi das Papier aus der Knochenhand und zwang den unheimlichen Gesellen durch eine kräftige Beschwörung zur Flucht. Drohend schüttelte die unheimliche Knochengestalt die Faust gegen den Rabbi und rief: „Du bist mir diesesmal entwischt, aber ganz entgehst Du mir nicht!“ — Dann zerflatterte sie in die Lüfte.

Obenan auf der Liste aber stand Rabbi Löw und hinter ihm die meisten und frömmsten seiner Schüler. Er verbrannte das gefährliche Papier unter Gebeten und frommen Gesängen, und es war, als habe der Rauch alle bösen Miasmen verzehrt, denn die grausame Krankheit erlosch.

In verschiedenen Formen trat der Tod nochmals an Rabbi Löw heran, aber der weise Mann wußte sich zu hüten, so daß er zu hohem Alter kam und sich niemand von seinen Zeitgenossen erinnerte, ihn jung gekannt zu haben. Er galt fast als unsterblich — wie uns sein Leichenstein, unter dem er mit seiner Gattin ruht, belehrt — mit Unrecht. — Uebrigens hat sich so viel Besonderes und Geheimnißvolles an sein Gedächtniß geknüpft, daß es erklärlich erscheint, anzunehmen, er sei wirklich unsterblich gewesen, habe aber, der Welt und seiner Kenntnisse müde, vorgezogen, auf diese Gabe zu verzichten.

Es konnte nicht fehlen, daß der Ruhm eines solchen Mannes sich weit über die enggezogenen und so sorglich gehüteten Grenzen des Ghetto von Prag verbreitete und endlich auch in den Sälen des stolzen Pragerschlosses bekannt wurde.

Man wußte Wunderdinge von seiner Macht zu erzählen und namentlich ein Vorfall war es, der alle Blicke auf ihn lenkte und ihm nicht allein die scheue Bewunderung und Verehrung seiner Standesgenossen erwarb, sondern auch die Neugierde des Kaisers weckte, der ja selbst mit Vorliebe den geheimen Wissenschaften oblag.

Mehreremale nacheinander hatte man sich in der Wahl des Wächters an der Alt-Neuschule geirrt und Menschen dazu bestellt, die des Postens nicht ganz würdig waren und ihr frommes Amt über menschlichen Begierden und Schwächen vernachlässigten. Darüber gab es in der Judengemeinde viel Aergerniß und Rabbi Löw dachte nach, woher man wohl einen Diener nehmen könnte, der vollkommen entsprach. Er formte aus Lehm einen Menschen, blies ihm unter allerlei kabbalistischen Zeremonien und Sprüchen den ewigen Odem ein und legte ihm auf einem Pergamentstreifen den Namen Jehova's (des Ewigen, Unwandelbaren — hebräische Benennung Gottes), den niemand schreiben darf als ein Rabbi, unter die Zunge.

Der von ihm geschaffene Mensch (!) trat die Stelle eines Golem (Dieners) an der berühmten Synagoge an und entsprach so vollkommen, daß sich die ganze Gemeinde darüber freute. Niemand als der Rabbi selbst wußte oder ahnte, was es mit dem Golem für eine Bewandtniß habe.

Nun giebt es aber bekanntlich auch für den Weisesten und Mächtigsten schwache Stunden und schließlich ist es nicht zu verwundern, daß Rabbi Löw bei einem so ungewohnten und heiklen Unternehmen, wie es die Herstellung des Golem war, eine Kleinigkeit versah. Er hatte, während er ihm den himmlischen Odem einblies, vergessen, einen Zauberspruch herzusagen, und so kam es, daß der Golem zu Zeiten eine furchtbare Macht besaß, welcher auch die magischen Künste des Rabbi nicht gewachsen waren.

Dieser erkannte indessen seinen Fehler sofort und da er sein mühsames Werk nicht zerstören wollte, sann er auf Abhilfe. Er verfertigte für jeden der sieben Tage einen Talisman, durch welchen die ungebändigte Kraft des Golem unschädlich gemacht wurde und jeden Abend, wenn der erste Stern am Himmel funkelte, berief er den Golem zu sich oder er begab sich selbst in die Alt-Neuschule, um diesem den Talisman unter die Zunge zu dem mit dem heiligen Namen Jehova's beschriebenen Zettel zu legen.

Jahre lang war der Golem an der altberühmten Synagoge thätig, die nach einem frommen Glauben von Engeln sofort nach Zerstörung des Tempels von Jerusalem (im Jahre 71 nach Christus) erbaut wurde. Da die Gemeinde mit seinen Diensten vollkommen zufrieden war, darf man annehmen, daß Rabbi Löw nie versäumte, den Talisman auszuwechseln und auch nie den unrechten erwischte, was immerhin auch verzeihlich gewesen wäre.

Da begab es sich, daß die Lieblingstochter des Rabbi, Esther, schwer erkrankte und so vollständig dahinsiechte, daß an keine Rettung mehr zu denken war. Wegen ihrer Schönheit und Klugheit war sie nicht allein die Freude des Vaters, sondern auch der Stolz der ganzen Gemeinde und allgemein trauerte man, als sich ihre Krankheit immer mehr verschlimmerte. Vergebens bot der Rabbi alle seine Kenntnisse in den geheimen Wissenschaften auf, es vermochte nichts zu helfen und der Rabbi sah endlich ein, daß der Herr den Malach Hamawod (Würgengel) in sein Haus gesendet habe, um die liebliche Esther zu tödten. Und so fromm und gottergeben er auch war, sank ihm doch oft das Herz vor schwerer Betrübniß, wenn er seine Hände auf das schon von den Schauern des Todes umrauschte jugendliche Haupt legte und es mit dem vorgeschriebenen Spruch segnete: „Gott erfreue Dich, wie Sarah, Rebekka, Rachel und Lea!"

Einst, an einem Sabbath, war Esther so schwach, daß ihr Stündlein gekommen schien und der Rabbi konnte sich kaum von ihr trennen. Selbst als der

Chassan (Vorsänger) kam, um ihn zur Synagoge abzuholen, wies er ihn ab, und sagte, die Gemeinde möge nur ohne ihn den Sabbath beginnen, er werde wohl noch nachkommen. Das wunderte den Chassan und kopfschüttelnd dachte er, was für ein heißer Tag sei und wie die Seelen im Fegfeuer nach Kühlung verlangen würden, denn nach einem frommen Glauben feiern auch die Seelen im Fegfeuer den Sabbath mit und verlassen, sobald das Gebet in der Synagoge begonnen, den Ort ihrer Qualen, um sich im nächsten fließenden Wasser zu kühlen. Darum entnimmt auch kein strenggläubiger Jude am Sabbath einem fließenden Gerinne Wasser, damit die Seelen aus dem Fegfeuer nicht um ihre Kühlung verkürzt werden.

Der Rabbi aber ließ in seinem Hause die fünfarmige Lampe anzünden, welche eine Sühne für den leidigen Apfelbiß unserer Stammmutter Eva bedeuten soll, durch deren Vergehen die Sonne einen Theil ihres Glanzes eingebüßt hat. Dann kniete er am Lager der armen Esther und sprach mit Inbrunst das Mincha oren (Abendgebet), welches von dem frommen Mädchen mit zitternden Lippen nachgesprochen wurde.

Aber sie waren noch nicht weit gekommen, als der Chassan abermals im eiligen Laufe kam und mit bleichen Lippen, ganz verstört vor Schrecken nur schrie: „Meister! Meister helft! Der Golem ist wüthend geworden und will die Synagoge einstürzen!"

Da erinnerte sich der Rabbi, daß er unterlassen habe, den Zettel im Munde des Golem auszuwechseln, obwohl durch das Gebet der Gemeinde schon ein neuer Tag gekommen sei. Einen letzten Blick auf seine Tochter werfend, eilte er nach der Alt-Neuschule, von wo ihm schon das Geheul des Golem entgegen scholl, der so arg an den Mauern rüttelte, daß die heilige Lade und die Leuchter umfielen und dichte Staubwolken aufstiegen, weil keine Hand an die geheiligten Mauern rühren darf, auf welchen sich der Staub der Jahrhunderte ungestört sammelte.

Angstvoll beteten die Leute in der Synagoge fort, denn sie glaubten, der Tag des Gerichtes sei angebrochen und der Golem das Werkzeug der göttlichen Rache. Dichte Finsterniß herrschte, als der Rabbi eintrat und einen Moment horchte, ob er noch die Macht des Golem brechen könne, die vielleicht das Verderben der ganzen Stadt herbeiführen würde. Und als er hörte, daß der erste Psalm noch nicht zu Ende gebetet sei, rief er mit einer Stimme, welche den ganzen Tumult übertönte: „Haltet ein!" und die Leute erkannten seine Stimme und schwiegen. Damit aber trat der Talisman, welchen der Golem noch trug, in seine volle Kraft und seine Macht war gebrochen, denn — so lange der erste Psalm nicht vollkommen gesprochen ist, hat der Sabbath noch nicht begonnen.

Dann trat der Rabbi auf den wieder ganz zahm gewordenen Golem zu und tauschte den Talisman aus. Der Gottesdienst wurde fortgesetzt und nach Beendigung desselben sendete die Gemeinde aus Dankbarkeit für ihren Rabbi ein so inbrünstiges Gebet für Esther zum Himmel, daß der Herr den Würgengel wieder abberief und Rabbi Löw seine Tochter beim Nachhausekommen vollkommen genesen fand.

Der Golem erwies sich fortan wieder als treuer und pünktlicher Verwalter seines Amtes, aber Rabbi Löw mochte sich selbst nicht mehr recht trauen und als er einst den Talisman austauschte, nahm er auch den Zettel mit dem Namen Jehova's unter der Zunge hervor und — da fiel der Golem als lebloser Thonklumpen zur Erde, der dem Vernehmen nach, noch heute unter anderen Merkwürdigkeiten in der Alt-Neuschule aufbewahrt wird.

Der Vorfall machte ungeheures Aufsehen und lenkte die Blicke Aller, die sich mit geheimen Künsten beschäftigten, auf den weisen Rabbi. Dazu gehörte aus eigenem Antrieb oder gezwungen der Strömung folgend, der ganze Hof.

Zweifelsucht und das Bemühen, alle Dinge hübsch natürlich und gewöhnlich zu erklären, machten sich aber schon in jenen Tagen geltend und es gab genug Leute, welche meinten, der Golem sei nicht ein Thonklumpen, sondern ein ganz gewöhnlicher, auf die natürliche Art entstandener Mensch gewesen, der öfter von der Krankheit Cadaxpassio (Fallsucht) heimgesucht wurde, deren Bezwingung dem Rabbi bei seinen medizinischen Kenntnissen und der Macht seiner Persönlichkeit auch ohne die Zuhilfenahme des complicirten Apparates von sieben Talismanen nicht allzu schwer wurde.

Umgekehrt giebt es aber auch heute noch Menschen, welchen eine so alltägliche, prosaische Erklärung durchaus nicht behagt und die daher fest beim Glauben an die Schaffung des Golem durch Rabbi Löw, an dessen Versäumniß und seine Folgen beharren. Man kann sich leicht vorstellen, daß die Zahl dieser Ueberzeugten zur Zeit des hohen Rabbi noch weit größer war, wo man überhaupt für solche wunderbare Vorgänge empfänglicher war und es allerorten von Zauberern und Magiern wimmelte.

Als letzten zwingenden Beweis führten die Gläubigen jener Zeit — und wahrscheinlich geschieht es auch von denen unserer Tage — stets den Thonklumpen an, in welchen der Golem rückverwandelt wurde und der auf dem Boden der Alt-Neuschule noch gegenwärtig befindlich sein soll. Nun wäre freilich dagegen mit keinem Beweisgrund anzukämpfen und man müßte dieses Conterfei des aus Lehm gekneteten Dieners für eben so beweisführend anerkennen, als die sichtbaren Ueberbleibsel anderer Wunder, an welchen es bekanntlich nicht fehlt, wenn es nicht noch einen Umstand gäbe, der allseitig zu wenig in Betracht gezogen wird — die Sprechmaschine.

Schon in den ältesten Zeiten war es vielfach ein Gegenstand der eifrigen Bestrebungen der Mechaniker, die Laute nachzuahmen, welche die Natur in die Kehlen der Menschen und Thiere gelegt hat und schon Konsul Magnus Aurelius Cassiodorus (geb. 470, gest. in dem von ihm selbst erbauten Kloster Vivarese 560) berichtet, wie weit man es damit gebracht, ja zweifelsohne weiter, als selbst die heutigen derartigen mechanischen Kunststücke zeigen. Allerdings ist auch wohl Betrug mit unterlaufen, nichtsdestoweniger aber hat man diesen Bemühungen einige wahre Kunstwerke zu verdanken und an die Namen einiger der berühmtesten Gelehrten des Mittelalters knüpfen sich Erinnerungen solcher.

So erzählt man, daß der hochberühmte „Doctor mirabilis" (wunderbare Doctor), wie er genannt wurde, der Oxforder Franziskaner Roger Bacon (geb. 1214, gest. 1294), welcher Vergrößerungs- und Fernglässer fertigte, die der Wirkung des Schießpulvers zu Grunde liegende Eigenschaft des Salpeters, wie die Mängel des damaligen Kalenders genau kannte, einen ehernen Kopf gemacht habe, welcher deutliche Worte sprach. Es soll Albertus Magnus (der Große, Graf von Bollstädt, geb. 1193, gest. 1280), Dominikanermönch, dann Bischof von Regensburg, der Hauptlehrer der aristotelischen Philosophie und Lehrer des vom Papste kanonisirten Thomas von Aquino (geb. 1224, gest. 1274), dreißig Jahre seines Lebens auf die Verfertigung eines Automaten (Selbsttriebwerk in Menschengestalt) verwendet haben, welcher sich von seinem Sitze erhob, dem Eintretenden entgegen ging und ihn höflich begrüßte, auch mehrere andere Worte deutlich aussprach, welches Kunstwerk aber der vorerwähnte Dominikaner Thomas von Aquino, beigenannte Doctor universalis oder auch Doctor angelicus (der allumfassende oder auch der englische Doctor), zerschlagen haben soll, weil ihm die Nachahmung des edelsten Organes des Menschen unerträglich gewesen sei und er einen großen Frevel gegen Gott darin erblickte.

Papst Sylvester II. (früher unter dem Namen Gerbert Mönch, dann Erzbischof von Rheims, gestorben 1003), großer Kenner der Musik und des

Instrumentenbaues, Erfinder der hydraulischen Orgeln, und Robert Grotest, Bischof von Lincoln, ferner der Minnesänger Nikolaus Klingsor aus Ungarn (gestorben nach 1207) sollen redende Köpfe gemacht haben. Den, welchen Heinrich von Villeine in Madrid machte, ließ König Johann II. von Castilien zerschlagen. In Frankreich zeigte man im Jahre 1783 eine dreizehn Zoll hohe Puppe, welche frei an Bändern hing, eine Art von Trompete vor den Mund nahm und viele an sie gerichtete Fragen deutlich beantwortete. Der Erfinder dieses Kunstwerkes war mit der Inquisition in Portugal, wo er sein Kunstwerk gemacht und gezeigt hatte und die von einer solchen Redefreiheit nichts wissen wollte, vielfach in unangenehme Berührung gekommen.

Die interessanteste und am meisten bekannt gewordene Sprechmaschine ist jedoch die im Jahre 1778 vom Hofrath Wolfgang Ritter von Kempelen (geboren zu Preßburg 1734, gestorben zu Wien 1804) gezeigte. Das ganze Kunstwerk, ein wahrer Triumph der Mechanik, war anderthalb Ellen lang und eine halbe Elle



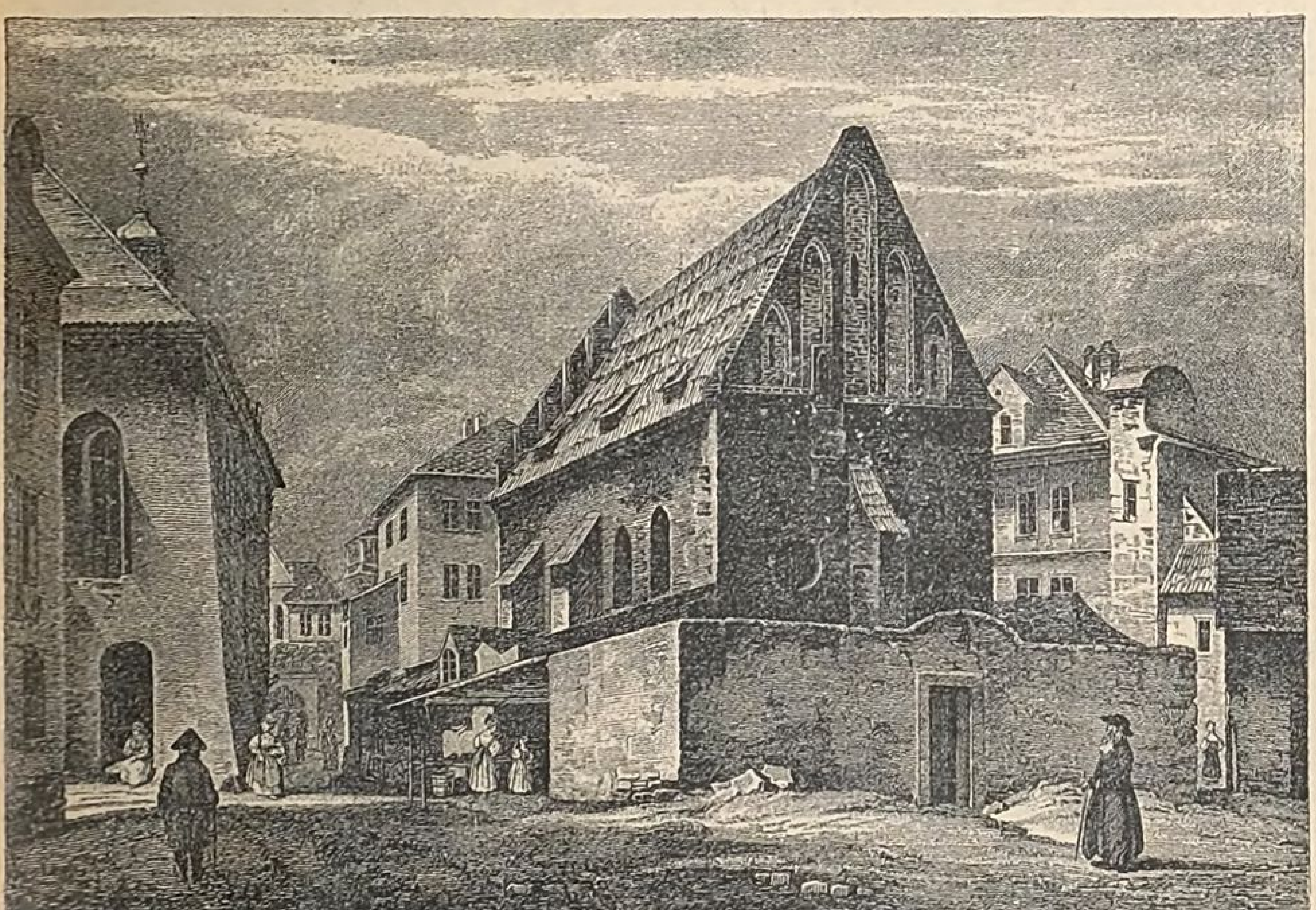
Der landesfürstliche Bärenhof. (Seite 394 und 398.)

breit, die eigentliche Sprechmaschine bestand aber in einem viereckigen, mit einem Blasebalg versehenen Kästchen, das über eine Elle lang, fast eben so breit und hoch war. Die Maschine hatte die Stimme eines zwei- bis dreijährigen Kindes und sprach alle Silben deutlich aus, wenn man die dazu gehörigen Tasten anschlug und mittels des Blasebalges der Maschine die nöthige Luft einhauchte. Diese Maschine wurde in ganz Europa herumgezeigt und erregte großes Aufsehen. Der berühmte Staatsrath und Memoirist Friedrich Melchior Baron Grimm (geboren 1723, gestorben 1807), welcher sich in Paris aufhielt, wo er zugleich den literarischen Geschäftsträger der Kaiserin Katharina II. von Rußland abgab, spricht in seinem Buche von der Kempelen'schen Redemaschine und zählt zwanzig Wörter auf, die sie ausgesprochen haben soll. Dabei macht er die drollige Bemerkung: „Man könnte vielleicht eine kurze Rede auf eine solche Maschine bringen und aussprechen lassen, wie man ein Orgelstück abspielen läßt."

Nichtsdestoweniger verscholl diese Maschine bald. Später aber kam der Berliner Mechaniker Posch auf den Einfall, eine Wiederholung derselben mit

wesentlichen Verbesserungen zu liefern, welche er zu Anfang der Zwanzigerjahre öffentlich zur Schau stellte. Ende der Dreißigerjahre jedoch machte der Wiener Mechaniker, Professor Faber, einen abermaligen Versuch mit der Construction einer Sprechmaschine, welcher als sehr sinnreich und gelungen zu betrachten und namentlich für die Erläuterung der Theorie und Praxis der Stimmbildung und Aussprache sehr lehrreich war.

Diese Faber'sche Sprechmaschine (Bild Seite 417), welche bis auf die jüngste Zeit in allen größeren Städten des europäischen Festlandes öffentlich zur Schau gestellt wurde, ist, wenn auch das Instrument keinem gemeinnützigen oder praktischen Zwecke dient, dennoch als das Resultat menschlichen Scharfsinns, menschlicher Geduld und Erfindungsgabe doch sehr interessant und lehrreich. Die Maschine besteht aus einem Blasebalg, welcher die Stelle der menschlichen Lunge vertritt



Die Prager Judenstadt mit der Synagoge. (Seite 400 u. f.)

und einer Reihe von Röhren Luft zuführt, je nachdem die Bildung des Tones, eines Mitlautes oder Selbstlautes, eine mehr oder weniger starke Menge Luft erfordert. Diese Luftzuführung wird durch eine Claviatur geregelt und die Röhren oder Pfeifen, welche den Ton erzeugen, sind mit schwingenden Metallzungen, Mundstücken, Vorsteckern und anderen Apparaten versehen, wie die Stimmlöcher von Orgelpfeifen. Durch den Druck auf eine Taste erzeugt man nur einen einzigen Ton, den eines Mit- oder Selbstlautes; um Silben, mehrfache Töne oder auch nur gewisse einzelne Laute von Consonanten, wie f, th, ch und sch hervorzubringen, müssen mehrere Tasten zugleich niedergedrückt werden. Ein künstlicher Mund am Ende der Hauptröhre, mit Gaumensegel, Lippen u. s. w. versehen, dient zur Abrundung der erzeugten Töne. Mittels einer gewissen raschen Gewandtheit im Gebrauche der Claviatur, wie sie Faber seinerzeit besaß und die Frau des nunmehrigen Vorzeigers der Sprechmaschine besitzt, lassen sich nun vollkommen deut-

liche und verständliche Worte und Sätze in deutscher, lateinischer, italienischer und französischer Sprache bilden, zwar etwas langsam, aber ziemlich klar und mit gutem Silbenton. Die Sprechmaschine spricht ungefähr mit der Geschwindigkeit eines dreijährigen Kindes oder eines Menschen, der mit einer sogenannten „schweren Zunge" behaftet ist, und natürlich immer in derselben Höhe.

Da man sich nun so manches in der Handlungsweise des weisen Rabbi in der Prager Judenstadt nicht erklären konnte, sprach man von seinen Zauberkünsten auch gar bald in der Prager Hofburg und Kaiser Rudolf II. selbst bezeigte großes Verlangen, Proben davon zu sehen. Man lud den frommen Mann ein, auf den Hradschin zu kommen und er fand sich auch ein — war jedoch nicht zu vermögen, eine Probe seiner geheimen Wissenschaft zu geben. Wohl erwies er sich in den Gesprächen mit dem Kaiser und dessen Umgebung als ein äußerst gelehrter, in Astronomie, Alchimie und der kabbalistischen Zauberkunst wohlerfahrener Mann, und so mancher, der mit seinen Kenntnissen und wohl gar mit dem Besitz des Steins der Weisen prahlte, mußte sich gestehen, daß er kaum werth sei, ein Schüler dieses alten Juden zu werden.

Aber der Aufforderung, seine Kunst zu zeigen, wich er stets mit bescheidener Ablehnung aus, indem er meinte, es zieme ihm nicht, vor einem so erlauchten Kreise seine schwache Kunst zu versuchen. Im Kaiser aber war die Neugierde schon rege, und eines Abends stieg er vom Hradschin nieder und suchte das Haus des weisen Rabbi in der Judenstadt auf, das bis in die neueste Zeit durch einen ausgemeißelten Löwen (als Wahrzeichen) erkenntlich ist.

Ueber diesen Besuch wird viel Sonderbares erzählt. Zum grenzenlosen Erstaunen des Kaisers empfing ihn Rabbi Löw an der Schwelle mit den Worten, sein bescheidenes Haus sei nicht für einen solchen Besuch eingerichtet und er wisse dem Monarchen keine höhere Ehre zu erweisen, als wenn er durch seine dienstbaren Genien seinem Hause das Aussehen jener Räume geben lasse, die der Kaiser zu bewohnen gewöhnt sei.

Und wirklich war der enge schmale Bau im Innern in die Prachträume des Kaiserschlosses am Hradschin verwandelt, die doch in Wirklichkeit fast mehr Raum einnahmen, als die ganze Prager Judenstadt. Mit immer wachsendem Erstaunen wandelte der Kaiser durch die großen Säle und Zimmer, die ja in dem Hause, in das er getreten war, gar nicht Raum genug finden konnten, und er mußte sich gestehen, daß sie an Reichthum der Ausschmückung und an Kunstwerken wohl mit jenen im Schlosse wetteifern konnten.

Nur das Studierzimmer des Rabbi Löw war in seinem gewöhnlichen Zustand geblieben und hierher zog sich der Kaiser mit dem alten Mann zurück und sprach mehrere Stunden über die wichtigsten Probleme der geheimen Wissenschaften, wobei er gewahr wurde, daß derselbe in seinen Kenntnissen alle Astrologen und Wundermänner, die sich an den Hof drängten, übertraf.

Rudolf II. sprach fortan mit höchster Achtung von dem hohen Rabbi Löw und ließ ihn oft zu sich bescheiden, wenn er in irgend einer Hinsicht Zweifel hatte. Begreiflicherweise sahen die Herren am Hofe dazu gewaltig scheel, aber sie hatten auch gar viele Scheu, denn der weise Rabbi bewies häufig, daß er Kenntniß von den verborgensten Dingen habe und in die Zukunft eben so zu schauen vermöge, wie die Vergangenheit offen vor ihm da lag. Es gab aber unter den gelehrten und ungelehrten Herren am Hofe viele, welchen es nicht angenehm war, wenn Licht über ihre Vergangenheit verbreitet wurde, und die ein sanftes Grauen vor der Zukunft hatten.

Nur Tycho de Brahe überzeugte sich von den tiefen Kenntnissen des Rabbi Löw in Mathematik und Astronomie und verkehrte viel in dessen Haus, so daß warme Freundschaft sie verband.

5. Gesuchte Enthüllungen.

Rabbi Löw nun war der Mann, aus dessen Haus der Kammerdiener Lang nach kurzem Aufenthalt in jener Nacht wieder schlüpfte. Er horchte einen Augenblick und als durch die Stille der Nacht von der Seite des Altstädter Ringes Schritte erschollen, flüsterte er etwas zurück in die nicht ganz geschlossene Thür und trat dann in einen finsteren Thorweg, dessen Schatten ihn ganz verbarg.

Die Schritte kamen näher und bald tauchten zwei mit Spießen bewehrte Gestalten auf, die am Eingange der Straße stehen blieben. Es waren Hatschiere, die der Kaiser mitgenommen hatte, um bei seinem nächtlichen Gang nicht belästigt oder gar von der Scharwache angehalten zu werden. Ihnen folgten zwei andere, in lange Mäntel gehüllte Männer, in welchen Lang's scharfer Blick trotz der herrschenden Dunkelheit die gedrungene Gestalt des Kaisers und die schlankere des Obersten Waldstein erkannte.

Sie schritten in der Gasse herauf, bis zu dem Hause des hohen Rabbi. Im Momente, als sie vor demselben anlangten, wurden plötzlich alle Fenster hell beleuchtet, die Hausthüre sprang weit auf und blendender Lichtglanz fiel auf die Straße heraus.

Ein Schrei der Ueberraschung entfuhr den Lippen des Kaisers; indessen hüllte er sich noch tiefer in seinen Mantel und trat hinter den Obersten zurück. Da erschien an der Schwelle die ehrwürdige Gestalt des Rabbi, vom langen seidenen Talar umflossen, auf welchen ein bis zum Gürtel reichender silberweißer Bart herabfiel.

„Ehrwürdiger Meister!" hob der Graf nach einer mit dem Kaiser getroffenen Uebereinkunft zu sprechen an; „ich erscheine als Bote unseres gnädigsten kaiserlichen Herrn, um —"

Doch der Rabbi erhob mit einem feinen Lächeln seine Hand, wie abwehrend.

„Nicht doch — nicht doch!" sagte er. „Verstellung und Unwahrheit ziemt einem so wackeren und tapferen Krieger nicht, wie ihn alle Welt in dem Obersten Graf Waldstein ehrt, und — sie nützen auch nichts, wenn der helle Glanz kaiserlicher Würde auch die unscheinbarste Hülle durchstrahlt. Geruhen Eure kaiserliche Majestät" — bei diesen Worten wendete er sich mit einer Verbeugung und einer einladenden Handbewegung an Rudolf II., der absichtlich in den Schatten getreten war — „geruhen Eure kaiserliche Majestät in das Haus Eures unterthänigen Dieners zu treten, das nicht höher geehrt werden kann, als durch Euren Eingang, den der Herr aller Zeiten in Gnaden segnen möge!"

„Nun, was sagt Ihr dazu, Oberst?" rief Rudolf vortretend und ließ den Mantel fallen, zu Waldstein, der noch ganz betroffen dastand. „Ist es nicht wunderbar? Muß nicht ein Zauberspiegel oder Talisman dem Rabbi unseren nächtlichen Gang vorausgesagt haben, von dem Niemand etwas weiß, als wir Beide?"

„In der That, es ist wunderbar!" sagte Waldstein. „Es ist wunderbar, obwohl — noch ein Dritter von unserem Vorhaben wußte."

„Ei, ei! wie schlau!" dachte Lang bei sich und drückte seine hagere Gestalt noch tiefer in die schützende Ecke. „Der Mann ist gefährlich — ich hoffe, daß der Rabbi das Seinige thun wird."

„Die Ahnung kommenden Glückes wird dem Menschen nicht nur durch einen Talisman oder die Stimme der Geisterwelt geoffenbart," nahm der Rabbi das Wort und bewies damit, daß er nicht allein fromm und gelehrt sei, sondern auch den Ton höfischer Schmeichelei zu brauchen wußte, „indes fühlt er es freudig in seiner Seele voraus."

„Nun wohl; Wir wissen, weiser Rabbi, daß Du es nicht liebst, wenn man Deiner hohen Kunst und Magie gedenkt," entgegnete der Kaiser, „und so magst Du es denn geahnt haben, daß Wir und der Oberst Waldstein in so stürmischer Nacht Dir einen Besuch machen werden. Mit Deinem Belieben wollen wir aber eintreten — die Nacht ist unwirthlich und kalt!"

Der Rabbi trat von der Thüre zurück und ließ die beiden Herren an sich vorüber gehen; dann fiel geräuschlos die Thüre zu.

Lang schlüpfte draußen aus seiner Ecke, sah mit einem spöttischen Grinsen nach den hell beleuchteten Fenstern empor und eilte den Häusern entlang an das Ufer, um sich wieder zur Kleinseite übersetzen zu lassen.

In der Mitte des schmalen, mit kostbaren Decken belegten Ganges, der auf eine wunderbare Art taghell war, ohne daß man Lampen oder Leuchter sah, blieb der Kaiser stehen und sagte lächelnd zum Hausherrn:

„Höre, weiser Rabbi! Wir hoffen, daß Du Deinen Genien dieses Mal die Mühe erspart, das Königsschloß in diesen engen Raum einpressen zu müssen und Uns die Beschämung, sehen zu müssen, wie schön es in Unserem Schlosse sein könnte, wenn — nun wenn bessere Wirthschaft und Aufmerksamkeit herrschte."

„Mache Deinen treuen Dienern keinen Vorwurf, kaiserliche Majestät — das Werk, von Geisterhänden aufgebaut, wird von einem höheren Glanz umflossen, welchen menschlicher Fleiß und Kunst nie zu verleihen vermögen. Uebrigens wird mein bescheidenes Haus noch mehr geehrt, wenn Dein erhabener Blick es in der Form betrachten will, die es gewöhnlich hat."

„Eine Form, die man sich — von Innen nämlich, fürwahr gefallen lassen kann," sagte der Kaiser, während er die aus dunklem Holz kunstreich geschnitzte Treppe emporstieg und sich in dem weiten Vorsaal umschaute.

Da standen an den Wänden seltsam geformte Schränke aus kostbaren Holzarten und mit Täfelchen aus edlen Steinen oder kunstvollen Schildereien geschmückt. Der Boden war mit farbenprächtigen Teppichen belegt, wie man sie in den gewerbthätigen Städten der Niederlande webte und vor den Thüren hingen kostbare Vorhänge mit eingesponnenen Gold-Arabesken herab, die weit her aus dem Orient kamen. Von der getäfelten Decke hing eine silberne Lampe herab, deren drei, von dünn geschnittenen Hornscheiben gedämpfte Flammen ein mildes Licht verbreiteten und auf einem aus erzenen Ziegenfüßen gebildeten Schemel stand ein Gefäß aus getriebenem Metall, aus welchem kostbare Specereien aus India und Arabia dampften.

An den Wänden hingen werthvolle alte Gemälde und auf den Schränken standen Kunstwerke aus edlem Metall und Elfenbein, wunderlich geformte Korallenzweige, flache Schüsseln mit Zeichnungen berühmter Maler aus Italien, köstliche Pokale und andere Gefäße, gleich werthvoll durch die Kunst ihrer Anfertigung, wie durch das Material, aus welchem sie gemacht waren.

„Traun!" rief der Kaiser, während er diese Schätze, mit Kennerauge überflog, „da gäbe es manch' herrliches Stück für Unsere Kunstkammer."

„Wenn Du wählen willst, erhabener Herrscher, so steht Dir all' mein Eigenthum zu Diensten," sagte demüthig der Rabbi. „Ihm kann nichts Besseres widerfahren, als daß Dein Blick wohlgefällig darauf ruht und der Wunsch, es zu besitzen, macht es schon Dir eigen."

„Nein, nein — Wir sind nicht gekommen, Dir Deine Kostbarkeiten und Schätze zu nehmen — im Gegentheil soll es Unsere Sorge sein, Dir diese zu wahren, wenn begehrliche Blicke und habgierige Fäuste danach langen sollten — was wohl schon zu Zeiten geschehen ist. — Wir sind heute nur gekommen, Deinen Rath zu hören und Deine tiefen Kenntnisse zur Aufhellung der dunklen Zukunft zu Unserem und Unserer Herrschaft Nutz und Frommen anzurufen."

„Was in meinen schwachen menschlichen Kräften steht und was mein blödes Auge zu erforschen versteht, ist nicht minder zu Deinen Diensten, mein erhabener kaiserlicher Herr, als mein Hab' und Gut," entgegnete der Rabbi mit der gleichen Unterwürfigkeit. „Beliebt es Dir nicht, o Herr! hier einzutreten, um nach dem beschwerlichen Gang Ruhe und Labung zu finden?"

Bei diesen Worten schlug der Rabbi einen der Vorhänge zurück und ließ den Kaiser und den Grafen in ein noch kostbarer ausgestattetes Gemach treten, das ganz mit den schweren Tapeten aus Sammt behangen war, wie man sie im Süden des Frankenlandes zu weben verstand.

An den Wänden standen schwellende Ruhesitze, reich belegt mit Polstern aus den kostbarsten Stoffen. Auf einem runden Tisch, dessen kunstvoll gedrechselte Füße fast ganz von der bis zum Boden herabhängenden mit Goldfäden durchwebten Purpurdecke versteckt wurden, standen Platten aus Gold mit den edelsten Früchten und würzigem Backwerk und in spiegelnd geschliffenen Krystallflaschen funkelte der dunkelrothe Wein von Xeres oder der goldgelbe Saft der cyprischen Trauben. Pokale von herrlicher getriebener Arbeit standen daneben und luden zum Trinken ein.

„Beim ewigen Gott, Rabbi — Du verstehst zu leben!" rief der Kaiser, der kein Verächter der Tafelfreuden war. „Wahrhaftig — man möchte fast verzweifeln, ob es sich lohnt, der Krone schweren Druck zu erleiden, wenn man sieht, wie Du ihren Schmuck ohne Last genießen kannst."

Der Glanz irdischer Macht und aller Prunk dieser Erde ist nichtiger als Staub und Asche," entgegnete ernst und weihevoll der Rabbi. „Sie sind nichts als die Hüllen, hinter welchen sich die göttliche Kraft der Herrschergewalt oder die Macht des Wissens bergen müssen, um von der stumpfsinnigen Menge erkannt und geehrt zu werden. Die hohe Gewalt, zu herrschen und die Geschicke der Menschen, Völker und Länder zu lenken, ist ein erhabenes, ja das erhabenste Los, das dem Menschen zufallen kann — es stellt ihn dem ewigen Gott am nächsten und nur der kommt ihm gleich, dessen Geist alle Weisheit in sich vereinigt, vor dessen Auge die Natur keinen Schleier, das Treiben der Welt keine Geheimnisse hat."

Waldstein hatte während dieser Rede den Kaiser und den Sprecher scharf beobachtet, denn es war leicht zu hören, daß die Worte nicht ohne Absicht gesprochen wurden. Fest hatte der alte Jude auf den Kaiser geschaut mit jenen wunderbaren Augen, von welchen die Sage ging, daß ihrem Flammenblicke nichts verborgen blieb und vor denen niemand ein Geheimniß bewahren konnte.

Rudolf II. schien von den Worten des Rabbi anfänglich unangenehm berührt zu sein, als fühlte er den Stachel derselben nur zu deutlich. Er blickte erst mürrisch zu Boden und dann irrte sein Auge unstät im Gemach herum, bis es auf dem reichgedeckten Tische haften blieb.

„Nun ja, das ist es ja, was ich auch sagte," rief er mit heiserem Lachen, und wie gewöhnlich im Affect oder in Momenten der Verlegenheit, vergaß er die sonst von ihm mit Vorliebe gebrauchte Mehrzahl „Wir" für seine Person anzuwenden. „Auch Du, hoher Rabbi, trägst eine unsichtbare Krone — es ist die Deiner Weisheit und Zaubermacht und sie ruht weniger schwer auf Deinem greisen Haupte, als die Kaiserkrone auf meinem braunen Kopf."

„Du irrst, erhabener Fürst — es ist kein freudiges, kein leichtes Los, das der Herr dem auferlegt, welchen er fähig macht, die Geheimnisse des Lebens und Sterbens, des Himmels und der Erde zu erkennen. Denn er sieht Kummer und Elend, wo der Unbefangene Glück und Freude träumt; er erkennt Moder und Verwesung unter Rosen und blühendem Fleisch, und wenn allen anderen die Sonne vom blauen Firmament herablacht, gewahrt er im Gang der Gestirne und aus den räthselvollen Zeichen der Magie schon die dunklen Wolken, aus welchen einst der Gewitterschlag verheerend herabzüngeln wird. Wen der Himmel

liebt, den läßt er blind sein — es ist eine furchtbare Last, die dem Sehenden aufgebürdet ist!"

Obwohl Graf Waldstein nicht ohne Mißtrauen gekommen war und auch nach dem sonderbaren Empfang noch nicht allen Argwohn unterdrücken konnte, fühlte er sich nun durch das würdevolle Wesen und die bedeutenden Worte des alten Rabbi umsomehr angezogen, als sie sich wesentlich von dem mehr oder weniger marktschreierischen Wesen der anderen Magier sehr vortheilhaft unterschieden.

„Ich mag es wohl glauben, weiser Meister, daß Dir oft graut vor Deinem eigenen Wissen und vor dem, was sich Deinem Forscherblick offenbart," sagte der Kaiser, während er seinen Mantel ablegte und die schwarze, tief über die Ohren gezogene Seidenmütze abnahm, so daß er nur mehr seinen gewöhnlichen Anzug aus gefaltetem und geschlitztem schwarzen Sammt trug. Unter dem runden, kurz gestutzten Vollbart breitete sich eine steife, kunstreich gefältelte Halskrause aus, unter welcher an dünner Goldkette das goldene Vließ hing. (Bild Seite 425.)

„Indessen ist es auch etwas Großes und Gewaltiges," fuhr Rudolf II. fort, „durch weise Rathschläge seine Mitmenschen auf die Gefahren der Zukunft vorbereiten und davor warnen zu können — und zu diesem Zwecke sollst Du mir heute, weiser Meister, Deine hohe Kunst leihen. Kommt nur, Herr Obrist, und nehmt da Platz, wo es sich gewißlich weicher ruht, als im Feldlager. Wir wollen den guten Dingen unseres Wirthes da zusprechen, bevor er uns das Beste mittheilt, das er zu spenden hat — seine Weisheit."

Der Kaiser hatte sich niedergelassen und leerte mit Behagen den künstlich getriebenen goldenen Kelch, welchen ihm der Rabbi dienstbeflissen mit ölig fließendem Wein füllte.

Auch Waldstein entledigte sich des Mantels und des schmalen, geraden Degens mit verschlungenem Griff, der in einem breiten, gestickten Wehrgehäng steckte. Er ließ sich in respectvoller Entfernung von seinem kaiserlichen Herrn nieder, nippte jedoch nur ein wenig aus dem ihm kredenzten Becher. Sein schmales, durch ein gespitztes Kinnbärtchen noch länger erscheinendes Antlitz zeigte von gespannter Aufmerksamkeit, denn er beobachtete nicht allein den Rabbi scharf, sondern schien auch den Kaiser eifrig im Auge zu behalten, als ob er über dessen Geisteszustand in das Klare kommen wollte.

„Eure Tapferkeit und sonstigen kriegerischen Tugenden in allen Ehren," rief Rudolf II., der bei Tafel gerne lustig und wohl auch der letzte Herrscher aus dem Hause Habsburg war, in dessen Hofhaltung es als besoldete Lustigmacher „Hofnarren" gab (dieselben hießen Don Louis und Don Judaei), „aber im Pokuliren stellt Ihr nicht Euren Mann, Graf Waldstein, wie es einem echten und rechten Kriegsmann zukommt. Das versteht der Feldhauptmann Eggenberg besser."

„Ich estimire den Feldhauptmann als Vorbild in anderen Dingen so sehr," entgegnete Waldstein kühl, „daß ich wohl sagen darf, es scheine mir sein übergroßer Durst keine wünschenswerthe Ergänzung seiner kriegerischen Vorzüge. Man kann auch ohne Steigbügeltrunk einer siegreichen Bahn entgegenreiten."

Wir müssen hier zur Erläuterung einschalten, daß der sogenannte „Steigbügeltrunk" der seit unvordenklichen Zeiten übliche Abschiedstrunk beim Davonreiten gewesen, mit welchem der Scheidende seinem Wirthe aus einem gläsernen, einen Stiefel vorstellenden Humpen Bescheid that, und der gewöhnlich erst auf dem Pferde und im Sattel genommen wurde. Der fragliche Humpen, in der Natur anderthalb Spannen hoch, enthielt reichlich zwei Liter heutigen Maßes, war also ein tüchtiger Trunk für den Scheidenden, der ihn bis zur Nagelprobe leeren mußte. Von daher stammt auch das Sprichwort: „Er trinkt einen Stiefel zusammen!"

Man war eben damals gewöhnt, noch einen tüchtigen Tropfen mit in den Sattel zu nehmen, wie es denn damals den Mann noch nicht aus dem Gleich-

gewichte brachte, wenn er ein paar Maß Wein auf einen Zug zu sich nahm. Ein gar sonderliches Beispiel lieferte der tapfere Marschall Franz von Bassompierre (geboren 1579, gestorben 1646), ein Liebling König Heinrich's IV. von Frankreich, dessen Gesandter bei der schweizerischen Eidgenossenschaft, der einmal einen „Steigbügeltrunk" that, der selbst die unerschrockensten Trinker jener Zeit verblüffte. Als er nämlich nach Beendigung seiner Gesandtschaft von Bern abreiste, kamen noch die Abgeordneten der elf Cantone, um sich zu verabschieden und tranken ihm jeder in einem Quart (vierundsechzig Kubikzoll) Wein „Glück auf den Weg!" zu. Bassompierre aber zog seinen Reiterstiefel aus, ließ in denselben elf Quart Wein gießen und trank diese „auf das Wohl und Gedeihen seiner lieben Freunde von der Eidgenossenschaft" aus, was diese ungemein erfreute.

„Nun ja," entgegnete Rudolf auf Waldstein's Bemerkung, „es mag sein, daß der Eggenberg mehr thut, als billig ist — aber Ihr geberdet Euch zu zimpferlich und thut dem Wein weniger Ehre an, als er nach manch' schwerem Trunk im Ungarlande, den Ihr thun mußtet, verdient. Fürwahr, ich zweifle, daß der Schloßkeller ähnlichen birgt. Und diese herrlichen Früchte! Golden glänzend, als wären sie unter Hesperiens Gärten oder purpurglühend, wie diese Orangen, als wären sie unter Siciliens Sonne gereift. Wenn sie nicht auch ein Werk Deiner dienstbaren Geister sind, hoher Rabbi, kannst Du mir wohl einmal verrathen, wo sie gezogen werden — denn meine Gärten tragen nichts Aehnliches!"

„Sie sind ein Geschenk meines Gönners, des Herrn Peter Wok von Rosenberg."

„Ah, aus den Gärten von Wittingau!" sagte der Kaiser mit einem Seufzer. „Ach, der Herr von Rosenberg ist ein glücklicher Mann; er lebt seinen Vergnügungen, die alle edler und gelehrter Art sind, und braucht sich durch die Händel und Wirren der Zeit nicht davon abziehen zu lassen."

Dieser fortwährende Zwiespalt in Rudolf's Wesen, zwischen dem Bewußtsein, welche schwere Last für ihn die Krone und die Regierung war und dem brennenden Gefühl gekränkten Ehrgeizes, das ihm durch die Bemühungen seiner Verwandten, ihn von der Herrschaft zu verdrängen, bereitet wurde, gab dem Grafen Waldstein zu denken und er erklärte sich daraus die vielen Widersprüche, in des Kaisers Charakter. Es brach eben überall das nicht zu unterdrückende Bewußtsein durch, daß er auf einem Platz stehe, den er nicht ausfülle; aber er wollte das, was er sich selbst nicht verhehlen konnte, von keinem andern Menschen ausgesprochen wissen.

Es war nicht Herrschsucht, sondern nur gekränkter Stolz, was ihn so sehr gegen seinen Bruder Mathias erbitterte, der immer unverhüllter die Absicht zeigte, ihn von der Regierung der Erbländer zu verdrängen. Wäre es diesem nur darum zu thun gewesen, seinen kaiserlichen Bruder und damit auch die Regierung zu beherrschen, so würde sich Rudolf II. einem vorsichtig geübten Einfluß, der ihm die schwere Bürde abgenommen hätte, gewiß nicht entzogen haben, aber dem Erzherzog war es von jeher nicht um die Macht, sondern um die äußeren Attribute derselben zu thun, an welchen Rudolf umsomehr hing, je weniger er dem inneren Herrscherberuf zu entsprechen fähig war.

Mit rasch wechselnder Stimmung versank der Kaiser in ein tiefsinniges Brüten und es entstand eine längere Pause, welche Waldstein endlich mit einer Hinweisung auf das Vorrücken der Nacht unterbrach.

„Ja, Ihr habt Recht; es ist Zeit, daß wir zum Zweck dieses nächtlichen Besuches kommen," sagte Rudolf zustimmend. „Wir sind doch hier vor Lauschern sicher, Meister?"

„In meinem Hause hat Niemand Ohren, um zu hören, was nicht für ihn bestimmt ist," beruhigte ihn der Rabbi. „Uebrigens athmet außer uns kein lebendes Wesen in diesen Räumen."

„Nun wohl, so höre, Meister, was ich von Dir wünsche. Du weißt, wir leben in schweren Zeiten und der Sorgen meines kaiserlichen Amtes und meiner Herrschaft in diesen Ländern sind so viele und schwere, daß sie mit gewöhnlichen Mitteln kaum zu entscheiden und zu bewältigen sind. Es drängen der Meinungen gar viele auf mich ein, so daß ich oft in Zweifel bin, welche gut und klug sind oder auch aus lauterem Herzen kommen. Darum sollst Du mir, hoher Rabbi, der Du verstehst in der Zukunft zu lesen, sagen, wie sich die Dinge gestalten werden und wessen Pfade hier auf Erden schon durch den Gang der Sterne bestimmt sind, die meinen feindlich zu kreuzen. So mag ich denn auf diesem Wege vielleicht erfahren, wer meine Gegner sind und wo meine Feinde stehen, woran ich vor der Menschen Tücke und Gleißnerei schier verzweifle."

„Um der Sterne Lauf und geheimnißvolles Zusammenwirken auf die irdischen Geschicke zu ergründen, bedarf es längerer Zeit und günstigerer Gelegenheit, als es die wenigen Stunden der heutigen stürmischen Nacht uns bieten," entgegnete der Rabbi. „Zudem, mein kaiserlicher Herr, zählst Du ja so viele hochgelehrte und erfahrene Männer an Deinem Hof, welche die Constellation der Himmelszeichen so gut und noch besser zu deuten wissen, als ich."

„Und die mir doch entweder nichts oder nur Lügen zu sagen wissen," rief heftig der Kaiser Rudolf. „Sie mögen verstehen, was in ihren Kolben und Retorten brodelt oder den Gang der Sterne zu bestimmen, aber sie sind nur Diener der natürlichen Kräfte; als ihren Herrn, der sie zu meistern und zu zwingen versteht, hat sich aber nur Einer gezeigt und der bist — Du!"

„Es ist keines Staubgeborenen Los, das hohe Lob zu verdienen, das Du mir zollst, allergnädigster Herr. Wie tief man auch eingedrungen sein mag in die Geheimnisse der Schöpfung, so bleibt man doch immer ein armseliger Knecht der ewigen Gottheit, die alles erfüllt und alles beherrscht und die Natur selbst ist."

„Ich sehe mit Mißvergnügen, Rabbi, daß Du Eines eben so gut verstehst, trotz Deiner Bescheidenheit, wie die auf ihr Wissen so eitlen Herren an meinem Hofe. Du weißt, wenn Du etwas nicht thun willst oder nicht thun kannst, dies mit schönen Worten und klingenden Phrasen zu verhüllen."

„Erinnere Dich, hoher Herr, daß ich sagte, mein Wissen und was mein Aug' zu erforschen, mein Geist zu enträthseln vermag, stehe zu Deinen Diensten. Wenn es auch nicht möglich ist, die Sterne zu Hilfe zu nehmen, will ich doch versuchen, Deine Wünsche zu erfüllen. Wer die Auskünfte, die der magische Zauberspiegel ertheilt, zu deuten versteht, sieht der Zukunft in das Antlitz."

„Und Du wolltest ihn für mich befragen?" fiel der Kaiser erfreut ein.

„Wenn Deine Majestät es befiehlt, — gewiß!" entgegnete Rabbi Löw ernst. „Bedenke aber, o Herr, daß er oft Wahrheiten enthüllt, die schwer zu fassen und zu tragen sind und daß er Räthsel löst, welche für des Fragenden Ruhe und Glück besser in ewigem Dunkel geblieben wären."

„Nur zu, nur zu!" rief Rudolf II. ungeduldig. „Was kann er mir enthüllen, was nicht noch bitterer und quälender in meinen Träumen gelebt hätte? Was kann er Schweres für die Zukunft zeigen, das meine Feinde nicht noch schwerer auf mein Haupt leiten möchten? Ich hoffe, daß das Geschick freundlicher für mich bedacht ist, als der Menschen ränkevolle Bosheit — darum sehe ich getrost seinem Spruch entgegen."

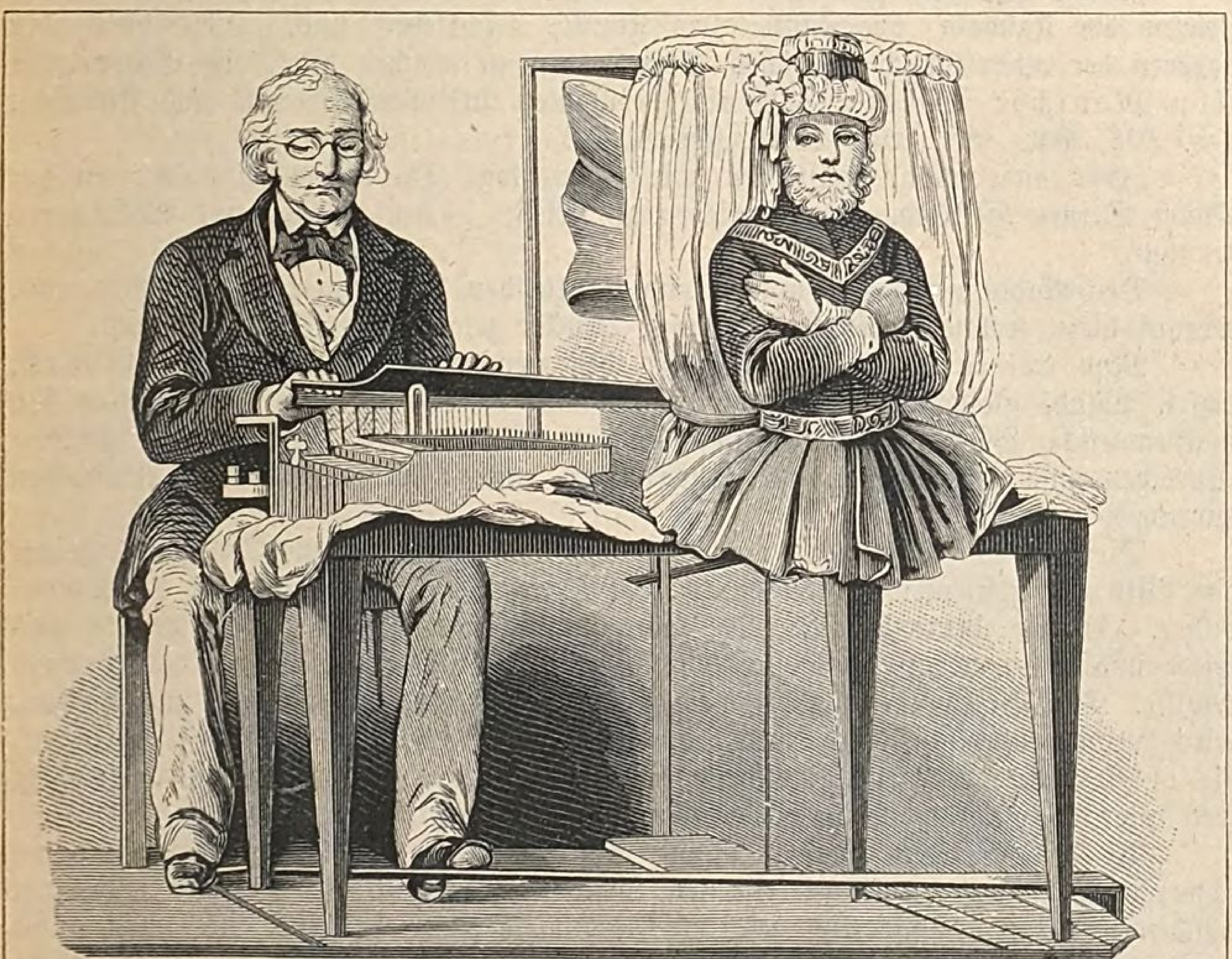
„So beliebe Deine Majestät, mir in mein Studierzimmer zu folgen," sagte der Rabbi und schlug den Vorhang zurück, hinter welchem eine geschnitzte Thüre aus Cedernholz mit kunstvoll getriebenen Metallbeschlägen sichtbar wurde.

Der Kaiser trat auf die Thüre zu, hemmte aber bald seinen Schritt.

„Nun, und der Oberst Waldstein?" fragte er. „Darf er nicht mitkommen? Ich sage Dir, Meister, er ist keiner von den Spöttern und Zweiflern, sondern er glaubt an die hohe Wissenschaft der Astrologie und Magie."

„Ich weiß, daß des Grafen Waldstein hoher Geist sich nicht mit den Dingen dieser Erde begnügt, sondern ihren Zusammenhang mit dem Universum zu ergründen bemüht ist," erklärte mit einer verbindlichen Neigung des Hauptes der Rabbi. „Aber es darf nicht mehr als ein Mensch, nebst mir, dabei sein, wenn ich den Zauberspiegel befrage — und ich muß den Grafen bitten, hier zu verweilen, bin aber gern bereit, auch für ihn später eine Frage an diesen zu stellen."

„Nun — da ist nichts zu machen," sagte der Kaiser heiter. „Laßt Euch die Zeit hier nicht allzulang werden, lieber Graf, und sinnt, dieweil ich hinter die Schleier der Zukunft blicke, darüber nach, ob dieser Malvasier oder jener mildfeurige Xeres trinkenswürdiger sind. Und habt Ihr diese Frage gründlich gelöst, so hoffe ich, daß Ihr kein Verlangen mehr habt, in die Zukunft zu schauen."



Die Faber'sche Sprechmaschine. (Seite 409.)

Der Rabbi öffnete die Thüre, die in einen schwach beleuchteten Gang führte und ließ sie hinter sich und dem Kaiser geräuschlos in das Schloß fallen.

Der Graf war offenbar erzürnt über seine Ausschließung, denn er warf den Beiden einen halb bösen, halb verächtlichen Blick nach.

„Pah," murmelte er, „trotz seiner hohen Worte und seiner würdevollen Erscheinung ist er doch nur ein Gaukler, der diesen Schwächling auf dem Thron mit thörichten Alfanzereien berückt und scharfe hellsehende Augen fürchtet. Aber darin hat er Recht — es ist ein großes erhabenes Los, zu herrschen! Ach, wenn er mir sagen könnte, ob der brennende Ehrgeiz meiner Seele nach einem Fürstenthron jemals erfüllt werden wird und ob mein glänzender Stern wahr spricht!"

6. Zauberbilder und Erklärungen derselben.

Der Gang, in welchen der Kaiser vom Hausherrn geleitet wurde, mündete am anderen Ende gegen eine Nische, die mit schwarzem Sammt von seltsamen silbernen Charakteren bestickt, verhüllt war. Dahinter zeigte sich eine hohe Thüre aus spiegelglattem Ebenholz, deren Tafeln mit weißen Schriftzeichen belegt waren, welche selbst der sonst in allen gelehrten Dingen wohlbewanderte Kaiser nicht zu entziffern vermochte.

„Welcher Sprache gehören diese Zeichen an?" fragte er.

„Diese hier sind chaldäisch — es ist dies die Sprache, in welcher die ältesten Lehren der Kabbala, der Kunst aller Künste, geschrieben sind. Diese hier aber gehören der alten syrisch-arabischen Sprache an, in welcher der weise Geber oder Abu-Mouschar-Dschofer al Sofi (berühmter türkischer Astronom und Astrolog, geb. 805, gest. 885) seine Werke schrieb."

„Ein anderesmal sollst Du mir sagen, was Du für werth hältst, an der Thüre Deines Heiligthumes geschrieben zu stehen — heute haben wir Wichtigeres zu thun."

Der Rabbi nickte zustimmend und streckte den Finger gegen die Thüre aus, worauf diese, welche weder Schloß noch Drücker zeigte, von selbst aufsprang.

Man trat in ein mäßig großes, aber ziemlich hohes, kreisrundes Gemach, dessen Wände gleichfalls mit schwarzem Sammt behangen waren, auf welchen sich mathematische Figuren, kabbalistische Zeichen, Sprüche in verschiedenen fremden Sprachen und wunderliche, aus Thierleibern und Pflanzen gebildete Arabesken eingewebt zeigten.

Die gewölbte Decke war mit dunkelblau glänzenden Steinen belegt und zeigte das Bild des gestirnten Himmels mit dem Thierkreis und den Figuren der Sternbilder. In der Mitte schwebte eine mattglänzende Kugel herab, von welcher das milde und doch vollkommene Helle verbreitende Licht ausströmte, welches das Gemach erfüllte. Der Boden war von schwarzem Marmor, aber mit Kreisen und weißen, wirr durcheinanderlaufenden Linien eingelegt, von welchen es dem Kaiser schien, als ob sie nicht immer gleich blieben, sondern in der Form wechselten, obwohl er trotz aller Aufmerksamkeit diese Veränderung nicht wahrnehmen konnte.

An den Wänden standen offene Schränke voll ehrwürdiger Folianten in schweren Lederbänden und mit eisernen Schließen versehen. In den oberen Reihen standen und lagen wunderlich geformte Geräthe, deren Bedeutung und Zweck selbst dem in solchen Dingen doch gewiß nicht unerfahrenen Kaiser Rudolf II. nicht bekannt waren und dazwischen wieder bauchige Flaschen und Phiolen mit seltsam gefärbten und schillernden Flüssigkeiten, die bald krystallhell, bald grün oder roth aussahen.

An einer Stelle sprang die Wand zu einer Nische zurück und hier stand der alchimistische Ofen mit seinem Gebläse und den Retorten und Blasen aus blankem Kupfer oder Glas. Gegenüber war das Pult des Rabbi angebracht, auf dem ein Pergamentband aufgeschlagen lag, dessen Blätter sich von selbst bewegten und in mächtigen schwarzrothen Zeichnungen bald das Siegel Salomonis, bald die dunklen Sprüche der smaragdinischen Tafeln, auf welche man alle Kunst der Alchimie zurückführte oder auch das krause Zeichen des Erdgeistes zeigten.

In der Mitte des Gemaches stand auf einem Sockel von schwarzem Marmor ein mit blendend weißer Seide verhüllter Gegenstand, nach welchem des Kaisers Blicke sich sofort richteten, denn er ahnte, daß darunter der — Zauberspiegel verborgen war.

Das ganze Gemach machte einen feierlichen Eindruck und gereichte der Decorationskunst des weisen Rabbi zu aller Ehre, denn er wußte dadurch in den Besuchern jene Strömung hervorzurufen, welche nöthig war, um sie empfänglich für das Kommende zu machen. Dazu wirkte auch die schwere, mit würzigen Wohlgerüchen geschwängerte Luft mit, welche so sehr des Kaisers Kopf einnahm, daß es ihm öfters war, als verlöre er für Augenblicke das Bewußtsein.

„Ich bitte Dich, gnädigster Herr, hier diesen Ort einzunehmen und ihn nicht eher zu verlassen, als ich es Dir anzeige. Mir aber gestatte, daß ich mich in dem magischen Gewand zeige, daß Derjenige tragen muß, welcher den Zauberspiegel zur Antwort zwingen will.“

Der Kaiser trat an die ihm bezeichnete Stelle, um welche sich ein Gewirr weißer Kreise im schwarzen Boden schlang. Als er davon aufblickte, sah er, daß der Rabbi, der sich doch nicht von der Stelle gerührt hatte, schon in einem lang herabwallenden Talar von rother Purpurseide gekleidet war, welchen ein dichtes Netz seltsamer Figuren und Schriftzeichen bedeckte.

„Wenn Du gestattest, allergnädigster Herr, so wollen wir zuerst das Firmament auf den Zauberspiegel wirken lassen, um die allgemeine Constellation der Sterne zu erkennen und zu sehen, ob diese Nacht unter einer Deiner erhabenen Person günstigen Conjunctur steht.“

„Aber der Himmel ist ja dicht bewölkt, Rabbi!“ wendete der Kaiser ein.

„Ebensowenig, als vor der Macht des Zauberspiegels die Nebel der Zukunft bestehen oder die tückische Hinterlist der Menschen, welche die irdischen Dinge verwirrt und unklar macht,“ sagte Rabbi Löw mit einem kaum merklichen Lächeln, „ebensowenig vermögen die Dünste und Wolken der Atmosphäre das Bild des ewigen Himmels zu verhüllen. Der Wahrheit auf Erden und im Himmel dient des Spiegels geheimnißvolle Macht, wo aber wäre die göttliche Wahrheit lebendiger und stärker, als in den Sternen?“

Mit einer gebieterischen Handbewegung wendete sich der Rabbi zum Gewölbe empor und der Kaiser bemerkte, daß der Glanz des blauen Steines und der Sternbilder erlosch und durch eine kreisrunde Oeffnung der finstere Nachthimmel hereinblickte, auf dem sich schattenhafte graue Wolkenmassen dahinwälzten.

Als Rudolf II. seine Blicke wieder senkte, wurden sie einen Moment geblendet von dem Glanz, der von dem seiner Hülle entledigten Zauberspiegel ausstrahlte. Er mußte für einen Moment die Augen schließen, um sich an diesen wunderbaren Anblick zu gewöhnen. Der Spiegel bestand aus einer Scheibe von reinstem, leuchtendem Weiß und einem so hellen Glanz, daß es umso auffälliger war, wenn man bemerkte, daß er kein Licht aus- oder zurückstrahlte und im Gemach noch immer das gleiche sanfte Licht herrschte. Es war dem Kaiser nicht möglich, zu unterscheiden, aus was der Spiegel bestand, ob aus Metall oder tadellos geschliffenem Krystall. Er hatte die milde weiße Farbe des hochstehenden Vollmondes vereinigt mit dem Glanz der Sonne.

Langsam schien er sich aber zu trüben — die blendende Fläche überzog sich mit Dunkelheit und bald blickte das funkelnde Bild des gestirnten Nachthimmels daraus hervor.

„Die Stunde ist günstig, mein kaiserlicher Herr,“ rief Rabbi Löw triumphirend. „Der Orion (Sternbild von mehr als achtzig Sternen am mittägigen Himmel) steht in günstiger Constellation und keiner der gefährlichen Planeten droht seine Bahn zu beeinflussen. So weit ein flüchtiger Einblick mir gestattet zu erkennen, sind alle mächtigen Himmelskörper Dir, o Kaiser! hilfreich, bis — auf den Löwen. Doch nicht aus den Sternen wollen wir uns ja unterrichten — ist es Dir genehm, mein hoher Herr, so magst Du Deine Fragen an den Zauberspiegel richten.“

Auf einen Wink des Magiers schloß sich das Gewölbe, das Bild des Firmaments erschien wieder darauf, verschwand dagegen auf dem Spiegel, der sofort wieder im früheren Glanze strahlte.

„Kannst Du mir sagen, hoher Rabbi, ob die Pläne meines Bruders Mathias gelingen werden?" fragte der Kaiser mit ziemlich unsicherer Stimme.

Der Magier nickte würdevoll mit dem Kopf und sprach dann einige Worte in einer dem Kaiser unverständlichen Sprache gegen den Spiegel.

Die blendende Fläche verdunkelte sich sofort und es tauchten darauf verschiedenfärbige Wolken auf, die sich gegeneinander ballten und miteinander zu kämpfen schienen. Lange Zeit schien es, als ob eine hellrosenrothe von einer andern, die giftig gelbgrün gefärbt war, verdrängt werden sollte. Da erschien plötzlich eine zweite von ähnlicher, aber noch widerlicherer Farbe und nachdem sie miteinander gerungen hatten, lösten sie sich beide auf und der Spiegel erglänzte in lieblichem Roth, das langsam in die gewöhnliche strahlende Farblosigkeit überging.

Rabbi Löw war zu seinem Pult getreten und hatte in dem dort liegenden Folianten geblättert. Dann wendete er sich zu Rudolf II. und sprach mit dem visionären Ton eines Sehers:

„Der Bösen irdisches Sehnen und Streben entbehrt des Schutzes von oben und dieselben Waffen der Hinterlist und Tücke, welche sie für sich und ihre Wünsche aufrufen, wenden sich vernichtend gegen sie. Neid und Hoffahrt sind gefährliche Diener, denn sie leihen ihre Kraft jedem Herrn und verschlingen wieder, was sie geschaffen. Das besagt der Kampf der beiden grünen Wolken. Der scheinbare Triumph Deines Bruders Mathias, mein erhabener Herr, wird seine tiefste Demüthigung sein."

Kaum konnte Rudolf II. einen frohlockenden Ruf zurückdrängen bei einer Prophezeihung, die so sehr nach seinen Wünschen war.

„So ist es gut!" murmelte er. „Nun ich dies weiß, will ich ihn sicher machen — o wie süß wird mir die Zertrümmerung seiner ehrgeizigen Absichten sein!"

„Hast Du noch etwas zu fragen, hoher Herr?"

„Ja. Du weißt, Rabbi, im ganzen Reiche, besonders in meinen Erblanden, am meisten aber in Böhmen, stehen sich die zwei Religionsparteien der Katholiken und Lutherischen entgegen. Mein Großvater, Kaiser Ferdinand I., dessen großer Bruder, Kaiser Carolus V. und dessen spanischer Sohn Philipp II. wollten den neuen Glauben mit Gewalt unterdrücken — doch es ist ihnen nicht gelungen. Mein erlauchter Vater, Kaiser Maximilian II., wollte, edlen und gütigen Sinnes, wie er war, es dahin bringen, daß die Menschen unbeschadet ihres Glaubens friedlich nebeneinander leben und um des Himmels willen sich nicht die irdische Heimat verleideten. Es ist ihm nicht gelungen. Der Haß und die Zwietracht der Menschen haben sein Leben vergiftet und sein Herz gebrochen. Und seitdem wüthet der Streit weiter, feindlicher als je stehen sich die Parteien gegenüber und drohen sich alle Stunde mit Gewaltthat. Ich vermag aber so wenig zu unterscheiden, wer im Rechte ist, als meine Räthe, denn stets möchte man dem zustimmen, der eben spricht, weil Jeder sich auf seinen Glauben und auf sein Gewissen beruft und schließlich doch Jeder die geistlichen Sachen schnöden Eigennutzes wegen mit den Dingen dieser Erde vermenget. Darum möchte ich wohl wissen, ob dieser Spiegel mir keinen Rath zu geben weiß, wie ich thun soll, um keinem Theil allein Recht und keinem Unrecht geschehen zu lassen."

Wieder wendete sich der Rabbi mit einer Ansprache zum Spiegel, der sich sofort wieder verdunkelte. Dann erschien am oberen Rande ein hellleuchtender Punkt von magischem Glanze und darunter schwamm in einer Wolkenschichte die Erdkugel. Aber wie sie sich auch drehte und ob sich die Wolken auch verschoben, wurde sie in allen Theilen, selbst in den gerade entgegengesetzten, von dem hellen Punkte

aus gleichmäßig beleuchtet. Ja nach und nach schmolzen unter dem Eindrucke dieses Lichtes alle Erhöhungen und Einkerbungen von der Kugel weg und sie strahlte in gleichmäßigem Glanz, der von oben auf sie herabfloß.

„Der Herr der Welten und Zeiten ist nur Einer!" begann Rabbi Löw wieder feierlich zu sprechen, nachdem er sich in einem Buche Rath erholt hatte. „Und Eins ist das Recht und die Gerechtigkeit, die Stärke und die Liebe, Eins ist alles, was von ihm ausfließt über die Menschen des weiten Erdenrundes, wenn Er die Meinungen verwirrt und die Menschen sondert nach Farbe, Gesittung und Glauben, so straft er sie und an ihm allein ist es, sie wieder zurückzuführen zu seinem Lichte und seiner Wahrheit. Wehe den Menschen, die sich erkühnen wollen, zu thun, was nur Gottes ist!"

„Ich verstehe, ich verstehe," sagte Rudolf II. mit einem Anflug von Humor. „Aber lieber wäre es mir doch gewesen, wenn mir der Spiegel gesagt hätte, was ich thun soll, wenn mir Herr von Lobkowitz und die Kapuziner das eine Ohr belagern, Herr Wenzel von Budowec mit den Prädikanten in das andere donnern."

„Nicht der Menschen kurzsichtigem Treiben und Drängen dient der magische Spiegel, sondern der ewigen Wahrheit, die in Jahrtausenden die gleiche bleibt," entgegnete der Rabbi mit einem Anflug von Strenge.

„Noch Eines, hoher Rabbi, möchte ich wohl diesen köstlichen Spiegel fragen," fuhr der Kaiser fort. „Man nennt mich Majestät und meine Hofpoeten nennen mich den „Born der Gnade," ich trage die stolzeste Krone der Welt und doch — bin ich einsam und allein und ich fühle oft schmerzlich, daß ich keinen Freund, kein aufrichtig ergebenes Herz mein nenne, sondern nur habsüchtige Schmeichler, heuchlerische Höflinge um mich habe. Ist es denn wirklich so? Kannst Du mir sagen, ob ich keinen wahren Freund besitze, auf den ich mich verlassen kann?"

Der Rabbi schüttelte leicht das Haupt, wendete sich aber doch an den Spiegel. Dieser schien jedoch keine Lust zu einer seiner sibyllinischen (weissagenden) Antworten zu haben. Wohl schossen hie und da dunkle Streifen und Flecken darüber, aber sie verschwanden und die glänzende Fläche blieb allein zurück.

Hoch richtete sich der Rabbi auf und beschwor mit starker Stimme neuerlich den Spiegel, der sofort erzitterte, einen schrillen Klang von sich gab und aussah, als wäre er von unzähligen Sprüngen zerrissen.

„Was ist das?" rief der Rabbi. „Ein feindlicher Einfluß macht sich geltend, der in irgend einem Zusammenhang mit Deiner Frage steht, o Herr. Sollte sich in den Sternen etwas geändert haben?"

Er hob den Arm wie früher gegen die Decke, welche sich sofort öffnete. Noch war der bläſser werdende Himmel von Wolken bedeckt, aber durch eine Lücke derselben strahlte ein einzelner Stern mit eigenthümlich mattem Glanz und spiegelte sich auf der blinkenden Zauberfläche ab.

„Der Löwe!" rief der jüdische Magier erstaunt. „Dir droht vom Löwen und was unter seinem Einfluß steht, Gefahr, mein hoher Herr. Doch will ich's nochmals versuchen, den Spiegel zur Antwort zu zwingen."

Eine neuerliche Beschwörung schien endlich Wirkung zu machen. Die weiße Fläche überzog sich mit einem matten Blau, in dessen Mitte sich ein äußerst spitzer Berg mit zahlreichen Windungen zeigte, auf dessen Gipfel eine Gestalt mit Purpurmantel und Krone stand. Von allen Seiten drängten sich Gestalten heran und strebten den Berg zu erklimmen; einige krochen langsam und beharrlich auf allen Vieren vorwärts, andere strebten kühn und geradeaus hinauf und stießen unbarmherzig in die Tiefe, was sich ihnen in den Weg stellte. Trotzdem alles immer in Bewegung war, konnte man doch sehen, daß die Gestalten während des Kletterns zugleich die Hände bittend zur Höhe streckten. Der Mann in fürstlichem Prunk

aber warf von Zeit zu Zeit einen Regen von goldenen Gaben, Münzen, Kettlein, Helmen und Kronen hinab. Da entstand dann ein großes Balgen und in Klumpen stürzten die Kletterer sammt den Gaben in die Tiefe, ja manches Kettlein schlang sich, wie es herabfiel, um ganze Reihen und riß sie mit sich hinab.

Der Kaiser zeigte sich von dem Bilde sehr ergötzt, denn es gab da gar drollige Bewegungen und Alles war so natürlich, als ob die Figuren lebten.

„Wer auf den unnahbaren Gipfel menschlicher Macht gestellt ist," begann der Rabbi als trauriger Text zu dem lustigen Bild, „muß verzichten auf das, was diejenigen erfreut, welche im Thale und in der Niedrigkeit wohnen. Wer herrscht, der soll nur sehen auf die Millionen und sein Blick darf nicht beirrt werden durch Einzelne, die sich ihm aufdrängen. Und weil er selbst keine Liebe geben soll, wird ihm auch selten solche zu Theil und seine Gunst und Gnade für irdischen Vortheil ist es, nach welchem die Menschen streben. So reichlich er sie aber auch ausschütten mag, so wird er Niemand befriedigen und seine Gabe wird zum Unheil für den Einzelnen, wie sie Segen für die Gesammtheit ist. Denn er soll nicht Fürst für Diese oder Jene, sondern für Alle sein, die zu ihm aufblicken mit Vertrauen. Und in diesem Bewußtsein muß er Trost finden, wenn sich ihm kein Herz allein zuneigt, ohne eigennützige Wünsche zu hegen."

„Keinen Freund und Niemand, der uns liebt!" sagte der Kaiser traurig. „Ach, Rabbi, es ist doch ein hartes Los, eine Krone zu tragen!"

„Wenn Du einen Menschen findest, der nichts von Dir zu erbitten hat, dann magst Du annehmen, mein hoher Herr, daß er Dir reinen Herzens zugethan ist."

Dem Kaiser schien es, als sei während der letzten Minuten die Luft im Gemache noch schwüler und drückender geworden. Eine unbezwingliche Müdigkeit befiel ihn, er wankte und fiel, vom Rabbi zu einem Ruhesitz geführt, in einen Halbschlaf, der schwer auf ihm lastete, aber die Vorgänge im Gemach wie einen Traum erscheinen ließ.

Wir überlassen den Monarchen einstweilen dieser Betäubung, um uns ein klein wenig mit dem magischen Spiegel zu beschäftigen, welcher einfach nach Art der chinesischen Zauberspiegel bereitet gewesen zu sein scheint, von denen uns ein Kenner, nach eigener Anschauung nachstehende Erläuterung bietet.

In einer nicht geringen Zahl von Künsten und Fertigkeiten sind die Chinesen, auf die man sich oftmals bemüßigt findet, mit völlig unberechtigter Geringschätzung herabzusehen, den Europäern nicht nur der Zeit nach weit vorausgeeilt, sondern lassen auch heute noch deren Industrie weit hinter sich. Man braucht nur an das Porzellan, und Schießpulver, an Metallmischung und Metallfärbung, an die Papier- und Seidenmanufactur, an eingelegte und Lackarbeiten zu erinnern, um das Gerechtigkeitsgefühl anzuregen.

Auf den in verschiedenen Ländern veranstalteten Ausstellungen der neuesten Zeit, auf denen chinesisch-japanische Abtheilungen figurirten, konnte man sich von jenem Vorurtheil gründlich heilen und mit staunenden Blicken die Erzeugnisse einer Reihe von Kleinkünsten bewundern, vorwiegend dazu bestimmt, das Leben reizvoller zu gestalten und jenem „höchst nothwendigen Bedürfniß," welches man Ueberfluß nennt, dem Luxus, zu dienen — tausend kleine in den europäischen Werkstätten unnachahmliche Meisterwerke der Geduld und Geschicklichkeit eines eigenartigen, aber nicht reizlosen Geschmackes.

Selbst so einfach scheinende Dinge, wie ihre Metallgüsse und Metallzusammensetzungen bieten der europäischen Technik immer noch Räthsel in Fülle, trotz ihrer fortgeschrittenen Metallchemie. Es ist hier eben Probiren über Studiren gegangen und gerade in kleinen Kunstgriffen und Handwerksgeheimnissen scheinen diese mongolischen Metallkünstler, die wahrscheinlich die ältesten Metallarbeiter der Welt

sind, selbst den listigen und verschlagenen, in geheimen Künsten wohlbewanderten Zwergen der nordischen Sage und den Telchinen, jenen metallkundigen Schwarzkünstlern auf Creta und Rhodus, den Rang abzulaufen.

Ein hübsches Stückchen von dieser uralten telchinischen Schmieds-Verschlagenheit bieten nun die immer seltener werdenden chinesischen Zauberspiegel dar, bei deren Untersuchung selbst gebildete Leute auf die Idee kommen können, daß es dabei „nicht mit rechten Dingen" zugehe.

Es sind dies meistens kreisrunde, metallene Handspiegel, welche die Figuren, chinesischen Schriftzeichen und geheimnißvollen Charaktere, die auf ihrer Rückseite in erhabener, eingelegter oder eingravirter Arbeit dargestellt sind, mit aller Deutlichkeit in dem von der Vorderfläche auf eine weiße Wand oder Fläche gespiegelten Sonnenschein darstellen. Die Figuren erscheinen auf dieser weißen Fläche entweder als Schattenbilder auf leuchtendem Grunde, oder als lichte Figuren auf dunklerem Grunde, aber obwohl sie vermittelst der Spiegelfläche auf die dazu bestimmte Wand geworfen werden, ist auf derselben nicht das mindeste von ihnen zu bemerken, man mag diese wenden und betrachten, wie viel man will. Und von der Rückseite können sie doch offenbar nur durch Zauberei auf die Wand kommen.

Unser Gewährsmann nun hatte im Jahre 1877 Gelegenheit, diese seltsame und im höchsten Grade überraschende Wirkung an einem im Besitze des Directors Sentker in Berlin befindlichen Spiegel dieser Art zu studiren und nahm sich, um einen Begriff von diesen nur in wenigen Exemplaren nach Europa gekommenen Curiositäten Ostasiens zu geben, ein Facsimile (Nachbildung) der Rückseite des Spiegels, welche das auf der Wand erscheinende Bild in gegossenem Relief darstellt. Das Material ist eine gelbliche Bronze, die auf der schwach convexen (runderhabenen) und daher etwas verkleinernden, aber ein sehr reines Bild gebenden Spiegelfläche mit einer dünnen, silberweißen Metallschicht überzogen ist. Die Dicke des Randes beträgt drei Millimeter (ein Tausendstel Meter), aber da dieser Rand anderthalb Millimeter über die Bildfläche emportritt, beträgt die allgemeine Dicke der Scheibe nur noch ebensoviel, so daß sie sich sehr leicht und bequem als Toilettenspiegel an dem mit Bambusfasern umwundenen und angegossenen Stiele handhaben läßt.

Die Rückseite zeigt auf rauh gekröntem Grunde in niedrigem Relief den berühmten chinesischen Drachen Lung, der unter einem blühenden Dornstrauche und neben einigen Bambusstämmen ausruht, respective sich ergeht. Dieser Drache „Lung," der bald als Hirsch, bald als Pferd, schuppiges Reptil oder (wie auf dem Sentker'schen Spiegel) als Tiger dargestellt wird, bietet keine Berührungspunkte mit dem scheußlichen, gefürchteten und feuerspeienden Drachen der griechischen oder der deutschen Sage;[1] er ist in den Augen der Chinesen vielmehr das verehrungswürdigste und barmherzigste aller Wesen und jeder echte Sohn des himmlischen Reiches würde es sich zum unsterblichen Ruhme schätzen, ein junger oder alter Drache genannt zu werden, wenn dieses unendliche Glück überhaupt einem anderen Sterblichen zu Theil werden könnte, als dem Kaiser von China. — Die Selbstherrscher des Reiches der Mitte leiten sich nämlich höchstselbst von der allerheiligsten Drachenbrut ab und die ersten, klügsten und wohlthätigsten Fürsten dieser Dynastie besaßen selbst Drachengestalt.

Dieser eigentliche heilige Drache der Chinesen, für welchen der des Zauberspiegels nur wie ein Sinnbild erscheint, wird mit Hirschgeweihen, Ochsenohren, Kameelkopf, Schlangenhals, Tigerfüßen, Adlerkrallen und Fischschuppen dargestellt; er thront hoch oben in der Luft und betritt nur dann einmal die Erde, wenn

---

[1] Ueber die Drachensagen in Oesterreich siehe ausführlich Moriz Bermann's „Alt und Neu Wien, Geschichte der Kaiserstadt," Seite 174 u. f. (A. Hartleben's Verlag).

etwas ganz Außerordentliches geschehen soll. Er ist aber trotz seines schlimmen Aussehens so fromm und liebenswürdig, daß er jedem Wurm und Insect, denen er begegnet, aus dem Wege geht, um sie nicht zu zertreten.

Daß das Bild auf dem Sentker'schen Spiegel wirklich diesen frommen und glückbringenden Drachen darstellen soll, beweist das darüber stehende große Wortbild, das Zeichen des heiligen Drachen „Lung", welcher in Guß so stark hergestellt worden ist, daß es ebenso wie der Rand der Hinterseite gleichmäßig platt geschliffen werden konnte, ohne daß die übrigen Reliefs von dem Schleifsteine erreicht wurden.

Neben dem Bilde befindet sich eine Zeile chinesischer Schrift, deren Inhalt wahrscheinlich einen Glückwunsch oder magischen Spruch bildet, denn in der Regel verschenkt man diese Spiegel als Glück, Gesundheit und Schönheit erhaltende Toilettegeräthe. So sah z. B. der berühmte Chinologe Stanislaus Julien in dem Besitze des Barons Lagrange in Paris einen derartigen Votivspiegel, in dessen Widerschein man die chinesischen Zeichen cheou (langes Leben) und fou (Glück) lesen konnte, die auch auf der Rückseite, aus hellerem Metall eingelassen, hervortraten. In dem Widerscheine des abgebildeten schwach convexen Spiegels erkennt man deutlich den Drachen unter dem blühenden Dorn und ebenso tritt der Drachenbuchstabe deutlich hervor, Alles hell auf schattigem Grunde. Die Helligkeitsunterschiede sind ungefähr wie die der Mondscheibe und ihrer Flecken, aber die Zeichnung erscheint in schärferen Umrissen, und wenn man mit dem Spiegel von der Wand zurücktritt, so daß das Bild an Größe wächst, verliert es nichts von seiner Erkennbarkeit, bis die reflectirte Lichtmenge der unsichtbaren Spiegelzeichnung zu sehr zerstreut wird.

Die Chinesen nennen diesen Spiegel Théou Kouang-Kien, d. h. wörtlich: „Spiegel, welche das Licht durchlassen," weil es nämlich den Anschein hat, als ob das auf der Hinterfläche angebrachte Bild die Metallmasse durchdringe, um von der Spiegelfläche an die Wand reflectirt zu werden. Um sich über diese seltsame Erfindung näheren Aufschluß zu verschaffen, schlug Professor Julien die vorstehende Bezeichnung in einer der mannigfachen Encyklopädien nach, welche die Söhne der Mitte besitzen. Die Chinesen sind nämlich im Gegensatze zu den Europäern ein Volk, bei welchem der Gelehrtenstand der höchsten und der Kriegerstand der geringsten Achtung begegnet; sie begnügen sich darum nicht mit einem kleinen „Meyer" oder „Brockhaus" von etwa sechzehn Bänden, sondern besaßen schon, noch ehe bei uns die Buchdruckerkunst erfunden war, große Nachschlagewerke, deren Bände nach Hunderten zählen. Und so fand denn Julien im sechsundfünfzigsten Bande der Encyklopädie Ke-tschi-king-youen die Auskunft, daß diese „Lichtbilder durchlassenden Zauberspiegel" in China bereits seit unvordenklichen Zeiten angefertigt werden, daß Tschin-kouo (ein Schriftsteller des 9. Jahrhunderts) ihrer bereits gedenke und daß Kin-ma (ein älterer Dichter) sie sogar besungen habe.

Es ist daher sehr wohl möglich, daß diese Zauberspiegel und das Geheimniß ihrer Fabrication bereits in alten Zeiten von Asien nach Europa gekommen und waren wohl die sogenannten Mysterienspiegel der Griechen und Etrusker, deren Rückseite bei ähnlichem Gesammtumriß stets figürlichen Schmuck trug, Nachbildungen derselben. Wenigstens redet der alte römische Schriftsteller Aulus Gellius (146 vor Christus) in sehr verdächtiger Weise von Spiegeln, die bald ein Bild zeigten, bald nicht, und noch wahrscheinlicher gehörten die in den Hexenprocessen des Mittelalters auftauchenden magischen Metallspiegel, auf deren Rückseite geheimnißvolle Zeichen und Teufelsfiguren eingravirt waren, zu diesen Erzeugnissen der asiatischen Schlauheit. Der italienische Geschichtsforscher Ludwig Anton Muratori (geb. 1672, gest. 1750) erzählt, daß man unter dem Kopfkissen eines Mannes, welchen Martin della Scala zum Tode verurtheilte und ebenso im Hause des Cola (Nikolaus) Gabrino di Rienzi (Volkstribun in Rom, geb. 1313, ermordet 1354) magische

Spiegel entdeckt habe, auf deren Rückseite das Wort Fiorone (Blumenzierrath) stand, unter welchem Blumenschmuck kein Anderer als der Teufel zu verstehen war. Von daher stammt auch das Sprichwort „durch die Blume reden".

So oft nun auch bereits diese Spiegel von Physikern untersucht worden sind, besitzt man doch noch keine völlig befriedigende Erklärung ihres geheimnißvollen Verhaltens, wie ihrer Herstellung; nur so viel ist klar, daß man es da mit einem Taschenspielerstück zu thun hat. Denn offenbar haben die erhabenen eingelegten oder eingravirten Bilder der Rückseite unmittelbar gar nichts zu schaffen mit dem unsichtbaren Bilde der Spiegelfläche, welches sich erst auf der Wand gleichsam verdichtet und in die sichtbare Erscheinung tritt. Mit einem tiefen Verständniß der menschlichen Natur beabsichtigen die schlauen mongolischen Künstler durch jenen Kniff, das ist durch die sichtbare Wiederholung des verborgenen Bildes der Vorder- auf der Rückseite, nur die Phantasie zu erregen und irrezuführen und soweit unser Gewährsmann die Wirkung des seltsamen Spielzeuges auf verschiedenen Personen beobachten konnte, wird dieser Zweck selbst bei gebildeten Leuten vollkommen erreicht.

Aber — so fragt wohl der freundliche Leser ungeduldig — wie verhält es sich denn nun in Wirklichkeit mit diesen schlummernden Bildern der Oberfläche, welche erst die Sonnenstrahlen erwecken und auf die Wand zaubern?


Kaiser Rudolf II. (Seite 389 und 414.)

Der berühmte englische Physiker David Brewster (sprich Bruhster) hatte, ohne einen solchen Spiegel gesehen zu haben, die Vermuthung ausgedrückt, daß es sich dabei möglicherweise um eine Polarisation (Ertheilung und Annahme der Neigung des freischwebenden Magnets nach dem Pol) des Lichtes durch die Zeichnung handeln möge. Um diese Vermuthung zu prüfen, untersuchte unser Gewährsmann den ihm gefälligerweise für einige Zeit überlassenen Spiegel auch in dieser Richtung, aber das mit Instrumenten, welche das polarisirte Licht ausschließen, bewaffnete Auge vermochte den unsichtbaren Drachen auf der polirten Fläche ebensowenig auszumitteln, als das unbewaffnete Auge. Man erhält gleichsam den handgreiflichen Beweis unsichtbarer Existenzen.

Alles, was man zur Erklärung sagen kann und was unbestreitbar richtig ist, beschränkt sich darauf, daß gewisse Theile der Platte so bearbeitet sind, daß sie mehr, respective weniger Licht zurückwerfen, als die umgebenden Theile, obwohl alle Theile eine völlig gleichmäßige Politur und ein gleiches Rückstrahlungsvermögen zu besitzen scheinen.

Wie alsbald zu sehen sein wird, ist es wahrscheinlich eine verschiedene Dichtigkeit des Metalls an den betreffenden Stellen, welche den Effect erzeugt.

Etwas besser unterrichtet ist man über die Mittel, solche geisterhafte Wirkungen hervorzubringen, so daß es bei einigem Bemühen nicht schwer fallen würde, dieses in China, wie es scheint, heute etwas aus der Mode gekommene Spielzeug fabriksmäßig nachzuahmen. Die erwähnte chinesische Encyklopädie erzählt, daß bereits ein älterer chinesischer Forscher Out-tseu-sing (geboren 1260, gestorben 1341) sich vorgenommen hatte, auf jeden Fall hinter das Spiegelgeheimniß zu kommen. Er verfuhr wie die Kinder nach den Weihnachtsfeiertagen oder den sonstigen Geburts- und Namensfesten, wenn sie der verborgenen Maschinerie ihrer zum Geschenk erhaltenen beweglichen Figuren nachspüren, nämlich — er zerstörte eines dieser, jetzt wenigstens ziemlich theuer bezahlten Zauberwerke, indem er es in kleine Stücke zerschlug.

Da ergab sich denn, daß die Drachenfigur, die auch auf jenem Spiegel die Hauptfigur gespielt hatte, in dem feineren Kupfer der Spiegelfläche ausgehoben und aus gröberem Metall wieder eingesetzt worden war, worauf man die gesammte Fläche mit einer dünnen Bleischicht überzogen und polirt hatte. Der Sentker'sche Spiegel, aus einer Art Tombak gegossen, zeigt in der That einen solchen dünnen weißen Spiegelüberzug, der aber sicher nicht aus Blei besteht, sondern wahrscheinlich in Form eines Amalgams (Metallmischung) aus Blei, Zinn und Quecksilber, vielleicht mit etwas Silber aufgerieben und dann polirt worden ist. Bei der Dünnheit des Spiegels muß daran gezweifelt werden, daß die im Widerscheine sichtbaren Figuren aus anderem Metall in die Vorderfläche eingesetzt sein können, und mußte unser Gewährsmann diesen Punkt indessen dahingestellt sein lassen, da er das heroische Prüfungsmittel des alten Chinesen nicht in Anwendung bringen konnte. —

Uebrigens giebt es ja auch andere Methoden, auf spiegelnden Metallflächen Reflexionsunterschiede hervorzubringen, die das Auge direct nicht zu erkennen vermag, und die doch deutlich im zurückgeworfenem Lichte erscheinen. Brewster vermochte durch leichtes Graviren oder Anätzen Figuren auf glatten Metallflächen zu erzeugen, die durch anhaltendes Poliren zum Verschwinden gebracht wurden, aber wie die Bilder im Zauberspiegel im Widerschein sichtbar blieben. Er konnte das Phänomen ferner durch Glasplatten nachahmen, auf deren Rückseite er Figuren mit durchsichtigem Firniß entwarf. Wahrscheinlich läßt sich dieselbe Wirkung durch Pressung von Metallflächen mit Stempeln und nachheriges Abschleifen und Poliren erreichen, denn gepreßte Münzen zeigen einige gleichförmige Erscheinungen.

Ist doch den meisten Münzensammlern bekannt, daß bis zur Unkenntlichkeit abgegriffene Münzen, wenn man sie auf einem Metallbleche im Dunklen zum Glühen erhitzt, plötzlich das vorher unsichtbare Gepräge leuchtend auf dunklem Grunde oder auch umgekehrt zeigen, je nachdem sich die Oxyd (Metallsäure)-Schicht auf den durch den Stempel verschieden stark verdichteten Theilen bildet. Durch ähnliche Ursachen erzeugte Dichtigkeitsunterschiede erscheinen auch im Widerschein polirter Metallflächen, zum Beispiel glatter Knöpfe. Professor Pepper, welcher in dem Londoner polytechnischen Institute den Widerschein derartiger mit elektrischem Lichte beleuchteter Zauberspiegel gezeigt und eine ähnliche Meinung über ihre Herstellung geäußert hatte, erzählt, daß ein englischer Messingarbeiter, der seinen Vortrag mit angehört hatte, zu ihm gekommen sei und ihm eine Nachahmung des Kunststückes gezeigt habe. Er hatte auf eine gewöhnliche Messingplatte mit einem Figurenstempel dreimal genau dieselbe Stelle geschlagen und jedesmal wieder abgeschliffen und polirt. Erst nach der dritten Stempelung erschien das direct unsichtbare Bild deutlich erkennbar im Widerschein. Es giebt also wahrscheinlich mehr als einen Weg, die chinesischen Zauberspiegel, deren Geheimniß so geringfügig, wie ihre Wirkung überraschend ist, zu erzeugen und diese Wege kannten gewiß alle jene alten Magier, die, wie Rabbi Löw, sich bei Prophezeiungen eines Zauberspiegels bedienten.

Nicht minder mag der Rabbi die Laterna magica (Zauberlaterne), auch eine Erfindung Roger Bacon's im Jahre 1252, um kleine, auf Glas buntgemalte Figuren im Dunklen vergrößert an einer weißen Wand oder Fläche darzustellen, gekannt und zu Hilfe genommen haben. Diese Zauberleuchte kam später wieder in Vergessenheit und erst der hochberühmte Gelehrte, Physiker, Mathematiker und Musiker, Jesuit Athanasius Kircher (geboren 1602, gestorben 1680) stellte sie 1646 wieder her, worauf sie in weiteren Kreisen bekannt geworden.

---

7. Eine schwere Nacht und ihre Folgen.

Kaiser Rudolf II. wurde endlich aus seiner Betäubung durch die Stimmen geweckt, welche nun in seiner Nähe laut wurden — Rabbi Löw war mit dem Obersten Waldstein zurückgekehrt.

„Ihr sagtet doch, Meister, die Anwesenheit eines zweiten Menschen außer dem Fragenden störe das Walten des Zauberspiegels?" sagte mit etwas spöttischem Tone Graf Waldstein.

„Ja — eines wachenden und seiner Sinne bewußten Menschen," entgegnete ruhig der Rabbi. „Des Kaisers Majestät ist aber, erschöpft von der schlaflosen Nacht und den magischen Einflüssen des Spiegels in Lethargie versunken."

Schon wollte sich der Kaiser aufraffen um zu sagen, daß er nicht schlafe, aber ein bleierner Druck, vielleicht auch ein wenig Neugierde, hielt ihn zurück.

„Darf ich Euch fragen, Herr Graf, unter welchem Stern Eures Lebens Gang steht?"

„Der Löwe ist meine Conjunction (Zusammenkunft verschiedener Wandelsterne in demselben Punkte eines Zeichens)."

Es muß hier angedeutet werden, daß Waldstein's Horoskop (Geburtsstundendeuter), dessen Original sich in der k. k. Schatzkammer zu Wien befindet, zu den interessantesten Curiositäten gehört.

Bekannt ist allgemein, daß der nachmalig so große Feldherr Waldstein sein lebenlang der in jener Zeit hochangesehenen Astrologie oblag, welcher auch Kaiser Rudolf huldigte und deren geheimnißvolles Ansehen so weit ging, daß jeder „Wissende" nicht eher ruhte, als bis er sich sein Horoskop, seine Nativität (Gestirnstellung zur Geburtszeit) — das heißt also die Prophezeihung seiner künftigen Schicksale — gestellt hatte. Das Horoskop gründete sich stets auf die Stellung der Gestirne, die sogenannten Aspecten (Voraussichten) bei der Geburt. So behauptete denn Waldstein, der unter dem Zeichen des Löwen geboren worden, stets, daß er diesem Himmelszeichen sein Glück verdanke.

Mit Giambattista Zemo, stets unrichtig Seni genannt, dem Paduaner Astrologen, schloß er sich ganze Tage lang behufs astrologischer Untersuchungen ein. Als Waldstein das Commando zum zweitenmale übernehmen sollte, führte er die kaiserlichen Abgesandten zu seinen astrologischen Tafeln und sagte: „Aus diesen Astris (Gestirnen) wußte ich Eure Ankunft und weiß, daß mein Spiritus (geistige Kraft) den des Kaisers (Ferdinand II.) dominirt (beherrscht), so daß ich ihm auch keine Schuld geben kann."

Sein eigenes Horoskop trug der kühne Feldherr immer auf der Brust. Auf demselben sind die Planeten auf Glas gezeichnet; der Löwe, das Geburtshimmelszeichen Waldstein's, ist aus Holz geschnitzt und vergoldet, der Rand und die Ringe sind von Gold. Vom Löwen heißt es übrigens in einer astrologischen Handschrift vom Jahre 1584: „Des Löwen Kind (also der unter dem Zeichen des Löwen

Geborene) gewinnt ein säuberliches Angesicht und Gestalt des Leibes. Er achtet nicht seiner Neider und Derer, die ihm Uebles nachreden, kommt zu großer Ehr', etliches regierend ob er stirbt, kühn und wild. Er wird bald zornig, bald wieder gutes Muths, so man ihm nicht widerbellet (widerspricht); sein Gebärden sein gut, wird lieb gehabt von den Weibern und hat im Löwen Glück."

Nun, das letztere hat Waldstein in der That auch überreichlich genossen, bis ihn die tückische Partisane des Mörders traf, ein Schicksal, das er trotz seines Horoskops nicht vorhergesehen hatte. Es wird davon in diesem Buche noch einmal die Rede sein.

„Also der Löwe ist Eure Conjunctur!" wiederholte der Rabbi langsam und mit erhobener Stimme. „Nun wohl, ich weiß, daß Euer Stern heute hell durch den Aether glänzt, obgleich ihn Wolken verhüllen. Stolz und unbeeinflußt zieht er seine Bahn. Wenn Ihr fragen wollt, Herr Graf — der Spiegel wird antworten."

„Ich möchte doch wissen," begann der Graf etwas zögernd, „ob die Träume über meine Zukunft, welchen ich früher während meines Alleinseins nachhing, in Erfüllung gehen werden?"

Wie früher sprach der Rabbi zum Spiegel, dessen oberer Theil sofort das Bild des nächtlichen Sternenhimmels zeigte, auf welchem der durch seine Stellung deutlich erkennbare Löwe erglänzte. Im unteren Theile drängten sich in fliegender Hast die verschiedensten Scenen aneinander. Auf das Gewirr der blutigen Feldschlacht folgte eine stolze Rathsversammlung, nach Leichenfeldern kamen Scenen einer prunkvollen Hofhaltung und manchmal jagten sich die Gegenstände so, daß man nur schattenhaft Waffen, Leichen, Haufen von Kostbarkeiten, zerbrochene Kronen und zerrissene Purpurmäntel vorüberfliegen sah.

So wie von oben auf alle diese Dinge der Löwe herabblickte, so war unten stets ein Gegenstand zu sehen, der mit den anderen rastlos flog und doch nie verschwand — ein Rad. Mit Windeseile flog es dahin über Leichenhügel und goldblinkende Schätze, nie anhaltend und nichts schonend, was in seinen Pfad kam. Endlich sah man es gegen einen Thron anstürmen — da verbreitete sich plötzlich eine blutige Glut über den Spiegel, in welcher der Schein des Sternes erblich, das Rad und alles Uebrige verschwand.

Ohne diesesmal in das alte Zauberbuch zu blicken, wendete sich der Magier zum Obersten und sagte:

„Ihr habt selbst gesehen, was der Spiegel sprach, Herr Oberst. Er zeigte das Bild Eures Lebens, den Inhalt Eurer Träume. Des Rades ungestümen und vernichtenden Lauf wird Euer Leben gleichen, dem kein Ziel zu hoch, kein Hinderniß unüberwindlich scheinen wird. Wie es rastlos dahin rollte, so wird Euer Ehrgeiz in jedem Erfolg einen neuen Sporn finden und selbst des Glückes höchste Staffel wird Euch nur als Schemel zu noch Höherem scheinen. Von Eurem eisernen Willen und dem Glück begünstigt, das Euch des Löwen Leuchten verheißt, werdet Ihr Kriegsruhm, Ehre, Würden, Reichthümer und Macht Euer Eigen nennen und trotzdem des Rades Lauf noch weiter beflügeln. Ihr habt gesehen, wie des Spiegels Spruch endete — die purpurne Glut, in welcher Euer Stern verschwand und das Rad versank, mögt Ihr Euch selbst deuten."

Ergriffen stand Graf Waldstein einige Minuten und starrte nach dem Spiegel, der wieder seine strahlende Weiße angenommen hatte.

„Ich danke Euch, weiser Meister; Eures Spiegels Spruch ist verheißungsvoll und wir wollen uns um des Schlusses willen den Kopf nicht zerbrechen, wenn er nur sonst die Wahrheit gesprochen," sagte er endlich. „Nicht um das Ende des Lebens handelt es sich allein, sondern um seinen Inhalt."

„So ziemt es dem stolzen, selbstbewußten Mann zu sprechen," sagte Rabbi Löw und sah auf die Sanduhr. „Schon ist die vierte Stunde des Morgens ge-

kommen — die Dämmerung ist nicht mehr fern; ich will des Kaisers Majestät wecken."

Er nahm eine Phiole mit wasserheller Flüssigkeit von einem Kasten und öffnete den Stöpsel, worauf sich sogleich eine eigenthümlich würzige und erfrischende Kühle im Gemach verbreitete. Daran ließ er den Kaiser riechen, der sich nach einigen tiefen Athemzügen aufrichtete.

„Ich danke Dir," sagte Rudolf II., indem er im Gemach herumblickte. „Das war ein schwerer Schlaf, ein böser Traum! Ach, das Leben mit seinem Wirrsal und seinen Täuschungen setzt sich gar oft in unseren Träumen fort. Wir wollen aufbrechen, damit des Morgens Sonne den Hradschin nicht ohne seinen Kaiser bescheint."

Rabbi Löw hatte die Thüre geöffnet — doch unter derselben blieb Rudolf II. stehen und fragte plötzlich, jedoch ohne den ihm folgenden Grafen Waldstein anzusehen:

„Wie ist's, Oberst — habt Ihr den Zauberspiegel auch befragt?"

„Ja wohl, kaiserliche Majestät!"

„Und seid Ihr mit seiner Antwort zufrieden? — Nein, nein — ich will nicht wissen, was er Euch gesagt — es könnte mir nicht gefallen, sowie Euch nicht, was er mir gezeigt. War die Nacht für Eure Nativität günstig? Unter welchem Stern steht Euer Glück?"

„Bei meiner Geburt, Eure Majestät, stand der Löwe in der Sonnennähe."

„Der Löwe — der Löwe!" wiederholte der Kaiser mehrmals. „Ein mächtiger Stern; aber sein Glanz ist trügerisch und veränderlich. Nehmt Euch in Acht, Graf, nehmt Euch in Acht!"

Ohne weiter etwas zu sprechen, kam man wieder in dem Gemach an, in welchem Graf Waldstein zurückgeblieben war. Die Gäste nahmen ihre Oberkleider auf und schritten, vom Hausherrn geleitet, über die Treppe hinab.

Bei ihrem Nahen öffnete sich die Thüre von selbst — der Kaiser aber blieb stehen.

„Ich danke Dir für Deinen Dienst," sagte er zu Rabbi Löw. „Gern würde ich es mit mehr als bloßen Worten thun, aber was bedürftest Du, Glücklicher, was Dir nicht ohnehin gegeben wäre, oder was in Deinen Augen Werth hätte! Ist mir auch des Lebens Last durch das, was ich gehört und gesehen, nicht leichter geworden, so habe ich doch Klarheit gewonnen. Wir danken Dir und wenn es einst nöthig sein sollte, so erinnere Dich, daß Dein Kaiser und König Dein dankbarer Gönner und Freund ist."

„Mit einem Kopfnicken und sich fest in den Mantel wickelnd, trat der Kaiser auf die im Morgengrauen liegende Straße, wohin ihm Graf Waldstein nach einem kühlen Abschied vom Rabbi folgte.

Bei ihrem Nahen setzten sich die beiden Hatschiere in Bewegung, die auf ihre Partisanen gelehnt, an der Ecke ein Schläfchen gemacht hatten und unter deren Vortritt ging es über die stillen Straßen der Altstadt und über die herrliche Brücke — das stolze Wahrzeichen Prags — zur Kleinseite hinüber.

Der Kaiser war gegen seine Gewohnheit schweigsam und sprach auf dem ganzen Wege kein Wort. Graf Waldstein, der mehrere Schritte hinter ihm ging, vermochte, als sie gegen den Hradschin emporkletterten, nicht zu unterscheiden, ob der Kaiser nur wegen des raschen Aufwärtssteigens so tief Athem schöpfe, ob er seufze oder ob es vielleicht nur der Morgenwind sei, der feucht und fröstelnd von den Höhen herab über die in grauer Dämmerung in der Tiefe liegende Stadt hinblies.

Aber es waren schwere, gramvolle Seufzer, die sich der Brust Rudolf's entwanden und Thränen hingen in seinen Wimpern, während er vor sich hinmurmelte:

„Also keinen Freund und keine treue Seele, die nicht, während sie gleißend meine Hände leckt, danach schielt, ob sie gefüllt sind und ob es nicht besser ist, danach zu schnappen! O unseliges Los, das den Kronenträgern um ihrer Macht halber aufgebürdet ist! Nicht allein um die natürlichsten Bande, die zwischen Mensch und Mensch geknüpft sind, bin ich betrogen und muß in meinem Bruder meinen ärgsten Feind sehen, sondern Jedem, der mir naht, muß ich mißtrauen — denn Jeder ist gefährlich, weil es für Alle was zu holen giebt auf der einsamen Höhe, die ich einnehme. Auch Er, der da hinter mir geht und der mir so wohlgefiel, ist nichts als ein ehrgeiziger Streber und — wenn ich des Spiegels Spruch in meiner Betäubung ganz verstanden habe — der Gefährlichsten einer. Aber — daß ich sie erkannt, das ist der Gewinn dieser Nacht — ein trauriger Gewinn, doch ich will ihn ausnützen."

Schweigend ging es weiter, über den stillen Hradschiner-Platz und durch eine kleine Pforte in das Innere des Schlosses, dann durch die Höfe und hallenden Gänge, über die breiten, prächtigen Stiegen zu den Gemächern des Kaisers.

Die beiden Hatschiere waren beim Eintritt in das Schloß auf ein Zeichen des Kaisers zurückgeblieben und auch Graf Waldstein harrte auf ein Wort der Beurlaubung, ohne dem er nicht wagen konnte, sich zu entfernen. Aber fast schien es, als hätte der Kaiser auf seine Begleitung vergessen, denn er schritt an den stramm aufgerichteten Wachen vorüber in den Vorsaal, wo ein paar dienstthuende Pagen in den Ecken schliefen, und in seine Gemächer, ohne des Grafen zu gedenken.

Im ersten derselben trat ihm die geschmeidige Gestalt des Kammerdieners Lang entgegen.

„Ah, sieh' da! Philipp, hast Du mich erwartet?"

„Wie es mir meine Dienstpflicht und meine Sorge um Eurer Majestät Person vorschreibt," lautete die süßliche Antwort.

„Hm! Dienstpflicht! Sorge um meine Person! Schöne Worte," brummte der Kaiser, der sich der Vorgänge der Nacht erinnerte. „Sag' einmal, Philipp, was willst Du von mir erbitten?" fragte er plötzlich, den Kammerdiener scharf anblickend.

„Ich? Was ich zu erbitten habe?" entgegnete Lang überrascht, faßte sich aber sofort und sprach mit erheuchelter Rührung: „Nichts, Eure Majestät, wenn mir das höchste Gut, Hochdero Huld und Vertrauen, bewahrt bleibt — nichts, wenn ich dessen verlustig würde, weil es mir doch nie ersetzt werden könnte."

„Gottes Tod!" rief der Kaiser freudig überrascht. „Also Du bist der mir angekündigte treue Mensch, der allein nichts von mir zu erbitten hat? Das will ich Dir gedenken — es ist ein wahrer Trost nach dieser schweren Nacht."

Der Kaiser wollte seinen Weg fortsetzen, wurde aber durch eine Kopfbewegung Lang's auf den Obersten aufmerksam gemacht, der an der Eingangsthüre stehen geblieben war.

Rudolf drehte sich um und sagte kurz und barsch, ohne einen Blick nach dem Angesprochenen zu werfen:

„Wir danken Euch für Eure Meldung und — und für Eure Begleitung heute Nacht, Herr Oberst. Da Eure Geschäfte hier wohl schnell abgethan sind, hoffen wir, bald von Eurer Rückkehr in das Feldlager zu hören, die Ihr nicht aufzuschieben braucht, bis die Befehle an den Basta ausgefertigt sind. Wir erlassen Euch auch eine Abschieds-Audienz bei Uns — gehabt Euch wohl!"

Eilig, als wollte er jeder Entgegnung vorbeugen, verschwand der Kaiser.

Einen Moment stand der Graf ganz bestürzt über diesen plötzlichen Ausbruch unverhülltester Ungnade. Aber er war nicht der Mann, sich dadurch beugen zu lassen — klirrend und stolz schritt er hinaus, bald wieder tief versunken in seine ehrgeizigen Pläne.

Philipp Lang aber warf einen Blick hinüber auf das äußerste Ende des hundertthürmigen Prag, das strahlend aus den Nebeln der Morgendämmerung emporstieg und dachte mit einem höhnischen Lächeln:

„Hm, der alte Rabbi hat sich dankbar erwiesen für meine Ankündigung des unerwarteten Besuches! Mit was er nur den Kaiser unterhalten haben mag? Gleichviel! — wenn er nur diesen gefährlichen Menschen unschädlich gemacht hat!"

* * *

Es ist nicht unsere Sache, darüber zu rechten, was die geehrten Leser vom Zauberspiegel und der geheimen Kunst des „hohen Rabbi Löw" denken; wir haben ihnen ja einige Aufklärungen darüber an die Hand gegeben, die weiter zu verfolgen wären. Seit unsere reisenden „Professoren der Magie" gegen ein mäßiges Eintrittsgeld Jedermann gruseln machen, ist man noch zweifelsüchtiger in Bezug auf die „Zauberkünste" früherer Zeiten geworden.

Wohl aber dürfte es die Leser interessiren, zu erfahren, wie es mit den Aussprüchen des Zauberspiegels in jener schweren Nacht stand. Nun, sie waren so dunkel, daß sie zwar durch die Ereignisse der Zukunft eine Bestätigung erhielten, was übrigens vielleicht auch der Fall gewesen wäre, wenn gerade das Umgekehrte geschehen wäre, worin seit den Tagen der Cumäischen Sibylle und der delphischen Pythia die große Kunst aller Orakel bestand.

Bei der immer mehr überhandnehmenden Verwirrung aller Verhältnisse im Reiche und in den Erblanden, drängte man von allen Seiten in den Kaiser, für die Nachfolge und eine geordnete Regierung Vorsorge zu treffen und Papst Clemens VIII. mahnte ihn in einem eigenen Schreiben an diese Pflicht.

Aber Rudolf II. war zu nichts zu bewegen, verfiel immer mehr in seine Schwermuth und ebnete dem Ehrgeiz seines Bruders trotz seines Widerstrebens gegen dessen Pläne immer mehr die Wege.

Mathias gewann die Unterstützung der mit Rudolf's neuesten Schritten unzufriedenen protestantischen Stände, worin er dem Rathe seines schlauen Ministers, des Cardinals Melchior Khlesl, folgte, der schrieb: „man muß den Protestanten zur Zeit Etwas gewähren, um nicht Alles auf das Spiel zu setzen, mit dem Vorbehalt, es in günstigeren Zeiten wieder zu nehmen."

An der Spitze eines von den protestantischen Ständen geworbenen Heeres zwang Mathias im Jahre 1608 seinen Bruder, ihm Ungarn, Ober- und Niederösterreich und Mähren abzutreten und ihm die Anwartschaft auf Böhmen einzuräumen. Erschreckt dadurch und von den lutherischen Herren arg bedrängt, erließ Rudolf II. im folgenden Jahre den sogenannten „Majestätsbrief," der allen Concessionen freie Religionsübung gewährte. Da er aber, wie schon erwähnt, die passauischen Truppen in das Land rief, fielen nicht nur die böhmischen Prädikanten ganz von ihm ab, sondern er gab auch Mathias einen Anlaß, ihm Böhmen zu entreißen. Im Jahre 1611 mußte er auch diese Krone abtreten und war nunmehr auf die Schattenherrschaft im deutschen Reiche beschränkt, wenig mehr, als ein Pensionär von Mathias, der ihm ein Jahrgeld von dreimalhunderttausend Gulden bezahlte.

Während der Krönung Mathias zum König von Böhmen (23. Mai 1611; schon am 19. November 1608 war derselbe zum König von Ungarn gekrönt worden), die unter dem Jubel des Volkes vollzogen wurde, floh der unglückliche Fürst in seinen Thiergarten, um vor dem Brüllen der Löwen und Gebrumme der Bären nichts vom Festlärm zu vernehmen. Als er die Entsagungsacte unterzeichnete, packte er die Feder ergrimmt mit der Faust, daß sie zerbrach und mit dem Stummel machte er vollkommen unleserlich seinen Namenszug, während er dem undankbaren Böhmen fluchte.

Am 20. Januar 1612 starb dieser unglückliche Fürst, wie es hieß, an den Folgen einer absichtlich vernachlässigten Fußwunde, gewiß aber noch mehr aus Gram und Kummer.

Trotzdem aber sollte das dunkle Bild des Zauberspiegels Recht behalten, denn Mathias sollte sich seines Triumphes nicht freuen und ihm geschah, wie er es seinem Bruder gethan — die Waffen, die er gebraucht, kehrten sich gegen ihn.

Er und sein kluger Rathgeber Khlesl sahen ein, daß die Gewalt den Protestantismus nicht mehr unterdrücken werde und suchten zwischen den Gegensätzen zu vermitteln. Das war aber nicht nach dem Sinn der anderen glaubenseifrigen Prinzen seines Hauses, namentlich des Erzherzogs Ferdinand, der schon zum römischen König gewählt war und Erzherzogs Maximilian. Am 19. Juli 1618, wenige Wochen nach dem Prager Fenstersturz, ließen diese beiden Prinzen in der Wiener Hofburg ohne Wissen des am Podagra erkrankten Kaisers Mathias den allgewaltigen Khlesl, den man nicht mit Unrecht den „Vice-Kaiser" nannte, verhaften und auf Schloß Ambras gefangen setzen.

Gelähmt an den Füßen, seines Rathgebers beraubt, ohnmächtig der allgemeinen Wirrniß gegenüber, war Mathias willenlos in den Händen des entschlossenen Ferdinand; er sah sich noch bei Lebzeiten beerbt, wie er es seinem Bruder gethan hatte. Auch er trug diese Schmach nicht lange, denn er starb schon am 20. März des folgenden Jahres.

In welcher Weise sich das Bild des Zauberspiegels, von dem rastlos und von Erfolg zu Erfolg hastenden Lebensrad des Grafen Waldstein erfüllte und welcher blutige Purpurschein es war, in dem sein Stern erblich, ist bekannt. Der Name Wallenstein, welcher ihm irrthümlich gegeben wird, oder des Herzogs von Friedland, wie er später hieß, gehört zu den bekanntesten unserer Geschichte und wir werden ihm in diesen Blättern noch an anderer Stelle begegnen.

Nur in einer Beziehung hätte die Weissagungsgabe des hohen Rabbi Löw entschieden eine Niederlage erlitten, wenn sie nämlich sich direct für die Treue und Verläßlichkeit des Kammerdieners Philipp Lang eingesetzt hätte. Aber Rabbi Löw hatte dies klüglich vermieden und so läßt sich auch daraus keine Anklage gegen seine Weisheit schmieden.

Von allen Seiten liefen schon lange Klagen über den Schurken ein, der sich aller einträglichen Aemter zu bemächtigen wußte, die schamlosesten Bestechungen annahm und durch maßlose Erpressungen seinen Reichthum mehrte. Aber Rudolf II. hielt fest an ihm und erst im Jahre 1608 schöpfte er Verdacht, daß Lang in Verbindung mit Mathias stehe und ihn hintergehe. Er ließ ihn in den weißen Thurm werfen und auf Grund der früheren Klagen den Proceß eröffnen, der mit dem Urtheil auf Gütereinziehung und ewige Gefangenschaft endete, die freilich nur bis 1610 dauerte, wo der hoch in den Siebzigen stehende Lang starb.

So hatte sich auch der eine Mensch, der vorgab, nichts von ihm erbitten zu wollen, als habsüchtiger, treuloser Schurke erwiesen, und Rudolf II. hatte in den letzten Tagen reichlich Gelegenheit, da sich unter den Wirren und seiner verfallenden Macht auch die Glücksritter und Goldmacher von seinem Hof verliefen, zu erkennen, wie wahr das Bild des Zauberspiegels gewesen sei.

Rabbi Löw Bezalel starb noch vor dem Kaiser im Jahre 1609 und wurde auf dem berühmten Prager Judenfriedhofe (bereits Seite 401 u. f. besprochen) beigesetzt, wo heute sein Grabstein noch zu sehen ist. So schlau der hohe Rabbi auch dem Tode zu entgehen wußte, dieser Bezwinger aller Menschen erwies sich doch schlauer und stärker. Es erzählt die Sage, daß ein unbekanntes holdes Mädchen dem Rabbi einst eine herrliche duftende Rose geboten hatte. Erfreut brachte er sie an die Nase, um zu riechen, fiel aber im selben Momente leblos zu Boden — der Tod war in der Rose gesessen und hatte sich so Eingang verschafft.

Wem diese Erzählung um ihrer poetischen Einkleidung willen anmuthender erscheint, als die prosaische alltägliche Annahme eines plötzlichen Schlagflusses, der bleibe unbehelligt. Wie sich an die beglaubigte Geschichte Sagen und Ueberlieferung überall als zierende Arabesken ansetzen, so ist es auch bei der Geschichte Rudolf's II. und seiner Magier.

Katharina II. von Rußland und ihr Dichterhof.

1. Unechter Marmor.

In den schattigen Laubgängen des Lustschlosses von Zárskoje Sseló (sprich Tsarrkoje Sselóh; Bild, Seite 441) das von Katharina I. erbaut worden war, um eines der in späteren Jahren nicht selten auf Peter des Großen Stirne auftauchenden Ungewitter zu beschwören, schritten an einem frischen Junimorgen zwei Herren einher.

Sie waren beide schon in reiferen Jahren und trugen höfische Kleidung — die sorgfältig frisirte Perrücke, den gestickten, an den Schößen zurückfallenden Rock, Kniehosen und Strümpfe, zierliche Jabots und Manchetten, einen Galanteriedegen und den Chapeau-bas unter dem Arm. Der größer gebaute der beiden Herren schien sich in dieser Tracht vollkommen heimisch zu finden und bewegte sich zwischen den gestutzten Hecken so sicher, daß man wohl annehmen konnte, er sei auch auf den glatten Parquets des Schlosses, das dort über die Baumkronen herüberblickte, vollkommen zu Hause. Sein ganzes Wesen hatte etwas Weltmännisches und aus den beweglichen klugen Augen sprach viel Beobachtungsgeist, ja hie und da auch ein wenig Bosheit.

Sein Begleiter war von wesentlich anderem Schlage. Die hagere, gebückte Gestalt paßte ebensowenig in diese Umgebung, wie in das Hofkleid. Das fahlgelbe, von Falten durchfurchte Antlitz, aus dem die sinnenden Augen so eigenthümlich schauten, als blickten sie weit über die Umgebung und Gegenwart hinaus in ferne Zeiten und den weiten Weltenraum, mochte sich im Schein einer Studirlampe viel besser ausnehmen, als im goldenen Schein der Sommersonne, die funkelnde Lichter über das junge Grün ausstreute. Er zuckte beständig mit den Achseln, sah mit scheuen Blicken auf die Sammtbeinkleider und Seidenstrümpfe herab, und die Hände verkrochen sich unter den lang herabfallenden Manchetten von feinen Spitzen, an welche sie nicht gewohnt waren.

Die beiden Herren unterhielten sich ziemlich lebhaft in deutscher Sprache, die man am Hofe Katharina's II. seltener hörte, als bei dem Umstande, daß sie selbst von deutscher Abstammung war, vermuthet werden sollte.

„So wären Sie denn nunmehr vollkommen eingeführt und Rußland darf sich rühmen, das Vaterland des größten lebenden Astronomen zu sein,“ sagte der Stattliche.

„Sie sind zu gütig und überschätzen mich ebenso, wie es die Kaiserin durch meine höchst ehrenvolle Berufung gethan hat,“ bemerkte bescheiden der Andere. „Man überhäuft mich mit Auszeichnungen und Zuvorkommenheit, so daß ich mir selbst den Vorwurf machen muß, undankbar zu sein, weil ich — weil ich mich noch nicht ganz heimisch fühle.“

„Ja, so schnell geht das nicht, mein werthester Herr College Euler,“ entgegnete sein höfischer Begleiter mit einem leichten Lächeln. „Es ist hier in Ruß-

land ein ganz eigenes Klima und es herrschen so besondere Verhältnisse, daß es etwas schwer fällt, sich einzugewöhnen. Sie sind noch keine zwei Monate im Lande — viel zu kurz, um alle seine Besonderheiten zu kennen, geschweige denn, sie nicht mehr unangenehm zu finden."

„Ich hoffe, daß die Einrichtung der mir von Ihrer Majestät allergnädigst angewiesenen Räume in Kürze vollendet sein wird und mit dem Wiederbeginn meiner Studien und der gewohnten Lebensweise werde ich mich gewiß auch sofort wieder ganz behaglich befinden," entgegnete Leonhard Euler, der bedeutendste Mathematiker und Astronom des achtzehnten Jahrhunderts, der von Katharina II. als Mitglied der Akademie nach Petersburg berufen worden war.

„Ich mache Sie aber aufmerksam, daß die Kaiserin nicht allein mit der Gelehrsamkeit ihrer Akademiker zufrieden ist," sagte der Begleiter Euler's, „sondern hie und da auch von denselben unterhalten sein will."

„Wie?" rief erschrocken der Gelehrte. „Sie glauben, werthester Herr College Gmelin, daß Ihro Majestät —"

„Es ist kein Anlaß zum Erschrecken," beruhigte Gmelin den Stockenden. „Fürchten Sie nicht, daß unsere weise Semiramis Anforderungen an Sie stellen wird, wie — beispielsweise an die Kriegskunst der von ihr geschaffenen Generale und Admirale. Sie liebt es nur hie und da, die Trockenheit der akademischen Gelehrsamkeit durch ein leichtes Geplauder zu würzen, das zwar nie frivol, aber immer witzig sein soll."

„Hat Ihre Majestät vielleicht aus diesem Grunde eine Dame zum Präsidenten der Akademie gemacht?" fragte Euler schüchtern.

„Nein, mein Bester — denn die Kaiserin ist zwar eine große, aber doch immer eine Frau, und keine Dame liebt den Witz ihrer Geschlechtsgenossinnen. Die Ernennung der Fürstin Daschkoff hat verschiedene Gründe. Für's Erste ist ihr die Kaiserin hoch verpflichtet, denn in jener verhängnißvollen Juninacht des Jahres 1762, welche die Kaiserin auf den Thron hob, war es namentlich der Muth der Fürstin Daschkoff, welcher das Gelingen des immerhin heiklen Unternehmens herbeiführte. Sie wußte, zu Pferde und in Uniform gekleidet, die Garderegimenter zu bewegen, die Absetzung des Kaisers Peter und die Erhebung Katharina's zur Alleinherrscherin auszurufen. Seit dieser Zeit hegt die Fürstin nur einen Wunsch, nämlich Chef eines Garderegimentes zu werden — gerade diesen aber kann die Kaiserin, so dankbar sie auch sonst ist, nicht erfüllen, denn" — hier fuhr ein malitiöses Lächeln über das Antlitz des Sprechers — „die Kaiserin legt an die dazu erforderlichen Eigenschaften einen Maßstab, welchem die Fürstin nie entsprechen kann. Um sie nun für die Vereitlung dieses Lieblingswunsches zu entschädigen, wurde sie zur Präsidentin der Akademie der Wissenschaften ernannt."

„Es ist doch sonderbar," meinte Euler kopfschüttelnd, „eine Dame einem solchen Kreis von gelehrten Männern vorzusetzen."

„Warum? Gelehrt ist die Fürstin wohl nicht, aber geistreich und vorurtheilsfrei — Eigenschaften, welche auch die gelehrtesten Männer nicht immer besitzen. Sie hat das gewiß bewiesen, als sie in der ersten Sitzung erschien, der Sie, verehrter Herr College, beiwohnten. Nach der kleinlichen Vorschrift, welche die Plätze nach dem Rangsalter zuweist, saßen Sie ganz unten, am weitesten entfernt vom Präsidentenplatz. Die Präsidentin aber setzte sich zu Ihnen mit den feinen Worten: „Erlauben Sie, daß ich mich hier bei Ihnen als Präsidentin niederlasse, denn wo Sie sind, wird stets der erste Platz sein."

„Ja, ja," sagte Euler, noch in der Erinnerung erröthend, „es war sehr liebenswürdig von der Frau Fürstin — aber es brachte mich in gewaltige Verlegenheit."

„Verzeihen Sie, wenn ich Ihnen rathe, sich das abzugewöhnen — es ist nicht üblich, am russischen Hofe verlegen zu werden, wenn eine Dame zuvorkommend und liebenswürdig ist. Aber noch in einer anderen Beziehung ist gar nichts gegen die Wahl der Fürstin Daschkoff einzuwenden — sie ist nämlich sparsam und ehrlich, zwei Eigenschaften, deren Werth hierzulande in eben dem Maße steigt, als sie selten sind. Das ziemlich beträchtliche Vermögen der Akademie wird von ihr ausgezeichnet verwaltet und bedarf seitdem keines Zuschusses mehr — was früher stets der Fall gewesen war."

„Es ist doch ein eigenthümliches Land," meinte der berühmte Astronom kopfschüttelnd. „Eine Frau als Präsidentin der Akademie — so etwas wäre in Deutschland unerhört!"

„Ei, wer weiß, ob es nicht für manche dieser gelehrten Schlummergesellschaften sehr von Nutzen wäre, wenn eine Frau, wie die Fürstin Daschkoff, an ihrer Spitze stünde?" rief Gmelin, ein äußerst vielseitiger, auf naturwissenschaftlichem und historischem Gebiet thätiger Gelehrter. „An Absonderlichkeiten muß man sich aber in Rußland gewöhnen — das Land ist jung in seiner europäischen Bedeutung und man möchte es gern Riesenschritte machen lassen, um sich neben den anderen Staaten würdig zu repräsentiren. Sehen Sie," fuhr er fort, an einer der mythologischen Statuen stehen bleibend, die weißblinkend aus dem dunklen Grün leuchteten, „das ist ein treffendes Bild der russischen Zustände. In einen französischen Garten gehören nun einmal Bildsäulen — hier giebt es aber weit herum keinen Marmor oder andern Stein, es giebt auch dort, wo sie vorkommen, keine Steinbrüche und keine Straßen, um die Blöcke weiter zu schaffen. Weil man aber denn doch Statuen haben wollte, schnitzte man sie aus Holz und gab ihnen einen täuschenden Anstrich, macht andere und sich selbst glauben, es sei Marmor, der diesen Göttern und Göttinnen Form und Gestalt giebt. Wenn Sie aber genauer hinsehen, finden Sie, daß der Anstrich Lücken und Sprünge hat, durch welche Sie das bloße Holz, die Vermorschung und Hohlheit durchsehen können. Und ebenso geht es auch im Großen. Viel ist glänzend gefirnißt, aber untersuchen Sie nicht näher — was darunter steckt, ist abscheulich, ist die asiatische Rohheit unter europäischem Flitterkram, ist der blendende Schleier französischer und deutscher Lebens- und Wissensformen, hinter dem sich mongolische Rohheit verbirgt."

„Ei, ei, was Sie da sagen, klingt nicht sehr tröstlich!"

„Möglich — aber wir können es so wenig ändern, als die Kaiserin, welche es mit vollendetem Tacte versteht, der eigenthümlichen Natur ihres Landes gerecht zu werden. Es ist nicht ohne weise Berechnung, daß die Kaiserin mit Vorliebe russisch spricht, eine Sprache, welche sie erst mit vieler Mühe, als junge Frau lernen mußte, sich russisch kleidet und das Nationalgefühl auf die zarteste Weise schont. Nur dadurch ist es möglich, ein Auflehnen der Massen gegen jenen äußeren Anstrich zu verhindern, der ihnen durchaus fremd ist."

„Ich — ich muß gestehen," bemerkte furchtsam Euler, „daß Ihre Mittheilungen mir die Situation in einem so neuen Lichte erscheinen lassen, welches — welches —"

„Sie bereuen läßt, hierher gekommen zu sein?" half ihm Gmelin weiter. „Ah — warum nicht gar. Die Kaiserin ist eine weise Regentin und weiß die starke Hand hinter der sammtweichen Haut zu verbergen. Lassen Sie sich da einmal ein köstliches Geschichtchen erzählen, das kurze Zeit vor Ihrer Ankunft passirt ist und welches beweist, wie die Kaiserin, die doch gewiß aufgeklärt ist, in weiser Mäßigung die Vorurtheile ihres Volkes schont. Wollen wir uns hier setzen?"

Euler willigte ein und die Herren nahmen auf einer Bank Platz, von der aus man über ein Parterre von geschnörkelten Rasenflecken und niederen Taxushecken auf das Schloß sah.

„Haben Sie den französischen Gesandten Marquis de L'Hopital schon kennen gelernt?" fragte Gmelin, nachdem er sich behaglich zurecht gesetzt hatte.

„Ich habe ihn gesehen, aber nicht gesprochen," entgegnete Euler.

„Er ist ein sehr liebenswürdiger Herr, ein echter Franzose," fuhr Gmelin fort, die Augenbrauen mit eigenthümlichem Ausdruck zur Höhe ziehend; „wohl bewandert in den Schriften ihrer sogenannten Philosophen, daher ein Meister der Phrasen, der wohl im Stande ist, Ihnen zu beweisen, daß Sie keine Nase haben, aber unfähig ist, den Nutzen dieses Organes anzugeben. Nun, der Herr Marquis steht in hohen Gnaden bei der Kaiserin, denn er vermittelt ihre Correspondenz mit Voltaire, d'Alembert und Diderot und mit seiner Hilfe hofft sie noch immer einen dieser Irrwische für den höheren Glanz ihres Gelehrtenhimmels zu gewinnen."

Euler rückte unruhig auf seinem Platze und Gmelin, welcher es bemerkte, sagte spöttisch lächelnd: „Fürchten Sie nichts — die Herren sind klug und wissen, daß ihre Gelehrsamkeit und ihr Ansehen nur in der dünnen Luft Frankreichs gedeihen, überall sonst aber sehr zusammenschrumpfen würden. Nun, um bei meiner Geschichte zu bleiben — der Herr Gesandte besaß einen Affen, der in seiner Art ein wahres Wunder von Anstelligkeit und Instinct war. Wenn er in seiner Livrée um den Marquis hantirte, so übertraf er manchen Diener, vor welchem er den unleugbaren Vorzug hatte, nicht zu mausen und nicht über die Herrschaft zu klatschen. Monsieur Joco begleitete daher seinen Herrn stets, mit Ausnahme der feierlichen Audienzen bei Hofe und der Conferenzen mit dem Minister — obwohl er da vielleicht am Besten hingepaßt hätte. Sogar in die kleinen Abendzirkel der Kaiserin wurde er mitgenommen und zeichnete sich da durch den Mangel an Sprache vor vielen Leuten, welche glaubten, um jeden Preis geistreich sein zu müssen, so vortheilhaft aus, daß er die volle Gunst der Monarchin und der anderen Damen erwarb."

„Der Herr College sind sehr boshaft," warf Euler mit einem etwas verlegenen Lächeln ein.

„O — ganz im Gegentheil — man ist hier am Hofe bemüht, die gegenseitigen Schwächen dadurch vergessen zu machen, daß man möglichst oft laut davon spricht. Sie haben nie an einem deutschen Hofe gelebt? Nun, da können Sie auch nicht einsehen, um wie viel die hiesige Sitte der dortigen, die darin besteht, nur in Gangecken, halbdunklen Winkeln und flüsternd boshaft zu sein, vorzuziehen ist. Besonders hatte Monsieur Joco, der auch vom Volke als der „kleine Franzose" gekannt wurde, ein ausgezeichnetes Nachahmungstalent und damit schon den hohen Herrschaften vielen Spaß gemacht. Aber wie es schon geht, sollte gerade diese seine höchste Tugend ihm zum Verderben gereichen, wie ja auch die Menschen nicht selten mehr wegen ihren Tugenden und Vorzüge angefeindet und verfolgt werden, als wegen ihrer Mängel und Laster."

„Seit Monaten schon ist das Volk von Petersburg in einer gewissen Aufregung, und zwar seit der wegen seiner Frömmigkeit hochangesehene Erzbischof Gregor — nebstbei gesagt ein erbitterter Feind jeglicher Cultur und Reform — von einem wahrscheinlich wahnsinnigen Raskolniken, wie man eine ziemlich harmlose Secte nennt, ermordet wurde. Ganz ohne Grund glaubte man im Volke, die Fremden wären die Anstifter des Mordes gewesen, und nur mit Mühe konnten Ausschreitungen hintangehalten werden."

„Sind solche nicht vielleicht noch zu fürchten?" meinte etwas zaghaft Euler.

„O nein — der arme Joco ist als Sühnopfer für uns Ausländer gefallen und seitdem hat sich das Volk wieder beruhigt. Sie lächeln, weil Sie nicht einsehen, wie ein frommer Erzbischof, wir armen Gelehrten und der Affe des französischen Gesandten in Verbindung gebracht werden können? Nur Geduld, das wird Ihnen gleich klar werden. In der vorzugsweise besuchten Kathedrale Unserer lieben Frau

zu Kasan war an einem Festtag feierlicher Gottesdienst nach russischem Ritus, bei dem ein Theil der priesterlichen Functionen hinter dem Ikonostas — einem reichgezierten, von Bildern unterbrochenen Gitterwerk — vorgenommen wird.

Unbeachtet von der andächtigen Menge hatte sich auch Monsieur Joco in die Kirche eingeschlichen und mochte anfänglich in seinem gallonirten Anzug für den Bedienten einer hohen Herrschaft gehalten oder ganz übersehen worden sein, da alle Blicke zu Boden gesenkt blieben, um andächtig den Worten des Priesters folgen zu können. Wie es der Gang der heiligen Handlung erforderte, verschwand dieser bald durch die Thüre rechts, bald durch jene links hinter dem Ikonostas, um, mit Kerzen in den Händen, durch jene in der Mitte wieder zu erscheinen und die Menge zu segnen.

Joco verfolgte diese etwas complicirte Zeremonie aufmerksamen Auges und als der Priester wieder vor dem Gitter weilt, um vereint mit dem Volk zu beten, schwingt er sich schnell empor und verschwindet im Allerheiligsten. Wer schildert den Schrecken des Pontificanten, als er sich nach vollbrachtem Gebet zur Mittelthüre wendet und diese sich öffnet — vom Altare her aber, die schwarze Mütze auf dem Haupt, einen Candelaber in der Hand, Joco ihm entgegentritt, der mit der freien Tatze, voll Grandezza und trefflich abgelauscht, den Segen spendet."

Selbst der ernste Mathematiker konnte ein Lachen nicht unterdrücken, Gmelin aber fuhr fort:

„Sie lachen, werthester Herr College? Nun, das haben bei Erzählung des Vorfalles damals Viele gethan — aber heimlich, und selbst am Hofe hielt man die sonst so rege Spottlust im Zaum. Als der Priester sich von dem ersten Schrecken erholt hatte, brach er unter heftigen Geberden in einen Strom von Verwünschungen und Beschwörungen aus — er mochte glauben, Satan in Person treibe so schrecklichen Kirchenfrevel. Dies schien Joco ausnehmend zu belustigen und er ahmte unter gräulichen Verzerrungen und Verrenkungen die Entrüstung des Popen nach. Aber er sollte bald gewahr werden, daß die Situation bei weitem nicht so harmlos sei, wie sein Affenhirn sich einbildete. Das Volk erkannte den Affen, und da es schon in der Anwesenheit eines Hundes in der Kirche eine profanirende Entweihung, eine Art Sacrilegium sieht, kehrte sich die volle Wuth gegen den armen Joco. Lange Zeit entzog sich das gewandte Thier seinen Verfolgern und bombardirte vom Altar herab mit Leuchtern, Kreuzen und den heiligen Büchern die wüthenden Leute, aber endlich wurde er doch erhascht und trotz allem Beißen und Kratzen geknebelt und in's Gefängniß geworfen. Ein schnell zusammengetretenes Gericht, in dem es auch an Vertretern der geistlichen Synode nicht fehlte, verurtheilte den armen Joco dazu, öffentlich hundert Knutenhiebe zu erhalten, was gleichbedeutend mit dem qualvollsten Tode ist."

„Aber wie kann man ein unvernünftiges Thier strafen wollen?" rief Euler.

„Hm, vielleicht dachte man, daß es zu viele Begnadigungen geben würde, wenn man nur die Vernünftigen strafen wollte," entgegnete Gmelin. „Natürlich machte der Marquis alle Schritte, um den unschuldigen Missethäter zu befreien und wendete sich selbst an die Kaiserin."

„Nun — und sie ließ es doch nicht geschehen, daß die Erhabenheit der Justiz auf solche Weise herabgewürdigt werde?" fragte Euler begierig.

„Sie werden gut thun, gewisse Dinge, die man hier nicht kennt, zu vergessen oder doch nicht zu nennen. Von der Erhabenheit der Justiz weiß man in Rußland nichts. Man betrachtet die Gerechtigkeit als eine Plage für das Volk, als einen Schutz für die Launen der Großen, als eine Quelle der Bereicherung für die Richter. Als der Marquis de l'Hopital der Kaiserin seine Bitte vortrug, schlug sie ihm dieselbe rundweg, wenn auch mit dem lebhaftesten Bedauern für den armen Delinquenten, dem sie selbst so wohl geneigt war, ab. „Mein Herr

Marquis," entgegnete sie, „ich fühle schmerzlich meine Ohnmacht, Ihrem Begehren nachzukommen und diese meine Ohnmacht gestehen zu müssen. Ich bin Alleinherrscherin und vollkommen unbeschränkt; trotzdem aber giebt es etwas, was mächtiger ist, als ich — der Wahn und Fanatismus meines Volkes, den ich bedauern mag, aber nicht ignoriren darf. Es ist nicht möglich, ihn in einem Menschenleben zu vertilgen, es wäre höchst gefährlich, diesen Aberglauben verletzen und mißachten zu wollen. Wer unser Volk und seine Geschichte kennt, wird mir nicht verübeln, wenn ich die Ruhe meiner Hauptstadt, meines Landes, vielleicht die Sicherheit meines Thrones nicht in Gefahr setze, um den Affen des Marquis de l'Hopital zu retten, so gern ich dies auch sonst thun möchte." — Und dabei blieb es, der arme Joco büßte die verfehlte Geltendmachung seines Naturtriebes, der ihm früher so viele Freunde und Gönner erworben hatte, unter den Knutenhieben des Henkers, umjauchzt von der fanatisirten Menge, die in seinem Blut die Freventhat gesühnt glaubte."

„Das ist ja wahrhaft betrübend und die Komik der Sache wird durch die Leiden des armen Thieres, noch mehr aber durch den Einblick in die Gemüthsart und Denkweise des Volkes ganz aufgehoben," sagte Euler seufzend.

„Sie haben ja vollkommen wahr gesprochen," entgegnete Gmelin. „Trotzdem aber muß ich Ihnen gestehen, daß mir die Kaiserin nie größer und bewunderungswürdiger vorgekommen ist, als da ich jene Worte von ihr erfuhr. Diese weise Selbstbeschränkung bei so schrankenloser Macht — diese Unterordnung des persönlichen Gefühles unter die brutalen Instincte der Vielköpfigkeit, die tiefe Einsicht in das Wesen des Volkes, das man nicht durch Machtworte umändert, sondern nur leitend beherrschen und schrittweise vorbringen kann — reihen die zweite Katharina, meinem Erachten nach, für alle Zeiten unter die größten Regenten. Es ist nur zu wünschen, daß alle ihre Nachfolger das Wesen des Volkes und ihre Aufgabe so klar erkennen, so maßvoll ausführen, die Anschauungen der Civilisation so hoch schätzen und — so vorsichtig anwenden. Ein zu Wenig in dieser Hinsicht wird das Land niederhalten, ein zu Viel es aufregen."

„Hm! Sie sagten, werthester Herr College," begann Euler mit leiser Stimme und vorsichtig umherblickend, „etwas vom persönlichen Gefühl der Kaiserin. Dieses mag denn doch nicht gar so zart sein, wenn man erwägt — und bedenkt — und —"

„Sie wollen sagen, daß es mit den zarten Sentiments einer Frau nicht viel auf sich haben kann, die eines schönen Tages, oder besser gesagt in einer schaurigen Nacht ihren Gatten vom Thron stößt und kurz darauf es geschehen läßt, daß er von einigen bevorzugten Günstlingen aus dem Wege geräumt wird? Nun ja, das ist alles recht schrecklich, aber — vergessen Sie nicht — es geschah in Rußland. Uebrigens spricht man über diese Vorgänge am Hofe ziemlich offen und auch Sie brauchen Ihre Stimme nicht zu dämpfen, wenn Sie es thun."

„Ich kann mir nicht denken, daß die Erinnerung daran der Kaiserin angenehm ist," gab der Astronom zu bedenken.

„Angenehm? Hm, wie man's nimmt! Wenn sie sich der Jahre erinnert, welche sie als Großfürstin hier unter Vernachlässigung und Demüthigungen verlebte, mißhandelt von dem rohen und in kindischer Unwissenheit aufgewachsenen Gatten und ohne Stütze an dem Hofe der unselbständigen, jedem Einfluß zugänglichen Kaiserin Elisabeth — so ist das kein freundliches Bild; wenn sie zurückdenkt auf das furchtbare Halbjahr, welches die Herrschaft ihres Gatten Peter III. währte, der durch Eigensinn und Unverstand den Staat an den Rand des Abgrundes brachte und durch seine Rücksichtslosigkeit das Volk empörte, wo sie stündlich für ihre Freiheit und ihr Leben zittern mußte, um einer Dirne Platz auf dem Thron zu machen — so sind das auch keine angenehmen Erinnerungen. Und doch

mag sie denselben nicht ungern nachhängen, denn sie wird daraus im Namen des Selbsterhaltungstriebes wie in jenem des Staatswohles die Rechtfertigung der späteren blutigen Scenen ziehen. Diese selbst aber, der Sturz und die Ermordung des Kaisers, sind ihr als Geburtsstunden ihrer Macht gewiß keine unangenehmen Erinnerungen — denn sonst dürften, wie wir aus der Geschichte wissen, sehr viele Herrscher nicht an die Stunde denken, in welcher sie den Purpur an sich rissen."

„Ja — aber es ist doch grauenhaft, über den Leichnam des Gatten weg zum Thron zu schreiten," warf Euler ein.

„Sie wissen ja, hochgeehrter Herr College, daß der Blick, der in den unteren Luftschichten von den Dünsten der Atmosphäre eingeengt wird, von bedeutender Höhe aus, wo klare und reine Luft herrscht, einen viel größeren Kreis zu umfassen vermag. So geht es auch mit den Gedanken der Fürsten. Ihnen erscheinen, weil sie von ihrer Höhe aus ein so weites Gebiet übersehen, die Dinge anders als uns. Vom Standpunkt der Staatsnothwendigkeit erscheint manches als erlaubt und geboten, was nach den Grundsätzen der bürgerlichen Moral verwerflich ist. Die Ermordung eines Menschen ist eine grauenhafte That — wenn Sie aber hören, von welcher Gemüthsart und Anlagen, von welchen Neigungen und Absichten Czar Peter III. beseelt war, so werden Sie einsehen, daß seine Entfernung ein Glück für das Reich und — wenn auch niemals zu billigen, so doch zu entschuldigen ist."

„War er denn wirklich ein so schrecklicher Mensch?"

„Schrecklich gerade nicht — aber unwissend, roh, der Trunksucht und allen anderen Leidenschaften unterworfen; kurz das gerade Gegentheil eines Fürsten, und Sie wissen, ein Monarch kann keinen größeren Fehler haben, als seinem Amt nicht gewachsen sein."

„Nun — das kann man von der Kaiserin gewiß nicht sagen," bemerkte Euler.

„Nein — sie ist würdig, ein Scepter zu führen!" rief Gmelin enthusiastisch. „Ich weiß, daß sie einst zu einer sehr vertrauten Person äußerte: „Ich war bald nach meiner Vermählung im Klaren, daß ich mit dem Großfürsten nicht anders, als sehr unglücklich werden könne und daß alle zärtlichen Gefühle, die ich noch für ihn hegte, vollkommen weggeworfen sein würden, und ich ohne Nutzen für irgendwen aus Eifersucht sterben müßte. Das wollte ich aber nicht, denn ich fühlte dunkel, daß ich einst für mein neues Vaterland noch nothwendig sein werde — darum gab ich es auf, eifersüchtig zu sein und um dies nicht zu müssen, durfte ich den Großfürsten auch nicht mehr lieben. Und er machte es mir sehr leicht. Hätte er geliebt sein wollen, so wäre das nicht sehr schwer gewesen; ich war von Natur aus geneigt und gewohnt, meine Pflicht zu erfüllen, aber dazu hätte es eines Mannes von Ernst und gesundem Menschenverstand bedurft, und beides hatte er nicht. Wenn ich seiner hohen Aufgabe dachte und ihn sah mit Marionetten und Bleisoldaten spielen oder merkte, wie er mehr und mehr der Trunkenheit anheimfiel, da überkam mich ein tiefer Ekel vor ihm, ein Mitleid mit dem großen Reich und dem armen Volk, dessen Herrscher er sein würde." Sehen Sie, so spricht eine Frau, welche zum Herrschen geboren ist und die wir in ihren Tugenden und Fehlern nicht nach dem Alltagsmaßstab messen dürfen, wie die nächstbeste Liese oder Dörthe, wenn wir gerecht sein wollen."

Durch das Knarren des Kieses aufmerksam gemacht, sahen die beiden Gelehrten auf und bemerkten einen reichgekleideten Herrn, der mit verstörten Blicken und eiligen Schrittes vom Schlosse kam.

„Der reiche Bankier Sunderland," sagte Gmelin, „der Negoziant des Hofes, enorm reich, großer Kunstfreund und Mäcen, hält treffliche Weine und giebt ausgezeichnete Mahlzeiten. Was mag ihm widerfahren sein, daß er mit diesem Gesicht da heranstürmt? He, Herr Sunderland — Herr Sunderland!"

Der Angerufene schrak zusammen, guckte nach dem Himmel und sonst nach jeder Richtung, wo niemand war und mußte erst durch einen neuerlichen Anruf Gmelin's, der ihm einige Schritte entgegenging, auf die rechte Spur gebracht werden.

„Ah — Sie sind es, Herr Staatsrath," sagte er dann tief aufseufzend, schleppte sich wie gebrochen hin zur Bank und fiel stöhnend auf dieselbe nieder.

„Es gereicht mir zum besonderen Vergnügen," begann Gmelin mit höfischer Courtoisie und Grandezza, „Ihnen, mein geschätzter Herr Sunderland, in diesem Herrn den Staatsrath und Professor Leonhard Euler, ausgezeichneten Gelehrten und Schriftsteller, vorstellen zu können, der durch unsere Monarchin als Zierde der Akademie berufen wurde."

„Freut mich, freut mich recht sehr," murmelte der Bankier, ohne auf den sich verbeugenden Mathematiker einen Blick zu werfen.

„Ja, was ist es denn mit Ihnen? Fühlen Sie sich unwohl oder ist Ihnen etwas Unangenehmes widerfahren?" fragte nach einer Pause Gmelin.

„Etwas Unangenehmes?" fuhr Sunderland auf. „Herr — mir sind Dinge vorgekommen, ich bin einem Schicksal entronnen, das unerhört ist — brr! Beim Gedanken daran läuft es mir kalt über den Rücken!"

„Nun, was hat es denn so Furchtbares gegeben?"

„Ich will es Ihnen erzählen — vielleicht verwinde ich das Grauen besser und schon um mich bei diesem Herrn wegen meiner Zerstreuung, die er leicht als Unart deuten könnte, zu entschuldigen," fügte der Bankier mit einer weltmännischen Wendung zu Euler hinzu. „Ich bin überzeugt, daß Sie meine Erregung begreifen und entschuldigen werden."

„Nun also, nur heraus — wir sind bereits ganz Ohr," rief Gmelin.

„Hören Sie," begann der Bankier. „Heute am frühen Morgen werde ich von meinem Diener mit der unliebsamen Nachricht geweckt, daß der Polizeimeister (Chef des Sicherheitswesens) mit Wachen in das Haus gedrungen sei und mich zu sprechen verlange. Ich springe erschrocken aus meinem Bett — so ein Besuch ist überall bedenklich, in Rußland aber besonders — kleide mich rasch an und lasse den Beamten ersuchen, einzutreten. Er ist mir seit längerer Zeit bekannt und — abgesehen von seinem Amt — ein liebenswürdiger, vortrefflicher Mensch. Bei seinem Eintritt fällt mir gleich sein verlegenes und trauriges Aussehen auf und ich ahne Schlimmes. Ein trauriger Polizeibeamter am Morgen — wem hätte so ein Anblick noch Glück gebracht? Ich ersuchte den Mann sich zu setzen — aber er schüttelt trübselig den Kopf und fängt an zu bedauern, daß gerade er zur Vollziehung eines kaiserlichen Befehles ausersehen sei, der ihn ob seiner Strenge mit tiefster Betrübniß erfüllt."

„Und dieser Befehl betrifft mich?" fragte ich immer mehr beunruhigt.

„Sie, mein Herr, und ich muß es Ihrem Gewissen überlassen, Ihnen zu sagen, durch welches schwere Verbrechen Sie ihn hervorgerufen haben."

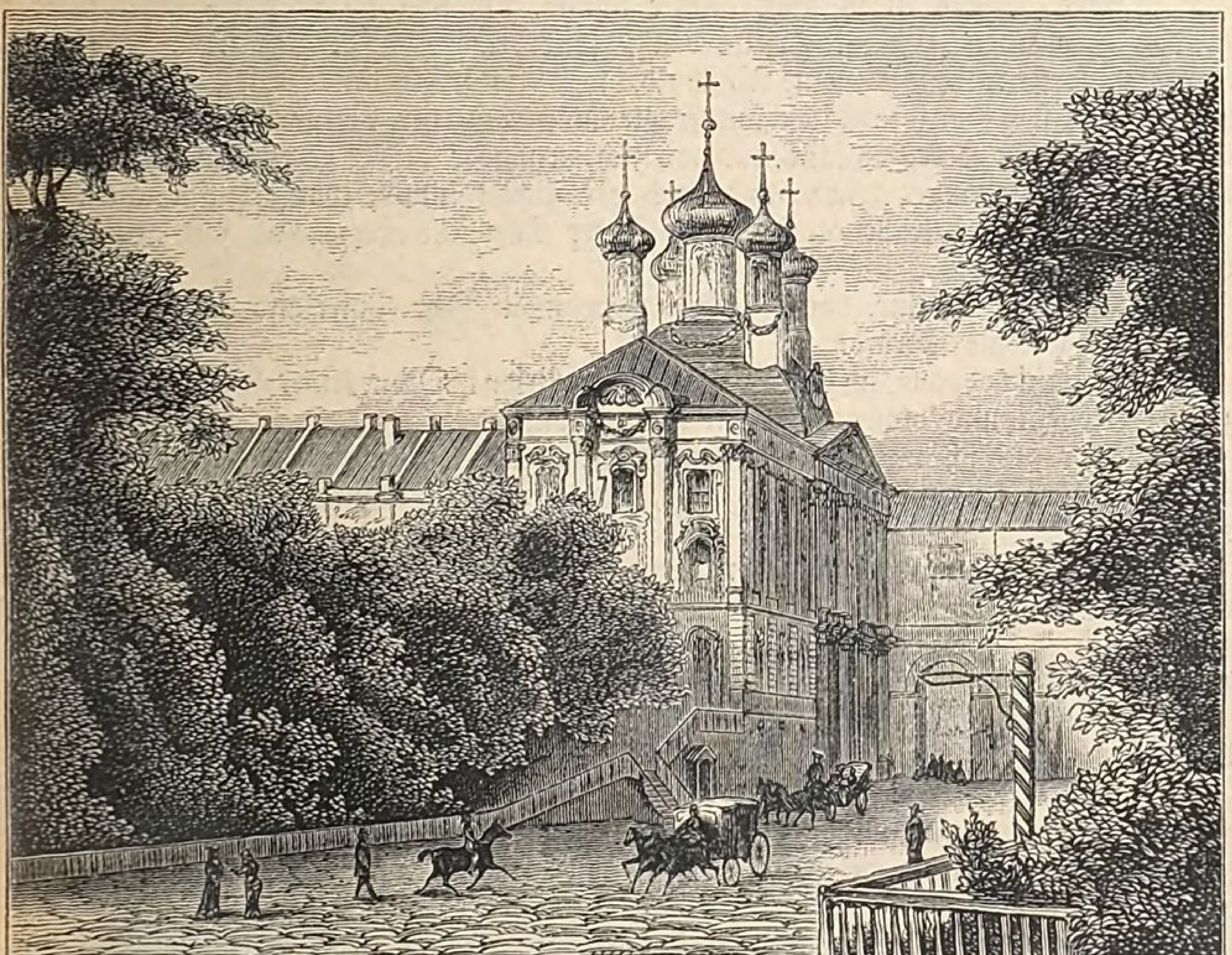
Der Bankier machte eine Pause, um den noch jetzt reichlich hervorquellenden Schweiß abzutrocknen und fuhr dann fort:

„Nun war ich mir zwar bewußt, keinen Vorwurf auf mich geladen zu haben, es wäre denn, daß ich eines Tages unverholen geäußert, die Kron-Insignien wären so schön, daß ich selbe zu besitzen wünschte."

Zur Erläuterung möge hier dienen, daß noch heute in keinem Lande der christlichen Welt die Monarchin mit solchem Glanze und solch' imponirender Machtfülle umgeben ist, als in Rußland, wie denn auch deshalb kein christlicher Hof der ganzen Erde sich mit dem russischen messen kann. Jeder, welcher jemals einem Hoffeste in St. Petersburg oder Moskau angewohnt, hat diesen Eindruck hingenommen. Diejenigen aber, welche der Krönung eines Kaisers in Moskau beiwohnten, finden

gar keinen Ausdruck der Bewunderung für die überwältigende Pracht, welche dabei entfaltet wird und für den unschätzbaren Reichthum der Kron-Insignien, welche heute freilich modernisirt sind und viele Zuthaten erhalten haben. (Bild Seite 448).

Da ist zuvörderst das prachtvolle Reichsbanner: in der Mitte enthält es das Reichswappen, den schwarzen, zweiköpfigen, dreifach gekrönten Adler mit rothem Schnabel und Fängen und ausgebreiteten Schwingen, in der rechten Klaue das goldene Scepter, in der linken den goldenen Reichsapfel haltend; auf der Brust des Adlers in einem rothen Schilde St. Georg zu Pferde, wie er den Lindwurm erlegt. Auf jedem Flügel des Adlers sind vier weitere Schilde, nämlich auf dem rechten die von Kasan, Polen, Nowgorod und Krim — auf dem linken die von Sibirien, Astrachan, Wladimir und Finnland angebracht. Der Georgsschild ist von



Kaiserlich russisches Lustschloß Zärskoje Sseló. (Seite 443).

der Kette des St. Andreas-Ordens umgeben. Um den Reichsadler auf dem Reichsbanner schlingt sich ein Doppelgewinde von Palmen und Eichenlaub, auf welchem die Wappenschilder der verschiedenen Provinzen und Länder des Reiches sich abheben und um die Kugel der Standartenstange, welche ebenfalls den Reichsadler trägt, sind zwei Fahnenbänder geschlungen, auf denen die für die russische Geschichte so denkwürdigen Jahre 862, 988, 1497 und 1721 nebst den Reichsadlern eingestickt sind.

Die auf dem Kissen ruhenden Gegenstände, sind: die Ehrenkette des Zars und das Großkreuz des Andreas-Ordens, welches der Kaiser selbst trägt; beide enthalten bekanntlich die schönsten Brillanten, die man überhaupt kennt; sodann das Reichsscepter und der Reichsapfel — Meisterwerke der Goldschmiedekunst. Noch auffälliger sind die beiden Kronen des Kaisers und der Kaiserin, eigens für

den Kaiser Nikolaus und dessen Gemalin gearbeitet worden, von edler Form und ausgezeichneter technischer Vollendung. Beide enthalten ebenfalls an kostbaren Edelsteinen, namentlich an Diamanten, Smaragden und Rubinen, das Werthvollste und Größte, was nur der reiche russische Kronschatz selbst aufzuweisen hatte und was man nur um Geld aufbringen konnte. Der Juwelenwerth an den beiden Kronen allein soll sich auf nahezu eine Milliarde Gulden belaufen.

Diese Reichsinsignien werden, mit Ausnahme bei denjenigen festlichen Gelegenheiten, wo sie zur Anwendung kommen, dem Publikum niemals gezeigt, sondern stets sorgsam verwahrt.

„Pah", meinte Gmelin, „es wird doch niemand geglaubt haben, ein so reicher Mann, werde die Krondiamanten stehlen wollen? Auch ist Ihr politisches Betragen stets von so unantastbarer Reinheit gewesen —"

„Aber — das ist ja nicht immer nöthig, um von einem Feind oder Neider in das Verderben gestürzt zu werden", unterbrach ihn der Bankier. „Ich betheuerte indessen lebhaft meine Unschuld, was natürlich den fatalen Besucher als echten Polizisten ganz kalt ließ und fragte dann nach der Natur seines Auftrages."

„Ah, mein Herr, es fällt mir wirklich zu schwer", sagt er endlich, so ergriffen, daß ich noch unruhiger wurde und mich verpflichtet fühlte, ihm beizuspringen."

„Habe ich vielleicht die Ungnade Ihrer Majestät erregt und soll des Landes verwiesen werden?"

„O wäre es nur das — Sie würden in Ihr Vaterland zurückkehren — das wäre ja keine Strafe!"

„Hollah!" dachte ich mir — „nach Sibirien! O du armer Sunderland — zu den Zobeln und blauen Füchsen kommst du!"

„Aber als ich meine Vermuthung ausspreche, meint der schreckliche Mensch, Sibirien wäre kein gar so übles Land, von dem man immerhin noch hoffen dürfe, rückzukehren."

„Also will mich die Kaiserin in das Gefängniß werfen lassen," schrie ich entsetzt.

„Ach — auch das ist es nicht — selbst aus dem Gefängniß giebt es eine Begnadigung und Wiederkehr — Sie aber" —

„Was, ich bin zum Tode verurtheilt?!" rufe ich ganz versteinert und der Unglücksmensch nickt ganz theilnahmsvoll, sagt aber dann seufzend:

„Das furchtbarste ist aber die Art, in welcher die Strafe vollzogen werden soll!"

„Ah was, meinetwegen mögen Sie mich spießen oder köpfen," schreie ich desperat, „und wenn man schon so unschuldig geopfert werden soll, kommt's darauf auch nicht an!"

„Ja — aber Sie sollen" — stotterte der Beamte, „der Befehl lautet dahin, daß Sie — ausgestopft werden sollen!"

„Ausgestopft" schrie Euler entsetzt und fuhr von der Bank auf.

„Ausgestopft!" rief Gmelin mit lautem Lachen, „der Kerl war ja verrückt — hätten Sie ihn zum Hause hinaus geworfen!"

„Das war auch mein erster Gedanke — aber dann erinnerte ich mich der Wachen, die ihn begleiteten und sah die Unmöglichkeit ein. Dann mußte ich mir trotz meiner Angst gestehen, daß der Mann, abgesehen von seinem furchtbaren Auftrag, ganz vernünftig aussah und daß — wir in Rußland seien, wo noch ganz andere Dinge vorkämen."

„Aber einen Menschen ausstopfen!" rief Euler, noch immer ganz entsetzt.

„Mein lieber Herr — ein Mensch ist in diesem Lande ein Nichts, ein Nichts der Zahl, der Bedeutung und — dem Rechte nach", entgegnete der Bankier.

„Nun ja — aber vorderhand sind Sie noch nicht ausgestopft und haben hoffentlich auch keine Aussicht mehr, es zu werden," rief Gmelin ungeduldig. „Ich

möchte gern das Ende dieser närrischen Geschichte hören, um zu wissen, ob ich mich über des Polizeimeisters Thorheit und Ihre Hasenherzigkeit ärgern oder lachen soll."

„Lachen Sie, wenn Sie können", versetzte der Bankier. „Aber ich versichere Ihnen, es ist ein grauenhafter Gedanke, so ausgebälgt, mit Werg ausgestopft zu werden und dann statt der Knochen hölzerne Stützen und Draht in den Gliedern, mit dummen gläsernen Glotzaugen in die Welt stieren zu müssen — ein leibhafter lebloser Ahasver!"

„Verzeihen Sie mir, aber Sie scheinen sich so lebhaft in Ihr Schicksal hineingedacht zu haben, daß man vermuthen könnte, es handle sich da Ihrerseits um eine fixe Idee — um eine kleine Verwirrung des Geistes" — bemerkte Gmelin spöttisch.

„Nein, nein, die Geschichte war zwar, um närrisch zu werden, aber ich war es heute Morgens nicht und bin es — Gott sei gedankt! auch nicht geworden. Hören Sie nur weiter! Allen meinen Vorstellungen setzt der Entsetzensmensch den stricten aus dem Mund der Kaiserin selbst kommenden Befehl entgegen, der keinen Zweifel gestatte. Mit wahrhaft impertinenter Rührung versichert er mich, er habe Sorge getragen, daß die schauderhafte Procedur, da sie doch einmal unabwendbar ist, auf die sorgfältigste und ehrenvollste Art an mir vollzogen werde und er sich darum der Dienste eines geschickten Präparators versichert habe, der schon verschiedene Affen ausgestopft habe, also auch zweifelsohne meiner Person gewachsen sein werde."

„Aber das ist ja die reinste Tollheit!" rief Gmelin, der thatsächlich zwischen Schauder und Lachen schwankte.

„Ich verlangte der Kaiserin vorgeführt zu werden," fuhr der Bankier fort, „aber meine Bitte wurde rundweg abgeschlagen. Nur mit vieler Mühe gelang es mir, den Mann zu bewegen, daß er mir erlaubte, einige Zeilen an die Monarchin zu schreiben, wobei er mir versicherte, seine Stelle zu riskiren. Aber im Grunde war er doch nicht bloßer Polizeibeamter, sondern hatte auch noch ein Fleckchen Menschlichkeit und so war es mir möglich, ihm begreiflich zu machen, daß es für ihn viel weniger verhängnißvoll wäre, abgesetzt, als für mich, ausgestopft zu werden. Der Brief wurde geschrieben und einem Unterofficier von der Wache übergeben, der in meinem leichtesten, von den schnellsten Pferden gezogenen Wagen hierher fuhr."

„Nun, wie ist dieses schaurigen Räthsels Lösung?" drängte Gmelin den noch immer mit den Schrecken seiner Erinnerung ringenden Bankier.

„Sie können sich denken, wie angenehm die nächsten Stunden verliefen und mit welchem Herzpochen ich der Rückkehr des Boten wartete. Er brachte endlich den Befehl, mich sofort hierher zu schaffen und mit einem kleinen Hoffnungsstrahl fahre ich mit dem Polizeimeister hierher. Die Kaiserin empfängt uns stumm, mit einem eigenthümlichen Zug um den Mund. Ich stürze ihr zu Füßen und bitte sie, mir zu sagen, wodurch ich ein so schreckliches Urtheil auf mich gezogen hätte. Da bricht sie in ein bis jetzt mühsam verhaltenes Lachen aus und ruft: „Das ist die tollste Confusion, welche gewissenhafte Diensterfüllung noch je verschuldet hat!"

„Sagte ich es nicht gleich!" rief Gmelin und brach neuerlich in ein Lachen aus, zu dem er einige Zeit nicht mehr rechte Lust gehabt hatte — vielleicht weil er sich denn doch erinnerte, in Rußland zu sein.

„Aber mein Auftrag ist ja gar nicht gegen Sie gerichtet gewesen", ruft die Kaiserin aus. Also doch! denke ich bei mir, es ist doch schrecklich, was sich schrankenlose Macht erlaubt. „Erinnern Sie sich nicht des schönen Seidenhündchens, das mir der englische Gesandte Lord Southerland einmals geschenkt? Aus Dankbarkeit und um stets an den Geber erinnert zu werden, gab ich ihm den Namen Souther-

land" — nebstbei gesagt, ein Act kaiserlicher Gnade und Aufmerksamkeit, von welchem ich nichts wußte und der in meinen Augen und für mein Gefühl etwas sonderbarer — sehr russischer Art ist."

Euler nickte zustimmend und selbst Gmelin zog kopfschüttelnd die Achseln empor, was möglicherweise auch eine Mißbilligung bedeuten konnte.

„Unter fortwährendem Gelächter," erzählte der Bankier weiter, „erklärte die Kaiserin die Verwechslung. Gestern Abends sei die vierbeinige Persönlichkeit an einer Indigestion gestorben und in dem Schmerz darüber, habe sie beschlossen, das Thier in seiner äußeren Form zu erhalten. Als nun später der Polizeimeister zum Vortrag erschien, erinnerte sie sich der Sache und da er ihr die passendste Person für diese Angelegenheit schien, habe sie ihm kurzweg den Auftrag ertheilt: „Lassen Sie mir den Southerland ausstopfen." Der mißverstehende Beamte habe gezögert und auch eine Erwiderung begonnen, aber die Kaiserin unterbrach ihn schroff, da sie glaubte, er schäme sich dieses ihr persönlich zu leistenden Dienstes, und habe kategorisch ihren Auftrag wiederholt. Ich kann es dem Mann nicht übel nehmen!" schloß der Bankier seufzend, „daß er keine Erwiderung wagte und seiner Wege ging, um die Vorbereitungen zum Vollzug zu treffen. Wir sind eben in Rußland, hier wird unser englisches Sprichwort: the king can do no wrong — der König kann kein Unrecht thun — gerade umgekehrt. Der Kaiser oder die Kaiserin kann Alles, wer aber Alles thun darf, thut leicht ein Unrecht."

„Hm! und was sagte die Kaiserin zum Polizeimeister?" fragte Euler.

„Nachdem sie die Sache aufgeklärt hatte, sagte sie im Allgemeinen, daß es ihr immerhin lieber wäre, treue und blinde Vollstrecker ihres Willens zu haben, als solche Diener, die jeden Auftrag durchgrübelten, widerwillig und falsch vollzögen. Ich erlaubte mir nur zu sagen, daß Ihre Majestät an dem Polizeimeister gewiß einen treuen und zuverläßlichen Diener zu haben scheine und es nur zu wünschen wäre, daß derselbe stets vollkommen stricte und klare Befehle erhalte. Die Kaiserin lachte und entließ uns beide in gnädigster Weise. Mir aber graute vor dem Menschen, obwohl er sich im Grunde ganz scharmant benommen hatte und ich suchte mich von ihm loszumachen, um mich hier im Garten zu sammeln und zu erholen. Begreifen Sie nun meine Aufregung, meine Herren?"

„Vollkommen!" versetzte Euler.

„Nun ja, es war eine eigenthümliche Situation!" bemerkte Gmelin nachdenklich.

„Die ich sobald nicht vergessen und aus den Gliedern bringen werde," sagte der Bankier, sich erhebend. „Leben Sie wohl, meine Herren und entschuldigen Sie, hochgeehrter Herr Staatsrath, wenn ich Ihnen dem ersten Eindruck nach, ungesellig und verwirrt erschienen bin — einem Mann, der sechs Stunden lang von dem Gedanken bedroht war, ausgestopft zu werden, mögen Sie das zugute halten."

Man verabschiedete sich, der Bankier verließ den Garten raschen Schrittes, die beiden Gelehrten hatten sich gleichfalls erhoben und wandelten langsam dem Schlosse zu.

„Wenn man der Sache auf den Grund geht," sagte Gmelin nach einer Pause, „so ist diese wunderliche Geschichte wirklich nicht ganz zum Lachen und nur ein Beleg für mein Gleichniß — die nackte Barbarei guckt unter dem Firniß hervor. Zu welcher widerlichen Fratze wird hier der Gehorsam, diese im Staatsinteresse so nöthige Eigenschaft, verzerrt! Das ist nicht der freudige, opferwillige Gehorsam des denkenden, selbstbewußten und dabei hingebungsvollen Staatsdieners — es ist die knechtische stumme Unterwürfigkeit des Sklaven, der automatisch jeden Befehl vollzieht, so grausam und absurd er auch sein mag, weil er nichts kennt, als die Furcht vor dem Herrn und dessen ungeheurer Machtfülle. Wie wahr der Engländer sagte, daß leicht Unrecht thut, wer alles thun darf!"

„Ja, aber — hat man denn Ursache sich solcher Befehle von der Kaiserin zu versehen?“ fragte Euler.

„Von ihr persönlich? Nein — sie ist nicht grausam, und wenn sie es in einzelnen Fällen erscheint, wie zum Beispiel gegen den Kosaken Pugatschew, der sich für Peter III. ausgab, mit Horden seiner Leute das Land verwüstete und fast Moskau einnahm, endlich aber vom General Michelsen geschlagen und gefangen genommen wurde, so drängt eine unabweisbare Nothwendigkeit sie dazu. Das russische Volk ist roh und unwissend, es handelte sich darum, es abzuschrecken, ihm auf eine grauenhafte Art die Fülle kaiserlicher Machtvollkommenheit vor Augen zu führen und keinen Zweifel darüber zu lassen, daß Pugatschew wirklich gefangen sei und getödtet wurde. Um jeden Nachfolger unmöglich zu machen, stellte man ihn im eisernen Käfig aus und viertheilte ihn dann (1775) — es ist aber unwahr, daß die Kaiserin der Ausstellung oder Hinrichtung beigewohnt habe, sie ist nicht grausam.“

„Wie kommt es aber denn, daß man ihr so furchtbare und widersinnige Befehle zutraut, wie jener, der heute zur Ausführung gebracht werden sollte?“ warf Euler ein.

„Das kommt eben von den übertriebenen Vorstellungen, die sich die Untergebenen von ihrer Machtfülle und Berechtigung machen und welche nur von der Kaiserin selbst, theils aus Gerechtigkeitsgefühl, theils in richtiger Erkenntniß, daß keine Macht ohne Grenzen ist, nicht getheilt werden. Schließlich — und da kommen wir wieder auf einen Punkt, wo unter der blendenden Außenseite recht garstige Dinge hervorsehen — wird viel auf den Namen der Kaiserin gesündigt, wovon sie nichts weiß und woran sie, direct wenigstens, keine Schuld trifft.“

„Sie meinen, daß ihre Günstlinge, die —

„Wir wollen keinen Namen nennen“ fiel Gmelin lächelnd ein — „zu was einer oder zwei Personen ein Verschulden aufbürden, das sehr Viele trifft und an dem die Kaiserin, wenn auch nur durch Geschehenlassen, selbst nicht ganz ohne Theil ist? Ihre Gewalt wie ihre Pflichten und Aufgaben sind so groß, daß sie einen Theil an andere abgeben muß — es trägt kein Mensch allein diese Riesenbürde, ohne erdrückt zu werden. Ihre Helfer an dem großen Regierungswerk, ihre Freunde und was dahin gehört, wenden nun jene Machtvollkommenheit und Gewalt nicht immer in der gerechtesten Weise an, und weil sie dieselbe von der Kaiserin bekommen haben, rechnet man — und zwar, wie ich zugeben muß, nicht ganz ohne Berechtigung — diese Ausschreitungen ihr selbst an. Andererseits hat die Kaiserin auch Beweise gegeben, daß sie wahrhaft außergewöhnlich zu erhöhen und zu belohnen weiß“ — wieder flog bei diesen Worten ein spöttisches Lächeln über das glatte Gesicht Gmelin's — „so daß die öffentliche Meinung denkt, es müsse ihr auch möglich sein, ebenso rasch und gründlich zu erniedrigen und zu strafen.“

„Das sind doch recht sonderbare Verhältnisse,“ sagte Euler langsam, der es zwar trefflich verstand, den verschlungenen und sich kreuzenden Bahnen der Gestirne zu folgen, aber in irdischen Winkelzügen sehr unerfahren war.

„Sie werden noch oft Gelegenheit haben, an mein Gleichniß zu denken. Halten Sie in diesem Lande keinen Marmor für echt — weg mit der Tünche und das rohe Holz, von Bohrwürmern durchnagt, guckt entgegen. Doch es scheint, der Kammerherr dort sucht uns.“

In der That näherte sich ein Hofbediensteter und brachte die Nachricht, daß Staatsrath Gmelin der Kaiserin in der Bibliothek aufzuwarten habe, beide Herren aber für den Abend zum kleinen Cirkel in den „Eremitage“ befohlen seien.

2. Der taurische Palast und die gespenstische Statue.

In keiner anderen Residenzstadt Europas giebt es so viele Paläste des Herrscherhauses, wie in Petersburg. Fast jeder Monarch, der eine gewisse Zeit regierte, baute ein Palais und nur selten bewohnt der Nachfolger dieselben Räume, welche sein Vorgänger inne hatte. Vielleicht schlüpfen durch diese riesigen Gebäude, in deren Zimmern und Sälen asiatische Pracht mit den Meisterwerken europäischer Kunstfertigkeit wetteifern, dunkle Schatten der Erinnerung, welche den Aufenthalt darin verleiden, vielleicht hält es jeder Czar für eine Art von Pflicht, sein Andenken durch einen solchen Luxusbau zu erhalten — gewiß ist nur, daß Petersburg, das seit seiner Gründung gerade ein Dutzend Monarchen erlebte, viel mehr kaiserliche Paläste zählt.

Die Schöpfung Katharina's II. war die Eremitage, die von ihr gänzlich umgebaut und erweitert wurde, so daß der Name wie Ironie klingt und das Aeußere wie Innere eher an ein Feenschloß, wie an die Behausung eines der Nichtigkeit der Welt entflohenen Anachoreten oder einer reuigen Büßerin erinnert, — eine Rolle, zu welcher allerdings Katharina II. sehr wenig Anlage hatte.

Die Eremitage war eine Lieblingsschöpfung der Kaiserin, und um sie mit Kunstwerken und Kostbarkeiten zu füllen, sparte die sonst sehr mit Unrecht verschwenderich genannte Fürstin keine Summen und unterhielt Agenten in allen Ländern. Die Gemäldesammlung der Eremitage, obwohl dem Alter nach eine der jüngsten in Europa, ist reich an vorzüglichen Meisterwerken der italienischen und niederländischen Schulen; das Cabinet der geschnittenen Steine ist berühmt wegen seiner Reichhaltigkeit, und an Münzen, Schnitzwerken, seltenen Porzellan- und Krystall-Gefäßen, Kostbarkeiten und Kunstwerken enthält die Eremitage wahre Schätze.

Und diese stammen, wenn das Gebäude auch erst später gänzlich zur Aufnahme der Kunstsammlungen eingeräumt wurde, meist aus der Regierungszeit der Kaiserin Katharina II., die zwar der Eigenart ihres Volkes schonender entgegenkam, als ihr Vorfahrer Peter I., für ihre Person aber die Annehmlichkeiten und Reize europäischer Verfeinerung nicht entbehren wollte.

Aber auch ganz neu erbaut hat die Kaiserin einen Palast, den „taurischen", so genannt zu Ehren des Eroberers der Krim (Taurien) und des kaiserlichen Herzens, Fürst Potemkin (Bild Seite 456), der sich auch dann noch auf der Höhe ihrer Gunst zu erhalten wußte, als er im letzteren schon lange glückliche Nachfolger gefunden hatte. Das taurische Palais, ein Geschenk der Kaiserin an den Fürsten Potemkin, den man mit Recht eines der ausgesprochensten Schoßkinder des Glückes genannt, hatte eigenthümliche Schicksale.

Der Fürst war ein sonderbarer Mann, dessen aus Gegensätzen zusammengesetzten Charakter wohl niemand mehr so glücklich zeichnete, als sein Freund und Begleiter im türkischen Feldzuge von 1788, der österreichische Feldmarschall und geistreiche Witzling Prinz de Ligne.

Er schildert den Fürsten als einen Mann, „der aussieht, als ob er faul wäre und doch beständig arbeitet; der kein anderes Bureau als seine Knie und keinen anderen Kamm hat, als seine Hände; furchtsam, wenn es seine Soldaten gilt, tapfer für seine Person ist; unter dem heftigsten Geschützfeuer haltend, um Befehle zu ertheilen und dabei doch mehr Ulysses als Achill; mürrisch, unbeständig, ein tiefer Philosoph, geschickter Minister und großer Politiker, ein Kind von zehn Jahren; mit der einen Hand den Weibern winkend, die ihm gefallen — mit der andern das Kreuz machend; die Arme entweder vor einem Marienbild kreuzend

oder um den Alabasterhals seiner Geliebten geschlungen; fabelhaft reich und doch oft um einen Heller geizend; mit seinen Generalen von Theologie, mit dem Archimandriten vom Krieg sprechend; alles verlangend wie ein Kind — nichts vermissend, wie ein großer Mann; in derselben Stunde unansehnlich und gebückt und dann wieder stolz und hoch aufgerichtet, gebietend wie Agamemnon in der Mitte der griechischen Könige — kurz eine Sammlung alles dessen, was widerspruchsvoll ist, ein großer Mensch, der uns aber für seine Größe zu häufig erinnert, daß er ein Mensch ist."

Sinnlose Verschwendung und gleichzeitig ein sehr entwickelter Geschäftssinn nehmen in dem Gemälde von Kontrasten, aus welchen Fürst Potemkin's Charakter bestand, nicht den letzten Platz ein und so kam es, daß er eines Tages den taurischen Palast, das Angebinde seiner kaiserlichen Freundin, wieder an diese um eine sehr beträchtliche Summe zurückverkaufte. Kaiser Paul war allem, was ihn an die Ermordung seines Vaters Peter III. erinnerte, nicht hold, und ließ den prachtvollen taurischen Palast in Pferdeställe verwandeln. Unter seinem Nachfolger Alexander I. der an solchen Katastrophen weniger Anstoß nahm, wurde das Palais wieder renovirt und namentlich von Kaiser Nikolaus mit Vorliebe bewohnt.

Hier bestand der Letztere das ihn tief erschütternde Abenteuer mit der sogenannten „spukenden Statue" — dem von Katharina II. aufgestellten Steinbilde des Philosophen Voltaire (Bild Seite 449).

Die sogenannten „spukenden Bilder" sind keine ungewöhnlichen Erscheinungen in der Geschichte des Gespensterglaubens. Im „Freischütz" fällt das Bild des Ahnherrn vom Nagel, was als unheilkündendes Vorzeichen von Agathe aufgefaßt wird, während Aennchen darüber lacht und eine komische Gespenstergeschichte zum Besten giebt, deren Held Nero, der Kettenhund, ist. Noch gegenwärtig wird es, einem weitverbreiteten Volksglauben zufolge, als üble Vorbedeutung angesehen, wenn das Bildniß eines lebenden Familienmitgliedes ohne äußere Veranlassung herunterfällt; es soll andeuten, daß die betreffende Person bald sterben werde, oder, ist sie abwesend, in demselben Augenblick stirbt, in welchem das Bild sein Anzeichen giebt.

In der Kirche zu Kaditz bei Dresden befindet sich, und zwar in der Vorhalle der Kirche, das spukhafte Bild eines ehemaligen Geistlichen, der durch Selbstmord endete, gerade am Kirchweihfeste. An seinem Jahrestage soll nun das Bild gewaltig schwitzen, „gleichsam, als werde ihm im Gedränge so vieler Menschen, wie an einem solchen Tage die Kirche zu besuchen pflegen, zu warm."

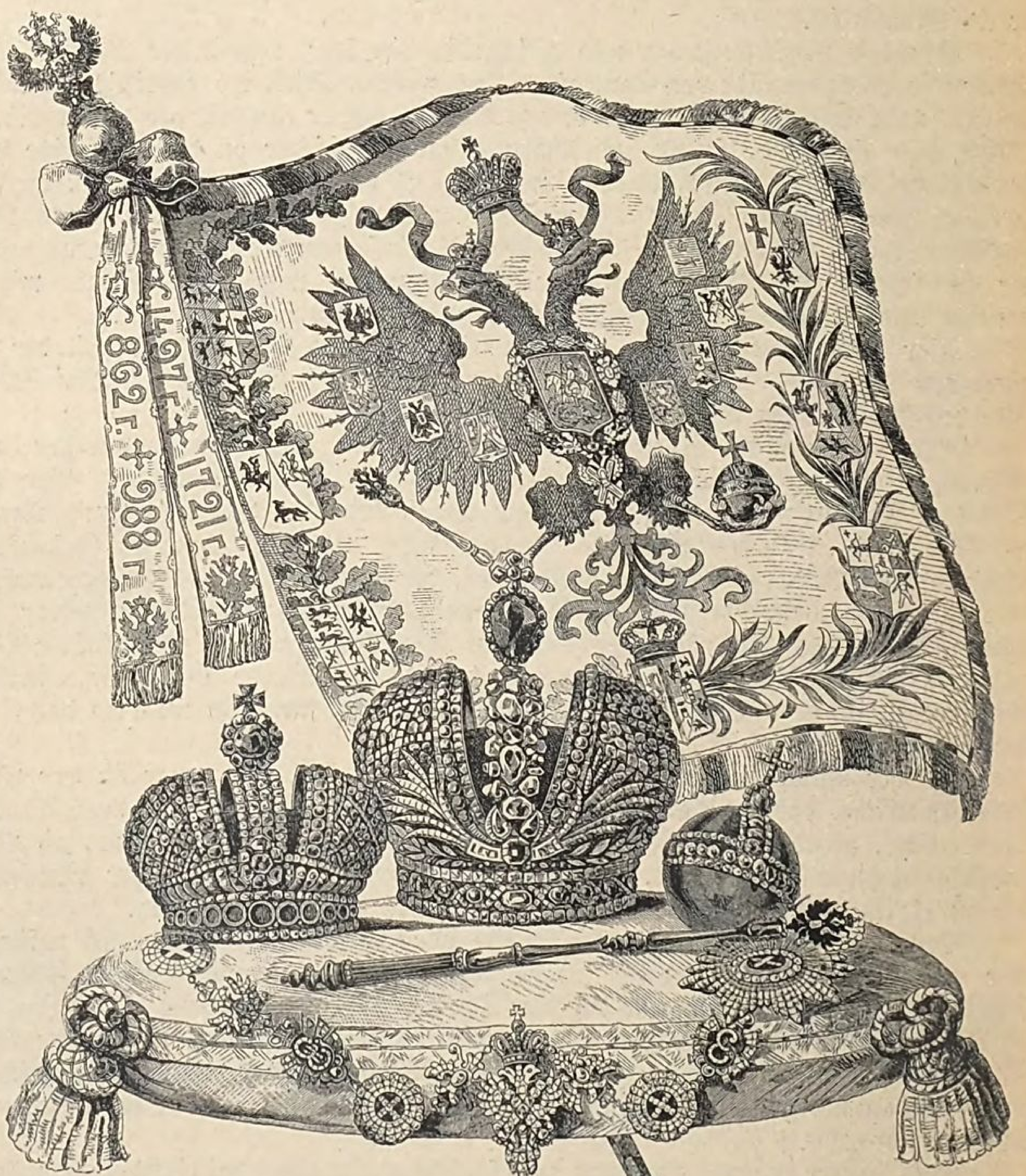
Spukende Bilder läßt der freundliche Leser vielleicht allenfalls noch passiren, aber gespenstische Statuen? Nun, die Leser haben gewiß bereits spukende Statuen gesehen, wenn auch nur auf dem Theater — so in Mozart's „Don Juan", wo ein steinerner Gast, der zum Mahle des Wüstlings geladen, mit dröhnenden Schritten erscheint und den Frevler dem wohlverdienten Höllenpfuhl bei bengalischem Feuer überantwortet. Ein weiblicher steinerner Gast spukt in der Oper „Zampa" als Marmorbraut.

Auch in der Legende begegnen wir spukenden Statuen. Zwei Beispiele mögen genügen.

Es war einmal in Oldenburg ein Graf, der durch seine Vögte das Land hart bedrückte; besonders war ihm das Kloster Rastede ein Dorn im Auge. Die besten und frömmsten Mönche ließ er gefangen setzen, brandschatzte die Klosterbauern und wiegelte die Brüder gegen den Abt auf.

Um jene Zeit begab es sich, daß ein Priester an einer nicht genannten Ortschaft zeitiger als gewöhnlich aufstand und seiner Andacht halber in die Kirche ging. Als er seine Gebete vollendet hatte und nachdenkend vor seinem Stuhle vor dem Altare saß, sah er plötzlich drei Brüder des Rasteder Klosters, die längst

verstorben waren, in ihren Kapuzen daherkommen und sich vor ihn stellen, indem sie ihn beim Namen nannten und grüßten. Weil er aber allein in der Kirche war und wußte, daß jene längst bei den Todten verweilten, gerieth er in Furcht und Bestürzung. Ferner sah er an der anderen Seite eben jenen Grafen, angethan mit köstlichen Kleidern, auf einem Sessel neben dem Altar sitzen. Derselbe war umgürtet mit einem köstlichen Gürtel und vor der Brust hatte er dort, wo der



Die russischen Kroninsignien. (Seite 441).

Gürtel geschlossen wurde, einen überaus kostbaren Stein, dessen Glanz die Kirche erfüllte.

Die Brüder schritten demüthig zum Altar und einer von ihnen redete das den Altar schmückende Bildniß der heiligen Jungfrau folgendermaßen an: „Oh Maria, die Du bist die Mutter der Barmherzigkeit und die beständigste Helferin in aller Noth, Dir und Deinem Sohn klage ich in der Betrübniß meines Herzens, daß jener Graf da unser Kloster in allen Stücken stört und hindert.“

Der zweite Mönch aber sprach: „Oh Maria, Königin des Himmels, und über alle Chöre der Engel wunderbar erhöht, Dir klage ich, daß jener Graf unser Kloster in vielen Dingen geschädiget hat!"

Der dritte Bruder aber sagte: „Oh Maria, Du Mutter des Heilandes, Dir klage ich, daß jener Graf da unser Dir und Deiner Ehre gewidmetes Kloster also hindert und schädigt, daß es binnen kurzem, wenn Deine Barmherzigkeit nicht Hilfe bringt, vernichtet und zerstört werden muß."

Und das Bildniß antwortete und sprach also: „Ich will dieses Grafen Bosheit strafen." Hierauf stieg es von dem Altar herab, riß mit Heftigkeit den köstlichen Edelstein von der Brust des Grafen und schleuderte ihn auf das Pflaster der Kirche, daß er in tausend Stücke zersprang.

Darauf erhob sich der Graf; sein Antlitz war schwarz und unter lautem Jammergeschrei schritt er aus der Kirche. Das Bildniß der Gottesmutter aber wandte sich und kehrte auf den Altar zurück, wo es seinen früheren Platz wieder einnahm.



Die gespenstige Statue Voltaire's. (Seite 447 und 452.)

Tief verneigten sich die drei Mönche vor ihm, sprachen ihren Dank aus und schritten aus der Kirche, deren Pforten hinter ihnen sich von selbst schlossen. Von Stund' an aber erkrankte der Graf und ehe noch vierzehn Tage in's Land gegangen, war er eine Leiche.

Eine andere Legende verläuft minder tragisch:

In dem Thurme der Kirche zu Zwischenahn befindet sich das hölzerne Bild des Evangelisten Johannes. Als einst in der Kirche Reparaturen vorgenommen wurden und die Abenddämmerung hereinbrach, so daß die Arbeiter nicht mehr sehen konnten, zündete einer derselben ein Licht an und steckte es dem Bilde in die Hand

mit den spottenden Worten: „Da halt' das Licht! Du hast ohnehin lange nichts gethan!" Aber in demselben Augenblicke erhielt er eine tüchtige Ohrfeige und das Licht erlosch.

Reizend und von tiefer Moral ist die Legende von der Marienstatue, „die Hausmutter" genannt, im Stefansdom zu Wien; ferner von der unter der Bezeichnung „Zahnweh-Herrgott" im Volksmunde gekannten „Ecce Homo"-Steinkaryatide.[1]

Statuen, die aus ihrer starren Ruhe heraustretend, zu leben schienen, gab es übriges schon im Alterthum. Es wird eine Bildsäule des Apollo genannt, die sich bewegte, wenn sie ein Orakel ertheilen wollte; offenbar war hier ein Mechanismus thätig. Andere Götterbilder schwangen die Waffen, weinten oder schwitzten, um ihre übernatürlichen Kräfte zu beweisen. Berühmt ist die sprechende Bildsäule Memnon's. Dem Zeugnisse der Reisenden zufolge, noch bis zur römischen Kaiserzeit, im zweiten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung, ließ diese Bildsäule wohlklingende Töne hören, welche die Seele der Zuhörer mit Entzücken erfüllten. Die nach Osten gewendete Bildsäule des Memnon spricht, wie Philostratus meldet: „sobald ein Strahl der aufgehenden Sonne auf ihre Lippen fällt." Juvenal sagt, daß man sogar des Sinnes der Worte, welche diese Bildsäule spreche, inne werden könne. Zahlreiche Inschriften auf der Bildsäule selbst bestätigen, daß kurz nach Aufgang der Sonne viele Menschen bald Töne, bald deutlich vernehmbare Worte, welche von der Bildsäule ausgingen, gehört haben.

Sehr interessant ist die römische Venus-Sage. Ein junger Ritter, der mit einigen Freunden in einer Villa bei Rom Ball spielte, zog seinen Ring ab, der ihm hinderlich war und steckte ihn an den Finger einer Statue, es war die der Göttin Venus, damit er ihn nicht verlöre. Nach dem Spiele ging der Ritter wieder zu der Statue, aber — wie erschrak er! — der Finger dieser Mamorgestalt hatte sich gekrümmt und er konnte seinen Ring nicht anders wiedererhalten, als wenn er die Hand zerschlug. Davon hielt ihn jedoch ein geheimes Mitleid zurück. Er erzählte das Wunder seinen Freunden und forderte sie auf, sich mit eigenen Augen zu überzeugen; als er aber mit ihnen bei der Statue erschien, war der Finger derselben wieder gerade geworden und sein Ring verschwunden.

Einige Zeit nachher entschloß sich unser Ritter, in den heiligen Stand der Ehe zu treten und die Hochzeit wurde gefeiert. Am Abend dieses Tages aber, als er sich eben zu Bett begeben wollte, trat eine Frauengestalt zu ihm, die vollkommen der Statue glich, von deren Finger der Ring verschwunden war und welche sagte, der Ring an ihrem Finger habe den Ritter mit ihr verbunden und er sei von nun an ihr Gatte.

Vergebens sträubte sich der Ritter gegen diese seltsame Behauptung; die Heidin trat jedesmal zwischen ihn und die ihm Angetraute, so oft er sich derselben nähern wollte, so daß er die Brautnacht nichts weniger als wonnig verbrachte. In gleicher Weise erging es ihm in der zweiten und dritten Nacht. Der Ritter war darüber sehr betrübt. Niemand konnte ihm helfen und selbst die Frömmsten zuckten die Achseln und schüttelten den Kopf.

Endlich hörte er von einem Priester Namens Palumnus sprechen, der schon mehreremale gute Dienste gegen die bösen Geister geleistet habe. Er ging also zu ihm. Aber der Priester ließ sich lange bitten, ehe er seinen Beistand versprach, weil er, wie er sagte, sich selbst den größten Gefahren dabei aussetze.

Endlich schrieb er einige unbekannte Schriftzeichen auf ein Pergamentstückchen und gab dem Bezauberten die nöthigen Verhaltungsregeln. Nach denselben sollte

---

[1] Ueber beide das Ausführliche in M. Bermann's „Der Wiener Stefansdom und seine Sehenswürdigkeiten," Seite 63 und 178. (A. Hartleben's Verlag.)

sich der Ritter um Mitternacht auf einen gewissen Platz in der Nähe Roms stellen, wo er die seltsamsten Erscheinungen vorüberziehen sehen würde, aber ganz ruhig bleiben müsse und sich nicht erschrecken dürfe, was er auch sehen oder hören möchte. Nur wenn er diejenige bemerke, an deren Finger er seinen Ring gesteckt, sollte er auf sie zugehen und ihr das Pergamentstückchen hinhalten.

Der Ritter unterwarf sich diesen Anordnungen. Sein Herz klopfte gewaltig als er Schlag zwölf Uhr in der Nacht an der bezeichneten Stelle stand und den seltsamen Zug erscheinen sah. Es waren bleiche Männer und Frauen in kostbaren Festgewändern aus der heidnischen Zeit; einige trugen goldene Kronen, andere Lorbeerkränze auf dem traurig gesenkten Haupte; andere liefen ängstlich mit allerlei silbernen Gefäßen und anderem Opfergeräth aus den alten Tempeln dahin. Inmitten der Menge zeigten sich große Stiere mit vergoldeten Hörnern, mit Blumen geschmückt und dann kam auf einem prächtigen Triumphwagen eine Göttin von hoher Gestalt in blendender Schönheit, mit Purpur bekleidet und mit Rosen bekränzt.

Der Ritter trat auf sie zu und hielt ihr das Pergament des Priesters Palumnus hin, denn er erkannte in ihr die Besitzerin seines Ringes. Kaum hatte die Göttin die Schriftzeichen auf dem Pergament erblickt, so erhob sie die Arme gen Himmel und sprach in Verzweiflung: „Grausamer Palumnus, bist Du noch nicht befriedigt durch das Leid, das Du uns schon zugefügt hast? Aber Deine Verfolgung wird bald ein Ende haben, grausamer Priester Palumnus!" Und sie übergab den Ring dem Ritter, der in der nächstfolgenden Nacht kein Hinderniß mehr fand. Der Priester Palumnus aber starb drei Tage danach.

Die vorstehende Fabel mag wohl aus nachstehender geschichtlichen Begebenheit entstanden sein.

Zur Zeit des Großherzogs Cosmus III. von Medicis (geb. 1643, gest. 1723) kam der reiche Lord Orsory nach Florenz. Die prächtigen Kunstschätze der Paläste besuchend, entzückte ihn ganz besonders die berühmte sogenannte mediceische Venus in Palazzo Pitti. Er war von der Schönheit der Göttin so betroffen und so begierig nach ihrem Besitze, daß er dem Großherzoge einmalhunderttausend Pfund (eine Million Gulden) bot, wenn er ihm gestatten wolle, die Statue mit nach England zu nehmen. Er versprach diese Summe in zwei Monaten zu zahlen und wollte das Schiff, daß die Göttin entführen sollte, aus England kommen lassen.

Der Großherzog lachte über diesen Vorschlag ohne irgend eine Antwort zu ertheilen, ließ jedoch des Lords Namen aufzeichnen und betrachtete das Ganze als Scherz.

Lord Orsory ward einst von dem Großherzoge nach Hofe geladen. Cosmus III. erblickte mit großem Wohlgefallen an des Lords Finger einen sehr schönen rothen Karniol, in welchen ein Cupido eingeschnitten war. Der Lord glaubte, dem Großherzog zu gefallen, wenn er ihm den Ring anböte, allein dieser verweigerte die Annahme des Geschenkes. Hierauf bat Orsory, der Großherzog möge ihm erlauben, mit der Göttin sich zu vermählen. Es ward auch wirklich eine festliche Hochzeit bereitet und der Lord steckte der Göttin den kostbaren Ring an den Finger.

Cosmus lies dies gern zu und man erblickte lange Zeit diesen Ring an der Hand der Venus. Ein angesehener Fremder — der Name findet sich nirgends genannt — fand diesen Schmuck so unpassend an dem Finger der herrlichen Statue, daß er den Ring heimlich wegnahm; möglich auch, daß er ihn behalten wollte. Er wurde jedoch in seiner Unternehmung gestört und in der Eile und Bestürzung brach er den Finger ab. Der Thäter wurde zwar in der Folge entdeckt, aber leider war der Finger verloren, obgleich der Ring zurückgegeben wurde.

Dieser Ring wird noch jetzt zu Florenz im Edelsteincabinet gezeigt, wo er übrigens an eine goldene Kette angeschlossen ist.

Die christliche Legende kennt ebenfalls singende Bildsäulen. Als im Jahre 1485 zu Meißen ein „großes Sterben" (Pest oder Cholera) wüthete, wurden im Kloster Mühlberg allein siebenundzwanzig Nonnen hingerafft. Da nun der Chornonnen zu wenige und ihr Gesang zu schwach war, geschah es, daß das hölzerne Bild des Erzengels Michael an der Wand ihnen mehrmals mit heller Stimme singen half.

Die modernste spukende Statue bleibt aber die nunmehr in Sanct-Petersburg befindliche Statue Voltaire's, deren Schicksale höchst eigenthümlich sind.

Die Statue Voltaire's ist ein Werk des Pariser Bildhauers Jean Antoine Houdon (geboren 1741, gestorben 1828), für welches Katharina II. dem Künstler die Summe von dreitausend holländischen Ducaten zahlte.

Voltaire ist sitzend dargestellt, denn der elende, abgemagerte Körper erlaubte keine andere Stellung. Unter einem reich drapirten langen Gewande ahnt man kaum etwas von einer körperlichen Gestalt. Nur die Hände und der Kopf sind zu sehen; aber was zu erschauen, ist genug, um mit Bewunderung für Houdon zu erfüllen. Der Blick ist so stechend lebendig, das sardonische Lachen so ausdrucksvoll, jede der hundert Runzeln und Falten des greisen Angesichts steckt so voll sarkastischer Teufelchen, daß noch niemand bei dieser gespenstischen Statue längere Zeit hat allein verweilen können, ohne von einem unerklärlichen Grausen befallen zu werden. Unwiderstehlich drängt sich dem Beschauer die Ahnung auf, die Statue könne sich beleben. Man geht eilig fort und hat die unangenehme Empfindung, als ob Voltaire aufgestanden sei und hinter einem herschleiche.

Und solchem Grausen vermochte sich selbst ein Mann nicht zu entziehen, der sonst gegen solche Gemüthseindrücke vollständig gepanzert war — der Kaiser Nikolaus I. von Rußland. Er haßte die Statue und ahnte gleichsam, was sie ihm einst bringen werde.

Man erzählt, daß dem Schiffe, auf dem Voltaire's Statue nach Petersburg gebracht ward, ein fortwährendes Gewitter donnernd nachzog. Mit schwerer See und Verlusten an Segeln und Masten hatte es zu kämpfen, und bei den Matrosen war das Gerücht verbreitet, daß ein Todter an Bord sei. Sie waren froh, die unheimliche Kiste loszuwerden, die sofort nach der „Eremitage" gebracht wurde. —

Eine lange Reihe von Jahren blieb sie in der verschlossenen Bibliothek, dem Publikum unzugänglich und nach dem Tode der Kaiserin Katharina von niemand geschaut. Diese Ruhe dauerte bis zum Regierungsantritt des Kaisers Nikolaus (1825).

Eines Tages fiel es dem Czar ein, daß man die Räume der wenig benutzten Bibliothek zur Vergrößerung der Gemäldegalerie verwenden könnte. Er befahl, diese Räume zu öffnen. Der Kaiser selbst war anwesend, als sein Befehl Ausführung fand. Durch grüne, vergilbte Vorhänge fällt ein ungewisses Licht — Rococoschränke stehen wie träumend an den Wänden — endlose Reihen Bücher schlafen an den Wänden einen hundertjährigen Schlaf.

Und dort? — Der alte grauköpfige Kustos zieht den Vorhang auf und ein schräger Strahl fällt auf ein gespenstisch blickendes Wesen, ein hohläugiges Skelet, das spöttisch lächelt und zu leben scheint. Der Kaiser erblickt das lächelnde Skelet und erbleicht. Aber gleichsam, als schäme er sich dieser Anwandlung, donnert er im nächsten Augenblick den verblüfften Director an. (Bild Seite 449.)

„Hinaus mit dem Scheusal!" ruft er. „Und daß es mir nie wieder vor die Augen kommt!"

Kaiser Nikolaus war den ganzen Tag verstimmt; der „steinerne Gast" aber wanderte nach dem Marmorpalast, der damals unbewohnt stand. Um Mitternacht,

bei Mondeshelle, als man sicher war, daß sich der Kaiser zur Ruhe begeben, konnte man einen schweigsamen Menschentrupp beobachten, der ein weißes Gespenst lautlos auf Schlittenkufen längs dem Ufer der Newa dahinschleppte.

Die Zeit ging ihren stetigen Schritt. Im Jahre 1827 sollte der Marmorpalast restaurirt werden. Leicht war es, die verblichenen Möbel zu entfernen; aber wohin mit dem „steinernen Gast“? Am gerathensten erschien es, ihn in ein halbdunkles, enges Gemach, das unter einer Hintertreppe versteckt lag, zu verbergen und dort einzuschließen. Und also geschah es.

Eines Tages besichtigte der Kaiser die Arbeiten und der Zufall wollte es, daß er gerade vor jenem Gemache stehen blieb. Sein Blick fiel auf die verschlossene Thür. Nikolaus war argwöhnisch, und als er auf seine Frage, wohin diese Thüre führe, ausweichende Antworten erhielt, befahl er, dieselbe zu öffnen. Die verrosteten Angeln kreischten und aus dem staubigen Gewölbe starrte — der gespenstige Voltaire den Kaiser spöttisch an.

Nikolaus gerieth in den heftigsten Zorn und befahl die sofortige Entfernung des unheimlichen Gastes, der sodann bei Nacht und Nebel in's taurische Palais gebracht wurde, wo damals nur einige alte pensionirte Hoffräulein hausten.

Wieder rollten die Jahre dahin; Nikolaus hatte den „steinernen Gast“ vergessen und doch sollte er ihm noch einmal begegnen.

Am 10. Februar 1855 machte der Hof eine Landpartie nach dem taurischen Palast. Der Kaiser war bei bester Laune und niemand hatte eine Ahnung, daß ein unerwartetes Ereigniß den Charakter der Festlichkeit so rasch verändern sollte. Nikolaus konnte nie müßig sein. Nach der Mittagstafel begann er eine Wanderung durch alle Räume des weitläufigen Gebäudes. Im entferntesten Flügel angekommen, stand er eben im Begriff umzukehren, als er eine Treppe bemerkte. Er fragte, wohin diese führe, und als er die Antwort erhält: „Zu den Bodenräumen,“ steigt er die Stufen hinauf.

Der Hoffourier öffnet die Thür — durch ein Dachfenster fällt schräges Oberlicht und der Strahl der scheidenden Abendsonne trifft auf eine Marmorgestalt — es ist Voltaire. Wie vor einem Gespenst erbebt der Kaiser und mit furchtbarer Stimme befiehlt er, die Statue zu zermalmen. An demselben Tage jedoch erkrankt der Kaiser und acht Tage später — am 18. Februar 1855 — war seine irdische Laufbahn beendet!

Gegenwärtig befindet sich die gespenstige Statue Voltaire's in der kaiserlichen öffentlichen Bibliothek. Noch immer erfüllt sie den Beschauer mit Grauen, und es kommt vor, daß junge Mädchen vor ihr die Flucht ergreifen mit den Worten: „Kommt fort, er sieht uns an; er lebt, er wird im nächsten Augenblicke aufstehen!“

Doch wir haben es ja in erster Linie mit der Eremitage zu thun, welche Katharina II. bewohnte und in welcher die berühmten Abendzirkel stattfanden, die der Kaiserin allein dazu dienten, zu vergessen, daß sie die Beherrscherin eines von der Cultur noch so wenig beleckten Landes sei.

Als sich der, durch seine Berufung in die Akademie der Wissenschaften zum russischen Staatsrath gewordene einfache deutsche Gelehrte Leonhard Euler am Abend in der Eremitage einfand, hatte sich schon eine Gesellschaft von ungefähr zwei Dutzend Leuten versammelt.

Außer Gmelin fand er noch von seinen Collegen aus der Akademie den berühmten Forschungsreisenden Pallas anwesend, dem nach Mungo Park die ersten sicheren Nachrichten über Centralasien und die Felswüsten des Hindukusch zu danken waren.

Auch einige russische Akademiker waren anwesend, darunter der berühmte Dichter Derschawin, der wegen einer die Krönung der Kaiserin verherrlichende

Ode vom gemeinen Soldaten zu den höchsten Ehrenstellen emporstieg und abwechselnd Minister der Finanzen, des Innern und der Justiz war. Er gilt noch heute für einen der bedeutendsten lyrischen Dichter Rußlands und war daher immerhin berechtigt, Mitglied der Akademie zu sein. Weniger war dies bei anderen Russen der Fall, welche diese vielbegehrte Ehre ihrem stolzen Namen, der Gunst der Kaiserin oder dem Reichthum verdankten.

Namentlich die Fürstin Daschkoff liebte es, reiche Leute der Akademie einzuverleiben, um dieser neue Einnahmsquellen zu eröffnen. So übersendete sie auch einem der späteren Günstlinge der Kaiserin, dem reichbegüterten Fürsten Grigorj Rasumowsky das Diplom als Mitglied der Akademie, ohne daß dieser sich darum beworben hätte. Einige Tage später folgte dieser ehrenvollen Ernennung ein ungeheurer Ballen Bücher im Werthe von vielen hundert Rubeln. Der Fürst weigerte sich, dieselben zu übernehmen, da sie nichts enthielten als russische Uebersetzungen ausländischer Werke, die er ja ohnehin in der Original-Sprache besitze. Aber die Fürstin ließ ihm kurzweg sagen, daß seine Ernennung nur unter der Voraussetzung erfolgt sei, daß er der Akademie diese Schriften abnehmen werde — wenn nicht, möge er nur sein Diplom zurücksenden, was Fürst Rasumowsky natürlich auch that.

Ach, die ganze Akademie war doch auch nur ein Theil jenes täuschenden Anstriches, der das Mongolenthum nothdürftig verhüllte und die berufenen deutschen Gelehrten sollten der ganzen leeren Spielerei doch etwas wirklichen Inhalt geben.

Von der nächsten Umgebung der Kaiserin war noch Niemand anwesend, wohl aber der Minister Panin, der schon unter Elisabeth und Peter III. seinen Platz eingenommen hatte, der französische Gesandte Marquis de l'Hopital, einige Fremde von Distinction und eine Reihe von Damen, ebenso hervorragend durch Schönheit, wie Pracht der Kleider.

„Bitte, verehrtester Herr College," flüsterte Euler, der sich in dem glänzenden Kreise als echter deutscher Gelehrter nicht sehr behaglich fühlte, „können Sie mir sagen, wer diese liebenswürdige junge Dame dort ist, die so heiter mit dem Gardeofficier scherzt."

„Da muß ich schon um ein präciseres Erkennungszeichen bitten," entgegnete Gmelin in seiner bekannten malitiösen Weise; „mit den Gardeofficieren zu scherzen ist eine der Obliegenheiten und Neigungen, die allen Damen unseres Hofes, ob jung oder alt, eigen ist. Meinen Sie jene üppige Blondine dort, die am Spiegeltisch lehnt?"

„Ja wohl — welch' liebenswürdiges Lächeln und welche heitere Unbefangenheit aus diesem blühenden Gesichtchen spricht!"

„Oho! Sie werden ja ganz Feuer und Flamme!" spottete Gmelin, fuhr aber dann ernster fort: „Jene Dame gehört in der That zu den liebenswürdigsten und schönsten Damen des Hofes — obwohl sie nicht mehr ganz so jung ist, als Sie anzunehmen scheinen — es ist die Gräfin Bronikow, die Gattin eines der reichsten Gutsbesitzer. Ich bin übrigens in der Lage, Ihnen noch mehr von dieser Dame mitzutheilen, was Ihren Enthusiasmus dämpfen und Sie davor bewahren wird, über den zärtlich schmachtenden Augensternen der Gräfin den anderen Gestirnen untreu zu werden. Kommen Sie — treten wir mehr in den Hintergrund — man spricht nicht mehr gern von der Affaire."

3. Der Eismann und der Gegeißelte.

Die beiden Herren begaben sich in eine Fensternische, in deren Nähe keine Gruppe von Plaudernden ansässig war und Gmelin begann mit gedämpfter Stimme zu erzählen, während sein Auge träumerisch durch den Saal irrte und endlich auf der schönen Gräfin haftete:

„Sehen Sie sich die schöne und geistreiche, mit raffinirter Koketterie gekleidete Dame nochmals gut an, bemerken Sie, wie Generäle und hohe Würdenträger mit ihr plaudern und um einen Blick der köstlichen, ebenso zärtlich wie neckisch blickenden Kinderaugen buhlen — sehen Sie, jetzt neigt sich unser großer Lyriker und mangelhafter Minister Derschawin zu ihr nieder und begeistert sich vielleicht an dem Cyanblau ihrer Augen oder dem Goldglanz ihrer Locken zu einigen zärtlichen Strophen — merken Sie sich dieses Bild und vergessen Sie nicht, alle diese Leute wissen, was ich Ihnen jetzt erzähle."

„Das ist ja eine ganz feierliche Einleitung, als handelte es sich um einen Mord," sagte Pallas, der sich mittlerweile den beiden Gelehrten zugesellt hatte.

„In der That handelt es sich um etwas derartiges — nur giebt man ihm nicht diesen häßlichen Namen," entgegnete Gmelin. „Für jemand, der wie Sie, mein Herr von Pallas, alle Völker vom Fuß des Himalaya bis zu den Gestaden der Ostsee kennt, wäre es eine lohnende Aufgabe, zu erfahren, wie viel vom Blut, der Denkweise und den Neigungen Dschingis-Khan's noch in jenen holden Damen steckt."

„Aber um des Himmels Willen!" stammelte Euler ganz entsetzt; „was fällt Ihnen ein?"

„Nur ruhig — erinnern Sie sich der Statue aus dem Garten von Zärskoje-Sseló — in einigen Minuten werden Sie hinter dem Firniß, der Sie hier umgiebt, auf einen der häßlichsten und tiefsten Schäden stoßen."

Gmelin warf noch einen Blick zwischen den Gardinen hervor, deren schwere Sammtfalten ihn halb verbargen und fuhr dann fort:

„Seit ungefähr einem Jahre lächelt die schöne Gräfin wieder und verschönert den Hof wieder, dem sie durch zwei oder drei Jahre fernbleiben mußte — sie war verbannt auf ihren Gütern, wo ihr wahrscheinlich das Lächeln saurer wurde, denn sie mußte bei dem Gatten leben, der um gute vierzig Jahre älter, ein halb kindischer, mürrischer und gebrochener Greis ist, dessen zitternde Glieder von der Gicht durchwühlt werden und der für nichts mehr Sinn hat, als für eine Flasche Sekt, eine warme Ofenecke und eine Partie Patience. Sie ist aus einem verarmten Haus, genießt aber den Ruf, daß sie nicht allein den Reichthum zu benützen weiß — Sie werden das glauben, wenn Sie ihre Toilette ansehen — sondern daß sie auch eine vollendete Wirthschafterin ist und die ausgedehnten Güter des Gatten mit den nahezu dreißigtausend Seelen trefflich administrirt. Es liegt eine zarte Rücksicht darin, daß man die Leibeigenen „Seelen" nennt — man gönnt ihnen den Namen jenes Dinges, welches noch halbwegs ihr Eigenthum und zum Bedauern der Grundherren nicht immer ganz zu confisciren ist."

„Ein abscheuliches Verhältniß!" murmelte Euler vor sich hin, der vielerfahrene Pallas aber setzte hinzu:

„Gewiß — aber trotzdem würde ich es für ein Unglück, für einen Fehler halten, wenn man dieser stumpfsinnigen Masse das Joch, welches sie so lange getragen, plötzlich abnehmen wollte. Man muß die Augen gewöhnen, in die Sonne zu sehen."

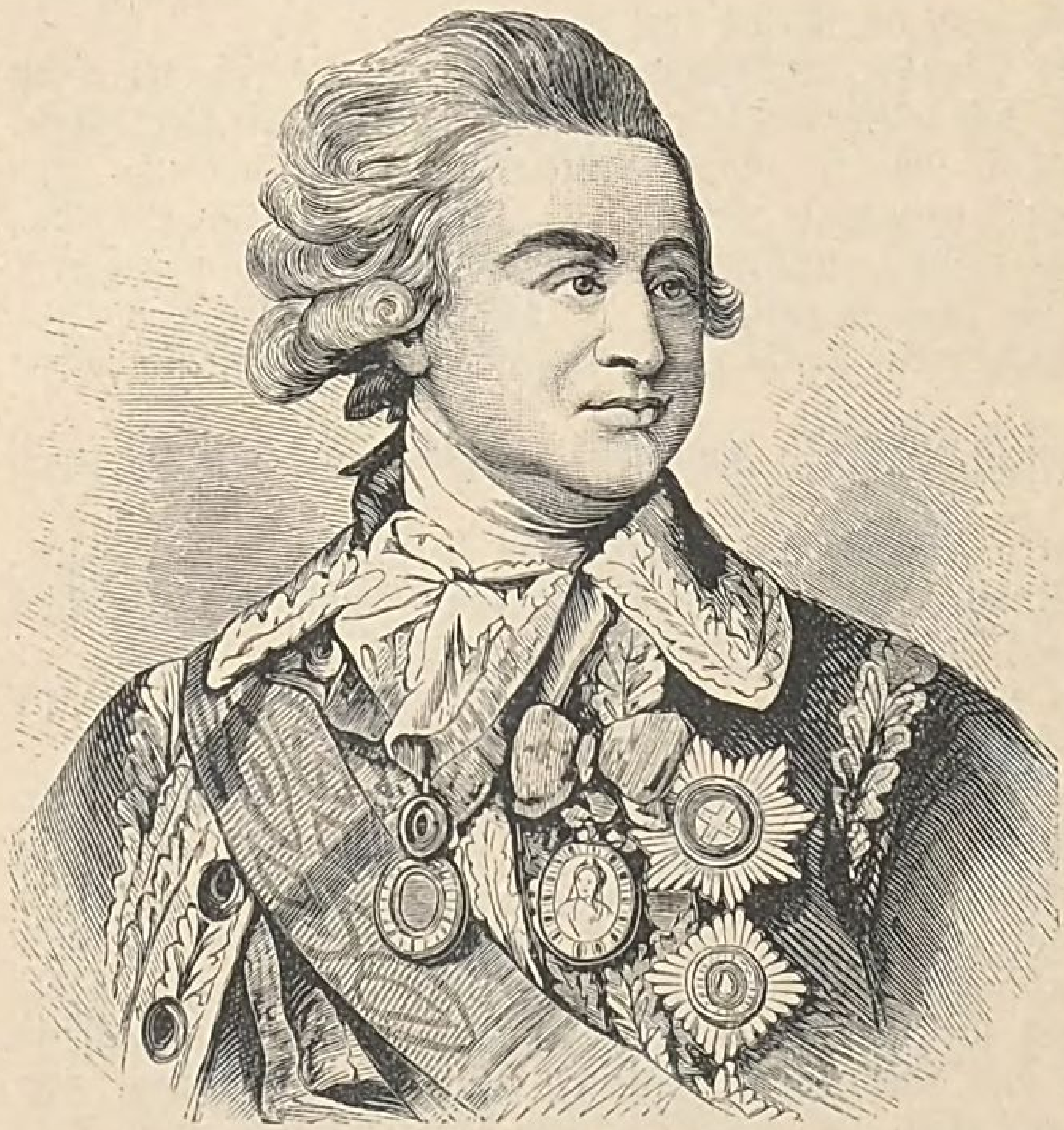
„Von jeher rühmte man der Gräfin Natalie Michailowna Bronikow nach, daß sie trefflich mit den Seelen umzuspringen wisse, und schmunzelnd erzählte

man sich, wie scharf diese zarte kleine Hand die Zügel führe, wie hart sie auf den Unglücklichen laste, die in ihren holden blauen Augen als nichts anderes erschienen, als wie ein werthvoller Theil des gräflichen Vermögens."

„Hm! bemerken Sie nicht den harten, stolzen Zug um den Mund der Gräfin und den kalten Blick ihrer stahlblauen Augen?" meinte Euler.

„Sie haben eine lebhafte Phantasie und stehen unter dem Eindruck meiner Mittheilung. Wenn Sie nicht noch weiterhin auf die Lieblichkeit ihrer Züge und das Kornblumenblau ihrer Augen schwören, können Sie in ernste Unannehmlichkeiten mit dem ritterlichen Major Soltikow kommen, mit dem sie eben so angelegentlich flüstert. Ich bin begierig, was Sie, schätzbarster Herr College, noch alles in dem Antlitz der gefeierten Schönheit entdecken werden, wenn Sie erst meine Geschichte zu Ende gehört haben!"

„Da mag was Hübsches zum Vorschein kommen," murmelte Euler.


Fürst Potemkin. (Seite 446 und 460.)

„Vor einigen Jahren herrschte ein furchtbar strenger Winter. Bekanntlich genießen die Leibeigenen das Recht, gegen gewisse besondere Dienste ein entsprechendes Quantum Holz aus den herrschaftlichen Waldungen zu beziehen. Dieses Quantum, an und für sich nicht sehr groß, reichte für die abnorme Kälte nicht hin und die Bauern griffen daher auch weiter noch zu und holten sich Reisig, Bruchholz und Stämme aus dem Wald. Theils sah man durch die Finger, theils legte man den Leuten andere Lasten dafür auf — kurz überall konnten die Bauern sich das nöthige Holz verschaffen, nur auf den von der Gräfin so musterhaft verwalteten Gütern nicht. Aber Noth kennt kein Gebot! — was man anderswo offen nahm, stahl man dort und begreiflicherweise dann auch mehr, als gerade nöthig gewesen wäre. Als die Berichte darüber an die Gräfin kamen, riß sie sich mitten im Winter von den Vergnügungen Petersburgs und den Annehmlichkeiten ihres Palais los und trat die Reise nach den Gütern an, um Ordnung zu schaffen. Sie wurde damals viel bewundert."

„Kurze Zeit darauf fuhr der General-Adjutant Lanskoi, welcher damals Ihrer Majestät der Kaiserin sehr nahe stand, während einer Dienstreise nach Saratow an dem Stammgute der Bronikow vorüber und gedachte — es war einer der kältesten Tage des furchtbaren Winters — der Gräfin einen Besuch zu machen. Als er von dem ärmlichen Dorf zum Gutshofe einbiegt, sieht er einen Rudel Bauern mit hängenden Köpfen um einen Eisklotz stehen, der seitwärts an der Straße liegt. Das Ding hat eine eigenthümliche Gestalt, ungefähr wie

die Schneemänner, die unsere Dorfkinder in Deutschland machen — er fühlt eine Art von Neugierde, läßt halten und fragte die Leute, was sie denn da machten. Und da hört er denn, daß da drinnen im Eis ein Mensch stecke — der gestern auf Befehl der Gräfin auf diese Weise getödtet worden war."

„Das ist ja aber furchtbar!" rief Euler laut, denn er konnte sein Entsetzen nicht bemeistern.

„Ruhig, ruhig, werther Herr — man war auch hier am Hofe entrüstet, aber das ist schon lange vorüber und jetzt liebt man es nicht mehr, wenn diesem Gefühl Ausdruck gegeben wird," beruhigte ihn Gmelin.

„Diese Strafe war seinerzeit sehr häufig in Rußland und — ist es jetzt noch für gewisse Vergehen bei den Tschuktschen und einzelnen kirghisischen Nomaden," belehrte Pallas die Herren, „wie denn überhaupt auch bei den Südslaven diese Tödtung durch Eiswasser als Strafe für ehebrecherische Weiber angewendet wird. Uebrigens ist sie nicht so schmerzhaft, als man glauben sollte, besonders wenn die Kälte eine sehr große ist. Der Verurtheilte wird nackt im Freien an einen Pfahl gebunden und dann eiskaltes Wasser über ihn gegossen. Anfänglich tritt eine sehr rasche Verdunstung auf dem Körper ein und er raucht förmlich. Doch je größer die Kälte ist, desto rascher bildet sich eine Eiskruste, die natürlich mit jedem neuen Guß stärker wird und endlich jene unförmliche glitzernde Eismasse bildet, um welche die Bauern von Bronikow standen. Der arme Mensch scheint rasch zu sterben, nicht sowohl an der Erstickung, obwohl bei dem zweiten oder dritten Gusse schon Mund und Augen zufrieren, sondern an einer Art von Schlagfluß. Die plötzliche Kälte preßt Herz und Lunge zusammen, es soll fast nie vorkommen, daß ein so behandelter Mensch einen Schrei ausstößt — ein Krampf dreht ihm die Kehle zu."



Admiral Orlof. (Seite 472.)

„Das ist scheußlich," sagte Euler mit dumpfer Stimme. „Dieses Weib gehört in die Hölle!"

„Vorderhand hat sie ihre Ansprüche auf diesen angenehmen Aufenthalt noch nicht geltend gemacht," bemerkte Gmelin, „und es würde dem ganzen Hof, ja der Kaiserin selbst sehr schmerzlich fallen, wenn eine der gefeiertesten Damen gezwungen würde, sich dorthin zu verfügen. Auf seine Frage erfuhr Lanskoi den Hergang ganz in der Weise, wie ihn unser geehrter Kollege erzählte."

„Das Opfer war ein Bauer des Ortes, der als Wortführer einer Schaar Bittender der Gräfin die Leiden der Kälte etwas eindringlicher dargestellt hatte,

als ihr behagte. Nun hatte er Gelegenheit gehabt, kennen zu lernen, was Kälte sei."

„Nun — und die Bauern? Erhob sich kein Aufstand, um den Mann zu retten?" fragte Euler mit Spannung.

„Was fällt Ihnen ein! Das russische Volk ist in seiner Masse stumpf und bis zur Verächtlichkeit apathisch. Wenn es einmal zum Bewußtsein kommt, was Gott verhüte, dann wird sich eine zerstörende Fluth über dieses Land ergießen, vor dem der künstliche Anstrich und der morsche Kern zusammen verschwinden werden."

„Und die Gräfin? Was geschah mit ihr?"

„Nun, so ungefähr können Sie es sich ja denken — nach dem Grundsatze: „Aug' um Aug', Zahn um Zahn" wurde sie nicht behandelt — sonst klänge jetzt ihr silberhelles Lachen nicht bis hierher. Lanskoi nahm den Thatbestand auf, unterbrach seine Reise und kehrte hierher mit der Kunde von dem Geschehenen zurück. Es war wahrhaft erstaunlich, wie entrüstet und aigrirt man am Hofe war — gerade mitten in die Vorbereitung zu einem arkadischen Schäferspiel, in dem auch der Gräfin eine Rolle zugetheilt war, fiel diese unangenehme Nachricht — und es soll naive Damen gegeben haben, welche allen Ernstes meinten, die Gräfin hätte die häßliche Geschichte wenigstens aufschieben und die Execution im Sommer vornehmen lassen sollen, wo sie eher am Hofe entbehrt werden konnte."

„Geschminkte Hyänen!" murmelte Euler und warf über seine runden Hornbrillen einen finstern Blick auf die plaudernden und lachenden Gruppen der geschmückten Damen.

„Seien Sie nicht ungerecht!" mahnte Gmelin. „Das ist der Antheil am Blute Dschingis-Khan's, der sich trotz Pariser Roben und Pariser Floskeln geltend macht. Die Kaiserin selbst hat keinen Tropfen davon in sich und darum war sie wirklich höchst aufgebracht — und wollte strenges Gericht halten. Aber man stellte ihr vor, daß es nicht angehe, in den Leuten Vorstellungen vom eigenen Werthe zu wecken, indem man eine hochgestellte Dame wegen einer „unliebsamen Uebereilung" so streng zur Verantwortung ziehe; man rückte mit Gründen der Staatsklugheit und Staatsnothwendigkeit hervor — mein Gott, was wird da nicht alles für klug und nothwendig erklärt, was keines von beiden ist — und so wurde die Gräfin mit einigen tausend Rubeln und Verbannung vom Hofe bestraft. Ein Jahr verfloß — da fing man an sie zu vermissen, man erwähnte sie häufiger, erzählte von ihr rührende Geschichten, endlich bat man für sie und die Kaiserin, welche lieber begnadigt als verurtheilt, rief sie zurück."

„Da gab es im Angesicht des ganzen Hofes eine rührende Scene, einen Fußfall, viel Thränen und eine mütterliche Mahnrede — nun und seitdem ist die holde Gräfin wieder die beliebteste und gefeierteste Dame am Hofe, was begreiflich ist, da es ihr ja sogar gelang, die Aufmerksamkeit eines blos den überirdischen Sternen huldigenden Gelehrten zu erwecken."

„Ja, das war — weil ich nicht wußte, was hinter der glatten Hülle steckt," brummte der Astronom.

„Moder, Verwesung," fiel Gmelin ein, „alles was Sie wollen, vielleicht auch ein Stück Eis statt des warmen Herzens, wie in diesem Falle, nur nie das, was die Außenseite verspricht. Halten Sie sich das in Rußland bei allen Personen und Dingen vor Augen und Sie haben das einzige Mittel, um vor einer Reihe verhängnißvoller Trugschlüsse bewahrt zu bleiben."

„Ich muß gestehen, daß ich in meinem ganzen Aufenthalt hier noch nicht so viele unangenehme Eindrücke empfangen habe, als heute," bemerkte Euler.

„Und doch — wie wenig wissen Sie noch von den Schicksalen, Meinungen und kleinen Abenteuern nur der Leute, die hier in diesem Saale versammelt sind,"

sagte Gmelin. „Es ist eine Eigenthümlichkeit Rußlands, daß die breite Masse des Volkes kein Schicksal hat, sie dämmert ohne Einfluß auf das eigene Leben von der Geburt bis zum Tode dahin — ein stagnirender unendlicher Pfuhl, der sich aus sich selbst erneut und über dem sich ein Verwesungs-Brodem immer dichter sammelt. Dafür hat jedes einzelne Individuum der oberen Gesellschaftsschichten ein wechselvolles, oft ganz merkwürdig verworrenes Leben hinter sich, dessen dunkelste Partien man sorgfältig verschleiert. Es ist nicht uninteressant, diesen Dingen nachzuspüren, man stößt auf überraschende Resultate und sieht immer mehr ein, aus wie schmutzigen Fäden der Einschlag am Webestuhl der Geschichte besteht."

„Unser gelehrter College gilt als Autorität in solchen Anekdoten und pikanten Geschichtchen," bemerkte Herr von Pallas mit trockenem Spott.

„Nun ja, ich gestehe es, daß ich mich dafür interessire," räumte Gmelin ein. „Ich abstrahire mir aus diesem Klatsch und Tratsch, den ich aber sorgfältig auf seine Richtigkeit prüfe, die Gewohnheiten und Eigenschaften des russischen Menschen — eine ganz eigenartige Species des großen Geschlechtes. So verbinde ich meine Lieblingswissenschaften Naturkunde, Geschichte und Philosophie zu einem lebendigen Ganzen, in dem sich jeder einzelne Theil gegenseitig stützt und erklärt."

„Ich muß gestehen, daß mir — so gern ich Ihnen sonst zuhöre — fast die Lust vergangen ist, Sie um weitere Mittheilungen zu bitten," sagte Euler, dessen zartbesaitetes deutsches Gelehrtengemüth von den Härten der russischen Verhältnisse, die sein argloser Blick nie gewahrt hätte, unangenehm berührt wurde.

„O es giebt auch sehr heitere Episoden," versicherte Gmelin, „wie es ja gar nicht anders möglich ist an einem Hof, wo so viel Lebensfreudigkeit herrscht und der Witz in so hohem Ansehen steht. Ich verspreche Ihnen, werthester College, daß meine nächste Anekdote einen heiteren Gegenstand behandeln soll."

Die Damen im Saal rauschten auf, die Herren stellten sich in Positur, zupften an Jabots und Dienstschärpen und alle Blicke richteten sich nach einer hohen Seitenthüre.

Die schweren Flügel derselben flogen auf und Kaiserin Katharina erschien auf der Schwelle, mit heiterem Blick die Versammlung überfliegend und die ehrfurchtsvollen Verneigungen freundlich lächelnd durch ein Kopfnicken erwiedernd.

Euler hatte Katharina II. bisher nur im Audienzsaale gesehen und sie machte heute, wo sie gleichsam die kaiserliche Würde von den Schultern abgestreift hatte, einen ganz andern Eindruck auf ihn. Sie war von kleiner Statur und schon damals, wo sie in der Mitte der vierziger Jahre stand, von ziemlich starkem Embonpoint, was aber der graziösen Leichtigkeit ihrer Bewegungen und der Würde ihrer Haltung keinen Eintrag that.

Ihre Kleidung war eine gefällige und geschickte Mischung der damals wie heute von Paris aus dictirten Mode und der russischen Nationaltracht. Ueber das Kleid aus schwerer Seide floß eine bequeme kurze Tunika aus schwarzem Sammt, vorne durch eine Menge von kleinen kugelförmigen Knöpfen aus getriebenem Gold geschlossen. Unter derselben blickte das breite Band des Andreas-Ordens hervor, das sie stets trug. Das Haar war aus der Stirne gekämmt und zu einem kunstvollen, stark gepuderten Lockenbau aufgethürmt.

Hinter ihr trat zuerst der Großfürst Thronfolger Paul (Bild Seite 465) mit seiner Gemalin, einer geborenen Prinzessin von Württemberg, ein.

Großfürst Paul war von hoher schlanker Gestalt und hatte überhaupt keinerlei Aehnlichkeit mit seiner kaiserlichen Mutter. Die gedrückten Züge seines auffallend kleinen Kopfes mit den mürrisch blickenden Augen und der aufgestülpten Nase waren geradezu unschön und ließen schon jenen Trübsinn und Argwohn erkennen, der ihn späterhin immer mehr übermannen sollte. Er erwiderte die Begrüßungen kurz und frostig, zog sich mit seiner Gattin in eine Ecke zurück und ließ deutlich

erkennen, daß er nur gezwungen anwesend sei. Er nahm an der Unterhaltung keinen Theil und es kümmerte sich auch niemand um ihn. Ein finsterer, trotziger Ernst lag auf der Stirne des im Beginne der zwanziger Jahre stehenden jungen Fürsten.

Hinter dem Großfürstenpaare waren noch einige Damen eingetreten, aus welchen die auffallend groß und massig gebaute Gestalt der Fürstin Daschkoff hervorragte. Wenn man dazu den energischen, von Muth und Entschlossenheit zeigenden und stolz getragenen Kopf dieser Frau betrachtete, konnte man den Gedanken nicht unterdrücken, sie sei vielleicht wirklich besser zum Chef eines Reiterregimentes geeignet, als zur Präsidentin einer gelehrten Akademie.

Etwas Aehnliches mochte wohl auch der Mathematiker ausgesprochen haben, denn Gmelin beugte sich zu ihm nieder und flüsterte zurück:

„Was wollen Sie? Es ist ja bekannt, daß sich die Fürstin ohnehin gegen die Ernennung gewehrt hat; aber was hilft hier in Rußland gegen den Willen der Kaiserin? Wenn es Ihrer Majestät belieben würde, mich zum Hofkoch statt des Herrn Klotsch zu ernennen, oder Ihnen die viel wichtigere Stelle eines Hofaccoucheurs zu übertragen, müßten wir uns auch fügen."

Euler warf dem bösen Spötter einen verweisenden Blick zu und wendete seine Aufmerksamkeit wieder der Monarchin zu, welche im Salon herumging, die erneuerten Begrüßungen der Anwesenden entgegennahm und mit den meisten derselben einige freundliche Worte sprach.

„Passen Sie auf, wenn die Kaiserin zu jener halb orientalisch und so verschwenderisch gekleideten jungen Dame kommt" — raunte Gmelin seinem Collegen zu — „zu jener dort mit dem prachtvollen schwarzen Haar und dem köstlichen Bronzeteint. Beim ewigen Gott! was doch die Weiber für merkwürdige Geschöpfe sind, sie spricht mit ihr!"

In der That gewahrte Euler, daß Katharina II. vor der durch die Eigenart ihrer Schönheit auffälligen jungen Dame anhielt und einige Minuten conversirte. Erst nach besonders huldreicher Handbewegung wendete sich die Monarchin dem danebenstehenden französischen Gesandten zu, der Gelegenheit nahm, ihr einen jungen Franzosen vorzustellen, dem der Ruf eines nicht unbedeutenden Dichters voranging.

Die Kaiserin ließ sich mit den beiden Herren in ein längeres Gespräch ein und gab dadurch dem Mathematiker Gelegenheit zu der Frage, was denn so Wunderbares daran sei, daß sie mit jener Dame gesprochen habe.

„Es wird gerade noch Zeit sein, Ihnen diese sonderbare Geschichte zu erzählen, bevor die Kaiserin in Ihrem Rundgang zu uns kommt," zischelte Gmelin ihm vorsichtig in das Ohr. „Und es trifft sich recht gut, denn die Sache ist gar komisch und ganz geeignet, die Wolken von Ihrer Stirne zu vertreiben. Jene Dame ist die Tochter eines mingrelischen Fürsten, der sein Ländchen an die Kaiserin verschachert hat und jetzt ohne die Bürden des Herrschens von seinem enormen Reichthum vergnüglich lebt. Die junge Fürstin wurde am Hofe erzogen und lenkte schon vor einigen Jahren durch ihre ungewöhnliche Schönheit die Augen der Herren auf sich. Darunter auch jene des Fürsten Potemkin (Bild Seite 456), der damals als Kriegsheld und Galan außer Thätigkeit war, denn es herrschte Frieden, und der Kaiserin hatten es die schönen Augen des Fürsten Momonoff angethan. Aber auch diese waren auf die junge Mingrelierfürstin gefallen und da Potemkin in dem Rufe steht, die weibliche Tugend nicht mit jener Rücksicht zu behandeln, welche ein überaus gebrechlicher Gegenstand verlangt, hielt Fürst Momonoff es für das so Beste, ihm zuvorzukommen. In solchen Affairen giebt es aber hier kein Geheimniß und auch die Kaiserin erfuhr davon. Sie nahm es gelassen hin und nach dem guten alten Grundsatz, daß niemand zwei Herren dienen könne oder zwei Frauen

gleichzeitig lieben solle, entließ sie den Fürsten der zarten Fesseln und räumte die Herrschaft über seine schönen Augen der jungen Mingrelierin ein, mit der sie ihn verheiratete."

„Doch ich muß meine Geschichte abbrechen," flüsterte er. „Die Kaiserin hat sich früher, als ich glaubte, von dem Franzosen losgemacht und kommt schon in unsere Nähe."

Wirklich trennte nur ein Zwischenraum von acht oder zehn Schritten die Monarchin von den beiden Gelehrten und man konnte hören, was sie mit den einzelnen Personen sprach. Mit dem österreichischen Gesandten, Grafen Philipp Cobenzl, der am kunstsinnigen Hofe von Wien erzogen, ein eifriger Musiker war, sprach sie lächelnd davon, daß ihr jedes Talent für Musik, ja das Verständniß dafür abgehe.

„Man hat mich nie dazu angehalten," scherzte sie mit geistvoller Einfachheit, „und ich glaube, meine alte Gouvernante, Madame Gardel, verstand selbst nichts davon. Mein Vater aber, der, wie Sie wissen, preußischer General und Gouverneur von Stettin war, hielt die kurzen Pfeifen seiner Grenadiere für die schönste Musik. Mein Gott, die gute Gardel! Was hätte sie mich lehren sollen, wo sie doch selbst so blutwenig wußte! Nun — für die Gattin eines kleinen deutschen Fürsten hätte meine von ihr erlangte Weisheit allenfalls gelangt, aber —"

Hier stockte die Kaiserin und der gewandte Diplomat sagte nach einer Pause: „Eurer Majestät Regierung beweist, daß Madame Gardel sich ein hohes Verdienst um die Welt erworben hat."

„Ein wenig möchte ich dieses Verdienst doch für den Zufall und — meinen späteren Fleiß in Anspruch nehmen," sagte die Kaiserin mit einem reizenden Lächeln. „Wenn musikalische Anlagen in mir schlummern, so hat die gute Gardel nichts gethan, sie zu wecken und sie sind mir selbst bis heute noch ein Geheimniß. Fragen Sie nur meine Daschkoff, deren feines Ohr ich jedesmal zur Verzweiflung bringe, wenn ich mit ihrem Gatten ein Duett singe."

Es war am Hofe bekannt, daß die Kaiserin, wenn sie in guter Laune war, den Fürsten Daschkoff zum Singen aufforderte. Da dieser ebensowenig musikalisches Talent wie die Kaiserin hatte und ein stillschweigendes Uebereinkommen erforderte, daß jeder ganz ohne Rücksicht auf den Partner sang und diesen zu überschreien suchte, entstand stets ein wahres Chaos von disharmonischen Tönen, das von der Kaiserin „die Musik der Sphären" genannt wurde, der Fürstin Daschkoff aber, welche gut musikalisch gebildet war, großes Aergerniß bereitete.

„Vielleicht hat der Himmel in seiner Gerechtigkeit Eurer Majestät diese eine Gabe versagt, um uns anderen Menschen nicht zur Auflehnung gegen die Parteilichkeit zu treiben, mit welcher er alle anderen der großen Katharina verliehen hat," sagte Cobenzl.

„Sehr galant!" entgegnete die Kaiserin, „für einen Gesandten fast zu galant, denn was soll daraus entstehen, wenn Sie, an dem Hof einer Frau accreditirt, sich so schnell ausgeben?"

Ohne die Antwort des Grafen abzuwarten, wendete sie sich an seinen Nachbar, einen schon ziemlich bejahrten Mann in der reichen Uniform eines Marschalls. Es war Graf Romanzow, der Türkenbesieger.

„Sie sind ungehalten, weil ich das Commando der polnischen Armee in Suwarow's Hände gelegt habe?" sagte sie etwas leiser und rasch. „Widersprechen Sie nicht — ich weiß es. Glauben Sie Ihrer dankbaren Kaiserin, daß mir nicht beikam, Sie zurücksetzen zu wollen — aber ich will so werthvolle Kräfte nicht erschöpfen, sondern schonen, wenn es möglich ist. Es bringt mich oft zum Lachen," fuhr sie lauter fort, als wollte sie, daß ihre Worte gehört würden, „wenn ich sehe, was es einem Minister oder General für Unruhe macht, wenn ich seine Gegner

und Neider verwende oder wohl behandle. Sind sie denn deshalb auch meine oder des Staates Gegner und bin ich nicht verpflichtet, die Kräfte Aller zu verwenden? Ich gebrauche jedermann, der Talent und Eifer hat, und kann mich nicht darum kümmern, ob Ihr Euch untereinander hold oder gram seid. Mein Wohlgefallen ist jedem sicher, der sich Verdienste erwirbt — und aus diesem Grunde haben Sie, lieber Graf, volle Ursache, stets sicher zu sein, daß Sie, durch niemand und nie aus meiner Gunst verdrängt werden können."

Nach einigen kürzeren Bemerkungen zu Herren und Damen vom Hofe kam die Reihe an die beiden Gelehrten.

„Nun, wie schreiten denn die Arbeiten an der Sternwarte fort?" fragte sie Euler, denn ihr scharfer Blick ließ sie errathen, daß er kein Mann der leichten geistreichen Conversation sei, wie sie sonst in diesen Zirkeln üblich war. Durch das von ihr angeregte Thema war es aber dem Gelehrten möglich, seine Befangenheit zu überwinden, und er berichtete über den Fortgang der Arbeiten bei Aufstellung der kostbaren Instrumente, welche in ihrem Auftrage gekauft worden waren.

In gleicher Weise erkundigte sie sich bei Gmelin, der mit der Sichtung und Ordnung der kaiserlichen Naturaliensammlungen betraut war.

„Ach, wie viel Geld das alles kostet!" seufzte sie, fuhr jedoch sogleich heiter fort: „Aber es ist da nichts zu thun, wir müssen es haben. Ich wollte wetten, man spricht in Europa von nichts, als meiner Verschwendung und daß ich bei so ungeheuerem Aufwand werde Bankerott machen müssen! Und doch geht meine kleine Haushaltung einen ganz geregelten Gang und meine angebliche Verschwendung ist Ersparniß, denn sie kommt dem Lande und der Zukunft zu Gute!"

Mit freundlichen Wünschen für den Fortgang ihrer Arbeiten und einem huldvollen Kopfnicken wendete sich Katharina II. zu Pallas, mit welchem sie von den Ergebnissen seiner Reise sprach, und so ging es weiter, bis sie die Runde gemacht hatte und sich niederließ, um je nach Gefallen einzelne Personen des Zirkels in ein Gespräch zu ziehen, das von den verschiedensten Gegenständen der Kunst, Wissenschaft und Literatur handelte, weniger mit Gründlichkeit als Witz geführt wurde und häufig in ein Kreuzfeuer von Bonmots und Epigrammen überging, in welchem die Schlagfertigkeit der Kaiserin vollkommen zur Geltung kam.

„Der Anstrich! Der Anstrich!" murmelte Gmelin zwischen den Zähnen, „und was das Schlimmste ist — wenn man aufrichtig sein will, sind wir nichts, als die Arbeiter, welche mit ihrem Namen und Wirken den Firniß auf die Halbbarbarei auftragen! Aber — sie ist ein großes Weib, ein gewaltiger Geist! Und de Ligne hat Recht, wenn er sagt: „Katharina, der Große — Sie wird die Nachwelt diesen Sprachfehler begehen lassen!"

„Sie wurden unterbrochen in Ihrer Erzählung, werthester Herr College," erinnerte ihn Euler, der anfing, sich zu langweilen, „dürfte ich Sie um die Fortsetzung bitten?"

„O, mit Vergnügen — ich will nur ein Glas Limonade trinken und dann wollen wir die drollige Geschichte zu Ende bringen."

Gmelin kehrte nach kurzer Zeit zurück, die Herren ließen sich auf einem kleinen Sofa in einer traulichen Ecke nieder und die Erzählung nahm ihren Fortgang.

„Wenn ich nicht irre, sind wir bei der Hochzeit der jungen Mingrelierin mit dem großen Vermögen und des Fürsten Momonoff mit den schönen Augen stehen geblieben? Ja, nun gut. Die Kaiserin bewies sich äußerst gnädig und machte Brautgeschenke im Werthe von fast einer Million Rubel — jedenfalls höchst großmüthig, wenn man die Umstände erwägt, welche manche andere Frau nicht so kalt gelassen hätten. — Aber eine gewisse Grenze hat auch die Großmuth der stärksten Frau, daß sollte Fürst Alexander Momonoff erfahren. — Das Pärchen lebte

herrlich und in Freuden und galt als ein Muster zärtlicher Eheleute. Im letzten Winter war eine große Schlittenfahrt nach Peterhof und der Fürst, welcher seine Frau führen sollte, zog sich besonders prächtig an und an der Schließe seines Pelzes funkelte ein köstlicher Solitär von seltener Größe und Reinheit."

„Die kleine Fürstin wollte nun gern wissen, woher denn dieser prachtvolle Stein komme und nach einigen Zögern gestand der Gatte, daß er ein Geschenk der Kaiserin sei."

„Ei, wofür hat Dir die Kaiserin ein so kostbares Präsent gemacht?" lautete die weitere Frage der jungen Frau, die, wie Sie bemerken, noch sehr naiv war. Das dauerte schon länger, aber endlich — nun, wir Männer sind schwache Geschöpfe, wenn schöne Frauen bitten — der Fürst gestand, daß er den Brillant für einen Kuß erhalten hätte, den er der Kaiserin gegeben. Er band aber der Fürstin auf die Seele, diese bequeme Erwerbungsart des kostbaren Steines niemand zu sagen, da ihr Glück, ihre Freiheit, ja ihr Leben daran hänge. — Die junge Frau lachte viel, gab ihrerseits dem Gatten einen Kuß, um sich versichern zu lassen, daß derselbe ohne Solitär besser schmecke, als der kaiserliche mit demselben, und versprach strengste Geheimhaltung."

„Nun — sie hielt dieses Versprechen ungewöhnlich lange, bis zum nächsten Hofballe, der acht Tage nach der Schlittenfahrt war. Sie hatte dem Fürsten den Brillanten abgeschmeichelt und trug ihn an einem Stirnband, so daß er allgemeine Bewunderung erregte, zugleich aber noch mehr Neugierde, weil sie es nicht unterlassen konnte, geheimnißvolle Anspielungen über die Art, wie er in ihren Besitz gekommen sei, zu machen. Weibliche Neugierde aber ist die ausdauerndste Kraft, und dringt durch alle Hindernisse, wie ein Bohrer durch das sprödeste Holz, und endlich konnte die Fürstin Momonoff nicht umhin, den Sachverhalt der Gräfin Kurakin, ihrer intimsten Freundin, natürlich unter Aufbietung der tiefsten Verschwiegenheit, zu erzählen, die auch gelobt wurde. Die Gräfin war ganz die Dame, das Versprechen zu halten und sie brach es nur zu Gunsten einer anderen intimen Freundin, der Fürstin Orloff, auch dieser Stillschweigen auferlegend. Diese war so charmant, wirklich das Geheimniß zu bewahren, nur mit der Fürstin Karsakoff, mit welcher sie in innigster Relation stand, machte sie eine Ausnahme und diese hinwieder ließ gegen niemand eine Silbe fallen, als gegen die Generalin Romanzow, welche ihrerseits nur eine andere besonders vertraute Dame einweihte, so daß in Folge dessen, noch vor dem Ende des Balles fast sämmtliche Damen das Geheimniß des Steines wußten und es endlich im tiefsten Vertrauen auch der Fürstin Daschkoff mitgetheilt wurde."

„Diese Dame nun macht sich manchmal gern ein kleines Privatvergnügen und sagte zur Kaiserin: „Haben Eure Majestät schon den wunderbaren Brillant bemerkt, welchen die Fürstin Momonoff trägt?" Katharina hat natürlich den Schmuck erkannt und sagt gleichgiltig: „Ja, er mag wohl sehr theuer gewesen sein." „Wie man es nimmt," entgegnete die Fürstin boshaft; „man erzählt, daß der Fürst gesagt hätte: er habe ihn für einen Kuß bekommen!"

„O weh! das wird eine schöne Geschichte werden," seufzte Euler beklommen.

„Sorgen Sie nicht, ich habe Ihnen eine komische Geschichte versprochen und werde mein Wort halten. Der Ball war zu Ende, alles eilt nach Hause und kriecht in die Betten, und also thut auch klüglich das Ehepaar Momonoff mit dem Vorhaben, bis in den Nachmittag hinein zu schlafen. Aber der Mensch denkt und die irdische Vorsehung lenkt, denn kaum fangen sie an süß zu träumen, so wird an die Thüre gepocht und der Kammerdiener meldet, daß der Oberpolizeimeister mit einer kaiserlichen Ordre erschienen sei."

„Das öffnet hier jedes Gemach, auch das Schlafgemach eines jungen Paares. Der Beamte ist sehr höflich, bedauert, daß er um diese Stunde stören müsse, aber

ein Auftrag Ihrer Majestät zwinge ihn dazu, zu dessen Besorgung er, da der Zutritt in das Schlafgemach Männern nicht gestattet sein würde, gleich zehn Damen mitgebracht habe. Verwundert blickt der Fürst auf und gewahrt im Dunkel des Vorgemaches zehn riesige schwarzgekleidete und verschleierte Damen, welche in den kräftigen, aber sorgfältig behandschuhten Händen statt der Fächer — Birkenruthen hatten. Der Oberpolizeimeister aber überreichte dem Fürsten ein zierliches Billet-Doux, welches in bekannten Zügen nichts enthielt, als ein sonderbares Multiplicationsexempel: „Einen Brillanten für einen Kuß — für ein Wort zehn Damen und hundert Streiche."

„Sie errathen das Uebrige," fuhr Gmelin nach einer Pause fort. „Die Damen traten vor, nöthigen den Fürsten mit unwiderstehlichem Zwang in das Schlafgemach, von dem der Beamte sich fern hält. Nach einiger Zeit erschienen die Damen und man kann die Art der von ihnen verrichteten Ceremonie nur daraus errathen, daß die Birkenreiser deutliche Spuren von Gebrauch zeigten."

„Der Oberpolizeimeister flüstert durch das Schlüsselloch hinein, daß der Fürst über seine und die Discretion der zehn Damen vollkommen beruhigt sein möge und zieht mit den weiblichen Goliathen ab. Dessen ungeachtet wurde die kuriose Expedition bekannt und es ist wohl möglich, daß sich die Kaiserin selbst durch das Bekanntwerden derselben ein zweites Mal für die Indiscretion des Fürsten rächen wollte. Seit der Zeit mied das Paar den Hof — und erst heute ist über Befehl der Kaiserin die junge Frau wieder erschienen und trefflich empfangen worden. Ich möchte wetten, daß wir in vierzehn Tagen auch den Fürsten mit den schönen Augen hier begrüßen können. Nun ist die Geschichte nicht drollig?"

„Ich muß gestehen, daß sie mir nicht so erscheint," entgegnete Euler kopfschüttelnd. „Es spricht daraus eine Gewaltthätigkeit, eine Mißachtung der Menschenwürde, die mich verletzt, abstößt und mir die Komik der Sache verleidet."

„Ja, sehen Sie, das ist immer und überall das Gleiche," versetzte Gmelin. „Das, was sie so unangenehm berührt, ist wieder nichts als einer der Sprünge im Civilisationsfirniß, durch welchen die Rohheit und Barbarei hervorguckt. Das liegt in den Verhältnissen, ich möchte sagen: in der Luft, und auch die Kaiserin ist im Laufe der Zeiten davon influencirt worden, ja, sie wäre nicht die große Herrscherin, wenn Sie nicht bis zu einem gewissen Grade Russin geworden wäre."

Euler wollte entgegnen, doch leise Pst! und Rufe um Stille, die durch den Saal schwirrten, schnitten ihm die Rede ab und lenkten die Aufmerksamkeit der beiden Herren dorthin, wo die Kaiserin inmitten ihrer Damen saß und die Männer in einen Kreis zusammengetreten waren, dem auch sie sich anschlossen.

---

4. Eine Kronprätendentin.

In Folge einer freundlichen Aufforderung der Kaiserin war der junge Franzose im Begriffe, eine seiner Poesien vorzutragen. Er war ein hübscher Mensch mit schmachtenden Augen und einem zarten, schwärmerischen Antlitz — Eigenschaften, die seinen Dichtungen vor einem Auditorium, in welchem die Damen die Oberhand hatten, schon von vorneherein den Beifall sicherten.

Man wartete nur auf ein „Superbe!" der Kaiserin, um dann von allen Seiten durch leise Ausrufe und Geberden sein Entzücken auszudrücken, und sogar die Herren fühlten die Nothwendigkeit, hie und da mit dem Kopf billigend zu nicken, obwohl nicht wenige darunter waren, welchen das Pathos (Leidenschaftliche)



Katharina II., Kaiserin von Rußland und ihr Dichterhof.

des Vortragenden hohl und komödiantenhaft erschien, oder die mit den Händen sorgfältig ein nicht mehr zu unterdrückendes Gähnen verbergen mußten.

Der Geschmack unserer Zeit würde vollends auf der Seite dieser Herren stehen, und darum unterlassen wir es, die Leser mit der Dichtung des jungen Franzosen zu behelligen. Sie begann mit einer überschwänglichen und süßlichen Schäfergeschichte, in der es von Phyllis und Amaryllis, Daphnen und Chloën wimmelte, und die ebenso reich an subtilen Schlüpfrigkeiten, wie an mythologischen Anspielungen war. Mit einem etwas gewagten Uebergang verwandelte sich dann



Großfürst Paul. (Seite 459.)

das Gedicht in eine förmliche Apotheose (Vergötterung) der Kaiserin, da die veruneinigten arkadischen Liebespaare keine bessere Richterin wußten, als die Czarin Katharina II., und nun dampfte der poetische Weihrauch in so dicken Wolken, daß der geringe innere Gehalt der Dichtung ganz davon erstickt wurde. (Hierzu das Bild.)

Mit immer steigendem Affect hatte der junge Mann die im schwerfälligen alexandrinischen Versmaß dahinrauschenden Reime recitirt und schon hing manches Auge sorgend an seinem gerötheten Antlitz, weil man befürchten mußte, es werde ihm plötzlich die Stimme umschlagen, als zum Glück das Gedicht mit einer tönenden Phrase schloß.

Die Bescheidenheit verbot es der Kaiserin, das Lob nach dieser Wendung des Gedichtes zu eröffnen, umgekehrt verlangte die höfische Courtoisie, eben darum, daß es von allen übrigen Anwesenden ausgezeichnet gefunden wurde. Man überschüttete den jungen Dichter mit Liebenswürdigkeiten, die er zwar entzückt entgegennahm, obwohl sein häufig nach der Kaiserin gleitender Blick vermuthen ließ, daß ihm ihre Zufriedenheit und ein substantieller Beweis derselben lieber wären, als die leeren Complimente der Herren und Damen vom Hofe.

Während noch das nach dem Vortrag ausgebrochene Summen der Lobeserhebungen und das wieder entfesselte Gespräch in voller Kraft den Salon durchfluthete, wurde die aus den Gemächern der Kaiserin führende Thüre aufgerissen und in derselben erschien der Großkanzler Fürst Galyczin mit höchst erregten Mienen.

Die Kaiserin, welche lächelnd auf das den jungen Dichter umdrängende Treiben blickte, ohne sich daran zu betheiligen, bemerkte den Fürsten zuerst. Sie erhob sich halb von ihrem Sitze, warf jedoch einen scharfen Blick nach Galyczin, der mit einem bedeutungsvollen Kopfnicken antwortete, und ließ sich dann wieder in das Sopha fallen.

„Was bringen Sie, Fürst Galyczyn?“ tönte ihre klare, scharfe Stimme durch den Salon.

Sofort verstummte das Durcheinandersprechen; lautlose Stille trat ein und eine Gasse öffnete sich im dichten Knäuel, um den Großkanzler durchzulassen.

Mit langsamen Schritten kam er näher und sagte nach dreimaliger Kniebeugung:

„Ich bitte um Eurer Majestät Verzeihung, daß ich es wagte, ungerufen hier zu erscheinen — die Wichtigkeit der Nachricht, welche ich zu bringen habe, wird meine Kühnheit hoffentlich entschuldigen.“

„Sie sind mir überall und immer willkommen, Fürst!“ entgegnete Katharina II. huldvoll und mit so plötzlich angenommener Würde, daß man glauben konnte, sie habe den kaiserlichen Purpurmantel über die Schultern gezogen. „Was für eine Nachricht bringen Sie? Ist es eine gute, so ist kein Ort, sie zu hören, passender, als dieser Freundeskreis, um meine Freude zu erhöhen — ist es eine schlimme, so hoffe ich Tröstung zu finden.“

„Ich freue mich, der Bringer einer erfreulichen Kunde zu sein,“ entgegnete der Großkanzler langsam. „Die angebliche Prinzessin Tarakanoff ist gestorben!“

Hohe Befriedigung verklärte Katharina's Antlitz, als sie sich vom Sitze erhob und mit lauter Stimme rief: „Sie ist todt! Gott dem Allmächtigen sei gedankt!“

Dem alten Euler kam das noch immer schöne Antlitz der Kaiserin in diesem Augenblick ordentlich grausam vor, denn der sentimentale Deutsche konnte nicht begreifen, wie man sich über den Tod irgend eines Menschen freuen und dieses Gefühl so offen aussprechen könne.

„Wer ist denn diese Prinzessin Tarakanoff?“ flüsterte er seinem Collegen zu.

„Ein unglückliches junges Weib,“ lautete die vorsichtige Antwort, die eben nicht geeignet war, Euler's Schrecken und Verwunderung zu vermindern.

Die Kaiserin hatte sich indessen nach altrussischer Sitte bekreuzt, worin ihr der ganze Hofstaat nachahmte, und dann sagte sie mit dumpfer Stimme, aus welcher indessen eine Art grausamer Befriedigung noch immer nachklang:

„So ist die Frevlerin, welche die Hand nach meiner geheiligten Krone ausstreckte, denn gestorben! Der Herr verfahre gerecht und gnädig mit ihr!“

Auch der trockenste Gelehrte hat Momente, wo ihm seine Fantasie einen garstigen Streich spielt. So tauchte vor des Mathematikers Geiste in dem Moment,

wo die Kaiserin von dem Frevel sprach, „die Hand nach der geheiligten Krone auszustrecken", das Bild jener stürmischen Nacht auf, wo der rechtmäßige Kaiser, der Gatte dieser Frau, von den aufgewiegelten Truppen gefangen genommen wurde, und ein Schauder überlief ihn, wenn er der Schreckensstunde gedachte, wo Peter III. in den Kasematten unter den Händen der wilden Orloff und anderer Günstlinge Katharina's sein Leben aushauchte.

Während der Astronom solchen sehr unpolitischen Gedanken nachhing, drängten sich die Herren und Damen um die Kaiserin und beglückwünschten sie zu diesem Todesfall, wie wenn eine große Schlacht gewonnen, eine Provinz erobert worden wäre. Ach! die Politik ist eine ungemüthliche Sache und das Regieren eine Kunst, die nichts von Gefühl weiß und wissen darf. Darum — wenn es auf der einen Seite oft sehr fraglich ist, ob eine siegreiche Schlacht, der Erwerb einer Provinz wirklich vortheilhaft und erfreulich genannt werden kann, ist es andererseits wohl möglich, daß der Tod eines sonst harmlosen Menschen als ein Glücksfall anzusehen ist, weil durch denselben eine Menge — sonst voraussichtlicher — Verwickelungen wegfallen.

Der biedere Mathematiker war freilich für solche Subtilitäten nicht zugänglich und sah auf die Gruppe der Glückwünschenden mit wenig verhehltem Mißvergnügen. Und in dieser Gefühlsregung hatte er, wenn auch aus ganz verschiedenen Gründen, noch zwei Genossen im Saale.

Der eine derselben war der junge Dichter, der eben noch umschmeichelt und von den bezauberndsten Damen gehätschelt, nun unbeachtet bei Seite stand. Er sah sich durch diesen Zwischenfall um alle Früchte eines mit so viel Schweiß zusammengestoppelten Dichterwerkes gebracht; all die süßen Reden seiner arkadischen Schäfer, der ganze Weihrauch waren umsonst gewesen, und es gelang ihm vielleicht nie mehr, die Aufmerksamkeit der Kaiserin auf sich zu ziehen.

Aber auch der Großfürst Paul schien von der ganzen Scene äußerst unangenehm berührt zu sein. Er stand hoch aufgerichtet neben seiner schüchtern und ängstlich zu ihm aufblickenden Gattin und blickte finster und gereizt dorthin, wo sich die Schranzen um seine Mutter drängten, um sie wegen des Todes einer jungen Frau zu beglückwünschen. Der gegen seinen Vater verübte Gewaltact — der sich allerdings auch durch das sogenannte Staatsinteresse entschuldigen läßt — brannte schmerzlich in seiner Seele, und mochte er darin, daß sich die Leute heute so an seine Mutter drängten, nur einen Ausfluß desselben Geistes sehen, der ihr damals seine Unterstützung geliehen hatte.

Der Argwohn und das Mißtrauen, welche Paul's Leben vergifteten und ihn, trotz seiner ursprünglichen guten Anlagen und Absichten, später auf dem Thron zu Thaten der Willkür hinrissen, waren in der Mordnacht Peter III. gesäet worden; oder sollte den unglücklichen Mann eine jener geheimnißvollen Ahnungen durchschauert und ihm zugeflüstert haben, daß auch er einst in einer stürmischen Nacht von den Händen seiner höchsten Beamten und Würdenträger niedergeschlagen und erdrosselt werden würde und daß auch da der furchtbare Verdacht der Mitwissenschaft auf Jenen lasten werde, die ihm durch die Bande der Natur am nächsten stünden?

Die Rückkehr zum früheren ungezwungenen Ton wollte nicht mehr gelingen und die Kaiserin, von anderen Gedanken und Erwägungen eingenommen, zog sich bald zurück, womit selbstverständlich das Zeichen zum allgemeinen Aufbruch gegeben war.

Der alte Astronom hatte seinen gelehrten Collegen aus den Augen verloren und vermochte ihn in der glänzenden Gruppe, welche lachend und scherzend die breite Treppe hinabging, nicht mehr zu entdecken. Es war ihm dies äußerst unangenehm, denn er war begierig, Näheres über das arme junge Weib zu erfahren, dessen Tod wie eine Freudenbotschaft gefeiert worden war.

Vor dem Portal der Eremitage drängten sich die Carossen der hohen Herrschaften, und Euler überlegte, ob er sich das Fuhrwerk eines Iswoschtschik (Lohnkutscher) miethen solle, die sich mit ihren kleinen flinken Pferdchen herandrängten.

Aber es war eine russische Sommernacht, wo die Dämmerung des Abends nur durch eine kurze Dunkelheit von jener des Morgens getrennt ist; im Osten zeigte sich über den Häusermassen und zwischen den zahlreichen gekuppelten Thürmen der fahlgelbe Schein des Tagesgestirnes; eine köstliche milde Luft wehte vom Canalbecken herüber und der Gelehrte beschloß, seine vorläufige Wohnung mittels einer kleinen Fußwanderung aufzusuchen. Nach dem Aufenthalt in dem schwülen, von Kerzendunst und Parfüm durchschwängerten Salon fühlte er sich im Freien förmlich erquickt.

Während er so zwischen den Palästen des Newsky-Prospectes dahinwandelte, gedachte er der friedlichen, kleinen deutschen Universitätsstadt, in der er bis jetzt gewohnt und gewirkt und es überkam ihn, zwischen den Wunderbauten der jüngsten Kaiserresidenz Europas und während noch die Eindrücke aus dem Salon der „Semiramis des Nordens“ in ihm lebendig waren, eine förmliche Sehnsucht nach den engen Gassen mit den Giebelhäusern, nach den kleinen Stuben und winzigen Gärtchen, nach den harmlosen Philistern und übermüthigen Studenten.

Vor einem großen Palais flackern in kupfernen Pfannen mächtige Pechflammen rothglühend, aus dem weitgeöffneten Portal fällt brennender Lichtschein heraus und eben als der Gelehrte vorüberschreitet, rollt eine glänzende Carosse hinein in die Halle, wo es von Marmor- und Goldverzierung strahlt und Reihen glänzend livrirter Diener sich sklavisch bis zum Boden beugen.

Dieses Bild voll Luxus und Pracht drängt für einen Moment die Erinnerungen an seine Heimat zurück. Doch bevor er noch das nächste Haus erreicht hatte, dringt wüstes Geschrei und Johlen heiserer Kehlen an sein Ohr. Er blickt auf und sieht, daß der Nachbar des stolzen Palastes eine niedere aus wackligen Lehmwänden und einem morschen Bretterdach bestehende Hütte sei, welche halb in dem sumpfigen Boden versunken zu sein scheint. Die kleinen Fenster sind mit halbdurchsichtigen Tafeln eines dünnen Glimmerschiefers verwahrt und aus der offenen niederen Thüre dringt der Lärm, aber auch ein ekelhafter Gestank, ein förmlicher Dunst von schlechtem Branntwein, Schmutz und Fäulniß. Neugierig bleibt er stehen und wirft einen Blick in das Innere, das vom rothtrüben Licht einer qualmenden Oellampe erhellt ist.

Langbärtige Muschiks (Bauern, Leibeigene) in schmierigen Kaftanen lehnen und sitzen auf dem Boden und auf wackligen Bänken in allen Stadien der Berauschung. Dort liegen sinnlos Betrunkene und hier brüllen einige Säufer ihre wüsten Lieder, gießen dazwischen aus kleinen Blechbechern das ekle Getränk hinunter, gerathen aber plötzlich ohne allen Grund in Streit und in eine blutige Prügelei.

Der gute Mathematiker tritt zurück, er reibt sich die Augen — aber es ist nicht anders. Da steht die von Marmor starrende Front des Palastes, dessen schwere Thorflügel eben von einem Portier in kostbarer Livrée geschlossen werden, und da, gleich neben, ist die erbärmliche Hütte, eine Stätte der Armuth und des viehischen Lasters; — so unendlich verschieden, stehen sich diese beiden doch so nahe, daß es dem zu Träumereien geneigten Gelehrten fast vorkommt, als hätten sie etwas Gemeinsames, als zögen sich zwischen dem Ort, wo die höchste Verfeinerung und üppiger Lebensgenuß herrschen, und jenem, wo Rohheit und Brutalität ihre wüsten Orgien feiern, geheimnißvolle Fäden.

Da tönen rasche Schritte — es naht eine Patrouille, welche in die Schenke eindringt. Die Wachen reißen kurzstielige Peitschen von der Seite und lassen sie ohne Wahl über die Köpfe und Rücken der Betrunkenen sausen, die sich ducken

und ohne jeden Protest prügeln lassen. Mit Fußtritten und Faustſtößen werden die Trunkenen aus der Schenke getrieben, sie wackeln stumpfsinnig an den Häusern dahin und hie und da fällt schwerfällig Einer zu Boden, um seinen Rausch auszuschlafen. Mit dem Fuß schiebt ihn dann ein Wachsoldat aus dem Weg, ohne sich weiter um ihn zu kümmern. Es ist ja Sommer, der Kerl wird nicht erfrieren und — wenn auch, was läge daran, das heilige Rußland ist groß und hat der Kinder viele.

Kopfschüttelnd setzt der Gelehrte seinen Weg fort. In dem unruhigen Schlummer dieser Nacht quält ihn aber immerfort ein Traum. Vor ihm steht die weißblinckende Statue einer herrlichen gewappneten und bewehrten Frau. Sie kommt ihm bekannt vor, er hat dieses stolze Auge, diese geistvolle Stirne erst jüngst gesehen. Aber während er nachsinnt, bemerkt er, daß bald da, bald dort an dem herrlichen Leib schwere Schäden ausbrechen, fast scheint es, als wollten die Füße einknicken, weil sie die Last des Körpers nicht tragen können. Rastlos müht er sich zu stützen, auszubessern, aber es nützt nichts und er gewahrt oft zu seinem Schrecken, wie wüst und grausig es im Innern der schönen und so gebieterisch dreinschauenden Statue aussieht. Erst ein kurzer, tiefer Morgenschlaf verjagt den grausigen Traum.

Man sagt, es seien fast in ähnlicher Weise die Gefühle des Kaisers Josef II. gewesen, als derselbe im Jahre 1780 mit Katharina II. zum erstenmale zusammentraf. (Bild Seite 473.)

Wir wissen nicht, ob der gelehrte Astronom sich über die „Prinzessin von Tarakanoff" durch seinen Collegen Gmelin informirt hat oder nicht; da wir aber voraussetzen, daß sich auch die Leser dafür interessiren, soll mitgetheilt werden, was von dieser sonderbaren Persönlichkeit bekannt ist, deren thatsächliche Abstammung wohl nie ganz aufgeklärt werden wird.

Bekanntlich war die Kaiserin Elisabeth, eine Tochter Peter des Großen und Katharina's I., wenn sie auch unvermält blieb, keineswegs eine Vestalin. Da sie außerdem auch die Veränderung liebte, so fiel nach manchen Vorläufern endlich ihr Auge auf einen Sänger an der Hofkirche, Namens Alexei Grigorj Rasum. Es scheint dies die dauerndste ihrer Liebschaften gewesen zu sein, denn nach ihrer Thronbesteigung verwandelte sie den Rasum in einen Grafen Rasumowsky, ernannte ihn zum Oberkammerherrn, Oberstjägermeister und endlich gar zum Feldmarschall, obwohl er nie Soldat gewesen und aller kriegerischen Neigungen bar war. Man wollte sogar wissen, daß Elisabeth mit dem Grafen heimlich vermält sei, gewiß aber war, daß dieser Verbindung zwei Kinder entstammten, welche den Titel als Prinz und Prinzessin von Tarakanoff erhielten. Der Knabe verscholl gänzlich, er mag in früherer Jugend gestorben sein, — die Prinzessin aber tauchte nach Jahren unter sonderbaren Verhältnissen nochmals auf, welche es sehr zweifelhaft erscheinen lassen, ob sie diesen Namen mit ebensowenig Recht trug, wie manchen anderen, welchen sie sich beilegte.

Uebrigens möge hier bemerkt werden, daß die „Prinzessin Tarakanoff" nicht die einzige Erscheinung ihrer Art ist. Im vorigen Jahrhundert tauchten wiederholt Personen auf, welche ihre Abstammung von irgend einem Fürstengeschlecht behaupteten, der falsche Demetrius und Pugatschew fanden Nachahmer in Rock und Corset, und wenn auch den meisten dieser Individuen viel Abenteuerliches anklebte, so ist es doch auch nie gelungen, ihre Ansprüche ganz zweifellos zu widerlegen. Mit viel mehr Wahrscheinlichkeit geschah dies bezüglich der Individuen, welche sich für den Sohn des unglücklichen Ludwig XVI. ausgaben, obwohl auch heute noch in der holländischen Armee ein Officier dient, welcher behauptet, ein Sohn des angeblichen Ludwig XVII. zu sein.

Doch zurück zu unserer Prinzessin von Tarakanoff. Wenn man von ihren Behauptungen absieht, so läßt sich ihre Geschichte bis zum Jahre 1772 verfolgen,

wo sie in Gent lebte. Durch Schönheit und Geist gewann sie hier den Sohn einer angesehenen Familie, Herrn van Toiers, der sich so in sie verliebte, daß er Reichthum und Gattin im Stich ließ und mit ihr nach London floh, wo er als Baron Embs, sie als Madame Aline Tremouille figurirte. Hier schloß sich ihnen ein Individium äußerst fragwürdiger Natur, ein angeblicher Baron Schenk an, welcher anfänglich als Verwandter der schönen Aline galt.

Pecuniäre Verlegenheiten nöthigten das Kleeblatt, nach Paris zu ziehen, wo sie zum erstenmale den Schleier etwas lüftete, oder, wenn man will, die Komödie begann. Aline nannte sich hier Prinzessin von Volodimir, machte dunkle Andeutungen, aus einem Regentenhause zu stammen, einen Vormund und ein großes Vermögen in Persien zu haben und thatsächlich verfügte sie auch in der ersten Zeit über bedeutende Summen.

Das Hotel der Prinzessin von Volodimir war bald von allen Schöngeistern eifrig besucht. Der polnische Gesandte Graf Kasimir Oginski war ein ständiger Gast und man wollte später von russischer Seite daraus schließen, daß man die geheimnißvolle Prätendentin benützen wollte, um der Kaiserin Katharina Verlegenheiten zu bereiten. Möglich ist es immerhin, die Staatskunst des achtzehnten Jahrhunderts ist noch auf viel krummeren und dunkleren Wegen gewandelt. Weiter gehörte noch der Marquis de Marin und der Graf Rochefort de Velcourt zu den intimeren Bekannten und mit dem letzteren, welcher Haus- und Hofmarschall des Fürsten von Limburg war, verlobte sich die Fürstin sogar im Jahre 1773.

Indessen versiegten die Hilfsquellen; das Vermögen aus Persien wollte nicht flüßig werden und auch die Herren de Marin und Rochefort konnten nicht mehr aushelfen, weil sie selbst nichts mehr hatten. Die Verlegenheiten stiegen, es kam zu einer vorübergehenden Verhaftung des sogenannten Baron Embs — kurz, es war wieder die höchste Zeit, den Schauplatz zu wechseln.

In Frankfurt am Main traf sich die ganze Gesellschaft wieder, der sich nun auch die Herren von Rochefort und de Marin angeschlossen hatten. Aber die Bedrängnisse dauerten auch auf deutschem Boden fort, denn die französischen Gläubiger verstanden keinen Spaß und es schien, als ob ein sehr prosaisches Schuldgefängniß den Irrfahrten ein Ende machen sollte, als durch einen neuen und zwar durchlauchtigen Verehrer eine rettende Wendung eintrat.

Der Herr des Grafen Rochefort, Fürst Philipp Ferdinand von Limburg-Styrum traf nämlich in Frankfurt ein und lag als zweiundvierzigjähriger Hagestolz sofort in den Fesseln der schönen und geistreichen Prinzessin Volodimir. Er scheint das Musterbild eines kleinen großen Herrn jener Zeit gewesen zu sein, sehr beschränkt, aber gewaltig stolz auf seine Souveränität. Seit Jahren lag er mit dem König von Preußen in einem Prozeß, der beim Reichshofrath anhängig war, also alle Aussicht hatte, nie beendigt zu werden, außerdem machte er Erbansprüche auf die Herzogthümer Holstein-Gottorp, wodurch er mit den Höfen von Rußland und Kopenhagen in Conflicte kam, durch die aber die Gemühtsruhe der Herrscher jener Länder kaum erheblich gestört worden sein dürfte. Er hielt einen gewaltigen Hofstaat und sogar eine Armee, die zwar nur drei Compagnien zählte, für sein Ländchen aber doch viel zu groß war, ja sogar einen Gesandten zu Wien und Paris.

Der letztere erwies sich seit längerer Zeit wieder als nützlich, denn Serenissimus interessirte sich so sehr für die schöne Verlobte seines Hofmarschalls, daß er ihre und ihrer Begleiter Schulden in Paris zahlte und widerhaarige Gläubiger durch Verleihung des Ordens kirre machen ließ, dessen selbstverständlich auch das Fürstenthum Limburg-Styrum nicht entbehrte.

Der arme Graf Rochefort sollte dieser glücklichen Wendung zum Opfer fallen. Er nahm Anstoß an den Bemühungen seines allergnädigsten Herrn um die

Verlobte und protestirte gegen eine solche Gefährdung seiner früher erworbenen Rechte. Der Fürst sah darin eine sträfliche Anmaßung, eine Art von Hochverrath und ließ kurzweg seinen Hofmarschall einkerkern, ganz wie es seinerzeit Ludwig XIV., dem ja alle diese deutschen Fürstlein nachäfften, mit dem Marquis von Montespan gethan hatte, der sich nicht geehrt fühlte, seine rechtmäßige Gattin zur königlichen Maitresse avancirt zu sehen.

Fürst Philipp Ferdinand räumte der schönen „Circassierin", als welche sie galt, das Schloß Neuseß zur Residenz ein, wo eine glänzende Hofhaltung geführt, prunkvolle Feste gefeiert wurden, so daß es nicht zu wundern ist, wenn sich sonderbare Gerüchte verbreiteten und es bald hieß, auf Schloß Neuseß residire eine „russische Großfürstin". Die Prinzessin selbst lüftete nun immer mehr ihr angebliches Incognito, nannte sich „Sultanin von Asow" und stiftete einen eigenen Orden, den sie reich dotirte. In dieser Zeit scheint wieder eine jener geheimnißvollen Geldsendungen „aus Persien" angelangt zu sein, denn sie streckte dem Fürsten sogar eine bedeutende Summe vor, um die verpfändete Herrschaft Oberstein auslösen zu können, welche auf ihren Namen geschrieben werden sollte.

In die Reihe ihrer Berather und vielleicht auch Verehrer war nunmehr auch der Baron von Hornstein eingetreten, ein ehrgeiziger und weltkluger Domherr und Gesandter des Fürsten in Wien, der auf den weiteren Gang der Dinge wesentlich einwirkte. Eines schönen Tages machte die Prinzessin dem verliebten Fürsten nebst einem andern zarten Geständniß auch die traurige Mittheilung, daß sie in die Heimat zurückberufen worden sei, was ihr natürlich bei dem bevorstehenden freudigen Ereigniß doppelt schmerzlich wäre.

Tief bestürzt darüber, ließ sich der Fürst hinreißen, ihr selbst seine Hand anzubieten, die sie, vorbehaltlich der Genehmigung ihres Vormundes, auch annahm. Diese traf ein, aber ein anderer Zwischenfall störte das Glück der Verlobten.

Von Frankfurt trafen nämlich Briefe ein, welche ganz unverblümt aussprachen, die Fürstin von Volodimir sei nichts als eine abgefeimte Betrügerin. Es gelang indessen, den stutzig gewordenen Bräutigam zu besänftigen, indem sie zum erstenmale das Geheimniß ihrer Geburt eröffnete. Sie sei eine Tochter der Kaiserin Elisabeth und als solche „Prinzessin von Tarakanoff", ja es existire ein Document von der Hand ihrer Mutter, welches sie zur Thronfolge berufe. Dabei berief sie sich auf den in Mannheim anwesenden Palatin von Wilna, Fürst Karl Radziwill, mit welchem sie thatsächlich in Verbindung getreten war und von welchem sie wie von den übrigen in Mannheim versammelten Polen und mißvergnügten Russen auch anerkannt wurde.

Man entwarf einen ziemlich abenteuerlichen Plan, wie mit Hilfe einer polnisch-türkischen Armee der russische Thron erobert werden könne, und die Prinzessin, mehr und mehr ein Werkzeug in der Hand polnischer Intriguanten, ließ sich durch einen Unterhändler Radziwill's — den bald völlig in ihre Dienste tretenden Domanski — zu einer Reise nach Italien und in die Levante bewegen.

Der verhängnißvollste Theil ihrer Abenteuer begann. So schmerzlich es für den Fürsten war, sich von ihr zu trennen, wagte er doch um der winkenden höheren Ziele halber keine Einrede, gab reichliche Mittel zur Reise her und übertrug ihr für den Fall seines Todes den Titel einer Fürstin von Limburg-Styrum.

In Venedig lebte sie unter dem Namen einer Gräfin Pinneberg im Hause des französischen Gesandten und war bald der Mittelpunkt eines bewegten Kreises, zu welchem hohe polnische Adelige, unter anderen auch der Graf Potocki, dann aber auch viele zweifelhafte Elemente und Glücksritter gehörten, welche im Gefolge des Fürsten Radziwill waren.

Als die venezianische Bank, obwohl deren Director Martinelli zu den Begünstigten der Prinzessin gehörte, in der artigsten Weise den Credit verweigerte,

sah man sich genöthigt, die Argonautenfahrt fortzusetzen. Es wurden zwei Schiffe gemiethet und mit einem förmlichen Hofstaat ging die Prinzessin an Bord, geleitet vom Fürsten Radziwill, der bei diesem Anlasse zuerst öffentlich ihrer Ansprüche erwähnte und der Hoffnung Ausdruck gab, sie bald auf dem Thron Rußlands zu sehen, worauf sie erwiderte: „Als russische Kaiserin werde ich meinen Ruhm darin suchen, das Polen angethane Unrecht gut zu machen."

Bei Corfu von widrigen Winden überfallen, kehrte das Schiff der Prätendentin nach Ragusa zurück, wo sie von der den Russen abgeneigten Bevölkerung freundlich aufgenommen wurde, im Hause des französischen Consuls ein lustiges Leben führte, aber darüber ihre höheren Pläne nicht vergaß. Man trat mit dem Sultan in Verbindung, an welchen die Prinzessin einen als „Großfürstin Elisabeth" unterzeichneten Brief schrieb und in der gleichen Eigenschaft ließ sie dem Generallieutenant Grafen Alexei Orlof (Bild Seite 457) als Commandanten einer bei Livorno ankernden russischen Flottille die Aufforderung zukommen, sich ihrer, der „gerechten" Sache anzuschließen.

Was am meisten Zweifel in die Richtigkeit ihrer Behauptungen erweckt, ist das stückweise Auftauchen ihrer Ansprüche. Erst in Ragusa suchte sie diese in ein gewisses System zu bringen, erzählte eine sehr abenteuerliche Geschichte und producirte eine Reihe von Documenten.

Während man hoffte, Sultan Mustapha werde den Krieg an Rußland erklären, starb dieser (1774) und Abdul Hamid, sein Bruder und Nachfolger, zeigte keinerlei Lust zu einer kriegerischen Verwicklung.

Damit fiel Radziwill's Plan in das Wasser; er zog sich entmuthigt nach Venedig zurück, die Prinzessin aber begab sich mit Domanski, ihrem nunmehrigen Vertrauten, nach Rom, von wo sie neuerlich mit Orlof in Verbindung trat.

Obwohl dieser nun nebst seinem Bruder am Hofe in Petersburg von seiner einstigen Höhe verdrängt war und seit Jahren schon in Pisa und Livorno in einer Art von Verbannung lebte, fiel es ihm doch nicht ein, auf die Pläne der Prinzessin einzugehen. Er berichtete über die Sache nach Petersburg, und schloß kurz und — russisch gut: „Ob sie die Tochter der Kaiserin Elisabeth ist, weiß ich ebensowenig, als ob es überhaupt eine solche giebt; gäbe es aber eine solche und dieselbe wollte sich anmaßen, ihre angeblichen Rechte geltend zu machen, so würde ich ihr einen Stein um den Hals binden und sie in das Meer werfen."

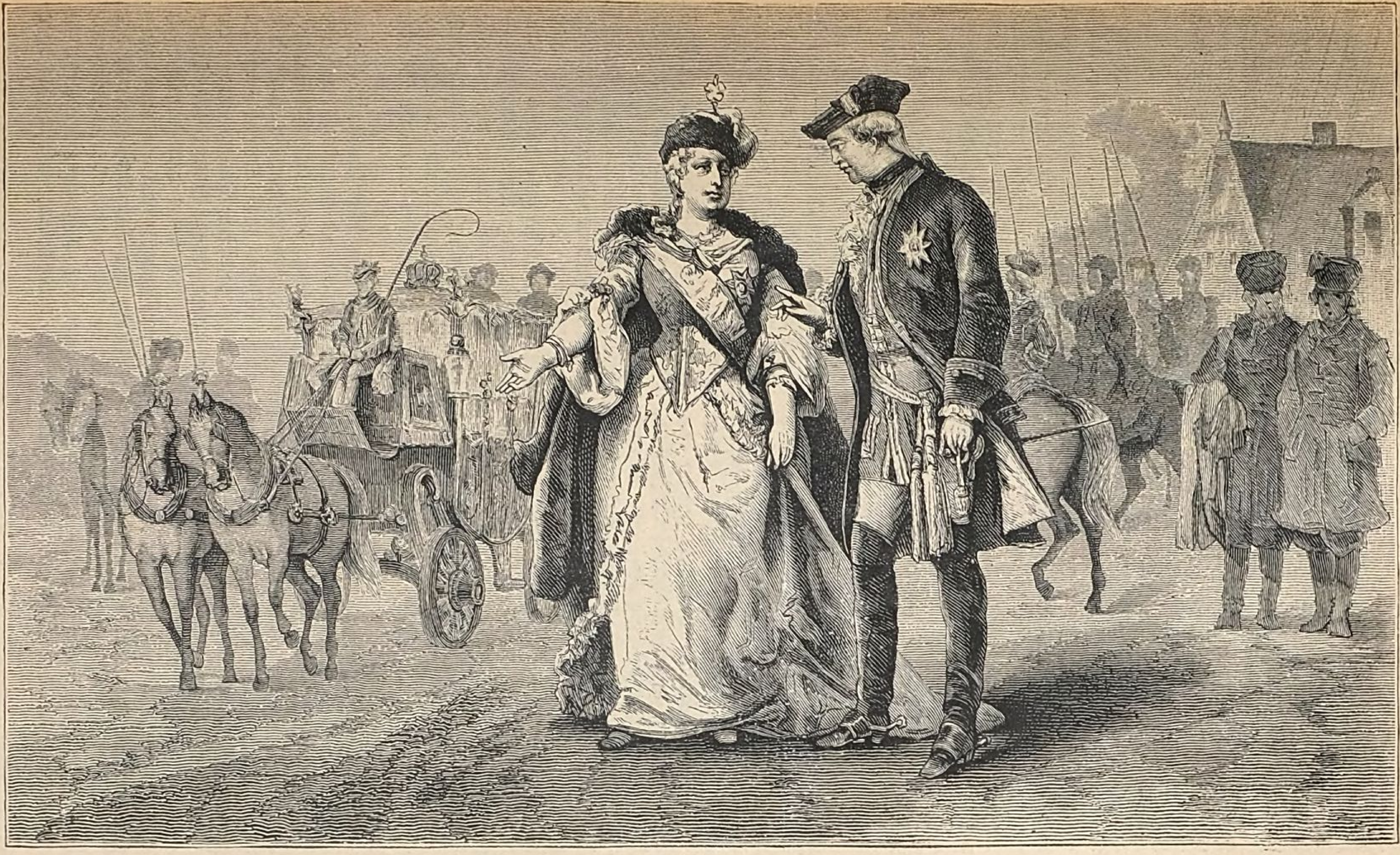
Von Petersburg erhielt er den Auftrag, die „Wahnsinnige" auf ein Schiff zu locken und nach Kronstadt zu bringen.

Die Geldverlegenheiten der Prinzessin ebneten ihm den Weg. Er ließ ihr durch seinen Adjutanten eine bedeutende Summe anbieten und sie nach Pisa einladen. Nur unter dem Drucke der peinlichsten Geldklemme nahm sie das Geld und reiste mit einem sehr reducirten Gefolge nach Pisa, wo Orlof sie mit Auszeichnung empfing und ihr seine vollste Unterstützung verhieß.

Man besuchte Livorno, um die Flotte zu besichtigen, obwohl Domanski, der auf Orlof argwöhnisch und eifersüchtig war, sie warnte. Um an einem großen Seemanöver theilzunehmen, bestieg die Prinzessin das Admiralschiff, das im Laufe der Evolutionen immer weiter hinaus in die See fuhr. Sie fragte nach Orlof — er hatte sich vom Schiffe entfernt, sie begehrte an's Land gesetzt zu werden und man erklärte ihr, sie sei eine Gefangene.

Nach einer zweimonatlichen Reise langte die Gefangene schwer erkrankt in Kronstadt an, von wo sie in die Peters-Paul-Festung gebracht und ihr der Proceß wegen zwanzig von der Kaiserin selbst zusammengestellten Verbrechen gemacht wurde.

Doch ging derselbe für die Ungeduld der Kaiserin, welche nur zu gut wußte, wie gefährlich ein Thronprätendent in Rußland sei und wie leicht er eine Partei finde, viel zu langsam. Aber dem Reichskanzler Fürsten Galyczin gelang es nicht,



Zusammenkunft Josef's II. mit Katharina II. (Seite 469.)

die Gefangene zu einem Geständniß und zu einer Aufhellung ihrer Vergangenheit zu bringen, vielmehr beharrte sie darauf, eine Tochter Elisabeth's zu sein. Sie begehrte mit der Kaiserin zu sprechen, der sie Wichtiges mittheilen und ihre Rechte freiwillig abtreten wolle.

Selbst das Flehen Domanski's, der sie in einer ihm bewilligten Zusammenkunft inständigst bat, sich zu unterwerfen, beugte sie nicht, ja, als er gegen den Großkanzler bemerkte, sie sei vom Dämon des Stolzes besessen, herrschte sie dem Fürsten zu: „Befreien Sie mich von diesem Menschen, sehen Sie denn nicht, daß der arme Teufel närrisch ist?"

Sie blieb auch bei ihrer Behauptung, nannte mehrere Personen, welche ihre Abstammung bestätigen würden, die aber entweder schon verstorben oder sonst nicht aufzufinden waren. Bei der Unmöglichkeit, ein Geständniß zu erlangen und ihrer fortschreitenden Lungenkrankheit, stand man endlich vom Proceß ab. Als sie kurz vor ihrem Tode noch einen Priester verlangte, versuchte der ihr zugewiesene Kanonikus der Kathedrale von Kasan sie nochmals zu einem Geständniß zu bewegen, aber mit der letzten Kraft herrschte sie ihm zu: „Sie haben hier keine andere Pflicht, als mir die Sterbegebete vorzulesen!"

Endlich endete der Tod ihre abenteuerliche Laufbahn und befreite die Kaiserin von dem Unbehagen, welches ihr durch das Bewußtsein von dem Vorhandensein einer möglicherweise doch gefährlichen Nebenbuhlerin verursacht wurde.

Sie kannte ihr Land und ihre Umgebung, sie erinnerte sich wohl auch, wie willig man den von ihr ausgehenden Gewaltstreich hingenommen hatte — und so ist es wohl verzeihlich, daß sie die Nachricht vom Tode der Prinzessin Tarakanoff mit erleichtertem Herzen aufnahm. Daß sie diesem Gefühl so offenen Ausdruck lieh, und die Glückwünsche entgegennahm, das waren nur Concessionen an den russischen Geist, der sich eben in jenen Gratulationen aussprach.

Der Leichnam der armen jungen Frau wurde im Beisein des Großkanzlers von Soldaten in einem Grabe der Festung beigesetzt. Domanski und ihre zwei Dienerinnen wurden mit Reisegeld versehen und über die Grenze gewiesen.

Es ist wenig Hoffnung, daß sich das über ihre Herkunft liegende Dunkel jemals völlig lüften wird. Man war in jenen Zeiten sehr wenig scrupulös und es wäre voreilig, ihre Angaben, blos deswegen, weil sie sonderbar klingen und weil sich ein abenteuerlicher Lebenslauf daran knüpft, für unwahr zu halten. Sollte dies aber dennoch der Fall sein — und es ist immerhin auch wahrscheinlicher — so muß sie eine Frau von bedeutenden Gaben gewesen sein, gegen welche alle Kühnheit und Findigkeit unserer Hochstaplerinnen verschwindet. Es ist denn doch etwas anderes, Anhänger bei dem Unternehmen, die russische Krone zu erobern, zu finden, wie als falsche Gräfin einige Wirthe und Kaufleute und eitle Gecken zu prellen.

Leonhard Euler mag während seiner langjährigen Wirksamkeit in Rußland, die ihm hohe wissenschaftliche Ehren eintrug, noch oft und oft an das treffende Gleichniß seines gelehrten Collegen Gmelin erinnert worden sein. Mehr als hundert Jahre sind seitdem verflossen und doch paßt es heute noch ebenso auf die russischen Zustände und Personen wie einst. Sagte doch Napoleon III. vom Fürsten Gortschakoff, diesem schlauesten aller russischen Diplomaten: „Er ist ein merkwürdiger Mann; wenn man noch so lange kratzt, kommt der Tatar nicht an ihm hervor!" Darin liegt das Zugeständniß, daß unter dem Firniß auch des gebildeten Russen der echte und unverfälschte Mongole steckt — was aber von den Personen gilt, läßt sich auch auf die Zustände und Verhältnisse anwenden.

Die Nachfolger der Kaiserin Katharina II., welche am 17. November 1796 nach einer für ihr Reich in jeder Beziehung segensreichen Regierung starb, haben ihr und Peter des Großen Werk: Rußland zu europäisiren, mit mehr oder

weniger Eifer, aber sehr wenig Glück, fortgesetzt. Alle Versuche, dem russischen Volke die westliche Bildung bei sonstiger Absperrung und Unterdrückung hinauf zu dekretiren, haben gründlich Fiasco gemacht. So konnte es kommen, daß sich russische Stimmen dafür erheben, man möge diese Bildung wieder ausmerzen, und daß sich für eine so tolle Idee sogar eine große und einflußreiche Partei fand, welche sie auf ihre Fahne schrieb. Der alte Gemeinsatz wird dafür in das Feld geführt, daß die Civilisation, insofern sie auf einer Verfeinerung der Lebensformen und höherer geistiger Bildung beruht, die Völker entnerve und dem Untergang zuführe. Wenn es auch so wäre, was übrigens noch gar nicht so ausgemacht ist, so ließe sich dagegen anführen, daß sich damit nur der in der Natur vorgezeichnete Vorgang des Wachsens und Vergehens vollzieht und daß noch weniger ein Beispiel aufzuzählen ist, wo Barbarei einem Volke seine Existenz verbürgt hätte.

Wir erleben es mit und haben es schaudernd erfahren, welche furchtbaren Schäden den Riesenkörper Rußlands durchwühlen. Nie ist das Gleichniß von der schönen Statue, hinter deren glatter Fläche Graus und Moder herrschen, wahrer gewesen, als in unseren Tagen. An allen Stellen springt der mühsam angebrachte Firniß von Bildung, Macht und Kraft ab und läßt in das zerrüttete Innere blicken. Rußland ist das Gorgonenhaupt für Europa!

Der Wiener Congreß und seine Berühmtheiten.

1. Vorgeschichte.

Das bekannte böse Wort des schwedischen Kanzlers Oxenstierna: „Mein Sohn, Du wirst noch einsehen lernen, mit wie wenig Verstand die Welt regiert wird," ließe sich vielleicht auch dahin ergänzen, daß die hohe Politik gemeiniglich mit viel weniger Ernst gemacht wird, als man glauben sollte.

Selbst die wichtigsten Angelegenheiten verlieren durch das Einerlei der Tagesbeschäftigung viel von dem Nimbus, welchen sie in den Augen Fernstehender besitzen. Diese sehen zudem nur die vollendete Thatsache und die Wirkungen vor sich, nicht aber die kleinen Mittelchen und krummen Wege, auf welchem jene geschaffen wurde. Dem Galerie-Publicum imponirt der Theaterdonner und ein Grauen vor dem im fahlen Licht erscheinenden Gespenst beschleicht es — während der letzte Theaterarbeiter diese Gefühle längst überwunden hat, weil er weiß, wie diese Dinge zu Stande gebracht werden. Ganz so ergeht es in der politischen Welt, — man spricht viel von staatlichen Nothwendigkeiten und historischem Beruf und die Kannegießer wetteifern darin, das, was geschieht, in ein System zu bringen, Vergangenes und Gegenwärtiges zu begründen, Zukünftiges vorherzusagen, während der Eingeweihte, der weiß, wie das erstere zu Stande gekommen und wie unberechenbar das andere ist, sich mit einem mitleidigen Lächeln begnügt. Ihm ist ja bekannt, daß persönliche Rücksichten, kleinliches Intriguenspiel, die Umwege durch Boudoirs und Salons — kurz die Schwächen der Erdengötter — oft viel mehr Einfluß auf die Gestaltung der Dinge üben, als politische Grundsätze oder die Ideen der Gerechtigkeit und öffentlichen Wohlfahrt — kurz er weiß, daß die Welt im Grunde mit sehr wenig Verstand und Ernst regiert wird.

Es giebt kaum einen schlagenderen Beweis für diesen freilich nicht sehr tröstlichen Satz, als der Wiener Congreß, welcher, wenn auch seine Schöpfungen und

Mißgriffe fast schon sämmtlich von der politischen Bildfläche verschwunden sind, in mehrfacher Beziehung eines der bedeutsamsten Ereignisse unseres Jahrhunderts zu nennen ist.

Mehr als zwanzigjährige Kriege hatten ganz Europa umgewandelt und erschüttert. Die große Revolution und die ihr folgenden Kämpfe waren wie ein Orkan durch den Staatenwald dahingebraust und hatten mit vielen Stämmen, die äußerlich machtvoll, innen aber morsch und abgelebt waren, gründlich aufgeräumt, selbst die gesunden aber bis in das Mark erschüttert und andere Bedingungen ihrer Existenz geschaffen.

Durch eine jener seltsamen Launen der Geschichte blieb nur ein Land, das vorher durch Jahrhunderte eine Quelle der Beunruhigung für Europa war und es — wenn auch nur in passiver Weise — in unserer Zeit wieder ist, vollkommen unberührt von den Stürmen, welche Europa an der Wende des Jahrhunderts durchbrausten — die Türkei. Es ist vielleicht nicht ganz überflüssig, es Jenen, welche noch heute gern vom „türkischen Erbfeind" fabeln, in das Gedächtniß zu rufen, daß dieser ritterlich und loyal genug war, nie die Zeit der Bedrängniß Oesterreichs von anderer Seite für seine Zwecke auszunützen.

Elf Monate nach der Schlacht bei Dresden, dem letzten bedeutenden Sieg Napoleon's I. und nachdem er am 11. April 1814 in Fontainebleau auf den französischen Thron verzichtet hatte, trat am 1. September der Congreß in Wien zusammen.

Wohl war am 30. Mai von Oesterreich, Preußen, Rußland und England der erste Pariser Frieden abgeschlossen worden, aber er bezeichnete nur in allgemeinen Grundzügen die Absichten der Sieger. Die Wiedereinsetzung der Bourbons auf den französischen Thron, die Rückstellung der in den Friedensschlüssen von Campo-Formio (1797), Lüneville (1801), Preßburg (1805) und Schönbrunn (1809) gemachten Gebietsabtretungen an Oesterreich wurden festgesetzt, alle Details aber und die Entscheidung der übrigen offenen Fragen dem nach Rückkehr der verbündeten Heere aus Frankreich abzuhaltenden Congreß überlassen.

Seit dem westphälischen Friedensschluß (1648) war noch keine Versammlung zusammengetreten, welcher so viele und so wichtige Aufgaben gestellt waren, denn es handelte sich nicht allein darum, den Preis des Kampfes und Sieges zu vertheilen und die Machtverhältnisse der Staaten zu regeln, sondern man mußte auch Ordnung in die politischen Zustände bringen und gewissermaßen das Staatsrecht Europas, besonders aber jenes von Deutschland, auf ganz neuer Basis erbauen. Da war man nun von vorneherein in die unangenehme Situation versetzt, daß man viele Veränderungen, welche der Sturm der Revolution oder die gewaltige Hand Napoleon's vollzogen hatte, trotz des Abscheues vor jener und des Hasses gegen diesen bestehen lassen mußte — entweder weil man sich der Unmöglichkeit einer Rückkehr zu dem Bestandenen nicht verschließen konnte, oder weil — und dies war sehr häufig der Fall — das Interesse einzelner Machthaber selbst gegen eine solche Restauration sprach. So erbittert man auch über den „Soldatenkaiser" und sein Schalten war, wollte doch keiner der deutschen Fürsten etwas davon hören, herauszugeben, was dessen Hand ihnen in den Schooß geworfen hatte.

Nicht unähnlich war das Verhältniß Frankreichs, das dem Pariser Frieden gar nicht zugezogen wurde und anfangs auch auf dem Congresse eine sehr untergeordnete Rolle spielte. Ludwig XVIII. saß auf dem Throne und benützte jede Gelegenheit, um im Lande selbst seinem Abscheu vor dem Regime der Revolution und dem Kaiserreich Ausdruck zu geben; die von Lorbeerkränzen umgebenen „N" wurden sorgfältig von allen öffentlichen Gebäuden abgekratzt und aus den Schabracken der Kavallerie ausgeschnitten, von den Kanonenrohren weggefeilt, die an napoleonische Siege erinnernden Straßennamen wurden abgeschafft, der Hof sofort

wieder auf dem Fuß von 1789 eingerichtet, kurz man hätte wohl am liebsten dem französischen Volk eingeredet, die fünfundzwanzig Jahre der Revolution und des Kaiserreiches seien nichts als ein wüster Traum gewesen, aus dem man jetzt wieder unter dem segenspendenden Lilienbanner erwacht sei. Sonderbarerweise aber zeigte man, als es sich um die Feststellung der Grenzen Frankreichs handelte, durchaus nicht jene Abneigung gegen die Errungenschaften der gehaßten Periode, zu welcher man sich sonst bekannte, und man hätte gar zu gern eine oder die andere Eroberung des „Usurpators Bonaparte" behalten und that sehr entrüstet, als schon im Pariser Frieden der Grundsatz festgestellt wurde, daß Frankreich auf die Grenzen von 1789 zurückgeführt werde.

Wenn nun schon der Besiegte solche Wünsche hegte und solche Meinungen geltend machte, so ist nicht schwer einzusehen, welche verschiedenartige und widersprechende Interessen von Seite der Sieger auftauchten. Es ist viel, und nicht ganz ohne Grund, über die langsamen Fortschritte, welche das Congreßwerk machte, gespottet worden — und mit eben solchem Rechte hat man dieses selbst, seine oft gewaltthätigen, oft von kleinlicher Mißgunst dictirten Entscheidungen angegriffen. Es muß aber auch zugegeben werden, daß die Aufgabe eine riesige und so verwickelte war, daß es ohne Mißvergnügte und Benachtheiligte kaum abgehen konnte.

Auf der Karte von Europa, die sich der Congreß vorlegte, waren ganz ansehnliche Stücke Landes recht eigentlich herrenlos und ohne fertige Grenzen. Um jede kleine Parcelle aber fanden sich Bewerber, die auf ihr göttliches oder irdisches Recht, auf ihre Verdienste oder auf ihren Anspruch auf Entschädigung pochten. Unter solchen Umständen lag es nahe, daß man diese kleinen Begehrlichen sammt und sonders vom Tische wies und die Beute mit resoluten Strichen farbiger Stifte theilte. Das ideale Recht hat nun einmal wenig mit allem Menschenwerk zu thun — vom staatlichen und nationalen Standpunkt aus wird man es aber kaum bedauern können, daß die Zahl dieser Liliputaner-Reiche, diese reichsfreien Fürsten, Grafen und Herren, Bisthümer, Stifte und Klöster, deren sich Deutschland über vierhundert erfreute und von welchen manche zum Reichsheer drei Mann zu Fuß und einen halben Reiter stellten, durch die Congreßakte auf vierunddreißig zusammenschmolz.

Mit dem Zusammentritt des Congresses tauchten von allen Seiten Fragen auf, die niemand zu beantworten wußte, für die sich aber nicht nur die Betheiligten interessirten, sondern auch eifrige, berufene und unberufene Anwälte fanden. Fast schien es, als sollte unter der Menge von kleinen und kleinlichen Angelegenheiten, die man vor den Congreß brachte, seine Hauptaufgabe, eine neue staatliche Ordnung in Europa zu schaffen, erdrückt werden, gerade wie die Congreßmächte in dem Bemühen, den berühmten „ewigen Frieden" zu sichern, nahe daran waren, sich in die Haare zu gerathen.

Man wird lebhaft an den bekannten und bis zum Ueberdruß citirten Spruch: „Du sublime au ridicule il n'y a qu'un pas" (Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt) erinnert, wenn man nur eine flüchtige Rundschau darüber hält, was der Congreß entscheiden und schlichten sollte, welche Anforderungen man an ihn stellte.

Die einschneidendsten Veränderungen hatte die Kraftpolitik Napoleon's in Deutschland hervorgebracht. Unter seiner gewaltigen Faust und in Folge Errichtung des Rheinbundes war das schon lange zu einem leeren Schatten gewordene „römische Kaiserreich deutscher Nation" verschwunden und die einzelnen Theile schmolz er in der Glut seiner Siege zu neuen Gebilden zusammen. Nicht wenige deutsche Fürsten hatten es sich gern gefallen lassen, höhere Titel und Länderzuwachs aus seiner Hand entgegenzunehmen, wie denn auch thatsächlich die süddeutschen Königskronen und sämmtliche Großherzoge von Napoleonischer Mache sind. Die meisten dieser

Fürsten besannen sich, als sein Stern im Sinken war, zu rechter Zeit ihrer patriotischen Pflicht und halb der Klugheit, halb dem nationalen Enthusiasmus der Völker weichend, kehrten sie sich, vielfach erst im letzten Augenblick, gegen ihn und sicherten sich so die Vortheile, die sie aus seiner Hand erhalten hatten.

Dadurch wäre die Aufgabe des Congresses erleichtert worden, wenn nicht zwei widerliche Umstände gewesen wären. Einer der deutschen Souveräne, der König Friedrich August von Sachsen, war nicht so vorsichtig gewesen, sondern hatte bei Napoleon ausgehalten, bis die Schlacht bei Leipzig ihn niederschmetterte. Er war jetzt so eine Art von Gefangener der Verbündeten, sein Land war von Preußen besetzt, die es für sich beanspruchten. Ihnen aber mochte man es nicht gönnen, so wenig man auch dem sogenannten „Verräther an der deutschen Sache" Friedrich August gewogen war.

Die zweite Unannehmlichkeit lag in dem nationalen Enthusiasmus des deutschen Volkes, dessen man sich in den vorausgehenden Kämpfen gern bedient hatte, der aber jetzt seinen Lohn in einer organischen Zusammenfassung alles deutschen Landes forderte und dadurch äußerst unbequem wurde. Wie sollte auch eine staatliche Form gefunden werden, welche die Rivalität der großen Mächte ausschloß, die separatistischen Eifersüchteleien der kleinen großen Herren schonte, welche umso hartnäckiger ihre Souveränität wahrten, je fragwürdiger diese war!

Dazu kamen die Ansprüche aller depossedirten und mediatisirten Fürsten, Grafen und Reichsfreiherren, die im Namen des göttlichen Rechtes die Wiedereinsetzung forderten und das durch zwei Jahrzehente voll Kampf und Noth zum Bewußtsein seiner Zusammengehörigkeit gekommene Volk wieder in staatliche Atome zerreißen wollten.

Aber auch wenn man den Blick über Deutschlands Grenzen sendete, fehlte es an Schwierigkeiten nicht. In einer Denkschrift des kaum wieder auf dem Thron warm gewordenen Ludwig XVIII. spricht dieser die Hoffnung aus, das „erhabene Gericht der europäischen Mächte werde, die engherzigen Leidenschaften des Augenblickes abschüttelnd, seinem mehr niedergedrückten als besiegten Lande die seit einem Vierteljahrhundert eroberten natürlichen Grenzen lassen."

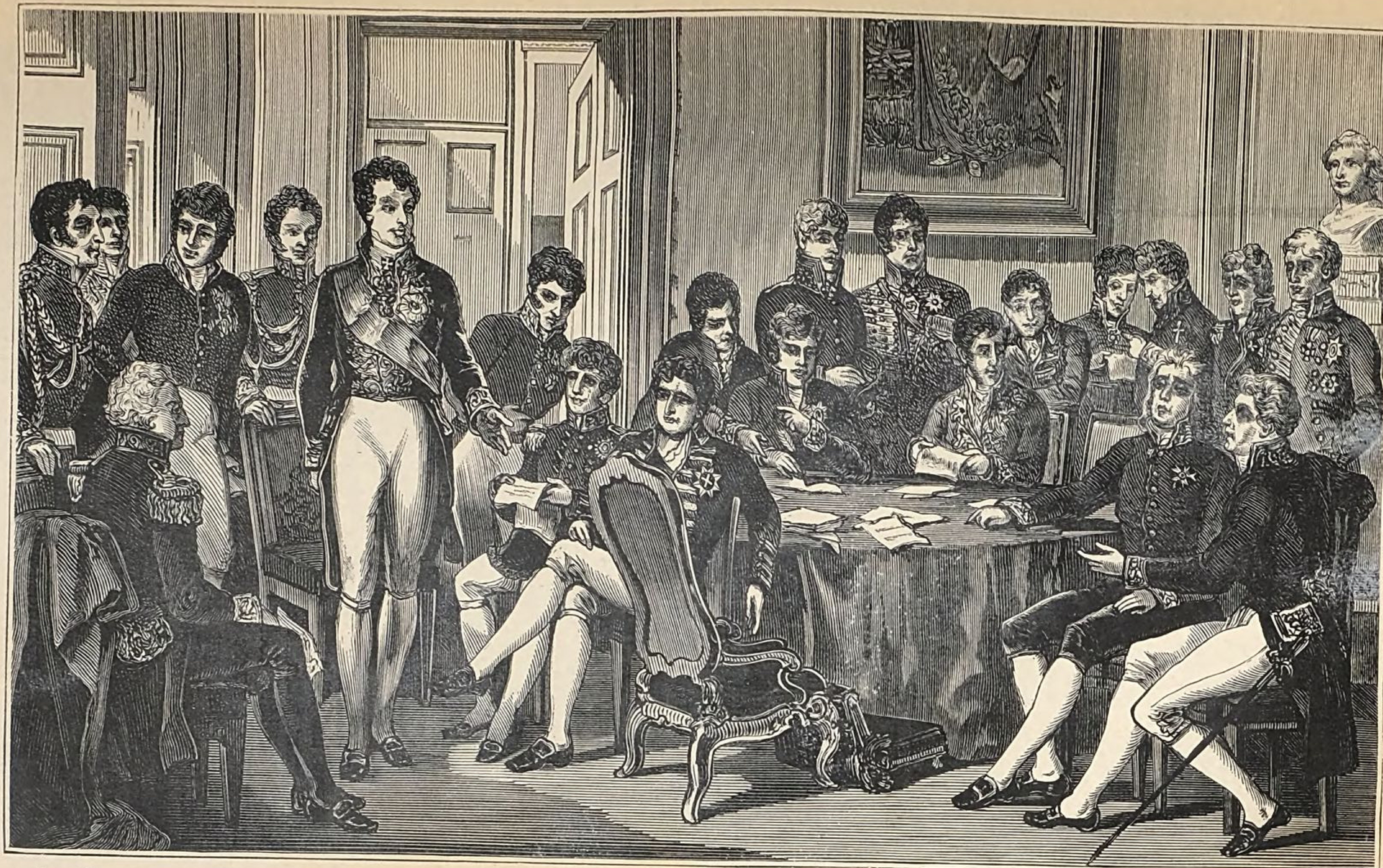
Fordert das nicht zu einer Parodie der Verse heraus, die Brander in Auerbach's Keller spricht?

„Ein echter deutscher Mann mag keinen Franzen leiden;
Doch seine Weine trinkt er gern!"

Könnte man Ludwig XVIII. nicht die Worte in den Mund legen?

„Ein echter Bourbon mag Napoleon nicht leiden;
Doch seine Erob'rungen behält er gern!"

Auch das Königreich Italien war zusammengebrochen. Der Kirchenstaat, Toscana und Modena sollten an die früheren Besitzer kommen, die Republik Genua an Piemont fallen, die Lombardei und das Gebiet der Republik Venedig — man war begreiflicher Weise den Republiken nicht hold — erhielt Oesterreich; Parma und Piacenza wurde der Kaiserin Maria Louise zugewiesen. So weit wäre auch hier Alles ganz gut gegangen, — wenn nicht das Königreich Neapel gewesen wäre. Auf dessen Thron saß Joachim Murat, der Schwager Napoleon's, welcher aber im Januar des Congreßjahres sich an Oesterreich angeschlossen, an der Vertreibung der französischen Armeen theilgenommen, dagegen aber seinen Thron garantirt erhalten hatte. Auf diesen machte aber der Bourbon Ferdinand, der in Sicilien sich erhalten hatte, Anspruch im Namen desselben Legitimitätsprincips, dessen Wahrung der Congreß als seine leitende Idee verkündet hatte. Zur Vertretung dieser Ansprüche war nicht allein seine Gattin Maria Karoline, eine Tochter der großen Maria Theresia, folglich Tante des Kaisers Franz, in Wien, sondern



A. u. N.

Der Wiener Congreß, 1814.

er sendete auch eine Botschaft zum Congreß gleich dem König Joachim. Neapel genoß also den seltsamen, komischen, für die Etikette aber häufig unliebsamen Vorzug, durch zwei Gesandte vertreten zu sein, die sich spinnefeind waren.

Nicht ganz unähnlich waren die Verhältnisse bezüglich Schwedens, dessen Herrschaft die entthronten Abkömmlinge des Hauses Wasa, freilich mit geringen Aussichten auf Erfolg beanspruchten, denn der von den Ständen erwählte Thronfolger, der frühere französische Marschall Bernadotte, hatte sich seine Anerkennung durch seine Theilnahme am Krieg gegen Frankreich erworben.

Aus jeder Richtung der Windrose tauchten Ansprüche und Projecte auf. Die im Gefolge des Kaisers von Rußland befindlichen Griechen Ypsilanti und Capo d'Istria wirkten für die Befreiung Griechenlands von der türkischen Herrschaft; die jonischen Inseln forderten ihre Unabhängigkeit und erbaten sich den Prinzen Eugen Beauharnais zum Regenten; der Papst verlangte die Wiederherstellung des Jesuitenordens; Deputationen der Juden begehrten Gleichberechtigung und allgemeine Anerkennung ihrer Bürgerrechte; der bekannte „Turnvater" und Deutschthümler Jahn war erschienen, um für seine Idee Propaganda zu machen; die Abschaffung der Sclaverei, Bezähmung der Barbareskenstaaten von Afrika, Erklärung der Unabhängigkeit der Meere und eine Menge ähnlicher wichtiger und unwichtiger Dinge wurde angeregt, fand Vertheidiger, Anwälte und Gegner, die dem Congreß die Verpflichtung zusprachen oder bestritten, den Lauf der Welt, Alles und Jedes und noch ein Bischen mehr, vor sein Forum zu ziehen und zu entscheiden.

Kann es bei einer solchen Ueberbürdung und bei so hoch gespannten Anforderungen wundern, wenn man sich dabei begnügte, die brennendsten Fragen nothdürftig zu entscheiden? So wenig an dem Werk des Congresses zu loben ist, das ja auch nach kaum einem halben Jahrhundert gänzlich zerstört war, so muß man doch zugeben, daß der Keim der Halbheit schon in den Verhältnissen lag, unter welchen er zusammentrat. Jede günstige Entscheidung in einer Frage forderte zu Ansprüchen und Vergleichungen in hundert ähnlichen auf, die indessen nicht eben so entschieden werden konnten, ohne die widersprechendsten Interessen zu verletzen. So kam es, daß man die großen Ziele mit kleinen Mitteln zu erreichen suchte, oder ganz aus den Augen verlor; daß man das Princip der Legitimität, zuerst mit so viel Aplomb aufgestellt, vielfach hintansetzen und übersehen mußte; daß die Congreßacte viele Unzufriedene machte und selbst ihren Schöpfern nicht gefiel und daß sie — von welchen ein goldenes Zeitalter des Friedens ausgehen sollte — den Samen der Wirren säete, welche die Mitte unseres Jahrhundertes erschütterten und zum Mindesten die Vorwände zu den Kriegen lieferte, deren unsere Generation gedenkt. Das scheint aber nun einmal das leidige Los der subtilsten diplomatischen Bemühung zu sein, welche ganz im unliebsamen Gegensatz zu Mephisto „stets das Gute will und stets das Böse schafft."

Nach dieser nicht zu umgehenden flüchtigen Uebersicht der Vorgeschichte des Wiener Congresses und seiner Aufgaben gehen wir auf eine Schilderung seiner Theilnehmer, der officiellen, wie der nicht minder interessanten anderen, welche nur hinter den Coulissen wirkten oder im Sonnenglanze der Fürstlichkeiten das schillernde Pfauenrad der Eitelkeit und des Reichthums schlugen, über.

Da man stets wenig ergötzt von dem Wirken des Congresses war, legte man ein besonderes Gewicht auf die prunkvollen Festlichkeiten, die durch nahezu ein halbes Jahr die gleißende Außenseite und ein Bild vollkommenster Eintracht boten, während tiefe Gegensätze sich insgeheim geltend machten.

Wenn auch keines der erfreulichsten, so bietet der Wiener Congreß (hierzu das Bild) doch in jeder Beziehung eines der markantesten Bilder aus der neueren Geschichte, überreich an interessanten und pikanten Details, die für das trostlose politische Schachern und Feilschen entschädigen.

2. Die Congreßfürsten.

Es lag nicht in der, durch seine Eigenschaft als Hausherr und Gastfreund auferlegten Zurückhaltung allein, daß Kaiser Franz I. sich unter den am Congreß zu Wien versammelten Gästen am wenigsten bemerkbar machte.

Sein einfaches, man möchte fast sagen bürgerliches Wesen paßte nicht recht zu den geräuschvollen Festen und dem kaiserlichen Pomp, welcher zu Ehren der glänzenden Versammlung entfaltet wurde. Die Tage von Erfurt sollten wettgemacht werden, wo Napoleon I. und Alexander I. von ihrer Loge herab auf ein Parterre von Königen blickten. Deshalb, der politischen Wichtigkeit der Versammlung halber und weil der Monarch wirklich im Innersten seines Herzens friedliebend, das Ende der langen Wirren als eine Segnung für sich und sein Reich empfand, unterwarf er sich den Pflichten, die ihm der Congreß und die damit verbundenen Festlichkeiten auferlegten, mit jener Gutmüthigkeit und Fassung, die ihn vielfach auszeichneten und die er auch unter den schweren Schicksalsschlägen der früheren Jahre nicht verleugnet hatte.

Indessen mag ihm die Erfüllung dieser Aufgabe auch noch aus anderen Gründen, als seiner Abneigung gegen rauschende Festlichkeiten, schwer geworden sein. Trotz der Bande des Blutes, die ihn durch seine Tochter Maria Louise an den gestürzten Eroberer knüpften, hegte wahrscheinlich keiner der am Congresse versammelten Fürsten eine so tiefe Abneigung gegen Napoleon, als er selbst. Es hatte dazu nicht der vorausgegangenen Demüthigungen und Niederlagen bedurft, schon in den Charakteren der beiden Männer lag eine solche Grundverschiedenheit, daß sie durch eine von politischer Nothwendigkeit dictirte Familien-Verbindung nicht ausgeglichen werden konnte. Aber seine Stellung als Schwiegervater des Entthronten, in dessen Obhut sich die Gattin und der Sohn befanden, legte ihm denn doch manchen Zwang auf, der ihm die Erfüllung der Pflichten der Gastfreundschaft noch schwerer machte, als sie ihm bei seinem zurückgezogenen Wesen, seiner nie besonders starken Gesundheit und dem ausgesprochenen Sparsinn ohnehin schon wurde, welch' letzterer freilich nach der langen Kriegsperiode und der Katastrofe des Jahres 1811 nur zu viel Berechtigung hatte.

Kaiser Franz unterdrückte jedoch auch diese Bedenken und ließ den Leitern seines Hofstaates an dessen Spitze der Obersthofmeister Fürst Ferdinand Trauttmansdorf stand, vollkommen freie Hand, um seinen kaiserlichen und königlichen Gästen in einer ihrer und seiner würdigen Weise Gastfreundschaft zu erweisen und die Unannehmlichkeiten des eigentlichen Congreßwerkes vergessen zu machen.

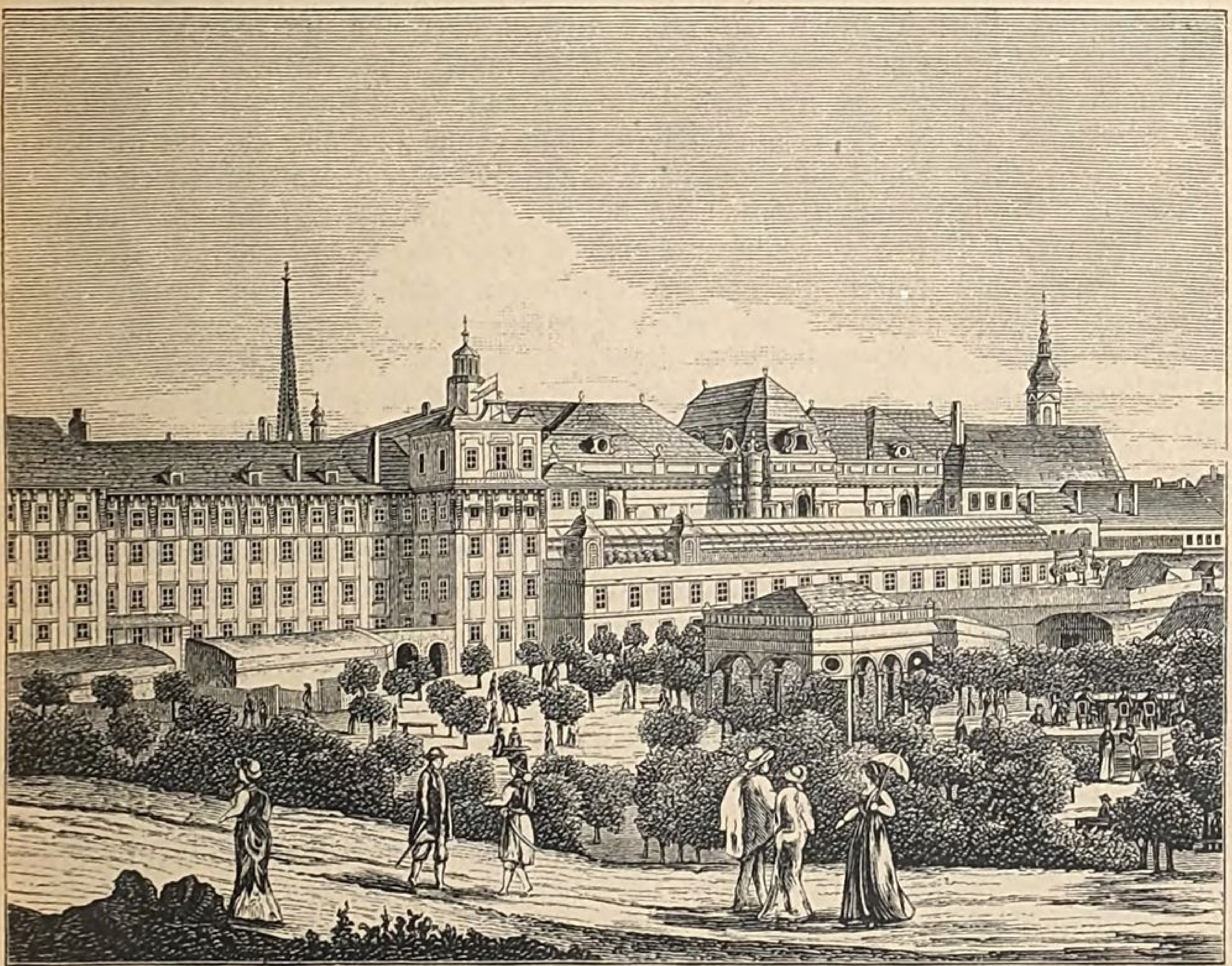
Eine ausgiebige Unterstützung fand der Kaiser bei dieser Aufgabe in dem hohen Adel, welcher vielleicht nie so im Vordergrund des öffentlichen Lebens stand, als während der Congreßzeit. Der Reichthum dieser Geschlechter gab eine willkommene Folie für die offiziellen Festlichkeiten und eine ganze Reihe schöner geistreicher und — für Schmeicheleien empfänglicher Gräfinnen und Fürstinnen waren eben so viele geheime und nicht unmächtige Agentinnen für die Bestrebungen der österreichischen Diplomaten.

In das Getriebe der Feste griff viel thätiger als der Kaiser seine dritte Gemalin Maria Ludovika (geb. 1787, gest. 1816, eine Tochter des Erzherzogs Ferdinand d'Este, also Cousine des Kaisers) ein. Diese schöne und geistvolle Fürstin war die Seele aller Festlichkeiten, mit welchen sie über den bloßen Prunk der Repräsentation hinaus, irgend eine künstlerische oder sonstige ästhetische Idee verband. Sie umgab sich zu diesem Zweck mit einem Hofstaat von künstlerisch gebildeten Männern, Malern und Musikern, welche ihre Ideen auszuführen

beflissen waren. Zu ihnen gehörte auch der berühmte „Maler des Congresses" Isabey, der im Gefolge des Fürsten Talleyrand (Bild Seite 176) nach Wien gekommen war und von dessen Hand nicht allein das Gesammtbild „der Congreß von Wien", sondern auch die Porträts der meisten Berühmtheiten desselben uns erhalten sind.

Indessen trat auch die Kaiserin, ihrer schwächlichen Gesundheit wegen, bei den Festlichkeiten selbst weniger hervor und vom Kaiser Franz sagt ein gleichzeitiger Beobachter, daß er: „in seiner Art fortlebte, sich wie früher in der Oeffentlichkeit schlicht und einfach zeigte und an dem Festtaumel nur so weit und da theilnahm, wo es die Artigkeit und Etikette erforderte."

Das Hauptinteresse unter allen den fürstlichen Gästen wendete sich dem



Der Kiosk: „Ochsenmühle" vor dem Burgthor. (Seite 486.)

Kaiser Alexander I. von Rußland zu. Daran war nicht blos das Gewicht seiner Macht Schuld, welche zum erstenmale ausschlaggebend auf das übrige Europa und ohne die bedenklichen Erwägungen, welche man heute damit verbindet, einwirkte, sondern noch mehr seine eigenthümliche, nach den verschiedensten Seiten bestechende Persönlichkeit.

Auf die Frauenwelt wirkte sein Aeußeres und die Grazie und Ritterlichkeit seiner Umgangsformen und man bezeichnete ihn kurzweg nur als den „schönsten Mann des Congresses".

Wenn man die auf uns gekommenen Porträts prüft, so wird man dieses Urtheil freilich einschränken müssen und kann es höchstens für die tadellos gebaute muskelreiche Gestalt gelten lassen, zu welcher der kleine, von dünnen leicht gekräuselten Haaren umgebene Kopf, das zart geröthete Antlitz mit kleiner runder Nase und

weich verschwommenen Augen ebensowenig passen wollte, als zu dem Ideal wirklich männlicher Schönheit. Indessen ist über den Geschmack nicht zu rechten und nach siebzig Jahren beurtheilt man die körperlichen Vorzüge anders, als es begeisterte Damen gegenüber einem lebendigen und lebhaften, mächtigen, galanten und geistreichen Kaiser thaten.

Der letzteren Eigenschaft namentlich dankte der Kaiser seinen Eindruck, den er auf die Männerwelt des Congresses machte. Er wußte leicht zu sprechen und doch eine Innigkeit in seine Worte zu legen, an deren Echtheit man bei dem raschen Wandel seiner Ansichten und der Vielseitigkeit seines Wesens zweifeln durfte. Ein scharfer Beobachter jener Zeit sagt von ihm, „die Grazie Alexander's, die Gewandtheit und das hinreißende Lebendige seiner Bewegungen, der Ausdruck im Blick und um den lieblich geformten Mund, das Lodernde und Elastische in Gliedern und Mienen ließen ein kaltes Urtheil über ihn gar nicht zur Sprache kommen. Alexander war eine echtslavische Erscheinung, ohne einem der Völker dieses Stammes anzugehören; er war von Natur durchweg zum Kosmopoliten geschaffen, sein Vaterland war die Welt, allenthalben fühlte er sich zu Hause und überall behaglicher, als in seinem Lande. Er kann durch nichts treffender charakterisirt werden, als er es selbst mit den Worten that: „Ich bin nur ein glücklicher Zufall in Rußland."

In vielen Kreisen aber, die mit dem Gang der Dinge auf dem Congresse nicht einverstanden waren — und es gab deren viele aus den verschiedensten Gründen — wurde Kaiser Alexander gerühmt wegen dessen, was über seine Antheilnahme an den Verhandlungen verlautete. Er trat für die Uebergabe Sachsens an Preußen und möglichste Beschränkung deutscher Kleinstaaterei ein und erwarb sich dadurch die Sympathie aller patriotischen Deutschen; seine Bemühungen, den unter russischem Scepter vereinigten polnischen Landestheilen den Titel eines „Königreiches" zu sichern, fachten die Hoffnungen auf eine Wiederherstellung dieses Reiches an und trugen ihm, da er scheinbar auch für Griechenland sich interessirte, den Nimbus eines Beschützers unterdrückter Nationen ein; von Seite der noch immer nicht ganz entmuthigten Bonapartisten knüpfte man Hoffnungen an ihn, da er den Stiefsohn des entthronten Kaisers, Eugen Beauharnais, besonders auszeichnete und man wollte wissen, daß er selbst nur widerwillig die Restauration der Bourbons zugegeben habe und ein Arrangement, welches dem Sohn Napoleon's dem vierjährigen König von Rom, nunmehr 1814 Erbprinz von Parma geheißen, 1817 aber von seinem Großvater zum Herzog von Reichstadt ernannt, die Krone von Frankreich unter Vormundschaft seiner Mutter Maria Luise und Eugen Beauharnais' sicherte, vorgezogen haben würde.

Möglich ist es, daß Alexander solche Pläne nicht fremd blieben, denn wir wissen, daß er, nachdem Napoleon Elba verlassen hatte, und in Cannes gelandet war und ganz Frankreich ihm zufiel, ohne daß sich ein Arm für die Bourbons erhoben hätte, ärgerlich ausrief: „Diese Leute verdienen nicht, daß man sich ihrer annimmt, denn sie wissen sich bei Niemand beliebt zu machen; verlohnt es sich der Mühe, den Degen zu ziehen, um einem Lande einen so unerwünschten Fürsten aufzuzwingen?"

Folgen hatten indessen diese Ansichten Alexander's ebensowenig, als manche andere von ihm gehegten. Sein leicht beweglicher Geist faßte ebenso schnell Ideen, als er sie wieder aufgab, und während man noch lange an einzelne Worte und Handlungen von ihm Hoffnungen knüpfte und Luftschlösser baute, waren sie ihm selbst schon fremd geworden.

Aber auch die breite Masse des Volkes wußte Alexander I. für sich einzunehmen. Er verstand es trefflich, sich populär zu machen, ja, man merkte nicht selten die Absichtlichkeit, wodurch schärfere Beobachter unangenehm berührt wurden. Das große Publicum von Wien aber nahm die hübschen Geschichtchen, die man

über seinen Verkehr erzählte, für bare Münze, wie seine Leutseligkeit, und er gehörte nicht allein zu den gefeiertesten, sondern auch zu den volksthümlichsten Gästen des Congresses.

Schon daß er manche, beim Zusammenströmen so vieler erlauchter Personen auftauchende Etikettenschwierigkeiten auf die einfachste und persönlich bescheidenste Art zu lösen wußte, gewann ihm die öffentliche Meinung. Nach seinem Vorschlag wurde die mit vieler Sorgfalt erörterte Frage des Vortrittes unter den gekrönten Häuptern, deren es am Congresse zwei Kaiser und vier Könige (Oesterreich, Rußland, Preußen, Baiern, Württemberg und Dänemark) gab, am einfachsten dadurch gelöst, daß das Alter entschied — wodurch Alexander I. selbst, als der jüngste Souverän, den letzten Rang einnahm.

Als sich dann später unter einigen Frauen mediatisirter Fürsten ein Streit über die gleiche Frage erhob und jede auf Grund des einstigen Territorialbesitzes des Gatten oder wegen des Alters des Geschlechtes die Ehre des Vortrittes vor den Uebrigen beanspruchte, schlug Kaiser Alexander ziemlich malitiös vor, auch in diesem Falle das Alter entscheiden zu lassen; es sei zu wetten, daß sich dann keine der ehrgeizigen Damen mehr um den Vortritt ereifern werde.

Mit vielem Tacte wußte Alexander bei jeder schicklichen Gelegenheit den Kaiser Franz als Mittelpunkt des Congresses darzustellen und gewann dadurch, daß er seine eigene Verehrung für den in seltenem Grade populären Monarchen öffentlich zum Ausdrucke brachte, auch die Sympathien des Wiener Publicums. Dem Kaiser Franz selbst mochte damit, daß er der Gegenstand solcher Ovationen wurde, wenig Gefallen geschehen, denn so leutselig er auch war, hatte er doch einen wahren Abscheu vor allem Gemachten und Theatralischen. So hörte er zum Beispiel beim feierlichen Einzug in Wien die Sprecherin des üblichen Corps weißgewaschener Jungfrauen, die ihn in einem überschwänglichen Gedicht feierte, geduldig und mit jener Miene wundervoller Bescheidenheit an, die ihm eigen war. Bei einigen Kraftstellen aber konnte er sich doch nicht enthalten, mit der Hand eine ablehnende Bewegung zu machen, als wollte er die allzu starken Weihrauchwolken des Gedichtes wegfächeln.

Die Aufmerksamkeiten des Kaisers von Rußland waren indessen meist so humorvoller und gemüthlicher Art, daß sie dadurch auch dem schlichten Sinn des Kaisers Franz entsprachen und ihn erfreuten.

Mit Ausnahme von größeren Festlichkeiten wurden natürlich die Tafeln der hohen Gäste des Kaisers gesondert in deren Appartements servirt. Es mag hier eingeschaltet werden, daß nach glaubwürdigen Berichten die Kosten der kaiserlichen Hofhaltung während der Congreßzeit täglich fünfzigtausend Gulden in Anspruch nahmen. Zum Diner fungirte nun eines Tages auf der Tafel des Kaisers Alexander als Prachtstück ein Fasan, welchem Schnabel und Füße vergoldet und einzelne Theile seines bunten Federkleides nach der Zubereitung wieder angelegt worden waren. Der kostbare Braten blieb, wie dies bei solchen Schaugerichten üblich ist, unberührt und verschwand von der Tafel. Als der Selbstherrscher aller Reußen am Abend in seine Appartements zurückkehrte, bemerkte er hinter dem Fenstervorhang eines Vorsaales einen nur mangelhaft verborgenen Korb, welcher bei näherer Durchsicht nicht allein den kostbaren Vogel, sondern noch eine Menge anderer Delikatessen und eine erkleckliche Anzahl Bouteillen feiner Weine enthielt.

Der Czar ahnte den Zusammenhang der Dinge und um den Gourmand, der diese guten Sachen für sich auf die Seite gebracht hatte, recht empfindlich zu strafen, trug er den Korb sammt dem wohlschmeckenden Inhalt unbemerkt in sein Schlafzimmer, ließ aber sofort den Kaiser Franz und einige Herren des Hofstaates, darunter auch den Oberstküchenmeister Landgraf Joachim Egon von Fürstenberg, für den nächsten Tag zum Dejeuner bitten.

Zu nicht geringer Verlegenheit des letzteren und großer Erheiterung des Kaisers Franz erklärte der Czar, nachdem man sich an den seltenen Delikatessen geletzt hatte, wie er in den Besitz gelangt sei, nicht ohne zugleich die Bitte um Straflosigkeit für den eifrigen Sammler beizufügen, welche auch von Kaiser Franz, der den Weltlauf und Hofbrauch in solchen Dingen gut genug kannte, um nicht allzustreng zu sein, natürlich zugesagt wurde, wobei Franz noch im gemüthlichsten Tone anfügte: „Ja schau'n S', Majestät, so geht's halt bei uns im Kleinen; jetzt können S' Ihnen eine Vorstellung machen, wie's bei Ihnen im Großen hergeh'n thut!" (Geschichtlich.)

Bei einer Praterfahrt, an welcher die allerhöchsten Herrschaften theilnahmen, bemerkte Alexander, daß der Kaiser, im dichten Gedränge von seinen Begleitern getrennt, vom Pferd steigen wollte, um den Wagen einzunehmen, sich aber vergebens nach Jemand umsah, der ihm dabei behilflich sei und das Pferd übernehme. Sofort sprang Alexander selbst ab, hielt dem Kaiser die Steigbügel und leistete ihm trotz Widerstrebens die Dienste eines Stallmeisters, bis das Gefolge sich durchdrängte. Die Menge sah darin einen Beweis der herzlichen Einvernehmens zwischen den Potentaten und brach in Jubelrufe aus, die der Czar gewandt von seiner Person abzulenken und als Ovation für seinen kaiserlichen Gastfreund zu deuten wußte.

Eine der ersten Ehrenbezeugungen, welche den in Wien versammelten Herrschern widerfuhr, war die Ernennung zu Inhabern österreichischer Regimenter. Kaiser Alexander bewog nun seine gekrönten Collegen, als sie einen Ausflug nach Pest machten, als nunmehrige österreichische Oberste vorschriftsmäßig auf Stempelpapier um Urlaub beim Kaiser einzuschreiten, kurz er wußte dem von der Etikette beschränkten, durch die politischen Verhältnisse oft getrübten Verkehr der Monarchen einen gemüthlichen Anstrich zu geben, welcher diese selbst vielleicht, gewiß aber die große Menge über die auftauchenden Schwierigkeiten hinwegtäuschte.

Ein derartiges Bemühen war aber ganz nach dem Geschmack der Wiener, welche, soweit es jedem Einzelnen möglich war, als Mitgenießende und Mitwirkende den lebhaftesten Antheil am Congreß nahmen und sich voll und ungetheilt dem rauschenden Treiben überließen, das die Kaiserstadt an der Donau nach langen langen Jahren wieder einmal erfüllte.

Kaiser Alexander aber besaß die seltene Gabe, sich in seinem Benehmen dem Fühlen und Denken des Volkes anzubequemen und — wenn auch vielleicht nur gemacht und äußerlich — den Volkston anzuschlagen. Und Niemand ist dafür empfänglicher und dankbarer, als eben der Wiener, der vielleicht mehr als billig, Werth darauf legt, wenn man ihm scheinbar gefällig ist.

Während einer militärischen Revue bemerkte Alexander, daß sich ein Landmann vergebens bemühte, den Cordon von Neugierigen zu durchbrechen, welcher die Stelle umgab, wo er mit seinem glänzenden und durch fremdartige Reitergestalten interessanten Gefolge hielt. Er ritt hin, forderte den Mann auf, vorzukommen und sagte: „Sie wünschen gewiß den Kaiser von Rußland zu sehen? Nun, sehen Sie mich nur gut an und wenn Sie nach Hause kommen, vergessen Sie nicht zu erzählen, daß Sie auch mit ihm gesprochen haben."

Wie es in solchen Fällen meist geht, entstanden im Volksmunde eine Menge von Anekdoten, welche wahrscheinlich weniger der Wirklichkeit als dem Eindruck entsprachen, den der Held derselben auf die Menge machte. Am pikantesten ist wohl jene vom Besuche des Kaisers Alexander bei den vielberühmten „Fratschlerinnen" (Höckerweiber).

Eines Tages war bei Hofe die Sprache von den Einzelnspaziergängen der hohen Gäste und wie interessant es für dieselben sei, Studien über den Charakter der einzelnen Volkstypen zu machen.

„Ich habe,“ sprach Alexander bei dieser Gelegenheit, „schon sehr viel Derartiges gesehen und erprobt, nur Eines nicht, was ich für mein Lebtag gern verkosten möchte.“

„Na und das wär'?“ fragte Kaiser Franz neugierig.

„Ich hörte,“ fuhr Alexander fort, „so viel Rühmliches von der Schlagfertigkeit der Wiener Obstverkäuferinnen; da möchte ich denn doch einmal gern ein Pröbchen mitmachen. Verhelfen Sie mir dazu, mon cher frère Franz (mein lieber Bruder Franz).“ So pflegte Alexander nämlich stets den Kaiser von Oesterreich zu nennen.

„Aha,“ erwiderte der Kaiser, „Euer Majestät sein also neugierig auf unsere Fratschlerinnen vom Naschmarkt? — Na, damit kann ich Ihnen schon dienen und no' dazu brauchen S' nit einmal so weit d'rum zu gehen; — die berühmteste von ihnen ist gleich in der Näh'. Vor'm Burgthor sitzt die sogenannte Maschanzger-Kathl — 's ist wahr, ihre Maschanzger (Borstorfer)-Aepfel sein ausgezeichnet, aber 's Weib selber hat, wie die Wiener sagen, eine Goschen (Mund), wie ein Schwert. Wann's also Euer Majestät g'fällig wär, sie bei ihr'm Standl (Verkaufsbude) aufzusuchen, könnten S' allerhand erleben.“

„Das wäre ja köstlich!“ rief Alexander. „Indessen müßte ich denn doch wissen, wie man es anfinge, um sie zum Plaudern zu bringen.“

„Oh, das ist sehr einfach,“ meinte Kaiser Franz. „Da geh'n S' nur hin, fragen, was ein Nagl (Häuflein) Maschanzger kostet, und bieten auf den Preis, den das Weib nennt, die Hälfte oder gar 's Drittel — dann fangt sie schon zum Plauschen an.“

„Gut,“ sprach Alexander, als sich sein Gast erhob, um in seine Gemächer zurückzukehren, „das will ich gleich versuchen; ohnehin ist die Stunde meines gewohnten Spazierganges da.“

Die kaiserlichen Freunde schieden mit einer herzlichen Umarmung.

Unter der Bezeichnung „Burgthor“ müssen sich aber unsere freundlichen Leser nicht einen monumentalen Bau jener Tage vorstellen, wie er z. B. heute sich unter der gleichen Bezeichnung repräsentirt. Das damalige Burgthor war ein kleines, niedriges, finsteres Thor, welches unterhalb der Burgbastei in die Stadt führte.

Es erhob nämlich unmittelbar vor dem hervorspringenden Burgflügel des Rittersaales oder der sogenannten „Nase“ (Vorsprung bei Festungswerken und Bauten), die „spanische Bastei“, auch kurzweg „der Spanier“ genannt, ihre gewaltigen hohen Wälle und vor diesem Festungswerke lag die ihr an Umfang viermal überlegene, aber etwas niedrigere Burgbastei, welche mittelst eines schief gegen die „Bellaria“ (Seiteneingang der Burg) in gerader Linie hinlaufenden Walles mit dem (1872 demolirten) „Paradiesgärtchen“ zusammenhing. Die Mittelspitze der spanischen Bastei wurde im achtzehnten Jahrhundert durchgebrochen, um einer über den Stadtgraben gezogenen Brücke Raum zu machen, wodurch die unmittelbare Verbindung der Burg mit der Burgbastei hergestellt wurde.

Im Hintergrunde dieser Burgbastei schlug der durch sein Kaffeehaus (später das berühmte Daum'sche) am Kohlmarkt, Ecke der Wallnerstraße, bekannte Italiener Johann Milani eine beinahe zwanzig Klafter lange Limonadenhütte auf, welche nach dessen im Jahre 1808 im 79. Lebensjahre erfolgten Tode Peter Corti an sich brachte und die durch ein halbes Jahrhundert sich als der allabentliche Versammlungsort der eleganten Welt Wiens geltend zu machen wußte und es noch viel länger geblieben wäre, wenn nicht die zur Zeit der französischen Invasion 1809 eingetretene Sprengung der Bastionsmauern die gänzliche Demolirung dieses Theils der Bastei nach sich gezogen hätte.

Dieses Kaffeezelt führte mit seinem Vorderplatze den Spitznamen „die Ochsenmühle“, weil die spazierenden Herren und Damen, des beschränkten Raumes

der Bastei wegen, immer und ewig die Runde vor und durch dieses Zelt machen mußten, wodurch allerdings eine gewisse Aehnlichkeit mit dem einförmigen Gange einer solchen Mühle geschaffen wurde. Vor der Kaffeehütte stand eine runde Orchesterbühne, neben welcher zu beiden Seiten im Schatten einer dreifachen Baumreihe die sitzende schöne Welt ihre Reize den Blicken der vorübergehenden Beschauer darbot. Man konnte mit Sicherheit darauf zählen, jede Fremde, auch die höchsten Celebritäten, sei es nun hinsichtlich des Ranges, der Kunst oder der Wissenschaft, Abends auf der Bastei zu sehen. (Bild Seite 481.)

Das „Abends auf der Bastei" ging von Mund zu Mund und hatte noch das Gute, daß damit durchaus keine Ausgaben verbunden waren. Es gab Personen und ganze Familien, die ohne Ausnahme alle Abende dort zubrachten und, wie Titus, den Tag für verloren hielten, an welchem sie nicht „Abends auf der Bastei" gewesen waren.

Man kann sich daher die schmerzliche Sensation denken, welche 1812 die Kunde hervorbrachte, daß die „Bastei" (nämlich die Burgbastei), deren Mauern die Franzosen im October 1809 gesprengt und in den Stadtgraben gelegt hatten, ganz abgetragen werden sollte, um Raum zur Anlegung eines neuen „äußeren Burgplatzes" zu gewinnen. Man konnte sich lange nicht mit der Idee vertraut machen, daß Wien ohne diese Burgbastei bestehen könne und man besuchte den der Rasirung geweihten theuren Erdhaufen nur um so öfter, ja selbst dann noch, als — freilich geschah dies erst mehrere Jahre später — schon statt der vorigen Harmoniemusik die knarrenden Schubkarrentöne der militärischen Arbeiter sich daselbst hören ließen.

Die damals sehr beliebte, eigenthümlich gestaltete Volksschrift „Briefe des jungen Eipeldauers (Bewohner von Leopoldau) an seinen Herrn Vettern in Kakran" — der Vorläufer des durch den Volksschriftsteller Anton Langer (geb. 1824, gest. 1879) zur großen Beliebtheit gebrachten „Hans Jörgel von Gumpoldskirchen" — giebt von jener Gegend das folgende höchst charakteristische und ergötzliche Bild. Nur muß der Leser die damalige Beschaffenheit dessen, was wir heute den „äußeren Burgplatz" nennen, im Auge behalten. Der „Eipeldauer" erzählt also:

„Da kommt der Herr Vetter zuerst auf einen runden Platz und da sitzen die Fratschelweiber (Höckerinnen, von fratscheln, d. h. im Localton ausfragen der Kundschaften, besonders der Dienstboten) wie die Rathsherren zu Eipeldau in einem Kreis herum und da verkauft die eine Aepfel und Birn, die andere Schnecken und die dritte Häring und Sardellen und die Weiber schreien zusammen, daß dem Herrn Vettern das Hören vergeht.

Aber bei jedem Eingang zum Platz sitzen die Kästen (Kastanien)-Braterinnen und die schreien auch den ganzen Tag: „Kommen S' her, meine Herren, i hab' s' als'r warmer'!" und einen Rauch machen s', nicht anders, als wenn man in die Höll' hinein schaute und durch den Rauch muß der Herr Vetter mitten durchgeh'n und das ist oft zum Ersticken. Aber ich weiß schon, warum das geschieht; die Vorstädter werden halt durch den Rauch außen gereinigt werden, bevor man s' in die Stadt hinein laßt!

Hiernach kommt der Herr Vetter zu einen hölzernen Schranken und der ist so künstlich gemacht, daß just ein Mensch durch kann, und da muß sich der Herr Vetter wie in einen Beichtstuhl anstellen, bis den Herrn Vettern die Reih' trifft. Hernach kommt ein schmales Gangl und da können just wieder zwei Menschen neben einander gehen und weil halt das Gangl gar so eng ist, so haben sie's noch enger machen wollen und haben im Gangl einen Standlmarkt aufgeschlagen.

Da sitzt ein Weib, das Guglhupf (Gebäck in Mützenform) verkauft und daneben eine andere mit Kücheln (kleinen Kuchen); hernach kommt Einer, der lauter spanische Röhre (Spazierstöcke) und Weinreben verkauft; und d'ran an sitzt wieder

ein Weib mit Feuerstein und Schwefelkerzen (damaliges Zündzeug); darauf kommen ein Paar junge Bauernmädeln mit kernfrischen Vögeln und die schreien den ganzen Tag: „Kommen S' her, meine Herren, wenn S' Vögeln haben wollen!" Wann aber Sommer ist, so stehen junge Madeln da und tragen den Herren ihre frischen Rosen an. Hernach kommen erst Buben, die verkaufen lebendige Finken, Meisen, Zeisel und Gimpeln und da bleiben die anderen Gimpeln im Gangl stehen und verstellen Einem den Weg.

Wenn sich der Herr Vetter durch's Gangl durchgearbeitet hat, so kommt der Herr Vetter zur Brücke und da ist wieder nur ein Gangl für die Fußgeher und weil das wieder so eng ist, so sitzen hier wieder Weiber mit Aepfel und Limonien oder Schwefelkerzen, oder wenigstens ein Paar Kinder von Bettelleuten auf der Erde herum. Hernach kommt der Herr Vetter erst zum finsteren Thor und da kommt dem Herrn Vettern gleich der Stadtgeruch entgegen."

Eine andere Schilderung über die „Obstweiber vor dem Burgthor" kennzeichnet diese ganz absonderliche Menschengattung in folgender satyrischer Weise:

„Diesen Schlag launigter und talentvoller Weiber hat man von jeher verkannt. Ich will es versuchen, ihr Schutzredner zu sein.

Wer kann sich in unserer Kaiserstadt rühmen, eine so kraftvolle Sprache gesprochen zu haben, als unsere würdigen Gehilfinnen Pomonens (der Obstgöttin) täglich sprechen? Bei so viel Originalität in Gedanken, Worten und Ausdrücken; bei einer solchen Sonorität (Volltönigkeit) der Stimme, die selbst dem Stocktauben verständlich wird; bei einem solchen Muthe und bei solch eindringenden philosophischen Beweisgründen, die aus dem Munde dieser Suade (Maulwerk)-Töchter strömen; bei den Heldenkämpfen, die sie bestehen, sollte noch die Verleumdung ihre Ehre, ihren Ruhm, ihren guten Namen verunglimpfen?

Ich dulde es nicht und will Alles aufbieten um ihren guten Leumund wieder herzustellen und die Wienerinnen auf ihre rüstigen Mitbürgerinnen aufmerksam zu machen.

Sie vertheidigen sich, wenn man ihre Ehre kränkt. Soll ihnen das Recht der Vertheidigung genommen werden? Ist eine Fehde unerlaubt? Giebt es nicht Fehden unter Völkern überhaupt? Keine Streitigkeiten unter Gelehrten, Advocaten, Künstlern, Freunden und Verwandten? Wer hat je gehört, daß der Gebrauch der Waffen im Nothfalle (d. h. zur Nothwehr) verboten ist? Einige dieser Waffen sind von Eisen oder Holz und tödten; die unserer Heldinnen bestehen nur aus Händen und Nägeln und sind in medicinischer Hinsicht von nicht geringem Nutzen. Ich habe sie immer als vortreffliche Mittel wider die Vollblütigkeit, den Scorbut und mehrere andere Krankheiten betrachtet. Daß die Obstweiber einander, wie man sich falsch genug und verleumderischer Weise ausdrückt, die Haare zerzausen und diese, wenn sie ausgerissen sind, dem Winde preisgeben, wird niemand, der Billigkeit liebt, übel deuten. Man sollte ja die Haare so oft als möglich abschneiden, um ihr Wachsthum zu befördern. Ob dies nun vermittelst der Scheere oder der Nägel geschieht, ist gleichviel.

Wer kann ihnen zur Last legen, daß sie das Obst vorkaufen und dadurch gewinnen wollen? Der eher kommt, der mahlt eher, sagt ein einfältiges altes Sprichwort. Sie thun im Kleinen das, was Andere im Großen. Niemand kann ihnen verargen, daß sie das Obst lieber verfaulen lassen, als daß sie es um einen geringeren Preis und in einer größeren Quantität verkaufen.

Es steht ihnen als Heldinnen des neunzehnten Jahrhunderts zu, daß sie immer eine kraftvolle Sprache führen. Nicht Schimpfwörter oder niedrige Ausdrücke entgleiten ihren Lippen. Es sind Worte und Ausdrücke der ungekünstelten Natur, ein wahrer Schrei an's Herz. Wir, die wir uns von dieser Sprache durch

Verfeinerung losgerissen haben, finden Alles derb. Göttliche Derbheit! Göttliche Grobheit! Der verfeinerte Mensch hat keinen Sinn für den primitiven Zustand der Natur, wo unsere Eltern in den Wäldern Eicheln fraßen und mit den gleichartigen Thieren in brüderlicher Eintracht lebten; wo sie über die getreuen Naturlaute nicht errötheten und das schöne Leben der Unthätigkeit lebten. Ich sehe in Euch, Heldinnen des Burgthors! die erste Menschheit wieder, ohne Euch wäre auch die letzte Spur des Urstandes der Natur verschwunden! Darum Heil Euch! Dreimal Heil! Ihr Wiederherstellerinnen der ursprünglichen Menschennatur!

Der Philosoph Marquis d'Argens[1] hat Eures Gleichen mit den Gelehrten verglichen. Seid stolz darauf! Durch Euch könnte manches kraftvolle Wort, mancher originelle Ausdruck, der über Euere Lippen strömt, in die hochdeutsche Mundart aufgenommen werden. Ich empfehle unseren neuesten Sprachforschern das kräftige Wort Laschi (verderbt aus argent, Geld, oder Agio, Aufgeld)-Flegel. Keines kann diesem an die Seite gesetzt werden, keines den Begriff mehr verstärken, als eben dieses.

Wie leicht versöhnen sich unsere Heldinnen mit ihren Mitschwestern, selbst nach den blutigsten Fehden?! Freilich geschieht es öfter, daß während der Versöhnung wieder ein neuer Kampf beginnt; allein dies liest man ja auch in den größten Weltbegebenheiten. — Scheint nicht oft nach einer Feuersbrunst jeder Funke schon erstickt zu sein und doch bricht wieder eine neue Flamme aus?

Heil Euch noch einmal, Ihr Obst-, Fisch- und Limonienweiber! Ihr verdient allen Schutz, alle Achtung, alle Liebe, allen Dank von uns und der Nachwelt. Fahrt fort in Euren heldenmüthigen Unternehmungen und verschaffet uns noch recht oft das Vergnügen, in einiger Entfernung Antheil an den heroischen Situationen nehmen zu können, die Euere Kraft und Eueren Geist so lebhaft aussprechen!"

In diese Scylla nun, wollte sich Kaiser Alexander I. von Rußland aus eigenem Antriebe werfen. Uebrigens war er nicht der erste Monarch, der dies gethan.

Bereits Kaiser Josef II. bekam eines Tages Lust, eine „Frau vom Stande," wie man die Oebstlerinnen ironisch nannte, in ihrer Urwüchsigkeit schimpfen zu hören, denn auch ihm hatte man von den bösen Mäulern der „Fratschlerinnen" schon Manches erzählt und er wollte ihre Virtuosität selbst erproben. Er begab sich also im Incognito auf's „Schanzl" (Obstmarkt an der Donau, noch heute bestehend) und kam gerade recht, wie dort zufällig einem der Weiber das „Obststandl" (Kramgestelle) umgeworfen wurde. Im Nu war der „Häringkopf" (von der Gestalt der aus Stroh geflochtenen Kopfbedeckung stammende Bezeichnung im Volksmunde) in der Höhe und eine Fluth von Verwünschungen ergoß sich in Beziehung auf die Frevelthat, worüber der unbekannte Herr herzlich lachte. Unter dem zahlreichen Haufen, der sich um die Gruppe versammelte, befand sich aber Einer, der den Monarchen erkannte und es läßt sich das verblüffte Entsetzen der „Fratschlerin" denken, als diese den Ruf hörte: „Jessas, da steht ja der Kaiser Josef!" Sie stürzte dem Monarchen zu Füßen, der jedoch lachte, sie beschenkte und davoneilte.

Das allererste Beispiel zu solch' muthvollem Beginnen gab übrigens der berühmte englische Lexikograph Samuel Johnson (geb. 1709, gest. 1784), welcher eines Tages mit seinem nicht minder berühmten Freunde, dem Reisenden Jakob Boswel (geb. 1740, gest. 1795) wettete, er wolle auf den Fischmarkt gehen und ein Weib erzürnen, ohne daß er ein Wort sage, das sie verstehe. Doctor Johnson fing damit an, ohne eine Person anzudeuten, die Fische eines solchen Weibes be-

---

[1] Jean Baptiste de Boyer, Marquis d'Argens, Kammerherr Friedrich's II. und Akademie-Director in Berlin, geistvoller Schriftsteller; geb. 1704, gest. 1771.



Kaiser Alexander von Rußland und die Oebstlerin. (Seite 490.)

fänden sich in einen Zustande, dessen Geruch keine menschliche Nase ertragen könne. Die Frau fuhr sofort den Herrn in ihrer gewöhnlichen herben Sprache an, worauf ihr der Doctor trocken antwortete: „Sie sind ein Artikel, Madame!" — „Nicht mehr, als Sie selbst," war die Antwort. — Sie sind ein Nominativ!" — „Sie . . . Sie . . . Sie . . .!" stotterte die Frau, die vor Wuth kein Wort über die Lippen bringen konnte. — „Sie sind ein Pronomen!" — Das Weib schüttelte ihre Fäuste in sprachlosem Zorne. — Sie sind ein Verbum, ein Adverbium, ein Adjectiv!" (sämmtliche Bezeichnungen aus der Wortbildungslehre) fuhr der Doctor feierlich fort. Das aber war zu viel für die arme Frau; sie sank vor ihren Fischen halb ohnmächtig nieder und weinte vor Wuth darüber, daß man ihr „so entsetzliche Beschimpfungen" in's Gesicht zu schleudern wage.

Doch nun wieder zu Kaiser Alexander.

Er trat vor den Mauthschranken, der sich vor dem Burgthore befand. Er war in Civilkleidung, in langem, nordischem Oberrock und man konnte ihn, seiner stattlichen Haltung nach, für einen pensionirten Militär halten. Bald hatte er die berühmte Maschanzger-Kathl eruirt und wendete sich nun an diese.

„Wie geht es Ihr, liebe Frau?" begann er die Unterredung, welche wir hiermit, als geschichtliche Thatsache, wörtlich mittheilen.

„Na," meinte die Oebstlerin, „'s ging schon gut, wenn nur die Hantigen (Herben, schwer zu Befriedigenden) da drinnen" — auf die Burg, als Wohnung der fremden Gäste deutend — „nit Alles vertheuern möchten!"

„Ei," meinte Alexander lachend, „man sollte glauben, daß gerade durch den Besuch so vieler Gäste recht viel Geld unter die Leute käme?"

„Das schon," war die Antwort, „aber die Waar' wird so vertheuert, daß man sie schon nimmer erschwingen kann. Ich selber muß schon mit Schaden verkaufen, will ich mein Renommée als honetteste und billigste Oebstlerin aufrecht erhalten."

„Also Ihr seid die billigste Verkäuferin, liebe Frau? Nun, so sagt mir, was kostet denn hier das Häuflein Aepfel?"

„Das Nagl Maschanzger? — Fünfzig Kreuzer."

„Oh, das ist wirklich enorm! Zwanzig Kreuzer gebe ich, nicht um einen Pfennig mehr. Ihr seid nicht die billigste, Ihr seid sogar die theuerste Oebstlerin, die mir noch vorgekommen!"

Da war's aus. Gleich einem Wasserfall ergoß sich jetzt ein Strom von Verwünschungen über das Haupt des ihr unbekannten Kunden; mit geballten Fäusten belferte sie fort angesichts des wirklich verblüfft gewordenen Fragers, bis endlich ein Herr, der sich ebenfalls dem Stand genähert hatte, um Obst zu kaufen, und welcher Alexander erkannte, die Frau beim Arm faßte und ihr halblaut zuraunte:

„Um Gotteswillen, Frau Kathl, mach' Sie sich nicht unglücklich — das ist ja der Kaiser von Rußland!" (Bild Seite 489.)

„Was?" schrie die vor Wuth halb sinnlose Frau, „der Schmutzian will ein Kaiser auch no' sein? Geh, Sepherl" — wendete sie sich zu einer Collegin — „setz' ihm dei' Hefen (Topf) auf, so hat er wenigstens glei' die Kron' am Kopf!" (Geschichtlich.)

Da konnte sich Alexander nicht mehr halten; er brach in schallendes Gelächter aus und entfernte sich, höchlich befriedigt von seiner Entdeckungsreise nach der Urwüchsigkeit der Wiener Fratschlerinnen.

Er setzte seinen Spaziergang fort; aber — der Tag der Abenteuer war für ihn noch nicht beendet.

Kaum war er in die Alleereihe des Glacis eingebogen, als er einen jungen russischen Marine-Officier in glänzender Paradeuniform erblickte, der sich wie fremd umsah und augenscheinlich nicht zurecht finden konnte.

Als ihn Alexander erblickte, trat er ihn mit den Worten an:

„Wenn Sie etwas suchen, kann ich Ihnen vielleicht dienen?“

Der junge Mann grüßte ehrerbietig den russischen Officier, für welchen er den Mann trotz seiner Civilkleidung erkennen mußte und der ihn in seiner Landessprache anredete.

„Vielleicht wollten Sie die Güte haben, mir Auskunft zu geben,“ antwortete er. „Ich bin vom Grafen Nesselrode, dem russischen Staatskanzler, ersucht worden, Seiner Majestät dem Kaiser Alexander Depeschen, die aus Rußland eingelangt sind, sofort persönlich zu übergeben; er hat mich in die kaiserliche Burg gewiesen. Da studiere ich eben, wie ich es anfangen soll, um zu dem Monarchen zu gelangen. Könnten Sie also die Güte haben, mir Andeutungen zu geben?“

„Jetzt treffen Sie den Kaiser nicht,“ sagte Alexander, dem die offene Art des Jünglings wohlgefiel, in seinem Incognito bleibend; „derselbe hat vor wenigen Minuten die Burg verlassen, um einen Spaziergang zu machen, von dem er wohl kaum vor zwei Stunden zurückkehren wird. Unterdessen aber würde es mir ein Vergnügen machen, wenn Sie mich auf meinem Spaziergange begleiten.“

Der junge Mann willigte ein. Sie gehen auf dem Glacis fort und führen eine lebhafte Unterhaltung, aus welcher der Kaiser erfuhr, daß der Marineofficier sehr jung in Militärdienste getreten, nie bei Hofe gewesen sei und daher auch den Kaiser nicht persönlich kenne.

Plötzlich machte Alexander eine Wendung und sagte mit Hoheit:

„Jetzt geben Sie mir Ihre Depeschen, denn — ich selbst bin der Kaiser!“

Der Officier brach in lautes Gelächter aus.

„Sie sind der Kaiser?“ rief er. „Ach, das ist köstlich! Wen wollen Sie denn mystificiren?“

„Verlassen Sie sich darauf; — ich bin Alexander der Erste, Kaiser von Rußland.“

„Lieber Herr,“ rief der Officier heiter, „dann kann ich eben so gut Sie versichern, ich sei der Kaiser von China.“

„Ganz wohl können Sie das; — und warum auch sollten Sie nicht der Kaiser von China sein?“

„Nun gut; vindiciren Sie mir das Recht, Kaiser von China zu sein, so bleiben auch Sie der Kaiser von Rußland.“

Alexander lachte herzlich, wurde aber, als er einen entgegen kommenden Spaziergänger erblickte, plötzlich ernst und fragte, ob der Officier deutsch sprechen könne. Als dieser verneinte, eilte er dem sich Nähernden entgegen, sprach einige Worte mit ihm und sagte dann laut zu dem Seeofficier:

„Hier haben Sie die beste Gelegenheit, noch ein gekröntes Haupt kennen zu lernen, und zwar — den König von Preußen.“

Er wendete sich nun an den Fremden — es war in der That König Friedrich Wilhelm der Dritte — und fuhr in französischer Sprache, im ceremoniellen Tone fort:

„Sire, ein Officier meiner Marine, den ich Euer Majestät vorzustellen die Ehre habe.“

„Das wird ja immer besser!“ rief der Marineofficier lachend. „Der eine ist Kaiser von Rußland, der andere Kaiser von China, endlich kommt noch ein König von Preußen — beim großen Czar Peter! wir Drei können uns sehen lassen. — Nun also, wie stehen die preussischen Angelegenheiten? Auf Ehrenwort, Ihr Vorfahre, der große Fritz, und der Ihrige, Czar Peter der Große, waren bedeutende Helden, dennoch hätten sie's meinem Großvater, dem Admiral Espiritoff, schwerlich nachgemacht, als er in der Schlacht bei Tschesme sein Schiff in die Luft sprengte, um daß es nicht den Türken in die Hände falle (1770).“

Diese kühne Behauptung erregte, wie sich denken läßt, den Frohsinn der beiden Monarchen, welcher sich noch steigerte, als der junge Mann sie einlud, sich mit ihm in ein Gasthaus zu begeben und bei einer Flasche Wein das Gespräch fortzusetzen.

Die Monarchen, welchen der Moment viel Spaß machte, willigten ein und man fragte einen Vorübergehenden um einen comfortablen Gasthof in der Nähe. Dieser nannte ihnen den Gasthof „zu den drei Kronen“ auf der Wiedener Hauptstraße (heute Nr. 13, alt 21). Die Herren begaben sich sofort dahin und am Anfange der Vorstadt fragte Kaiser Alexander einen des Weges kommenden Schusterjungen, um diesen Gasthof.

„Drei Kronen?“ antwortete dieser verwundert. „Den kenn' i' net.“

Plötzlich erblickte der Kaiser an dem betreffenden Hause den Schild, auf welchem die drei Kronen, aus Holz geschnitzt, angebracht waren.

„Da ist ja das Gasthaus!“ rief er „Wie kannst Du sagen, daß Du es nicht kennst?“

Verblüfft besah der Schusterjunge den Schild. Dann meinte er trocken:

„Ja, wann Se net Deutsch reden kinnen! Das san ja de drei Krandln (kleinen Kronen)!“

Die hohen Herren lachten und traten ein. Sie setzten sich zu Tisch und ließen Wein bringen.

„Auf Ihr Wohlsein, Herr Bruder!“ rief der König von Preußen und stieß mit Alexander an.

„Auch auf das Ihre!“ antwortete der Czar. „Schade, daß wir kein Geschütz zur Disposition haben; der Toast wäre dann vollständig.“

„Ah, was das anbelangt, ist bald zu helfen!“ meinte der Marineofficier, zog aus seinem Gürtel ein Pistol und feuerte es zum Fenster des Gastzimmers hinaus. (Noch viele, viele Jahre später, wurde den Fremden das betreffende Fenster, das erste an der Ecke der Paniglgasse, als Merkwürdigkeit gezeigt.)

„Ist das Geschütz auch von kleinem Kaliber,“ sagte der junge Officier, „so ist der Schuß doch nicht minder herzlich gemeint, als wären es mehrere Batterien.“

Der Schuß machte Aufsehen und die beiden Monarchen sprangen vom Tische auf, kamen aber nicht dazu, böse zu sein. Als sie sich entfernen wollten, ließ der Seemann nicht zu, daß sie die Zeche bezahlten, sondern übernahm die Rolle des Gastgebers.

Man erhob sich, ging in die Stadt zurück, und zwar über die Bastei.

Dort zogen alle Vorübergehenden die Hüte ab, was den Seemann denn doch ein wenig verlegen machte. Als aber nun gar der Herzog Armand von Richelieu, General-Gouverneur von Odessa (geb. 1769, gest. 1822, Enkel des berühmten Marschalls und Liebeshelden), sich ehrerbietig näherte und Kaiser Alexander mit „Majestät“ ansprach, sah der junge Mann, welcher den Herzog kannte, da er unter ihm gedient hatte, daß sein Begleiter wirklich der Monarch sein müsse.

Alexander ließ sich nun die Depeschen geben und entfernte sich mit feinem Lächeln.

Am selben Tage erhielt der Seeofficier eine Einladung zur kaiserlichen Tafel, als Revanche für seine splendide Bewirthung im Gasthof „zu den drei Kronen“ und das Zusammentreffen war kein unglückliches zu nennen, denn der junge Held des Abenteuers wurde später einer der ausgezeichnetsten Generäle des russischen Kaiserreiches.

Kaiser Alexander brachte bei der Abendtafel einen Toast „auf die Hantigen da drinnen, die alles vertheuern“ aus und als ihn Kaiser Franz fragte, wer damit gemeint sei, erzählte der leutselige Fürst seine Unterredung mit der

Oebstlerin, am Schlusse beifügend: „Was wahr ist, muß man eingestehen — die Maschanzger-Kathl rechtfertigt ihre Berühmtheit!“

In einer Richtung verstieß Alexander dennoch gegen die Denkart der Wiener — es war dies das Verhältniß zu seiner gleichfalls anwesenden Gemahlin Elisabeth. Es war ein öffentliches Geheimniß, daß Alexander der mit leidenschaftlicher Liebe an ihm hängenden Gattin wohl die tiefste Achtung — aber sonst nichts widmete. Man wußte nicht allein, daß er in Petersburg seine Zärtlichkeit der Gemahlin des Oberstjägermeisters, der schönen Maria Antonia Narischkin, widmete, sondern auch in Wien wollte man bemerken, daß die verwitwete Fürstin Gabriele Auersperg, geborene Lobkowitz, von ihm bevorzugt wurde. Er nannte sie la beauté qui inspire seule du vrai sentiment (die Schönheit, welche allein echtes Gefühl einflößt) und erschien, sobald es die Etikette nur erlaubte, stets an ihrer Seite, nie an jener der Kaiserin Elisabeth.

Dieser auffälligen Vernachlässigung gegenüber nahm das Wiener Publicum, so sehr es auch selbst Alexander zugethan war, doch die Partei der Kaiserin und bezeugte der gedrückt und leidend aussehenden Fürstin, so oft sie sich zeigte, die zarteste Aufmerksamkeit. Obwohl im allgemeinen Wien eben kein Boden war und ist, wo das Geschlecht der ägyptischen Josefe oder der Lucretien überzahlreich vertreten wäre, sondern eine tüchtige Portion gesunder Lebensluft auch in erotischer Beziehung herrscht, stellte man doch Vergleiche mit dem musterhaften häuslichen und Eheleben des Kaisers Franz an, die nicht zu Gunsten des gefeierten Gastes ausfielen.

Im Gefolge des Czaren befand sich wohl der Gatte seiner heimischen Favorite, jedoch diese selbst nicht, und auch der Oberkammerherr Narischkin, ein Bruder des ersteren. Durch die Mutter Peter des Großen, welche aus ihrem Geschlechte stammte, waren die Narischkin's dem kaiserlichen Hause verwandt und nahmen deshalb eine bevorzugte Stellung ein. Unter den Eingeweihten erzählte man sich allerlei ergötzliche Indiscretionen, welche sich der in so eigenthümlicher Weise bevorzugte Oberjägermeister gegen seinen kaiserlichen Herrn erlaubte, um die philosophische Resignation zum Ausdrucke zu bringen, mit welcher er die — Auszeichnung seiner Gattin ertrug.

Als ihn Kaiser Alexander einst nach dem Befinden seiner Kinder frug, entgegnete er trocken: „Welchen widerfährt die Ehre dieser Erkundigung Eurer Majestät? Meinen Kindern oder jenen der russischen Krone?“ Noch deutlicher drückte er sich ein anderesmal aus, als der Kaiser des Liebreizes seiner beiden kleinen Töchter gedachte. „Aber Eure Majestät sind ja zu gütig,“ sagte er mit dem Ton der Bescheidenheit, „die zweite verdankt ja ihre Vorzüge Eurer Majestät!“

In Begleitung des Kaisers Alexander befand sich auch sein Bruder, Großfürst Constantin, welcher ihm in jeder Beziehung unähnlich war, bis auf die herkulisch gebaute Gestalt. In den Gesichtszügen von abstoßender Häßlichkeit, roh und gewaltthätig im Benehmen, glich er in mehrfacher Beziehung seinem unglücklichen Vater Paul I. in dessen letzten Lebensjahren. Er brachte es übrigens, wenn auch mit ganz anderen Mitteln als sein kaiserlicher Bruder, gleichfalls zu einer Art von Popularität in Wien — freilich zu keiner charmanten, denn man wußte nichts von ihm zu erzählen, als Ausbrüche seines Ungestüms.

Vom Kaiser Alexander erzählte man sich, daß er bereitwillig der Bitte des enthusiastischen Schneiders nachgekommen sei und auf das Maß der Obersten-Uniform seines ungarischen Infanterie-Regimentes (Nr. 2, führt diesen Namen für immer) seinen Namenszug gesetzt habe. In ganz anderer Weise machte sich Großfürst Constantin dem Kleiderkünstler unvergeßlich.

Das Collet des ihm verliehenen Kürassier-Regimentes wollte schlechterdings nicht passen, obwohl der bedrängte Meister schon zu allen Kniffen seines ver-

schönernden Metiers gegriffen hatte. Endlich meinte er doch schüchtern, die „hohen Hüften Sr. kaiserlichen Hoheit" dürften die Schuld tragen, erzürnte aber dadurch den Großfürsten so, daß dieser mit den Pallasch auf ihn losging und er sich nur durch einen eiligen, der berühmten Schneidercourage entsprechenden Rückzug salviren konnte.

Die österreichische Uniform sollte denn auch schließlich die Ursache der plötzlichen und nicht ganz freiwillig erfolgten Abreise des Großfürsten werden. Das ihm verliehene Regiment, jene berühmten Kürassiere, welchen man die Rettung Ferdinand II. zuschrieb, als er in der Hofburg von den protestantischen Ständen bedrängt wurde, hatte zum Regiments-Commandanten, einen der ersten Adelsherren des Reiches, den späteren Feldmarschall Fürsten Alfred Windischgrätz. Man brachte demselben damals in Wien, wegen seiner ritterlichen Erscheinung und des Glanzes seiner Haushaltung, Sympathie entgegen.

Großfürst Constantin, der bei Festlichkeiten und in den Salons keine besondere Rolle spielte, gefiel sich in der kleidsamen österreichischen Uniform, welche seine massige Gestalt, trotz der „hohen Hüften" zur Geltung brachte und ordnete fast jeden Tag eine Ausrückung seines Regimentes an, womit er an und für sich seine Befugnisse als Inhaber überschritt. Indeß ließ man ihn gewähren und er exercirte Tag für Tag mit seinen Kürassieren, daß Reitern und Pferden der Athem, dem Fürsten Windischgrätz aber fast schon die Geduld ausging.

Endlich riß aber diese doch, als der Großfürst dem Regimente Evolutionen zumuthete, von welchen in keinem österreichischen Reglement ein Wort stand, und Reiterstücke verlangte, die den Hälsen der Reiter, den Beinen der Pferde gefährlich zu werden drohten. Mit gemessenen Worten bedeutete der Fürst dem Inhaber, daß er eigentlich für Ausbildung und Zustand des Regimentes verantwortlich sei und daher solche Verstöße gegen das Reglement nicht zulassen könne.

Gewöhnt an den stumpfsinnigen Gehorsam, welcher in der russischen Armee die erste kriegerische Tugend bildet, brauste Großfürst Constantin furchtbar auf und machte eine Geberde nach dem Antlitz des Obersten, welche verschiedene Deutungen zuließ und auch erfuhr. Theils als bloße drohende Geste aufgefaßt, hieß es andererseits der Großfürst habe nach dem Ohr des Obersten gelangt oder diesem gar eine noch demüthigendere Beleidigung zugedacht. Wie dem auch sei, Fürst Windischgrätz entzog sich durch ein rasches Pariren seines Pferdes dem Machtbereich der derben Hand Constantin's, versorgte sofort den Säbel, übergab das Commando dem rangältesten Stabsofficier und verließ die Truppe. Unter Einem erstattete er die Meldung dem Commandirenden von Wien, Herzog Ferdinand von Württemberg, dem Großfürsten aber sendete er, als damals noch „souveräner" Reichsfürst sich für gleichberechtigt haltend, eine Ausforderung.

Die mißliche Sache blieb natürlich kein Geheimniß und kam auch dem Kaiser Alexander zu Ohren, der höchlich entrüstet, den barschen Bruder zwang, durch eine passende Entschuldigung den „unliebsamen Mißgriff" gut zu machen und ihn dann zur Verhütung ähnlicher Ausbrüche seines unbändigen Charakters schleunigst nach Polen auf seinen Statthalterposten zurücksandte.

Die Affaire hatte aber noch ein tragikomisches Nachspiel, in welchem man die rächende Einflußnahme des Beleidigten erkennen wollte. Auf der Heimreise kam der Großfürst in die Nähe der Familiengüter desselben. Bei einem Pferdewechsel legte man dem Wagen, welcher niemand enthielt als den Großfürsten und seinen Adjutanten, ein Viergespann trefflicher Pferde, gelenkt von einem frischen Burschen mit blitzenden Augen vor. Anfangs geht es im Flug dahin, aber bald erlahmt der Lauf und die Thiere schleppen sich nur mehr langsam weiter, ohne vom Kutscher angefeuert zu werden.

Der Großfürst wird ungeduldig und mahnt mit seinem nicht allzu großen deutschen Sprachschatz wiederholt zur Eile, was aber nur zur Folge hat, daß die

Pferde, sich selbst überlassen, endlich in Schritt verfallen und ganz still zu stehen drohen. Wüthend springt der Großfürst im Wagen auf, bearbeitet unter einem Sturzbad von Schimpfworten den Burschen mit den Fäusten und schopfbeutelt ihn tüchtig.

„Weißt du jetzt, was ich will, Hundsblut?" donnerte er ihn an.

„O ja," entgegnete der Kutscher, der die Mißhandlung stoisch ertrug; „es muß wohl etwas am Geschirr in Unordnung sein."

Damit springt er vom Kutschbock, während der Großfürst sich wieder in den Pelz wickelt und nach der erwünschten kleinen Bewegung im Wagen zurücklehnt.

Aber die Behaglichkeit sollte nicht lange dauern; mit raschen Schnitten durch die Stränge trennte der Bursche die Pferde von dem Wagen, jagt drei derselben mit einem Peitschenhieb in der Richtung der verlassenen Station und schwingt sich auf das vierte, mit dem er zum Wagen heranreitet. Bevor die Insassen des Wagens noch eine Frage thun können, fällt ein Hagel von Peitschenhieben auf den Großfürsten herab, die umso empfindlicher werden, je mehr er sich aus dem schützender Pelz herauswickelt.

Als es ihm und seinem Begleiter endlich gelingt, den Wagen zu verlassen, sprengt der Bedränger mit einem höhnischen Zuruf querfeldein und überläßt es dem blutigen, von Striemen bedeckten Prinzen, zu Fuß den Weg fortzusetzen. Da die auf Reclamation eifrig durchgeführten Nachforschungen nach dem kecken Thäter ganz ohne Erfolg blieben, wollte man vermuthen, daß es Jemand gab, der ein Interesse hatte, denselben vor dem Erwischtwerden zu schützen.

Der Bedeutung nach stand unter den fürstlichen Gästen des Congresses am nächsten der König von Preußen Friedrich Wilhelm III. Nach seinem ganzen Wesen aber trat er vor Kaiser Alexander weit in den Schatten. War er mit seinem Ernst und der schlichten Geradheit, die ihn auszeichnete, auch der bei Weitem tüchtigere und zuverlässigere Mann, so vermochte er eben nicht durch diese Eigenschaften sich neben der glänzenden, beweglichen Erscheinung des russischen Kaisers zur Geltung zu bringen.

Während Alexander's Mund von geistreichen Aperçus (Bemerkung), artigen Wendungen und Scherzen überfloß, war Friedrich Wilhelm III. von einer sprichwörtlichen Wortkargheit und konnte sich kaum zu einer zusammenhängenden Rede zwingen, statt seiner gewohnten kurz herausgestoßenen Sätze. Während man von Alexander eine Menge Witzworte erzählte und ihm solche unterschob, konnte vom König von Preußen nur ein Bonmot berichtet werden, das allerdings nahe genug lag und nur wegen der politischen Nebenbedeutung bemerkenswerth war.

Wenn es die höfische Etikette erlaubte, entzogen sich die Gäste des Kaiserhauses hie und da der immerhin einen gewissen Zwang auferlegenden Gastfreundschaft.

Dann versammelte der Mittagstisch in dem noch in unsere Tage reichenden Hotel „zum römischen Kaiser" die illustresten Kreise und dessen Speisesalon wurde gleichsam die Börse, an welcher man nicht allein die an Pikanterien überreiche chronique scandaleuse des Congresses colportirte, sondern auch die spärlichen Nachrichten, welche aus den Conferenzzimmern über die Berathungen drangen, besprach und commentirte. Da diese Zusammenkünfte eine gewisse Berühmtheit genoßen, speiste auch Friedrich Wilhelm III. einst dort, antwortete aber auf die Frage: wie es ihm beim „römischen Kaiser" gemundet hatte, in seiner gewohnten trockenen Weise: „Nicht übel, nicht übel, aber — beim Kaiser von Oesterreich schmeckt es mir besser."

Da von mehrfachen Seite auch die Wiederaufrichtung der römisch-deutschen Kaiserwürde beim Congreß betrieben wurde — ein Vorschlag, der begreiflicher Weise nicht nach dem Geschmacke des Königs war — so enthielt diese scheinbare Artigkeit auch eine politische Pointe, welche vielleicht nicht beabsichtigt, aber deshalb nicht minder wirksam war.

Uebrigens war der König ein eifriger Besucher der öffentlichen Promenaden und schien auch in den Soiréen der Wiener Aristokratie mehr Vergnügen zu finden, als bei den pompösen Hoffestlichkeiten. Besonders gern besuchte er das Haus des damaligen Finanzministers Grafen Zichy und man wollte wissen, daß es die reizende Schwiegertochter des Hausherrn, Gräfin Julie (geborene Gräfin Festetits, Gattin des Grafen Karl Zichy) sei, welcher er huldige. Man schien es für eine gewisse Ehrenpflicht zu halten, daß jeder der Gäste eine heimische Schönheit besonders auszeichne und so mochte es auch kommen, daß man den König mit der Gräfin in Verbindung brachte, welche übrigens vom Kaiser Alexander als beauté céleste (himmlische Schönheit) bezeichnet wurde, und die es verstanden haben soll, dem ein wenig zu pietistischer Frömmigkeit neigenden König sich anzubequemen. Friedrich Wilhelm III. war seit mehreren Jahren Witwer und von seinem jüngeren Bruder Wilhelm und dem Prinzen August begleitet, welch letzterer ein Bruder des bei Saalfeld gefallenen ritterlichen Prinzen Louis Ferdinand war und von bösen Zungen als die „Langeweile des Congresses“ bezeichnet wurde.



Fürst Metternich. (Seite 502.)

König Max Josef von Baiern war mit seiner Gemahlin erschienen, welche eine Schwester der Kaiserin von Rußland, durch ihr zufriedenes und glückliches Aussehen, die Niedergeschlagenheit der letzteren noch mehr hervorhob. Nicht sehr artig, aber treffend, schildert Herr von Nostitz, der scharfsinnigste, aber auch boshafteste unter den vielen Memoiristen des Congresses, den Baiernkönig folgendermaßen: „Er sieht aus wie ein grober verdrießlicher bairischer Fuhrmann, hat aber einen Anstrich von Biederkeit und Rechtlichkeit. Er ist der bürgerlichste König.“

Max Josef war der Schwiegervater des Vicekönigs von Italien Eugen Beauharnais und hatte durchgesetzt, daß derselbe gewissermaßen eine officielle Rolle am Congresse spielte — der einzige Vertreter der verfehmten Familie Bonaparte.

Er erwirkte ihm auch den Titel eines Herzogs von Leuchtenberg.

In politischer Beziehung war Max Josef einerseits der entschiedenste Gegner aller Ansprüche der mediatisirten Fürsten und Herren — denn er hatte eine beträchtliche Zahl „reichsunmittelbarer“ Gebiete verschluckt, andererseits aber wollte er auch nichts davon wissen, daß im Interesse Gesammtdeutschlands seiner Souveränität auch nur der geringste Abbruch geschähe, so daß die Bemerkung des im Gefolge des Kaisers von Rußland befindlichen berühmten deutschen Staatsmanns Herrn von Stein: „der deutsche Patriotismus des Königs Max Josef reiche nicht über die bairischen Grenzpfähle“ nicht ganz ohne Berechtigung war.

Außer der Königin, an welcher die Wiener das behagliche Aussehen einer glücklichen Frau und eine gewisse Hausmütterlichkeit ehrten, waren auch die beiden Söhne, Ludwig, der spätere König, und Karl, anwesend. Der erstere trat in keiner Weise besonders hervor, ward aber wegen seiner Kunstliebe und Freisinnigkeit geschätzt. Bekanntlich bewährte er später als Mäcen und absonderlicher Dichter die erstere Eigenschaft mehr, wie als Regent die letztere. Er war ein gern gesehener Gast bei Bücher- und Bilderhändlern und erwarb unter anderem von dem leidenschaftlichen Kunstsammler Dr. Barth den berühmten Ilioneus des Praxiteles, der aus dem Kunstkabinet des Kaisers Rudolf II. stammte und nach einer absonderlichen Wanderung durch Trödelbuden endlich eine Zierde der Glyptothek in München wurde. (Bereits Seite 395 ausführlich besprochen.)

Populärer als der Baiernkönig, aber nicht eben in vortheilhafter Weise, war jener von Württemberg. König Friedrich war ein unförmlich dicker Herr, dessen Platz an der kaiserlichen Tafel mit einem runden Ausschnitt versehen werden mußte, um für den allen gewöhnlichen Verhältnissen spottenden Bauch Raum zu schaffen. In politischer Beziehung ein Gesinnungsgenosse seines bairischen Nachbars, fand er sich andererseits nicht so gut in die von der napoleonischen Aera nicht unbeeinflußt gebliebenen Familienverhältnisse. Seine Tochter war mit Hieronymus, dem „immer lustiken" Exkönig von Westphalen vermählt und weigerte sich, seinem Befehl gemäß, den Gatten zu verlassen, der ihr aufgedrungen worden war und welchen sie lieben gelernt hatte.


Hofrath Gentz. (Seite 503.)

Sonderbarer Weise wollte sein Sohn, Kronprinz Wilhelm, wieder umgekehrt von der ihm gleichfalls durch politische Rücksichten aufgenöthigten Gattin, der Prinzessin Karoline Auguste von Baiern, nichts wissen und kurz vor Eröffnung des Congresses war die nur dem Namen nach bestandene Ehe getrennt worden. Karoline Auguste, eine durch seltene Herzensgaben ausgezeichnete Dame, ward später die vierte Gattin des Kaisers Franz und steht durch Wohlthätigkeit und Güte noch im segensvollsten Andenken der Gegenwart. Kronprinz Wilhelm sollte aber auf dem Congresse eine geliebte Lebensgefährtin in der Großfürstin Katharina, einer Schwester des Czaren Alexander und verwitweten Großherzogin von Oldenburg, finden. Auch das Schicksal dieser durch Schönheit und Geist ausgezeichneten Prinzessin war ein eigenthümliches gewesen.

Als Napoleon zur Befestigung seiner Dynastie den Entschluß faßte sich von Josefinen zu trennen und eine zweite Gattin aus den europäischen Fürstengeschlechtern zu wählen, dachte man zuerst an die Großfürstin Katharina. Kaiser

Alexander machte auch keine Schwierigkeiten, desto größere aber die Kaiserin Mutter, welche gegen den „Abenteurer aus Corsica" eine unüberwindliche Abneigung hatte. Um diese verhaßte Verbindung unmöglich zu machen, erklärte die Kaiserin Marie, sie habe die Hand ihrer Tochter schon dem Herzog von Oldenburg zugesagt. Alexander fügte sich, diese Heirat aus Abneigung gegen einen Dritten ward vollzogen. Großfürstin Katharina verließ jedoch Rußland nicht, hielt in Twer eine glänzende, durch Uebung aller Künste verschönte Hofhaltung, bis der Tod des Gatten das sonderbare Band löste.

Während des Congresses knüpfte sich ein neues, durch gegenseitige Neigung geheiligtes mit dem Prinzen Wilhelm von Württemberg, dessen Gattin sie auch ward. Wie man sieht, fehlt es auch in den höchsten Kreisen an der Romantik nicht, ja sie wird vielleicht noch erhöht, weil sie gegen so widrige Umstände zu kämpfen hat.

Dem wackeren König Friedrich war aber diese Romantik in seinem Hause kein geringerer Greuel, als ihn der langsame Gang der Congreß-Verhandlungen erbitterte. Ihm schien die Sache so einfach gelöst, wenn jeder das behielt, was er eben im Besitz hatte. Besonders mochte er nichts davon hören, daß seine neue Königswürde auch nur den kleinsten Eintrag zu Gunsten einer Gesammtvertretung Deutschlands einbüße. Aus allen diesen Gründen machte er stets ein furchtbar finsteres Gesicht, das ihn bald bei den Wienern eben so berühmt und bekannt werden ließ, als sein Leibesumfang und seine kuriose Equipage, die aus einem muschelförmigen, nur für seinen kolossalen Körper berechneten niederen Wagen und einem Viergespann von mächtigen Braunen bestand, die von Jokeys in scharlachrothen Westen mit gelben Aermeln gelenkt wurden.

König Friedrich war noch ein Musterbild jener kleinen deutschen Regenten, deren Herrschaft ein verhältnißmäßig unerquickliches Gemisch von Despotismus und patriarchalischem Wohlwollen war.

Von seiner Wohnung am inneren Burg- dem heutigen Franzensplatz aus bemerkte er zu seinem großen Mißvergnügen, daß derselbe alle Tage von einer Masse müßiger Gaffer gefüllt war, welche der ununterbrochen ab- und zufahrenden Karossen harrten. Solche Zeitverschwendung, deren sich seine getreuen Bürger von Stuttgart oder Ludwigsruhe im Angesichte ihres gestrengen Landesherrn nie zu überlassen getraut hätten, brachte ihn auf und er ließ sich den Hauptmann von der Wache holen und bedeutete ihm kurz, diese „Maulaffen" nach Hause zu weisen.

Verlegen suchte der Offizier dem erzürnten hohen Herrn begreiflich zu machen, das ginge nicht an, es sei hierzulande eben so Sitte, wurde aber vom König unterbrochen, der ihm zurief: „So! Saubere Sitten, das! Wenn ich Euch nur alle bei mir zu Hause hätte, ich wollte Euch schon kuranzen!"

Kurz vor Weihnachten machte eine andere Explosion seines Unmuthes dem weiteren Aufenthalte in Wien ein Ende. In einer Conferenz, welcher er beiwohnte, war schon so manche Aeußerung gefallen, die ihn erbittern mochte und als ein Anwalt des reichsunmittelbaren Adels bemerkte, es werde doch nöthig sein, diesen für den Verlust seiner Vorrechte in irgend einer Weise, namentlich auch materiell zu entschädigen, konnte der König nicht mehr an sich halten. Mit heftigen Worten springt er auf — vergißt aber unseliger Weise, daß der Conferenztisch des Ausschnittes entbehrt und hebt daher mit dem kolossalen Bauch die ganze Tafel auf, die sammt Protokollen, Acten, Tintenfäßern, „hurtig mit Donnergepolter" umstürzte. Unter dem selbst in einem so illustren Kreise nicht zu unterdrückenden Gelächter der Anwesenden verließ er sofort die Conferenz und noch am gleichen Abend Wien. Durch überreiche Spenden, einen wahren Ducaten-Regen für die Dienerschaft, kostbaren Dosen und Uhren für das höhere Personal sicherte er sich ein Andenken, wenigstens nach dieser Seite, freilich nicht ohne vom Congreßwitz

mit dem Spott verfolgt zu werden: „er wollte nicht blos dick sein, sondern auch dick thun."

In ganz anderer Weise wieder erregte König Friedrich Christian von Dänemark die Aufmerksamkeit des Wiener Publicums. Man gewöhnte sich bald daran, den hageren Herrn in seltsam unmodischer Kleidung, der auf ein mächtiges Rohr gestützt eifrig spazieren ging und alle Vorstädte aufsuchte, zu respectiren. Er dankte für jeden Gruß und ließ keinen Bettler unbeschenkt, so daß er, wenn seine Gestalt mit dem charakteristischen Antlitz und der schmalen eckigen Stirne irgendwo auftauchte, sofort von einem Gefolge umgeben war, das er in seiner Gutmüthigkeit wiederholt gegen die wohlmeinenden Bemühungen der Polizei in Schutz nahm. In seinem Aeußern mehr einem in der Studierstube eingetrockneten Gelehrten gleichend, als einem gekrönten Haupte, standen seine Neigungen gleichfalls mit der Außenseite in Einklang. Unermüdlich besuchte er alle wissenschaftlichen und humanitären Anstalten, in den ersteren ein reiches Wissen bekundend, die letzteren selten ohne Beweise seiner Mildthätigkeit verlassend.

Als Begleiter war ihm der als Lustspieldichter bekannte, feingebildete General von Steigentesch beigegeben, welcher neben seinem Witz in Wien auch als der größte Gourmand und ausdauerndste Esser bekannt war. In letzterer Beziehung paßte er wohl nicht zum König Friedrich Christian, der womöglich den officiellen Gastereien auswich und ein Musterbild der Mäßigkeit war.

Ganz ungefährdet sollte indessen auch dieser Monarch den gefährlichen Boden Wiens nicht verlassen und durch eine Episode seines Aufenthaltes erhielt er sich noch Jahre lange im Gedächtniß.

Auf einer seiner Streifereien hatte er Gefallen an einer jener entgegenkommenden Damen gefunden, die sich, so wie einst zum Concil von Constanz, auch zum Congreß in überreicher Zahl und in allen Spielarten eingefunden hatten.

Einige Tage vorher hatten jedoch einige junge Lebemänner in der Wohnung der wirklich auffällig hübschen, noch nicht bis zur Reue durchdrungenen sündigen Magdalena ein Gelage abgehalten und dabei so spectaculirt, daß eine Beschwerde bei der Polizei einlief. Diese verstand aber — und bei dem enormen Andrange der verschiedensten Elemente wohl mit Recht — keinen Spaß und ließ die Schöne durch einen ihrer Sendlinge vorladen, was ziemlich gleichbedeutend mit der sofortigen Vornahme einer zwar ungefährlichen aber äußerst unangenehmen Procedur war, die mit einer von robuster Weiberhand geschwungenen Birkenruthe vollführt wurde.

Im Momente aber als die ominöse Botschaft kam, weilte gerade König Friedrich Christian im Boudoir der Schönen, welche, die Botschaft ahnend, sich rasch faßt und den Schutz des Inselherrschers anruft. Dieser kann den Thränen in so reizenden Augen nicht widerstehen, giebt sich den Polizeiagenten zu erkennen und reclamirt die liebenswürdige Sünderin für sein Gefolge, wodurch sie jeder anderen Gerichtsbarkeit entzogen wird.

Ueberschüttet von Dankbarkeitsbeweisen faßte der König nun ein wärmeres Interesse an seinem Schützling, soutenirte sie überreich, erschien mit ihr — natürlich maskirt — sogar auf der Redoute und machte aus seiner Passion so wenig Hehl, daß der Gegenstand derselben in den höheren Kreisen ganz offen als die „dänische Dubarry," vom Volkswitz aber treffender, nebstbei verballhornt, als „Prinzessin von Tandelmarkt" bezeichnet wurde.

Wenn sich der König auch hütete, sie mit in sein Reich zu nehmen und auf diese Weise den ersteren Vergleich wahr zu machen, sorgte er doch auch nach seiner Abreise großmüthig für sie, so daß sie dem Namen, welchen der Jargon ihr gegeben hatte, alle Ehre machen und in ihrem eigenen Hause auf der Löbl-Bastei wohnen konnte.

Indessen blieb Friedrich Christian von Dänemark gegenüber den Verhandlungen des Congresses nicht theilnahmslos und so wie jeder Andere, hoffte auch er irgend einen Vortheil oder ein Stückchen Land aus der großen Theilung für sich zu erhaschen. Aber es gelang ihm nicht, im Gegentheile mußte er den Anschluß Norwegens an Schweden zugeben, ohne eine Entschädigung zu erhalten. Dieses schmerzliche Gefühl trieb sogar seinen gelassenen Ernst zu einem Bonmot.

Als er sich von Kaiser Alexander verabschiedete, sagte dieser verbindlich: „Eure Majestät nehmen alle Herzen mit!"

„Ja wohl," entgegnete er mit schmerzlicher Resignation, „aber auch nicht eine Seele!" Nach dem diplomatischen Sprachgebrauch wurde nämlich die Bevölkerung der zu vertheilenden Länder als „Seelen" bezeichnet, woraus man wohl hätte die Warnung ziehen können, nicht gar so unbekümmert um ihr eigenes Wünschen und Fühlen darüber zu verfügen.

Die anderen Fürstlichkeiten, welche am Congreß erschienen waren, verschwanden im Glanz der Kaiser- und Königskronen. Interesse beansprucht höchstens noch der Großherzog von Weimar, Karl August, der berühmte Freund Goethe's, der mit seiner Schwiegertochter Marie, gleichfalls einer Schwester des Kaisers Alexander, erschienen war und von dem Spötter sagten „er lebe auch am Congreß so burschikos fort, wie immer, als wäre die Welt nur wegen ihm da und er ihr durch unversiegbare Lebenslust verbunden" — ein Spott, von dem die Herren wohl nicht ahnten, daß er eigentlich ein Lob sei.

Von den kleineren deutschen Fürsten, die in Person von vier Herzogen, einem Kurfürsten und einer Wolke von Fürsten und Prinzen vertreten waren, machte sich der regierende Herzog von Coburg durch seine bis an die Grenze des Erlaubten gehenden Abenteuer und durch einen, gleichfalls von Kaiser Alexander beigelegten Zwist mit dem Großfürsten Constantin, bemerkbar.

Man sprach in einem hohen Zirkel von dem Treiben des Herzogs, da nahm der sonst schweigsame Constantin das Wort und sagte geringschätzig: „Duc? duc? il règne sur six paysans et deux chirurgiens de village!" (Herzog? Herzog? Er herrscht über sechs Bauern und zwei Dorfbader!)

Auch in hohen Kreisen wird alles eher verschwiegen als eine Bosheit, so kam die Aeußerung zu den Ohren des Herzogs, der energisch reclamirte, bis Kaiser Alexander, der mindestens den Frieden am Congresse erhalten wollte, wenn er schon nicht durch denselben gesichert werden konnte, was allerdings oft recht zweifelhaft erschien, seinen Bruder zu einer formellen Entschuldigung verhielt.

Viel günstiger war der Eindruck, welchen der Bruder des Herzogs, Prinz Leopold, machte und man schrieb es später namentlich dem Vertrauen, welches seine Persönlichkeit erweckte, zu, als er mit Zustimmung aller Mächte den neugegründeten Thron von Belgien bestieg.

Ohne der Ehrfurcht vor sämmtlichen Fürstlichkeiten, welche den Congreß schmückten, etwas zu vergeben, darf man doch sagen, daß sie mehr oder weniger nur ein Schmuck und eine Staffage desselben waren. Seine Bedeutung und seinen Charakter erhielt er durch die Staatsmänner, welche mit Aufgebot all ihrer Kunst, wie so oft früher und später, glücklich die Aufgabe lösten, einen großen und bedeutenden Moment in eine Reihe von Nichtigkeiten zu zersplittern.

3. Die Diplomaten des Congresses.

Jeder Staat hatte Sorge getragen, zum großen diplomatischen Kampfspiel solche Vertreter nach Wien zu schicken, deren Klugheit und Gewandtheit oder deren persönliches Ansehen eine Erfüllung jener kleinen oder großen Wünsche und Begehrlichkeiten zu fördern versprach, ohne welchen auch kein einziger Staat am Congresse erschien.

Da war es nun ganz sonderbar, daß, nachdem man den Pariser Frieden mit Uebergehung Frankreichs geschlossen hatte und lange im Zweifel war, ob man dem Besiegten eine Stimme im leitenden Comité der vier Mächte (Oesterreich, Preußen, Rußland, England) einräumen solle, bald alle Fäden der vielverzweigten Verhandlungen in der Hand des französischen Staatsmannes zusammenliefen und er in den wichtigsten Fragen den Ausschlag gab. Unleugbar ist Fürst Talleyrand (Bild Seite 176) unter den Staatsmännern und für alle Zeiten das Musterbild eines Diplomaten mit allen Vorzügen und Fehlern dieses Standes, der nicht ganz ohne Grund für gewöhnliche schlichte Menschenkinder etwas Unheimliches hat.

Wenn man die sonderbare Laufbahn dieses Mannes überblickt, — wie er als nachgeborner Sohn eines alten Adelsgeschlechtes zum geistlichen Stand bestimmt wurde und als geistreicher kleiner Abbé in den Salons empfindsamer und philosophirender Damen figurirte; dann nach altem Brauch mit einer gutdotirten Präbende ausgestattet wurde und schon unter dem Wetterleuchten der Revolution den Bischofsitz von Autun bestieg; in der Notablen-Versammlung einer der Ersten seines Standes war, welcher sich entschloß, resolut mit dem nicht mehr aufzuhaltenden Strom zu schwimmen, am Marsfeld die Messe beim Constitutionsfest celebrirte, um bald darauf als Conventsmitglied für die Aufhebung jedes Cultus und gegen das Königthum zu stimmen, ja sich sogar mit der neu creirten Göttin der Vernunft abzufinden; wie er, geschmeidig zwischen den zerstörenden Wogenschlägen der Revolution durchschlüpfend, sein Haupt glücklich rettete, sich allen Parteien angenehm und nothwendig zu machen wußte und nacheinander Minister des Directoriums, des Consulats und des Kaiserreichs wurde, um schließlich, nachdem er in seiner Person alle Wandlungen seines Vaterlandes in den letzten zwei Dutzend Jahren repräsentirte, auch den rückkehrenden Bourbons, trotz ihres Hasses gegen alles, was an die Revolution erinnerte, als der Unentbehrliche zu erscheinen; — wenn man einerseits diese merkwürdige Laufbahn überblickte und andererseits zugeben mußte, daß es dieser Mann unter allen Umständen verstanden hatte, seinem Lande zu dienen und dabei sich selbst, dann konnte man sich eines Gefühles von Hochachtung nicht entschlagen und für so wahr man auch das Wort Ludwig's XVIII. über ihn gelten lassen mußte — „ce chat qui tombait toujours sur ses pieds" (diese Katze, die immer auf ihre Füße fiel) — so verlor es doch ihm gegenüber fast seinen malitiösen Beigeschmack.

Zuerst nur widerwillig zugelassen in den hohen Rath, welcher über Europas Schicksal zu Gericht saß, wußte er sich bald eine dominirende Stellung zu erringen. Man war eben nur einig, so lange es galt, das besiegte Frankreich zu strafen, und Talleyrand war klug genug, das Unvermeidliche hinzunehmen und seinem Lande dadurch, daß er die gefährliche Einigkeit der anderen Mächte zerstörte, einen größeren Dienst zu erweisen, als wenn er hartnäckig um einige Streifen Landes am Rhein, der Maas oder Rhone gefeilscht hätte.

Als Meister der Phrase machte er sein berühmtes Wort wahr, daß „die Sprache für den Diplomaten ein Mittel sei, um seine Gedanken zu verbergen." Er sah rasch ein, daß die meisten seiner Amtsgenossen der großen Aufgabe gegenüber in kläglicher Verlegenheit waren und erwies ihnen einen scheinbaren Dienst, als

er ihnen mit der Idee der Legitimität beisprang. In der ersten Sitzung, welcher er beiwohnte, sagte er pathetisch: „Ich bringe Ihnen mehr, als Sie besitzen — nämlich die Idee des Rechtes!"

Begierig haschte man danach und glaubte einen Leitstern durch das Wirrsal gefunden zu haben, man schwärmte für das „legitime Recht," ohne zu ahnen, wie bald sich dieser nach allen Seiten drehbare Grundsatz gegen eigene Wünsche und Passionen kehren werde und daß gerade damit der Zankapfel unter die Sieger geworfen würde.

Unter Berufung auf die Legitimität wußte Talleyrand, gegen den Willen seines Monarchen, der den König von Sachsen nur „den Verräther" nannte, Oesterreich und England gegen die zu fürchtende Vergrößerung Preußens zu stimmen, so daß Kaiser Franz in seiner gemüthlichen Weise, wie heftig er auch Friedrich August zürnte, sagte: „Mein Gott, es ist halt do' ein hart's Ding, einen Regenten vom Thron z'stoßen!" So brachte er es dahin, daß Frankreich's Freundschaft gesucht und noch während des Congresses jene Trippel-Allianz zwischen Oesterreich, England und Frankreich geschlossen wurde, um die in unserer Zeit freilich mit anderen Mitteln erreichten, von Rußland unterstützten Bestrebungen Preußens zu vereiteln.

Talleyrand wußte sich mit vollendetem Tact auch gesellschaftlich in seine eigenthümliche Stellung als Vertreter des besiegten Staates zu finden und trat, obwohl er ein standesgemäßes, von seiner Nichte, der Gräfin von Perigord, repräsentirtes Haus führte, wenig hervor. Seine kleine geschmeidige, durch einen Klumpfuß entstellte Gestalt war mehr in den kleineren Zirkeln, als bei großen officiellen Festlichkeiten zu sehen, bei welchen er sich meist durch seine Begleiter, den Grafen von Noailles und den Staatsrath von Besnardiere, vertreten ließ, welche sonderbarer Weise, wie er selbst, ehemalige Priester waren.

Bald war niemand so umschmeichelt, als Herr von Talleyrand, von dessen vielfältigem, trotz seines kaustischen Ausdrucks unentzifferbarem Antlitz man so gern die geheimen Vorgänge hinter den sorglich gehüteten Conferenzthüren gelesen hätte. Besonders drängte man sich zu seinem Morgenempfang, welcher stattfand, während der Herzog von Benevent — denn die Bourbons bestätigten diesen von Napoleon ihm verliehenen Titel — seine äußerst sorgfältige Toilette machte, sein Haar kräuseln oder auch wohl seinen kranken Fuß baden ließ.

Man hat sich gewöhnt, mit dem Namen eines geschickten Diplomaten allerlei Nebenbegriffe zu verbinden, deren Werth im gewöhnlichen Leben zweifelhaft und anrüchig ist. Unter diesem allgemeinen vielleicht nicht ganz unberechtigten Vorurtheil hat auch Talleyrand zu leiden; — um gerecht zu sein, wird man aber anerkennen müssen, daß er der bedeutendste Staatsmann des Congresses war und die Interessen seines Landes, die er niemals ganz jenen des Souveräns gleichstellte, meisterhaft vertrat.

In ungleich günstigerer Lage war der zweite Staatsmann, welcher dem Congresse noch heute in der Erinnerung seine Signatur giebt — Fürst Metternich; in günstigerer Lage nicht blos als Vertreter eines der Staaten, welche namentlich zum Sturz Napoleon's beigetragen hatten und als selbstverständlicher Leiter der Conferenzen, sondern auch in jeder anderen Hinsicht. Fürst Clemens Wenzel Lothar Metternich (Bild Seite 496) stand zur Zeit des Congresses in den besten Mannesjahren (er war 1773 geboren) und gebot noch vollkommen über jene männliche Schönheit und bestechenden Umgangsformen, welche ihm seine rasche Carrière so sehr erleichtert und aller Orten freundliche fürsorgliche Gönnerinnen erworben hatten. Diese Eigenschaften empfahlen ihn dem Fürsten Kaunitz, der ihn „als guten aimablen Menschen, von der niedlichsten verve (Schwung) und als perfecten Cavalier" schätzte und ihn kurz vor seinem Tode mit seiner Enkelin

Eleonore Fürstin Kaunitz vermählte; sie erwarb ihm aber auch die Gunst einer Reihe einflußreicher Damen, wie der Fürstin Bagration, der Herzogin von Biron-Sagan u. s. w. Selbst als Gesandter in Paris wußte Metternich seine persönlichen Vorzüge zur Geltung zu bringen, da er mit der Schwester Napoleon's, Karoline Murat, in ein intimes Verhältniß trat, das vom kaiserlichen Bruder selbst, in allerdings nicht schmeichelhafter Weise, gebilligt wurde, denn er sagte, als man ihn darauf aufmerksam machte: „Was liegt daran? Während sie diesen Tölpel unterhält, macht sie ihn unschädlich!"

Auch bei Napoleon selbst stand er anfänglich in Gunst und scherzend bemerkte er einmal, Metternich sei eigentlich zu jung, um so ein altes Haus wie das Habsburgische zu vertreten, worauf dieser gewandt, aber für einen Oesterreicher nicht recht passend, entgegnete: „Eure Majestät waren bei Austerlitz nicht älter, als ich jetzt bin."

Kurz nach seiner Berufung zum Minister des Aeußeren, führte er die Unterhandlungen wegen Vermählung der Erzherzogin Maria Luise mit dem französischen Kaiser, über welche Lord Castlereagh bitter scherzte: „Man muß, um ihn zu besänftigen, dem Minotaurus eine österreichische Jungfrau opfern." Damit war aber auch das gute Einvernehmen zu Ende und drei Jahre später sagte Napoleon von dem Fürsten, „er nehme die Politik für nichts als ein Ränkespiel und sei zu nichts weiter gut, als um einmal zu betrügen." Während der Zusammenkunft in Dresden kam es zu harten Worten; der Kaiser warf Metternich vor, er sei von England erkauft und er sei Schuld, wenn Kaiser Franz seine Tochter und seinen Enkel auf einen verstümmelten Thron verweise.

Während die beiden Männer heftig miteinander im Zimmer auf- und abschritten, entfiel dem Kaiser Napoleon der Hut und Metternich hob ihn nicht auf, obwohl er knapp vorbei mußte. Endlich that es Napoleon selbst, verließ aber sofort das Zimmer und brach die Unterhandlung ab. Man hat sonderbarer Weise dem glatten Hofmann fast aus dieser Ungezogenheit, die gewiß nicht am Platz war, ein Verdienst gemacht, — ungerecht im Lob, wie man nachmals hie und da auch ungerecht im Tadel gegen ihn war.

Am Congreß vertrat er mit Geschick und Zähigkeit die österreichischen Interessen oder das, was er dafür hielt. Die folgende Zeit hat das Werk des Congresses nach allen Seiten so gründlich beseitigt, daß es ungerecht ist, ihm allein die Irrthümer zuzuschreiben, denn es waren Irrthümer, welche allgemein und aus den Verhältnissen entstanden waren. Man sollte bei Beurtheilung der Wirksamkeit Metternich's streng trennen, was er als Diplomat that, wo er sich in schwerer Zeit gerade durch seine Geschmeidigkeit Verdienste erworben hat, die einem fester gefügten Charakter versagt geblieben wären — und seiner übrigen staatsmännischen Thätigkeit.

Sein berühmter Helfer in dem schwierigen Werk, das der Congreß auf seine Schultern lud, war Friedrich von Gentz (Bild Seite 497), der ausgezeichnete Publicist, welcher mit seiner Feder Napoleon nicht weniger Schaden that, als die Generäle der verbündeten Heere. Als vollendeter Lebemann in jeder Beziehung, fiel er einer Uebersättigung und Zweifelsucht anheim, welche sein späteres Wirken in eine freiheitsfeindliche Richtung drängte, durch die seine früheren Verdienste ganz in den Schatten gestellt wurden.

Gentz ist ein unwiderleglicher Beweis, daß die glänzendste Begabung ohne Gesinnungstüchtigkeit eine sehr zweifelhafte Gabe ist. Nostitz schreibt von ihm während des Congresses: „Gentz ist alt und grau geworden, Seele und Körper zittern ihm in ewigem Fieberfrost vor physischer und moralischer Erkältung. Dieser Mensch mit dem leicht beweglichen Sinn und der üppigen Lebenslust, ist ein ganzer Philister geworden; das Freie, Geniale ist von ihm gewichen und durch seine bedächtig trippelnde Weisheit wird er nichts Großes mehr wirken."

Die „moralische Erkältung" lähmte in der That Gentz's ausgezeichnete Befähigung und ließ ihn endlich zum bloßen Lohnschreiber der Reactionsepoche herabsinken — die „physische" aber hinderte ihn nicht, noch nach Jahren der feurigste Verehrer der berühmten Tänzerin Fanny Elsler zu sein.

Von den deutschen Staatsmännern nehmen der Fürst Hardenberg und Wilhelm von Humboldt den ersten Rang ein, der erstere war ein wohlmeinender, redlicher Mann von großen Kenntnissen, dabei fortschrittlich gesinnt und von deutschem Patriotismus beseelt. Daß er den gesellschaftlichen Freuden nicht abhold war, läßt sich aus der spöttischen Bemerkung darüber schließen, daß er seine Wohnung am „Graben" in Wien genommen hatte, „einem für Verehrer des schönen Geschlechtes immer anziehenden Ort," setzt ein boshafter gleichzeitiger Beobachter bei. Diese Eigenschaft befähigte ihn indessen mehr zur Vertretung Preußens bei den Vergnügungen des Congresses, als die anderen eben genannten bei den Verhandlungen. Er war kein Diplomat vom Schlage Talleyrand's, Metternich's Nesselrode's, die nun einmal das Uebergewicht hatten, und mußte den Schmerz erleben, seine guten Absichten durch Kniffe und Intriguen vereitelt zu sehen.

Wilhelm von Humboldt, der berühmte Bruder des noch berühmteren Alexander von Humboldt, war für Preußen ungefähr, aber in edlerem Sinne, was Gentz für Oesterreich war: der denkende Kopf, die schaffende und formulirende Feder. Indessen ist er der Nachwelt doch wegen seiner sprachwissenschaftlichen und ästhetischen Arbeiten und als Bruder des größten deutschen Naturforschers bekannter, als durch seine Thätigkeit am Congresse und als preußischer Minister, welche von der mit übermächtiger Gewalt hereinbrechenden Reactionsperiode rasch unterbrochen wurde.

Ein anderer deutscher Staatsmann, welcher in unserer Zeit besonders gefeiert und durch ein Monument geehrt wurde, befand sich beim Congresse im Gefolge des Kaisers Alexander, in dessen Schutz er sich nach seiner Aechtung durch Napoleon begab. Es war dies der Freiherr von Stein, — der Typus eines deutschen Staatsmannes, — geistesscharf, bei allem praktischen Sinn des idealen Zuges nicht entbehrend, trotz der weltmännischen Formen eine gewisse Rauhborstigkeit bewahrend und erforderlichenfalls bereit, die diplomatische Phrase mit einem derben Kraftwort zu vertauschen. Er kämpfte unverdrossen für die Wiederaufrichtung des deutschen Reiches, natürlich unter anderen lebensfähigeren Formen, als es die vor zehn Jahren begrabenen waren. Seine Bemühungen scheiterten am Widerstand der auf ihre Souveränität eifersüchtigen kleinen Fürsten, welche auch Rußland später unterstützte, um, wie Kaiser Alexander entschuldigend sagte, „die russischen Großfürsten und Großfürstinnen künftig mit passenden Mariagen versehen zu können." Stein erwiderte darauf lakonisch: „Das ändert freilich die Sache; ich habe nicht gewußt, daß Eure Majestät aus Deutschland eine russische Stuterei machen wollten."

Als sich während des Congresses der im Gefolge Talleyrand's befindliche Herzog von Dalberg, ein Neffe des letzten Kurfürsten von Mainz und als Sprosse eines alten deutschen Geschlechtes einer der widerlichsten Ueberläufer in das französische Lager, sich bei Stein melden ließ, erhielt er die Antwort: „Wenn der Herzog als Gesandter Frankreichs komme, so werde der Freiherr ihn empfangen; komme er aber als Herr von Dalberg, so werde er ihn die Treppe hinunter werfen lassen." Das war zwar gar nicht diplomatisch, aber deutsch und — deutlich.

Daß jeder, auch der kleinste deutsche Fürst, der sich den ganz unnöthigen Luxus eines oder gar mehrerer Minister erlaubte, mit diesen auf dem Congreß paradirte, ist selbstverständlich. Da aber alle diese Herren weder für die Geschichte des Congresses von Interesse sind, noch sich selbst bemerkbar machten, wird es gut sein, sie der wohlverdienten Vergessenheit zu überlassen.

Besonders zahlreich war das diplomatische und militärische Gefolge des Kaisers Alexander, welcher übrigens unter allen Souveränen den meisten directen Einfluß auf die Verhandlungen nahm.

Als erster Bevollmächtigter fungirte der Graf Andreas Rasumovsky, ein Neffe des Günstlings der Kaiserin Elisabeth von Rußland, — ein durch alle Genüsse entnervter, körperlich gebrochener alter Mann, dessen enormer Reichthum eben so sprichwörtlich war, wie seine Pracht- und Kunstliebe.

Auf einem bisher wüsten Grunde der Vorstadt Landstraße, nahe dem rechten Ufer des Donaukanales, hatte er sich einen prachtvollen Palast erbaut, einen köstlichen Park anlegen lassen, die mit raffinirtem Luxus ausgestattet, einen großen Theil seines Vermögens verschlungen haben sollen. Nachdem schon einmal die prächtigen Räume zu einem vom Kaiser Alexander zu Ehren seiner Schwester Katharina von Oldenburg gegebenen Feste benützt worden waren, brach am Vorabend und während der Vorbereitung zu einem zweiten ein verheerender Brand aus, der den Palast verwüstete.



Die schöne Fanariotin. (Seite 508.)

Wir treten einem Augenzeugen des furchtbaren Anblickes das Wort ab, um ein Ereigniß zu schildern, das seinen unheilverkündenden Feuerschein mitten in die Festlichkeiten und politischen Intriguen des Congresses warf.

Nachdem der wohlunterrichtete Verfasser der „Traditionen" der Pracht der ganzen Anlage einige Worte widmet und als Beweis des maßlosen Luxus mit gutem Fug anführt, daß die „geheimen Gemächer" nicht allein mit Silbergeräthen, Toiletten, sondern auch mit einer passenden kleinen Bibliothek, Springwässern und Wohlgerüche aushauchenden Blasebälgen versehen waren, fährt er fort:

„Die Luftheizung mittelst in die Wand gelegter Röhren, wie sie damals von Frankreich her sich in Wien Eingang verschafft hatte, ward der Keim des Verderbens. Die Feuer der Tag und Nacht für das bevorstehende Fest thätigen Zuckerbäckerei, hatten einen dieser Canäle bis zum Glühen erhitzt und dadurch einen Balken entzündet. So nagte wahrscheinlich schon seit zwei Tagen der Feuerwurm in den Eingeweiden des Opfers während die Tapeziere es lustig mit Prunkdecken und Blumengewinden schmückten. Als in der Brandnacht der Rauch

in die inneren Räume drang, wollte man das Feuer vertuschen, die Quelle aufspüren und nun geschah alles, was in solchen Fällen vermieden, nichts was beschleunigt werden muß. Sobald die Zugluft hinzutrat, brach das kostbare, mit Wachs, Oel und Harz getränkte Getäfel in helle Flammen aus; Tapeten und Draperien gaben die Zündfäden ab, um das Feuer blitzschnell in die entlegensten Winkel zu verbreiten.

Der herbeieilende Kammerdiener hatte eben noch Zeit, den ohnehin an Entkräftung kränkelnden und nur noch von aufregenden Spezereien lebenden Grafen dem erstickenden Qualm zu entreißen. Bald schlugen auf mehreren Punkten die Flammen zu den Fenstern hinaus; alle Thürmer Wiens gaben das Zeichen; Spritzen jagten, Militär zog, Reiter sprengten, die aufgeschreckten Bürger strömten durch alle Straßen hinaus zu der Brandstätte. Da gab es ein wahrhaft sehenswürdiges Schauspiel. Eine ganze Armee war bereits in Thätigkeit; die reiche Umfassung des Parkes theilweise eingeworfen und eine Compagnie Pionniere eben beschäftigt das seltene Strauchwerk der Anlagen niederzuhauen, um den Löschmaschinen Zutritt zu verschaffen. An einem anderen Punkte chargirten Polizeidragoner die andrängenden Massen der Neugierigen, schnitten Häuflein davon ab und trieben sie an die vor der Schloßfront aufgefahrenen Spritzen.

Unterdessen wurden die Menschenmassen immer dichter, langten fortwährend neue Spritzen, Wasserwägen, frische Truppen, Generale, anwesende Freunde des Grafen, Congreßgäste zu Pferde, — endlich die Prinzen, der Kaiser, an. Park und Straße wogten voll Uniformen und Federbüschen, Helmen und Bajonetten, dazwischen die Wasserstrahlen hervorschossen.

Schon war im neuen Palais kein Fenster mehr, aus dem nicht Rauch oder Feuer schlugen, das Kupferdach glühte, — dieser kostbarste Theil der gräflichen Residenz mit den herrlichen Sammlungen, der auserlesenen Bibliothek und allen sonstigen Kunstschätzen mußte als rettungslos aufgegeben und das ganze Bestreben dahin gerichtet werden, auf diesen Herd die Brunst zu beschränken.

In den brennenden Gemächern trotzte noch die eifrige Dienerschaft; ein Kammerdiener wollte durchaus die Garderobe retten und warf ein Dutzend Westen, Beinkleider und Röcke um das andere aus dem ersten Stockwerke in den Park hinab, wo sie von Pferden und Menschen in den vom Löschwasser bereits zum Sumpf verwandelten Boden getreten wurden. Aus anderen Fenstern warf man die köstlich gebundenen Bücher, Kronleuchter, Marmorplatten, Alabastervasen, Silberzeug, Gemälde, ja sogar Uhren, Trumeaux, musikalische Instrumente, zwei Flügel und eine Orgel — wie es sich versteht, ging das alles in tausend Scherben und wurde vom Pöbel trümmerweise fortgeschleppt oder versank in die Wasserlachen. Der Brand war so heftig und unwiderstehlich, daß schon um acht Uhr Morgens alle inneren Räume des Hauptschlosses von den Flammen eingenommen waren und die Löschmaschinen gänzlich zurückgezogen und auf das Absperren der Brunst verwendet werden mußten.

Unterdessen hatte Kaiser Franz das Gebiet der Zerstörung umritten, sich über die getroffenen Anstalten berichten lassen, den Magistraten und Militärhäuptern die äußerste Sorgfalt aufgetragen, dann nachdem er noch eine Zeitlang das grausenhafte Schauspiel betrachtet hatte, stieg er vom Pferd und ließ sich zu dem unglücklichen Grafen führen.

Auf einer etwas erhöhten Stelle des Parkes unter einer entlaubten Platane saß dieser im Zobelpelz und Sammtmütze, nach vorne gekrümmt und bittere Thränen vergießend über den entsetzlich schnellen Untergang seiner Schöpfungen.

Den Kaiser erschütterte sichtbar der Anblick des Tiefgebeugten; er legte ihm tröstend die Hand auf, zog sie aber rasch zurück, als der unglückliche Mann, der sich nicht zu erheben vermochte, sie küssen wollte. Auch hier war der Gartenboden

von den Rädern der Spritzen tief eingeschnitten und von verschüttetem Wasser eingeweicht, — einige der Umstehenden hatten Tact genug, von den nahen Trümmern eines eingerissenen Pavillons Bretter dem Kaiser vorzulegen, der sich wiederholt bedankte und mit: „Schon gut, schon gut!“ weitere Bemühungen ablehnte.

So auf einem Brett hin und herschreitend, beobachtete er den Verlauf der Brunst, glossirte die Wendungen, welche sie zu nehmen schien und sprach dem Hiob auf der Bank fortwährend Trost ein: „Das ist ein großes Unglück! aber wir stehen alle in Gottes Hand! Das kann mir mit meinem Rittersaal, der auch mit Röhren geheizt ist, g'rad so passiren; — das haben wir von unserem Nachahmen der Franzosen!“

Bald darauf ertönte ein allgemeiner Ruf des Erstaunens aus der Zuschauermenge und oben auf der schwindelnden Höhe des glühenden Dachfirstes erschienen zwei Schornsteinfeger in nasse und von der Hitze da oben dampfende Wolldecken gehüllt. Gräfliche Beamte hatten wichtige Papiere vermißt und Prämien geboten; da waren die beiden Waghälse durch einen freien Schornstein hinaufgeklettert und wollten sich durch einen anderen der Kanzlei nächsten, aber bereits brennenden hinablassen. In der Entfernung, wo der Kaiser stand, konnte sich Niemand die Erscheinung erklären, und sogleich sandte dieser einen Officier ab, dem nutzlos verwegenen Unternehmen zu steuern. Allein bevor der Abgesandte am Schloß, die Schornsteinfeger bei jenem Schornstein angekommen waren, borst und rollte mit furchtbarem Donnergetöse die Kupferdecke zum First auf und sogleich schlugen die Flammen thurmhoch empor — wie Mücken in die Kerzenflammen stürzten die beiden Schornsteinfeger in das Glutmeer.

Mit dieser Katastrophe begann das Ende des Drama's. Der nach oben frei gewordene Brand konnte sich auf dem ihm preisgegebenen Herd austoben. Acht Tage lang rauchte der Schutt und währte das Fortschleppen der vernichteten Herrlichkeiten, die jetzt als armselige Trümmer in die Kellerstuben und Dachkammern der armen Teufel wanderten. Den nun auch in die Seele erschöpften Rasumovsky aber erquickte seines kaiserlichen Herrn Theilnahme mit dem Fürstentitel.“

Außer dem Jugendfreund des Kaisers Alexander, dem als Freund der Wissenschaften und Künste bekannten Fürsten Adam Czartoryski befanden sich in der Begleitung desselben von zünftigen Diplomaten noch der Graf Stackelberg, langjähriger Gesandter in Wien, und Graf Nesselrode, der später durch nahezu ein halbes Jahrhundert die auswärtigen Angelegenheiten Rußlands leitete. Von ungleich höherem Interesse waren einige andere Persönlichkeiten, die erst in den letzten Jahren in die Dienste des Czaren getreten waren, entweder aus Haß gegen Napoleon, oder weil sie hofften, den leichtbeweglichen enthusiastischen Sinn Alexander's für ihre Zwecke benützen zu können. Hierher gehörten der General Graf Pozzo di Borgo, ein geborener Corsikaner, der in dem Unabhängigkeitskampf seines Vaterlandes, wie als Deputirter der Nationalversammlung zu Paris eine nicht ganz lautere Rolle spielte, zuerst in englische, dann in russische Dienste trat und zur Zeit des Congresses eigentlich Gesandter in Paris war. Er haßte Frankreich und gebrauchte stets das Bild: „Frankreich ist ein schäumender Topf mit Fleisch, man muß wieder hineinwerfen, was heraussprudelt.“ Uebrigens genoß er den Ruf, mit solchen Phrasen und einzelnen Citaten übermäßigen Staat zu machen und sie in jedem Salon bei halbwegs passender Gelegenheit anzubringen.

Von ungleich höherer Bedeutung war der Graf Capo d'Istria, damals russischer Gesandter in der Schweiz, später als Gründer der Hetärie (Genossenschaft) für die Befreiung Griechenlands thätig, als deren Präsident er durch Meuchelmord fiel. Auch dessen späterer Rivale, Alexander Ypsilanti, wegen seiner seltenen Schönheit von den Damen des Congresses viel gefeiert, hatte sich dem Czar angeschlossen.

Capo d'Istria war ein berechnender Staatsmann, Ypsilanti ein schwärmerischer Brausekopf. Er suchte den griechischen Aufstand von der Moldau und Wallachei aus zu unterstützen, organisirte eine Schaar, die beim ersten Flintenschuß auseinanderlief, mußte nach Siebenbürgen flüchten, wo er verhaftet, zuerst in Munkács und dann in Theresienstadt eingekerkert wurde und nach siebenjähriger Haft todtkrank entlassen in Wien 1828 in den Armen einer seiner früheren Gönnerinnen, Fürstin Rzewuska, starb. Von dem Dutzend Generale, welche Kaiser Alexander begleiteten, sind die aus den Befreiungskriegen bekannten Heerführer Kutusow, Tettenborn, der Kosaken-Hettmann Tschernitschew und der Theoretiker und berühmte Militärschriftsteller Baron Jomini erwähnenswerth.

Interessanter als sie alle ist jedoch der gleichfalls in Wien gewesene General Graf de Witt, weniger wegen seiner bedeutenden Kenntnisse und der von ihm eingerichteten russischen Militär-Colonie, als wegen seiner Abstammung. Seine Vorfahren väterlicher Seite gehörten jener berühmten holländischen Familie de Witt an, aus welcher der Groß-Pensionär Cornelius de Witt stammte. Seine Mutter aber war nicht allein eine der schönsten, sondern auch durch ihr Schicksal eine der merkwürdigsten Frauen und ist durch ihr Bildniß als „schöne Fanariotin" oder „schöne Potocka" auch unserer Zeit noch in Erinnerung. (Bild Seite 505.)

Ihr Vater war ein armer Handwerker in Konstantinopel, aus einer der wenigen Familien, welche noch von der früheren griechischen (fanariotischen) Bevölkerung übrig waren, ja nach einer freilich zweifelhaften Annahme floß das Blut des griechischen Kaisergeschlechtes der Komnenen in seinen Adern. Auf einem Spazierritte bemerkte der damalige schwedische Gesandte bei der Pforte die kleine Sofia, die durch Schönheit, Grazie und als er sich mit ihr in ein Gespräch einließ, auch durch Naivetät und Verstand einen solchen Eindruck auf ihn machte, daß er mit den Eltern des Mädchens in Unterhandlungen trat, die ihm dann auch nach langem Feilschen das Kind contractlich sammt allen Rechten gegen eine Summe von 1500 Piaster abtraten.

Der Gesandte läßt seinem Schützling eine sorgfältige Erziehung geben und als Sofie sechszehn Jahre alt geworden ist und durch Körperschönheit und Bildung gleich ausgezeichnet, beschließt er in sein Vaterland zurückzukehren und sich den Lebensabend durch das so theuer erworbene Mädchen verschönern zu lassen.

Auf der Rückreise, die er zu seinem Schaden auf dem Landweg machte, kam man auch nach Kameniec-Podolski, einer russischen Grenzfestung, in welcher der General Graf de Witt, ein schöner, kaum dreißigjähriger Mann als Gouverneur residirte. Er machte es sich zur angenehmen Pflicht, den reisenden Diplomaten mit besonderen Ehren aufzunehmen, ein Bemühen, das dieser durch längeren Aufenthalt anerkannte, das aber weniger seinem Rang als der schönen Pflegetochter galt, welche ihrerseits auch an dem jungen russischen General mehr Gefallen fand, als an dem alten schwedischen Gesandten. Da dessen Einwilligung nicht vorauszusetzen war, griff Graf de Witt zu einem drastischen Mittel, welches leider nur unglücklich Liebenden dann zu Gebote steht, wenn sie zugleich russische Festungsgouverneure sind. Während eines Spazierrittes des „alten Schweden" ließ der Graf die Festungsthore schließen, die Brücken aufziehen und sich mit der schönen Sofie in aller Form Rechtens durch einen Popen trauen.

Dem vom Erholungsritt rückkehrenden Gesandten wurde unter dem Glockengeläute des Hochzeitfestes von den Wällen herab das Vorgefallene mitgetheilt, sein Gefolge mit allen Geschenken, die er Sofie gemacht hatte, inclusive der 1500 Piaster Kaufpreis, zur Verfügung gestellt und der freundschaftliche Rath ertheilt, möglichst bald eine Luftveränderung vorzunehmen. Dem Armen blieb nichts anderes übrig, denn so bewehrt auch sein Kopf sein mochte, konnte er damit doch keinen Sturm

auf die Wälle wagen und da es auch nicht wahrscheinlich war, daß sein Staat wegen der an sich drolligen Geschichte einen Krieg mit Rußland beginnen werde, zog er mit traurigen Mienen von dannen.

Graf de Witte lebte mit seiner so sonderbar errungenen Gattin herrlich und in Freuden, die nicht geringer wurden als ihm ein Sohn geschenkt wurde — der am Congreß anwesende General. Während einer Reise durch Europa bezauberte die „schöne Fanariotin" durch Liebreiz und Anmuth alle Herzen so, daß Prinz de Ligne sie mit Aspasia verglich, zu deren Füßen Alcibiades und Perikles, Sokrates und Praxiteles saßen und den etwas überschwänglichen Vers auf sie machte:

„Natur hat unsere Zeit gezwungen
Ihr Huldigung zu bringen;
Solch' Meisterstück war ihr noch nie gelungen,
Wird ihr zum zweiten Male nicht gelingen!"

Auch Fürst Potemkin (Bild Seite 456) gehörte zu den Bewunderern der schönen Sofie und scheint diesem Gefühl so lebhaften Ausdruck gegeben zu haben, daß der Graf es vorzog, mit der Gattin wieder ein wenig zu reisen.

In Hamburg traf das Paar auf den aus Italien rückkehrenden Grafen Felix Potocki, einen der reichsten polnischen Magnaten, dem man vielfach eine Anwartschaft auf den freilich schon sehr in's Wanken gekommenen polnischen Thron zusprach. Der feurige Pole verliebte sich ganz gewaltig in die schöne Frau und von ihr vielleicht unterrichtet, wie man um sie freit, wählte er einen nicht minder energischen Weg, als einst der Graf de Witt.

Eines schönen Morgens trat er zu diesem in das Zimmer und erklärte ihm kurz und bündig, daß er seine Gattin liebe und die Gewißheit habe, daß sie dieses Gefühl theile. Um diese angenehme Eröffnung abzuschwächen, präsentirte er dem Grafen eine Anweisung auf zwei Millionen Gulden, die eben nur dann sein Eigenthum würde, wenn er in eine Scheidung willige — wenn nicht, müsse Graf Potocki versuchen, eine solche auf anderem Weg herbeizuführen, wobei er auf ein Paar sehr einladend aussehender Pistolen hinwies.

Graf de Witt mochte in diesem Gang der Dinge die Hand der rächenden Nemesis sehen und fügte sich; er unterschrieb den Scheidungs-Contract, nahm die zwei Millionen und verschwand.

Graf Potocki ward zwar nicht König von Polen, lebte aber hochbeglückt mit der schönen Gräfin Sofie, die ihm mehrere Kinder schenkte. Von den Schätzen, mit welchen er sie überhäufte, ist besonders das Perlenhalsband berühmt geworden, das zwar nur aus hundert Perlen bestand, deren aber jede Tausend Ducaten kostete. Nach seinem Tode lebte sie auf dem mit fürstlicher Pracht eingerichteten Landgut Tulczim, von einem förmlichen Hofstaat umgeben, eine eifrige Gönnerin der Künste und die großartigste Gastfreundschaft übend. Ihre beiden Gatten wie ihr Sohn aus erster Ehe wären wohl schon längst vergessen, wenn sie nicht durch die Erinnerung mit der „schönen Fanariotin," die auf so merkwürdige Weise zu Männern kam, verbunden wären.

Besonders zahlreich war auch die britische Ambassade, an deren Spitze Lord Castlereagh stand, ein kleiner hagerer Herr, dessen Gemüthsart schon damals jene Mischung von Heftigkeit und Schwermuth zeigte, die ihn einige Jahre später zum Selbstmörder machte. Seine Gattin, eine überaus corpulente Dame, erregte unter den höheren Kreisen eben so viel Bewunderung als Lachkitzel, durch die Sonderbarkeit ihrer Toiletten, wie die Equipage des Lord unter dem Publicum auf den Straßen. Wenn Milady bei einem Feste den Hosenbandorden des Gatten als Diadem trug, so machte man im Salonjargon eben solche Witze, wie der Jan-

hagel, wenn die schwerfällige Carosse, an der die altfränkisch-livirte Dienerschaft gleich Fliegen hing und mit mächtigen Rohren allen Wägen zum Ausweichen winkte, durch die Straßen schwankte.

Beliebt waren die Engländer übrigens im Volke ebensowenig, als in den Salons oder am Conferenztisch; sie zeigten sich hier wie dort mit jenem „Stolz Albion's umgürtet," welcher der Impertinenz auf ein Haar ähnlich sieht.

In einer der Conferenzen, welche das Schicksal Sachsens betrafen, platzten die Gegensätze derb aufeinander und in der Erregung warf Friedrich Wilhelm III. den Handschuh auf den Tisch. Lord Castlereagh faßte diese Handlung symbolisch auf und fragte: „Will Eure Majestät damit vielleicht die Geneigtheit zum Krieg andeuten?"

„Vielleicht, mein Herr," entgegnete der König gereizt.

„Ich fragte nur, weil es mir neu ist, daß man ihn ohne englische Guineen führen will," replicirte bissig der Engländer, brutal darauf pochend, daß sein Land den Gegnern Napoleon's Subsidien zahlte.

Schlimmer traf es sein Bruder, Lord Stewart, ein derbgebauter Mann mit breitknochigem Antlitz, auf dem Stolz und Hochmuth sich um die Herrschaft stritten. Er pflegte sein kostbares Gespann selbst zu lenken und nahm dabei nicht viel Rücksicht auf die geltende Fahrordnung. Durch sein regelwidriges Fahren kam er einst in Streit mit einigen Fiakerkutschern, sprang sofort vom Wagen und warf sich in Boxer-Attitude, seine Gegner zu einem regelrechten Faustkampf herausfordernd. Die urwüchsigen Wiener aber verschmähten nun ihrerseits die ihnen unbekannten Regeln, droschen den edlen Lord mit ihren Peitschenstielen wacker durch und fuhren dann davon, so daß es vergebens war, sie ausforschen zu wollen.

Zwar von zarterer Hand, aber nicht minder empfindlich war eine andere Züchtigung, die ihm zu Theil wurde. Beim Verlassen des Theaters erlaubte er sich gegen ein schönes junges Mädchen einige anstößige Vertraulichkeiten, bis sich die resolute Amazone umkehrte und dem Lord unter lautem Beifall der Umstehenden eine derbe Maulschelle und in kräftigen Worten eine kurze Lection in der Schicklichkeit gab.

Am sympathischesten war den Wienern noch der „Held von Jaffa und St. Jean d'Acre," der Admiral Sir Sidney Smith, der sich unabänderlich im blauen Frack präsentirte und nur bei besonderen Anlässen einen auffällig großen Solitär als einzigen Schmuck am Jabot trug.

Neben den verschiedenen Anregungen, welche der Congreß erhielt und unter welchen jene wegen Einführung einer nagelneu erfundenen Universalsprache oder einer allgemein giltigen Kleiderordnung noch bei weitem nicht die Unsinnigsten waren, glaubte auch Sir Sidney Smith nicht zurückbleiben zu dürfen und er veranstaltete im Augarten mit Hilfe des Hoftraiteurs Jan ein großes Piknik, dessen Erträgniß zum Loskauf christlicher Sklaven in Afrika verwendet werden sollte. Mit Ausnahme der Monarchen von Oesterreich und Preußen, die eine reiche Spende schickten, fanden sich alle Fürstlichkeiten und Berühmtheiten zu dem Schmaus ein, für welchen ein Beitrag von drei Ducaten natürlich mit dem Vorbehalt „Standespersonen zahlen nach Belieben" festgesetzt war.

Jan machte seinem Ruf alle Ehre und man befand sich sehr wohl, als Sir Sidney Smith mit einer schrecklich langen Rede über die Grausamkeit der Barbaresken Unbehagen verbreitete. Gegen das Ende der Tafel erschien ein gallonirter Diener mit silbernem Teller, um den Preis des Diners einzusammeln. Kaiser Alexander und der König von Dänemark opfern ihre Ducaten und der Ganymed naht sich heischend dem Baiernkönig. Aber so eifrig dieser Potentat auch in seinen Taschen herumstöbert, er entdeckt keinen Heller und kommt immer mehr in Verlegenheit, je unerbittlicher ihm die Schüssel unter die Nase gehalten wird. Schon macht

sich ein leises Kichern bemerkbar, denn die peinliche Situation des biedern Max Josef war nicht unbemerkt geblieben, als Kaiser Alexander endlich den auf seiner Forderung bestehenden Diener befriedigt und in ein lautes Gelächter ausbricht, dem nun auch die übrigen Tischgäste folgen dürfen.

Der Tafel folgte ein Ball, zu welchem gegen hohes Eintrittsgeld auch das Publicum Zutritt hatte. Damit war aber keine Schranke gegen das Zuströmen von sonderbaren Elementen geboten, so daß alle Fürstlichkeiten und Congreßgäste es gerathen fanden, schnellstens zu verschwinden und das Fest für die Befreiung von Christensklaven unter dem Protectorat des Seehelden schließlich einen Verlauf nahm, der dem edlen Zweck nicht ganz entsprach.

Auch die englischen Bevollmächtigten hatten sich ihren eigenen Congreßkünstler, den berühmten Maler Thomas Lawrence mitgebracht.

Als Lord Castlereagh wegen Eröffnung des Parlamentes nach London gerufen wurde, trat der Herzog von Wellington an seine Stelle, dessen Kriegsruhm ihm die Sympathie der Wiener sicherte, wo sich sein auf dem hageren Körper sitzender beweglicher Vogelkopf zeigte, obwohl der unermüdliche Witz meinte, der „eiserne Herzog" sehe eher aus, als ob er von Steifleinwand wäre. Er kam jedoch erst im Februar 1815 nach Wien, wo die Geister und Körper von Zwist und Vergnügungen schon ermüdet und die Tage des Congresses gezählt waren.

Neben den officiellen Besuchern des Congresses, die nach Hunderten zählten, hatte sich ein größerer Heerbann von Zudringlichen, Neugierigen, Glücksrittern und Spielern eingefunden. Unter den schimmernden Hofkleidern sah man auch den mit Reiherbusch besteckten Turban eines Original-Türken, des Paschas von Widdin, und ein persischer Prinz Manug Bei Mirza bewies, daß schon die Damen des Congresses der Glanz asiatischer Juwelen über die ungeleckten Manieren ihres Trägers hinwegsehen ließ.

Ein, wenn auch noch so flüchtig bezeichnetes Bild des Wiener Congresses würde eines charakteristischen Details entbehren, wenn der berühmte Witzling Karl Prinz de Ligne nicht erwähnt würde. Wenn er auch wegen seines hohen Alters keine eigentlich officielle Function verrichtete, so war er doch der anerkannte Witzbold des Congresses, eine Rolle, die er durch sein ganzes Leben jeder anderen vorzog. Es ist sehr zweifelhaft, ob es lobenswürdig ist, daß sich sein Andenken fast nur um dieser Befähigung willen erhalten hat und man nur so nebenher zu berichten für nöthig findet, daß er ein tapferer Soldat, österreichischer Feldmarschall und Gardecapitän, schöngeistiger und militärischer Schriftsteller, vor allem aber auch ein Lebemann und glatter Höfling war.

Prinz de Ligne kann als der Typus jener großen Herren gelten, welche das Leben als eine Kunst und ein Vergnügen zugleich ansahen und dessen Ernst nur anerkannten, wenn er der spottenden Zunge Anlaß zu Bonmots gab. Die neuere Zeit kennt derlei Erscheinungen nicht mehr und — es ist das auch wohl nicht zu bedauern. Man mag diesen Witz, diese Grazie bewundern, aber bei näherem Zusehen wird man finden, daß sich darunter sehr viel Halbheit und Oberflächlichkeit, Mangel an Gesinnung und Dünkel verbarg.

Die von ihm selbst verfaßte Inschrift auf dem Sommerhaus am Kahlenberg, das er mit Vorliebe bewohnte, lautet: Sans remord, sans regret, sans crainte, sans envie! (Ohne Gewissensbisse, ohne Reue, ohne Furcht, ohne Ehrgeiz!) Vorausgesetzt, daß dies mehr als eine Phrase ist, wäre es wohl noch zu erwägen, ob es dem tüchtigen Manne erlaubt ist, alle diese Regungen zu verleugnen.

Der Congreß traf den Fürsten als Achtziger, nach einem bewegten, an Freuden und Debauchen reichen Leben. Wie er aber mit Vorliebe rosenrothe Kleider trug, was ihm im Volksmunde die Bezeichnung „der rosenrothe Fürst" ver-

schaffte, womit zugleich sein Frohsinn gekennzeichnet werden sollte, und stets die fragwürdige Theorie von der „ewigen Jugend des Herzens" verfocht, so wollte er auch den Vergnügungen und Freuden des Congresses noch die Energie und Aufnahmsfähigkeit des jüngeren Mannes entgegenbringen — und das rächte sich. Während eines zarten Stelldicheins, das auf einer Schelmerei beruht zu haben scheint, die man dem greisenhaften Seladon wohl gönnen könnte, wenn sie nicht so traurige Folgen gehabt hätte, überfiel den vergebens Harrenden ein Schneesturm und Winterregen, die ihm eine Erkältung zuzogen. Ohne sich zu schonen, erschien er weiter bei den Festlichkeiten, setzte sich neuerdings dem Nachtfrost aus, als er von dem Redoutenballe weg in einfacher Kleidung einige Damen zu den Wägen geleitete, und bekam eine Gesichtsrose, die seinen Zustand bald hoffnungslos erscheinen ließ.

„Ich bin dem Aeskulap einen Hahn schuldig," sagte er beim Beginn seiner Krankheit; „meine Mittel gestatten mir nicht zu den Festlichkeiten beizutragen, so will ich dem Congreß wenigstens das Begräbniß eines Feldmarschalls zum Besten geben — das wird doch eine Abwechslung bieten."

Vielleicht nie erwies sich sein Witz sprudelnder und liebenswürdiger als auf dem Sterbebett. „Ich hoffe, man wird bei der Nachricht von meiner Krankheit nur in gutem Sinne rufen: Quelle fatalité! (welches Mißgeschick) und meiner nicht als eines fat alité (bettlägerigen Gecken) gedenken!"

„Meine Aerzte mögen es mir verzeihen, wenn ich nichts von ihnen erwarte," meinte er zu dem ihn behandelnden berühmten Doctor Malfatti. „Ich brachte den Herren ihrer Facultät noch weniger Glauben entgegen, als jenen von der theologischen und doch haben mich diese sogar weder verdammt noch getödtet. Ich hoffe, die Mediciner werden nicht grausamer sein."

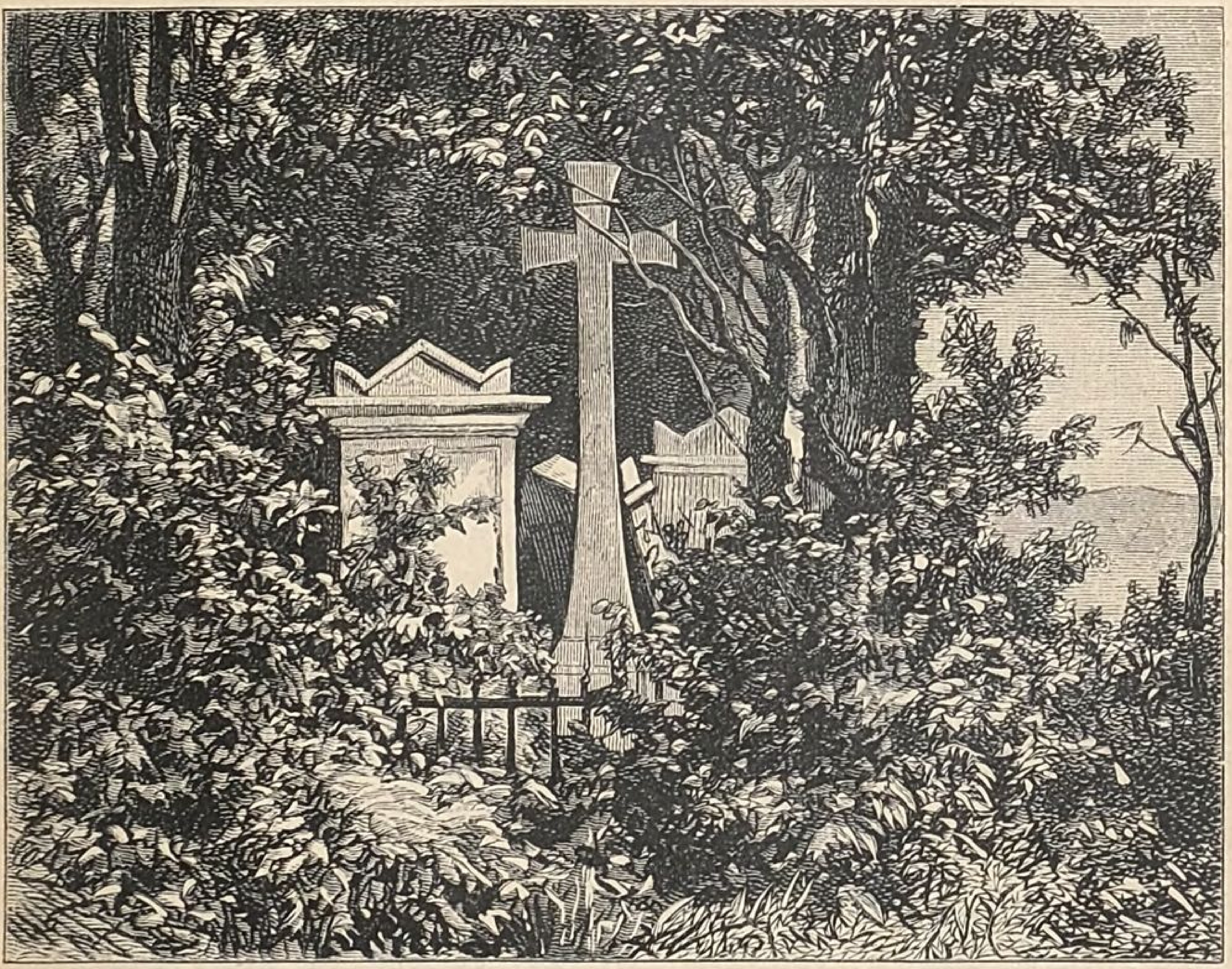
Als sich seine weinende Familie an das Bett drängte und seine Töchter, die Fürstin Clary und die Gräfin Palffy, seine Hände küssen wollten, zog er sie erschrocken zurück: „Was thut Ihr? Ich bin ja noch keine Reliquie! Mein Gott! wie schlimm muß es mit der Jugend aussehen, wenn man mich sogar für einen Heiligen hält!"

Am 13. December 1814 starb er, — vielleicht wirklich nicht ganz unzufrieden darüber, daß sein Tod durch den Gegensatz mit der herrschenden Festesstimmung gewisses Aufsehen machte. Sein Begräbniß wurde in der That zu einem militärischen Prunkschauspiel benützt, dessen Ernst nur ein wenig durch die komische Erscheinung Sir Sidney Smith's beeinträchtigt wurde, der als „Seeheld zu Pferd" in Admirals-Uniform mit gezogenem Degen an der Spitze der Artillerie ritt. De Ligne wurde auf den Kahlenberg bestattet, wo noch heute sein Grabdenkmal zu sehen — ein Granitwürfel, worauf ein Feldherrnstab, eine Papierrolle und einige französische Verse. (Bild Seite 513.)

Prinz de Ligne bildet den besten Uebergang von den Diplomaten und Militärs zum nächsten Abschnitt, welcher die — Damen des Congresses kurz besprechen soll.

4. Die Frauen des Congresses.

Säle und Boudoirs sind jetzt der Schauplatz des Wirkens, und der Frechste ist der Meister," schreibt Oberst Nostitz vom Congresse. „Man behilft sich statt Kenntnissen mit Mystificationen, die mit kecker Stirn im großen Leben gehandhabt werden. Ihr Ursprung liegt in unserem geselligen Umgang in dem Verkehr mit Weibern, eine Bahn, die unsere jetzigen Minister oft durchlaufen sind und deren Künste sie nun in die höheren Geschäfte übertragen, als Ersatz der ehemaligen geistigen und wissenschaftlichen Mittel. Metternich aber ist ein Hauptkünstler auf dieser Arena."



Prinz de Ligne's Grabdenkmal. (Seite 512.)

Ein herbes Urtheil über den Areopag von Fürsten und Staatsmännern, die zusammengekommen waren, um Europas Gestaltung und Geschichte zu regeln! Und doch kann man es nicht für ganz ungerecht erklären, denn es ist gewiß, daß zarte Händchen ebenso bemüht waren, die vielfach verschlungenen politischen Fäden zu lösen oder — wenn es nöthig war, auch noch mehr zu verwirren.

Man nannte neben den Bevollmächtigten und Gesandten fast als gleichberechtigt die Damen, und wenn von dem ängstlich gehüteten Geheimniß des Conferenzzimmers nicht auf anderem Wege etwas zu erhaschen war, so fiel unter geistreichen Plaudereien und Galanterien mancher bedeutsame Fingerzeig von den Lippen schöner Frauen. Die Salons der Gräfin von Perigord, der Fürstin von Thurn und Taxis („ein junges verlangendes Weibchen mit brennenden Augen und starkem Gliederbau, oft gelangweilt und jetzt dem Fürsten Karl Liechtenstein

zugethan"), der Gräfin Bernstorf, der Lady Castlereagh galten eben so wichtig für die Vertretung der Interessen ihrer Länder, wie die Gesandschaftskanzleien.

Zu den einflußreichsten Damen gehörte die Fürstin Katharina Bagration, eine durch Schönheit, Geist und — Schlauheit ausgezeichnete Dame, welche ein Congreßtheilnehmer allerdings sehr verlockend schildert. „Man denke sich ein junges Gesicht, weiß wie Alabaster, von leichtem Rosenroth angehaucht, zarte Züge, eine sanfte, ausdrucksvolle, leicht erregbare Physiognomie, einen Blick, dem die Kurzsichtigkeit etwas Ungewisses und Schüchternes gab, eine Gestalt von mittlerer Größe, aber vortrefflich gebaut und in ihrer ganzen Person orientalische Weichheit verbunden mit andalusischer Grazie."

Wie sie zu diesen letzten Eigenschaften kam, ist freilich schwer zu sagen, da sie eine Tochter des polnischen Generals Skawronski und Großnichte Potemkin's war. Während seines Aufenthaltes in Dresden war Metternich in intime Beziehung zu ihr getreten und sie galt als eine der erbittertsten Feindinnen Napoleon's. Lose Zungen behaupteten, daß englisches Geld, das ihr in Fülle zuströmte, sehr viel Einfluß hatte, — gewiß mehr, wie Andere wissen wollten, als die traurige Thatsache, daß ihr Gatte, der bekannte russische General, im Kampfe bei Mosaisk gegen Napoleon gefallen war.

Noch einflußreicher war die Herzogin von Sagan, gleich intim mit Alexander I. und Metternich, welche ihre Schachzüge der Politik nicht selten mit Hilfe und im Salon der Herzogin ausführten und um deren Gunst und Unterstützung förmlich rivalisirten. Sieger blieb indessen Metternich, worauf nicht ohne Einfluß geblieben sein dürfte, daß ihr erklärter Ritter zu jener Zeit Fürst Windischgrätz war. Sie war eine geborene Prinzessin von Kurland, aus der Familie des vom Stallknecht zum Herzog avancirten Biron, Günstlings der Kaiserin Anna von Rußland, und von ihren beiden Gatten, einem Prinzen Rohan und dem Fürsten Trubetzkoi, geschieden. Nach dem Congresse heiratete sie zum dritten Male, und zwar den Grafen Schulenburg-Vitzenburg. Der berühmte Hormayr sagt von ihr, „sie habe auf dem Congreß Unglaubliches vermocht" und es sei nur ihr zuzuschreiben, daß ein Project, nach welchem Baiern an Oesterreich fallen und der König Max Josef mit Tirol und der Lombardei entschädigt werden sollte, nicht zu Stande kam. Auch sie war eine Todfeindin Napoleon's und schon als solche eine Verbündete Metternich's, von welchem sie selbst nicht ließ, als Kaiser Alexander ihr ziemlich brüsk sagte: „Es gehört sich nicht, daß Sie mit einem solchen Schreiber sich abgeben!"

Auch ihre drei Schwestern waren in Wien anwesend, von welchen jedoch nur die jüngste und schönste, Dorothea, vermählt mit dem Grafen Edmund Perigord, als Nichte des Fürsten Talleyrand und Repräsentantin von dessen Hauswesen, eine politische Rolle spielte. Die beiden anderen Schwestern, Johanna, geschieden von dem Herzog Accerenza, von dem „nichts zu sagen war, als daß er sich die Mühe gegeben hatte, geboren zu werden," und Pauline, vermählt mit dem Fürsten von Hohenzollern-Hechingen, faßten den Congreß lediglich von seiner heiteren Seite auf.

Einer der besuchtesten Salons war jener der Gräfin Eleonora Fuchs, einer zwar nicht mehr in Zenith der Schönheit stehenden, aber äußerst liebenswürdigen und unterrichteten Dame. Bei ihr versammelten sich die specifisch österreichisch Denkenden mit Gentz an der Spitze, namentlich auch die Schriftsteller und Schöngeister des Congresses. Eine Zierde ihres Salons war auch die wunderbar schöne Gemahlin ihres Bruders, des Grafen Gallenberg, welche als Gräfin Guicciardi die heißgeliebte Muse Beethoven's gewesen.

Bei der Fürstin Fürstenberg, einer etwas männlichen Dame von großen Kenntnissen, fanden sich häufig die Fürstlichkeiten ein und es ging so ernst und

gemessen zu, als wäre der Congreß nichts als eine Versammlung von ernsten Staatsmännern und nicht, wie die bekannte Rahel von Varnhagen schrieb: „nun weiß ich, was ein Congreß ist, eine große Gesellschaft, die vor lauter Vergnügungen keinen Zweck hat und nicht scheiden kann."

Es versteht sich von selbst, daß überhaupt die österreichische Aristokratie dem Ruf ihres Reichthumes und ihrer Gastfreundschaft Ehre machte und die Soiréen der Esterhazy, Zichy, Colloredo, Schwarzenberg, Jablonowski, Liechtenstein und wie die Fürstlichkeiten und Gräflichkeiten alle heißen mögen, waren beliebte und selbst von den Monarchen viel besuchte Orte, an welchen man sich ohne Zwang unterhalten und vom drückenden Pomp der officiellen Feste und dem widerlichen Gezänk der Conferenzen erholen konnte.

Welch' reicher Kranz von Schönheiten Wien damals vereinte, mag man daraus entnehmen, daß Kaiser Alexander nicht allein der jüngste, sondern auch galanteste der Congreßgäste, eine förmliche Classification der Schönheit entwarf. Da gab es „la beauté coquette" (Gräfin Karoline Széchény), „la beauté du diable" (Schönheit des Teufels, Gräfin Saurma), „la beaute céleste" (wie schon erwähnt, die von Friedrich Wilhelm III. bewunderte Gräfin Julie Zichy), die von Alexander selbst bevorzugte Fürstin Gabriele Auersperg, welche er zartsinnig als „la beauté qui inspire seule du vrai sentiment" bezeichnete, und schließlich auch „la beauté triviale" (alltägliche Schönheit, in der Person der Gräfin Sofie Zichy).

Um indessen allen vielleicht mißgünstigen Voraussetzungen vorzubeugen, mag beigefügt werden, was der sonst gewiß nicht nachsichtige und eher zu herb urtheilende Nostiz von den österreichischen Damen sagt: „Der Kaiser Alexander ergiebt sich mit einer mehr als gewöhnlichen Aufmerksamkeit dem Umgang der hiesigen Damen, so daß die Fremden fast unzufrieden scheinen. Eine sultanische Auszeichnung findet aber nicht statt und man muß durchaus sagen, daß die Sitten der Wiener durch die Russen nicht verdorben werden. Die aimables vainqueurs (liebenswürdigen Sieger) haben zwar unter dem Vortritt von Tschernischew oft angesetzt, aber nur mit wenig Erfolg, und mancher Siegerruf geht an den Wiener Damen zu Grunde."

In einer Beziehung ist die Epoche des Congresses für das gesellschaftliche Leben von Wien von nachhaltigem Einfluß geworden, denn sie fügte die Plutokratie, den Reichthum ohne die Beigabe des alten Stammbaumes, als ein fast gleichberechtigtes Element ein. Trotz der Uebersättigung an Festen, und obwohl Jedermann sein Bestes, und häufig mehr als gut war, daran setzte, durch Prunk und Eleganz zu glänzen, nahmen doch die Feste der damaligen Geldfürsten Graf Fries, Barone Arnstein, Eskeles, Geymüller, einen hervorragenden Platz ein und wurden von den Congreßgästen mit dem gleichen Eifer besucht, wie jene in hochadeligen Hotels.

Die Baronin Fanny Arnstein (Bild Seite 521), wegen ihres Geistes von Schmeichlern „die Récamier Wiens" genannt, ihre Schwester Baronin Cäcilie Eskeles (beide Töchter des Berliner Bankiers Itzig) und Frau von Geymüller, als „Tochter der Luft" wegen ihres ätherischen Wuchses gefeiert, wußten ihren Häusern einen so vornehmen Anstrich zu geben und den Gästen so viel zu bieten, daß sie mit Vorliebe besucht wurden. Durch sie wurde die Sitte eingebürgert, den Gästen durch Vorträge berühmter Virtuosen einen edleren Genuß zu bieten, und wenn man liest, wie besonders alle Berichterstatter die an den Tafeln der Geldaristokratie gebotenen Freuden des Gaumens begeistert hervorheben, möchte man beinahe schließen, daß es damit nicht in allen anderen Häusern zum Besten bestellt gewesen sei.

Welcher Luxus entfaltet wurde, um Ueberraschendes und Unerhörtes zu bieten, davon nur ein Beispiel. Bei einem Feste im Hause Arnstein war der

Saal in einen Garten verwandelt, von dessen natürlichen Bäumen man frische Pfirsiche, Kirschen und andere Früchte pflücken konnte. Schlug man aber die schweren Vorhänge zurück, so fiel der Blick auf Eisblumen am Fenster und den Schnee auf der Straße, denn man war in dem ziemlich rauhen Januar 1815.

Es ist unbestreitbar — mag man auch von mancher Seite sich darüber öffentlich empören, wie es öfter geschieht — daß zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts die geistreichen Jüdinnen die sogenannte Gesellschaft erst gestaltet haben. Diese Damen wußten die vornehmen jungen Herren zu fesseln durch neue Ideen und geniale Unterhaltungen, denn durch die Einförmigkeit und Formenstrenge der Geselligkeit in ihren eigenen Kreisen waren die Söhne adeliger Familien auf's Aeußerste gelangweilt und sehnten sich nach der Freiheit und Leichtigkeit des Verkehres in den Häusern der reichen Juden, die ihre Kinder, namentlich die Töchter, glänzend erziehen ließen und ihre Gesellschaften mit Ueberfluß und Luxus ausstatteten.

Die Pflanzstätte war Berlin und das berühmteste Haus dieser Art jenes des hochgelehrten Moses Mendelsohn (geb. 1729, gest. 1786). Es war einfach und bescheiden, die formenstrengen Ueberlieferungen des jüdischen Patriarchenthums wurden gewissenhaft darin beobachtet; der Sabbath war geheiligt, die Sammtbinde umschloß das Haar der Hausfrau nach alter Sitte, aber der Geist der Neuzeit hatte doch Eingang gefunden und mit ihm die Gastfreundschaft für vornehme und gebildete Christen. Allerdings ahnte da der Greis nicht, daß seine beiden Töchter Dorothea (dann verheiratete Schlegel) und Henriette (verheiratete Herz), reizende Geschöpfe voll Geist und träumerischer Glut, später ein auffallendes Beispiel der Abtrünnigkeit geben würden, indem sie mit Eifer zum Katholicismus übertraten.

Unter den anderen jüdischen Salons zeichnete sich besonders der des reichen Bankiers Cohen aus. In seinem Hause war die emigrirte Erzieherin der Kinder des Herzogs von Orleans, Stefanie Felicité Ducrest de Saint Aubin, Gräfin von Genlis, „homme de lettres" (Gelehrter) wie sie sich selbst nannte (geb. 1746, gest. 1830), als Gesellschafterin angestellt und ließ französische Komödie spielen. Als man ihr über ihr Talent Lobeserhebungen machte, antwortete sie: „Was wundern Sie sich darüber? Ich habe ja mein Lebelang nichts als Komödie gespielt."

Die reizende Adele Cohen lernte in den Salons ihres Vaters den genialen Abenteurer Leuchsenring, den deutschen Cagliostro (von Goethe und Achim von Arnim geschildert), kennen, und das reiche schöne Mädchen erschien ihm als gar zu lockende Beute. Wenig fehlte und es wäre ihm gelungen, sie zu heiraten, bei Zeiten jedoch rettete sie ihre Verehelichung mit einem preußischen Grafen und machte sie damit den Anfang der glänzenden Heiraten, welche mehrere ihrer Glaubensgenossinnen damals in Berlin schlossen.

Dann war Bankier Meyer, welcher zwei Töchter besaß, die durch ihre Heirat in die Lage kamen, die elegante Gesellschaft zweier Hauptstädte — Wiens und Berlins — zu beherrschen. Sie waren schön und liebenswürdig; schon in frühester Jugend schaarten sich Verehrer mit berühmten Namen um sie. Sarah, die älteste (geb. 1760), wurde von Lessing und Herder gefeiert, Goethe huldigte ihr und wechselte Briefe mit ihr, obgleich sie für etwas einfältig galt und zudem noch närrisch eitel war. Fürst de Ligne war ernstlich verliebt in sie. Sie verheiratete sich mit dem Baron Grothuis, einem lithauischen Edelmann, und machte eines der glänzendsten Häuser in Berlin.

Marianne Meyer, die jüngere Schwester, übertraf sie bei Weitem an Verstand und besaß dabei eine noch verführerische Schönheit, wohl eine weniger Junonische, aber desto reizendere und zierlichere Gestalt. Sie war kalt, klug und

kokett. Auch sie verstand es, den Frauenkenner Goethe zu bezaubern, der in Karlsbad nur bei ihrer Anwesenheit sich wohl fühlte, da er besonders die französische Liebenswürdigkeit und herausfordernde Keckheit liebte, die sie auszeichneten. Mit fünfzehn Jahren ließ sie sich heimlich taufen, um Zutritt zur vornehmen Gesellschaft zu erlangen, für die sie schwärmte. Unter ihren Freiern befanden sich der sächsische Graf Geßler und Graf Christian Bernstorff. Da aber beide zu lange mit Heiratsanträgen zögerten, trieb sie ihr Ehrgeiz im Jahre 1797 zu einer morganatischen Ehe mit dem Fürsten Heinrich XIV. von Reuß-Greiz-Plauen (geb. 1749, gest. 1799), k. k. Feldmarschall-Lieutenant und außerordentlicher Gesandter in Berlin, der ihr nach seinem baldig erfolgten Tode ein ansehnliches Vermögen und den adeligen Namen Frau von Eibenberg hinterließ. In zweiter Ehe heiratete sie dann den berühmten Schriftsteller Friedrich Gentz (Bild Seite 497) und starb zu Wien im Congreßjahre 1814.

Sie hatte abwechselnd in Wien und Berlin gelebt, überall mit den vornehmsten Damen verkehrend. Die Herzogin von Kurland, die Fürstinnen de Ligne und Clary behandelten die schöne Jüdin vollkommen wie Ihresgleichen. Sie war sehr federgewandt und schrieb scharfumrissene Porträts ihrer Bekannten nieder, war aber nie zu überreden, etwas drucken zu lassen, was doch ihre ältere, weniger begabte Schwester sehr oft mit Glück versucht hatte. Die beiden gefeierten Schwestern erlebten in harter Weise den Wechsel des Glücks. Sie wurden arm durch die Kriege Napoleon's, durch die in Wien wie in Berlin so viele Existenzen zu Grunde gingen.

In die vornehme Gesellschaft Wiens gelangten ferner durch Heirat die Töchter des sehr reichen Bankiers Itzig aus Berlin. Die älteste, Fanny, wurde Frau von Arnstein — wir werden uns mit ihr weiterhin eingehender zu beschäftigen haben — Cäcilie, die jüngere, Frau von Eskeles, die jüngste, Rebekka, Frau von Ephraim.

Bankier Itzig war seinerzeit als armer Handeltreibender — „Bünkeljud," wie es im Volksmunde hieß — nach Berlin gekommen und erwarb dort Reichthum genug, um seinen zwölf Kindern eine ausgezeichnete Erziehung und schöne Besitzungen geben zu können.

Frau Ephraim (geb. 1762, gest. 1846) befand sich als Bankierswitwe in Wien, wo sie das romantische Schicksal erlebte, vom Fürsten Karl Liechtenstein, k. k. Kämmerer und geheimen Kabinets-Kanzlei-Director unter Leopold II. (geb. 1765, gest. 1795), leidenschaftlich geliebt zu werden. Er wollte sie zum Christenthum bekehren und heiraten; Baron Weichs hegte dieselbe Absicht, die Nebenbuhler geriethen aneinander und der Fürst fiel im Duell von der Kugel des Barons. Der tragische Vorfall vertrieb die schöne Witwe aus der Gesellschaft; sie lebte nur noch für wohlthätige Zwecke und der Erziehung ihrer einzigen Tochter.

Die jüngste Tochter Itzig's, Sarah Levy, machte in Berlin ein glänzendes Haus, in welchem sich Cavaliere und Schöngeister versammelten. Mirabeau war während seines Aufenthaltes in Berlin (1786) täglicher Gast darin; ebenso Frau von Genlis und später Frau von Staël. Es herrschte durchaus französische Bildung in diesem Hause, hatte doch die moderne Aufklärungsluft, die von Frankreich herüberwehte, die Aristokraten und die Juden mehr erregt, als die Mittelclassen, weshalb ein Berühren der Extreme in der Natur der Sache lag. Der Verkehr zwischen den Cavalieren und den Jüdinnen war also nur das Zusammenhalten der gebildeten und modernen Richtungen. Uebrigens gesellten sich auch schon damals einzelne Frauen der höheren Stände zu diesen Kreisen, wie Karoline von Dachröden, Wilhelm von Humboldt's Gattin, Frau von Rochow, nachher Fouqué's Gattin, die Herzogin von Kurland, die Prinzessin Carolath und ihre Mutter, nachherige Fürstin Pückler u. s. w. Unter den berühmten Frauen der

Berliner Gesellschaft nahm Rahel Levin, Frau von Varnhagen (geb. 1771, gest. 1833), Gattin des preußischen Ministerresidenten am baierischen Hofe, welcher den Fürsten Staatskanzler zum Congreß nach Wien begleitete, die erste Stelle ein. Man nannte sie die „Seele von Berlin," die „Geistessonne ihres Zeitalters."

Von Frau von Arnstein muß aber ausführlicher gesprochen werden, und wir sind in der Lage, den freundlichen Lesern (Seite 521) ihr Porträt, nach dem schönen Originalgemälde des berühmten Peter Guérin (geb. in Paris 1774, gest. 1833), vor Augen zu führen. Sie ist in der Tracht der Kaiserzeit dargestellt. Ihr Antlitz weist ein regelmäßiges, ovales Profil, proportionirte längliche Nase, kleinen Mund mit schwellenden rothen Lippen, die großen schwarzen Augen unter den ein wenig buschigen Augenbrauen mit einem eigenen bezaubernden und unbeschreiblichen sinnenden Ausdruck auf den Beschauer gerichtet, das reiche schwarze Haar etwas abenteuerlich frisirt, in Locken und Ringeln über der Stirn in vollem, sie ganz bedeckenden Bausch gelegt, an den Ohren in breiten Ringeln über die Schläfe vorgestrichen, rückwärts frei sich kräuselnd niederfallend und um das Hinterhaupt drei dicht aneinander liegende Zöpfchen gewunden; den über das Ebenmaß hinaus schlanken Hals mit drei Perlenschnüren geschmückt — so zeigt sich uns das Porträt der „schönen Jüdin", die durch Jahrzehnte der Mittelpunkt und die vornehmste Beherrscherin des höheren gesellschaftlichen Lebens in Wien war.

Franziska, oder, wie sie immer genannt wurde, Fanny Arnstein, war zu Berlin am 29. November 1758 geboren worden. Im sechzehnten Jahre ihres Lebens (1774) trat sie in die Ehe mit dem Freiherrn Nathan Adam von Arnstein (geb. 1748, gest. 1838), schwedischer Generalconsul, Ritter des Wasa-Ordens, der im Besitze ungeheuren Reichthumes die Kunst verstand, das Leben edel zu genießen.

Sie kam aus Berlin und aus dem jugendlichen, bereits vorhin geschilderten jugendlichen Mädchenkreise, von dem eine mächtige sociale Bewegung ausging, von jenem Zirkel jüdischer Bankierstöchter, den schönen „Apostelinnen der Mendelsohn'schen Reform," wie sie ein geistvoller Feuilletonist nannte, welche aus dem strengen Bann altjüdischer Sitte und Häuslichkeit in die große sociale Welt hinaustraten.

Wir müssen nochmals betonen, daß die den bisher exclusiv germanisch-christlichen Salons fremde eigene Lebhaftigkeit und Pikanterie ihres Geistes und Wesens auf die Gesellschaft einen eigenthümlichen, unwiderstehlichen Zauber ausübten, so daß die ganze „goldene Jugend" Berlins den glutäugigen Jüdinnen zu Füßen lag. Die orthodox gebliebenen Väter wurden in den Strudel mitgerissen; sie waren glücklich, ihre Töchter glänzen und bewundert zu sehen. Sie gaben Bälle und veranstalteten „Lesegesellschaften," bei welchen die blonden Gardelieutenants und hocharistokratischen Hofcavaliere das Geld, welches sie von den Vätern erborgt, mit den Aufmerksamkeiten bezahlten, die sie den Töchtern erwiesen.

Die sociale Bewegung, welche der Berliner Mädchenzirkel in Wien hervorgerufen hatte, wurde von Baronin Fanny Arnstein dahin verpflanzt und es war ein merkwürdiger Zauber, den diese mädchenhaft junge Frau auf die Wiener Gesellschaft ausübte. Vom Kaiser Josef II. an, bis zu den äußersten Sphären der Gesellschaft, waren Alle, die durch Stellung oder Geist hervorragten, ihre bewundernden Verehrer. Der fesselnde Reiz ihrer Persönlichkeit muß ein ganz außerordentlicher gewesen sein.

Varnhagen, der sie erst im Jahre 1813, also schon als vierundfünfzigjährige Frau kennen lernte, entwirft von ihr folgende Schilderung: „Eine hohe schlanke Gestalt, von Anmuth und Schönheit strahlend, vornehmen Tones und Betragens, lebhaften, feurigen Ausdruckes, scharfen Verstand und Witz mit fröhlicher Laune vereinend, nicht ohne Belesenheit und fremder Sprachen wie der eigenen

mit Meisterschaft kundig, war sie in Wien eine höchst auffällige Erscheinung." — Und Franz Gräffer, der Zeitgenosse und Lapidar-Schilderer, entwirft von ihr folgendes Bild: „Will man die Grazie malen, so muß diese Frau dazu sitzen. Ja Grazie, Alles ist Grazie an ihr. Dieser Bau, diese Haltung, diese Bewegungen, lauter Wellenlinien. Mein Hogarth, der du diese Wellenlinien erfunden oder getauft, hier hast du, was du im Leben nimmer gesehen. Alles ist Harmonie, der Anblick dieser Frau ist Musik; dann erst ihr Haupt, ihr geist- und witzgeflügeltes Wort. Alles ringsum war Enthusiasmus, alles starrte auf das Wunderbild, wie von magischem Zauber gebannt."

Auf dem Congreß huldigte ihr der gekrönte Schwärmer für Frauenreiz, Kaiser Alexander I. von Rußland, scharte sich um sie der glänzende Diplomatenkreis des Wiener Congresses, und selbst am Schluß ihres Lebens, eine sechzigjährige Matrone, erfüllte sie noch einen achtzehnjährigen russischen Fürsten, der eben seine Bildungsreise durch Europa machte, mit enthusiastischer Bewunderung — den jungen Fürsten Alexander Gortschakoff, in neuester Zeit als russischer Reichskanzler von ganz Europa gekannt.

Wie groß muß also die fesselnde Gewalt ihres Wesens in ihrer Jugend gewesen sein?! Die Nachrichten über sie aus jener Zeit sind alle indirecter Art, also nur schwach die Wirklichkeit reflectirend. Die damaligen Wiener Poeten, die in ihrem Salon den geistigen Vereinigungspunkt und die Musenquelle für ihre recht lahme Fantasie fanden, widmeten dieser ihrer schönen Muse einige, leider sehr holperige Verse, so z. B. Johann Baptist Ritter von Alxinger (geb. 1755, gest. 1797) folgende nicht allzu zarte Strophe:

„Wohlthätig, reizend, klug und ohne jene Mängel,
Die sonst als Gegengift der Schönheit Abbruch thun,
Ist Fanny," ruft der Neid, „wohlan, sie kränkle nun,
Damit die Welt doch seh', sie sei nicht ganz ein Engel."

Einige halten dafür, daß sich damit Alxinger zum poetischen Dolmetsch des Neides machte, der die Wiener Frauenwelt gegen die schöne Berliner Jüdin erfüllte. Es hat ferner ihrer Grazienhaftigkeit zu Ehren auch der Dichter Josef Franz von Ratschky, k. k. Staats- und Conferenzrath (geb. 1757, gest. 1810) einen wahrhaft bemitleidenswerthen Vers verbrochen, welcher lautete:

„Wer nur von drei Grazien spricht,
Sah wahrlich Franzisken nicht.
Denn traun! sonst gestünd er mit mir,
Es gebe der Grazien vier."

In der gedruckten Ausgabe seiner Poesien mußte er auf Andringen der so Besungenen für „Franziska" das Wort „Nadinen" setzen.

Im Jahre 1814 widmete im Journale „Sammler" Teophrastus (ein Pseudonym ohne Zweifel) „Der Baronin v. A. Am Abend der Beleuchtung" folgendes miserable Sonett, aus dem erhellt, daß Fanny eine wohlthätige Dame war:

Zu dunkel fast im bunten Flammenmeere,
Das rings aufwogte, ließ dein Haus[1] sich sehen,
In dem sonst hell begeistert Gluten wehen,
Beim Auferstehungsfest von Deutschlands Ehre.

Nachsinnend, wie dies wohl zu deuten wäre,
Dies sonderbare Räthsel auszuspähen,
Zog's durch die Flammenbahnen mich zu gehen,
Zum dunkeln Stefansthurm, wo nichts mich störe.

[1] Graben Nr. 4, alt Nr. 1122, damals Nr. 1122.

Da hört ich sanft von eines Altars Stufen
Flüsternd ein Dankgebet durch dunkle Schatten
Aus eines Priesters Mund zum Himmel ziehen.

Für Dich hört ich ihn deutlich Segen rufen,
Weil Du erquickt die armen Lebensmatten!
Mein Räthsel war gelöst. — Ich dankt' auf Knien.

Fanny's Schwester, Cäcilie Baronin Eskeles (die Mutter des im Jahre 1876 verstorbenen letzten Freiherrn dieses Namens) trat neben der älteren in den Schatten. Sie ward nicht besungen und gefeiert, aber sie ward die treue Genossin der Schwester und mit dieser gemeinsam deshalb, trotz ihres in ihrem wohlthätigen Wirken jungen und gar nicht christlichen Adels, 1810 in die sehr exclusive, stammbaum- und wappenstolze „Gesellschaft adeliger Damen" aufgenommen. Cäcilie muß sich auch vortrefflich auf gute Küche verstanden haben, denn der in diesem Punkt sehr anspruchsvolle Gentz speiste, wie aus seinen „Tagebüchern" hervorgeht, weit häufiger bei ihr, als bei Fanny Arnstein. Von den Gatten der beiden Schwestern war auch Eskeles der thätigere, ja wohl der eigentliche Geschäftsmann, denn mit ihm verkehrten die Staatsmänner wegen der großen Finanzübereinkünfte, durch welche die Firma „Arnstein und Eskeles" sich so große Verdienste um Oesterreich erwarb, und es wird in einer von Thugut an Colloredo gerichteten Depesche vom 24. Februar 1801 angegeben, daß Eskeles, der „Associé des Hauses Arnstein," nach Hamburg gegangen sei, um die englischen Subsidien (Hilfsgelder) zu holen. So besorgten Herr und Frau Eskeles die Geschäfte, Herr und Frau Arnstein die Repräsentation des Hauses.

Geschäftliche Macht und geschäftlicher Einfluß, wie ihn die Firma „Arnstein und Eskeles" besaß, ist auch heute leicht begreiflich, aber die gesellschaftliche Allgewalt, welche die schöne Repräsentantin des Hauses ausübte, bleibt dem Vorstellungskreis des heutigen Geschlechtes entrückt, trotz der Oeffentlichkeit der Presse, welche mit derlei Vorkommnissen bestimmt ihre Spalten füllen würde. Es war eben, wie unser Gewährsmann ganz richtig bemerkt, eine Epoche ausartender Empfindungsschwelgerei und Gefühlsduselei der geistig empfangenden Kreise, die grell gegen die trockene Lebensnüchternheit der geistigproductiven abstach. Dieser Gegensatz wird durch eine Anekdote aus dem Salon der schönen Fanny Arnstein auf eigenthümliche Art illustrirt.

August Lafontaine (geb. 1758, gest. 1831), der thränenseligste Schriftsteller jener sentimentalen Zeit, war im Jahre 1811 in Wien und Frau von Arnstein ließ ihn zu sich bitten. Nach wiederholt abschlägigem Bescheide gelang es ihr endlich doch, eine Zusage zu erhalten — er versprach Abends sechs Uhr zum Thee zu kommen. Der Salon ist übervoll; es schlägt sechs, der Dichter ist noch nicht da — sieben, er ist noch immer nicht gekommen — acht, auch noch nicht — endlich um neun Uhr tritt ein kleiner dicker Herr schweißtriefend und staubbedeckt in den Saal.

Während er sich mit einem großen, rothgeblümten Sacktuch den Schweiß von der Stirne trocknet, stellt er sich als Lafontaine vor und erzählt, er käme so spät, weil er — im Wurstelprater gewesen und sich dort zu gut unterhalten habe. Alle Versuche, ihn in das Geleise „ästhetischer" Gespräche zu bringen, scheiterten an seiner unerschöpflichen Wurstelpraterbegeisterung, und als ihm endlich die schöne Dame des Hauses eine Tasse Thee, dieses bekanntlich „ästhetisirenden Trankes" vorsetzte, wehrte er ab und bat — um ein Glas Bier.

Die Gesellschaft wußte dem thränenreichen Romandichter, der es so wohl verstand, mit der Phantasie und der Feder in ihre Stimmung und Gefühlsströmung einzutreten, sicher wenig Dank, daß er, der sie erst zu ihren „Idealen" erhob, sie so barsch zur „Natur" zurückstieß. Dieses Hervorkehren der Empfindungsgegensätze

mag mit in der geistigen Richtung der Zeit gelegen sein, mag mit zu ihrem Charakter gehört haben. Wie wenig vermögen wir uns in diese ihre Gegenströmungen zurückzudenken, wie fern und fremd ist sie uns mit ihrem gesuchten „Idealismus" und ihrer gesuchten „Natürlichkeit," mit ihrer Lafontaine-Verehrung und Fanny Arnstein-Schwärmerei. Nicht jene und nicht diese sind unserem Geschlechte mehr begreifbar. Der letzte der Eskeles hatte die Zeit, den Ideen- und Empfindungskreis, in welchem sein Bankhaus ein gesellschaftlicher Brennpunkt war, lange, lange überlebt.



Baronin Fanny Arnstein. (Seite 518 u. f.)

Uebrigens, was Lafontaine's Hanswurstbegeisterung betrifft, hat derselben auch in neuerer Zeit ein hervorragender Dichter und Schriftsteller — der Humorist Saphir — ein bezeichnendes wahres Wort gewidmet. In den Fünfziger-Jahren war es, als Saphir mit dem Schreiber dieser Zeilen in's Carltheater sich begab, um Castelli's pudelnärrische Parodie, den „Eremiten vom Berge Prazzo" zu sehen. Beide geriethen über die drastischen Späße Carl's, Scholz', Hopp's, Nestroy's in fast krampfhafte Lacherregung. In einem Zwischenacte sagte der Schreiber dieser Zeilen zu seinem Nebenmann: „Lieber S., ohne uns schmeicheln zu wollen, sind wir Beide doch keine dummen Kerle; wie ist es denn möglich, daß wir uns bei den haarsträubenden Dummheiten so königlich unterhalten?" — „Ja, sehen Sie, lieber B.," schnofelte Saphir in gewohnter Weise, „der dumme Kerl, der einfältige Pflastertreter, für den geben sie heute in der Burg Shakespeare's Romeo und Julie — dort gehört er hin, damit er was lerne; wir aber, die wir von Früh bis Abend geistig geschaffen haben und erschöpft sind, wir brauchen jetzt die Hanswurstiaden, damit wir ausruhen und uns erholen." Es mochte Lafontaine ebenfalls so gedacht haben.

Fanny Arnstein starb, kurz vorher von einer Reise aus Italien zurückgekehrt, auf ihrem Landsitze Dreihaus bei Wien (Rudolfsheim, wo später Pokorny's Arena stand, neben Schwender, damals Braunhirschengrund Nr. 1) am 8. Juni 1818.

Zum Schlusse mag es uns noch erlaubt sein, ein Concert bei Baronin Fanny Arnstein zur Zeit des Wiener Congresses zu schildern.

Es war im November. Vor dem Wohnhause der Baronin Arnstein auf dem Graben drängte sich eine schaulustige Menschenmenge, denn es gab da Vieles zu sehen. Bei Baronin Fanny nämlich war Concert, und es rollten ohne Unterlaß die prachtvollsten Equipagen herbei, denen Personen entstiegen, um derenwillen allein es sich lohnte, stundenlang in der Kälte zu stehen, um sie zu sehen. Man hörte auch keinerlei Ausruf über den kostbaren Schmuck, die goldstrotzenden Uniformen und dergleichen, sondern mit ehrerbietiger lautloser Stille starrte man die Aussteigenden an; höchstens erlaubte man sich da oder dort eine leise Bemerkung, wenn die Gestalt einer Person mit deren berühmtem Namen einen etwas zu starken Contrast bildete.

Die Wohnung der Baronin umfaßte somit nach und nach Alles, was von Elite sich denken läßt. Man bemerkte Lord Castlereagh's kleine hagere Gestalt, mit der eckig hohen Stirne und den lebhaften Augen voll italienischen Feuers; er plauderte mit Lord Cathcart, dem wetterbraunen Bekämpfer der Amerikaner, und Fürst Hardenberg, dem deutschen ruhmgekrönten Diplomaten. Lord Wellesley, der bewegliche Falkenkopf auf hoher weißer Cravate, unterhielt sich angelegentlich mit einem feinen schlauen Gesichte, auf dem das veilchenblaue Staatskleid, welches diese Person trug, seine ganze Farbe wiederspiegelte — es war Talleyrand.

Eine andere Gruppe war mit dem Herrn des Hauses in lebhafter Discussion begriffen; sie bestand aus dem Grafen Capo d'Istria, den Baronen Berstett, Cotta, Philippsborn und Berg, dem Publicisten Friedrich von Gentz, erstem Secretär des Wiener Congresses, Wilhelm Friedrich von Mayern, Verfasser von „Dya-na-Sore," dem Bankier Moriz Graf Fries, berühmtem Kunstkenner, Sammler und Mäcen, und dem Grafen Karl Harrach, Arzt und unvergeßlichem Menschenfreunde.

Es ist unmöglich, die anderen Gäste zu beschreiben, welche in den prachtvollen Enfiladen der Zimmer wandelten; genug, es war alles da, was der Congreß an berühmten Persönlichkeiten aufzuweisen hatte.

Eine vom Kopf bis zum Fuß rosenrothe durch allgemeine Grazie ausgezeichnete Greisenfigur bewegte sich wie ein Meteor durch die Menge der anwesenden Gäste, Feldmarschall Prinz Karl de Ligne, ewig jungen, frischen Geistes, seine Bonmots und Saillies (Witzworte und sinnreiche Einfälle) ungesucht verstreuend, wie einst der Herzog von Buckingham seine Perlen. Hinter ihm „segelte" — man verzeihe uns den Ausdruck, aber es giebt keinen passenderen — eine blaue Uniform mit rothen Aufschlägen, auf deren Kragen ein wundernettes Zöpfchen baumelte, beständig die Hände in den rückwärtigen Rockschößen, General Lindenau, der „Mann von hinten", wie ihn der Volksmund nannte, weil er sich immer, die Vorderseite des Körpers der Wand zugekehrt, nach Vorwärts schob, so daß derjenige von Glück zu sagen hatte, der ihm irgendwo Gesicht an Gesicht begegnete. (Bild Seite 529.)

Prinz de Ligne nahte sich dem Damensalon, in welchem Baronin Fanny Arnstein präsidirte. Man sah da die Fürstinnen Auersperg und Hatzfeld, die Gräfin Harrach, Baronin Justine Kruft, Magdalena Callot, Mistreß Constanze Spencer-Smith, Karoline Pichler, Therese von Artner, Gabriele von Batsanyi, Franul von Weißenthurn, Rahel Varnhagen von Ense und viele Andere, Alle zumeist den hervorragendsten literarischen Capacitäten beizuzählen.

Prinz de Ligne begrüßte respectvoll die Damen.

„Mon prince! (Mein Fürst!)" rief ihm Baronin Fanny entgegen, „Sie kommen gerade recht um eine Streitfrage zu entscheiden. Nur müssen Sie es gern thun."

„Warum nicht? Aber es darf mir nicht die Rolle des Paris zugetheilt werden, diese würde mich hier zu sehr in Verlegenheit setzen."

„Liebenswürdigster aller Schmeichler! Darum handelt es sich wahrlich nicht. Wir streiten gerade über das, was ein Mensch im Leben am liebsten sein möchte. Und da will einer jeden von uns etwas anderes bedünken."

„Diese Frage ist aber auch zu verfänglich und ihre Beantwortung hängt von der Individualität eines Jeden ab. Es läßt sich nichts im allgemeinen darüber sagen."

„Nun, mein Prinz, was wünschten Sie zu sein? Sprechen Sie aufrichtig."

„Bis zum dreißigsten Jahre eine wunderschöne Frau, bis zum sechzigsten ein talentvoller glücklicher Feldherr, bis zum achtzigsten ein Cardinal."

„Hm, dies sagen Sie uns, würden Sie aber auch gegen Andere ebenso aufrichtig sein?"

„Ich würde vielleicht schweigen, um nicht zu lügen."

„Man sagt aber doch, Sie hätten gegen eine Dame seinerzeit weniger aus inniger Ueberzeugung als aus inniger Verehrung dasselbe geantwortet."

„Ach, gnädige Baronin, ich werde alt und wiederhole mich zuweilen."

„Es ist nur so großen Männern erlaubt, diesen Fehler zu haben."

„Ich nehme dies nicht als Compliment, car il y a des héros en mal comme en bien! (Es giebt Größen, oder Helden, im Bösen wie im Guten!)"

„Mon prince, vous ne pouvez jamais être compté parmi les zéros! (Mein Fürst Sie können niemals unter die Nullen gezählt werden!)"

„Baronin, was sind alle meine Wortspiele gegen dieses bewundernswerthe Calembourg! (Doppelsinn im Wortlaut)."

„Lassen wir das, Prinz, Sie kokettiren stets mit ihren Lastern."

„Hm, ist es nicht auch eine Art von Koketterie, der Welt zu zeigen, als wäre man nicht kokett?"

Die Baronin biß sich auf die Lippen.

„Um aber wieder auf die Dame zu kommen, von der Sie gesprochen," fuhr de Ligne fort, „wer soll dies gewesen sein?"

„Katharina von Rußland."

„Katharina, die Zweite! — Wie von Maria Theresia würde man auch von ihr richtiger sagen: der Große."

„Ueber die Eitelkeit der Männer!" rief Karoline Pichler. „Aber theilen Sie uns doch die Verse mit, welche Sie einst in Katharinens Gegenwart auf gegebene Endreime improvisirten."

„Recht gern, wenn sie noch in meinem Gedächtnisse haften. Ich will es versuchen."

Und nach kurzem Nachdenken recitirte de Ligne folgende Strophe:

„A la règle des vers, aux lois de l'harmonie,
Abaissez, soumettez la force du génie,
En vain il fait trembler l'ennemi de l'Etat,
En vain à votre empire il donne tant d'éclat
Recherchez en rimant une paysible gloire,
C'est un chemin de plus au temple de mémoire."

(Bei der Versregel, nach den Gesetzen der Harmonie, mögt Ihr auch die Kraft des Genies erniedrigen und unterwerfen, vergebens! es läßt den Feind des Staates erzittern, giebt Eurem Kaiserreiche solchen Glanz. Suchet einen friedlichen Ruhm daran zu knüpfen; es ist dies ein Weg mehr zum Tempel des Gedächtnisses.)

Die Damen klatschen Beifall, der Prinz verneigte sich.

„Ich kannte die Verse noch nicht," sagte Baronin Fanny. „Ich hörte nur von Frau von Staël, als sie vor etwa sechs Jahren unsere schöne Residenzstadt besuchte, wie sehr sie von Ihnen entzückt gewesen sei."

„Von Madame Staël! Dies ehrt mich hoch, indeß muß ich andererseits gestehen, daß es wenig schmeichelhaft für mich ist, dem Geschmacke der Tochter des großen Necker gehuldigt zu haben."

„Wie, Prinz? Sie sprechen also dieser geistreichsten aller Frauen den Geschmack ab?"

„Der Geschmack bildet sich durch Urtheilskraft und nicht durch Geist."

„Woraus ziehen Sie aber den Schluß, daß Madame Staël keinen Geschmack habe?

„Madame Staël spielte hier in Wien oft auf dem fürstlich Liechtenstein'schen Haustheater und gefiel sich da am meisten in ihrer Lieblingsrolle, der Hagar, in dem gleichnamigen Stücke der Gräfin Genlis. Ist es nun nicht der Inbegriff von Geschmacklosigkeit, wenn man von der Natur in Hinsicht körperlicher Anmuth nur kärglich bedacht wurde, eine Rolle mit einem Costüm zu wählen, in dem man sich noch schlechter ausnimmt?"

„Ach ja, es war von ihr nicht klug gehandelt. Aber haben Sie sie nicht zu schwer dafür büßen lassen durch Ihr Bonmot: Das Stück sollte eigentlich statt „Hagar" den Titel haben: „Die Rechtfertigung Abrahams." Die Arme war sehr gekränkt als sie es erfuhr."

Ich hätte ihr mit ihren eigenen Worten geantwortet: „L'enthousiasme est ridicule pour qui ne l'éprouve pas! (Der Enthusiasmus ist lächerlich für denjenigen, der ihn nicht empfindet!)"

„Und für wen könnten Sie sich enthusiasmiren, Prinz?" hörte man einen neuen Ankömmling mit kraftvoller Stimme fragen.

Alle erhoben sich. Der Eintretende war Alexander I., Kaiser von Rußland, huldvoll seine majestätische Gestalt neigend und die Hand der Baronin galant an seine Lippen drückend. Dann wandte sich Alexander nochmals zu de Ligne:

„Wie es scheint, habe ich eine unterhaltende Discussion unterbrochen; fahren Sie fort; es wird mich freuen, abermals Gelegenheit zu haben, den geistvollen Witzling zu hören, von dem man sich so viele köstliche Bonmots erzählt."

„Ach, Sire, man schiebt mir viele solche unter, deren Verfasser ich nicht bin."

„Mon ami, n'en soyez pas faché! En fait d'argent et d'esprit, l'on ne prête qu'aux riches! (Mein Freund, seien Sie darüber nicht böse. Geld und Geist leiht man nur den Reichen.)"

„Sire, Sie sind zu gnädig."

„Aber von was sprachen Sie? Vom Enthusiasmus. Für wen oder was wollten Sie sich enthusiasmiren?

„Sire, für Alles, was Kraft und Milde so reizend vereint, wie bei Ihnen der Fall ist."

„Wie Prinz, Sie sind so schwach, ein Schmeichler werden zu wollen?"

„Sire, wenn man Fürsten der Tugenden willen lobt, die sie nicht besitzen, heißt es, sie ungestraft beleidigen. Und das werde ich Ihnen gegenüber nicht wagen."

„Es kommt immerhin nur auf die Art und Weise an, wie man sich ausdrückt. Ich erlebte beispielsweise eine Schlappe von einem gemeinen französischen Soldaten, die mich jedoch entzückte. Einst ging ich mit Napoleon Bonaparte spazieren. Wir trafen auf einen Gardisten, Alboise hieß er, der eine furchtbare Schramme im Gesicht hatte. Napoleon fragte mich: „Was halten Sie, mein Bruder, von Soldaten, die solche Wunde überleben?" Ich antwortete ihm: „Und Sie, mein Bruder, was denken Sie von Soldaten, die solche Wunde schlagen? —

Da präsentirte die Schildwache und murmelte vernehmlich: „Ils sont morts ceux! (Sie sind todt, diese!)“ — Und das sollte mir nicht Bewunderung eingeflößt haben?! Man sieht übrigens daraus, daß der Stolz in jedem Menschen vorherrschend ist; der Unterschied besteht nur in den Mitteln und in der Manier, ihn zur Schau zu tragen.“

„Aber, Sire,“ sagte die Baronin, „der Stolz wird doch für ein Laster gehalten!“

„Ach, theure Baronin, die Tugenden der Menschen sind gar oft nur verkleidete Laster.“

„Wenn nur Jeder so viel Kraft hat, die Fehler seiner Mitmenschen zu ertragen.“

„Diese Kraft besitzt zumeist das schöne Geschlecht, denn es erträgt die Fehler der sogenannten Herren der Schöpfung mit bewunderungswürdiger Geduld.“

„Diese Anerkennung muß auch unsere Belohnung sein.“

In dem Augenblicke erschienen mehrere Bediente, welche auf silbernen Tassen gedruckte Affichen herumreichten. Es war das Programm des Concertes, welches am heutigen Tage bei der Baronin stattfinden sollte.

Kaiser Alexander bot der Hausfrau den Arm und führte sie durch die ehrerbietig zurückweichende Menge in den Concertsaal. Sämmtliche Gäste folgten. Man nahm theils auf den prachtvollen Fauteuils Platz, theils gruppirte man sich stehend an den Wänden.

Das Concert begann. Die erste Nummer wurde von der k. k. Hofopernsängerin Antonie Campi vorgetragen. Es war die Arie der Königin der Nacht, welche damals Niemand sonst singen konnte. Ein zwanzigjähriger Jüngling begleitete sie mit Virtuosität auf dem Piano — Ignaz Moscheles.

„Finden Sie nicht,“ raunte Jemand dem Prinzen de Ligne in das Ohr, „daß der junge Pianist, unbeschadet seiner Virtuosität, etwas zu selbstgefällig auftritt?“

„Keineswegs!“ war die Antwort. „Ich halte jene für Narren, welche behaupten: „Die größte Zierde der Jugend sei Schüchternheit; ich glaube vielmehr sie sei nur der Beweis, daß man zu nichts Großem geboren ist.“

Der Sängerin folgte die k. k. Hofschauspielerin Frau Sophie Schröder. Sie riß die Zuhörer durch Declamation einer Scene aus Macbeth zur Begeisterung hin. Nummer drei war eine Clavier-Concertpiece, gespielt von Johann Nepomuk Hummel auf einem prachtvollen, von dem vor einigen Jahren erst in Wien selbstständig etablirten Instrumentenmacher Conrad Graf verfertigten Flügel. Der schmeichelhafte Beifall, den Hummel gefunden, war kaum verhallt, als erneuerte Ausrufe den nun Auftretenden begrüßten. Es war der einundsechzigjährige Graf Hippolit Pindemonte, welcher sich beim Concerte zu Ehren der hohen Gäste betheiligt hatte und der mit kraftvollem, jugendlichem Schwunge einige seiner herrlichen Idyllen declamirte. Wir brauchen den Anklang, welchen er bei den Zuhörern fand, nicht weiter zu beschreiben.

Nun kam die fünfte Nummer. An das Pult trat ein kleines dickleibiges Männchen, in der Hand eine abgeschabte, häßliche Violine. Er verbeugte sich linkisch und begann ein Violinconcert seiner Composition mit der außerordentlichen Bravour, deren er auf seinem Instrument fähig war. Der Künstler hieß Franz Clement — viele unserer Leser werden sich seiner noch vom Orchester des Wiedener Theaters her erinnern.

Obwohl das Instrument, auf dem er spielte, als eines der ordinärsten und deroutesten erschien, entzückte er durch die Kraft und Fülle seines Tones, durch das Gemüth und die Seele, welche aus seinem Spiele sprachen und durch die Sicherheit und Leichtigkeit, mit welcher er die schwierigsten Passagen wie Wasserfälle von hohen Standpunkten herabrauschen ließ. Niemand bemerkte daher das obscure Instrument, ausgenommen, aus gewissen Gründen, Kaiser Alexander.

„Es ist doch merkwürdig," flüsterte er der Baronin Fanny zu, „aber ich begreife nicht, warum Clement, dem ich im gestrigen Hofconcerte eine prachtvolle Amati, der er so hinreißende Töne entlockt hatte, zum Geschenke gab, lieber heute auf diesem zerrütteten Trödelinstrumente spielt?"

„Sire, das sollen Sie sogleich erfahren," antwortete die Baronin und winkte dem Concertdirector, welchem sie ihr Begehren zulispelte.

Dieser entgegnete ebenso leise: daß Clement, wie es gewöhnlich der Fall bei ihm war, genöthigt gewesen, das Geschenk kaiserlicher Huld in klingende Münze zu verwandeln, um sich nothwendigere Utensilien anzuschaffen. Die Baronin theilte diesen Umstand dem Monarchen mit, welcher nach Beendigung der Concertpiece den Virtuosen zu sich winkte.

„Lieber Clement," sagte ihm Alexander leise in's Ohr, „heute werde ich Ihnen ein Präsent im Gelde reichen lassen, denn wollte ich Ihnen nach jedem Concerte eine Amati zum Geschenke geben, so würde bald keine mehr aufzutreiben sein."[1]

Mit Nummer sechs schloß die erste Abtheilung. Es spielte der Violinvirtuose Peter Hänsel ein Terzett mit dem Pianisten Hummel und dem Flötisten Ferdinand Kauer.

Nach Beendigung dieser Piece war Ruhestunde, während welcher sich die Gäste in die Enfiladen (Zimmerreihen) begaben, um dort Erfrischungen einzunehmen. Man gruppirte sich, theils stehend, theils sitzend zur Conversation.

Dieser Moment wurde vom Baron Arnstein benützt, um dem Kaiser Alexander einige Personen vorzustellen. Es waren der siebenundachtzig Jahre alte Baron Nikolaus Josef Jacquin, „Oesterreichs Humboldt;" der greise Josef von Sonnenfels; dann Isabey, der Maler himmlischer Miniaturen (darunter gerade 1814 das Porträt des kleinen Königs von Rom, nachmals Herzog von Reichstadt), Graf Franz Széchényi, Gründer des herrlichen ungarischen Nationalmuseums und Graf Samuel Teleky, der Bibliophile (Bücherfreund). Kaiser Alexander unterhielt sich angelegentlich mit ihnen.

„Wie kommt es," fragte er den Grafen Teleky, „daß Sie so viele Mühe und Kosten auf den Druck des Kataloges Ihrer kostbaren Bibliothek verwenden? Wollen Sie dieselbe etwa verkaufen?"

„Euer Majestät," antwortete schlicht und edel der Graf, „ich entschloß mich zu diesen Ausgaben und Bemühungen, um dem Mangel an Quellenstudium in meinem Vaterlande abzuhelfen und mich als nützlichen und fähigen Staatsbürger zu zeigen."

„Ach, Graf, wie edel ist ein solches Bestreben! Wollte Gott, es unternähme dies auch in meinem Reiche Jemand! Aber der unselige Krieg läßt Künste und Wissenschaften den Krebsgang gehen. Ich beneide Oesterreich um seine Gelehrten. Zeigen Sie mir doch, lieber Baron Arnstein, von den Anwesenden diejenigen, welche sich in ihren Fächern besonders auszeichnen."

„Euer Majestät geruhen die Augen auf jenen Militär zu richten, der mit Lindenau, dem Sonderling in blauer Uniform, plaudert. Es ist der Feldmarschall-lieutenant Baron Ayrenhof, einer unserer ausgezeichnetsten dramatischen Dichter, obschon sehr angefeindet. Dort in der Ecke Graf Karl Borromäus Harrach, Comthur des deutschen Ordens mit dem hohen Beinamen: „der Menschenfreund." Und dies ist er in der That als Mensch wie als Arzt. Diese edle Leidenschaft geht so weit, daß er vor Kurzem das Spital der Elisabethinerinnen auf der Landstraße übernahm, wo er nicht nur die gewöhnlichen Krankenbesuche macht, sondern auch, wenn es nöthig ist, drei, vier Stunden des Tages oder der Nacht kommt.

[1] Thatsache.

Vor fünf Jahren wünschte Napoleon diesen „seltenen, hochsinnigen Menschenfreund," wie er ihn nannte, zu sehen. Harrach ging nicht hin, sondern verbarg sich bescheiden in den Katakomben der Stefanskirche. In seinem Vorzimmer ist stets eine große Anzahl Kranker versammelt, die er gratis behandelt und den Bedürftigen zu den Arzneien mit dem Recepte auch das nöthige Geld verabreicht.

„Er arbeitet an einem Memoire über eine Quarantaine (vierzigtägige Gesundheitsprobe) gegen die morgenländische Pest," nahm Jacquin das Wort, „welches er dem Wiener Congresse überreichen und zur Ausführung vorschlagen will."

„Er soll eine prachtvolle Bibliothek haben," bemerkte der Kaiser. „Ist sie auch schön in der Ordnung und hat er einen guten Bibliothekar?"

„Sein Bibliothekar," antwortete Hofrath Sonnenfels, milde lächelnd bei dem Gedanken, wie abgöttisch er selbst von diesem verehrt werde, „ist ein neunundzwanzigjähriger junger Mann, Namens Franz Gräffer, der schon vieles werthvolle in der Literaturgeschichte und Bibliographie veröffentlicht hat, und der es noch zu einem Namen im Vaterlande bringen wird. Obwohl man," setzte er trübe hinzu, „ein Fremder sein muß, um gelesen und in Gesellschaften gefeiert zu werden."

„Das kann Sonnenfels, der Bekämpfer der Folter, der Regenerator der Schaubühne sagen?!" fiel Jacquin lebhaft ein.

„Es ist meine innerste Ueberzeugung. Darum habe ich mich auch bei meinen Briefen über die Wiener Schaubühne nicht genannt, sondern auf den Titel gesetzt: Von einem Franzosen. So wenig Zutrauen hatte ich schon vor fünfzig Jahren zu der Würdigung meiner Landsleute und der Deutschen überhaupt. Bis zum heutigen Tage habe ich noch keine Ursache gehabt, meine Meinung im allgemeinen zu ändern."

„Ist es nicht undankbar von Ihnen, Hofrath," nahm Baron Arnstein das Wort, „als der gefeiertste Mann in Oesterreich, so zu sprechen!?"

„Eben, — weil ich Glück hatte, darf ich das Unglück meiner Gefährten beklagen, ohne selbstsüchtig zu erscheinen. Auch spreche ich nicht von Oesterreich speciell, sondern von den Deutschen im allgemeinen."

„Ich will ein Truppencontingent zu des würdigen Hofrathes so wahren Worten stellen," sagte Kaiser Alexander, indem er ein Papier aus seiner Brusttasche nahm. „Vor wenigen Stunden erhielt ich dieses Schreiben. Lesen Sie es doch gefälligst vor, Herr Baron, es wird die Herren sicherlich interessiren."

Der Baron entfaltete das Papier. Es war eine Bittschrift folgenden Inhaltes:

„Eure Majestät! Mitten in der erhabenen Zeit, da Eure kaiserliche Majestät der Schiedsrichter Europas sind, wie vorher der Befreier desselben, und Sie aus dem Schutzgeiste des Sieges der Schutzgeist des Friedens werden, tritt eine kleine Angelegenheit vor ihren Thron. Doch wie dem Geiste nichts zu groß, so ist der Güte nichts zu klein.

Ueber fünfundzwanzig Jahre hatte ich für die Menschen und die Philologie gearbeitet, als mir ein einziger deutscher Fürst, der vormalige Großherzog von Frankfurt (Karl Theodor Baron Dalberg, Reichskanzler und Fürstprimas von Deutschland; geb. 1744, gest. 1818) im Jahre 1808 eine jährliche Pension von tausend Gulden bewilligte, um den Armgeborenen zu unterstützen, dessen Körper blos von seinem Geiste lebte.

Nach der siegreichen Besetzung des Großherzogthums wurde mir von 1814 an die Fortsetzung der Pension vom General-Gouvernement verweigert, bis auf höhere Entscheidung. Werden die hohen Verbündeten, welche für deutsche Freiheit und deutsche Wissenschaft zugleich gekämpft, die fürstliche Unterstützung eines Schriftstellers zurückzunehmen gebieten, welcher zu einer Zeit für europäische Freiheit geschrieben, wo er seine eigene einem Davoust[1] blosstellte?

[1] Im Jahre 1813 rücksichtsloser Bedränger Hamburgs.

Ich wende mich hier an das Herz Alexander's, da die wohlmeinende Vorsehung gerade im Jahrhunderte des Egoismus die Menschenliebe auf den höchsten Thron Europas gesetzt. Ich wende mich hier an einen Geist, der Geister beschützt und welcher, da er kein anderes großes Reich mehr zu vergrößern hat, als das größte, das grenzenlose: das der Wissenschaften, dem Norden auch geistlängste Tage zu den geographischen geben will. Möge der Herrscher, dessen Scepter dem Magnete ähnlich ist, welcher zugleich liebend anzieht und lehrend die Gegenden des Himmels zeigt, die Kühnheit der Hoffnungen verzeihen, zu welcher er Individuen wie Länder erhebt.

Genießen Eure Majestät lange die einzige dauernde Universalmonarchie, die der Liebe, nachdem Sie die hassende und gehaßte gestürzt und lange weine die Freude vor Ihnen und erst spät die Trauer um Sie.

Johann Paul Friedrich Richter
genannt Jean Paul."

„Nun, was sagen Sie dazu, meine Herren?" fragte Alexander die verstummt Dastehenden.

„Jean Paul — um Pension bettelnd bei einem Fremden!" rief Sonnenfels und flehte durch einen Blick um Vergebung für diese Kühnheit.

„So ist es — und ich lobe Sie, Hofrath, für die richtige schonungslose Prägnanz Ihres Ausdruckes. Doch lassen wir das. Wir kommen auf ein zu wehmüthiges Thema und die herrliche Hausfrau könnte durch den Reflex desselben auf unsere Physiognomien glauben, wir langweilten uns bei ihr."

„Dort," fuhr Baron Arnstein, das Amt eines Cicerone wieder aufnehmend, fort, „der dreiundachtzigjährige Feldmarschall Fürst Adam Casimir Czartoryski, einst, nach August III. Tode, Mitwerber um Polens Königsthron."

„Ach, ich kenne meinen würdigen Fürstengreis. Er hat mir vor ein paar Tagen an der Spitze einer polnischen Gesandtschaft die Grundzüge der entworfenen Constitution überreicht und ich habe ihn dafür zum Senator-Palatin des neuen Königreiches gemacht. Vor einigen Jahren starb ihm, wie ich glaube, seine Gattin, die er so innig verehrte?"

„Isabella, eine geborene Gräfin Flemming; ja, sie starb vor drei Jahren — eine der liebenswürdigsten Damen der Welt, ausgezeichnet durch Patriotismus, Schönheit und Geist, Freundin Delille's, mit dem sie correspondirte und Ehrenmitglied der Akademie der Künste in Berlin."

„Warum ist doch alles Schöne und Edle vergänglich auf der Welt!"

„Czartoryski spricht mit dem Grafen Anton Lamberg, Präsident der Akademie der bildenden Künste in Wien, Besitzer einer kostbaren Sammlung altgriechischer Vasen, ich glaube, es sind an fünfhundert Stück, und mit dem Buchhändler Ritter von Schönfeld. Diesem gehört das berühmte Museum, die Reste der Rudolfinischen Schatzkammer in Prag — im Müller'schen Gebäude[1]. Er hat mehrere seiner Kostbarkeiten zum Besehen für die Damen mitgebracht."

„Ich hörte bereits von diesen hochinteressanten Sammlungen und werde diese Herren baldigst in ihren Museen besuchen."

„Der alte Herr mit weißen Haar neben ihnen ist Baron Thugut, der Conferenzminister, er lebt jetzt von allen Staatsdiensten zurückgezogen, blos mit der persischen Literatur, seinem Lieblingsstudium schon seit früher Jugend, beschäftigt. — Hier Hofrath Young, Vorsteher der kaiserlichen Privatbibliothek, berühmter Bibliograph; ferner der geheime Rath, Baron Adrian Nikolaus Barbier, dem

[1] Bereits Seite 394 u. f. ausführlich besprochen.

beim jetzigen Congresse wichtige Arbeiten und Berathungen anvertraut sind. Sein Amanuensis (Gehilfe), der junge Graf Barth-Barthenheim, verräth bereits einen zukünftigen großen Kenner der Gewerbegesetzkunde."

„Wer ist denn jener freundliche, liebe, alte Herr, mit dem Prinz de Ligne so achtungsvoll conversirt?"

„Es ist der Hofrath Ritter Adam von Bartsch, Custos der kaiserlichen Hofbibliothek, Verfasser des „Peintre-Graveur" (Maler-Kupferstecher), jenes unsterblichen Werkes, von welchem schon elf Bände erschienen sind und noch eben so viele kommen werden. Er ist der größte Kupferstichkenner aller Zeiten, von kosmopolitischer Berühmtheit. Sein Nachbar ist der Scriptor an demselben hohen Institute, Bartholomäus Kopitar. Er wurde ganz allein nach Paris geschickt, um die von den Franzosen während der Invasion an sich genommenen Schätze der kaiserlichen Hofbibliothek wieder zurückzubringen, welcher Auftrag ihm auf das Entsprechendste gelang."



General Lindenau. (Seite 522.)

„Der Slavist und Philologe? Seine Verdienste kennen wir genau bei uns zu Lande. — Unter anderen, wird Ihr moderner „Pater Abraham" nicht bald öffentlich auftreten? Ich wünsche sehr, ihn zu hören."

„Eure Majestät meinen Zacharias Werner. Er ist erst Ende August in Wien angelangt und wird, da ihn der Congreß aufgefordert, jedenfalls predigen. Er arbeitet gerade an einem interessanten Trauerspiele: Der vierundzwanzigste Februar betitelt."

„Wer ist der dicke Mann dort, mit dem vollen, rothen Gesicht?"

„Friedrich August Kanne, unser erster Kritiker."

„Ich liebe diese Leute nicht. Sie rauben uns im Vorhinein das Vergnügen, von schönen Schilderungen oder angenehmen Melodien ergriffen zu werden."

„Dort Graf Ludwig Lebzeltern —"

„Oh, ich kenne ihn genau und achte ihn hoch. Er hat jetzt viel mit der wichtigen Frage über die Verhältnisse der schweizerischen Eidgenossenschaft und Italiens zu thun."

„Neben ihm ist Hauptmann Schels, einer der gediegensten, gelehrtesten, vielseitigsten und gewandtesten Militärschriftsteller."

„Ich habe sein Gedicht „die Völkerschlacht bei Leipzig" mit großem Vergnügen gelesen, aber mit hohem Interesse sein neuestes Werk: „Leichte Truppen,

kleiner Krieg". — Wer ist denn der Mann im blauen Frack, mit den hohen Vatermördern? An seinen Armen schmiegt sich eine zarte Dame."

„Das ist Admiral Sidney Smith, die Dame ist Constanze Spencer Smith, geborene Baronesse Herbert-Ratkeal, eine Wienerin und Gemahlin des englischen Gesandten in Constantinopel.

„Hatte sie nicht einen Conflict mit Napoleon?"

„Vor zehn Jahren war sie in Venedig und entging nur mühevoll und verkleidet den Nachforschungen, welche Napoleon anstellte, um sie verhaften zu lassen und als Staatsgefangene nach Frankreich zu schicken. Auf ihrer Reise im mittelländischen Meere erlitt sie Schiffbruch an einer spanischen Küste, wurde, weil sie sich auf einem englischen Schiffe befand, als Gefangene nach Kadix gebracht, dort aber vom österreichischen Consul als Oesterreicherin reclamirt und daher freigegeben. Dann ging sie nach Malta und lernte dort Lord Byron kennen, der ihr eines seiner zartesten an Frauen gerichteten Gedichte geweiht. Sie selbst ist eine ausgezeichnete Dichterin."

„Sie erinnert mich sehr an Wilhelmine Chezy, welche mir einst als eine der Hauptheilhaberinnen am deutschen Frauenvereine für die Pflege verwundeter Krieger vorgestellt wurde. Was macht Frau von Chezy jetzt?"

„Sie hat in Berlin, wo sie lebt, viele Unannehmlichkeiten. Ein Brief von ihr an den preußischen General Gneisenau, worin sie sich über die Mißbräuche in der Spital- und Invalidenhäuser-Verwaltung aussprach und auf eine allgemeine Lazareth-Untersuchung drang, gerieth in die Hände der Betheiligten und man hing ihr einen Injurienproceß an. Dieser ist noch in der Schwebe."

„Und wer ist jener zierliche Abbé?"

„Franz Libert, genannt der „abbé bibliothécaire", setzte der Baron erläuternd fort, „ein witziger, munterer und biederer Mann, Hofmeister bei Fürst Rasumovsky, Besitzer eines prachtvollen Herbariums (Pflanzenbuch) von über hunderttausend Stücken. Er hat viel geschrieben und den Kaffee in allen Gedichten gefeiert."

„Da müssen ihn ja die Damen vergöttern?"

„Nun, auch die Männer, besonders Talleyrand. Zu Libert sagte ja eben dieser große Staatsmann: Der Kaffee muß schwarz wie der Teufel, heiß wie die Hölle und süß wie die Liebe sein."

„Wollte Gott, es wären alle seine Aussprüche so wahr!"

„Hier Doctor Justus Erich Bollmann, derjenige, welcher es im Jahre 1793 versuchte, Lafayette aus dem Gefängniß der Festung Olmütz zu befreien; — dort der verdienstvolle Hoftheatersecretär Josef Sonnleithner, vor zwei Jahren Gründer der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien; der Hoftheaterkapellmeister Adalbert Gyrowetz, Componist der schönen Oper; Der Augenarzt; der Heldenspieler und zugleich Porträtmaler Josef Lange; der Dichter und Kunstschriftsteller Josef Carpani, Freund und Biograph Josef Haydn's; der Dramatiker Mathias von Collin; der Balletmusikcompositeur Graf Wenzel Robert Gallenberg; Graf Emanuel Csaky, einer der geschmackvollsten Stylisten im Lapidarstyl, der Dichter Clementin Bondi, Lieblingsschriftsteller der Damen —"

„Und die Ursache dieser Beliebtheit?"

„Er entzückt die sogenannten geistreichen Frauen."

„Da halte ich nicht viel darauf. Der Geist der meisten dieser Weiber dient mehr, sie in irgend einer Narrheit, als in ihrer Vernunft zu bestärken und geistreiche Narren sind gewiß die unbequemsten, ja manchmal von unverzeihlicher Langweile, nicht wahr de Ligne?"

Der Gefragte, welcher eben an die Gruppe herangetreten war, erwiederte:

„Sire, die Frauen sagen: Wir verzeihen oft den Männern, die uns, nie aber denen, die wir langweilen."

„Solche Frauen müssen aber schrecklich tugendhaft sein?"

„Ach, Sire, die Tugend mancher dieser Frauen besteht nur darin, daß sie zu sehr ihren Ruf und ihre Ruhe lieben, um Beides zu verletzen."

„Und die Ehe mit ihnen?"

„Wie im allgemeinen, gerade auch hier. Il y en a de bons mariages, mais il n'y en a point des délicieux!" (Es giebt darunter gute Ehen, aber keine köstlichen.)

„Mais quand on est amoureux d'une telle femme?" (Wenn man aber in ein solches Weib verliebt ist?)

„Sire, un homme d'esprit en sera alors amoureux comme un fou, mais jamais comme un sot!" (Sire, ein geistvoller Mann wird dann in sie verliebt sein wie ein Narr, niemals aber wie ein Dummkopf.)

„Wir dürfen uns also nicht wundern, daß wir stets durch die Frauen leiden."

„On ne devrait s'étonner que de pouvoir encore s'étonner!" (Man sollte sich nur darüber wundern, daß man sich überhaupt noch wundern kann.)

„Lieber Prinz, wie wenig Leute giebt es, die — wie Sie — verstehen alt zu sein und Erfahrung zu haben."

„Es hat mich diese Kunst auch achtzig Jahre meines Lebens gekostet."

„Apropos, sehen Sie dort den großen Mann mit den schauderhaft dünnen Füßen?"

„Ja, es ist Baron Kudriaffsky. Man weiß nicht, hat er drei Degen oder drei Beine."

„Ist der Mann Ihr Feind?"

„Nicht daß ich wüßte."

„Nun, ich dachte, er wäre es, weil ich im Vorübergehen bei Gelegenheit als man von Ihnen sprach, eine Aeußerung von ihm hörte, daß ihm alle Witze zuwider seien."

„Sire, diejenigen, denen ein Witz zuwider ist, sind entweder zu dumm, einen zu machen, oder zu grämlich, um einen zu verstehen."

„Ist dieser Baron nicht Hydrauliker (Wasserbaukünstler)? Er hat, wie ich gehört, unlängst hier einen neuen Wassercanal gebaut.

„Ja, Sire, der aber zu seicht ausgefallen ist."

„Wie so? Es soll Einer gestern darin ertrunken gefunden worden sein."

„Bah, das war ein Schmeichler!"

„Wer sind denn die Herren, die gerade mit Lord Wellesley sprechen?"

„Der große Hagere ist William Coxe, der klassische Reisebeschreiber und Historiker, Verfasser eines unentbehrlichen Werkes: Geschichte des Hauses Oesterreich; — der andere dicke, unbeholfene Mann ist eine Celebrität ganz eigener Art: der erste und älteste Spieler in Europa — O'Bearn. Er hatte die interessante Affaire mit dem Marquis von Hastings. Sie spielten nämlich zusammen Piquet von neun Uhr abends bis zu Sonnenaufgang des anderen Tages. Als sie aufhörten, hatte O'Bearn mehr gewonnen, als der Vater des Marquis in der Eigenschaft eines Generalgouverneurs von Indien in seinem ganzen Leben erworben. Der Marquis sagte mit gebrochener Stimme: „Ich zweifle, daß ich alles bezahlen kann, was ich an Sie verloren habe, werde Ihnen jedoch meinen Intendanten schicken, der mit Ihnen rechnen und Ihnen die Besitzurkunden über meine Güter übergeben soll." — O'Bearn entgegnete: „Marquis, Sie sprechen wie ein Mann von Ehre, aber man soll mir nicht nachsagen, ich hätte den Inhaber eines der schönsten Namen Englands an den Bettelstab gebracht. Da ich indessen nicht umsonst meinen Schlaf geopfert haben will, so erlauben Sie mir, daß ich einen Notar rufen lasse. Vor diesem mögen Sie schwören, nie wieder eine Karte anzurühren und er wird nebstbei eine Urkunde aufsetzen, durch welche Sie sich verbindlich machen, mir, so lange ich lebe, eine Rente von tausend Pfund Sterling zu geben."

„Und der Marquis?"

„Hat in seinem Leben nie wieder eine Karte angerührt und O'Bearn erhält nun bereits seit fünf Jahren pünktlich seine Rente."

„Das Benehmen dieses Mannes," sagte Baron Arnstein, „ist stets so gentlemanartig gewesen, daß, obwohl jedermann weiß, wie die Beschäftigung seines ganzen Lebens blos das Spiel gewesen sei und er von jeher allein davon gelebt habe, man ihn doch überall gern empfängt und die Erzählung seiner verschiedenen erlebten Spielabenteuer mit großem Interesse anhört."

Baronin Fanny, welche den Kaiser in den Concertsaal abzuholen kam, unterbrach das Gespräch.

Man rangirte sich wie früher und es begann die zweite Abtheilung des Concertes.

Weinmüller, der unerreichte Bassist, sang Sarastro's Recitativ und Arie aus der Zauberflöte. Im Vortrage derselben war und ist ihm bis heute niemand ebenbürtig. Hierauf declamirte Frau von Weißenthurn die Scene aus Phädra, welche sie im Jahre 1809 im Schloßtheater zu Schönbrunn vor Napoleon gespielt. Sie hatte damals durch Duroc ein Geschenk von dreitausend Francs zugestellt erhalten.

Die nächste Nummer bot hohen Genuß durch den köstlichen Vortrag einer Arie aus der „Schweizer Familie", eine Oper, die, obwohl schon fünf Jahre alt, doch noch immer ihren lieblichen Zauber bewahrte. Der Sänger war der Tenorist Johann Michael Vogl, auf dem Piano begleitete ihn der Componist Josef Weigl.

Nun führte der Concertdirector eine Dame zum Clavier, welche durch das Unglück, welches sie betroffen, wie durch ihre rührende Einfachheit, aller Herzen innig bewegte. Nur auf das inständige Flehen der Künstlerin selbst, hatte die Baronin ihr gestattet, in diesem Concerte mitzuwirken. Es war die sechsundfünfzigjährige blinde Pianistin Therese Paradies. Sie spielte reizend eine Sonate von Kotzeluch, welche dieser eigens für sie componirt hatte.

Die endlosen Beifallsbezeugungen, mit denen man ihrer Kunst huldigte, veranlaßten sie, das Lied zu singen, worin der ebenfalls blinde Dichter Pfeffel so rührend die Geschichte von Theresens Blindheit besungen und welches sie in Musik gesetzt hatte. Der Eindruck war ein so tiefer, daß man keinen lauten Applaus spenden konnte. Man hörte hie und da nur ein leises Schluchzen.

Als sich die Zuhörer etwas wieder gesammelt hatten, trat ein Mann von etlichen dreißig Jahren auf — Nikolaus Heurteur, und declamirte eine Scene aus einer ganz unbekannten Tragödie. Diese war das Werk eines Jünglings von dreiundzwanzig Jahren. Die Poesie riß zu nicht enden wollendem Jubel hin. Da auf dem Programme blos einfach stand, daß Herr Heurteur eine Declamation vortragen werde, fragte man allgemein um dem Namen des Verfassers. Er hieß Franz Grillparzer, das Trauerspiel war — die Ahnfrau.

Die letzte Nummer sang der zweiundzwanzigjährige erste Tenorist des Hofoperntheaters Franz Wild. Er erregte Furore durch die Arie Orest's aus der Iphigenie von Gluck.

Das Concert war beendet, die Künstler mischten sich unter die Gesellschaft und erhielten allseitig die aufrichtigsten Lobsprüche.

Nach kurzem Verweilen gab Kaiser Alexander das Zeichen zum Aufbruch.

„Madame Staël hat Recht," sprach er, indem er der Baronin Fanny kosend die Hand drückte, „als sie sagte: Wien ist ein unschätzbarer Diamant, in Smaragde gefaßt. Unter den letzteren verstand sie zweifelsohne seine herzigen Bewohner. Ich freue mich, noch länger unter ihnen weilen zu können und glaube, ich würde dessen nie überdrüssig werden."

„Nun, für Verbannung der Langweile ist entsprechend gesorgt, denn es wird während des Congresses an Festen, Schauspielen aller Art, glänzenden Pirutschaden und Schlittenfahrten nicht fehlen."

„Allerdings!" sagte Prinz de Ligne, setzte aber dann halblaut zum Baron Arnstein gewendet hinzu: „Jedoch fehlt noch ein Schauspiel — das Begräbniß eines Feldmarschalls. Gut, ein solches will ich dem Congreß geben."

Man weiß, daß der Prinz im December des Jahres 1814 sein Wort gehalten.

Wir haben den Schauplatz und die handelnden Personen, so weit es eben möglich ist, flüchtig kennen gelernt, wenden wir uns nun zu dem, was sich lebendiger in der Erinnerung erhalten, und weniger Widerspruch erfahren hat, als die politischen Folgen des Congresses — zu seinen Vergnügungen.

---

5. Die Feste und Vergnügungen.

„Le congrès danse, mais il ne marche pas," witzelte mit Fug und Recht der Prinz de Ligne. „Der Congreß tanzt, aber er geht nicht vorwärts" — darin liegt jenes Kennzeichen, das ihn noch heute auszeichnet. „Die Herren bleiben stets bei dem Vorspiele der Komödie und kommen nie zu Ende;" sagte der Prinz ein anderesmal, obwohl er selbst sich in dem festlichen Gewoge unsäglich wohl fühlte und seine letzten Tage dadurch vergoldet wurden.

Dieser Geist der Vergnügungssucht und Sorglosigkeit, diese Freude an Zerstreuungen und Spectakel drang in den Tagen des Congresses aus den oberen Kreisen, die viel öfter die Last als die Lust aller der Herrlichkeiten fühlen mochten, in alle Schichten. Nach so langen Jahren des Kummers, patriotischer Sorge und materieller Noth, stürzte sich die ganze Bevölkerung kopfüber in den Strudel der Freude, für dessen Annehmlichkeiten ja der Wiener zu allen Zeiten besonders empfänglich war.

Dazu kam, daß durch die beispiellosen Vorbereitungen und Zurüstungen viele Erwerbszweige, die durch Jahre nur kümmerlich verdienten, plötzlich stark in Anspruch genommen wurden und unter dem bei dieser Gelegenheit von oben herab ausgegebenen Motto: Leben und leben lassen! überreichlichen Verdienst fanden. So wurde das Interesse an dem welthistorischen Vorgang bis in die untersten Schichten des Volkes geweckt und Nationalstolz, Local-Patriotismus, Schaulust und Eigennutz wirkten zusammen, um die Bevölkerung aller Classen in eine erhöhte Stimmung zu versetzen, in der sie sich ihres Werthes als nothwendige Staffage wohl bewußt wurde.

Es wäre ungerecht, dem Publicum jener Tage einen Vorwurf daraus zu machen, daß es sich um die Wichtigkeit der eigentlichen Verhandlungen so wenig kümmerte. Soll es doch sogar den am Berathungstisch thronenden Erdengöttern und den würdevollen Ministern begegnet sein, daß sich in den Lauf der ernsten Verhandlungen plötzlich die Festfreuden, wie lachende Amoretten zwischen Schweinslederbände und muffige Pergamente, eindrängten! Man hatte in Wien Drangsal und Noth mehr als übergenug ausgestanden — nun überließ man sich mit offenen Sinnen der Freude und hatte weder Auge noch Ohr, am wenigsten aber Verständniß für politische Spitzfindigkeiten. „Der Metternich wird's schon machen," bedeutete der Kaiser Franz einem Besorgniß äußernden Mitglied seines Hauses, und ebenso — wenn auch aus anderen Gründen, dachte man in der Bevölkerung.

Eine glänzende Toilette, um mit Ehren bei den Festlichkeiten erscheinen zu können, ein Plätzchen an einem Fenster, um die Aufzüge sehen zu können, irgend ein Freund unter der Hofdienerschaft, der Zugang zum Abhub der Tafeln hatte oder gar vermitteln konnte, daß hie und da eine gefällige Thürspalte Einblick in die olympischen Höhen gestattete; ein Billet zur Redoute, ein Platz im Theater paré — dahin ging alles Dichten und Trachten — Europa mochte auf was immer für eine Art zur Ruhe und Ordnung kommen.

Da über die Zeit des Congresses die Hofdienerschaft aller Kategorien vermehrt werden mußte, drängte man sich nicht nur aus den ersten Familien zu den Figuranten-Posten der Hofdamen, Kammerherrn und Pagen, sondern der wohlhabende Mittelstand schlüpfte wohlgemuth in die sonst verhaßte Livrée, um „auch dabei zu sein" und bequem sehen zu können, vielleicht auch, um bei dem zu erwartenden Regen von Cadeaux eine Dose oder sonst ein Kleinod aus hoher Hand zu erhaschen. Aus denselben Doppelgründen drängte man sich darum, einen der fremden Herren, Diplomaten oder wen immer aus dem schillernden Pfauenschwanz der Congreßgäste als Miether zu bekommen; nicht allein auf seinen Geldbeutel speculirte man durch die Miethpreise, die eine fabelhafte Höhe erreichten, fast noch mehr war ein solcher Gast erwünscht, weil man durch ihn Einlaß und Zutritt zu den Festlichkeiten erlangen zu können hoffte.

Mit der Rückkehr des Kaisers Franz begann die festliche Epoche, obwohl dies mehr eine interne ja, bei dem gemüthlichen Verhältniß, in welchem dieser auch nicht immer ganz vorurtheilsfrei geschilderte Fürst zur Bevölkerung stand, recht eigentlich eine Familienfeier war. Aber man kam nicht mehr zur Ruhe, denn sofort begannen aller Orten und Enden Zurüstungen, welche von der Schaulust mit umsomehr Eifer verfolgt wurden, als es ja sehr fraglich war, ob Alle an Allem im Momente des höchsten Glanzes sich würden erfreuen und satt sehen können.

Unverkennbar war ein Theil der öffentlichen Festlichkeiten auch mit Rücksicht auf eine gewisse Mitwirkung der Massen berechnet worden; als Kaiser Franz mit Alexander und Friedrich Wilhelm III. an der großen Taborbrücke zusammenkam, reichten sie sich in der durch unzählige Flugblätter wohlbekannten Weise die Hände, wie es am Abend der dreitägigen Schlacht bei Leipzig geschehen war, was natürlich von den auf beiden Ufern harrenden Menschenmassen mit einem Jubelgeschrei aufgenommen wurde, welches den Donner der Geschütze übertönte. Mit einer der glänzendsten und buntfarbigsten Suiten, die wohl jemals versammelt war, hielten dann die drei Monarchen unter einer ununterbrochenen Kanonade und dem Geläute aller Glocken, zu Pferde den Einzug, welchem am nächsten Tag jener der von Maria Ludovika eingeholten Kaiserin von Rußland folgte.

Nun begannen die Festlichkeiten rasch aufeinander zu folgen, deren vollständige Aufzählung nicht allein unmöglich, sondern auch ermüdend sein würde. Es sollen nur die bedeutendsten oder durch irgend einen Zwischenfall bemerkenswerthen erwähnt werden.

Am 2. October wurde auf dem, heute schon mit Prachtbauten bedeckten Exercierplatz am Glacis ein großes militärisches Dankfest nebst glänzender Parade abgehalten, bei welcher die Fürstlichkeiten die ihnen verliehenen Regimenter beim Vorbeimarsch selbst dem Kaiser von Oesterreich vorführten. Am Abend war in den Prachträumen der kaiserlichen Winterreitschule eine große Redoute, zu welcher sich zehntausend Personen einfanden.

Verschiedenen militärischen Schauspielen, einem Artillerie-Manöver auf der Simmeringer Haide, einem der technischen Truppen bei Bruck an der Leitha, folgte am 6. October ein etwas verunglücktes, sogenanntes Volksfest im Augarten und am 9. der große Bal paré, gleichfalls in der Winterreitschule, und obwohl viel spärlicher besucht als die erste Redoute, doch das glänzendste Fest.

Was nur an Juwelen aufzutreiben war, schimmerte an diesem Abend an den Costümen der Herren und Damen. Die Schätze der kaiserlichen Familienkleinode und die Juwelenkistchen des reichen Adels, namentlich der ungarischen Magnaten, wurden vollkommen in Verwendung genommen. Besonders viel bewundert wurde das Costüm des Hofjuweliers Sieber, der als Nabob von Mysore sein ganzes Brillantenlager wie eine wandelnde Reclame herumschleppte, noch mehr aber ein Aufzug adeliger Damen, welche allegorisch die vier Elemente darstellten. Mit feinen Geschmack war sogar in den Schmuck eine gewisse Symbolik gelegt worden, denn in tiefrothen Feuer der Rubinen leuchtete das Feuer, diamanthell war die Luft, der feuchte Glanz der Perlen bezeichnete das Wasser, die satte Farbe dunkler Topase die Erde.

Wiederholte Jagden im Thiergarten und Laxenburg wurden durch einen Besuch des Schlachtfeldes von Aspern unterbrochen und am 16. fand wieder in der Reitschule ein Monstre-Concert statt, bei welchem Händel's Offertorium Simson von siebenhundert Musikern unter Salieri's Leitung aufgeführt worden, nebstbei erwähnt, das einzige rein künstlerische Fest des Congresses.

Das bedeutendste militärische Fest und in seiner Anlage und Ausführung wirklich einzig, war die Feier der vor einem Jahre stattgehabten Völkerschlacht des 18. October. Gastgeber war Kaiser Franz, die Gäste nicht blos die Monarchen, Feldherren und Generale, sondern eine Armee von zwanzigtausend Mann, die an langen Tafeln in den grünen Auen des Praters, rund um das Lusthaus und am anderen Ufer des durch drei Schiffbrücken überbrückten Stromes saßen. Riesige ambulante Küchen- und Backöfen waren errichtet worden, zwischen den Tischen erhoben sich Trophäen und weit hinten in der Simmeringer Haide standen die Batterien, um als Echo für die Trinksprüche zu dienen, wie sie vor einem Jahre ihre ehernen Mäuler zu blutigem Verderben geöffnet hatten.

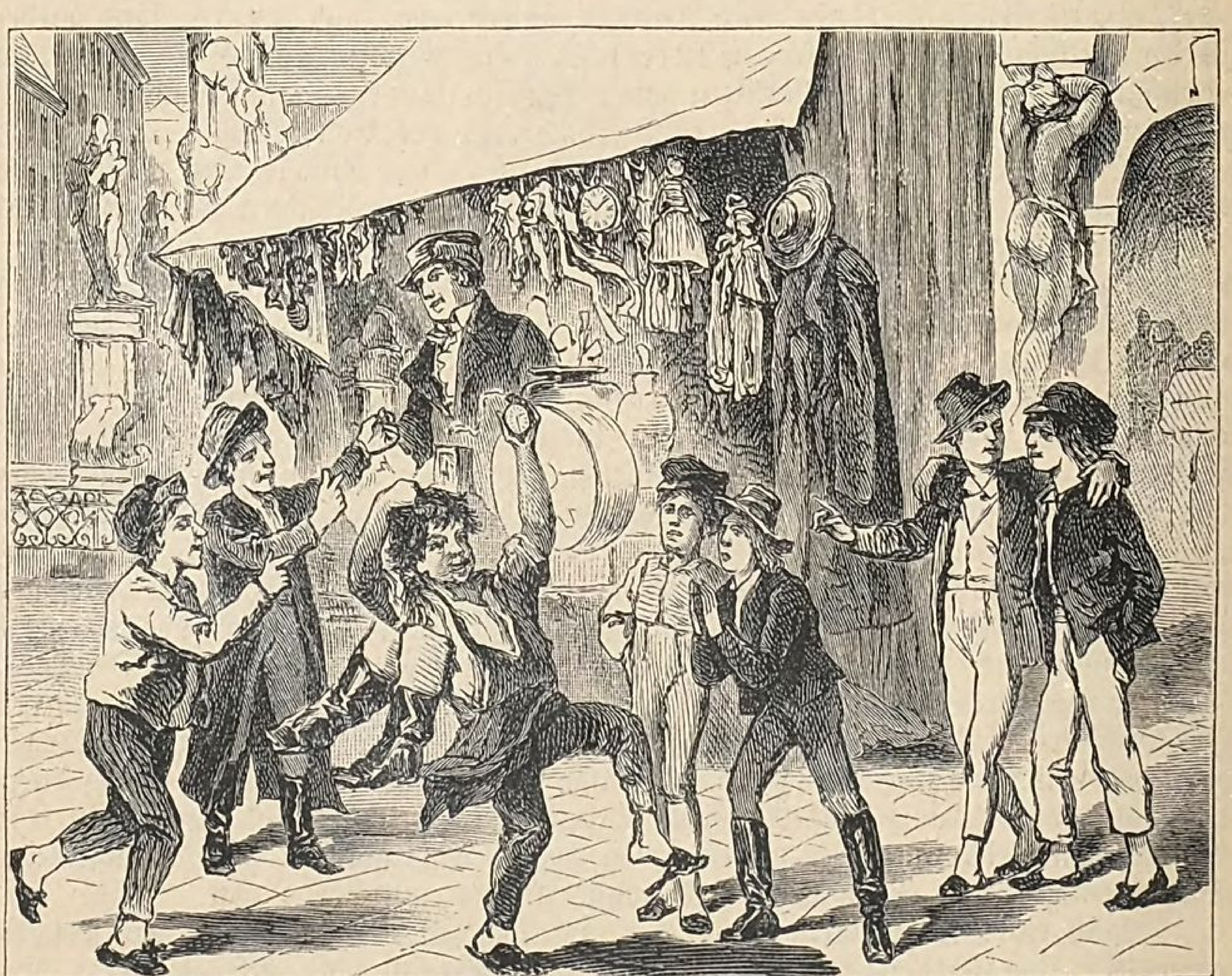
An zwei Tafeln, welchen Kaiser Franz und Erzherzog Karl präsidirten, speisten im Lusthaus selbst die Monarchen, Fürstlichkeiten und obersten militärischen Führer. Von der offenen Gallerie aus brachte Kaiser Franz die Toaste: „Auf das Wohl meiner Gäste!“ „Auf das Wohl sämmtlicher Feldherren!“ „Den verbündeten Heeren!“ aus, welchen Kaiser Alexander einen vierten, dem Feldherrn Fürsten Karl Schwarzenberg gewidmeten, anfügte. Wenn auf ein gegebenes Zeichen die tafelnden Soldaten in brausende Hurrahrufe ausbrachen, welche durch die Kehlen von zweimalhunderttausend bürgerlichen Zuschauern und den Donner der Geschütze ausgiebig unterstützt wurden, mag man es wohl glauben, daß die allgemeine Begeisterung ebenso geräuschvoll, als unwiderstehlich mitreißend war.

Nach einer kurzen Reise nach Ofen und kleineren Vergnügungen, von welchen namentlich eine Falkenjagd in Laxenburg viel Beifall fand, erfolgte am 3. November die eigentliche Eröffnung des Congresses, durch welchen jedoch die Reihenfolge der Feste nicht unterbrochen wurde. Zwei Tage später fand eine pompöse militärische Todtenmesse in der Augustinerkirche statt, Jagden im Prater und im Thiergarten, Redouten und Bälle reihten sich aneinander.

Wenn eine so ununterbrochene Aufeinanderfolge der Feste nicht ermüdete, war dies natürlich ein Verdienst der Kaiserin Maria Ludovika, welche stets neue Nuancen zu erfinden wußte und unermüdlich war, Abwechslung zu schaffen. Neben Theatervorstellungen, bei welchen nur Mitglieder des Hofes mitwirkten, gab sie den Bällen und Soiréen namentlich Interesse durch häufig wechselnde „Lebende Bilder,“ die besonders geeignet waren, die Schönheit der Damen zur Geltung zu bringen und eine Entfaltung von Costümenpracht zu gestatten.

Ueber Wunsch der Kaiserin sollte eines dieser Tableaus einst den Olymp mit all' seinen Göttern darstellen und Meister Isabey, der künstlerische Beirath der Kaiserin, wählte sofort aus den Herren und Damen des Hofes jene aus, welche

sich als Götter sehen lassen konnten. Schon waren alle Rollen vertheilt und die imposante Gesellschaft gruppirt, als sich unversehens ein bisher übersehenes Hinderniß ergab. Mit der Darstellung des Apollo war Rudolf Graf Wrbna betraut, der allen körperlichen Anforderungen an den Gott der Dichtkunst vollkommen entsprach, bis auf die Kleinigkeit, daß er einen ganz unmytologischen Schnurrbart trug. Alle Bemühungen, ihn zu vermögen, sich von demselben zu trennen, waren vergebens und er wollte lieber seine Götterrolle opfern, als den Schmuck der Oberlippe. Da es nun doch schlechterdings nicht anging, den Sonnengott mit einem martialischen Schnauzbart erscheinen zu lassen, kein anderer Cavalier aber sonst genügende apollinische Schönheit besaß, mußte man sich an die Kaiserin wenden, damit der Olymp nicht um eines Schnurrbartes willen in die Brüche gehe.



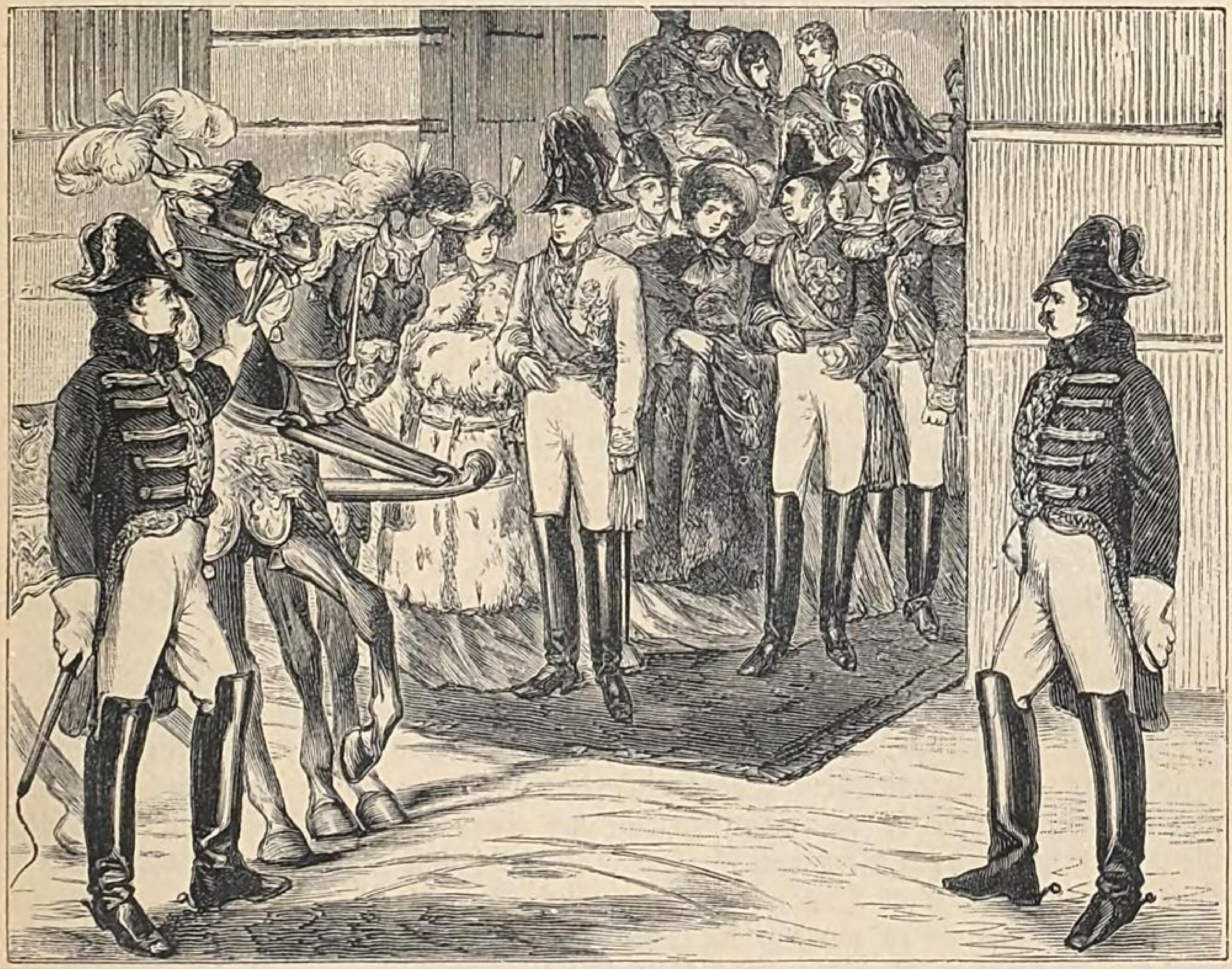
Schusterjunge Franzi gewinnt im Glückshafen. (Seite 538.)

Gekrönte Häupter wissen befehlend zu bitten, bittend zu befehlen. Es ist nicht bekannt, durch welches der beiden Mittel Maria Ludovika den Grafen bewog, das schmerzliche Opfer zu bringen, aber er paradirte neben der von der schönen Gräfin Rzewuska dargestellten Minerva mit flaumenweicher Oberlippe und wurde wegen seines Gehorsams mehr bewundert, als alle übrigen Götter und Göttinnen wegen ihrer Schönheit.

Am 23. November fand, den ritterlichen Sympathien der Zeit entsprechend und gleichfalls Anlaß zu viel Toilettenpracht bietend, ein Carousfel in der Reitschule statt. Vierundzwanzig Herren des höchsten Adels, darunter Herzog Leopold von Sachsen-Coburg, der spätere König von Belgien, Mitglieder der Familien Eßterhazy, Radziwil, Trauttmansdorf, Liechtenstein ꝛc. in der prunkvollen und kleidsamen Tracht aus der Zeit des Königs Franz I. von Frankreich führten

vor den versammelten höchsten Herrschaften und allen Congreßgästen allerlei ritterliche Spiele auf, ein Ringelstechen, Lanzenrennen u. s. w., säbelten auch gar muthig auf pappene Türkenköpfe los und verrichteten sonst noch viel Hübsches und Verdienstliches, für welches sie sammt und sonders von vierundzwanzig, gleichfalls entsprechend kostumirten und auf einer besonderen Estrade thronenden Kampfrichterinnen mit Preisen belohnt wurden. Den Schmuck der darunter befindlichen Fürstin Eßterhazy, Gattin des späteren, durch seine Verschwendung berühmten Gesandten in London, Fürsten Paul, schätzte man auf sechs Millionen.

Das Caroussel, welches nur einen Besiegten zählte, den Fürsten Karl Liechtenstein (später k. k. Obersthofmeister, schon damals sehr beliebt bei den Wienern), der stürzte und einige Zeit bewußtlos blieb, wurde in einigen Tagen



Franz I. Alexander I. Friedrich Wilhelm III.

Schlittenfahrt der höchsten Herrschaften. (Seite 540.)

wiederholt, da Kaiser Alexander, durch ein leichtes Unwohlsein verhindert, der ersten Vorstellung nicht beiwohnen konnte.

Am 29. November dirigirte Beethoven in dem Redoutensaal sein berühmtes Tongemälde: Die Schlacht bei Vittoria.

Zu Ehren der Großfürstin Katharina von Oldenburg fand am 6. December im Palais Rasumovsky das vom Kaiser Alexander gegebene, schon früher erwähnte Fest statt, das zu den glänzendsten gehörte. Nationaltänze in Costüme, eine reich ausgestattete Lotterie, sogenanter Glückshafen, und andere Ueberraschungen warteten der Gäste. Kronprinz Wilhelm von Württemberg gewann einen prachtvollen Zobelpelz, welchen er sofort der Großfürstin widmete, die vor allen Gästen das Geschenk mit dem von ihrem Busen gelösten Strauß lohnte —

ein Vorgang, der allgemein als ein Zeichen der auch formell vollzogenen Verlobung der beiden Liebenden gedeutet wurde.

Ad Vocem Glückshafen — das war eine ganz besondere Eigenthümlichkeit der „guten alten Zeit," ein Vorläufer der späteren Lotterien und heutigen „Wohlthätigkeits- und Jux-Bazare."

Seine Entstehung datirt vom Jahre 1582, wo Kaiser Rudolf II. dem Nürnberger Bürger Jakob Prüssel die Bewilligung gab: „zu fruchtbarer Vertreibung allerhand seiner habenden Silbergeschmeide, schöner Bildnisse, Kräuter und Thierlein von Gold und Silber sammt anderen mühsamen schönen Kunststücken und Schmuckwerk von Sammt und Seidenwaaren, auch Bezahlung der Schulden, darin er durch Zusammenbringung derselben gerathen, einen gebräuchlichen redlichen Glückshafen, allenthalben im heiligen Reich durch Verstattung eines jeden Ortes Obrigkeit anzurichten und zu halten." Doch sollten überall die Obrigkeiten darauf sehen, daß das Glückshafenspiel ganz aufrecht, ehrlich, redlich und unverdächtig, ohne alle arge Gefahr, Betrug oder List vor sich gehe, jederzeit binnen Monatsfrist ende, auch alle Gewinnste oder Gaben vor Augen gestellt würden u. s. w. Und so gab es bereits Ende des 17. Jahrhunderts an vielen Orten solche Glückshäfen und im 18. Jahrhundert waren sie bereits überall in Oesterreich heimisch.

In Wien stand der erste Glückshafen auf dem Graben, neben dem heutigen Sparkassegebäude. Es war dies eine Bude, von deren Giebel bunte Fähnchen flatterten; eine Musikbande begleitete jede Ausrufung eines bedeutenden Gewinnstes mit dem obligaten „Tusch" (wohl abstammend von toucher, rühren, nämlich alle Instrumente gebrauchend). Da gab es Löffel, Kämme, Bürsten, Nippsachen die schwere Menge, Spielzeug, Uhren, ja selbst lebendige Thiere; einmal sogar auch eine vollständige Equipage (elegante Kalesche mit zwei prachtvollen Schimmeln), die der glückliche Gewinner gleich selbst fortkutschirte und beim nächsten Pferdehändler versilberte — ganz so wie heute bei den Pferdeausstellungs-Lotterien. Das Geschäft rentirte sich, an manchen Tagen wurden um 20.000 Gulden Lose verkauft.

Im Jahre 1795 besaß den Glückshafen am Graben der bürgerliche Handelsmann Johann Hackel, derselbe, welcher sich an der sogenannten „Jakobiner-Verschwörung" betheiligte, dafür zu dreißigjähriger Festungsstrafe verurtheilt wurde und dem, als er mit dem „Magentaferl" (wie vom Volke spöttisch die Tafel genannt wurde, welche die Schuldanzeige des Verbrechers enthielt und ihm über die Brust herab angeheftet war) auf der Schandbühne stand, das Volk höhnisch zurief: „Ah, Herr von Hackel, das is a (ein) Spectakel!"

Im Jahre 1804 wurden die öffentlichen Glückshäfen abgestellt. Noch kurz vorher fand eine merkwürdige Begebenheit statt.

Bei einem Schuster im nahen Schlossergäßchen stand das Söhnlein eines zugrunde gegangenen Bäckers in der Lehre. Franz war dreizehn Jahre alt, brav und fleißig. Eines Tages schickte ihn sein Lehrherr um Zwirn, wofür er ihm einige Kreuzer mitgab. Er ging fort, kam an dem Glückshafen vorbei und wurde durch die zur Schau ausgestellten Prätiosen, durch die lockenden Anpreisungen des Ausrufers dergestalt verführt, daß er das für den Zwirn bestimmte Geld — zwölf Kreuzer, gerade der Preis eines Loses — hingab, dafür ein Los in Empfang nahm und die sofort stattfindende Ziehung abwartete.

Und — welches Glück! — er machte den Haupttreffer, eine goldene Uhr mit Kette und Petschaft im Werthe von 500 Gulden. Alles um sich her vergessend, eilte er jubelnd zu seinem Vater, ihn von dem Glücksfall benachrichtigend und ihm den reichen Gewinnst als kindliche Gabe in seinem Unglücke bringend. (Bild Seite 536.)

In wenigen Minuten wußte ganz Wien von dem Ereignisse. Meister Knierim, der vergeblich auf seinen Zwirn gewartet, eilte sogleich zum Bäcker und beanspruchte die Uhr, da sie von seinem Gelde gewonnen worden; der Bäcker aber sagte, er sei nur zum Ersatze der zwölf Kreuzer verpflichtet. Es entspann sich ein tumultuirender Streit, eine Gattung Straßenkampf, in welchen sich die ganze Nachbarschaft mischte und den der Volkswitz sofort als den „Streit der Monte-Schusti und Capu-Bäcki" (Montecchi und Capuletti) bezeichnete.

Ein Vergleich, den die Gemäßigteren vorschlugen, wurde von keiner der Parteien angenommen, sondern die Austragung vor Gericht gebracht und enorme Summen um des kleinen Schusterjungen Willen verwettet. Aber auch die Gerichte wankten mit der Entscheidung und schließlich wurde der Fall dem Kaiser Franz vorgelegt.

„Na, das wär' nit übel," sagte der Monarch in seiner gemüthlichen Redeweise, „daß ein jeder Lehrjung' seinem Meister Geld veruntreuen und damit spielen könnt'! Er hat dem Meister zwölf Kreuzer veruntreut, dafür muß er die Straf', die ihm's G'setz dictirt aushalten — aber g'wonnen hat er erst nach der Veruntreuung und so g'hört, meiner unmaßgeblichen Meinung nach, der G'winnst dem Buben."

Und so urtheilte auch die Behörde. Dem Franzi wurden auf dem Orte seiner Missethat von dem „geschworenen Peiniger" (beeideten Züchtiger) die Höslein abgezogen und fünfundzwanzig Ruthenhiebe in Gegenwart einer unzählbaren Menschenmenge aufgemessen — aber kaum hatte er die Unaussprechlichen hinaufgezogen und seinem Lehrherrn die zwölf Kreuzer zurückerstattet, wurde ihm die Uhr sammt Anhängsel eingehändigt und er sprang mit derselben jubelnd davon.

Freilich übte sofort Einer aus der Menge eine eigenthümliche Kritik über das behördliche Urtheil. Es war dies der berüchtigteste aller Gassenjungen, der sogenannte Haidenwolferl, welcher dem Zuchtmeister an der Jacke zupfte und zu ihm sagte: „Se, hören S' — da haben S' zwölf Kreuzer — geben S' mir a goldene Uhr und nachher hauen S' mir wegenmeiner fünfzig herunter!" — Bevor ihn aber der Zuchtmeister erfassen konnte, war Haidenwolferl schon durch die Naglergasse davongerannt.

Durch einen besonders festlichen Empfang und eine Galatafel wurde das auf den 24. December fallende Geburtsfest des Kaisers Alexander gefeiert.

Der letzte Tag des ereignißreichen Jahres vereinigte die Congreßgäste im Hause der Gräfin Zichy. Kaiser Alexander schritt eben mit der Gräfin Paar an der Spitze der Polonaise, als der Schlag der zwölften Stunde den Jahresschluß verkündete. Die Musik schweigt, die Tänzer bleiben stehen und die schöne Gräfin richtet folgende Worte an den Kaiser, die um so bedeutsamer waren, als man ja wußte, daß die Arbeiten des Congresses eher zu einem neuen Krieg, als zum Abschluß des vorigen zu führen drohten.

„Wie glücklich fühle ich mich, daß es mir gestattet ist, als Erste, einem so großen Monarchen die Wünsche zum neuen Jahre darzubringen. Erlauben mir Eure Majestät auch, die Fürsprecherin von ganz Europa für die Aufrechthaltung des allgemeinen Friedens und der Einigkeit aller Völker sein zu dürfen."

Ein Gemurmel des Beifalls ließ sich hören, daß zu brausenden Beifallsrufen anschwoll, als Alexander bedeutungsvoll entgegnete, daß es sein höchstes Ziel sei, die Wünsche der schönen Gräfin verwirklicht zu sehen und daß ihm kein Opfer, das mit der Ehre verträglich ist, zu schwer sein würde, um den Frieden zu befestigen, welcher das höchste Gut aller Menschen sei.

So wurde, wenn man hie und da auch im Conferenzsaal von Bällen und Festen plauderte, umgekehrt der Ballsaal benützt, um Ansichten und Wahrnehmungen auszusprechen. In ähnlicher Weise benützte Alexander einige Tage später ein

Fest zu politischen Zwecken — indem er zum erstenmale von einem großen Ball in der Staatskanzlei sammt seiner ganzen Familie fernblieb, so auf die schärfste Weise seiner Abneigung gegen Metternich Ausdruck verleihend.

Eine der eigenthümlichsten Ueberraschungen bereitete, vielleicht nicht ganz ohne ironischen Hintergedanken, Fürst Talleyrand den in irdischer Lust und Sorge befangenen Congreßgästen durch die Einladung zu einem Trauergottesdienst für den im Jahre 1791 guillotinirten König von Frankreich Ludwig XVI. Kaiser Franz fühlte gewiß das Mißliche und fast unwiderstehlich Komische, daß in einer „Einladung im Namen Seiner sehr christlichen Majestät des Königs von Frankreich" lag, die von dem ehemaligen Conventsmitglied und abtrünnigen Bischof ausging und ordnete sofort an, daß der Trauergottesdienst am 21. Januar, dem Todestage Ludwig XVI., in der Domkirche zu St. Stefan mit großem Gepränge und auf kaiserliche Kosten stattfinden solle, die sich dann auch auf 40.000 Francs beliefen. Ein riesiger Katafalk erhob sich in der ganz schwarz drapirten imposanten Kathedrale, gekrönt von den Attributen des Königthums und von den Allegorien des trauernden Frankreich, des tröstenden Europa, der Religion und der Hoffnung umgeben.

Eine Predigt über den Text: „Die Erde lerne den Namen des Herrn fürchten" und ein von der Hofcapelle unter Salieri's Leitung aufgeführtes Requiem von Haydn während dem vom greisen Erzbischof von Wien Grafen Hohenwart celebrirten Hochamt machten die imposante Todtenfeier aus, welchem alle Souveräne und Notabilitäten beiwohnten.

Das letzte der großen, Aufsehen erregenden und mit Spannung erwarteten Feste — von gewöhnlichen Bällen, bei welchen das geladene Publicum alle damals modernen Tänze executirte, was recht heiter anzusehen gewesen sein mag, wie ein gleichzeitiges Bild (Seite 545) zeigt, von Redouten, Concerten, Liebhabertheatern u. s. w. sprach man gar nicht mehr — war die große Schlittage nach Schönbrunn am 22. Januar 1815, welcher nach dem Berichte von Augenzeugen nichts fehlte, als — der Schnee. (Bild Seite 537.)

Nicht weniger als die Ungunst des Wetters machte den Ceremoniären des Hofes die Wahl der Partner zu der Schlittenfahrt viel Kummer, denn außer den heiklen Rangsbestimmungen, gab es da noch eine Menge von delicaten Rücksichten zu beobachten, um nach keiner Seite anzustoßen, nicht zusammenzufügen, was sich haßte oder — auch liebte und doch weder das Eine noch das Andere an's Licht des Tages gezogen wissen wollte.

Man griff endlich zu dem Auskunftsmittel, für die ersten fünf Schlitten die höchsten Herrschaften wählen zu lassen — für die übrigen entschied das Los und — Gott Zufall mochte denn auf sich nehmen, was er verschuldete.

Da die Kaiserin Maria Ludovika der rauhen Witterung halber nicht Theil nahm und auch das baierische Königspaar sich ausschloß, paarten sich die Insassen der ersten Schlitten folgendermaßen: Im ersten fuhr die Kaiserin Elisabeth von Rußland mit dem Kaiser Franz, der in jeder Hinsicht pflichttreu, auch bei den Festlichkeiten seinen Platz gewissenhaft ausfüllte; im zweiten fuhr Kaiser Alexander mit der schönen Fürstin Gabriele Auersperg; im dritten König Friedrich von Dänemark mit der Großfürstin Marie von Weimar; im vierten der König Friedrich Wilhelm III. von Preußen mit der Gräfin Julie Zichy; im fünften der Großherzog von Baden mit der Obersthofmeisterin Gräfin Lazanzky.

Unter Vorritt von Cavallerie und kaiserlichen Bereitern, die Schlitten der Monarchen von mittelalterlich gekleideten Pagen und der ungarischen Garde geleitet, ging der prächtige Zug unter dem Jubel des Publicums vom Josefsplatz nach Schönbrunn, wo Bankett und Theater war, auf den Teichen sich Schlittschuhläufer producirten und Nachts bei Fackelschein die Rückfahrt angetreten wurde.

Immer schwieriger gestalteten sich die Verhandlungen des Congresses, mehr als einmal fehlte nicht viel, so langten die Hände, die sich noch vor vier Monaten öffentlich zum Zeichen einer friedlichen Verbrüderung verbunden hatten, von Neuem nach dem Schwert, um mit dessen Schärfe Fragen, die sich nicht lösen lassen wollten, zu zerhauen. Aber auch ohne der durch diese Verhältnisse getrübten Stimmung war man schon abgestumpft und wenn sich auch die Festlichkeiten in gewohnter Weise aneinander reihten, brachte man ihnen von keiner Seite mehr Interesse entgegen.

Man sehnte sich nach dem Ende der Verhandlungen und eben so nach dem der Festlichkeiten und konnte sich doch weder einigen, noch die letzteren, als äußerliches Zeichen des guten Einvernehmens entbehren. Da brachte eine unerwarte Schreckensnachricht Beides zuwegen, die Gefahr erzwang die Einigkeit und unterbrach die Feste.

---

6. „Der Congreß ist aufgelöst!"

Mit diesen Worten stieg Napoleon in Cannes an das Land, nachdem er an der Spitze einer Handvoll Getreuen das ihm zugewiesene Felseneiland Elba verlassen und durch die englischen Kreuzer schlüpfend, die französische Küste erreicht hatte.

Am 5. März 1815 lief in Wien die Meldung des englischen Consuls in Livorno ein, daß „Robinson" seiner Insel den Rücken gekehrt habe; diesen Namen gab nämlich ein wohlfeiler Congreßwitz dem gewaltigen Kaiser. Die hohen Herrschaften waren in den Salons der Kaiserin bei „lebenden Bildern" versammelt, als die Nachricht eintraf, welche theilweise auf Ungläubige stieß, von Anderen mit einer das innere Grauen nur schlecht verhehlenden Sorglosigkeit aufgenommen wurde.

„Wenn er es wagt, den Fuß auf Frankreichs Boden zu setzen, wird man ihn an den nächsten Baum hängen", meinte Graf Pozzo di Borgo, der, ohne jung zu sein, stets „schnell fertig mit dem Wort" war.

Der bedächtige Herzog von Dalberg aber setzte kopfschüttelnd bei: „Sie sind ein schlechter Prophet, Graf, in kurzer Zeit wird Napoleon in Paris sein."

Herrn von Talleyrand wurde die ominöse Mittheilung gemacht, als er noch im Bette lag und sich von seiner schönen Nichte über die Rolle erzählen ließ, die sie auf dem Theater des Fürsten Metternich spielen werde.

„Ach, Onkel", rief sie erbleichend, „Bonaparte hat Elba verlassen! — was wird es mit der für morgen angesagten Probe sein?"

„Sie wird abgehalten werden, seien Sie ruhig", entgegnete der Fürst, der durch nichts mehr beunruhigt, durch nichts erschreckt werden konnte.

Und die Probe wurde abgehalten. Auch Napoleon irrte sich, denn der Congreß löste sich nicht sofort auf, sondern sah in der drohenden Gefahr eine Nöthigung, seine Aufgabe endlich abzuschließen. Fünf Tage lang wartete man unter Hangen und Bangen auf eine Bestätigung, welche, als sie endlich eintraf, bewies, daß der Zauber des Namens Napoleon noch immer mächtig sei.

Während eines Balles bei Herrn von Metternich kam die Depesche, welche die Landung bei Cannes meldete und daß die entgegen gesendeten Truppen dem Kaiser zufielen, er vom Volke mit offenen Armen empfangen werde. Es war nicht mehr möglich zu zweifeln oder sich über die Gefährlichkeit der Lage zu täuschen.

Ein panischer Schrecken schien in die Festgäste gefahren zu sein. Der Tanz wird unterbrochen und starr blickt man sich gegenseitig in die erbleichenden Gesichter,

als wirkten die wenigen Worte: „Napoleon marschirt siegreich nach Paris!" wie das Haupt der Medusa.

Erregt schleudert der Kaiser Alexander dem Fürsten Talleyrand eine für die rückgekehrten Bourbons nicht sehr schmeichelhafte Bemerkung hin mit dem Zusatze: „Ich sagte Ihnen doch, daß diese Wirthschaft nicht von Dauer sein wird!"

Die Monarchen und Minister ziehen sich zurück und auch die übrigen Gäste fühlen seit einem halben Jahre zum erstenmale keine Lust den Freudenbecher bis zur Neige zu leeren.

Indessen löste sich der Congreß doch nicht auf. Es war rührend zu sehen, wie rasch man sich einigte, als die „Geißel Europas" wieder drohte. Jedermann ließ handeln, weil für Alles zu fürchten war. So blieb dem zu Preßburg internirten König von Sachsen zwar seine Krone, aber sein Land halbirte man und wies das ihm Abgenommene an Preußen. Die weniger dringlichen Fragen, wie die Neugestaltung Deutschlands, ließ man in der Schwebe, um die zur Bekämpfung Napoleon's so nöthige Einigkeit nicht zu stören.

Das war aber nicht so leicht. „Da sehen S', was aus der Begünstigung der unruhigen Franzosen herauskommt", sagte Kaiser Franz mit leisem Vorwurf zu dem Czar. Und obwohl dieser auf die Nachricht, daß Napoleon ohne Schwertstreich in den Tuilerien eingezogen und Ludwig XVIII. mit seiner ganzen Familie in wahrhaft hasenartiger Flucht verschwunden sei, seiner Geringschätzung derben Ausdruck gab, widersprach er doch nicht, sondern entgegnete zustimmend: „Ja wohl, ich sehe meinen Fehler ein, und um ihn zu verbessern, stelle ich meinen Degen und meine Armeen Eurer Majestät zur Verfügung."

Um dem Czar diesen Entschluß zu erleichtern, verfiel Herr von Talleyrand auf eine pfiffige Idee, indem er ausführte, nicht Frankreich sei es, gegen welches sich nunmehr die verbündeten Heere kehren müßten, sondern einzig und allein die Person Napoleon's sei zu bekämpfen. Wenn man erwog, daß die ganze Armee und auch der weitaus überwiegende Theil des Volkes dem rückkehrenden Kaiser zugefallen war, blieb freilich von der feinen Unterscheidung zwischen diesem und dem Lande nicht viel mehr zurück, als eine Phrase. Aber diese gehört ja zum unentbehrlichsten Handwerkszeug der Diplomaten und leistete auch dieses Mal gute Dienste, indem sie es dem Kaiser Alexander ermöglichte, trotz seiner Abneigungen gegen die Bourbons gegen Frankreich zu Felde zu ziehen.

Am 13. März, während die Festlichkeiten noch fortdauerten, wurde jenes berühmte Manifest der acht Mächte erlassen, durch welches die Acht über Napoleon ausgesprochen und er als „Rebell und Verräther" bezeichnet wurde.

Nun mischte sich sofort unter dem Lärm des Congresses das kriegerische Getöse der wieder zusammengezogenen und nach Westen dirigirten Heere. Die letzten Geigenstriche und Paukenwirbel der Congreßfeste verschollen unter dem schweren Tritt der Bataillone, dem Rasseln der Waffen, dem dröhnenden Rollen der Geschütze. Die ganze Ernüchterung dieses raschen Wechsels war in Wien eingekehrt und der Volksgeist, welcher sich so verständnißvoll dem Festlärm angeschmiegt hatte, theilte auch die unbehagliche katzenjämmerliche Stimmung, als klar wurde, auf wie schwankem Boden die Verhältnisse stehen und wie wenig eigentlich Ursache war, sich einem solchen Fröhlichkeitstaumel hinzugeben.

Noch einmal drohte der von der Noth des Augenblickes erzwungenen Einigkeit eine schwere Gefahr. Bei der überhasteten Flucht Ludwig XVIII. war in den Tuilerien jener Vertrag auf dem Tisch des Königs zurückgeblieben, welcher schon im Januar 1815 zwischen Frankreich, Oesterreich und England zur Bekämpfung der von Rußland unterstützten Ansprüche Preußens abgeschlossen worden war. Napoleon war malitiös genug, diese Urkunde durch den russischen Legationsrath Budjakin an Alexander senden zu lassen. Natürlich mußte er von

einer Abmachung, die gegen ihn und den König von Preußen gerichtet war, während sie beide noch als Gäste in der Wiener Hofburg weilten, äußerst unangenehm berührt werden. Aber er unterdrückte eine begreifliche Wallung, denn er wußte, wem er die Sache auf das Kerbholz zu schreiben hatte.

Er ließ Metternich berufen und zeigte ihm im Beisein des Herrn von Stein das Dokument. Sogar Metternich's diplomatische Gewandtheit versagte und er behalf sich mit lahmen Ausflüchten. Aber Kaiser Alexander, in diesem Momente wirklich groß, unterbrach ihn mit den Worten: „Metternich! so lange wir beide leben, soll hinfort über diese Sache zwischen uns nicht mehr gesprochen werden. Jetzt haben wir andere Dinge zu thun — der Rückkehr Napoleon's gegenüber muß unsere Allianz fester sein als je!" Damit flog das verhängnißvolle Papier in die Flammen des Kamins — ein Beweis, wie nichtig Sympathie und Antipathie, ja auch die diplomatische Spitzfindigkeit gegenüber der zwingenden Macht der Verhältnisse sind.

So setzten sich denn nun die kaum heimgekehrten Armeen aus ganz Europa wieder in Marsch, um einen Mann zu bekriegen und zu vernichten. Und während er mit fieberhafter Hast sich für den entscheidenden Kampf rüstete und sein ganzes Genie aufbot, um den Sieg wieder an seine Adler zu fesseln, spielte in den Prunkgemächern von Schönbrunn in denselben Räumen, welche er auf der glänzendsten Höhe seiner Laufbahn bewohnt hatte, sein Sohn, ein vierjähriger reizender blondlockiger Knabe mit kleinen Soldaten — der nachmalige Herzog von Reichstadt.

Er hatte sie von einem anderen berühmten Feldherrn, seinem Onkel Erzherzog Karl, bekommen und mittelst einer sinnreichen Vorrichtung, auf welche die Figuren gestellt waren, vermochte er sie alle Bewegungen und Schwenkungen machen zu lassen. In die kindischen Spiele des damals vierjährigen Knaben, in sein noch halbverschleiertes Fühlen und Denken fiel das Bild seines Vaters und dessen Ruhm mit übermächtiger Gewalt. Wir werden bald mehr davon hören.

Als man eines Tages dem Herzog von Reichstadt den Besuch des Prinzen de Ligne meldete, rief er rasch: „Ist es einer der Marschälle, die meinen Vater verrathen haben, dann will ich ihn nicht sehen!" So füllte das Bewußtsein, der Sohn des mächtigsten Mannes in Europa zu sein und die Trauer über dessen Fall schon die Kindesseele, und während der Vater den letzten Versuch machte, sich auf der schwindelnden Höhe zu erhalten, auf welche Genie und Glück ihn getragen hatten, träumte das Kind bei seinem Spielwerk von der Zeit, wo es an der Seite des Helden in den Kampf ziehen werde.

Hundert Tage dauerte die letzte Herrschaft Napoleon's. Am 18. Juni zerschellten seine sieggewohnten Colonnen an den Reihen der Engländer unter Wellington, dem „eisernen Herzog," und Blücher, der „Marschall Vorwärts", entschied durch den stürmischen Angriff mit dem preußischen Heer die Schlacht bei Waterloo. Napoleon's Sache war verloren, das einsame Eiland St. Helena wartete auf den Mann, vor dessen Willen sich einst ganz Europa gebeugt hatte.

Der Congreß setzte mitten unter dem Kriegslärm seine Arbeit fort, ja sie erlitt keine Unterbrechung, als Ende Mai die Monarchen Wien verließen. König Max Josef erwies sich auch im letzten Moment als kluger Geschäftsmann, denn er gestand den österreichischen Truppen erst dann das Durchzugsrecht zu, als man Baiern das vielbegehrte Berchtesgaden überließ.

Am 8. Juni war endlich das Hauptwerk des Congresses beendigt, die berühmte und berüchtigte deutsche Bundesacte, deren wohlverdiente, unter dem Donner der Kanonen vor Königgrätz 1866 erfolgte endgiltige Bestattung wir miterlebt haben.

Am Tage darauf wurde der Congreß formell aufgelöst und was durch drei Vierteljahre miteinander gezankt und gefeilscht, getanzt und gelacht, gehaßt und geliebt hatte, zerstreute sich in alle Winde. Noch im selben Monat erschien aus

des schreibgewandten Gentz's Feder eine Denkschrift, in welcher das Werk des Congresses bis in den Himmel erhoben und die Bundesacte als Muster patriotischer Weisheit gepriesen wurde. Das hinderte aber diesen Zweifler an sich und der Welt nicht, in auserwählten Kreisen über diese „Wiedergeburt" Deutschlands zu spötteln und die Diplomaten des Congresses mit einem ungeschickten Accoucheur zu vergleichen, der ohne Noth das zur Welt kommende Kind zerstückelte.

Am 10. Juli trafen die Monarchen zum zweitenmale in Paris ein, am 26. September erfolgte die Aufrichtung der „heiligen Allianz" und am 20. November 1815 schloß der zweite Pariser Friede endlich vorläufig die Epoche der Umwälzungen. Vorläufig — denn so bemüht auch die heilige Allianz war, nicht allein die Resultate der Revolution ungeschehen zu machen, sondern auch die Ideen derselben zu unterdrücken — es war umsonst.

Man kann Heere zertrümmern und Eroberungen ungeschehen machen; Staaten lassen sich zerreißen und Throne umstürzen oder aufrichten; nichts ist im realen Leben der Gewalt und der Macht unmöglich. Nur Eines entzieht sich dem Willen und der Faust der Mächtigsten — das ist der Gedanke, welcher einmal geboren und von den Völkern erfaßt, nicht mehr zu ersticken ist. Und da dies trotz heißem Bemühen auch dem Congreß nicht gelungen ist, sind seine Werke mit Recht dem Schicksal aller politischen Abmachungen verfallen, bei welchen Verstand und Ernst nicht zu Gevatter gestanden sind.

Ein deutscher Erfinder.

1. Eine Handwerker-Familie des fünfzehnten Jahrhunderts.

In einem schmalen Giebelhaus, das mit vielen anderen ähnlichen eines der krummen engen Gäßchen in der Umgegend der Sebalduskirche in Nürnberg bildete, trieb Meister Peter Hele schon seit Jahren das ehrsame Gewerbe eines Rothgießers und Kupferschmieds.

Es ist dieses Gewerbe bekanntlich keine stille Hantierung und über das emsige Treiben und Summen der anderen Handwerker in dem schmalen Gäßlein, über das dumpfe Klopfen des Meisters Knierim, das Surren des Weberschiffchens und das Kreischen der Säge tönte stets hell und lustig das schmetternde Hämmern Meister Peter's, wenn er eine Kanne rund klopfte oder einen zierlichen Leuchter um die Form schlug. Und er trieb seine Arbeit so flink und freudig, daß er hie und da vielleicht mehr auf seine Platten loswetterte, als gerade nöthig war und den Herrn Jodocus Scribibas, wohlbestallten Rathsschreiber gemeiner Stadt Nürnberg, zur Verzweiflung brachte, wenn er seine Mußestunden mit Abfassung einer „Chronica Norimbergensis" ausfüllte, welche Chronik gar gründlich mit der Erschaffung der Welt begann und nachwies, daß durch die leidige Sintflut mit all' anderem Menschenwerk auch die ersten Spuren der guten Stadt Nürnberg wieder vernichtet und weggewaschen wurden.

Nicht geringeren Anstoß als der hochgelahrte Herr Jodocus, der gegenüber von Meister Hele im ersten Stockwerk des von seinen Eltern ererbten Hauses über seiner Chronik brütete, nahm an dem Treiben des emsigen Rothgießers ein anderer Nachbar, der freilich so hoch oben im Giebel des anstoßenden Hauses

wohnte, daß er in die enge Gasse wie in einen tiefen Schacht hinuntersah, aus dem das Treiben von unten nur gedämpft heraufklang.

Es war dies ein junger Fant, ein armer Teufel von Steinmetz und Bildschnitzer, der sich kümmerlich fortbrachte und so eigentlich nichts sein Eigen nennen konnte, als ein Paar treuherziger blauer Augen und lang herabwallende blonde Locken. Es ist das nicht viel und doch verhalf es dem armen Adam Krafft, wie er hieß, zu allerlei Dingen, nach welchen der hochangesehene und gelahrte Herr Jodocus Scribibas vergeblich strebte.

Der junge Bildschnitzer grollte dem Lärm des Rothgießers aus ganz anderen Ursachen, als der Chronist und Stadtschreiber. Denn wenn dieser durch die tactmäßig klirrenden Hammerschläge in dem Nachsinnen darüber gestört wurde, wie wohl des Perserkönigs Xerxes Kriegszüge oder der verschwenderische Römerkaiser



Tänzerpaare zur Congreßzeit. (S. 540.)

Heliogabalus schicklich mit den Schicksalen Nürnbergs verflochten werden könnten, ärgerte sich Adam darüber, daß das Klirren und Rasseln aus des alten Hele's Werkstätte den lieblichen Gesang übertönte, der aus dem Dachkämmerlein erscholl, das knapp an sein eigenes Giebelstübchen stieß und in dem die holdselige Brigitta, Meister Hele's jüngstes Töchterlein, ihr Spinnrad schnurren ließ.

Schien es Adam doch, als würden die Figuren, an welchen er so eifrig schnitzte und bosselte, viel schöner und natürlicher, wenn er sein Messer und seine vielgeformten Sticheln nach dem Tacte bewegte, in welchem Brigitta ihre einfachen Weisen sang, und wenn er sich erlaubte, leise in dieselben einzufallen und mitzusummen, so kamen ihm die schönsten Gedanken und in seinem Geiste bauten sich kühne Entwürfe von Bildwerken auf, die er ausführen wollte, wenn — er einen Käufer dafür finden würde. Aber leider wollte sich keiner einstellen und Brigittchen befeuerte umsonst durch ihren Gesang die Fantasie des jungen

Künstlers, der froh sein mußte, seinen kärglichen Unterhalt damit zu verdienen, daß er Handwerkszeichen schnitzte, wie die biederen Bürger Nürnbergs sie über ihre Thüren hingen, damit männiglich ersehe, welch' Gewerbe und Hantierung im Hause getrieben werde.

Die alte gute Stadt **Nürnberg** (Bild Seite 553) genoß von jeher den Ruf besonderer Betriebsamkeit und Kunstfertigkeit. Eine gewisse ideale Auffassung umgab sogar das gewöhnlichste Handwerk mit einer Art von künstlerischem Nimbus und die zierlichen, wenn auch noch so schnörkelhaften und sonderbar verrenkten „Singweisen," welche bei dem Schulsingen der Meistersänger in der Vorhalle der St. Katharinenkirche zu Nürnberg geübt wurden (Bild Seite 561), blieben nicht ohne Einfluß auf das gewöhnliche Tagwerk und machten den Sinn empfänglicher für Schönheit und Anmut der Formen.

Auch Meister **Hele** schlug nicht aus der Nürnberger Art und genoß guten Ruf als flinker und geschickter Kupferschmied. Er wußte seinen Kannen und Kübeln eine gefällige Form zu geben, durch getriebene Buckel und Reifen, schön geschwungene und verschlungene Henkel zu verzieren und auf die Küchenplatten und Waffeleisen brachte er allerhand Figuren und Arabesken an, welche dem schmackhaften süßen Gebäck und dem würzigen weitberühmten Nürnberger Lebkuchen erhöhten Werth gaben. Er war in seiner Jugend weit gereist, hatte lange in Italien gearbeitet, wo man es in Erzgießerei und getriebenen Arbeiten zu hoher Kunstfertigkeit brachte, nicht minder aber auch in Holland und Flandern, wo die mechanischen Künste betrieben wurden und man sinnreiche Webstühle zu bauen, die Kraft des Wassers zu nützen und diese so wie auch jene des Windes zu Mühlwerken und Hebmaschinen dienstbar zu machen verstand.

Von allen diesen Fertigkeiten und Wissenschaften hatte sich Meister **Hele** etwas zu Eigen gemacht und verwendete sie nicht nur zur besseren Betreibung seines Gewerbes, sondern sann und modelte von jeher an allerlei Maschinen und Vorrichtungen, so daß ein eigenes Kämmerlein in seinem Hause voll von wunderlichen Modellen, Rädern, Hebeln und Schrauben war, aus welchen niemand und schließlich er selber nicht, viel Kluges zu machen wußte.

Meister **Peter** war ein stiller träumerischer Mann, der wenn er sein Tagwerk gethan, sich am liebsten in seine Rumpelkammer zurückzog und dort feilte, bosselte und zusammenpaßte. Fast nie erschien er am Meistertisch im „**Bratwurstglöckle**" bei der St. Morizkapelle, wo sich allabendlich die besseren Bürger versammelten, um beim Braunbier oder Frankenwein über des Reiches Verfall, die Türkennoth, des Stadtraths Uebergriffe und der Zeiten Verschlimmerung zu hadern, wie dies ja zu allen Zeiten des deutschen Spießbürgers Brauch und Erholung war. (Bild Seite 569.)

Noch heute gehört zu den persönlichen Eigenthümlichkeiten des echten Nürnbergers, wie überhaupt des Bewohners uralter Städte auch seine Vorliebe für kleine, engbekränzte Wirthshausräume. Und in der That — je niedriger und abgeschlossener dieselben sind, um so traulicher heimeln sie ihn an. Deshalb würde auch — um bei Nürnberg zu bleiben — eine große lustige Bierhalle nach Wiener, Berliner oder Hamburger Art in Nürnberg nur durch Fremdenbesuch lebensfähig gemacht werden können, obschon der einheimische Bierconsum den anderer gleich bevölkerter Städte wohl noch übersteigt.

So sieht man denn noch heute in allen Theilen dieser berühmten Kunststadt besonders beliebte Stammkneipen, welche wohl auch für den Fremden viel Anheimelndes bieten, vorausgesetzt, daß er es in dem Tabaksqualm aushält, was bekanntlich oft dem stärksten Raucher selbst nicht möglich und das Brennen seiner Augen ihn von hinnen treibt. (Als Aufklärung diene, nebenbei gesagt, daß die große Verschiedenheit der verrauchten Tabaksorten die Ursache bildet.)

Neben der ausgedehnteren, wenn auch niedrigen und winkeligen „Wolfsschlucht" seien hier noch erwähnt: das „Hopfenstöckle," ein Local, welches in seinen engen Räumen neben den Gelehrten des „Germanischen Museums" fast alles versammelt, was mit den künstlerischen und kunstwissenschaftlichen Interessen Nürnbergs zusammenhängt. Doch besser als „Wolfsschlucht," „Hopfenstöckle," „Weichselbäumchen," „Baumwolle," „Bernleinhuber," „Himmelsleiter" 2c. 2c., ist aufwärts das „Bratwurstglöckle" gekannt, das sich den Rang einer Nürnberger Sehenswürdigkeit erworben, wie z. B. in Wien der „Stefanskeller."

Auf der Sebalder Seite der Stadt, in der Nähe der Sebalduskirche befindet sich die alte Morizcapelle und als Anbau gelehnt ein langes schmales Häuschen — das Wurstglöckle, das schon von außen einen höchst romantischen Anblick gewährt. Die nächste Umgebung des Platzes selbst, gebildet durch die Sebalduskirche, die Morizcapelle, den prachtvollen Erker des Pfarrhofes und den Dürerplatz mit dem Dürer-Denkmal, giebt einen überraschenden Rahmen ab, für das kleine trauliche Bild dieses Anbaues mit seinen „Butzscheiben" (kleinen grünen, in der Mitte mit einer Erhöhung versehenen und in Blei gefaßten Scheiben), seinen grünen Fensterläden und seinen Wahrzeichen: dem blauen Glöckle mit der Jahreszahl 1440. Der bezeichnende Name mag wohl daher entstanden sein, daß die vorzüglich guten, aus Semmeln, halb Schweinefleisch, halb Kalbfleisch, mit etwas Milch übergossen, gemischten, mit Salz, Pfeffer, Cardamom (afrikanischer Pfeffer), Nelken gewürzten, aber kaum drei Zoll langen Nürnberger Bratwürste weit begehrt und versendet wurden, und die vollendete Fertigung mittelst des Glöckleins angezeigt wurde.

Gegen die Richtigkeit der Jahreszahl 1440 als Angabe der Gründungszeit des originellen Wirthshäuschens erheben freilich so manche gelehrte Forscher Nürnbergischer Geschichte Einspruch und betonen, daß nirgends Urkunden für ein so ehrwürdiges Alter desselben sprechen; daß, wie gern man sich auch Albrecht Dürer und seine großen Zeitgenossen hier als Stammgäste denken möchte, dennoch die beglaubigten Nachrichten über das Bestehen des Wurstglöckchens nicht über die zweite Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts zurückgehen, wie denn auch erst Delsenbach es gegen das Jahr 1700 in seinem großen Kupferstichwerke über Nürnberg darstellt. Daß es aber zu dieser Zeit in der That schon als „Bratwurstglöckle" existirt hat, beweist sein ausgehängtes Wirthszeichen, welches neben der Glocke einen Kochlöffel als Wahrzeichen kulinarischer Genüsse — nämlich Metzelsuppe und Bratwürste — führt. Zur näheren Bezeichnung zeigt sich auch auf dem Bilde der Wirth, wie er dem Hause ein fettes Schwein zutreibt.

Nun, die unerwiesenen Ansichten so vieler gelehrter Herren in allen Ehren gehalten — aber es ist leider stets der Fehler derselben, sich um einen Hauptfactor nicht zu kümmern — um den Volksmund, die Ueberlieferung vom Urahn auf den Enkel, und so macht es auf eben dieses Volk wenig Eindruck, wenn vermeintlich unfehlbare Weisheit seine liebgewonnenen Traditionen zerstören will. Hier gar liefert die Thatsache mit dem Kupferstich keinen Beweis, auch in Wien existirt von dem uralten Wahrzeichen, dem „Stock-im-Eisen", keine frühere Abbildung, als auf den Kupferstichen des Delsenbach, Pfeffel u. dgl. Doch kehren wir zum „Bratwurstglöckle" zurück.

Schon von außen macht das Häuschen durch seine Sauberkeit in Bauart und Anstrich einen höchst einladenden Eindruck auf den Besucher und eben so wird man beim Eintritt in das einzige Gemach des Hauses, durch die echt alterthümliche Einrichtung desselben unwillkürlich gefesselt. Rings von den Gesimsen blinken in größten Sauberkeit zinnerne Schüsseln und Kannen, alte Bilder — zumeist auf Nürnbergs Vorzeit sich beziehend — schmücken in seltenen Exemplaren die Wände. Der große Kachelofen ist von der traulichen Bank umgeben, jenem in Wintertagen

so gern gesehenen Platze. Die große Tafel über dem Fenster, hinter dessen weißen Gardinen gewöhnlich die Wirthin den neu eintretenden Gast mustert, erzählt unter der Ueberschrift „Stammgäste aus früherer Zeit", des Ausführlichen von Adam Krafft, Peter Hele, Albrecht Dürer, Veit Stoß, Hanns Sachs und wie alle die berühmten Nürnberger heißen, welche seit Jahrhunderten das „Bratwürstglöckle" als Stammgäste besucht haben sollen.

Und draußen in der engen Küche prasseln delikate Würste auf dem Rost, brodelt das Kraut im mächtigen Töpfen, in dem kühlen Gelaß der entgegengesetzten Seite aber sprudelt die erfrischende Bierquelle — alles ladet zum traulichen Niedersitzen auf den alterthümlichen Sesseln an dem sauber gescheuerten Tisch ein. Gar oft ist, besonders in den Stunden des Frühschoppens, das kleine Gemach überfüllt; der Stammgast und der wißbegierige Fremdling nehmen theils stehend, theils sitzend, wie die Gelegenheit es bietet, ihr Frühstück ein, das hier ausschließlich aus Bratwurst, Sauerkraut und Bier besteht. Zur Reisezeit wechselt in dem engen Raum eine Gesellschaft, die man sich nicht bunt genug vorstellen kann. Mehr als die Güte des von Küche und Keller Gebotenen hat der historische Ruf der kleinen Kneipe dieselbe zu einer Goldquelle gemacht, so daß z. B. die ganze Baulichkeit, die nur wenige hundert Gulden werth ist, bereits schon einmal auf 24.000 Gulden geschätzt wurde. Das gehört denn wohl auch zur Curiosität dieser lustigen Sehenswürdigkeit der alten lieben Frankenstadt.

Doch kehren wir wieder zu dem Helden unserer Erzählung zurück.

Hele versäumte jedoch als rüstiger Mann über seinen Passionen weder sein Gewerbe noch seine Bürgerpflicht und schwang den Hammer so tüchtig, wie er pünktlich bei den Berathungen in der Zunftstube und in den Bürgerausschüssen erschien. Freilich ist nichts davon auf uns gekommen, daß er sich jemals durch lange Reden und große Zungenfertigkeit hervorgethan hätte, allein wenn wir unsere neueren Erfahrungen zu Rathe ziehen, werden wir in dieser Schweigsamkeit wohl kaum einen Mangel, zum wenigsten aber kaum einen Beweis dafür erkennen wollen, daß es Meister Peter Hele an wirklichem Verständniß und Gefühl für die öffentlichen Angelegenheiten fehlte.

So gediehen denn auch seine Umstände auf das Beste und im Laufe der Jahre ward er ein wohlhabender Mann, der gerecht genug war, einzugestehen, daß dieser erfreuliche Fortgang nicht zum geringsten Theile ein Verdienst seiner Ehegesponsin, der Frau Irmgard war, die eines Garkochs Tochter, im eigenen Hause auf schmale Küche und dünnes Bier sah und im ganzen Sebaldusviertel im begründeten Rufe stand, eine der knappesten Hausfrauen zu sein. Wenn ein recht abgegriffenes Gröschlein im Umlauf war, auf dem unter dem kargen Silberglanz schämig das Kupfer hervorblickte, so hieß es, das Geldstück komme aus Frau Irmgard's Säckel, dieweil man wußte, sie drehe jeden Heller lange in den hageren Händen, bevor sie sich entschließe, ihn herauszugeben, und hatte der Metzger ein Rippenstück im Laden, an dem kaum ein Mund voll Fleisch war, so rieth man ihm lachend, es der Frau Hele anzubieten, die so mageren Braten liebe.

Meister Peter befand sich übrigens ganz wohl bei dieser kargen Kost, ließ seinen ganzen Verdienst in der sparsamen Frau Tasche fließen und war froh, wenn sie ihn bei seinem Spintisiren ruhig ließ, was freilich nicht immer geschah, denn Frau Irmgard meinte, er könnte die Zeit einträglicher verwenden, als zu solchem müssigen Herumstöbern. Nicht minder gediehen aber auch die Kinder, mit welchen ihn sein wirthschaftliches Ehegespons erfreute, und die zwei Knaben und zwei Mägdlein blickten so munter und gesund darein und hatten so rothe Bäcklein, trotzdem die Brotschnitten oft recht dünn ausgetheilt wurden und das Dürrobst nach Stücklein vorgezählt wurde, wie sie die Kinder anderer Leute nicht zeigten, die mit süßen Kuchen und Zuckerplätzchen vollgestopft wurden.

So floßen die Jahre dahin, scheinbar gleichförmig und doch Veränderungen vorbereitend, die dann plötzlich sichtbar wurden, gleichwie ein Wässerlein lange am Ufer auswäscht, ohne daß man es gewahr wird, bis endlich das Erdreich einsinkt. Meister Peter ward schmaler und blässer, sein Haar bleichte sich, sein Blick wurde immer träumerischer und leuchtete nur höher auf, wenn er nach langem Probiren ein Rädlein an die rechte Stelle rückte — oder wenn sein Auge auf Brigitta, sein jüngstes Töchterlein, fiel.

Frau Irmgard wurde immer gelber und lederner, so daß sie bald aussah, als hätte der Meister Gerber sie mit dem Stück Corduan überzogen, das an seiner Hausthüre als Handwerkszeichen angenagelt war. Von den Tugenden zum Laster ist's oft nur ein kleiner Schritt, so daß man schier nicht zu sagen weiß, wo das Eine anfange und das Andere aufhöre, und so war aus der löblichen Sparsamkeit Frau Irmgard's ein recht häßlicher Geiz geworden. Immer dünner wurden die Süpplein, immer schmaler die Braten und das Bier stets lichter und in der Speisekammer roch es vor Leere so muffig, daß es auch der hungrigsten Katze nicht einfiel, schnurrend und mit hocherhobenem Schweif um die Thüre derselben zu streichen. Sogar die Fliegen flohen ein Haus, wo nie ein Krümmlein Zucker zu Boden fiel oder man sich an einem Tropfen Syrup letzen konnte, und auch kein Faserchen Fleisch blieb für den gierigen Saugrüssel.

Von den Kindern schlug Jost, der ältere Sohn, ganz der Mutter nach. Er hatte für nichts Sinn, als für den gelben Blick des Goldes und kannte keine Seligkeit, als Gulden für Gulden zusammenzuscharren. Er war fleißig — aber nicht aus Freude an der Arbeit, sondern lediglich um des Verdienstes willen. Darum war ihm die Schnelligkeit Hauptsache, und die Leute, an des alten Meisters saubere und gefällige Arbeit gewöhnt, schmähten über Jost's schlechte und unzierliche Waare. Als daher Meister Peter seit einigen Monaten sich mehr und mehr von der Werkstätte zurückzog und in seinem Kämmerlein über seltsamer Arbeit brütete, verliefen sich rasch die Kunden und Jost lehnte müssig am Heerde, auf dem Schmelztiegel und Löthkolben ruhten.

Ihm und Frau Irmgard war das ein Greuel, dafür war der jüngere Sohn Veit ganz damit einverstanden, denn er war ein eben so großer Feind der Arbeit als er lustige Gesellschaft und Schlemmerei liebte, und je weniger man seinen Vater und Bruder in Tavernen (Wirthshäusern) und Kellern sah, desto eifriger suchte er sie auf. Und da er sonderbarer Weise trotz dieser so wenig zu ihrer Denkart passenden Neigungen das Herzblättchen seiner Mutter war, so wanderte so mancher sorgsam erkargte und behütete harte Gulden aus dem Versteck Frau Irmgard's in des liederlichen Veit Tasche und von da in flüßiger Form in seine und seiner Zechgenossen Kehlen. Wenn nun Arbeit im Hause war, mußte auch er hie und da zugreifen oder doch wenigstens das ungestüme Schmählen des Bruders, die Mahnworte der Mutter anhören.

Nun es aber nichts zu thun gab, konnte ihm niemand einen Vorwurf machen, wenn er bis in den hellen Tag schlief und dann den Nachmittag und Abend bis in die späte Nacht in der „Wolfsschlucht" oder der „Himmelsleiter" zechte, oder wo sich sonst die lockeren Gesellen jener Tage versammelten.

Elsbeth, die ältere Tochter, war der schmalen Kost und harten Arbeit im elterlichen Hause überdrüssig geworden und hatte den Bewerbungen eines flinken Meisters von der Nadel Gehör geschenkt. Er hatte an der robusten derben Gestalt des Mädchens so viel Gefallen gefunden, daß er auf jede Mitgift verzichtete, und als er der widerstrebenden Mutter ein Stück schweres braunes Tuch und allerlei Sammtstreifen, wie sie nach Schneidergewohnheit beim knappen Zuschneiden in die „Hölle" fielen, verehrte und dem zukünftigen Schwager Veit ein apfelgrünes Wamms umsonst machte, gab Frau Irmgard ihre Einwilligung.

Meister Saum stand bald ganz unter dem Regiment der flinken und rüstigen Elsbeth und befand sich gar nicht schlecht dabei, denn sie war eine wackere Hausfrau und wußte Gesellen und Jungen zu bändigen. Nur in einer Beziehung bewies er, daß auch ein Schneider, entgegen der gewöhnlichen Annahme, hoher Muthentfaltung fähig sei, denn er trat jedem Versuch Frau Irmgard's, sich in sein Hauswesen zu mengen, so energisch entgegen, daß diese sich jedes weiteren solchen Gelüstes entschlagen mußte. Er fand bei diesem mannhaften Vorgehen die vollste Unterstützung Elsbeth's, so daß die Mutter sich grollend ganz zurückzog, wodurch die Behaglichkeit und der Friede ihres Hauswesens gar sehr gewannen.

Obwohl nun Frau Irmgard den Verlust der älteren Tochter, welche schier die Stelle einer Magd im Elternhause ausgefüllt hatte, schwer empfand, griff sie doch nicht zu dem so naheliegenden Mittel, die jüngere Tochter in gleicher Weise zu verwenden. Weniger die Rücksicht auf die zartere Gestalt Brigittens, die ebenso schlank als Elsbeth robust gebaut war, bestimmte die wirthschaftliche Herrin des Rothgießerhauses dazu, als andere Rücksichten. Ihr Sinnen und Trachten ging dahin, auch die zweite Tochter ohne Aussteuer zu vermählen, damit dem geliebten Veit mehr verbliebe. Sie wußte aber, daß der hochansehnliche Herr Stadtschreiber seine schielenden Augen mit Wohlgefallen auf Brigitten ruhen ließ und um sie der hohen Ehre, dessen Ehegespons zu werden, würdig zu machen, wurde Brigitta von der schweren Arbeit ferngehalten und im luftigen Dachkämmerlein an das Spinnrad gebannt, damit nicht allein des Leibes Wohlgestalt, sondern auch Zucht und Ehrbarkeit sorglich für den hohen Zweck, Frau Scribibas zu werden, behütet sei.

Wie gefährlich gerade diese Maßregeln ihren Absichten werden sollten, ahnte Frau Irmgard so wenig, wie es stets das Schicksal berechnender Mütter im Leben, auf dem Theater und in Erzählungen ist.

Zu nicht geringer Befriedigung des wohledelgebornen Herrn Scribibas war schon seit Monaten das störende Hämmern und Geklapper verstummt und wenn sich auch desto öfter Frau Irmgard's scheltende Stimme vernehmen ließ, so konnte sich dieselbe doch glücklicherweise bezüglich der Ausdauer nicht mit den auf das klirrende Metall niedersausenden Hammer messen. Die Chronica Norimbergensis rückte daher ein gutes Stück vorwärts und Herr Jodocus Scribibas zerbrach sich den Kopf darüber, was wohl der Hunnen wilde Horden für schauderhafte Unbill verübt haben würden, wenn zur Zeit ihrer Züge Nürnberg schon bestanden hätte, und er schwelgte schon in dem Hochgenusse, seiner erkorenen Braut das berühmte Werk, fein säuberlich bei Heinrich Koberger in Druck gebracht, zu Füßen legen zu können.

Nicht weniger erfreut war über die eingetretene Stille Adam Krafft in seinem Bodenkämmerlein, denn die süße Stimme Brigittens tönte jetzt ganz hell zu ihm herüber, so daß das Gesumme der Straße und das Treiben der anderen Gewerbe ihrem lieblichen Sopran nur als Begleitung diente. Da begab es sich eines Morgens, daß Adam eben zur selben Zeit dem Zug der Wolken nachblickte, als Brigitta ihr mit „Butzenscheiben" verglastes Fenster öffnete, um den am Sebaldusthurm hausenden Tauben Futter zu streuen. Die beiden jungen Leutchen erblickten sich — ein alltägliches Ereigniß, das nur durch seine absonderlichen Folgen bemerkenswerth erscheint. Sowohl Adam als Brigitta wurden feuerroth und schlugen die Augen nieder — ach! wir erzählen ja aus längst vergangener Zeit, wo man es noch für keine Schwäche hielt, roth zu werden und es noch nicht das höchste Bemühen aller weltgewandten jungen Männer war, den Mädchen das Rothwerden abzugewöhnen.

Brigitta zog sich sofort vom Fenster zurück, wogegen sich Adam, auf die offenbare Gefahr hin, auszugleiten und über das steile Dach auf die Straße

hinabzustürzen, weit hinaus lehnte, um noch einen Blick von dem Mädchen zu erhaschen. Doch vergebens — nichts war zu sehen, als ein kleiner blühend weißer Vorhang, der vom neckischen Morgenwind gebläht wurde und oft genug in Adam die thörichte Hoffnung wachrief, Brigitta nähere sich dem Fenster wieder. Ja, sogar ihre Stimme ertönte nicht, so daß der junge Mann sich endlich ganz mißmuthig an seine Arbeit machte, die aber auch nicht recht vom Fleck gehen wollte, weil der eine der beiden Träger der berühmten Traube aus dem Lande Kanaan, die er für eine Weinschänke anfertigen sollte, unwillkürlich die sanften Züge Brigitten's unter dem Schnitzmesser annahm, statt der scharfen Physiognomie, wie sie sich für einen Kundschafter des wandernden auserwählten Volkes zieme.

Erst am zweiten Tage gelang es Adam, der unablässig auf der Lauer lag, den Moment zu erhaschen, wo Brigitta ihr holdes Näschen wieder in die würzige Morgenluft hinaussteckte, und da er auf diesen Fall vorbereitet war, sprach er sofort in zierlicher Rede die Hoffnung aus, die Jungfer nicht erschreckt zu haben, was ihm zu ewiger Betrübniß gereichen würde.

Der junge Fant wußte das so beweglich hervorzubringen und so viel zarte Rücksicht in die Blicke seiner funkelnden blauen Augen zu legen, daß es Brigitta als reine Christenpflicht erschien, ihn zu beruhigen. So entspann sich ein Gespräch, das sich scheinbar um die Aussicht über die nahen Dächer, die Tauben des Sebaldusthurmes und ähnliche Dinge drehte, während mehrbemeldete Augen Adam's zu gleicher Zeit so eindringlich von ganz anderen Sachen sprachen, daß Jungfer Brigitta es für nöthig hielt, die ihrigen zu wiederholtenmalen züchtiglich auf das Mieder zu senken, unter welchem sich ein so fremdartiges Pochen bemerkbar machte, das hervorzurufen auch der salbungsvollsten Rede des Stadtschreibers noch nicht gelungen war.

Wenn wir beifügen, daß diese Gespräche von Fenster zu Fenster sich jeden Morgen wiederholten, immer länger wurden und endlich auch an Abenden und in den ersten Nachtstunden aufgenommen wurden, wozu der Mond seinen schönsten Silberschein lieh und die lustigen Sterne gar vergnüglich blickten, so haben wir für jeden halbwegs Erfahrenen genug gesagt, um sich den Fortgang dieser Sache und den Inhalt der Gespräche vorstellen zu können. Aufregendere und für den Fortgang unserer wahrhaftigen Geschichte wichtigere Vorkommnisse zwingen uns, aus der idyllischen Höhe der Dachstübchen niederzusteigen in die prosaischen Gelasse, wo Frau Irmgard keift und der mürrische Jost die unfreiwillige Muße genießt.

---

2. Mutter und Söhne gegen den Vater.

Jost war eines Abends an der nur in der unteren Hälfte geschlossenen Thüre gelehnt und hatte auf Kundschaften gewartet. Aber es hatte sich Niemand gezeigt — früher war jede schadhafte Kanne und jeder Löffel zu Meister Peter Hele geschleppt worden und jede sorgliche Mutter bestand darauf, von ihm das Kupfergeschirr für die Ausstattung der Töchter zu beziehen, alle Lebküchler verlangten nach seinen fein und scharf gebosselten Formen; jetzt aber vergingen Tage, ohne daß etwas bestellt wurde, und was Jost auf Vorrath gefertigt hatte, wollte kein Mensch kaufen, denn es klaffte überall und hatte weder Form noch Geschick.

Statt sich zu sagen, daß die Schuld nur an ihm und seiner schlechten Arbeit lag, wurde Jost auf den Vater erbost, der die Leute so verwöhnt hatte und sich nun plötzlich ganz vom Handwerk zurückzog, so daß das schöne Geld, das man verdienen konnte, in anderer Leute Tasche floß. Dieser Gedanke genügte, um

Jost's Unmuth und Groll zu erhöhen, und einen derben Fluch murmelnd, schlug er den oberen Theil der Hausthüre zu und schritt durch die enge Hausflur nach der Werkstätte.

Die Sonne stand schon tief und ein rothgoldener Strahl fiel durch die trüben kleinen Scheiben des Hinterfensters in den dunklen russigen Raum, streifte den Herd und umspielte ihn, auf dem jetzt so selten Schmelzfeuer flackerte, mit röthlicher Glut und lockte aus den blanken Gefäßen, die Niemand kaufen wollte und aus den Streifen und Platten von gelbem Messing und rothem Kupfer höhnische, wechselnde Lichter, die sich sogar in den viel abgegriffenen Werkzeugen, den runden und eckigen Ambossen und Formen widerspiegelten.

Ein leises Klirren und Klimpern lenkte die Aufmerksamkeit Jost's in eine Ecke und bei näherem Zusehen gewahrte er seinen Vater, der unter den Feilen und Hämmern herumstöberte und einzelne Stückchen Messing unter dem Arm hatte.

„Ei, sieht man Euch auch wieder einmal hier?" rief Jost höhnisch. „Es ist Euch wohl jetzt, wo ordentliche Gewerbsleute Feierabend machen, urplötzlich der Fleiß angeflogen? Nun, da werden ja alle alten Weiber eine rechte Freude haben, die meinen, nur Meister Peter könne ihre Brühtöpfe gehörig machen!"

Der alte Mann sah wie verloren nach dem Sohn, als verstünde er dessen Worte nicht, schüttelte dann, wie abweisend den Kopf und fuhr fort unter den Geräthen herumzustöbern, auszuwählen und Einzelnes unter den Arm zu nehmen.

„Was gedenkt Ihr denn Wunderbares zu machen?" fuhr Jost spottend fort. „Vielleicht eine neue Kuchenform für die Frau Bürgermeisterin, die letzthin meinte, nur Ihr verstündet es, sie so zierlich zu machen und doch auch von der Form, daß der Teig lecker und braun würde? Oder ein Weihrauchfaß für den Herrn Pfarrer von Sanct Lorenzen, der immer so viel redet von der Kunstfertigkeit der Wälschen und meint jeder Schwenkkessel müsse so fein gearbeitet sein, wie ein goldener Tafelaufsatz und jeder Kupferschmied könne arbeiten wie ein Juwelier? Geht — arbeitet nur wieder, daß doch das Geschimpfe und Gelärm über meine schlechte und derbe Arbeit ein Ende hat — ich will es wohl ertragen, die Hände in den Schoß zu legen und Euch zuzusehen, wenn nur Geld in das Haus kommt. Soll ich Euch das Feuer anblasen — denn ich sehe ja wohl, daß ich noch zu nichts nütze bin als zu Euerem Lehrjungen?"

„Nein, nein, ich brauche kein Feuer", sagte Meister Peter rasch mit dumpfer heiserer Stimme, „ich kann auch hier nichts arbeiten, ich hab' keine Zeit. Versuch' es nur nach meinen Modeln und Formen, arbeite genau und gut und die Leute werden auch von Dir gern kaufen, wie sie es von mir gethan."

„So! Ihr habt also keine Zeit für den Verdienst zu arbeiten!" rief Jost mit rohem Lachen. „Ei, was habt Ihr denn dann so Wichtiges zu thun? Was macht Ihr denn in Eurem finsteren Lücklein, wovon man nie was sieht und das nie fertig wird?"

„Du verstehst das nicht und — und — Du kannst es auch nicht begreifen — aber es wird mir, Dir und uns Allen Ehre und Reichthum bringen", entgegnete der alte Hele.

„Kann es mir denken", spottete Jost. „Ehre, daß Jeder mit Fingern auf uns zeigt, weil das Hauswesen und Gewerb durch einen faulen Träumer zu Grunde geht, und Reichthum — ja, so viel, daß bald der letzte Thaler verzehrt sein wird und Ihr in das Spital, Eure Kinder auf den Bettel gehen können.

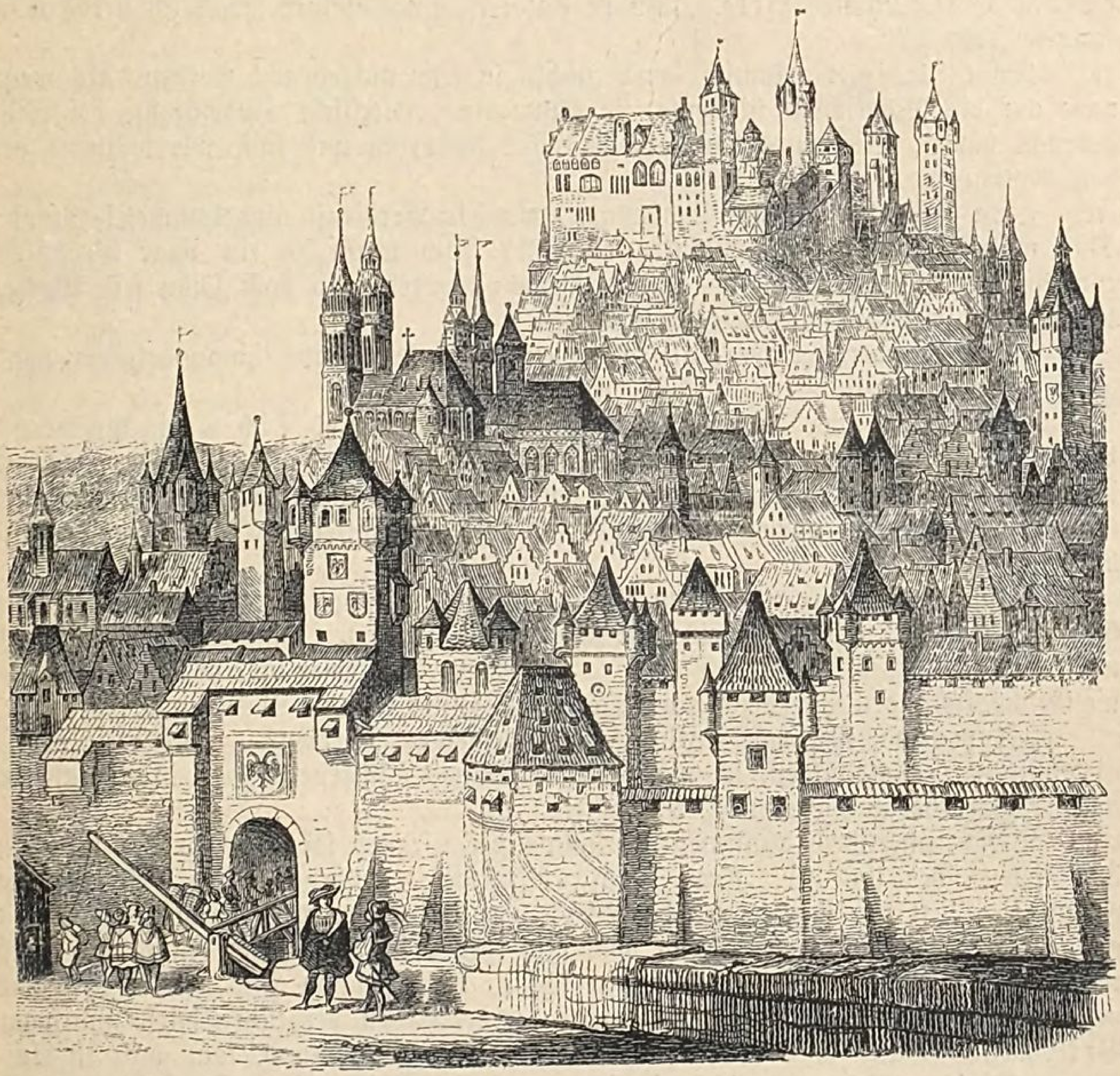
„Das ist nicht wahr", fuhr der Alte auf. „Ich habe lange Jahre verdient, viel verdient und kann mir jetzt gönnen die große Sache auszuführen, die mir seit Jahren vorschwebt!"

„Und die Euch das Hirn so zerrüttet hat, daß Ihr schier wahnsinnig geworden seid", fiel Jost roh ein. „Und wenn es ein so großes rühmliches Werk

ist, das Ihr treibt, ziemt es sich nicht, daß Ihr mir davon sagt, mich einweiht und mich daran helfen laßt?"

„Nein, nein, das geht nicht", rief Meister Hele eifrig. „Du kannst das nicht, würdest nur verderben und schaden. Du hast den Geist nicht, es zu erfassen, die Hände nicht, es auszuführen."

„Ei alle Wetter!" brüllte Jost grimmig, „das muß ja ganz was Besonderes sein! Gebt nur Acht, daß ich mit meinen plumpen Fäusten nicht dazwischen fahre und den ganzen Plunder, mit dem Ihr da herumhantirt, nicht aus dem Hause und auf den Kehricht werfe."



Alt-Nürnberg. (Seite 546.)

Der Alte wollte heftig etwas erwidern, schüttelte aber nur den Kopf und schlüpfte schweigend nach der Thüre.

„Oho!" rief Jost und stellte sich breit in den Weg. „Wenn Ihr hier, wo Ihr verdienen und Euer ehrlich Gewerbe ausüben könnt, nichts schaffen wollt, so habt Ihr nichts von hier fortzuschleppen."

„Ist nicht Alles, was hier ist, mein Eigen?

„Euer Eigen? Ja, wenn man Euch schalten ließe, so ginge Alles, was Ihr Euer Eigen nennt, zum Teufel und die letzte Messingplatte würde zerstückelt und zersägt auf Splitter! Denkt Ihr denn nicht, daß es Pflicht ist, an uns zu denken und für uns zu erhalten, was Ihr früher erworben habt?"

„Wohl denke ich daran und es ist auch zu Eurem Besten, was ich sinne und erdenke."

„Zu unserem Besten?" gellte plötzlich Frau Irmgard's Stimme, die unter der Thüre erschien und die Arme in die Seite gestemmt, sofort in die erste Gefechtslinie rückte. „Was kümmert Dich unser Bestes? Statt zu erwerben und zu sorgen, hockst und brütest Du über Deinen Dummheiten und läßt Dich füttern, wie ein fauler Gauch, der Du auch bist — denn ich meine immer, hinter Deinem Treiben steckt nichts als der leidige Müßiggang!"

„Weib! versündige Dich nicht", mahnute, obwohl von dem Wortschwall etwas eingeschüchtert, Meister Hele. „Wo ist all' das hingekommen, was ich verdient in langen Jahren?"

Frau Irmgard konnte durch nichts so sehr aufgebracht werden, als wenn man auf die Möglichkeit hindeute, sie könne eine erkleckliche Sparsumme bei Seite gebracht haben. Sie wurde auch dieses Mal krebsroth und fuhr wie wüthend auf den Gatten los.

„Da fragt der unnütze Schlemmer, wo sein Verdienst hingekommen! Glaubst Du, man füttert so viele Mäuler umsonst? Und wenn ich ein paar Gröschlein zurückgelegt habe, so sind sie jetzt verbraucht worden, wo doch schon seit Wochen kein Heller in das Haus gekommen."

„Und dagegen der Veit alle Tage einen blanken Thaler hinausgetragen hat", warf Jost bissig ein.

„Aber nicht aus Deiner Tasche, Jost, drum wird es Dich wenig kümmern", fiel die heisere Stimme Veit's ein, der auch unter der Thüre erschien, hochroth im Antlitz, mit wässerigen Augen und das apfelgrüne Wamms, das Geschenk des Schwagers Saum, vorne an der Brust mit verschüttetem Wein begossen und befleckt.

Auch Frau Irmgard nahm für ihren Lieblingssohn Partei und es entspann sich zwischen ihr und Jost ein Streit, welcher eine Zeit lang den Grimm vom alten Hele ablenkte. Statt sich aber zu entfernen, trat dieser in einer Pause, welche die Erschöpfung den Streitenden auferlegte, zu seiner trauten Gattin und sagte leise:

„Irmgard, Du hast zurückgelegt von meinem Verdienst — ich weiß es — gieb mir zwei Goldgulden, ich muß mir ein feines stählernes Zänglein und allerlei andere Geräthe zu meinem Werke kaufen."

Dieses unerhörte Ansinnen vereinigte die Gegner sofort gegen ihn und alle drei fielen über ihn her. Frau Irmgard zeterte darüber, daß er Geld von ihr verlange; Jost riß ihm brutal die Werkzeuge unter dem Arm hervor, die er sich ausgewählt hatte und vermaß sich hoch und theuer die Sache vor Zunft und Rath zu bringen, weil es nicht erlaubt sein könne, daß Jemand Hab und Gut, Haus und Gewerb in solcher Weise zum Schaden seiner Erben vergeuden dürfe und sogar Veit, dessen Sinn schon lange wieder nach der Schenke stand, kam ganz in Aufregung bei dem Gedanken, daß ein schönes Stück Geld, wie es zwei Goldgulden sind, zu so nichtsnutzigen Zwecken und nicht für einen guten Trunk verwendet werden könnten.

Rathlos stand der arme Alte unter dem Hagel von Vorwürfen — als durch den Lärm angelockt, Brigitta erschien. Ihr mochten solche Scenen nichts Neues sein, denn ohne auf Mutter und Bruder zu achten, nahm sie des Vaters Arm und führte ihn die Treppe hinauf in sein Stübchen, wo es kraus und wunderlich genug aussah. Langsam faßte er sich unter ihren Trosteswortten, dann blickte er auf seinen Tisch, wo kleine Räder und sonderbar geformtes Metallgeräth lagen.

„Du bist ein gutes Kind," sagte er, „und Du allein sollst, wenn mir mein Werk gelingt, den Nutzen haben, Du allein — alle die Zweifler und Dränger aber nicht."

Von diesem Tag an führte der arme Meister Peter ein wahres Marterleben. Schier unaufhörlich gellte Frau Irmgard's Stimme in Klagen über ihn durch das Haus und wenn sie abends in der traulichen Dämmerstunde ihr Herz gegen Nachbarinnen ergoß, hörte der alte Mann zu seiner tiefen Beschämung, daß sein eigenes Weib ihn als faulen Gauch und unnützen Brotesser ausschrie. Jost's rauhe Stimme schloß sich nur zu oft solchen Vorwürfen an und jede Mahlzeit, jedes Stücklein, das er aß, wurde dem armen Meister durch Scheltworte und Bitterkeiten vergällt.

Das Schlimmste aber war, daß er selbst in seinem Stüblein, wo er über dem geheimnißvollen Werk grübelte, keine Ruhe mehr hatte. Oft fuhr sein Weib keifend und belfernd hinein, um sich zu einer heilsamen für ihre Constitution nöthigen Gallergießung zu verhelfen, noch schlimmer aber war es, daß Jost jede Gelegenheit erspähte, um einzudringen und mit seinen plumpen Fäusten in den feinen Werkzeugen, Rädchen und Schrauben herumwühlte.

Das machte dem alten Meister so viel Angst und Sorge, daß er noch mehr vom Fleische fiel und bald wie ein Schatten im Hause herumschlich, des Nachts wegen Kummer nicht schlafen, am Tage aber in steter Aufregung und Aerger seine Gedanken nicht auf sein großes Werk richten konnte, an dessen Vollendung er seine Ruhe, sein häusliches Glück, ja sein Leben selbst setzte.

Eine große Idee, in eines Menschen Brust geweckt, ist eine verhängnißvolle Gabe. Im Kampf gegen widrige Verhältnisse, den eigenen und fremden Zweifel muß sie sich entwickeln und zur Geltung bringen und zehrt damit die beste Kraft ihres Schöpfers auf. Es ist eine steile und beschwerliche Straße, auf welcher die Entdecker und Erfinder zum Tempel des Ruhmes hinauf wandern und gar Viele erreichen die Höhe nie, sondern erliegen verschmachtend auf dem Weg.

Meister Peter war zum Glück eine stille aber zähe Natur und strengte all sein Sinnen und Trachten an, wie er die widrigen Umstände bekämpfen, dem Schelten seiner Gattin, den Nachstellungen Jost's ausweichen konnte und sich doch die Mittel verschaffen möchte, die zur Vollendung seiner geheimnißvollen Arbeit nöthigen Werkzeuge kaufen zu können.

An einem Abend, als endlich das den Tag über herrschende Gezänk verstummt war, Frau Irmgard im Hinterhaus einer Freundin bei einem Schlücklein Meth ihr Leid klagte, Jost nach Kundschaften ausgegangen und Veit schon lange nach irgend einer Kneipe gezogen war, legte Meister Peter die krausen Zeichnungen, über welchen er studirt hatte, aus der Hand, streifte die grüne Tuchschürze und das alte Wamms ab und fuhr in den stattlichen schwarzen, mit Felbel verbrämten Rock, den er schon am Hochzeitstage mit Frau Irmgard getragen hatte und der ihm seit jener Zeit als Paradekleid diente.

Das breite Sammtbarett auf das Haupt stülpend, horchte Meister Peter einen Augenblick durch das Haus, schloß dann sorgfältig seine Thüre und huschte über die Treppe und Flur durch das Gäßlein zum gegenüberstehenden Haus, aus dessen Fenstern schon der trüben Lampe Schein fiel, bei welcher Herr Jodocus Scribibas an der Chronica arbeitete.

Mit zagender Hand klopfte Meister Peter an die braune Thüre, die zum Studirzimmer des Rathschreibers führte. Dieser mochte wohl in tiefes Sinnen über einen dunklen Punkt aus Nürnbergs Vorzeit vertieft sein, denn der Rothgießer klopfte schon mit allen Knöcheln seiner rechten Hand abwechselnd, bis endlich eine grämliche Aufforderung zum Eintritt erfolgte.

Schüchtern trat Peter Hele in das von der qualmenden Lampe nur unvollkommen erhellte Gemach, in welchem auf Holzregalen dicke Schweinslederbände mit schweren Eisenklammern, Stöße von vergilbten Papier und ehrwürdige Pergamentrollen mit Siegeln in Holzkapseln lagen und ein recht dumpfiger Geruch herrschte, als sei hier seit Jahren Sonnenlicht und frische Luft eitel Contrebande.

„Wer störet mich so spät noch in meinen gelehrten Meditationen?" tönte es von dem schwerfälligen Tisch her, an dem eine dunkle Gestalt in langem schwarzem Talar, eine runde Sammtmütze weit über die Ohren herabgezogen, zusammengebückt saß.

„Euer Wohledlen mögen gnädiglich verzeihen, wenn ich es wage —"

„Wenn Ihr in Sachen gemeiner Stadt etwas vorzubringen habt, so kommt am Vormittag in das Rathhaus, wo ich in officiis (in Amtsobliegenheiten) bin", unterbrach der Stadtschreiber herb die demüthige Rede. „Es will sich nicht geziemen, daß man mich hier in meinen vier Pfählen stört, wenn ich den Wissenschaften und unserer preiswürdigen Stadt Vorzeit nachforsche."

„Mein Anliegen betrifft aber nicht so eigentlich unserer lieben Vaterstadt Angelegenheiten, sondern —

„Nun und wer seid Ihr denn eigentlich?" fragte Herr Scribibas unwirsch und erhob sich von dem mit schwarzen Leder bezogenen mächtigen Lehnstuhl, so daß das volle Licht der an einer eisernen Kette von der rauchbeschwärzten Decke herabhängenden Lampe auf ihn fiel.

Schön und jung war der hochgelahrte Herr eben nicht und äußere Vorzüge konnte er kaum bei seiner Bewerbung um Brigittens blühende Jugend geltend machen. Sein Antlitz hatte eine bedenkliche Aehnlichkeit mit den ältesten Pergamenten, die in der Stube aufgehäuft waren und konnte sich nicht einmal deren Glätte rühmen, da es nach allen Richtungen von Falten und Fältchen durchzogen war, die alle nach dem dünnlippigen Mund als gemeinschaftlichen Mittelpunkt zuliefen. Kleine stechende Aeuglein blitzten hinter buschigen Brauen hervor und machten es schwer, ihren Blick zu fixiren, da das rechte gemeiniglich auf den Plafond gerichtet war, während das linke die Beschuhung des Besuchers zu mustern schien. Der durch die Sammtmütze verhüllte spitze Schädel war so kahl wie ein Kürbis und nur vor jedem Ohr stand ein spitziger Büschel Haare, der viel Aehnlichkeit mit den Stacheln eines Igels hatte.

Nach gewöhnlicher Annahme verschönert das Lachen jedes Antlitz. Der Stadtschreiber Scribibas machte jedenfalls eine Ausnahme von dieser Regel, denn als er Meister Peter erkannte, verbreitete sich ein so süßes Lächeln auf seinem Gesichte, daß dieses noch widerlicher aussah, als früher, wo er mürrisch dreinblickte.

„Ei, mein ehrenfester Herr Nachbar, verzeiht, daß ich Euch nicht gleich erkannt habe," rief er, dem Besucher die hagere klauenartige Hand aus dem weiten Aermel entgegenstreckend. „Durch nächtliches Studium ist meiner Augen Licht schon so sehr geschwächt, daß es mir oft schwer fällt, die nächsten Dinge zu erkennen."

Scribibas schielte bei diesen Worten so gräßlich, daß Meister Peter dachte, es sei gar kein Wunder, wenn der gelehrte Herr das nicht sehe, was gerade vor ihm steht. Er war jedoch klug genug, diese Bemerkung nicht auszusprechen, aber so unvorsichtig, eine andere nicht viel lieblicher in Herrn Scribibas Ohren klingende zu machen.

„Ja, ja," sagte der biedere Meister Peter, „das sind so kleine Gebreste, wie sie sich wohl mit unserem höheren Alter einstellen."

„Ahem!" schnaubte Herr Scribibas und verzog seinen Mund so schrecklich, als wollte er den armen Rothgießer mit seinen gelben Zahnruinen beißen; „Ihr, mein vielwerther Meister Hele, mögt denn doch wohl ein Dutzend Jährlein mehr auf den Rücken tragen, als ich und dann — man hat sich conservirt, das heilige Feuer der Wissenschaft durchleuchtet des Körpers Gebrechlichkeit."

Der ehrliche Peter meinte bei sich, bemeldetes Feuer könnte sich wohl einen lieblicheren Gegenstand auswählen, um ihn zu durchleuchten, folgte aber der Aufforderung sich zu setzen und sein Anliegen vorzubringen.

„Ich sehe recht gut ein", begann er schüchtern, „wie anmaßend mein Gesuch an Euer Wohledlen ist, sintemal ich dermal noch nicht vermögend bin, den innersten

Kern desselben darzulegen, ich arbeite schon lange an einem mechanischen Kunststück sondergleichen von dem nicht nur alle Menschheit großen Nutzen und Förderung, sondern auch unsere gute Stadt Nürnberg viel Ehre, ich und mein Haus aber Ruhm und hohen Vortheil haben werden."

„Was mir bei meiner bekannten Anhänglichkeit an Eurer Sippschaft Wohlergehen zu absonderlicher Genugthuung gereichen wird", schaltete Herr Scribibas süßlich ein.

„Ihr seid sehr gütig und macht mir Muth fortzufahren. Leider kann ich weder Euch noch sonst Jemand jetzt schon sagen und beweisen, in was meine Erfindung besteht, denn Ihr möchtet mich sonst für unklug halten und einen leeren Träumer schelten, wie es ja leider mein eigen Weib und meine Söhne thun."

„Seid ganz ruhig, ich begreife das wohl. Der Menschen Zweifelsucht wagt sich an alles — hat doch sogar letzthin der Magister Spontanus, wie Ihr wisset, Bakelmeister an gemeiner Stadt lateinischer Schule, gemeint, er hoffe es nicht mehr zu erleben, daß meine Chronica Norimbergensis zu Ende gebracht werde! Der lahme Spötter! Schon bin ich bei den Zeiten des glorreichen Kaisers Caroli Magni, von wo an sich die Historia unserer Stadt aufhellt und es nicht mehr so schwierig ist, sie mit den bedeutenden Zeitläuften in Verbindung zu bringen."

Meister Peter nahm die Nachricht vom Fortschreiten des großen Werkes mit gebührender Befriedigung auf und erzählte dann, wenn auch von einem Schamgefühl bedrückt, ganz offenherzig, welche Anfechtungen er von seinen Hausgenossen wegen seines geheimen Thuns erfahren mußte, so daß oft sein großes Werk selbst gefährdet erschien.

„Ei, ei, das ist schlimm!" bemerkte der Stadtschreiber kopfschüttelnd. „Wenn der Geist mit einer großen Aufgabe belastet ist, bedarf er Ruhe und Sammlung — ich weiß das, wenn ich an einem schwierigen Capitulum meiner Chronica arbeite. Nicht jedem ist es gegeben, wie dem berühmten alten Rechenmeister Archimedes, sich so in seine Ideen zu versenken, daß man darüber den Lärm und die Gefahr einer Belagerung vergißt und auch den eindringenden Feinden nur zuruft, sie mögen die Kreise nicht verwischen, die auf dem Boden gezogen sind. Ich habe das in meiner Nürnbergischen Chronik recht erbaulich und ausführlich erzählt.

„Hat dieser Rechenmeister in unserer Stadt gelebt?" fragte Meister Hele schüchtern.

„Nein — das wohl nicht, die Begebenheit trug sich in Syracus, einer Stadt auf Sicilia zu — aber ich bin auf Spuren gekommen, daß Archimedes seine Kohle zum Zeichnen und seine Reißinstrumente von Nürnberg bezogen hat, allwo sie schon vor unerdenklichen Zeiten eben so vollkommen verfertigt worden, wie noch jetzt."

Peter Hele ließ diesen dunklen Punkt aus Nürnbergs Vorgeschichte unerörtert und rückte mit seinem doppelten Anliegen hervor, das darin bestand, der Stadtschreiber möge ihm die von Frau Irmgard verweigerten zwei Goldgulden vorstrecken und ihm in dem ohnehin theilweise leerstehenden Haus ein Kämmerlein einräumen, in dem er ungestört tagsüber arbeiten und studiren könne.

Herr Scribibas zeigte sich sehr erfreut, dem Meister einen Dienst erweisen zu können, langte sofort aus einer mit großen Schlößern verwahrten Lade seines schwerfälligen Schreibtisches, in der es sehr verlockend goldig funkelte, die zwei Gulden hervor und versprach nicht allein ein Stüblein einrichten zu lassen, sondern auch seinen Einfluß auf Frau Irmgard anzuwenden, um sie milder zu stimmen.

Meister Peter erschöpfte sich in Danksagungen, die aber vom geschmeidigen Scribibas mit einem verlegenen Lächeln zurückgewiesen wurden.

„Ist es doch eigentlich nichts, als meine Pflicht, Euch beizuspringen, maßen ich ja die süße Hoffnung hege, zu Euch in ein Verhältniß zu treten, welches mir solche Dienstleistung zur Schuldigkeit macht."

So scharfsinnig Peter Hele auch in mechanischen Dingen war, so besaß er doch sonst keine sonderliche Schnelligkeit im Denken. Er starrte daher Herrn Scribibas ziemlich verwundert, um nicht zu sagen einfältig, an.

„Und ich willfahre Eurem Ansuchen um so lieber", fuhr dieser fort, „als ich daraus auch die Erwartung schöpfe, daß Ihr meiner Absicht günstig sein werdet, was für mich um desto wünschenswerther ist, als ich Frau Irmgard's Fürsprache sicher bin und der Eltern Einwilligung und Segen vom höchsten Werthe ist."

„Der Eltern Einwilligung und Segen?" wiederholte Peter Hele. „Von was redet Ihr, Euer Wohledlen? Verzeiht — aber ich fasse Eure Worte nicht ganz."

„Wie Ihr doch seid, Meister Hele! Ihr zwingt mich, so offen von meines Herzens süßesten Trieben zu reden!" rief Herr Scribibas mit einem vergeblichen Bemühen zärtlich schmachtend auszusehen. „Ich gedenke, die liebliche Jungfer Brigitta als mein ehelich Gemahl in dieses Haus zu führen und mich und meine Chronica zu ihren holdseligen Füßlein zu legen. Frau Irmgard weiß davon und ist meinen Absichten wohlgeneigt."

„So! meine Frau weiß davon?" sagte Peter Hele langsam, zog die zwei Goldgulden aus der Tasche und legte sie unter der flachen Hand wieder auf den Tisch. „Und Brigitta? Weiß sie auch von der Auszeichnung, so ihr zugedacht ist?"

„Noch nicht — ich wollte des unschuldsvollen Herzens Frieden nicht mit süßer Pein erfüllen, bevor das Glück ganz nahe."

„Nun, wenn ich Euch rathen darf, Euer Wohledlen", sagte der alte Meister schlicht und gerade, „so laßt das unschuldsvolle Herz Brigitten's auch fürder in Ruhe. Könntet Ihr doch leichtlich des Mägdleins Großvater sein" —

„Was fällt Euch ein, Meister?" fiel entrüstet der Stadtschreiber ein.

„Nun ja, es ist einmal nicht anders, wenn Ihr es auch nicht gern hört. Waret Ihr doch schon ein aufgeschossenes Studentlein, als ich zur Lehre kam und seit der Zeit ist nahezu ein halb Säculum verflossen. Wie ich aber Brigitta kenne, wird sie ihre Jugend und Frische nicht an Alter, Bresthaftigkeit und — verzeiht mir — Mißgestalt verhandeln wollen."

„Ihr seid ein Flegel, Meister!" rief vor Wuth fast erstickt der Stadtschreiber. „Ihr seid ein echter Kupferschmied!"

„Nein — ich will gern was Besseres werden — aber nicht um den Preis meiner herzlieben Tochter. Ich möchte ihr nicht rathen, Euch zu freien — denn Alter und Jugend mengt sich so wenig, wie geschmolzenes Messing und Wasser — und wenn gleich mein Werk so vollendet vor mir da läge, wie ich es in meinen Gedanken und Plänen sehe, ich sage Euch, sie wird Euch nicht wollen und ich kann ihr auch nicht dazu rathen. Wenn es ist, wie Ihr sagt, daß meine Frau Eurer Absicht günstig ist, so verzeihe ihr das Gott — helfen wird es Euch nichts — denn Ihr wollt ja doch nicht sie freien — wovor Euch der Himmel in Gnaden bewahre — sondern das Mägdlein, das, wie ich es kenne, seinen eigenen und recht festen Kopf hat."

„Nun, wir wollen ja sehen, wollen sehen", krächzte Herr Scribibas hervor. „Wie ich sehe, seid Ihr nicht mehr gesonnen, mein Darlehen anzunehmen?

„Nein — ich danke Euer Wohledlen, aber ich vermag den Gegendienst, so Ihr verlangt nicht zu leisten."

„Ahem! — aufrichtig gesagt, ist's mir auch lieber so", sagte der Stadtschreiber mit der ganzen Bosheit seiner liebenswürdigen Natur. „Nicht des Geldes halber — obwohl ich es verloren gegeben hätte, da auf die Faseleien eines schwachsinnigen Alten wohl kein Verlaß ist — sondern aus anderen Gründen. Eure wackere Frau hätte es mir billig verargen können, wenn ich Euren Müßiggang solchermaßen unterstützt hätte."

„Herr Stadtschreiber, wir wollen nicht richten darüber, was der Menschheit von größerem Nutzen sein wird, meine Erfindung oder — Eure Lügenchronik.“

„Nehmt meint hochgelahrtes Werk, das der Nachwelt meinen Namen überliefern wird, nicht in Euer ungewaschenes Maul“, donnerte der auf's Höchste entrüstete Chronist, „und vergleicht es nicht vermessen mit dem dummen Zeug, das Ihr treibt. Ihr habt mir gerathen — nun als Eure verordnete Obrigkeit gebe ich Euch auch etwas zu merken: Geht heim, legt Euch auf die Ohren und schlaft Eure Widerspenstigkeit und tollen Ideen aus, morgen aber geht wieder an die ehrsame Arbeit, so Euch obliegt, sorgt für Eures Hauses und der Familie Bedarf, wie es einem wackern Bürger und Hausvater zukommt!“

„Das hab' ich stets gethan und thue es auch jetzt!“ warf Meister Peter trotzig ein.

„Wir werden ja sehen“, entgegnete der Stadtschreiber hochmüthig. „Bedenkt, daß es in der Zunft Macht liegt, Euch das Meisterrecht und Gewerbe abzuerkennen und das Stadtgericht Haus und Wirthschaft noch bei Euren Lebzeiten an die Söhne übertragen kann, wenn Gefahr ist, daß sie durch Euer Lotterwesen verloren gehen. Da Ihr nicht wollt, daß ich Euch in der einen Weise nütze, könnte es wohl sein, daß ich meinen Einfluß dazu anwende, um Eure Familie vor Schaden zu bewahren, da ich denn doch einmal an derselben mit oder ohne Eurem Wohlmeinen warmen Antheil nehme. Gott befohlen, Meister Peter! Seid klug und schlaft über meine Worte!“

Traurig und gesenkten Hauptes schlich der arme Teufel zum Haus hinaus und über die dunkle Straße. Eine kurze freudige Hoffnung war vernichtet — wohl wußte er, daß er recht gethan, aber es ist nicht immer wahr, daß dieses Bewußtsein tröstet. Viel öfter wird gerade damit erlittenes Unrecht noch viel schmerzlicher, weil es unverdient ist.

3. Sehnsucht nach dem Einsperren.

Meister Peter lenkte seine Schritte nach dem Arbeitsstübchen, denn er wollte nochmals nachdenken, auf welche Weise er denn die vielerlei Schwierigkeiten beheben möchte, die sich seiner Erfindung in den Weg stellten. Während er in den dunklen Hausgang dahinstolperte, schlug ein Gemurmel an sein Ohr und als er aufblickte, sah er, daß die Thüre seines Kämmerleins erbrochen und nur leicht angelehnt war, so daß ein schmaler Lichtstreif auf den Gang herausfiel.

Voll Schrecken stürzte er hin und riß die Thüre auf — da sah er sein Weib und die beiden Söhne unter dem Handwerkszeug und feinen Geräthe herumwühlen, seine kostbaren Zeichnungen lagen am Boden, Modelle und Versuche, die Beweise des Fortschreitens seines Werkes, waren zerbrochen und verwüstet und noch immer wühlten Jost's und Veit's plumpe Fäuste herum, wozu Frau Irmgard leuchtete.

„Ah — lassen wir den Plunder gehen,“ meinte der faule und weinselige Veit, „ist ja doch nichts Gescheites zu finden! Was läßt sich aus diesem Gerümpel da machen? Ich wette eine Maß Deidesheimer darum, daß der alte Narr selbst nicht weiß, was er da zusammentüpfelt.“

„Nein, nein,“ entgegnete Jost, rastlos herumstöbernd, „ich weiß, daß wir noch immer das Zeug, woran er eigentlich arbeitet, nicht gefunden haben. Ich habe gestern durch einen Thürspalt gesehen, wie er daran arbeitete — es sah aus wie eine Kugel, war zum Oeffnen und da stach und kneipte er mit Zänglein und Ahlen hinein. Wer weiß, was für ein kostbares Geheimniß dahinter steckt, das er uns

vorenthalten und entziehen will! Ich sage Euch, der Alte ist geheimer Kunst voll und dabei so boshaft, daß er lieber alles thut, als es uns zu Nutz kommen zu lassen."

„Da magst Du Recht haben, tückischer Schleicher," rief Peter Hele mit starker Stimme. „Wenn des Allmächtigen Gnade mich mein großes Werk vollenden läßt, so will ich es eher mit eigenen Händen wieder vernichten, als daß ich es zu Eurem Frommen verwendete, die Ihr mich hindert, mir nachspürt und nichts als Schaden thut."

„Das sieht Dir gleich, daß Du so redest," eiferte Frau Irmgard, „der Du uns ohnehin nur als unnützer Esser zur Last bist. Wem wolltest Du denn dann zuwenden, was die Motten, die Dein alter Schädel ausbrütet, eintragen werden?"

„Denen, die an mich glauben und mir Vorschub leisten," entgegnete ernst der alte Meister. „Ich danke dem Himmel dafür, daß er Eure gierigen Hände nicht finden ließ, was Ihr suchtet — Ihr hättet es doch nur zerstört."

„Wäre wohl nicht viel Schade gewesen," höhnte Jost.

„Ueberhaupt muß das Gedusel und Hinbrüten da in dem Loch ein Ende nehmen," fiel Frau Irmgard in schneidigstem Discant ein. „Es ist kein Platz im Hause für Nichtsthuer — und ich brauche den Winkel da für die Hülsenfrucht und das Dürrobst."

„Weib! vergißt Du, wessen das Haus ist, wer es erworben hat und allein darin zu schalten hat — wenn ich Dir auch bis jetzt unbillig nachgegeben?"

„Oho, Vater — führt keine so stolzen Reden," sagte Jost grob — „denn mit Eurer Herrlichkeit wird es bald ein Ende haben. Ich habe noch heute mit dem Zunftvorsteher gesprochen und er meinte, wenn es so mit Euch stünde, würde man Euch Gewerb und Meisterschaft aberkennen und mir zusprechen."

„Ja und auf Eure Herrschaft im Haus ist auch nicht mehr viel zu geben," fiel Veit ein, „denn des Syndicus Sebald Schreier Schwestersohn, ein flotter Cumpan, mit dem ich noch heute wacker gezecht, sagte mir, es sei gar kein Zweifel, daß man Euch für schwachsinnig erklären und das Habe auf Leute übertragen wird, die es besser zu verwalten wissen."

„Vielleicht Dir, Du liederlicher Säufer und Schlemmer?" rief Peter Hele erzürnt.

„Mag schon sein, daß ich es besser zu verwenden wüßte, als in solchen Hirngespinsten zu vergeuden," entgegnete Veit mit brutalem Lachen, während er auf die verwüsteten Modelle wies.

„Ja und ich werde mich an meinen erkornen Tochtermann, den Herrn Stadtschreiber wenden," rief Frau Irmgard, „daß er mich vor Unbill und Verarmung schützt, der wir alle anheimfallen müßten, wenn es nach Deinem wüsten Kopf ging."

„Dein Tochtermann? Ist es denn der eingehutzelte schielende Kerl schon? Will ihn Brigitta denn nehmen? Hab' ich denn schon meine Einwilligung gegeben?"

Nun loderte der Streit neuerdings auf, alles schrie auf den Alten ein, der seinerseits heute auch seinen Mann stellte, da er durch die Erlebnisse des Abends gereizt und erbittert war. Immer ärgerlicher wurde der Wortkampf und schon schien es sogar zu Thätlichkeiten kommen zu wollen, da Frau Irmgard ihren Schlüsselbeutel schwang und Jost sich so weit vergaß, mit der Faust gegen den Vater zu drohen, als Elsbeth's plötzliches Erscheinen den Dingen eine andere Wendung gab. Sie war von Brigitta, die dem Streit nicht zu steuern wußte, herbeigeholt worden.

Ein derber Schlag auf Jost's Arm machte diesen sinken, Veit wurde mit einer Handbewegung in einen Winkel geschoben und Elsbeth's stämmige Figur pflanzte sich zwischen den Eltern auf.

„Schämt Euch doch Mutter, so mit den Söhnen gegen den Vater zu wettern," sagte die tapfere Schneidersfrau. „Ich fürchte, sie werden es Euch einst entgelten lassen, daß Ihr ihnen beisteht, wenn sie freventlich gegen die Ehrfurcht sich ver=



Schulsingen der Meistersänger. (Seite 546.)

gehen. Wenn der Vater jetzt wirklich des Schaffens und Werkens müde ist, so ist er ein alter Mann, der es sich hat sauer werden lassen und dem die wohlverdiente Ruhe gar sehr zu gönnen ist."

„Ja — damit er und wir mit verhungern können!“ schrie Frau Irmgard.

„So arg ist's wohl nicht — Ihr habt nicht umsonst gespart und gekargt, daß uns oft der Magen kollerte — oder hat der wüste Kerl da alle Eure Heckthaler schon durch die Gurgel gejagt?“

Die Wuth Frau Irmgard's und Veit's richtete sich nun gegen die kühne Sprecherin, die sich aber nicht einschüchtern ließ und fortfuhr:

„Wäre es nicht Deine Sache jetzt für des Hauses Nothdurft zu sorgen, Jost, wo Du groß und stark bist, wie der Vater es so lange gethan? Aber Du denkst nur an Dich, steckst jeden Batzen, der einkommt, in die eigene Tasche und glaubst, die Leute müssen Dir ihr gutes Geld für Deine schlechte Arbeit zutragen? Geht — schämt Euch alle zusammen! — und Du Veit nicht am wenigsten; wenn der Vater wirklich über ein Nichts spintisirte, so thäte er noch was Besseres als Du, der Du dem lieben Gott rein den Tag abstiehlst und des Säufers Wappen im wüsten Gesicht und dem schmierigen Wamms trägst!“

Es ließ sich nicht viel gegen diese kräftige Standrede einwenden und einen Augenblick sahen die Abgekanzelten ziemlich verdutzt darein. Am ersten faßte sich Frau Irmgard.

„Wer hat Dich gerufen?“ eiferte sie giftig. „Wer macht Dich da zum Richter? Bleib' zu Hause bei Deinem Nadelritter, den magst Du kuranzen. Hier hast Du noch weniger zu suchen, als ich in Deinem Haus.“

„Wenn ich meinen Mann kuranze, wie Ihr sagt, so schlägt es ihm recht gut an, viel besser, als dem armen Vater da Eure eheliche Treue und Zärtlichkeit. — Uebrigens seid unbesorgt, Mutter, ich suche hier nichts — weiß ich doch, daß kaum ein hungrig Mäuslein ein Bröselchen finden würde. Aber mich erbarmt des Vaters — kommt mit mir,“ wendete sie sich zu diesem, „bei uns findet sich leichtlich ein Plätzchen, wo Ihr unbehindert an Eurem Gezeug arbeiten mögt und der Bissen, den Ihr an meinem Tisch eßt, ist Euch mehr vergönnt, als an dem eigenen.“

„Du bist ein gutes Kind“, sagte der alte Mann dessen Aufregung schon wieder verflogen war, „aber ich — ich kann nicht von hier fort — nein, nein, es geht nicht.“

„Warum nicht?“ sagte Elsbeth, seinem ängstlichen, im Stübchen herumirrenden Blick folgend; „die Sachen da nehmen wir mit — Brigitta schaff' einen Korb herbei! — noch gehört jeder Nagel im Haus Euch und bis Zunft und Stadtgericht ihr Urtheil sprechen, wollen wir doch noch sehen, ob man uns nicht auch hört. Nehmt nur Euer Gekram da Alles mit — wer im Recht ist, braucht nicht immer um die liebe Obrigkeit zu schreien.“

Entschlossenheit und Wahrheit sind noch immer bessere Helfer als Keckheit und Verlogenheit. Wie giftig es auch in den Herzen der Mutter und Brüder gährte, so wagten sie noch der jungen Frau nicht entgegenzutreten, die mit einem Wort jede Einrede widerlegte, mit einer Handbewegung allen Widerstand abwies. Auch der alte Peter fügte sich und packte in den von Brigitta herbeigeschafften Korb das nothwendigste von seinen Zeichnungen, Modellen und Werkzeugen. Wüthend blitzten Jost's Augen als der Alte den schweren Werktisch zur Seite rückte, eine Diele hob und ein kleines Kästchen darunter hervorzog, das er triumphirend über dem Kopf hielt.

„Mein guter Engel hat verhindert, daß Euer schmutziger Neid und Habgierde dieses Kleinod fand, das in Euren Händen doch werthlos gewesen wäre, denn Ihr vermöchtet es nur zu vernichten. Wenn es einmal vollendet sein wird und Ruhm und Glanz über meinen Namen verbreitet, dann will ich Euch an diesen Tag erinnern, wo Ihr mich und diesen Schatz von meiner eigenen Schwelle vertrieben habt.“

„Schon gut, Vater — seht nur jetzt zu, daß Ihr einmal mit der kuriosen Pastete fertig werdet“, fiel die praktische Schneidersfrau ein, die wohl selbst einige leichte Zweifel an dem Werthe der Erfindung hegte, „dann wird es noch immer Zeit sein, der Mutter und Jost — Veit hat sich bis dahin wohl schon zu Tode getrunken — ihr liebloses Wesen nochmals vorzuhalten.“

Damit nahm Elsbeth den Korb auf und faßte den Vater an der Hand, der das kostbare Kästchen ängstlich an die Brust drückte.

„Lebt wohl, Mutter“, sagte sie, „ich hoffe, daß Ihr zum Einsehen kommt und den Vater bald zurückruft, als das, was er ist — als des Hauses Herrn und dieser wüsten Schlingel strenger Vater. Wenn es Dir zu toll wird, Brigitta“, wendete sie sich zu der Schwester, „und man Dich mit dem Huzelmann da drüben drangsalirt, so komm nur auch nach, es ist noch Raum bei uns und für ein „Geltsgott“ bist Du gut bei uns aufgehoben.“

Damit marschirte das resolute Weib ab und zog den alten Mann nach sich. Kaum hatte sie das Gemach verlassen, so war es, als wäre der Bann gebrochen und aus Frau Irmgard's und der beiden Brüder Mund strömte den Abziehenden eine Fluth von Scheltworten und zornigen Reden nach. Ja, Veit, der nun der Ergrimmteste war, riß das kleine Fenster auf und brüllte, als Elsbeth mit dem Vater auf die Gasse trat, hinunter:

„Geh' nur mit dem alten Narren und laß Dich von ihm vexiren, wie er es uns thun wollte! Es paßt sich für Dich, Bettlerin, wenn Du einst mit ihm an den Kirchthüren herumziehen und um einen schlechten Heller winseln wirst!“

Elsbeth drehte nur den Kopf und rief zurück:

„Was mußt doch Du für ein armseliger Schlucker sein, Veit, daß Du Dir vom Mann der Bettlerin dein bestes Wamms schenken ließest!“

Der alte Hele aber riß sich von seiner Führerin los und schrie entrüstet hinauf:

„Gieb Acht, Du ruchloser Bube, daß nicht eine Zeit kommt, wo Du vor ihrer Thüre um ein Stücklein Brot bettelst! — auf Ihrem Haupt ruht der Segen des Vaters, Dein Verderben ist die thörichte Liebe Deiner Mutter!“

Veit schrie zurück, auch Frau Irmgard mengte sich darein und manches Fenster klirrte in der stillen Straße, weil man sehen wollte, wer so gröblich die nächtliche Ruhe störe. Auch im Hause des hochgelehrten Herrn Jodocus Scribibas öffnete sich ein Schubfensterrahmen und sein Kopf erschien, der durch eine gewaltige bequastete Zipfelmütze nicht besonders verschönert wurde.

„Ei, Meister Hele, was treibt Ihr denn?“ schnarrte boshaft seine Stimme. „Es ist keines wackeren Bürgers Art, so zu nächtlicher Zeit auf offener Gasse zu randaliren! Stört doch die anderen Leute, die ordentlich ihr Tagwerk gethan oder gelehrten Studiis obliegen haben, nicht in der wohlverdienten nächtlichen Ruhe, die Ihr freilich bei Eurem müssiggängerischen Leben leichtlich entbehren mögt! Wahrlich — ich werde genöthigt sein, Euch dem Stadtgericht wegen solcher Ungebühr zur verdienten Ahndung anzuzeigen! He! ist denn die Scharwache nicht in der Nähe?“

Der alte Meister war ganz in der Stimmung sich auch mit dem Stadtschreiber in ein Wortgefecht einzulassen, aber Elsbeth, die gar kein Verlangen nach einem Conflict mit der Scharwache hatte, faßte ihn derb am Arm und zog ihn fort zu ihrer Behausung, wo Meister Saum sie schon bänglich erwartete.

Noch lange nachdem auf der Straße schon Ruhe herrschte, flüsterte und wisperte es hoch oben, wo von spitzen Giebeldächern die in gewaltige Drachenköpfe auslaufenden Traufen in die Straße vorragten. Brigittchen schüttete ihr bekümmertes Herz vor dem theilnehmenden Nachbar aus und berichtete ihm von den traurigen Zuständen im Elternhause. Adam aber tröstete sie damit, daß sie

den Vater zu sich nehmen und hegen und pflegen wollten, wenn — nun, wenn jener so lang ausbleibende Mäcen gekommen, der ihn beschäftigen und die Einrichtung eines eigenen Hausstandes ermöglichen würde. Es war zwar noch gar kein Anzeichen vorhanden, daß sich ein solcher Kunstfreund einstellen werde, aber darum fragt ja die verliebte Jugend nicht, weil sie sich mit bloßen Luftschlößern trösten läßt, und als das Pärchen sich endlich trennte, leuchteten Brigittens Augen gar lieb zu Adam hinüber, ohne das auch nur ein Thränlein trotz des hellen Mondlichtes darin zu erblicken war.

Meister Hele war im Hause seines Eidams wohl aufgenommen und glaubte in den ersten Tagen, da Niemand auf ihn losbelferte und er ungestört grübeln und arbeiten konnte, rein im Himmel zu sein. Aber seine Zufriedenheit sollte nicht lange dauern. Eines Morgens wurde er durch den Stadtbüttel zum Syndicus berufen und der Innungsbote bestellte ihn zum Zunftmeister.

„Ei, ei, Meister Peter, was ist es denn mit Euch?" meinte der Syndicus Sebald Schreier, ein würdiger und wohlwollender Herr. „Kennt Euch doch die ganze Stadt so lange Jahre als ehrenfesten ruhsamen Bürger und Hausvater und nun laufen auf einmal eine Menge Klagen und Beschwernisse gegen Euch ein."

„Wolle es Euer Ehren belieben, mir kund zu thun, was man gegen mich vorgebracht," bat Peter in seiner stillen Weise.

„Nun da liegt einmal eine Klage Eurer Ehefrau vor, daß Ihr seit geraumer Zeit Gewerb und Wirthschaft vernachläßigt, unnützem Treiben nachgeht und Euer Hauswesen dadurch in Gefahr völligen Verfalles bringt. Weiters beschwerdet Sie sich, daß Ihr das Anwesen seit einigen Tagen böslicher Weise ganz verlassen habt und Euch an fremden Orten herumtreibt. Was habt Ihr dagegen zu sagen?"

Mit schwerem Herzen erzählte Peter Hele dem Syndicus die volle Wahrheit, freilich ohne auch diesem über das Wesen seines großen Vorhabens und Schaffens gehörigen Aufschluß zu geben.

„Hm!" meinte die Magistratsperson, „das ist eine schlimme Sache. Euer Weib und Eure Söhne verlangen, daß Ihr alles Eigenthums entäußert werdet, weil es sonsten durch Euer Uebelthun verschleudert wird. Wir wollen doch hören, was sie zu sagen haben."

Auf seinen Ruf traten Frau Irmgard und die beiden Burschen ein, die erstere den guten Peter mit giftigem, die letzteren ihn mit trotzigen Blicken messend.

„Ach, Euer Gestrengen, es ist nicht zu sagen, was der Mann seit einigen Monden treibt," erklärte die Frau auf Befragen des Syndicus mit gewohnter Zungenfertigkeit. „Kopfhängerisch und maulfaul schleicht er herum oder er sitzt in seinem Kämmerlein und baselt da herum, was keinen Sinn und Zweck hat und murmelt, was kein Christenmensch versteht. Dabei bleibt das Gewerb zurück, der Verdienst fehlt, es kommt kein Geld in's Haus und doch wollen alle Mäuler gestopft, alle Bäuche gefüllt werden, — der des alten faulen Nichtsthuers voran."

„Wahrt Eure Zunge, Weib," sagte der Syndicus streng; „Ihr steht nicht mit Euresgleichen am Ziehbrunnen, daß Ihr lose Rede und giftige Worte führen mögt. Was Ihr da redet, ist unbillig und unchristlich."

„Ja, — wenn die Sorge sich im Beutel und Brotlade einnistet," entgegnete Frau Irmgard heftig, „da nützt mir das Christenthum auch nichts und schafft keinen Heller und kein Laiblein herbei. Wenn Ihr, Euer Gestrengen, den Kummer tragen müßtet, daß der Hausvater tolles Zeug treibt, nach den Spatzen guckt und die Hände in den Schoß legt, statt zu arbeiten und endlich gar davon läuft, wenn schon Alles schief und quer geht, da möchtet Ihr wohl anders reden. Aber es weiß ja Niemand, wie eng des Andern Haut ist, — und will doch Jeder reden und richten."

Der Syndicus mochte wohl schon aus Erfahrung wissen, wie schwer es ist, von einer erzürnten Frau klare und wahre Rede zu hören, er wendete sich daher zu den Söhnen.

Jost meinte, aus des Vaters Gebahren gehe deutlich hervor, daß es in dessen Kopf nicht ganz richtig sei; er habe ihn selbst in dem geheimnißvollen Stübchen oft mit sich selber reden und rechnen gehört und als sie sich jüngst in dasselbe geschlichen, sei nichts zu finden gewesen, als sonderbare Holz- und Metallstückchen, mit denen kein Mensch was Vernünftiges anzufangen wisse. Bei so bewandten Umständen aber sei es Rechtens, daß dem Vater sein Habe aberkannt und schon bei seinen Lebzeiten den Erben eingehändigt werde. Veit stimmte dem vollkommen bei und meinte, wenn der Vater schon nicht schwarzgallig und toll sei, so müßte man annehmen, daß er sich geheimen Künsten ergeben, denn nur so ließen sich die wunderlichen Zeichnungen erklären, die man bei ihm gefunden, auf welchem Kreise und Linien wirr durcheinander liefen, ganz so wie Veit beim Apotheker in einem Manuscripte vom „Höllenzwang" das Zeichen des Erdgeistes gesehen habe.

Nach längerem Nachsinnen sagte der Syndicus:

„Was Ihr da, Frau, und Eure Söhne reden, erscheint mir nicht unbedenklich, weil Habgier und Haß sich verrathen — Leidenschaften, die immer unchristlich, zumal aber dem Gatten und Vater gegenüber, sind. Ich kann daher dermalen Eurem Verlangen nicht willfahren, denn es ist ein schweres Ding, einen Mann aus dem erworbenen Besitz zu verdrängen. Erfüllt Ihr Eure Pflichten gegen ihn — seid Ihr, Frau, ihm willfährig und sorglich, unterstützt und ehret Ihr Söhne ihn, und er wird gewiß auch seine Pflichten erfüllen. Was Euch betrifft, Meister Peter, so kehrt zu Eurem Handwerk zurück, das Euch bisher redlich genährt hat und laßt das Spintisiren und Grübeln, wobei in allen Wegen selten was Gescheites und Nützliches herauskommt."

„Ach, Eure Ehren, das kann ich nicht," jammerte Peter Hele; „wenn man mich hindert, zu vollenden, was ich schon fast fertig vor mir sehe, so tödtet man mich."

„Da seht Ihr ja, Euer Gestrengen," schrien die Klagführenden durcheinander, „wie der alte Faseler ist! Hat er denn nicht Haus und Familie, Gewerb und Wirthschaft im Stich gelassen um seinem tollen Krimskrams nachzuhängen?!"

„Wo haltet Ihr Euch jetzt auf?" fragte der Syndicus.

„Bei meiner Tochter Elsbeth, des Meisters Saum Eheweib."

„Nun, was ist dagegen einzuwenden?" rief der Syndicus barsch. „Da gehet nur hervor, daß die Tochter ihn besser betreuet, als die Frau, und ein frömmeres Kind ist, als die Söhne. Es bleibt für jetzt, bei dem, was ich gesagt — ich kann keine Narrheit an dem Mann erkennen; — Ihr mögt gehen und sorgt, daß bessere und christlichere Gedanken in Euch und Euren Söhnen wach werden."

Nachdem Irmgard und die beiden Burschen tief ergrimmt die Amtsstube verlassen hatten, nahm der Syndicus nochmals das Wort.

„Folgt meinem Rath, Meister Peter, und kehrt in Euer Haus, zu Eurem Gewerb zurück, bei dem Ihr wohlhabend und geehrt waret!"

„Gestattet mir die Frage, Euer Edeln: Wenn ein Mann mühselig den Sand aus einer Grube schaufelt und er stößt mit dem Spaten auf ein Kästlein mit köstlichen Juwelen, — wird er da nicht aufhören den Sand zu werfeln, mit dem er bisher sein Leben kümmerlich fortgebracht, sondern Fleiß und Mühe daran wenden, den Schatz zu heben?"

„Wie aber, wenn es nur eine Täuschung, ein Blendwerk war und das, was er für einen Schatz hielt, sich als unnützes Zeug erweist, an das er Zeit, seines Leibes und Geistes Kraft, seiner Seele Ruhe und seines Hauses Frieden vergeblich verschwendet hat?"

„Da kommt es wohl darauf an,“ entgegnete Meister Peter bedächtig, „ob der Mann die innige Ueberzeugung, den tiefen Glauben an den Werth des Kästleins und an die eigene Kraft, es zu heben, hat.“

„Hartnäckig seid Ihr,“ sagte der Syndicus mißbilligend, „und wißt wohlmeinendem Rath mit glatten Worten auszuweichen. Mir sollte es leid um Euch thun, denn wenn Ihr es weiter so treibt, wird man Eures Weibes und Eurer Söhne Begehr nicht mehr abweisen können. Es liegt aber da noch eine andere Klage gegen Euch vor, daß Ihr unserer guten Stadt nächtlichen Frieden durch böswilliges Spectaculiren gestört habt. Wie steht es damit?“

Peter erzählte auch da wahrheitsgetreu, was den hochgelehrten Herrn Stadtschreiber zu seinem Feind gemacht und zu dieser Anzeige bewogen hatte.

„So, so!“ sagte der Syndicus mit schelmischem Lächeln, „der Herr Scribibas geht auf Freiers Füßen — das ist für einen Mann seiner Qualität ein kühnes Vorhaben! Ich will Euch was sagen, Meister Peter, weicht ihm aus und haltet Ruhe — wenn Euer Töchterlein das Herz am rechten Fleck hat, wird es sich dieses Freiers schon selbst erwehren. Für das nächtliche Lärmen ertheile ich Euch einen strengen Verweis und damit Gott befohlen! Ich wünsche recht sehr, daß wir uns in diesem Raum so bald nicht wiedersehen.“

Meister Peter machte einen ehrerbietigen Bückling, blieb aber noch immer vor dem schwarzbehangenen Pulte des Syndicus stehen, drehte verlegen die Mütze in den Händen und öffnete mehrmals den Mund zum Sprechen, so daß er anzuschauen war, als ob er nach Luft schnappe.

„Nun was soll's, habt Ihr noch was vorzubringen?“ fragte der Syndicus, der die Nase schon tief in ein umfangreiches Actenstück vergraben hatte.“

„Ach, ich möchte recht inständlich bitten,“ flehte Meister Peter gar beweglich, „daß Eure Edeln mir die Gnade erweisen wolle — mich in den Thurm sperren zu lassen!“

„Donnerwetter!“ rief der Syndicus aufspringend. „Meister, schier gereut es mich, dafür eingetreten zu sein, daß Ihr kein Narr seid! Was fällt Euch ein, daß Ihr nach einem Ort verlangt, aus dem alle anderen Menschen herauszukommen begehren?“

„Seht, Euer Edeln — es fehlt nur mehr eine Kleinigkeit an meinem Werk, — ungefähr so, wie wenn Ihr eine Urkunde ausfertigt und es hängt am Seidenfaden noch nicht das wächserne Insiegel der Stadt, ohne dem all' das Geschreibe noch kein Recht und keine Kraft hat und nichts nützt. Ich weiß, ich werde noch finden, was fehlt, — aber ich bedarf dazu einiger Tage Ruhe und die kann ich nur im Thurm finden, wo Meister Niklas der Schließer mich mit seinen Schlößern und Schlüsseln vor aller Neubegier behütet.“

„Nun und diese Ruhe findet Ihr bei Eurem Eidam und im Hause Eurer Tochter nicht? Seid Ihr dort nicht wohl aufgenommen?“

„Gott bewahre, daß ich was gegen sie vorbrächte!“ rief Peter Hele eifrig. „Sie ehren mich und pflegen mich — ich sitze am Tische obenan und die besten Stücklein fischt meine Elsbeth mir aus der Tunke auf den Teller. Aber — mein Werk werde ich in ihrem Haus nicht vollenden, ich weis es — und so verrinnt die Zeit. Ach, gestrenger Herr, Ihr ahnt nicht, wie mein Herz und all' mein Sinnen an der Zeit hängt!“

Der Syndicus achtete auf den peinlichen Seelenschmerz, der sich in den letzten Worten aussprach, nicht, und sagte unwirsch:

„Hört, Meister Peter, Euer Treiben zeigt nichts davon, daß Ihr den Werth der Zeit so recht erfaßt habt und auch Euer wunderliches Begehren spricht dagegen. Der Spitzbube und Stänkerer erachtet die Wochen für verloren, die er hinter Schloß und Riegel zubringen muß, und ein ehrsamer Bürger sollte Verlangen tragen,

eingespundet zu werden? Geht, laßt den Kerker für Jene, die eine Pön erwirkt haben — der Biedermann gehört in sein Haus, an seinen Werktisch. Trollt Euch nach Hause und sprecht bei Doctor Sassaparillus vor, daß er Euch den Puls befühlt — mir scheint, Ihr seid dickblütig und leidet an Blähungen; vielleicht thut Euch ein tüchtiger Aderlaß gut, wenn ein glücklicher Tag dazu ist oder er soll Euch was ordiniren zum Vomiren und Purgiren, daß das Blut erleichtert und die Schnurren aus dem Hirn getrieben werden.

4. Erfüllter Wunsch.

Trübselig schlich Meister Peter aus dem Amtshaus, weil man ihm seinen sehnsüchtigen Wunsch, eingesperrt zu werden, nicht erfüllen wollte. Stumpfsinnig und mit Gleichmuth nahm er auf der Zunftstube die scharfe Ermahnung des Vorstehers hin, er möge sein verliehenes Meisterrecht gebührlich ausüben, da man es ihm sonst nach den Innungssatzungen zu entziehen bemüssigt wäre und dermalen nur wegen seines langjährigen Wohlverhaltens und mancherlei Verdienste noch davon absehe.

Was lag ihm am Meisterrecht und dem so lang und mit Fleiß betriebenen Gewerbe, wo er sich nur wenige Schritte von dem Ziele sah, das Wachen und Träumen füllte? Und doch wie schwer wurden ihm gerade die letzten Schritte gemacht! Fast wollte er den Muth verlieren — aber in des kleinen unscheinbaren Mannes Seele lebte jener felsenfeste Glaube an sich und sein Werk, von dem er vor dem Syndicus gesprochen hatte und er bewahrte ihn vor Muthlosigkeit und Verzagtheit.

Was war aber eigentlich die Schuld, daß sich der alte Mann in seines Eidams Haus nicht wohl befand? Nun, es mag wohl manchmal ein kleiner Irrthum unterlaufen, wenn der Menschen Gemüth und Eigenschaften bestimmt und vertheilt werden. So kommt es dann, daß manches Weiblein derb, ungeschlacht und rauh ist, wie es höchstens dem Mann ziemt, einem solchen aber umgekehrt Eigenschaften zukommen, die man gewöhnlich nur den Frauen zuschreibt, aber auch nicht gerade unter deren vornehmste Tugenden rechnet — als da sind Klatschsucht, Geschwätzigkeit, Putzsucht und Eitelkeit.

Meister Saum war flink mit Nadel und Scheere, ein trefflicher sparsamer Hausvater, der nie ein Schöpplein über den Durst trank und mit der hölzernen Elle nie seiner Hausfrau Buckel maß, ein gutherziger Mensch — aber die Neugierde quälte ihn ganz erschrecklich und der Aberglaube steckte so fest im Hirn, daß er schier aus der Angst vor bösem Zauber und Hexerei nicht heraus kam.

Trotz seines Weibes Mahnen konnte er daher das Gelüste nicht unterdrücken, zu erforschen, was denn der Schwiegervater eigentlich treibe. Das quälte ihn vom frühen Morgen bis in den späten Abend und ließ ihm auch zur Nachtzeit keine Ruhe. Kaum hatte er seine Füße in die „Hölle" gesteckt und die Nadel eingefädelt, so trieb es ihn aus der Werkstätte und unter allerlei Vorwänden in des Alten Stübchen, der dann stets seine Arbeit unterbrechen mußte oder in seinem Sinnen und Rechnen gestört wurde. Oder er schlich gleich einer Katze draußen am Gange herum, legte sein Auge an die Thürritzen, um was zu erspähen und lauschte gespannten Ohres auf das Murmeln und Brummen des Schwiegervaters.

Da er aber als Schneider gar wenig von mechanischen Künsten verstand, wurde er vom Schauen und Horchen nicht gescheiter, sondern noch verwirrter und bildete sich schließlich steif und fest ein, der Alte treibe schwarze Kunst. Das war aber ein Gedanke, dem seine Schneidercourage nicht Stand hielt; jedes Krachen im

Getäfel erschreckte ihn und wenn Nachts der Wind im Schornstein rumorte, dachte er, jetzt käme Satanas mit seinem Hofstaat auf Besuch zum Schwiegervater, und zähneklappernd verkroch er sich im Pfühl, daß ihm vor Angst und Hitze der Schweiß herunterrann.

So gutherzig er also auch war, nahm er doch am Aufenthalt des alten Hele in seinem Hause Anstoß; er quälte diesen durch sein Belauern und seine Neugierde und erzürnte Elsbeth durch allerlei Stichelreden, so daß es oft zu Hader und Zank kam, was dem Vater gleichfalls in der Seele weh that. Wohl wußte Elsbeth stets die Oberhand zu behalten und ihren Mann zu Paaren zu treiben, aber Neugierde und Furcht sind gar mächtig und brechen immer wieder hervor.

An einem schönen warmen Abend hatte Elsbeth darauf bestanden, daß der Vater, der den ganzen Tag in seinem Kämmerlein gehockt war und vor lauter Grübeln und Sinnen immer schmäler und durchsichtiger wurde, mit ihr in das Gärtlein komme, und sich bei einem Schoppen Wein in der Sonne gütlich thue, während sie Bohnen pflückte und das Gemüse für den morgenden Tag ausstach.

Das war nun so eine Gelegenheit für Meister Saum, die er nicht unbenützt vorübergehen lassen konnte. Rasch warf er den Bratenrock des ersten Rathsherrn und Stadtkämmerers weg, an dem er eben arbeitete, streifte den Fingerhut ab und schlüpfte hinüber in des Schwiegervaters Stübchen, um dort zu kramen und zu suchen.

Aber wieder sah er da nichts, als was er schon so oft gesehen und wovon er doch um keinen Deut klüger geworden war: kleine Räder, glatt und mit eingefeilten Zähnen, eine Menge sonderbar geformter und gebogener Messing- und Eisenstücklein, kleinwinzige Nägel und Schrauben, als gelte es, Hausgeräthe für daumenhohe Zwerglein zu machen.

Mißmuthig gab er das Suchen auf und starrte vor sich hin. Da tönt durch die Stille ein sonderbares Ticken an sein Ohr, so leise und so taktmäßig, wie wenn Bohrwürmer im alten Holzwerk rumoren. Er lauscht und neigt sein Ohr nach der Richtung, woher das Geräusch kommt. Dort tönt es her von dem Fenster und unter dem Papier hervor. Mit scheuer Hand zieht er dieses weg und sieht ein hölzernes Kästchen mit Baumwolle und Watta ausgelegt, wie ein recht sorgfältig gearbeitetes Vogelnest und — da tickt und pocht es jetzt ganz vernehmlich.

Ein Grauen überkommt ihn — aber die Furcht ist nicht das Stärkere im Menschen, wenn der Vorwitz in's Spiel kommt; mit zitternden Fingern wühlt er und erfaßt ein hartes rundes Ding, wie eine Kugel anzufassen und von blankem Messing.

Kaum vermag er es zu halten, — denn da drinnen pocht und klopft es, fast so stark und laut, wie in des furchtsamen Schneiders Herz, der endlich den schrecklichen Beweis in den Händen zu halten glaubt, daß sein Schwäher Zauberkunst treibe.

Vorsichtig dreht er die Kugel herum — man kann ja nicht wissen, was da Gefährliches drinnen steckt. Auf einer Seite sind allerlei Ziffern und Zeichen eingravirt, fast so kraus, wie des Schneiders Schere sie in das Papiermaß zwickt, und ein paar dünne Stänglein sind befestigt, von denen er mit Entsetzen zu sehen glaubt, daß sie sich von selber drehen.

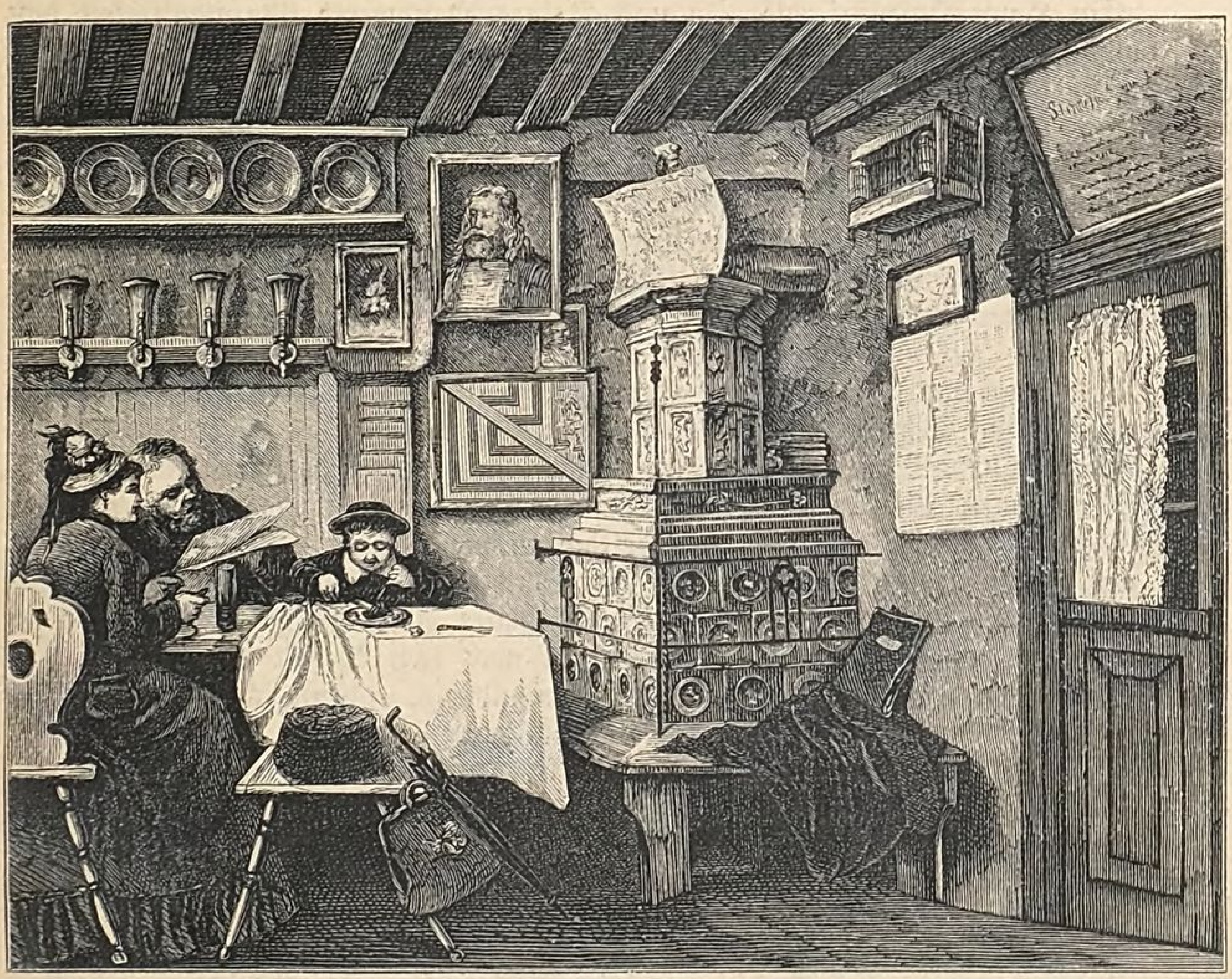
Da drücken seine bebenden Finger auf einen Stift und die eine Hälfte der geheimnißvollen Kugel öffnet sich — o Graus! da drinnen ist's lebendig, da regt sich's und bewegt sich's, Räderchen drehen sich und das Ticken und Klopfen tönt scharf und hell daraus.

Das war für Schneiderfassung zuviel!

Meister Saum stößt einen furchtbaren Schrei aus, schleudert das Hexenwerk an die Wand, daß es zersplittert und in Scherben zu Boden fällt. Einen

Augenblick starrt er darauf hin — das Klopfen hat aufgehört, der Spuck ist vorüber. Aber zugleich fällt ihm ein, daß da drinnen was Lebendiges war und er hat es getödtet! Die Haare sträubten sich bei diesem Gedanken, er fürchtet die Rache des Zaubers und mit Angstgeschrei stürzt er hinaus, fährt wie besessen durch Küche und Werkstätte in sein Wohnzimmer, schüttet den Weihwasserkessel ganz über seinen Kopf, daß er tropfnaß wird und springt dann mit gleichen Füßen in das mächtige Himmelbett, um sich unter Kissen und Pölstern zu vergraben.

Verwundert schaut die Magd nach und läßt vor Staunen fast die Schüssel mit den Schmalzspätzle in das Feuer fallen; die Gesellen lachen und meinen, der Meister sei toll geworden; Cyprian der Lehrjunge stürzt mit dem Geschrei:



Das „Bratwurstglöckle" in Nürnberg. (Seite 546 und 572.)

„Meisterin! Meisterin! der Herr ist vom Teufel besessen!" in den Garten, wo Elsbeth trotz ihrer Fassung die Schüssel mit den Bohnen zu Boden fallen läßt.

Dem alten Hele aber schwant Unheil, er eilt die Treppe hinauf und sieht bald, was Meister Saum angerichtet hat. Er sinkt auf die Knie nieder, und während große Thränen über seine hageren Wangen niederrollen, sammelt er die Bruchstücke und Splitter des so sorgsam hergestellten Kleinods. Dann setzt er sich still in einen Winkel und brütet vor sich hin, während des Abends Schatten immer tiefer herabsinken und aus der Wohnstube die scheltende Stimme Elsbeth's herüber klingt, die ihrem furchtsamen Mann tüchtig den Kopf zurechtsetzt.

Als es Dunkel geworden, faßt Meister Peter einen Theil seines Werkzeugs und Geräthes in ein Säcklein und verbirgt seine Zeichnungen und Berechnungen in der Tasche.

„Vielleicht ist es besser so, wie es gekommen," murmelte er vor sich hin, „denn es hat noch etwas gefehlt. Es wird mir leichter sein, es zu verbessern, wenn ich ganz von Neuem baue, als wenn ich ändere und herumpfusche, dazu aber bedarf ich der Ruhe und Sammlung und die kann ich in diesem Hause nicht finden, in das ich selber Zank und Unfrieden trage. Und wenn man mir ein Plätzchen, wo ich ungestört arbeiten und sinnen kann, nicht im Guten einräumen will, — ei, so werd' ich es mir erzwingen! Ich habe nicht umsonst Jahraus, Jahrein gesteuert und meinen Bürgergroschen gezahlt, daß man mir verweigert, was doch jedem Strolch und Uebelthäter zu Gute kommt."

Dann lud er sein Säcklein auf den Rücken und schlich behutsam über die Treppe und zum Hause hinaus, wo er die frische Stimme Elsbeth's hörte, wie sie den Meister Saum abkanzelte:

„Ein Hans Hasenfuß bist Du und Deines Handwerks Mannhaftigkeit hast Du nothdürftig und nichts weiter. Was kann da viel Gefährliches in der Kugel gesteckt sein, daß Du sie zerschmeißen und Vaters mühsam Werk vernichten mußt, selber aber den Kopf verlierst und zu Aller Gespött wirst? Teufelszeug steckte darin, sagst Du? O je, laß Dich das nicht schieren! Der Satan braucht keine Messingkugel, um seinen Unrath unterzubringen, daß wird ihm in der Menschen wüsten Schädeln und boshaften Herzen leichter. Mich dauert nur der alte Mann, — das kann ihm so an das Herz greifen, daß er wirklich verrückt wird, wie ihm die Frau Mutter und die neidischen Schlingel zu Hause aufbringen wollen?"

„Sie ist gut und klug und soll auch Theil davon haben, wenn mir mein Vorhaben gelingt und Ansehen und Reichthum einträgt," murmelte der Alte und beschleunigte seine Schritte, um aus dem Hause zu kommen.

Am nächsten Morgen führte der Hauptmann der Scharwache am Frauenthor den ehrsamen Meister Peter Hele auf das Rathhaus, nachdem er die Nacht in Gesellschaft von allerlei Stänkerern und Uebelthätern im gemeinen Kotter zugebracht hatte.

Bei diesem Anblicke erzürnte sich der Syndicus nicht wenig.

„Wahrlich, es gereut mich so viel ich Haare am Kopf habe, daß ich mich um Euch angenommen und nicht den Dingen nach dem Willen Eurer Frau und Söhne habe den Lauf gelassen," sagte der Syndicus, „denn ich sehe nun wohl ein, daß Ihr wirklich vom rechten Pfad abgekommen seid."

„Hab' ich es doch Euer Edeln dargelegt und gebeten, mich einzusperren, da ja doch für mich kein Heil und keine Ruhe ist, als im Kerker!" antwortete Hele.

„Schweigt — sonst muß ich glauben, daß Ihr trunken oder närrisch seid!" herrschte ihm der Syndicus zu. „Wegen was habt Ihr den Mann in's Loch gesteckt und warum bringt Ihr ihn vor mich."

„Erlaubet, gestrenger Herr," berichtete der Führer der Scharwache, „es ist das ein sonderbarer Kauz, der es wohl verdient, daß Ihr ihn ein paar Tage brummen lasset. Als gestern Nachts um zehn Uhr das Bierglöcklein[1]) läutet und wir die Schänken revidiren, finden wir in einer den Alten, der in einer Ecke sitzt, vor einem halbvollen Schoppen. Der Wirth sagt uns, er habe sonst nichts getrunken und seine Zeche bezahlt, wolle aber trotz aller Aufforderung nicht vom Platze weichen. Nun, meine Leute schieben ihn hinaus, da fängt er flehentlich an zu bitten, wir möchten ihn in den Kotter stecken. Da er aber als ansässiger Bürger bekannt ist, meinen wir, er habe doch ein Gläslein über den Durst getrunken und weil er sonst still war, hatten wir keinen Grund, ihn anzuhalten. Ich sagte ihm das und mit einem schweren Seufzer wendet er sich ab. Kaum aber war er einige Schritte weit gegangen, kommt ein Junge gelaufen und rennt auf ihn zu:

[1]) Zeichen zum Schlusse der Gasthäuser, nach welchem kein Bier mehr ausgeschänkt werden durfte, daher die Bezeichnung.

„Gott sei Dank! daß ich Euch gefunden, kommt nur gleich mit, die Frau ängstigt sich um Euch. Das ganze Haus ist ausgelaufen um Euch!“ Statt nun den Burschen zu beloben, faßt der alte Mann sein Säcklein und schlägt es dem Jungen links und rechts um die Ohren, daß es klirrt und rasselt und der kleine Kerl ein Geheul anfängt, als ob er gespießt und in Oel gesotten würde. Wir laufen hinzu, befreien den Knaben, der natürlich die Füße auf den Buckel nimmt und davon rennt. Der Alte aber läßt sich ruhig fortführen und sagt nur: „Seht, Ihr Männer, es wäre besser gewesen, wenn Ihr mir gleich willfahrt hättet, denn in's Loch wollte ich einmal um jeden Preis!“ — Sonst hat er sich still verhalten und ich weiß noch heute nicht, fehlt es im Oberstübchen, oder ist er ein schlimmer Spötter, daß er nur seinen Schimpf mit uns treiben wollte. Ich hab doch schon viele Leute in den Kotter gesteckt, aber es ist mir noch kein Mensch untergekommen, der ein so brennendes Verlangen danach gezeigt hätte, wie dieser alte Mann!“

„Was sind das wieder für Streiche, Meister Hele?“ sagte der Syndicus streng. „Wollt Ihr denn wirklich zu einem Schandfleck hiesiger Bürgerschaft werden, wie Ihr früher zu deren Zierden gehörtet?“

„Der Himmel bewahre mich davor, daß ich dieser lieben Stadt und ihren wackeren Bürgern zur Unehre gereiche,“ rief der alte Peter feierlich. „Gerade nach dem Gegentheil stehet mein Sinnen und Trachten und zu solchem Zweck darf man keine Unbill und Beschwer scheuen, die der eigenen Person widerfährt.“

„Was hat Euch also bewogen, Eures Eidams Haus zu verlassen, wie Ihr es mit dem eigenen gethan?“

„Weil ich keine Ruhe fand, vor des Schwiegersohnes Neugier und er mich im Verdacht hatte, unheilig Zauberwerk zu treiben, wo ich doch darauf aus bin, zur Ehre des allmächtigen Gottes zu schaffen und den Menschen etwas an die Hand zu geben, das sie an die Flüchtigkeit der irdischen Stunden erinnert; daraus aber entstand Unfrieden und Zwietracht, da Elsbeth als wackere Tochter zu mir hielt — nun und gestern zerbrach Meister Saum, was ich bisher gebaut und geschaffen und da hielt ich es nicht mehr aus.“

„Und habt im Groll darüber das Haus verlassen?“ ergänzte der Richter.

„O nein, ich zürne ihm nicht — ja ich muß ihm wohl dankbar sein für seine rasche That, denn ich glaube jetzt auch noch des letzten Fehlers Herr zu werden, der dem Ding anhaftete.“

„Ihr seid ein schnurriger Kauz! Warum habt Ihr aber dann den Jungen mißhandelt, der Euch aufsuchte und Freude zeigte, Euch gefunden zu haben?“

„Seht, wohledler Herr, ich habe Euch schon letzhin inständiglich gebeten, mich in den Thurm zu setzen, dieweilen ich nur dort hoffen darf, so ruhig und ungestört zu bleiben, um mein Vorhaben ausführen zu können. Nun habe ich in Meister Saum's Haus neuerdings erfahren, daß man mich überall belauert und stört. Drum ging ich gestern Abend fort mit dem festen Vorsatz, nicht eher zu ruhen, als bis ich in den Thurm komme. So flehentlich ich auch bat, wollte mich doch auch die Scharwache nicht einthun und da kam mir der Bube in den Wurf, und ich vergriff mich an ihm. Es wird ihm wohl nicht zu wehe gethan und er wird die Schläge bis zum heutigen Vesperbrod schon verschmerzt haben, das ihm, mir zu Liebe, meine Tochter recht dick mit Honig streichen mag; auch will ich es ihm später schon vergelten, daß er mir zur Erfüllung meines heißesten Wunsches geholfen hat. Nun aber bitte und verlange ich von Euch, Euer Edlen, daß Ihr mir zu meinem Recht verhelft und mich in den Thurm setzen lasset!“

„Ist mir doch mein Lebtag ein so kurioser Mensch noch nicht vorgekommen, wie Ihr seid,“ sagte der Syndicus, der kaum ein Lächeln unterdrücken konnte. „Ich meine, Ihr wäret im Stande, mir einen Proceß anzuhängen, wenn ich Euch nicht gefangen setzen lasse. Nun, Euer Wille und Euer Recht soll Euch werden

— ich spreche hiemit wegen wiederholter nächtlicher Unziemlichkeit und Mißhandlung des Jungen zu Recht wider Euch, daß Ihr vier Wochen in einsamer Haft angehalten werden sollt!"

Peter Hele bedankte sich hocherfreut und bat nur, daß er im Kerker ungehindert arbeiten dürfe.

„Das steht Euch frei und Ihr könnt treiben, was Ihr wollt, so lang es nicht gegen das Gesetz, Glauben und Sitte und des Stöckelmeisters Hausordnung verstößt. Ich mache Euch nur noch darauf aufmerksam, daß Ihr durch Euer Gebahren und diese Strafe Eurer Frau und den Söhnen eine Waffe in die Hand gebt, die sie gut gegen Euch werden brauchen können. Wenn sie nochmals mit dem Begehr, Euch außer Besitz zu setzen, herantreten, wird es schwer werden, sie abzuweisen.

„Das macht mir keinen Kummer," rief Meister Peter lustig; „in vier Wochen werd' ich Ihnen und aller Welt beweisen, daß ich kein leerer Träumer und Faselant bin, und wenn man mir das Rothgießergewerb aberkennen will, so hab' ich dann ein anderes, das mehr Ehr' und Gewinn einbringen wird."

Damit lud er sein Säcklein auf den Rücken und bezeugte das lebhafteste Verlangen, sofort in das Gefängniß geführt zu werden. Sein Wunsch stieß aber noch auf ein Hinderniß, denn mittlerweile hatte sich Elsbeth eingefunden und bat unter vielen Thränen den alten Vater im Namen Meister Saum's um Verzeihung. Sie forderte ihn auf, wieder mit ihr nach Haus zu kommen und schwor ihm hoch und theuer, es werde ihn Niemand mehr durch Vorwitz und thörichte Furcht stören.

„Ich habe meinem Mann so zugesetzt, daß er sich vor nichts mehr fürchtet, als vor mir," sagte das resolute Frauchen.

Wie erschrak die Aermste, als sie erfuhr, der Vater müsse in's Gefängniß und es beruhigte sie auch nicht, als man ihr sagte, daß dies sein sehnlichster Wunsch und von ihm selbst herbeigeführt sei. Sie bestürmte den Syndicus mit Bitten; jedoch wäre dessen Verhalt, daß er ein einmal gefälltes Urtheil nicht ändern könne, vielleicht weniger unerschütterlich gewesen, als der Eigensinn des Vaters, der durchaus nichts davon hören wollte, nicht in den Thurm zu gehen. Er nahm herzlichen Abschied von Elsbeth, sackte sein Päcklein auf und ließ sich so wohlgemuth zu Meister Niklas, dem Schließer, führen, wie andere Bürger zum Frühschoppen in's „Bratwurstglöckle" (Bild Seite 596) gingen.

Weinend kehrte Frau Elsbeth nach Hause zurück und ihre Thränen versiegten erst, als sie Meister Saum in einem langen und kräftigen Sermon nochmals sein ganzes Verschulden vorgehalten hatte, durch das der Vater in's Gefängniß, die ganze Sippe aber in Schmach und Schande gebracht worden sei.

---

5. Das Nürnberger Ei.

Der Syndicus interessirte sich für den eigenthümlichen Delinquenten so sehr, daß er ihm seine Sorgfalt auch noch angedeihen ließ, als Meister Peter schon unter Obhut des Schließers Niklas war. Man wies dem alten Bürger ein helles und ruhiges Stübchen an, in dem er ungestört seiner Arbeit obliegen und seinen Problemen nachsinnen konnte. Er befand sich auch sehr wohl, war voll Zuversicht und Heiterkeit und wenn er Abends sein Werkzeug bei Seite rückte und auf Brigitte harrte, spitzte er wohl den Mund und pfiff sich eines jener Schelmenlieder, wie er sie in fremden Landen erlernt und sich früher oft mit den Taktschlägen des Hammers begleitet hatte. Denn allabendlich erschien Brigitte beim Vater; Elsbeth hatte die Erlaubniß hiezu ausgewirkt, weil sie wußte, daß die jüngere Schwester der Liebling desselben sei, und füllte auch das Körbchen mit allerlei guten Bissen zur Aufbesserung der schmalen Gefängnißkost, oder auch mit einem Fläschchen Wein, das Meister Hele dann stets gewissenhaft mit dem Schließer theilte, um dessen Bedenken gegen eine solche Regelwidrigkeit weniger drückend zu machen.

Der Alte erzählte dann nimmermüde von den Fortschritten seiner Arbeit und den Hoffnungen, die er daran knüpfte.

Brigitte aber berichtete von den Vorgängen der Außenwelt. Viel Erfreuliches gab es da nicht zu künden. Im Hause herrschte nichts als Zank und Unfriede; Jost lehnte sich gegen die Begünstigung Veit's auf, dessen Schlemmerei stets ärgerlicher wurde. Die Mutter nahm ihr mißrathenes Herzblättchen in Schutz, konnte ihm aber andererseits auch manchen Vorwurf nicht ersparen, den Veit mit Lachen und Hohn aufnahm. Nur in einer Beziehung waren sie einig: im Vorgehen gegen den Vater nämlich, gegen welchen sie neuerlich bei Stadtgericht und Zunft die Klage vorgebracht hatten, deren günstige Erledigung nunmehr und bei der thatkräftigen Unterstützung des vielvermögenden Herrn Jodocus Scribibas nicht mehr anzuzweifeln sei, wie Mutter und Söhne männiglich triumphirend versicherten.

Dem alten Hele machte das wenig Herzeleid, denn er lebte der Zuversicht, alle seine Widersacher mit einem Schlage unschädlich machen zu können. Wohl aber fiel es ihm auf, daß bei Erwähnung des Stadtschreibers der Mund Brigittens wesentlich zuckte und ihre blauen Aeuglein sich mit blinkenden Thränen füllten. Da kam es denn heraus, daß des ehrenwerthen Herrn Bewerbungen immer dringender und von Mutter und den beiden Brüdern in ungestümer und roher Weise unterstützt wurden, da der wackere Chronist die Erfüllung seiner Liebeswünsche zur Bedingung machte, wenn er die Schritte gegen Meister Peter mit seinem Ansehen und seiner Amtsautorität unterstützen solle.

Das betrübte den alten Mann wohl und er rieth Brigitta dringend, von dem Anerbieten Elsbeth's Gebrauch zu machen. Davon wollte aber das Töchterlein nichts hören, und weil es doch nicht anging, als Grund dieser Weigerung die Conversation von Dach zu Dach einzugestehen, wurde vorgeschützt, es sei besser im Elternhause auszuharren, um alle Anschläge der Hinterlistigen kennen zu lernen.

„Laß es Dich nicht anfechten," sagte Peter Hele; „drei Wochen noch, und das Blatt hat sich gewendet! Wenn ich nur die Mittel hätte, mir ein feines Zänglein und eine recht harte feine Säge kaufen zu können, mit der man sauber in das Metall einschneiden kann, so wollte ich die Sache noch viel genauer machen. Aber das kostet wenigstens zwei Gulden und woher diese nehmen? Elsbeth wäre wohl bereit dazu, aber das will ich nicht, ihr Mann soll nicht sagen, daß ich ihr noch

im Sack liege, während ich im Kotter brumme. Widerstreb' nur der ledernen Vogelscheuche tüchtig, mein Gittchen — der schielende Schleicher soll Dich nicht zum Altar führen!"

„O ich hab' auch keine Angst vor dem pergamentenen Gespenst," rief Brigitte lebhaft, in der ein gutes Theil von der Entschlossenheit ihrer Schwester steckte; „eher gehe ich in's Kloster oder in das Wasser, wenn ich mir den eklen Kerl sonst nicht mehr vom Leibe halten kann."

Um indessen die Wahrheit zu sagen, muß zugegeben werden, daß Schön-Brigittchen ihren tapferen Sinn nicht allein aus sich selbst schöpfte, sondern ihn zum nicht geringen Theil dem Zuspruch des jungen Bildschnitzers dankte. So unterhaltend auch die Conversationen im Mondenschein oder beim goldenen Licht der jungen Tagessonne von Dach zu Dach waren, so wurden sie doch öfters durch heimtückischen Wind oder klatschenden Regen beeinträchtigt und genügten schließlich auch nicht mehr für die Wichtigkeit und Innigkeit der Mittheilungen, welche sich das junge Pärchen zu machen hatte. Was war natürlicher, als daß sich Adam, wenn Brigitte im Abenddunkel vom Vater nach Haus ging, ihr anschloß, um sie vor allen Fährlichkeiten zu bewachen? Und Brigitta fühlte sich in seinem Schutz so sicher, daß es ihr auf einen kleineren oder größeren Umweg gar nicht ankam, wenn es gerade Dinge von besonderem Interesse zu verhandeln gab. Daran fehlte es aber nie, denn Brigitta machte aus den Zuständen im väterlichen Hause kein Hehl und gedachte auch der zärtlichen Bewerbungen des Stadtschreibers, welche Adam oft zu frommen Wünschen verleitete, die im Falle der Realisirung beträchtliche Unannehmlichkeiten für Hals und Kragen und das ganze leibliche Wohl des gelehrten Herrn mit sich gebracht hätten.

Auch von des Vaters geheimnißvollem Treiben erzählte Gittchen und war hoch erfreut, als Adam ernst sagte, es sei thöricht, deshalb an dem Sinnen und Schaffen eines Mannes zu zweifeln, weil man es selbst nicht erfassen und begreifen könne; denn des Menschen Geist sei noch vielgestaltiger wie die körperlichen Formen und was Tausenden ein ewiges Räthsel sei, liege offen vor Einem, der seine ganze Kraft darauf verwende. Auch des Vaters Noth wegen der besseren Werkzeuge geschah Erwähnung, was aber nur einen schmerzlichen Seufzer Adam's hervorrief, denn sein Lederbeutelchen war so schmal, wie ein Fingerling und hatte zu gleicher Zeit wohl noch nie zwei Goldgulden enthalten — in seinem Kämmerlein aber brauchte er leider nie nach Geld zu suchen, denn er mochte zu allen Zeiten seine ganze Kasse bei sich tragen, ohne darum übermäßig beschwert zu werden.

Nun geschah es aber, als der alte Peter schon vierzehn Tage Meister Niklas Gast gewesen sein mochte, daß Adam dem Mädchen mit freudestrahlendem Gesicht entgegentrat, als es sich in der Abenddämmerung am bestimmten Platz des Stelldichein, unter der finsteren Wölbung des Frauenthurms einfand. Rasch zog er die feine weiche Hand Brigittens unter seinen Arm und drückte ihr ein kleines Päcklein darein, aus welchem ihr, als sie zusah, zwei funkelnde Gulden entgegen blitzten.

Fast erschrocken sah sie zu dem jungen Mann auf, der sich mit glückseligem Antlitz so tief zu ihr herabbeugte, daß sein blondes Haar um ihre Stirne flatterte und es wohl möglich war, daß er sogar einen Kuß auf dieselbe drückte — so junges verliebtes Künstlervolk ist zu allen Zeiten gar keck und läßt so eine Gelegenheit so wenig unbenützt, wie ein kecker Spatz reife Kirschen schont.

„Um der heiligen Mutter willen, Adam, woher hast Du das Geld?" fragte Brigitta ängstlich. „Du hast doch nicht Schulden gemacht?"

„Nein, mein Herzensschatz und hab' auch keinen Schnapphahn gemacht und Jemand ausgeraubt! Es hat nur das Glück, das so lange abseits vorbeigeschlichen ist, an mein Stübchen gepocht und daß ich freundlich aufgethan und es zum oftmaligen Wiederkommen eingeladen, das magst Du Dir denken."

Nun ging es an ein Erzählen. An den alten Chorstühlen bei St. Lorenzen, die vor langer Zeit ein kunstfertiger Klosterbruder geschnitzt, gab es allerhand Mängel und Schäden. Durch Fürsprache des Wachsziehers, dem Adam als Hausschild den „großen Christoph", wie er unter der Last einer Riesenkerze seufzt, geschnitzt hatte, ward ihm diese Arbeit übertragen. Obwohl man es nicht von ihm verlangt hatte, brachte er doch an schicklichen Stellen unter den zierlich geschnitzten Baldachinen Figuren von Aposteln und anderen Heiligen an, die dem kunstsinnigen Herrn Pfarrer von St. Lorenzen so wohl gefielen, daß der alte und wohlbeleibte Herr die Mühe nicht scheute, in Adam's Dachstübchen zu klettern und dort dessen Arbeiten und Zeichnungen zu besehen.

Bescheiden deutete Adam an, daß der Hochwürdige großes Aufhebens davon gemacht und ihm nicht nur viele Lobsprüche darüber ertheilt, sondern auch einen Theil der Schnitzwerke angekauft und dafür mehr bezahlt habe, als Adam je zu fordern gewagt hätte. Das Beste aber war, daß der Herr den Auftrag ertheilte, aus einzelnen Zeichnungen der Entwurf eines großen kunstvollen Sacramentshäuschens[1], wie es zur Aufbewahrung des Allerheiligsten dient, zu machen und auch in Holz auszuführen.

„Und für die ersten Auslagen und damit ich mich ganz und ohne Sorge um das tägliche Brot an die Arbeit machen kann, hat mir der grundgütige Herr zwanzig Gulden vorgeschossen" — schloß Adam seine Erzählung — „das ist aber so viel Geld, daß ich Holz dafür kaufen könnte, um den Frauenthurm zu verkleiden und doch noch übrig bliebe, daß ich eine ordentliche Werkstatt und ein Nestchen einrichte, indem sich mein holdseliges Brigittchen als Hausfrau niederlassen kann."

Wohl nur aus Nachsicht mit der Aufregung Adam's duldete es Brigitta, daß er den tiefen Schatten eines vorspringenden Erkers benützend, den Arm um sie legte, sie näher an sich zog und herzhaft abküßte, wobei es ihm nicht darauf ankam, ob er die frischen Lippen, die von Freudenthränen benetzten Augen, die Stirne oder das duftige Haar traf. Daß Gittchen gar diese Küsse erwiderte, ist nicht ganz unmöglich, in billiger Gerechtigkeitsliebe wollen wir es aber, da nicht jeder Zweifel behoben ist, als nicht geschehen betrachten.

Man kann sich leicht vorstellen, welche Menge von Erörterungen und Luftschlössern sich an diese plötzliche glückliche Wendung knüpften, so daß die Zeit rasch verflog und vom Rathhaus herab schon die achte Stunde erklang, als das selige Pärchen beim „schönen Brunnen" am Marktplatze anlangte, in dessen langgestrecktem Schatten sie sich stets trennten. Heute ging das wohl etwas schwerer, die Herzen waren gar zu voll, und so verstrich wohl noch eine Viertelstunde, ehe sich Brigitta mit einem letzten Händedruck und den Worten: „Tausendmal gute Nacht, Du Lieber, Du Bester!" von Adam losriß.

Keines von ihnen bemerkte es, daß von der anderen Seite des Brunnens sich eine dunkle Gestalt loslöste und mit schlürfenden Schritten dem Mädchen nacheilte. Erst als es sich der Gasse näherte, in welcher Meister Hele's Haus stand, kam der in einen langen Mantel gehüllte Mann heran, und zwar mit so weiten Schritten, daß er im Mondenlicht anzusehen war, wie ein stelzender Storch.

„Gott zum Gruß, Jungfer Brigitta," krächzte der Mann dem erschrockenen Mädchen in das Ohr. „Ihr gestattet mir wohl, daß ich Euch ein Stücklein begleite?"

„Ihr seid es, Herr Stadtschreiber!" entgegnete Brigitta mit jenem Ausdruck von bodenloser Verachtung, wie es nur jungen Damen gegen mißliebige Anbeter

---

[1] Näheres über solche in M. Bermann's: Alt- und Neu-Wien, Geschichte der Kaiserstadt, Seite 306 u. f. (A. Hartleben's Verlag.)

zu Gebote steht. „Die Straße ist für alle Menschen — auch für Euch und ich kann Euch nicht hindern, sie zugleich mit mir zu wandern."

„Ei, wie sprecht Ihr schnippisch mit Eurem zärtlich ergebenen Jodocus! Der erkorene Bräutigam ist doch wohl der geziemendste Begleiter für ein sittsames Mägdlein."

„Wenn Ihr mein Bräutigam heißen wollt, so kümmert mich das so wenig, wie wenn ein Narr sich einbilden wollte, die Sonne sei sein Gespons. Daß die Mutter und die Brüder Euch dazu machen wollen, weil Ihr ihrem Unrecht Vorschub leistet, das verzeihe ihnen Gott. Eines aber laßt Euch gesagt sein, Herr Stadtschreiber: von mir aus seid Ihr mein erkorener Bräutigam nicht und werdet es nie werden — und wenn ich küren müßte, zwischen Euch und dem leibhaftigen Satan, so würde dieser eher mein Eheherr, als Ihr."

„Hehehe!" kicherte Herr Scribibas hämisch. „Dann war es wohl Herr Urian, von dem das ehrsame Jüngferlein so zärtlichen Abschied genommen beim „schönen Brunnen?" Habt Ihr ihn nicht den „Besten" genannt? — nun das ziemt sich wohl für ein christlich Mägdlein, daß sie den Fürsten der Hölle also nennt! Oder wäre es nur ein junger irdischer Fant gewesen?"

„Kümmert Euch nicht darum, wer es war. Für mich ist und bleibt er der Beste, wie Ihr der Schlechteste."

„Oho! wir werden ja sehen, was Eure Frau Mutter dazu sagt und ob Eure Brüder nicht das Haus zu hüten wissen werden, daß Ihr nicht hinaus und niemand herein kommt. Steift Euch nicht auf Euren wahnwitzigen Vater — ihm wird alsbald jedes bürgerliche Recht über Hab und Gut und auch die väterliche Gewalt abgesprochen werden."

Brigitta erschrak, denn sie fürchtete, daß die Drohungen sich erfüllen könnten. Sie antwortete aber nichts und beschleunigte nur ihren Schritt.

„Seht, Jungfer Brigitta, nehmt Vernunft an," raunte ihr Herr Scribibas, frischen Muth fassend, zu. „Ich bin ein Mann in Amt und Würden, hochangesehen, hab' ein Haus und manchen blanken Thaler im Kasten, den ich nicht schonen will, um meiner Frau Liebsten kostbare Zahlperlen oder eine Haube von Goldborten und niederländischen Spitzen zu verehren, daß beim Kirchengang selbst die Frau Bürgermeisterin vor Neid platzen soll. Wenn Ihr mir ein günstiges Lächeln zuwendet, kann ich wohl auch für Euren Vater was thun und ihm das Aergste ersparen. Dann bin ich auch ein hochgelahrter Mann, über dessen Namen eine absonderlich wohlabgefaßte Chronik unserer Stadt Ruhm und Glanz verbreiten wird, den ich gern mit Euch theilen will und in den langen Abenden werde ich Euch zur Kurzweil und Bildung Eures Geistes die fürnehmsten Capitel daraus vorlesen, während wir vom Schäckern und Kosen ausrasten."

Man war schon beim Hause des Rothgießers angelangt. Brigitta, die sich so fern als möglich von ihrem feurigen Anbeter hielt, drückte rasch die Thüre auf, schlüpfte hinein und wollte schließen, doch Herr Jodocus hinderte das und flüsterte durch den Spalt:

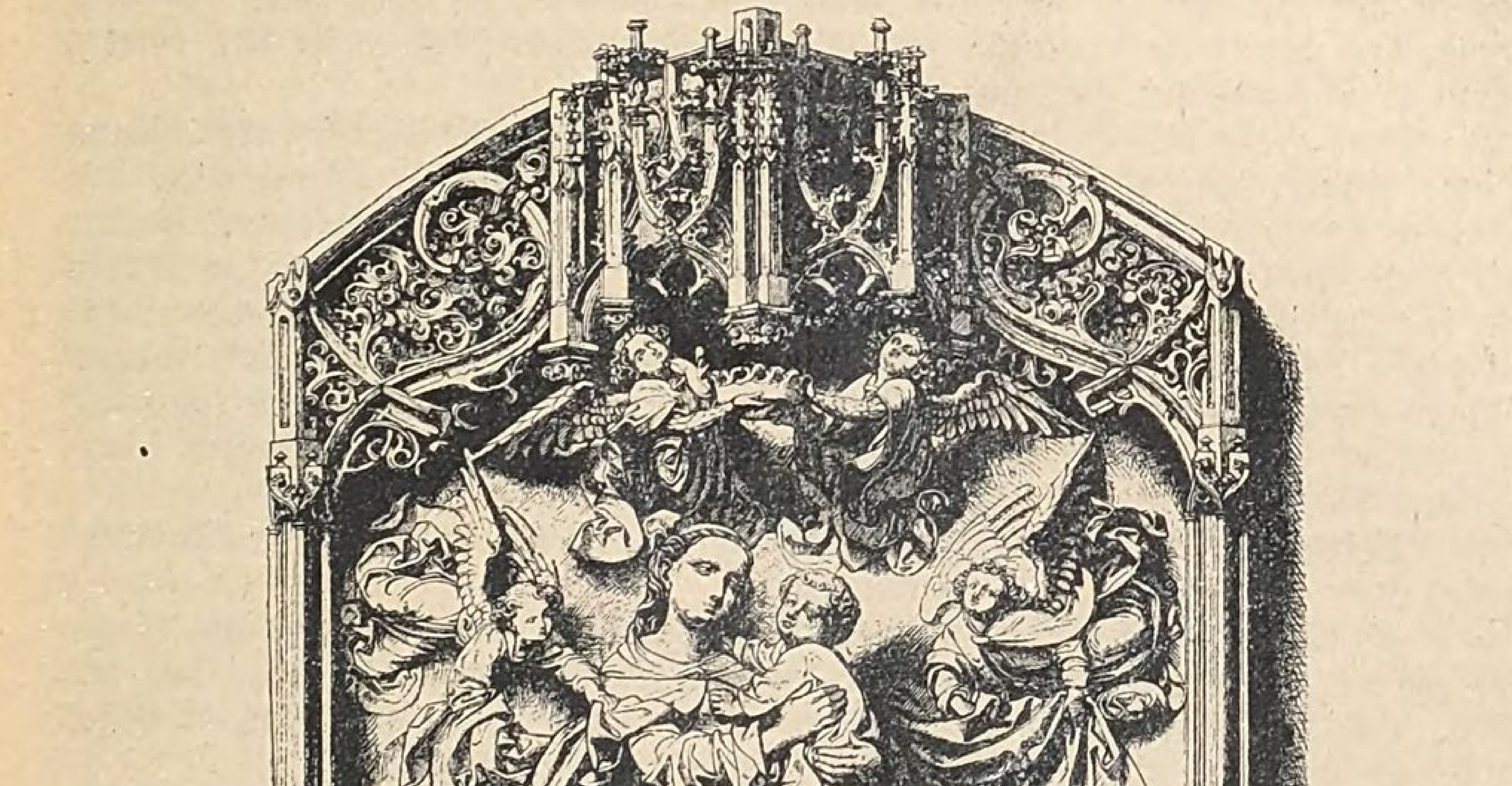
„Nun, meine herzliebe Jungfer, wollt Ihr Eurem zärtlich ergebenen Jodocus nicht ein gutes Wort zum Nachtgruß sagen?"

„Ich hätte Euch viel zu sagen, meine aber, daß Ihr nicht viel Ergötzen daran haben werdet. Eilet doch nach Hause, Herr Stadtschreiber, und arbeitet an der berühmten Chronik, sonst möchte es geschehen, daß sie ihr Ende erst findet, wenn ich mit Euch zum Altar trete und — das wird für Eure Geduld zu lange dauern."

Mit diesen schnippischen Worten riß das kräftige Mädchen so fest an der Thüre, daß Herr Scribibas den Drucker auslassen mußte, aber einen Schritt weit in den Hausgang taumelte. Und weil zugleich Brigitta die Thüre fest

zuschlug, daß sie in das Schloß schnappte, kam sie in so unsanfte Berührung mit der vorgestreckten Nase des Stadtschreibers, daß er bis in die Mitte der Straße flog.

Mit Ingrimm im Herzen starrte er nach dem Hause und überlegte, ob er nicht noch heute Frau Irmgard von der gemachten Entdeckung unterrichten solle,



Das Pergenstorffer'sche Grabdenkmal in der Frauenkirche zu Nürnberg. (Seite 583.)

aber er hörte Ketten und Riegel klirren, wußte, daß Frau Irmgard und die Söhne im Hinterhaus wohnten und ohne argen Lärm nicht zu wecken sein würden, und zu allem Ueberfluß spürte er, daß des Lebens rother Quell aus seinem mißhandelten Gesichtsvorsprung rieselte.

Knurrend und murrend suchte er daher seine Behausung auf, — allerlei Pläne erwägend, wie er durch Bosheiten und Chikanen sich für alle im Bräutigams-

stande erlittene Unbild an Brigitta rächen würde, wenn sie erst sein ehelich Gemahl sein werde, wovon er noch immer fest überzeugt war.

Als auch Adam nach Hause gekommen war, berichtete ihm Brigitta über die Begegnung und hatte alle Mühe, den sonst so sanften Bildschnitzer von thörichtem und heftigem Beginnen abzuhalten. Sie wußte so gewiß, daß der Stadtschreiber seine Drohung ausführen und an Mutter und Brüder eifrige Helfer finden würde, daß sie aus Vorsicht am frühesten Morgen fortschlüpfte, die vom Vater so eifrig gewünschten Werkzeuge kaufte und nach einigem Schmeicheln Meister Niklas bewog, sie zu so ungewohnter Zeit einzulassen.

Peter Hele gerieth in förmliches Entzücken, als er die sehnlichst erwünschten Dinge erhielt, war aber doch so begierig zu erfahren, wem er sie verdanke, daß Brigittchen nicht umhin konnte, die idyllische Geschichte der Dachfenstergespräche mit allen ihren merkwürdigen Folgen zu erzählen. Natürlich schilderte sie Adam als so vorzüglich, wie dies liebende Bräute stets thun, wobei wohl des merkwürdigen Umschwunges gedacht werden darf, welchen gewöhnlich nach einigen Jahren ernüchternden Ehelebens eintritt, wo der einst so sehr Verehrte nun als ein wahrer Ausbund aller Untugenden im Kreise bedauernder Mitschwestern angeschwärzt wird.

Meister Hele sah still lächelnd vor sich hin, tröstete das bangende Mädchen, verbot ihm aber weiters noch zu kommen.

„Halte nur diese kurze Zeit noch in Geduld aus, mein Herzenskind," sagte er, „schon dämmert das Morgenroth des Glückes für uns Alle. Geh' jetzt mit Gott, bis ich Dich rufen lasse und grüße mir den Adam — sag' ihm, ich hoffe, er sei so brav und tüchtig, daß ich ihn Deiner würdig erachte."

Als Brigitta kaum wieder in das Haus geschlüpft war, schlich Herr Scribibas über die Straße, ein Tüchlein vor das Gesicht gepreßt, um den hämischen Blicken der Welt zu verbergen, daß seine Nase in einer Nacht um das Sechsfache zugenommen hatte.

Herr Scribibas that sein Bestes oder wie man in diesem Falle treffender sagen kann, sein Schlimmstes, denn alsbald erhob sich ein gewaltiger Sturm im Rothgießerhaus, Frau Irmgard's scharfer Diskant zetterte auf das arme Mädchen los und der Brüder grobe Brummstimmen grollten als Bässe. Dem mütterlichen Ausspruch, daß Brigitta des Stadtschreibers Gattin werden müsse, gesellte sich die freundliche Eröffnung Jost's bei, daß er gesonnen sei, Jeglichem, der ihr nahen wolle, Hals und Bein zu brechen, und schließlich wurde ihr enge Haft angekündigt, in welche sie sich mit der Aussicht auf die tröstenden Plauderstündchen, von welchen Niemand eine Ahnung hatte, mit Gleichmuth fand.

Unter Hader und Zank bei Tag und rührenden Herzensergießungen zur Nachtzeit flossen die Tage für Brigitta dahin. Noch viel einsamer und doch viel rascher entschwanden sie dem alten Hele, den Niemand sah, als Meister Niklas, der mit fieberhaftem Fleiß arbeitete, von Tag zu Tag aber wohlgemuther und zuversichtlicher dreinsah.

Zwei Tage bevor seine Haft zu Ende ging, erschien der Syndicus und kündigte ihm an, daß das Stadtgericht nunmehr nicht mehr umhin könne ein Urtheil über der Frau und Söhne Klage zu schöpfen.

„Mag es so sein," entgegnete der Alte heiter, „ich vertraue ganz und völlig auf die Weisheit und Gerechtigkeit der hohen Herren vom Rathe. Wolle es Euer Edeln gefallen, meine Sache für übermorgen anzusetzen, auf daß ich gleich von hier aus vor das Gericht treten kann."

„Das ist nicht günstig für Euch," gab der Syndicus zu bedenken, „und wird manchen Beisitzer bedenklich machen — dieweilen es eine schlechte Empfehlung für den Geklagten ist, wenn er eben erst aus dem Loch gekrochen."

„Und doch bitte ich recht, Euer Edeln wollen mir willfahren. Ich trage etwas in mir herum, das ich zuerst vor den Häuptern meiner viellieben Vaterstadt künden möchte und doch nicht lange verschweigen kann."

„Ich muß es wohl gewähren," sagte der Syndicus lächelnd, „denn Ihr habt eine eigene Art, Euren Willen durchzusetzen, Meister Peter."

„Dann wollet noch so gnädig sein, zu der Tagfahrt wider mich auch meine Tochter Elsbeth mit ihrem Mann, den Meister Saum, ingleichen auch meine jüngste Tochter, so noch bei der Mutter lebt, vorrufen zu lassen."

„Auch dies soll geschehen, denn es soll Euch nichts versagt werden, was Ihr zu Eurer Reinigung und Besserung Eurer Lage nöthig erachtet," versprach der Syndicus und verließ unter den Dankesbezeugungen Peter's das Gefängniß.

Es war schon so viel von den Absonderlichkeiten des alten Meisters bekannt geworden, daß dieserhalb und wegen der Wichtigkeit des Falles der erste Bürgermeister selbst den Vorsitz führte und sechs der vornehmsten Stadträthe saßen mit ihm an dem schwarzbehangenen Tisch, über dem das Bild kaiserlicher Majestät im Krönungsornat und das Wappen der reichsfreien Stadt Nürnberg hing. Am untern Ende saß der Syndicus vor einem Pack Acten und an einem besonderen Tischlein Herr Scribibas, eine Feder mit mächtiger Fahne in der Hand, eine andere hinter dem Ohr, auf daß er des Processes Gang gebührentlich zu Protokoll bringen könne.

Das sah Alles so feierlich aus, daß es nicht zu wundern war, wenn Frau Irmgard im Sonntagsstaat, Jost, ungeachtet seines Trotzes, und Veit, obwohl er auch heute nicht ganz nüchtern war, ganz scheu und betreten wurden. Noch mehr war dies bei Meister Saum der Fall, der sich noch immer nicht ganz erholt hatte und dreinsah, als wäre er der Maleficant, um dessen Kragen es gehe, ja sogar Elsbeth sah schüchtern zur Erde und Brigitta kam aus dem Erröthen und Erbleichen gar nicht heraus, was ihr aber beides gleich gut stand, wie nicht blos der liebentflammte Herr Scribibas, sondern auch mancher der Richter und Beisitzer mit wohlgefälligem Blinzeln bemerkte.

Einen merkwürdigen Gegensatz zu dem befangenen Aussehen dieser Personen bildete es, als Meister Hele wohlgemuth, mit hocherhobenem Haupt eintrat. Er verneigte sich ehrfurchtsvoll vor den Herren am Rathstisch, ließ den Blick fremd und gleichgiltig über Frau und Söhne hingleiten, lächelte aber seinen Töchtern freundlich zu.

„Wißt Ihr, Meister Hele, weshalb Ihr vorgerufen seid?" begann der Bürgermeister würdevoll zu sprechen.

„Wohl vermeine ich es zu wissen, mein hochgebietender Herr," versetzte Peter bescheidentlich; „ist mir doch Kummer und Herzeleid genug dadurch geworden, so daß ich fast in meinem großen Vorhaben verhindert gewesen wäre!"

„Da hört Ihr, gestrenge Herren, den alten Faselhans," brach Irmgard los, deren Zunge selbst die Bande der Scheu vor dem Gericht durchbrach. „Traut er sich nicht von seinem Kummer zu reden, wo er doch nicht all' der schweren Sorge gedenket, die er über mich armes verlassenes Weib gebracht hat!"

„Und braucht es denn noch eines besseren Beweises, daß er seiner Sinne nicht mächtig und unfähig ist, seine Habe und sein Gewerbe zu verwalten, als daß er sich mit Absicht in den Thurm gebracht hat?" rief Jost. „Welcher kluge und ehrbare Mann meidet es nicht, solche Schande auf sich und die Seinen zu bringen?"

„Schweiget, bis an Euch die Reihe zu reden kommt und ich Euch aufrufe," gebot ernst der Bürgermeister. „Da Ihr, Meister, das wider Euch vorgebrachte Klagebegehren kennt, was habt Ihr dagegen einzuwenden?"

„Glaubt mir, meine hochmögenden Herren," begann Peter Hele, „es ist schmerzlich für einen ruhigen Mann, der stets seine Pflicht getreulich erfüllt, in

solcher Sache Rede stehen zu müssen, noch dazu wenn das eigene Fleisch und Blut so als Widerpart aufsteht. Als schwachsinnigen Tropf und blöden Träumer haben sie mich ausgeschrien und vor Gericht gezogen, daß man mich unfähig erkenne, mein Haus zu verwalten, mein Hab und Gut zu hüten; als faulen Schlemmer, oder wohl gar als Einen, der schwarze Kunst treibt, sahen sie mich an und haben mich bei Mitbürgern und Genossen in Verruf gebracht. Ich habe aber Alles über mich ergehen lassen, weil ich wußte, daß der Tag kommen wird, der mich glänzend rechtfertigen wird — und dem Himmel sei Lob und Preis! der Tag ist nun da, an dem ich ihre sündliche und boshafte Habgier zu Schanden machen und aufdecken kann, was mein Treiben, Sinnen und Trachten all die Zeit her für einen Zweck und Ursache gehabt hat."

Die Rathsherren blickten mit Theilnahme auf den alten Mann, der mit tiefer Bewegung und doch so sicher sprach. Das entging Herrn Scribibas lauernden Schielblicken nicht und da er einen für seine Clienten ungünstigen Eindruck fürchtete, fiel er mit den Worten ein:

„Bei des Beklagten erwiesener Schwachsinnigkeit ist wohl zu fürchten, daß er eines hochmögenden Stadtgerichtes Zeit mit allerlei Brimborium vergeudet, so mit des Processes Gegenstand nichts zu thun hat!"

„Ich wüßte nicht, daß es des Herrn Stadtschreibers Obliegenheit ist, in den Lauf der Verhandlung sich einzumischen," rief scharf der Syndicus, der wohl nicht zu des gelehrten Herrn Verehrern gehören mochte. „Sieht es doch fast aus, als wäret Ihr der Advocat der Klagenden."

„Ich kann des Herrn Syndici Mahnung nur billigen," sagte verweisend der Bürgermeister, um einer Entgegnung vorzubeugen. „Euer Amt ist es allhier, zu schreiben und zu schweigen, das merkt Euch, Herr Stadtschreiber."

Beschämt und grimmige Blicke nach den entgegengesetzten Enden der Rathsstube schleudernd, beugte sich Herr Scribibas auf sein Protokoll nieder, so daß sein Kahlkopf, da er sich hier keiner Mütze bedienen durfte, vollkommen sichtbar wurde. In ohnmächtiger Wuth zerbiß er die mit so viel Mühe geschnittene Feder, daß bald nur mehr ein zum Schreiben untüchtiger Stumpf zwischen seinen dürren Fingern zitterte.

Auf einen Wink des Bürgermeisters fuhr Meister Peter in seiner Rede fort, in deren Verlauf seine Gestalt sich mehr und mehr zu heben schien und sein treuherziges Gesicht vom Feuer der Begeisterung durchleuchtet wurde.

„Ihr wißt, meine hochmögenden Herren, daß ich lange Jahre emsig und beflissen mein Handwerk trieb. Daneben aber studirte und probirte ich alle Zeit mancherlei, das ich in fremden Landen gesehen und gelernt, auch eigenen Gedanken in mechanischen Fertigkeiten bin ich nachgegangen, so daß ich mancherlei Nützliches für mein Gewerbe und andere Hantierungen entdeckt und ausgeführt habe. Nun geschieht es wohl öfters, daß man sich plötzlich an Geschehnisse erinnert, die einst vor sich gegangen und durch all die Zeit wie vergessen waren. So fiel auch mir, — es mag jetzt fast ein Jahr sein, — von meinem Aufenthalt in der edlen Stadt Florenz, so am Arno in Italia gelegen, ein, wie ich dort mit einem geschickten Künstler und Mechaniker wohlbefreundet war, der eines Tages im Gespräch meinte, es müsse wohl möglich sein, wie die großen Zeigeruhren auf den Thürmen auch ein kleines Geräth zu machen, daß Jeder bei sich tragen könne, um stets zu wissen, wie viel es an der Zeit sei und geschlagen habe. Wir befaßten uns nicht weiter damit und ich hatte an die dreißig Jahre nicht mehr daran gedacht — jetzt aber brachte ich den Gedanken nicht mehr los, — vielleicht weil ich im Alter den Werth der Zeit schätzen und einsehen gelernt hatte, wie gut für den leichtsinnigen Menschen ein Ding wäre, das ihm die Stunden als Meilensteine auf dem Weg zum Grabe zeige."



A. u. N.

Peter Hele in Nürnberg zeigt die erste Taschenuhr.

9.

Lautlos horchten alle Anwesenden, und seine Verwandten wunderten sich baß, wie zierlich und wohlgesetzt seine Rede war, wo er doch sonst meist schüchtern und wortkarg gewesen. Aber der Mensch wird ein Anderer, hat er nur erst was Tüchtiges geschaffen.

„Von dieser Zeit an fand ich keine Ruhe mehr und hing nur dem Sinnen nach, wie und auf welche Art ein solches Ding zu schaffen wäre. Laßt mich schweigen darüber, meine hochmögenden Herren, wie oft ich irrte und von Neuem beginnen mußte, ohne daß ich je die Begierde zum weiteren Forschen verloren hätte. Ich will Euch auch nicht damit behelligen, wie mir Trübsal und Hemmniß bereitet wurde, daß ich zuletzt keine Zuflucht für mich und mein Werk mehr wußte, als im Thurm, wo man Uebelthäter und Strolche verwahrt; mögt Ihr doch daraus, daß ich heute hier als Beklagter stehe, ermessen, was ich erdulden mußte, wie sich Mißgunst und Bosheit, Habgier und Neid an meine Fersen geheftet. Der Einsamkeit des Thurmes, für die ich inbrünstig danke, der Liebe und Treue meiner Töchter, die ich segne, danke ich es, daß ich mein Ziel erreicht habe und Euch, hochmögende Herren, mein Werk vorlegen kann zum Beweis, daß ich meine Zeit nicht vergeudet, mein Brot nicht umsonst gegessen habe, aber auch kein Narr oder leerer Träumer war, wie mein Weib und diese beiden Burschen da ausstreuten, die nur danach girrten, mich bei lebendigem Leib zu beerben."

Unter diesen Worten zog Meister Peter Hele einen glänzenden kleinen Gegenstand aus seiner Brust hervor, fast anzuschauen wie ein metallenes Ei, bei dessen Anblick und laut vernehmbarem Ticken der Schneider Saum ein Grauen nicht unterdrücken konnte und nur durch einen derben Griff seiner Frau verhindert wurde, Reißaus zu nehmen.

Es war die erste Taschenuhr, welche Peter Hele den staunenden Rathsherren zeigte, die ihre Plätze verlassen hatten und verwundert horchten, als mit feinen klingenden Schlägen aus dem Gehäuse die Mittagsstunde ertönte, während der blanke Zeiger so haarscharf auf Zwölf wies und immer das taktmäßige Ticken so ruhig fortdauerte, als steckte wirklich ein lebendes Wesen in dem kleinen Messinggehäuse.

Meister Peter aber öffnete es und erklärte des vielfachen Räderwerkes und Gestänges Zweck; zeigte, wie man verfahren müsse, wenn das Werk abgelaufen war, damit es wieder weitergehe, was zur Bewegung und was zum Schlagwerk gehörte, so daß Alle über die kunstreiche Arbeit und den verwendeten Scharfsinn staunten.

Neben dem Meister standen seine beiden Töchter und freuten sich unter Thränen über des Vaters Triumph und sogar der furchtsame Eidam wagte sich näher und war nicht wenig stolz auf seinen Schwiegervater, von dem er jetzt bestimmt glaubte, daß er kein Hexenmeister sei.

Nur Frau Irmgard und die beiden Söhne standen abseits und Niemand achtete ihrer. Aber der Stadtschreiber war zu ihnen geschlichen und zischelte, schien aber bei Frau Irmgard und Jost kein günstiges Ohr zu finden und nur Veit nickte zustimmend.

„Also ist es mir gelungen," schloß Meister Hele seine Erklärung, „den Menschen zum Herrn dessen zu machen, was doch auch mächtiger ist, als er, — der Zeit. Wenn die Leute dieses Werk in der Tasche tragen, so mag sein Ticken ein Warner, Tröster und Richter sein, daß sie der vergeudeten, wohl oder übelangewendeten Stunden gedenken. Den Glücklichen wird es erinnern, daß die Stunden der Freude flüchtig sind und die Zukunft eine ungewisse, den Bedrängten möge es trösten, denn auch die Stunden der Trübsal müssen vorübergehen, so langsam sie auch zu schwinden scheinen; Alle aber mögen daran, daß die Zeit, die den Menschen so verschieden entschwindet, doch für Alle die gleiche ist, erkennen,

daß eine Ordnung und ein Wille über ihnen waltet, der nichts gemein hat mit der Menschen Wünschen und Hoffen, Gedanken und Leidenschaften!"

Alles drängte sich um den wackeren Meister, drückte ihm die Hand und belobte ihn und der Syndicus war nicht der Letzte und Kälteste darunter.

Dann suchten die Herren vom Rathe wieder ihre Sitze auf und Meister Peter trat bescheidentlich vor, legte die Uhr auf den Tisch und sagte: „Genehmiget, hochmögender Herr Bürgermeister, daß ich Euch geziemend ersuche, Ihr möget mein Werk beobachten, damit Jedermann darüber beruhigt ist, daß es damit wirklich sich so verhalte, wie ich gesagt."

„Ihr seid ein wackerer Mann," sprach der Vorsitzende, „der sich würdig all' den berühmten Bürgern anreiht, die in Wissenschaft und Kunst unserer guten Stadt Ruhm erweitert und gemehrt haben. — Da solchergestalt bewiesen, wie löblich Meister Hele seine Zeit vollbracht," wendete er sich zu den Rathsherren, „und klärlich einzusehen, daß die Klage nur aus Bosheit und Ungunst angestrengt worden, meine ich, es bedürfe weiter keiner Sentenz."

Das zustimmende Gemurmel der Beisitzer wurde durch Veit unterbrochen, dessen Trunkenheit ihm einen Muth gab, der nunmehr sogar der giftigen Frau Irmgard und dem wüsten Jost mangelte. Breitspurig trat er zum Schranken vor und schrie mit heiserer Stimme:

„Oho, Ihr Herren, das geht nicht so! Was auch da in dem messingenen Ei stecken mag, ob Kunst oder Teufelszeug, so ist damit doch für unseren Proceß noch nichts bewiesen. Oder soll ein Mann, der solch Spielzeug, wenn nichts Schlimmeres dahinter steckt, macht, deshalb in seinen anderen Obliegenheiten Alles verlottern lassen dürfen, zu seiner Angehörigen Schaden? Nein, nein, ich verlange, daß ordentlich des Amtes gepflogen und geurtheilt wird, sonst gehe ich bis an des Reiches Kammergericht!"

„Was unterfängst Du, frecher Bursche, Dich?!" brach der Bürgermeister los, ward aber von der süßlichen Stimme des Herrn Scribibas unterbrochen, der sich katzbuckelnd vorgeschlichen hatte und mit vor Wuth verzerrten Lippen sagte:

„Verarget es mir nicht, edler Herr, wenn ich in causa (in der Rechtssache) diesem jungen Mann zustimme und meine, daß es nicht angehe, einen einmal anhängig gemachten Proceß so kurzer Hand und ohne ordentliche Sentenz zum offenbaren Schaden der klägerischen Parteien abzuthun."

„Ihr seid ein —" schnauzte ihn der Bürgermeister an, mit dem in den letzten Minuten der Syndicus eifrig gewispert hatte, — brach aber noch ab, bevor das beabsichtigte Kraftwort über seine Lippen gekommen war und fuhr, zu Frau Irmgard gewendet, fort:

„Besteht auch Ihr auf dem Proceß?"

Frau Irmgard quetschte ein schüchternes Nein hervor und Jost schüttelte auf die gleiche Frage nur mürrisch mit dem Kopf.

„Da zwei von den Klägern zurücktreten, der dritte aber in einem Zustande ist, der ihn unfähig macht, vor Gericht ein Begehren zu stellen, hat es mit dem Processe ein Ende. Eine Sentenz aber will ich fällen und sie lautet dahin, daß der kecke Schlemmer da, weil er trunken vor Gericht erschienen ist und auch die schuldige Achtung verletzt hat, dem Stöckelmeister überantwortet und sechs Wochen bei Wasser und Brot angehalten wird."

Auf einen Wink des Bürgermeisters faßten die Rathsdiener Veit an und trotz seines Sträubens war er im Nu hinausgeschafft. Als sein durch die Gänge und Stiegen hallendes Gebrüll verstummt war, sprach der Bürgermeister: „Nun legt uns das Protokoll vor über unsere heutige Amtshandlung, Herr Stadtschreiber, damit wir es unterfertigen können."

Aber da zeigte sich, daß Herr Scribibas nichts geschrieben hatte, sondern nur Kleckse auf dem Papier waren, wie er sie vor Gift und Galle mit dem Federstumpf hingemalt hatte.

„Ei, ei, das ist eine gröbliche Pflichtverletzung, um so schwerer zu ahnden, als Ihr Euch heute mehrfacher Unzukömmlichkeiten schuldig gemacht habt," sagte das Stadthaupt mit gerunzelten Brauen. „Wer ein öffentliches Amt versieht, hat vor allem jede Gunst oder Ungunst abzulegen und zu vergessen, was im gewöhnlichen Leben seinen Sinn bewegt, sobald er an die Ausübung seiner Pflicht schreitet. Gehet nach Hause, Herr Scribibas und denkt nach, ob Ihr also gethan. Kraft meiner Machtvollkommenheit enthebe ich Euch Eures Amtes — die Muße mögt Ihr zur Vollendung Eurer Chronik anwenden, von der Ihr so viel sprecht und noch niemand was gesehen hat."

Mit diesem letzten vernichtenden Schlag auf das kahle Haupt des Herrn Scribibas schloß die denkwürdige Rathssitzung und auch unsere Geschichte ist zu Ende.

Nur noch einige Worte mögen gestattet sein, da die Leser denn doch gern wissen, wie es weiter den Personen ergangen, für welche sie sich interessirt haben, oder von welchen sie gelangweilt wurden.

Peter Hele verzieh seiner Frau, die von nun an nie mehr das scharfe Regiment von früher führte, und auch Jost, dem er sein früheres Gewerbe überließ, das auch wieder in Schwung kam, weil der neue Meister gewitzigt war, und sich dazu bequemte, nett und ordentlich zu arbeiten.

Adam Krafft erlangte Meister Peter's volle Gunst und es dauerte nicht lange, so führte er die holde Brigitta in den Hausstand, zu dem reichlich beizusteuern der Schwiegervater nicht unterließ. Der blondlockige junge Mann kam zu hohem Ruhm und Wohlstand, ward einer der berühmtesten Bildschnitzer aller Zeiten und das Sacramenthäuschen in der Lorenzenkirche wird noch jetzt viel bewundert und ist der Stolz von Nürnberg, das so reich an Erinnerungen an die glänzende Zeit deutschen Städtelebens ist. Nicht minder herrlich ist das Pergenstorffer'sche Grabdenkmal in der Frauenkirche zu Nürnberg. (Bild Seite 577.)

Am Tage nachdem der Brautzug Brigittens das Rothgießerhaus verlassen hatte, fand man Meister Scribibas erhängt in seiner Studirstube. Es ist ungewiß, ob der Gram über seine vereitelten Liebespläne ihn in den Tod getrieben hatte oder der Aerger darüber Schuld war, daß weder der berühmte Drucker Koberger noch ein anderer die Chronica Norimbergensis verlegen wollte. So blieb dieses gelehrte Werk der Nachwelt vorenthalten, was leider mit vielen anderen ähnlicher Art nicht der Fall war.

Meister Hele sandte viele Hunderte seiner Uhren, bekannt unter dem Namen „Nürnberger Eier," in die Welt und gelangte zu erhöhtem Wohlstand, den er bescheiden und zufrieden im Kreise seiner Kinder und Enkel genoß, an welchen es weder in Elsbeth's noch Brigitten's Hauswesen fehlte.

Im Uebrigen hatte er das Los deutscher Erfinder. Schier gerieth sein Name in Vergessenheit und alle Nationen und etliche Natiönchen beanspruchten die Ehre seiner Erfindung. Dann kam ein grundgelehrter deutscher Professor und meinte, weil ein Chinese, von dem niemand als der gelehrte Herr je etwas gewußt hatte, tausend Jahre vor unserer Zeitrechnung eine ähnliche Erfindung gemacht hatte, könne man Peter Hele dieselbe füglich nicht zuschreiben.

Zum Glück hat das deutsche Volk ein dankbares Gemüth und ein gutes Gedächtniß, die blutwenig um den falschen Nationalstolz Anderer und um die Schrullen der eigenen Gelehrten fragen, die das Mückenseihen selbst dann nicht aufgeben wollen, wenn sie die widerlichen Thiere dem eigenen Stamm in die Augen schleudern.

So unähnlich auch unsere modernen Chronometer oder die blattdünnen Damenuhren den derben und unvollkommenen Nürnberger Eiern Peter Hele's sein mögen, so gebührt ihm doch Ehre und Dank dafür, daß er den Weg geöffnet hat, auf welchem Andere verbessernd und ergänzend fortschreiten konnten.

So erfand der Engländer Hook später die Schnecke, der Holländer Huygens die Spiralfeder und das Pendel, Barlow, ebenfalls ein Brite, 1675 das Repetirwerk. Um die Verbesserung der Uhren erwarben sich Tompion, Graham, Römer, de la Hire und namentlich Harrison bedeutende Verdienste, bis endlich in unserer Zeit die Anker- und Cylinderuhren den möglichst hohen Grad künstlerischer Vollendung zeigen.

Unsere Abbildung (Seite 585) veranschaulicht eine Uhr vom Jahre 1552, welche Eigenthum des Königs Heinrich II. von Frankreich war. Das sechseckige Gehäuse besteht aus zwei Etagen, deren untere sechs cannelirte (geriffte) korinthische Säulen zeigt. Diese Säulen begrenzen bogenförmige Felder von damascirtem Golde auf Eisengrund, eine herrliche Arbeit von der feinsten und zartesten Ausführung. Namentlich die Verzierungen des Zifferblattes und die kleinen menschlichen Figuren zeigen eine wahrhaft bewunderungswürdige Kunstfertigkeit.

Die obere Etage ist ebenso reich verziert wie jene. An den sechs Ecken befinden sich Karyatiden und zwischen ihnen Quadrate, Arabesken von vergoldeter Bronze und Medaillons römischer Kaiser darstellend. Auf den sechs oberen Ecken des Kunstwerkes sind sechs Glöckchen von vergoldetem Kupfer angebracht, welche den Stundenschlag angeben. Dieses Denkmal der alten Uhrmacherkunst ist umso bewunderungswürdiger, als es nicht nur die Stunden und Viertelstunden durch Zeiger und Glockenklang angiebt, sondern auch die Monate, Wochentage, den Mondwechsel, die Zeichen des Thierkreises und die Bewegungen der Sonne und des Planetensystems ausdrückt.

An der Spindel, um welche die ganze Bewegung der Maschinentheile thätig ist, befindet sich ein horizontaler Zeiger, von einem siebenten Glöckchen überragt. Durch eine angebrachte Oeffnung fällt der Blick hier in eines der damascirten unteren Felder, wo die silbernen Figuren des Jupiter, Saturn, Merkur, Apollo, Mars, der Diana und Venus als Repräsentanten der sieben Wochentage angebracht sind. — Die in künstlerischer wie antiquarischer Hinsicht gleich merkwürdige Uhr befand sich zuletzt im Besitze des Prinzen Soltikow.

Die Pulververschwörung in London.

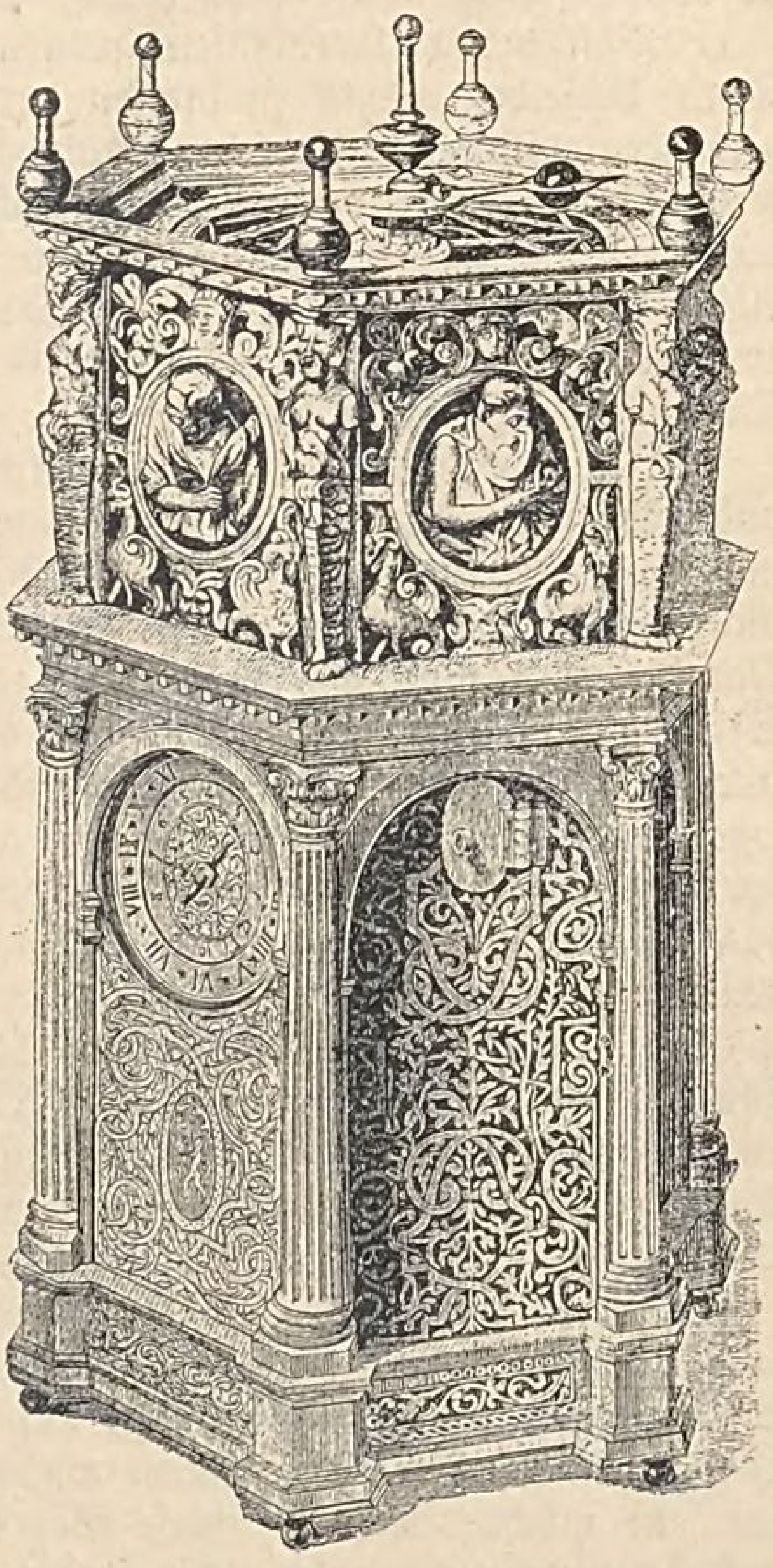
1. Der verabredete Anschlag.

Wo sich heute längs meilenlanger Quaimauern themseabwärts die berühmten London-Docks (Lagerhäuser und Schiffwerften) ausdehnen, da sah es vor einem Jahrhundert und noch früher gar wüst und einsam aus.

In unseren Tagen herrscht Leben und Bewegung am Strom und auf den Ufern. Pustend und dunkle Rauchwolken ausstoßend, drängen sich die schweren gewaltigen Kolosse der Ostindienfahrer und die Dampfer weiter Fahrt durch die Flut, um entweder bei den riesigen Magazinen anzulegen und die Ladung des weiten Schiffsbauches loszuwerden, welcher die Schätze aller Welttheile enthält oder um mit den Erzeugnissen englischer Industrie gefüllt zu werden, die als Gegenwerth nach allen Ländern der Erde gesendet werden.

Dazwischen gleiten langsam schwarze Kohlenschiffe mit der Strömung dahin, hurtige kleine Dampfer schießen von einem Ufer zum anderen und stattliche elegante Packetboats (Postschiffe) zur Personenbeförderung bis an die Meeresküste bestimmt, ziehen ihres Weges, um die Reisenden in Gravesend und anderen Küstenpunkten den Dampfern zuzuführen, welche nach Holland, Frankreich und Deutschland, und wohl auch noch weiter fahren. Dazwischen drängt und schiebt sich die Masse der Boote und Kähne, so daß oft der schmutzig graubraune Wasserspiegel des in ansehnlicher Breite träg dahinflutenden Stromes dem Auge ganz entzogen ist.

An dem Ufer aber stehen in endloser Reihe jene gewaltigen Magazine, welche mit den Waaren aller Himmelsstriche gefüllt sind. Und es kreischen die Dampfkrahne, wenn sie die Ballen und Kisten von den Schiffen auf das Land heben, es schnaufen die Maschinen der thurmhohen Elevatoren (Hebemaschinen), welche die Getreidemassen direct vom Schiff in die Speicher oder umgekehrt schaffen, unablässig rollen die Eisenbahnzüge, um das Innere des Landes mit den hier angesammelten Nothwendigkeiten des Lebens zu versehen oder als Bindeglied im rastlosen Weltverkehr zu dienen, dessen Macht und Bedeutung kaum von einem anderen Orte so zur Anschauung gebracht wird.



Uhr aus dem 16. Jahrhundert. (Seite 584.)

Nach Tausenden von Millionen beziffern sich die Werthe, welche hier aufgehäuft sind; die tropische Sonne hat sie gereift und gezeitigt oder sie kommen aus den Eiswüsten der Polarzone, aus den Sandsteppen Asiens, den farbensatten Wäldern Brasiliens. Was auf dem weiten Erdenrund gedeiht und geschaffen wird, strömt in diesen mächtigen Lagerhäusern zusammen und um sie und in ihren Räumen herrscht das emsigste Treiben, eine fortwährende Jagd nach Erwerb und Gewinn — höchst prosaisch, empfindungsvollen uneigennützigen Seelen ein Greuel und doch nothwendig, ja achtungswerth, denn dadurch allein wird Millionen Menschen ein behagliches Dasein, ja die Existenz überhaupt möglich. — Doch wie Eingangs erwähnt, sind diese riesigen Anlagen meist ein Werk des letzten Jahrhunderts und entstanden, seit der Dampf — dieser willige Knecht, der sich fast zum Herrn unserer Zeit aufzuschwingen scheint — seine Kraft zu Leistungen geliehen hat, die man noch wenige Jahre früher für unmöglich gehalten hätte.

In der Zeit unserer Erzählung, die fast um das Fünffache weiter zurückliegt, als Jahre verflossen sind, seit die erste Locomotive gebaut wurde, sah es in dieser Gegend ganz anders aus. Von den flachen unregelmäßigen Ufern dehnten sich landeinwärts moorige Haiden aus, mit spärlichem braunrothen Ginster und sauerem Gras bestanden, das in seiner bläulich grauen Färbung die nasse Beschaffenheit

des Bodens verrieth. Schmale Wege zogen durch diese Moorgegend, von welchen abzuweichen nicht ganz ungefährlich war. Sie führten an das Ufer oder zu den wenigen über die Ebene verstreuten Gebäuden, die der Gegend würdig, recht herabgekommen aussahen und stets zur Frage aufforderten, was wohl ihr Zweck und ihre Bestimmung sei.

Eine feuchte schwere Luft lagerte fast das ganze Jahr über dieser einsamen Haide und nur im Herbst, wenn ein reinigender Nordwind den Dunst vertrieben hatte und selbst über dem Strom die schwere Nebeldecke gewichen war, sah man wie durch einen Schleier die Kuppel der Pauluskirche, die sich wie ein Phantom über den schweren Brodem erhob, welchen die Häusermasse Londons ausathmete.

Von der vielberühmten grünen Frische der Grafschaft Kent war in diesem Theil derselben nichts zu merken, und auch die wenigen Menschen, welche man gewahren konnte, entsprachen kaum dem Bild von Behäbigkeit und Gleichmuth, welches man sonst von deren Bewohnern entwirft. Der Strom war, obwohl so nahe der Hauptstadt, noch nicht jene wichtige, Leben und Bewegung verbreitende Ader, sondern wie er träg und bleiern zwischen reizlosen Ufern dahinflutete, schien er eher mit den schweren Nebeln, die sich landeinwärts wälzten, eine ertödtende Decke über das Land auszubreiten.

Im Vergleich zur heutigen Zeit konnte man wohl sagen, daß er einsam und unbenützt seine Wogen dem Meer zuwälze. Nur selten zog ein Kutter stromabwärts und Tage vergingen oft, ehe ein Schiffszug auf dem schmalen Ufer aufwärts stampfte, um eine Reihe flacher Boote mit Fischen, französischen Früchten und anderem Mundvorrath nach der Hauptstadt zu bringen. Nur selten war damals, wo der Strom uneingeengt sich nach beiden Seiten ergießen konnte, die Macht der Flut so stark, um das Aufwärtsfahren mit Segelschiffen zu gestatten. Wenn dies der Fall war, dann drängte sich freilich eine ganze Flotille im breiten Bette, aber die Ebbe der nächsten Tage schon vermochte den Wasserstand so zu ändern, daß Sandbänke das Aufwärtslaufen verwehrten und die alte Oede und Ruhe über der schier stagnirenden Wasserfläche herrschten, welche sich grämlich wieder in die graue Nebelhülle versteckte.

So sah es im October des Jahres 1605, ungefähr zwei Stunden unter London, an der Themse aus. Der October ist längs der Küsten, am Stromlaufe und in London selbst, bekanntlich kein sehr angenehmer Monat. Der Nebel kriecht feucht und kalt in alle Räume und weiß sich den Weg auch durch alle Umhüllungen zu bahnen, mit welchen der Mensch sich ihn vom Leibe halten will. Es regnet nicht und doch ist man nach zweistündigem Aufenthalt im Freien so durchnäßt, daß man glauben könnte, das ganze Meer, welches die Kreideküsten Englands umrauscht, sei verdampft und senke sich jetzt auf die Erde nieder. Es sind das Tage, wo man, nach allen Seiten von einem undurchdringlichen Grau umgeben, schier daran zweifeln möchte, daß auf diese Gegend je die liebe Gottessonne ihre freundlichen und belebenden Strahlen herabsendet.

Für eine Lustfahrt war also gewiß das Wetter nicht passend und es mußten andere Zwecke sein, welchen die beiden Männer nachgingen, die in einem leichten Kahn hart am Ufer stromabwärts fuhren. Obwohl der Zug des Wassers hier ziemlich stark war, brauchten sie doch die Ruder eifrig — vielleicht nur, um sich zu erwärmen, denn es war bitter kalt, und obwohl sie gut eingehüllt waren, drang doch die scharfe Wasserluft bis in das Mark der Knochen.

Schweigend fuhren sie dahin, bis der Steuernde einen brummenden Laut ausstieß, worauf der Andere sein Ruder ruhen ließ und Jener mit einer kräftigen Wendung den Kahn dem im Nebel kaum sichtbaren Ufer zuwendete und es mit zwei Schlägen auf den Sand auffahren machte.

Die Leute mußten eine seltene Ortskenntniß besitzen, denn sie hatten in der grauen Dämmerung, welche über Strom und Land lag, den passendsten Landungs-

platz gefunden. Eine nicht unbeträchtliche muldenförmige Bodensenkung fiel gegen den Strom ab und gestattete nicht nur den Kahn, wenn er an's Land gezogen war, zu verbergen, sondern versteckte auch unter dem hohen Haidekraut, das an den Böschungen wuchs, die Gestalten der landeinwärts Schreitenden.

Menschen, welche Grund haben, nicht gern gesehen zu werden, haben denselben Instinct im Auffinden und Benützen solcher Schlupfwinkel, wie Jene, die nicht gern auf der offenen für Alle bestimmten Heerstraße des Gesetzes bleiben, im Ausspüren von allerlei Schleichwegen und Hinterthürlein, auf welchen man dem Recht ungefährdet ein Schnippchen schlagen kann.

Die beiden Männer sprangen aus dem Kahn, bargen ihn am Ufer und schritten dann rasch in dem Graben vorwärts. Sie trugen breitrandige niedrige Hüte, waren in dunkle weite Mäntel gehüllt, unter welchen sich die Form breiter kurzer Degen abzeichnete und ihre Füße staken in hohen Stiefeln, an welche — sonderbar genug für Männer, die sich eines Kahnes bedienten! — große Radsporen geschnallt waren.

„Brr! sputet Euch!" brummte der Größere.

„Mich verlangt nach einem warmen Zimmer und einem heißen Trunke; die Luft ist so abscheulich, als wäre sie aus unsichtbaren Eisnadeln, die sich durchbohren bis in die Seele hinein. Sind wir bald zur Stelle?"

„Nur Geduld, mein Oberst," entgegnete der Andere, der den Kahn gesteuert hatte und nun mit langen Schritten, aber öfters vorsichtig über den Rand des Grabens spähend, voran ging. „Ihr seid wohl noch schlimmere Wege in böserem Wetter gegangen, als dieser ist. Zum mindesten hat er den Vorzug, ziemlich sicher zu sein, was ich gerade auch nicht von Allen behaupten möchte, die Ihr schon betreten habt. Uebrigens werden wir nach meiner Berechnung in einer Viertelstunde am Ziel sein und Mutter Cairn (sprich Kärn, wörtlich Grabmal) wird, wie ich hoffe, ihren getreuen Söhnen einen guten Empfang bereitet haben."

„Werden Alle kommen?" fragte nach einigen Minuten eifrigen Ausschreitens der Oberst.

„Hm! wer kann es sagen!" entgegnete sein Führer. „Ihr wißt ja, wie die Zeiten sind, — wie leicht Einer oder der Andere aus Sorge Argwohn zu erregen, verhindert ist, sich auf den Weg zu machen. Verständigt wurden sie Alle — Percy, Barnadge, die beiden Digby, Lorney."

„Und die ehrwürdigen Herren?"

„Gleichfalls — sie vor allem. Und ich hoffe, sie werden auch erscheinen, obwohl es gerade für sie am schwersten und gefährlichsten ist. Aber der Herr der Heerschaaren möge seine Hand über seine getreuesten Diener halten."

„Amen!" brummte der Oberst unter seinem Mantel hervor.

Nach kurzer Zeit blieb der Führer stehen und bedeutete seinem Genossen das Gleiche zu thun. Dann kroch er am Abhang empor und sah scharf nach Süden. Er mußte mit seiner Observation zufrieden sein, denn er stieß ein behagliches Brummen aus, ließ sich in den Graben niedergleiten und sagte: „Es ist Alles richtig, — die drei verabredeten Lichter glühen durch den Nebel wie die Augen eines hungrigen Wolfes. Kommt nur weiter, Oberst, jetzt können wir schon dreister vorwärts gehen."

„Ist denn auch in dieser Gegend Gefahr zu fürchten?"

„Ei, was Viele wissen, ist schlecht bewahrt und zu neunundneunzig Verschwiegenen findet sich immer der Hundertste als Schwätzer oder gar Verräther. Und dann — vergeßt nie auf Lord Cecil's seine Nase, sie hat eine Witterung von uns, wie kein Hühnerhund in ganz Norfolk und Suffolk vom Wild. Gottes Verderben über den tyrannischen, arglistigen Ketzer!"

Nach diesem frommen Wunsch ging die Wanderung noch einige Minuten im Graben fort, dann sprang der Führer den Abhang hinauf und reichte helfend seinem Begleiter die Hand.

„Folgt mir auf dem Fuße nach und tretet in meine Fußtapfen," sagte er warnend, indem er nach der Haide zeigte, die mit Büscheln spießigen wie Schilf aussehenden Grases bestanden war. „Kein Schritt außer der nur Wenigen bekannten Fährte ist sicher und links wie rechts zittert der Boden unter dem Fuß, der tief und tiefer einsinkt. Es ist da an kein Weiterkommen zu denken und es giebt Stellen, wo das Moor grundlos wird und jeden, der es beschreitet, lebendig begräbt. Das ist unsere Rückzugslinie, auf der zu folgen Cecil's Häschern schlecht bekommen würde. Gar mancher möchte noch früher das Maul voll Schlamm haben, als wir im Kahn sitzen."

Diese Warnung bewog den Obersten seine ganze Aufmerksamkeit dem bedenklichen Weg zuzuwenden. Erst als sein Führer den leisen und doch durchdringenden Lockruf der Fenduck (Moorente) ausstieß, blickte er auf. Durch den Nebelschleier sah er die dunklen Umrisse eines Gehöftes, daß zum größten Theile nur ein Erdgeschoß und nur an einem Flügel einen thurmartigen Aufbau hatte. Von diesem und aus zwei Fenstern darunter fiel ein rothgelber Lichtschein, auf welchen das von dem Wegweiser gebrauchte Gleichniß vollkommen paßte.

Nachdem vom Hause her das Signal in rascher Folge beantwortet wurde, ging es schnellen Schrittes darauf los, so daß es immer deutlicher sichtbar wurde. Es war das aber kaum ein Gewinn für das Gebäude zu nennen, denn je näher man kam, desto unangenehmer fiel seine Verwahrlosung auf. Die Mauer entbehrte stellenweise des Anwurfes, das Holzwerk schien aus allen Fugen zu gehen, der Dachfirst bildete das directe Gegentheil einer geraden Linie und überall hatten sich Pilze und Schwämme, Moder und Fäulniß angesiedelt. Im Zusammenhalt mit der Umgebung machte das Haus den Eindruck, als könne es keiner nützlichen und erlaubten menschlichen Thätigkeit als Zuflucht und Obdach dienen, — ein Gedanke, der noch wesentlich dadurch verstärkt wurde, daß trotz aller Zeichen der Verwahrlosung die schweren beschlagenen Thüren, die mächtigen Fensterbalken und die schießschartenähnlichen Gucklöcher in den Mauern darauf hindeuteten, daß das Gebäude wohlverwahrt und bewacht sei.

Aus einem anstoßenden offenen Schuppen, unter welchem mehrere Pferde und Gefährte standen, trat den Ankommenden ein Mann in Dienerkleidung entgegen.

„Wo kommt Ihr her?" rief er entgegen.

„Aus dem Lande der Plagen," antwortete der Wegweiser.

„Wohin begehrt Ihr zu kommen?"

„Dorthin, wo des Herrn Gnade sich über seine wahren Diener ergießt."

„Unter wessen Schutz reiset Ihr?"

„Es schützt uns der allmächtige Gott und die gebenedeite Jungfrau!"

„Wen ruft Ihr?"

„St. Dustan und St. Beda!" (Zwei heiliggesprochene englische Mönche.)

Mit der Anrufung dieser beiden Heiligen schien das sonderbare Examen zur Befriedigung des Fragenden beendet zu sein, denn er winkte mit der Hand, trat in den Schuppen zurück, räumte rasch einen großen Heuvorrath zur Seite und öffnete eine darunter sichtbar werdende Fallthüre.

„Ihr kommt spät und mögt wohl die Letzten sein," sagte er leise, während er den Deckel für die auf einer schmalen Stiege Hinabkletternden offen hielt.

„Euch habe ich noch nie gesehen," setzte er dann, auf den Obersten deutend, hinzu.

„Aber gehört habt Ihr gewiß desto mehr von diesem Herrn," entgegnete der Wegweiser, als er sich anschickte, gleichfalls in die Tiefe zu steigen. „Es ist der Oberst Catesby."

Auf den sonst nicht eben sehr belebten Zügen des Dieners machte sich sofort ein Ausdruck der Ueberraschung kenntlich. Er suchte die gähnende Finsterniß nochmals mit seinen Augen zu durchdringen, aber die Gestalt des Obersten war schon unten am Fuß der Treppe verschwunden, darum schloß er die Thüre und während er die Heubündel wieder darüber warf, knurrte er zufrieden vor sich hin:

„Nun, wird es wohl bald wieder einen lustigen Tanz geben — daß diesen verruchten Presbyterianern (gemeinsamer Name der reformirten Partei) der Kopf summt, denn der Oberst ist ein tapferer Degen und führt einen scharfen Fiedelbogen."

Nach kurzem Tappen in einem finsteren Gang stieß man an eine Thüre.

„Macht doch das verabredete Zeichen, Staunton," sagte der Oberst ungeduldig. „Man muß ja ein Maulwurf sein, um sich da zurecht zu finden."

„Ja wohl —" entgegnete der Angeredete kichernd, „wer so viel umstellt und gehetzt ist, wie der Maulwurf, mag sich wohl auch ein Beispiel an dessen kunstvollem Bau nehmen, der so vielerlei geheim angelegte Ausgänge hat."

Auf ein tactmäßiges Klopfen von bestimmtem Rhythmus öffnete sich die Thüre und man kam auf eine halbbeleuchtete Treppe, welche mit einer Wendung aber noch weiter in die Tiefe führte. Nach aufwärts führte sie in ein Gemach, das einer ordinären Schankstube glich und in der auch ein Mann vom Aussehen eines armen Wirthes anwesend war.

„So habt Ihr es doch möglich gemacht zu kommen, Oberst!" rief er dem Ankommenden entgegen. „Wahrlich, hätte doch unserer heiligen Sache kein größerer Dienst geschehen können, als daß Ihr Euch derselben wieder thatkräftig zuwendet."

„Und meint Ihr, mein wackerer Leslie, ich hätte dies in den letzten Jahren versäumt?" fragte der Oberst, der seinen Hut zurückschob, den Mantel fallen ließ und dem Wirth die Hand reichte. „Wer sich bewußt ist, seiner Sache dienen zu können, hat auch auf seine Person zu achten und Lord Cecil sah mir in der ganzen Zeit so scharf auf die Finger, daß ich es vorzog, in der Grafschaft Warwick ruhig sitzen zu bleiben, wo er sich doch nicht an mich traut."

Der Oberst war ein stattlicher breitschultriger Mann, dessen von krausem, leicht ergrautem Haar umgebenes Antlitz neben Willensstärke und Kühnheit auch die weniger zu rühmenden Anzeichen von Härte und Rohheit zeigte.

„Dann darf man also wohl daraus, daß Ihr wieder unter uns erscheint, schließen, daß endlich etwas unternommen werden soll, was die Gewalt aus der Hand der Gottlosen windet?" fragte der Wirth.

„Wenn Ihr sämmtlich so entschlossen seid, wie ich, — so denke ich, ist die Zeit gekommen," entgegnete düster der Oberst.

„Ach wie lüstet's mich, dem schottischen Jacob,[1] der seiner Vorfahren Glauben so schnöde vergißt, die Fuchspelzmütze auszuklopfen, daß der gelehrte Schädel mit in Trümmer geht!" rief übermüthig Staunton, der des verhüllenden Hutes und Mantels entkleidet, sich als ein frischer Bursche mit blitzenden Augen und einer guten Portion Leichtsinn zeigte, dem aber in Sprache und Gesichtsbildung ohne Mühe die irische Abstammung anzumerken war.

„Wollt Ihr Euch nicht erst erquicken, Oberst, bevor Ihr zu der Versammlung gehet?" fragte der angebliche Wirth.

„Nein — das hat Zeit," erwiderte rasch der Oberst, dessen körperliche Bedürfnisse ganz vor dem Eifer des Parteimannes zurücktraten. „Laßt uns gehen — ist Jemand von den hochwürdigen Herren anwesend?"

„Ja — Ihr werdet staunen über die ansehnliche Versammlung, deren Werk Gott segnen möge!" sagte Leslie, drückte und schob dann an der einfachen

---

[1] Jacob VI. von Schottland, als König von England Jacob I.

Täfelung neben dem Schanktisch, bis sie zurückwich, und eine steile Holztreppe sehen ließ, die offenbar zu dem thurmartigen Aufbau führte.

„Ihr habt es Euch Mühe kosten lassen, dieses Versteck einzurichten," bemerkte Catesby lächelnd, als er den Fuß auf die Treppe setzte.

„Nun ja —" versetzte Leslie achselzuckend; „aber was wollt Ihr machen? Haben wir nicht erfahren, daß für uns nicht gilt, was allen Menschen Recht ist? Der List setzen wir nun die List entgegen —"

„Und hoffentlich bald auch der Gewalt die Gewalt!" fiel Catesby rauh ein.

„Ja — und zum ersteren Zwecke habe ich mich hier in der Schenke eingenistet und sie in langem Mühen so eingerichtet, daß Satan selber nicht alle Schlupfwinkel ausspüren könnte. Es geht auch da hinauf vom Flur aus noch ein zweiter Aufgang, aber er führt in eine Rumpelkammer, so daß von dieser zweiten Treppe und dem anderen Gemach, in dem wir zusammenkommen, kein Mensch etwas ahnt."

„Nun wohl, kommt jetzt," sagte Oberst Catesby aufwärts steigend, „wir wollen unseren Witz und unsere Entschlossenheit anstrengen, wenn's sein muß, unser Gut und Blut auf's Spiel setzen, um die Dinge so zu wenden, daß wir und unsere heilige Sache in das Licht der Sonne komme und die unheiligen verruchten Gegner die Wege der Finsterniß wandeln müssen, um unserer rächenden Faust zu entgehen!"

Ach! Die unselige Verblendung, welche die menschliche Entwicklungsgeschichte von jeher hemmt und vergiftet! Die thörichte Rachsucht und harte Unduldsamkeit, die nicht zufrieden sind, die eigene Lage zu bessern, die drückende Last abzuwälzen, sondern nur darauf sinnen und brüten, wie dem Gegner zu schaden und eine noch schwerere Bürde aufzuwälzen ist! Sucht der wohl noch sein Recht, der damit den Gedanken verbindet, Anderen Unrecht zu thun?!

Die Treppe führte in ein mäßig großes fensterloses Gemach, das durch vier Wachskerzen erhellt war, die auf einem altarartig geputzten Tische standen. Es enthielt ungefähr zehn bis zwölf Männer verschiedenen Alters, die theils in die gewöhnliche Tracht jener Zeit gleich dem Obersten gekleidet waren, theils verschiedene Verkleidungen als Kärner, wandernde Krämer oder Schiffer trugen.

Oberst Catesby wurde mit freudigen Zurufen begrüßt und die meisten drängten sich an ihn, um ihn zu umarmen oder die Hand zu drücken. Nur drei der Anwesenden machten eine Ausnahme — zwei am Altar stehende, in ein leise geführtes Gespräch vertiefte Männer und ein junger Mann in kriegerischem Anzug, der mit verschränkten Armen in einer Ecke lehnte und mit unheimlich lodernden Blicken die Scene beobachtete.

Catesby erwiederte die Begrüßungen ziemlich flüchtig und trat mit gesenktem Haupt auf jene Beiden zu, die an dem improvisirten Altar standen. Bei seinem Nahen brachen sie ihr Gespräch ab und der Aeltere wendete sich dem Oberst zu, begrüßte ihn mit einem freundlichen Kopfnicken und sprach, die Hand auf den Kopf des ehrerbietig Niederknienden legend, einen leisen Segenswunsch. Es war eine schlanke geschmeidige Gestalt, die ebenso schlecht in die grobe Kleidung des Hausirers paßte, wie das feine intelligente Antlitz mit den beweglichen lauernden Augen zu der struppigen Biberfellmütze.

„Gott sei mit Euch, Oberst Catesby!" sprach der Segnende mit wohltönender Stimme. „Ich begrüße in Euch einen der wackersten Streiter für unsere heilige Sache, welche ja die unseres göttlichen Herrn ist."

„Und die des Rechtes und der Freiheit zugleich," setzte der Oberst bei.

„Ganz richtig," fiel der andere Priester ein, denn solche waren es, „wo gäbe es auch ein Recht, das der Finger Gottes vorgezeichnet, wo eine Freiheit des gläubigen Geistes, der allein den Körper über irdische Sorgen und Mühen erhebt, als in unserer heiligen Kirche!"

Seit vor mehr als fünfzig Jahren König Heinrich VIII. der Reformation in England Eingang verschafft hatte, war das Land fast ununterbrochen die Beute religiöser Wirren gewesen, die von beiden Seiten stets neu aufgewühlt wurden und zu Ausschreitungen größter Unduldsamkeit und blutigen Greueln führte, wie kaum in einem anderen Staate.

Aus der Ehe mit Katharina von Arragonien, deren der um zehn Jahre jüngere sinnliche Heinrich VIII. schnell überdrüssig geworden war und die lösen zu können, er sich der Reformation zuwendete, war eine Tochter entsprossen, welche ihm als Königin Maria auf dem Thron folgte. Sie war so streng katholisch gesinnt, wie ihre Mutter, besaß aber nicht deren Milde und Sanftmuth. Ihre Regierung füllt eines der traurigsten Blätter der englischen Geschichte, denn ihr finsterer zelotischer Geist sah die einzige Aufgabe darin, England dem Katholizismus um jeden Preis und mit allen Mitteln wieder zu gewinnen. Verbannungen, der Kerker und die Folter, Vermögens-Confiscationen und – das Schaffot waren die Mittel, mit welchen sie die Geister bezwingen, die Seelen bekehren wollte. Die Geschichte hat ihr mit dem Beinamen der „blutigen Maria" eine Schmach angeheftet, welche sie selbst dem Wütherich Richard III. nicht anthat. Ihr folgte als Regentin Elisabeth, ihre Stiefschwester aus der zweiten Ehe Heinrich's VIII. mit Anna Boleyn, welche sich dem Protestantismus schon deshalb zueignen mußte, um keinen Zweifel an ihrer legitimen Abstammung aufkommen zu lassen, übrigens in dieser Beziehung auch der Denkweise der Mehrzahl ihrer Unterthanen entgegen kam, welche entschieden der Reformation zuneigte.

Eine Reihe von halb aus politischen halb aus religiösen Gründen versuchter Attentate drängte auch Elisabeth zu Repressalien, und es muß, so segensreich auch sonst die Regierung Elisabeth's für England war, unbedingt zugegeben werden, daß während derselben harte Maßregeln gegen die Katholiken durchgeführt wurden und jener pietistische Zug von Unduldsamkeit nach England verpflanzt wurde, der die Hochkirche unliebsam auszeichnet und bis in unsere Zeiten zum Beispiel die Katholiken vom Parlament ausschloß.

Als Jakob I. (als König von Schottland VI.), ein Sohn der katholischen Maria Stuart, Elisabeth auf dem Thron folgte, setzte die katholische, wenn auch nicht zahlreiche, so doch rührige und entschlossene Partei große Hoffnungen auf ihn — aber vergeblich. König Jakob war zwar wohl bewandert in der Theologie und disputirte gern über spitzfindige dogmatische Sätze, aber er war klug genug, Rücksicht auf die Stimmung seines Volkes zu nehmen und vermied jede offene Hinneigung zum Katholizismus oder wie man in England sagte „Papismus", die seinem Urenkel und Namensnachfolger Jakob II. und überhaupt dem Geschlechte der Stuarts den Thron kostete.

In der Enttäuschung über diese Haltung und noch mehr erbittert über manche willkürliche und drückende Handlung, die der berühmte Minister Elisabeth's und Jakob's I., Robert Burleigh Lord Cecil, ein erbitterter Feind der päpstlichen Partei, durchsetzte, griff diese wieder zu dem unter Elisabeth so schwunghaft, wenn auch stets ohne Erfolg gebrauchten Mittel — zu Conspirationen.

Die Seele derselben waren einige wenige katholische Priester, die im Glauben an die Heiligkeit der Sache wenig heiklich in der Wahl der Mittel waren; ihnen schlossen sich aufrichtig begeisterte Katholiken, aber auch der Troß und die Wegelagerer fast aller Verschwörungen an, — Ehrgeizige, Abenteuerer und allerhand dunkle Existenzen, die unter einer idealen Fahne ihre nur allzurealistischen Neigungen befriedigen zu können hofften.

Nach dieser Abschweifung, welche nicht zu umgehen war, um die allgemeinen Verhältnisse in großen Umrissen zu kennzeichnen, kehren wir in die Versammlung in der Haideschenke zurück.

Nach einer allgemeinen Discussion nahm Oberst Catesby das Wort, um die Lage der katholischen Partei zu schildern und darzulegen, was nach seiner Meinung nöthig sei, um dieselbe zu ändern.

„Wohl ist es wahr," sagte er im Verlaufe seiner Rede, „daß König Jakob das Beil rosten läßt, mit dem seine fluchwürdige Vorgängerin gegen unsere Glaubensgenossen gewüthet hat, aber befinden wir uns darum besser? Müssen wir uns nicht noch, wie die Diebe, heimlich zur Nachtzeit versammeln, wenn wir den Worten unserer Priester lauschen, die heiligen Gebräuche unserer Kirche begehen wollen? Sind diese frommen Männer nicht allen Bedrückungen und Verfolgungen ausgesetzt und keine Stunde vor dem Kerker oder der schmählichen Ausweisung sicher? Sind wir nicht machtlos, da wir in allen Dingen den Bekennern der fluchwürdigen Irrlehren nachgesetzt, von parteiischen Richtern gerichtet, von fanatischen Gegnern beherrscht werden — ja, ich frage, macht man uns nicht ehrlos, da man die Bezeichnung unseres heiligen Glaubens wie ein Schimpfwort gebraucht und uns — als wären wir geborne Meineidige, vor Gericht vom Eide ausschließt?! Ich denke, eines solchen Lebens Schmach und Schande ist qualvoller zu tragen, als ein rascher Tod, der uns als Blutzeugen dem Himmel und seinen Seligkeiten zuführt!"

Die feurigen Worte des Obersten, welche in ihrer Anklage viel Wahres enthielten, machten einen tiefen Eindruck; und Rufe der Zustimmung, der Entrüstung und Erbitterung machten sich Luft, die erst verstummten, als Catesby nach einer Pause fortfuhr.

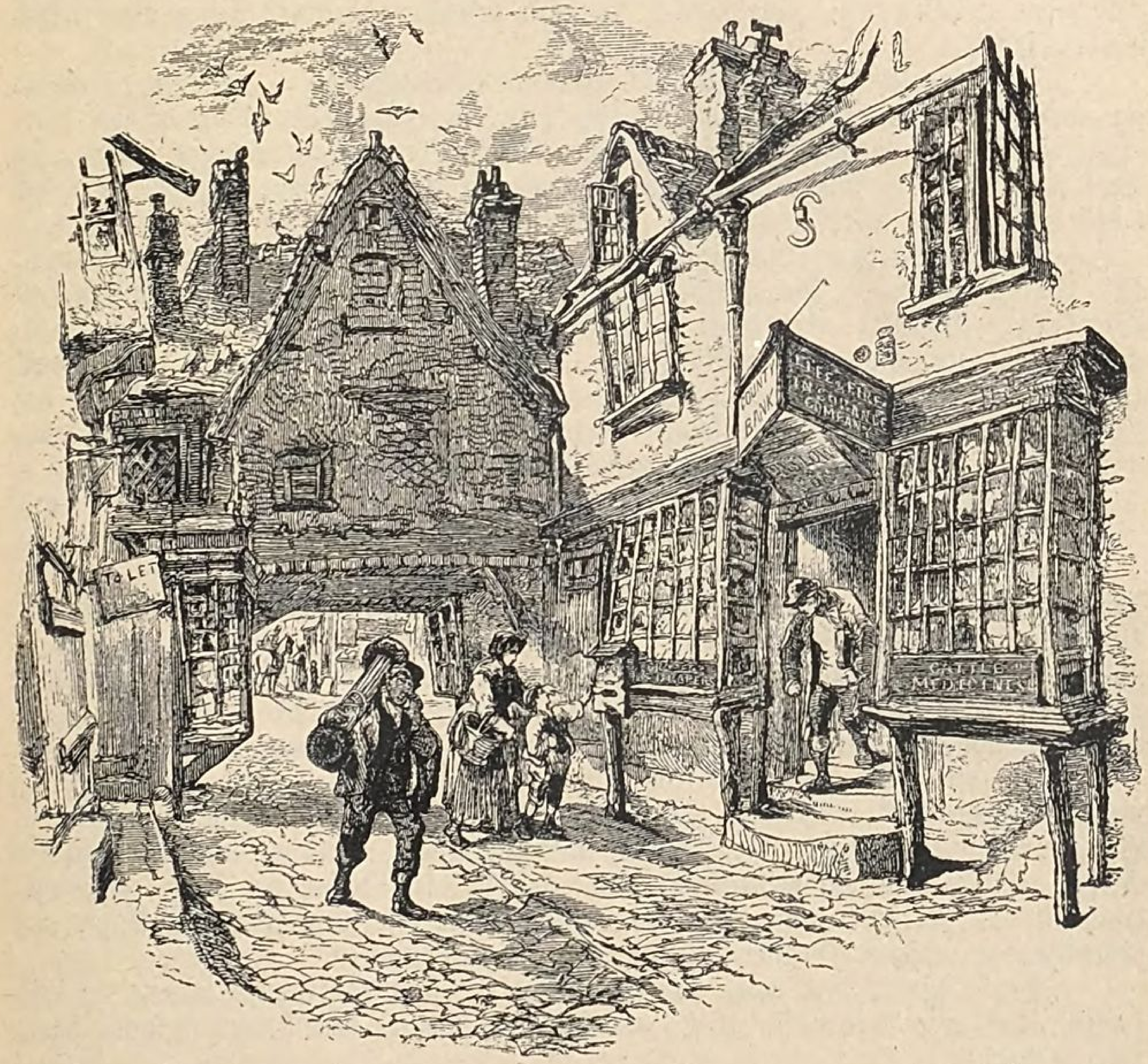
„Kann es denn aber anders sein und muß es nicht noch schlimmer kommen, da der alte Schurke Burleigh, der wohl schon die höllische Verdammniß spürt und sich darum hier auf Erden rächen will, allein das Ohr des Königs besitzt und diesen lenkt, wohin sein eigener verruchter Sinn treibt? Und er ist schlau, der Bösewicht — wie es ja die Hölle und ihre Sendlinge immer waren! Da er uns die Köpfe nicht mehr nehmen kann, fegt er die Beutel so gründlich aus, daß wir in kurzer Zeit sammt und sonders Bettler sein werden. Von Jahr zu Jahr steigt die Auflage, die man uns, abgesehen von allen übrigen Steuern, nur darum auferlegt, weil wir auch als Katholiken in unserem Vaterland leben und athmen wollen. Sind wir denn nicht eben so gut Unterthanen, wie jene anderen, welche vom heiligen Glauben der Vorfahren abgefallen sind und mit den Prädicanten (Predigern) heulen? Oder ist unser Boden, weil wir Katholiken sind, ergiebiger, sind die Halme auf unseren Feldern an Körnern schwerer, wachsen die Bäume in unseren Wäldern rascher, oder vermehrt sich unser Vieh schneller? Gewiß nicht — im Gegentheil, wir ertragen auch aus vielen anderen Gründen um unseres Glaubens willen Leiden, die schwer genug auf unserem Vermögen und Erwerb lasten!"

Auch dieser Theil der Rede fand vielfache Zustimmung, obwohl er im Gegensatz zum früheren ein rein praktisches Thema hatte. König Jakob I. war, obwohl er durchaus keine kriegerischen Neigungen hatte, stets in Geldnöthen und lag fortwährend im Kampf mit dem Parlament, daß sich jede Bewilligung nach langem Feilschen und Drängen erbetteln ließ. Nur der Erhöhung einer Abgabe stimmte das aus fanatischen „Rundköpfen" (der Spitzname der Presbyterianer)[1] bestehende Parlament stets zu — es war jene, welche von den Katholiken für das Recht des Aufenthaltes und der häuslichen Religionsübung erhoben wurde.

Kommt zu dem Unrecht und der Herabwürdigung, welche in einer solchen Steuer stets liegen, nun noch, daß sie in einem drückenden Ausmaß und mit

[1] Er entstand bei einem Aufstande in London gegen das Parlament, wo das Volk schrie: „Keine Bischöfe!" worauf ein Hauptmann den Degen zog und ausrief: „Schneidet doch allen diesen Rundköpfen den Hals ab!"

besonderer chicanöser Härte eingetrieben wird, so ist es leicht erklärlich, daß sich die davon Betroffenen dagegen aufbäumen. Viele katholische Landedelleute, unter ihnen Oberst Catesby und Percy, den wir noch kennen lernen werden, waren durch die rücksichtslose und mit strafweiser Erhöhung vorgenommene zwangsweise Eintreibung dieser Steuer, welche sie als ungesetzlich verweigerten, thatsächlich dem materiellen Ruin zugeführt worden. Derartige Motive aber spielen seit den Tagen des Gracchus bei allen Erhebungen eine mächtige Rolle, wenn man ihnen auch gern irgend eine andere Devise giebt.



Eine Straße der Armuth in London. (Seite 600.)

„So ist es!" bekräftigte ein alter Mann mit hageren finsteren Zügen heftig die Worte des Obersten. „Man treibt uns von Haus und Hof und jagt uns wie die herrenlosen Hunde."

„Der pfiffige Schleicher Burleigh denkt, es ist bequemer, uns verhungern zu lassen, als uns zu köpfen; wenigstens erspart er den Henkerlohn," rief Percy dazwischen, ein untersetzter, knorriger Mann mit trotzigem Antlitz, das echte Bild eines englischen Squire (Landedelmann). Er war als Fuhrmann gekleidet, trug aber im Gürtel ein paar mächtige Radpistolen, was indessen in jenen unruhigen Zeiten, wo die Straßen von Wegelagerern wimmelten, nicht sonderlich auffiel.

„Nun ja, ihr Herren, was da gesagt und gesprochen wird, ist richtig," ließ sich Staunton vernehmen. „Wir Alle wissen, daß die Schuhe, welche uns der Satan Burleigh anmißt, zu eng sind; — aber wie wollen wir es anders machen? Wenn wir hier zusammen des Teufels Segen auf sein Haupt und auf das seines gelehrten Königs wünschen — was wir ja einzeln durch die ganze Zeit gethan — so wird ihm das wenig schaden, uns noch weniger nützen, so lange es bei bloßen Worten bleibt!"

„Darum muß man nach diesen Häuptern selbst greifen!" sagte mit dumpfer Stimme der alte hagere Mann.

„Eine wackere Meinung, der ich mich vollkommen anschließe, John Digby," entgegnete Staunton, „nur möchte ich gern erfahren, wie das Ding angegriffen werden soll."

„Der Kanzler ist furchtlos und giebt Privataudienzen; — da ist er einem gut geführten Stich zugänglich," sagte Digby, so ruhig, als mache er den Vorschlag zu einem harmlosen Geschäft; „der König aber ist ein eifriger Jäger, im Forst kann er nicht immer von seinen Cavalieren umgeben sein und es wird sich wohl Gelegenheit finden, ihm eine sichere Kugel beizublasen."

„Und gesetzt, diese Anschläge gelängen Euch, was habt Ihr damit gewonnen?" fiel Catesby ein. „Der König ist todt — aber er hat ja einen Erben, — Burleigh ist kalt, aber seine Collegen und Helfer leben, jenes ketzerische Parlament, das nie einig, nie willfährig ist, als wenn es gilt, uns zu drücken und zu verderben, wird noch bestehen, — man wird den kleinen Prinzen Karl auf den Thron setzen, eine Regentschaft ernennen, die gewiß nicht zu unserer Freude wirken wird und Alles steht dann noch schlimmer, als in dieser Zeit."

„Er hat recht gesprochen!" fiel Percy wild ein. „Zwei Köpfe — und wären es auch die mächtigsten, was sind sie bei der Ueberzahl unserer Feinde?"

„Ja, das ist recht schön, aber wir können doch nicht der königlichen Familie, dem ganzen Hofstaat, Ministerium, den dreihundert Schwätzern im Parlament und all' den Schranzen, die auf unser Verderben sinnen, um unser Eigenthum zu schlucken, mit der Pestilenz oder Rinderseuche anstecken, daß sie allesammt zugleich in ihres Schutzherrn, des Satans, Obhut und Pflege kommen?" rief Staunton, dessen Humor sich auch während einer so furchtbaren Berathung nicht verleugnete.

„Ich aber sage Euch, Alle, die Ihr da genannt, müssen auf einen Schlag vernichtet werden!" entgegnete Catesby mit erhobener Stimme. „Sind nur die Häupter unserer Feinde, die Führer und Berather, die ehr- und habsüchtigen Helfer gefallen und ein ordentlicher Schrecken in die Glieder der Masse gefahren, dann ist die Herrschaft unser und die Lauen, sowie alle, die jetzt aus Angst und Eigennutz zu unseren Gegnern stehen, werden uns zufallen."

„Hm! Ihr rechnet wohl auf ein Wunder," spottete John Digby; „da ist unnütz, daß wir weiter berathen, — das ist Sache der beiden hochwürdigen Herren hier."

„Sparet diesen ohnmächtigen Witz, Squire Digby," entgegnete rasch der Aeltere der beiden Priester, „wissen wir doch ohnehin, daß Euch mehr die irdischen Zwecke zum Genossen unserer Verbindung machen, als der lebendige Glaube und die Sorge um die heilige Kirche."

„Da könnt Ihr recht gesprochen haben, Pater Garnet," sagte Digby trotzig; „ich bin ein guter Katholik, — vergesse aber über dem himmlischen Jenseits nicht darauf, daß man mir die Erde zur Hölle machen will. Und so denken gar Viele, wenn nicht Alle, — nur sagen sie es nicht so offen wie ich."

Ich will auch mit Euch nicht rechten darüber, was Euch in unsere Mitte führt," bemerkte Pater Garnet würdevoll; „bedient sich doch Gott der verschiedensten Werkzeuge zu seinen Zwecken und auf alle fällt ein Strahl seiner göttlichen Gnade.

Aber vergeßt nicht, daß er des Menschen Arm auch missen kann — oder hat nicht auf sein Geheiß der Erde Schlund die sündhafte Rotte Korah verschlungen? Glaubt Ihr, er könne das Schicksal von Sodoma und Gomorrha nicht auch über jene sündhafte Stadt verhängen, in welcher man seiner vergißt? — Oder verzweifelt Ihr daran, daß sein Arm mächtig genug ist, Blitze auf die Häupter jener Verräther zu schleudern, die ihn und seine Kirche verleugnen und bedrücken?"

Seit den letzten Worten Catesby's war der junge Mann, welcher in der Ecke lehnte, langsam vorgetreten. Sein von dunklem Bart umrahmtes Antlitz war kräftig und schön, nur abstoßend finster, wie der Blick seiner in verborgener Glut lodernden Augen. Die gelbrothe Schärpe, in welcher ein mächtiger Raufdegen steckte, ließen den Soldaten in ihm erkennen.

Er trat an Pater Garnet's Seite, legte seine von einem Stülphandschuh bedeckte Hand auf dessen Arm und sagte mit tiefer ruhiger Stimme:

„Erlaubt, Euer Ehrwürden — ich denke wir sind hier zusammengekommen, um unserer heiligen Sache zu dienen — dies geschieht aber nicht dadurch, daß man die Zeit verschwendet mit Wortgefechten, die entzweien, was vereint wirken soll, sondern allein durch ruhige Erwägung dessen, was räthlich ist und was mit des Himmels Beistand und Segen zu thun ist, um die traurige Lage zu wenden. Möge es daher dem werthen Herrn" — hier deutete er auf Catesby — „gefallen, uns zu eröffnen, wie er gedenkt, unserer zahlreichen und mächtigen Gegner Vernichtung herbeizuführen."

Die Anwesenden sahen verwundert auf den jungen Mann, der sich gestattete, so resolut in die Verhandlungen einzugreifen und sogar dem hochangesehenen Pater Garnet eine wenig verblümte Zurechtweisung angedeihen zu lassen. Der Letztere bemerkte die staunenden Blicke wohl, unterdrückte aber seine aufquellende Empfindlichkeit und sagte, gegen die Versammlung gewendet:

„Gestattet mir, theuere Freunde und Glaubensgenossen, Euch in diesem jungen Mann einen tüchtigen Mithelfer an unserem löblichen Werke vorzustellen, der uns von hohen Mitgliedern und Würdenträgern unserer heiligen Kirche empfohlen wurde. Er hat im Dienste des allerchristlichsten Königs in vielen Landen seinen tapferen Degen zum Ruhm und zur höheren Ehre unseres göttlichen Glaubens gebraucht. Sein Name ist Guy Fawkes und ich empfehle ihn Euerem Zutrauen und Euerer brüderlichen Gesinnung."

„Seid mir gegrüßt, Herr, ich freue mich einen stattlichen und wackeren Kämpen in unserem Bunde zu wissen," nahm Oberst Catesby das Wort. „Ihr werdet als kriegserfahrener Mann leicht in der Lage sein, zu beurtheilen, ob mein Vorschlag auszuführen möglich und ob er der einzige ist, welcher einen vollen und gleichzeitigen Erfolg verspricht. Der hochwürdige Herr hat vom rächenden Blitze des Himmels gesprochen — nun, darauf beruht auch mein Plan, aber nicht aus den Wolken herab soll er vernichtend auf die verfluchten Häupter unserer Bedränger herabfahren, sondern aus dem Schoß der Erde herauf wird er züngeln und diese neue Rotte Korah unter Qualm, Schutt und Trümmern begraben, wenn ihre Glieder nicht zerrissen, zerfetzt und in alle Lüfte verstreut sein werden!"

„Ah, ich begreife!" sagte der spanische Officier, leise vor sich hin, die übrigen Anwesenden aber drängten sich näher um Catesby und zeigten sich äußerst begierig, die näheren Details seines Vorschlages zu vernehmen.

„Wie Ihr wißt, soll in vier bis fünf Wochen das Parlament einberufen werden," nahm der Oberst wieder das Wort. „Weil nun durch die kostspieligen Passionen unseres weisen und verrückten Königs, die Festlichkeiten des Hofes und die fortdauernden zwecklosen Rüstungen die Cassen wieder einmal bis zum Grund geleert sind und großer Geldmangel herrscht, gedenkt König Jakob das Parlament selbst zu eröffnen und seinen „Lieben und Getreuen" höchsteigenhändig um den

Bart zu gehen, daß sie ein Erkleckliches bewilligen. Dabei werden der König, die Minister, der Hofstaat, die Gemeinen — kurz so ziemlich alles versammelt sein, was uns abgeneigt und gefährlich ist — diese Gelegenheit müssen wir benützen!"

„Habt Ihr eine Armee in der Tasche, Oberst?" warf Staunton ein.

„Ihr habt mir heute bewiesen, daß Ihr ein trefflicher Wegweiser seid — in anderen Dingen aber fehlt Euch die Gabe, scharfsinnig vorauszuschauen," entgegnete Catesby zurechtweisend. „Es handelt sich nun darum, durch Personen, auf welchen kein Argwohn ruht, in der Nähe des Parlamentsgebäudes ein Haus zu miethen, von dem aus man in die Keller des ersteren dringen oder unter dasselbe eine Mine treiben kann. Ist diese ordentlich geladen, so braucht es nur eines entschlossenen Mannes und am Tage, wo sich das Parlament versammelt, macht König Jakob sammt dem grinsenden Burleigh, den anderen Ministern und Schranzen und den dreihundert „Lieben und Getreuen" die lustigste Höllenfahrt, die man sich denken kann!"

Der furchtbare Anschlag wurde sehr verschieden aufgenommen. Einige fanden ihn ausgezeichnet, andere brachten verschiedene Bedenken vor, und auch an Solchen fehlte es nicht, welche ihn kurzweg als unausführbar bezeichneten. Das sind die drei Gruppen, wie sie noch jedem großen oder kleinen, segensreichen oder verderbenbringenden Plan gegenüber gestanden sind, so lange man eben Pläne schmiedet.

Unter den durcheinander schwirrenden Stimmen machte sich zuerst die tiefe klangvolle von Guy Fawkes geltend, der kurz und überzeugend nachwies, daß der Anschlag wohl ausführbar sei, jedoch nur Erfolg verspreche, wenn für die nöthigen Mittel gesorgt werde.

„Wenn es sich nur darum handelt, so will ich meine letzte Hufe Landes verpfänden!" schrie Percy, dem der Plan ausnehmend gefiel.

„Zu einem Werke, das den Ruhm der Kirche und den Sieg unserer heiligen Sache fördern soll," bemerkte Garnet, „wird sie nicht unterlassen, auch ihr Scherflein zur Verfügung zu stellen."

So verwirrt sich der Begriff von Recht und Unrecht auch in hellen Köpfen, wenn die Sorge um das Partei-Interesse den allgemeinen menschlichen Standpunkt verdunkelt. Das war so, ist leider so, und wird wohl so bleiben, denn mehr oder weniger ist jeder Mensch Partei.

Da kam aus Staunton's Mund ein Einwurf, welchen niemand erwartet hatte.

„Ein trefflich ausgedachtes Unternehmen!" sagte der sonst so heitere junge Mann mit bedenklichen Zügen. „Ich wüßte nichts dagegen einzuwenden, wenn man mir die Mittel angeben könnte, wie man jene von der Katastrophe fern hält, die nichts gegen uns verschuldet haben, wie es ja deren unter den Lords und Gemeinen viele giebt, oder gar die wenigen wackeren Männer, welche, obwohl anderen Glaubens, mannhaft für uns gesprochen und gewirkt haben."

Eine tiefe Stille entstand — niemand wollte oder wußte im ersten Momente etwas zu erwidern.

„Denn damit möchte ich denn doch nicht gern mein Gewissen beschweren!" fuhr Staunton fort, „daß nebst denen, welchen ich es von Herzen gönne, auch Unschuldige und Freunde unserer Sache in des Teufels Küche geschickt werden."

„Euer Gewissen über gewisse Nothwendigkeiten zu beruhigen, die traurig aber unvermeidlich sind, wenn man einen großen Zweck erreichen will," fiel gewandt Guy Fawkes ein, „ist wohl nicht unsere Sache, sondern jene der ehrwürdigen Herren hier, welche erwägen müssen, ob sie die That kraft des mit ihrem heiligen Amte verbundenen Rechtes billigen und vergeben können."

Aller Augen richteten sich auf die beiden Priester, welche offenbar von dieser Wendung der Sache überrascht und unangenehm berührt waren. Pater Garnet schien seine gewöhnliche Fassung verloren zu haben und blickte verlegen zu Boden.

Sein Amtsbruder, kleiner und von gedrungener Gestalt, schien entschlossener zu sein oder sich rascher einen Sophismus zurecht zu legen, denn er sagte nach einer Pause:

„Die Handlungen, die man um irdischer Zwecke willen unternimmt, wollen danach beurtheilt sein, was ihr Endziel und nicht danach, was sich bei der Ausführung ereignet. Es geziemt sich, blos den Zweck in's Auge zu fassen und von den Uebeln und Unannehmlichkeiten abzusehen, die sich unter dem Vollzug schon darum einstellen können und müssen, weil es eben unvollkommenes Menschenwerk ist."

„Ich möchte unseren geliebten Genossen mit der Erwägung unterstützen, daß es sündhaft wäre, Anderer Leben zu gefährden, wenn der löbliche Zweck auf eine Weise zu erreichen wäre, wodurch sie nicht mitbetroffen würden. Wenn wir nicht Sünder allzumal wären und unser Gebet die Kraft hätte, Gottes rächende Blitze auf die Häupter unserer Verderber herabzuflehen, dann würden wir uns freuen können, jene geschont zu wissen; da wir aber gute Gründe haben, unseren Gebeten diese Kraft nicht zuzutrauen," sagte Percy mit rauhem Lachen, „so fabriciren wir uns irdische Donnerwetter, bei welchen es nicht so genau hergeht und auf ein Dutzend mehr oder weniger nicht ankommt, wenn nur die wahren Höllenbraten davon zerschmettert werden. — — Uebrigens bedenket, liebe Brüder und Glaubensgenossen, wie viel Bedrückung, Unbill, Verfolgung und Marter wir und unsere katholischen Brüder in diesem Lande seit Jahren ertragen mußten, welche zahlreiche Schaar von Blutzeugen in den Tod gehen mußte, ohne ein anderes Verschulden, als jenes der Treue gegen unsern Gott und Glauben. Da darf man es wohl als gerechte Vergeltung bezeichnen, wenn bei einem so glorwürdigen Unternehmen, das dieses unglückliche Land wieder in den Schoß der wahren Kirche führen und Millionen der ewigen Verdammniß entreißen soll, auch einige Menschen zu Schaden kommen, die zwar unschuldig an unseren Leiden, aber in den Augen Gottes doch auch schuldig durch ihren Abfall und ihr Beharren in der falschen Lehre sind."

„Wahr ist's!" schrie Digby, „Ketzer sind sie allzumal und voll Tücke steckt jeder Rundkopf, mag er nun zu dieser oder jener ihrer verruchten Secten gehören! Wenn auch der Eine oder der Andere süß redet oder mitleidige Grimassen schneidet — glaubt es ihm nicht, denn wenn er die Hand in eine katholische Tasche stecken oder ein paar Hufen Landes ergattern kann, so läuft er spornstreichs in Lord Cecil's Lager und wird unser ärgster Peiniger."

„Mit Verlaub, Squire Digby, das ist nicht wahr!" rief Staunton entschieden. „Es giebt unter den Lords wie unter den Gemeinen ehrenfeste und billige Männer, die sich stets gegen das uns widerfahrende Unrecht stemmten und ihre Hände nie mit dem Gute befleckten, das man uns durch List und gewaltsam entreißt."

„Zu was bedarf es denn eines Vertheidigers und Anwalts der verdammten ketzerischen Rundköpfe hier?" fuhr Percy ergrimmt auf. „Wie weit ist's vom Wortführer ihrer Sache bis zum Verräther an der unseren?"

„Den Schimpf werfe ich Euch in den plärrenden Rachen zurück, Percy," entgegnete Staunton zornig. „Wir wollen darüber schon noch sprechen! Ich sage nur, daß ich noch nie erfahren habe, daß Ungerechtigkeit und Grausamkeit einer Sache den Sieg gebracht hätten."

„Laßt doch den Streit unter uns, Ihr Herren," mahnte Catesby. „Staunton ist ein wackerer Mensch und kein Verräther, aber er ist noch jung und weiß nicht, daß man nicht bedenklich und zart drein gehen darf, wenn man die Oberhand erlangen und behalten will. Sind unsere Gegner nicht hart, grausam und tyrannisch, und doch ist der Sieg über uns ihnen schon so lange gegönnt?"

„Erlaubt mir, theure Freunde, die trefflichen Worte, welche früher gesprochen wurden, durch ein Beispiel näher zu beleuchten," nahm Garnet das Wort.

„Wenn in einem blutigen Krieg das siegreiche Heer vor eine feste Stadt rückt, so hat weder der Feldherr noch einer seiner Krieger einen Groll gegen die friedlichen Bürger, die Greise, Weiber und Kinder hinter jenen Mauern. Und doch ist es um des gebotenen höheren Zweckes willen nicht möglich, sie zu schonen, die Geschosse schlagen auch in ihre Häuser, tödten die Schuldlosen, vernichten ihre Habe, und wenn der Widerstand bezwungen und die Mauer mit stürmender Heeresmacht erstiegen ist, da richtet sich die Wuth der Sieger nicht blos gegen die Vertheidiger, sondern es fallen auch viele von jenen unter dem Schwert, die mit ihnen gewohnt, gemeinsam gelebt und gebetet haben. Auch wir führen einen Krieg, einen heiligen Krieg und dürfen dessen trauriges Recht für uns in Anspruch nehmen in der Zuversicht, daß der allgütige Gott den Seinen verzeihen wird, was sie im Uebermaß des Eifers für die Ausbreitung und Verherrlichung seines Namens zuviel gethan."

Lauter Beifall lohnte diesen Worten, die, wie es meist bei solchen Bildern der Fall ist, leicht verständlich waren, übrigens ohne viel Mühe auch zum Beweis des geraden Gegentheils verwendbar gewesen wären.

Während man sich an Speise und Trank letzte, wurden die Einzelnheiten des furchtbaren Unternehmens durchberathen. Leslie wurde, als ein in London selbst wenig bekanntes Mitglied des Bundes mit der Auskundschaftung eines geeigneten Locales in der Nähe des Parlamentes betraut. Als Käuferin oder Mietherin sollte seine Wirthschafterin, Mutter Cairn, auftreten und unter irgend einem Vorwand Guy Fawkes, der zu den eifrigsten Förderern gehörte, in das Haus aufnehmen. Ihm wurde unter dem Beistande von wechselnden Besuchern aus dem Bunde die Herstellung der Mine und die Entzündung derselben übertragen, ein Theil der Verschworenen sollte in London bleiben, um Beistand zu leisten und für den Nothfall zur Hand zu sein, der andere war bestimmt, sich in den Provinzen zu zerstreuen, neue Anhänger zu werben, die nöthigen Geldmittel zu beschaffen und sobald die Katastrophe erfolgt war, mit den bewaffneten Katholiken nach London zu marschiren, um diese durch und durch verketzerte Stadt zu beugen.

Ein feierlicher Schwur verband die Anwesenden und dann verließen sie einzeln oder zu zweien das einsame Haus im Moor. Im Wägelchen, das einige Päcke Waaren trug, fuhren Garnet und sein Gefährte auf dem morastigen Weg fort, der nach Westen führte. Guy Fawkes bestieg einen derben Gaul und klapperte auf dem holprigen Fußsteig dahin, der nach London führte; mit Rudern auf den Schultern verließen Andere das Haus, um auf verschiedenen Wegen den Strom zu erreichen.

Schweigend schritten Staunton und Catesby durch den Sumpf, in dessen hartem Gras der Nachtwind flüsterte. Als sie den Graben erreicht und hinunter geklettert waren, blieb Catesby stehen und sagte:

„Nun wie ist's, junger Freund, habt Ihr die Bedenken gegen meinen Anschlag noch nicht überwunden?"

„Ich denke, Ihr wißt, Oberst, daß ich Keiner bin, der sich gar leicht Bedenken macht," lautete die ernste Antwort. „Wenn sie mir aber dann kommen, sind sie nicht so leicht, wie eine Flaumfeder und lassen sich nicht wegblasen von schönen Worten. Uebrigens hab' ich geschworen und weiß, daß ich mit meinem Leben und meiner Ehre einstehen muß, damit laßt Euch genügen!"

2. Einflußnehmende Unterredungen.

In den Straßen Londons wirbelten die ersten Schneeflocken herab. Aber es war nicht jene blendende Winterspende, die sich weich und glänzend über die Erde legt, jeden Baum und jedes Haus neu und fremdartig erscheinen läßt und die Freude der lieben ungeberdigen Jugend ist, die daraus Bälle formt, damit nach den Ohren des Spielgenossen zielt und die Nase eines ehrsamen Spießbürgers trifft oder ein ungestaltetes Conterfei des Schulmeisters formt, das dann mit einer Art von Kannibalismus zerstört wird.

Nein, er hatte sich verfrüht dieser Schnee, und gehörte zu den abscheulichsten seiner Gattung. Schwer und gerade fielen die Flocken herab, ohne Weiße und ohne Glanz. Wo immer sie auffielen, zergingen sie sofort, tropften von den Dächern und Rinnen als mißfarbiger Regen herab und am Boden schmolzen sie zu einem braunen Brei zusammen, durch welchen die Pferde verdrossen klatschten und die Räder eine Spur einschnitten, in der sich schmutziges Wasser sammelte.

Triefend und frierend drängten und schoben sich die Leute durch die Straßen, unempfänglich gegen die Rippenstöße und gleichgiltig gegen die Kothflecken, welche sie sich gegenseitig in dem Bestreben beibrachten, bald in ein schützendes warmes Obdach zu kommen. So ein Wetter und das Klima, in dem es heimisch ist, haben viel Unangenehmes und vermögen vor oberflächlicher Schätzung nicht neben dem „ewig blauen Himmel" Griechenlands und Italiens zu bestehen. Aber wer gewohnt ist, von der gleißenden Außenseite unbestochen, den Dingen auf den Grund zu sehen, wird die Unbill solcher Witterung gern hinnehmen, um der erziehenden Wirkung halber, die sie auf den Menschen ausübt. Sie hat ihm den Sinn für Haus und Familie gegeben, welcher dem Südländer fast ganz fehlt und damit an Genüssen und geistigen Gütern reichlich ausgeglichen, was dieser an Naturschönheiten, für die er zudem wenig empfänglich ist, voraus hat.

Nur ein Mann, tief in den Mantel gehüllt, schien die Hast aller Uebrigen nicht zu theilen. Langsam klatschte er schweren Schrittes durch den Morast und als er von Holborn aus abbog und durch menschenleere Nebengäßchen dem Strande zuging, ermäßigte sich sein Gang noch, als hätte er keine Eile sein Ziel zu erreichen. Wie eine Kloake wälzte sich der Strom dahin, indem die schweren Flocken zerfloßen, ehe sie noch einen kleinen zitternden Ring bilden konnten.

Es war ein gutes Wetter um mißmuthig zu sein und mit der ganzen Welt zu hadern und das schien der Mann, in dem wir Staunton erkennen, auch ganz ausgiebig zu thun. Der unbekümmerte Ausdruck war aus seinen Zügen gewichen, die Stirne lag in schweren Falten und um den Mund lagerte eine Bitterkeit, die ihm sonst ganz fremd gewesen war. Träumerisch und theilnahmslos ging er seines Weges, und nur als am anderen Ufer die Thürme und gewaltigen Mauern der Zwingburg von London, des Tower, auftauchten, richtete er den Kopf empor und sah mit einem gewissen Interesse hinüber. War es ihm in seinem Brüten doch einen Moment gewesen, als flatterten gespenstische Schatten um jene Mauern, in welchen schon so viel Schreckliches geschehen war.

„Wie lange wird es vielleicht noch dauern, bis auf jenen Zinnen drüben wieder der gräuliche Aufputz stecken wird?" dachte er bei sich, und trotz seiner Unerschrockenheit schlich ein Frösteln durch seine Glieder. Es war ein bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts geübter barbarischer Gebrauch, daß die Köpfe der im Tower Gerichteten, namentlich der Staatsverbrecher, auf den Mauern, an allgemein sichtbarer Stelle aufgepflanzt wurden.

An der unscheinbaren Front des alten Parlamentshauses längs des Strandes vorbei schreitend, bog Staunton in ein enges Gäßchen, wie solche in London noch heute als Wohnungen der Armuth und des Elends erhalten sind (Bild Seite 593), und dann in einen von kleinen schmalen Häusern umgebenen Hof ab. Vor einem der letzteren stand ein Karren und dessen Aussehen, sowie die Farbe des Bodens ringsherum bewiesen, daß er Kohlen zugeführt habe. Ein schmutziger Schild über eine in tiefe Finsterniß führende Thür besagten auch, daß hier Kohlen im Großen und Kleinen zu haben seien.

Der Besitzer des einzigen anderen Ladens im Hofe, der mit allerlei altem Schiffströdel einen räthselhaften Handel führte, mochte wohl denken, das Kohlengeschäft werde nur im Großen betrieben. Jeden Tag kamen Karren und brachten oder führten Tonnen und Säcke weg, aber noch kein Mensch war zu sehen gewesen, der einen Kübel oder Korb voll geholt hätte. Der Mann machte sich übrigens nicht viel Gedanken darüber, er wußte daß es allerhand Geschäftsgeheimnisse gebe, die nicht für Jedermanns Augen und Ohren bestimmt sind, und war froh, wenn Niemand ihm zu scharf auf die Finger sah.

Vielleicht wollte Staunton Kohlen bestellen, denn er blickte aufmerksam in das dunkle Magazin und als er dort niemand sah, pochte er mit kurzen scharfen Doppelschlägen an die Hausthüre. Nach einigen Minuten wurde geöffnet und eine alte Frau empfing mit freundlichem Grinsen den jungen Mann.

„Immer pünktlich, immer pünktlich, mein schmuckes Söhnchen," kicherte sie, als Staunton eingetreten und die Thüre wieder sorgfältig verschlossen war. „Ich sage es immer, Dein Verdienst ist größer, als das aller Anderen, denn Du entziehst die Stunden, die Du hier zubringst, gewiß einem schmucken Dirnlein."

„Glaubt Ihr, Mutter Cairn, daß man an einem Vorhaben wie unseres ist, theilnehmen kann, und dabei noch Lust hat, zärtlich zu girren? Da sähe man doch einem verliebten Tauberich gleich, der noch der Täubin zugluckst, während schon das Messer des Koches nach seinem Hals gezückt ist."

„Das Messer des Koches!" wiederholte Mutter Cairn, während sie dem Besucher voranschritt in das erste Stockwerk. „Ja, ja, das Messer des Koches wird schon gewetzt für viele Hälslein!"

Oben angekommen, stieß sie eine Stube auf, die nur den nothwendigsten Hausrath enthielt, äußerst ungemüthlich aussah und höchst modrig und dumpfig roch.

„Wußte ich doch gar nicht, daß heute die Reihe zur Arbeit an Dir ist," schwatzte die Alte fort. „Und wie mich das freut, denn Du bist der Einzige, der ein wenig mit dem alten Hausmütterchen plaudert. Die Anderen sind alle grobe, mürrische Tölpel, mein Abmiether da, der spanische Kohlenhändler — hahaha! ist ein hochnasiger finsterer Tropf — Du aber hast mir stets gefallen, weil Du keck und froh in die Welt schaust, und nicht heute Gesichter schneidest, wegen gestern oder morgen."

„Ich fürchte, Mutter Cairn, ich verdiene Euer Lob nicht mehr," sagte Staunton langsam. „Ich habe verlernt zu lachen."

„Ei, warum denn, mein Junge? Hast am Ende doch Liebesschmerzen? Nun, fürwahr, das muß ein gewaltig hochnasiges Ding sein, die so einen schmucken Burschen lang seufzen läßt!"

„Nein, nein, das ist es nicht! Ich weiß es selber nicht; Launen, Grillen, wenn Ihr wollt. Doch laßt uns hinuntergehen."

„Damit ist es heute nichts — Sir Fawkes ist ausgegangen und da sperrt er den Eingang zum Keller stets ab. Uebrigens ist die Arbeit in den letzten Tagen flott vorwärts gegangen und da man auf den Hauptbogen gestoßen ist, der das Gewölbe zwischen unserem Keller und dem des Parlamentshauses stützt, ist alles ziemlich im Reinen. In den nächsten Tagen müssen nur noch mehr so niedlicher

Fäßchen hereingeschafft werden und in acht Tagen kann alles zum Tanz bereit sein, den König Jakob mit einem tüchtigen Luftsprung beginnen soll — hahaha!"

Staunton warf einen finsteren Blick auf das alte Weib, das mit der gutmüthigsten Miene von einem so ungeheueren Verbrechen sprach. Man konnte wohl sehen, daß seine Bedenken nicht leichter geworden waren, sondern mit Centnerschwere auf seiner Seele lasteten.

„Glaubt Ihr, daß niemand Verdacht gefaßt hat?"

„Bah! wer kümmert sich um uns! Außer dem Trödler da drüben, der sein eigen Gesicht nicht gern zeigt, weil es das eines Stranddiebes und Hehlers ist, habe ich noch kein lebendiges Wesen in unserem Hofe gesehen, als klapperdürre Katzen und am Abend hie und da eine langschwänzige Ratte. Und so trotzig er



Jakob I. erhebt die Rindslende in den Adelsstand. (Seite 610.)

sonst sein mag, auf den Kohlenhandel versteht sich mein Miether, Herr Fawkes — hahaha! Heute schleppt ein Wagen fünf Tonnen her und morgen holt sie ein anderer Fuhrmann — so daß diese Kohlen beständig auf der Reise sind und die Leute glauben, er macht ein ganz nettes Geschäftchen. Dabei ist es gut möglich, alle Tage einige der Fäßchen mit der Musik für den Tanz unseres großnasigen Königs herbeizuschaffen, so daß deren jetzt schon eine recht stattliche Reihe unter dem Reisig im Keller liegt."

„Nun — so will ich wieder gehen — da man meiner hier nicht bedarf."

„So bleib' doch noch ein wenig, mein Söhnchen — wer weiß, wann wir uns wieder sehen, denn wir zählen heute den siebenundzwanzigsten October und am fünften November geht der König mit seinem ganzen Schlepp von Schranzen und Schränzeln da in unserer Nachbarschaft zum Balle, wie Du weißt — nun,

und bei der Lustbarkeit könnte es geschehen, daß wir auseinanderkämen, obwohl wir nicht geladen sind."

„Mir scheint, die gute Laune, welche Ihr an mir so rühmt, ist auf Euch übergegangen, Mutter Cairn?"

„Und warum sollte ich als altes hochbetagtes Weib nicht fröhlich sein, wenn ich endlich den Tag kommen sehe, der ausgleichen soll, was meines Lebens Last und Leid war? Ich sage Dir, mein Junge, diese Augen haben so viel Thränen vergossen, daß der Quell versiegt ist — wenn aber der Mensch nicht mehr weinen kann, so muß er lachen, sei es nun aus Grimm oder weil er die Vergeltung nahen sieht."

„Ihr habt wohl schwere Schmerzen ertragen, Mutter Cairn?" sagte mitleidig Staunton.

„Mehr als ich erzählen und schwerer als dein rauher Mannessinn fassen kann."

„Und der ist Euch ganz durch diese verruchten Rundköpfe zugefügt worden?"

„Hm!" brummte die Alte und warf einen prüfenden Blick auf den jungen Mann. „Wenn ich die Wahrheit sagen will, haben Presbyterianer und Papisten redlich zusammengeholfen, um mein Leben freudlos und elend zu machen."

„Wie?" unterbrach Staunton sie. „Wie kommt es dann, daß Ihr auf unserer Seite steht?"

„Weil ich die Rundköpfe noch tiefer hasse — sie haben mich noch bitterer getroffen und der Schmerz ist neuer. Schau nicht so verwundert und besorgt — gerade ich habe keine Ursache zur Verrätherin zu werden, denn wenn mich auch weder Glaube noch Interesse an Euere Sache bindet, so hält mich ein grimmiger Haß von Euren Gegnern ab. Doch setz' Dich, mein Bürschchen, ich will Dir erzählen, wie es kam, daß Mutter Cairn so wurde, wie sie ist. Ich will Dir ein Gläschen mischen, daß Du meine Schicksale geduldiger anhörst."

Die Alte brachte aus einem Wandschrank eine Brantweinflasche, füllte ein großes Glas zur Hälfte und goß es aus einem im Kamin hängenden Kessel mit heißem Wasser voll. Sie stellte es vor ihren Gast, der sich gesetzt hatte, nahm dann selbst Platz und begann ihre Geschichte.

„Ich bin so alt, daß meine Jugendzeit noch in die letzten Jahre König Heinrich's fällt. Nur wer damals gelebt hat, weiß, wie es kam, daß so viele Leute der neuen Lehre zufielen. Nicht weil der König es so wollte, denn im Volke stand man stets auf Seite der guten Königin Katharina, und als er dann nach ihr sieben andere nahm und zwei davon, als er sie nicht mehr wollte, auf das Schaffot schickte, wendeten sich alle Herzen von ihm; auch nicht, weil seine Räthe und die großen Herren am Hofe den Papismus verdammten und die neue Lehre empfahlen, wendete sich die Mehrzahl des Volkes dieser zu, denn man verstand gar wenig von den gelehrten Redensarten, die da fielen. Aber auch der einfachste Mensch sah, wie viel Unfug von den Dienern der Kirche getrieben wurde, wie hart sie als Herren, wie unterwürfig sie als Untergebene waren und wie das Wort Gottes in ihrem Mund jeden Tag eine andere Deutung bekam. Das sollte anders werden, sagte man uns — und, darum fielen die meisten vom Papismus ab. Auch meine Eltern hingen der neuen Lehre an und als ich heiratete, einen wohlhabenden braven Pächter in Northamptonshire, auch mein Mann."

„Da starb König Heinrich und wir bekamen eine Königin, von welcher das ganze Land eine milde Herrschaft erhoffte. Aber sie wollte ihre Unterthanen nicht auf Erden glücklich machen, sondern durch blutige Gewalt dem Himmel zuführen, und ich fürchte, sie hat sich dadurch selbst der Hölle überantwortet, denn es waren der Greuel zu viele. Fast lustig war es aber zu sehen, wie die Grafen und großen Herren, die mit König Heinrich den Predigern lauschten, nun wieder mit der Königin

Maria zur Messe liefen. Freilich wer kriecht nicht lieber in den Beichtstuhl, als unter das Richtschwert? — aber mir fiel es doch auf und ich machte mir so meine Gedanken darüber, daß so mächtige Herren um der fürstlichen Gnade willen so rasch den Glauben wechselten. Unser Grundherr war auch einer von den plötzlich fromm Gewordenen, vertrieb die Prediger von seinen Gütern, rief Mönche herbei und hatte kein anderes Augenmerk, als katholisch zu machen, was nur auf seinem Besitzthum athmete. Bei den Meisten gelang es ihm — mein Mann aber blieb starr und ließ sich nicht bewegen, obwohl auch ich ihm zusprach und meinte, im Herzen könne er glauben was er wolle, um des Lebens Frieden und Nothdurft aber solle er dem Gutsherrn den Willen thun. Aber er sagte, das wäre feig und unmännlich, für ihn gäbe es da kein Schwanken und Leugnen — kurz, er blieb fest in seiner Meinung — was wohl machte, weil er kein großer Herr, sondern nur ein gewöhnlicher Mann war. Da begannen die Qualen: der Pachtzins wurde erhöht, endlich der Pacht gekündigt, und als mein Gatte sagte, das sei ungesetzlich und dem Gutsherrn stolz entgegen trat, ließ ihn dieser greifen, in den Thurm werfen, ihm den Proceß als Aufrührer und starrsinnigen Ketzer machen und an einem schönen Maimorgen beschien die Sonne meines Mannes und noch eines Gesinnungsgenossen Leiche an den Aesten einer großen Ulme vor dem Schlosse des Earl (Grafen)."

Mutter Cairn erzählte flüssig und ohne jeden Pathos, machte aber gerade darum vielleicht tieferen Eindruck auf den Zuhörer. Staunton sah starr und finster vor sich hin.

„Ich hatte ein Töchterlein von drei Jahren — ein holdes, rosiges Kind," fuhr die alte Frau mit gedämpfter Stimme fort. „Ich war über den Mord meines Gatten so wüthend, daß ich mich eher hätte auch tödten lassen, als daß ich mich gefügt hätte, — aber man drohte mir, man werde mich von meinem Kinde trennen und — da wurde ich katholisch und ließ es Lizzy (Elisabeth) taufen. In der Gegend aber hielt ich es nicht aus, raffte mein Habe zusammen und zog nach Warwickshire, wo ich ein kleines Besitzthum erstand. Unterdessen starb Königin Maria und Königin Beß (Elisabeth) stieg auf den Thron. In der ersten Zeit wurden wir Papisten nicht belästigt, aber der Ehrgeiz ränkesüchtiger Großen entfachte die alten Leidenschaften, man trachtete der Königin nach dem Leben, und nach und nach stellte sich wieder ein Druck ein, dem aber Viele, so wie ich, dadurch entgingen, daß wir verschwiegen, welches Glaubens wir waren. Unser bisheriger milder Gutsherr, ein Katholik, wanderte aus und sein Nachfolger war ein wilder, roher Landjunker und eifriger Lutheraner, der eine Schaar wüster Zecher und Jäger und mehrere näselnde und schnüffelnde, Augen verdrehende und Psalmen plärrende Prädicanten mit sich brachte. Von der Zeit an war es mit der Ruhe aus. Wer nicht in die Kirche kam, wurde beargwöhnt und gequält, von den Predigern öffentlich beschimpft, vom Gutsherrn mit Strafen bedroht. Ich war eine gebrochene Frau und hätte mich jetzt bequemt, wie vor Jahren — ich hatte ja erfahren, was das Festhalten am Glauben frommt, — aber Lizzy wollte nichts davon wissen, sie hing am papistischen Glauben, wie ihr Vater einst am lutherischen. Seit dem aber waren fünfzehn Jahre verflossen und sie zu einem schönen Mädchen herangewachsen, dem ich jene Zuversicht an seinen Glauben nicht nehmen wollte, die ich schon lange eingebüßt hatte. Die Prediger führten Beschwerden über uns, und eines Tages kam der Gutsherr selbst mit Drohungen in unser Haus — dabei sah er Lizzy. Ich muß jetzt kurz sein, — denn ich habe ja keine Thräne mehr. Wenige Tage darauf wurde Lizzy mit Gewalt aus meinem Hause entführt, nach acht Tagen kam sie zurück, — sie war aus dem Schloß entsprungen — und da auch eine Rose welken muß, wenn eine rohe Hand ihren reinen Kelch beschmutzt, konnte mein braves edles Mädchen nicht mehr leben — nach wenigen Tagen begrub ich sie!"

Eine lange Pause entstand, in welcher man nur das schwere Athmen Staunton's hörte.

„Begreifst Du jetzt, junger Mensch, daß ich Eurer Sache diene, ohne sie zu lieben? Daß ich Jene mit tödtlichem Hasse verfolge, welche die Bibel schwingen, um die Mitmenschen zu erdrücken, aber auch die nicht liebe, welche aus dem Meßbuch Mäusefallen für Menschen machen? Ich diene Euch treu — aber nur, weil ich Andere noch mehr hasse, als Euch!"

„Ich verstehe Euch, Mutter Cairn und kann Euch nicht tadeln," sagte Staunton verstört. „Mein Vater ist unter den Schwertern der Rundköpfe verblutet, sie haben mir mein Erbe entrissen und zu Zeiten hetzten sie mich schon wie ein wildes Thier — aber wie leicht wiegt das Alles gegen Euer Schicksal, daß mich so erschüttert und von dem Ihr doch sagen mögt, ich sei nicht im Stande seine Schwere zu begreifen."

„Laß es Dir nicht so zu Herzen gehen, mein Junge," fiel die alte Frau ein, welche ihre ganze sonderbare Ruhe wiedergefunden hatte, „so wird es fort und fort sein, so lange die Menschen sich den Himmel auf Erden dadurch erkämpfen wollen, daß sie sich gegenseitig das Leben sauer machen und so lange es ihnen möglich ist, ihren schmutzigen Leidenschaften zu dienen, wenn sie ihnen das Mäntelchen des Glaubenseifers umhängen."

„Ihr habt recht, Mutter Cairn und ich habe dergleichen wohl auch schon gedacht," sagte der junge Mann. „Lebt wohl — mich schmerzt der Kopf und das Herz von Eurer Geschichte." — Mit gesenktem Haupt verließ er das Haus und schritt langsam, gefolgt von den Blicken der alten Frau, durch den Hof.

„Wenn er klug ist," murmelte sie, während sie die Thüre schloß, „macht er sich von den wüsten und habgierigen Menschen los, mit welchen er jetzt verbunden ist. Es wäre Schade um ihn, denn er ist jung und gut — aber sind nicht noch Bessere dem gleichen Moloch zum Opfer gefallen? Indes es wäre mir lieb, wenn er sich rettete, drum hab' ich ihm meine Geschichte erzählt, denn verloren sind sie Alle, die blinden Thoren, wenn auch ihr Anschlag gelingt. Die Einen vernichten, die Anderen auf dem Weg zum Verderben begleiten, so ziemt es mir, deren Leben von Beiden vergiftet wurde!"

Wirren Kopfes war Staunton unterdessen seines Weges fortgegangen. Was er seit der denkwürdigen Nacht in der Haideschenke stets dunkel gefühlt hatte, stand jetzt auf einmal klar vor ihm. Zuerst hatte ihn nur die Ungeheuerlichkeit des geplanten Verbrechens und die kaltherzige Rücksichtslosigkeit, mit welcher man die Ermordung ganz Unbetheiligter guthieß, erschreckt. Die rohen Ausbrüche der Edelleute, noch mehr aber die gleißnerischen Entschuldigungen der beiden anderen Genossen hatten seinen geraden Sinn verletzt, der zwar in stürmischen Zeiten verwildert, vor einer Gewaltthat nicht zurückscheute, aber diese nimmer im Namen der Gerechtigkeit, die sonst nicht zu erlangen war, geübt wissen wollte.

Mehr und mehr setzten sich Zweifel über die Lauterkeit der Gesinnung vieler seiner Genossen in ihm fest und er erkannte, daß John Digby das Richtige getroffen hatte, wenn er sagte, daß nicht die Sorge um die Religion, sondern recht irdische Zwecke sie zusammengeführt habe. Und wenn er sich ernstlich prüfte, mußte er sich nicht sagen, daß mehr die Rachsucht als der Eifer für den Glauben ihn vorwärts getrieben habe? Und um solcher Zwecke willen sollte ein so furchtbares Verbrechen begangen werden?

Zu dieser Stimmung kamen nun die Eröffnungen der Mutter Cairn, von welchen leicht zu ermessen ist, wie sie auf den jungen Mann wirkten. Ihm, dem Uebermüthigen und Kecken, der dem Tod schon kühn entgegengeblickt, der aber auch in der verzweifeltesten Situation noch stets seinen Lebensmuth bewahrt hatte, wäre das Sterben jetzt eine Erlösung gewesen.

Der Abend war angebrochen, das Schneien hatte aufgehört und ein plötzlich eingefallener Frost hatte rasch Trockenheit in den Straßen geschaffen. Während seines planlosen Herumirrens war er in eine der Gassen gerathen, die nach dem Whitehallpalaste führten, wo damals die königliche Hofhaltung war. Es mußte wohl ein Fest gefeiert werden, woran König Jakob I. sich auch durch den drückendsten Geldmangel nicht hindern ließ. Schwerfällige Karossen, von Läufern mit lodernden Fackeln begleitet, rollten dahin, — Sänften, von bewaffneten Dienern umgeben, wurden getragen, und mancher edle Herr, dessen Mittel ihm weder das Eine noch das Andere gestatteten, dankte dem Himmel für den Frost, der ihm erlaubte, ohne Gefährdung seiner Toilette „zu Hofe zu gehen."

„Ei, Gottes Wunder! das nenn' ich doch einen Zufall! Master Randolf!" rief eine Stimme aus einer Sänfte, deren Träger auf ein Zeichen des Insassen anhielten, als Staunton vorüberging.

Er blickte auf und sah einen reichgekleideten Herrn in mittleren Jahren, der ihm freundlich winkte näher zu treten.

„Lord Mounteagle, Ihr seid's?" stotterte er.

„Nun ja, wer denn sonst?" rief der Lord lustig, „dachte ich doch, Ihr kennt mich gar nicht mehr! Wo treibt Ihr, Wildfang, Euch herum? Hab' ich doch schon halb England nach Euch durchstöbern lassen! Noch immer trotzig, grollend, voll Rachgier, wie? Ach, schickt Euch in das, was nun doch nicht mehr zu ändern ist, wie es ja so viele Andere auch thun müssen. Wenn die Stürme so tosen, bekommt man leicht sein Lebensschifflein voll angeschwemmt! Nun, wie geht's Euch, was treibt Ihr?"

Staunton murmelte, er habe vor, in das Ausland zu gehen.

„In das Ausland? Ach, was fällt Euch ein? So hübsche brave Leute kann Alt-England selbst brauchen! Höret einmal, junger Freund, ich habe wegen Euch mit dem König gesprochen, — er ist nicht abgeneigt gewisse Uebereilungen früherer Jahre zu vergessen, Euch eine Stelle im Hofstaat seines Sohnes zu geben und — dahin zu wirken, daß Eure väterlichen Güter, wenn nicht ganz, doch zum Theil wieder an Euch kommen. Niemand wünscht mehr, daß die Vergangenheit vergessen werde und Friede im Reiche herrsche, als der König, und er will dies für Euch thun, ohne eine Bedingung dagegen zu stellen, die Eurer Ehre, Eurem Gewissen oder Glauben widerstreben würde. Versteht Ihr mich? Nun, wir wollen morgen früh weiter darüber sprechen, denn Ihr kommt doch zu mir? — schon damit ich Euch tüchtig auszanken kann, daß Ihr Euch bis jetzt nicht sehen ließet."

Staunton stand wie versteinert vor dem Lord — diese Anerbietungen wurden ihm, dem Mitwisser und Förderer eines so furchtbaren blutigen Anschlages gemacht!

„Nun, Freund Randolf," sagte der Lord, „um die Wahrheit zu gestehen, scheint Ihr mir nicht eben gesprächiger und liebenswürdiger geworden zu sein, seit wir uns nicht gesehen haben, doch das wird sich wohl morgen finden, wenn wir einen tüchtigen Becher Sect zusammen leeren wollen. Also auf Wiedersehen! — Doch halt! Nur Eines noch — gebt doch Eurer Mutter ein Lebenszeichen, denn sie quält sich mit Angst und Sorgen um Euch. Sie ist jetzt auf Scorney-Hall und vertreibt meiner Lady die Schrullen des Strohwitwenthums. Also — auf morgen! Vorwärts, Ihr Männer!"

Lange war die Sänfte schon verschwunden, so stand Staunton noch am Platze, wo er mit dem Lord zusammengetroffen war. Dieser war ein Freund seines Vaters gewesen, hatte ihn vergeblich zu retten gesucht und sich auch dem Sohn stets als treuer Berather und Schützer bewiesen, selbst als er schon in die Umtriebe der katholischen Partei verflochten war: — jetzt noch bemühte sich der edelherzige Lord, ihm eine ehrenvolle Zukunft zu sichern und war der Schützer und Wohlthäter seiner Mutter!

Und auch dieser Mann sollte dem Anschlag zum Opfer fallen, zu dessen Ausführung er sich mit einem furchtbaren Schwur verpflichtet hatte!! Lange noch wankte der Unglückliche in den Straßen herum, und als er endlich, ermüdet und kraftlos sein Lager aufsuchte, malte seine Phantasie ihm stets die Gräuelscenen aus, durch das Geprassel und Gejammer aber tönten dröhnend die Worte seines Schwures!

---

3. Der Warnbrief.

Die sattsam bekannte Thatsache, daß es unter den Menschen sehr viele kuriose Käuze giebt, findet auch ihre Ausdehnung auf die Großen dieser Erde. So viel sich auch im allgemeinen gegen das von mehreren Seiten verfolgte Bestreben, alle individuellen Eigenthümlichkeiten verschwinden zu machen und einen „Normalmenschen" zu erziehen, einwenden läßt, so könnte man sich damit vielleicht befreunden, wenn es darauf beschränkt würde, „Normalfürsten" zu erziehen, wobei nur nach anerkannt guten Mustern gearbeitet werden dürfte. Denn wenn die kuriosen Käuze ganz gewöhnlichen Ranges sich schon häufig sehr unangenehm bemerkbar machen, so werden sie auf dem Thron oft sich und Anderen sehr gefährlich und die einzige Abhilfe liegt darin, daß sie, natürlich unbewußt, alles Mögliche thun, um so schnell als es angeht, der Herrschaft verlustig zu werden.

Einer der kuriosesten Käuze, welche jemals Krone und Scepter getragen haben, war unleugbar König Jakob I. von England. Da er im Grunde wohlmeinend, ohne alle Grausamkeit und friedliebend war, so wurden seine Schrullen nicht ihm selbst gefährlich und er starb als Regent; aber sein nicht immer glückliches Eingreifen in die religiösen Zustände des Landes, der stete Hader mit dem Parlament über die Geldfrage, seine Prunksucht und Verschwendung bereiteten jene Wirren vor, welche das Land noch ein halbes Jahrhundert nach seinem Tode beherrschen und seinem Sohn, Karl I., Thron und Leben kosten sollten. Nur stark in theologischen Streitigkeiten und gelehrten Spitzfindigkeiten, bewies Jakob seine Schwäche in keiner anderen Richtung so sehr, als gegen seinen Sohn, dessen Hochmuth und Ueppigkeit, Eigensinn und Rechtsverachtung von ihm förmlich gehegt wurden, so daß in den letzten Lebensjahren Jakob's thatsächlich Karl und seine Günstlinge herrschten, unter welchen der Herzog von Buckingham der glänzendste und bekannteste ist.

König Jakob's Gelehrsamkeit war eine ausgebreitete und er war nicht wenig stolz darauf. Seit Alfred dem Großen war kein britischer König mehr literarisch thätig gewesen, — Jakob brachte dies aber reichlich ein und verwendete auf seine schriftstellerischen Arbeiten soviel Zeit, daß es kein Wunder war, wenn er nebst seiner Neigung zur Jagd und Festlichkeiten die Regierungsgeschäfte seinen Ministern und Günstlingen überlassen mußte.

Neben mehreren theologischen Werken, welche seinem Lieblingsproblem, der Vereinigung der in viele Secten gespaltenen Evangelischen, dienten, besitzen wir ein Werk über die „Hexerei" von ihm, in welchem die Kennzeichen dieser damals übelberufenen Damen, sowie die Mittel, ihr Wirken unschädlich zu machen, gründlich erörtert wurden und der „Misocapnos" (Raucherfeind), ein stattlicher Band, in welchem der König mit all seiner Gelehrsamkeit einen erbitterten Angriff auf das „Stinkkraut Nicotiana" — den Tabak, macht und dessen Gebrauch aus religiösen, sittlichen, rechtlichen und philosophischen Gründen verdammt. Er unterstützte diese Abneigung gegen den Tabak auch durch gesetzliche Maßregeln, indem

er schwere Geld- und Freiheitsstrafen gegen Raucher festsetzte, was ungefähr so viel nützte, als die päpstlichen Bullen gegen das „höllische Rauchen" und die kurze Zeit in Rußland und der Türkei dagegen angewendeten Barbarismen des Nasenabschneidens und Lippendurchstoßens.

An einem der ersten Novembertage des Jahres unserer Erzählung saß König Jakob, in einen gewaltigen Folianten vertieft, in seinem Arbeitszimmer. In einiger Entfernung von ihm stand der Lord-Sheriff, welcher damals die höchste Polizeimacht des Reiches ausübte, und berichtete darüber, daß überall Ruhe und Frieden herrsche, keine Spur von papistischen Umtrieben zu merken sei und daher die für den 5. November festgesetzte Eröffnung des Parlamentes ohne weiteres unter dem üblichen Gepränge vollzogen werden könne.

König Jakob grübelte eben über einen dunklen Satz in den Schriften eines Kirchenlehrers und hörte dem Bericht nur mit halben Ohren zu.

„Ja, ja, das Parlament," murmelte er vor sich hin, „es wird da wieder süße Worte von Uns kosten und harte zu hören geben, bis die Gemeinen die Schnüre zum Geldbeutel aufziehen. — Hm! mir ist die Stelle von der göttlichen Gnade nicht recht klar, es ist nicht zu ersehen, ob sie blos Ausfluß des höchsten Willens ist oder durch die Kraft des Gebetes und ein auferbauliches Leben verdient werden kann. — Ah — mein Lord, Ihr meint also, es sei alles ruhig und sicher, — nun ja, was sollte auch unsere Unterthanen zur Unzufriedenheit bewegen, wo Wir Unseres Geistes Kraft und ungewöhnliche Erudität (Gelehrtheit) dazu aufwenden, ihnen des ewigen Lebens Thron mit dem Schlüssel des wahren evangelischen Glaubens zu öffnen."

„Ich habe noch gestern selbst das Parlamentshaus in Gemeinschaft mit dem Sprecher (Vorsitzenden) des Hauses der Gemeinen und dem Sergeant at Arms (dem Beamten, welcher im Parlamentshaus die Polizeigewalt ausübt) in allen Theilen begangen und gefunden, daß alle Vorbereitungen getroffen sind und nichts versäumt wurde, was für die Sicherheit erforderlich ist," berichtete der Lord-Sheriff.

„Wir danken Euch — aufrichtig gestanden, mein lieber Lord, wären Wir herzlich froh, wenn Wir „Unserer Lieben und Getreuen von beiden Häusern" schon wieder los und ledig wären. Ihr Mäkeln und Nergeln raubt Uns viel kostbare Zeit, die im Studium und Bemühen für Unserer Unterthanen leiblich und geistig Wohl besser verwendet wäre — ah — und in Carvarden-Park warten ganze Rudel von Damhirschen, die der Jägermeister in Netze gestellt hat! — Eh," fuhr er murmelnd fort, den Blick wieder auf den Folianten senkend, „Lactantius und nach ihm Thomas von Aquin sagen, die göttliche Gnade sei kein freies Geschenk, sie müsse erworben und verdient werden im Gebete und durch Uebung aller Tugenden — der große schottische Reformator John Knox aber folgt Wicleff's Lehre, daß des sündigen Menschen Bemühen federleicht wiege und die Gnade, dieser höchste Ausfluß göttlichen Willens, in Demuth empfangen, nicht aber ermäkelt und geheischt werden kann. Ein dunkler Punkt — der doch erhellt werden muß, damit er Allen gleich verständlich und annehmbar sei."

Der Lord-Sheriff mochte an die Weise seines königlichen Herrn gewöhnt sein und stand theilnahmslos daneben, während Jakob in seinen Zweifeln bald die beiden zu seinen Füßen lagernden Jagdhunde streichelte, bald seine unscheinbare Fuchspelzmütze von einem Ohr auf das andere schob und sich das schlichte spießige Haar durchwühlte. Auf der Mütze steckte neben ein paar verknitterten Pfauenfedern eine kostbare Rosette von edlen Steinen, ganz übereinstimmend zu der schweren Goldkette, die auf einen bequemen Leibrock von verschossenem fleckigen Sammt herabhing.

„Was ist's? Wer stört Uns in unseren Berathungen?" fuhr Jakob auf, der ungewöhnlich argwöhnisch, um nicht zu sagen furchtsam, war.

An der Thüre erschien ein Kämmerer und meldete, daß Lord Mounteagle in einer überaus dringenden Angelegenheit bitte, vorgelassen zu werden.

„Lord Mounteagle? Ein wackerer Mann! Zwar nicht vom rechten Eifer für die Herbeiführung des evangelischen Einverständnisses erfüllt — aber ein braver Uns aufrichtig ergebener Mann — und seine Meuten in Scorrey Hall gehören zu den besten im Lande — laßt ihn herein!"

Mit allen Anzeichen der höchsten Aufregung erschien der Lord unter der Thüre. Er beugte sich tief gegen den König, richtete sich jedoch rasch auf und rief dem sich verabschiedenden Lord-Sheriff zu:

„Nein, nein, mein Lord — mit unseres gnädigsten Königs Erlaubniß verweilt noch — es ist gut, daß ich Euch getroffen, denn was ich zu sagen habe, schlägt in Euer Amt!"

„In des Lord-Sheriffs Amt? Eh — wie meint Ihr das, Lord Mounteagle?" fragte der König neugierig.

„So viel ich weiß, gehört es zu des Lord-Sheriffs Pflichten über die Sicherheit Eurer geheiligten Person zu wachen!"

„Was redet Ihr da?" rief der König erschrocken aufspringend. „Was ist es mit der Sicherheit Unserer königlichen Person? Wer wagt es, sie zu bedrohen?"

„Ich habe soeben unserem allergnädigsten König berichtet, daß dieselbe vollkommen ungefährdet ist," warf der Lord-Sheriff mit protziger Amtsautorität ein.

„Ich wünsche und hoffe das," sagte Lord Mounteagle achselzuckend. „Geruhe mein erhabener Herr den Lord-Staatssecretär rufen zu lassen, der sich ohnehin im Schlosse befindet."

„Lord Burleigh? Nun meinetwegen!" sagte der König seufzend. „Was könnte auch geschehen, ohne daß er dabei wäre! Mir scheint, Ihr habt vor, den ganzen Staatsrath da in unserem Zimmer zu versammeln?"

„O nein — im Gegentheil, ich möchte meine Eröffnung nicht gern vor vielen Ohren machen."

„Warum habt Ihr sie dann nicht den Unseren erspart, statt Uns in solche Unruhe zu stürzen?" klagte der König.

„Weil ich mich durch ein Schweigen des Hochverrathes schuldig gemacht hätte," entgegnete Mounteagle ernst.

„Beim Tod Gottes! Ihr braucht schwere Worte, Lord, die nicht leichtsinnig vor unserem Ohr gesprochen werden sollten. Doch, da ist Lord Burleigh — fangt an — Wir sind begierig zu hören."

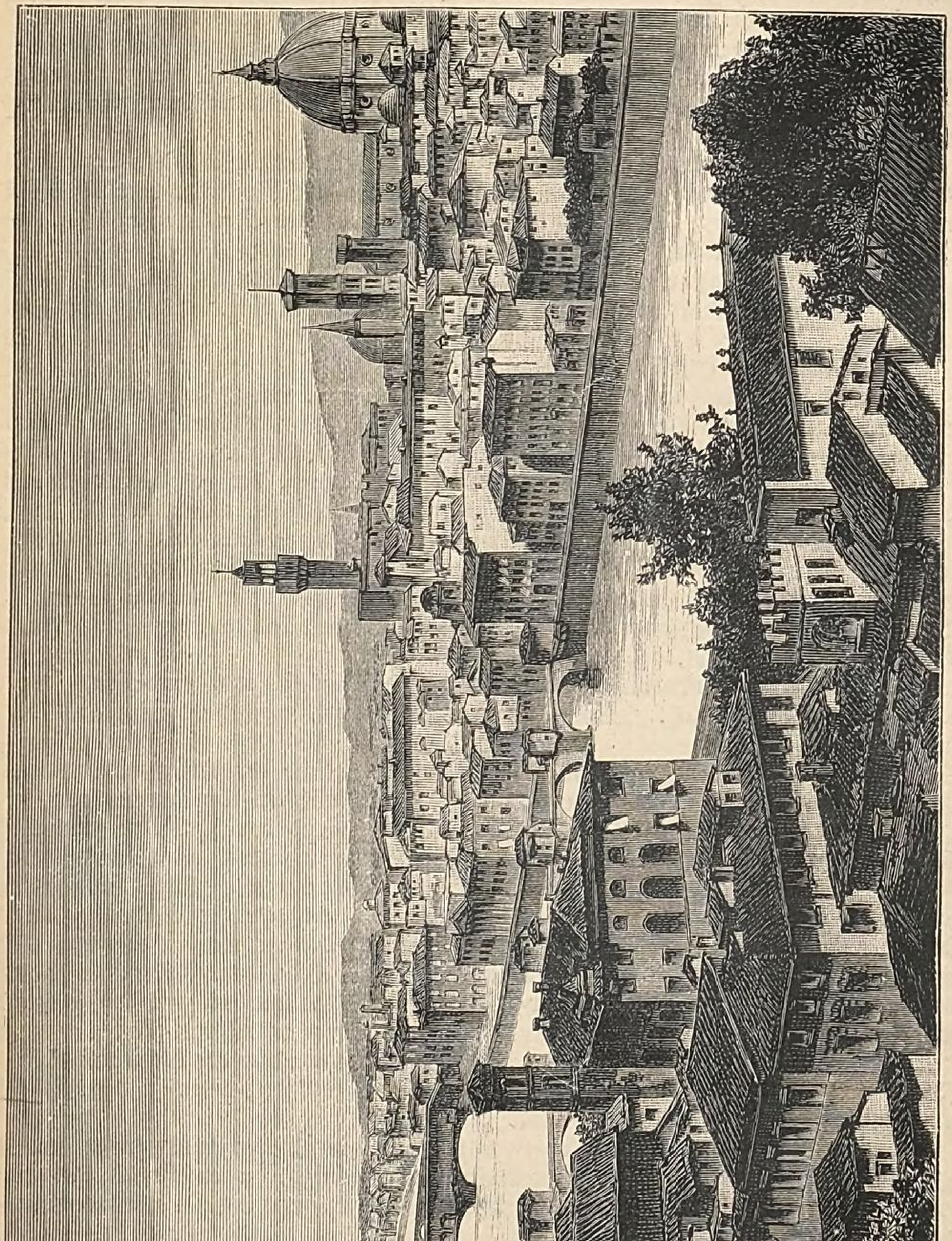
Der berühmte Minister der Königin Elisabeth, war zur Zeit, als er deren Nachfolger berieth, schon ein sehr alter Mann, dessen gebeugte Gestalt trotz der überreichen Kleidung doch ihre Gebrechlichkeit verrieth. Sein Antlitz war ein wahres Labyrinth von Falten und verrieth Klugheit und Scharfsinn, aber auch Tücke und Härte.

„Heute Morgens kam mir dieses Schreiben von unbekannter Hand zu," begann Lord Mounteagle, „welches eine geheimnißvolle Warnung, der Eröffnung des Parlamentes nicht beizuwohnen, enthält."

„Seid Ihr vielleicht unter die Sparer gegangen und will man Euch den Schmerz ersparen, Unsere Forderungen anhören zu müssen," scherzte König Jakob, der, so groß er auch seine Würde und Person schätzte, sie doch um eines Spaßes willen, oft nicht schonte.

Noch weniger geschah dies, wo es den Adel betraf und ein derartiger Vorfall ist von origineller Eigenthümlichkeit.

König Jakob hatte eines Tages ein Stück Rinderbraten aus einem am freien Kohlenfeuer in seiner eigenen Würze und Kraftsauce gebratenen Hinterviertel herausgeschnitten, gegessen, und vermeint noch niemals etwas ähnlich schmackhaftes



Ansicht von Florenz. (Seite 618.)

genossen zu haben. Kein Wunder, denn selbes war vom besten Koch, dem Hunger, gewürzt worden, da der König eben von einer langen, anstrengenden Jagdpartie zurückgekehrt, außerdem stammte die Keule von einem besonders gut mit würzigem Futter gemästeten anderthalbjährigen Ochsen, wie sie in England seit jeher tausendweise blos für Küche und Gaumen, für die Musculatur der Menschen wissenschaftlich und künstlerisch erzogen, geweidet und gemästet werden.

Diese englisch erzogene und englisch gebratene Hinterkeule also schmeckte dem König so vortrefflich, daß er sein Waidmesser zog, sie mit demselben berührte und in aller Form — zum Ritter schlug, wobei er ihr den Namen Sir Loin of Beef (Baronet Lende vom Rind) ertheilte. (Bild Seite 601.)

Lord Mounteagle, der sich vielleicht an diese Verhöhnung des Adels im Momente erinnerte, blickte etwas finster auf des Königs Scherz. Endlich sagte er ruhig:

„Geruhe mein erhabener Monarch das Schreiben selbst zu lesen."

„Was fällt Euch ein?" rief Jakob zurückprallend. „Was kann nicht hinter so einem Papier stecken? Kann der Warner nicht selbst der Bösewicht sein? Der Lord-Sheriff mag es lesen — ihn schützt sein Amt und Beruf."

Lord Mounteagle reichte das Blatt dem Beamten, der es zögernd nahm, soweit vom Antlitz weghielt, als sein Sehvermögen es gestattete und stotternd las:

„Mein Lord! Wenn Ihr die Stimme eines besorgten Freundes hören wollt, so bleibt der Eröffnung des Parlamentes ferne. Den Theilnehmern droht ein furchtbares Geschick, wie es nur der Menschen Wuth im Bunde mit den Gewalten der Natur mit einem Schlage entfesseln kann. Seid weise! Folgt meinem Rath und versucht nicht, den Warner zu entdecken!"

„Bei den Gebeinen meiner Vorfahren! das klingt ja ganz furchtbar," rief König Jakob todtenblaß. „Eh — mein Lord-Sheriff, was habt Ihr Uns da noch eben berichtet?"

„Dieses Schreiben lautet so geheimnißvoll," meinte der verlegene Beamte, „es mag wohl nur ein kecker Schwank sein — da alle näheren Angaben fehlen —"

„Was Ihr da schwätzt! Meint Ihr, wenn Jemand vor hat, Uns mit all' Unseren Würdenträgern und Rathgebern Unserer Krone zu tödten, wird er haarklein beschreiben, wie er es machen will und seinen Namen und Wohnung beisetzen? Wißt Ihr aber, Lord Mounteagle, soviel ist klar, ein gottloser Verbrecher und schlechter Engländer ist der Warner auf jeden Fall. Warum wendet er sich nicht an Uns und wo steht ein Wort von Unserer Person? An der scheint ihm nicht viel gelegen zu sein und wenn nur Ihr gerettet seid, mag ich mit der ganzen Begleitung in das Gras beißen. Brr! das ist ein sauberer Morgengruß!"

„Sollte Lord Mounteagle gar keine Ahnung haben, wer der Schreiber dieser Zeilen ist?" sagte der Staatssecretair mit pfeifender Stimme, einen scharfen Blick auf den Gefragten richtend.

„Nein, ich habe keine und — will keine haben," entgegnete dieser stolz. „Ich überlasse es der Prüfung meines ritterlichen Königs, zu entscheiden, ob es eines ehrlichen Mannes würdig wäre, den Warner zu verrathen, — vorausgesetzt, daß ich wüßte, wer es sei.

„Nun ja, für Eure Person mögt Ihr so denken," sagte Jakob langsam, mit zur Seite geneigtem Kopf den Lord betrachtend; „aber — die Pflicht gegen Uns und das Land, dünkt Uns, würde wohl entschuldigen, wenn die Begriffe der gewöhnlichen Denkungsart verletzt würden."

„Diesen Pflichten bin ich durch Mittheilung des Schreibens nachgekommen. Uebrigens wiederhole ich — daß ich keinerlei Vermuthungen über den Schreiber habe."

„Nun ja, Wir wissen ja, Ihr seid ein braver Mann und Unterthan," beruhigte ihn Jakob. „Was denkt Ihr von der Sache, Lord Burleigh?"

„Hm! ich weiß schon seit Langem und habe Beweise dafür, daß sich die Papisten wieder regen," entgegnete der arglistige Staatsmann, der die große Kunst verstand, sich unentbehrlich zu machen. „Wir haben es offenbar mit einem ihrer Anschläge zu thun — und wie es scheint, mit einem ganz eigenartigen und sehr gefährlichen."

„Was nützen mich Eure Ahnungen, wenn Ihr sie bei Euch behaltet, was Eure Beweise, wenn Ihr nicht handelt?" rief der König aufgebracht. „Wäre der Warner nicht um Lord Mounteagle besorgter als Ihr um mich, wer weiß, wo wir Alle übermorgen zu Bett gehen würden."

„Eure königliche Majestät vergessen, daß die Sorge um des Landes und besonders um Eurer erhabenen Person Sicherheit nicht in meinen schwachen Händen ruht," entgegnete giftig Lord Burleigh. „Uebrigens wollen Eure Majestät diesem Vorschlag, den ich schon hierher mitbrachte, entnehmen, daß ich verschiedener bedrohlicher Anzeichen wegen eine Verschiebung der feierlichen Eröffnung und die Entfernung Eurer erhabenen Person von der Hauptstadt beantragte."

„Ihr seid eine Perle, Lord Burleigh, und nächst mir der gescheiteste Mann in beiden Königreichen! Ihr meint, Wir sollen Uns von hier entfernen? Hm! in Carvarden-Park wäre die Jagd jetzt günstig — doch was sagt Ihr, mein Lord-Sheriff eigentlich zu dem Allen?"

Dieser unglückliche Würdenträger stand, ein Bild tiefster Verblüffung, mit jenem Ausdruck unsäglicher Hilflosigkeit im Antlitz da, wie er noch heute der „hohen Obrigkeit" eigen ist, wenn sie die unliebsame Entdeckung macht, daß die Dinge ganz anders gegangen sind, als es ihre Amtsweisheit vorausgesetzt und betheuert hat.

„Für den Ruf als vorsichtigen Staatsmann wäre es besser gewesen, Ihr hättet vor zwei Stunden so geschwiegen, wo Ihr Uns ein Langes und Breites von der Ruhe im Lande und der Sicherheit Unserer Person erzählt habt!" sagte König Jakob strafend, fuhr aber dann gutmüthig fort: „Nun grämt Euch nicht weiter und dankt den beiden Lords, die Euer Amt verwalteten. Aber entdecken sollte man doch, was die gottlosen Kerle angezettelt haben!"

„Ich werde sogleich die schärfsten Maßregeln ergreifen," beeilte sich der Lord-Sheriff zu sagen, „um der Sache auf die Spur zu kommen."

„Das werdet Ihr nicht thun, mein Lord," fiel Burleigh mit kräftiger Betonung ein. „Ich bitte Eure Majestät den Anwesenden zu befehlen, daß die Mittheilung Seiner Lordschaft als strengstes Geheimniß bewahrt wird und keinerlei Maßregeln ergriffen werden, welche die Bösewichter wissen lassen, daß man ihr Vorhaben ahnt. Auch die Vertagung des Parlaments möge nicht ausgesprochen werden und der Hof London nicht verlassen, um die Schurken sicher zu machen. Nur so wird es möglich sein, sie auf der That zu erwischen."

„Hm! Ihr meint, Wir sollen hier bleiben?" brummte Jakob mißvergnügt. „Aufrichtig gesagt, hat Unsere gute Stadt London durch diese Eröffnungen gar nicht an Annehmlichkeit gewonnen und dann — eh! die Hirsche im Carvarden-Park — sie werden nicht so lange zusammengehalten werden können. Indessen — Ihr habt diesesmal Recht, wie immer — es handelt sich darum, der verbrecherischen Rotte auf die Spur zu kommen. Was sie nur für eine Teufelei im Sinne haben?"

„Und wie wollen Euere Lordschaft die Entdeckung der Thäter in das Werk setzen?" fragte der Sheriff spitzig.

„Wollen Euere Lordschaft dies mir überlassen," entgegnete Burleigh kalt, „wenn des Königs Majestät mir verstattet, die mir zu Gebote stehenden Fäden zu verfolgen — wobei ich freilich zu meinem Bedauern genöthigt sein werde, in Euer Lordschaft Amtsbereich einzugreifen."

„Natürlich, natürlich! Greift nur ein und greift zu, Lord Cecil", beeilte sich der König zu sagen. „Und so wie Wir den Herren nach des Lord-Staatssecretär Antrag bei Unserer Ungnade das strengste Stillschweigen auferlegen, so ist es noch mehr Unser Befehl, daß sich Niemand unterfange, nach eigenem Ermessen in dieser Sache vorzugehen, die Wir völlig und ganz dem Lord-Staatssecretär übergeben wollen."

Die drei Herren verbeugten sich und es entstand eine Pause, während welcher König Jakob den Finger an seine allerdings etwas unförmliche Nase legend, nachgrübelte.

„Eh!" fuhr er plötzlich auf: „Wie heißt es da in dem curiosen Schreiben? „Gefahren, wie sie nur der Menschen Wuth im Bunde mit den Gewalten der Natur mit einem Schlage entfesseln kann" — nicht wahr? Ha! nun hab' ich es, was die Schurken wollen!"

Nachdem er mehrmals im Zimmer auf- und abgelaufen war und sich mit der flachen Hand vor die Stirne geschlagen hatte, blieb er vor den Lords stehen und rief:

„Seht — mit all Eurem Witz seid Ihr nicht darauf verfallen, Lord Burleigh — die regula logica aber hat Uns in ihrer richtigen Anwendung das Räthsel gelöst. Merket wohl: „Der Menschen Wuth im Bunde mit den Gewalten der Natur!" Aus was bestehen alle natürlichen Dinge, was bildet die Natur? Die vier Elemente, als da sind: Luft, Erde, Wasser und Feuer. Welches davon vermag der Mensch seiner Wuth dienstbar zu machen? Die Luft nicht, denn Aeolus und Boreas lassen sich nicht die Backen von Menschen aufblasen und wie sie auch vor Wuth und Bosheit pfauchen, giebt es doch keinen Orkan; die Erde nicht, denn hier zu Land giebt es keinen Vulcanus und dieser speit und grollt nicht auf menschliches Geheiß, und das grimmigste Wüthen menschlicher Verblendung macht die Erde nicht erbeben, daß sie Uns verschlingt oder unter den Trümmern Unserer Wohnungen begräbt; das Wasser nicht, denn Niemand ist im Stande den Wogen des Meeres zu befehlen, daß sie die Wasser der Themse stauen und Uns ertränken sollen; was bleibt also noch? Das Feuer! Und wie denkt Ihr, daß man es gegen Uns und Unsere Getreuen anwenden will? Und noch dazu, wie im Briefe steht, mit einem Schlage? Wir wetten darauf — einen feisten Sechzehnender gegen ein Schmalthier! daß die verruchten Schurken des Pulvers geheimnißvolle und furchtbare Kraft anwenden und Uns sammt den Besten Unseres Landes mit diesem einen Schlage in die Luft sprengen wollten!"

Lord Mounteagle und der Lord-Sheriff widersprachen zwar nicht, aber die Idee des Königs erschien ihnen doch zu ungeheuerlich, um nicht zweifelnde Mienen anzunehmen. Burleigh legte sein zitterndes Haupt ein wenig auf die Seite, sann einige Augenblicke nach und sagte dann:

„Alles erwogen, dürfte unseres weisen Herrschers gewohnter Scharfsinn, wie stets, das Richtige getroffen haben. Es ist offenbar auf eine Ermordung aller an der Parlaments-Eröffnung theilnehmenden Persönlichkeiten abgesehen, und zwar auf eine Weise, welche die Schonung einer einzelnen Person unmöglich macht, denn zu was wäre sonst die Warnung an Lord Mounteagle nöthig gewesen? Und ich wüßte nicht zu sagen, auf welche Art man ein so ungeheures Verbrechen in das Werk setzen wollte, wenn nicht auf jene, welche die hohe Weisheit unseres allergnädigsten Herrn und Königs geoffenbart hat."

„Seht Ihr, Lord Burleigh, Ihr kommt da durch praktische Erwägungen zu denselben Conclusiones (Schlüssen), welche Wir auf dem wissenschaftlichen Wege ergründet haben," rief König Jakob erfreut.

„Gestatten mir Eure Majestät aber noch weitere Erwägungen anzuschließen, die mir nicht minder wichtig zur Entdeckung der Urheber eines so höllischen Planes

scheinen," sagte Lord Burleigh, und sein zitterndes Haupt hob sich und seine Augen blitzten. „Ich frage, in wessen Interesse liegt ein solches fluchwürdiges Verbrechen? Wer hat davon Vortheil zu erwarten und wer hat uns gezeigt, daß er solcher Thaten fähig ist? Darauf giebt es aber nur Eine Antwort: die Papisten sind es, welche zu solchen Mitteln schon gegriffen haben gegen des jetzt regierenden Königs erlauchte Vorfahrin, und die kein Verbrechen, keine Gewaltthat scheuen, um die Macht wieder zu erlangen. Ceterum censeo (Im Uebrigen halte ich dafür) — in diesem Lande wird kein Friede walten, so lange der Papismus nicht ganz und gar unterdrückt ist!"

Der grimmige Haß, welchen Lord Burleigh während seiner langen Laufbahn stets gegen die Katholiken gezeigt und bewiesen hatte, sprach nicht nur aus seinen leidenschaftlichen Worten, seiner vor Erregung zitternden Stimme, sondern auch aus den Geberden und der Anspannung seines gebrechlichen Körpers. Es war nicht blos der Haß, der aus ihm sprach — und er wußte, daß er ihm überreichlich heimgezahlt wurde.

Ein so eifriger und theologisch-sattelfester Presbyterianer auch König Jakob war, so fehlte ihm doch jeder Fanatismus, und abgesehen von seiner natürlichen Milde, war er schon um des freilich etwas anrüchtigen Andenkens seiner Mutter Maria Stuart willen zur Duldsamkeit gegen die Katholiken geneigt. Aber er konnte sich der Richtigkeit von Burleigh's Argumenten nicht verschließen — und wo zudem seine persönliche Sicherheit in das Spiel kam, war er nur zu geneigt, den leidenschaftlichen Rathschlägen seines erfahrenen Ministers zu folgen.

„Ihr sprecht wahr, Burleigh, man trachtet Uns nach dem Leben, weil Wir Uns mühen den Weg der Wahrheit zu wandeln," sagte er traurig. „Wir haben Uns milde gezeigt und die Irrenden mit Sanftmuth zu leiten gesucht — aber blutiger Undank lohnt Uns und langt mit frecher Hand nach Unserer geheiligten Person. Spürt und forscht, Burleigh, und es soll ein Gericht gehalten werden, dessen die Uebelthäter gedenken werden! Lebet wohl, Ihr Herren — laßt Uns allein — Wir sind traurig und müde und wollen Uns am Born der Wissenschaft trösten und frischen Muth holen. Wir danken Euch, Lord Mounteagle! Ihr habt Euch verdient gemacht um Uns und das Reich. Bringt Uns Euren Schützling, für den Ihr jüngst gesprochen — Unsere Gnade soll ihm nicht fehlen. Und grüßt Eure Lady — sie soll sorgen, daß Wir ein stattlich Quartier finden, wenn Wir zur Jagd nach Scorney Hall kommen!"

4. Das vereitelte Complot.

In derselben Stunde, welche König Jakob von dem geplanten Attentat in Kenntniß setzte, wog Mutter Cairn in ihrer Stube einen einfachen Brief in der Hand und betrachtete ihn mit nachdenklichen Blicken.

„Was mag Staunton wohl dem Obersten Leslie zu schreiben haben?" dachte sie. „Der Junge ist seit einiger Zeit wie ausgewechselt, war auch heute ganz verstört und sah so hohläugig darein, als hätte er seit einer Woche nicht geschlafen. Mir scheint die Sache nicht richtig, und da ich gewiß weiß, daß Catesby und Leslie sich keinen Augenblick bedenken würden, einen an mich adressirten Brief zu erbrechen, wenn sie davon eine ihren Zwecken dienliche Aufklärung erwarten dürften, und ich eine solche für mich hinter diesem Siegel vermuthe, will ich es so machen, wie sie."

Ohne mehr einen Augenblick zu zaudern, erbrach sie den Brief und las ihn unter Kopfschütteln, Stirnrunzeln und unwilligen Ausrufen mehrmals nacheinander durch. Er enthielt in trockenen Worten die Anzeige, daß Staunton sich ungeachtet

seines Schwures nicht mehr zu den Verschworenen zählen könne, da er im Laufe der Zeit immer mehr von der Verwerflichkeit des geplanten Attentates überzeugt worden sei. Er sei an seinen Genossen nicht zum Verräther geworden und würde es auch nicht werden, da er im Zwiespalt zwischen seiner Ueberzeugung und dem geleisteten Schwur den einzigen überbleibenden Ausweg ergriffen habe und sein eigener Richter geworden sei. Im Angesichte seiner letzten Stunde aber, der er wie einer Erlösung entgegen sehe, bitte er Catesby und Leslie inständig von dem furchtbaren Vorhaben abzustehen, das selbst im Falle des Gelingens kein Heil für die gute Sache bringen könne und werde.

„Zum Kukuk! Der Junge hat die Geschichte ernster genommen, als ich es meinte," murmelte die Alte vor sich hin. „Statt den krauslockigen Schädel allein aus der Schlinge zu ziehen, wie ich wollte, thut er sich was an und warnt die Anderen, die mir mit ihrem herrischen Wesen und ihren leeren Redensarten immer zuwider waren. Hm! ich kenne ihn — er hält sein Wort und wird sich tödten — da behält er keine Zeit mehr, um nachzufragen, ob der Brief bestellt ist und — ich will es auch nicht thun. Durch meine Hände, die ich so oft verzweifelnd im Schmerz gerungen, der mir von hüben und drüben erbarmungslos zugefügt wurde, soll nichts gehen, was die Einen retten, die Anderen warnen könnte. Recht überlegt, räche ich ja auch den armen Jungen, der von diesen wüsten Leuten ausgenützt, verführt und unglücklich gemacht worden ist."

Mutter Cairn, die sich eine eigene Logik der Rache zurecht gelegt hatte, riß den Brief in kleine Stücke und warf diese auf die spärlichen Kohlen des Kamins. Sie sah aufmerksam zu, wie sie nach und nach Feuer fingen und verbrannten und in dem Flackern der kleinen Flammen blickte sie weit zurück in eine freudlose, von furchtbaren Schmerzen durchwühlte Vergangenheit, die sie — so recht im Geiste ihrer Zeit — durch das Verderben von Menschen sühnen wollte, die der ihr zugefügten Unbill ganz fremd gegenüberstanden.

Ein leichtes Rauschen erschreckte sie. Sie wandte sich um und stand vor Guy Fawkes, welcher seine düster lodernden Augen fest auf sie heftete.

„Verbrennt Ihr da Euer Testament, Frau?" fragte er.

„Ich habe keine Ursache ein solches zu machen," entgegnete sie rasch gefaßt. „Ich hoffe noch ein Dutzend Jährchen zu leben und — dann habe ich blutwenig zu vererben. Meinen Segen wer ihn verdient, meinen Fluch, der ihn auf sich geladen — dazu bedarf es keines Testamentes."

„Nun, ich dachte nur, denn wer zu uns gehört, muß jeden Moment gefaßt sein, in das Jenseits befördert zu werden — auf eine oder die andere Weise. Was war es denn für ein Papier, das Ihr da verbrannt habt?"

„Es war ein — eine Rechnung."

„Eine Rechnung? Ueber von Euch geleistete Dienste? Ich wüßte nicht, daß Ihr neben der Huth dieses Hauses noch andere Beschäftigung treibt. Man darf doch wohl wissen, wem Ihr außer uns Eure Dienste widmet?"

„Meine Dienste? Nun, laßt Euch gesagt sein, Sir Fawkes, daß ich niemand diene — Euch aber am wenigsten. Ich bin Eures Fragens müde, denn ich habe mich nicht verpflichtet, jedem hergelaufenen Gelbschnabel Rede zu stehen. Die Sache verbindet uns, merkt Euch das — an Eurer Person habe ich kein Wohlgefallen und halte mich für so viel und so nützlich als Ihr es seid."

Der Officier war Menschenkenner genug, um einzusehen, daß hinter diesem Zorn sich nichts verberge als Verlegenheit.

„Erhitzt Euch nicht so," sagte er gleichmüthig, mit einem leichten Lächeln. „Ich wollte Euch nicht zu nahe treten, und mich auch nicht in Euer Vertrauen drängen, obwohl Ihr mich als Hausgenossen sehr kühl behandelt. Seid so gut und reicht mir die Schlüssel — ich will hinabgehen."

Die alte Frau kehrte sich zum Wandschrank, im selben Augenblick aber faßte die nervige Faust Guy Fawkes sie am Nacken und die andere Hand legte sich schwer auf ihren Mund.

„Wenn Euch Euer Leben lieb ist, haltet Euch ruhig," zischte er ihr durch die geschlossenen Zähne zu. „Es soll Euch nichts geschehen, aber unschädlich machen will ich Euch und einsperren diese paar Tage, — denn ich traue Euch nicht. Wüßte ich gewiß, daß Ihr uns verrathen, so" —

Mutter Cairn aber traute seinen Worten offenbar nicht und erschrak vor den finsteren Blicken, die er auf sie richtete. Sie wand sich und suchte sich seinen Händen zu entziehen und als ihr das nicht gelang, durchbiß sie ihm die Hand, mit welcher er ihr den Mund zuhielt.

„Tod und Hölle, Weib! Hast Du den Satan in Dir, daß Du es wagst, mich zu reizen!" rief Guy Fawkes, einen Moment die verletzte Hand abziehend. Das geängstigte Weib stieß einen Hilferuf aus, da fuhr er ihr an die Kehle und drückte sie mit festem Griff zusammen. Ein kurzer, grausiger Kampf — ein convulsivisches Zucken der Glieder, dann fällt der nach oben gebäumte Körper zusammen — Mutter Cairn ist todt.

Denn die Rache ist mein, spricht der Herr!

Einen Moment starrt der Officier finster auf die Leiche, dann zuckt er die Achseln und murmelt: „Sie hat es nicht anders gewollt — und es ist ihr wohl kein Unrecht geschehen! So nahe am Ziel soll kein Verrath unser Werk stören! — Aber ich will sie bei Seite schaffen, um lange Erklärungen mit dem Obersten und den Anderen zu vermeiden — sie sind nicht alle so stahlhart, um nichts zu sehen, als die gestellte Aufgabe."

Guy Fawkes war unter den Verschworenen der verbissenste Fanatiker, der nur durch seinen wilden, aber jeder egoistischen Regung unzugänglichen Charakter vorwärts getrieben wurde — für nichts als die blutige Idee zugänglich, durch nichts von deren Ausführung zurückzuhalten.

Er hob den Leichnam auf und schleppte ihn in eine Dachkammer, die er versperrte, dann begab er sich in sein angebliches Kohlenmagazin, wo er finster vor sich hinbrütete.

Am Abend kam Catesby, aufgeregt, wie es beim Nahen der furchtbaren Katastrophe nur natürlich war. Ihm theilte Fawkes mit, Mutter Cairn sei seit dem Morgen verschwunden. Catesby wies zwar jeden Gedanken an eine Verrätherei der alten Frau von sich, ward aber doch unruhig und versprach sorgfältige Nachforschungen zu pflegen und scharf zu beobachten, ob keine ungewöhnlichen Maßregeln verriethen, daß man dem Unternehmen auf der Spur sei.

Aber es war nichts zu merken. Die Vorbereitungen zur Eröffnung des Parlamentes gingen weiter, in immer größerer Zahl trafen die Abgeordneten aus den Grafschaften und Burgflecken ein, und keine erhöhte Geschäftigkeit der Behörden ließ schließen, daß sie beunruhigt seien.

Als sich Catesby und Percy am Abend vor dem zur That bestimmten Tage von Guy Fawkes trennten, schloß dieser das angebliche Kohlengewölbe und sagte finster lächelnd: „Ich gehe auf meinen Posten, man kann nie früh genug am Platz sein. Auch muß ich noch die letzte dünne Mauer durchbrechen, welche mich von dem Keller unter dem Oberhaus trennt und die letzten zehn Fäßchen unter den Pfeiler bringen, welcher dieses Gewölbe stützt. Dann noch die Leitung gelegt und im Namen Gottes und der heiligen Jungfrau mag der Funke aufblitzen, der unsern Triumph herbeiführt!"

Mit dem Versprechen, am Morgen nochmals zu kommen und ihn über den genauen Zeitpunkt der Entzündung der Mine zu unterrichten, entfernten sich die beiden Verschworenen.

Guy Fawkes entzündete eine Laterne und stieg aus dem öden Haus, in welchem seine Schritte unheimlich widerhallten, in den Keller. Er war sehr geräumig und man konnte leicht sehen, daß er sich über die Grundveste des Hauses hinaus erstreckte. An Punkten, wo Gewölbgurten zusammenstießen, oder Mauern herabreichten, auf welchen der Oberbau ruhte, standen kleine schwarze Fäßchen, deren verderblichen Inhalt wir kennen.

Wo zwei Pfeiler durch eine schwache Zwischenmauer verbunden waren, ging Guy Fawkes an die Arbeit. Vorsichtig und jedes Geräusch vermeidend, löste er Stein um Stein heraus, so daß bald eine Oeffnung entstand, durch welche er in den Kellerraum dringen konnte, der gerade unter jenem Saal des Oberhauses lag, in welchem sich nach altem Gebrauch die Mitglieder beider Häuser versammelten um des Königs Ansprache, wie man jetzt zu sagen pflegt: die Thronrede, entgegenzunehmen.

Ein hämisches Lächeln flog über Fawkes Züge, als er sich erinnerte, daß er vor einigen Tagen durch die dünne Mauer gehört hatte, wie sich bei der Visitation der Lord-Sheriff lobend über Ordnung und Bauzustand ausgesprochen hatte. „Morgen," dachte der Fanatiker, „ist hier ein grausiger Trümmerhaufen, der ein halbes Tausend Leichen verruchter Ketzer bedeckt."

Sorgfältig wählte er den Platz aus, wo die hierher bestimmten Pulverfäßchen am besten untergebracht würden; dort wo die Gewölbdecke sich tief herabsenkte und offenbar der schwere Pfeiler dem Oberbau als Stütze diente, fand das explodirende Pulver den größten Widerstand, daß es seine ganze verheerende Kraft entfalten konnte. Dorthin wälzte er die Fäßchen, schichtete sie übereinander auf und bedeckte sie mit dürrem Reisig, damit selbst wenn die Leitung bei einem etwa versagen sollte, der rasch entstehende Brand sie entzündete.

Der Schweiß troff von seiner Stirne und er fühlte sich müde, als das letzte Faß an seinem Platz war. Er setzte sich auf eines derselben, so unbekümmert, als säße er auf blumigem Rasen. Die dumpfe Kellerluft drückte auf sein von der Spannung dieser Tage überreiztes Gehirn und er fühlte bei dem Gedanken, daß in wenigen Stunden die That geschehen und Alles vorüber sei, eine süße Befriedigung — ohne auch nur einen Moment in seinem furchtbaren Vorhaben schwankend zu werden.

Während er im Halbschlummer auf seinem gefährlichen Ruheplatz saß, zogen traumhaft Bilder aus seinem Leben vorüber. Es waren wohl solche aus seiner Kindheit darunter, aber sie verblaßten und machten solchen aus seinen späteren stürmischen Tagen Platz. Da ist ihm, als ob aus jener in tiefes Dunkel gehüllten Ecke der Schatten der alten Frau auf ihn zuschwebe, welche er getödtet hatte. Immer näher und näher kommt das Phantom, er möchte zurückweichen und ist wie in Fesseln geschlagen, schon steht es dicht vor ihm, durchleuchtet von hellem Licht, er taumelt mit einem Schrei auf — der Keller ist von Bewaffneten erfüllt, die rasch zur Thüre hereingedrungen waren. (Hierzu das Bild.) Ehe er noch zur Besinnung kommt, ist er überwältigt und gebunden, ein Gefangener und muß sich knirschend gestehen, daß die Pulververschwörung entdeckt und mißlungen ist.

Lord Burleigh wußte, wie man solchen Anschlägen zu Leibe ging, wie man sie verfolgen und ausnützen mußte. Obwohl es den Verschworenen gelang, aus London zu fliehen und in der Grafschaft Warwick einen Aufstand zu erregen, war doch ihre Sache eine verlorene. Nach mehreren unglücklichen Treffen, in welchen Catesby und Percy fielen, und nachdem zahlreiche Aufständische — gewiß eine seltene Fügung! — bei einer Pulverexplosion in ihrem Lager das Leben verloren hatten, wurden die letzten Haufen der Aufrührer zersprengt und gefangen genommen.

Lord Burleigh versäumte nicht, den König zu erinnern, daß er strenges Gericht gelobt hatte.



Guy Fawkes im Parlamentskeller zu London.

Guy Fawkes, die beiden Digby, die Geistlichen Garnet und Oldencorn und viele andere wirkliche und verdächtige Theilnehmer des wahnwitzigen Complotes büßten auf dem Schaffot. Soweit war die Strafe der Schuld angemessen, aber der unerbittliche Feind der Katholiken ruhte nicht, bis er den König zu harten Maßregeln gegen die Gesammtheit derselben bestimmt hatte. Die Religionsübung wurde noch mehr erschwert, der Aufenthalt der katholischen Priester an fast unerfüllbare Bedingungen geknüpft und schließlich für jeden Unterthan, welcher ein Amt bekleiden oder in das Parlament treten wollte, der sogenannte „Unabhängigkeits-Eid" eingeführt, welcher in so wichtigen Punkten gegen die katholischen Glaubensregeln verstieß, daß den Bekennern dieses Ritus jede Theilnahme am öffentlichen Leben unmöglich gemacht wurde. Bis in das zweite Viertel unseres Jahrhunderts war den Katholiken das englische Parlament verschlossen und in den Augen von stockenglischen Anhängern der anglikanischen Hochkirche ist der „Papist", wie man wohl noch heute sagt, auch in unseren Tagen ein Gegenstand des sanften Grauens.



Florentinische Edeldame. (Seite 620.)

Die Maßregeln Lord Burleigh's fanden eher am Hofe, als im Parlament und unter dem Volke Widerspruch. Wie tief dasselbe durch die Pulververschwörung erregt wurde, beweist der Umstand, daß jährlich am 5. November in jedem Kirchspiel ein aus Stroh und Lumpen gefertigter Popanz durch die Straße geschleppt wurde, der Guy Fawkes vorstellen sollte, den man weidlich zerzauste und prügelte, schließlich aber unter gewaltigem Halloh verbrannte. Vor ungefähr vierzig Jahren ließ sich der Londoner Pöbel diese Belustigung noch nicht nehmen, heute ist der wüste Gebrauch wohl schon abgekommen, ein für diesen Anlaß entstandenes und die Erinnerung an die Pulververschwörung bewahrendes Lied mit den Anfangszeilen:

„Remember, remember,
The fifth of november!"

(Gedenke, o gedenke doch
des fünften November!)

kann man noch in unserer Zeit an diesem Tage von Jung und Alt singen hören.

Der arme Staunton hatte sein Wort eingelöst. Auf einer einsamen Haide fand man seinen Leichnam mit durchschossenem Herzen. Wenn Lord Mounteagle auch den Zusammenhang ahnte, so schonte er doch das Andenken seines jungen Freundes, der als Opfer eines der grausamsten Conflicte gefallen war.

Die Pulververschwörung wird stets bemerkenswerth bleiben, weil sie der erste Anlaß war, bei welchem man auf den teuflischen und dabei unsäglich feigen Gedanken gerieth, Explosivstoffe zu Massenmorden zu benützen.

Und lassen wir den Blick herabgleiten von jenen Tagen bis in unsere Zeit, dann müssen wir uns mit bitterem Lächeln gestehen, daß wir es auch in dieser Hinsicht „herrlich weit gebracht" haben und die russischen Attentäter der Gegen-

wart mit mitleidigem Lächeln auf Guy Fawkes und seine Genossen herabsehen können, die ihre Minen mit nichts besseren zu laden wußten, als mit Schießpulver, welchen noch kein Dynamit, Nitroglycerin, Pyroxilin, und wie alle diese Triumphe der modernen Sprengtechnik heißen, zu Gebote stand, und die des elektrischen Funkens zur Entfesselung dieser furchtbaren Zerstörungsmittel entbehren mußten.

Liegt nicht eine Mahnung an die Unzulänglichkeit und Halbheit alles menschlichen Schaffens darin, daß die Schöpfungen und Erfindungen des rastlosen Geistes nicht allein den Zwecken der Humanität und allgemeinen Wohlfahrt dienen, sondern auch den verworfensten Leidenschaften und Verbrechen? In jedes neue Gebiet des Wissens drängt dem emsigen Forscher nach die Menge mit ihrem brutalen Wollen und Wünschen, und wie ein Fluch heftet sich an die Ferse der größten Wohlthäter der Menschheit das Verbrechen, indem es ihre Gaben mißbraucht und schändet.

So werden jene Errungenschaften der modernen Technik, mit deren Hilfe wir Meere verbinden, Berge durchbohren, und Ströme schiffbar machen, um die Völkerfamilien näher zu bringen und die hemmenden Schranken des Weltverkehres zu entfernen, zu abscheulichen Metzeleien verwendet, gegen welche die That des Mörders, der seinem Opfer entgegentritt, ihre Schrecklichkeit verliert.

Ein Reformator.

1. Bitter enttäuschte Liebe.

Das rothgoldene Licht der scheidenden Sonne flutete wie ein blendender Schleier über die herrlichen Gartenanlagen am Ufer des Arno hin und gab dem dunklen Laub der hochstämmigen Pinien und Cypressen, dem zarten Grün der Büsche ein reiches prächtiges Ansehen. Wo die Strahlen den rauschenden Fluß trafen, blitzte es auf den breiten Wellenkämmen wie flüssiges Gold und selbst die Gebäude der Stadt am anderen Ufer, die Kuppeln und Thürme der stolzen trotzigen Paläste, welchen man noch in unseren Tagen ansieht, daß sie nicht blos zum Prunk und zur Pracht, sondern auch zu Schutz und Trutz erbaut waren, zeigten sich wie von Purpurglut überflossen. Es schien, als wollte die Natur mithelfen, um das Bild voll Glanz und Ueberfluß, welches die großherzogliche Haupt- und Residenzstadt Florenz (Bild Seite 609) im Jahre 1490 bot, noch schöner und üppiger zu machen.

Geputzte Menschen aller Stände in der reichen und farbenprächtigen Tracht des scheidenden Mittelalters bewegten sich plaudernd und lachend mit echt südländischer Lebhaftigkeit durch die üppigen Laubgänge oder lagerten auf dem sammtweichen Rasen. Aus den einzelnen Gruppen erschallen Lautenklänge oder das scharfe Schwirren der Bratsche und ihnen schlossen sich die Menschenstimmen an, um im Wechselgesang den Empfindungen des Augenblickes Ausdruck zu geben.

Nur wenn aus einem fernen Gartentheil, der durch reichgekleidete, schwerbepanzerte und bärtige Hellebardenträger abgesperrt war, die brausenden Klänge einer Musik, die allen anderen Lärm übertönten, einfielen, wurde es stille, bis die Zinken, Posaunen und Pauken schwiegen und sich dafür laute Rufe erhoben, welche dem Spender und Veranstalter all' dieser Lust „Lorenzo il magnifico" (Lorenzo dem Prächtigen, Bild Seite 624) zujubelten.

Wo sich auf freien Kiesplätzen oder größeren Rasenflächen Gaukler in bunten fremdländischen Kleidern producirten, zierlich gekleidete arkadische Schäfer ihre süßen

Lieder sangen oder neapolitanische Tänzer ihre üppigen wirbelnden Reigen zum Klang des Tamburins und Dudelsacks zeigten, drängten sich die Menschen am dichtesten zusammen. Nicht minder dort, wo an gewaltigen Feuern ganze Lendenstücke von Ochsen, halbe Lämmer und Schafe am Spieß gebraten wurden, süße Brote in großen Haufen aufgeschichtet und Reihen von Fäßern mit köstlichem Wein aufgefahren waren und Jeder auf sein Verlangen von den hurtigen Köchen und Schenken so viel erhielt, als er nur verlangen mochte.

Indessen wogte es auch in den übrigen Gartentheilen vor lustigen und lärmenden Menschen und erst weit abwärts am Fluß wurde es in den Laubgängen, aus deren dichtem Grün weiße Marmorbilder blickten, leerer und stiller. Da wandelten nur mehr einzelne Paare in ernstem Gespräch, Liebende, traulich von ihrer Lust und ihrem Leid flüsternd, oder junge Leute, die sich heimlich kichernd, von den schon bestandenen Abenteuern erzählten oder neue ausheckten.

Endlich fehlten auch diese Gruppen, und wo der prächtige Garten aufzuhören schien und sich regellos dichtes Buschwerk zum Fluß hinab erstreckt, waren nur mehr zwei Spaziergänger zu sehen.

Langsam wandelten die beiden jungen Männer zwischen den hart am Wege stehenden Gesträuchen dahin, deren Zweige überhingen und nur selten einen Ausblick nach der Seite des Flusses gestatteten, der mit dem Fortschreiten des Abends schwarzgrau dahinfloß. Sie waren beide reich und geschmackvoll gekleidet und trugen an breiten kunstvoll gegliederten Gehängen kurze Dolche mit verschlungenem Knauf.

„Sage doch einmal caro amico (theurer Freund), hast Du meine Freundschaft noch nicht genügend auf die Probe gestellt?“ fragte der Aeltere, der behaglich dahin schlenderte. „Wie lang willst Du mich noch hier festhalten, wo die Nebel des Arno durch die Büsche schleichen und außer uns Beiden nur Ottern und Molche ihren schlüpfrigen Pfaden nachgehen? Ist es denn nicht eine bare Sünde — und noch dazu eine, von welcher uns der jetzige heilige Vater gewiß nicht lossprechen würde — hier herumzustolpern und weise zu reden über der Zeiten Verderbniß, statt oben als Gäste Lorenzo Medicis' süßer Musik zu lauschen, noch süßeren Malvasier zu schlürfen oder mit den allersüßesten schönen Damen zu kosen?“

„Zieht es Dich, Geronimo, denn wirklich so in jene Kreise?“ fiel der Jüngere ein, eine schlanke stattliche Erscheinung, in deren raschen Bewegungen und Geberden sich Ungeduld und Erwartung ausdrückte.

„Hm, wie man es nehmen will,“ entgegnete bedächtig Geronimo. „Es giebt da eben zwischen den gestutzten Taxushecken und den Lorbeerbüschen Manchen, dem ich alle Pestilenz der Hölle an den Hals wünschen möchte, aber — soll ich mir dadurch verderben lassen, was es dort Angenehmes und Erfreuliches giebt — holde Klänge, würzigen Trunk, gute Bissen und schöne Frauen? Ach! da müßte Jeglicher aus dem Leben laufen oder dessen Freuden verachten, weil es auf der Erde auch Kröten, Scorpione und Taranteln — wohl auch manch' zweibeinig Ungeziefer giebt, das uns herzlich zur Last ist.“

„Wie aber, wenn solches ekle Gewürm unser Vaterland, unsere Freiheit besudelt, wenn jene Genüsse nur bestimmt sind, uns in Traum und Vergessenheit zu lullen?“

„Nun, da hält man die Augen offen und — zertritt das Geschmeiß, wenn die rechte Zeit gekommen ist,“ entgegnete lakonisch der bedächtige junge Mann.

„Wohl dem, der Geduld hat zu warten und seine heißen Gefühle mit kühlen Erwägungen zur Ruhe weisen kann?“ rief stürmisch sein Begleiter.

„Ja — wer macht auch solch' einen unverantwortlichen Aufwand an stürmischen Empfindungen, wie Du mein Freund Luigi?“ entgegnete Geronimo spöttisch. „Nicht genug, daß Du für die Freiheit unserer Stadt glühst und unsern freigebigen Hausherrn, bei dem heute halb Florenz zu Gaste ist, recht ausgiebig hassest, bleibt

Dir noch genug von beiden Gefühlen, um eine gewisse Florentinische Edeldame (Bild Seite 617), Signora Leonora Salvatierra, feurig anzubeten und — zu gleicher Zeit ebenso zu hassen."

„Ach! spotte nicht über Kämpfe, die mir ohnehin das Herz zerfleischen," rief Luigi schmerzvoll; „weiß ich doch, wie unselig diese Leidenschaft für ein Weib ist, das — in dem Lager Jener steht, die um schnöder Ehrsucht und Habgier willen, Macht und Freiheit unseres Vaterlandes preisgeben."

„Pst! Pst!" mahnte Geronimo. „Vergiß nicht, daß zu den so Geschmähten auch Dein hochpreislicher Vater gehört."

„Leider!" sagte Luigi düster. „O! um wie viel bist Du glücklicher, der frei und ohne Rücksicht für die Sache eintreten kann, der er anhängt und —"

„Und dabei Geduld genug hat," fiel Geronimo ein, „zu warten, bis unseren guten dickköpfigen Florentinern die Augen aufgehen, bis sie der Feste, mit welchen Lorenzo der Mächtige und Prächtige seine Tyrannei und Aussaugung maskirt, überdrüssig sind und der gar kein Verlangen hat, mit seinem Kopf gegen die Granitmauern des Palazzo Pitti zu rennen, oder die Tage in Jammer und Trübsal zu verbringen, weil in Florenz geschieht, was sich schon überall ereignet hat. Daß es einem Schlauen und Rücksichtslosen gelingt, halb durch Schmeichelei, halb durch Gewalt ein leichtsinniges und genußsüchtiges Volk um seine Freiheit zu betrügen, das ist schon zu allen Zeiten vorgekommen."

„Schlimm genug!" murmelte Luigi. „Aber, daß man einem solchen Verderber noch zujubelt, daß sich ihm nicht nur die blinde Masse, sondern auch die Besten des Volkes anschließen und vergessen, daß der Usurpator nur ihres Gleichen ist — das ist unerhört."

„O nein! Was folgt daraus? Daß es so war, so ist und wohl auch später sein wird. Daß jene, welche man die Besten des Volkes nennt — mit aller Achtung vor unserer hochmögenden Signoria sei es gesagt — nicht immer auch in Wirklichkeit die Besten sind. Und dann, mein Freund, vergiß nicht, daß es auch jedem Einzelnen schmeichelt, wenn sich ein Ebenbürtiger aus ihrer Mitte zu so stolzer Höhe emporhebt. Wohl ist es richtig, daß diese Medici nichts waren, als kühne, vom Glück begünstigte Kaufherren, aber sind sie denn heute etwas anderes? Nicht blos deswegen, weil noch jetzt ihre Schiffe die Meere durchpflügen, um aus allen Zonen die Reichthümer zusammenzutragen und in den Speichern von Livorno aufzustapeln; nicht blos, weil vom Morgen bis zum Abend in ihren Stuben die Dublone klirrt und ihr Name in ganz Europa wie baar Geld ist — sondern weil sie auch um Macht und Gewalt feilschen, wie Händler und Krämer, weil es ihnen nicht um einen leeren tönenden Titel zu thun ist und sie nicht danach geizen, sich Fürsten oder Herzoge zu nennen, was ihnen ja wohl Niemand wehren würde, sondern nur um die Sache selbst — um die Herrschaft."

„Du hast Recht," sagte Luigi bitter, „vergiß aber auch nicht beizusetzen, daß sich die Medicäer, und voran Lorenzo il magnifico, auch darin als wahre und echte Kaufleute zeigen, daß sie die Summen, welche sie für Almosen, Gepränge und Feste verschwenden, reichlich wieder hereinzubringen wissen. Sie werfen mit der einen Hand zehn Dublonen unter die bethörte Menge, die nichts davon merkt, daß die andere gewaltige Faust ihr Tausende herauspreßt und sie schindet."

„Das ist's eben — es ist ein Geschäft," bemerkte Geronimo achselzuckend, „eines, daß nicht nach unserem Geschmack ist — gut! aber die Art, wie sie es betreiben, ist dennoch bewundernswerth. Glaube mir, Freund, das Leben jedes Menschen, ob er nun Krämer ist oder auf dem Thron sitzt, ob er nur dem Bauch dient oder nach den Seifenblasen der Ideale hascht, hat etwas vom Geschäft an sich. Jeder sucht das zu erhandeln, was ihm am höchsten steht, was ihm am werthvollsten scheint — der Eine Besitz und Macht, der Andere Genuß und

Schlemmerei, ein Dritter Liebe und — ein Vierter die Verwirklichung seiner Wünsche und Träume. Und wie im Handel, wird nur der reussiren, der schlau, beharrlich und nicht gar zu gewissenhaft ist, der es versteht, die eigene Waare anzupreisen und das Begehren nach der fremden zu verbergen. Bankerott aber macht im Handel, wie im Leben, wer auf ungewisse Güter, zum Beispiel auf die Gunst der Großen, die Gesinnung oder Anhänglichkeit des Volkes, mehr Mittel anwendet, als räthlich ist."

„Du predigst ja da eine Lehre, welche mir befremdlich in Deinem Munde klingt," sagte Luigi scharf.

„Warum? Wenn ich auch andere Worte brauche als der Prior von San Marco — der Kern ist in meinem Geplauder und seinen feurigen Kanzelreden derselbe — wir predigen Beide die Verachtung der Welt. Nur will er uns spornstreichs am Schopf in den Himmel ziehen und ich — nun, ich habe meine Zweifel, ob diese Beförderungsart möglich und für uns schwere Erdenklötze angenehm ist, und rathe Jedermann, sich mit der Niederträchtigkeit des irdischen Lebens klüglich abzufinden."

„Ich sehe, Du bist auch nicht mehr ganz frei von dem Gift, das Feilheit und Sinnentaumel so überreich ausstreut!"

„Ei, mein Freund, lebst denn Du in dem Wahn, daß sich nicht auch in Deine Adern geschlichen hat, was in der Luft unserer Zeit nun einmal steckt? Blicke doch um Dich, um zu gewahren, daß es überall so zugeht wie in Florenz, wenn nicht noch schlimmer, und daß die Tyrannei — aber auch die Ueppigkeit, der Taumel wie zwei Wolken über dem ganzen Lande von den Alpen bis zur Spitze von Trinacria hängen. Was in Florenz die Medici sind, das sind in Ferrara die Este, in Mailand die Visconti, in Verona die Cangrande — und in Rom ist es Seine Heiligkeit Papst Alexander VI., ein Herr, der sich auf die Freuden dieses irdischen Lebens viel besser versteht, als auf jene des ewigen. Und ein Gift, das so allgemein verbreitet ist, sollte den Einzelnen verschonen? Nein — nur wirkt es nicht gleich, sowohl nach der Kraft als den Symptomen, wie es ja auch mit den Mixturen der Fall ist. Ist Deine tolle Leidenschaft zur schönen Salvatierra nicht auch im Grunde nur Wirkung jener Athmosphäre, die uns umgiebt?"

„Ja wohl, es ist so," stimmte gesenkten Hauptes Luigi zu. „Aber — es soll sich noch heute entscheiden. Ich will wissen, wie ich mit ihr stehe und — ihr sagen, daß ich nun und nimmer von meiner Ueberzeugung lasse, nie um eines Weibes willen zum Verräther an der Sache meines Volkes, des Rechtes und der Tugend werde!

„Ach! mein armer Junge, ich fürchte, die stolze Signora Salvatierra wird sich wenig darum kümmern, was Du über diese schönen Dinge denkst, Du bist ein leidlich hübscher Junge, aus der angesehenen Familie der Maruffi, weißt zierlich den Mantel um die Schulter zu schlagen und genießest den unverdienten Ruf, klüger und gelehrter zu sein, als es sonst bei unserer jungen Signoria der Fall ist. Diese Vorzüge sind es, welche die leuchtenden Augen der schönen Leonora auf Dich gelenkt und es zuwege gebracht haben, daß sie Dir erlaubt, neben vielen Anderen zu ihren Füßen zu schmachten."

„Geronimo, Du lästerst!" fiel aufbrausend der heftige junge Mann ein.

„Das sagten die Priester des Baal auch, als man ihre Götzen angriff."

„Du thust mir weh mit Deinem Spotte und Deiner kühlen Weisheit."

„Ganz so sprach mein Vetter Antonio, als er am hitzigen Fieber litt und der berühmte Arzt Gardoni ihm Eis auf die Herzgrube legte," entgegnete der unerschütterliche Geronimo. „Uebrigens, mein Freund, beginne ich jetzt erst einzusehen, warum Du mich da im Abendthau und der Dunkelheit herumstolpern

lassest, während von der Höhe dort der Festjubel und die Fackelhelle so verlockend grüßen — Du wartest auf die stolze Schöne und ich soll das nützliche, aber nicht immer kurzweilige Amt übernehmen, eures Stelldicheins Hüter zu sein?"

„Es ist so — ich rechnete auf Deine Freundschaft."

„Und zwar nicht umsonst — ich gedenke nicht, sie zu verleugnen, und würde es auch gelten, den Glutblick der Donna Leonora, etwa einen kleinen lustigen Kampf auf kurze Dolche, ein kaltes Fieber, oder mindestens einen tüchtigen Schnupfen auszuhalten."

„Ich danke Dir und sehe in Deiner Bereitwilligkeit in Thaten den Beweis, daß auch Deine Worte nur von der Freundschaft eingegeben sind — doch ich höre leise Schritte, ein Gewand rauscht, tritt zurück in das Gebüsch — ich bitte Dich!"

„Ganz wohl! — mach' aber die Sache nicht zu lang, Luigi, selbst an einem so funkelnden Himmel, wie da droben, vermißt man einen Stern wie Signora Leonora schnell und — es giebt Leute, die scharf nach ihr ausgucken und zu fürchten sind."

Mit diesen Worten verschwand Geronimo zwischen den Hecken, welche schon silberglänzend vom Mondlicht beleuchtet wurden.

Sein Gefährte eilte beflügelten Schrittes den schmalen Gang hinauf und stieß bald auf eine reichgekleidete Dame, deren Haupt in einen weißen Schleier gehüllt war.

„Wie danke ich Euch, Leonora, daß Ihr meiner Bitte gefolgt seid!" flüsterte innig der junge Mann und zog die Hand der Schönen an seine Lippen. Falls sein bedächtiger Freund die Scene noch beobachten und seine Stimme hören konnte, würde er ohne Zweifel darüber nachgedacht haben, ob Luigi in diesem Augenblick auch an Vaterland und Freiheit gedacht habe.

„Das heißt — Ihr dankt mir, weil ich eine Thorheit begangen habe?" entgegnete neckisch die Dame, deren stolze Schönheit im Mondlicht wahrhaft sinnberückend wirkte.

„Eine Thorheit nennt Ihr es, wenn Ihr einen bescheidenen — aber heißen Wunsch des Herzens erfüllt, welches Ihr so ganz eingenommen habt?"

„Wie unbescheiden, es „bescheiden" zu finden, daß Ihr verlangt, ich solle mich der Festesfreude und der glänzenden Gesellschaft entziehen, um mit Euch hier zusammenzutreffen!"

„Und vermißt Ihr diese Gesellschaft hier an meiner Seite?" flüsterte der junge Mann der Dame zu, die es duldete, daß er ihren Arm in seinen zog und sie nach abwärts führte.

„Das wird von Euch und Eurer Unterhaltung abhängen," entgegnete sie. „Wenn Ihr nicht so ernst und mürrisch sein wollt, wie in der jüngsten Zeit, nicht so viel von Politik, Freiheit, Volksrechten und solchen Dingen reden wollt, die mich nicht interessiren — weil ich sie nicht verstehe, sondern hübsch artig und fröhlich seid, so will ich es nicht bereuen, Euch zu Liebe mich fortgestohlen zu haben, wo Signor Bracante eben seine witzigen Sonette deklamirte."

„Ihr werdet daran nichts verloren haben," sagte Luigi rauh. „Gewiß wird viel darunter sein, was Euer keusches Ohr nur verletzt hätte — der leichtsinnige Reimschmied, der den Ernst der Zeit nicht fühlt und seine Poesie mißbraucht, um der Verderbniß zu huldigen!"

„Hu! wie Ihr wieder seid! Ihr findet es wohl auch leichtfertig, daß ich hierher gekommen und Eurer Bitte gefolgt bin, mein überstrenger Herr Sittenrichter?"

„Würde ich sie gestellt haben, wenn ich so dächte wie Ihr sagt?"

„Wer weiß es — wenn es die eigene Laune gilt, urtheilt Ihr Herren oft viel nachsichtiger, als wenn das Thun eines Zweiten zu beurtheilen ist."

„Ihr wählt Eure Ausdrücke heute sehr sonderbar, Signora!" sagte verletzt der junge Mann, etwas rascher dahinschreitend.

„Ich wähle sie gar nicht, mein edler Herr, sondern ich rede, was mir in den Mund kommt," erwiderte sie leichtfertig. „Das Silbenstechen und Wortewägen überlasse ich den Herren, welche einen schwachen Weiberkopf umnebeln, ein noch schwächeres Herz berücken wollen. Was mißfällt Euch aber an meiner Rede, gestrenger Herr?"

„Jetzt nennt Ihr meine heiße Liebe zu Euch, von der Ihr ja überzeugt sein müßt, eine Laune — früher war es Thorheit von Euch, daß Ihr mir diese Gunst bewilligt habt!"

„Was Eure Liebe betrifft, nun ich will Euch Gelegenheit geben, sie mir zu beweisen und zu zeigen, daß sie mehr als Laune ist. Mein Hierherkommen aber — nun es ist und bleibt eine Thorheit, denn es verräth Euch Dinge, die um Eurer Bescheidenheit willen viel besser noch verborgen geblieben wären und" —

„Was könnte dadurch verrathen werden, als daß Ihr mir gut seid, holde Leonora?" flüsterte der junge Mann tief bewegt.

„Und setzt mich, falls wir hier getroffen würden, argen Mißdeutungen aus," fuhr die Dame fort, ohne das von Luigi angeschlagene heikle Thema aufzunehmen. „Nun aber, wenn ich fragen darf, was ist der Zweck Eures so dringend ausgesprochenen Verlangens, mich hier zu sprechen — als ob dies nicht auch an anderen Orten möglich wäre, wo zwar des Mondes Silberlicht nicht so idyllisch niederfließt, aber auch meine Schleppe nicht Gefahr läuft, im nassen Gras verdorben zu werden?"

Es klang aus den Worten der jungen Dame allerlei: Geist, Schlagfertigkeit, Witz, Hochmuth, aber nur kein echtes, tiefes Gefühl. Das mochte auch Luigi fühlen und er nahm daher für kurze Zeit auch einen ernsteren und gemessenen Ton an, der jedoch bald von der überquellenden Innigkeit durchwärmt wurde.

„Nennt es Laune, wenn Ihr wollt, daß ich diese Unterredung weder in den Prunkgemächern des Palastes Eures Oheims, noch an jenen öffentlichen Orten mit Euch führen wollte, an denen es mir gegönnt ist, mich Eures Anblickes zu freuen. Gottes schöne Natur und des Nachthimmels Funkeln scheinen mir als Zeugen passender, wie theilnahmslose Menschen, vor welchen man Zunge und Mienen nicht genug hüten kann."

„Um Gott! was mögt Ihr mir Gefährliches mitzutheilen haben — Ihr erschreckt mich wahrhaftig!"

„Zu fürchten habt Ihr von dieser Unterredung nichts, wohl aber ich!

„Ei! und warum nur Ihr?" neckte Leonora. „Was Ihr mir auch zu eröffnen habt — ich will aus meines Geschlechtes Art schlagen und verschwiegen sein, um Euch ja nicht zu verrathen!"

„Laßt nur für einen Moment die Scherze, Leonora," entgegnete Luigi fast unwillig; „ich freue mich Eurer guten Laune, wenn ich sie auch selten theilen kann, aber ich dächte, es giebt Stunden, die einer höheren Freude würdig sind, als sie durch Scherz und Lachen ausgedrückt wird."

„Nun wohl — Ihr zwingt mich ernst zu sein — ich bin es."

„Daß ich Euch aus tiefster Seele liebe, Leonora, bedarf keiner Versicherung mehr. Ihr wißt es — Euer Hiersein ist eine Bestätigung — wenn ich auch nicht kühn genug bin, daraus zu schließen, daß Ihr dieses Gefühl theilt. Darüber die Wahrheit, die beseligende oder vernichtende, zu hören, ist einer der Zwecke, warum ich diese Zusammenkunft erbeten habe."

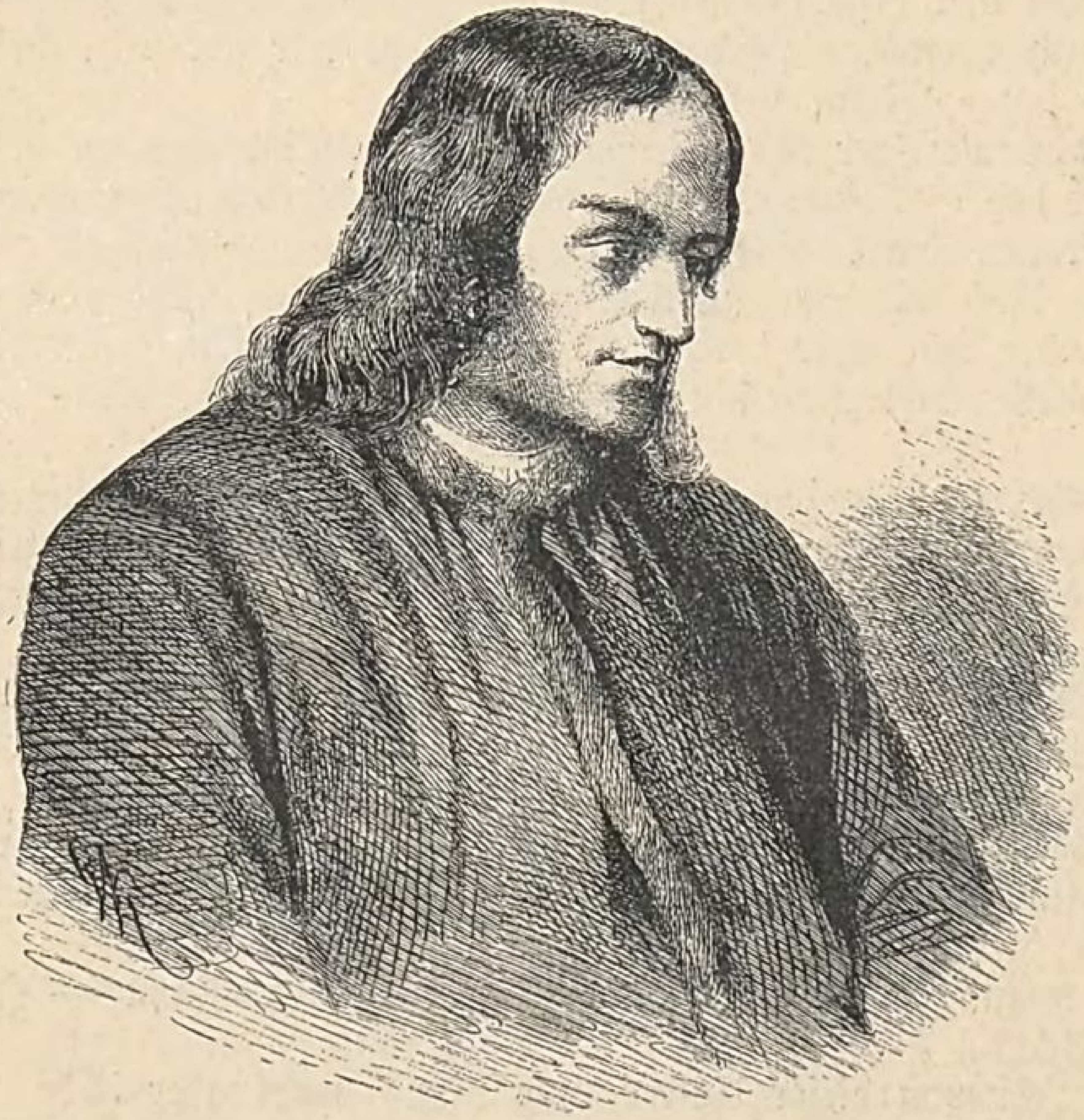
„Ihr schweigt, Leonora," fuhr er nach einer Pause fort und blieb stehen. „Wird es Euch so schwer, mich glücklich zu machen, oder zögert Ihr aus Mitleid?"

„Ist es denn nicht der Frauen schönste Aufgabe glücklich zu machen? Wie wollte ich mich ihr entziehen!" flüsterte Leonora und sah hingebend zu Luigi auf, dessen Antlitz sich tief zu ihr herabbeugte. Ein Strahl des höchsten Glückes flog darüber und kaum konnte er einen Jubelruf unterdrücken.

„Du liebst mich — mein Kleinod? O, nun ist Alles gut und Du wirst von selbst verstehen, was ich Dir noch weiter zu sagen habe!"

„Sind es Dinge, die mir bis jetzt eben so verborgen waren, wie das Geständniß Deiner Liebe?" fragte sie schelmisch lächelnd.

„Spötterin!" entgegnete er und drückte einen Kuß auf das golden schimmernde Haar, von dem der Schleier herabgeglitten war. „Was ich jetzt noch zu sagen habe, sind keine Geheimnisse, — sondern bloße Erwägungen, die von selbst aus der Thatsache — der mich so unendlich beglückenden Gewißheit Deiner Liebe fließen."



Lorenzo von Medicis. (Seite 618.)

„Was Ihr Männer uns voraus seid! Kaum fünf Minuten ist es, daß ich ihm meine Schwäche gestanden habe und schon baut er daraus eine Festung von Bedenken und Schlüssen um mich Arme, der ich mich nie werde entziehen können" —

„Und die Dich doch nicht so fest halten, als meine Liebe allein! Leonora, ich habe viel gelitten in der letzten Zeit!"

„Nun, ist denn Doctor Gardoni nicht mehr in der Stadt? Wo fehlt es denn? In der Milz, nicht wahr? denn der edle Herr war ja jüngst recht oft cholerisch und milzsüchtig."

„Leonora, ich bitte Dich, laß diesen Spott — mir stört er die Feier und das Glück dieser Stunde. Mein Geist ist nicht so leicht beweglich, wie der Deine, — was bei mir haftet und tief sitzt, wirkt lange, und ich möchte mir die weihevolle Seligkeit, die mich durchschauert, nicht von einer Heiterkeit beirren lassen, die mir wie eine Profanation erscheint."

„Wann soll man denn lachen, als wenn man glücklich ist? Doch nur weiter mein ernster Herr — ich will so starr darein sehen, als sprächen wir von unserer Zeit, die alle Welt — nur ich nicht — so erschrecklich schlecht und verdorben findet."

„Weil Deine reine Seele nicht ahnt, wie ringsum der Pfuhl der Verderbniß und Sündhaftigkeit weiter und weiter gegraben wird, damit die gleitende Menge nicht spürt, wer sie mißbraucht! Doch nicht davon wollte ich sprechen, sondern — von den Qualen der letzten Monde. Leonora, wenn ich sagte, daß ich litt, so waren es Seelenleiden — schmerzlicher für mich, als wenn eine Krankheit in mir gewüthet hätte. Es giebt noch immer Menschen in unserer Stadt, welche den durch

Ueppigkeit und Verschwendung bewirkten Verfall von Zucht und Sitte, wie er leider eingerissen ist, beklagen und scharf, vielleicht auch ungerecht über Jene urtheilen, die sich diesem Zuge überlassen — oder überlassen müssen. Und Viele, die selbst sich dem Taumel hingeben, der die Geister verwirrt und erschlafft, tragen aus Geschwätzigkeit Wahres und Unwahres von Mund zu Mund und ergötzen sich daran auch Reines in den Koth zu ziehen, in welchem sie sich selbst doch so sehr wohl sein lassen."

„Wo befände sich der Plebs besser, als im Schmutz seiner Gesinnungen und Handlungen!" fiel die stolze Signora hochmüthig ein.

„Sprich nicht so, Leonora," verwies Luigi sanft, aber ernst. „Glaube mir, unser Volk ist nicht schlecht, nicht verkommen und hat sich im innersten Herzen noch einen Kern jener starken und frommen Gesinnung bewahrt, dem Florenz bis in die jüngste Zeit seine Größe und seine Freiheit verdankte. Aber mißleitet ist es — verblenden hat es sich lassen von falschen und ehrgeizigen Führern, ohne daß sich im schwachen Geschlecht ein Warner und Berather gefunden hätte."



Girolamo Savonarola. (Seite 630 u. f.)

„Wollt Ihr, Luigi, diese Rolle übernehmen?" fragte nicht ohne Schärfe im Ton die schöne Dame und sah spähend nach seinem Antlitz.

„Nein — mir fehlt zur Lösung einer solchen Aufgabe Wissen und Erfahrung. Aber ein treuer Helfer will ich dem sein, der kommen wird, unser Volk besser zu berathen und auf den rechten Weg zu führen, und ich bin überzeugt, daß sich ein solcher Mann finden wird."

„Ich beneide ihn nicht um seine Aufgabe," sagte kühl Leonora.

„Du mißachtest unser Volk, weil Du es nicht kennst," fuhr desto wärmer Luigi fort. „Wohin sollten des Menschen beste Triebe streben, woher seine Kraft kommen, als aus dem Himmel und seiner ewigen Gerechtigkeit und aus der Masse des Volkes, aus dem wir geboren sind? So gleicht der Mensch dem Baum, der seine Wurzeln in den Boden senkt und seine Zweige zum göttlichen Licht emporhebt aus beiden Nahrung und Gedeihen ziehend!"

„Ich denke gesagt zu haben, daß ich derlei Dinge nicht verstehe," fiel die Dame ein. „Die Liebenswürdigkeit, um derenwillen ich kam, hat sich so rasch erschöpft, wenn sie nicht gar dem Gegentheile gewichen ist, wie ich fast erkennen und versichern möchte, daß — ich weiter keinen Grund mehr finde, hier zu verweilen — auch könnte man mich vermissen."

„Noch einen Moment, Leonora," bat Luigi, seinen Unwillen gewaltsam niederkämpfend. „Wenn ich auch scheinbar abgekommen bin von meiner Mittheilung, so ist diese Abschweifung doch nicht unnütz, denn sie lehrt, daß man die Worte der Strengen, auch wenn sie irren — das Geträtsche der Menge, auch wenn es wahllos lästert, nicht geringe achten soll, denn ihrer Irrthümer und Mißgriffe entkleidet, liegt auch in solchen Urtheilen manch' wichtiger Fingerzeig. Kannst Du begreifen, Leonora, wie es mich schmerzte, auch Deinen reinen Namen ausgesprochen zu hören, wenn tadelnd unserer Tage gedacht wurde; Dein holdes Bild in jene dunstige Atmosphäre gerückt zu sehen, wie sie in den Schilderungen von Neidern und Bewunderern der Sitten unserer bevorrechteten Stellung weht?"

„Hahaha!" lachte die schöne Leonora so laut, daß das Rauschen der Büsche im warmen Abendwind übertönt wurde. „Wie kann sich doch ein so ernster und hochdenkender Mann von dem Geschwätze der Masse bethören und beirren lassen! Das ist ja eine der liebenswürdigen Eigenschaften des so hochgefeierten Volkes, daß es sich geberdet, wie ungezogene Buben, die, weil sie das Piedestal einer Statue nicht erklimmen können, sie von unten mit Koth bewerfen."

„Ach! ich weiß ja, wie schwer es ist, den Schmähungen zu entgehen, welchen wir durch unsere Stellung, durch unseren so schwer abzuschüttelnden Zusammenhang mit jenen Kreisen ausgesetzt sind, in welchen nun einmal, leider Gott! jeder Patriot die Urheber unserer traurigen Zustände sieht. — Glaube mir, ich habe dies selbst erfahren — man schenkt mir kein volles Vertrauen, weil ich der Sohn jenes Maruffi bin, welchen man — mit zerrissenem Herzen gestehe ich es — eines der gefürchtetsten Werkzeuge unseres Tyrannen nennt!"

„Nun also, wenn schon ein so ausgezeichneter und feuriger Patriot nicht sicher vor Verdächtigungen ist, was folgt daraus? Daß diesen überhaupt kein Gewicht beizulegen ist — besonders wenn sie sich mit einer so unbedeutenden Persönlichkeit befassen, wie es die meine ist. Was flüstert und zischelt man denn eigentlich über mich?" forschte Leonora, ihre Hand auf Luigi's Schulter legend und ihm tief in die Augen blickend.

„Du irrst, Leonora — man hält Dich nicht für unbedeutend," entgegnete der junge Mann mit düsterem Blick. „Im Gegentheil — Leonora Salvatierra gilt für eine begeisterte Anhängerin des jetzigen Machthabers und — man sagt: sie sei dies nicht blos aus Ueberzeugung, sondern auch aus — Ehrgeiz."

„Ei, ei! was man doch nicht alles sagt! Und welchen Ehrgeiz schreibt man mir zu?"

„Jenen, einst an Pietro Medici's Seite Florenz zu beherrschen — an jenes Menschen Seite, der nur seines Vaters tyrannische Neigungen und Laster, nicht aber seine Großmuth und hohe Bildung geerbt hat."

„Ich könnte mich dafür bedanken, daß man mir einen so hochstrebenden Sinn zuschreibt, wenn — wenn mir dieses ekelhafte Geträtsch nicht kostbare Minuten rauben würde. — Luigi, ich muß zurück."

„So wäre es nicht wahr?" rief der junge Mann entzückt.

„Blöder Zweifler!" flüsterte die Dame mit einem zärtlichen Blick. „Was hätte mich hierher führen können, wenn ich solche Pläne hegen würde?"

„Ja, es ist wahr! Du würdest mein Auge meiden, wenn jener Wüstling einen Platz in Deinem Herzen oder Gedanken hätte."

„Nun aber — muß es geschieden sein! Sind alle Zweifel beseitigt, alle Bedenken gebannt, mein stolzer Herr?"

„Ja, meine holde Göttin! Nur eine Frage noch. Darf ich meinem Vater von unserer Liebe sagen und ihn bitten, um Deine Hand anzufragen?"

„Ja," entgegnete sie zögernd, „aber nicht jetzt — erst wenn ich es erlauben werde. Mein Onkel muß vorbereitet werden — ihm sind vielleicht solche Gedanken

an meine Zukunft, wie man sie mir zuschreibt, nicht ganz fremd. Und dann?" fuhr sie im muthwilligen Ton fort, „muß ich denn doch um der lieben Sicherheit willen meinem Ritter erst einige Proben auferlegen, um seiner so heiß betheuerten Liebe Kraft und Beständigkeit vollkommen überzeugt zu werden."

„Prüfe sie — sie wird jeder Probe gewachsen sein!"

„Nun wohl — und wenn ich gleich eine kleine Bitte hätte, die mir beweisen soll, daß die Liebe stark genug ist, um dieses harten Kopfes Eigenwilligkeit ein wenig zu beugen?" fragte sie schelmisch.

„Nichts soll Dir versagt sein," entgegnete er ernst, „was ich mit Ehre und Gewissen thun kann."

„Ach — diese Vorbehalte! Daraufhin läßt sich alles verweigern, denn jeder von Euch hat eine eigene Ehre und ein besonderes Gewissen. Uebrigens ist meine Bitte so geringfügig, daß sie diese weder beschweren wird — noch eigentlich als Beweis der Probehältigkeit der Liebe zu mir dienen kann."

„Nun — um was handelt es sich eigentlich?" fragte Luigi mit umdüsterter Stirne.

„Nur nicht so ernst dreinsehen, mein Luigi," sagte Leonora schmeichelnd, „ich mag einmal unsere Liebe nicht mit Falten auf der Stirne begrüßen. Zu meinem Stolz weiß ich, daß man viel Gewicht auf meines Erwählten Meinung und Wort legt und er in der jungen Signoria den größten Anhang besitzt. Wenn ich nun bitte, diesen Einfluß in einer Kleinigkeit mir zur Verfügung zu stellen?"

„Wenn es wahr ist, daß ich solchen besitze, so ist es eigentlich nichts, was ich das Recht hätte, an irgend jemand Anderen zu überlassen. — Indessen — was betrifft es?"

„Im nächsten Monat ist die Wahl zur Consultà (Stadtrath)," begann Signora Salvatierra, trotz ihrer Zuversicht stockend. „Es böte sich da eine Gelegenheit meinem Oheim gefällig zu sein, denn er wünscht von ganzem Herzen, die Wahl möge auf — auf —

„Nun, wen wünscht er gewählt zu wissen?" fragte Luigi, schon vom Gegenstand der Bitte sichtlich verstimmt.

„Jacopo Loredano."

„So! und dazu soll ich meinen Einfluß anwenden?"

„Wenn Du gut sein, meinem Oheim einen Dienst erweisen, und mir zeigen willst, daß Dir meine Liebe etwas werth ist," schmeichelte die schöne Dame.

„Nun — ich brauche keinen Schwur, um zu betheuern, wie hoch ich sie schätze," sagte Luigi etwas zurücktretend. „Ich würde mein Leben mit Freuden für sie opfern — Alles, Alles, nur meine Ehre nicht, das Vertrauen meiner Genossen nicht und das Wohl des Vaterlands nicht. Sie aber würde ich verrathen und verkaufen, wenn ich dahin wirkte, daß ein Mann wie Jacopo Loredano in den Rath der Stadt berufen würde, der ja ohnehin nur zu gefügig gegen unsern Machthaber ist."

„Was läßt sich gegen ihn einwenden?"

„Alles!" lautete die kurze schroffe Antwort. „Er ist ein Vertrauter von Pietro Medici, ein Mensch ohne Ehre, Sitte und Glauben, der seine neue Würde gewiß nicht zum Wohle der Stadt und des Volkes ausnützen würde; er ist ein Schlemmer und Verschwender, der ehrlos die im Koth schleifende Schleppe unserer Tyrannen trägt, um weiter auf deren Kosten sein wüstes Leben führen zu können."

„Genug! genug! es bedarf nicht so vieler Verleumdungen, um mich zu überzeugen, daß die Kraft Eurer Liebe schon an der ersten kleinen Bitte erlahmt," rief erbittert Leonora Salvatierra, indem sie sich zum Gehen wendete.

„Leonora!" rief Luigi angstvoll. „Siehst Du denn nicht ein, daß ich nicht kann und darf? Was hat diese Wahl mit unserer Liebe zu thun?"

„Nichts — denn diese scheint mir nicht vorhanden zu sein, wenn sie gleich so feurig betheuert wurde!"

„Sprichst Du von meiner oder Deiner Liebe?"

„Vielleicht von beiden," warf sie höhnisch zurück.

„Leonora, überlasse Dich Deinem kindischen Unmuth nicht," rief Luigi beschwörend. „Selbst wenn ich wollte, könnte ich ja Deinem Verlangen nicht mehr nachkommen, denn wir haben uns mit Wort und Hand verpflichtet" —

„Einen Anderen zu wählen; und wer wäre der Erkorene?" fragte die Dame so rasch, daß sich ihre Theilnahme an den politischen Vorgängen deutlich verrieth.

„Geronimo Rubatto."

„Ah der hölzerne Klotz — der immer aussieht, als schiele er mit einem Auge nach der Geldlade der Medici, mit dem andern nach der schmutzigen Menge auf den Straßen!" rief Leonora mit schneidendem Ton. „Natürlich! Jacopo ist ein Bösewicht, denn er hält offen zu denen, zu welchen ihn Geburt und Rang weisen, Geronimo aber ist ein Ehrenmann, denn er ist Euer Freund und klug genug zu warten, wer den höheren Preis zahlen kann!"

„Leonora — Ihr lästert einen Braven!"

„Erhitze Dich nicht, Luigi — es ist nicht der Mühe werth!" ertönte plötzlich Geronimo's Stimme, der aus einem Gebüsch trat und sich dann mit einer tiefen Verbeugung an die Dame wendete: „Ich danke Euch, Signora Salvatierra für Eure günstige Beurtheilung — denn es giebt Mäuler, von welchen ein Lob Beschimpfung ist. Im Uebrigen — wenn Ihr nicht hier getroffen werden wollt, werdet Ihr gut thun, Euch zu entfernen — mir scheint, man naht vom oberen Garten."

„Ihr habt gehorcht!" herrschte ihm die Dame mit entsetztem Antlitz zu.

„Nein — und was ich gehört habe, war mir nicht neu und — ist nicht interessant genug, um das Wiedererzählen zu verdienen," entgegnete Geronimo mit unverwüstlicher Ruhe. „Schließlich danke ich Euch nochmals, denn Ihr habt in fünf Minuten vollbracht, was meine Warnungen in Jahren nicht zuwege gebracht hätten. Ihr habt Euch dem armen Jungen da in Eurem wahren Licht gezeigt."

Mit einem verachtenden Blick voll Haß und Wuth kehrte sich Leonora ab und wollte, den Schleier um das Haupt schwingend, nach aufwärts eilen. Da fuhr Luigi aus seiner Betäubung auf, ergriff sie rauh am gehobenen Arm und zwang sie zum Stehen.

„Nein, beim ewigen Gott!" rief er voll grimmiger Entrüstung, „so sehr ich auch wünsche ihr gleißendes Antlitz nie mehr sehen zu müssen, so will ich doch in dieser Minute meine volle Verachtung zeigen! Das also war Eurer Liebe Preis, Signora? Wie gering Ihr sie doch achten müßt — denn was ist in Euren Augen Mannes Wort und Ehre? Und Ihr dachtet, mich mit süßer Rede und erlogener Zärtlichkeit kirren zu können, wie so viele Andere durch buhlerische Künste von Recht und Pflicht abgelenkt wurden?"

„Laßt mich! laßt mich!" keuchte Leonora, vor Wuth weinend, indem sie sich vergebens bestrebte, sich loszumachen. „Ihr werdet es bereuen, frecher Mensch, eine Salvatierra beleidigt zu haben."

„Und wenn es mein Leben kostete, könnte ich es nicht mehr bereuen, als meine Liebe an Euch weggeworfen zu haben!" versetzte Luigi ingrimmig. „Das Werkzeug Eurer Intriguen sollte ich sein, um dann verächtlich bei Seite geschoben zu werden. Aber Ihr habt Euch getäuscht — mit Ekel und Verachtung stoße ich Euch weg!" —

„Genug, genug, Luigi!" unterbrach der Freund ihn. „Auch der Zorn ehrt hie und da, wenn er Jemand gegönnt wird, der ihn nicht verdient. Man kommt wirklich — ich höre schon Schritte, also mach' dieser Scene ein Ende."

„Laß sie kommen!" rief Luigi außer sich. „Mögen doch alle die Schwelger, die Rechtsverächter und ihre feilen Schranzen hören, daß sich nicht Jedermann ihren Höllenkünsten unterwirft!"

„Wer will dem Samenkorn sagen: reife! wenn seine Zeit noch nicht gekommen? Wer dem Winde gebieten, er soll zum Orkan anschwellen, wenn der Herr der Welt es noch nicht für gut findet?" fiel plötzlich eine tiefe klangvolle Stimme ein. „Noch ist die Zeit nicht da, wo gut und böse sich scheiden wird und an Dir, mein Sohn, ist es nicht, in thörichter irdischer Leidenschaft, geboren und verlodert in einer Minute, zu stören den Gang der Dinge, wie ihn der Allmächtige zur Strafe und Besserung angeordnet."

Bestürzt wendeten sich die Anwesenden nach dem Sprecher. Aus der Dunkelheit des Buschwerkes leuchtete das weiße Habit eines Mönches hervor. Nur das Haupt wurde hell vom Mondschein beleuchtet, so daß man die hageren, scharfen Züge, das feurig blickende Auge, die hohe und gedankenreiche Stirn sehen konnte. Ernst und ruhig, aber voll gebietender Hoheit stand der Mönch da.

„Der Prior von San Marco!" flüsterte Geronimo.

„Vater Savonarola!" sagte Luigi leise und betreten.

„Laß das Weib los!" gebot der Mönch ruhig. Und als Luigi einen Moment zögerte, wiederholte er eben so kalt und bestimmt: „Laß' das Weib los — sag ich Dir! — Gott hat sein Strafgericht an Jezabel noch nicht erschöpft!"

Luigi gehorchte und trat von Signora Salvatierra zurück, die fast in sich zusammensank. Rasch war der praktische Geronimo zur Hand, stützte sie und sagte:

„Nehmt meinen Arm — wenn er auch, wie Ihr es ja rühmend von mir sagtet, von knorrigem Holz ist, so könnt Ihr darauf doch sicherer lehnen, als wäre er so biegsam wie Weidenruthen, gleich jenen Herrchen, die da oben sicher schon darauf warten, sich vor Euch zu neigen und zu beugen. Kommt, wir wollen den Weg am Ufer einschlagen, ich denke Ihr habt der Zärtlichkeiten genug gehört — um eine Viertelstunde Zeit zur Sammlung zu benöthigen."

Ohne ein Wort zu erwidern, legte nach kurzem Zögern Leonora ihren Arm in den Geronimo's und ließ sich von ihm abwärts auf den zum Arnoufer hinführenden Weg geleiten, der erst weiter oben in den eigentlichen Garten einbog. Bevor die Zweige des üppigen Gebüsches hinter ihr zusammenschlugen, wendete sie sich nochmals um und aus der dichten Schleierhülle zuckte ein Blick des grimmigsten Hasses nach der Stelle, wo Luigi gebrochen und gesenkten Hauptes an einem Baum lehnte.

Tiefe Stille herrschte, als sich das sonderbare Paar entfernt hatte. Nur manchmal klang das Murmeln der Wellen herauf, ein leises Rauschen zog durch die Blätter und selten tönten von fern einige Musikklänge durch die Nacht, denn das Fest im Freien war zu Ende, man hatte zu Tanz und Spiel die prächtigen Säle aufgesucht. Der Garten war leer, weil sich das Volk schon lange entfernt hatte. In seinen engen dumpfen Gassen, den kümmerlichen Wohnungen pferchte es sich zusammen, der Noth und Last des morgigen Tages vergessend in der Erinnerung daran, daß es bei „Lorenzo dem Prächtigen" zu Gaste gewesen war.

Lange verharrte Luigi in Schweigen, vor sich hinstarrend und vor der Größe seines Schmerzes vergessend, daß er nicht allein sei. Aufmerksam beobachtete ihn der Mönch, dessen strenges Antlitz nicht mehr so ernst und kalt, sondern mit milder Theilnahme auf den Jüngling blickte.

Endlich hob Luigi sein von Gram verstörtes Gesicht empor. Wirren Blickes schaute er umher, bis er des Mönches ansichtig wurde. Da wurde er sich erst der Situation und des Vorgefallenen klar bewußt, Thränen überströmten seine bleichen Wangen und mit schmerzerstickter Stimme rief er:

„O hochwürdiger Vater helft mir! Tröstet mich — ich bin so sehr unglücklich!"

Da trat der Prior von San Marco näher und sagte mit seiner tiefen wohllautenden Stimme: „Wohl dem, den der Herr läutert im Feuer irdischer Schmerzen und der in bitterer Qual erkennt, daß alles Erdenglück eine leere Täuschung ist, nur werthvoll, weil wir in seiner Hingabe uns dem ewigen Leben nähern. Nur die Guten, mein Sohn, und jene Menschen, welche er auserwählt zu seinem Dienst, läßt Gott die Nichtigkeit irdischer Freuden voll erkennen. Freue Dich darum Deines Schmerzes und nimm ihn dankbar und demüthig hin als eine himmlische Huld, die Dich werth erachtet, geprüft zu werden. Die Erde läßt ihre besten Söhne bitter dafür leiden, daß ihres Wesens innerer heiliger Zug sie nach oben weist!"

Nach einer Pause fuhr Savonarola lebhafter fort:

„Du magst das erkennen an jenen Elenden, die göttliches und menschliches Recht verachtend, die Einfachheit unserer Sitten untergraben, die Freiheit der Bürger mißachten, den Glauben herabwürdigen und die Erde zum Tummelplatz ihrer Willkür, ihrer Lüste und Genüsse machen. Wie herrlich leben sie scheinbar, jeder Tag nichts als eine herrliche Frucht am rasch welkenden Baum der Zeit! Und doch magst Du leicht sehen, wie mitten im Taumel sie die bange Furcht beschleicht, wie das eben noch in unheiligem Feuer lodernde Auge ängstlich der nächsten entgegensieht, der übermüthig lächelnde Mund sich zu einer qualvollen Frage öffnet. O, sie fühlen es ja, wie sehr sie sich auch betäuben — sie wissen es, wie gern sie es auch übermüthig leugnen möchten, daß dieses Leben mit seinen Freuden und Genüssen ein unsicherer, rasch verfliegender Besitz ist, der keine Gewähr giebt für das, was nach ihm kommt. O, wie diese Armseligen von dem Gedanken gequält werden, daß ihre Macht und ihr Reichthum, ihre Gewalt und ihre Schätze, um derenwillen sie Unrecht thun und Bedrückung üben, am Tage, der dieses Leben schließt, weniger werth sein werden als Staub und Asche. Laß ihnen ihren Stolz auf irdische Größe — er ist nichts als ein löcheriger Mantel, hinter dem sich ihre Furcht vor dem Einst birgt, neide ihnen ihre Ueppigkeit nicht — sie gleicht dem Gastmahl, das man dem zum Tode Verdammten an seinem letzten Tag vorstellt! Ich aber sage Dir, segne Deinen Schmerz, denn er weiset Dich auf den Weg jenes Göttlichen, der hier auf Erden gegeißelt und mit Dornen gekrönt wurde. Wer diesen aber in Ergebung und Vertrauen wandelt, für den verliert irdischer Schmerz seine Bitterkeit. Bezähme Dein heißes ungestümes Herz und öffne es der unendlichen Liebe zu Gott, der Liebe zu allen Menschen. Es ist ein schönes Los, eine hohe Aufgabe, seiner selbst zu vergessen und auch nur einen Menschen auf den Weg des Heils zu weisen, durch Lehre und Beispiel zu stärken. Was sind dagegen die Freuden der Welt! Sie verderben Tausende — wir aber wollen sie retten und emporheben durch die Kraft unseres Glaubens und unserer Liebe!"

2. Savonarola's Wirksamkeit.

Hieronimus Savonarola (Bild Seite 625) war am 21. März 1452 zu Ferrara geboren worden. Aus einer Familie stammend, in welcher der Beruf eines Arztes seit mehreren Generationen fast erblich war, sollte auch er Heilwissenschaft studiren. Aber sein schwärmerischer, auf die höchsten Ziele gerichteter Sinn begnügte sich nicht damit Arzt des Leibes zu werden. Er fühlte sich berufen, der zunehmenden Sittenverwilderung entgegen zu treten, welche unter dem Anschein höherer Bildung damals von den zahlreichen kleinen Höfen Italiens ausging und nur zu bald in das Volk übergriff. Noch nicht fünfzehn Jahre alt, verließ er heimlich das väterliche Haus und trat in den einflußreichen Orden der Dominikaner, welcher, entgegen den Franziskanern, im

Mittelalter die wissenschaftliche Entwicklung der Theologie und häufig auch die Verbesserung und Reinhaltung des Kirchenregimentes verfocht.

Kaum zwanzig Jahre alt, betrat er in Florenz die Kanzel. Aber sein ernster Ton, welcher keine der Passionen und Untugenden jener Zeit schonte, gefiel den Florentinern nicht, welche bestrickt vom Glanz des medicäischen Regiments nicht erbaut und gebessert, sondern unterhalten werden wollten, wie es die Prediger jener Zeit, ohne wählerisch im Gegenstand oder den Ausdrücken zu sein, für ihre Aufgabe hielten. Eingeschüchtert von diesem Mißerfolg, welcher ihn jedes Einflusses auf die Menge zu berauben schien, beschloß er die Kanzel künftig zu meiden und ging nach Bologna, wo er an der Universität Vorlesungen über Metaphysik und Physik hielt, die großen Zulauf fanden und den Ruf seiner Gelehrsamkeit weit hinaus verbreiteten.

Seinem feurigen Geist genügte aber der Katheder nicht, er fühlte den Drang in sich, unmittelbar auf das Volk einzuwirken. Er predigte daher in Bologna und anderen Orten und zwar nun mit so großem Erfolge, daß er auf Betreiben der Medici nach Florenz zurückberufen wurde.

Der Beifall blieb ihm nunmehr auch hier treu. Aber nicht, weil er sich zur profanirenden Methode seiner Amtscollegen bekehrt hatte, sondern weil er gerade im Gegensatz zu diesen mit einer wunderbaren Gewalt der Rede die Gemüther seiner Zuhörer ergriff und sie mit der Schilderung der Schäden der Zeit, der tiefen Sittenverderbniß erschütterte und sie auf den Weg echt christlicher Tugend und Entsagung wies. Er fand gleich Anfangs so viel Zulauf, daß die Kirche seines Klosters nicht mehr genügte, sondern er im Dome predigen mußte.

Durchgreifende praktische Erfolge erzielte er gewiß im Anfange nicht. Man erschien zu seinen Kanzelreden, wie wohl auch heute noch Vormittags ein Modeprediger aufgesucht wird, um das Gemüth rühren oder erschüttern zu lassen, ohne daß am Abend im Salon oder Boudoir, im Tanzsaal oder am Spieltisch eine Spur seiner gottgefälligen Bemühungen zu merken wäre.

Savonarola blieb jedoch bei dem allgemein moralischen Charakter seiner Predigten, die er auch mit einer oft überschwänglichen dunklen Mystik ausstattete, nicht stehen. Er griff die Schäden seiner Zeit und einzelner Stände umbarmherzig an, geißelte die Genußsucht und Ueppigkeit, die Käuflichkeit und Feilheit der Gesinnung und wies das leicht bewegliche Volk auf die Religion und Tugend, die höhere Güter seien, als alle Schätze und Genüsse dieses Lebens.

Je mehr er aber in seinen Reden in das praktische Leben eingriff und den Finger unerbitterlich an die Wunde legte, die Jeder kannte und die Meisten selbst an sich herumtrugen, desto höher stieg sein Einfluß. Ohne Scheu trat er den Machthabern entgegen und donnerte gegen die entsittlichende Herrschaft der Medicäer, die durch ein äußerlich glänzendes, die Kunst und Wissenschaft zu bloßen Handlangern des Lebensgenusses herabwürdigendes Regiment die frühere republikanische Gesinnung der Florentiner eingeschläfert und die Sitteneinfalt verderbt hatten. Und seine Macht war bald so hoch gestiegen, daß die sonst nicht scrupulösen Medicäer nichts gegen ihn zu unternehmen wagten, sondern es dulden mußten, daß seine Predigten mehr und mehr einen demokratischen Anstrich erhielten, indem er das Volk unter Begründung der von ihm verherrlichten allgemein giltigen christlichen Moral, über sein Recht zur Selbstregierung, über die Pflichten der Obrigkeiten und die Verwerflichkeit der Tyrannei aufklärte. Wohl sandten sie einflußreiche Bürger an Savonarola, die ihn zu einer gemäßigteren Lebensweise bewegen sollten, aber dies war ohne Erfolg.

Am nachhaltigsten wirkte er aber dadurch, daß er unablässig für Verbesserung der Kirchenzucht eintrat und mit flammenden Worten über den Verfall der Geistlichkeit, deren Sittenlosigkeit und Mißbräuche sprach. Damit gab er einem

Gefühl Worte, welches in jener Zeit nicht nur in Italien allgemein war, sondern die ganze christliche Welt aufregte. Daß es thatsächlich damit arg bestellt war, muß ohne jede Voreingenommenheit oder Gehässigkeit nach irgend einer Seite zugegeben werden. Fromme und gelehrte Männer, die Träger hoher kirchlicher Würden, schildern auf den Concilen zu Basel und Constanz den Verfall der Kirchenzucht und die eingerissenen Mißbräuche in einer so drastischen und kräftigen Weise, daß an der Wahrheit ihrer Klagen nicht zu zweifeln ist.

Wie konnte es auch anders sein, da ein Mann auf dem päpstlichen Thron saß, von dem man wohl sagen kann, daß er sein heiliges Amt schändete.

Alexander VI. aus dem berüchtigten Mördergeschlecht der Borgia, welchem Dolch und Gift als die besten Gründe zur Widerlegung der Gegner galten, war ein Mensch von den ausschweifendsten Sitten, unersättlicher Herrschsucht und ohne jedes Verständniß, ja ohne jeden Glauben an die heilige Sache, deren oberster Repräsentant und Schützer er war. Seine hohe Würde war ihm nichts, als ein Mittel seine unersättliche und ausschweifende Genußsucht und seine Habgierde zu befriedigen, seinen Familieninteressen und politischen Intriguen zu dienen. Dabei war er — gleich den meisten Fürsten jener Zeit — fein gebildet, ein Gönner und Kenner der Künste und Wissenschaften, die ein Mittel mehr waren, seine oft zu den rohesten Abscheulichkeiten sich verirrende Genußsucht mit einem veredelnden Anstrich zu umgeben.

Diesen Mann nun griff Savonarola mit seinem ganzen heiligen Eifer an und er scheute sich nicht ihn von der Kanzel herab mit vernichtenden Worten der Unzucht, des Nepotismus (unrechtmäßige Vorsorge für eigene Angehörige) und der Glaubenslosigkeit zu zeihen. So sehr nun auch das florentinische Volk im Laufe der Jahre selbst in Sitten und Denken lax geworden war, so zündeten doch die Predigten des begeisterten Mönches umsomehr, als sein eigenes Leben ein Muster der Enthaltsamkeit und Frömmigkeit war.

Bald äußerte sich sein Einfluß in weiteren Kreisen. Sein Ruf verbreitete sich über ganz Italien und während eine Minderzahl von Spöttern, die durch persönliches Interesse an das herrschende System geknüpft war, ihn einen Abtrünnigen, einen Schwärmer nannte, war er in den Augen der Mehrzahl — und darunter waren alle Patrioten, die in der Vielköpfigkeit der Herrschaft das Verderben des Landes sahen — ein gottbegeisterter Mann, dessen Aufgabe die Wiederherstellung der Glaubensreinheit und die Aufrichtung der nationalen Einheit sei.

Letzterer Gedanke, dessen Verwirklichung erst unsere Zeit erleben sollte, war gerade damals besonders wirksam. Er hatte Cola Rienzi, dem Tribun Roms, vorgeschwebt und die besten Geister bekannten sich zu demselben. Die verwerfliche Politik Alexander's VI., die unseligen Zustände in Rom, welche seine Vorgänger nach Avignon getrieben hatten, trugen Schuld daran, daß sich die hervorragendsten Dichter gegen das Papstthum überhaupt kehrten, obwohl sie sonst gläubige Katholiken waren. Schon der große Florentiner, Dante, der tiefsinnigste Dichter Italiens, verweist eine ganze Reihe von Päpsten in die Hölle; der formgewandte Petrarca fand Zeit neben seinen süßen Liedern der Liebe vehemente Angriffe auf den päpstlichen Hof in Avignon zu richten, den er mit Babylon verglich und Ludovico Marsilio, ein vornehmer und sehr gelehrter Mann, erklärte kurzweg das Papstthum für ein Unglück Italiens und des Christenthums.

Dadurch war der Boden für das Wirken Savonarola's vorbereitet worden. Praktisch bewährte es sich zunächst im eigenen Kloster, wo sein Einfluß bald so unbestritten war, daß er zum Prior gewählt wurde. Schon fühlte er sich so sicher, daß er es verweigerte, dem von ihm gehaßten Tyrannen, dem factischen, wenn auch nicht rechtmäßigen Oberhaupt von Florenz, den üblichen Besuch bei seiner Erhebung

zum Vorstand des Klosters zu machen, ja als Lorenzo der Prächtige, welcher in Savonarola ein gegen den Papst zu brauchendes furchtbares Werkzeug schätzen mochte, selbst im Kloster erschien, ließ der neue Prior sich verleugnen.



Fra Bartolomeo, der Maler-Mönch. (Seite 634 und 662.)

Sofort begannen die Reformen im eigenen Hause. Aller Luxus irgend einer Art wurde verbannt und einfache Lebensgewohnheiten, religiöse Uebungen, Entsagung und strenge Studien wurden eingeführt. Seine Maßregeln fanden

allgemeine Billigung unter den Brüdern und bald war seine Anschauung so in diese übergegangen, daß von allen Kanzeln, über welche die Dominikaner verfügten, in seinem Geiste, wenn auch nicht mit seiner Beredsamkeit und seinem hinreißenden Feuer, gepredigt wurde.

Das Kloster von San Marco genoß von jeher großes Ansehen in Florenz. Gegenüber der vollkommenen Erschlaffung aller Klosterzucht hatte es sich stets durch eine vergleichsweise Strenge der Lebensformen ausgezeichnet, welche den Florentinern imponirte, so wenig sie auch geneigt waren, dieselbe nachzuahmen. Zudem war das Kloster reich und übte eine weise Wohlthätigkeit, die sich zwar nicht mit der verschwenderischen der Medicäer messen konnte, aber dafür wirklich Dankbare schuf und dem Kloster einen Anhang im Volke erwarb.

Endlich war San Marco bekannt als Pflegestätte von Wissenschaft und Kunst. Die Mönche beschäftigten sich nicht nur mit ernsten Studien, sondern auch einer der bedeutendsten florentinischen Maler ging aus seinen Mauern hervor, Fra Angelico da Fiesole, dessen großes Verdienst es ist, den wiedererwachten Sinn für die Schönheit der Form mit einer gewissen Innerlichkeit und geistigem Gehalt verbunden zu haben. Zur Zeit Savonarola's zählte San Marco wieder einen hervorragenden Maler unter seinen Brüdern, Fra Bartolomeo, dessen Madonnen jenen von Rafael an Liebreiz und keuscher Weiblichkeit gleichgestellt werden, und der sich auch der warmen Freundschaft dieses Malerfürsten erfreute. (Bild Seite 633.)

Nur kurze Zeit hatte des neuen Priors Herrschaft gewährt, so drang der Ruf seines Klosters weit hinaus in alle Lande. Sämmtliche Convente seines Ordens in ganz Toskana unterordneten sich ihm freiwillig, nahmen die von ihm aufgestellten Normen an und erbaten sich, er möge ihre Leitung übernehmen. Durch Reisende kam sein Ruf als kühner und glänzender Prediger durch ganz Europa und überall fanden seine Worte begeisterte Zustimmung, denn das Bewußtsein von der Nothwendigkeit einer einschneidenden Umgestaltung der kirchlichen Verhältnisse war ein allgemeines. Sogar der Sultan soll sich seine Moralpredigten haben übersetzen lassen und ihr eifriger Leser gewesen sein.

Zu solcher Macht und Bedeutung, die selbst Lorenzo der Prächtige anerkennen mußte, dem Florenz willenlos zu Füßen lag, um dessen Freundschaft die deutschen Kaiser buhlten, und der von stolzen Fürsten als Schiedsrichter angerufen wurde, gelangte der einfache Dominikanermönch nur durch die Macht seiner Rede und seiner Ueberzeugung. — Man hat ihn den „italienischen Luther" genannt; obwohl ihn vor allem der Ausgang seiner Bestrebungen von dem deutschen Reformator unterscheidet, ist doch an dem Vergleich manches Wahre. Beide erhoben ihre Stimme zuerst nur gegen einzelne Mißbräuche und wurden später, als man diese hartnäckig aufrecht erhielt, durch die einmal entfesselte geistige Strömung weiter getrieben, als es anfänglich in ihrer Absicht lag. Noch mehr tritt die Aehnlichkeit ihrer Bestrebungen hervor, wenn man erwägt, wie ihre anfänglich rein religiösen Ziele im Handumkehren eine eminent politische Bedeutung erhielten, an welche sie gewiß selbst nicht dachten. In der Verschiedenheit der politischen Verhältnisse in Italien und Deutschland liegt auch der Grund des verschiedenen Ausganges ihrer Bestrebungen, wie wir noch später sehen werden.

Wir überspringen einen Zeitraum von zwei Jahren seit dem Feste im Garten der Medici. Florenz war noch vollkommen in deren Gewalt und sein Volk schwankte unstät zwischen der Lust an dem glanzvollen Leben, das von den immer mehr zum Hofe werdenden Palästen dieser Familie ausströmte, und der himmelanweisenden Moral des Priors von San Marco. Vielleicht hätte es sich dem letzteren nie so völlig angeschlossen, wie es später geschah, wenn Lorenzo der Prächtige länger am Leben geblieben wäre. Wenn er auch, die Freiheit der Florentiner unterdrückend, die höchste Gewalt im Staate anstrebte und sie thatsächlich ausübte,

so war er doch klug genug, sich damit zu begnügen. Er strebte nicht nach den Aeußerlichkeiten der Herrscherstellung und ließ die republikanischen Formen dem Namen nach bestehen, wenn er auch deren Inhalt längst zu Gunsten seiner Familie confiscirt hatte. Und das Volk — am Schein der Aeußerlichkeit hängend, wie es diesem großen vielköpfigen Kind zu allen Zeiten eigen ist — beruhigte sich um so eher dabei, als Lorenzo im Grunde ein milder und gutmüthiger Mann war, dessen stets offene Hand viel für die Wohlfahrt und das Aufblühen von Florenz gethan hatte.

Nun aber lag er am Sterbebette und ihm, dem schon seine Zeitgenossen den Beinamen „des Prächtigen" gegeben hatten, mochte doch im Angesichte des großen Räthsels der Ewigkeit die Ahnung aufdämmern, daß alle Pracht und der ganze Glanz seines Lebens erbleichen würden unter den Schauern der nächsten Stunden. Er suchte Trost und Sühnung, eine Stärkung dem Tode gegenüber und fand sie weder in der Erinnerung an sein glanzvolles Leben, noch in den bestürzten Gesichtern seiner Höflinge und Schmeichler, die sich schon vorbereiteten, dem neuen Machthaber zuzulächeln. Aber auch in den Gebeten des an seinem Lager knienden, in kostbare kirchliche Gewänder gehüllten Beichtvaters fand er die gewünschte Ruhe nicht und er erinnerte sich des Mönches von San Marco, der sich nie vor ihm — dem Mächtigen und Prächtigen — gebeugt hatte, von dessen frommem Wandel und überzeugender Macht der Rede er so viel gehört hatte und er ließ ihn an sein Sterbebett rufen.

Savonarola erschien, wie er auf das Begehren des ärmsten Bürgers gekommen wäre. Er warf keinen Blick auf die von Erz umstarrten Söldner und die glänzenden Höflinge, welche Säle und Gänge füllten und schritt in seinem groben Habit so gebieterisch durch die Prunkgemächer, wie durch den kahlen Kreuzgang seines Klosters. Ihm war der Mann, der von der Hand des Todes berührt, auf dem Lager von Purpur sich wand und ängstlich nach seinem Auge spähte, nur ein armer Sünder, der sich scheut, vor die ewige Gerechtigkeit zu treten.

„Du verlangst von mir Trost in Deiner letzten Stunde und Hoffnung auf die Barmherzigkeit Gottes, vor den Du gerufen wirst?" sagte er ernst und nachdrücklich, seine Augen durchdringend auf den Kranken heftend. „Bevor ich Dein Bekenntniß entgegennehme und Dich kraft meines heiligen Amtes von den Sünden löse, will ich Dir sagen, was Du selbst mir nicht gestehen magst und worin doch Dein schwerstes Verschulden besteht. Gelobst Du mir nicht in diesen drei Punkten zu folgen, so vermag ich nicht, Dich freizusprechen, denn Du bist unbußfertig."

„Was ist's, was Du von mir verlangst, ehrwürdiger Vater?" stammelte Lorenzo mit angsterfüllten Zügen.

„Du hast Dein ganzes Leben nur irdischen Dingen geweiht und des Himmels ganz vergessen," sagte Savonarola streng. „Bereuest Du dieses eitle Treiben und siehst Du ein, daß alles Heil nur in Gottes Barmherzigkeit liegt?"

„Gewiß — ich flehe sie an," keuchte der Sterbende; „um ihrer sicher zu sein, habe ich Dich, ihren eifrigen Diener, rufen lassen."

„Im Laufe Deiner angemaßten Herrschaft," fuhr der Prior fort, „hast Du Bedrückungen geübt und viel unrechtmäßiges Gut an Dich gebracht, damit sich Dein Reichthum mehre und Du Mittel für die eitlen Lüste dieses Lebens und zum Befestigen Deiner unrechtmäßigen Herrschaft habest. Bist Du entschlossen dieses Vergehen gut zu machen und auszufolgen, was Du mit List und Bedrückung an Dich gebracht?"

Qualvoll verzogen sich Lorenzo's Züge, die Zusage wurde ihm zu schwer.

„Ja," stotterte er endlich zagend, „ich will die Kirche und Dein Kloster reich bedenken, damit" —

„Die Kirche ist das Reich Gottes auf Erden und bedarf Deines sündhaft erworbenen Mamons nicht!“ unterbrach ihn streng der Prior. „Gut machen und bereuen mußt Du, was Du verschuldet, denn erkaufen läßt sich die Barmherzigkeit Gottes ohne aufrichtige Reue mit all' Deinem Reichthum nicht!“

„Nun ja — ich will zurückstellen, was ungerecht in meinem Besitz ist!“ stöhnte Lorenzo der Prächtige, in der Sehnsucht nach Erleichterung seiner Seelenbürde.

„Und nun die größte Deiner Sünden — obwohl Du sie kaum recht erkennst,“ sprach der unerbittliche Mahner. „Du hast diesem Volke mit Gewalt, schmeichelnd oder durch Betäubung mit irdischer Lust, seine Freiheit, sein Recht genommen und dadurch die Seelen vergiftet! Du willst die so geraubte und mißbrauchte Gewalt Deinem Sohne übergeben, daß er sie noch verschärfe und noch härter verfahre, wie Du es gethan. — Bist Du bereit, dieses ungeheuere Verbrechen, begangen an Geist, Seele und Körper von Tausenden, wieder gut zu machen, indem Du dem Volke seine Freiheit zurückgiebst und Deinen Sohn hinderst, gleich Dir sich zu versündigen?“

Mit weit geöffneten Augen starrte Lorenzo auf den Mönch. Staunen und Entrüstung malten sich auf seinen schon vom Todeskampf verzerrten Zügen. Plötzlich winkte er unwillig mit der Hand, als wünsche er die Entfernung des Priors und wendete sein Haupt ab. Trotz der Last, die ihm bedrückte und der Furcht vor dem Unbekannten, dem er entgegenging, schwankte er doch keinen Moment. Die Liebe zur Macht, die Sorge, sie seiner Familie zu erhalten, wirkten stärker als die Schauer des Todes und der Druck seines Gewissens.

„Ich gehe!“ sagte Savonarola ruhig. „Ich kann Dich Deiner Sünden nicht entledigen, Dir keinen Trost, keine Hoffnung zurücklassen, wie sie die Kirche bußfertigen Sündern gewährt, denn Du verharrst in Deinem größten Verschulden. Ich habe es Dir in das Gedächtniß gerufen und ich weiß, Du wirst seiner gedenken bis zum letzten Athemzug. Und merke — auch wenn ein anderer Priester Dich losspricht — es wird unwirksam sein, so lange Du nicht bereut hast und gut gemacht!“

Ruhig, wie er gekommen, kehrte der Prior in sein Kloster zurück. Am selben Abend noch verkündete das Dröhnen der Glocken vom Dom, daß Lorenzo der Prächtige gestorben war. Er hatte sich keinen anderen Priester mehr vor seinem Ende rufen lassen.

In einer einfachen Zelle, die sich in nichts von jener der dienenden Brüder unterscheidet, steht wenige Tage nach dem Tode Lorenzo's des Prächtigen Luigi vor dem Prior von San Marco. Der Mönch richtet den prüfenden Blick ernst auf den jungen Mann, der ehrfurchtsvoll vor ihm steht.

„Du beharrst also auf Deinem Wunsch, in unsere Gemeinschaft einzutreten?“

„Es ist heute mein sehnlichster Wunsch, wie er es vor zwei Jahren war,“ entgegnete Luigi fest und bestimmt.

„Ich habe Dir diese Frist gesetzt, weil ich nicht wollte, daß Du in einer Aufwallung, einer augenblicklichen Kränkung in irdischen Dingen folgend, einen Beruf ergreifst, dessen man nur würdig wird, wenn man sich ihm voll und ganz hingiebt und sich von dem Wünschen und Hoffen des irdischen Lebens loslöst.“

„Ich habe das gethan — ich will nun wirken als Dein Schüler, in Deinem Geiste und für die Zwecke, welche Du verfolgst.“

„Einer heiligen Sache, wie es die Rettung der Menschen aus ihrer jetzigen Versunkenheit in Sinnenlust und Tyrannei ist, dient man auf mancherlei Weise,“ entgegnete der Prior ernst, „und vielleicht — würdest Du ihr mehr in Deinem jetzigen Stande nützen können, als in der Mönchskutte. Du bist noch jung und hast ein begehrliches Herz — bist Du auch sicher, daß nicht ein Tag kommt, wo

Du Dich aus der Einförmigkeit des rauhen klösterlichen Lebens zurücksehnst in die glänzenden Hallen Deines väterlichen Palastes und unter jenen Prunk, jene üppigen Gewohnheiten, deren Du jetzt überdrüssig bist, weil sie das Alltägliche sind, nach welchen Du Dich aber sehnen wirst, wenn Du ihnen für immer entrissen bist?"

„Ich verachte diese Zeichen eines äußeren Glanzes, unter welchen die Lüge und Verderbtheit unserer Tage hervorgrinst," rief Luigi mit dem Ton der Ueberzeugung.

„Als ich in jenem Garten auf Dich traf, fühlte Dein Herz den grausamen Schmerz, sein heißes Fühlen, sein bestes Meinen mißbraucht, verrathen und verhöhnt zu sehen," fuhr Savonarola ruhig fort. „Damals faßtest Du den Entschluß, Mönch zu werden, weil Du vermeinst, vor solchem Schmerz im Scapulier sicher zu sein und Dir vor der Falschheit und Wankelmüthigkeit der Menschen graute. — Ich will Dich nicht fragen, ob Du die Leidenschaft für jene Unwürdige ganz aus Deiner Brust gerissen hast — ob Du gewiß bist, daß keine solche unreine flackernde Flamme mehr das reine Licht Deiner Liebe zu Gott und zur gesammten Menschheit verdunkeln wird. Aber das muß ich Dir sagen: Du irrst wenn Du meinst, von solchen Täuschungen in Zukunft bewahrt zu sein. Unser heiliger Beruf, die verblendeten und sündigen Menschen auf den Weg des Heils und der Gnade zu weisen, zwingt uns hinaus in das Leben — wir gehen einer schweren und stürmischen Zeit entgegen und — vielleicht werden wir auch eines Tages von Jenen, für welche wir kämpfen und beten, verlassen und verhöhnt, denn der Sinn der Menge ist wankelmüthig, wie der des einzelnen Menschen. Fühlst Du auch die Kraft in Dir einer solchen Prüfung entgegen zu gehen, Deine heilige Ueberzeugung verlacht, Dein Wirken gering geschätzt, Deine Wohlthaten mit Undank gelohnt zu sehen?"

„Ich hoffe, daß der Himmel, dessen Dienst ich mich weihe, mir auch die Kraft geben wird, zu tragen, was mir nach dem Rathschluß des Ewigen auferlegt werden sollte," entgegnete Luigi bescheiden.

Savonarola nickte mehrmals mit dem Kopfe und sagte dann nach einer Pause:

„Ich habe kein Recht, Dich zurückzuweisen, da Du mit Ernst und Ueberzeugung strebst, ein Werkzeug des höchsten Willens zu werden. Aber noch ein Bedenken muß ich vor Deine Seele führen. Es löst der Mensch, so hoch sein Geist sich auch emporschwingt in die reineren Sphären, denn doch nie ganz jene Bande, die ihn an die Erde knüpfen, und Tugend mag wohl manches hier genannt werden, was vor der allumfassenden Liebe zu Gott und allen Menschen nicht bestehen kann. Ich brauche Dir nicht zu sagen, wie der Lauf unserer Zeiten und woher die Verderbniß und Knechtschaft unserer Mitmenschen stammt — ich habe Dich beobachtet und weiß, daß Du es tief fühlst und darüber bekümmert bist. Uns wird vielleicht bald die Aufgabe zufallen, offen gegen Jene kämpfen zu müssen, welche die Menschen in Glaube und Tugend schwächen wollen, um sie sicherer zu beherrschen und auszubeuten. Wenn Dich die Wirren unserer nächsten Tage Deinem Vater gegenüber stellen werden, der auf der Seite der Tyrannen steht — wirst Du nicht schwanken?"

„Ich hoffe von Gottes Barmherzigkeit, daß er mir das Schwerste ersparen wird und mein Gebet wird auch ihm gelten, wie allen Menschen," sagte Luigi tief erschüttert aber fest. „Uebrigens — habe ich keine Familie mehr, vor den Augen der Welt keinen Vater, keine Heimstätte mehr. Ich bin verstoßen und aus dem Haus gewiesen, weil ich mich weigerte, in die Dienste Pietro's von Medici zu treten und erklärte, mein Leben der Kirche und Deinem heiligen Orden weihen zu wollen."

„So ist mein Wort wahr geworden; bevor ich es gesprochen," rief Savonarola und umarmte den Jüngling, „schon auf der Schwelle Deines neuen Lebens trifft Dich der Haß und die Schmähung der Kinder dieser Welt. Das ist

die erste Weihe für unsern Beruf, der ist: durch die Wirrnisse und Qualen dieses Erdenlebens den Weg zu bahnen in das wahre, reine und ewige Reich Gottes! Ich grüße Dich als unseren Bruder und Mitstreiter im Kampf gegen Tyrannei und Sünde, mag sie sich als Weltlust zeigen oder auch mit dem heiligen Namen unseres göttlichen Glaubens schmücken!"

Schon in den nächsten Tagen wurde in feierlicher Capitelversammlung aller Klostergenossen Luigi di Maruffi, der in den zwei Probejahren eifrig den Studien obgelegen hatte, als Mitbruder unter dem Klosternamen Sylvestro aufgenommen. Am Schlusse der Berathung hielt Savonarola eine feurige Ansprache, in welcher er den Mönchen die Größe und Heiligkeit ihrer Aufgabe pries, dem Volke seine Frömmigkeit, Sittenreinheit und — Freiheit wiederzugewinnen. Bewußt oder unbewußt verschmolz der politische Zweck ganz mit den geistlichen Bestrebungen, so daß in den begeisterten Worten des Priors es Eins war, das florentinische Volk gut und frei zu machen — womit er, nebstbei gesagt, eine Wahrheit aussprach, welche seit zwei Jahrtausenden von der Weltgeschichte gepredigt und doch so selten beherzigt wird.

Am zündendsten aber wirkte eine Mittheilung, die Savonarola schließlich machte. Papst Alexander VI., dessen Laster und Uebelthaten er so schonungslos angegriffen hatte, wie die Tyrannei der Medici, hatte ihm den erzbischöflichen Sitz von Florenz und den Kardinalshut anbieten lassen, unter der Bedingung, daß er und seine Mönche die Predigten gegen den Papst und die Schäden des Kirchenregimentes einstellen würden.

„Ich brauche Euch, meine vielgeliebten Mitbrüder, wohl nicht zu sagen, was meine Antwort war," rief Savonarola, während seine Augen leuchtend über die Schaar seiner begeisterten Anhänger flog. „Ich ließ dem Mann, der sein heiliges Amt schändet, entgegnen, daß ich eine Aufgabe habe, zu der ich seiner Zustimmung nicht bedarf, denn sie wurde mir vom allmächtigen Gott, um der Reinheit seines heiligen Glaubens willen, in das Herz gesenkt, aus dem er sie nicht weisen kann. Und ich fühle mich in dieser göttlichen Mission so hoch und groß, daß mich keine der Würden und Ehren, die mir seine lasterhafte Hand reichen könnte, höher stellen kann, Euer Beistand, meine Helfer im heiligen Streite, gilt mir mehr als äußerer Glanz, unter dem ersticken müßte, was unserer Herzen reinstes und bestes Streben ist!"

Der begeisterte Zuruf seiner Mönche überzeugte den Prior, daß sie dachten wie er und bereit waren, auf dem eingeschlagenen Weg unter seiner Führung fortzuschreiten.

Immer mehr und mehr aber führte dieser Weg aus den Mauern des stillen Klosters, den geheiligten kirchlichen Räumen hinaus in das vielverschlungene Getriebe der Welt. Wenn ein Theil seiner mit hinreißender Beredsamkeit vorgetragenen Predigten sich gegen die Genußsucht und andere im Volke herrschende Laster richtete, so beschäftigte sich der andere ganz offen mit den öffentlichen und kirchlichen Zuständen Italiens, die allerdings Anlaß genug boten zu gewaltigen Angriffen.

In einer Auslegung der Offenbarung Johannis, die er von der Kanzel vortrug, prophezeite er ein nahes Strafgericht Gottes, da Volk und Herrscher, Laien und Priester ganz in Weltlust und Glaubenslosigkeit versunken seien. Von seinem glühenden Eifer fortgerissen, ließ er es nicht bei solchen allgemeinen Andeutungen bewenden. Es bewies bei Besprechung der einzelnen Verhältnisse seine genaue Kenntniß und daß er ebenso scharfsinniger Politiker als gewandter Prediger sei. Kirche und Klerus, hieß es da, seien an Haupt und Gliedern so verdorben, daß eine Besserung von Innen heraus nicht zu hoffen sei; die Fürsten Italiens gebrauchten ihre Macht nur, um den Ruhm und Reichthum ihrer Familien zu mehren, nicht aber im Interesse des Volkes, und dieses — gespalten in

einzelne Theile, versumpft unter sittenloser Führung habe nicht die Kraft sich selbst zu helfen.

Woher könne dann die Hilfe kommen? Nur von Gottes Zorn, der ja auch zugleich die Gnade sei; er werde, wie er es schon oft zur Strafe und zum Frommen der Völker gethan, eine fremde Geißel schicken, und werde dies König Karl VIII. von Frankreich sein, der Italien mit Krieg überziehen, den verbrecherischen und häretischen Papst vertreiben, die kleinen tyrannischen Fürsten von den Thronen stoßen und das italienische Volk frei und einig machen werde. Im Besitz dieser köstlichen Güter werde aber dieses sich seiner Erschlaffung entreißen, dem Sinnengenuß entsagen und zur Tugend zurückkehren, die von Italien aus nebst dem wiederhergestellten reinen Glauben wieder die ganze Welt erobern werde, so wie es schon mehrmals seine erhabene Bestimmung gewesen sei.

Solche, mehr dem eigenen in des Predigers Brust lebenden Nationalstolz entsprungene, als auf den der Zuhörer berechnete glänzende Bilder verfehlten um so weniger ihre Wirkung, als sie in den immer trauriger werdenden politischen Zuständen von Florenz ihre Folie fanden. Pietro von Medici führte die Herrschaft nicht in dem Sinne seines Vaters weiter; hatte jener den Druck derselben gemildert durch Freigebigkeit, Gastlichkeit und weise Fürsorge für das Gedeihen und die Macht des Staates, so führte Pietro's plumpe Faust die Zügel mit grausamer Härte, und was Lorenzo klug verschleierte, lag unter seinem Sohn mit brutaler Offenheit vor Aller Augen, daß er nämlich die Herrschaft nur für ein Mittel ansah, sich und seinen Anhang zu bereichern und ungefährdet allen zügellosen Neigungen genügen zu können.

Die Unzufriedenheit wuchs und das Volk, dem Pietro unkluger Weise auch die von seinem Vater gewährten Begünstigungen, wie die Theilnahme an seinen Festen entzog, lieh um so williger den aufreizenden Predigten der Dominikaner von San Marco das Ohr. Je mehr sich ihnen die Verehrung und Gunst zuwendete, desto weniger durfte es der Mediceäer wagen, gegen sie aufzutreten; denn wenn er auch ihre Gefährlichkeit für seine Herrschaft erkannte, so war diese doch schon so wankend geworden, daß jede Erschütterung sie vollkommen umstürzen konnte.

Wohl fand Pietro Bundesgenossen am übrigen Klerus, namentlich an den Franciskanern, welche seit Jahrhunderten mit den Dominikanern in gelehrter Fehde über streitige theologische Fragen lagen. Sie erhoben in ihren Predigten scharfe Anklagen gegen Savonarola und sein Streben; aber nicht allein, daß sie an Rednergabe und Begeisterung nicht mit ihm und seinen Mönchen wetteifern konnten, so wendete sich das Volk schon darum von ihnen ab, weil sie genöthigt waren alle Uebelstände und Mißbräuche, die Tyrannei und die Prunksucht, welche jedermann sah und in ihren Folgen spürte, zu entschuldigen oder ganz abzuleugnen.

Kopf an Kopf drängten sich Menschen aller Stände in die Predigten der Dominikaner und selbst ihre Gegner fühlten sich gerührt und erschüttert; wenn aber Savonarola selbst predigte, fehlte es oft an Platz und er war oft gezwungen seine Ansprache im Freien abzuhalten. In den Kirchen dagegen, wo die Anhänger Pietro's die Kanzel beherrschten, fanden sich meist nur seine Anhänger ein und oft wurden die Vertheidiger des Bestehenden mit höhnenden und zürnenden Zurufen unterbrochen oder gar beschimpft.

Das gefährliche Glück der Propheten, daß einzelne ihrer Vorhersagungen eintrafen und sie dadurch kühner in ihrem Auftreten werden, wendete sich auch Savonarola zu.

Im Jahre 1493 stellte sich die Pest in Florenz ein, und wüthete zwar nicht lange, aber desto fürchterlicher. (Bild Seite 641.) In der allgemeinen Bedrängniß, als kaum ein Haus, eine Familie von der verheerenden Krankheit verschont blieb, als Handel und Verkehr stockten und sich Mangel und Noth einstellten, da erinnerte man sich, daß er ein Strafgericht Gottes vorhergesagt hatte.

Zerknirscht horchte man seinen Bußpredigten, die von der Nothwendigkeit einer völligen Umkehr sprachen und die von Angst und Furcht gepeinigten Menschen öffneten ihre Herzen reuig seinen Mahnungen zur Buße und Entsagung, sie folgten zum erstenmale willig dem Wegweiser, der sie von den Freuden dieser Erde nach oben wies.

Wesentlich verstärkt wurde die Gewalt seiner Worte durch sein Handeln während der Pestzeit. Der sogenannte Hof, die Anhänger Pietro's und die höhere Klerisei hatten sich geflüchtet. Savonarola und seine Mönche aber trotzten den Schrecken der Seuche, sie öffneten ihr Kloster den Kranken, pflegten diese und stärkten durch Trost und Zuspruch die Sterbenden, den Dürftigen aber standen die reichen Mittel des Ordens zu Gebote, die durch gute Wirthschaft erhalten und gemehrt worden waren, sehr im Gegensatz zu anderen Klöstern, welche die Spenden und Stiftungen in Wohlleben und Prunk vergeudeten. In der Stunde der Noth und Gefahr erkannten die Florentiner den Werth der verschiedenen Parteien und — wie dies so oft geschieht — der Trotz und die Fehler seiner Gegner wirkten mehr für Savonarola, als seine eigenen Bemühungen.

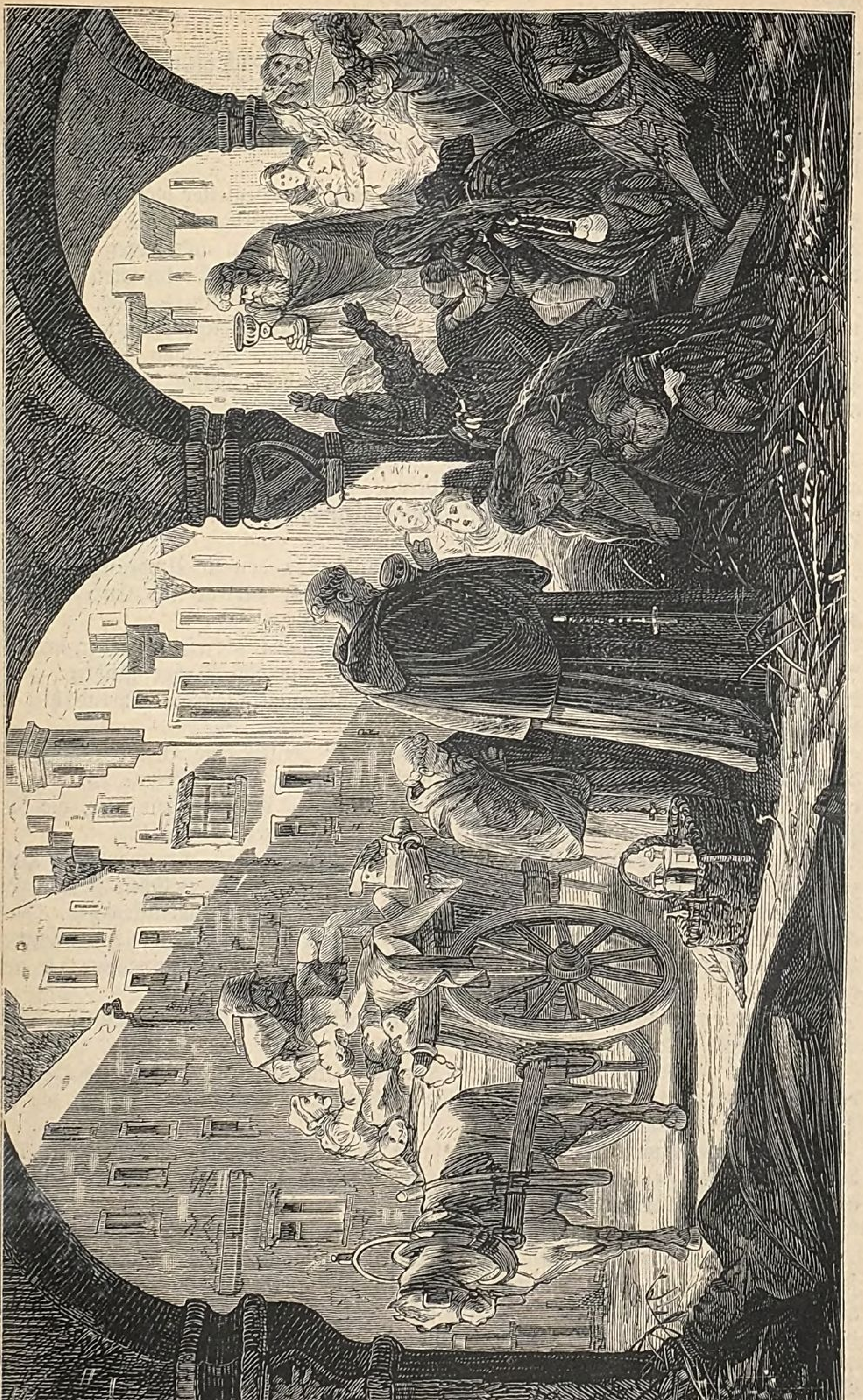
Nun fielen seine glühenden Mahnungen zur Buße erst auf gelockerten Boden. Sein Einfluß war so groß, daß das von der Gewalt seiner Rede erschütterte Volk aus der Kirche stürzte, sich seines Schmuckes und der reichen Kleider entledigte und sie zerstörte. Männer brachten Spielkarten, Würfel, Bretspiele und kostbare Trinkgefäße herbei, Frauen häuften Spiegel, Schmuck, kostbare Stoffe, Maskengewänder und andere Zeichen ihrer Eitelkeit auf; Gemälde, Musikinstrumente und die anderen Behelfe der früheren Schwelgerei und Ueppigkeit wurden zu großen Haufen zusammengeschleppt und auf den offenen Plätzen vor den Gotteshäusern verbrannt, wie auch ein alter Holzschnitt zeigt. (Bild Seite 649.)

Vor den Kirchenthüren knieten Frauen und Männer, auch solche aus den ersten und reichsten Familien, und thaten öffentlich Buße unter dem Bekenntniß ihrer Vergehungen und Sünden. Ein gewaltiges Ereigniß hatte das Volk von Florenz aufgerüttel aus seinem Taumel, um in einen anderen zu fallen, der auch keine Dauer verhieß.

Einst waren nach einer gewaltigen Bußrede Savonarola's, kurz nachdem die Pest erloschen war, noch die letzten Reste des Haufens im Verglimmen, auf welchen die plötzlich aller Weltlichkeit abholden Florentiner die Zeichen ihrer früheren Gesinnung zusammengetragen hatten. Unter Bußgebeten drängte sich die Menge herum und das dumpfe Gemurmel der bleichen Lippen wurde nur durch einen lauteren Ruf übertönt, wenn noch ein Schleier, ein köstlicher Gürtel auf die schon erlöschenden Flammen geschleudert wurde oder ein besonders Bußfertiger in laute Selbstanklagen ausbrach.

Da klang in das Gesumme der Betenden Hufschlag und fröhliches Lachen und Sprechen. Entrüstet sahen die Frommen auf und gewahrten eine glänzende Cavalcade, die sich aus einer Nebengasse näherte. An der Spitze ritt auf einem köstlichen Zelter, von dessen stolzen Haupt Federn nickten, im vollen Glanz ihrer Schönheit und der verschwenderisch reichen Kleidung Leonora Salvatierra. Ihr zur Seite waren ihr Oheim und Jacopo Loredano, der Vertraute Pietro's von Medici und — Bräutigam der schönen Leonora. Ihnen nach folgten andere Anhänger des Medicäers, ein kostbar gekleidetes Gefolge, unter welchem die Jäger mit durch Kappen geblendeten Falken auf der Faust bewiesen, daß die Gesellschaft von einer Reiherbeize komme.

Als die Herren die Volksmenge vor der Kirche sahen, hielten sie ihre Pferde an und es schien, als seien sie Willens einen anderen Weg zu wählen. Aber Signora Leonora widersetzte sich und gab ihrem Pferd einen derben Schlag mit der zierlichen Gerte, die sie in der behandschuhten Hand schwenkte. Mit einem Satz



Die Schrecken der Pest. (Seite 639.)

sprang es nach vorwärts, — fast mitten unter die Andächtigen, deren äußerster Kreis sich nur durch rasches Auseinanderstieben vor den Pferdehufen retten konnte.

Ein Aufschrei der Entrüstung — dann eine unheimliche Pause und dann ein immer mehr und mehr anschwellendes unwilliges Gemurmel folgten diesem sträflichen Muthwillen.

Sowohl Leonora Salvatierra selbst, wie ihre Begleiter vom Hofstaat des Medicäers wurden am meisten gehaßt. Man wußte in Florenz, daß sie Mitschuldige und treue Anhänger des Tyrannen bei seinen Bedrückungen und seinen zügellosen Ausschweifungen seien und zu den erbittertesten Gegnern der Volkspartei gehörten.

Leonora hielt ihr Pferd an und ließ bleichen Antlitzes zwar, aber mit unsäglich hochmüthiger Verachtung ihren Blick über die Menge schweifen, die sich von den Knien erhoben hatte und sie drohend umdrängte. Sie war von ihren Begleitern getrennt und immer dichter wurden die Reihen, welche sich zwischen sie und diese schoben, denen man verwehrte auf den Platz vor der Kirche zu reiten.

Es war ein eigenthümliches und bezeichnendes Bild! Die stolze und schöne Dame, von Sammt und Seide, Gold und Juwelen starrend, inmitten der eben aus ihren Bußübungen aufgeschreckten Menge in den absichtlich schmucklosen und einfachen Kleidern und mit Gesichtern, die noch vielfach die Spuren der überstandenen Leiden und Entbehrungen zeigten!

„Gebt Raum!“ herrschte Signora Salvatierra den sie Umdrängenden zu. „Was wollt Ihr von mir, daß Ihr mir den Weg verlegt und Euch an mich drängt?“

„Ei, betrachten wollen wir Euch, schöne Signora,“ rief ein hoher hagerer Mann zurück, in dessen Augen der Fanatismus und das Fieber glühten. „Betrachten wollen wir Euch, wie der Landaufenthalt angeschlagen, während hier in Florenz Zehntausend starben und verdarben!“

„Wie soll er ihr nicht wohlgethan haben?“ gellte eine Weiberstimme aus den Haufen. „Seht Ihr nicht die glatten Wangen, die vollen Arme? O, Pietro von Medici hat seinen Schatz nicht hungern lassen, während wir hier, die ihre Zeche bezahlen müssen, von Noth und Krankheit geschüttelt wurden!“

Leonora warf einen Blick nach ihren Begleitern. Von dort war keine Hilfe zu hoffen, denn ein wogendes Meer von Köpfen hatte sich zwischen sie und die Gasse geschoben, in welcher sie die Barretfedern der Herren schwanken sah. Fast der ganze Platz vor der Kirche hatte sich mit Menschen gefüllt; ein dumpfes zürnendes Brausen, ein ungestümes Wogen sah und hörte sie ringsum sich und das Eine wie das Andere richtete sich gegen sie.

Rasch entschlossen zog sie ein seidenes Beutelchen hervor, hinter dessen Maschen Goldstücke funkelten.

„Hier nehmt und stillt Euren Hunger, lindert Eure Noth, wenn Ihr bedürftig seid!“ rief sie und reichte die Börse nach der Richtung hin, wo die Weiberstimme erklungen war.

„Behaltet Euer Geld, Signora,“ sagte ein würdig aussehender Mann. „Dadurch wird nicht gutgemacht, was Ihr heute hier im Uebermuth gefrevelt habt, — so wenig, wie ein Moment der Reue Eure Sünden tilgt!“

„Wer hat Euch zum Richter über mich gemacht?“ fragte sie höhnisch.

„O — verharrt nur in Eurer Verblendung,“ entgegnete der Bürger. „Ich sage Euch, der Tag des Gerichtes, der Niemand ausbleibt, ist Euch näher, als Ihr denkt und er wird so schrecklich sein, daß der frevelhafte Hochmuth davor verlöschen wird, wie die Kerzenflamme vor dem Brausen des Orcans.“

„Man sieht — Euer elsternhafter Halbgott macht Schule,“ spottete sie mit Beziehung auf das schwarzweiße Klosterkleid der Dominikaner. „Ihr könnt alle zusammen auf die Kanzel steigen und von Buße und Bekehrung plärren, wie er.“

„Die aber Niemand so noth thut wie Euch, Ihr gottlose Sünderin!" rief entrüstet der Bürger. Aber der unkluge Spott auf den wie einen Heiligen verehrten Savonarola hatte die Menge auf's Aeußerste gereizt.

Wild drängte sie sich heran und Flüche und Verwünschungen wurden gegen die Reiterin geschleudert.

„Herab mit ihr vom Roß!"

„Auf die Knie nieder! Im Staub soll sie dem Mann Gottes abbitten, daß sie seiner gespottet!"

„Werft Ihr das gleißende Geld in's falsche hochmüthige Gesicht! Sie hat es ja so nur mit ihrem feilen Lächeln erworben — dieses Sündengeld!" kreischte das Weib, das schon früher gesprochen hatte.

Nochmals raffte Leonora Salvatierra ihren Muth zusammen, obwohl ihre Lage von Minute zu Minute gefahrdrohender wurde. Schon streckten sich schwielige Hände nach den Zügeln ihres Pferdes aus, das von dem Gedränge scheu gemacht, schäumend am Gebiß kaute und unruhig wurde; wohin sie sah, nichts als finstere, erzürnte Gesichter, haßerfüllte Augen und drohend erhobene Arme.

„Zum letztenmale sag' ich's Euch: gebt Raum!" tönte ihre helle scharfe Stimme durch den Tumult. „Gebt Raum! wenn Ihr nicht mit den Hufen meines Roßes bekannt werden wollt! Zurück sag' ich — mir wird übel von Eurem stinkenden Athem! Zurück oder Ihr sollt Eure Frechheit schwer büßen!"

Es zeigte sich da wieder, wie nahe Tugend und Laster nebeneinander hausen. Was unter anderen Umständen hoher Muth gewesen wäre, war in diesem Falle nichts als trotzige Frechheit und machte nur die entsprechende Wirkung.

Wie ein bis zum Grunde aufgewühltes Meer brauste es in der Volksmenge; ein wüthendes Geschrei erhob sich und grimmig verlangte man nach Sühne für die kecke Herausforderung. Vergebens suchte sie das Pferd durch die Menschenmasse zu treiben, gleich einer Mauer standen die Vordersten und derbe Fäuste griffen in das Zaumzeug und rissen ihr die Zügel aus der Hand.

„Reißt der frechen Dirne die schimmernden Fetzen vom Leibe," rief wieder das erzürnte Weib, den Lärm überschreiend. „Es ist ja doch nichts als Eitelkeit und Sündenzeug. Herunter damit und in die Flammen!"

Johlend drängten sich die Aufgeregtesten näher und die Mahnungen der wenigen Besonnenen verhallten ungehört. Die Schreierin, ein derbes starkknochiges Weib mit energischen Zügen, hatte sich ganz herangedrängt und faßte nach dem Arm Leonorens.

„Komm nur, mein Schatz, und laß Dich fein bedienen; — blick' nur herum, wie groß die Zahl Derer ist, die Dir beistehen wollen. Her mit den Fetzen — sie gehören in dieses Feuer, wie Du in das höllische, verfluchte Bathseba!"

Mit derbem Griff riß das Weib Leonora vom Sattel und faßte mit der andern Hand nach dem reichen Kopfputz und Schleier. Noch im Fall hob die Dame ihre Gerte und hieb nach dem Antlitz ihrer Bedrängerin, daß sich ein blutig rother Striemen zeigte und sie zurücktaumelnd losließ.

Mit einem Wuthschrei wollte sie sich wieder auf die Beleidigerin stürzen — aber sie wich zurück, denn die Volksmenge durchbrechend hatte sich ein Mönch im schwarzweißen Gewand der Dominikaner schützend vor Signora Salvatierra gestellt.

„Seid Ihr so rein im Herzen und der göttlichen Gnade für Euch selber so sicher, daß Ihr es wagt, zu richten und zu strafen?" ertönte laut seine klangvolle tiefe Stimme. „Ist Zorn und unheilige Wuth das erste Zeichen Eurer Umkehr und wißt Ihr nicht, daß dulden und leiden besser ist, als herrschen und Gewalt üben? Laßt ab von dieser Frau, was sie auch gethan haben mag, denn

nicht Euch kommt es zu, zu entscheiden, wann das Maß ihrer Sünden voll ist! Langsam füllt sich der Becher, wenn nur Tropfen um Tropfen hineinrinnt und der Eigner glaubt, er könne nie voll werden, und doch genügt dann ein einziger letzter Tropfen, um ihn überfließen zu machen. So geht es mit den Sünden Jener, welchen sie zur täglichen Gewohnheit geworden; sie meinen es müsse noch Zeit sein — aber eine Minute genügt, um die Rechnung von Jahren zu schließen. Laßt sie ziehen in ihrer Sünden Fülle — sie geht den Weg der Verdammniß — Ihr aber sucht den des Friedens und Glaubens!"

Willig wichen die Menschen vor der gebieterischen Handbewegung des Mönches zurück: die geballten Fäuste lösten, die drohend erhobenen Arme senkten sich und kein zorniger Ruf wurde mehr laut.

Nun erst kehrte sich der Mönch nach Leonora und sagte: „Besteigt Euer Roß und entfernt Euch — es wird Euch Niemand mehr etwas anhaben."

Erst nach abgewendeter Gefahr war Leonora sich derselben bewußt worden; sie lehnte bleich und zitternd am Hals ihres Zelters. Ihr forschender Blick drang unter die Kapuze des Mönches, der sie mit seiner wunderbaren Gewalt aus den Händen der rasenden Menge gerettet hatte und sie sah — Luigi.

Jähe Röthe überflog ihr Antlitz und sie war nahe daran umzusinken.

„Ihr seid es —" stammelte sie. „Ich danke Euch!"

„Danket nicht mir, sondern danket dem, der diese Warnung geschickt, wenn es noch Zeit für Euch ist, sie zu beherzigen," lautete die kühle Erwiederung des Mönches.

„Ihr weist meinen Dank zurück, weil Ihr nicht verzeihen könnt, — was doch Eures Amtes ist," flüsterte Leonora Salvatierra, deren elastische Natur selbst unmittelbar nach der erlebten furchtbaren Scene fähig war zu spotten und zu kokettiren.

„Mein heiliges Amt erlaubt mir Sünden zu erlassen, die aufrichtig bereut und gut gemacht worden sind! — fragt Euch selbst, Signora Salvatierra, ob Ihr Anspruch auf eine Lossprechung habt," versetzte der junge Mönch ernst. „Indessen, — meine Pflicht ruft mich — ich möchte Euch rathen, den Platz zu verlassen, damit Eure Sicherheit nicht nochmals gefährdet wird. Euer Ohm und Jacopo Loredano werden in lebhafter Unruhe Eurethalben sein."

Sie fühlte die Verachtung aus seinen Worten, wendete sich schweigend ab, schwang sich auf ihr Roß, und trieb es in der entgegengesetzten Richtung an, wo noch immer ihre Begleiter und das Gefolge vergebens suchten, zu ihr durchzudringen. Am Ende des Platzes angekommen, hielt sie nochmals an und sah zurück; die zahllose Menschenmenge war in die Knie gesunken und empfing gesenkten Hauptes den Segen, welchen der junge Priester mit edler Handbewegung spendete.

Ein Strahl ihres feurigen Auges zuckte zu ihm hinüber aus ihrem bleichen schönen Antlitz; wer mochte sagen, ob er ein Bote des Hasses oder der Liebe sei?

Die Herrschaft der Medicäer in Florenz wurde immer schwankender. Immer rascher folgten die Reibungen zwischen den Söldnern und Anhängern des herrschenden Hauses und dem erbitterten Volk, das sich um einzelne Führer schaarte unter welchen auch Geronimo Rubatto war.

Von Tag zu Tag aber wuchs Savonarola's Ansehen, das auf den höchsten Gipfel stieg, als sich auch seine Prophezeihungen in politischer Beziehung zu erfüllen schienen.

König Karl VIII. von Frankreich zog wirklich mit einem großen Heer nach Italien — das Bestreben, in die Gestaltung der italienischen Dinge maßgebend einzugreifen, war ja bis in die jüngste Zeit Richtschnur der französischen Herrscher und so weit bewährte sich Savonarola's Scharfblick.

Zu erwarten, daß sie sich aber aufrichtig um Italiens Einheit und Freiheit bemühen würden, war, wenn er wirklich selbst daran glaubte, eine Täuschung des

Dominikaner-Priors. Karl VIII. lag dies ebenso fern, als vierhundert fünfzig Jahre später, wie wir wissen, Napoleon III. Jener zog nach Italien, um den Einfluß der deutschen Kaiser und des Papstes zu brechen und durch den französischen zu ersetzen, darum wendete er sich auch vornehmlich gegen die Medici, welche es mit diesen beiden hielten und stützte die Visconti in Mailand, die sich vollständig der deutschen Oberlehensherrlichkeit zu entziehen strebten.

Die Politik ist zu allen Zeiten eine kühle Verstandessache gewesen, der nicht leicht eine ideale Seite abzugewinnen oder aufzudisputiren ist, so oft man ihr auch gern ein solches Mäntelchen geliehen hätte.

Pietro von Medici war auch kein Held und Krieger, er war nichts als ein üppiger Tyrann.

Beim Herannahen des französischen Heeres ward ihm angst und bange, er eilte seinen eilig zusammengerafften Truppen voraus und schloß mit Karl VIII. einen demüthigenden Vergleich, welcher nicht allein den Stolz der Florentiner, sondern das italienische Nationalgefühl im allgemeinen tief verletzte und den französischen König zum Herrn von Oberitalien machte, da das Vorgehen Toskana's, als des mächtigsten und reichsten Staates, maßgebend war.

Der schon seit Langem glimmende Brand loderte in hellen Flammen auf. Ein Theil der Patriciergeschlechter, fast die ganze Bürgerschaft und das Volk erhoben sich gegen die Herrschaft Pietro's, der sich als ebenso feig, wie grausam und verrätherisch bewiesen hatte. Die zum Sturm angefachte Entrüstung aller Patrioten, die unblutige Revolution eines Tages genügte, um ihn zu stürzen, worauf durch Volksbeschluß er sammt allen Verwandten für ewig aus der Stadt verbannt wurde.

Daß auch in diesem Falle, wie gemeiniglich bei menschlichen Beschlüssen und Vornahmen, die Ewigkeit von verzweifelt kurzer Dauer ist, werden wir später sehen.

Die Patrioten, die republikanische, oder wie wir heute sagen, demokratische Partei kam zur Gewalt. Ihre erste Sorge mußte sein, dem Lande und der Stadt den Frieden wiederzugeben und ihm doch die Demüthigung zu ersparen, welche durch Pietro's Vereinbarung mit Karl VIII. auferlegt worden war. So erschien denn eine Deputation der Bürger bei Savonarola, die ihm um Vermittlung des Friedens bat. (Bild Seite 656.)

Nicht als Abgesandter der Republik, denn er nahm nie eine öffentliche Ehrenstelle an, sondern als einfacher Mönch und Diener Gottes, begab sich Savonarola in das französische Lager. Daß er dort einen für die Florentiner günstigen und ehrenvollen Frieden erlangte, werden wir nicht nur seiner politischen Gewandtheit und der Macht seiner Persönlichkeit und Ueberredungskunst, sondern zum Theil auch den für Karl VIII. naheliegenden politischen Erwägungen zuzuschreiben haben, daß eine florentinische Republik inmitten der kleinen Monarchien stets auf seinen Schutz angewiesen, im schlimmsten Falle aber mindestens ein Anlaß sein werde, sich neuerdings in die italienischen Angelegenheiten einmischen zu können.

Als Wohlthäter und Retter des Vaterlandes kehrte Savonarola zurück, umbraust vom Jubelruf des Volkes, auf das er einen grenzenlosen Einfluß ausübte. Man schrieb damals das Jahr 1494.

3. Von hoher Stufe bis zum Fall.

Mit der Vertreibung der Medici und der Abwendung der Franzosengefahr hatte Savonarola die Höhe seiner Laufbahn erstiegen. Von nun an verdunkelt sich sein Bild etwas und er theilt das Schicksal vieler edler und großer Geister, wenn die Aufgabe an sie herantritt, die großen und heiligen Ideen, für welche sie gestritten, zur That werden zu lassen und in das wirkliche Leben einzuführen. Die Irrthümer, diese unvermeidlichen Anhängsel jedes Menschenwerkes, bleiben nicht aus; das ihm im höchsten Maße zugewendete Vertrauen forderte auch das Höchste und Unmögliche von ihm; in der Hast viel und Alles zu erwirken und selbst in ferner liegende Verhältnisse bestimmend einzugreifen, versäumte er das Nöthige in der Nähe, und so erfuhr er den Wechsel der Dinge, den Wankelmuth des Volkes — wie es vor und nach ihm so vielen anderen hochherzigen Männern ergangen ist, die im Wahne lebten, von einem Punkte aus die Welt bewegen zu können.

In ihrem ganzen Verlaufe ist überhaupt diese ganze florentinische Revolution typisch für viele andere. Durch das begründete Mißvergnügen über Bedrückung und schlechte Regierung genährt, wurde sie von allen einsichtigen Patrioten herbeigewünscht und mit Jubel begrüßt. Aber nicht viele Wochen waren seit der Vertreibung der Medici verflossen, so zeigte es sich, daß man zwar darüber, aber auch über nichts weiter einig war. Dem weitestgehenden und überstürzenden Neuerungstrieb der Einen stellte sich eine Partei der „Besonnenen" gegenüber, welche an mancher Einrichtung mit der Zähigkeit der Gewohnheit und des Eigennutzes hing und sie erhalten wissen wollte. Man trennte sich, es kam zu Conflicten zwischen den Parteien, und die Dinge verwirrten sich mehr und mehr, bis eine kühne und gewaltige Faust darein griff und als „Retter" den Staat dorthin zurückschraubte, wo er beim Beginn der Revolution gewesen war. Die Klugen retten sich und schweigen, die noch Klügeren befreunden sich mit der neuen Gewalt, welcher die Allerklügsten schon voraussichtlich entgegengelächelt hatten — die armen Idealisten aber, die es ehrlich gemeint hatten, zahlen die Zeche mit dem Leben oder ihrer Existenz.

So war es stets — die Beispiele aus unserer Zeit liegen nahe — und so wird es wohl auch stets sein. Es ist unbillig, die Revolutionen, wie so manches andere Menschenwerk, nach dem augenblicklichen Erfolg zu beurtheilen. Das aber ist gewiß, daß Jene, welche den Samen streuten und das Feld bestellten, sich selten oder nie der Frucht freuen konnten, sondern nur Unkraut und giftigen Lauch ernteten; der wahre Nutzen ersprießte immer erst viel später aus einzelnen übersehenen Körnern, die im Sturm und Drang fast zertreten, dem Denken und Streben der Menschen eine neue Richtung gaben.

Unter Savonarola's maßgebendem Einfluß übernahm die demokratische Partei die Herrschaft. Die frühere Verfassung wurde wieder hergestellt, aber in mehr als einer Beziehung umgestaltet.

Es ist nicht leicht, in dieser Periode seines Lebens und Wirkens das Wahre vom Falschen zu unterscheiden, denn es ist nicht zu übersehen, daß die gleichzeitigen Schriftsteller fast alle zu seinen Gegnern gehörten und sich gewiß nicht gescheut haben, in seinem Bilde manchen Zug anzubringen, der es für uns entstellen muß. So darf man wohl bezweifeln, daß er selbst gerühmt habe, der „Abgesandte von Florenz beim lieben Gott" zu sein und „von diesem die Ermächtigung zu haben," anzuordnen, daß die Stadt demokratisch regiert werden müsse, das heißt in der Sprache jener Zeit: daß die Bürger allein Gesetze geben und Anordnungen treffen

dürfen; weiters, daß „Christus eingewilligt habe, des so eingerichteten Staates König und Schutzherr zu sein."

Derartige Ueberschwänglichkeiten stimmen zum Charakter eines Mannes nicht, der vollkommen selbstlos, stets darauf bedacht war, seine Persönlichkeit vergessen zu machen. Viel von solchen Uebertreibungen mag auch auf Rechnung seiner fanatischen Anhänger kommen, die ihn für einen Heiligen erklärten. Ganz ohne sein Zuthun verbreitete man wunderbare Nachrichten über ihn und seine Macht; bald hieß es, sein Geist verlasse oft den Körper, der dann regungslos liege, um himmlische Offenbarungen zu empfangen, oder man wollte gesehen haben, daß von seinem Antlitz eine Helle ausstrahle, welcher die Dunkelheit der Nacht weichen müsse und auf seiner Schulter sitze oft der heilige Geist in Gestalt einer goldenen Taube mit silbernen Flügeln und blase ihm mit dem Schnabel göttliche Weisheit in das Ohr.

Ohne sein Kloster zu verlassen, und mehr sein zu wollen als ein einfacher Mönch, übte doch Savonarola durch die dem Gemeindewesen bis jetzt schon geleisteten wichtigen Dienste und seinen ungeheueren Anhang im Volke den weitgehendsten Einfluß auf die Neugestaltung der Dinge.

Schon in seinen Predigten hatte er stets darauf hingewiesen, daß die Gesammtheit der Bürger den Staat bilde und zu dessen Lenkung berufen sei; entsprechend dieser, in ihrer unklaren Fassung wohl anzufechtenden Theorie, mußten die Magistratspersonen, welche gleich nach dem Sturz der Medici im Sinne der bestandenen republikanischen Verfassung die Regierung ergriffen hatten, abtreten und die oberste Gewalt ging an die allgemeine Bürgerversammlung über, aus welcher zur Leitung der Geschäfte ein kleinerer Ausschuß gewählt wurde.

Es war dies ein Fehler, der sich schwer rächen sollte. Die vielköpfige Bürgerversammlung erwies sich als tumultuarisch und zerfahren, der Ausschuß aber bestand aus Neulingen, welchen die nöthige Routine und Geschäftskenntniß fehlte. Die zum Rücktritt gezwungenen aber gehörten den besseren Klassen an, welche bisher aufrichtig mit der Bewegung sympathisirt hatten, sich aber nun grollend und verletzt zurückzogen.

Es ist nicht überflüßig hier zu erinnern, daß nicht eine der zahlreichen ähnlichen Bewegungen unserer Zeit, sondern der Verlauf der florentinischen Revolution von 1494 geschildert wird, denn der Aehnlichkeiten sind so viele, daß eine Verwechslung sehr erklärlich und verzeihlich wäre.

So wenig Savonarola über seiner öffentlichen Wirksamkeit die geistlichen Pflichten und sein Predigt-Amt versäumte, so wenig ließ er überhaupt jene Ziele aus dem Auge, die ihm beim Beginne seiner Laufbahn vorgeschwebt hatten. Wiedererweckung des religiösen Sinnes, Reinheit und Einfachheit der Sitten, Buße und Hingabe an den Willen Gottes predigte er und darauf waren auch viele der von ihm durchgeführten Einrichtungen berechnet, so daß, wenn er auch sorgfältig jede Einmengung des ihm feindlichen Klerus auf die staatlichen Verhältnisse fernhielt, diese doch bald einen ausgesprochen theokratischen (priesterherrschaftlichen) Charakter annahmen.

Strenge Sittengesetze wurden erlassen, aller Luxus und üppige öffentliche Festlichkeiten verboten, der Carneval aufgehoben und die Vernichtung der Dinge, welche an Weltlust und Eitelkeit erinnerten, die bisher dem freien Impuls entsprungen war, zur Pflicht gemacht und in ein gewisses System gebracht. Die Kinder der Stadt wurden zu einem Bunde vereinigt, welcher den Erwachsenen ein Vorbild der Frömmigkeit und Entsagung sein sollte; in kleinen Abtheilungen durchzogen sie die Stadt und erbettelten Luxusgegenstände, welche dann unter besonderen Feierlichkeiten, Glockengeläute und Trompetenschall auf offenen Plätzen verbrannt wurden.

Dem leicht beweglichen florentinischen Volk, das durch die Medicäer an einen gewissen Glanz des äußeren Lebens, an Formenschönheit und Abwechslung gewöhnt war, konnte eine solche ascetische und eintönige Gestaltung des Verkehres auf die Länge nicht zusagen und zu den politisch Mißvergnügten kamen Jene, welche, nachdem die Schrecken der Pest verblaßt waren und Savonarola's Beredsamkeit den Zauber der Neuheit verloren hatte, meinten, man könne auch fromm sein und sich doch des Lebens freuen, ein gottgefälliges Dasein führen, ohne es aller Reize und Freuden zu entkleiden.

Hier zeigte sich ein zweites Merkmal, das allen Reformationen und auch Revolutionen eigen ist. Statt aus dem Widerstand zu schließen, daß er vielleicht schon zu weit gegangen, wurde Savonarola gerade dadurch zu einem noch schrofferen Auftreten bewogen und seine blinden fanatischen Anhänger — die stets das Unglück der Führer sind — trieben ihn viel weiter, als er ursprünglich beabsichtigt hatte.

Bald war Florenz in zwei große Lager getheilt, in die Anhänger Savonarola's und in seine Gegner. Die ersteren nannte man, wegen der beständig zur Schau getragenen Zerknirschung, Piagnoni (Heuler), die letzteren aber, wegen ihres ungebundenen Lebens, der häufigen Unruhen und Machinationen, Arrabbiati (Wüthende, Wühler).

Zu den Arrabbiati gehörten nicht blos die politischen Gegner, die „Gemäßigten," wie man heute sagen würde, und die Anhänger der Medici, sondern auch Jene, welche von seinen übertriebenen undurchführbaren Besserungsplänen abgestoßen wurden, und schließlich die ganze ihm von jeher feindlich gesinnte Geistlichkeit außerhalb seines Ordens.

Die Unfähigkeit, das Mögliche und Erreichbare vom Unmöglichen und Undurchführbaren zu sondern, trieb Savonarola, noch bevor sein System sich in Florenz erprobt hatte, über die Grenzen dieses Staates hinüberzugreifen und seine Angriffe gegen Rom, den Papst Alexander VI. und die kirchlichen Zustände zu richten, die allerdings sehr im Argen lagen. Er richtete ein Sendschreiben an alle Fürsten, stellte ihnen den Verfall der Kirche vor und mahnte sie an ihre Pflicht, eine allgemeine Kirchenversammlung einzuberufen, welche die Schäden zu berathen und abzustellen habe. Seine vehementesten Angriffe richtete er darin gegen den Papst, denn er erbot sich auf dem Concilium zu erweisen, daß die Kirche ohne rechtmäßiges Oberhaupt sei, da Alexander VI. nicht blos zum Bischofsamt, sondern auch des Namens eines Christen unwürdig sei.

Noch war sein Ansehen so groß, daß der Papst nicht wagte, offen gegen ihn aufzutreten. Nachdem ein nochmaliger Versuch, den kühnen Mönch durch den Kardinalshut umzustimmen, mißlungen, ließ Alexander VI. einen Ruf ergehen, Savonarola solle vor ihm erscheinen, um ihn über die Bedeutung und Umfang seiner Lehre und Reformvorschläge zu unterrichten.

Da man diesem Drang sich zu unterrichten mißtraute, zudem schon mehrere Anschläge, Savonarola mit Gift oder Dolch beizukommen, entdeckt worden waren, widersetzten sich die Piagnoni seiner Abreise. Auch die Wiederaufnahme der gegen ihn gerichteten Predigten war ohne Erfolg, da sein Anhang noch unerschüttert und seine Ueberlegenheit auf diesem Felde zu groß war. Die Aufforderung einer Nonne, öffentlich mit ihm über seine Lehre zu disputiren, beantwortete er mit der sarkastischen Entgegnung, er wisse mit dem Spinnrocken, welcher der feurigen Verfechterin des Papstthums besser anstehe, als die Theologie, nicht umzugehen.

Indessen muß rühmend erwähnt werden, daß er jede Behelligung seiner Gegner unterließ und hintanhielt und sogar, so weit es ihm möglich war, die republikanische Partei abhielt, mit Repressalien gegen die Anhänger der Medici

vorzugehen. Sein Ideal war das Reich Gottes auf der Erde, in dem nichts als die Gerechtigkeit herrsche und die Menschen gleich sein sollen. Es war der schöne Traum, den so viele Edle geträumt und der doch nie in Erfüllung gehen wird.

Noch einmal flammte der Stern des ungewöhnlichen Mannes in vollstem Glanze auf. In einer seiner Predigten wies er darauf hin, daß das florentinische Volk innezuhalten scheine auf dem Wege der Buße und Besserung. Es möge nicht glauben, schon jene Vollkommenheit erreicht zu haben, welche auf die Gnade Gottes



Spielzeugverbrennung auf öffentlichem Platze. (Seite 640.)

hoffen lasse und bald werde es durch einen Anschlag der Feinde seiner Freiheit und Tugend überzeugt werden, daß der Herr noch Mittel genug habe, um es zu warnen und zu züchtigen.

Als nun wenige Tage später die Anhänger der Medici in der Stadt den Versuch machten, Pietro wieder die Herrschaft zuzuwenden und dieser selbst gleichzeitig zu einem Angriff schritt, der nur mit Mühe abgeschlagen werden konnte, vergötterte man den Propheten und um ihn gegen alle Angriffe sicherzustellen, wurde aus den Piagnoni eine Leibwache gebildet, die ihn stets umgeben sollte. Leider reichte sein Einfluß nicht mehr hin, um die demokratische Partei von harten

Maßregeln zurückzuhalten; die medicäische Partei wurde verbannt, ihre vornehmsten Häupter aber, darunter auch Leonorens Oheim hingerichtet.

Gerade das Uebermaß der Verehrung, das man ihm bewies, die schrankenlose Macht und Vorhersicht, welche man ihm zuschrieb, sollten ihm verderblich werden. Wenn er, ja auch ein Kind des phantasievollen sinnlicheren Südens, den Uebertreibungen seiner Anhänger nicht entschieden genug widersprach, ja vielmehr den Glauben an seine übernatürliche Kraft bestärkte, so sollte er schwer dafür büßen.

Es tritt da nicht blos der Unterschied zwischen zwei Individuen gleicher Richtung, sondern die nationale Verschiedenheit hervor, wenn man Savonarola, wie es so oft geschieht, mit Luther vergleicht. Der klare und nüchterne Deutsche mied es sorgfältig, sich eine Rolle aufnöthigen, sich Eigenschaften zuschreiben zu lassen, welche ihn und seine Sache schließlich nur blosstellen konnten, obwohl es auch ihm nicht an übereifrigen Anhängern fehlte.

Zu den schon geschilderten Ursachen der Mißstimmung, die zeitweilig neuem Enthusiasmus wich, aber nie ganz erlosch und langsam immer weiter griff, kamen bald andere, die um so gefährlicher waren, als sie sein Ansehen, den Glauben an seine persönliche Macht, an seine göttliche Sendung, erschütterten.

Die von ihm angekündigte „Geißel Italiens" Karl VIII. von Frankreich, hatte zwar den ersten Theil der Aufgabe erfüllt, welchen er ihr prophetisch zugewiesen hatte. Drei Jahre hauste das französische Heer in Italien, und wenn auch der florentinische Staat von dem Kriege verschont blieb, so litt er doch indirect unter den resultatlosen Kämpfen, der Störung alles Verkehrs, der Vernichtung der Fluren. Desto schlimmer aber sah es mit dem Zweck aus, zu welchem nach Savonarola's Vorhersagung, diese Geißel über das verderbte, zerrissene und sittenlose Italien geschwungen wurde.

Trotz den dringenden Mahnungen des Dominikaner-Mönches kümmerte sich Karl VIII. sehr wenig um die sittliche Verkommenheit, er bezeugte gar keine Lust, reformirend in die heillosen kirchlichen Zustände einzugreifen und am allerwenigsten wollte er die Einheit des Landes fördern, die von den allermodernsten Franzosen bekanntlich bei keinem ihrer Nachbarn mit günstigen Augen angesehen wird.

Nachdem sein Heer drei Jahre lang das Land verwüstet hatte, verließ es Karl VIII. 1495, nachdem er einen wenig rühmlichen Frieden mit dem Papst und den kleinen Fürsten geschlossen hatte.

Dies war in doppelter Beziehung ein schwerer Schlag für Savonarola und seine Bestrebungen. Nicht allein, weil das Vertrauen in seine übernatürlichen Gaben erschüttert wurde und sich jene Patrioten von ihm abwendeten, welche vornehmlich nationale Zwecke verfolgten, sondern die Hauptgefahr erwuchs seiner Person und seiner Sache daraus, daß der Papst und die kleinen Höfe, die dem wiederhergestellten Freistaat aus begreiflichen Gründen übel wollten, nunmehr ihre Macht und ihren Einfluß ungehindert gegen ihn wenden konnten.

Die Wirkung blieb nicht lange aus. Seine Gegner unter dem Klerus und den Laien erhoben immer kühner das Haupt. Man ließ es nicht mehr bei Predigten und Pamphleten bewenden, sondern richtete Anklagen wegen Ketzerei und Aufwieglung gegen ihn und suchte das Volk immer mehr gegen ihn zu stimmen. Gegen solche Bestrebungen schritten die fanatisirten Piagnoni, welche ihre Herrschaft in Frage gestellt sahen, mit blutiger Strenge ein, die Savonarola vergebens zu verhüten suchte, deren üble Folgen aber trotzdem auf ihn fielen.

Eine im Jahre 1496 auftretende Hungersnoth, die Folge der vorausgehenden Kriegsjahre und eines Mißwachses, entzog ihm auch die Anhänglichkeit der niederen Volksmasse zum großen Theil. Als er die Noth nicht lindern konnte und die veranstalteten öffentlichen Gebete erfolglos blieben, ward das Volk an seinem vergötterten

Propheten irre und aus dem vom Zweifel gelockerten, von den Gegnern eifrig bestellten Boden wuchs nur zu bald die Giftpflanze des Undanks.

Es fruchtete nichts mehr, daß er in seinen Predigten diese neue Bedrängniß als ein Strafgericht Gottes hinstellte und zu noch dringenderen Mahnungen zur Buße benützte; gegenüber den dauernden Leiden im Diesseits verloren die angedrohten Schrecken des Jenseits ihre Furchtbarkeit und der Ruf nach Brot — der sich schon so oft mächtiger bewiesen hat als alle Theorien — übertönte die frommen Gesänge und Bußgebete.

Immer größer wurde die Zahl Jener, welche meinten, alle Tugend und Frömmigkeit verliere sehr an ihrem Werthe, wenn man nicht genug zu essen habe und am Ende sei die Zeit der Medicäer, mit dem Ueberfluß und den rauschenden Belustigungen denn doch nicht ohne Vorzüge gewesen, welche der knurrende Magen unter der herrschenden strengen Sittenzucht und republikanischen Gleichheit schwer vermisse.

Die immer mehr einreißende Unzufriedenheit wurde von den Gegnern des Reformators klug benützt. Man eröffnete den Angriff von jener Seite, wo es am gefahrlosesten geschehen und man auf einen natürlichen Bundesgenossen zählen konnte. Im Jahre 1497 wurde er beim päpstlichen Stuhle neuerlich angeklagt, daß er die christliche Lehre fälsche, sich gegen geistliche und weltliche Obrigkeit auflehne, den Unfrieden in Florenz nähre und durch Lästerpredigten das Ansehen der Geistlichkeit untergrabe.

Einer darauffolgenden neuerlichen Citation nach Rom fügte sich Savonarola wieder nicht, worauf ein aus seinen erklärten Gegnern zusammengesetzter Gerichtshof seine Lehre und sein Wirken prüfen sollte. So wenig günstig man ihn auch gesinnt war, konnte man doch keine Gründe zur Verdammung finden, vielleicht wollte man auch keinen harten Urtheilsspruch fällen, bevor man nicht der Macht ihn auszuführen, sicher war.

Man beschränkte sich darauf, ihm Verwarnungen und leichte kirchliche Strafen zuzuerkennen, verbot ihm aber das Predigen in schlauer Erkenntniß, daß man ihm damit seine furchtbarste Waffe entwinde.

Nicht blos seine Klostergenossen, unter ihnen Sylvestro Maruffi und Domenica da Pescia in erster Reihe, sondern auch der ganze Orden stand unerschütterlich bei dem Reformator, von dem sie nicht ohne Grund sagten, seine Bestrebungen zur Verbesserung des Kirchenregiments seien vollkommen begründet und gänzlich von seinen politischen Wirken zu trennen. Gerade dies aber war nicht nach dem Sinne seiner Feinde, die nun die beiden Standpunkte zu seinen Ungunsten verwirrten, wie er es früher im Interesse seiner Bestrebungen gethan hatte.

Trotz des Verbotes fuhr Savonarola zu predigen fort, jedoch nicht ohne von den Arrabbiati gestört und öfters sogar bedroht zu werden.

Immer heftiger gegen Alexander VI. auftretend, wendete er sich endlich gegen das Papstthum selbst, erklärte es für eine dem Wesen des Christenthums wiedersprechende Einrichtung und verwarf die Autorität des „Bischofs von Rom“ nicht nur in weltlichen Dingen, sondern auch in Glaubenssachen.

Das machte endlich auch der staatsklugen Mäßigung Alexander's VI. ein Ende; Savonarola wurde excommunicirt und die Piagnoni konnten es nicht verhindern, daß die Bannbulle im Dom zu Florenz verlesen wurde.

Gestützt darauf, daß sein Orden das gegen ihn geschleuderte Interdict für ungiltig erklärte, fuhr der kühne Mönch in seinen Predigten fort — aber die von ihm hervorgerufene Bewegung war entschieden im Rückgang, seine Autorität im Schwinden.

Bei den letzten Wahlen waren die Piagnoni unterlegen, die „Gemäßigten“ und viele ausgesprochenen Feinde der Bewegung und Anhänger der medicäischen

Partei kamen zur Regierung. Unter dem Vorgeben, die Conflicte mit den Arrabbiati bedrohten Ruhe und Ordnung, verboten ihm die neuen Gewalthaber das Predigen und verhinderten ihn thatsächlich daran. Damit war der letzte Zusammenhang mit dem Volke unterbunden und dieses vollkommen den Wühlereien und Hetzereien seiner erbitterten Feinde preisgegeben.

Zu den letzteren gehörten vor Allem die Franziskaner, welche ihn nunmehr ungehindert und ohne seine gewaltigen Gegenreden fürchten zu müssen, als Ketzer angreifen konnten und das Volk, das vor wenigen Jahren nichts als Hohn für seine Angreifer hatte, lief jetzt eifrig in die Kirchen, wo der früher so abgöttisch Verehrte als „Höllenbraten", ja als „Santans Sendling" geschildert wurde.

Nun glaubte man der Menge so sicher zu sein, um den letzten Schritt gegen den Reformator wagen zu können. Von Seite der Franziskaner erging die Aufforderung, er oder einer seiner Anhänger sollten zum Beweis der Richtigkeit und Wahrheit seiner Lehre durch das Feuer schreiten; ein Franziskanermönch wolle, um die Verwerflichkeit derselben darzuthun, sich dem gleichen Gottesurtheil unterwerfen; — als siegreich solle jene Meinung gelten, deren Vertreter unverletzt aus den Flammen hervorgehen werde, da dann Gott der Herr selbst gesprochen habe.

Savonarola war, wenn man von seiner sich oft bis zum krausesten Mysticismus versteigenden Ascese absieht, frei von Aberglauben und sträubte sich lange, eine Form desselben zur Bekräftigung seiner heiligen Ueberzeugung anwenden zu lassen, welche zu seiner Zeit schon ganz ungewöhnlich, überdies aber Gegenstand der unwürdigsten Gaukeleien und Mißbräuche gewesen war.

Das nach Spektakelstücken und Abwechslung lüsterne Volk aber griff den Vorschlag gierig auf, und um seine Sache nicht gänzlich aufgeben zu müssen, stimmte Savonarola endlich zu, als sich Fra Domenico da Pescia, einer seiner schwärmerischsten Jünger, erbot, die Probe zu bestehen.

Anfangs April 1498 sollte das sogenannte Gottesgericht auf einem öffentlichen Platz von Florenz vor sich gehen. Ein im letzten Moment eintretender Regen verhinderte aber die Vollziehung und das Volk, erbittert darüber, daß es um die Augenweide gekommen, schenkte gern den Ausstreuungen Glauben, Savonarola habe durch Zauberkünste den Regen herbeigeführt und die Verwerflichkeit seiner Lehre sei trotzdem bewiesen. Es erfolgte ein thätlicher Angriff auf ihn und seine Begleiter und nur unter dem Schutz eines Häufleins seiner nun auch sehr gelichteten Wache gelangte er nach San Marco.

Man säumte jedoch nicht, das Eisen zu schmieden, so lange es im Glühen war, die ohnehin erregte Menge wurde unablässig aufgestachelt und Agenten der Medicäer, die in ihm ihren gefährlichsten Feind sahen, ruhten nicht, bis am 9. April sich ein förmlicher Aufstand gegen ihn richtete. Mit zügelloser Wuth und vollkommen ungehindert von den Machthabern der Stadt, bestürmten die fanatisirten Pöbelhaufen das Kloster. Die Ordensglieder und einzelne treugebliebene Anhänger trotzten durch sieben Stunden dem Angriff und erst nach hartem Kampf gelang es dem Volk einzudringen.

Jetzt erst legte sich der Stadtrath in das Mittel und sprach gegen ihn, wieder unter dem Vorgeben seine Person nur auf diese Art schützen zu können, die Verbannung aus.

Savonarola und seine Freunde wußten wohl, daß man nur nach einem Vorwand suche, ihn seinem grimmigsten Feind, dem Papst in die Hände zu liefern und weigerte sich, die Stadt, der er so große Dienste geleistet hatte, zu verlassen.

Nun erfolgte auf Befehl des in seiner Mehrheit medicäisch gesinnten Stadtrathes seine Gefangennahme. (Hiezu das Bild.) Nach einem erschütternden Abschied von seinen Ordensbrüdern, die er tröstete und auf die Gerechtigkeit und Barmherzigkeit Gottes verwies, verließ er als Gefangener die Mauern des Klosters,



A. u. N Savonarola's Gefangennehmung. 11.

welche Zeugen seines selbstlosen, auf tiefster Ueberzeugung beruhenden Wirkens, Zeugen seiner Erfolge und Triumphe und nun die seines mit seltener Würde getragenen Unterganges waren.

Mit ihm wurden zwei seiner eifrigsten Anhänger und Mitstreiter aus den Klosterbrüdern, Domenico da Pescia und Sylvestro Maruffi, in den Kerker geworfen. Der letztere war der herrschenden Partei nicht allein verhaßt, weil er sein Ansehen im Volke bis zum letzten Augenblick für den Prior ausgenützt und seine kriegerischen Fertigkeiten bei Vertheidigung des Klosters erfolgreich angewendet hatte, sondern namentlich darum, weil er als Abtrünniger galt, da seine ganze Familie, auch nach dem Tode seines Vaters, zu den eifrigsten Verfechtern der medicäischen Herrschaft in Florenz gehörte.

Sobald die Kunde von diesen Vorfällen nach Rom gedrungen war, beeilte sich Papst Alexander VI., der Jahre lang vor dem Geist und der Beredsamkeit dieses einfachen Mönches gezittert hatte, zwei Inquisitoren nach Florenz zu senden, welche den Gefangenen für die päpstliche Gerichtsbarkeit in Anspruch nahmen.

Den Machthabern in Florenz konnte kaum ein größerer Gefallen erwiesen werden, da sie sonst, bei der immerhin unzuverläßlichen Stimmung des Volkes in Verlegenheit gewesen wären, was mit dem Gefangenen zu geschehen habe, und sie überlieferten ihn mit der größten Bereitwilligkeit den geistlichen Richtern.

Damit war auch das Urtheil Savonarola's gesprochen. Er hatte die Mißbräuche und die Versumpfung des herrschenden Kirchenregimentes zu heftig angegriffen, er hatte zu rücksichtslos die Wahrheit gesagt und war den Vertretern desselben zu gefährlich geworden, um von einem aus ihnen zusammengesetzten Gerichtshof Gerechtigkeit oder Schonung erwarten zu dürfen.

---

4. Wie die Volksgunst lohnt.

Mit stolzer Ruhe, wie sie durch das Bewußtsein reiner Absicht stets verliehen wird, wies Savonarola die Zumuthungen zum Widerruf seiner Lehren zurück und benützte noch diese Gelegenheit, um sie mit all' seiner Beredsamkeit und theologischem Wissen auseinander zu setzen und zu begründen.

Trotzdem aber der Gerichtshof vollkommen entschlossen war, den Angeklagten um jeden Preis schuldig zu finden und obwohl man sich an keinerlei gesetzliche Formen band, befanden sich doch die Richter in nicht geringer Verlegenheit, weil es ihnen, so wenig skrupulös sie auch waren, gar sauer wurde, einen halbwegs plausiblen Grund für ihr schon beschlossenes Verdammungsurtheil zu finden.

Man griff also zu dem furchtbaren Auskunftsmittel der Folter, jener abscheulichen Rechtsinstitution, die im Mittelalter entstanden, dieses unbegreiflicher Weise um drei Jahrhunderte überlebte, als unwiderleglicher Beweis der Verknöcherung der Rechtspflege, sobald sie handwerksmäßig geübt wird. (Bild Seite 657.)

Die Qualen der Folterbank erpreßten dem Reformator endlich auf zweideutig gestellte Fragen solche Antworten, welche man zur Beschönigung des Urtheils gebrauchen konnte. Und da mußte man noch zur Fälschung greifen und statt des echten Protokolls der letzten Vernehmung, in welcher Savonarola gegen die Formulirung seiner Antworten protestirte, ein anderes unterschieben, in welchem er angeblich seine auf der Folter abgegebenen Bekenntnisse bestätigte und ausdrücklich zugab, daß er sich betrügerischer Weise und mit dem Bewußtsein unlauterer Absichten den Besitz übernatürlicher Gewalt angemaßt habe.

Das so zu Stande gekommene und mit solchen Mitteln begründete Urtheil lautete auf Entsetzung aus den geistlichen Würden und Strangulirung an einem über dem brennenden Scheiterhaufen errichteten Galgen, worauf dieser Leichnam verbrannt und die Asche in den Arno gestreut werden solle. Dieselbe Sentenz wurde gegen die beiden Mitgefangenen gefällt, welche ausdrücklich erklärten, daß sie an der Richtigkeit der von ihrem Klosteroberen gelehrten Sätze festhielten, jede Zumuthung zum Abfall standhaft zurückwiesen und sein Schicksal zu theilen verlangten.

Vergeblich verwendete man sich von vielen Seiten für Savonarola und seine beiden Gefährten. Bewunderer seiner Geistesgröße und seines Muthes fanden sich in allen Bevölkerungsklassen, wenn sie sich auch aus dem einen oder anderen Grunde von ihm zurückgezogen hatten. Namentlich unter den „Gemäßigten," welchen vor der drohenden Rückkehr der Mediciäer graute, erinnerte man sich jetzt seiner dem Vaterland geleisteten Dienste und suchte ihn zu retten.

Besonders eifrig erwies sich Geronimo Rubatto, dessen praktischer Sinn die Ueberschwänglichkeiten und Ueberstürzungen nicht billigen konnte und der sich deshalb schon lange von allen öffentlichen Angelegenheiten zurückgezogen hatte, nun aber kein Mittel und keinen Weg unversucht ließ, um Savonarola, namentlich aber den Jugendfreund zu retten, an dessen idealen Schwung er sich, trotzdem ihn mehrmals sein Spott traf, doch oft gehoben und angefeuert fühlte.

Aber es war Alles umsonst. Die weltliche Behörde war froh, auf so gute Art der Verantwortung und zugleich des gefährlichen Mannes los zu werden und berief sich mit Achselzucken und kühlem Bedauern darauf, daß man in den Gang der geistlichen Gerichtsbarkeit nicht eingreifen könne. Diese aber zum Herausgeben eines so sehr gehaßten, gefürchteten und so heiß ersehnten Opfers bewegen zu wollen, war, wenngleich es versucht wurde, doch ein vollkommen aussichtsloses Unternehmen.

So brach die Nacht vor dem Morgen an, welcher dem Pöbel von Florenz das Schauspiel der schmachvollen Hinrichtung des Mannes bieten sollte, den er vor Kurzem noch vergöttert hatte.

In einer modrigen unterirdischen Zelle, mit Ketten belastet, lag Bruder Sylvestro auf einer nassen Schütte Stroh und schlief so ruhig, wie nur selten auf den Prunkbetten im glänzenden Haus seiner Familie.

Es träumte ihm, er wandle in einem schönen Garten, der voll reizender Blumen stehe, die einen berauschenden Duft aushauchten. Da trieb ihn ein unwiderstehliches Verlangen sich einen Strauß zu pflücken. Doch so oft er sich bückte und seine Hand nach einem der schimmernden Blüthenkelche ausstreckte, wurde sie von einer geheimnißvollen Gewalt abgezogen und seine Hand nach unscheinbaren Kräutern und rauhen Gräsern gelenkt, die er allmählich zum Strauß sammelte. So war er nach und nach zu einem Weiher gekommen, an dessen Rand ein Steinbild des Erlösers stand. Verwundert sah der Träumer im Wasserspiegel, daß er zwar sein Ordenskleid trage, das Haupt aber mit glühend rothen üppigen Rosen bekränzt habe. Andächtig sank er vor dem Steinbild des Gottessohnes in die Knie und seine Hände zum Gebet emporhebend, reichte er seinen unscheinbaren Strauß hinauf.

Huldvoll lächelnd neigte sich die Statue hernieder, nahm mit der einen Hand den Strauß, mit der andern zog sie ihm den Kranz vom Haupt, dessen Rosen in der göttlichen Hand zu Staub und Asche wurden und zerflatterten. Statt dessen drückte Christus ihm die eigene Dornenkrone auf die Stirne, und während er den Stich der Stacheln, das Rieseln der Blutstropfen fühlte, ergoß sich eine unendliche Wonne durch seine Seele und es war ihm, als ginge von dem Steinbild ein neues höheres Leben, ein fluthendes Lichtmeer aus.

Ein greller Schein traf seine Augen und riß ihn aus seinem süßen Traum. Rasch fuhr er von seinem armseligen Lager auf, doch das Rasseln der Ketten rief ihm sogleich seine Lage in das Gedächtniß.

Vor ihm stand eine Gestalt in langem Mantel und ließ aus einer Laterne das Licht auf ihn fallen.

„Ist es schon Zeit?" sagte Sylvestro ruhig, „kommt Ihr schon mich zu holen? Nun wohl — ich bin bereit!"

„Wohin vermuthet Ihr, geführt zu werden?" fragte eine dumpfe Stimme.

„Zur Richtstätte — zum Tod, dem ich getrost und im Vertrauen auf die Barmherzigkeit Gottes entgegensehe!"

„Nicht in den Tod sollt Ihr geführt werden — sondern zum Leben zurück," erklang aus der Umhüllung eine bebende Stimme. „Euch zu retten bin ich gekommen!"

„Wer seid Ihr? Wer wagt sein Leben an ein so thörichtes Unternehmen?" fragte Sylvestro und seine Augen richteten sich forschend auf die vermummte Gestalt.

Eine kurze Pause — dann schlug sich der Mantel auseinander und glitt an der stolzen Gestalt Leonorens nieder, die in einfachem Reisekleid vor ihm stand und mit thränenüberströmtem Antlitz seine Blicke suchte.

„Ich bin es, die es unternommen Euch zu retten und damit gut zu machen, was ich einst in frevelhaftem Leichtsinn gegen Euch gesündigt habe," sagte sie hocherröthend unter seinen verwundert kalten Blicken.

„Ich habe Euch längst verziehen, wenn Ihr etwas gegen mich verschuldet habt — ja, ich bin Euch dankbar, denn Ihr habt mich auf den Weg des Heils gewiesen."

„Der hier im Kerker und" — sagte sie stockend, mit einem Schauer — „auf der Richtstätte endet!"

„Nein! —" erwiderte er mit leichtem Lächeln, „nicht hier und auch nicht, wo kurzsichtige Menschen den Leib tödten wollen; sondern mein Weg endet oben im Angesicht Gottes, wo sich meine Seele im Lichte der ewigen Wahrheit baden wird."

„Nein, nein!" rief Leonora hastig. „Ihr werdet leben. Ihr müßt leben!"

Sie stellte die Laterne auf den Steinboden und brachte einen kleinen Bund Schlüssel hervor, um die Ketten zu lösen.

Aber der Gefangene trat zurück und machte eine abwehrende Bewegung.

„Und wie nun, wenn ich nicht gerettet sein wollte? Wenn ich es vorzöge mit meinem erhabenen Meister für das als Blutzeuge in den Tod zu gehen, was wir gelehrt und was wir für wahr halten, ob uns auch Schmach und Tod bedräut?"

„Ach, sprecht nicht so, Luigi!" drängte Leonora. „Die kostbare Zeit verrinnt — wer weiß, wie lange die Treue der Menschen aushält, die wir erkauft haben. Hier ist Gewand für Euch — draußen harren die Pferde — die Thorwache ist bestochen und bevor der Morgen graut, seid Ihr weit von Florenz!"

„Wie viel Bemühen um ein armseliges Leben!" sagte Sylvestro traurig; „um ein Leben in der Zeitlichkeit, das so schnell verrauscht! Ich danke Euch, Signora — aber — ich bleibe hier!"

„Um Gotteswillen! Sylvestro oder Luigi oder wie ich Dich sonst nennen soll, laß doch jetzt diese Possen!" flüsterte ein rasch bei der nur angelehnten Thüre des Kerkers hereintretender Mann, in welchem der Mönch trotz der tief in's Gesicht hereingezogenen Kappe seinen Freund Geronimo erkannte. „Es ist gar nicht zu spaßen — weder mit der heiligen römischen Inquisition, noch mit der Zeit, die sich keinen Deut um Dein Sperren und Weigern kümmert, sondern unaufhaltsam ihren Lauf fortsetzt!"

„Ich spaße auch nicht," entgegnete Sylvestro ruhig. „Es ist mein voller Ernst, wenn ich sage, daß ich hier bleibe."

„Das ist die helle Narrheit!" rief Geronimo ärgerlich. „Soll unser so pfiffig eingefädelter Plan, all' unsere Unterhandlungen und das schöne Gold, was wir daran gewendet haben, Dich aus den Klauen Deiner Feinde herauszubekommen, vergebens gewesen sein, Deines Starrsinnes wegen? Sei doch klug und begieb Dich von den Aetherhöhen, in welchen Du jetzt schwebst auf die gemeine Erde



Savonarola wird gebeten den Frieden zu vermitteln. (Seite 645.)

herab, daß man Dich begreifen kann. Es handelt sich doch wahrlich um genug, daß Du Vernunft annehmen könntest!"

„Um was handelt es sich? Um mein Leben — auf der anderen Seite aber um die Wahrheit, an der ich hänge und die mir theurer ist, als dieses Leben."

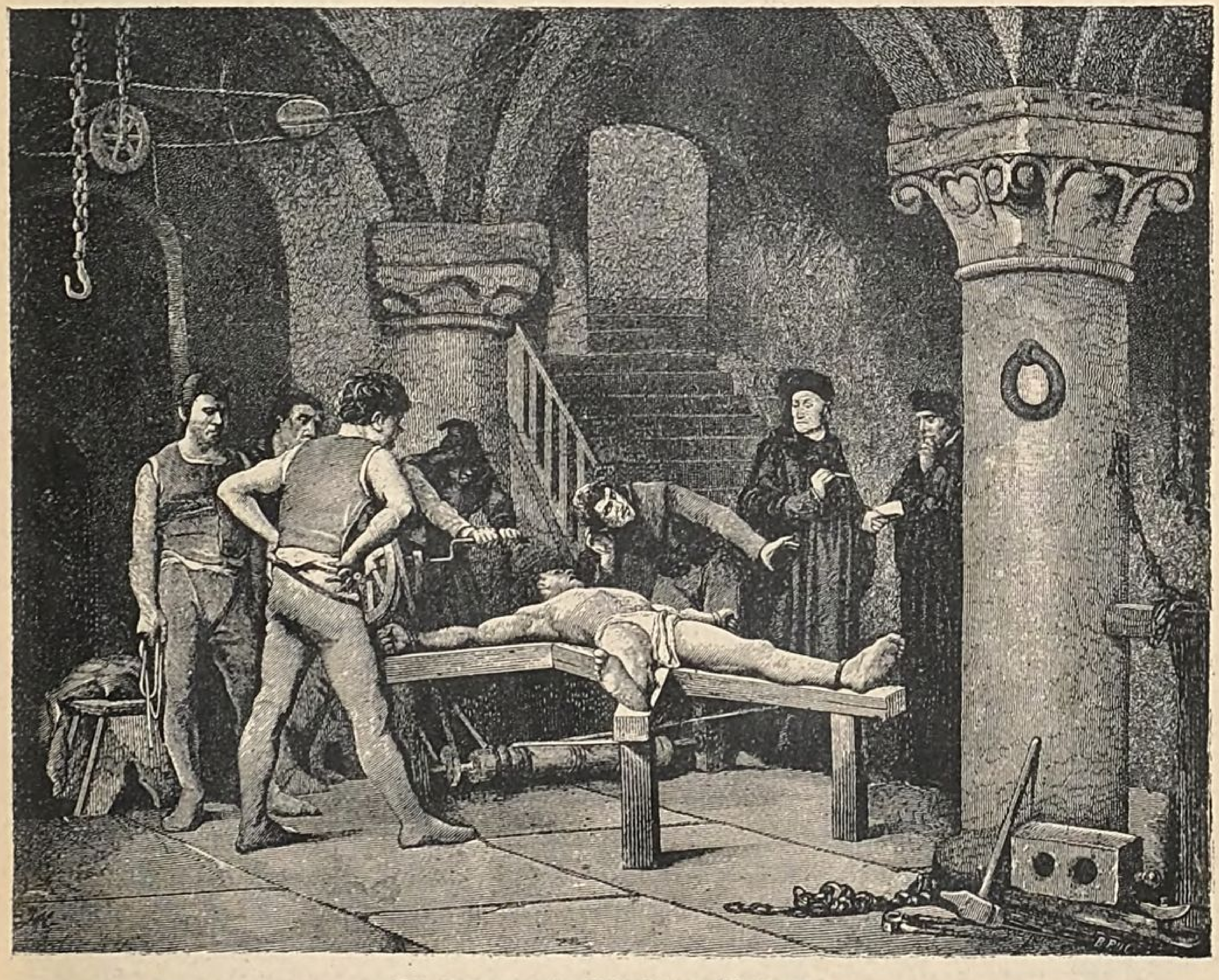
„Und wird diese Wahrheit wahrer, wird sie Jenen, welche sie jetzt verleugnen, einleuchtender sein, wenn Du einen schimpflichen Tod stirbst?" fragte Geronimo scharf.

„Das weiß ich nicht," versetzte der Mönch sanft; „wohl aber, daß der Tod, zu ihrer Bekräftigung erlitten, kein schimpflicher genannt werden kann, ob ihn auch

die Menschen mit den Zeichen der Schmach umgeben. Und dann — meine Genossen — mein erhabener Meister?"

„Sie auch zu retten ist unmöglich," stotterte Geronimo nach einer Verlegenheitspause. „Es war schwer und gefährlich genug, hierher zu dringen — den Prior und Domenico dem Kerker entreißen zu wollen, wäre Wahnwitz gewesen. Aber auch für Dich ist noch das Schwerste zu thun; also spute Dich, Luigi, auf daß Du nicht auch noch uns gefährdest!"

„Du siehst wohl ein, mein Freund, daß ich hier bleiben muß. Es wäre feig und verrätherisch, durch meine Flucht gegen die Heiligkeit unserer Sache und gegen Jene zu zeugen, mit denen ich durch sie so eng verbunden bin. Laßt ab von



Die Folterung im Mittelalter. (Seite 653.)

mir und entfernt Euch! Der Himmel segne Euch für das Bemühen — aber ich darf Euch nicht folgen."

„Er ist nicht zu kuriren!" rief Geronimo verzweifelnd. „Ich muß es Euch, Signora, überlassen, ob Ihr seinen Trotzkopf beugen könnt und unser Werk vollführen, an dem Ihr ja auch bis jetzt allein das Verdienst habt. Euer Verdienst wäre seine Rettung — versucht es, ihn umzustimmen."

„Und wenn ich nun nicht gerettet sein will!" sagte Sylvestro und setzte dann mit scharfem Ausdruck bei: „Nicht von Euch gerettet sein will, Signora!"

Mit einem unterdrückten Wehruf sank Leonora vor ihm in die Knie. Sie hatte den dringenden Worten Geronimo's angstvoll gelauscht und hob jetzt flehend die Hände gegen den jungen Mönch empor.

„O, Ihr seid hart und straft in der fürchterlichen Stunde schwer, was ich an Euch verbrochen. Ich Unglückliche! — Wenn Ihr mich vor Verzweiflung und Verderben retten wollt, so folgt meinen Bitten und kommt mit uns! Häuft nicht auf das Leid, das ich in den letzten Jahren getragen, noch das entsetzliche Bewußtsein, durch mein sträfliches Benehmen Schuld an Eurem Tode zu sein! O seid barmherzig und verzeiht! Nehmt die Last von mir, die mich zermalmen wird!"

„Steht auf — es ziemt sich nicht, daß Ihr vor mir kniet, wenn ich nicht meines heiligen Amtes walte," sagte Sylvestro rauh, vielleicht um die aufquellende Rührung zu bemeistern. „Steht auf, Signora Loredano!"

Eine dunkle Röthe ergoß sich über das schöne Antlitz der Bittenden. Einen Augenblick verbarg sie es zwischen den Händen, dann sagte sie mit bebender Stimme, die Augen auf den Boden geheftet:

„Ihr gebt mir einen Namen, der mir nicht gebührt. Ich habe diese Verbindung gelöst und jenen Mann nicht mehr gesehen, seit — seit ich Euch auf dem Platz vor der Kirche traf. Erinnert Ihr Euch noch? O, Luigi — seht meine Herzensangst daraus, daß ich Euch gestehe, was der qualvollste Tod mir nicht entrissen hätte! Seit jener Stunde, wo Ihr mich aus den Händen der wüthenden Menge gerettet habt, hat mich Euer Andenken und die qualvolle Erinnerung an mein Verschulden nicht mehr verlassen. Ihr, so groß, so rein, so edel! und — ich — wie klein, elend und falsch gegen Euch! Damals erkannte ich, was ich verbrochen und was ich an Euch und Eurer Liebe verloren habe! Und im Namen dieser Liebe, die Ihr einst mir Unwürdigen geweiht habt, flehe ich Euch an, folgt uns! Rettet Euch — um Gottes Barmherzigkeit willen, rettet Euch! — wenn ich nicht verzweifelnd zu Grunde gehen soll — rettet Euch um der thränenvollen Liebe, die ich seit jenen Tagen für Euch in meinem blutenden Herzen trage!"

Tief erschüttert hörte Sylvestro das leidenschaftliche Geständniß, das zuletzt in einem von Schluchzen unterbrochenem Flüstern erstarb.

„Ihr vergeßt, Leonora, daß ich Mönch bin," sagte er sanft.

„Nein, ich habe es nie vergessen und stets gewußt, daß meine Liebe hoffnungslos ist, wie ich einst die eurige machte. Auch jetzt weiß ich es — und — und — wenn ich Euch gerettet weiß, trete ich in ein Kloster, um Gott als Büßerin zu dienen, wie Ihr es als Heiliger thut. Aber gerettet muß ich Euch wissen, sonst geht meine Seele für alle Zeit verloren!"

„Faßt Euch, Leonora," mahnte der Mönch und hob die Flehende auf. „Folgt Eurem frommen Vorhaben, und wenn Ihr dem Herrn treulich und zerknirschten Herzens dient, wird seine milde Hand Euch trösten und die Schmerzen dieses Lebens von Euch nehmen. Verschieden ist die Art und sind die Wege, welche den verblendeten Menschen zur wahren Erkenntniß leiten — folge Jeder seinem Geschick und preise es, wenn es ihn durch Trübsal und Verfolgung schließlich himmelwärts führt! Auch mich laßt meine Wege gehen — ich kann nicht anders! Die ewige Gerechtigkeit, welche nicht mit dem Maße der wandelbaren kurzsichtigen Menschen mißt, wird Euch Euer Bemühen anrechnen, als hätte es Erfolg gehabt. Ich kann nicht fliehen — ich würde meinen Meister, mich selbst und meinen Glauben an die wahre und echte Göttlichkeit verleugnen, wenn ich fliehen und im Tode nicht bekennen würde, was ich unter Gefahren und Mühen durch Jahre bekannt und gelehrt habe. Geht mit Gott! — er segne und behüte Euch, wie auch Dich, mein treuer Freund! Wenn Ihr den Frieden Eurer Seele wiedergefunden habt, so gedenkt meiner im Gebete, wie ich es für Euch am Throne Gottes thun will, dem ich so nahe bin!"

Ueber das rauhe Antlitz Geronimo's rollten schwere Thränen. Dumpf tönten die Schläge der dritten Nachtstunde in das Gefängniß, als er näher trat.

Er machte keinen Versuch mehr, Sylvestro umzustimmen, denn er wußte, daß es umsonst gewesen wäre.

„Es ist Zeit, wir dürfen nicht mehr hier bleiben, Signora," sagte er mit dumpfer Stimme und legte die Hand auf ihren Arm.

Wie aus einem Traum fuhr sie auf und sank dann nieder vor dem Mönch mit der leisen Bitte: „Euren Segen gebt mir auf meinen schweren Weg!" zu dessen Füßen nieder.

Auch Geronimo beugte sein Knie und Sylvestro machte feierlich dreimal das Kreuzzeichen über Beide — seine letzte gottesdienstliche Handlung. Als er sich etwas niederbeugte und seine Hand Leonorens Haar leicht streifte, sank sie mit einem tiefen Seufzer ohnmächtig zurück.

Rasch raffte Geronimo sie auf, drückte noch einmal dem Freunde die Hand und eilte fort.

Auf derselben Stelle stehen bleibend, horchte Sylvestro dem Rasseln und Knarren der Schlösser und Riegel, den dumpf hereinhallenden Schritten der sich Entfernenden.

Endlich war Alles wieder ruhig. Er seufzte tief auf und erinnerte sich seines Traumes. Nun wußte er, warum er die bunten Blumen mied und den unscheinbaren Strauß sammelte, welchen der Heiland liebevoll entgegennahm und mit der Dornenkrone lohnte.

In innigem Gebet wachte Sylvestro dem Morgen entgegen, welcher der letzte seines Lebens sein sollte.

Es war der 23. Mai 1498, als sich auf dem Domplatz eine dichtgedrängte Menge schaarte, um der Hinrichtung des Mannes beizuwohnen, den man vor Kurzem noch als Retter, als Sendboten Gottes, als Propheten, gefeiert hatte. Die Wandelbarkeit der Volksgunst könnte nicht besser geschildert werden, als durch das Entgegenhalten der Scene, wie das florentinische Volk athemlos seinen begeisterten Worten lauschte und dadurch zu Buße und Umkehr angefeuert wurde, wie es sich ganz seinem Willen unterwarf und für die Sicherheit des heilig gehaltenen Hauptes sorgte, und dann — wie es stürmend, unter Hohnrufen und Verwünschungen, in die stillen Mauern seines Klosters einbrach, ihn seinen grimmigsten Feinden überlieferte und zuletzt neugierig nach den furchtbaren Vorbereitungen zu seiner Hinrichtung starrte.

Aehnliche Gedanken mochten ihn beherrschen, als er den von der hellen Tagessonne beschienenen Platz betrat, auf dem aus der Mitte einer wogenden Masse von Köpfen, die von mehrfachen Reihen eisengepanzerter Söldner umgebenen Holzstöße und die über denselben errichteten Galgen sichtbar wurden. Ein schmerzliches Lächeln zuckte um seine Lippen, das war der Lohn, welcher dem „Retter des Vaterlandes", dem „Reiniger der Seelen", dem „Wiederhersteller des Glaubens" wurde, wie man ihn vor noch nicht langer Zeit enthusiastisch genannt hatte.

Es giebt keinen gefährlicheren, keinen unsicheren Besitz, als die Volksgunst; wen sie heute auf den Schild erhebt, tritt sie morgen in den Koth und dieselben Stimmen, die jetzt jubelnde Hochrufe erschallen lassen, brechen vielleicht nächstens in stürmische Verwünschungen aus.

Im Angesichte der ungeheuren Volksmenge wurden Savonarola und seine beiden Jünger ihrer priesterlichen Würde und Insignien entkleidet. Sie unterwarfen sich der demüthigenden Procedur mit derselben Ergebung, wie sie später mit Mannesmuth den Tod erlitten.

Als der die Entweihung vornehmende Priester zu dem Prior die ritualmäßigen Worte sprach: „Ich sondere Dich hierdurch von der triumphirenden Kirche ab!" entgegnete dieser fest und nicht ohne feinen Spott:

„Von der streitenden Kirche kannst Du mich trennen, aber nicht von der triumphirenden — das liegt nicht in Deiner und eines anderen Menschen Gewalt, sobald ich mich mit ihr Eins fühle in meinem Herzen!" Und dem Priester, welcher ihn zum Galgen begleitete und fragte, ob er den Tod reuig und aus Liebe zu Christus willig erleide, entgegnete er: „Sollte ich nicht gern aus Liebe für ihn sterben, der dasselbe für uns arme Sünder that? Ich danke ihm, daß er mich begnadet, durch meinen Tod noch für ihn und seine heilige Lehre zeugen zu können — daß ich den Weg gehen darf, welchen auch Er gewandelt."

Ebenso gefaßt und muthig benahmen sich seine beiden Genossen. In den letzten Momenten noch drangen durch den Rauch und die Flammen, welche ihre schon in der Luft schwebenden Körper umzüngelten, ihre Stimmen, welche beteten und die Barmherzigkeit des Himmels für ihre Feinde anriefen.

Diese Standhaftigkeit blieb selbst auf die Gegner der Gerichteten nicht ohne Einfluß; umsomehr wirkte dieser Anblick auf das leichtbewegliche Volk und die in der Menge zerstreuten Anhänger konnten ihn laut preisen und über Grausamkeit und die ungerechten Richter sich ereifern, ohne daß es Jemand gewagt hätte, ihnen entgegenzutreten.

Weinend und wehklagend folgten dann die Treugebliebenen, als man die gesammelte Asche der Märtyrer zum Arno trug und sie den rastlosen Wellen des Flusses übergab, damit nach dem grausamen Willen der Richter, die sich nicht mit der Tödtung des Leibes begnügten, „sein verfluchtes ketzerisches Andenken vernichtet sei für alle Zeiten!"

Thörichtes Wüthen! Vielleicht trösteten sich schon in jener bittern Stunde manche seiner Freunde mit dem Gedanken, welchen Lenau den Reformator beim Abschied von seinen Mönchen in herrlichen Worten aussprechen läßt:

„Verbrennt man mich, seid unerschrocken!
Wenn meine Asche treibt der Wind,
So denkt, daß dies nur Blüthenflocken
Vom schönen Frühling Gottes sind!"

Nicht lange währte es, so vollzog sich eine bedeutsame Wandlung, nicht blos in der Stimmung der florentinischen Volkes, sondern im allgemeinen in der Beurtheilung des Reformators. Der Dominikaner-Orden, stolz auf seinen großen Genossen, trat auch nach der Verurtheilung und dem Tod desselben, für seine Unschuld und Rechtgläubigkeit ein und thut bis zum heutigen Tage das Gleiche, wenn man auch in anderen kirchlichen Kreisen der heiklen Frage gern aus dem Wege geht und vom strengkatholischen Standpunkt die Frage unentschieden ist, ob Savonarola ein Märtyrer oder ein Ketzer ist, dem nur sein Recht geworden.

Die im Laufe der Reaction wieder hergestellte Herrschaft Pietro's von Medici ließ die Florentiner bald erkennen, was sie an dem Reformator besessen und verloren hatten.

Dieser Unwürdigste seines Stammes war, wie dies ja meist der Fall ist, aus dem Exil ungebessert, nur noch tyrannischer und gewaltthätiger heimgekehrt. Ein schwerer Druck lagerte auf dem „Garten Italiens", wie man ja Toscana nicht ohne Grund nennt, und blutige Strenge wurde gegen Alle angewendet, welche an der Wiederaufrichtung der florentinischen Freiheit Antheil hatten. Vermögens-Confiscation oder Verbannung traf Jeden, der eine, wenn auch noch so gemäßigste Rolle in der Erhebung des Jahres 1494 gespielt hatte und auch Geronimo Rubatto mußte seinem Vaterland den Rücken kehren, nachdem er Leonora Salvatierra in ein Kloster strenger Regel geleitet hatte, in dem sie nach wenigen Jahren eifriger Reue starb.

Nun predigte Savonarola's gewaltiger Mund den Florentinern nicht mehr Buße und doch übten sie dieselbe, und mit jedem Jahr, das dahin schwand, stieg das Bild des Dominikanermönches in strahlenderer Reinheit vor dem Gedächtniß des Volkes empor. Zwei Jahre waren erst verflossen, als man am Tage seiner Hinrichtung die Stätte derselben mit Blumen schmückte und sich Schaaren von Betern dort sammelten, um seine Verzeihung und Fürbitte zu erflehen, ohne daß man es gewagt hätte, dagegen einzuschreiten.

Nach dem Tode Alexander's VI. brach sich selbst in Rom eine andere Auffassung Bahn. Leo X., der berühmte Mäcen Rafael's und als Sprosse des Hauses Medici selbst ein Florentiner, ließ den Proceß wieder aufnehmen und ein besonders eingesetztes geistliches Gericht sprach sich für die Rechtgläubigkeit von Hieronymus Savonarola und seiner Genossen aus. Die geschehene Grausamkeit freilich konnte dadurch nicht mehr rückgängig gemacht werden und vom rein menschlichen Standpunkt nützte ihm diese nachträgliche Rechtfertigung ebensowenig, als daß man sogar Medaillen auf ihn schlug.

Nun konnten auch die Dominikaner von San Marco ihrer Verehrung für den großen Ordensbruder ungescheut Ausdruck geben. Eine eigene Kapelle des Klosters wurde dem Andenken des Reformators geweiht und alljährlich sein Gedächtniß durch eine darin abgehaltene kirchliche Feier lebendig erhalten.

Noch heute trägt sie den Namen der „Savonarolakapelle" und wird um dieser Erinnerung willen nicht weniger häufig besucht, als um eines berühmten Bildes von Fra Bartolomeo (Bild Seite 633) wegen, der zu den glühendsten Verehrern des großen Mannes zählte und die künstlerische Ausschmückung dieser Kapelle besorgte. Von allen Bildern, mit welchen er sie schmückte, ist nur mehr dieses Eine, ein durch Lieblichkeit und Keuschheit der Auffassung ausgezeichnetes Madonnenbild, an seinem Platze erhalten.

Ein anderes berühmtes Werk desselben frommen Meisters, die Kreuzabnahme, befindet sich jetzt im Palazzo Pitti in Florenz (Bild Seite 665) und erhält erhöhtes Interesse, weil der Künstler dem todten Heiland die Züge des florentinischen Reformators, dem Johannes aber seine eigenen lieh.

Die allerneueste Zeit brachte dem Märtyrer Savonarola ein Denkmal in Rom und eine Marmorstatue im Saale des „Cinquecento" (fünfzehnten Jahrhunderts) in Florenz.

Wenn wir, einer alten und nicht gering zu schätzenden Sitte folgend, am Schlusse der Schilderung dieser bedeutsamen Episode der Geschichte Italiens und der kirchlichen Reformbestrebungen, jene allgemein anwendbaren Sätze, die sich daraus ergeben, aber, wie man früher sagte, die „Moral" kurz anführen sollen, so ist dies nicht eben leicht. Der Gegenstand läßt verschiedene Beleuchtungen zu, über deren Werth oder Unwerth noch nicht endgiltig entschieden ist, ja über welche gerade in unseren Tagen der Kampf der Geister wieder so heftig tobt, daß manchmal fast zu fürchten ist, er werde recht derbe körperliche Formen annehmen.

In einer Richtung kann Savonarola's Schicksal und der anscheinende Mißerfolg seiner Reformbestrebungen als glänzender Beweis angesehen werden gegen jene bedauerliche und — nebstbei gesagt, mit sehr wenig geistigem Aufwand verbundene Maxime, einfach auf allen Gebieten die Reformbedürftigkeit zu leugnen, jede Neuerung kurzweg als schädlich und verbrecherisch anzusehen.

Es ist denn doch sehr zu unterscheiden zwischen den utopischen, in die Wirklichkeit nicht passenden Hirngespinnsten eines idealen Träumers, der nach Heine „die Lücken des Weltbaues" mit den Fetzen seines Studirflauses stopfen zu können meint, und zwischen dem Auftreten jener Männer, in welchem die langsam herangereifte öffentliche Stimmung Ausdruck findet, welche das aussprechen und fordern, was ein aus den natürlichen Bedürfnissen, aus dem Gewissen der Allgemeinheit entstandenes Begehren ist.

Die Nothwendigkeit einer kirchlichen Reform war lange vor Savonarola allgemein anerkannt, und Männer, die gegen den Verdacht schismatischer Gesinnung gefeit sind, gaben dieser Ueberzeugung auf Concilien und Synoden Ausdruck; die ganze Literatur der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts ist ein unwiderleglicher Beweis dafür. Aber die Reden und Vorschläge jener Männer blieben „schätzbares Material“ für spätere Concilien, wie man artig heutzutage sagt, wenn man eine unbequeme Anregung unter Archivschutt begraben will, und die Literatur hatte damals, in den Kinderjahren der Buchdruckerkunst, trotz der volksthümlichen Kraft der Erzeugnisse eines Ulrich von Hutten, Frischlin u. s. w., trotz der Gelehrsamkeit von Reuchlin, Erasmus von Rotterdam und Anderen, die der Volksstimmung Ausdruck gaben, noch nicht jene wieder auf die Masse rückwirkende Kraft, wie in unseren Tagen.

Sobald aber dieses so vielfach anerkannte, von Fürst und Volk, von Priestern und Laien gefühlte Reformbedürfniß in dem Munde eines energischen vom Ernst und der Heiligkeit der Sache begeisterten Mannes ausgesprochen wurde und Form und Wirklichkeit annehmen zu wollen schien, da kehrte man sich erbittert dagegen und der Scheiterhaufen war das letzte Argument, mit dem man wohl nicht widerlegte, aber thörichterweise glaubte, ein allgemeines Bedürfniß ersticken zu können. So brachte man kurz und bündig Huß im Jahre 1415 und vierundachtzig Jahre später Savonarola zum Schweigen, war aber dadurch auch die von ihnen aufgeworfene Frage beseitigt oder auch nur auf halbwegs entsprechende Weise beantwortet?

Gewiß nicht, denn nicht ganz zwanzig Jahre nach dem Feuertode des Florentiner Reformators, am 31. October 1517, schlug der Augustinermönch und Doctor der Theologie Martinus Luther seine berühmten 95 Thesen an die Thür der Wittenberger Schloßkirche an, dem gewöhnlichen Ort für Akademische Ankündigungen, und erbot sich nach damaligem Gelehrtenbrauch sie in öffentlicher Disputation gegen Jedermann zu vertheidigen.

Diese Sätze wendeten sich nur gegen anerkannte und vielfach auch später beseitigte Mißbräuche, namentlich gegen den empörenden Ablaßhandel, der besonders in Sachsen von dem berüchtigten Johann Tetzel gleich dem Gewerbe eines fahrenden Krämers betrieben wurde. Keine einzige der aufgestellten Behauptungen stritt gegen das Wesen und die anerkannten Glaubenssätze der katholischen Religion.

Aber man war unter der Herrschaft des milden, den Wissenschaften geneigten Medicäers Leo X. eben so verblendet, wie unter dem gewissenlosen wilden Borgia Alexander VI., man glaubte durch Starrheit und Härte retten zu können, was nicht mehr zu retten war, und glaubte die Wässer, die von unten auf schwollen, im alten engen Bett erhalten zu können.

Dieser Irrthum führte die große Kirchenspaltung hervor, in welcher Mitteleuropa zum Theil, der Norden ganz dem Papstthum verloren ging. So wie gegen Savonarola verfuhr man gegen Luther; mit Hartnäckigkeit und Trotz bestand man auf Nebensächlichkeiten und trieb die Dinge so auf die Spitze, bis der Deutsche Reformator es endlich — ganz gegen seine ursprüngliche Absicht — so wie zwanzig Jahre früher der italienische, zum völligen Bruch, zum Abfall vom Papstthum kommen lassen mußte, um nicht auf jeden Erfolg in einer Sache verzichten zu müssen, die nun einmal einem Zuge der Zeit entsprach.

Dieselbe Hartnäckigkeit, welche man der kirchlichen Reformation im 15. und 16. Jahrhundert entgegensetzte, brachte das 17. und 18., ja selbst noch ein Theil des 19. der nothwendigen Umgestaltung der politischen Verhältnisse entgegen. Der Feudalstaat mit seinen bevorrechteten Ständen und seiner Masse unfreier Höriger entsprach nicht nur dem Bewußtsein der langsam zur Erkenntniß ihres Selbstbestimmungsrechtes kommenden Menschen nicht mehr, er ließ sich auch mit

den geänderten Bedingungen staatlicher Existenz, mit der Umgestaltung des Heerwesens und den höheren Ansprüchen an die Leistungsfähigkeit des Individuums nicht mehr vereinen. Aber so unleugbar dies war, so klar und überzeugend es von einer Reihe scharfsinniger Männer dargelegt wurde, es war vergebens; man schloß die Augen und suchte zu überhören was aus Millionen Kehlen tönte. Die Folge dieses Widerstrebens gegen ein Bedürfniß der Zeit, gegen eine unabweisbare Nothwendigkeit, war die französische Revolution mit ihrer bis in die Mitte dieses Jahrhunderts reichenden zweiten und dritten, zum Glück nicht vermehrten und verbesserten Auflage in den verschiedensten Ländern.

Und nun die Nutzanwendung für unsere Zeit? Wer die Augen offen hält und die Bewegung der Geister, den Gang der menschlichen Erkenntniß verfolgt, der weiß, daß wir einer Frage gegenüberstehen, welche unmittelbarer auf die Menschen wirkend und sie in ihren stärksten Impulsen erregend, wichtiger und gewaltiger ist, als die Reform der kirchlichen und politischen Verhältnisse. Wenn die erstere ein Bedürfniß der Seele betraf, weil sie die Unabhängigkeit des Glaubens und Meinens verlangte, die zweite eine Forderung der Vernunft betraf, die selbst für sich verantwortlich sein und einen Theil an der Lenkung der Geschichte der Allgemeinheit und des Einzelnen verlangte, so kann man das, was man unter der socialen Frage versteht, als die Förderung des Körpers nach Herbeiführung von Zuständen auffassen, welche der natürlichen Gleichheit seiner Organisation bei allen Individuen entsprechen. —

Hier gilt es, wie in den anderen Fällen, daß ein Theil zu Gunsten einer allgemeinen Nothwendigkeit nachgiebig ist in Bezug auf Meinungen, Besitz und Vorrechte.

Es wäre ein Fehler, der sich noch schwerer rächen würde als der Widerstand gegen die kirchliche und politische Reform, wenn man, auf die Ausschreitung Einzelner hinweisend, die Nothwendigkeit der socialen Reform kühl abweisen wollte.

Dies die allgemeine Betrachtung, mit welcher wir die Lebensskizze eines Mannes schließen, der als Verkünder einer Idee, die in Millionen Herzen lebte, zum Opfer fiel, trotzdem diese schließlich siegreich blieb.

Möge unsere Zeit weiser, milder und gerechter sein und keiner solchen Märtyrer bedürfen!

Das Opfer des väterlichen Ruhmes.

1. Der Held unserer Erzählung.

Neben den gewaltigen Gestalten, welche tief eingreifen in das Räderwerk der Geschichte und einer ganzen Periode die Richtung geben, fesseln noch eine ganze Reihe anderer Persönlichkeiten das Interesse. Verschieden in ihrer Bedeutung, sind sie es auch bezüglich der Ursache, aus welcher sie uns bemerkenswerth erscheinen. Bald ist ihre Theilnahme an einer wichtigen Begebenheit eine rein zufällige und sie nehmen im Wandelbild der Geschichte nur für einen kurzen Moment die Aufmerksamkeit in Anspruch, bald wieder ist ihre Thätigkeit eine scheinbar unbedeutende aber andauernde, deren Wirkung erst lange nachher zu Tage tritt und das Auge dann auf den Urheber lenkt; bald sind es hohe Tugenden, bald Laster, in deren Geltendmachung sie auf

der Bühne der Zeitereignisse erscheinen, die Einen gewinnen Bedeutung, weil sie zur rechten Zeit die rechten Mittel brauchen, die Anderen, weil sie von Irrthum zu Irrthum taumelnd, nie ihre Zeit und Bedürfnisse begriffen haben.

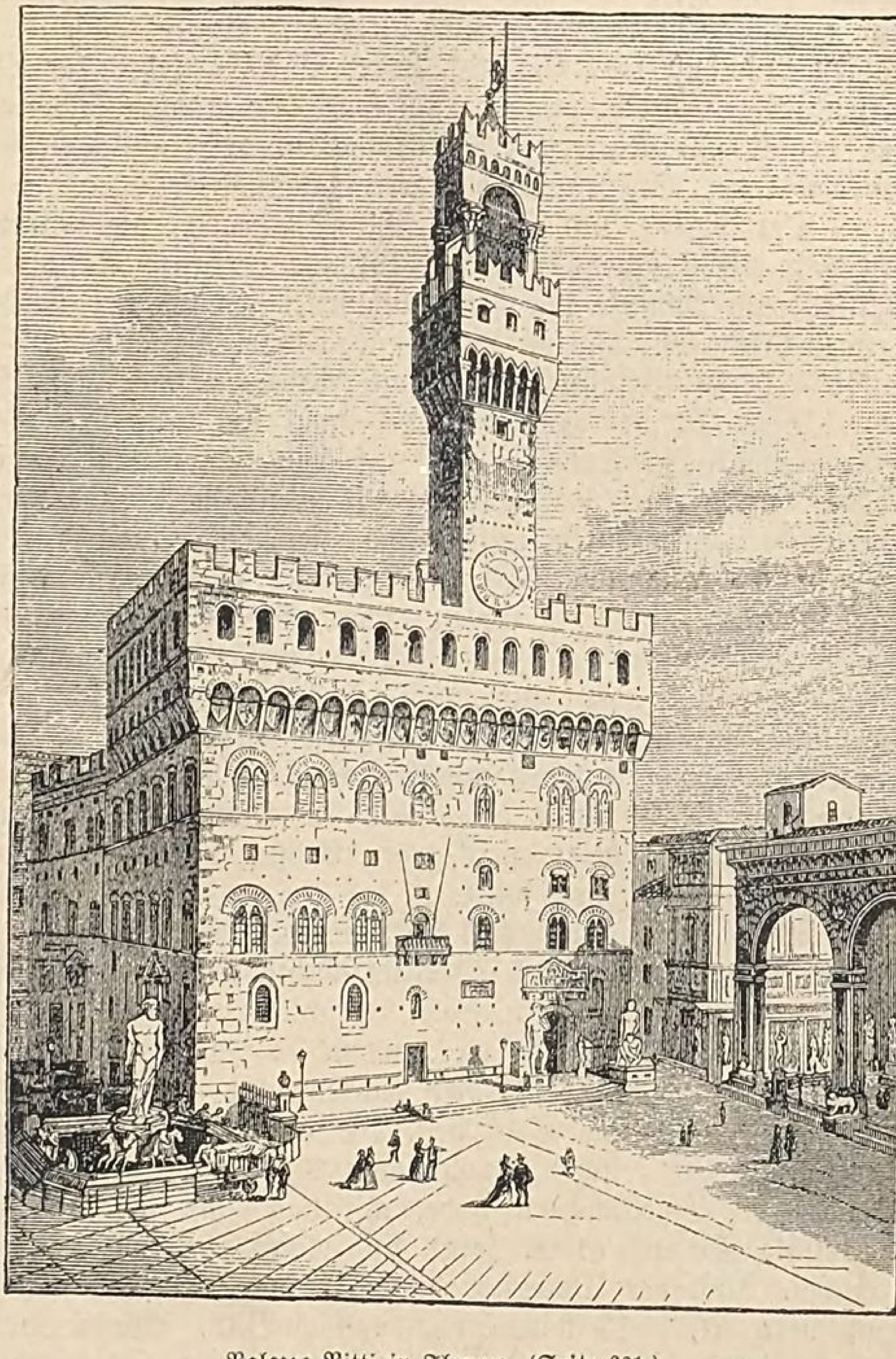
So drängen und schieben sich eine Menge Persönlichkeiten in den Hallen der Vorzeit und es gehört zu den schwierigsten Aufgaben, die Bedeutung einer jeden unparteiisch abzuschätzen und sie an jenen Platz zu stellen, welcher sie durch ihr Handeln einzunehmen berufen ist. Denn im Bildersaal der Geschichte werden nur jene Individuen einen hervorragenden Platz behaupten können, welche thätig in die Gestaltung der Zeit eingegriffen haben und die Nachwelt verweist die große Zahl Jener, welche gewaltig stolz darauf sind „zu schieben“ und im Grunde aber doch nur von den Verhältnissen oder anderen Menschen „geschoben“ werden, unbarmherzig in die Reihe der Lückenbüßer, die nur Beachtung finden, weil nichts Bedeutenderes sie in den Schatten stellt.

Daneben aber giebt es eine Reihe von historischen Persönlichkeiten, welche zwar nie selbstthätig in die Geschichte der Menschheit eingegriffen haben und doch das vollste Interesse in Anspruch nehmen. Auf einen weithin sichtbaren Platz gestellt, von sich selbst und vielen Anderen als die Erben und Vollstrecker einer großen Idee angesehen, legen die unerbittlichen Forderungen der Politik, die unabstreifbaren Fesseln dynastischer Rücksichten ihr Wollen und Thun lahm und im unfruchtbaren Kampf zwischen hohen Zielen und der leeren Wirklichkeit reiben sie sich auf. Nicht alle diese beklagenswerthen Opfer des Wechsels der Dinge tragen ihr Geschick in gleicher Weise. Es giebt welche, die sich rasch damit abfinden und sich für die Unmöglichkeit, eine Rolle auf dem Welttheater zu spielen, durch ein behagliches, ruhm- aber auch sorgenloses Leben trösten und zufrieden damit sind, statt des Lorbeers die Blumen und Früchte heiteren Genießens zu pflücken. Andere leben im thörichten Wahn den Gang der Dinge nach ihrem Willen, nach ihren Ansprüchen zwingen zu können und unbekümmert um die Folgen, entfachen sie blutige Brände, entfesseln sie die Furien des Aufstandes und Krieges, um wieder zu erreichen, was ihnen durch die unerbittliche Logik der Thatsachen, durch eigenes oder fremdes Verschulden verloren gegangen ist. Noch Anderen fehlt es an Gleichmuth, sich in das Los zu schicken, an Muth und Energie, es gewaltsam wenden zu wollen, sie lauern daher auf jede Gelegenheit, zu erlisten und zu erschleichen, auf was sie weder verzichten, noch was sie erkämpfen wollen, sie verbinden Starrsinn mit Thatenscheue und überfallen die Welt bei jedem Anlasse mit papierenen Protesten, die mit einem mehr oder weniger mitleidigen Lächeln bei Seite gelegt werden. Diese Sorte von Prätendenten ist nicht so gefährlich wie die vorhergehende, aber es klebt ihr der Fluch der Lächerlichkeit an — das Fürchterlichste, was Jemand geschehen kann, der Anspruch erhebt, eine öffentliche Rolle zu spielen.

Das vollste Mitgefühl aber wird man jenen Beklagenswerthen nicht versagen können, welche sich als Erben einer großen Vergangenheit und eines historischen Princips fühlend, eine nach Thaten dürstende Seele voll hoher Pläne und Entschlüsse mit sich herumtragen und doch zu besonnen, zu ehrlich und gerade sind, um ertrotzen oder erschmeicheln zu wollen, was die natürlichen Verhältnisse ihnen versagen; welche glühenden Ehrgeizes voll, sich doch nicht verhehlen, daß es ein Verbrechen wäre, gewaltsam eine Wendung herbeizuführen, die nur eine Periode voll Blut und Thränen im Gefolge haben könnte und welche — so sehr sie auch von der eigenen Mission anfänglich begeistert sind, doch bescheiden und scharfsinnig genug in die Welt und ihr Getriebe blicken, um einzusehen, daß es sich nie um einzelne Personen, sondern stets nur um große Principien handelt, welche sich von selbst zur Geltung bringen ohne menschliches Zuthun und dann eben so wieder verschwinden, wie sehr sich der Wille einzelner dagegen stemmen mag. Das Schicksal solcher Menschen ist ein tieftragisches und das Interesse, das wärmste

Mitgefühl wird sich ihnen in desto höherm Grade zuwenden, je mehr sich die ihnen auferlegte schmerzliche Resignation von dem glanzvollen Lose unterscheidet, das ihnen einst bestimmt schien und mit je mehr Fassung und Würde sie ihr trauriges Entsagen ertrugen.

Zu den ergreifendsten dieser Gestalten gehört unbestritten der Herzog von Reichstadt, der Sohn des großen Soldatenkaisers Napoleon, der mit dem Bewußtsein zu einer weltgeschichtlichen Rolle geboren worden zu sein, sich zum Dasein eines apanagirten Prinzen verurtheilt sah und sich sagen mußte, daß er selbst für seine nächste Umgebung unbeschadet der Liebe und Anhänglichkeit, die man ihm widmete, ein Gegenstand des Mißtrauens und der Beunruhigung sei.



Palazzo Pitti in Florenz. (Seite 661.)

Die Gestalt Napoleon's I. war damals, wo man nur die gigantische Größe dieses Mannes übersah und noch nicht von der kritischen Sonde jene Seiten seines Charakters, seines Wollens und Handelns blosgelegt waren, die ihn recht menschlich klein erscheinen ließen, wo noch nicht der Name und die Familien-Tradition so mißbraucht worden waren, der Gegenstand eines vergötternden Mythus; — zugleich für Viele ein Schreckengespenst, das selbst nach seinem Tode als „Napoleonismus" oder „Bonapartismus" jedesmal auftauchte, so oft in Frankreich selbst oder sonst wo in Europa etwas im politischen Sparrwerk knarrte und krachte.

Nicht blos in Frankreich, sondern überall gab es Viele, welche bewundernd zu dem Manne auffahen, dem es, als Erben der freilich bald von ihm verleugneten Revolution, gelungen war, die europäischen Verhältnisse von Grund aus zu ändern und unter dessen gewaltigem Griff manche Institution zu Staub und Asche zerbröckelt war, die sonst vielleicht noch lange ihr unrühmliches und unnützes Dasein fortgeschleppt hätte. Diese Bewunderung wurde um so leichter zur Ueberschätzung, als

kein Einziger aus der Gesammtheit seiner Besieger an ihn heranreichte und man thörichter Weise glaubte, die Dinge wieder dahin zurückschrauben zu können, wo sie waren, bevor sein gewaltiger Siegerschritt den Boden Europas erzittern machte.

Daher kam es, daß der Despot Napoleon zugleich der Held aller Jener wurde, die mit den seinem Sturz folgenden Verhältnissen nicht zufrieden waren und das Schreckbild Aller, welche ihren eigenen engherzigen Despotismus von seinem Namen und Andenken bedroht sahen. Darin liegt auch der Schlüssel zu der peinlichen und aufreibenden Stellung des Herzogs von Reichstadt, welcher sich ebenso bewußt war, daß unzählige Augen hoffend und erwartend an ihm hingen und daß man ihn als Erben und Fortsetzer der Thaten seines Vaters ohne dessen Fehler ansah, wie er auch trotz der größten Schonung nie vergessen konnte, daß er für alle Regierungen Europas ein mißtrauisch beobachteter, stetem Argwohn unterworfener Gegenstand der Beunruhigung sei.

Der eigene nur zu verzeihliche Ehrgeiz, die begreifliche Verehrung für die fast von einem sagenhaften Heldenthum verklärte Gestalt des Vaters lagen fortwährend im Kampfe mit dem nüchternen Zwang der Verhältnisse, die den Prinzen entweder für sein ganzes Leben zur Thatenlosigkeit oder zu einer Rolle zwingen mußten, deren Gefahr für sich und Andere er sich wohl selbst nicht verhehlte.

Dem Sohne darf man es wohl am wenigsten verübeln, wenn das Bild seines gewaltigen Vaters, das aus dem Dämmern der ersten Kindheitsjahre im vollen Glanz einer beispiellosen Macht sich hervorhob, mit jedem Tag der fortschreitenden Erkenntniß riesenhafter vor dem Auge des Knaben und Jünglings emporwuchs und übermäßigen Eindruck machte, ja dessen künftigem Leben ein unabänderliches Ziel zu stellen schien. Ein solches Bewußtsein aber in sich herumtragen und wissen, daß jeder Schritt sorgfältig beobachtet und eingeengt wird, daß dieses Ziel nie oder nur durch ein Handeln erreicht werden kann, dem sich die Vernunft, wie alle natürlichen Gefühle widersetzen — das sind Ursachen genug, um einen Körper unter peinvollen Seelenkämpfen aufzureiben. Im Grunde war es auch in diesem Falle nichts als der Kampf des Idealismus mit der nüchternen Wirklichkeit, in dem so viele große Geister untergingen und dem in diesem Falle ein Kaisersohn erliegen sollte.

Wir haben so manches Bild entrollt, in dem das kräftige Eingreifen willensstarker Menschen fördernd oder zerstörend wirkte; möge es auch gestattet sein, im Nachfolgenden flüchtig ein Leben zu schildern, dessen Tragik in der aufgezwungenen Thatenlosigkeit liegt und das, wenn es dadurch auch dem historischen Interesse gewissermaßen entrückt ist, doch rührend für das rein menschliche Gefühl ist.

Das natürliche Bestreben, die so rasch gegründete Dynastie auf dem Thron Frankreichs zu festigen, wohl auch die Erkenntniß, daß kein einziger seiner vier Brüder die Eigenschaften habe, um nach ihm die Kaiserkrone tragen zu können, bestimmte Napoleon I. seine kinderlose Ehe mit Josefine Beauharnais zu trennen. Auch der Charakter dieser Frau „schwankt, von der Parteien Gunst und Haß verwirrt," als widerspruchsvolles Bild. Wenn man die übertriebene Verehrung, welche ihr von Jenen bewiesen wurde, für welche der Napoleonismus ein Cultus war, auf ihr rechtes Maß zurückführt und die schmutzigen Verleumdungen, die ihr nachgerufen und dann von sogenannten „Memoiristen", die aber gar viel schrieben, was besser vergessen würde, wiederholt wurden, wie billig ignorirt, so wird man das zwar minder glänzende, aber wahre Bild einer Frau erblicken, die zwar viele der gemeinsamen Fehler, wie Eitelkeit, Putzsucht u. s. w. besaß, der man aber auch nicht absprechen kann, daß sie manchen nicht allzu häufigen Vorzug inne hatte. Namentlich ihr Benehmen nach der in mehr als einer Beziehung schmerzlichen Trennung ihrer Ehe, wird ihr stets die vollste Anerkennung aller Unparteiischen sichern.

Es wurde schon häufig betont, daß die Scheidung von Josefine ein Fehler Napoleon's war und ihm zuerst die Herzen der Franzosen entfremdet habe. Es wurde da der Gefühlsstandpunkt hervorgehoben, der unserem Ermessen nach, in einer rein politischen Frage — und eine solche war die Wiedervermählung Napoleon's — ein schlechter Berather ist. Die Politik ist nun einmal in allen ihren Theilen eine äußerst ungemüthliche Sache und wenn man es versucht, sie unter dem Sehwinkel menschlicher Gefühlsregungen zu betrachten, bekommt man fast immer ein schlechtes, ungenaues Bild.

Ja, die Scheidung und noch mehr seine Wiederverehelichung waren Fehler, aber entsprechend dem ganzen Vorgehen, politische Fehler. Napoleon vergaß, daß er mit dem Streben, seine Laufbahn durch die Hand einer Kaisertochter den europäischen Fürsten gegenüber gewissermaßen sanctioniren zu lassen, seiner ganzen Vergangenheit und jenen Grundsätzen widersprach, kraft deren er sich die Kaiserkrone auf das Haupt gesetzt hatte.

Er war nun einmal als Sohn des beispiellosesten Erfolges und durch sein Genie auf den Thron gehoben worden und hatte damit in das bis dahin gar nicht angefochtene Princip der Legitimität ein unheilbares Loch gerissen. Und die Franzosen, so willig sie sich auch seiner despotischen Macht unterwarfen und die überschwänglichen Freiheits-Ideale der Revolution vergaßen, waren doch stolz darauf, einen Kaiser ihrer Mache zu besitzen, dem die Krone noch nicht die Wiege überschattet, sondern der sie sich durch seine Siege, durch den Ruhm der französischen Waffen erkämpft hatte. Nicht zu übersehen ist auch, daß die „österreichischen Heiraten" im französischen Volk nie sehr beliebt waren und nach allen Richtungen als wenig glückverheißend für Frankreich galten.

Nichts ist conservativer und zäher im Ausdauern als die Abneigungen und vorgefaßten Meinungen eines Volkes; seiner Lieblinge vergißt es rasch, ein einmal gefaßtes Vorurtheil aber ist fast unausrottbar.

Aus diesen Gründen sah man die Vermählung Napoleon's mit der österreichischen Kaisertochter Maria Louise mit scheelen Augen an. Aber auch in Wien fühlte man sich in allen Kreisen sonderbar davon berührt, und wenn Fürst Metternich bei der ersten Nachricht über die beabsichtigte Werbung meinte, ein solcher Vorschlag wirke wie ein „wunderbares Traumgebilde", so war es für die davon zunächst Betroffenen und für das österreichische Volk gerade kein angenehmer Traum.

Nur mit schwerem Herzen fügte sich Kaiser Franz dem Gebote der sogenannten Staatsklugheit und sagte die Hand seiner Tochter einem Manne zu, der Oesterreich tief gedemüthigt und fast auf die Hälfte seines Umfanges reducirt hatte, dessen phänomenale Laufbahn einem zweifelhaften Abschluß zueilte, und welchen der Kaiser, nicht allein aus politischen, sondern auch aus rein persönlichen Gründen haßte. In seiner ruhigen, echt wienerischen Ausdrucksweise wiederholte Kaiser Franz stets, so oft von Napoleon die Sprache war: „I' kann ihn halt amal nit leiden!"

Indessen die Politik erwies sich mächtiger als die Abneigung des Vaters, als das Bangen der Braut. — In der, wie die kommenden Ereignisse lehrten, unbegründeten Zuversicht, dadurch einen dauernden Frieden für das erschöpfte Land zu gewinnen, nahm Kaiser Franz die Bewerbung an, sofern kein kirchliches Hinderniß dem Ehebund im Wege stehe und der Erzbischof von Wien, Graf Hohenwart, erklärte, er sei bereit, die Ehe der Erzherzogin einzusegnen, wenn er zweifellose Beweise von der kirchlichen Ungiltigkeits-Erklärung der ersten Ehe Napoleon's erhalten werde.

Einem Herrscher vom damaligen Machtbereich Napoleon's, in dessen Gefangenschaft sich der Papst befand, versagt man so etwas nicht — die Ehe mit Josefine wurde gelöst.

Eigenthümlich war das Verhalten der Wiener gegenüber einer so überraschenden Wendung. Die Lasten des Krieges und der in jeder Beziehung drückenden Invasion hatten alle Hilfsquellen erschöpft und das Bedürfniß nach Frieden war ein so allgemeines, daß man jedes Mittel guthieß, welches dessen Befestigung erwarten ließ. Man pokulirte daher auch auf die bevorstehende Vermählung, las mit mehr oder weniger Begeisterung die unvermeidlichen dichterischen Ergüsse, die von schreibeflinken Poeten, an deren Spitze der in allen Farben schillernde Haschka stand, sofort vom Stapel gelassen wurden und drängte sich um die Wiener Zeitung, welche die Nachrichten über die Brautwerbung und bevorstehenden Festlichkeiten in Paris brachte.

Aber im innersten Herzen empfand das Volk diese Heirat ebenso als eine Demüthigung, wie es gewiß bei den Nächstbetheiligten der Fall war. Noch war kein Jahr verflossen, seitdem man den oft übermüthigen und mitleidlosen Druck der gewaltigen Hand gefühlt hatte, welche jetzt nach einer Tochter des Kaisers begehrte; ungleich der ersten Invasion von 1805, wo sich ein herzliches Einvernehmen mit den Franzosen eingestellt hatte, standen sich 1809 die Bevölkerung und die fremden Gewalthaber feindlich gegenüber und so Manches war geschehen, worüber der Groll noch nicht verwunden war. Unter dem Schleier des pflichtmäßigen Jubels und des allerdings vollkommen begründeten Friedensbedürfnisses konnte ein schärferer Beobachter deutlich merken, daß man im Publikum nicht erfreut über diese Vermählung war.

Solche Massenstimmungen aber setzen sich gern in Unglücks-Prophezeiungen um und an Anlässen zu solchen fehlte es auch nicht. Als erste bezeichnete man es, daß die Verlobung mit der österreichischen Prinzessin am gleichen Tag, dem 20. Februar 1810, vollzogen wurde, wo Andreas Hofer in den Gräbern von Mantua seine Treue für dieses Haus durch französische Kugeln büßte.

„Man muß dem Minotaurus Europas, damit er sich begütige, eine österreichische Prinzessin opfern," sagte Lord Castlernagh, der englische Premier-Minister, sarkastisch und drückte dabei nicht allein das allgemeine Friedensbedürfniß, sondern auch die geheime Mißbilligung aus.

Die feierliche Werbung geschah durch einen der vertrautesten Würdenträger des französischen Kaisers, den Marschall Berthier, Fürst von Neufchatel, der am 5. März seinen Einzug in Wien über die Trümmer der vor wenigen Monaten von den Franzosen gesprengten Wälle hielt und am 8. unter großem Gepränge um die Hand anhielt und — sie auch für seinen Herrn und Kaiser zugesagt erhielt. Am 11. März fand in der Augustiner Kirche die Trauung per procura (durch Stellvertretung) statt, wobei Erzherzog Karl, der vor einem Jahr (am 21. März 1809) seinem großen Gegner Napoleon bei Aspern in blutigem Ringen den Sieg entriß, dessen Stellvertreter war.

Nach alter Sitte war am Abend der Vermählung große Beleuchtung der Stadt und Vorstädte, die von einem mit Staubwirbeln durch die Straßen sausenden Sturmwind arg beeinträchtigt wurde, was von allen Abergläubischen — die sich in diesem Falle übrigens als scharfsinniger bewiesen, wie die geriebensten Diplomaten, als ein zweites böses Omen betrachtet wurde.

Die innerste Stimmung der Bevölkerung machte sich aber auch bei diesem Anlasse Luft. Es herrschte noch der jetzt fast ganz verschwundene Gebrauch, die meisten Fenster nicht blos zu erhellen, sondern auch mit Transparenten Bildern und mehr oder weniger schwungvollen, oft aber auch recht derben Sinnsprüchen zu zieren, die man in der Feststimmung ungerügt hingehen ließ, obwohl sie sonst in mehrfacher Beziehung die so eifrige Censur herausgefordert hätten.

Ein Pastetenbäcker brachte unter der Abbildung eines gewaltigen Hochzeitskuchens die ahnungsvollen Verse an:

„Die Pastete sieht gut aus,
Wenn nur wird kein Dalken (mißrathenes Mehlgebäck) d'raus."

Noch derber aber demonstrirte ein Beflissener der edlen Schneiderzunft die Doppelnatur dieser zu politischen Zwecken geschlossenen Ehe, indem er unter die in natura ausgehängten nützlichen Kleidungsstücke die Zeilen setzte.

„Louisens Rock und Napoleon's Hosen
Vereinigen Oesterreicher und Franzosen."

Zwei Tage später verließ die neue Kaiserin von Frankreich Wien. Im tiefen Schmerz nahmen Vater und Tochter Abschied von einander. Trotz des aufgebotenen Gepränges, der paradirenden Bürgerkorps, der wehenden Tricoloren, der rauschenden Musik und des Glockengeläutes war die Stimmung des Volkes, das sich theilnahmsvoll an den Wagen drängte, doch eine tiefernste, die ja auch von der jungen Fürstin getheilt wurde, welche einem so glänzenden und — so ungewissen Los entgegen ging.

Die Reise durch Frankreich war mit dem ganzen Pomp inscenirt, welchen Napoleon so gut zu brauchen wußte, um dadurch die Einfachheit seiner eigenen Erscheinung noch mehr hervorzuheben. Er fuhr der jungen Gattin entgegen und hielt mit ihr den Einzug in Paris, das über den Festen und dem Eindruck, welchen die reizende neue Kaiserin machte, rasch vergaß, daß es derselben mit freundlichen Gefühlen entgegen gesehen hatte.

Bekannt wegen seines Glanzes und furchtbaren Ausganges ist der Ball des damaligen kaiserlichen Botschafters in Paris, des Fürsten Karl Schwarzenberg, späteren Siegers bei Leipzig. In einem besonders erbauten Saale brach Feuer aus, das furchtbare Dimensionen annahm und die hohen Gäste auf das Aeußerste bedrohte. Maria Louise ward von Napoleon selbst gerettet, die Schwägerin des Festgebers, Gattin des Fürsten Josef Schwarzenberg, kam in den Flammen um. Die Abergläubischen und Ahnungsvollen erinnerten sich des unglücklichen Feuerwerkes bei der Vermählung von Ludwig XVI. mit Maria Antoniette bei dem so viele Menschen verunglückten und sahen in dem Brand beim Ball des österreichischen Botschafters gleichfalls ein böses Omen.

Einer der Lieblingswünsche Napoleon's, daß sich nämlich der am Königthum und den Bourbons hängende Adel mit seiner Herrschaft aussöhnen und am kaiserlichen Hofe erscheinen möchte, ging auch nach seiner Vermählung mit der Tochter des Kaisers von Oesterreich nicht in Erfüllung. Die stolzen Herzoge und Grafen, deren Ahnen schon mit König Philipp August in das gelobte Land gezogen waren und bei Crecy und Agincourt gefochten hatten, wußten wohl ganz genau, daß diese Heirat nur eine Folge der Siege Napoleon's sei — ohne seine politische Lage für die Zukunft zu ändern, oder ihm in den Augen der übrigen Fürsten Europas auch zu jener innerlichen Gleichstellung zu verhelfen, welche sie ihm äußerlich nur widerwillig zollten.

Mit Ausnahme der Kämpfe in Spanien, welche in den letzten Jahren kaum jemals ruhten, waren Europa nach der zweiten Vermählung Napoleon's zwei Friedensjahre beschieden. Scheinbar stand seine Macht auf dem Gipfel, denn seine Herrschaft dehnte sich von der Elbe bis zum Manzanares, von der Nordsee bis zur Bucht von Cattaro aus und auf den Thronen von Spanien, Neapel, Holland und Westphalen saßen Könige, welchen er die Krone auf das Haupt gedrückt hatte und die wenig mehr als von ihm eingesetzte Statthalter waren.

In diese Zeit fiel das Ereigniß, welches die junge Dynastie zu befestigen schien: am 20. März 1811 wurde dem Kaiser Napoleon ein Sohn geboren!

Es ist bezeichnend für die Wichtigkeit, welche man diesem Ereignisse beilegte, daß der Arzt, welcher berufen war, der Kaiserin bei der Geburt beizustehen, es wagen durfte, an Napoleon die Frage zu richten, was er zu thun habe, falls eine so schwierige Geburt einträte, daß man zwischen dem Leben der Mutter und des Kindes wählen müsse.

„Sie haben Ihre Sorgfalt in erster Linie der Mutter zu widmen," entgegnete Napoleon ernst und ohne eine beifällige Miene für die Aeußerung desselben Gedankens, der gewiß auch ihm nicht fremd war: Daß die Geburt eines Erben seiner ungeheueren Macht zugleich eine Stütze derselben sein werde.

Vielleicht war es der glücklichste Augenblick in seiner phänomenalen Laufbahn, als er mit dem neugebornen Knäblein in den Armen unter seine Marschälle und Generale trat — ein Augenblick, wo der unersättliche Ehrgeiz seiner Seele sich mit einem rein-menschlichen und schönen Gefühle paarte — mit der Vaterliebe.

Der Titel eines „Königs von Rom" ward dem Sohn Napoleon's am Tage nach seiner Geburt beigelegt — ein Titel, welcher deutlich verrieth, daß dem Vater die bisherigen Erfolge noch nicht genügten und seinem ruhelosen gigantischen Geist die Idee einer Weltherrschaft vorschwebte, wie sie Alexander der Große und Attila planten. Blitze hielt der Adler in den Klauen, welcher über der von der Stadt Paris gespendeten Wiege des Königs von Rom schwebte, Blitze, welche den Vater, wenn sein Blick darauf ruhte, an neue Siege erinnern mochten, durch welche das überreiche Erbe, das er dem Sohn zu hinterlassen hoffte, über die ganze Erde ausgedehnt werden sollte!

Und kaum vier Jahre später?! Der stolze Siegeslauf ist zu Ende, der übermüthige Traum einer Weltherrschaft ist ausgeträumt! Die sieggewohnten Heere, unter deren Marschtritt ganz Europa erbebte, sind geschlagen und vernichtet, sie vermögen das eigene Land nicht mehr zu sichern und sehen den Kaiser, der sie geschaffen und in so viel Schlachten zu Sieg und Ruhm geführt, als Unterlegenen und Verbannten von sich scheiden.

Nicht die feindlichen Waffen allein, die Wuth der Elemente die Natur selbst hat den Mann endlich besiegt, der in maßlosem Wollen die Grenzen des Möglichen überschritten und die Ruhe, das Leben und das sittliche Gedeihen von Millionen Menschen seinem zügellosen phantastischen Ehrgeiz opferte.

Dem Kaiser, der über sechzig Millionen Unterthanen gebot, blieb nichts als eine kleine Insel mit etlichen hundert Bewohnern — und fern von ihm stand sein Sohn, ein holdes Kind, um dessen lockige Stirne er das stolzeste Diadem der Erde flechten wollte, eine Freistätte bei dem Großvater, der durch die unerbittliche Macht der Verhältnisse gezwungen war, selbst mitzuwirken, um dem Enkel die Zukunft zu vernichten! In dem Ehrgeiz und der Liebe des Vaters war diesem armen Kinde die furchtbarste Gabe geworden, die sein Leben überschatten und vernichten sollte.

---

2. Der kleine König von Rom.

Während in Wien der Congreß tagte, um unter rauschenden Festlichkeiten die neue Ordnung der staatlichen Dinge in Europa zu berathen, lebte die Kaiserin Maria Louise mit ihrem kleinen Sohn, Napoleon Franz Josef Karl (Bild Seite 673), dem Könige von Rom, still und zurückgezogen in Schönbrunn. Zu der Zurückhaltung, welche das eigene Gefühl ihr auferlegte, kamen auch politische Rücksichten, um sie von allen jenen glanzvollen Festen fernzuhalten, die man in ihrer Heimatsstadt veranstaltete, um den Sturz des Gatten zu feiern. So wenig ihr Herz auch jemals für diesen gefühlt haben mochte und wie schnell sie sich auch — wie schon die nächste Zeit lehrte, in die Trennung von ihm fand, so konnte es doch nicht ohne Eindruck bleiben, in so kurzer Zeit vom mächtigsten Thron Europas steigen zu müssen.

So verschwand in der Stille von Schönbrunn ihre Persönlichkeit fast ganz vor dem lauten Treiben der Congreßgäste und nur ein kleiner Kreis sammelte sich um sie und den Prinzen, zum Theil aus früheren Angehörigen ihres französischen Hofstaates bestehend. In diesen war begreiflicherweise die Napoleon'sche Idee noch rege und so lange es den Anschein hatte, als könne der Thron Frankreichs für den „König von Rom" gerettet werden, verfolgte man den Gang der Dinge mit gespannter Aufmerksamkeit.

Allein noch vor dem Zusammentritt des Congresses war es klar geworden, daß man fest entschlossen sei, die Bourbons nach Paris zurückzuführen und auch die hoffnungsvollsten Anhänger Napoleon's mußten sich gestehen, daß von den verbündeten Fürsten, ja selbst vom Großvater des kleinen Prinzen nichts zu hoffen sei, um diesem, im Sinne der väterlichen Thronentsagung, die Krone Frankreichs zu retten.

Es ist aber nicht immer der eigene Ehrgeiz der Prätendenten, welcher sie vorwärts treibt auf ihrem gefährlichen Wege, sondern auch öfter der oft von sehr egoistischen Zwecken angefachte Uebereifer ihrer Anhänger.

Auch die Bonapartisten in der Umgebung der Kaiserin Maria Louise ließen trotz der Aussichtslosigkeit ihrer Sache nicht von Bemühungen ab, den Thron Frankreichs für den „König von Rom" zu retten und das zarte holde Kind war der Mittelpunkt abenteuerlicher und kühner Pläne, deren Fäden vielverschlungen nach Frankreich und auch auf jene einsame Insel des Mittelmeeres reichten, auf welcher der Soldatenkaiser, der gewohnt war Hunderttausende erprobter Krieger in den Kampf zu führen, sich damit begnügen mußte, ein Bataillon seiner neuen Unterthanen zu exerciren.

Es ist ziemlich sicher, daß man anfänglich versuchte, auch Maria Louise für diese Unternehmungen zu interessiren. Aus Rücksicht auf ihren Vater, die Aussichtslosigkeit alles gegen den Willen der Verbündeten gerichteten Bemühens einsehend und — vielleicht auch, weil sie persönlich die Trennung vom Gatten und der drückenden Kaiserkrone nicht sehr schmerzlich empfand, wies sie jedoch jede Betheiligung und jedes Eingehen auf solche Pläne ab.

Ohne dadurch entmuthigt zu sein, ließ man sich in ein Unternehmen ein, dessen merkwürdigen Verlauf wir nachstehend näher betrachten wollen.

Wie noch heutzutage, war damals in Hietzing, so lange das Schloß Schönbrunn von Angehörigen des Hofes bewohnt war, eine kleine Abtheilung der Polizeibehörde untergebracht, welche die Aufgabe hatte, zudringliche Bittsteller, Bettler und andere Individuen zu überwachen und fernzuhalten, welche um jeden

Hofstaat kreisen, gleich den Sperlingen um eine leckere Frucht. Natürlich war die Aufgabe der Polizei-Expositur im Jahre 1814 nicht blos auf diese Belästiger beschränkt, sondern man überwachte auch andere Personen scharf, welche sich dem Prinzen und seiner Mutter nahten.

Unter den Beamten, die mit dieser heiklen Aufgabe betraut waren, befand sich auch ein Herr Karl Tapp, der noch ziemlich tief auf der bureaukratischen Rangsleiter stand und wohl nur dazu gewählt worden war, weil er des Fanzösischen vollkommen mächtig war. Er hatte nämlich ein wechselvolles Leben hinter sich. Aus Baiern gebürtig, hatte er ursprünglich in dessen Heer gedient, war dann in die französische Armee übergetreten, in welcher er die italienischen Feldzüge mitmachte und Officier wurde. Das Jahr 1805 brachte ihn in den Reihen der Sieger nach Wien, wo er von dem schelmischen Augenpaar einer lustigen Wienerin gefangen genommen und so berückt wurde, daß er die militärische Laufbahn verließ und nach längerm Bemühen die unbedeutende Stelle bei der Polizeibehörde erhielt, die ihm ermöglichte, seine Bezwingerin zu ehelichen und deren Obliegenheiten ihn auch nach Hietzing mit den für einen ehemaligen französischen Officier curiosen Aufgabe brachte, den Sohn des Kaisers zu überwachen.

Tapp aber nahm es mit seinen Pflichten sehr ernst und hatte alle Erinnerungen an seine Vergangenheit ganz abgestreift, obwohl man ihn, vielleicht gerade um dieserwillen, von Seite seiner unmittelbaren Vorgesetzten, zu wenig mehr als zum Dolmetsch benützte.

An einem schönen Juliabend wandelte Herr Tapp an jener Mauer hin, die sich vom Haupteingang des Schlosses nach Hietzing hinzieht. Der Vollmond warf sein weißes Licht auf die Straße und die Auen jenseits der Wien und ließ den Schatten der ziemlich hohen Mauer, in welchem Tapp ging, noch undurchdringlicher und schwärzer erscheinen.

In tiefes Nachsinnen verloren, umschritt der Polizist eben eine Ecke der Mauer, als ihn der langgezogene Schatten zweier Menschen, welcher über die Straße fiel, stutzen machte. Von Zeit zu Zeit wird jene Mauer bekanntlich von hohen Gittern unterbrochen, die den Einblick in den Garten oder in einzelne zu den Nebenräumen des Schlosses und zu den Ställen gehörende Höfe gestatten. Bei einem der letzteren war es, wo ein durch die Livrée kenntlicher kaiserlicher Diener am Gitter lehnte und angelegentlich mit einem Mädchen sprach, dessen zierliche Gestalt sich scharf von der plumperen des Mannes abhob und sich neben dessen Schatten auf der Straße abzeichnete.

Herr Tapp hemmte sofort seinen lautlosen Schritt, obwohl er kaum etwas anderes zu hören hoffen durfte, als die zärtlichen Ergüsse eines durch das unbarmherzige Gitter getrennten Pärchens. Und im Grunde war es auch nicht mehr, was an des lauschenden Polizisten Ohr schlug.

„Also ist es denn wirklich wahr, meine schätzbarste Mamsell Louison, daß Sie uns verlassen?“ hörte Tapp den Kutscher flüstern, der sich offenbar mühte, so viel Seelenschmerz als möglich in seine Stimme zu legen.

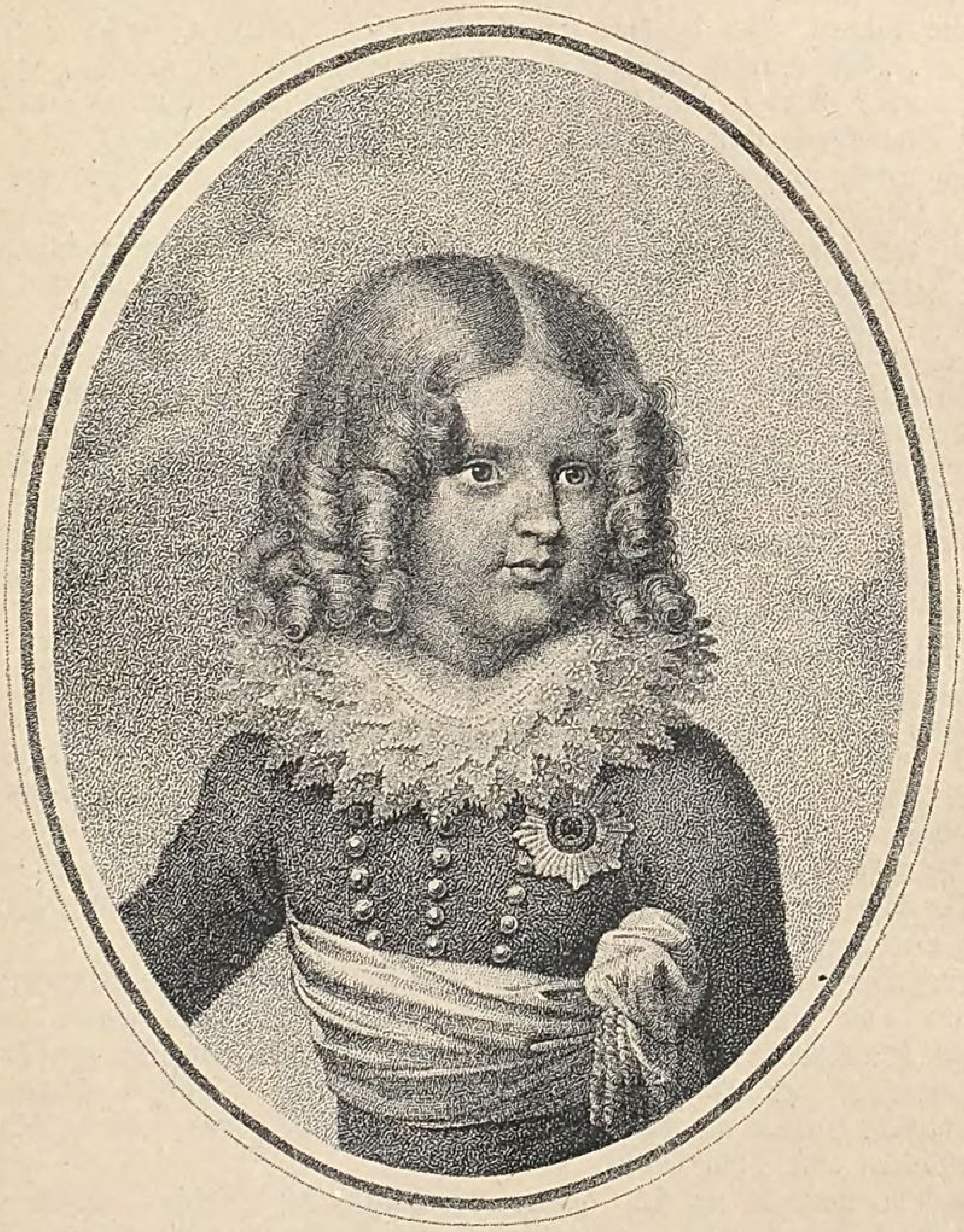
„Ja — in drei Tagen fahren wir — o! wenn wir nur schon wieder in unserem schönen Frankreich wären!“ entgegnete das Mädchen mit echt französischem Pathos, der auch durch die Mühe, welche ihm die deutsche Aussprache machte, nicht beeinträchtigt wurde.

„Und gerade jetzt, wo es in Wien so lustig werden wird, verläßt die Frau Gräfin uns,“ bedauerte der Kutscher.

„Was kümmert uns diese Lustigkeit!“ entgegnete schnippisch die Zofe mit einem so energischen Achselzucken, daß ihr Schatten einen Moment davon erbebte. „Wir haben nichts zu schaffen mit diesen Verräthern und Strohköpfen, die über unser schönes Land verfügen wollen!“

„Ja, sehen Sie, Mamsell Louison," sagte der Kutscher bedächtig, „besiegt sind die Franzosen doch einmal und es geht ihnen jetzt, wie es der Kaiser früher oft und oft den Anderen machte und mit Land und Leute schaltete, wie es ihm gefiel."

„Bah! wir sind besiegt — ja, wie der eine edle Hirsch, dem eine ganze Meute nachgehetzt wurde!" rief Louison heftig. „Aber noch ist Frankreich Frankreich und der Kaiser — o der Kaiser wird wieder darein fahren wie ein Wetterstrahl!"



Der kleine König von Rom. (Seite 671 und 675.)

Sie hatte mit einem raschen Ruck ihre Hand aus der des Kutschers gezogen und war etwas vom Gitter zurückgetreten, so daß Tapp in ihr das Kammermädchen der Gräfin Montaubert erkennen konnte — eine jener Damen, welche im Hofstaate der Kaiserin hohe Würden bekleidet hatte und ihr nach Schönbrunn gefolgt war.

Der zärtliche Kutscher mochte finden, daß politische Erörterungen die Weihe der letzten zärtlichen Zusammenkünfte schädigten und er lenkte daher zu anderen Gesprächsgegenständen über.

„Daß aber die Frau Gräfin sich von der Kaiserin jetzt trennen mag, nachdem sie ihr hierher gefolgt ist?"

„Hm! man kann sich in den Menschen täuschen; man hält manchen Mann für klug und treu und am Ende ist er nur ein wetterwendischer Pinsel und gerade so kann sich auch zeigen, daß — eine Kaiserin nicht kaiserlich denkt! Was soll meine Frau Gräfin noch hier machen, wo man der Pflicht gegen das schöne Frankreich, gegen den Kaiser und seinen Sohn vergißt. Nicht meine Herrschaft allein — auch die Frau Gräfin Virolais reist ab — wir sind hier überflüssig."

„Wie können Sie so was sagen, Mamsell Louison?" fiel der galante Kutscher ein. „Wie traurig wird es hier sein, wenn Sie fort sind!"

„Traurig? Ach — wer kümmert sich um mich, wer denkt an mich, wenn wir kaum eine Meile weit weg sind?" flüsterte die kleine Coquette.

„Ich werde nur zuviel an Sie denken, gewiß mehr, als Sie an mich!" lautete die feurige Betheuerung.

„Ist das auch wahr, Monsieur Gaspard? Ich kann es kaum glauben, denn die Autrichiens (Oesterreicher) sind ohne Gefühl und Beständigkeit — das sieht man ja deutlich an" —

Kaspar benützte das Stocken des Zöfchens, um mit mehr Feuer als Geschick für die Gemüthseigenschaften der Oesterreicher einzutreten. Seine Gründe mußten indessen doch überzeugender Art sein, denn Mamsell Louison trat wieder näher, überließ die Hand dem Verehrer und in Kürze spielte das Gitter ganz die Rolle, welche einst der Mauer zwischen Piramus und Thisbe zugefallen war.

„Werden wir uns morgen wieder sehen?" fragte der Zärtliche nach längerem Geflüster, das durch seine Unverständlichkeit die Geduld des Lauschers auf eine harte Probe gestellt hatte.

„Vielleicht! ich weiß nicht — es giebt jetzt viel zu thun!" zierte sich das Zöfchen.

„Ja, ja, ich kann es mir denken. Einpacken und Zusammensuchen, daß ja nichts Liebes und Werthes hier bei uns zurückbleibt!" neckte Kaspar.

„O seien Sie ruhig — wir nehmen gewiß Alles mit, was einem französischen Herz theuer ist!" rief mit Feuer und eigenthümlicher Betonung das Mädchen.

„Wie wäre ich glücklich, wenn Sie mich auch mitnehmen würden!"

„Sie sind mir zu groß, Monsieur Gaspard, wir haben auch keinen Platz, denn wir werden nur zwei Wägen benützen."

Bevor der feurige Verehrer noch antworten konnte knarrte drinnen im Hofe eine Thüre und eine heisere Stimme rief nach ihm. Noch einige geflüsterte Worte, ein Händedruck und das Pärchen trennte sich. Die Schatten verschwanden; Kaspar trat in den Hof zurück und Louison eilte flüchtigen Schrittes nach Hietzing zurück, knapp an dem Polizeibeamten vorüber, der sich in einer Ecke zusammenkauerte, um nicht gesehen zu werden.

Langsam wendete er sich dann gleichfalls nach Hietzing zurück und die Bewegungen seines Kopfes, sowie ein öfteres Brummen und Räuspern deutete an, daß er lebhaft über etwas nachdachte.

Fast unwillkürlich lenkte er seine Schritte nach dem Landhaus, in welchem die Gräfin Montaubert wohnte. Die Fenster waren noch hell erleuchtet und man sah hie und da eine Gestalt eilig vorüber huschen.

„Vorbereitungen zur Reise!" murmelte Tapp vor sich hin und musterte durch den Stacketenzaun, welcher den Hof und Vorgarten einschloß, die zwei Reisewägen, deren plumpe und unförmliche Gestalt sich schwarz und massig vom weißen Hause abhob.

„Ein großer Wagen — hm! wohl für die beiden Damen und den Sohn der Gräfin Montaubert, der als Gespiele des Prinzen im Schlosse wohnt,

bestimmt. Ob sie den Knaben wohl mitnehmen werden — ja, ja, ob sie ihn mitnehmen werden — darum handelt es sich."

Mit diesem Problem beschäftigt, begab sich Herr Tapp nach Hause, suchte jedoch noch lange sein Lager nicht auf. Im Zimmer auf- und abschreitend sann er nach und erst als ein wohlgefälliges Kopfnicken zeigte, daß er mit seinem Entschluß im Reinen sei, begab er sich zur Ruhe.

Am nächsten Morgen fiel das helle Sonnenlicht in ein Zimmer des kaiserlichen Lustschlosses Schönbrunn. Aber weder auf den reichen Vergoldungen des Plafonds und der Wände noch auf den aus kostbaren Steinen geschliffenen Platten der Tische und dem blank gebohnten Boden spiegelten sich die Sonnenstrahlen so glänzend wieder, wie auf dem goldblonden Haar und den leuchtenden Augen eines reizenden kleinen Knaben, der am Boden kauerte und aus einer Schachtel hölzerne Reiter auskramte. Auf dem mit goldenen Schnüren besetzten blauen Jäckchen funkelte ein Ordensstern — jener der Ehrenlegion. Ein ernster und doch lieblicher, weder mürrischer noch eigensinniger Zug lag auf dem rosigen Gesichtchen, das von den geringelten, auf eine gefältete Halskrause herabfallenden Locken umrahmt war. (Bild Seite 673).

Er steckte die Reiterschaar auf eine mit Stiften besetzte, verschiebbare Maschinerie, welche gestattete, damit alle Evolutionen, die im Exercitium vorkommen, nachzuahmen. Leise sagte er die Commandos vor sich hin und ließ dann die kleinen Reiter aufmarschiren, abschwenken und Colonnen bilden, ohne daß es je zu einer der kleinen Verwirrungen kam, wie sie im Ernstfalle die Eintönigkeit des Exercirens pikant unterbrechen.

Vorsichtig und leise ward die Thüre geöffnet und der Kopf einer schönen Dame von ungefähr fünfunddreißig Jahren kam zum Vorschein. Ihre dunklen Augen ruhten mit einem Blick voll Liebe und Verehrung auf dem Knaben, der ruhig weiter spielte und erst aufsah, als die Dame ganz in das Gemach trat. Sofort ließ das Kind seine Reiter liegen, sprang auf und lief mit ausgebreiteten Armen auf die Dame zu, die sich tief herabbeugte und zuerst einen Kuß auf das volle kleine Händchen und dann auf den lockigen Scheitel drückte.

„Ach — Madame, wie gut, daß Sie da sind!" rief lebhaft der Knabe. „Sie bleiben bei mir — nicht wahr? — und erzählen mir vom Papa?"

„Ich kann nicht lange bleiben, mein Prinz."

„Warum nicht? Seit einiger Zeit sehe ich alle Leute, die mit uns aus Frankreich gekommen sind und mir vom Papa zu erzählen wissen, so selten."

„Vielleicht will man, daß Sie Frankreich und Ihren kaiserlichen Vater vergessen!" sagte die Gräfin Montaubert mit Betonung.

„Da soll man sich keine Mühe geben," rief der Knabe lächelnd. „Wie könnte ich Frankreich vergessen, wo ich geboren bin und daß ich beherrschen werde — wie meinen Vater, meinen großen Vater, der sich selbst zum Kaiser, mich zum König von Rom gemacht hat?"

Thränen traten in die Augen der Gräfin, als sie sagte:

„Ja, mein Prinz — aber es giebt Leute, welche Sie und Ihren Vater von Frankreich fernhalten und Sie nie auf den Thron gelangen lassen wollen, für welchen Sie geboren, der für Sie geschaffen wurde."

„Ach! lassen Sie das Papa's Sorge sein, liebe Gräfin! Plötzlich wird er wiederkommen und mit einem jener Siege, von denen man mir erzählt hat, alle seine Feinde niederwerfen. Wenn ich nur schon groß wäre und ihm helfen könnte, wir würden unser schönes Frankreich bald erobert haben," setzte der Knabe mit einem nachdenklichen Blick auf sein militärisches Spielzeug hinzu.

„Sie sehnen sich also sehr nach Frankreich und nach dem Kaiser?"

„O wie sehr! Mir ist, als erdrückte mich hier die Luft — sie wird mir zu schwer zum Athmen. Ich habe gehört, daß in diesen Zimmern einst mein Vater

wohnte und das macht sie mir lieb — aber oft, recht oft, ist es mir, als müßte ich hier sterben."

„Denken Sie nicht so, mein Prinz, denn sie sind zu einem Leben voll Ruhm und Glanz geboren. Haben Sie mir etwas aufzutragen — für Frankreich oder an den Kaiser, wenn ich ihn zu sehen so glücklich sein sollte?"

„Wie? reisen Sie ab?" rief der Knabe lebhaft. „Nach Frankreich? Zum Papa? Ach — liebe gute Gräfin, nehmen Sie mich doch mit!"

„Wollten Sie das wirklich und im vollsten Ernste?" fragte die Gräfin leise aber eindringlich.

„Gewiß! wie mögen Sie nur so fragen? Wann reisen wir?"

„Bald — schon in zwei Tagen!"

„O wie ist das gescheit, wie freue ich mich! da muß ich gleich sagen, daß man meine Reiter und meine anderen Sachen einpackt!"

„Nein, das dürfen Sie nicht, mein Prinz. — Sie dürfen nichts mitnehmen, zu Niemand davon sprechen, daß Sie abreisen.

„Warum?"

„Weil man Ihnen nicht gestatten würde, Schönbrunn zu verlassen."

„Ja — aber — bin ich denn ein Gefangener? Bin ich denn nicht bei meinem Großvater, der hier herrscht?"

„Der Kaiser von Oesterreich glaubt, daß es die Pflicht gegen sein eigenes Reich nicht erlaubt, dem Enkel das seine zu erhalten," entgegnete die Gräfin ernst.

„Wie traurig das ist!" flüsterte der Knabe tiefsinnig vor sich hin, als überkäme ihn eine Ahnung des grausamen Zwiespaltes, welcher sein ganzes Leben vergiften sollte. „Nun gut," fuhr er lebhaft fort, „ich will gegen Jedermann schweigen — aber Sie nehmen mich gewiß mit, nicht wahr, liebste Gräfin?"

„Wenn Sie entschlossen sind, mein Prinz, werden ich und die Frau Gräfin Virolais unser Leben selbst nicht schonen, um Sie nach Frankreich zu bringen. Aber setzen Sie sich hier, Prinz, und hören Sie mich aufmerksam an — Sie müssen vergessen, daß Sie noch ein Kind sind — denn nur von Ihnen hängt es ab, ob unsere Reise gelingen wird."

Der kleine „König von Rom" setzte sich in einen der hohen Lehnstühle und stützte das Haupt auf die Hand, unverwandt und aufmerksam die Gräfin betrachtend, die sich vor ihm niedergekauert hatte.

„Niemand darf ahnen, was wir vorhaben," belehrte sie ihn. „Einzelne Personen Ihrer nächsten Umgebung wissen davon und werden eine Entdeckung Ihres Verschwindens so lange verhüten, bis wir in Sicherheit sind. Heute Abend müssen Sie, mein Prinz, über Unwohlsein klagen und damit auch morgen fortfahren und diesen Vorwand dazu benützen, um alle Besuche von Menschen, welche Sie nicht aus Frankreich kennen, abweisen zu lassen. Verstehen Sie mich, mein Prinz?"

Der Knabe nickte lebhaft mit dem Kopfe und die Gräfin fuhr fort:

„Uebermorgen, Abends, werden ich und die Frau Gräfin von Virolais uns melden lassen, um uns nebst meinem kleinen Sohn Henri von Ihnen zu verabschieden." —

„Und ich werde Sie empfangen, nicht wahr?"

„Gewiß, mein Prinz."

„Und Henri reist doch auch mit?"

„Ja — obwohl Sie ihn anfänglich wenig sehen werden. Von dieser Minute, Prinz, müssen Sie sich jeder Weisung von mir unbedingt fügen, so befremdlich und sonderbar Ihnen vielleicht Manches auch erscheinen mag. Nur dadurch kann unser Plan gelingen."

„Ich werde in Allem folgen, denn — ich weiß, daß Sie meinen Vater lieben und habe volles Vertrauen zu Ihnen," sagte der Prinz und reichte der Gräfin die kleine Hand, welche sie mit Küssen bedeckte.

„Es ist möglich, daß Ihnen auch Unbequemlichkeiten und Entbehrungen auferlegt werden müssen — werden Sie dieselben ertragen?"

„Sorgen Sie sich nicht — ich will ja einst ein wackerer Soldat werden, da muß man sich in Vieles schicken. Und die Mama — sie fährt doch auch mit?"

„Nein!" entgegnete die Gräfin nach einem momentanen Zögern und mit verfinsterten Zügen. „Sie dürfen auch Ihrer Majestät der Kaiserin durchaus Ihre Abreise nicht ahnen lassen — denn sie würde dieselbe nicht gestatten."

„Warum das? Sie muß doch selbst froh sein, wenn wir wieder nach Frankreich und zum Papa kommen?"

„Ihre Majestät glaubt als Tochter Pflichten zu haben, welche ihr nicht gestatten, jene der Gattin und Mutter rückhaltslos zu erfüllen," erklärte die Gräfin mit eisiger Kälte. „Ihre kaiserliche Mutter wird uns nach Frankreich folgen, wenn, wenn — es gilt, den Platz am wiederaufgerichteten Thron einzunehmen."

„Auch Abschied nehmen soll ich nicht von ihr?" sagte der Knabe seufzend, indem sich seine blauen Augen mit Thränen füllten.

„Durchaus nicht! —" entgegnete die Gräfin streng. „Es ist das die erste Bedingung, deren unverbrüchliche Befolgung ich von Ihnen fordere. Werden Sie auch diese erfüllen, mein Prinz, wenn ich Ihnen sage, daß es sich nicht allein um Ihre Zukunft, sondern auch um Frankreichs Geschick und darum handelt, durch Ihre Anwesenheit Ihrem kaiserlichen Vater den Weg auf den Thron wieder zu ebnen, den er durch sein Genie errichtet hat?"

„Ja — ich verspreche Ihnen unbedingten Gehorsam!" entgegnete der Knabe feierlich, „Niemand soll erfahren, was wir vorhaben! Ach — wie freue ich mich auf die Reise!" rief er dann mit durchbrechender kindlicher Fröhlichkeit. „Und wie schön wird es erst sein, wenn wir in Frankreich, in meinem lieben Paris sind!"

„Gott gebe es!" flüsterte die Gräfin bewegt. „Leben Sie jetzt wohl, mein Prinz, und seien Sie vorsichtig und im entscheidenden Augenblick bereit, mir zu folgen."

„Unbesorgt, liebe Gräfin — ich fühle mich schon unwohl — aus Sehnsucht nach meinem lieben Papa!"

3. Eine Kinderentführung.

Ungefähr um dieselbe Stunde stand Herr Tapp mit jener Miene unbedingter Verehrung und Unterwürfigkeit vor seinem Vorgesetzten, wie sie im dienstlichen Verkehr gewisser Beamten-Kategorien zu allen Zeiten üblich war. Mit vielem Wortaufwand setzte er dem hohen Herrn auseinander, daß es ihm gelungen sei, einer Bande auf die Spur zu kommen, welche Anticipationsscheine (die nach dem Bankozettelsturz von 1811 ausgegebenen Geldzeichen, mittelst welchen die künftig eingehenden Steuern gedeckt werden konnten) fälsche, und um diese dingfest zu machen, erbat er sich die Erlaubniß zu einer mehrtägigen Abwesenheit.

„Hm! nun ja, wenn Sie glauben, der Sache sicher zu sein, will ich Sie nicht weiter hindern," lautete der Bescheid, aus dessen Ton ziemlich deutlich hervorklang, daß man seiner Entdeckung nicht viel Gewicht beilegte. „Hier sind Sie jetzt, wo Alles so ruhig ist und die Franzosen alle Lust verloren haben, sich an den Prinzen zu drängen, ohnehin überflüssig — also gehen Sie nur. Aber ich bitt' mir aus, daß Sie nicht voreilig sind und sich und uns in keine Unannehmlichkeit bringen."

Herr Tapp versprach die äußerste Vorsicht, erbat sich die Erlaubniß, zwei Polizeidiener, sogenannte „Vertraute" mitnehmen zu dürfen, ließ sich ein Legitimationsdocument unterfertigen und empfahl sich ehrerbietigst, nachdem ihm noch eingeschärft worden war, daß die Expedition auf seine eigene Kosten gehe und dem „hohen Aerario keinerlei Auslagen daraus erwachsen dürfen."

Von diesem Augenblicke an führte Herr Tapp ein eigenthümlich unruhiges Leben. Nachdem er sich eines Gefährtes versichert hatte, das jeden Moment für ihn bereit war, umkreiste er bald diesen, bald jenen Theil des Schlosses oder Gartens von Schönbrunn und ließ sich mit den verschiedensten Hofbediensteten in harmlose Unterhaltungen ein.

Er befand sich in vollkommener Uebereinstimmung mit dem Obergärtner, der meinte, es sei recht gut, daß die Franzosen nach und nach abzögen und es nur bedauerte, daß außer den zwei ehemaligen Hofdamen, den Gräfinnen von Montaubert und Virolais, noch andere genug zurückblieben. Nachmittags zeigte er sein tiefes Bedauern, als der Saalthürhüter ihm mittheilte, daß der kleine Prinz plötzlich unwohl geworden sei und als er sich spät Abend noch einmal nach dessen Befinden erkundigte, zeigte er viel Verständniß für den Grimm des Lakaien, der heftig darüber erboßt war, daß zu des Prinzen persönlichen Dienst nur Franzosen gezogen wurden.

„Da ist es dann nicht zu wundern," sagte der in seinen patriotischen Gefühlen gekränkte Diener, „wenn der durchlauchtigste kleine gnädige Herr nur französich sprechen will und es — so wie zum Beispiel heute — verweigert, Jemand von der hiesigen Dienerschaft in seine Nähe kommen zu lassen."

„Ja, ja — daß ist recht kränkend für Sie und alle Einheimischen — ich sehe das recht gut ein. Hm! also Seine Durchlaucht wollen heute nur solche Personen um sich haben, welche mit aus Frankreich gekommen sind? Kindische Laune — nichts weiter! Das wird sich Alles geben — wenn er erst einsehen wird, wo seine wahren Freunde sind."

Nicht minder umschwebte Herr Tapp in unauffälliger Weise die Villa, welche von den beiden Gräfinnen bewohnt wurde und widmete den Vorbereitungen zur Abreise so große Theilnahme, als ginge sie ihm so nahe, wie dem wackeren Kaspar, der heute unbarmherzig auf seine paar stattlichen Braunen darauf losstriegelte und dazwischen herzbrechende Seufzer ausstieß. Auch das Herzleid dieses Armen schien ihn lebhaft zu interessiren, denn er fand sich am Abend wieder in seinem gestrigen Versteck ein, wo er Gelegenheit hatte, den rührenden Abschied des Pärchens zuzuhören und die Neuigkeit vernahm, daß die beiden Damen am nächsten Morgen zur Abschiedsaudienz bei der Kaiserin befohlen seien und der kleine Graf Henri erst vom Schlosse aus den Reisewagen besteigen werde.

„Werden Sie sich auch manchmal meiner erinnern, Mamsell Louison?" fragte weinerlich der Kutscher.

„O gewiß, Monsieur Gaspard, gewiß!" betheuerte die kleine Französin, tief gerührt vom Liebeskummer ihres Verehrers. „Ich habe stets bedauert, daß Sie kein Franzose sind und um Ihretwillen allein macht mir die Abreise Schmerz — so sehr ich mich auch sonst nach meinem schönen Vaterland sehne."

„Ach! und werden wir uns nicht mehr wiedersehen?"

„Wer weiß, was sich schickt," tröstete Louison, „es kann wohl sein, daß wir — die jetzt halb hinweggewiesen fortgehen, einst wiederkommen und noch dazu in anderer stattlicher Weise und dann soll es mich recht freuen, wenn wir uns wiedersehen und Sie mich nicht ganz vergessen haben."

Kaspar wiederholte nun den schon so oft gemachten Versuch, seine Angebetete zum Verzicht auf die Abreise zu bewegen, indem er mit lockenden Farben einen Plan für die Zukunft entwickelte, der darin bestand, daß seine wohlhabenden Eltern

ihm das Wäschergeschäft übergeben würden, das unzweifelhaft durch Louison's höhere Begabung zu großem Aufschwung gebracht werden würde.

Aber es war vergebens, das Mädchen blieb unerschütterlich.

„Quälen Sie mich nicht, Gaspard, und machen Sie mir das Herz nicht schwer," sagte die Zofe endlich. „Ich kann Ihnen nicht sagen, warum — aber ich muß diese Reise mitmachen; denn — es handelt sich um Dinge, die wichtiger sind, als die Bequemlichkeit meiner Gebieterin und auch wichtiger, als mein Glück."

Ein lange währender rührender Abschied gab Herrn Tapp die Ueberzeugung daß durch das Gitter die ein Scheiden versüßenden Ceremonien nicht unmöglich gemacht wurden, denn erst nach ganz erklecklich schnalzenden Küssen trennte sich das Pärchen. Herr Tapp mußte übrigens ein eigenthümlicher Herr sein, denn so uninteressant wenn nicht langweilig, jedem Anderen diese Abschiedsscene geworden wäre, schien sie ihn in die heiterste Laune zu versetzen, er summte vergnügt vor sich hin und erschien in seinem Familienkreis so gut gelaunt, als hätte er dem lustigsten Auftritt beigewohnt.

Am folgenden Vormittag erschienen die beiden Gräfinnen zur Abschiedsaudienz bei der Kaiserin. Maria Louise (Bild Seite 681), damals im fünfundzwanzigsten Jahre stehend, zeigte in ihrer wahrhaft blühenden von Gesundheit und Jugendkraft strotzenden Erscheinung allerdings keine Anzeichen, daß die Trennung vom Gatten und der Verlust des Thrones sie tiefer berührt habe.

„Ich bedauere Ihren Entschluß, mich zu verlassen, von ganzem Herzen, meine Damen," sagte sie huldvoll zu den beiden Gräfinnen, „darf übrigens nicht daran denken, Sie von demselben abbringen zu wollen, da ich künftig kaum mehr in der Lage sein werde, so treue und aufopfernde Dienste gebührend würdigen zu können."

„Wir haben uns dem Dienste Eurer Majestät so lange gewidmet, als wir hoffen durften, dadurch auch jene gegen unser Land und unseren Monarchen zu erfüllen," entgegnete ziemlich spitz die Gräfin von Virolais. „Da uns aber der für jedes französische Herz hochbetrübende Verlauf der Dinge darüber belehrt hat, daß hier für Frankreichs und des Kaisers Sache nichts mehr zu thun ist, haben wir uns entschlossen, in die Heimat zu unseren Familien zurückzukehren."

„Ich kann diesen Entschluß nicht mißbilligen," entgegnete die Kaiserin kalt. „Man kann sich des Einflusses der Heimat niemals ganz entschlagen — dies fühle ich selbst jetzt am Besten, wo der Aufenthalt in der seit Jahren so vielgeprüften Heimat so bestimmend auf mich wirkt, daß ich es nicht vermag derselben auch nur in Gedanken, geschweige denn durch ein voraussichtlich ohnehin nutzlos bleibendes Handeln die Segnungen des Friedens stören zu wollen, deren sie so dringend bedarf."

„Wir bedauern, daß Eure Majestät in so kurzer Zeit Frankreich der hohen Ehre verlustig haben werden lassen, es als Höchstdero Heimat zu betrachten," nahm die Gräfin von Montaubert das Wort.

„Ich werde mich Frankreichs stets mit Liebe und Wehmuth erinnern," sagte die Kaiserin mit einem trüben Lächeln, „obwohl ich ahne, daß ich es nie mehr sehen werde."

„Erlauben uns Eure Majestät, das Gegentheil zu hoffen und zu betonen, daß kein glücklicherer Tag für uns erscheinen kann, als wenn es uns gegönnt ist, der Kaiserin von Frankreich in Paris wieder unsere ehrfurchtsvollen Dienste anzubieten."

„Ich danke Ihnen, meine liebe Gräfin Virolais," entgegnete Marie Louise und wendete sich zur anderen Dame. „Mein Sohn wird die Gesellschaft des kleinen Grafen schwer entbehren."

„Henri wird auch in der Ferne in seiner Ergebenheit für den kaiserlichen Prinzen verharren und darin mit jedem Jahr bestärkt werden.“

„Der Prinz ist ein wenig unwohl und hat gebeten, sich erst Abends von seinem kleinen Freund trennen zu dürfen,“ bemerkte die Kaiserin. „Ohne arge Thränen wird es wohl nicht abgehen — nun, der Prinz hat ein Leben voll Entsagung und Selbstbeherrschung vor sich, für das er durch solche kleine Prüfungen vorbereitet wird.“

„Der König von Rom hat eine so große und schöne Aufgabe vor sich, daß er aller Tugenden bedarf, die sich schon jetzt bei ihm aussprechen,“ entgegnete ziemlich gereizt die Gräfin von Montaubert.

„Nochmals meinen herzlichen Dank für die Aufopferung und Hingebung, welche Sie mir bewiesen haben,“ sagte die Kaiserin, durch ihr Erheben vom Sitz der etwas peinlich gewordenen Conversation ein Ende machend. „Nehmen Sie meine Glückwünsche für Ihr ferneres Leben und gedenken Sie meiner in Ihrem Gebete!“

Tiefe Verbeugungen der beiden Damen, ein Handkuß ihrerseits, welcher durch eine leichte Umarmung der Kaiserin erwidert wurde, und die Gräfinnen rauschten hinaus. Als sie unten in den Wagen stiegen, gewahrten sie den Mann nicht, der bis jetzt mit dem Lakai geplaudert hatte. Es war Herr Tapp, der nach längerem Gespräch erfahren hatte, daß nur zwei Dienerinnen und ein Lakai die Herrschaften begleiten würden, daß die übrige Dienerschaft erst später folgen und die Gräfinnen von ihren eigenen Kutscher gefahren werden würden. Der Reisewagen sei ein Muster von Bequemlichkeit und besonders für diese Reise gebaut worden, da die Gräfin von Virolais etwas leidend sei und gewaltige Angst vor den holperigen Straßen in Oesterreich und Deutschland habe.

„Ja, ja, da giebt es allerhand Fährlichkeiten und Steine des Anstoßes,“ murmelte Herr Tapp vor sich hin, als er dem davonrollenden Wagen der Damen nachsah. „Wenn sie erst in Frankreich wären, da ginge es wohl glatter dahin, das glaube ich gern.“

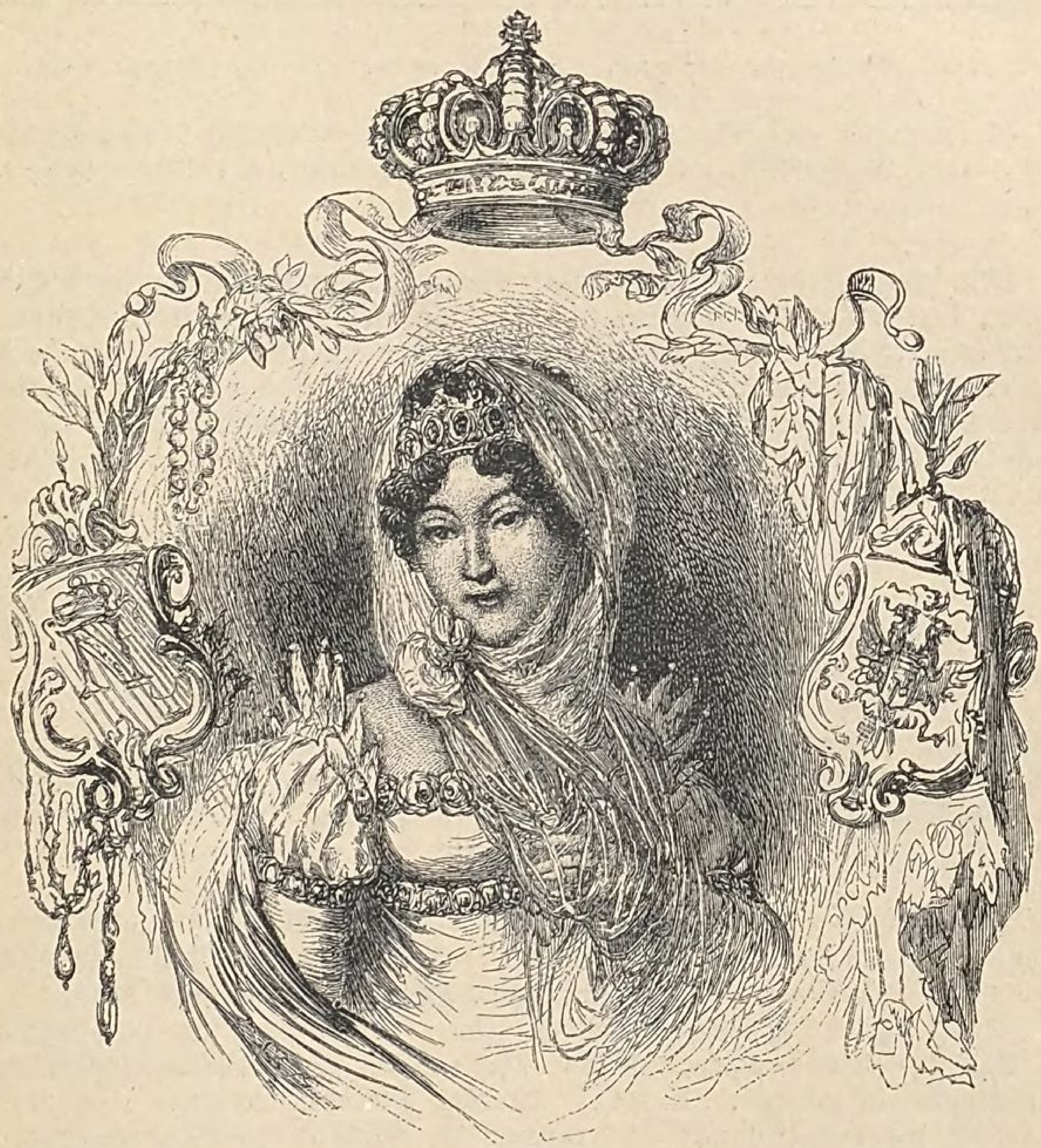
Kaum war die Dämmerung angebrochen, so wurde die mächtige Kutsche, die groß und unförmlich in den Schwanenhalsfedern hing, im Hofe der gräflichen Villa vorgeschoben, ein Paar starker Pferde wurde vorgespannt, der Kutscher im Dreimaster und langem Bortenrock schwang sich auf den hohen Bock und beruhigte durch ein leises Zungenklatschen die ungestüm stampfenden und an den Gebissen kauenden Rosse. Nun erschienen die beiden Gräfinnen und bestiegen den Wagen, zwei Zofen, darunter Louison erkletterten einen zweiten kleineren, dumpf flogen die Schläge zu, die Lakaien sprangen zurück und fort ging es zum Hause hinaus.

Und wieder stand Herr Tapp an einem Pfeiler, warf einen spähenden Blick in den ersten Wagen und wunderte sich darüber, daß die beiden Gräfinnen trotz der großen Tiefe des Wagens so weit vorne saßen. Indessen hinderten ihn diese Gedanken nicht, rasch über den Platz von Hietzing zu schreiten, um zum rückwärtigen Eingang des Schloßparkes zu gelangen und diesen so eilends zu durchmessen, daß er eben im großen Schloßhofe ankam, als der Wagen der Gräfinnen donnernd unter die rechtsseitige Einfahrt rollte.

Herr Tapp war ein bescheidener Mann und sah aus einiger Entfernung, wohlverborgen unter der großen Freistiege, zu, wie die Damen ausstiegen — offenbar um sich vom Prinzen zu verabschieden und den kleinen Grafen Henri zu holen. Er hatte scharfe Augen — der gute Herr Tapp, wie es sich ja in geistiger und körperlicher Beziehung für einen echten und rechten Polizisten gehört. Aber die Dunkelheit war so groß, daß er, so sehr er sich auch anstrengte sie zu durchdringen, beim Wiedererscheinen der Damen, die in weite schwarze Mäntel gehüllt waren, nicht recht unterscheiden konnte, warum es beim Einsteigen einen

momentanen Aufenthalt gab. Dann sah er, wie man den kleinen Grafen in den Wagen hob, wieder hörte er das dumpfe Zuschlagen der Thüre, das klang als ob man einen Sarg schließe und nun hieb der Kutscher in die Pferde und fort ging es aus dem Schloßhof, über die Brücke und die zur Straße führende Allee hinauf, daß der Kies aufflog und das Feuer unter den Hufen der Rosse blitzte.

„Eine schöne Nacht zur Reise," dachte sich Herr Tapp, als er langsam durch

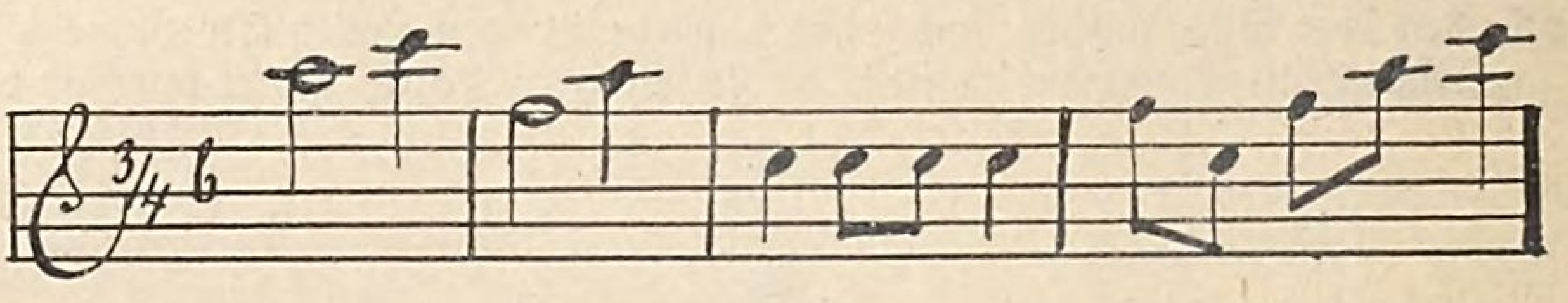


Maria Louise, Kaiser Napoleon's I. zweite Gemahlin. (Seite 679.)

den Garten nach Hietzing zurückwanderte. „Aber lange werden sie nicht so fortfahren können; der Hafer unserer Postmeister ist nicht so nahrhaft, darum haben ihre Klepper auch nicht so viel Feuer, wie die aus den gräflichen Stallungen."

Nachdem er auf der Post kurze Zeit eingesprochen hatte, kehrte er nach Hause zurück und erfreute sich im Kreise seiner Familie an der Behaglichkeit des Abendmahles. Da fuhr ein Wagen vor dem Hause vor und Herr Tapp stand auf, knöpfte seinen Rock zu, langte nach Hut und Mantel und eröffnete nun erst seinen staunenden Lieben, daß er eine Dienstreise antreten müsse.

„Wenn alles geht, wie ich wünsche, bin ich übermorgen früh schon wieder zurück," beruhigte er die besorgte Gattin, nahm zärtlichen Abschied und bestieg mit den beiden auserwählten Begleitern die Kutsche.



blies der Postillon und fort ging es in die blaue, mondhelle Nacht, die Herrn Tapp, bevor er einschlief, an den Liebesgram des armen Kaspar erinnerte.

* * *

Mit dem Morgengrauen, als Herr Tapp aus einem behaglichen Schläfchen erwachte, kam wieder die Ruhelosigkeit über ihn. Er stieg bei jeder Station aus dem Wagen, conferirte eifrig mit Postmeistern und Postillonen, bog sich während der Fahrt unzählige Male aus dem Wagen und trieb durch reiche Trinkgelder die Kutscher zu immer rascherer Fahrt an, so daß links und rechts der Linzer Straße die lachende Landschaft blitzschnell vorüberflog und seine Begleiter mit gelindem Grauen das Schwanken des Wagens verspürten.

Herrn Tapp schierte das nicht — er hatte nicht umsonst im tapferen Heere der Revolution gekämpft, und die ersten, stolzesten Siege des Kaiserreiches miterfochten. Er trieb daher zu immer größerer Eile und athmete erst wieder ruhig auf, als beim Einfahren in den Posthof von Strengberg sein erster Blick auf den umfangreichen Wagen der beiden Gräfinnen fiel.

Schmunzelnd entlohnte er den Postillon und ließ dann für sich und seine Begleiter ein reichliches Mahl auftragen, um sich für die bisherigen Strapazen zu entschädigen. Als er durch das Fenster bemerkte, daß man anfing, vor die Wägen der französischen Herrschaften frische Pferde vorzulegen, ließ er den Postmeister rufen, zog ihn in eine Ecke und verhandelte viel und angelegentlich mit demselben.

Das Resultat dieser Unterredung war, daß der Postmeister ging und nach geraumer Zeit mit der Nachricht zurückkam, daß die fremde Dame, wenn auch erst nach langem Widerstreben, eingewilligt habe, Herrn Tapp zu empfangen.

Dieser bürstete die Stäubchen von seinem Rocke, fuhr sich durch das Haar und schüttelte sich noch einmal zurecht, als auf sein bescheidenes Klopfen an der Zimmerthüre ein sonores: „Entrez!" (Treten Sie ein!) ertönte.

„Ick nit begreif kann —" begann die Gräfin von Montaubert, die allein im Zimmer war, in äußerst mühseligem Deutsch, so daß Herr Tapp als galanter Mann ihr in fließendem Französisch in das Wort fiel, um sie einer weiteren solchen Anstrengung zu überheben.

„Ich begreife vollkommen die Sonderbarkeit meines Ansuchens um gnädiges Gehör gerade im Moment, wo Frau Gräfin im Begriffe sind, die Reise fortzusetzen. Leider gehört es zu den traurigen Unannehmlichkeiten meines Standes, nur selten so viel Rücksicht auf die Wünsche und Ansichten jener Personen nehmen zu können, mit welchen wir verkehren, als für unser eigenes Gefühl wohlthuend wäre."

„Und wer sind Sie denn eigentlich?" fragte die Gräfin finster, nachdem sich für einen Moment ihr Antlitz erhellt hatte, als er so geläufig französisch sprach.

„Wie gräfliche Gnaden hier ersehen können," entgegnete Tapp und brachte seine Legitimation zum Vorschein, „bin ich der Actuar der Polizeistelle in Wien — Karl Tapp."

Die Gräfin zuckte zusammen und richtete einen starren, erschreckten Blick auf Tapp, der sie fest fixirte, aber eine vollkommen gleichmüthige Miene beibehielt.

„Haben Sie in Ihrer ämtlichen Eigenschaft mit mir zu sprechen?" fragte die Dame, die sich rasch wieder gefaßt hatte. — „Wünschen Sie unsere Pässe zu sehen?"

„O, ich zweifle durchaus nicht, daß dieselben vollkommen in Ordnung sind — soweit es die Personen betrifft, die darin genannt sind."

„Wie meinen Sie das? Die Pässe lauten auf mich und die Frau Gräfin von Virolais, meinen Sohn Henri, unsere beiden Kammerjungfern, den Diener und den Kutscher und wie Sie sich überzeugen können, wenn —"

„Wie ich mich überzeugen werde," schaltete Tapp bestimmt ein.

„Wenn Sie wollen, nimmt sonst niemand an unserer Reise Theil," fuhr die Gräfin fort. „Ich protestire gegen jede weitere Belästigung und würde im Falle einer solchen mich eindringlichst — namentlich bei Ihrer Majestät der Kaiserin von Frankreich — beschweren."

„Ich bedaure recht sehr, mich trotz dieser Drohung nicht zufrieden geben zu können," entgegnete Tapp mit unverwüstlicher Ruhe. „Im Interesse einer allseitig befriedigenden Abwicklung dieser Angelegenheit richte ich übrigens die dringende Frage an Sie, gnädigste Gräfin, ob wirklich außer den in den Pässen genannten Personen niemand sonst an Ihrer Reise theilnimmt?"

„Niemand!" entgegnete die Dame nach einem kaum merkbaren Zögern.

„Ohne in diese Versicherung irgend Zweifel setzen zu wollen," sagte Tapp mit einer leichten Verbeugung, „zwingt mich doch meine unangenehme Pflicht, mir von der Richtigkeit derselben vollkommene Gewißheit zu verschaffen."

Er schritt zum Fenster und rief den im Hofe befindlichen Postmeister herein.

„Wie Sie aus meinen Papieren ersehen," sagte er zu diesem mit strenger Amtsmiene, „bin ich Beamter der Polizeihofstelle, und alle Behörden, zu welchen auch Sie gehören, sind angewiesen, mir bei den unter meiner Verantwortung vorzunehmenden Amtshandlungen und Nachforschungen beizustehen und allen Vorschub zu leisten."

Der Postmeister machte eine Geberde der Zustimmung und Tapp fuhr fort:

„Haben Sie daher die Güte, für eine kurze Zeit den Hofraum zu schließen und alle Unberufenen aus demselben entfernen zu lassen. Dann werden Sie mir und meinen Begleitern bei einer genauen Visitation des Reisewagens dieser Dame beistehen."

„Mein Herr!" rief die Gräfin, deren Antlitz kreideweis geworden war, „Sie werden nicht wagen —"

„O ja — ich werde es thun," sagte Tapp äußerst gemüthlich; „ich werde es wagen, trotzdem ich weiß, daß Ihnen das Recht der Beschwerde freisteht und ich allerlei ernstliche Unannehmlichkeiten hätte, wenn ich mich in meinen Vermuthungen über die eigenthümliche Bauart Ihres Wagens täuschen sollte."

Die Gräfin warf ihm einen Blick zu, der zum Wohl des guten Tapp nicht die Macht hatte, die Gesinnung der Dame gegen ihn zur That werden zu lassen.

„Entfernen Sie diesen Mann," sagte sie mit erstickter Stimme, auf den Postmeister deutend. „Ich habe mit Ihnen zu sprechen."

„Seien Sie so freundlich, Herr Postmeister, die Vorbereitungen zu unserer Abreise treffen zu lassen; — ich mache Sie aber verantwortlich dafür, daß der Wagen dieser Dame das Haus nicht ohne meine Zustimmung verläßt."

„Mein Herr! Ich will nicht fragen auf welche Weise Sie Kenntniß von dem folgenschweren Geheimniß unserer Reise erhielten," sagte die Gräfin leise und mit zitternder Stimme, als der Postmeister zaudernd das Zimmer verlassen hatte, weil er ahnte, daß die Sache jetzt erst interessant werden würde. „Aber gestatten Sie mir die Frage, ob es kein Mittel giebt, damit Sie mich dieselbe unbehelligt fortsetzen lassen."

„Nein, es giebt keines!"

„Ich würde zu jedem Opfer bereit sein," bemerkte die Gräfin dringend.

„Verzeihen Sie, Frau Gräfin, aber — ich glaube, es ist am besten, wenn ich anfange, Sie nicht zu verstehen."

„Und doch scheint mir die Verständigung bei einigem guten Willen nicht gar so schwierig zu sein," fuhr die Dame geschmeidig fort. „Setzen wir den Fall, Sie fänden bei einer Durchsuchung meines Wagens nichts und legten dann selbstverständlich unserer Weiterreise keine Hindernisse entgegen, so — so würde es für mich eine angenehme Pflicht sein, sie für alle möglichen Folgen des Fehlschlagens Ihrer Sendung in ausreichender Weise zu entschädigen."

„Da Sie mich, meine gnädigste Gräfin, denn doch einmal zwingen, Sie zu verstehen," begann Tapp nach einer kleinen Pause mit der alten Verbindlichkeit, „so ist es wohl besser, wir entkleiden Ihren Vorschlag alles überflüssigen Wortgepränges und sagen hübsch deutlich und klar: Sie wünschen mich zu bestechen, nicht wahr?

Die Gräfin zuckte ungeduldig mit den Achseln, wahrscheinlich im Unmuth über den schwerfälligen Deutschen, der es nicht verschmähte, einem häßlichen Ding den rechten Namen zu geben.

„Solche Zumuthungen sind unser Einem nichts Neues und da ich Ihre etwas peinliche Situation berücksichtige, fällt es mir nicht ein, darüber beleidigt zu sein. Erlauben Sie mir aber eine Bemerkung: Ich war französischer Officier und habe als solcher gelernt unter allen Umständen meine Pflicht zu thun."

„Sie waren ein Officier des Kaisers?" fiel die Gräfin verächtlich ein. „Eine vortreffliche Rolle, die Sie dann jetzt übernommen haben!"

„Ich erfülle jetzt meine Pflicht, wie ich es bei Marengo, Hohenlinden und Austerlitz gethan habe," entgegnete Tapp ernst. „Ist es nöthig, daß ich zu einer förmlichen Durchsuchung des Wagens schreite?"

„Nein — verfügen Sie, was weiter geschehen soll," stammelte die Gräfin. „Ich füge mich, weil ich muß."

„Schön! wir können also jetzt ganz offen reden. Ich glaube es verantworten zu können, wenn ich Ihrer Weiterreise kein Hinderniß in den Weg lege, sofern der verborgene Passagier — Sie verstehen mich — mir zur Rückbeförderung anvertraut wird."

„Ich verzichte auf diese Rücksicht und bestehe darauf, den Prinzen selbst wieder in sein Gefängniß zurückzuführen."

„Desto besser! Uebrigens ist die Mutter für ein vierjähriges Kind der geeignetste Gefangenwärter. Wir werden also die Rückfahrt zu meinem Vergnügen gemeinschaftlich machen, wobei ich leider darauf bestehen muß, durch die Zulassung in Ihren Wagen geehrt zu werden, so wie, daß einer meiner Leute statt Ihres Dieners am Kutschbock mitfährt."

„Ich kann keine Einwendung machen," sagte die Gräfin tonlos. „Treffen Sie alle Vorbereitungen und erlauben Sie mir indessen, meine Gefährtin von dieser traurigen Wendung in Kenntniß zu setzen."

Herr Tapp entfernte sich und traf die Anstalten zur Rückkehr nach Wien, indem er seine Leute, besonders jenen, der bestimmt war, die Stelle des Lakaien einzunehmen, genau instruirte. Dann stieg er in den Wagen der Damen und unter-

zog ihn einer genauen Besichtigung, wobei es ihm nicht schwer fiel, das Geheimniß desselben zu entdecken. Die Rückwand war mittelst einer Feder theilweise hinabzulassen und man sah dann in einen schmalen Raum, der durch das wie gewöhnlich in der Kopfhöhe angebrachte kleine Fensterchen erhellt und durch zahlreiche, mit den Verzierungen und Leisten maskirte Oeffnungen mit frischer Luft versehen wurde. Nun wußte Herr Tapp, warum die Damen trotz der Tiefe des Wagens so weit nach vorne gesessen waren.

Als er vorsichtig die Wand niedergelassen hatte und seinen Blick in den halbdunklen Raum lenkte, sah er in einem bequemen, sinnreich construirten Kindersessel den kleinen König von Rom im glücklichen Schlaf der Kindheit. Ein so strammer Mann der Pflichterfüllung er auch war, konnte er sich doch beim Anblick des reizenden blondlockigen Knaben, an dessen unschuldiges Haupt sich so gefährliche Pläne, so viele Hoffnungen und Befürchtungen knüpften, einer tiefen Rührung nicht erwehren.

Die beiden Gräfinnen erschienen nach einer Weile tiefverschleiert und bestiegen vom galanten Herrn Tapp unterstützt, den Reisewagen, während die Zofen mit rothgeweinten Augen den ihren erkletterten. Nachdem er, ohne sich um die finsteren Mienen der Franzosen zu kümmern, die ihm nothwendig erscheinenden Veränderungen in der Placirung seiner Leute verfügt hatte, hob er den kleinen Grafen in den Wagen und stieg selbst ein.

Bald rollten die Gefährte aus dem Posthause, so lange sie sichtbar waren, verfolgt von den neugierigen Blicken des Postmeisters und seiner Leute, die äußerst entrüstet darüber waren, daß sie trotz alles Aufgebotes an Scharfsinn den eigenthümlichen Vorgang nicht zu enträthseln vermochten.

Da Herr Tapp zartfühlend genug war, den Damen nicht durch zudringliche Ansprache lästig zu fallen, hatte er Zeit genug, über seine nächsten Schritte nachzudenken.

Einige Stationen vor Wien ließ er einen seiner Begleiter seinen Platz einnehmen und eilte mit einem leichten Wagen voraus nach Schönbrunn, wo er sich Zutritt zur Kaiserin Maria Louise verschaffte und derselben zu ihrem Schrecken das Vorgefallene mittheilte. Noch hatte Niemand im Schlosse das Verschwinden des kleinen Prinzen bemerkt, so vollkommen hatte die ihn umgebende französische Dienerschaft das gefährliche Geheimniß behütet.

Als der Wagen mit den Gräfinnen wieder unter den Thorweg von Schönbrunn rollte, zeigte sich Niemand am Fuß der Treppe, als die junge kaiserliche Mutter. Herr Tapp hob den Prinzen aus dem Wagen und legte ihn in die Arme Maria Louisens, die das rosige Gesichtchen mit Küssen und Thränen bedeckte. Während sie die Treppe hinaufstieg, sah der unten stehende Tapp, daß der Knabe die Aermchen um den Hals der Mutter legte und fröhlich rief:

„Also bist Du doch auch mitgekommen, Mama? Wie das gut ist! Und Du trägst mich jetzt zum Papa, nicht wahr? Denn wir sind ja doch in Paris und werden jetzt immer beisammen bleiben!"

Herr Tapp rieb sich etwas aus den Augen, das ihn am klaren Sehen hinderte und stieg dann wieder zu den Gräfinnen ein, die sich tief verschleiert zurückgelehnt hatten, damit kein vorwurfsvoller Blick der Mutter auf sie falle, der sie im Namen eines mißverstandenen Patriotismus das Kind entführt hatten.

Die weitere Fahrt ging nun nach Wien, wo Tapp dem Chef der geheimen Polizei, Baron Baldacci, sein Abenteuer meldete und ihm die beiden Damen vorführte. Ueber die Art, wie er zur Kenntniß des Planes gekommen war und auf welche Weise er ihn, um sein Verdienst in das gehörige Licht zu stellen, vereitelte, verbreitete Herr Tapp ein wohlthätiges Dunkel, das umsoweniger zu lichten versucht wurde, als man von Oben herab die ganze Angelegenheit nicht laut werden zu lassen wünschte.

Die beiden Gräfinnen wurden unbehelligt entlassen, nur verhielt man sie zur schleunigen Abreise nach Frankreich und gab ihnen, um derselben sicher zu sein eine viel weniger rücksichtsvolle Reisebegleitung mit, als es Herr Tapp gewesen war.

Dieser Wackere erntete die Früchte seiner Umsicht und Pflichttreue im vollsten Maße. Er erhielt nicht nur eine bedeutende Geldgratification, sondern wurde auch vom Kaiser Franz, dem im Angesichte des sich in Wien versammelnden Congresses nichts Peinlicheres hätte geschehen können, als eine Entführung seines Enkels, in den Adelsstand mit dem Prädicate „von Tappenburg“ erhoben.

Aber er war auch für seine eigene Person klug und mochte ahnen, daß man ihm unter seinen Vorgesetzten und Collegen die Weise, wie er das Verdienst eines so wichtigen Unternehmens sich allein zu wahren gewußt hatte, nicht leicht vergessen würde. Vielleicht war ihm auch der Polizeidienst an sich unangenehm geworden oder er über seine bei diesem Anlasse bewiesene eigene Befähigung dazu erschrocken, kurz, er erbat sich die Stelle des Schloßverwalters bei einem der kaiserlichen Lustschlösser, die ihm auch vom Kaiser Franz für Schönbrunn verliehen wurde.

Außer daß sofort die ganze französische Dienerschaft aus der Umgebung des kleinen Prinzen entfernt wurde, hatte der vereitelte Entführungsversuch noch eine andere — und zwar die einzige erfreuliche Folge.

Mamsell Louison hatte ihrem vermeintlichen Patriotismus genug gethan und setzte dem Andrängen des über ihre unfreiwillige Rückkehr entzückten Kaspar keinen unüberwindbaren Widerstand mehr entgegen. Reich beschenkt wurde sie von der Gräfin entlassen und nachdem auch Kaspar die Peitsche abgelegt und den goldbordirten Livréerock ausgezogen hatte, reichten sie sich die Hand zum ewigen Bund.

Kaspar war nicht wenig stolz auf seine zierliche kleine Frau, welche durch ganz außerordentliche Sauberkeit und Accuratesse bald einen besonderen Ruf als Feinwäscherin genoß. Sie ward eine treffliche Gattin und Mutter, war auch gar nicht vergnügungssüchtig, wie man es sonst wohl den Französinnen nachsagt; wenn ihr Gatte sie besonders erfreuen wollte, führte er sie an Orte, wo sie den kleinen Sohn des großen Kaisers sehen konnte, besonders nach Schönbrunn (Bild Seite 689), zugleich der Ort, an welchem sich das liebende Band geknüpft, das sie nun unauflöslich umschlang.

---

4. Die Ariadne und ihr Labyrinth.

Der unglückliche Versuch sich nochmals auf den Thron Frankreichs zu schwingen, führte nach der Schlacht bei Waterloo zur zweiten Abdication Napoleon's (Bild Seite 697) und zu seiner Verbannung auf die Felseninsel St. Helena (Bild Seite 704). Maria Louisen wurden in dem Wiener Congreßacte die Herzogthümer Parma, Piacenza und Guastalla auf Lebenszeit zugesprochen, deren Regierung sie noch 1815 antrat und sich bald darauf morganatisch mit dem Grafen Neipperg vermählte.

Der ehemalige „König von Rom“ verblieb unter der Obhut seines Großvaters, Kaisers Franz I., der den Enkel zwar herzlich liebte, aber doch nie ganz die Besorgniß zum Schweigen bringen konnte, daß derselbe vom glänzenden Beispiele seines Vaters fortgerissen, dieselbe gefährliche Bahn betreten würde. Dem im vollsten Wortsinn namen- und vaterlosen Prinzen wurde 1818 das Prädicat eines „Herzogs von Reichstadt“ (nach der gleichnamigen böhmischen Herrschaft) verliehen, er mußte den Namen „Napoleon“ ablegen und wurde officiell und im Familienumgang fortan „Franz“ genannt.

Seine Erziehung, deren Leitung dem allmächtigen Fürsten Clemens Wenzel Lothar von Metternich (Bild Seite 496) anvertraut wurde, war eine äußerst sorgfältige. Sein erster Hofmeister war der edeldenkende, als Tragödiendichter gefeierte Matthäus von Collin (geb. 1779, gest. 1824), an dessen Stelle als Erzieher später der feingebildete Graf Moritz Dietrichstein (geb. 1775, gest. 1864) trat.

Daß übrigens Kaiser Franz, dessen Sinn für Familienpietät bekanntlich sehr lebhaft war, nicht daran dachte, die Verehrung zu ersticken, welche der Prinz immerfort für seinen großen Vater fühlte, ist gewiß. Er gab in dieser Hinsicht dem Fürsten Metternich, der den Herzog von Reichstadt in Geschichte und Staatswissenschaften unterrichtete, in ebenso weisen als schönen Worten eine Richtschnur. Er sagte:

„Ich wünsche, daß der Herzog das Andenken seines Vaters ehre, daß er dessen große Eigenschaften sich zum Vorblid nehme und daß er dessen Fehler erkennen lerne, um sie zu vermeiden und nicht ihrem ihn und Andere verderbenden Einfluß verfalle. Sprechen Sie zu dem Prinzen über seinen Vater, wie Sie wünschen, daß man von Ihnen gegen Ihren eigenen Sohn sprechen möge."

Indessen vermochte diese weise Sorgfalt ebensowenig wie die herzliche Theilnahme, welche ihm Kaiser Franz selbst und andere Mitglieder des kaiserlichen Hauses entgegenbrachten, den unseligen Zwiespalt zu lösen, der in der Seele des Prinzen lag und mit fortschreitenden Jahren stets wuchs. Er konnte des Gedankens nicht Herr werden, daß ihm eine weltgeschichtliche Rolle beschieden sei und war sich doch klar darüber, daß er dieselbe nur übernehmen könne, wenn er die Verhältnisse durchbrach, welche ihn jetzt umgaben. Es ist sehr richtig, was ein genauer Kenner jener Zeiten über ihn sagt:

„Der Herzog von Reichstadt erscheint meist ruhig und zufrieden, aber im Geheimen nährt sein hochstrebender Geist gewiß Wünsche und Hoffnungen, die er nicht laut werden zu lassen wagt. Trotz seiner Selbstbeherrschung läßt er sich Aeußerungen entschlüpfen, welche darauf deuten, daß er sich einen großen historischen Beruf beimißt. Seine Seele schwankt wie ein Rohr im Winde zwischen ehrgeizigen Gelüsten und schmerzlicher Resignation; zwischen dem, was er jetzt für seine Pflicht hält und den Erinnerungen, an welchen seine ganze Seele hängt. So verzehrt er sich in banger Sehnsucht und trügerischer Hoffnung. Mitten in den glänzenden Hoffesten steht seine edle schlanke Gestalt mit dem bleichen Antlitz einsam und abgesondert von der übrigen Gesellschaft — ein Gegenstand der Beunruhigung oder des Mitleides. Nur selten wagt er es, sich rückhaltslos auszusprechen, denn er weiß, daß Berufene und Unberufene ihn beobachten und er zu allen Zeiten von Spähern umgeben ist, ohne daß man es ihn fühlen läßt, kommt er sich wie ein Gefangener vor, er traut sich Niemand anzuschließen, obwohl der Kaiser und die übrige Familie es nicht an Beweisen der Zärtlichkeit mangeln läßt. Aber weder er selbst, noch jene können es vergessen, daß er der Sohn Napoleon's, der Erbe der Ideen und des Strebens seines Vaters ist."

Ja — darin lag der Fluch seines Lebens! Schon in der zartesten Kindheit machte sich dieser geltend und zu den Kämpfen, die seine eigene Brust durchwühlten, kamen noch Einflüsse und Bestrebungen von Außen, welche ihn nicht zur Ruhe kommen ließen. Wenn der von uns früher erzählte Entführungsversuch den kleinen „König von Rom" nur passiv erscheinen ließ, so suchte die bonapartistische Partei den heranwachsenden Jüngling zu thätigem Eingreifen anzufeuern; um ihn für ihre Zwecke auszunützen, die man, wie dies zu allen Zeiten Taktik der Parteien ist, als gleichbedeutend mit dem Gesammtwohl erklärte.

Die Julirevolution (1830), unter deren Stürmen der wiederaufgerichtete Thron der Bourbonen zusammenbrach, lenkte die Blicke von ganz Europa auf den

fast vergessenen Sohn Napoleon's. Man fühlte überall unwillkürlich, daß er vor allem berufen sei, eine Rolle bei der neuen Wendung in Frankreich zu spielen und er selbst theilte diese Meinung gewiß am innigsten. Aber im Rathe der Mächte und namentlich am österreichischen Hof war man Allem, was an eine Wiederkehr des französischen Kaiserreiches mahnte, abhold, man fürchtete den Schatten Napoleon's und überwachte daher den Prinzen noch sorgsamer. Als die einflußreiche bonapartistische Partei die Thronbesteigung des Herzogs von Reichstadt als Napoleon II. vorschlug, weil es die naturgemäßeste Lösung der französischen Thronfrage sei und sich um die Erlaubniß bewarb, ihn nach Frankreich führen zu dürfen, antwortete Fürst Metternich ablehnend, indem er erklärte: „Der Bonapartismus sei ohne den echten und rechten Bonaparte eine Chimäre." Das zweite Kaiserreich hat bewiesen, daß der geriebene Diplomat richtig geurtheilt hatte.

Unterdessen war der Herzog von Reichstadt in die österreichische Armee eingetreten und diente als Major im Infanterie-Regiment Graf Salins-Lamezan Nr. 54, eine Stellung, die zwar seinen militärischen Neigungen zusagte und die er mit mehr Eifer und Strenge gegen sich selbst ausfüllte, als bei seiner zarten Gesundheit wünschenswerth war, die aber begreiflicher Weise seine Seele in einer Zeit nicht befriedigen konnte, wo sich die Geschicke des Landes, mit dem er so innig verknüpft war, in einer entscheidenden Krise befanden. (Im November 1830 wurde er als Oberstlieutenant zum Infanterie-Regimente Nassau Nr. 29, im Sommer 1831 zu Gyulay, später Prinz Wasa, Nr. 60, übersetzt und im Frühjahr 1832 in diesem Regimente zum Obersten befördert. Im August 1828 war der Prinz Hauptmann im Jäger-Regimente Kaiser, Nr. 1, im Sommer 1829 Commandant einer Division Grenadiere geworden.)

Unter den Personen, mit welchen ihn sein militärischer Beruf zusammenführte, war es nur Eine, der er sich mit Vorliebe anschloß und der gegenüber er sich der ihm sonst zur Gewohnheit gewordenen Zurückhaltung entledigte. Es war dies der damalige Hauptmann und Major Anton von Prokesch (geb. 1795, gest. 1877) ein hochgebildeter Officier, der zu den wichtigsten Missionen verwendet wurde und später als Feldzeugmeister Baron von Prokesch-Osten Oesterreich durch lange Jahre als Internuntius in Constantinopel vertrat.

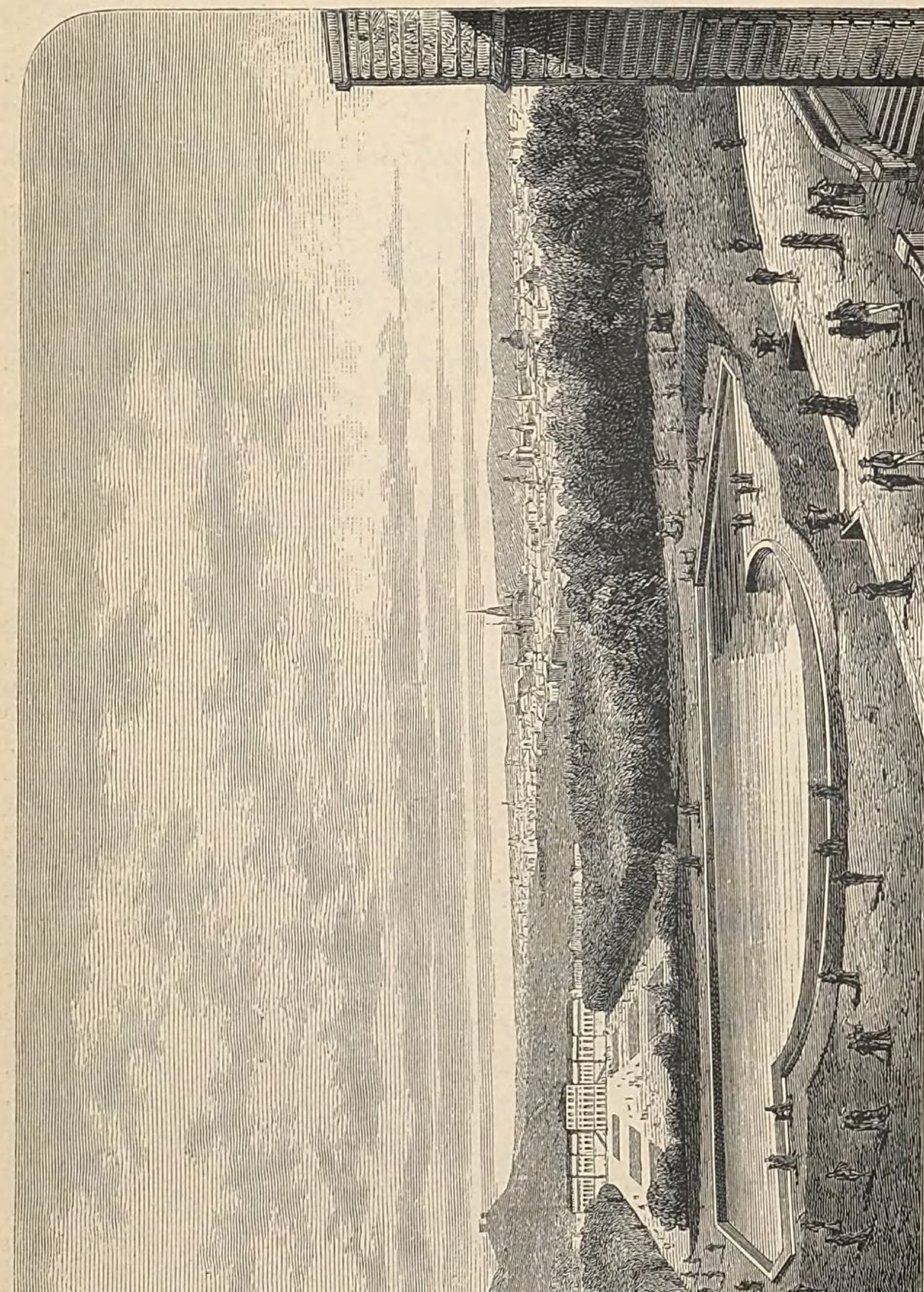
Wir finden diesen Mann, an dem der Herzog einen selbstlosen treuen Freund und Berather hatte, an einem Novembermorgen des Jahres 1830 in der einfachen Wohnung, welche jener in der von seinem Regimente belegten Kaserne (am Getreidemarkt) inne hatte. Herr von Prokesch hatte den Prinzen äußerst aufgeregt getroffen; er schritt unruhig im Zimmer auf und ab, und das bleiche Antlitz, die umränderten Augen zeigten von einer durchwachten Nacht.

Der „Sohn Napoleon's" war von hoher Statur und fast zu schlank und zart gebaut. Wie in seinen Kinderjahren war das feingeschnittene Gesicht von blonden Locken umrahmt und von tiefblauen Augen erhellt. Er war ein selten schöner junger Mann, der durch den schwermüthigen Ernst seines Blickes noch interessanter wurde. Man machte vielfach die Bemerkung, daß er eine große Aehnlichkeit mit Kaiser Josef II. in dessen Jünglingsjahren hatte — eine Eigenschaft, die gewiß mitwirkte, um ihm die Zuneigung und Theilnahme der Bevölkerung von Wien in so hohem Maße zuzuwenden. (Man vergleiche das Bild auf Seite 705.)

„Wie dankbar bin ich Ihnen, lieber Freund, daß Sie mich aufsuchen?" rief der Herzog Herrn von Prokesch entgegen und reichte diesem die Hand. „Ich war schon im Begriffe, nach Ihnen zu senden."

„Dann muß es wohl eine Art Ahnung gewesen sein, daß Eure Hoheit meiner Dienste bedürfen, welche mich drängte, hierher zu eilen," entgegnete Prokesch lächelnd.

„Nehmen wir an, der Genius der Freundschaft habe Sie dazu bewogen. Er hat sonst noch so wenig für mich gethan," setzte der Prinz mit einem schmerzlichen



Schönbrunn von der Gloriette aus. (Seite 686.)

Lächeln bei, „daß ich wohl annehmen darf, er habe sich mir in dieser Weise geneigt bewiesen."

„Und nach welcher Richtung gedenken Hoheit meine Dienste in Anspruch zu nehmen?"

„Ihre Dienste? Nicht doch — nur um Ihren freundschaftlichen Rath erlaube ich mir zu bitten — mit einigem Zagen, weil — nun, weil ich wohl fühle, daß ich es früher hätte thun sollen."

„Hoffentlich ist es aber auch jetzt noch nicht zu spät," bemerkte Herr von Prokesch.

„Zum mindesten hätte ich mir wahrscheinlich durch eine frühere Offenheit viel Kummer erspart," sagte der Prinz seufzend, indem er dem Hauptmann einen Brief reichte. „Lesen Sie dieses an mich gerichtete Schreiben, das ich gestern Abend auf meinem Tisch fand, wohin es auf eine noch nicht aufgeklärte Weise kam." —

Der von einer festen kühnen Damenhandschrift geschriebene Brief, welchen der Hauptmann unter sichtlichen Zeichen der Bestürzung las, lautete:

„Wien, 17. November 1830.

Seiner Hoheit dem Herrn Herzog von Reichstadt.

Mein Prinz!

Ich schreibe Ihnen nun zum drittenmale und verlange nichts, als daß Sie mir sagen, ob Sie als österreichischer Erzherzog, oder als französischer Prinz handeln wollen. Im ersteren Falle liefern Sie meine Briefe aus; Sie werden mir dadurch Unannehmlichkeiten machen, aber dafür belohnt werden, und man wird Ihnen einen solchen Schritt zum Verdienste anrechnen. Wenn Sie dagegen meinem Rath folgen wollen, wenn Sie als Mann handeln, dann werden Sie sehen, wie die Hindernisse vor einem ruhigen und festen Willen schwinden; Sie werden tausend Mittel finden, mich zu sprechen, die ich allein nicht zu erreichen vermag. Sie können sich nur auf sich selbst verlassen und dürfen niemals daran denken, sich irgend jemand anzuvertrauen. Denken Sie daran, daß, wenn ich um die Erlaubniß anhielte, Sie sprechen zu dürfen, und wäre es auch vor hundert Zeugen, man mir meine Bitte abschlagen würde, denn man arbeitet darauf hin, daß Sie todt und verloren sind für Alles, was Franzose heißt oder Ihrer Familie angehört. — Im Namen der furchtbaren Folterqualen, zu welchen die europäischen Souveräne Ihren Vater verdammt haben — eingedenk des Todeskampfes eines Verbannten, mittels welchem man ihn das Verbrechen büßen ließ, gegen jene zu großmüthig gewesen zu sein, mahne ich Sie daran, daß Sie sein Sohn sind, daß seine brechenden Blicke im Sterben auf Ihrem Bilde ruhten — erfüllen Sie sich ganz mit diesen Erinnerungen und legen Sie jenen Verfolgern der Größe nur die Eine Strafe auf, sehen zu müssen, wie Sie sich auf den Thron Frankreichs schwingen. Benützen Sie diesen Augenblick, Prinz! — Ich habe vielleicht zu viel gesagt, mein Schicksal ist in Ihren Händen und ich kann Ihnen nur sagen, daß, wenn Sie sich meiner Briefe zu meinem Verderben bedienen, der Gedanke an Ihre Feigheit mir mehr Schmerz verursachen wird, als Alles, was man mich erdulden lassen könnte. — Der Mann, durch welchen Ihnen dieses Schreiben zukommt, wird sich auch um ihre Antwort melden. Wenn Sie Ehrgefühl besitzen, werden Sie mir eine solche nicht verweigern.

Napoleona Camerata."

Wir schalten hier ein, daß die Gräfin Napoleona Elisa Camerata (Bild Seite 713) die am 3. Juni 1806 geborene Tochter der ältesten Schwester Napoleon's aus deren Ehe mit dem von dem kaiserlichen Schwager zum Großherzog von Toscana erhobenen corsischen Officier Felix Bacciochi war. Sie soll von seltener Schönheit gewesen sein und heiratete 1825 den reichen Gutsbesitzer Grafen Camerata, von dem sie sich nach einigen Jahren wieder trennte und ein ziemlich abenteuerliches Wanderleben begann, wie es ja den lebenslustigen und von Ehrgeiz geplagten Frauen der Familie Bonoparte stets besonders zusagte.

Die Juli-Revolution und der Sturz Karl's X. ließ sie den Plan fassen, sich mit dem Herzog von Reichstadt in das Einvernehmen zu setzen, um ihm zu einer Flucht und zur Geltendmachung seiner Ansprüche zu bewegen. Im Volke und namentlich in der Armee war übrigens die Erinnerung an die Siege und den Glanz des Kaiserreiches so lebendig, daß ein solcher ernsthaft unternommener Versuch mindestens des augenblicklichen Erfolges nicht ermangelt hätte.

Ernsten Antlitzes faltete Herr von Prokesch den Brief wieder zusammen und gab ihn dem Herzog zurück.

„Nun, was sagen Sie dazu?" fragte dieser.

„Ich wußte, daß sich die Gräfin in Wien aufhält — sie macht sich bemerkbar genug" — bemerkte der Vertraute des Prinzen mit einem leichten Lächeln, „und es ist mir auch bekannt, daß man vermuthet, sie werde sich mit Eurer Hoheit in das Einvernehmen zu setzen suchen und sie ist daher unauffällig überwacht. Diese Dame ist sehr unvorsichtig und kann sich ernsten Unannehmlichkeiten aussetzen."

„Glauben Sie? Das wäre mir sehr unlieb, denn so überspannt sie auch zu sein scheint, so meint sie es doch gut, fühlt warm für meinen Vater und — es wäre mir sehr unlieb, wenn sie dadurch gefährdet würde."

„Erlauben Eure Hoheit eine Frage. Ihre Andeutung, daß es besser gewesen wäre, mich früher in das Vertrauen zu ziehen, läßt mich vermuthen, daß die Gräfin schon früher versucht hat, sich Ihnen zu nähern. In welcher Weise geschah dies?"

„Vor mehreren Wochen, als ich noch in Schönbrunn wohnte, kehrte ich Abends in Begleitung des Herrn von Obenaus[1] von Wien zurück. Wir hatten kaum den Wagen verlassen, als sich auf den untersten Stufen der Treppe eine vermummte Frau an mich drängte, welche wir früher gar nicht bemerkt hatten, Sie vertrat mir den Weg, ergriff meine Hand und drückte sie schluchzend und offenbar in großer Gemüthsbewegung an ihre Lippen. Der ganze sonderbare Auftritt begab sich so plötzlich, daß ich ganz betroffen und keines Wortes mächtig war, ebensowenig vermochte ich bei der Dämmerung und da sie in einen weiten schottischen Mantel eingehüllt war, die Züge der Dame zu erkennen. Auch Obenaus gewann erst nach einer Pause Fassung genug, auf sie zuzutreten und sie ziemlich barsch abzuweisen. Darauf trat sie zurück, rief aber mit einer Art von wildem Enthusiasmus: „Wer will es mir wehren, dem Sohn meines Kaisers die Hand zu küssen?" Sie wissen, lieber Freund, wie ungern man solche Scenen hier sieht und ich winkte der Frau sich zu entfernen, was sie auch nach einigem Zögern that. Einige Tage darauf erhielt ich den ersten und bald darauf einen zweiten Brief von der Gräfin Camerata, in dem sie mich an die jetzige Lage Frankreichs und an — meine „Pflicht" gegen dieses Land, wie sie sich ausdrückte, erinnerte. Ich dachte mir wohl, daß sie auch jene Frau gewesen sei, umsomehr als sie mir wiederholt im Prater und an anderen Orten begegnete, als wollte sie sich mir in

[1] Josef Baron Obenaus, Doctor der Rechte, k. k. Regierungsrath, (geb. 1780, gest. 1841).

Erinnerung bringen. Da aber ihre Briefe keine Antwort verlangten und das, was man mir bei diesen Begegnungen von ihr sagte, nur für — für ihre —"

„Excentricität (Ueberspannung) sprach," half **Prokesch** dem stockenden Prinzen weiter.

„Ganz richtig," stimmte der Herzog zu, — „so hielt ich es unter diesen Umständen umsomehr für das Beste, die ganze Angelegenheit zu ignoriren, als ich ja nur zu gut weiß, daß man von mancher Seite geneigt wäre, derselben eine Bedeutung und Tragweite zu geben, die **meiner** Auffassung vollkommen fern liegt."

„Was man von der Frau Gräfin weiß und was man von ihr sieht," bemerkte **Prokesch** bedächtig, „ist nicht von der Art, daß man Jemand rathen könnte, sich in seinen Entschließungen von ihr beeinflussen zu lassen. Sie ähnelt nicht nur äußerlich vielfach Ihrem großen Vater, sondern hat auch sonst mehr männliche Eigenschaften und Angewöhnungen, als sich mit weiblicher Zartheit und Zurückhaltung vertragen will. Sie soll von äußerst ungebundenem, nahezu wildem Wesen, eine kühne Reiterin und Schwimmerin, nicht minder eine passionirte Jägerin sein und sich des Degens wie der Pistole mit gleicher Meisterschaft zu bedienen wissen. Und diesem Bild entspricht einigermaßen auch ihr Auftreten in Wien, seit sie vor ungefähr zwei Monaten den Gasthof zum Schwan[1] in der Kärntnerstraße bewohnt und ebenso durch Aufwand wie Extravaganz mehr Aufsehen erregt, als für ihre angeblichen Zwecke und die damit in Verbindung gebrachten Personen angenehm sein kann."

Der Prinz schien von diesen Mittheilungen über seine schöne Cousine äußerst unangenehm berührt zu sein. Er durchmaß mehreremale ungeduldig das Zimmer und auf seiner hohen Stirne lagen Wolken des Unmuthes und der Rathlosigkeit.

„Was soll ich aber machen? Ich sehe selbst ein, daß ich Personen von so excentrischem Charakter keinen Einfluß auf meine Entschließungen einräumen, in ihren Anerbietungen keine Bürgschaft für die Zukunft suchen kann. Auch verbietet es mir meine Stellung gegen den gütigen Kaiser, dem ich so sehr ergeben bin, daß ich die Dinge bis zu einem Punkt gedeihen lasse, der ihm Bedenken erregen und mich in ein falsches Licht bringen könnte; ich sehe es wohl ein, daß ich kaum mehr ein Recht habe, ihm diese Vorgänge zu verschweigen — es kommt mir jetzt schon wie ein Unrecht vor."

Herr von **Prokesch** nickte zustimmend, denn er wußte nur zu gut, wie sehr Kaiser **Franz** durch die französische Revolution erregt und argwöhnisch gegen Alles war, was seinem Princip „Alles hübsch beim Alten zu lassen" auch nur im Mindesten widersprach.

„Andererseits widerstrebt es mir auf das Aeußerste," fuhr der Prinz fort, „der Gräfin ernstliche Unannehmlichkeiten zu bereiten und in ihr die Meinung zu wecken, ich wolle auf diese Weise einer vielleicht an mich herantretenden Aufgabe ausweichen. Sie ist eine Frau, meine Cousine und — so weit ich es beurtheilen kann — von der besten Absicht geleitet. Ich möchte ihr daher alle Rücksicht angedeihen lassen und weiß doch nicht wie, ohne mich bloßzustellen und die ohnehin schon drückenden Verhältnisse noch unleidlicher zu machen. Es ist eine überaus peinliche Situation."

„Gestatten mir Eure Hoheit eine Frage," begann Herr von **Prokesch** nach einer Pause. „Wir wollen für einen Moment die Person der Frau Gräfin außer Betracht lassen und uns mit dem Kern der Bestrebungen befassen, welche sie verfolgt. Hoheit sind, wie ich glaube, mit der gegenwärtigen Lage Frankreichs so ver-

---

[1] Neben dem Hotel Munsch am Neuen Markt gestanden, heute Nr. 7, Kärntnerstraße Nr. 30.

traut, daß ich wohl fragen darf, wie Sie das an Sie gestellte Verlangen dahin rückzukehren, auffassen?"

„Sie stellen da eine heikle Frage, die ich nur Ihnen, weil ich weiß, daß Sie mein volles Vertrauen verdienen, beantworten kann, ohne mich vieler Rückhalte zu bedienen. Ihnen kann ich sagen, daß ich mich immer als den Thronerben Frankreichs betrachte — schon aus dem Grund, weil ich überzeugt bin, daß nach meinem Vater jede andere Dynastie auf die Dauer unmöglich ist. Aber ich bin es meinem theuren Großvater Franz schuldig, daß dieses Reich, in dem ich lebe und erzogen worden bin, durch mich nicht compromittirt wird, ich bin es mir selbst schuldig, daß ich meine Ansprüche nicht als Abenteurer geltend mache oder mich von einer Rotte von Empörern auf den Thron setzen lasse, den mein Vater gerade dadurch aufrichtete, weil er sie unterwarf und bändigte."

„So sehr ich diese Gesinnungen billige," bemerkte Prokesch, „so muß ich doch sagen, daß es ihnen gegenüber am Besten wäre, dem Gedanken an den französischen Thron ganz zu entsagen."

„Das kann ich nicht, auch wenn ich wollte," rief der Herzog begeistert. „Ich habe mich darum bemüht — aber es war vergebens! Ich bin überzeugt, daß das Volk von Frankreich — das ganze Volk und nicht eine Coterie oder eine Schaar Ehrgeiziger, mich eines Tages rufen wird und einem so einmüthigen Ruf wird sich Niemand zu widersetzen wagen und ich werde ihm zu folgen wissen!"

„Hoheit vergessen, daß Frankreich in vier oder fünf Parteien zerrissen ist, welche Alle ihre Wurzeln in der Vergangenheit haben und die Beherrschung der Zukunft als ihr Recht ansprechen!"

„Ich weiß es — aber ich weiß auch, daß sie alle Franzosen sind und schließlich das Wohl des Vaterlandes mächtiger wirken wird, als aller Parteigeist. Ich weiß ja, wie der Franzose sein Vaterland liebt!"

„Hoheit vergessen, daß Sie noch ein zweites gleichberechtigtes Vaterland besitzen," mahnte Prokesch.

„Nein — ich vergesse das nicht," entgegnete der Herzog rasch; — „ich weiß, was ich diesem Land schulde und werde ihm meine Dienste weihen, so lange mich nicht größere Pflichten rufen. Aber man streift die Rechte, welche ein Land durch die Geburt an den Menschen erwirbt, nicht so leicht ab, glauben Sie mir das — am Wenigsten aber, wenn man durch so große Erinnerungen damit verbunden ist, wie ich."

„Ich vermag diese Denkweise nicht zu tadeln, wenn ich auch tief bekümmert bin, weil ich ahne, daß sie in der Zukunft zu schweren Collisionen führen wird."

„Sie glauben im Kriegsfalle zwischen Frankreich und Oesterreich?" fiel der Herzog ein. „Ich habe oft darüber nachgedacht; aber sagen Sie selbst, wie könnte ich an einem Angriffskrieg gegen Frankreich theilnehmen? Was würde man von mir denken! Und wäre nicht dadurch das Andenken meines Vaters für immer entweiht und der Glanz seiner Siege vernichtet? Es wäre traurig genug, wenn ich im Falle Oesterreich angegriffen würde, die Waffen gegen Frankreich tragen müßte — und selbst dann — nein! ich würde es auch dann nicht thun und man würde es von mir nicht fordern. Das Testament meines Vaters legt mir die Verpflichtung auf, niemals in irgend einer Richtung Frankreich zu bekämpfen oder ihm Schaden zuzufügen und diese Vorschrift wenigstens soll mir als unwandelbarer Grundsatz in meinem sonst von so viel Widersprüchen beherrschten Leben dienen!"

„Ich erlaube mir, Eure Hoheit auf das Beispiel eines Mannes zu verweisen, dessen Dienste sowohl von seinem Geburts- wie von seinem Adoptiv-Vaterlande zurückgewiesen wurden, der sie dann Oesterreich widmete und hier erst sein wirkliches und wahres Vaterland fand, für das er nicht nur mit

der Schärfe seines siegreichen Schwertes, sondern vielleicht noch mehr durch seinen staatsmännischen Blick und als treuer weiser Berather seiner Fürsten wirkte. Es war dies der Prinz Eugen von Savoyen, dem Niemand einen Vorwurf daraus zu machen wagte, daß er gegen Frankreich focht und deutsche Truppen auf italienischen Schlachtfeldern führte; dessen Name als einer der verdienstvollsten Männer und Patrioten dieses Reiches nicht weniger in Ehren gehalten wird, weil seine Wiege in Italien stand und er in Frankreich erzogen wurde. Das Vaterland des Mannes ist da, wo er zu wirken berufen ist!"

Der Herzog schien durch diese Ausführungen seines Vertrauten unangenehm berührt; er schwieg einige Minuten und dachte nach. Dann sagte er mit sichtlicher Bewegung, aber langsam und nachdrücklich, als wollte er diesen Gegenstand für immer beseitigen:

„So ehrend es für mich auch ist, daß Sie mich in eine Parallele mit dem Sieger von Zenta und Malplaquet stellen, so scheint mir ein solcher Vergleich denn doch nicht ganz richtig und ich muß es ablehnen, mein Verhalten durch die Nachahmung eines großen Mannes beeinflussen zu lassen, der aus ganz anderen Verhältnissen heraus eben so handelte, wie er mußte und durfte — was bei mir nicht der Fall ist. Sie vergessen, mein Freund, daß ich Frankreich nicht blos Kraft der Geburt mein Vaterland nenne, sondern daß ich diesem Lande durch den Ruhm und die Größe meines Vaters verbunden bin, ein Band, das drückend sein und mich vielleicht jeder anderen Thätigkeit entziehen kann, das abzustreifen mir aber nie und nimmer möglich sein wird. Wie sich auch immer mein zukünftiges Leben gestalten wird, was ich auch vollbringen mag oder zu unterlassen genöthigt sein werde, jeder Thätigkeit meinerseits wird die Zuversicht, die innere Berechtigung fehlen, wenn sie nicht für Frankreich angestrengt wird. Daß ich der Sohn meines Vaters bin, wird für alle Zeiten der Ausgangspunkt sein, nach dem man mich und mein Thun beurtheilt — und diese Erwägung weist mich unerbittlich nach Frankreich. Prinz Eugen konnte sich, nachdem Ludwig XIV. ihn zurückgewiesen, in der ganzen Welt seinen Ruhm erkämpfen, ich darf das nicht, denn ich bin schon der Erbe eines glanzvollen Namens, den ich kaum ehrenreicher machen, wohl aber verdunkeln kann."

Er hatte mit steigendem Affect gesprochen und ging nun mehreremale im Zimmer auf und ab, um seiner Aufregung Herr zu werden. Herr von Prokesch, der sich der Berechtigung der Gründe des jungen Prinzen nicht ganz verschließen konnte, hielt es für das Beste zu schweigen, um jenem Zeit zur Beruhigung zu geben.

„Glauben Sie mir übrigens," sagte der Herzog als er endlich vor dem Hauptmann stehen blieb und seine Hand auf dessen Achsel legte, „daß ich mir der Pflichten gegen Oesterreich, gegen seinen Hof und besonders gegen meinen theuren Großvater wohl bewußt bin. Ganz abgesehen, daß die etwas komödiantenhaften Fluchtpläne meiner Cousine mir widerstreben, denn, wie gesagt, ich will nicht wie ein Abenteuerer in Frankreich erscheinen und bin doch auch nicht mehr jung genug, um mich willenlos entführen zu lassen, wie man es vor sechzehn Jahren mit mir vor hatte, so weiß ich, daß jeder unbedachte Schritt meinerseits zu den peinlichsten Verwicklungen und bei den durch die neueste Revolution in Paris hervorgerufenen Rüstungen aller Mächte, zu unabsehbaren Folgen führen könnte. Ich will aber nicht, daß das, was man vielleicht blos meinen Ehrgeiz nennen könnte, zu Krieg und Blutvergießen führt!"

„Ganz ohne solche Ereignisse dürften sich aber die Hoffnungen, welche Hoheit für die Zukunft haben, kaum jemals erfüllen," sagte Prokesch. „Es ist das ein unseliger Widerspruch zwischen dem, was man möchte und den Mitteln, welche es herbeiführen sollen."

„Sie haben da ganz recht," entgegnete der Herzog düster, „und dieser Widerspruch wird der Fluch meines Lebens sein. Doch lassen wir diese Seite der Frage, deren Lösung sich ja dem Willen und der Kraft eines einzelnen Menschen entzieht. Jetzt handelt es sich darum, die fatale Affaire mit der Gräfin in einer Weise zu lösen, welche alle Theile schont."

„Das wird aber nicht leicht sein, denn — die Frau Gräfin scheint eine ziemlich entschlossene Dame zu sein, die nicht von einem Unternehmen abläßt, bevor sie dazu gezwungen wird."

„Freilich, freilich!" rief der Herzog mißmuthig; „und doch ist es mir unmöglich, mit ihr direct in Verbindung zu treten, ohne daß ich es dem Kaiser sage — denn es würde mich zu vielen Mißdeutungen aussetzen. Und thue ich das Letztere, nun, Sie wissen, wie gereizt und argwöhnisch gerade jetzt der Großvater ist, man würde der Gräfin Unannehmlichkeiten bereiten, die Herren von der Regierung und von der Polizei haben mehr Eifer als Zartsinn und nicht immer die geschicktesten Hände."

„Man müßte die Gräfin auf indirectem Wege warnen und ihr die Gefährlichkeit und Nutzlosigkeit ihrer Bemühungen eindringlich vorstellen," sagte Prokesch nachdenklich.

„Ja, ja, ganz gut. Aber wer übernimmt eine solche, unter Umständen compromittirende Mission, dem man Tact und Energie genug zutrauen kann, sie auf eine befriedigende Weise zu lösen?"

„Es müßte eben die Form gefunden werden, welche einen Verkehr mit der Gräfin gestattet, ohne irgend eine Person bloszustellen."

„Verzeihen Sie — mir erscheint es wichtiger, die passende Person zu wählen, die sich dann ganz gewiß der entsprechenden Form bedienen wird," sagte der Herzog unruhig, denn er wollte seinen Vertrauten nicht direct auffordern, die immerhin sehr heikle Mission zu übernehmen.

„Da ich im Moment nicht in der Lage bin, Hoheit einen befriedigenden Rath zu geben," erwiderte Prokesch mit der Verbindlichkeit des gewandten Hofmannes, „so erübrigt mir, um mich für das ehrende Vertrauen dankbar zu beweisen, wohl nichts, als mich selbst zur Verfügung zu stellen."

„Ach! — Sie sind zu gütig!" rief der Prinz erfreut und reichte dem Hauptmann die Hand. „Sehen Sie — Sie sind mein einziger Freund und müssen daher die ganzen Lasten dieser Freundschaft tragen, ohne daß ich Sie dafür mit etwas anderem belohnen kann, als mit meiner herzlichen Dankbarkeit. Aber wie wollen Sie die Sache machen — ohne sich selbst in die Gefahr von Mißdeutungen zu bringen, was ich nie und nimmer zugeben würde?"

„Das ist mir im Moment selbst noch ein Geheimniß, aber es wird sich schon ein Weg finden lassen, der allen Bedenken gerecht wird und Erfolg verspricht. Vielleicht gelingt es unserem vereinten Nachdenken, einen vollkommen entsprechenden zu finden."

„Gut — ich will mich auch anstrengen, obwohl ich im Einfädeln von Intriguen, so viele sich auch seit meiner Kindheit um meine arme Persönlichkeit gedreht haben, sehr unerfahren bin. Wenn mir aber wider Vermuthen denn doch eine glückliche Idee kommen sollte, wie kann ich Ihnen dieselbe sofort mittheilen?"

„Den Tag über wird mich eine Benachrichtigung am schnellsten und sichersten im Hause des Hofrathes von Gentz treffen," sagte Herr von Prokesch nach einigem Besinnen.

„Verkehren Sie so viel mit diesem Manne?" fragte der Herzog mit etwas umdüsterter Miene. „Ich muß gestehen, daß ich nicht zu seinen Bewunderern gehöre — nicht, weil er zu den erbittertsten Feinden meines Vaters gehörte und diesem vielleicht mehr Schaden brachte, als viele der feindlichen Generale, denn

ich bin unbefangen genug, bei einem Nichtfranzosen die Berechtigung eines solchen Standpunktes, so lange er loyal verfochten wird, anzuerkennen. Aber — verzeihen Sie mir — er kommt mir vor, als wäre es Zeit seines Lebens, so heftig er sich auch geberdete, Herrn von Gentz nie recht Ernst mit dem gewesen, für was er sich wechselnd ereiferte. Ich meine, er hat nie eine wirkliche Ueberzeugung gehabt, obwohl es ihm nie an Gründen für die fehlte, welche er zu haben vorgab. Er ist nach Außen voll loderndem Feuer, im Innern aber das ertödtend kalte Eis der vernichtendsten Zweifelsucht; ein solcher Mann aber baut nicht, er zerstört nur und — ich argwöhne immer, daß er seine künstliche Hitze Jedem leiht, der seiner Eitelkeit, seinen Launen und Passionen Spielraum gönnen wird."

„Ich will Manches, was Hoheit da — übrigens vielleicht doch etwas zu voreingenommen folgern, nicht ganz in Abrede stellen," entgegnete Prokesch achselzuckend, „aber er ist unbestritten ein sehr gescheidter Mensch und der Umgang mit ihm, der bekanntlich in vielen Dingen nicht blos die rechte Hand, sondern auch der Kopf des Fürsten Metternich ist, für einen Neuling auf den verschlungenen Pfaden der Politik von hohem Nutzen."

„Ich will das nicht in Abrede stellen, würde es aber bedauern, wenn Sie ihm einen allzu weitgehenden Einfluß auf Ihre Ansichten einräumen würden."

„O Hoheit, wir unterhalten uns auch nicht immer über die höchsten Probleme der Staatsweisheit, die Herr von Gentz allerdings manchmal ganz eigenartig und nicht gerade pietätvoll auffaßt," entgegnete Prokesch lächelnd. „Denn er ist nicht allein ein trefflicher Politiker, sondern auch ein Künstler in der Art, wie er das Leben aufzufassen, zu gestalten und zu genießen weiß."

„Der Glückliche!" seufzte der Herzog. „Ihm ist es möglich, die äußerlichen Verhältnisse vom eigentlichen Leben zu trennen und mindestens von einzelnen Stunden und Minuten Alles fernzuhalten, was deren Reiz stören könnte!"

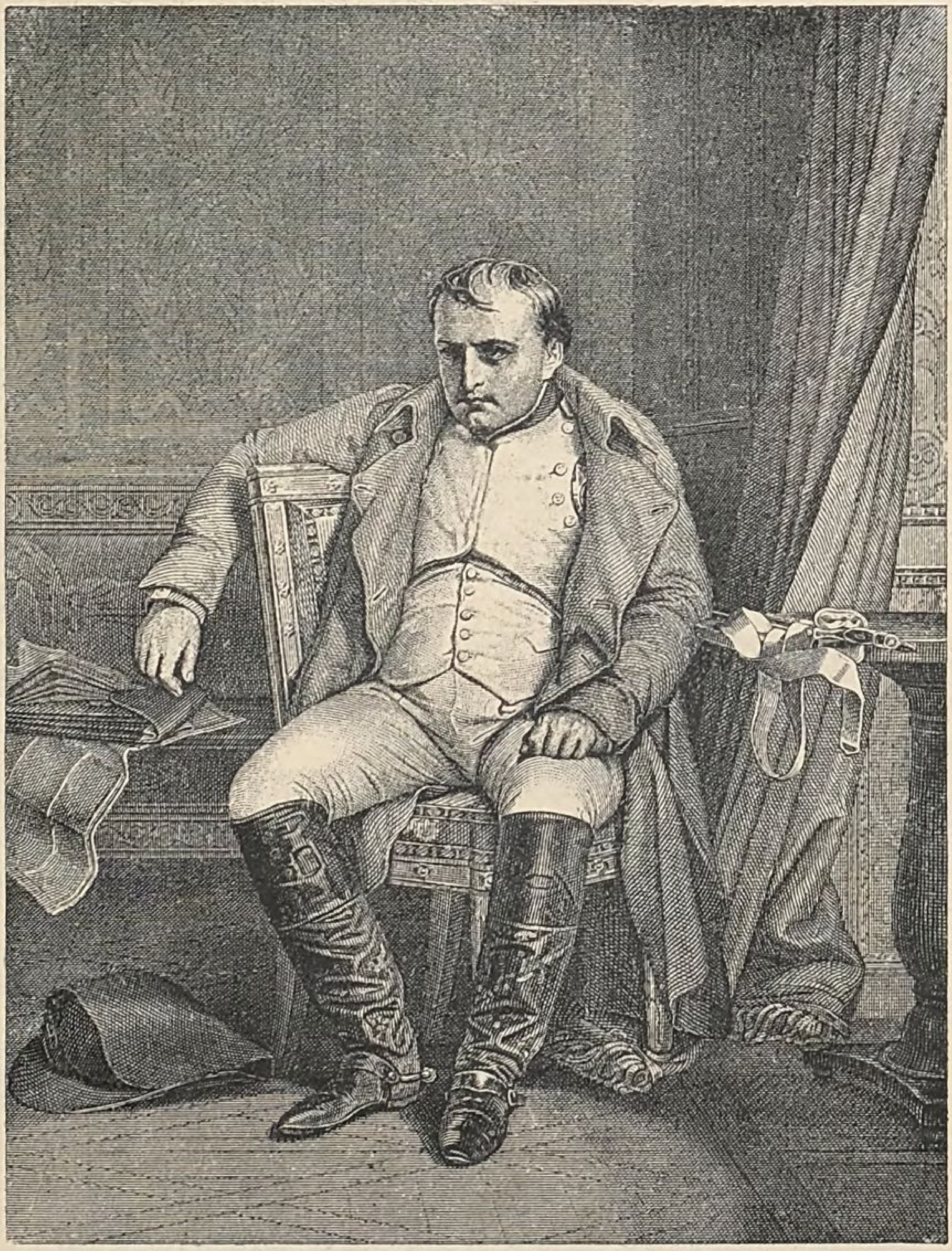
„Darin besteht eben, wie mir Herr von Gentz als gründlich bewanderter Apostel des Genusses auseinandersetzte, die große Kunst des Lebens, den Beruf, den Stand, kurz die ernste Seite des Daseins in Einklang zu bringen mit der heiteren und eine der anderen dienstbar zu machen, ohne daß sie das Uebergewicht bekäme und zu Störung führte."

„Eine schöne Theorie!" versetzte der Herzog schmerzlich lächelnd, „aber wie die meisten Theorien nur einem Menschen auf den Leib geschnitten und unfruchtbar gegenüber dem Zwang der Verhältnisse! Doch genug davon! Lassen Sie uns all' unseren Witz anstrengen, um einen Faden zu finden, an dem wir die Ariadne, die sich diesmal selbst so vorwitzig in ein Labyrinth gewagt hat, ungefährdet herausgeleiten können. Leben Sie wohl, mein Freund und werden Sie nicht überdrüssig, Ihre Freundschaft einem Menschen zu widmen, der sie nur erwiedern, aber nicht lohnen kann."

Man trennte sich — der Herzog kam seinen militärischen Pflichten nach, die er mit seltener Pünktlichkeit erfüllte. Herr von Prokesch aber verwendete seine Zeit zur Abfassung eines Memoire über eine eben glücklich durchgeführte Mission im Orient und zu den zahlreichen Besuchen, zu welchen ihn seine mehr diplomatische als militärische Verwendung zwang.

5. Diplomatischer Verkehr.

Während der Herzog sein Bataillon exercirte und dem Einerlei des Garnisonsdienstes nachkam, der angehende Diplomat seine Conferenzen abhielt, beschäftigte Beide immer nebenbei der Gedanke an die Lösung der Aufgabe, die sie sich selbst gestellt hatten. Und es schien, als ob diesesmal denn doch der Witz des jungen Prinzen jenen seines



Napoleon I. nach seiner Thronentsagung. (Seite 686.)

erfahrenen Berathers überholen sollte. Denn nachdem der Herzog während des Nachmittags lange Zeit in tiefes Nachsinnen versunken war, sprang er plötzlich mit heiterem Antlitz auf und rief halb laut vor sich hin: „Ja, so wird es gehen — dadurch wird bei einiger Vorsicht Niemand bloßgestellt und man kann der

Gräfin die Aussichtslosigkeit ihrer Bemühungen eindringlich vorstellen. Ich will sofort Prokesch aufsuchen, damit er die Einleitungen treffen kann, falls er nicht selbst einen anderen Plan entworfen hat."

Der Herzog vertauschte seine Uniform mit Civilkleidern, nahm einen weiten Mantel um und machte sich auf den Weg, um trotz seiner Abneigung gegen Herrn von Gentz, seinen Vertrauten in dessen Haus selbst aufzusuchen.

Dieser vielgenannte, vom Herzog von Reichstadt in der Hauptsache vollkommen richtig beurtheilte Staatsmann und Publicist, der seiner glänzenden Begabung durch Wandelbarkeit seiner Gesinnung einen unvertilgbaren Makel aufgedrückt hatte, wohnte in der Nähe der Staatskanzlei (dem heutigen Ministerium des Aeußeren) in einem großen finsteren Hause, das einst einer Herrschaft gehört haben mochte, wie noch jetzt so viele in jenem Aristokratenviertel von Wien, im Lauf und Wechsel der Zeiten aber zum Wohnhaus degradirt worden war. Mit den noch erhaltenen Zeichen ehemaligen Prunkes und dem Ueberfluß an Räumlichkeiten entsprach es ganz den luxuriösen Neigungen von Gentz, der in wahrhaft sybaritischer Weise zu leben liebte und mitten unter den wichtigsten Erörterungen nicht auf die geringfügigsten Annehmlichkeiten vergaß. So schrieb er kurz nach seinem Eintritt in österreichische Dienste in einem Brief voll vertraulicher politischer Mittheilungen über seinen Aufenthalt in Wien im Jahre 1803: „Ich wohne sehr elegant, habe schon hübsche Möbel und lebe rasend gut. Noch habe ich zwar erst einen Kammerdiener und zwei Livréebediente, es wird aber schon noch besser kommen." Ein anderesmal heißt es: „Endlich habe ich das wahre Eau de Portugal (portugiesische Wasser) erhalten in Form und Substanz klassisch. Wohlgerüche sind ein Hauptumstand im Leben." Und während er schon als Protokollführer und Souffleur des Wiener Congresses fungirte, findet er noch Zeit zu schreiben: „Ich habe zu jeder Zeit wenigstens zehn verschiedene Sorten englisches Papier gehabt und lasse mir aus Prag eine gewisse starke Sorte zu Couverten und nebenher aus Uebermuth ein holländisches Depeschenpapier kommen. Jetzt bin ich nun vollends so reich, habe alle Kisten und Kasten so voll, daß ich gewiß nie wieder auf Prager Papier schreiben werde. J'en suis piqué au vif." (Ich bin darauf lebhaftest erpicht.)

Es sind das kleine Züge, welche aber das Bild eines Mannes geben, der den Kleinlichkeiten des Lebens zu sehr anhängt, um sich großen Aufgaben mit voller Seelen- und Geisteskraft zu widmen.

In einem luxuriös eingerichteten Zimmer saßen sich Friedrich von Gentz (Bild Seite 497) und der Hauptmann von Prokesch am Feuer eines Kamins gegenüber. Gentz zählte 1830 sechsundsechzig Jahre und bot trotz der sorgfältigen Frisur des noch ziemlich dichten graublonden Haares und der gewählten Toilette, das Bild eines abgelebten gebrochenen Greises. Die Lebendigkeit und Frische seiner Rede stand in eben dem Widerspruch mit seiner äußeren Erscheinung, wie seine noch immer ungezügelte Lebenslust und Genußsucht mit seinem siechen Körper.

„Sie sind noch ein wenig Idealist, mein Bester," sagte er mit einem leisen Lächeln. „Nun das schadet nichts, es ist ein Fehler der Jugend, der häufig zum Vorzug wird. Nichts ist übrigens geeigneter allen Idealismus abzuschleifen, als die Beschäftigung mit der Politik — glauben Sie mir das, ich habe es erfahren."

„Ich dächte gerade, der Einblick in die großen allgemeinen Verhältnisse der Völker und Staaten müßte ein neues, denn schließlich doch auch ideales Interesse erwecken. Die allgemeine Cultur der Menschen, an welcher Jeder arbeitet, der sich öffentlichen Geschäften widmet, ist das höchste menschliche Ideal."

„Bah! bah!" ließ sich Gentz unwillig vernehmen. „Die Cultur! die Cultur! das ist auch so ein Wort, das Jeder braucht, und keiner recht definiren mag. Was schiert mich diese sogenannte Cultur? Ich bin nie bezahlt worden, um

es mit der Cultur zu halten, habe aber lange genug gelebt, um zu sehen, was sie Schreckliches mit sich bringt![1] Ich habe es stets Anderen überlassen, ihre Pflicht auf diesem Wege des sogenannten Fortschreitens zu thun, für mich ist er zu steinig, der meinige liegt auf der anderen Seite — und sollte er ganz geschlossen werden, so gehe ich schlafen."

„Wenn man den Begriff der Cultur, den ich als Hebung und Verfeinerung der intellectuellen menschlichen Eigenschaften definiren möchte, mit einem solchen Haß verfolgt, dann begreife ich nicht, woher man Muth und Lust nimmt, sich überhaupt mit öffentlichen Angelegenheiten zu befassen," wendete Prokesch kopfschüttelnd ein.

„Warum? Nun weil es das Metier ist, weil man nichts anderes gelernt hat, zu nichts anderem taugt, um sich sein Brot und was man sonst noch nöthig hat, zu sichern," entgegnete Gentz mit verblüffender Offenherzigkeit. „Daß die Cultur, um dieses Wort ohne rechten Begriff noch weiter zu brauchen, mir übrigens verhaßt ist, sagte ich nicht oder meinte es wenigstens nicht. Damit würde ich mich gegen die praktische Seite meiner Lebensauffassung versündigen. Was ich sagen wollte, mein junger Freund, ist ungefähr Folgendes: Zwei Prinzipien herrschen in der allgemeinen Strömung der politischen und moralischen Dinge. Das Eine ist das des immerwährenden Fortschrittes, das Andere das der nothwendigen Beschränkung. Würde das Erstere allein regieren, so wäre nichts mehr fest und bleibend auf Erden und die ganze gesellschaftliche Existenz ein Spiel der Winde und Wellen. Gewänne das Zweite allein die Ueberhand, so würde Alles versteinern und versumpfen. Die besten Zeiten der Welt sind immer die, wo diese beiden entgegengesetzten Prinzipien im glücklichsten Gleichgewicht stehen. In solchen Zeiten muß denn auch jeder besonnene Mensch beide gemeinschaftlich in sein Inneres aufnehmen, seine Thätigkeit danach regeln und mit einer Hand entwickeln, was er kann, mit der andern hemmen, was er soll."

„Wie leicht irrt aber da der Mensch und hemmt, wo er fördern soll oder umgekehrt," bemerkte Prokesch.

„Zum Glück, mein lieber Freund, sind diese seligen Zeiten des Gleichgewichtes äußerst selten in der menschlichen Geschichte," entgegnete Gentz mit einem cynischen Lachen. „Gemeiniglich wird sie von wilden stürmischen Perioden, welche das Erhaltungsprincip bei Seite schieben, oder von finsteren und barbarischen gebildet, welche gegen das Princip des Fortschreitens sündigen. In beiden Fällen aber ist es Pflicht jedes gebildeten Menschen Partei zu ergreifen und ganz einseitig zu wirken, um nur der Unordnung, die Alles beherrscht, für seine Person ein Gegengewicht zu bieten. Wenn Wahrheitsschen, Wahn und Verdummung den menschlichen Geist bedrücken, so müssen die Besten der Zeit für das, was man Cultur nennt, bis zum Märtyrerthum arbeiten. Wenn hingegen, wie in unserem Jahrhundert, Zerstörung alles Bestehenden die herrschende überwiegende Tendenz wird, dann müssen die Verständigen sich dagegen stemmen, Vertheidiger des Alten, meinethalben auch fromm und strenggläubig werden, um vor der Fluth zu retten, was nur angeht."

„Ich fürchte nur, daß Jene, welche dies thun, gerade den erstgeschilderten Zustand herbeiführen, den der Stagnation (Stockung)," sagte Prokesch.

„Das ist wohl möglich und eben aus diesem wechselnden Kampf der beiden Principien setzt sich das zusammen, was wir Geschichte nennen. Ich habe meine Aufgabe so aufgefaßt, wie es meine Zeit verlangte, wie ich sie verstand. Die große Masse wird stets glauben, vorwärts drängen zu können und zu müssen, indessen es doch nur wenigen Bevorzugten gegeben ist, auf einsamen Pfaden er-

[1] Eigene Worte.

kennend der breitgetretenen Straße vorauszueilen. Nun ist es für Jene, welchen dies nicht beschieden ist, wohl bequemer, mit dem Troß hintendrein zu marschiren und wenn die Erde unter dem Fußtritt von Millionen erzittert, sich einzubilden, das Stampfen des eigenen Füßchens habe das bewirkt. Einige aber müssen sich stets dem schweren, undankbaren und gefährlichem Beruf widmen, das sinnlose Vorwärtsstürmen, das Uebermaß der Cultur zu bekämpfen — und diese sind dann gerade solche Märtyrer, wie Jene, welche mit Aufopferung die Menschheit einer Versumpfung entreißen."

Prokesch ließ einen flüchtigen Blick durch das üppig eingerichtete Gemach und über den Hausherrn gleiten, von dem man wußte, daß er ein Virtuose im Genießen war und konnte sich dabei des Gedankens nicht erwehren, daß ein Martyrium, wie es Herr von Gentz offenbar sich selbst zuschrieb, eigentlich gar nicht so übel sei.

Wenn seine natürliche Bescheidenheit ihm erlaubt hätte, sich mit der glänzenden Sophistik zu messen, welche Gentz als Sprecher und Schriftsteller auszeichnete, so würde er demselben mit Recht haben erwidern können, daß gerade in der Geschichte unwiderlegliche Beweise dafür zu finden sind, daß das gewaltsame Zurückstauen der vorwärts drängenden menschlichen Entwicklung die furchtbarsten Gräuel mit sich brachte und fast nie wegen jener höheren, auf falschen Theorien aufgebauten Grundsätze, die er predigte, unternommen wurde, sondern aus ganz gewöhnlichen Beweggründen des Eigennutzes, um den Interessen einzelner Classen oder auch Personen zu dienen und diese in ihren Vorrechten zu schützen. Dem schüchternen Anfänger auf der schlüpfrigen politischen Laufbahn kam es aber nicht in den Sinn, so zu sprechen, selbst wenn er solche, mit aller überlieferten professionellen Staatsweisheit im Widerspruch stehende Ansichten gehegt hätte.

Indessen war ihm auch keine Gelegenheit mehr dazu gegeben, denn ein Diener brachte ihm ein Billet mit der Meldung, der Herr, welcher es abgegeben, warte im Vorzimmer.

„Ein Herr?" sagte Gentz schmunzelnd. „Nun da habe ich nicht zu fürchten, daß mir das Vergnügen Ihrer Gesellschaft schon entzogen wird. Nur die Frauen sind den politischen Gesprächen selbst dann gefährlich, wenn sie ihnen nicht beiwohnen."

„Und doch muß ich diesesmal um Erlaubniß bitten, mich entfernen zu dürfen," entgegnete Prokesch sich erhebend, nachdem er das Billet gelesen hatte. „Eine dringende Angelegenheit zwingt mich, dem Rufe jenes Herrn zu folgen."

„Was kann dringend für Sie sein bei Ihrer Jugend, wenn es nicht mit einem zärtlichen Abenteuer zusammenhängt? Nehmen Sie die Welt und ihren Lauf nicht zu ernst, lieber Freund, ich warne Sie. Man vergeudet damit manche kostbare Stunde, die man sich im Alter vergeblich zu ersetzen sucht."

Es lag ein klagender Ton in den letzten Worten, jedoch hatte Prokesch es zu eilig, um weiter darauf einzugehen. Er entfernte sich nach artigem Abschied und schloß sich seinem Berufer an, in dem er sofort den Herzog von Reichstadt selbst erkannte, mit dem er das Haus verließ.

„Verzeihen Sie, bester Freund, daß ich Sie einer ohne Zweifel sehr interessanten Unterredung entziehe, aber ich habe bezüglich der heute früh besprochenen mir sehr am Herzen liegenden Angelegenheit einen Plan entworfen, den ich — falls er ihre Billigung findet — gleich in das Werk setzen möchte."

„Ich bin um so begieriger, ihn zu vernehmen," versetzte Prokesch, „als ich gestehen muß, daß ich selbst keinen nach allen Seiten befriedigenden Ausweg entdecken konnte."

„Nun wohl — hören Sie! In vier Tagen ist die sogenannte Katharinen-Redoute und damit die Gelegenheit geboten, unter dem Schutz der Maske mit

Personen zu verkehren und Dinge sprechen zu können, die sonst gefährlich würden. Wie wäre es, wenn man die Gräfin durch ein doppelsinnig abgefaßtes Briefchen zum Besuche der Redoute aufforderte und ihr dort in einer Weise, die sie über die Person des Warners im Zweifel läßt, das Gefährliche und Unzulässige ihrer Machinationen auseinander setzte?"

„Ich kann dem Vorschlag meine vollste Zustimmung nicht versagen," entgegnete Prokesch „und da es mir aus mehr als einem Grunde nicht räthlich erscheint, daß Hoheit selbst die Rolle des Warners übernehmen, bin ich — sofern Sie mich damit betrauen wollen — gern bereit, dieselbe zu übernehmen."

„Ach! Sie sind eine Perle!" rief der Prinz erfreut. „Ich wagte nicht, Sie darum zu bitten und wüßte doch Niemand — gar Niemand, dem ich sonst ein so begründetes Vertrauen schenken könnte!"

„Es wird mir eine heilige Pflicht sein, mich desselben würdig zu beweisen. Ich werde noch heute Abends in einem vorsichtig stylisirten Briefchen die Gräfin auffordern, am bestimmten Abend in einer genau bezeichneten Maske, nehmen wir an, durch eine blaue Schleife an der Brust ausgezeichnet, zu erscheinen, um dort zu erfahren was für sie und den ihr zunächst am Herzen liegenden Gegenstand von Wichtigkeit ist."

„Ganz gut!" stimmte der Herzog zu. „Ich bin überzeugt, sie wird kommen und überlasse dann das Weitere vollkommen Ihnen und Ihrem Tact. Machen Sie ihr begreiflich, daß und warum ich nicht mit ihr in Verbindung treten und mich nicht auf ihre abenteuerlichen Projecte einlassen kann. Aber — wäre es nicht zur Vorsicht auch zweckmäßig, außer der Maskenbezeichnung noch ein Erkennungszeichen, zum Beispiel ein Losungswort, zu bestimmen?"

„Es würde sich das allerdings, um eine immerhin mögliche Gleichartigkeit der Toilette unschädlich zu machen, empfehlen."

„Ich stelle das Alles Ihnen anheim, der Sie ja so überaus freundlich sind, die Hauptrolle in dieser Farce zu übernehmen. Was meinen Sie, wäre es nicht am Besten, wenn ich der Redoute ganz fern bliebe?"

„Ich kann keinen Grund dafür einsehen," entgegnete Prokesch nach einigen Besinnen. „Ich bin überzeugt, daß es mir gelingen wird, die Frau Gräfin von dem Thörichten ihrer Handlungsweise zu überzeugen oder — doch dazu bewegen zu können, damit einzuhalten. Auf jeden Fall werde ich mich so verhalten, daß es zu keinem Affront kommt. Das Fernbleiben Eurer Hoheit würde also vielleicht eher zu Commentaren Anlaß bieten, als Ihre Anwesenheit, die gewiß Niemand mit einem Vorhaben in Verbindung bringen kann."

„Sie mögen auch darin recht haben — ich darf ja nicht allein nicht handeln, wie es mir um das Herz ist, sondern muß mich auch hüten, etwas zu unterlassen, was den Schein auf mich werfen könnte, als wollte ich nach irgend einer Richtung die schmale Straße des alltäglichsten einförmigsten Lebens verlassen, das man mir gestattet."

Schweigend schritten die beiden Herren durch die Straßen, um endlich eines der finsteren Thorgewölbe passirend, auf das Glacis zu gelangen.

„Apropos!" begann der Herzog von Reichstadt das Gespräch von Neuem. „Wer mag die reizende Dame gewesen sein, deren Züge ich zwar im Dunkel der Stiege im Hause des Herrn von Gentz nicht erkennen konnte, deren Gestalt und Bewegungen aber auf seltene Schönheit und Grazie schließen ließen?"

„Ah, Hoheit sind so wenig bekannt mit der chronique scandaleuse von Wien," entgegnete Herr von Prokesch lächelnd, „daß Sie gar nicht wissen, mit welchem süßen Abenteuer Herr von Gentz seine nicht allein an Ehren und Erfolgen in politischen Dingen reiche Laufbahn beschließen zu wollen scheint? Die Dame, welche Hoheit auf der Treppe begegneten, war offenbar seine jüngste glänzende Eroberung."

„Und wer ist dies? Ich bin wirklich in solchen Dingen sehr wenig bewandert."

„Wenn ich sie mit allen jenen überschwänglichen Namen nennen wollte, welche ihr von den Verehrern und Bewunderern ihrer Kunst und Schönheit beigelegt werden, so würde ich die Geduld Eurer Hoheit auf eine zu harte Probe stellen. Es ist die vielgefeierte vergötterte Prima ballerina Fanny Elsler."

„Ah, was Sie sagen! In der That ein selten schönes Mädchen, auf dessen Eroberung Herr von Gentz stolz sein darf."

„Umsomehr als sich bisher Niemand einer Bevorzugung rühmen konnte, so vielen ausdauernden Belagerungen das Herz der schönen Tänzerin auch schon ausgesetzt war."

„Und sollte es denn wirklich Liebe sein, was sie an den Mann knüpft, der um mehr als vierzig Jahre älter ist?" fragte der Herzog zweifelnd.

„Das dürfte sie vielleicht selbst nicht wissen," entgegnete Prokesch lächelnd. „Ein äußerst eigenthümliches Verhältniß ist es jedenfalls, von dem es für Fernerstehende sehr schwer wird, zu entscheiden, ob es eine gewöhnliche Liebschaft ist oder nicht. Nur Eines ist gewiß, daß Herr von Gentz von einer Leidenschaft erfüllt ist, die man von einem Mann in seinem Alter, der sonst Allem, was Gefühl heißt, so ablehnend und kühl gegenübersteht, der so viel genossen hat und bis zum Ekel übersättigt scheint, kaum erwarten sollte."

„Und wie sollte ihm diese seltene Eroberung geglückt sein?"

„Herr von Gentz ist oft von einer geradezu verblüffenden Offenheit in seinem Gespräche," entgegnete Prokesch „und so kam er vor einiger Zeit, kurz nachdem die Elsler in sein Haus zog, mir gegenüber auch auf dieses Verhältniß zu sprechen. „Ich weiß nicht, warum ich es leugnen sollte, daß mich eine mächtige Leidenschaft für dieses Mädchen erfaßt hat," sagte er, „ja ich gestehe sogar, daß ich dieselbe vorsätzlich genährt und vergrößert habe. Mögen die guten und bösen Zungen von Wien noch so viel darüber sprechen, wie über Alles, was sie nicht recht verstehen — mich werden sie nicht irre machen. Ich weiß, daß der Umgang mit diesem Mädchen eine Fülle von Glück über mich ausgegossen hat, wie ich sie früher eigentlich nie kannte, daß dieser Umgang mich alle Sorgen leichter ertragen läßt und ein wahres Elixir für die Erhaltung meiner Gemüthsheiterkeit, meiner Gesundheit und meines Lebens ist."

„Ich muß nochmals wiederholen, daß dieser Mann zu bewundern und zu beneiden ist wegen der Art, wie er sich das Leben zu einem Genuß zu gestalten weiß," warf der Herzog ein.

„Aehnliches bemerkte ich ihm auch," fuhr Prokesch fort, „und er erwiderte mir darauf, daß die große Kunst eben darin bestehe, jeder Minute alles Mögliche abzugewinnen, aber auch nicht mehr zu verlangen, als sie gewähren könne. Er betonte, daß ihn sein Verstand auch in der heftigsten Leidenschaft nicht verlasse und daß er sich nie eingebildet habe, die gefeierte Tänzerin könne sich im gewöhnlichen Wortsinne in ihn verlieben. Mir ist es genug, ihr ein zwischen Freundschaft und Liebe schwankendes Gefühl eingeflößt zu haben, sagte er, und ich bin glücklich in dem Gedanken, daß dieses Gefühl sich kaum aus ihrer Seele verdrängen lassen wird."

„Einen Beigeschmack von Unnatur hat ein solches Verhältniß immerhin," sagte der Herzog ernst. „Es ist nicht so leicht, über solche Dinge sich mit glänzenden sophistischen Trugschlüssen hinwegzuhelfen, wie in politischen Fragen."

„Die Sache wird um so räthselhafter, wenn man dem Manne näher steht," sagte Prokesch, „und daher weiß, wie oft seine Seele, von jenem taedium vitae der Alten, von jenem Ueberdruß des Lebens erfüllt ist, die ihn gerade gegen solche, scheinbar auf einer höheren Auffassung beruhende Dinge kalt machen sollte."

„Nun — es wird eben nicht weit her sein, mit jener höheren Auffassung," entgegnete der Herzog rauh. „Ich meine, es ist nicht gut, die allernatürlichsten Regungen des Herzens mit einem ganzen Apparat verschwommener und unklarer Phrasen zu umgeben. Es verbirgt sich dahinter meist etwas, was man nicht sehen zu lassen alle Ursache hat. Herr von Gentz ist — verzeihen Sie mir, unbeschadet seines Geistes und seiner Kenntnisse, in allen Dingen der Gleiche. Die Unaufrichtigkeit beherrscht sein Denken und Fühlen und ist ihm so zur Gewohnheit geworden, daß er sie auch gegen sich selbst kehrt und sich Dinge einredet, an die er selbst nicht glaubt."

Man war bei der Behausung des Herzogs angekommen. Herr von Prokesch lehnte eine Einladung mit dem Bemerken ab, daß er noch heute das Billet an die Gräfin expediren wolle und man trennte sich mit dem Versprechen, noch vor der Redoute die letzten nöthigen Verabredungen treffen zu wollen.

6. Redoute-Abenteuer.

Der Abend der vielbesuchten Katharinen-Redoute, mit welcher damals allen öffentlichen Vergnügungen bis zum Beginne des Carnevals ein Ende gemacht wurde, war gekommen. Im hellerleuchteten Ankleidezimmer des ersten Stockwerkes im Hotel „zum Schwan," das von der Gräfin Camerata (Bild Seite 713) fast ganz allein gemiethet war, befanden sich zwei Damen.

Die Gräfin selbst, eine imponirende Schönheit mit den berühmten strengen und durchbohrenden Augen ihres großen Oheims, war schon vollkommen angekleidet und trug über der schweren seidenen Robe einen weiten dunklen Domino, der am Halse und der Kapuze mit blauen Schleifen geziert war.

Sie stand vor einer um vier oder fünf Jahre jüngeren Dame, welche nur wenig kleiner als sie selbst, wohl um den Preis der Schönheit mit ihr ringen durfte. Fehlten derselben auch die Ueppigkeit der Gräfin, so hatte sie doch den Zauber der Frische und Jugend für sich und der Eindruck wurde nicht durch den energischen, fast männlichen Zug gestört, welcher dem Aussehen und Benehmen der Gräfin Camerata anklebte.

„Verzeihen Sie, theure Freundin, daß ich Sie mit einer Ihnen selbst unverständlichen Bitte behellige," sagte sie zu der jüngeren Dame. „Ich bin Niemand sonst hier in Wien so nahe getreten, wie Ihnen, und wenn auch die Rolle, welche ich Sie zu übernehmen bitte, eine ganz unverfängliche nach jeder Richtung ist, werden Sie doch begreifen, daß ich nicht jemand weniger Vertrauten darum angehen mag, der vielleicht weiß Gott was! dahinter vermuthen würde."

„Ich versichere Ihnen, daß ich mit Vergnügen bereit bin, Ihnen zu dienen und — daß ich gar nichts vermuthe," entgegnete die jüngere Dame mit einem reizenden Lächeln, das die Grübchen auf Kinn und Wangen zu vollster Geltung brachte.

„Das ist scharmant von Ihnen, so scharmant, wie Sie ja überhaupt sind. Ich betheuere Ihnen übrigens, meine liebe Comtesse Marie, daß mein Vorhaben, so räthselhaft und interessant es auch zu sein scheint, durchaus mit keiner Liebes-Intrigue etwas zu thun hat. Wenn Sie daher heute vielleicht eine oder mehrere Eroberungen machen werden, so schreiben Sie dieselben allein auf Rechnung ihrer Schönheit und Liebenswürdigkeit, nicht aber auf jene des gleichen Dominos welchen Sie mit mir tragen werden."

„O wenn ich wirklich Eroberungen machen sollte, werde ich Ihnen gewissenhaft darüber berichten.“

„Ich verzichte darauf, denn Eroberungen, welche wir unseren Freundinnen mittheilen, sind selten ernst zu nehmen und ich würde mich freuen, wenn ein gütiger Zufall Ihnen eine solche von recht glücklichen Folgen als Lohn Ihrer Bereitwilligkeit zuführen würde.“

„Sie legen zu viel Gewicht darauf, daß ich mich bereit erklärte, statt des vorbereiteten rosafarbenen einen dunklen Domino zu tragen. Wenn die Eroberung, die ich als Lohn dafür machen soll, in Uebereinstimmung mit meiner Handlung stehen wird, dürfte ich kaum Ursache haben, stolz darauf zu sein.“

„Es kommt nicht auf die Mühe an, die man bei einem geleisteten Dienst übernimmt, sondern auf den Werth, welchen derselbe für den Empfänger hat,“



Insel Sanct Helena. (Seite 686.)

entgegnete Gräfin Camerata ernst. „So geringfügig der ist, welchen Sie mir erweisen, so kann er doch unter Umständen von großer Bedeutung für mich sein. Ich habe mich darum auch an Sie gewendet, da Sie als Ungarin mehr mit der Französin sympathisiren und ich voraussetze, daß Sie keine prüden Bedenken haben werden, wie ich es von den steiflockigen deutschen Damen meiner Bekanntschaft vielleicht hätte erwarten dürfen.“

„Ich bin vollkommen überzeugt, daß Sie nichts von mir verlangen werden, das mich compromittiren könnte.“

„Ich danke Ihnen, meine Theure. So — hier ist der Domino, ganz gleich dem meinen, hier die Maske und das Hütchen. Unter dieser mitleidigen Hülle sieht man nicht, um wie viel jünger und lieblicher Sie sind als ich und wir können wohl Eine für die Andere passiren.“

„Eine solche Verwechslung könnte nur mir schmeicheln."

„Bah! mein Kind, Frauen brauchen nicht galant gegen einander zu sein. Glauben Sie mir, wenn man zwanzig Jahre einmal überschritten hat, so kann jedes kommende eine Fülle von Reizen über uns ausgießen, den der Jugend ersetzen sie doch nicht. Ich wiederhole Ihnen, daß Sie in Ihrem Benehmen auf der Redoute gar keine Rücksicht auf mich zu nehmen haben, spricht sie Jemand in einer Ihnen unverständlichen Weise an —"

„So antwortete ich ihm ebenso und die schönste regelrechteste Masken-Conversation ist fertig," rief lachend die Comtesse.

„Ganz richtig. Ich brauche Ihnen wohl nicht zu sagen, daß Sie auf der Redoute mich nicht kennen und die Gleichheit unserer Costüme ein bloßer Zufall ist."

„Ich verstehe — ich habe keine Ahnung, daß noch eine andere Maske im



Der Herzog von Reichstadt auf dem Paradebette. (Seite 715.)

blaubebänderten Domino auf dem weiten Erdenrund existirt, noch weniger aber weiß ich, welche Dame darunter steckt."

„Vortrefflich! Sie sind ganz dazu geschaffen, einen Mann zuerst verrückt und dann — wenn es noch möglich ist! — wieder klug zu machen. Nun aber, meine Theure, wird es Zeit sein, aufzubrechen. Im Interesse meiner kleinen harmlosen Verschwörung wird es besser sein, wenn wir nicht zusammen erscheinen."

„Ich habe das vorausgesehen und meinen Wagen warten lassen."

„Schön — ich werde Sie also bitten, noch eine halbe Stunde hier zu verweilen, ich ziehe es vor, früher auf der Redoute zu erscheinen, was Sie mir als Hauptbetheiligte gewiß einräumen werden."

„O natürlich!" fiel die Comtesse ein, welcher die Sache sehr viel Spaß machte. „Um so lieber, da ich eigentlich eine gar nicht Betheiligte bin."

„Vielleicht ist die Rolle, die Sie heute mir zu Liebe übernehmen, so unscheinbar sie auch ist, noch einst eine Quelle stolzer Befriedigung für Sie,"

entgegnete Gräfin Napoleona Camerata. „Also leben Sie wohl für heute, meine theuere Freundin! Amüsiren Sie sich gut und richten Sie nicht zu große Verheerungen in den Männerherzen an.“

Die Damen umarmten und küßten sich und Gräfin Camerata rauschte die Treppe hinab, um einen der eleganten Wägen zu besteigen, welche sie nebst einer Anzahl von Reitpferden während ihres Aufenthaltes zu Wien hielt.

In den Kissen zurückgelehnt, überdachte sie nochmals ihre Vorkehrungen, während der Wagen dem Josefsplatze zurollte.

„Ja, auf diese Art wird es mir möglich sein, mich selbst dann zu salviren, wenn der Prinz in seiner Bedenklichkeit schwach genug gewesen sein sollte, mich zu verrathen,“ dachte die Gräfin, in welcher genug italienisches Blut steckte, um ihr eine angeborne Anlage zum Intriguiren mitzutheilen. „Bevor ich mich überzeugt habe, daß der Prinz selbst es ist, mit dem ich spreche, soll kein Wort mir entschlüpfen, das mich blosstellen könnte und ohne ein solches? Bah! was kann man mir anhaben? Die dunkle Maskentracht mit blauen Maschen ist nicht mein alleiniges Vorrecht und sollte man dessen Tragen zu einem Verdachtsgrund machen, nun — da wird es verblüffte Gesichter geben, wenn sich eine der Trägerinnen dieses verpönten Gewandes als Comtesse Szekrenyessi entpuppt. Im Bewußtsein mystificirt zu sein, wie schon öfter, wird man die Sache fallen lassen — ich aber werde dann wenigstens Gewißheit haben, daß auf den Prinzen für die Sache unseres Hauses nicht mehr zu rechnen ist, doch nein! das darf nicht sein — er kann nicht vergessen haben, was er seinem Lande, dem Andenken seines Vaters, sich und der eigenen Zukunft schuldig ist!“

Die „Katharinen-Redoute“ erfreute sich in früheren Zeiten eines sehr großen Zuspruches. Galt es doch für lange Wochen von aller rauschenden Lust Abschied zu nehmen. Die Mitglieder des allerhöchsten Kaiserhauses ließen sich wohlgefällig von den einfachsten Leuten, besonders den Mädchen, „sekiren“ (wie der Localausdruck lautet) und waren daher stets umdrängt von Necklustigen! Solches galt auch von dem schönen Herzog von Reichstadt, der sich der Andrängenden oft kaum erwehren konnte. (Hiezu das Bild.)

Außer den im Gefolge der häufig vollzählig vertretenen kaiserlichen Familie erscheinenden Würdenträger nahm fast die gesammte Aristokratie, nicht minder aber auch der höhere Bürgerstand daran Theil. Diese gesellschaftliche Mischung war aber nicht nach Aller Geschmack und nach Entfernung des Hofes gaben einst einige heißblütige junge Aristokraten ihrer Mißachtung gegen die übrigen Anwesenden dadurch drastischen Ausdruck, daß sie ein Seil im Viereck spannten und sich die ganze Nacht nur innerhalb dieser Grenzen bewegten. Ein ernster Verweis des Kaisers, der in solchen Dingen keinen Spaß verstand, traf die übermüthigen jungen Herren; noch empfindlicher rügte aber ein überall colportirter Vers Grillparzer's diese Ungezogenheit:

„O schließt euch ab und nur recht eng und fest,
Ihr habt nicht blos, ihr seid die Pest!“

Als die Gräfin Camerata im Redoutensaal erschien, war derselbe schon von einer bunten Menge durchwogt. Zwischen den die Mehrzahl bildenden verschiedenfarbigen Dominos drängten sich einzelne prächtige Charaktermasken und die unvermeidlichen Türken, Schweizerinnen, Eremiten, Colombinen und Arlequinos brachten einige Bewegung und lebhaftere Farbentöne in das Gewühl. Das Orchester mühte sich mit seinen lockendsten Weisen vergeblich ab; es war kein Raum zum Tanzen und es hatte auch Niemand Lust dazu. Man plauderte, lachte und intriguirte mit so viel Witz und Geist, als jedem Einzelnen eben zu Gebote stand



A. u. N.

Der Herzog von Reichstadt im Redoutensaale.

12.

und ein lustiges Durcheinandersummen füllte die weiten Räume und übertönte oft die rauschende Musik.

Schon einigemale war die Gräfin im Saale auf und abgeschritten, ohne daß sich jemand genähert hätte. Endlich lehnte sie sich an eine Säule, von wo aus man das bunte Gewühl überblicken konnte. Mit kurzen abweisenden Worten erwiderte sie auf die üblichen Maskenscherze, die man an sie richtete, denn ihre Augen flogen unablässig suchend über die Menge.

„Wohin denkst Du, Maske?" schlug eine gedämpfte Stimme an ihr Ohr.

Sie fuhr zusammen, wendete sich um, und sah eine einfache, aber elegante Maske im Kostüme eines Malteserritters vor sich. Der lange schwarzseidene Mantel mit dem weißen Kreuz war am Halse mit einem werthvollen Knopf geschlossen und auch die langen nickenden Straußfedern am Hut steckten in einer blitzenden Agraffe.

Forschend überflog die Gräfin die hohe schlanke Gestalt, dann erst sagte sie mit zitternder Stimme: „Meine Gedanken weilten weit draußen, wo die brausenden Wogen ein einsames Eiland umrauschen."

„Und wie heißt dieses Eiland?"

„Woher kommst Du, Maske?" lautete die Gegenfrage der Gräfin.

„Ich komme aus Rom."

„Und jenes Eiland heißt Sanct Helena," flüsterte die Gräfin.

Ohne weiter ein Wort zu sprechen, reichte der Malthesers ihr den Arm und führte sie durch das Gedränge in einen der Nebenräume, wo an einzelnen ziemlich weit von einander abstehenden und durch Zwischenwände getrennten Tischen einzelne Gruppen und Paare sich unterhielten.

In tiefer Bewegung wollte die Gräfin, als die männliche Maske sie durch einen Wink zum Sitzen aufforderte, die Hand ergreifen und an ihre Lippen ziehen, als sie ihr jedoch rasch entzogen wurde und der Malthesers zurücktrat, richtete sie nochmals durchdringende Blicke auf ihn.

„Ich will Dich nicht belügen, schöne Maske," nahm der Mann das Wort, „ich komme aus Rom — bin aber nicht der, den Du erwartest."

„Also doch!" brach es wie ein Schmerzensruf aus dem Munde der Gräfin, während sie vor dem Ritter zurückwich.

„Beruhige Dich, Maske," sagte dieser. „Wenn ich auch nicht der bin, den Du hinter meinem Mantel vermuthest, so komme ich doch in seinem Namen. Hegst Du Mißtrauen? Es bedarf nur eines Winkes, so entferne ich mich und gebe mein Ehrenwort, daß ich mich Dir nicht mehr nahe."

Die Gräfin kämpfte offenbar einen Moment zwischen Argwohn und Neugierde. Trotz ihrer männlichen Manieren war sie aber doch Weib genug, um der letzteren zu unterliegen. Sie setzte sich und sagte, den Kopf wie vor Ermüdung in die Hand stützend: „Was hast Du mir zu sagen?"

In vorsichtiger und doch präciser Rede entwickelte Herr von Prokesch, denn er war es, alle Gründe, welche es dem Herzog von Reichstadt unmöglich machten, auf die Vorschläge der Gräfin einzugehen. Er nannte keinen Namen, bezeichnete aber die einzelnen Personen so deutlich, daß kein Zweifel entstehen konnte.

„Im Interesse seiner Würde und um der Zukunft nicht durch einen Mißerfolg vorzugreifen, muß der Herr aus Rom sich jetzt die größte Zurückhaltung auferlegen. Es liegt kein Verzicht auf das, was er als sein angeborenes Recht betrachtet, darin, wenn er davor zurückscheut, unberechenbares Unheil nicht allein über Jene zu bringen, die ihm jetzt nahe stehen, sondern über die Millionen Ferner, die seinem Herzen am theuersten sind. Er wird fordern und erringen, wenn die rechte Zeit gekommen ist."

Herr von Prokesch handelte und sprach als Diplomat. Um seinen Zweck zu erreichen, machte er der Denkweise der Gräfin Concessionen und legte seinem

Auftraggeber Worte in den Mund, deren Bethätigung er selbst gewiß am wenigsten gebilligt hätte.

„Die rechte Zeit!“ wiederholte die Gräfin bitter. „Das ist die alte Ausrede, wenn man unentschlossen und zaghaft ist. Die rechte Zeit ist immer, wenn man Muth und Zuversicht hat und seinem Sterne vertraut.“

„Die Entscheidung darüber steht doch wohl demjenigen zu, der allein des Erfolges theilhaftig würde, aber auch allein den Einsatz zu wagen hat. Mir scheint es schön und edel gedacht zu sein, nicht um eines Ehrgeizes willen das Leben und das Wohl so vieler treuer Freunde auf das Spiel setzen zu wollen.“

„Es geht nicht an, auf der Weltbühne, wo es Großes zu erringen giebt, solche kleine Bedenken geltend zu machen,“ sagte die Gräfin rasch. „Aber genug! ich sehe, der — der Mann aus Rom denkt zu viel daran was er ist, er hat vergessen, was er war und was er sein könnte!“

„Er war, ist und wird stets ein edler, hochsinniger und wenn er es sein darf, auch tapferer und entschlossener Mensch sein, dessen bin ich versichert, Maske,“ entgegnete Prokesch mit Wärme. „Glaube mir, daß es seiner Dankbarkeit für Deine Hingebung keinen Abbruch thut, wenn er das dringende Verlangen stellt, es mögen alle weiteren Schritte, die ihn compromittiren und — Dich verderben können, unterlassen werden.“

„Ich denke nicht an mich, wenn es einen hohen Zweck gilt!“ sagte die Gräfin schroff.

„Diese Entschlossenheit ehrt Dich, Maske, aber sie zwingt Deine Freunde in Deinem Interesse Unbesonnenheiten zu verhüten. Man ist argwöhnisch und — vielleicht könnte der Mann aus Rom Dich nicht schützen, wenn man Dich für gefährlich hielte. Er ist machtlos und — wie Du weißt, selbst ein Gegenstand steten Argwohnes.“

„Um so schlimmer, wenn er eine so unwürdige Existenz erträgt!“

„Er ist gereift und klug und weiß das innerste Fühlen der Menschen von jenen häßlichen Beigaben zu trennen, welche der Zwang der Umstände mit sich bringt. Vergiß nicht, Maske, daß jeder falsche Schritt, jede Uebereilung ihm, außer dem Schmerz, Dich in Gefahr zu wissen, selbst verderblich werden kann.“

„Ich bin allein verantwortlich für das, was ich thue und werde Niemands Schutz anrufen!“ entgegnete die Gräfin mit echt weiblicher Hartnäckigkeit, die Zähne zusammenbeißend und das kostbare Spitzentuch vor Zorn zerknitternd.

„Nun gut,“ sagte Herr von Prokesch nachdrücklich. „Dann bleibt, mir nichts mehr übrig als an die Stelle der Wünsche und Rathschläge den Befehl meines Auftraggebers treten zu lassen. Kraft des Rechtes, das ihm seine Abstammung von einem Manne verleiht, der keinen Widerspruch duldete und kraft der Thatsache, daß er allein vor Mit- und Nachwelt verantwortlich ist, gebietet er Dir, Maske und Allen, die vielleicht mit Dir im Einverständnisse sind, sofort von allen weiteren Schritten abzulassen. Er heischt dies auch darum, weil er im entscheidenden Augenblick der Dienste so treuer Freunde nicht entrathen will.“

„Die meinen werden ihm stets bis zum letzten Athemzug geweiht sein,“ betheuerte die Gräfin begeistert.

„Wenn nicht eine Unbesonnenheit Dich nach Munkacs oder auf den Spielberg gebracht hat und Du durch die dicken Mauern der Casematten verhindert bist, dann an seiner Seite zu stehen, wenn es am Nöthigsten sein wird,“ setzte Prokesch kalt bei.

„Drohungen schrecken mich nicht,“ entgegnete die Gräfin Camerata. „Widerstrebend und traurigen Sinnes thue ich es — aber ich füge mich seinem Befehle. Ich fürchte zwar, daß das Zaudern ihm und unserer Sache mehr Schaden bringt, als die größte Tollkühnheit — aber er ist mein Herr, ich gehorche!“

„Er wird diesen Gehorsam als ein werthvolles Opfer empfinden!"

„Meine Gedanken und mein Herz sind immer bei ihm," versicherte die Gräfin mit bebender Stimme und erhob sich.

Herr von Prokesch war froh, seinen Zweck erreicht zu haben und spürte kein Verlangen, die Unterredung weiter auszudehnen. Er reichte der Gräfin den Arm und geleitete sie in den Saal zurück, wo unterdessen das Gewühl noch zugenommen hatte. Nur Schritt für Schritt konnte man vorwärts kommen. Als der Maltheserritter sich nach einer Stockung wieder in Bewegung setzen wollte, bemerkte er zu seinem Erstaunen, wenn auch nicht zu seinem Leidwesen, daß der schwarze Domino mit den blauen Schleifen von seinem Arm verschwunden war. Da er mit dem Herzog verabredet hatte, sich auf der Redoute noch treffen zu wollen, machte er sich daran, diesen aufzusuchen, was im fortwährend hin und her fluthenden Gewühl eben keine leichte Aufgabe war.

Der Herzog von Reichstadt befand sich schon längere Zeit auf der Redoute. Er trug diesmal einen einfachen Domino und war anfänglich theilnahmslos durch die scherzende und kosende Menge geschlendert, um sich endlich an einen Pfeiler zu lehnen und die Blicke wehmüthig über das fröhliche Gewühl gleiten zu lassen. Schmerzlich wie noch nie fühlte er seine Vereinsamung und er zog sich noch weiter zurück, um seine Maske lüften und seinen traurigen Gedanken nachhängen zu können, die ihn bald ganz auf seine Umgebung vergessen ließen.

Erst als ein älterer unmaskirter Herr knapp vor ihn hintrat, hob er die Blicke und gewahrte seinen Großvater vor sich. Kaiser Franz trug seinen gewöhnlichen Civilanzug, den langen schwarzen Rock, der fast bis zu den hohen steifen Stiefeln reichte. Aus dem länglichen ernsten Antlitz blickten die hellblauen Augen forschend auf den Prinzen, während ein gutmüthiges Lächeln die schmalen Lippen des streng geschnittenen Mundes umspielte.

„Ah — da find't man den jungen Herrn!" sagte der Kaiser. „Und immer allein, immer in Gedanken, immer gremassig (trüb gestimmt). Es ist wirklich jetzt ein Kreuz mit den jungen Leuten! Sie haben verlernt jung und lustig zu sein, weil's halt gar so g'scheit sein und sich den Kopf mit Sachen zerbrechen, die sie nix angehen."

Diese nicht ohne Beziehung gesprochenen Worte trieben dem Prinzen eine leichte Röthe in das Gesicht. Er richtete sich von der ehrfurchtsvollen Verbeugung auf und erwiederte bescheiden:

„Wer so gut berathen ist, wie ich, wäre undankbar, wenn er den Geist mit Dingen beschweren wollte, die zu entscheiden reiferer Erfahrung vorbehalten bleiben muß. Uebrigens stimmt mich der Anblick der heiteren Menge oft trüb und" —

„Das is doch kurios," unterbrach ihn der Kaiser kopfschüttelnd. „Mich drucken doch allerhand Sorgen, wann ich aber seh' wie meine Wiener kreuzfidel sind, g'spür' ich gleich auch a bissel Lustigkeit."

„Weil Eurer Majestät Güte sich an dem Wohl der Unterthanen erfreut!"

„Js schon wahr," bestätigte der Kaiser. „So lang sie lachen und tanzen, denken s' auf nix (nichts) Unnöthig's — und das ist die Hauptsach'. So lang man aber jung ist, soll man kein' äußerlichen Anlaß brauchen, um lustig zu sein, da soll's von selber kommen. Ist Dir vielleicht wieder nit gut, Franzi?" setzte er besorgt hinzu.

„O nein, Majestät, ich befinde mich ganz wohl."

„Na — es is nur, weil der Doctor Malfatti meint, Du wärst zu viel aufg'schossen und Du thät'st Dich zu viel anstrengen. Weißt, jetzt, wann ein schlecht's Wetter ist, mußt nit immer mit Dein Bataillon ausrucken, das is Ueberfluß. Die feuchte kalte Luft und der Nebel thun nicht gut, wenn man nit recht fest ist und — es sind ja Andere g'nug da, die's so gut richten, wie Du."

„Majestät sind sehr gütig, aber der mir allergnädigst eingeräumte Wirkungskreis macht mir Vergnügen und ich halte es für meine Pflicht, ihn ganz auszufüllen."

„Is schon recht, Franzi, is schon recht," sagte der Kaiser billigend, „aber nur Alles mit Maß und Ziel. Die G'sundheit geht voran, denn wo die fehlt, da heißt's mit alle schönen Vorsätz' und Absichten nix. Was nutzt's, wann der Kopf alleweil was thun will und der Körper sagt, er thut nit mit? Also g'scheit sein, Franzi und dem Malfatti folgen!"

„Ich werde nicht ermangeln, den ärztlichen Anordnungen nachzukommen, falls sich solche nöthig erweisen sollten."

„Schön — und hörst, Franzi, denk' und grübl' nit so viel nach — das thut kein gut' für so einen jungen Menschen. Was g'scheh'n und was jetzt ist, das macht kein Nachdenken anders, und die Zukunft? die kann man nit bei den Haaren herbeiziehen und sie macht sich von selber, oft ganz anders als wir glauben und wünschen. Geh' unter d'Leut und unterhalt' Dich, wie es sich für Deine Jahr' schickt — natürlich mit Maß und Ziel. Nix übertreib'n, das ist die Hauptsach'! merk' Dir das. B'hüt Dich Gott! Die Kaiserin wird schon z'Haus wollen. — Sieh'st, Franzi, die Karolin' is a gar wunderbare häusliche Perl'! früher hab' i lauter G'malinen g'habt, jetzt aber hab' i Gott sei Dank ein Weib!"[1]

Mit einem freundlichen Kopfnicken die Verbeugung des Enkels erwidernd, wendete sich der Kaiser ab und der Herzog sah nicht ohne Rührung, wie der Greis, in dessen Hand das Schicksal von Millionen ruhte, sich wohlgemuth durch die dichten Gruppen drängte und sich langsam nach dem Nebenraum durchkämpfte, in welchem die Kaiserin Karolina Augusta, die noch heute unvergessene „Perle," mit ihren Damen weilte.

Als einen Moment die dichtgekeilte Menge dem Kaiser das Weiterkommen verwehrte und ein übereifriger Hofbediensteter ziemlich ungestüm einen Weg zu bahnen versuchte, winkte ihm Kaiser Franz sichtlich unangenehm berührt, davon abzustehen und rief ihm laut zu: „Aber lassen S' do' die Leut' geh'n — es wird sich schon wieder machen!"

Der Herzog von Reichstadt steckte sich die Maske wieder vor und mengte sich unter das Gewühl. Er war noch nicht weit gekommen, als ihm der dunkle Domino mit den blauen Schleifen in das Auge fiel, welchen, wie er wußte, die Gräfin Camerata tragen sollte. War sie es oder trug durch einen boshaften Zufall eine andere Dame das gleiche Kleid? Er erschrak, wenn er daran dachte, wie leicht in diesem Falle eine Unvorsichtigkeit von Prokesch zu Unannehmlichkeiten führen konnte. Und wenn es die Gräfin war, hatte sein Vertrauter schon mit ihr gesprochen und seinen Zweck erreicht oder hatte sie sich geweigert, jemand anderen anzuhören, als ihn selbst? Wohl schien es ihm, als wäre die Figur der Gräfin stärker, als jene der Dame, die so einsam inmitten der lustigen Gesellschaft blieb, aber der faltige Domino konnte ja täuschen.

Eine lebhafte Unruhe ergriff ihn, welche zu beheben er endlich den Entschluß faßte, indem er sich dem verhängnißvollen Domino anschloß.

„Hast Du Deine Freunde schon gefunden und ausgeführt, was Dich hierher brachte, schöne Maske?" sprach er die Dame an.

Diese blieb stehen und der Herzog bemerkte, daß die glänzenden Augen unter der schwarzen Sammtmaske hervor schelmisch lächelnd auf ihn gerichtet waren.

„Muß man denn gerade hier Jemand suchen oder ein besonderes Geschäft haben?" entgegnete die Dame. „Ich denke, ein solcher Ort wäre eigentlich dazu da, um zu finden, was man nicht sucht und zu thun, woran man früher nicht dachte."

[1] Eigene Worte.

„So sollte man es auffassen, — aber leider ist den Menschen sogar der Ort der Freude nur dazu da, um ihn durch ihre Sorgen und Intriguen zu entweihen.“

„Das ist nicht recht, — beinahe so schlimm, als daß ich eben anfing, mich an diesem Ort der Freude ganz ausgiebig zu langweilen,“ entgegnete neckisch die weibliche Maske.

„War das vor oder nachdem ich mir erlaubte, Dich anzusprechen?“

„Natürlich früher, — denn keine Frau langweilt sich, wenn sie plaudern kann.“

Dem Prinzen gefiel die Schlagfertigkeit und die heitere Unbefangenheit, welche aus den Worten der weiblichen Maske sprach. Er bot ihr seinen Arm und führte sie in heiterem Gespräch in weniger besetzte Partien der Festräume. Bald war er überzeugt, daß der dunkle Domino mit den blauen Schleifen ein bloßer Zufall sei und Prokesch mit dieser Maske noch nicht gesprochen habe.

Der junge Prinz vergaß seiner Sorgen und überließ sich gern dem Zauber, welchen die witzige und von Bildung und Gemüthstiefe zeigende Unterhaltung der Dame auf ihn ausübte. Er übersah dabei nicht, daß das Kinn, soweit es unter dem Spitzenbesatz der Sammtmaske sichtbar war, eine reizende Rundung verrieth und unter dem Federhütchen glänzend braune Locken auf einen schneeig weißen Hals sich ringelten.

„Mir ist stets, wenn ich mich unter so vielen unbekannten Menschen befinde, als wäre ich ganz allein — einsamer als auf weiter menschenleerer Haide,“ sagte der Herzog träumerisch. „Mir thut der Gedanke weh, unter so vielen fühlenden Wesen zu sein, welchen ich fremd und ein — Nichts bin.“

„Das sind traurige Gedanken,“ entgegnete seine Begleiterin, „und noch dazu unrichtige. Der Mensch ist unter seinesgleichen nie allein, wenn er sich nicht selbst dazu macht.“

„O es giebt auch Verhältnisse, welche dazu zwingen, das warme Herz gegen die Mitwelt abzuschließen und einsam zu sein — zu bleiben.“

„Das ist möglich — aber ich würde mich einem solchen Zwang nicht fügen!“ entgegnete entschlossen die Maske. „Uebrigens — ist es nicht sehr galant, an der Seite einer Dame darüber zu klagen, daß man sich einsam fühlt.“

„Ich sprach auch nicht davon, daß dies gerade jetzt der Fall ist. Und vielleicht — ist mir gerade diese Umgebung von Theilnahmslosen erwünscht und sie ersetzt mir die Abgeschiedenheit, deren ich mich an Deiner Seite, holde Maske, erfreuen möchte.“

„Ich denke wir kehren in den großen Saal zurück“, sagte die Dame mit etwas unsicherer Stimme und fügte dann neckend hinzu: „Dort ist die durch viele Menschen repräsentirte Einsamkeit noch auffälliger.“

„Dein Wunsch ist Befehl“, entgegnete galant der Herzog, zögerte jedoch mit seinen Schritten, „was wird aber das Schicksal einer Bitte von mir sein?“

„Das kommt auf den Gegenstand derselben an,“ erwiederte die Dame.

„Ich will mich nicht auf das Maskenrecht stützen — sondern flehe nur darum, daß Du die Bänder für einen Moment lösest, welche ein Antlitz so neidisch verhüllen, von dem ich mir so viel verspreche!“

„Nein! nein! dann will ich es nicht thun — es könnte nicht halten, was Du Dir versprichst.“

„Das ist nicht möglich!“ rief der Prinz feurig. „So viel Geist und Gefühl können nicht in einer weniger herrlichen Hülle wohnen!“

„Und wenn es doch so wäre?“

„Dann wäre es eine Ungerechtigkeit der Natur, die ich durch meine Verehrung gut machen würde!“

Als guter Taktiker hatte der Herzog so manövrirt, daß er ziemlich allein mit seiner Begleiterin stand, als er zagend nach den Bändern griff, welche die Maske befestigten.

Die kleine weiche Hand der Dame wehrte ihm, löste aber dann selbst zitternd die Schleife. Die Maske fiel und zeigte dem entzückten Prinzen das reizende Antlitz der Comtesse Szekrenyessi.

„Wie schön!" flüsterte er und blickte so unverwandt in die herrlichen Augen, daß sich diese senkten und eine tiefe Röthe das jugendschöne Antlitz überflog.

„Nun aber — gilt das Maskenrecht nur für die Herren? — oder muß ich auch bitten, um die Züge desjenigen sehen zu dürfen, der sich seit einer Stunde so viel um mich und meine Unterhaltung bemüht?" fragte die Gräfin, um ihre Verlegenheit zu verbergen.

„Nein — es bedarf einer solchen nicht, obwohl es vielleicht besser wäre, wenn ich es darauf ankommen ließe und sie dann abschlüge," entgegnete der Prinz seufzend. „Bevor ich aber mein Antlitz zeige, an dem meines Wissens nicht viel Interessantes zu sehen ist, verlange ich ein Versprechen."

„Ich habe meine Maske ohne Bedingungen fallen lassen," mahnte die Comtesse.

„Auch ich stelle keine Bedingungen — — sondern wage nur eine Bitte. Sollen wir uns heute das letztemal gesehen haben?"

„Warum das?" entgegnete mit rührender Einfachheit die Dame.

„Sie versprechen also — mir ein Wiedersehen zu bewilligen?"

Ein leichtes Kopfnicken brachte die beseligende Gewährung und der Prinz zog die Maske vom Antlitz. Seine vornehmen Züge waren in ganz Wien zu sehr bekannt, als daß die Comtesse nur einen Moment hätte in Zweifel sein können.

Sie erblich, wankte zurück und flüsterte erschrocken: „Der Herzog von —"

„Nennen sie diesen Namen nicht, der mir verhaßt ist," sagte der Prinz feurig, „der mir aber ganz verleidet würde, wenn er Schuld wäre, daß Sie sich von mir zurückziehen. Vergessen Sie, wer ich bin, wie ich es ja so oft von Herzen gern thäte und sehen sie nichts in mir, als einen Mann, der von Ihrem Liebreiz bezaubert ist, und kein höheres Glück kennen würde, als wenn in Ihrem Herzen ein leises Echo dem Gefühle antwortete, das in dem seinen so plötzlich und übermächtig für Sie erwacht ist! Vergessen Sie, wer ich bin, so wie ich nicht fragen will, wer Sie sind und nur die Verkörperung meiner schönsten Träume in Ihnen sehen will!"

Es ist überflüssig dem Gespräche des jungen Paares weiter zu folgen. Herr von Prokesch hatte den Herzog lange vergeblich gesucht, bis er ihn zu seinem größten Entsetzen an nur ihm bekannten Zeichen in dem Begleiter des verhängnißvollen dunklen Domino mit den blauen Schleifen erkannte.

„So hat ihn dieses desparate Weib doch ausfindig gemacht und vergißt, während sie ihn zu allerlei Thorheiten beschwatzt, was sie mir versprochen hat!" murmelte er grimmig, denn zu seinem Entsetzen sah er, daß der Herzog mit der gefürchteten Dame in äußerst intimer Weise und vollkommen vertraut verkehrte und sich oft tief herabbeugte, um ihr besonders gefährliche Mittheilungen in das Ohr zu flüstern.

Das glückliche Paar hatte keine Ahnung, mit welchen Sorgen und Groll der Maltheserritter ihnen folgte. Mehr als einmal war er auf dem Punkt, die ihm gefährlich erscheinende Intimität zu stören, aber die Rücksicht auf jene Grenzen, welche der Freundschaft mit Hochgebornen stets gezogen ist, hielt ihn ab. Endlich geleitete der Prinz die Dame zum Wagen und als er in den Saal zurückkehrte fiel ihm beim Erblicken des Malthesers erst wieder ein, was für eine Bedeutung sich außer seinem Abenteuer noch an die heutige Nacht knüpfte.

„Hoheit haben mit der Gräfin Camerata gesprochen?" fragte besorgt Prokesch.

„Ich? Gott bewahre!" entgegnete der Prinz heiter. „Aber Sie haben doch mit ihr gesprochen?"

„Ja. Aber jener dunkle Domino mit den blauen Schleifen?"

„Barg zu meinem Entzücken jemand Anderen. Nun, was haben Sie ausgerichtet?"

Herr von Prokesch berichtete über die Unterredung mit seinem Domino, was der Prinz seinerseits nicht für nöthig hielt. Er athmete nur froh auf und sagte:

„So ist auch diese Sorge behoben. Ich bin Ihnen sehr dankbar dafür und denke, wir können Beide zufrieden sein damit, was wir bei den Doppelgängerinnen ausgerichtet haben."



Elise Bacciocchi, Gräfin Camerata. (Seite 690 u. f.)

Ein seliger Liebesfrühling erblühte dem Prinzen und ließ ihn das Peinliche seiner Stellung leichter ertragen. Mit dem ganzen Feuer seines weichen Herzens schloß er sich an die Geliebte an, die ihm durch rückhaltlose Anhänglichkeit lohnte. Daß er sich auch diesem Gefühl nicht frei und offen überlassen konnte, war natürlich und ist eben so begreiflich, als daß durch dasselbe die unheilvollen Rückwirkungen seiner Seelenkämpfe auf den Körper nicht ganz aufgehoben werden konnten.

Die geschäftige Phantasie des Volkes, welche sich nicht leicht mit dem begnügt, was offen vor Aller Augen liegt, umgab auch die Herzensbeziehungen des Herzogs mit einem ganzen Mythus, dessen einzelne Züge um so weniger der Wahrheit entsprechen, als sie ihm eine Libertinage zuschrieben, die seinem ernsten Wesen gewiß fremd war. Am verbreitetsten ist die Tradition von einem intimen Verhältniß der Tänzerin Fanny Elsler zu dem Herzog. Diese selbst widersprach einer solchen Annahme jederzeit, ohne jedoch gegenüber dem zäh festgehaltenen und romantisch aufgeputzten allgemeinen Vorurtheil Glauben zu finden.

In jüngster Zeit sind ihr nun in dem Briefwechsel des Herzogs mit Herrn von Prokesch und in des Letzteren Memoiren unwiderlegliche Zeugen für die Wahrheit ihrer Behauptung entstanden. Herr von Prokesch, der stets im intimsten Verkehr mit dem Prinzen blieb und sich nicht scheut, der Wahrheit in anderen Dingen treu zu bleiben, erklärt die Annahme eines Verhältnisses mit Fanny Elsler für eine müssige Erfindung, die dadurch entstanden sei, daß der Leibjäger des Herzogs von Reichstadt ihn selbst öfters im Hause des Herrn von

Gentz aufgesucht habe. Er verbürgt sich dafür, daß der Prinz mit der berühmten Tänzerin nie auch nur mündlich verkehrt habe.

Diese Behauptungen finden ihre Bestätigung, wenn man der Laufbahn der Künstlerin folgt. Sie verließ Ende 1830 Wien, um zuerst in Berlin zu gastiren, wo ihr durch Empfehlungen des greisen Seladons Gentz die besten Cirkel geöffnet wurden und trat dann einen wahren Triumphzug durch ganz Europa an, der nur durch mehrmaligen kurzen Aufenthalt in Wien unterbrochen wurde.

Herr von Gentz selbst scheint diese Trennung schwer empfunden zu haben und auch nicht ganz von quälenden Zweifeln trotz seiner Zuversicht frei geblieben zu sein, denn er schrieb kurze Zeit vor seinem Tod (9. Juni 1832) nach Erwähnung seines Verhältnisses zur Elsler: „Es steigt aus dem Quell des Vergnügens ein bitterer Nachgeschmack herauf, der unter Blumen uns ängstigt, möchte ich mit dem Herzenskenner Lucrez ausrufen! Ich gestehe, daß mir Muth und Lust fehlen, mehr auszusprechen."

Wie viel thatsächliche Wahrscheinlichkeit unter solchen Umständen die Annahme eines Verhältnisses der meist von Wien abwesenden Tänzerin mit dem Herzog von Reichstadt hat, ist nicht schwer einzusehen.

Zu einer Zeit, wo wie in unseren Tagen, berechtigte und zweifelhafte Prätendenten allerorten gedeihen, wäre es geradezu wunderbar, wenn der Herzog von Reichstadt, dieser durch seine Selbstbeherrschung ausgezeichnete Prätendent, nicht auch einen solchen gefunden hätte. Schon im Jahre 1857 tauchte in Süddeutschland ein Mann auf, der behauptete einer legitimen geheimen Ehe des Prinzen mit einer Dame aus einem Adelsgeschlechte zu entstammen und seine Ansprüche sogar im gerichtlichen Wege geltend zu machen suchte. Wahrscheinlich diente als Anknüpfungspunkt für seine Behauptungen das doch nicht ganz verborgen gebliebene Verhältniß, dessen Ursprung wir geschildert haben, das übrigens ganz bestimmt zu keiner heimlichen Ehe führte.

Es muß dem angeblichen Sohne des Herzog von Reichstadt auch nicht gelungen sein, seine Ansprüche zweifellos zu begründen, denn seine Persönlichkeit verschwand bald wieder in das Dunkel, aus dem sie so plötzlich aufgetaucht war, gleich so vielen anderen Prätendenten, die sich mit einem romantischen Nimbus umgeben, der durch die nicht immer ganz uneigennützigen Motive und die sonderbaren Mittel, welche angewendet werden, sehr viel von seinem Werth verliert.

Frankreich zumal hat wahrlich gar keinen Mangel an Personen, welche glauben, Rechte auf seinen Thron zu besitzen und es ist ganz aussichtslos, wenn zu den drei oder vier beglaubigten Prätendenten, die lüstern danach schielen, sich noch einige recht zweifelhafte gesellen.

* * *

Mit Beginn des Jahres 1832 traten die Zeichen der zerstörenden Krankheit immer sichtbarer hervor, deren Keime wohl schon in des Prinzen zarter Constitution lagen, aber durch die aufreibenden Seelenkämpfe groß gezogen wurden. Dazu kam eine bis zur Selbstvernichtung gehende Rücksichtslosigkeit gegen die eigene Gesundheit, die er namentlich durch die aller Einreden ungeachtet ziemlich genaue Erfüllung seiner militärischen Pflichten bewies. Nach einem Ausspruch seines Arztes lebte in der Seele des Herzogs ein Zerstörungstrieb, der ihn zwang sich zu tödten und alle Vorsichtsmaßregeln, die sorgsamste Pflege scheiterten an dem furchtbarem Fatalismus, der ihn beherrschte.

Nachdem er aller Einreden ungeachtet noch im Januar 1832 seinen militärischen Pflichten nachgekommen war, verschlimmerte sich sein Brustübel so rapid, daß er sich selber nicht mehr darüber täuschen konnte. Die Aerzte riethen einen Aufenthalt in Italien an und der Herzog ging begierig darauf ein, da in seiner Krankheit

die Sehnsucht nach der Mutter in ihm erwachte, die er seit sechzehn Jahren nicht gesehen und umarmt hatte. Es war bei den obwaltenden Verhältnissen nöthig, zuerst die Einwilligung zu einer solchen Reise einzuholen und diese wurde unverweilt ertheilt — aber es war bereits zu spät, die rasch sinkenden Kräfte des Herzogs erlaubten keine Ortsveränderung mehr.

In den Armen seiner herbeigerufenen Mutter hauchte er nach qualvollen Leiden am 22. Juni 1832 seine Seele aus. Er starb in demselben Zimmer und in demselben Bette, die sein Vater während seiner Anwesenheit in Schönbrunn benützt hatte und in dem dieser vielleicht zuerst von der Macht und Dauer der neu zu gründenden Dynastie geträumt hatte. (Bild Seite 705.)

Der Sohn Napoleon's des Großen starb ohne Testament, denn er hatte nichts was sein Eigen war, als das Schicksal einer gewaltigen Erinnerung, die sich außer ihm schon so vielen Gliedern seiner Familie verhängnißvoll erwies.

Neben dem stolzesten Thron Europas geboren und in der Wiege mit einem Titel geschmückt, der das glänzende Phantom einer Weltherrschaft heraufbeschwor; dann zur Thatenlosigkeit verdammt und gezwungen, das heiße ruhmbegierige Herz den nüchternsten Erwägungen zu unterordnen — das war sein Los. Doch die Art, wie er es trug und nur sich selbst zum Opfer brachte, weil er sich scheute, mit frevelnder Hand das Glück und Leben, die Ruhe von Tausenden zu wagen, um seine ehrgeizigen Träume Wahrheit werden zu lassen, sichert Napoleon dem Zweiten ein reineres, unbefleckteres Andenken, als es den meisten Gliedern seiner Familie von väterlicher Seite zukommt, als es so Vielen zu Theil wird, die sich nicht mit der gleichen Seelengröße in das traurige Geschick fügen, für einen Thron geboren zu sein, ohne ihn besteigen zu können.

Der Erfolg wird wohl nur dem Kühnen günstig sein, der mit kecker Hand scrupellos rasch zugreift, unbekümmert darum, was gut und recht ist, und die Mitwelt beugt sich sklavisch zustimmend auch vor dem Verbrechen, wenn es geglückt und groß genug ist, um straflos zu bleiben. Wie aber der That des einzelnen Menschen im eigenen Gewissen ein unerbittlicher Rächer ersteht, so läßt sich die Stimme der Wahrheit und Gerechtigkeit auf die Dauer auch nicht vom augenblicklichen Erfolg übertönen. Immer lauter wird die anklagende Stimme der Nachwelt — denn die Weltgeschichte ist das Weltgericht!

Vor ihrem Forum aber bedeutet die Thatenlosigkeit des Herzogs von Reichstadt vielleicht mehr als die stolzesten Siege seines Vaters und die diplomatischen Erfolge Napoleon's III., und seine Gestalt wird von einem Glanz überströmt, der ihren von so vielen dunklen Flecken verunstalteten Bildern fehlt.

Vielleicht hat die entthronte Kaiserin Eugenie daran gedacht, als sie in tiefer Erschütterung, bei ihrer Anwesenheit in Wien, am 4. August 1878, die Kaisergruft besuchend, an den Särgen des Kaisers Maximilian von Mexiko und des Herzogs von Reichstadt weilte.

Schloß Trencsin und seine Nachbarburgen.

1. Geschichte des Schlosses.

Wenn Jemand auf die Frage, wohin er seine jährliche Vergnügungstour zu unternehmen gedenke, antwortet, daß er das wildromantische Waagthal in Ungarn besuchen wolle, so wird man ihn verwundert ansehen, ein gedehntes, mitleidig accentuirtes „So!“ hören lassen, die Augenbrauen heben und die Achseln zucken, kurz sich benehmen, wie es unter sogenannten wohlerzogenen Menschen üblich ist, wenn man anfängt, an den gesunden Sinnen des lieben Nächsten zu zweifeln und sich doch scheut, ihm die Consultirung eines Psychiatrikers (Seelenheilkundigen) zu empfehlen.

Wir sind eben in unseren Gewohnheiten und Passionen viel conservativer, als wir es uns gern anmerken lassen. Wir können nicht daran glauben, daß die Gegend irgendwo reizend sein und die Ferienbummelei nach einer Richtung verlegt und genußvoll ausgenützt werden kann, welche nicht durch Jahrzehnte währenden Brauch allen Touristen geläufig ist. Wir glauben nicht an die Vorzüge einer Gebirgsgegend, nicht an die Romantik von Bergen und Thälern, nicht an das Interesse von Orten, von welchen uns nicht Reisehandbücher im unvermeidlichen Bädeker-Roth die verbriefte Versicherung geben, daß sie sich wirklich all' dieser und noch einiger anderer Vorzüge erfreue.

Nach gewissen Gegenden ist für die Mehrzahl unserer Herbstwandervögel, um recht gut österreichisch zu sprechen, „die Welt mit Brettern verschlagen“ und zu der irrigen Meinung, daß viele Partien der Karpathen an natürlichen Reizen es mit den meisten der vielbegangenen Touristenwege nicht aufnehmen können, hat man falsche, zum mindesten übertriebene Vorstellungen, von den Entbehrungen und dem Mangel alles Comforts, welchen der Reisende dort ausgesetzt ist.

Im Durchschnitt wird es in ganz Ungarn in mittelgroßen Orten damit so gut bestellt sein, wie in jenen gleicher Kategorie anderwärts — natürlich die viel befahrenen und betretenen Touristenwege ausgenommen. Gerade auf diesen würde man indes hie und da gewiß gern auf einen Theil des überfirnißten Comforts verzichten, um dagegen eine allen Grundsätzen der Menschlichkeit und Nächstenliebe weniger abholde Abfassung der Hotelrechnungen einzutauschen.

Wer nun gar in weniger frequentirten Thälern unserer Alpenländer gepilgert ist und es erlebt hat, mit scheelen Blicken und schlecht verhehlter Entrüstung angesehen worden zu sein, weil man nach anstrengendem Tagmarsch an einem Freitag ein sündhaft Gelüste nach Fleischspeise blicken ließ; wer in Steiermark mit einem landesüblichen Schmalzkoch oder Heidensterz regalirt wurde, oder in Tirol sich schaudernd vor der „schöpsernen Suppe“, diesem Unschlittmeer mit schwärzlichen Fleischinseln, abwandte; wer jene Triumphe der Zähigkeit und Ungenießbarkeit, welche unter dem Sammelnamen Rostbraten aus den Küchen unserer ländlichen Gasthäuser hervorgehen, zum Schaden seiner Kauwerkzeuge und Verdauung kennen gelernt, braucht sich vor einer Tour durch die Karpathenthäler nicht zu scheuen. Und wenn er vielleicht in Bezug auf die leiblichen Bedürfnisse oft seine Erwartungen übertroffen findet, so wird gewiß die Ueberraschung über den Reichthum der Naturscenerie eine große und freudige sein.

Aber auch in mancher anderen Beziehung ist eine Wanderung durch diese waldesgrünen von rauschenden Flüssen durchzogenen Thäler von hohem Interesse,

zumal sie heute durch Bahnlinien schon dem allgemeinen Verkehr näher gebracht und den bequemen Gewohnheiten der modernen Touristen angepaßt sind.

Wir haben der ungarischen Ebene, ihren Reizen und ihrer Bedeutung schon eine eingehende Schilderung gewidmet (Seite 211 u. f.). Aber bereits bei dieser Gelegenheit wurde betont, daß diese weiten Flächen, so bezeichnend sie auch für einen großen Theil des Landes sind, doch für die Geschichte keine Bedeutung haben. Die Fußtapfen früherer Geschlechter sind im losen Heidesand verweht — kein Haus, keine wankende Mauer erzählt uns von den Geschicken des Landes, von Kampf, Niederlage und Sieg — nichts erinnert uns an die stolzen Geschlechter, welche sich dem „König gleich" dünkten, nach dem Throne strebten und ihn in einzelnen Fällen auch erreichten und jene Gattung von Sagen, die sich um die beglaubigte Geschichte schlingen, wie der Epheu um den Baumstumpf, darf man in der weiten Niederung nicht suchen. Die Ebene ist überall bedeutungslos für die historische Fortentwickelung der Menschen, und wo sie nicht in einige Wechselwirkung mit coupirten Landestheilen gebracht wurde, dort erstarrt das Leben und schleppt sich noch heute unter denselben Formen fort, wie vor Jahrtausenden.

Zwischen den Bergen und an den schäumenden Flüssen, die ungeberdig aus ihnen hervorbrechen und der Ebene zueilen — wo sich die alten zinnengekrönten Burgen stolzer Bannerherren erheben, wo sich, geschützt von weisen Königen, deutsche Colonisten ansiedelten und Städte schufen, wo jeder Stein, der zerrissen und trotzig auf die grüne Fluth herabschaut, im Volksmunde seine Bedeutung hat und um jedes alte Gemäuer Geschichte und Sage ihre Ranken flechten; dort stößt man auf Erinnerungen aus der wechselreichen Geschichte Ungarns. So ist es im berg- und waldreichen Siebenbürgen, so ist es um Theben und Preßburg, namentlich aber auch im Waagthal, in dem viele der einflußreichsten und mächtigsten Adelsgeschlechter, welche von jeher die Geschichte Ungarns machten, seßhaft waren und der Reichthum an Naturproducten anlockend für Colonisten war. Es ist gewiß nicht ohne tiefere Bedeutung, daß die deutschen Ansiedler dort, wo das Land und das Terrain an sich an die verlassene Heimat erinnerte, wie in Siebenbürgen, der Zips und den Karpathenthälern, mehr und besser ihre nationale Eigenart bewahrt haben, als jene, welche in der Ebene, z. B. am linken Donauufer bei Pest oder im Banat sich seßhaft machten. Die Verwandtschaft mit der Natur in der Heimat wirkte nach und erhielt auch die Anhänglichkeit an Sprache, Sitten und Gebräuche, welche sich in der fremden landschaftlichen Umgebung rasch abschliffen und gegen andere vertauscht wurden.

Am westlichen Abhang der Karpathen in einzelnen Quellbächen entspringend, nimmt die Waag bald nach der Vereinigung der schwarzen und weißen Waag in den holz- und metallreichen Liptauerbergen den Charakter eines ansehnlichen Flusses an. Freilich verleugnet er seinen Ursprung als Gebirgswasser lange nicht, so daß man wohl von ihm mit den Dichterworten sagen kann, er komme zwischen den Felsen des Krivan und den Liptauerbergen daher

„Mit verwegenem Sprung bergunterstürzend
Und über die Felsen den Weg sich kürzend
Schneeweißen Schaum verspritzend,
Im Sonnenlicht blitzend."

Zahlreiche Schleusen zwingen den ungeberdigen Sohn der Berge zahm und gehorsam zu werden und wenn er auch zahlreicher Stromschnellen und des felsigen Bettes wegen für größere Schiffe nicht fahrbar ist, so muß er doch den Holzreichthum der Magura und der Liptauerberge auf seinem Rücken zur Ebene schaffen.

Fast vierzig Meilen lang durchströmt die Waag von der Vereinigung der schwarzen und weißen bei Kiraly Lahota an, ein herrliches Thal von wechselnder

Breite. Das nördlichste Drittel desselben im Liptauer-Comitate wird von bedeutenden Bergen gebildet, welche sich in bizarren und kühn aufgebauten Felsmassen über die dichten Wälder erheben.

Gegen Süden verflachen sich die Lehnen und das Thal verbreitert sich; statt der düsteren Romantik der oberen Partien, nimmt die Gegend einen lieblichen Charakter an und einige Meilen ober der Mündung in den Neuhäusler Donauarm geht das Thal völlig in die reizlose Uferebene über und die breitgewordene Waag wälzt nun bedächtig ihre Wellen dem mächtigen Strom zu.

Der Hauptort am ganzen Flußlaufe ist die königliche Freistadt Trencsin, welche in einer anmuthigen Thalerweiterung liegt. Die eigentliche Stadt, zwischen dem isolirt aufsteigenden Schloßberg und der Waag gelegen, besteht eigentlich nur aus einer langgestreckten Gasse, ist zum Theil noch mit Ringmauern umgeben, welche mit den Schloßwällen in Verbindung stehen und wird von der ganz modernen Vorstadt an Größe und Bedeutung übertroffen. Wenn der Chronist Samuel Timon erzählt: „Im Jahre 1238 war Trencsin ein freier Ort und die Bürger wohnten im Schlosse," so ist darunter wohl nur zu verstehen, daß die Stadt sich damals, wie auch zahlreiche Spuren beweisen, am Rücken des Schloßberges hinanzog. Jedenfalls war sie viel bedeutender als jetzt, wo sogar die Pfarrkirche ganz allein und ohne umgebende Häuser auf einem Vorhügel des Schloßberges steht.

Wahrscheinlich in Folge einer jener Klangspielereien, mit welchem so viel geschichtlicher Unfug getrieben wurde, schreibt man die Gründung von Trencsin dem römischen Feldherrn Terentius zu und benennt nach diesem einen allerdings sehr alten und massiven viereckigen Thurm.

Beim Einfall der Magyaren bestand die Burg Trencsin (Bild Seite 721) schon und ging in landesherrlichen Besitz über. Im 13. Jahrhundert kam sie an Peter Csak, den Vater des gewaltigen und mächtigen Matthäus Csak, der unter dem Namen des „Trencsiner Grafen" in Nordungarn gleich einem Souverän herrschte und das Vorbild jener später so häufig auftauchenden Magnaten war, die unter dem Vorwand nationaler Bestrebungen sich unabhängig machen wollten.

Er gebot lange Zeit unumschränkt über das weite Gebiet von der mährischen Grenze bis nach Komorn, das nach seinem Willen „Matthäusland" genannt wurde. Er sammelte den der Fremdherrschaft Karl's von Anjou widerstrebenden Adel um sich und ward diesem selbst nach einer blutigen Niederlage, die er 1312 bei Rozgony namentlich durch die deutschen Colonisten der Zips erlitt, so gefährlich, daß sich Karl von Anjou 1316 mit dem Herzog Friedrich dem Schönen von Oesterreich und König Johann von Böhmen verband, um den mächtigen Vasallen, der sich auch seinen Nachbaren unangenehm machte, zur Unterwerfung zu bringen. Man nahm dem Trencsiner Grafen zwar die Festung Komorn und Vissegrad (Plintenburg) ab und er verhielt sich bis zu seinem 1320 erfolgten Tod ruhiger, aber sein Ansehen und seine Macht wurzelte in der Anhänglichkeit des Adels und Volkes und seinem ausgedehnten Besitz und erwies sich stärker als jene des Hauses Anjou, das erst durch den Tod von diesem gefährlichen Gegner befreit wurde.[1]

Welche Bedeutung Trencsin in jenen Tagen besaß, ist daraus zu entnehmen, daß es im 14. Jahrhundert mehrmals zu Fürstenzusammenkünften benützt wurde. Das Jahr 1355 sah einen Friedensschluß in den Räumen Trencsins, wozu sich außer König Ludwig I von Ungarn noch Kasimir der Große von Polen und der abenteuernde Johann von Böhmen aus dem Hause Luxemburg einfanden. Es handelte sich um Ueberlassung des von Ludwig den Litthauern abgenommenen

[1] Siehe mehr in M. Bermann's „Alt- und Neu-Wien," Geschichte der Kaiserstadt, Seite 266 und 302. (A. Hartleben's Verlag.)

Fürstenthums Halicz (Galizien) an Kasimir gegen 100.000 Dukaten, wogegen dieser im Falle seines — wie voraussichtlich kinderlosen Todes, Ludwig die Nachfolge in Polen zusicherte. Der stets ländergierige und geldbedürftige Johann von Luxemburg, der sein Stammland Böhmen der weisen und bedächtigen Regierung seines Sohnes Karl überließ und in aller Welt nach einem anderen Thron suchte, ging leer aus, wie dies sein gewöhnliches und wohlverdientes Schicksal war.

Eine noch glänzendere Zusammenkunft fand 1372 in Trencsin statt, wo der mittlerweile zum deutschen Kaiser gewählte Luxemburger Karl, Ludwig I. von Ungarn und Polen, Rupert von der Pfalz und viele andere Fürsten sich einfanden, um die Verlobung des Kaisersohnes Sigismund mit Maria, der Tochter des Ungarkönigs zu feiern, wobei diesem die Anwartschaft auf den polnischen Thron eingeräumt wurde, eine Abmachung, welche an einer Kleinigkeit scheiterte, nämlich dem ausgesprochenen Widerwillen der Polen gegen Sigismund. Sie gaben als Grund dieses Sträubens seine Doppelzüngigkeit, Verschwendung und Sinnlichkeit an — Eigenschaften, die er als deutscher Kaiser allerdings später in hohem Grade bewies. Aeneas Sylvius Piccolomini, nachmals Papst Pius II., der scharfsichtige und geistreiche Chronist, erzählt von ihm: „Er war eine herrliche Gestalt, hatte strahlende Augen, eine breite Stirne, holdgeröthete Wangen, einen reichen und langen Bart; er besaß lebhaften munteren Geist, aber keine Beständigkeit, war voller Schwänke, trank gern Wein, brannte nach dem anderen Geschlechte und machte sich tausendfältig des Ehebruches schuldig; zum Zorn geneigt, ließ er sich leicht begütigen; mit seinem Gelde hielt er schlecht Haus und verschwendete über die Maßen, versprach auch mehr als er leistete und betrog häufig. Als er in Rom bei Papst Eugenius war, sprach er zu diesem: „Drei Dinge giebt es, heiliger Vater, in denen wir nicht übereinstimmen und drei andere, in welchen wir uns gleichen: Du schläfst in der Frühe, ich stehe vor Tagesanbruch auf; Du trinkst Wasser, ich trinke Wein; Du fliehst die Weiber, ich laufe ihnen nach. Darin aber sind wir gleich, daß Du die Kirchenschätze mit offener Hand weggiebst, ich auch kein Geld in der Tasche erhalten kann; daß Du schlechte Hände hast und ich schlechte Füße; daß Du die Kirche zu Grunde richtest und ich das Reich!"

Trotz dieser Aufrichtigkeit wird man es den Polen nicht übel nehmen können, wenn sie Sigismund nicht zum Herrscher wollten und die Trencsiner Abmachung so wenig achteten, wie es noch heute in ähnlichen Fällen geht — wenn nicht zu fürchten ist, daß sie mit Gewalt durchgeführt werden.

Ludwig I., der Große, verlieh Trencsin der mächtigen Familie der Bebek, welche in nicht allzuferner Zukunft zu jenen zahlreichen Magnaten gehörte, die es lebhaft bedauerten, daß man nicht gleich den Polen sich der Herrschaft Sigismund's auch in Ungarn erwehrt habe. Der Palatin Dietrich Bebek und Emmerich Bebek, Prior von Wrana, waren die Seele einer Verschwörung, zu der auch Johann Kaniszay, Erzbischof von Gran, gehörte. Am 28. April 1431 wurde Sigismund von den verschworenen Magnaten in der Ofner Schloßburg unter dem Vorgeben, er begünstige die Fremden, unterdrücke die Einheimischen und habe gegen den Willen der Nation seinen schlauen aber gewissenlosen Vetter Jodok von Mähren zum Nachfolger ernannt, gefangen genommen und den Mitverschworenen aus dem Geschlechte der Gara zur Bewachung auf dem Schloße Siklos übergeben.

Jodok von Mähren rechtfertigte seinen Ruf; unter dem Vorgeben, Sigismund aus der Haft zu befreien, fiel er in Ungarn ein, kümmerte sich jedoch um seinen gefangenen Vetter wenig, sondern ließ sich in den von ihm besetzten Landestheilen huldigen. Die allgemeine Verwirrung benützten nun einige Getreue Sigismund's, darunter der polnische Woiwode Stibor und Graf Hermann von Cilly, um Sigismund aus der Haft zu befreien und nachdem dies durch Waffengewalt mißlang, bestachen sie mit einer bedeutenden Summe Nikolaus von Gara, der

nach achtzehnwochentlicher Haft Sigismund entwischen ließ. Gleichwohl er auf einem Reichstag zu Papa, gegen neuerliche Anerkennung seiner königlichen Würde Verzeihung alles Geschehenen gelobte, verfolgte er doch seine Bedränger mit einem recht ausgiebigen Haß und entzog den Bebek's auch Trencsin, mit welchem die Stibor's belehnt wurden. Nach dem bald darauf erfolgten Aussterben dieses reichbegüterten Geschlechtes fiel Trencsin an die Krone zurück und erhielt 1412 den Titel und die Privilegien einer königlichen Freistadt.

Nun kamen traurige Zeiten für Trencsin, denn die landesherrliche Gewalt war in jenen wüsten Zeiten unvermögender das ihr untergebene Gebiet zu schützen, als es mancher der mächtigen Vasallen gewesen wäre. Im Jahre 1434, wenige Monate vor ihrer gänzlichen Vernichtung im Verzweiflungskampfe bei Hrzib in Böhmen, wurde die Stadt von den in Mähren und Nordungarn schlimm hausenden Hussiten gänzlich verwüstet und nur das Schloß wurde durch die tapfere Vertheidigung Simon Rozgony's gerettet.

Während der Minderjährigkeit des Ladislaus Posthumus war Trencsin im Besitze von dessen, mannhaft seine Rechte auf den ungarischen Thron vertretenden Mutter Elisabeth, der Witwe des thatkräftigen früh verstorbenen Kaisers Albrecht II. Es war der Waffenplatz und Herrschersitz des kühnen und harten Söldnerführers Jiskra von Brandeis, dieses vollendeten Typus eines bedenkenlosen Parteigängers, in dessen sonst nicht eben anmuthigem Bild die unerschütterliche Anhänglichkeit an das Haus Habsburg wohlthuend auffällt.

So lange von Waffenlärm umtost, sah Trencsin 1461 wieder eine seltene Prachtentfaltung in seinen Mauern, als Matthias Corvinus, der Sohn des gefeierten Nationalhelden Johann Hunyady und ohne Zweifel der größte Fürst, welchen Ungarn als selbständiger Staat besaß, hier mit seiner Braut Kunigunde, der Tochter Georgs von Podiebrad, zusammen kam. (Hiezu das Bild). Auch dieser war, gleich Matthias, von der allgemeinen Stimme des Volkes auf den Thron gehoben worden und vielleicht würde sich der Sprosse der Corvinen nicht gegen seine Mitbewerber um die ungarische Krone, den Kaiser Friedrich III. und die Schwäger des verstorbenen Ladislaus, Herzog Wilhelm von Sachsen und König Kasimir IV. von Polen behauptet haben, ohne der thatkräftigen Unterstützung Georg's von Podiebrad.

Beide Herrscher entwickelten bei dieser Verlobung eine wahrhaft königliche Pracht und glänzende Festlichkeiten wechselten mit ritterlichen Spielen und feierlichen Verbrüderungen ab. Leider hinderten es weder diese, noch die Dankesschuld an Georg Podiebrad, daß sich neun Jahre später, Matthias Corvinus, als ihm mit Hilfe des Papstes die Möglichkeit gegeben schien, selbst den böhmischen Thron einzunehmen, gegen Georg Podiebrad kehrte.

Es ist manchmal gut, wenn man der wunderbaren Wege der gegenwärtigen Politik, wie sie allerorten mit „wenig Witz und viel Behagen" und noch weniger Rücksicht auf öffentliche Moral und alle Rechtsbegriffe getrieben wird, überdrüssig ist, sich in die Geschichte früherer Zeiten zu versenken. Auch dem verbissensten Gegner unserer Zeit, dem beharrlichsten Leugner des stetigen Fortschrittes auf allen Gebieten menschlicher Thätigkeit muß es dann wohl klar werden, daß es ein klein wenig denn doch besser geworden ist. So rücksichtsvoll ist man in unserer Zeit schon geworden, dem Länderhunger, der Begehrlichkeit, dem schnöden Treubruch, der brutalen Gewaltthat ein verhüllendes Mäntelchen umzuhängen und — schon damit ist viel gewonnen; denn es liegt wenigstens eine theoretische Anerkennung des öffentlichen Gewissens darin. Und da einer allgemeinen Annahme nach, die hochansehnlichen Herren, deren diplomatisches Gewerbe darin besteht, unter dem Bemühen den Frieden zu erhalten, den zur Blüte ihres Geschäftes nothwendigen Unfrieden zu besorgen, in ihren ämtlichen Functionen, unbeschadet ihrer persönlichen



A. u. N.

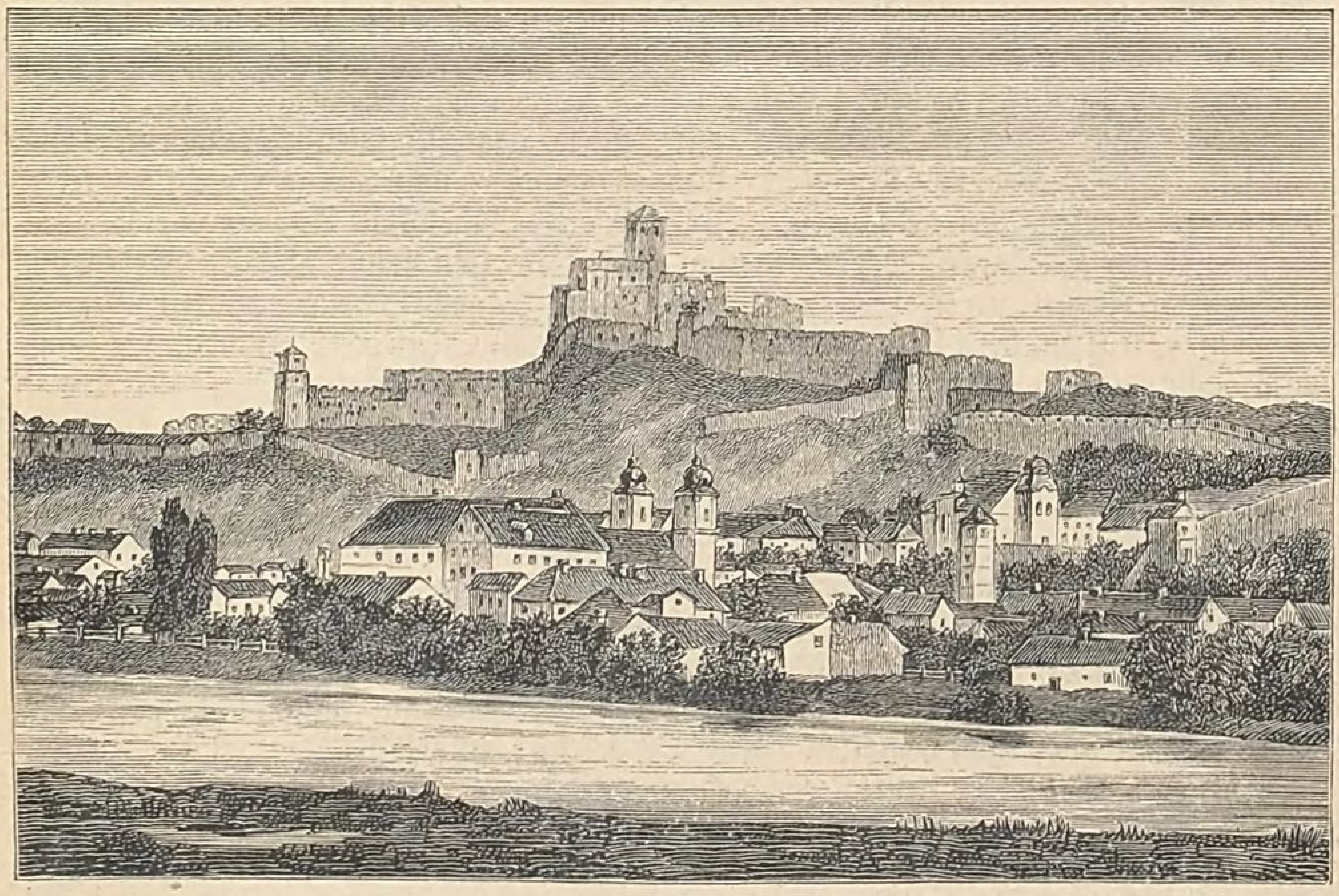
Zusammenkunft des Königs Mathias Corvin mit seiner Braut.

13.

Ehrenhaftigkeit keine Vorliebe für die geraden und lichten Wege haben, ist es sehr gut, wenn das widerwillig anerkannte öffentliche Gewissen auf sie einwirkt.

Manches Schlimme wird dadurch verhütet, obwohl auch heute noch feierliche Verbrüderungen und Freundschaftsverträge, ja die engsten Familienbande unter den Fürsten es nicht hindern, daß sich eines Tages deren Völker gegenseitig todtschlagen, ganz so, wie es trotz der Verschwägerung und der unter Festjubel besiegelten und beschworenen Freundschaft zwischen Matthias Corvinus und Georg von Podiebrad in Trencsin der Fall war.

Die Periode größten Glanzes erschien für die Burg, als sie durch Matthias Corvin 1475 an den Grafen Stefan Zapolya kam, der in der langen Reihe hochstrebender Magnaten einen hervorragenden Platz einnimmt. Durch ihn erhielt sie den Umfang und die Form, wie wir sie heute sehen, wenn auch von der alle königlichen Residenzen verdunkelnden Pracht, mit welcher sie ausgestattet war, keine



Schloß Trencsin. (S. 718 u. f.)

Spur mehr übrig geblieben ist. Der Schloßgarten mit seinen Springbrunnen und Cascaden, Thierzwingern und Gewächshäusern war weit berühmt und galt als eine Art Weltwunder.

Am 6. April 1490 war Mathias Corvin in Wien so plötzlich gestorben, daß der Verdacht einer Vergiftung nie ganz behoben wurde. Die Trauer im Lande war eine allgemeine und der Ruf: „Matthias ist todt — die Gerechtigkeit ist dahin!" die schönste Nachrede, die sich ein Herrscher wünschen kann. Sofort erhoben die von ihm mit kluger Mäßigung und wenn nöthig auch mit eiserner Faust niedergehaltenen großen Adelsherren wieder das trotzige Haupt — unter ihnen der Mächtigste aber war Stefan Zapolya, ein rauher ehrgeiziger und verschmitzter Mann, welcher für seine hochfliegenden Pläne die beste Unterstützung in dem unermeßlichen Reichthum und dem großen Landbesitz fand. Ihm gehörten 72 feste Burgen und so viele Castells, daß ein großer Theil des niederen Adels vollkommen von ihm abhing.

Als ein Merkmal seiner harten Gesinnung zeigt man noch heute den merkwürdigen 150 Meter tief in den Felsen getriebenen Brunnen, welcher das Schloß mit Wasser versorgt, woran es vorher stets Mangel gelitten hatte. Man nennt ihn den „Brunnen der Liebenden“ und über seine Entstehung cursirt noch heute eine Erzählung, welche zwar ein uraltes Thema: „Die Macht wahrer Liebe“ behandelt, aber trotzdem einer Wiedergabe werth ist.

2. Der Brunnen der Liebenden.

Im Jahre 1479, als König Matthias Corvin sich in Olmütz befand, um mit dem Jagellonischen König Böhmens Wladislaw eine Erbverbrüderung zu beschließen, brachen die Türken von mehreren Seiten in Ungarn ein. Mit rasch zusammengerafften Heeren trat er selbst ihnen im westlichen Ungarn entgegen und verjagte sie aus dem von ihnen verheerten Zalaer Comitat, der Woiwode Stefan Bathory sollte sie aber aus Siebenbürgen vertreiben. Bei dessen Heer befand sich nebst vielen anderen Magnaten auch Stefan Zapolya mit seinen lehnpflichtigen Edelleuten. Am Brodfeld in der Nähe von Karlsburg kam es zwischen ihm und der weit stärkeren Armee der Türken zum Schlagen. Als der erste ungestüme Angriff der Ungarn von den zähen Osmanen abgewiesen war und diese nun selbst offensiv vorgingen, wichen beide Flügel zurück und Bathory gab die Schlacht bereits verloren, obwohl das von Zapolya befehligte Mitteltreffen noch Stand hielt. Da erschien, als auch dieses schon wankte, im entscheidenden Moment der Obergespan von Temes Paul Kinifzi mit frischen Truppen und seinem plötzlichen Angriffe wichen nach blutigem Kampf die Türken. Während ein Theil des Ungarheeres unter Zapolya die fliehenden Osmanen verfolgte, überließ man sich im eroberten Türkenlager und auf dem Schlachtfeld der Freude über den Sieg. Im Geschmack der Zeit nahm das Siegesfest einen ziemlich barbarischen Verlauf; es artete in ein wildes Zechgelage aus, bei welchem man sich der Türkenleichen als Sitze und Tische bediente und man erzählt, Paul Kinifzi (Bild Seite 728), ein Mann von herkulischer Stärke, habe einen todten Türken mit den Zähnen aufgehoben und mit dieser Last zum Jubel der wilden Kampfgenossen einen Siegestanz aufgeführt.

Stefan Zapolya kehrte von seiner Verfolgung mit reicher Beute beladen zurück. Den werthvollsten Theil derselben bildete eine Anzahl von Sklaven, die er in seinem mit königlichem Aufwand geführten Haushalt oder bei den Bauten und Herstellungen in Trencsin verwendete. Nur ein junges Türkenmädchen Namens Fatime schenkte er seiner Gattin Hedwig. Obwohl diese Dame vermöge ihres harten und stolzen Sinnes ihres Gatten würdig war, gewann sie doch die sanfte und ebenso schöne als liebenswürdige Fatime bald lieb und wollte sie beständig um sich haben.

Unterdessen wuchs Trencsin unter der Leitung kluger italienischer und deutscher Baukünstler nach den Absichten des Grafen prachtvoll heran, so daß er seine Freude daran hatte und stolz sagen mochte, kein anderer Herr im Lande könne sich eines gleich prächtigen Schlosses (Bild Seite 721) rühmen.

Nur eines betrübte ihn, daß es nämlich an Wasser mangelte, weil es unmöglich schien, in den mächtigen Felsrücken, auf welchem das Schloß stand, einen Brunnen zu bohren. Das war aber nicht allein ein Uebelstand im Falle einer Belagerung, sondern wurmte den Grafen besonders darum, weil er gar gern einen Garten beim Schlosse angelegt hätte, wie einst Stibor auf dem nahen Schlosse Betzko — aber ohne Wasser war das selbst einem so reichen und mächtigen Herrn, wie dem Grafen Zapolya, nicht möglich. Es ist eben ein offenbares

Uebersehen, daß die Natur auch für die hochgeborensten Mächtigen dieser Erde keine Ausnahme bezüglich der Grenzen macht, welche sie dem menschlichen Können und Wollen gezogen hat, ja sie ist respectwidrig genug gesinnt, ihre Geheimnisse viel eher von irgend einem Plebejer entschleiern zu lassen, der nichts hat als Wissen und Fleiß, als von einem großen Herrn, der zwar diese beiden Eigenschaften nicht, aber dagegen einen altadeligen Namen, viel Geld und noch mehr Hochmuth besitzt.

König Matthias hatte, um freie Hand für seine weitreichenden Pläne zur Vergrößerung seines Reiches im Westen und Norden zu bekommen, einen billigen Frieden mit den Osmanen geschlossen. Da erschien eines Tages auf Burg Trencsin ein junger türkischer Kaufmann mit großem Gefolge und erbot sich gegen den stolzen Schloßherrn, alle türkischen Gefangenen gegen ein reiches Lösegeld zu befreien.

So reich auch Jemand ist, verliert er doch selten die Lust noch reicher zu werden, ja man will wissen, daß sich gerade mit dem steigenden Besitz die Lust am Sammeln und Erwerben erhöht und sich ein hoch entwickelter Geschäftssinn ausbildet. Zapolya hatte also nichts gegen den vorgeschlagenen Handel mit Menschenwaare einzuwenden, ließ die Sklaven zusammenrufen und nannte bei jedem Einzelnen den nicht eben bescheidenen Preis, indem er die Fertigkeiten und den Nutzen, welchen er gehabt habe, pries.

Suchend war das Auge des jungen Türken über die Schaar seiner gefangenen Landsleute geflogen, aber er schien enttäuscht, denn Kummer sprach aus seinen Zügen und gleichgiltig stimmte er den Forderungen des Grafen zu, der sich seines brillanten Handels freute.

„Verzeih' mir, edler Herr, eine Frage," begann Omar der türkische Kaufmann, als man handeleins geworden und eine stattliche Reihe von Beuteln mit klingenden Dukaten vor dem behaglich schmunzelnden Grafen aufgestapelt war. „Sind dies alle Muselmänner, welche Du aus Deinem letzten Kriegszug mitgebracht hast?"

„Alle? Nein," entgegnete der Graf. „Da ist noch Ali, den ich aber nicht entbehren kann, da er sich wie kein Zweiter auf die Pferdewartung versteht und meinem Stall unentbehrlich ist; da ist Mustafa, den ich zu meinem Kellermeister gemacht habe, weil er keinen Wein trinkt und ich es müde bin, daß diese diebischen Kerle sich selber den besten Trunk behalten — da ist auch der Mohr Fazy, den ich nicht missen mag, da kein anderer Magnat im Lande sich eines rabenschwarzen Dieners rühmen kann. — Ei, Du siehst, Türke, daß da nichts zu machen ist, sie sind mir nothwendig und Du würdest nicht zahlen wollen und können, was ich für sie, um keinen Verlust zu erleiden, verlangen müßte."

„Wer weiß", entgegnete Omar, „ich scheue kein Opfer, um meine Glaubensgenossen wieder ihrer Heimat zuführen zu können. Und außer den jetzt Genannten befindet sich kein türkischer Sklave mehr in Deiner Gewalt, edler Herr?"

„Nein!" sagte der Graf, setzte aber nach kurzem Besinnen bei: „Doch ja — da ist noch ein Mädchen, das ich meiner Gattin geschenkt habe — da kann aber keine Rede davon sein, es loszugeben, denn die Gräfin wird sich nicht davon trennen wollen."

„Dürfte ich von Deiner Huld erbitten, mich dieses Mädchen sehen zu lassen?" bat mit neuerwachtem Interesse der junge Türke.

„Warum nicht? Ich sage Dir aber gleich, denke nicht daran, es loszukaufen — Gräfin Hedwig trennt sich von nichts, was ihr angenehm ist, an was sie gewöhnt ist."

Fatime ward gerufen. Kaum war sie auf der offenen Treppe erschienen, welche von den Prunkgemächern der Gräfin in den Schloßhof führte, als Omar einen hellen Freudenruf ausstieß, der von ihr erwiedert wurde und fliegendes Fußes einander entgegeneilend, sanken sie sich am Ende der Treppe vor Entzücken weinend, in die Arme.

„Ist dieses Mädchen Deine Schwester?" fragte der Graf, welcher kühl und ungerührt dieser Scene zugesehen hatte.

„Nein, edler Herr," erwiederte Omar, mit Fatime an der Hand vor ihn tretend, „es ist meine Braut, die ich verloren und todt glaubte. Nenne, o Herr, den höchsten Preis und wenn er mein ganzes Vermögen verschlingt, ich will ihn Dir mit Freuden bezahlen!"

„Sei nicht vorwitzig, Türke," rief der Graf mit häßlichem Lachen, „sonst könnte ich eine Forderung stellen, die zu erfüllen Dir unmöglich sein dürfte.

„Fordere — meine Habe ist groß, größer als Du denkst, vielleicht der Deinen gleich — und ich will nicht feilschen oder mäkeln, wenn es gilt Fatime loszukaufen!"

„Schweig, Ungläubiger! Der Du Dich erkühnst, Dich mit mir zu vergleichen!" herrschte Graf Zapolya erzürnt. „Steige auf den höchsten jener Berge und Du wirst, so weit Du herumsiehst mit dem Blick die Grenzen meines Besitzthumes nicht erreichen; wenn ich mein Gebot ergehen lasse, so steigen fünfhundert Edelleute und zehnmal so viel Reisige zu Roß — und die Pferde, welche sie reiten, das Schwert, das sie führen, die Tartsche, die sie beschützt, sind von mir gekauft, mein Eigenthum. Dort in den festen Gewölben des Schlosses liegt ein Schatz, dessen sich der stolzeste Fürst der Christenheit nicht zu schämen hätte und — Du willst Dich mit mir messen?"

„Ich wollte Dich nicht erzürnen oder beleidigen," lenkte Omar ein. „Meine Vorfahren waren, wie ich es bin, Kaufleute in Brussa und hatten Magazine in Bagdad und Balsora, um den Handel mit köstlichen Spezereien und edlen Stoffen, mit Elfenbein und Zimmetrinde zu treiben. Auf allen Meeren schwimmen unsere Schiffe, lange Caravanen, welche die Wüste durchziehen, sind mit unseren Waaren beladen und — erlaube mir zu sagen, edler Herr, ein solches Schiff, eine dieser Caravanen hat oft einen Werth, welchen zu fordern Du vielleicht anstehen würdest. Doch fordere, Herr, fordere, so viel Du magst und ersinnen kannst — ich will es Dir freudig und dankbar für Fatimens Freiheit zu Füßen legen und Deine Gnade preisen."

„Genug! genug!" rief unwirsch Graf Zapolya. „Dieses Mädchen ist nicht mehr mein Eigenthum — ich habe es verschenkt und nicht darüber zu verfügen. Es ist nicht mehr zu kaufen, wie ich Dir ja vorherein sagte."

Bevor noch Omar neuerdings in den Grafen dringen konnte, erklang die Stimme der Gräfin, welche der Scene von einem Fenster gelauscht hatte und nun auf einer Altane, kalt und stolz wie eine Königin stand.

„Erlaubt, mein Herr Gemahl, daß ich an dieses Mädchen, das Ihr mir als Zofe schenktet, eine Frage richte. Bist Du, Fatime, meines Dienstes überdrüßig? Willst Du ihn verlassen und mit einem anderen Leben vertauschen?"

„O edle Gräfin," rief Fatime mit thränenüberströmtem Antlitz vor der Gebieterin in die Knie sinkend," wie mögt Ihr also sprechen? Ihr habt mich Eurer Huld gewürdigt und mich vergessen lassen, daß ich eine Gefangene, fern von der Heimat und meinen Lieben bin. Wie sollte ich Eures Dienstes überdrüßig sein?"

„Du willst also bei mir bleiben?" fragte die Gräfin, über deren kaltes Antlitz ein triumphirender Strahl flog.

„Ich ehre und achte Euch, wie meine Mutter," fuhr Fatime erröthend und gesenkten Hauptes mit leiserer Stimme fort, „aber auch in unserem Gesetze heißt es, daß man das Haus der Eltern verlassen und dem Mann folgen muß, dem man bestimmt ist. Und wir sind versprochen seit unserer Kinderzeit," rief sie mit plötzlich hervorbrechendem Gefühl aus, „wir haben unsere seligste Zeit zusammen verlebt und — ich liebe Omar so sehr!"

Omar wollte entzückt zu Fatime eilen, aber eine ungeduldige Handbewegung der Gräfin bannte ihn an seine Stelle und legte ihm Stillschweigen auf.

„Ich bedarf keiner erzwungenen Dienste," sagte sie mit einem leichten Runzeln der weißen Stirne, „wo ich glaubte, auf wirkliche Treue und Anhänglichkeit rechnen zu dürfen. Du bist nicht mehr meine Dienerin!"

Fatime und Omar glaubten, die Gräfin spreche damit die Freisprechung aus und wollten in begeisterten Dankesbezeugungen ausbrechen. Aber sie sollten grausam enttäuscht werden.

„Ich stelle Euch, mein Herr Gemahl, das Geschenk, daß Ihr mir mit dieser undankbaren Heidendirne gemacht habt, wieder zurück," fuhr die Gräfin fort, während in ihren stechenden Augen ein boshaftes Licht erglänzte; „sie ist wieder Euer Eigenthum und Ihr mögt damit schalten, wie es Euch gefällt und gutdünkt."

„Schenke sie mir, Vater, schenke sie mir," rief ein Knabe von ungefähr zwölf Jahren in überreicher ungarischer Nationalkleidung; „mein Reitknecht will heiraten — ich will sie ihm zur Frau geben!"

Ein Strahl elterlicher Zufriedenheit erhellte die Gesichter des gräflichen Paares; sie erblickten in diesem herzlosen Uebermuth des kleinen Johann ein Zeichen hochadeligen Sinnes, wie es ja in gleicher Verblendung noch in unserer Zeit ähnlich vorkommen soll. Viel eher wäre daraus jene Grausamkeit zu ahnen gewesen, welche Johann Zapolya später vielfach, namentlich gegen die empörten Bauern, bewies — jene Verachtung aller natürlichen Pflichten und Gefühle, die ihm bei seinem ränkevollen Streben nach der Krone zur Gewohnheit wurde und jener Uebermuth, der unbedenklich alle Mittel anwendet und dann zu schwach ist, das Erlistete zu behaupten. Johann Zapolya war der Erste jener ungarischen Magnaten, die sich um ihrer ehrgeizigen Träume willen mit den Osmanen verbanden und sein Andenken ist mit dem dringenden Verdacht belastet, durch absichtliches Zögern den Verlust der Unglücksschlacht bei Mohacz und den Tod des jugendlichen Königs Ludwig II. verschuldet zu haben.

Doch obwohl Graf Stefan, der Vater, wohlgefällig zu seines Sohnes Worten schmunzelte, schien er doch nicht geneigt, sein freches Verlangen zu erfüllen. Er nickte seiner Gattin zum Zeichen, daß er sie verstehe, zu und sagte dann mit eiserner Ruhe zu Omar, der erwartungsvoll an seinen Lippen hing:

„Laß das Mädchen los — sie ist nun wieder mein Eigen. Um Deinen frechen Vorwitz, der sich brüstet, als gebe es nichts, was Du nicht erkaufen könntest, zu züchtigen, so sei Dir gesagt, daß dieses Mädchen mir für kein Geld, für keine Schätze, die Du mir bieten könntest, feil ist. Es ist mein — und soll es bleiben, denn Stefan Zapolya ist kein Händler, kein Schacherer, der sich durch Geld etwas abzwingen läßt!"

Vergebens waren die steigenden Anbote Omar's, die endlich auf fabelhafte Summen stiegen, vergebens, daß sich der Türke erbot, den Kaufpreis nicht in Gold, sondern in Kostbarkeiten, edlen Steinen und Perlen von seltener Größe zu erlegen.

Der thörichte Stolz des Grafen blieb bei diesen Anerbietungen vollkommen unerschüttert und auch sein Herz regte sich bei den Bitten und Beschwörungen des verzweifelten jungen Kaufmannes nicht.

Finster lächelnd sah er auf die Liebenden herab, die ihm endlich unter Thränen zu Füßen fielen, um seinen Trotz und seine Härte zu erweichen.

„Spart dieses Jammern und Klagen für den Abschied, der bald genug an Euch herantreten wird," höhnte er.

„O Herr, Du bist hart und unbarmherzig wie dieser Fels!" sagte Omar.

„Du rührst mich nicht — eher entlockst Du diesem Fels Wasser, als daß des Mitleids Thräne in mein Auge kommt."

„Ja — Du hast Recht," rief der Türke ergrimmt, „eher fühlt dieses Gestein Erbarmen, als Dein hartes Herz."

„Nun so versuche es," entgegnete übermüthig der Graf, „entlockst Du diesem Fels Wasser, bringst Du es dahin, daß diesem Boden Wasser entspringt und eine Quelle im Schlosse rieselt, so will ich mein Herz Deinen Bitten öffnen und Fatime ohne Lösegeld frei geben. — Nun versuche es, ob Deinem Jammer bei diesem Gestein gelingt, was Du an meinem Sinn vergeblich versucht — vielleicht gelingt es Dir, den Felsen zu rühren."

Einen Moment verharrte der junge Türke in tiefem Nachsinnen, dann stand er entschlossen auf und sagte ruhig:

„Es sei so, wie Du gesprochen, edler Herr! Ich will es unternehmen, dem Fels den Thränenquell zu entlocken, den Du Deinem Auge versagst. Ich weiß Du wirst Dein Wort halten, wenn es mir gelingt, Deine Bedingung zu erfüllen."

„Das werde ich," entgegnete der Graf stolz, setzte aber grausam lächelnd hinzu: „ich fürchte nur, der Quell wird so lange auf sich warten lassen, bis Fatimens Besitz Dir nicht mehr wünschenswerth sein dürfte!"

Omar reiste ab, kam aber nach wenigen Wochen mit kundigen Werkmeistern wieder. Nun ging es rasch an die Arbeit und an einer passenden Stelle täuft man in den harten Felsen einen Schacht. Anfänglich wächst er rasch in die Tiefe, aber mit jedem Tage werden die Schwierigkeiten größer. Mehr als einmal ist das Leben der Arbeiter gefährdet und sie weigern sich, weiter an einem so aussichtslosen Werk mitzuhelfen; die Werkmeister haben vergebens all ihr Wissen aufgeboten, verzweifeln am Erfolg und erklären, der immer drohlicher auftretenden Schwierigkeiten und Gefahren nicht mehr Herr werden zu können.

Aber Omar weiß sie durch glänzende Bezahlung und reiche Geschenke zur Fortsetzung zu bewegen, er nimmt an allen Gefahren und Mühen theil, sinnt auf Abhilfe für die Schwierigkeiten und verfällt oft auf Auskunftsmittel, welche die handwerkskundigen Leute zum Erstaunen bringen. Sein unermüdlicher Eifer feuert sie Alle an und immer weiter dringen sie in die Tiefe ein, ohne auf das so sehnlich erhoffte Wasser zu stoßen.

Mit kalter Ruhe verfolgt der Graf den Fortgang der Arbeit, die er mit nichts fördert, aber auch durch nichts hindert. „Du siehst," sagte er eines Tages zu Omar, „der Fels, auf dem meine Burg steht, gleicht dem unerschütterlichen Sinn, der Bürge für meines Hauses Größe ist!"

Und wo war dieses Hauses Größe kaum hundert Jahre später? Verweht, fast vergessen, wenn es nicht durch das Andenken belastet gewesen wäre, daß um seinetwillen so viel Ränke gesponnen, so viel Blut vergossen wurde!

Drei Jahre sind schon verflossen und noch ist die Beharrlichkeit Omar's unbelohnt geblieben, es zeigt sich kein Wasser. Rastlose Anstrengung, Kummer und getäuschte Erwartung, vereint mit dem Sehnen der Liebe haben ihn an das Krankenlager geworfen. Von Tag zu Tag siecht er mehr dahin und man sieht seiner Auflösung entgegen. Aber selbst jetzt läßt er in seinem Eifer für das Werk, dessen Gelingen die Braut befreien soll, nicht nach, von seinem Lager aus beaufsichtigt er die Arbeiten und treibt die dabei beschäftigten Leute durch Versprechungen und Bitten unablässig an, so daß sie ihre Anstrengungen verdoppeln.

Diese Aufopferung und treue Liebe bleibt auch nicht ohne Einwirkung auf den harten Sinn des Grafen und er gestattet, daß Fatime manche Stunde bei dem Kranken zubringt, um seine Leiden zu lindern.

Eines Nachmittags weilt sie wieder an seinem im Freien aufgeschlagenen Lager und Omar verpflichtet sie, die Arbeiten am Brunnen selbst nach seinem Tode fortsetzen zu lassen, damit sie ihre Freiheit wieder erlange und das fernere Leben in der Heimat und unter Bekennern des Propheten zubringen könne. In



A. u. N.

Wasserentdeckung auf Schloß Trentschin.

Thränen aufgelöst, liegt Fatime in seinen Armen, — er glaubt die Stunde seines Todes gekommen.

Da entsteht um die Oeffnung des Schachtes Lärmen und Gedränge; mit Schmutz und Nässe bedeckte Arbeiter entsteigen der Tiefe und der Jubelruf: „Wasser! Wasser!" ertönt. Wie neu belebt erhebt sich Omar von seinem Lager und leert in langen Zügen den Pokal krystallhellen Wassers, welchen man ihm als erste Gabe der mit so viel Mühen aufgeschlossenen Quelle darbietet. (Hierzu das Bild.) Und in diesem Wasser schien eine verborgene Heilkraft zu liegen, denn von der Stunde an bessert sich Omar's Zustand und bald ist er vollkommen hergestellt und kann nach Erfüllung der gestellten Verbindung vor den stolzen Grafen treten und diesen an seine Zusage erinnern.

Und Zapolya hält sein Wort, er entläßt Fatime reichbeschenkt und weigert sich, die anfänglich bestimmte Kaufsumme für die übrigen Sclaven zu nehmen, „denn," sagte er, „Du hast mir ein Geschenk gemacht und hinterläßt mir in diesem Brunnen einen Kaufpreis, kostbarer als all' Dein Geld."

„Möge er Dich, mein edler Herr," entgegnete der Türke ernst, „daran erinnern, daß die Kraft der Liebe Dinge vollbringt, welche aller Menschenmacht unmöglich sind."

Stefan Zapolya war ein erbitterter Gegner des Hauses Habsburg und gehörte zu jenen Magnaten, welche dem schwachen Wladislaw das Leben sauer machten, weil man wußte, daß er Verabredungen wegen seiner Nachfolge mit dem deutschen Kaiser Max I. getroffen hatte. Er war aber nicht der Mann, die übermüthigen Magnaten zu Paaren zu treiben, die ihn ja gewählt hatten, weil er, wie einer derselben frech sagte, „ein König sei, der sich beim Schopf fassen und tüchtig zausen ließe" und wie wenig Ansehen er im Lande besaß, zeigt sich, da sich Lorenz Ujlaky öffentlich erkühnen durfte, ihn „einen polnischen Ochsen" zu nennen.

Gefährlicher als solche Ungezogenheiten wurde der königlichen Macht das Wirken Zapolya's, dessen Anhang unter dem niederen Adel ihm eine schrankenlose Macht einräumte, so daß Wladislaw nicht umhin konnte, ihm, seinem ärgsten Widersacher, die Würde eines Palatins zu übertragen. Er wußte das Ansehen des Königs in jeder Weise zu schmälern. Als einst am Hofe der Reichthum des polnischen und ungarischen Adels besprochen wurde, meinte Zapolya, man solle doch einen Versuch in der Kleidung machen, wer sich reicher zu schmücken wisse. Am nächsten Tage erschienen die polnischen Herren, schimmernd von Gold und Juwelen und fast gebeugt unter der Last des Schmuckes, Zapolya aber trat unter sie, einfach gekleidet, aber sein Gewand war am Hals mit einem Stein geschlossen, dessen Größe und Werth den ganzen polnischen Prunk in Schatten stellte. „Bemüht Euch nicht," sagte er zu den Starosten höhnisch und ohne Rücksicht auf den anwesenden König, „was Ihr auch aus Polen bringen könnt, ist weder geeignet uns zu gefallen, noch uns zu imponiren."

Durch seinen großen Einfluß setzte Zapolya auf den Reichstagen Maßregeln durch, welche darauf berechnet waren, seinem Haus den Weg auf den Thron zu bahnen. Er selbst sollte dieses Ziel seines Ehrgeizes nicht mehr erreichen, aber als er 1499 starb, ging das gleiche Streben auf seinen Sohn Johann über, der als Gegenkönig Kaiser Ferdinand's I., als König von des großen Sultans Soliman II. Gnaden, in der That den Thron bestieg, dessen er aber nie froh werden sollte. Von den Habsburgern und deren Partei im eigenen Lande bekämpft, in drückender Abhängigkeit von den Türken, die ihn wie einen Vasallen behandelten, weil Soliman „Ungarn seinem getreuen Diener Johann Zapolya geschenkt" hatte, brachte ihm die mit allen Mitteln errungene Würde wenig Freude oder Ehre.

Auch Trencsin litt unter den durch diese Parteiungen heraufbeschworenen Wirren. Lange Zeit war es ein fester Stützpunkt der Anhänger Zapolya's in

Oberungarn. Aber 1528 erschien ein starkes kaiserliches Heer unter dem tapferen und kriegserfahrenen Feldhauptmann Hans Katzianer vor der Feste und so tapfer auch die Vertheidigung war, mußte die Besatzung doch den weiteren Kampf aufgeben, als durch eine Feuerkugel ein verheerender Brand im Schlosse entzündet wurde.

Damit war der Glanz von Schloß Trencsin erloschen. Die Restaurirungen unter den rasch wechselnden Besitzern hatten kaum einen anderen Zweck, als die Vertheidigungsfähigkeit in den endlosen Bürgerkriegen zu erhalten. Emmerich Forfiach versuchte Ende des 16. Jahrhunderts eine Restaurirung, aber sie gerieth bald in's Stocken und das stolze Schloß, das so glänzende Tage gesehen hatte, die vielbewunderte Schöpfung Stefan Zapolya's, verfiel immer mehr und mehr.



Paul Kinissi. (S. 722.)

Seit der Einnahme durch Katzianer war Trencsin immer in Besitz der kaiserlichen Partei gewesen und daher in den Bürgerkriegen der Rakotzy von diesen wiederholt angegriffen worden. Auch diese strebten nach der Krone und deckten diesen Ehrgeiz mit dem viel mißbrauchten nationalen Mäntelchen, wobei ihnen auch durch die Unduldsamkeit der kaiserlichen Regierung in den zahlreichen Protestanten Ungarns Bundesgenossen entstanden. Aber weder die Sorge für die nationale Unabhängigkeit des Landes, noch für das „reine Christenthum" hinderte die Rakotzy daran, die Hilfe der Osmanen anzurufen und das Land in ein demüthigendes Abhängigkeitsverhältniß zum Sultan zu bringen.

Im Jahre 1707 lagerte Franz Rakotzy II. vor Trencsin und bedrängte die tapfere kaiserliche Besatzung so sehr, daß Hunde, Ratten und Mäuse zuletzt die einzigen Braten und gesuchte Leckerbissen waren. Schon glaubte man zur Uebergabe schreiten zu müssen, als ein Entsatzheer unter dem tapferen General Sigbert Heister nahte; beim Dorfe Biskupitz kommt es zum Treffen, in dem Rakotzy vollkommen geschlagenwurde, so daß Trencsin, der dominirende Punkt des Waagthales, dem Kaiser erhalten blieb.

Von jener Zeit an spielt Schloß Trencsin keine Rolle mehr in der ungarischen Geschichte.

Während des ganzen 18. Jahrhunderts blieb es im Besitz des Grafen Illeshazy, deren letzter Sprosse es 1835 an den Baron Sina verkaufte. Sic transit gloria mundi! Das stolze Schloß, in dem der gewaltige Matthäus Csak geboten, das den streitbaren Bebek's und Stibor's gehörte, in dem Stefan

Zapolya seine ehrgeizigen Pläne schmiedete, in dem Kaiser und Könige geweilt und um dessen Besitz so viel gestritten und gekämpft wurde, kommt schließlich in die Hände eines reichen Bankiers!

Es ist das ein Zeichen des Umschwunges der Zeiten, wie es drastischer kaum zu denken ist. Indessen that der neue Besitzer für das ehrwürdige Schloß mehr, als alle die hochadeligen Besitzer der letzten zwei Jahrhunderte; wenn auch an eine vollständige Restauration des umfangreichen Schlosses, das noch jetzt den Charakter einer wahrhaft königlichen Residenz hat, nicht gedacht werden konnte, so wurde doch auch die vorgeschlagene Abtragung nicht zugelassen und Vorsorge getroffen, daß durch theilweise Restaurirungen das noch Vorhandene geschützt und erhalten werde.

Ein Gang durch das weitläufige Gemäuer ist von hohem Interesse. Auf einer bedeckten Treppe von 122 Stufen klimmt man zur alten Pfarrkirche empor, welche in einzelnen Theilen gothische Baureste zeigt, die auf ein sehr hohes Alter deuten. Von der Kirche führt ein Felspfad zu einem alten massigen Thurm, mit welchem die weitläufigen den steilaufstrebenden Berg umziehenden Befestigungen beginnen. Von dieser Stelle noch dreißig Meter höher erhebt sich auf einem dreieckigen Plateau der eigentliche Burgbau, welcher aus besonderen Bastionen und dem palastähnlichen Hauptgebäude besteht. Der Hauptthurm hat eine Höhe von vierzig Metern und erlaubt dem Blick weithin über die tiefen Waldthäler und nach Süden hin der Waag entlang auf das sich verflachende Gebirge bis zur Ebene hinzuschweifen. (Bild Seite 721.)

Aufwärts und abwärts der Waag aber stößt man auf zahlreiche Burgen und Ruinen, die nicht allein der bald lieblichen, bald düster romantischen Landschaft einen neuen Reiz verleihen, sondern welche ebenso viele Erinnerungsstätten an bedeutsame Episoden der Landesgeschichte sind oder um welche der schaffende Volksgeist seine Sage gleich den Ranken gesponnen hat, die sich um das alte Mauerwerk schlingen.

---

3. Die Burgen des Waagthales.

Unweit der Thalenge, welche die Waag über Trencsin einschließt, stehen die Ruinen der Burg Kossa, welche als Eigenthum und Zufluchtsort des Grafen Petróczy, eines Theilnehmers der Vesselenyi'schen Verschwörung (1671), die zur Hinrichtung der Grafen Zriny, Nadasdy und Frangipani und vieler Anderer führte, vom Grafen Heister eingenommen und zerstört wurde. Gegenüber liegt auf einem isolirt emporstrebenden weißen Kalkfelsen die Burg Löwenstein (Orosslánkő), die durch ihre Bauart merkwürdig ist. Sie windet sich um den spitzzulaufenden Felskegel gleich einer Wendeltreppe empor, so daß auf dem obersten Plateau nur ein Gemach steht. Von einem ihrer Besitzer, dem wilden Johann Jankusics, erzählt man sich eine romantische Geschichte, wie er sich seine Gattin erstritten habe.

Diese, eine Tochter des Grafen Sunyogh, der auf Schloß Budetin am Einfluß der Kischutza in die Waag hauste, war zwar dem Schloßherrn von Löwenstein vom Vater zugesagt, aber sie wollte, mit jenem Eigensinn, der auch die besterzogenen Töchter beseelt, wenn es sich um den Zukünftigen handelt, von Herrn Jankusics nichts wissen und wendete alle Zärtlichkeit ihres Herzens dem Grafen Franz Forgach zu, dessen Familie im 17. Jahrhundert auf Burg Trencsin hauste. Auch die strengste Bewachung, welche Graf Kaspar Sunyogh über die schöne Widerspenstige verhing, machte ihr den aufgedrungenen Bräutigam nicht liebenswerther, ja er konnte nicht einmal verhindern, daß Graf Forgach Mittel fand,

sich in die Burg Budetin und sogar in das „Kemenat“ der holden Katharina zu schleichen. Schon war ein Fluchtplan verabredet und Graf Forgach wollte sich entfernen, als ihn im Gange der rauhe Zuruf des Vaters überrascht, der seiner mit einer Schaar Bewaffneter wartet. Rasch entschlossen, rettet sich Graf Forgach durch einen kühnen Sprung in die Tiefe, der ganze väterliche Zorn wendet sich nun gegen das Mädchen. Die Väter verstanden damals keinen Spaß und eine widerspenstige Tochter am blonden oder rabenschwarzen Lockenhaar zur Trauung zu schleppen, war ein gewöhnliches und noch dazu eines der gelindesten Mittel, die mißachtete väterliche Autorität geltend zu machen.

Graf Kaspar bewies aber eine selbst in jenen ungeschlachten Zeiten ungewöhnliche Energie und ließ die schöne Katharina flugs in eine Mauerblende einmauern. Noch am gleichen Tage kam die Kunde davon dem Grafen Forgach zu, der sofort in das Hifthorn stieß, seine Reisigen und Mannen sammelte, in der Nacht Schloß Budetin überfiel und es eroberte. Nachdem er seinem rauhborstigen Schwiegerpapa durch einige Hiebe mit dem Buzogan auf den harten Schädel eine mildere Stimmung beigebracht hatte, befreite er Dame Katharina aus ihrer unbehaglichen Situation und zog mit ihr von dannen.

Da führt der böse Zufall, ohne welchen jede romantische Geschichte der spannenden Wendungen entbehren würde, den verschmähten Bräutigam Johann Jankusics in den Weg. Es entspinnt sich ein Kampf, in dem Forgach fällt und Katharina muß sich gefallen lassen, als Siegespreis mit dem grimmen Jankusics zu ziehen.

Nun hapert es aber, — denn nach den unumstößlichen Gesetzen der Romantik müßte sich Katharina eigentlich zu Tode härmen oder vom vorerwähnten Gemach in die Tiefe stürzen, kurz, auf irgend eine Weise ihrer Stellung als romantisches Fräulein gerecht werden, die sich im Punkt der Treue ja wesentlich von jenen der Neuzeit unterschieden haben sollen. Aber es muß damit doch nicht so bestellt gewesen sein, wie man gemeiniglich annimmt, denn es ist die Kunde auf uns gekommen, daß sich die schöne Katharina überraschend schnell in ihr Los gefunden hat, den Aufenthalt auf Schloß Löwenstein viel angenehmer fand, als jenen in der Mauer der väterlichen Burg, lange Jahre einträchtiglich mit Herrn Jankusics lebte und das Ihrige dazu beitrug, daß die wunderlich gebaute Burg bei seinem Stamme erhalten blieb.

Ober Löwenstein erhebt sich über dem Marktflecken Leva das gleichnamige Schloß. König Mathias Corvinus verlieh es seinem tapferen Feldherrn Blasius Magyar, dem Führer der berühmten und berüchtigten „schwarzen Schaar“ und dessen Tochter brachte es mit ihrer Hand als Morgengabe dem riesigen Helden Paul Kinisji (Bild Seite 728) zu, dessen schon gedacht wurde. Heute ist das umgebaute und vergrößerte Schloß Leva als Strafanstalt in Verwendung. O tempora, o mores! (O Zeit! O Sitten!)

Weiter der Waag aufwärts stoßen wir auf den dicht an das Ufer vortretenden mit dunklen Fichtenforsten bestandenen Machmatschberg, an dessen Abhang die Ruinen der Benedictinerabtei Skalka liegen. Nach einer frommen Ueberlieferung lebte in der heidnischen Zeit in einer geräumigen Höhle dieses Berges, der aus Dalmatien stammende Einsiedler Benedikt mit seinem Freunde, dem heiligen Zoërard, der besonders in Neutra verehrt wird.

Nach dessen Entfernung dahin, verkündete Benedikt im Waagthal allein das Evangelium und fand viel Anhang, erregte aber dadurch den Haß der Heiden und drei derselben verbanden sich, um ihn zu tödten. Als sie sich in seiner Höhle auf ihn stürzen wollten, war der fromme Mann eben in innigem Gebete begriffen und ohne zu erschrecken, befiehlt er gläubigen Vertrauens voll, der Felswand, ihn zu schützen. Gehorsam öffnet und schließt sich diese und läßt die verdutzten Heiden

allein zurück, die sich nur durch noch jetzt sichtbare Fußspuren im Felsen überreden lassen, daß der Einsiedler wirklich dagewesen sei.

Mit einer ruchlosen Beständigkeit, welche bei anderen Anlässen nur selten bewiesen wird, verharren aber die drei Heiden auf ihrem bösen Vorsatz und da sie der Höhle selbst nicht mehr trauen, lauern sie dem heiligen Mann auf und schleudern ihn in den Fluß. Aber die Leiche geht nicht unter, sondern bleibt, von kreisenden Adlern bewacht, an der Stelle auf den Wellen liegen, bis sie von Verehrern des Einsiedlers herausgefischt, nach Neutra gebracht und dort neben St. Zoërard beerdigt wird.

Dem Flußlauf der Waag entgegenwandernd, stoßen wir beim Marktflecken Bicze auf ein besonders stattliches Schloß, das mit seinen festen Mauern und gewaltigen Eckthürmen gar grimmig in das lachende Thal herabsieht. Dieser Bau erinnert uns wieder an eines der berühmten Geschlechter, die einst so mächtig waren und bestimmend auf die Geschicke des Landes einwirkten, jetzt aber schon lange ausgestorben und nahezu auch vergessen sind — die Thurczo. Sie gehörten im 15. und 16. Jahrhundert zu den begütertsten und einflußreichsten Familien Nord-Ungarns, stammten ursprünglich aus Polen und kamen über Oesterreich, wo sie in der Umgebung von Wien und bei Baden bedeutende Besitzungen hatten (wie Rauhenstein, Rauheneck u. s. w.), nach Ungarn. Das riesige Vermögen verdankten sie klugen Speculationen und einer für jene Zeit merkwürdigen intensiven Ausbeutung der Mineralschätze des Landes. In inniger Verbindung mit dem Handelshause der Fugger in Augsburg, woselbst die Familie eine beinahe königliche Wohnung inne hatte (Bild Seite 744), trieben die Thurczo ausgebreitete Geschäfte, pachteten die oberungarischen Bergwerke und erwarben nach und nach einen ausgedehnten Landbesitz.

Schon damals galt die Anhäufung eines kolossalen Reichthumes für ein besonderes Verdienst und so ließen denn auch die Würden nicht lange auf sich warten. Mehrere Thurczo bekleideten die Stelle eines Palatins und das Amt des Zipsergrafens war erblich in ihrem Geschlechte. Sie waren äußerst prachtliebend und förderten dadurch, wie durch die zahlreichen von ihnen aufgeführten Bauten, die Kunst und den Verkehr wesentlich. Zu einer Hochzeit auf Schloß Arva, das wir noch kennen lernen werden, erließ der Vater der Braut, ein Thurczo, der zugleich Palatin war, die lakonische Einladung: „Die Feste dauern ein Jahr, wer kommt, wird gut aufgenommen sein." Vielleicht wäre es heute bedenklich, eine so allgemein gehaltene Einladung ergehen zu lassen.

Von einem dieser Palatine geht die Sage, er habe eines Tages seine Gattin über die Poesien eines jungen Minnesängers, ihres Pagen, träumerisch sitzend gefunden (Bild Seite 745), diesen dann in den Wald gelockt, ihn ermordet, ihm das Herz aus den Leib geschnitten und seiner Gattin zum Essen gegeben. Als er nach der von ihr eingenommenen Speise ihr den Sachverhalt enthüllte, habe die Rittersfrau ihre Unschuld und Treue beschworen, aber beigefügt, daß nach einer so kostbaren Speise keine andere mehr über ihre Lippen gehen dürfe und sich darauf zu Tode gehungert. (Es ist dies dieselbe Legende, wie sie vom Ritter Premberger und vom Connetable von Coucy erzählt wird.)

In der Mitte des 17. Jahrhunderts heiratete die Witwe des letzten Thurczo den Grafen Nikolaus Eßterhazy, wodurch der einst sprichwörtlich gewesene Reichthum dieser Familie gegründet wurde.

Am entgegengesetzten Ufer liegen über dem Dorfe Hritschow auf zackigen Felsklippen die Ruinen einer Burg, welche einst Sitz eines Wegelagerergeschlechtes, der Lasar, war. An die seltsame, einer menschlichen Gestalt ähnelnde Form einer Felsspitze scheint sich eine Sage zu knüpfen, welche erzählt, daß die Witwe des letzten Lasar, eine betagte Matrone, von dem an Sohnesstatt aufgenommenen

Franz Thurczo, weil sie seiner Herrschsucht und Geldgier zu lange lebte, in das Gefängniß geworfen wurde. Der Ruchlose begann nun ein Leben voll Saus und Braus, wurde aber darin in unangenehmster Weise gestört, denn seit seiner Schandthat war es im Schlosse nicht mehr geheuer. Heulen und Wimmern tönte durch die Räume und allerlei grauser Spuk zeigte sich. Das schierte aber den Schloßherrn wenig und er trieb mit seinen wilden Genossen solchen Unfug und vollführte so großen Spektakel, daß die Geister einsahen, sie könnten es ihm nicht gleich thun und Ruhe gaben.

Da erscheint eines Tages während wilder Gelage ein frommer Mönch auf dem Schloß, tritt vor dem Wütherich und hält ihm in eindringlicher Rede alle seine Uebelthaten vor. Statt in sich zu gehen, ergrimmt der Schloßherr über den kühnen Sprecher und läßt auch den Alten in das Verließ werfen. Am nächsten Morgen ist der Mönch daraus verschwunden, sein riesiges steinernes Bild aber steht warnend und drohend vor dem Schloß. Und zugleich erhebt sich der Rumor der Geister von Neuem, so daß Niemand im Schloß bleiben will, Gäste und Dienerschaft entsetzt entfliehen. Jetzt will auch der wilde Thurczo zum Kreuz kriechen und eilt selbst in den Kerker hinab, um seine Wohlthäterin zu befreien — aber es war zu spät, er fand nur mehr ihre Leiche. Entsetzt stürzte er daneben zusammen und nun brechen zugleich und von selbst in der ganzen Burg Flammen aus und legen sie in Trümmer, wie sie noch jetzt neben dem steinernen Mönch zu sehen ist.

Noch weiter aufwärts liegen in einer tiefen gewundenen Schlucht, welche durch die Arvaer- und Thuroczer-Berge gebildet wird, zwei Burgen auf steilen Waldbergen gegenüber, von welchen jene links Stretschno, jene rechts die alte Burg (Ovár stary hrad) genannt wird. Stretschno ist ein äußerst ausgedehnter Bau, der noch jetzt in seinen Trümmern vom steilen Granitfels herab, einen imponirenden Eindruck macht. Im Beginn des 17. Jahrhunderts war die Burg im Besitz des Palatins Franz Vesselenyi, dessen Gattin Sofie Bosnyak ein wahrer Ausbund aller Tugend und Frömmigkeit war. Durch ihr inniges Gebet soll sie sogar einst die wankende eheliche Treue ihres Gatten vor Umkippen bewahrt haben — ein Erfolg, der die jetzt herrschenden gottlosen Zeiten doppelt beklagen läßt, wo die Frömmigkeit kaum ausreicht um die eigene, geschweige denn eine fremde Tugend unversehrt zu erhalten. Frau Sofie starb 1644 und als fünfzig Jahre später in den Tököly'schen Unruhen Burg und Kapelle zerstört ward, fand man, daß ihre Leiche noch keine Spur von Verwesung zeige. Man brachte sie in eine Kapelle nach Krapina-Teplitz, wo sich der Körper bis jetzt vollkommen frisch und unversehrt erhalten haben soll und Gegenstand vielfacher Verehrung ist, namentlich von Seite gekränkter Frauen, welche Ursache zu Zweifeln an der Treue ihrer Gatten haben.

Im Engpaß zwischen den beiden Schlössern ist die gefährlichste Stelle für die Schiffahrt auf der Waag und nicht wenige Schiffe und Flöße zerschellen hier an den Klippen und Riffen. Zuerst droht ein durch das starke Gefälle und unsichtbare Felsen hervorgebrachter brausender Wirbel Gefahr; dann zieht sich quer durch den Fluß ein Felsenkamm, von dessen durch vorstehende Zacken gebildeten Oeffnungen nur zwei breit genug sind, um die Durchfahrt zu gestatten und endlich streckt sich eine flache senkrecht abgeschnittene Felswand (besna skala, der wüthende Fels) bis in die Mitte des Flußes vor, über den die Fluthen mit donnernden Sturz und Gebraus hinwegsetzen. Diese gefährliche Strecke wird nach einer im Volksmunde bewahrten Erzählung Margita (Margarethe) genannt.

In Stretschno lebte nämlich in jener unbestimmten Zeit, welche Erzähler mit dem Ausdruck „es war einmal" bezeichnen, eine junge reiche Witwe, die ein mehr als christliches Wohlgefallen an einem hübschen armen Burschen fand. Dieser

aber war blind für die Reize und das Besitzthum, taub für die Seufzer seiner Verehrerin und wendete seine ganze Aufmerksamkeit ihrer Stieftochter, der niedlichen Margita zu. Verschmähte Liebe ist aber ein gar böses Ding und da man damals noch nicht auf jene bestialische Brutalität verfallen war, den Spröden mit Vitriol zu beschütten, wie es in unserer hochcivilisirten Zeit üblich ist, lauerte die arme Stiefmutter der armen Margita auf, als sie am schmalen Fußpfad des hohen Ufers wandelte und stürzte sie in die schäumende wilde Fluth hinab. Aber dieses Verbrechen trug ihr keine Früchte, denn der Jüngling verschmähte wie zuvor ihre Liebe und starb aus Gram über den Tod seiner holden Margita. Nun ergriff die Uebelthäterin wahnsinnige Verzweiflung und sie sprang an derselben Stelle in die tosende und schäumende Waag, wo sie jene Arme hineingestoßen hatte. Dieser traurige, mit dem Tod sämmtlicher handelnder Personen verbundene Ausgang, macht es dem Erzähler absolut unmöglich, die vielbeliebte Schlußphrase zu gebrauchen: „Und wenn sie nicht gestorben sind, leben sie noch!"

Bei Turán öffnet sich das Arvathal gegen jenes der Waag. Es ist ein rauhes unwirthliches Felsthal, von der schön geformten Felspyramide des Stocha, dem steil abstürzenden Sip, dem Tatragebirge mit seinen formenreichen Felszinken und dem gewaltigen Bergrücken Chocs (Kotschi) gebildet, von dessen runder Einbiegung am Sattel man in etwas gewagter etymologischer Weise den Namen des Gefährtes, der „Kutsche", herleiten will. Rauh und unfruchtbar ist dieses Thal und seine Bewohner sind arm, so daß es der Natur gegenüber dem Namen Arva (Waise), welchen auch das Comitat führt, vollkommen entspricht.

Bei Alsó-Kubin, dem Hauptort des Comitates steht am Eingange eines Seitenthales Schloß Arva, eines der merkwürdigsten Bauwerke Ungarns. Ein nach drei Seiten steil abfallender, auf der vierten in Terassen aufsteigender Fels wird von dem Schlosse gekrönt, das eigentlich aus drei verschiedenen mittelst der Terassen übereinander wegragenden Bauten besteht. Das unterste Schloß enthält die von Palatin Georg Thurczo, einem der Vorkämpfer der ungarischen Protestanten, 1611 erbaute Kirche und ist noch vollkommen erhalten. Das zweite, mittelst einer Zugbrücke zugängliche Schloß scheint mit besonderer Pracht ausgestattet gewesen zu sein und war nach altungarischer Sitte von Außen mit figuralischen Fresken bemalt.

Auf einer hölzernen Stiege erreicht man das den Felsen und den ganzen complicirten Bau in einer Höhe von 138 Meter krönende dritte Schloß, welches 1561 in seiner jetzigen Gestalt, aber mit Beibehaltung älterer Baureste errichtet wurde. Die beiden oberen Burgen haben wiederholt durch Feuer gelitten, sind zwar nothdürftig wieder überdacht, gehen aber trotzdem immer mehr dem völligen Verfalle entgegen. (Bild Seite 752.)

Die ursprüngliche Erbauung wird, wahrscheinlich mit so wenig Recht, wie in vielen anderen Fällen, den Tempelrittern zugeschrieben. Sehr früh wird das Schloß schon als königliche Grenzfeste gegen Polen urkundlich erwähnt und zeitweilig diente es als Staatsgefängniß. Noch zeigt man im obersten Schloß das enge vergitterte Gemach, in welchem der Erzbischof von Kalocsa Peter Varday wegen politischer Umtriebe von 1484 bis zum Tode des Königs Mathias Corvinus gefangen saß. Später in Zeiten der Geldnoth, da es noch keine vier- oder sechspercentige Goldrente gab, oft verpfändet, wurde die Burg endlich von Ferdinand I. der Familie Thurczo verliehen, mit dem ausnahmsweisen Recht, auch in der weiblichen Linie zu vererben, deren Nachkommen es noch heute besitzen.

Im Hintergrunde einer düsteren Schlucht, aus welcher die Revucza zur Waag eilt, erhebt sich aus einem von den hohen Bergen überragten steilen Fels die Ruine der Burg Likara. Gegründet wurde sie von Donch, einem Günstling Karl Robert's von Anjou; Elisabeth, die Witwe Albrecht II., verlieh sie

dem schon erwähnten böhmischen Condottieri Johann Jiskra von Brandeis, welcher aus der Schule Žižka's stammend und den Vernichtungsschlachten gegen die Hussiten entgangen, seinen Arm und seine Söldnerschaar Jedem lieh, der ihn zahlte. Er hatte unleugbare Feldherrntalente und unterwarf sich, von Ulrich dem Cillier an Elisabeth empfohlen, den ganzen Norden und Westen Ungarns, von den Karpathen bis zur oberen Theiß, wo er als Feldhauptmann und Stellvertreter des unmündigen Ladislaus Posthumus unumschränkt gebot und erst nach dessen Tod vor dem jugendkühnen Mathias Corvinus wich. Dieser vergrößerte und verschönerte Likara und verlieh es seinem natürlichen Sohn Johann Corvin, der das eigenthümliche Schicksal der Söhne berühmter Väter theilte und nach einem unrühmlichen Leben in Dunkelheit verschwand. Stefan Tököli, der Sprosse einer der bekanntesten ungarischen Empörerfamilien, besaß es im 17. Jahrhundert, und baute den merkwürdigen Brunnen, der bis zum Niveau des Waagbettes reicht und ganz in Fels gegraben ist. Das denselben deckende Gewölbe ist zwei Klafter stark und soll seine außerordentliche Festigkeit der Verwendung von Eiweiß und Wein statt des Wassers zur Mörtelbereitung verdanken. Stefan starb 1670 auf Likara und entging dadurch dem Strafgericht als einer der eifrigsten Theilnehmer an der Vesselenyi'schen Verschwörung. Sein Sohn Emmerich, der selbstständig in Empörungen machte, verlor dieses Schloß nebst seinen übrigen Gütern in Folge des Fehlschlagens seiner Unternehmungen.

Wenden wir uns von der lachenden Thalweitung, in welcher Trencsin liegt, flußabwärts, so stoßen wir bald inmitten dichtbewaldeter Berge auf einen isolirten Felskegel, dessen Gipfel eine weitläufige Ruine trägt, während sich am Fuße unter üppigen Obstbaumpflanzungen der Marktflecken Betzko birgt. Auch das Schloß führt diesen Namen, wird aber im Volksmund gemeiniglich Bolondocz oder Bolondvár (Narrenburg) genannt. An diesen Namen knüpft sich eine Sage über die Entstehung der Burg, welche freilich dadurch widerlegt wird, daß sie schon 1228 als königliches Gut erwähnt und 1338 von Kaiser Sigismund an Stibor verliehen wird.

Die Sage erzählt nämlich, der hochangesehene und reich begüterte Herr Stibor habe sich einst nach beschwerlicher Jagd mit seinem Gefolge auf dem weiten Wiesenplan am Fuße des Felsens gelagert und sich da bei reichlichem Imbiß und Becherklang so kanibalisch wohl befunden, daß er jedem seiner Gefährten frei stellte sich eine Gunst zu wählen.

Da sprach Betzko, der Narr: „Herr, mich ärgert der kahle Fels; wie prächtig müßte sich dort oben ein stolzes Schloß ausnehmen! Baut ein solches hinauf, daß ich mein Auge d'ran ergötzen kann — das ist mein Wunsch.“

Da lachten die anderen und spotteten:

„Wahrlich eines Narren Begehr! Ist es nicht thöricht, eine Unmöglichkeit zu verlangen?“

Herr Stibor aber, der, wie die Glückspilze und Geldprotze aller Zeiten, meinte, seinem Reichthum sei nichts unmöglich, ergrimmte über diese Reden, die ihm wie ein Zweifel an seiner Allmacht erschienen und rief: „Wer sagt, es sei mir unmöglich, dort hinauf ein Schloß zu bauen? Binnen Jahresfrist soll eine Burg oben stehen und Betzko, des Narren Burg, soll sie heißen.“

Nun wurde flugs ein geschickter Baumeister weit von Straßburg her verschrieben, der einen köstlichen Riß anfertigte, während von allen Seiten Baumaterialien zugeschleppt wurden. Die Unterthanen mußten Spanndienste leisten, daß ihre Felder unbestellt blieben und sogar die Reisenden hielt man an, damit sie acht Tage mit ihren Pferden Dienste leisten mußten, — wie man sieht ein eben so praktisches, wie wohlfeiles Verfahren, so recht bezeichnend für die Burg eines übermüthigen Feudalherren, die auf Wunsch eines Narren entsteht. Richtig

stand die Burg in einem Jahr fertig da und Bolondvár nannte man sie mit Fug und Recht in der ganzen Umgebung. Sie war auch von da an ein Lieblingssitz des stolzen Stibor und sein grausiges Ende erreichte ihn daselbst.

Denn er war, so erzählt die Ueberlieferung weiter, ein gar grausamer Herr und schonte in der Wuth keinen Menschen. Einer seiner alten Diener hatte einst das Unglück, den Lieblingshund des Schloßherrn am Fuße zu verletzen, worüber dieser in so furchtbaren Zorn gerieth, daß er befahl, den Diener vom Felsen in die Tiefe zu stürzen. Vergebens war das Flehen des Aermsten, es blieb bei seinem harten Spruch. Verzweifelnd klammerte er sich überall an, doch man riß ihn los und schleppte ihn zum Abgrund. Da sprach er, kurz bevor er in die grausige Tiefe hinabflog, einen furchtbaren Fluch über den Wütherich aus und prophezeite diesem das gleiche Ende, daß so ungerecht über ihn verhängt wurde.

Ein Jahr verging und die Gebeine des Armen bleichten schon lange auf den Felszacken. Da suchte Herr Stibor nach einer großen Schmauserei, den Kopf vom Weindunst beschwert, die Kühle des Gartens auf, um ein erfrischendes Schläfchen zu halten. Er streckte sich in das Gras und will schon die Augen schließen, da sieht er entsetzt, daß sich in raschen Bogenwindungen eine gräuliche Schlange nahe, deren funkelnder Blick ihm tödtlichen Schreck einjagt. Schnell will er sich erheben, doch mit einem gewaltigen Satz schnellt die Schlange auf ihn los, und bevor er abwehren kann, hat sie ihre furchtbaren Zähne in sein Auge eingehackt. Brüllend vor Schmerz, wahnsinnig vor Grauen rennt Stibor im Garten herum und sucht vergebens, sich des Ungeheuers zu entledigen. Niemand von seinen zahlreichen Dienstmannen traut sich in die Nähe, denn jeder sieht in dieser Heimsuchung die gerechte Strafe für seinen Uebermuth und seine Frevelthaten. Erschöpft und fast schon ohne Besinnung kommt er der verhängnißvollen Stelle nahe und stürzt über denselben Felsen in die Tiefe, an welchen der Körper seines treuen Dieners zerschellte. Mit ihm erlosch nach kurzem Blühen das Geschlecht der Stibor's und Betzko kam durch eine Nichte an die Banffy.

---

4. Im Blute badend.

Südlich davon und unweit von Neustadtl an der Waag sieht man beim Marktflecken Csejthe, auf einem steilen, vom Dorankabach umflossenen und nur von einer Seite zugänglichen Felsen eine weitläufige aber sehr verfallene Burg. Unter Mathias Corvinus diente Burg Csejthe als Gefängniß für seinen früheren Söldnerführer Swehla der jedoch von ihm abfiel und mit seiner aus Resten hussitischer Schaaren gebildeten Bande, welche sich „Bratriky" oder „Zebraken" (Brüderchen) nannte, jene Art von Kommunismus betrieb, der zwar der Räuberei auf ein Haar ähnlich sieht, sich aber durch seine Offenherzigkeit von den communistischen Theorien unserer Zeit vortheilhaft unterscheidet.

Eine andere Thatsache knüpft sich an diese Burg, welche man gern in das Gebiet der Sage verweisen würde, wenn sie nicht urkundlich und unzweifelhaft dargethan wäre. Am Ende des 16. Jahrhunderts war Csejthe im Besitze des Oberstallmeisters Graf Franz Nadasdy, dessen Gattin Elisabeth Bathory dieser Burg zu einer traurigen Berühmtheit helfen sollte. Von jeher hart und grausam, galt sie schon bei Lebzeiten des Gatten als eine launenhafte, unerbittlich strenge und gewaltthätige Frau, eine Gemüthsart, welche nach dem Tod desselben in förmlichen Wahnsinn und grenzenlose Wuth überging.

In einer jener furchtbaren Verirrungen, deren Ursache man weniger in einer geistigen Abnormität als in körperlichen Ueberreizungen zu suchen haben

dürfte, fand sie den einzigen Genuß darin, junge blühende Mädchen unter allen möglichen langsamen Martern vor ihren Augen verbluten zu lassen. Die ausschweifendste Fantasie ist nicht im Stande auf die mörderischen Quälereien zu verfallen, welche sie an ihren Opfern mit eigenen Händen oder durch ihre Vertrauten verübte. Mit List und Gewalt brachte sie diese armen Geschöpfe auf ihre Schlösser, denn sie besaß nicht nur in Csejthe, sondern auch auf den übrigen Besitzungen förmliche Marterkammern. Binnen zehn Jahren sollen mehr als dreihundert, nach Anderen sogar sechshundertfünfzig blühende Mädchen, welche zum Theil dem Adel entstammten, unter den unsäglichsten Martern ihr Leben verhaucht haben.

Gräfin Elisabeth Nadasdy, geborene Bathory, wurde vom Grafen Franz Nadasdy, der sich in den damaligen Schlachten gegen die Türken höchst vortheilhaft auszeichnete, auch bei diplomatischen Actionen das volle Vertrauen seines Monarchen genoß und zu Wien im Jahre 1603, 49 Jahre alt, starb, als Witwe hinterlassen. Entsprossen einem der edelsten Geschlechter wurde sie im ganzen Lande durch ihren Reichthum wie durch ihre Schönheit berühmt und so nahm es nicht Wunder, daß sich die vornehmsten Magnaten Ungarns um ihre Hand bewarben.

Elisabeth war jedoch so eitel und prachtliebend, daß sie die Seligkeit eines Ehebundes, der auf Liebe und Treue geschlossen wurde, weder kannte noch begriff. Ihr Streben ging nur dahin, die Mittel zu erlangen, als die reichste und schönste Frau Ungarns alle übrigen Frauen des Landes zu verdunkeln und so wählte sie den überreichen und mächtigen Landes-Oberstallmeister Grafen Franz Nadasdy zum Manne, denn der konnte ihren theuren Gelüsten am Besten entsprechen.

Als sie Wittwe geworden war, lebte sie theils auf ihrem Schlosse Csejthe in der Neutraer Gespannschaft, theils in Wien im Nadasdy'schen Hause in der Weihburggasse (heute Nr. 4, alt 139, Eckhaus der Rauhensteingasse) in Pracht und Glanz, umgeben von einer zahlreichen Dienerschaft, zu welcher sie meistens die Töchter angesehener aber verarmter Familien erkor, welche sich glücklich schätzten ihre Kinder in einem so vornehmen Hause untergebracht zu haben; — daß sie dieselben in die Höhle einer entmenschten Megäre, eines weiblichen Tigers sendeten, davon hatten sie leider keine Ahnung.

Mit der bezaubernden Außenseite verband Frau Elisabeth Bathory eine Grausamkeit des Gemüthes, die in den Annalen der Geschichte ohne Gleichen dasteht. Ihre höllische Erfindungskraft war in steter Thätigkeit um für ihre weiblichen Dienstleute die ausgesuchtesten Qualen zu ersinnen. Die gewöhnlichen Züchtigungen genügten diesem weiblichen Ungeheuer nicht, sondern für die kleinsten Vergehen wurden die größten Strafen ausersehen. Den Mädchen wurden Stecknadeln zwischen die Nägel der Hände eingesteckt, sie wurden bis zu 500 Streichen mit Dornengeißeln gepeitscht, mit glühenden Schlüsseln gebrannt, mit Scheeren oder Messern ihnen die Lippen, Ohren, die Brust zerschnitten, im Winter wurden sie unbekleidet zum Brunnen gestellt und Stunden lang mit kaltem Wasser begossen, im Sommer mit Honig bestrichen und den Bissen der Insekten ausgesetzt. Die armen Geschöpfe wurden so lange mißhandelt, bis sie den Geist aufgaben und die entsetzlichsten Schmerzenstöne waren der Gräfin die liebste Musik, weshalb sie die raffinirtesten Qualen ersann, um ihre nicht zu ersättigende Mord- und Quälsucht zu befriedigen.

Wenn sie sich in Wien aufhielt, so drangen die Angst- und Schmerzensschreie der gequälten Dienerin bis auf die Gasse und es ist ein merkwürdiges Beispiel der damaligen Gerechtigkeitspflege, daß die Behörde sich gar nicht darum kümmerte, was in dem Hause vorging, trotzdem kein Tag verging, wo sich nicht das Volk zusammenrottete und sogar Töpfe in die Fenster warf, als es das schmerzliche

Gebrüll der Schlachtopfer hörte. In Wien war es aber, wo ihr ein Ungefähr den denkbar fluchwürdigsten Gedanken einhauchte.

Außer ihren Todesquälereien bestand ihr größtes Vergnügen darin, sich von den Bedienerinnen auf das Sorgfältigste putzen zu lassen, Tag und Nacht studirte sie auf neue Reizmittel der Toilette. Jede ihrer Zofen hatte ein bestimmtes Geschäft dabei. Die Eine mußte mit einem feinen Kamm die Haare ebnen, die Andere selbe mit duftenden Wassern besprengen, die Dritte kostbaren Schmuck einflechten, die Vierte es mit Brenneisen kräuseln und dergleichen. That nun eines der Mädchen das mindeste Versehen, so schlug Frau Elisabeth es selbst und marterte es mit Nadeln, Messern, Scheeren so unmenschlich, daß sie selbst voll Blut war und bisweilen sogar das Hemd wechseln mußte, ja nicht selten genöthigt war, die von Blut triefende Mauer abwaschen zu lassen.

Es war somit begreiflich, daß die Dienerinnen mit entsetzensbleicher Miene an ihre Pflicht der Toilettenbesorgung gingen und so geschah es eines Tages, daß eines der bedienenden Mädchen, Namens Helene Harczi, ein Härchen auf dem Haupte der Gebieterin ein Bischen mehr anzog und dadurch derselben einen kleinen Schmerz verursachte. Das war genug, sie in Raserei zu versetzen. Sie gab dem Mädchen eine so heftige Ohrfeige, daß das Blut aus der Nase floß und mehrere Tropfen das Antlitz und die Hand der Gräfin bespritzten.

Kaltblütig wischte sie sich den blutigen Thau von Gesicht und Hand — was war das?! — ihr erschien, als ob ihre Haut an der Stelle, wo die Tropfen gewesen waren, viel weißer sei und im frischeren Reize der Verjüngung prange!

„Ei, ei!" dachte sich die Gräfin. „Wenn ein kleiner Tropfen Blut solche Schönheit verschafft, was muß erst geschehen, wenn ich den ganzen Körper im Blute bade!? Mir dünkt, das Schicksal hat mir einen glücklichen Wink gegeben, auf welche Art ich es dahin bringen kann, das schönste Weib der edlen Frauen Ungarns zu sein. Ich darf nicht so thöricht sein und den Wink verschmähen. — Es ist beschlossen, ich tödte eines der Mädchen und bade mich in dessen Blute. — Was aber dann, wenn die That bekannt wird?"

Unaufhörlich schwebte ihr der teuflische Gedanke vor Augen. Daß die Ausführung in Wien unmöglich sei, das sah sie ein und so beschloß sie, sich auf ihr Schloß Csejthe zu begeben, wo sie mit größerer Sicherheit vor Entdeckung das entsetzliche Blendwerk in Ausübung bringen konnte. Sie beeilte sich also und reiste ab.

Auf ihrem Schlosse angelangt, zog sie zwei alte, ihr ergebene Weiber, Namens Helene, mit dem Beisatze: „die kahle Kutscherin" und Dorothea Szentes, zu Rathe. Sie erzählte ihnen die Geschichte mit der Ohrfeige und entdeckte ihnen ihren Plan, wobei sie dieselben um ihre Mithilfe zur heimlichen Ausführung anging, mit dem Versprechen glänzender Belohnung und fortwährender Gunst und Gewogenheit. Die nichtswürdigen Megären waren entzückt über das Vorhaben ihrer entmenschten Gebieterin, priesen deren herrlichen Einfall und erboten sich, thätigst mitzuwirken, damit die Sache nach Wunsch gelinge und im ewigen Dunkel der Nacht verhüllt bleibe.

Unweit von Schloß Csejthe war ein Berg, in dessen fester Erdmasse unterirdische Keller und Gewölbe sich befanden. Diese wurden nun zu dem teuflischen Werke eingerichtet. Da dies ohne männliche Hilfe nicht leicht anging, wurde ein seit seiner Kindheit auf dem Schlosse befindlicher Kammerdiener, Johann Ujvari, mit dem Spitznamen Ficzko (Bürschchen), ein häßlicher Zwerg, den die Gräfin stets zu den geheimsten Expeditionen verwendet hatte, in's Vertrauen gezogen und dieser, um die Gunst der Gebieterin zu behalten, erbot sich zur Mitwirkung.

Als erstes Opfer war eben jene Helene Harczi bestimmt, deren Blut schon eine so sonderbare Wirkung hervorgebracht hatte. Das unglückliche, zum Opfer

erkorene Mädchen wurde von der Gebieterin in die unterirdischen Gemächer gesendet, ohne zu ahnen, daß es in den Tod ging. Dort überfielen sie die alten Weiber, schleppten sie tiefer hinein, wo Ficzko mit einem Dolche bewaffnet ihrer wartete und sie grausam ermordete. Das Blut wurde abgezapft und von den alten Weibern in einem Gefäße gesammelt, das man auf das Schloß trug. Davon wurde ein Bad bereitet und als die entsetzliche Schloßfrau demselben entstieg — vermeinte sie wirklich schöner geworden zu sein. Dies gab den Henkern Muth zur Fortsetzung und zum erhöhten Raffinement ihrer Greuelthaten.

Damit das Blutbad nicht verdampfe, wurde die Badstube in einem der unterirdischen Gemächer angelegt. In der Mitte desselben stand die Badwanne aus Jaspis, welche in Verbindung mit einem Behälter gesetzt war, der den Sockel einer künstlichen weiblichen Figur bildete, die sich unweit der Wanne befand. Bevor die Gräfin in's Bad stieg, befahl sie dem zum Opfer bestimmten Mädchen, das alle Bekleidung abgelegt haben mußte, der Statue den um deren Hals befestigten Schmuck abzunehmen. Aber in demselben Augenblick, als die Dienerin die Arme um den Nacken der Statue schlang, umfing die Figur das erschrockene Mädchen, es traten zahlreiche Dolche und Messer hervor (Bild Seite 761), die sich gleichzeitig in deren Leib bohrten und das Ergießen von Blutströmen in den Behältern hervorbrachten, von wo aus dieser warme Fluß in die Wanne lief. Darein setzte sich nun die Gräfin und nahm ihr Schönheitsbad!!! War das Schlachtopfer verschieden, öffneten sich die Arme der Statue und gaben Raum für die Hinwegnahme des entseelten Leichnams.

Binnen wenigen Jahren hatte Frau Elisabeth bei dreihundert Mädchen verschiedensten Standes, selbst aus angesehenen Familien der Nachbarschaft ihrer Eitelkeit aufgeopfert. Merkwürdig ist, daß, als selbe vermißt wurden, sich die Eltern oder Verwandten, bei Erkundigung auf dem Schlosse, mit der Auskunft begnügten, dieselben seien krank geworden, gestorben und begraben. Anfangs wurde dies also stets geglaubt, endlich aber begann man doch einzusehen, daß, ohne daß man von einer Epidemie oder einem anderen Unglück auf Schloß Csejthe hörte, es mehr als Zufall sein müsse, wenn so viele Mädchen spurlos verschwunden sein sollten.

Die Verwandten der Mädchen hielten nun Rath, was zu thun wäre. Sie bestachen die Dienerschaft im Schlosse, aber diese wußte von nichts und konnte keine Auskunft geben. Nur aus Einigen konnte herausgebracht werden, daß die Mädchen frisch und gesund nach dem Bergkeller gegangen, aus demselben jedoch nicht zurückgekehrt seien. Der Verdacht, sie wären ermordet worden, steigerte sich zur Gewißheit.

Ein junger Mann, dessen Geliebte auf dem Schlosse diente, fürchtete für die Theure ein gleiches Schicksal und eilte nach Ofen zum Reichspalatin Grafen Georg Thurzo, dem er die Klagen und Bitten der Eltern mittheilte. Der Palatin erstattete sofort Bericht an König Mathias (Bruder Rudolfs II.) nach Wien und dieser befahl eine strenge, aber vorsichtige Untersuchung der schrecklichen Mordhöhle.

Nun begab sich der Palatin, begleitet von den Magnaten Nikolaus Zrinyi und Georg Drugeth von Homonai — beide Schwiegersöhne der Gräfin Elisabeth Nadasdy — dann des Emerich Megyeri, Vormund des verwaisten Paul Nadasdy, ferner einer Truppe Soldaten, nach Schloß Csejthe, wo der Eingang zu den unterirdischen Gängen gewaltsam geöffnet wurde. Man fand eine im Verscheiden begriffene Jungfrau, Namens Doricza, und die Gräfin selbst — in ihrem Blutbade (1610).

Schaudernd vor so unerhörter Gräuelthat ließ Palatin Thurzo die Gräfin in Fesseln legen und über sie den Prozeß einleiten. Vierzehn adelige Richter waren mit der Untersuchung betraut.

Elisabeth Bathory=Nadasdy wurde im eigenen Schlosse in den Kerker gesetzt und mit aller Umständlichkeit und billigen Rücksicht für die hochgeborene und reichbegüterte Verbrecherin der Prozeß eröffnet, welcher das überraschende und für die weise Anwendung des Gesetzes, wie für die Unpartheilichkeit der Richter bezeichnende Resultat hatte, daß man die Helfershelfer hinrichtete — der Zwerg Ficzko wurde enthauptet, die beiden alten Weiber, Helene, „die kahle Kutscherin," und Dorothea Szentes verbrannt — die Urheberin dieser Schauderthaten aber im „standesgemäßen" Gefängniß auf Schloß Csejthe anhielt in welchem sie am 21. August 1614 starb.

Seither zerbrach man sich fortwährend den Kopf, um eine Erklärung für das entmenschte Gebahren der Gräfin Elisabeth aufzufinden. Nun, man braucht da wahrlich nicht nach besonderen Motiven zu suchen, denn es ist leider nur zu bekannt, daß die Grausamkeit an sich für überreizte und entmenschte Naturen mit einem gewissen wollüstigen Kitzel verbunden ist, was durch viele andere, wenngleich nicht so schreckliche Beispiele genugsam bewiesen ist. Uebrigens ist es auch bekannt, daß besonders Frauen solchen Verirrungen zugänglich sind, gern aufregende und recht blutrünstige Schilderungen lesen und bei öffentlichen Hinrichtungen sich stets am eifrigsten zudrängten, wenn es auch ohne hysterische Krämpfe und Ohnmachten nicht abging.

Wir wissen zum Beispiel, daß zur Hinrichtung von Damiens, der wegen eines Attentates auf König Ludwig XV. von Frankreich am Grêveplatze in Paris durch volle vier Stunden gemartert und endlich noch lebend von vier Pferden in Stücke zerrissen wurde (8. März 1757), sich die ganze zarte und galante Damenwelt drängte und unerhörte Preise für einen Platz am Fenster gezahlt wurden. In solchen Neugierigen steckt der Keim zu einer Elisabeth Bathory, wenn er auch — Gott sei Dank! — nur sehr selten zu so furchtbarer Entfaltung kommt.

Noch das vorige Jahrhundert hatte ein ähnliches Scheusal aufzuweisen und zwar Carl Prinz von Bourbon=Condé, Graf von Charollois (geb. 1700, gest. 1760).

Im Mai 1750 entstand zu Paris ein großer Aufstand; Menschenhaufen versammelten sich in den Straßen und stießen drohendes Geschrei aus. Gedruckte Plakate wurden an die Häuser geklebt und darin behauptet, daß Ludwig XV., „le bien aimé" (der Vielgeliebte) genannt, auf Anrathen der Aerzte, um seine zerrüttete Gesundheit wieder herzustellen, Blutbäder nehme, und daß zu diesem Behufe von der Polizei kleine Kinder eingefangen würden, über deren gräßliche Abschlachtung die furchtbarsten und abenteuerlichsten Gerüchte cursirten. Thatsache war es allerdings, daß einige Kinder auf geheimnißvolle Art verschwunden waren und der einst so „vielgeliebte" Ludwig XV. hatte bereits so sehr die Gunst des Volkes verscherzt, daß man ihm ohne weiteres dieselben Schandthaten zutraute, die einst König Ludwig XI. von Frankreich (geb. 1423, gest. 1483), ebenso grausamen als niederträchtigen Andenkens, beging, der sich, wie zuverläßig erwiesen ist, in dem Blute geschlachteter Kinder badete! Dem abergläubische Bösewichte mochte wohl einer seiner betrügerischen Astrologen dieses Mittel als Lebensverlängerungsmethode angerathen haben.

Die wüthende Menge in Paris ermordete einen Polizei=Agenten von dem behauptet wurde, daß er an die Kammerdiener des Königs das Blut unschuldiger kleiner Opfer verkauft habe. Noch war indessen das Königthum zu mächtig, als daß es nicht einen solchen Aufstand hätte niederwerfen können. Die Leibwachen, die Schweizergarden und die schwarzen Musketiere rückten an, machten von ihren Waffen Gebrauch und jagten die Tumultuanten in die Flucht. Viele wurden getödtet, Andere gefangen genommen und nachher theils eingekerkert, theils gehenkt.

Das Parlament aber, welches damals mit dem Könige schmollte, zeigte sich über diese Vorgänge höchst unzufrieden und erließ am 25. Mai einen Befehl: „Daß eine Untersuchung gegen die Urheber der beunruhigenden Gerüchte, welche den Volksaufstand veranlaßt, wie auch gegen Diejenigen eingeleitet werden solle, welche Kinder entführt und abgeschlachtet hätten, wenn es denn wirklich der Fall sei."

Der König konnte nicht umhin, sich damit einverstanden zu erklären, zumal er selber ein Interesse hatte, sich von dem furchtbaren ungerechtfertigten Verdachte zu reinigen. Zudem hatte ihn der Aufstand in Schrecken versetzt, er verdoppelte seine Wachen, sowie die Garnison von Paris und ließ einen Befestigungs- und Kasernirungsplan für die Hauptstadt ausarbeiten, der darauf abzielte, durch hundert Kanonenschlünde die unruhigen Vorstädte Saint-Antoine und Saint-Marcel zu beherrschen.

Die Polizei brauchte nicht lange nach dem Schuldigen zu forschen, sie kannte ihn längst, hatte aber ihre Gründe gehabt, zu schweigen, wie sie damals gar oft schwieg, wenn Schandthaten ärgster Art in den höchsten Regionen der Gesellschaft vorfielen. Nun freilich, da der Befehl des Königs und des Parlamentes unbedingten Gehorsam erheischte, kam es rasch heraus, daß der Verbrecher kein Anderer sei, als — der Vetter des Königs, einer der Chefs des Hauses Bourbon-Condé, nämlich der Graf von Charollois (so beigenannt nach der der Familie gehörigen Grafschaft in Burgund).

Dieser Schurke, ein Teufel in Menschengestalt, war damals fünfzig Jahre alt und das Hauptvergnügen seines Daseins bestand darin, Menschen zu quälen und zu morden. Arglosen Leuten freundschaftlich die Hand drücken und ihnen dann mit Riesenkraft einen Finger nach dem andern zu zerbrechen, das war für ihn eine „herrliche Unterhaltung". Auf seinen Gütern schoß er Menschen todt, als ob es Sperlinge wären und einmal erdolchte er in einem Anfall von Mordgier ohne die geringste Ursache zuerst seinen Pagen und dann seinen Kammerdiener. Alle diese Schandthaten blieben ungestraft.

Als nun herauskam, daß der Graf von Charollois sechs oder sieben kleine Kinder habe aufgreifen und schlachten lassen, um seinen entnervten Körper in dem Blute der Unschuldigen zu baden, da hätte man doch glauben sollen, daß nunmehr die beleidigte Menschheit eine Genugthuung erhalten würde, allein das geschah nicht, obgleich der Graf ein offenes Geständniß ablegte und in einem Briefe an den König verrieth, daß ein russischer Fürst ihn „die Kunst gelehrt, sich in Bädern von frischem Kinderblute zu verjüngen."

Der Skandal, wegen solcher Schandthaten einen Prinzen des königlichen Hauses zu verurtheilen, erschien zu groß. Die Sache wurde niedergeschlagen und verboten davon zu sprechen. Was kümmerten auch den König von Frankreich die Thränen und Flüche der Mütter jener unschuldigen hingemordeten Opfer eines Wüstlings. Er dachte nicht daran, daß der Tag kommen würde, wo sein edler und guter Sohn, seine liebliche Schwiegertochter die Folgen seiner Regierungs- und Lebensmethode zu tragen haben würden.

Der Haß der Bevölkerung war dem Grafen von Charollois gleichgiltig, so lange er sich sicher fühlte unter dem Schutze seiner Vornehmheit, welche gewissermaßen seine Verbrechen santionirte. Auf eigene Art aber sollte er diesen Schutz verlieren und zur Strafe für seine Ruchlosigkeit ein Spielball der Furien werden.

Eines Tages bemerkte er von dem Fenster seines Palais aus einen fleißigen Dachdecker auf dem Dache des gegenüber befindlichen Hauses. Die alte Blut- und Mordgier erwachte in ihm. Er griff nach einer geladenen Flinte und legte an. Der Schuß krachte und mit zerschmettertem Haupte stürzte der unglückliche Handwerker vom Dache mitten auf die belebte Straße. Ein Haufen Volks rottete sich zusammen und drang mit Rachegeschrei in den Palast, um den Grafen in Stücke

zu zerreißen. Er flüchtete sich in den Keller, in ein großes leeres Faß, wo man ihn nicht finden konnte. Schnell requirirtes Militär kam zu seinem Schutze herbei und verjagte die wüthende Menge.

Aber dieser Mord, am hellen Tage in Paris begangen, veranlaßte den nachsichtigen Ludwig XV. zu einer außerordentlichen Maßregel gegen seinen Verwandten. Er ließ den Grafen holen. In dem königlichen Kabinete befanden sich außer Seiner Majestät noch Herzog Ludwig Philipp von Orleans, der Kanzler und der Generalprokurator (Staatsanwalt).

„Herr Graf," begann der König, „ich habe mich entschlossen, für Sie einen Gnadenbrief zu unterzeichnen, den mein Kanzler mit dem Siegel versehen soll; Sie sind desselben freilich unwürdig und ich lasse ihn nur aus Achtung vor Ihrem Namen, der auch der meinige ist, ausstellen. Dadurch erübrigt mir aber noch eine zweite Maßregel. — „Mein Herr," wendete er sich an den Kanzler, „ich befehle Ihnen, sogleich einen zweiten Gnadenbrief zu entwerfen, der demjenigen volle, unbedingte Verzeihung zusichert, welcher — den Grafen von Charollois tödten wird."

Der Wille des Monarchen wurde sogleich erfüllt, der gedachte Gnadenbrief in aller Form entworfen, unterzeichnet und mit dem Siegel versehen. Dann reichte der König das Dokument dem Generalprokurator.

„Mein ausdrücklicher Wille ist," sagte er zu diesem, „daß Sie diesen Gnadenbrief in Ihren Händen behalten, damit, wenn die Schandthaten des Grafen einen Rächer finden, dieser sich desselben bedienen kann, wie das nur billig ist. Handeln Sie nach diesem Befehle!" Zum Grafen gewendet sprach er: „Möge es Gott gefallen, daß uns bald Jemand von Ihnen befreit. Gehen Sie!"

Somit war der Graf von Charollois also gleichsam vogelfrei erklärt, eine Maßregel, die ihn in die äußerste Bestürzung versetzte und fast wahnsinnig machte. Er bildete sich ein, daß des Königs Befehl in ganz Frankreich bekannt gemacht worden sei. In Paris hielt er sich nicht mehr für sicher und eilends flüchtete er auf seine Güter. Aber auch dort wurde er die Höllenangst nicht los; er glaubte immer daß ihm der im Voraus pardonnirte Rächer auf den Fersen sei; hinter jeder Ecke, jedem Busche, jedem Fenster vermuthete er den lauernden Mörder. Und so schleppte er, von den Furien gepeitscht, noch einige Monate sein elendes blutbeflecktes Leben hin, bis er endlich am 23. Juli 1760 der Qual erlag. Die königliche Familie und das Haus Condé athmeten erleichtert auf, als die Todesnachricht bekannt wurde.

Graf Charollois hinterließ von Demoiselle Craôn de la Saône zwei natürliche Töchter, welche 1769 unter dem Namen von Bourbon legitimirt wurden. Die ältere heiratete den Grenadieroberst Grafen Paget, die jüngere den Grafen Franz Xaver von Löwendahl.

Doch kehren wir wieder zu unseren ungarischen Burgen zurück.

Hinter Cseithe erniedrigen sich die das Waagthal bildenden Bergrücken immer mehr und dieses selbst verbreitet sich — es geht in die Ebene über. Am rechten Ufer dehnt sich eine gewellte Ebene bis zu den immer weiter zurücktretenden kleinen Karpathen, das linke wird von einem sanft ansteigenden Höhenzug begleitet. Von Bedeutung ist nur der rechts liegende bekannte Badeort Pistyan dessen Heilquellen schon seit Jahrhunderten benützt werden. Eine unangenehme Ueberraschung traf die Kurgäste des Jahres 1599, denn sie wurden bei einem Einfall der Türken entweder erschlagen oder in die Sklaverei geschleppt. In den modernen Badeörtern machen sich eher die „Griechen" (französische Bezeichnung für Falschspieler) als die Türken gefährlich.

Etwas weiter abwärts am linken Ufer wird bei Freistadtl (Galgotz) ein runder Thurm, als ein Bau Lehels, des Heerführers unter Taksony, dem

Großvater des heiligen Stefan gezeigt. Lehel war unter jenen ungarischen Großen, die in der Schlacht am Lechfeld (10. August 954), in welcher Kaiser Otto I. den Magyaren für alle Zeit die Lust zu Einfällen in das deutsche Reich nahm, gefangen und vor den Thoren Regensburgs „ihrem Volke zur Warnung und Schande" gehangen wurden.

Es ist außer Frage, daß dieser Thurm kein Bau Lehel's, sondern viel später erst von den Türken errichtet worden ist.

Bevor wir von Trencsin und seinen Umgebungen, die in so vielfacher interessanter Weise an die Vorzeit erinnern, scheiden, ziemt es sich wohl, auch der Gegenwart ihr Recht zu gönnen und einige Worte jenen allbekannten, vielwandernden Gestalten zu widmen, deren Heimath namentlich das Trencsiner Comitat ist; den Drahtbindern oder, wie man in Oesterreich sagt: Rastelbindern, — wie sie sich selbst nennen: der Drátasz. Sillein, die Umgegend von Trencsin, namentlich die Ortschaften Varin und Rovny, dann auch Groß-Topolcsan im Neutraer-Comitat sind ihre Hauptquartiere, von wo aus sie ihre Wanderzüge antreten. (Bild Seite 753.)

Sie gehören zu den bekanntesten Straßenfiguren unserer Städte, durchwandern ganz Oesterreich und Deutschland, schlagen sich in einzelnen Exemplaren selbst bis Italien und Rußland durch und bringen allüberall mit kundiger Hand unzähligem Kochgeschirr Heilung nach schweren Schäden. Der erfahrene Drátasz wird jeden Krug, jeden Topf mit seinem kunstvoll vergitterten Draht wieder zusammenfügen, mag er auch in noch so viele Stücke zerbrochen sein. Er ist in dieser Beziehung ein gerngesehener Helfer sparsamer Hausfrauen, wenn sie ihn auch sonst im Verdacht haben, daß er die Möglichkeit einer kleinen Mauserei nicht ungenützt vorüber gehen lassen will.

Unter jedem Himmelsstrich und in jedem Wetter ist der Drahtbinder in seiner äußeren Erscheinung der Gleiche. In den enganliegenden Wollbeinkleidern, die in festverschnürten Sandalen auslaufen, der vielknöpfigen Weste und dem braunen Mantel aus grobem Tuch, dessen zugebundene Aermel oft zugleich als Reisetasche und Speisekammer dienen, das Haupt mit einem breitrandigen Filzhut beschattet, zieht er die Straße dahin, gleichviel ob er durch Oberitalien und Südtirol wandert oder in den rauhen Heimatsthälern, ob Sonnenbrand herniederglüht oder ein schneidender Wind ihm Schnee und schwere Regentropfen entgegen peitschen.

Einfach wie seine Kleidung ist auch seine Ausrüstung. Eine Rolle Draht, eine kleine Kneipzange und ein Hämmerchen — das ist ziemlich Alles — und doch werden damit jene Wunderkuren keramischer (töpferkundiger) Chirurgie vollzogen, welche manchen von ungeschickten Händen schwer geschädigten Topf, manche Schüssel, die im Drängen des Lebens niederschmetternde Schicksale erfahren mußte, ihrer ferneren nützlichen Laufbahn erhalten. Früher handelte er wohl auch mit selbstgefertigten Mäusefallen oder den Untersätzen für die Plätteisen (Rasteln, daher auch der Name Rastelbinder), in neuerer Zeit hausirt er jedoch meist mit Blechgeschirr fremder Erzeugung, wie denn überhaupt die Cultur, welche Alles beleckt, auch an dem Drahtbinder nicht ganz ohne Einwirkung vorübergegangen ist und es nur leider versäumt hat, ihn ein wenig reinlicher zu machen.

Ueber seine ganze äußere Erscheinung ist eine schwarzbraune Färbung gegossen die sich auf dem Mantel und dem Hut zu einer glänzenden Kruste verdichtet. Das von langen Haaren umwallte, gutmüthige, aber auch einer gewissen Verschmitztheit nicht entbehrende Gesicht, aus dem scheue dunkle Augen blitzen, scheint so selten als möglich Bekanntschaft mit Wasser zu machen und um das Hemd erfolgreich gegen eine solche unangenehme Berührung zu schützen, wird es tüchtig mit Speck eingerieben.

In seinen Lebensgewohnheiten ist er von einer wunderbaren Genügsamkeit und cultivirt die einfachen Formen seines heimatlichen Daseins auch in der Fremde.

Wer je Gelegenheit hatte, eine der Herbergen zu sehen, in welchen sie sich in größeren Städten zusammenfinden, oder ihre Mahlzeit zu beobachten, wird zugeben müssen, daß die Bedürfnißlosigkeit nicht leicht weiter getrieben werden kann.

Die löbliche Confraternität der Drahtbinder ist von dem Streit zwischen Genossenschaftszwang, Zunftwesen und Gewerbefreiheit vollkommen unberührt, sie hat ihre eigenen Satzungen, welche unverbrüchlicher gehalten werden, als manche andere, die mit allen gesetzlichen Attributen versehen sind. Nur langsam und in jahrelangen Mühen erreicht der Neuling endlich die Würde eines Meisters (mijstra). Bis zum zehnten Jahre beschäftigt sich der angehende Drátasz in Ermanglung der an ihm auszuübenden Pädagogik damit, seinerseits Gänse oder Schweine auf dem Pfad der Tugend zu erhalten. Dann zieht er vier Jahre lange als Lehrling mit einem Meister herum, nicht ohne sein angebornes Talent im Betteln zu vervollkommnen, und es giebt so putzige kleine Kerle darunter, daß sie mit ihrem flehenden: „Prože pane muj!“ (ich bitte, mein Herr!) nicht leicht eine Fehlbitte thun werden.

Nach diesen Lehrjahren aber darf er nicht sogleich auf eigenes Risico das erhabene Gewerbe betreiben, sondern er gehört zu einem mijstra, der die Wanderungen einer Anzahl von Gesellen und Lehrlingen leitet und beaufsichtigt, die Routen bestimmt, und auf dessen Rechnung das Geschäft betrieben wird. Um selbst ein solcher Meister zu werden, muß man einen Fond von wenigstens fünfzig Gulden besitzen, und diesen zu ersparen, kostet viel Zeit, wenn auch nicht viel Arbeit.

Denn Plage und stetige Arbeit ist eben des Drátasz Sache nicht. Während er oft Jahre herumwandert, bebaut die Familie in der Heimat den mageren Acker, webt und spinnt im Winter, verdingt sich im Taglohn, und wenn der Ertrag zum bescheidenen Unterhalt nicht langt, wird in Anhoffnung dessen, was der rüstige pater familias als Drahtbinder erspart, der Kredit in Anspruch genommen. Kommt dieser dann nach Jahren mit einem Kapital von hundert oder hundertfünfzig Gulden nach Hause, so werden die Schulden bezahlt und mit dem Reste thut er sich gütlich und genießt die Wonnen der Heimat und des Nichtsthuns in der niederen Hütte, wo er kaum aufrecht stehen kann, wo die Thüre meist zugleich Fenster und Rauchfang ist und der blanke Boden die Dielen vorstellt.

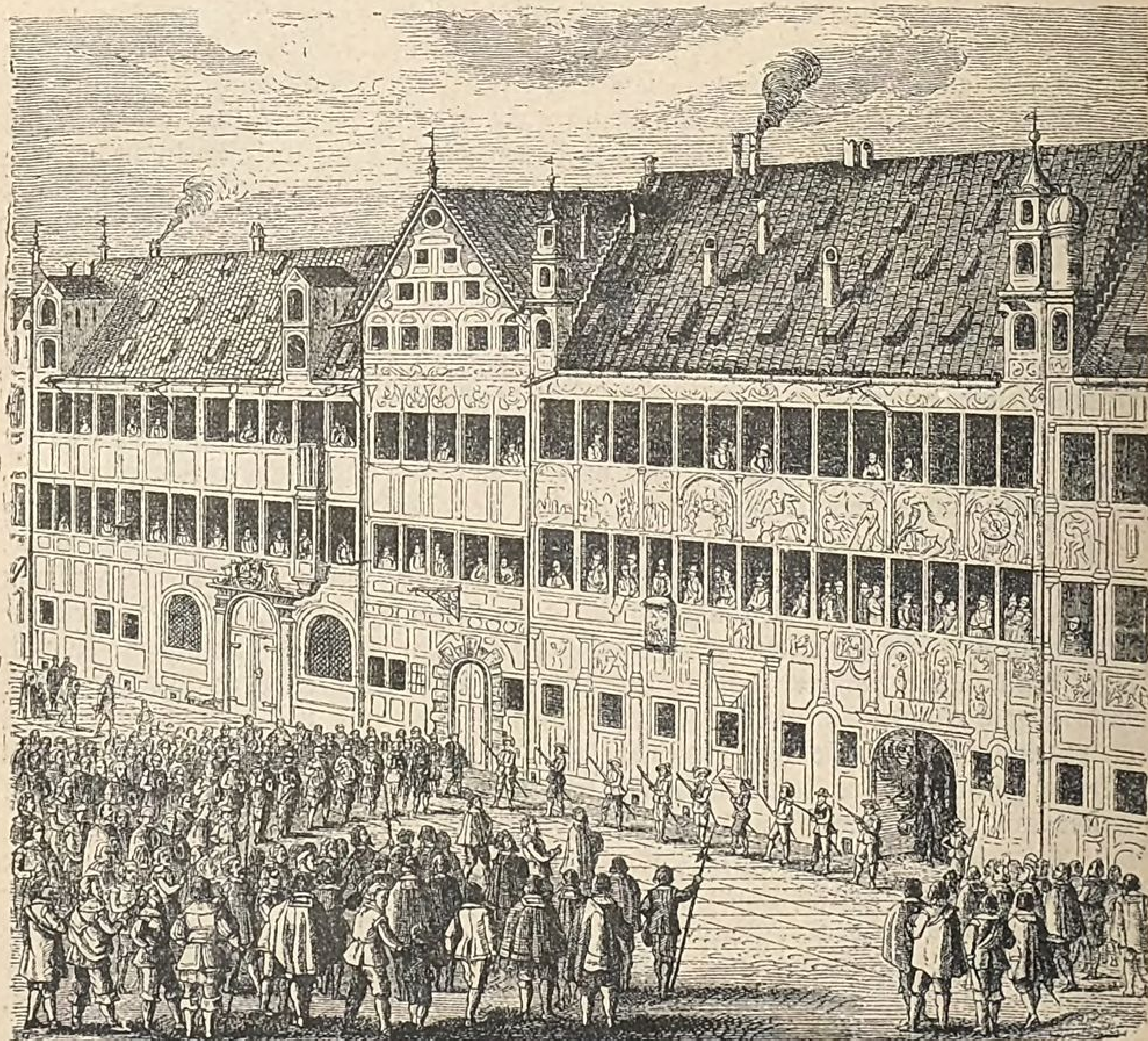
Aber lange hält ihn der Zauber der Häuslichkeit nicht; geht das Geld zur Neige, von dem ein beträchtlicher Theil für Borowitzka (Wachholderbranntwein) oder andere Schnäpse verwendet wurde, so hängt er seinen Mantel und die Ledertasche mit dem Arbeitszeug wieder um und zieht hinaus in die weite Welt — ihm ist das ungebundene Herumstreichen schon zur Gewohnheit geworden und er zieht es, so viel Beschwerden es auch auferlegt, der heimatlichen Lebensweise und der Feldarbeit weit vor.

Im Ganzen sind die Drahtbinder ein genügsames harmloses Völkchen und wenn es wahr sein sollte, daß es Einzelne darunter giebt, welche den Lockungen aufsichtsloser Silberlöffel nicht zu widerstehen vermögen, so mag man ihnen dieß um ihrer Nützlichkeit halber verzeihen.

Denn in ihrem Wirken sind sie schließlich denn doch auch die Repräsentanten einer Maxime der modernen Nationalökonomie und illustriren das Gesetz „von der Erhaltung der Werthe“ mit jedem Topf, den sie mit ihrem Drahtnetz umgeben und weiter benützbar machen. So fügen sie sich als bescheidenes Glied in die große wirthschaftliche Kette fördernd und nützend ein und — das ist vielleicht mehr, als sich bei näherem Zusehen von den stolzen Schloßherrn der Vorzeit sagen läßt, mit welchen wir uns früher beschäftigt haben.

Ein Aufrührer im XVII. Jahrhundert.

1. Der Rechtspruch.



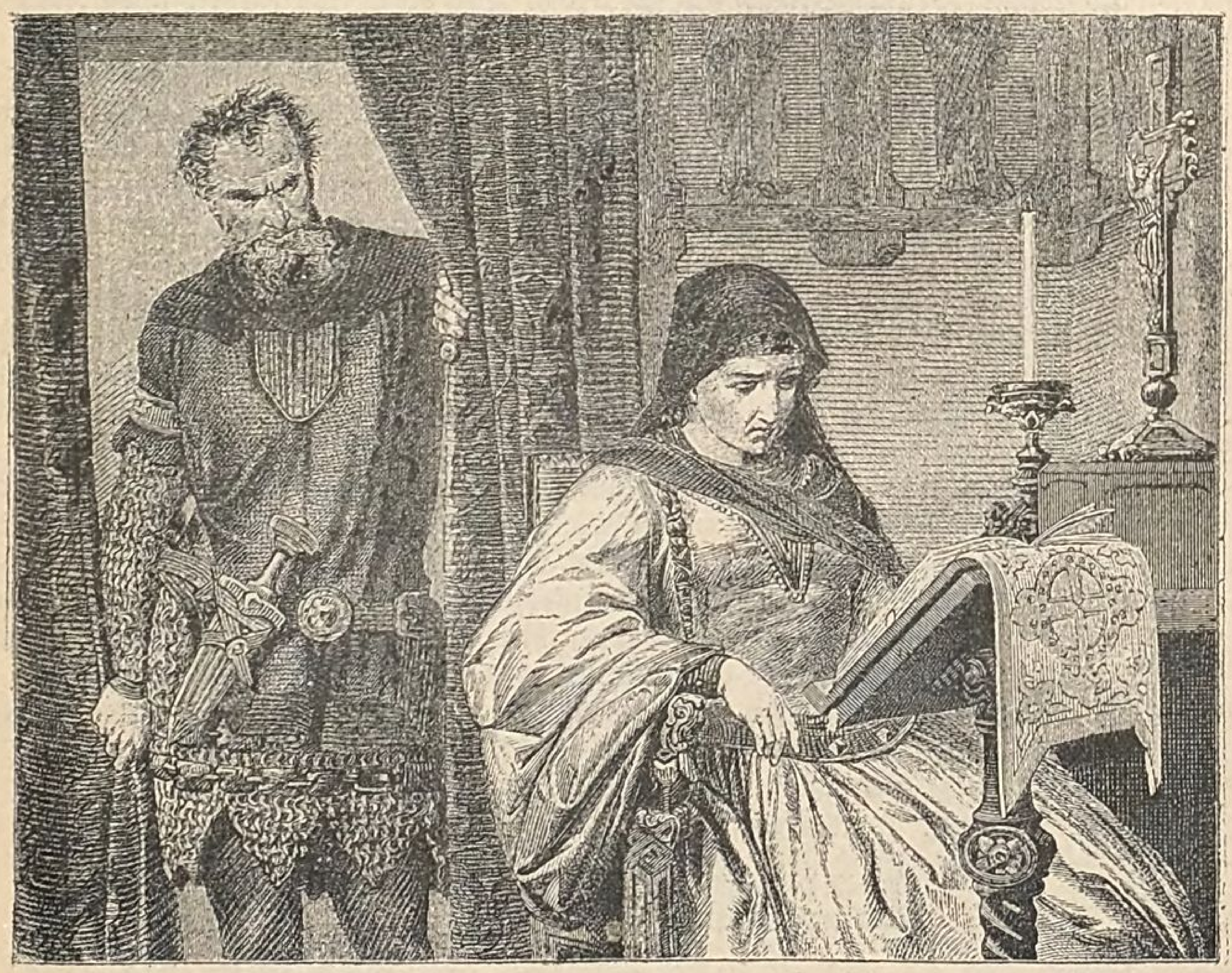
Das Haus der Fugger in Augsburg. (S. 731.)

Versetzen wir uns in die Gerichtsstube im altehrwürdigen „Römer," dem Rathhaus, der Reichs- und Krönungsstadt Frankfurt am Main, (Bild Seite 752) um im Beginn des Jahres 1614 der Verkündigung eines Urtheils in einem einfachen Civilproceß beizuwohnen. Es handelt sich um einen Besitzstreit, um einen kleinen schmalen Strich Landes, der lange Zeit wüst und unbebaut lag. Ein angesehener Patricier, der Junker von Uffstein, erhebt Ansprüche auf diesen Platz, nicht als ob er darauf ein Recht hätte, sondern er behauptet, das Stück Land sei herrenlos und daher dem zugehörig, der es nutzbar verwende. Das aber wolle er thun, denn er sei gesonnen, es in seinen Garten einzubeziehen, es bebauen und bepflanzen zu lassen.

Dem widerspricht ein Frankfurter Bürger, Vincenz Fettmilch, Lebküchler in der Döngesgasse. Er beweist, daß der Platz schon im Besitz seines Vaters

gewesen, im Zehentbuche der Stadt Frankfurt auch als dessen Eigenthum eingetragen und zeitweilig bebaut war. Seit Jahren habe er dieses wohl nicht besorgt, aber man könne es einem freien Bürger nicht wehren, seinen Grund brach liegen zu lassen und es wäre ganz wider Rechtens, deshalb Jemand das Eigenthum abzuerkennen. Er bitte daher, das Rathsgericht wolle den Junker von Uffstein abweisen und ihn verhalten, den fraglichen Platz sogleich wieder zu räumen und an den rechtmäßigen Besitzer, so er, Vincenz Fettmilch, sei, zu übergeben.

Ein einfacher Rechtstreit, zu dessen Austragung es eben keiner salomonischen Weisheit des Richters bedarf, wird sich der Leser denken! Ja, wenn das, was dem gesunden Menschenverstand als Recht gilt, auch in der Gerichtsstube dafür



Der mächtige Palatin Thurczo. (S. 731.)

angesehen würde, dann läge dieser und mancher andere Proceß ganz klar. Aber man bildet die Themis nicht umsonst blind ab, ihre Waage hat nur zu oft falsches Gewicht und das Schwert, welches sie trägt, ist doppelschneidig und in der Hand pfiffiger Rechtsgelehrter so zu drehen, daß es oft den verletzt, welchen es schützen sollte. Eine spitzfindige Gelehrsamkeit hat es im Laufe der Jahrhunderte verstanden, den himmlischen Sonnenstrahl der Gerechtigkeit zu spalten und zu zerfasern und daraus ein künstliches Netz zu machen, in dessen Maschen ebenso die gute, wie die böse Sache sich zu Tode zappelt und um die krystallene Burg, in welcher das wahre unvergängliche Recht thront, das von Jedem als solches erkannt wird, hat man Irrgänge von Gesetzen, Verhaue von Mandaten und Edikten und Fallgruben voll Paragraphen-Dornen angelegt, so daß es schier unmöglich wird, darin unverletzt sich zurechtzufinden.

Ebenso schön als wahr sagt unser großer Dichter:

„Es pflanzen sich Gesetz und Rechte
Wie eine Krankheit ewig fort,
Sie erben von Geschlecht sich zu Geschlechte
Und rücken sacht von Ort zu Ort.
Vernunft wird Unsinn, Wohlthat Plage —
Weh' Dir! Daß Du ein Enkel bist!
Vom Rechte, das mit uns geboren ist,
Von dem ist leider nie die Frage."

So erfuhr es auch Vincenz Fettmilch. Der Rechtstreit währte schon Jahre, so einfach er auch zu sein schien.

Der Junker von Uffstein hatte unterdessen mit eines hohen Rathes Genehmigung das fragliche Grundstück schon lange mit einer Mauer umfangen und mit zierlichen Taxushecken und Fliederbüschen bepflanzen lassen und auch mehrmals dem Lebküchler, um des leidigen Streites ledig zu sein, Anerbietungen zum gütlichen Ausgleich machen lassen, aber Fettmilch war ein Starrkopf, steifte sich auf das, was er sein „gutes Recht" nannte und blieb dabei, er wolle seinen Grund wieder haben. So war er über dem Proceß in seinem Erwerb zurückgekommen, in Schulden gerathen und ein erbitterter, jähzorniger Mensch geworden, — Alles nur, weil ihm nicht allein das Mißgeschick passirt war, dem Gelüste eines Mächtigen gegenüber im Rechte zu sein, sondern weil er auch eigensinnig genug war, dieses behaupten zu wollen.

Doch zurück zur Urtheils-Verkündigung. In der Gerichtsstube sah es gar feierlich aus. Decke und Wände waren mit dunkelglänzendem Eichenholz getäfelt und in der Mitte der ersteren war geschnitzt und vergoldet der doppelköpfige Adler angebracht, der aus den gekrümmten Schnäbeln die prächtig rothen Zungen so weit herausstreckte, wie es nur ein Wappenthier ungerügt thun darf. Zu beiden Seiten hingen reichverschnörkelte Kronleuchter aus Messing, deren Licht durch dünngeschliffene Hornplatten geschützt und gedämpft wurde. In den Füllungen des Wandgetäfels waren zwischen Blumen und Arabeskenschnitzerei, in welcher seltsames Gethier herumkroch, allerhand kernige Sinnsprüche angebracht, wie sie zu der Stube Bestimmung paßten. Zum Beispiel:

„Eines Mannes Rede ist keines Mannes Rede,
Man muß sie billig hören Beede."

Oder

„Ein ehrlich Mann
Greift Niemand von hinten an u. s. w."

Um eine lange mit schwarzem Tuch behangene Tafel saßen in schwarzen faltigen Mänteln, aus welchen sich der sorgfältig gesteifte weiße Kragen hervorhob die Rathsmitglieder und der Syndicus, dessen Gesicht so ledern aussah, wie altes Pergament und dessen runde schwarze Hornbrille ihm nebst der spitzen gekrümmten Nase das Ansehen einer Eule verlieh.

Die Stube war durch einen Schranken in zwei Theile geschieden. Innerhalb desselben saß auf einem hochlehnigen Lederstuhl der Geklagte, Junker Erasmus von Uffstein in nachläßiger Haltung. Er mochte etwa dreißig Jahre alt sein, hatte ein hübsches aber hochmüthiges und etwas verlebtes Gesicht, dessen Bläße durch die Schwärze des langen Lockenhaares und des mit heißen Eisen und Zänglein mühsam gekräuselten Schnurr- und Kinnbartes noch gehoben wurde. Er war reich und sorgfältig gekleidet. Die seidenen Beinkleider waren am Knie mit goldgestickten

Schleifen befestigt und über die Aermel des schwarzen Sammtrockes fielen breite Manchetten aus kostbaren niederländischen Spitzen.

Außerhalb des Schrankens stand der Kläger Vincenz Fettmilch in einfacher, zwar sauberer, aber schon stark abgenützter bürgerlicher Kleidung. Er mochte ungefähr vierzig Jahre zählen, obwohl sein kurzgeschorenes schwarzes Haupthaar an den Schläfen schon ergraute. Der trotzige finstere Ausdruck seines runden derben Gesichtes mit der niederen breiten Stirne und dem festen energisch vortretenden Kinn, paßte zu dem untersetzten kräftigen Körper, den massigen Schultern, aus welchen der fleischige Nacken emporwuchs.

Hinter ihm standen einige Männer aus dem Bürgerstande, die untereinander und mit dem Kläger flüsterten. Am beweglichsten und eifrigsten erwies sich ein kleiner Mann mit ledergelbem Antlitz, dessen tiefliegende Augen wahre Blitze nach dem Richtertisch und dem Junker von Uffstein sendeten.

Endlich nahmen die Berathungen unter den Rathsherren ein Ende. Die bis jetzt auf einem Knäuel zusammengehaltenen Köpfe wurden zurückgezogen und jeder der wohledlen und ehrenfesten Herren rückte sich würdevoll auf seinem Platze zurecht oder bezeugte auch nur durch ein gewichtiges Räuspern, daß ein wichtiger Moment nahe.

Langsam erhob sich der Syndicus von seinem schwarzen Lederstuhl und blickte über die Brille hinweg nach den Parteien, ob diese auch bereit wären, die Sentenz mit geziemender Aufmerksamkeit anzuhören.

Bezüglich des bürgerlichen Klägers war dies ganz gewiß der Fall. Der Lebküchler war einen Schritt vorgetreten und hatte mit einer energischen Handbewegung seine nachdrängenden Freunde, namentlich den mageren aufgeregten kleinen Mann zurückgewiesen. Etwas vorgebeugt stand Fettmilch da und wenn er auch äußerlich ruhig war, konnte man doch an seiner Stellung und dem gespannten Ausdruck im Gesichte merken, daß er seine ganze Aufmerksamkeit auf das zu erwartende Urtheil richtete.

Der Junker von Uffstein aber sah aus, als ginge ihn der ganze Handel gar nichts an. Er schenkte den Herren vom hochgebietenden Rath keinen Blick, noch weniger aber seinem Gegner. Nachläßig im bequemen Sessel hingestreckt, drehte er mit der feinen wohlgepflegten Hand seinen Bart oder entfernte mit einem leichten Schnippen des Fingers Stäubchen von seinem kostbaren Anzug.

Der Vorsitzende ein überaus dicker Herr, dessen Antlitz vor Fett so verschwommen aussah, wie das des Vollmonds, und dessen Kinn eine Geringschätzung erlitt, wenn man es nur als „doppeltes" bezeichnete, klopfte gravitätisch auf den Tisch und richtete dann eine einladende Handbewegung an den Syndicus, der sofort aus einem Aktenstücke zu lesen begann und zwar mit einer Stimme, die in ihrem Krächzen vollkommen zu seinem Käuzchengesicht paßte.

„Ad mandatum sacri caesarei majestatis" (nach landesfürstlichem Befehl), hub er zu lesen an, „wird vom Rathsgericht der hochmögenden freien Reichsstadt Frankfurt nach ab- und durchgeführter Prozeßverhandlung in der Streitsache des Vincentius Fettmilch, Dulciarius (Süßigkeitserzeuger) allhier contra (gegen) den hochansehnlichen wohledelgeborenen Herrn Erasmus von Uffstein zu Recht erkannt und entschieden: Es sei obgenannter Kläger mit seinem Klagebegehren abzuweisen und zur Zahlung der aufgelaufenen Prozeßkosten anzuhalten."

Ein dumpfer Aufschrei Fettmilch's unterbrach hier den Lesenden. Das Antlitz des Lebküchlers hatte sich dunkel gefärbt, die kräftigen Fäuste ballten sich und er machte die Bewegung, als wollte er über die Schranken weg auf die Richter stürzen. Doch er bezwang sich und winkte auch seinen Genossen zu, aus deren Mitte sich laute Zurufe der Entrüstung hörbar machten.

„Silentium!“ (Stille!) ließ sich die heisere schleppende Stimme des Vorsitzenden vernehmen, in dessen Antlitz die Fettmassen in Bewegung geriethen, weil er den vergeblichen Versuch machte imponirend auszusehen. „Wer wagt es, des Urtels Vorlesung zu unterbrechen und die Achtung vor dem hochmögenden Gericht zu verletzen? Noch ein Laut und ich lasse die Malcontenten in des Büttels Gewahrsam setzen!“

Die Stille war zurückgekehrt und der Syndicus fuhr fort, in krauser, reichlich mit lateinischen Floskeln gespickter Verlesung die Gründe zu entwickeln, welche das Rathsgericht bewogen hatten, nach den Satzungen des allgemeinen römischen Rechtes und ex causa justitiae distributivae (um gleichmäßig Gerechtigkeit zu pflegen),“ dem Lebküchler sein Eigenthum abzuerkennen und es dem Patrizier zuzusprechen. Da hieß es, es sei zweifelhaft, ob derselbe überhaupt ein Recht auf das streitige Grundstück habe, da dasselbe durch lange Nichtausübung des Besitzrechtes gewissermaßen herrenlos sei, also eigentlich zur Verfügung gemeiner Stadt Frankfurt verfallen. Erwäge man nun, daß Junker Uffstein dortselbst eine der Stadt zur Zierde und absonderlichem Nutzen dienende Anlage habe errichten lassen, so müsse schon aus Gründen des öffentlichen Wohles die Klage abgewiesen werden, ganz zu geschweigen, daß sich der Herr von Uffstein factisch im Besitze des streitigen Objectes befinde, also nach alten Rechtsgrundsätzen die Vermuthung für ihn spräche, daß dasselbe auch ihm rechtlich und als unbestrittenes Eigenthum zugehöre.

So ging es noch lange in sinnverwirrenden juristischem Kauderwälsch fort. Mit einer Menge von Scheingründen und Nebensächlichkeiten wich man dem Kernpunkt aus, daß Fettmilch unzweifelhaft sein Eigenthumsrecht auf das Grundstück nachgewiesen und der Junker sich ohne Jemand zu fragen in Besitz desselben gesetzt und es für seine Zwecke verwendet habe. Und zeigte sich trotz aller Spitzfindigkeiten und juridischen Kunststücke doch in dem Gewebe eine klaffende Lücke, so mußte das vielbeschriene „öffentliche Wohl“ herhalten, um deßwillen man es nicht gar so genau mit dem, was strenge Gerechtigkeit wäre, nehmen dürfe.

Da das „öffentliche Wohl“ auch noch heutzutage ein vielgebrauchter Lückenbüßer ist und von allen Seiten als Schild der verschiedensten Bestrebungen angerufen wird, so darf wohl betont werden, daß dieses sogenannte „öffentliche Wohl“ eines der dehnbarsten und vielseitigsten Dinge sein muß. Denn so widerstreitend und entgegengesetzt auch die Bemühungen und Ziele der Parteien sein mögen, so beruft sich doch jede darauf und will es durchaus nicht zugeben, daß hinter der Sorte von „öffentlichem Wohl“, das sie anstrebt, recht engherzige und selbstsüchtige Zwecke versteckt werden.

Auch die Verlesung des ihm so günstigen Urtheils machte auf den Junker von Uffstein keinen sonderlichen Eindruck Er hatte wohl bei dem Umstande, daß viele der Rathsmitglieder mit ihm verwandt und verschwägert, alle aber durch das gemeinschaftliche Standesinteresse mit ihm verbunden waren, nie gezweifelt, daß der Spruch zu seinen Gunsten ausfallen würde. Darum konnte er während der Verkündigung desselben auch mit vollstem Gleichmuth seine ganze Aufmerksamkeit einer schief gelegten Falte in seiner kostbaren Spitzen-Manchette zuwenden.

Nur am Schluß des Urtheils als die von dem sachfälligen Kläger zu ersetzenden Prozeßkosten in einer Höhe aufgeführt wurden, von welcher man wußte, daß sie bei den zerrütteten Vermögensverhältnissen Fettmilch's für ihn unerschwinglich seien, warf der Junker einen flüchtigen Blick auf seinen hartnäckigen Gegner und ein höhnisches Lächeln kräuselte die schmalen Lippen unter dem sorgfältig gepflegten Bart.

Aber gerade dieses einzige unbedeutende Zeichen des Triumphes brachte den Grimm des schwergereizten Mannes zum Ausbruch. Mit dröhnenden Schritten

stürzte er bis zum Schranken vor und ließ seine derbe Faust so schwer darauf niederfallen, daß das Holzwerk krachte und ächzte.

„Also das, was Ihr da verlesen habt, soll in Frankfurt Recht und Gerechtigkeit sein?!" rief er mit zornbebender Stimme. „Dann erzieht Eure Kinder offen zu Wegelagerern und Räubern, — wenn es wahr ist, daß man ein Recht auf den Raub hat, sobald man ihn nur fest in der Hand hält! — Aber so wahr ein Gott im Himmel lebt, der von Eurer Habsucht und Ungerechtigkeit nichts weiß! — so gewiß will ich mir mein Recht verschaffen und muß ich es bei Kaiser und Reich, bei Gott im Himmel oder — beim Satan in der Hölle suchen!"

Die Freunde des Lebküchlers hatten sich diesem nachgedrängt und zollten nicht nur seinen kräftigen Worten Beifall, sondern ergingen sich auch selbst in Schmähreden und Drohungen, wobei sich wieder der kleine Mann durch Zungengeläufigkeit und Kraft des Ausdruckes besonders hervortrat.

Die Herren am Rathstisch waren ängstlich durcheinander gefahren und selbst der Vorsitzende vergaß einen Augenblick die Autorität zu gebrauchen, welche ihm durch Würde und Leibesumfang gleichermaßen verliehen wurde. Er faßte sich aber bald und schrie den Tumultuanten mit einem verunglückten Versuch seiner heiseren im Fett erstickenden Stimme einen löwenartigen Klang zu geben, zu:

„Wollt Ihr ruhig sein, Ihr Vermessenen! Fürwahr, ich habe gute Lust, Euch sammt und sonders in den Kotter stecken zu lassen, damit Eure Hohlköpfe sich merken, was für Achtung und Devotion dem hochmögenden Gerichte zugehört, das hier im Namen des Kaisers und des Reiches, wie in Ausübung der unserer guten Stadt zustehenden Privilegien Recht spricht!"

„Ha ha ha!" gellte ein Lachen des Kleinen durch die Stube, während er seine langen dürren Arme wie besessen in der Luft schlenkerte. „Was schiert sich Kaiser und Reich um Euren Spruch, den Ihr Recht nennt und der doch eitel Unrecht und Willkühr ist."

„Haltet Euer loses Maul im Zaum, Konrad Schoppe, auf daß Ihr nicht zu Schaden kommt!" herrschte einer der Rathsherren dem giftigen Sprecher drohend zu. „Was mengt Ihr Euch in eines Anderen Rechtssache? Was habt Ihr und die anderen Leute hier zu suchen und in der Gerichtsstube zu lungern? Trollt Euch nach Haus zu Eurer Familie und dem Gesinde, daß es in Ordnung und Zucht bleibt; zu Eurer Arbeit und dem Geschäft, daß Euer Erwerb keinen Schaden erleidet, und kümmert Euch nicht um Dinge, die Euch fremd sind und die Ihr nicht versteht!"

„Wohl gesprochen!" entgegnete der kleine Mann. „So wäre es nach Eurem Belieben, Herr Wolfgang Bald, daß wir arbeiteten und schafften, um Steuer und Auflagen leisten zu können und kein Auge darauf wendeten, was mit dem mühsam erworbenen Gut geschieht — daß wir Euch schalten und walten ließen, wie Ihr das Krumme gerad' und das Recht zum Unrecht macht und uns deshalb schinden ließen, weil Ihr es nur Einem nach dem Anderen und nicht Allen zumal thut."

„Wollt Ihr schweigen, frecher Köter!" fiel in höchster Wuth der Vorsitzende ein, der in dieser Gemüthsverfassung unzweifelhafte Aehnlichkeit mit einem erzürnten Puter hatte. „Was ist das für ein Beginnen, daß Ihr des Gerichtes Brauch und Herkommen stört?"

„Ei, Euer Wohledeln, laßt doch Brauch und Herkommen ungeschoren," entgegnete Fettmilch selbst mit kräftiger Stimme, „kehrt Euch doch um und leset dort, was hinter Euch an der Wand steht:

„Einerlei Recht,
Ob gut, ob schlecht —

Jedem gleich,
Ob arm, ob reich!"

„So war es einst Brauch und Sitte allhier — ist das aber jetzt auch noch der Fall? Ich frage nichts nach Eurem Spruch, der gefälscht, mißgünstig, erstunken und erlogen ist — heißt das aber gleiches Recht, daß der Beklagte, der in eines andern Bürgers Eigenthum eingefallen ist gleich einem Schnapphahn auf der Straße, da drinnen bei Euch sitzt im weichen Lehnstuhl und sich übermüthig reckelt, dieweil ich vor dem Schranken stehen muß, als wäre ich ein Landfahrer und Raufbold, statt ein gleichberechtigter Bürger dieser Stadt, der sein Recht sucht ohne Ansehen der Geburt und des Geldsäckels?"

„Was wissen die dort von Recht und Gleichheit!" rief Schoppe bissig, „Ihnen ist Recht, was ihre Macht und Willkühr mehrt, und Gleichheit gilt nur, soweit die Vetter- und Basenschaft geht."

Junker Uffstein hatte sich beim Beginn der tumultuarischen Scene aus seinem Sessel erhoben und kalte verächtliche Blicke auf die Anhänger seines Gegners gerichtet, nicht ohne ab und zu sich auch an der Verlegenheit und Angst der Herren am Rathstisch zu ergötzen. Als Fettmilch aber seiner in so beleidigender Weise gedachte, flog eine zornige Röthe über das bleiche Antlitz und unwillkührlich fuhr seine Hand nach der Seite, wo ein schmaler Stoßdegen mit kunstvoll verflochtenem Stichblatt im reichgestickten Wehrgehäng steckte. Doch er besann sich und trat mit einer leichten Neigung des Hauptes vor die Rathsherren.

„Vergönnt mir, Euer Wohledeln und Ihr gestrengen Herren, daß ich mich entferne und Leute von der Stadt Scharwache hersende, auf daß Ihr Euer Ansehen wahren und diesen unfläthigen Schreiern das lose Maul stopfen könnt."

„Thut also, liebwerthester Herr und Freund," entgegnete rasch der Vorsitzende, „thut also und Ihr werdet Euch verdient machen um uns, um des Gerichtes Ansehen und das geordnete Regiment unserer guten Stadt."

Der Junker begab sich außerhalb des Schrankens und wollte auf die Thüre zuschreiten, ohne die aufgeregten Bürger nur eines Blickes zu würdigen. Aber zwei derselben faßten ihn plötzlich an den Armen und hielten ihn fest wie in einem Schraubstock und so sehr er auch bemüht war, sich ihnen zu entwinden, mußte er doch die Ueberlegenheit dieser kräftigen Fäuste anerkennen.

„Laßt den Junker los — sofort!" kreischte der vorsitzende Fettwanst voll Angst, weil er fürchtete auch seinerseits an die Reihe zu kommen. „Noch einmal warne ich Euch — oder es wird Euch übel ergehen, Fettmilch und den übrigen auctores rixae (Aufruhrstifter)."

„Seid ruhig, Herr, ich habe Euch nur mehr ein paar Worte zu sagen," sprach Fettmilch, der seinen Zorn bezwungen hatte, und nun ruhig, aber finster trotzig dreinsah. „Dem Junker da wird heute kein Leid geschehen, so viel er dessen auch schon über ehrbare Leute gebracht hat. Was dieses Gerichtes Ansehen betrifft, so schädigt nur Ihr selbst es mit Euren ungerechten Sprüchen und der Stadt geordnetes Regiment wäre am besten behütet, wenn Ihr und alle Spießgesellen Eurer Art davon ferngehalten würden. Doch davon ein andermal! Was Euren Spruch betrifft, so sag' ich nochmals, daß ich ihn für ungerecht und parteiisch halte und nicht annehme. Merkt wohl auf, was Ihr thut, denn auch ich werde suchen, wieder in meine Hand zu bekommen, was von rechtswegen ohnehin mir gehört — ob Ihr wohl dann auch sagen werdet, für mich spreche das Recht des thatsächlichen Besitzes?! Eure Kosten für den schandbaren Prozeß und den willkührlichen Spruch mögt Ihr Euch holen, sowie Ihr uns Alle aus unseren Häusern verhaften lassen könnt, wegen dessen, was heute da geschehen — wenn Ihr Euch traut. Ich aber bleibe dabei, daß ich mir mein Recht bei des Kaisers Majestät suchen werde, der ja des Reiches höchster Schirmer und Rechtssprecher ist."

Die Herren am Rathstisch bezeugten zwar pantomimisch ihr Entsetzen und ihren Abscheu vor den derben Worten des Lebküchlers, trauten sich aber nicht mehr, diese Gefühle offen auszusprechen, seit Junker Uffstein sich in so äußerst unbehaglicher Situation befand.

Nur der Syndicus stieß ein leises meckerndes Lachen aus und sagte mit einem boshaften Zwinkern der brillenbewehrten Augen zu Fettmilch:

„Und glaubt Ihr, Meister, der Kaiser, der krank und von seinen unbotmäßigen Unterthanen selbst hart bedrängt in Wien weilt, habe nichts Besseres zu thun, als sich um Euretwillen zu erhitzen und mit dem Rath seiner Krönungsstadt, die sich ihm und seinem Haus stets anhänglich gezeigt, zu verfeinden? Und wenn Ihr an das Reichskammergericht gehen wollt — ach! Freund Fettmilch, Ihr seid kein Knabe mehr und werdet des Prozesses Ende nicht mehr erleben, dieweil man dort gar bedächtig ist und um Niemand leid zu thun, das letzte Urtheil erst spricht, wenn Kläger und Beklagter todt sind und das streitige Gut längst verfallen, zu Grunde gegangen und vergessen ist. Seid klug und beruhigt Euch bei dem Spruch, der Euch in aller Form Rechtens geworden ist!"

„Nimmermehr!" rief der trotzige Bürger ergrimmt. „Ehe ich mich diesem Urtheil beuge, soll man mir den Hals und Kragen brechen! Das ist's ja eben, Ihr hochgelahrten Herren, daß Ihr und Eures Gleichen die Form des Rechtes zu wenden und zu drehen wißt zu Eurem und Eurer Freunde Nutzen, so lange und so pfiffig, bis das, was wirklich und so, wie es jeder Mensch versteht, Recht ist, verdreht und versteckt wird und zum Unrecht wird. Und wäre es auch so, wie Ihr sagt, daß im ganzen deutschen Reich eine gerechte Sache keinen Berather und Richter mehr findet, so will doch ich an dem festhalten, was mir in meinem Gewissen als wahr und billig erscheint!"

„Hm! ich warne Euch nochmals, Meister Fettmilch," nahm der Vorsitzende mit mahnendem Ernst das Wort. „Was kann Euch an dem Grundstück liegen, das Euch ja doch keinen Nutzen gebracht hat? Ihr kommt noch mehr zurück in Euren Umständen, als es durch diesen Streithandel ohnehin schon geschehen ist."

„Traurig genug fürwahr," gab Fettmilch mit vernichtender Verachtung zurück, „daß Ihr und die Anderen da, die sich anmaßen, Recht zu sprechen, an nichts denkt, als an den Gewinn. Mir ist das Grundstück, weil es vor Gott und nach den Gesetzen dieser Welt mein Eigen ist, so werth, als trüge es mir Jahr für Jahr tausend Goldgulden. Und weil ich auf mein Recht was halte und mich nicht bedrücken lassen will, um eines anderen Menschen Lust und Willkühr halber, geb' ich nicht nach und kostete es all mein Hab und Gut, mein Blut und Leben! Daß Ihr das nicht versteht, beweist klar, daß Ihr nicht dazu taugt, Richter zu sein!"

„Nun, wir wollen sehen, wohin Euer Trotz Euch führt," entgegnete der Syndicus hämisch. „Merkt es Euch: Klugheit ist nöthiger in dieser Welt Händeln, als das beste Recht!"

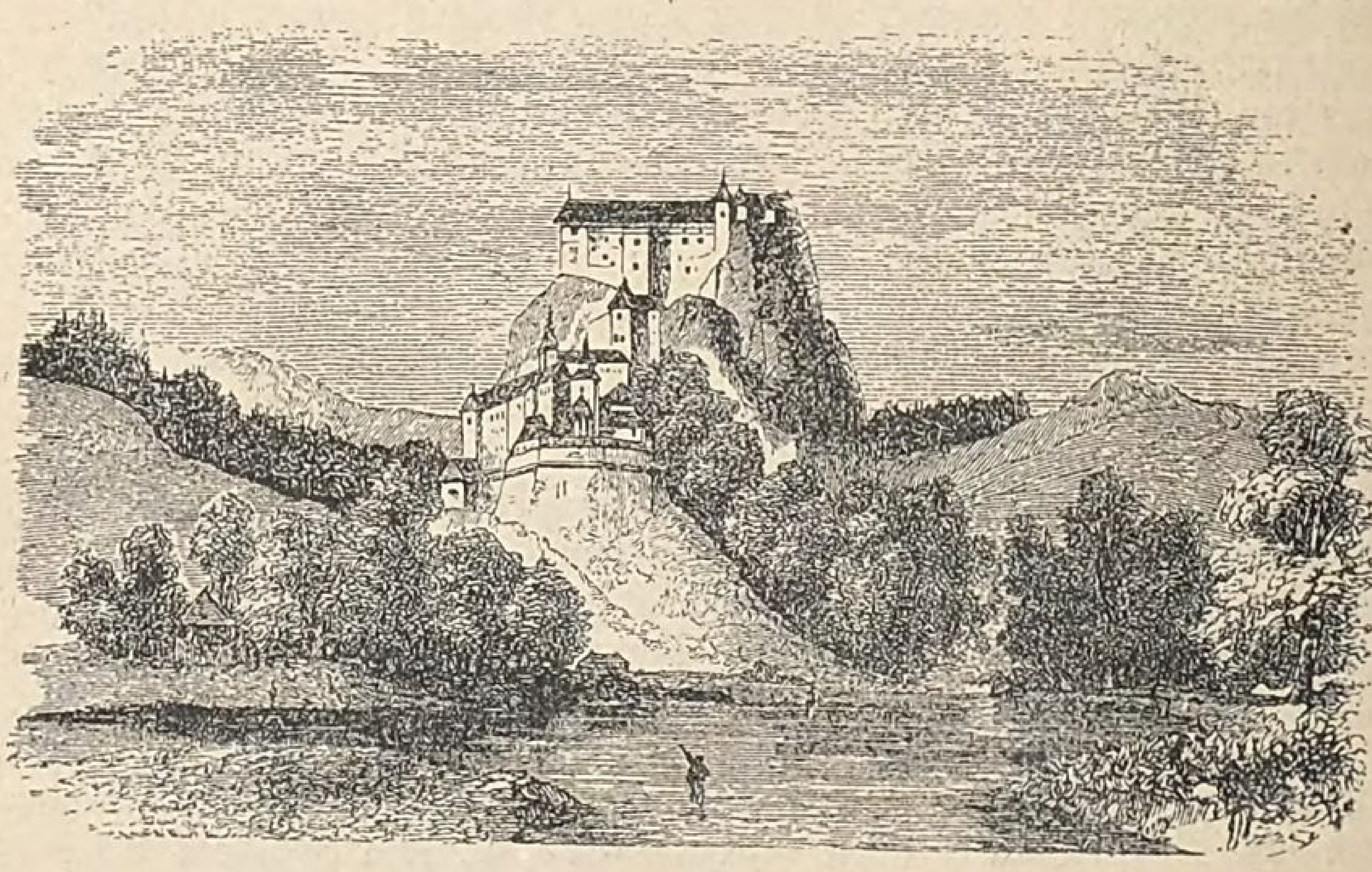
„Gut gesprochen für Einen, der die Gerechtigkeit schützen und hegen soll!" rief erbost der kleine Konrad Schoppe.

„Nun noch was, dann gehen wir und Ihr mögt weiter thun, was Ihr glaubt verantworten und — durchsetzen zu können," sagte Vincenz Fettmilch. „Seht Ihr Herren, Ihr herrscht in der Stadt so unumschränkt, hebt Steuern ein und verwendet sie zum Besten Eures Anhangs, sprecht allein Recht, wie es Euren Anhängern nützlich, reißt alle Gewalt an Euch und übt sie nur zum eigenen Frommen. Und doch sind Eurer so wenige und neben den vielen Tausenden, die Ihr bedrückt, zählt man kaum ein paar Hundert, die zu Euch gehören. Woher kommt das? Weil Ihr fest zusammenhaltet und allweg nichts thut und Alles unterlasset, was Euch Schaden bringen, Anderen nützen könnte. Darum seid Ihr

große Herren und werdet immer reicher, dieweil wir, so viele auch Unserer sind, immer mehr herab kommen und nicht mehr weit zum Bettelsack haben."

„Wahr ist's! Aber wir wollen's nicht mehr leiden! Es muß anders werden! Unser Groschen hat auch drei Pfennige!" so riefen die Bürger durcheinander, bis eine leichte Kopfbewegung von Fettmilch ihnen Stillschweigen auferlegte.

„Da denke ich denn," fuhr der letztere fort, „man müsse, um sich zu helfen, so thun, wie Ihr, — denn es geht nicht an, daß zwei miteinander kämpfen, von welchem Einer ein grob Stück Eichenklotz schwingt und der Andere nur eine schlanke Weidengerte. Wir wollen uns zusammenschließen und zu einander halten wie Ihr, die jetzt Gewalt üben und Unrecht thun könnt, weil Ihr einig seid! Wir wollen vergessen des Einzelnen Noth und nur daran denken, was uns Allen frommt — das Unrecht, das Einem geschieht, wird von Jedem mitempfunden und dagegen angekämpft, bis es gut gemacht ist. — Darum haben mich auch heute



Burg Arva. (S. 733.)

meine Freunde und Nachbarn hierher begleitet und so soll es bleiben. Ihr werdet von nun an nicht mehr wie früher auf den Wegen der Gewalt und Willkühr nur mehr Einzelnen begegnen, sondern uns Allen — denn wir schließen uns zusammen für unser Recht und unser bürgerliches Gedeihen, wie es von Euch geschehen, um Unrecht üben und prassen zu können. Und wir wollen doch sehen, ob die derben Fäuste von uns Tausenden nicht so fest ineinanderliegen, wie Eure feinen im Verwirren und Drehen so geschickten Finger!"

Fettmilch hatte diese Worte mit schallender Stimme und dem natürlichen Pathos eines Volkstribunen gesprochen. Keiner der Herren in Perrücke und Faltenrock fand den Muth oder passende Worte, um ihm auf eine Anklage, die so viel Wahres enthielt, auf eine Drohung, vor welcher sie erbebten, etwas zu erwidern.

Fettmilch erwartete dieß auch nicht, denn ohne ihnen weiter einen Blick zu schenken, wendete er sich, nach dem Ausgange zu, ab.

„Laßt den Menschen los!" gebot er den Bürgern, welche den Junker, sehr zum Schaden seiner zierlichen Toilette festhielten, und als einer der Männer zögerte, wiederholte er: „Laß' ihn nur los, Jörg Schwaben! Wir haben all'

unser Ungemach auf einen Haufen geworfen und kömmt es dann zum Austrag, so wird auf Deines auch nicht vergessen werden!"

Widerwillig gehorchte der junge Mann, konnte sich aber nicht enthalten, die Freilassung mit einem Stoß zu verbinden, der den Junker an den Schranken schleuderte, daß dieser zusammenbrach.

Unter dem Krachen des morschen Holzes und dem Geschrei der Gerichtsherren verließen die Bürger die Stube.

2. Verschwörung und Verbannung.

Zu den geduldigsten Dingen gehören bekanntlich die Worte; sie müssen sich zu Allem gebrauchen lassen und decken oft als Aushängschild etwas, was ihrem wahren Begriff ganz fern liegt. Eines der vielmißbrauchtesten Wörtchen ist das kleine nur aus vier Buchstaben bestehende „frei," das in Aller Munde ist, von so Wenigen richtig verstanden wird und auf Zustände, Ideen und Handlungen angewendet wurde, die seinem eigentlichen schönen Begriff sehr fremd gegenüber standen. Es ist bezeichnend, daß man sogar im gewöhnlichen gesellschaftlichen Umgang die stereotype Phrase — „ich bin so frei," dann anwendet, wenn man im Begriffe ist, sich in eine Situation zu fügen, die für eine Zeit wenigstens, die persönliche Freiheit aufhebt.



Wandernde Drahtbinder. (S. 742.)

Was im politischen Leben schon mit dem Wörtchen „frei" gesündigt wurde, das erzählt die Geschichte auf jedem ihrer Blätter und neben dem Unheil, das angerichtet wurde, weil man mit kleinlicher Aengstlichkeit schon vor dem Wort, geschweige denn vor dessen Thatsächlichkeit erschrack, erscheint nur allzuoft auch der Schade, welcher von solchen angerichtet wurde, die es mißverstanden und im Gegensatz zur Cultur bis zu einer Grenze ausdehnten, innerhalb welcher Alles vernichtet werden sollte, was die Menschen geschaffen hatten, und um diese auf einen genannten „natürlichen Standpunkt" zurückzuführen, der für unsere Verhältnisse die Unnatur selbst wäre.

In Folge eines dieser seltsamen Wortmißbräuche führte Frankfurt am Main von jeher und auch bis es dem neugeschaffenen deutschen Reich einverleibt wurde, den volltönenden Titel einer „freien Stadt." Ja, wenn man die Freiheit darunter verstand, daß kein Fürst über die Stadt gebot und der Kaiser selbst, wenn er mit Gefolge in ihre Mauern einritt, vorher dem Rathe davon Mittheilung machen mußte, dann war Frankfurt eine „freie Stadt;" wenn das Recht, besondere Zölle einzuheben, was in jener guten alten Zeit in Deutschland oft auf einer Tagreise fünf-, sechsmal geschah, wenn das Heischen eines Mauthgeldes an den Thoren und des Aufenthaltsbatzens, welchen zahlen mußte, wer

über Nacht in einer öffentlichen Herberge blieb, für Kennzeichen der Freiheit gelten können, dann war Frankfurt ohne Zweifel eine „freie Stadt."

Wenn man aber unter Freisein die Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetz und in Handel und Wandel, die sorgfältig gewahrte und unbehindert ausgeübte Einflußnahme derselben auf die Verwaltung und den Gang der öffentlichen Geschäfte, die in bestimmten Grenzen gehaltenen und geachteten Rechte und Pflichten, die Allen gemeinsam sind und Niemand erlassen, aber auch keinem vorenthalten werden, versteht, dann — nun dann paßte das Wörtchen „frei" recht schlecht zu den Zuständen in Frankfurt. Es hängt eben nichts am Namen und es hat von jeher Republicken gegeben, welche thatsächlich unfreier waren, als Staaten, über welche ein Herrscher gesetzt war.

Man giebt solchen unerquicklichen Zuständen oft allerlei beschönigende Namen, aber im Grunde entsprechen sie der reinsten Despotie, wie sie nur je in einer Monarchie geübt wurde, ja es ist sehr zweifelhaft, ob der Druck einer Willkürherrschaft nicht noch schwerer empfunden wird, wenn sie von einer Coterie geübt wird, statt von einem einzelnen Menschen, welchem schon der Nimbus seiner Würde ein natürliches Vorrecht einräumt. Dem einzelnen Gewalthaber gegenüber richtet schon der Gedanke an das natürliche Ende seiner Herrschaft die Hoffnung auf, und man setzt eine Zuversicht auf das Besserwerden, wenn er den Platz seinem Nachfolger einräumt.

Bei der von einer Kaste geübten Willkürherrschaft aber fällt die Chance der Sterblichkeit weg, denn sie erzeugt sich immerdar auf's Neue aus sich selbst heraus und nach ganz natürlichen allgemeinen Grundsätzen bilden sich in dieser ängstlich gehüteten Clique die Lust an der Macht und ihrer brutalen egoistischen Ausnützung immer mehr aus, die Kluft zwischen den vielköpfigen Herrschern und der rechtlosen Masse der Beherrschten wird immer weiter und schroffer.

So war es auch in Frankfurt. Seit Jahrhunderten lag die öffentliche Gewalt in den Händen einzelner Geschlechter. Das Bestreben, sich diese zu erhalten und der natürliche Gegensatz der Interessen trieb zu einer rücksichtsloseren Ausnützung der Macht und zu stets wachsender Bedrückung des Rechtes und der Existenzquellen der Allgemeinheit zu Nutz und Frommen der Gewalthaber.

Wie es meist zu gehen pflegt, gab auch in Frankfurt die leidige Geldfrage den ersten Anstoß zu offenen Reibungen zwischen dem Rath und den Bewohnern. Die Abgaben wurden nicht allein immer unerschwinglicher, sondern es herrschte auch ein geheimnißvolles Dunkel über deren Verwendung und die Art der Bemessung und Einhebung war, wie leicht begreiflich, so, daß den Machthabern und ihrem Anhang ja nicht zu weh gethan wurde.

Wo aber der Geldbeutel in Mitleidenschaft gezogen wird, da hört sich zu allen Zeiten die Gemüthlichkeit auf und es kam schon im Beginn des siebzehnten Jahrhunderts zu ärgerlichen Mißhelligkeiten zwischen Rath und Bürgerschaft, so daß eigene kaiserliche Commissarien zur Schlichtung entsendet wurden. Aber Johann Schweickhart von Cronberg, Kurfürst von Mainz, und der Landgraf Ludwig von Hessen-Darmstadt, welche damit betraut waren, hatten sich wahrscheinlich ihr Amt leicht gemacht oder es doch nicht mit der rechten Unparteilichkeit vollzogen denn zur Zeit des Beginnes unserer Erzählung standen sich schon wieder die Herrschenden und die Beherrschten schroffer als je gegenüber. Die Bürgerschaft, zu welcher übrigens Alles hielt, was nicht durch Verwandtschaft oder Eigennutz an die Machthaber geknüpft war, verlangte eine neuerliche Publicirung und stricte Einhaltung der städtischen Privilegien, namentlich aber genaue Rechnungslegung über die städtischen Vermögensverhältnisse, über Einnahmen und Ausgaben, ein Verlangen durch welches zu viele Interessen verletzt wurden, als daß der Rath darauf hätte eingehen mögen.

In die darüber entstandene Gährung fiel noch der Fettmilch'sche Rechtsstreit und das denselben abschließende ungerechte Urtheil. Fettmilch war eine jener trotzigen Bürgergestalten, wie sie uns in der Geschichte der deutschen Städte nicht selten aufstoßen. Seinem unbeugsamen Rechtsgefühl, das ihm in jener Zeit der Verwirrung aller öffentlichen Angelegenheiten kurz vor dem Ausbruch des dreißigjährigen Krieges in den Augen des Volkes hohes Ansehen gab, standen viele natürliche Gaben zur Seite, die ihn zum Volksführer besonders geeignet machten.

So kam es, daß der einfache Lebküchler bald im Mittelpunkte der Bewegung stand und alle unzufriedenen Elemente sich um ihn schaarten, seiner Leitung unterordneten. Man wußte dieß auch unter den gebietenden Herren am Römer recht wohl und sann schon lange darauf, ihn unschädlich zu machen. Nur die Furcht vor dem großen Anhang, den er im Volke besaß, hielt die heißblütige Junkerpartei von offenem Vorgehen ab.

Es war im Monat März 1614. Der Bann des Winters war erst seit einigen Tagen gebrochen worden und der von Süden wehende warme Wind hatte nicht allein das Eis am Main gesprengt, so daß es in mürben Schollen von den grauen Fluten fortgeschwemmt wurde, sondern auch den Schnee auf den steilen Dächern geschmolzen. Ununterbrochen rieselte und plätscherte es aus den Röhren, die sich von den Firsten bis mitten in die Straßen erstreckten, und da es zu den weiteren Annehmlichkeiten einer Straßenpromenade in jenen Tagen gehörte, daß die Gossen in der Mitte lagen, wälzte sich durch alle Straßen ein Kothstrom, der oft so breit wurde, daß er bis hart an die Häuser reichte.

Dieß war auch der Fall in der Dönchesgasse, wo der Lebküchler Vincenz Fettmilch sein Haus hatte. Indessen schien die breite Lache, welche bis an die Stufen des Hausflurs hinanreichte, doch die Leute nicht abzuhalten, sich an seinem trefflichen Meth oder dem Apfelwein zu letzen, welchen er seinen Gästen bot, denn kaum war das Abenddunkel angebrochen, als von allen Seiten Gäste gezogen kamen und unverdroßen durch die Nässe patschten, um hinter der Hausthüre zu verschwinden, über welcher sein Handwerkszeichen, ein den Honig andeutender Bienenkorb im eisernen Rahmen, an langer Stange, schwankte.

Drinnen saßen in niederer Stube auf einfachen Bänken die Männer und redeten hitzig über die schlechten Zeiten und des Rathes Willkür, indem sie dabei fleißig den Bechern zusprachen. Es ging ziemlich laut her und nur an einem Tisch wurde still verhandelt, obwohl man an den Gesichtszügen merkte, daß es gerade auch kein heiteres Gespräch war, dem man oblag.

Hier saßen des Lebküchlers intimste Freunde beisammen. Da war Konrad Schoppe, der giftige kleine Mann, seines Zeichens ein ehrsamer Schneider, der mit seiner spitzen Zunge eben so flink war, wie mit seiner Nadel, weiter Jörg Schwaben, der derbe breitschultrige Mann, dem man wohl sein Gewerbe, das eines Mainschiffers, ansah, Hermann Geiß, der Sporer, Konrad Gerngroß, der Krämer, und noch mancher Andere, die meist auch in des Fettmilch Begleitung gewesen waren, als ihm sein Urtheil gesprochen worden war.

Der Hausherr selbst hatte gleichfalls am Tische Platz genommen und horchte wie die Anderen der Rede eines hageren jungen Mannes, in dessen Zügen sich Lüsternheit und Grausamkeit aussprachen.

„Es ist, wie ich Euch sage", flüsterte er mit leiser, aber trotzdem eigenthümlich scharfer, pfeifender Stimme. „Was die alten Perrücken für ein sauberes Plänchen schmieden, weiß ich nicht, denn sie halten es gar geheim. Aber es ist was im Werke, denn umsonst stecken sie nicht seit einigen Tagen die dummen Schädel zusammen, und heute war gar der Hauptmann der Scharwache durch zwei Stunden in der Rathsversammlung."

48*

„Was kann man aber eigentlich vorhaben, Steffen Wolf?" fragte der Krämer Gerngroß.

„Wie ich schon sagte, weiß ich nichts Näheres, denn Ihr könnt Euch denken, daß man es uns armen Schreiberknechten nicht auf die Nase bindet, von welchen man wohl ahnt, daß sie von ihrem Hungerlohn was abzwacken würden, wenn es für Stricke zum Aufhängen all der Herren vom Rathe und Gerichte wäre!"

„Glaubt Ihr, daß man sich bei der jetzigen Stimmung des Volkes traut, offen aufzutreten?" fragte Schoppe, der Schneider.

„Wie Ihr auch redet?!" entgegnete der Schreiber mit häßlichem Lachen. „Was wollt Ihr machen, wenn morgen im Grauen die Wache kommt und holt Euch aus dem warmen Bett, um Euch ein Freiquartier tief unten im Thurm anzuweisen? Und hat der Rath nicht der Stadtknechte genug, um es nebst Euch noch dem Fettmilch da und einem Dutzend der Anderen eben so zu machen? Nennt Ihr das dann offen vorgegangen?"

„Man wird es nicht wagen!" rief der hitzige Schneider. „Denn da bräche der helle Aufruhr aus."

„Möglich", versetzte Steffen Wolf, der im Blicke etwas vom Thier hatte, dessen Namen er führte. „Möglich — aber wetten möcht ich nicht darauf. Nehmt dem stärksten Mann das Hirn, so ist seine Kraft nutzlos, denn er weiß nicht, wohin er seine Faust lenken soll. So geht es auch mit dem Volk; nehmt ihm seine Führer, so wird es verzagt und weiß nicht, was es thun und lassen soll. Und darauf spekuliren die Herren vom Rath."

„Er hat nicht Unrecht", nahm der Lebküchler ernst das Wort. „Wir wollen für alle Fälle besprechen, was zu geschehen hat. Denn es kann länger nicht so fortgehen —"

„Ja, ja", fiel Hermann Geiß ein. „Haben sie Dir nicht heute die dritte Aufforderung zur Zahlung der Gerichtskosten geschickt, mit der Drohung, Dir Dein Haus zu verkaufen, wenn Du sie nicht erlegst? Das ist doch unerhört!"

„Laß das!" sagte Fettmilch mit einer flüchtigen Handbewegung. „Wie wir da rund um den Tisch sitzen, hat jeder sein gerüttelt Maß voll Unbill von diesen Herren am Rathhaus zu schlucken gehabt. Nicht wahr, Schoppe?"

„Das will ich meinen, und ich gewiß nicht am wenigsten", ließ sich der Schneider vernehmen. „Haben sie mir nicht die Monturslieferung für unsere Scharwache entzogen und dem Pillus zugewendet, weil seine Frau eine Base des Kämmerers an der Stadtrentei ist? Und dann — als ich die Versammlungen in meinem Hause hielt, wo der fromme Mann aus Holland predigte, hat nicht der Hauptpastor von Sanct Niklas so lange wegen Sectirerei gewettert, bis man den gottbegnadeten Mann aus der Stadt wies und der Rath mir bei schwerer Pön verbot, weiter Betversammlungen in meinem Hause zu halten? So wird der Bürger in seinem Erwerb geschädigt, wo er doch steuern und zinsen soll, bis ihm kein Heller für's eigene Maul bleibt! Aber der Herr hat noch Blitze der Vernichtung für die neue Rotte Korah, die seinen Namen verleugnet und mißbraucht und ein Strafgericht für Jene, die den Mammon, das goldene Kalb, umtanzen; er wird, wie er es einst gethan" —

„Genug, Schoppe, genug!" — unterbrach der Lebküchler ihn, während ein leichtes Lächeln seine Lippen umflog. „Spare Dir Deine Bibelsprüche, bis Du des frommen Holländers Nachfolger geworden bist. Und was hast Du auf dem Herzen gegen den Rath, Hermann Geiß."

„Gewiß auch nicht weniger, als Einer von den Uebrigen," entgegnete mürrisch der Sporer. „Muß ich nicht alle Unbill tragen, wie Ihr und vielleicht noch mehr? Hat nicht der Rath trotz Einspruches und Beschlusses unserer Zunftstube drei neue Meister aus der Fremde ansässig machen lassen, die den Preis verderben

und durch allerlei dem Handwerksbrauch abholde Neuerungen die Kunden anlocken? O, wenn ich nur an diese wohlweisen Herren vom Rath könnnte, ich wollte ihnen und ihren drei fremden Schoßkindern die Schädel zerbeulen, daß Niemand sie mehr ausklopfen und löthen würde!"

„Und Du, Konrad Gerngroß, was bringst Du gegen unsere Bedränger vor?" fragte Fettmilch den Krämer, denn er schien mit seiner Umfrage einen Zweck zu verbinden.

„Du weißt es ja ohnedieß," entgegnete Gerngroß, ein starker breitgesichtiger Mann, indem er sich gewaltig in die Brust warf. „Als mich vor zwei Jahren meine Freunde und Bekannten in den großen Rath wählten, weil man von mir hoffte, daß ich ein besseres Regiment führen würde, haben sie nicht meine Wahl für ungiltig erklärt, weil ich noch nicht fünfundzwanzig Jahre in Frankfurt ansäßig bin? Aber es war nur Neid und Furcht, denn die Hohlköpfe wußten wohl, daß es mit dem Schlendrian und der Willkür ein Ende haben würde, wenn ich erst unter ihnen saß!"

„Sage uns nun Du auch, Jörg Schwaben, was Du auf dem Herzen hast."

„Weil jeder sein Lied vorgebracht, will ich mich auch nicht weigern," entgegnete langsam und traurig der Schiffmann. „Aber es ist was Anderes, als bei Euch Uebrigen, wenn ich auch nicht blind dagegen bin, wie hart die Herren vom Rath mit dem Volk umspringen. Ich habe es nur mit einem Manne zu thun und weil er auch Dein Feind ist, Vinz-Hans, und ich hoffe, wenn es zum Dreinschlagen kommt, ihm an den Leib rücken zu können, bin ich mit Leib und Seel bei der Sache."

„Du meinst den Junker von Uffstein," ergänzte Fettmilch die Mittheilungen. „Ich weiß, was er Dir angethan, aber erzähl' es doch den anderen Männern da auch."

„Es ist nicht viel zu erzählen — eine ganz kurze Geschichte. Meines Vaters Nachbar da drunten am Main ist ein Gärtner, der den reichen Herren ihre seltenen Blumen und was sie Gutes in der Küche brauchen, besorgt — Ihr kennt ihn ja, den alten Hollauer. Nun — er hat ein Töchterlein, die Ilse, ein firmes und braves Mädel. Wir sind zusammen aufgewachsen und waren Brautleute. Schon öfters sagte sie mir, daß der Junker von Uffstein in des Vaters Garten komme und ihr Reden gebe, wie es sich einer unbescholtenen Dirne gegenüber nicht geziemt. Es wäre auch gewiß zu harten Händeln mit dem Junker gekommen, wenn Ilse nicht stets aus Angst mich beruhigt hätte. Nun, daß ich's kurz mache — vor sechs Wochen wurde der alte Mann Abends in seinem Garten von ein paar vermummten Kerlen niedergeschlagen und die Ilse in ein Boot davon geschleppt. Der Alte will in einem von den Strolchen einen Knecht des Uffstein erkannt haben und die Klage wegen Mädchenraub und Friedensbruch ist vorgebracht, aber als grundlos abgewiesen worden — ohne daß man des schändlichen Entführers Haus durchsucht oder seine Leute genau befragt hätte. Der alte Mann ist in's Wasser gegangen und hat sich ertränkt, das Mädel ist und bleibt verschwunden und ich sitze da und warte, bis ich dem Junker und seinen Leuten die Hälse umdrehen kann — das ist die ganze Geschichte."

Die knappe und einfache Erzählung blieb nicht ohne sichtlichen Eindruck. Die Männer am Tische und andere der Gäste, welche näher getreten waren, brachen in Verwünschungen aus, manche Faust ballte sich unwillkürlich und die Augen blitzten vor Wuth und Entrüstung.

Fettmilch sah im Kreise umher und sein scharfer Blick gewahrte mit Befriedigung die Zeichen der Erregung in den Mienen.

„Was ist Dir widerfahren, Steffen Wolf, daß Du Dich gegen Deine hohen Herren vom Rathe kehrst?" fragte er dann.

„Der Teufel soll sie allgesammt holen?“ rief ingrimmig der Stadtschreiber. „Dem Jörg da ist eine Dirne gestohlen worden und der Schwiegervater hat sich ertränkt. Es ist eine traurige Geschichte, aber Mädels giebt es genug und es ist besser, der Alte ist am Mainwasser, statt am Aepfelwein gestorben. Die Anderen da schröpft man am Geldbeutel und dämpft den Hochmuth, der sonst auch so hoch stiege, wie jener der Narren, die jetzt am Ruder sitzen — da ist weiter auch nicht viel zu reden. Mir aber — mir stehlen diese Strohköpfe mein Wissen — denn ich muß um elende paar Pfennige mein Hirn für sie anstrengen, damit so ein Popanz seinen Namen darunter schmiert und dann wirklich glaubt, er hat das ganze Schriftstück aufgesetzt und verclausulirt. Und das soll so fortgehen mein ganzes Leben lang, mein Witz soll sich anstrengen für diese knauserischen Filze, wie der Karrengaul der leeres Stroh für schwere Arbeit kriegt und endlich an der Krippe umfällt? Aber ich mag nicht, sag' ich! Es soll einmal anders werden, ich will auch wissen, wie es ist, wenn man Anderen befiehlt und so recht mit vollen Löffeln aus der Suppe die guten Brocken fischt — ich will auch einmal lustig leben, denn die guten Dinge sind nicht für ein paar Leute, sondern für uns Alle.“

Solche Ansichten finden stets ein dankbares Publikum und der zustimmenden Zurufe waren so viele, daß Gerngroß und Hermann Geiß es nicht wagten, auf die derben sie betreffenden Anspielungen zu antworten.

Fettmilch aber fragte weiter und einer der Männer nach dem andern gab an, warum er sich der Bewegung anschließe. Nur bei wenigen war es blos das Mißvergnügen mit den allgemeinen Zuständen, sondern die meisten hatten noch einen persönlichen Grund, der sie zu Widersachern des Rathes und zu Anhängern Fettmilch's machte. Gekränkter Ehrgeiz, Schädigung an Erwerb und Geschäft, ein parteiischer oder doch dafür gehaltener Richterspruch, bei vielen auch nur die Sucht nach einer Periode ungebundenen Lebens und schrankenlosen Genießens, das waren die Motive, die mindestens eben so kräftig wirkten, als der allgemeine Nothstand und die Uebergriffe der Patriciergeschlechter.

„Nun sagt auch Ihr uns, Herr Kantor, was Euch zu unserem Genossen macht?“ wendete sich Fettmilch an einen dunkelfarbigen Mann, der bis jetzt stumm und gedankenvoll in einer Ecke saß.

„Wohl will ich es Euch sagen, aber Ihr werdet es kaum recht verstehen,“ sagte der Angeredete, indem er zum erstenmale seine tiefliegenden dunkelglühenden Augen aufschlug. „Denn, wie Ihr wißt, bin ich aus dem Mokom Jehudim (Judenviertel) und was dort lebt und geschieht, ist Euch so fremd, als wäre eine weite Entfernung von Wüste und Meer dazwischen. Ihr meint, schwache Mauern, ein Thor, am Abend eine Kette, schließen Euch von der Kehilla (Judengasse) ab? O nein — zwischen den Leuten dort drinnen und Euch liegt mehr, als himmelhohe Berge und tiefe Abgründe bedeuten — denn das Denken und Fühlen, das Beten und Lieben ist ein Anderes, und nur der Haß, der Irrwahn ist hier wie dort der Gleiche. Ich war ein Talmudschüler und sollte Rabbi werden, denn ich galt für einen gescheidten und sittsamen Jungen, und ich wurde so viel gelobt von meinem Lehrer, daß meine Mutter mich an jedem Sabbath ihren Stolz nannte und unter Thränen der Freude benschte (segnete). Da fiel mir eine Stelle in unseren heiligen Büchern auf — eine Kleinigkeit, ein Sandkorn vom großen Berg der Glaubenslehre, und ich grübelte darüber und kam zu einer anderen Erklärung, wie unser Rabbi. Und ich war vorwitzig und konnte nicht an mich halten, — da gab es großes Geschrei und mit meinem Lob war es plötzlich vorüber. Das machte mich argwöhnisch und verstockt, ich fing an mehr selbstständig zu denken und fand, daß Vieles, was klar war, von unseren Rabbinern verwirrt, Vieles was dunkel war, für ihre Zwecke mißbraucht und gewaltsam gedeutet wurde. Immer mehr kam ich in Zwiespalt — und galt bald als ein Abtrünniger, als ein Gottesleugner.

Das war eine schwere Zeit und ich mag nicht viel davon erzählen. Alles löste sich langsam von mir — meine Freunde mieden mich, meine Braut sendete mir die Absage, Vater und Geschwister sagten sich los von mir und eines Tages als in der Synagoge ein furchtbarer Fluch über mich ausgesprochen und ich aus der Gemeinde gestoßen wurde, da kehrte sich auch die Mutter von mir ab! Der Wahn war stärker, als alle natürlichen Bande — ich war ausgestoßen und selbst verlassen von der, die mich geboren!"

Der Erzähler schwieg einen Augenblick. Aller Augen waren neugierig, aber theilnahmslos auf den Mann gerichtet, der wirklich eine Welt vor ihren Blicken entrollte, die ihnen fremd war. Nach einer kurzen Pause sprach Kantor in seiner eigenthümlichen, weich modulirten Weise fort.

„Im Anfang war ich stolz darauf, um der Wahrheit willen verfolgt zu werden — aber der Mensch ist thöricht und wird nur zu bald gewahr, daß auch seine Meinung Irrthum ist. Auch löst man sich nicht so schnell von seinem Stamm und seiner Art, es bleibt ein Riß und eine Leere im Innern, die kein Vernunftsatz ausfüllt. Ich wußte, daß es vergebens war, zu den Meinen zurückkehren zu wollen, ohne blinde Unterwerfung und schimpfliche Buße, da — that ich in einer Stunde des Grimmes den Schritt, von dem ich wußte, daß er meine Angehörigen am tiefsten treffen wird — ich wurde Christ! Wohl hat man mich aufgenommen und getauft, man freute sich der Seele, die man dem Himmel gerettet hat, aber hier auf Erden kümmerte sich Niemand um mich, fremd blieb ich meinen neuen Glaubensgenossen, vielen ein Gegenstand des Argwohns, denn wer seinen Glauben wechselt, wird er sich wohl im Herzen wirklich zu einem anderen bekennen? Als Christ oder Jude sieht man mich nur an und haßt, verachtet mich, weil ich das Eine und das Andere nicht bin — als Mensch aber mag Niemand was von mir wissen, alle Thüren schließen sich vor mir und wo ich mich nützlich erweisen wollte, wurde ich abgewiesen. Seht, so ist es mir jetzt oft, als hätte ich auch verlernt Mensch zu sein und gehe kalten Sinnes durch das Leben mit seinen Gräueln, die ohne Blutvergießen begangen werden. Nur ein Gefühl regt sich noch in mir, — selbst die Kunde vom gramvollen Tod meiner Mutter hat mich kalt gelassen, — nur einen Wunsch habe ich und das ist, mich an jenem Mann rächen zu können, dessen Starrsinn und Unduldsamkeit mich so elend gemacht hat — ich meine den Talmudlehrer, der meinen Widerspruch nicht vertrug und durch sein Beharren auf einem von mir als falsch erkannten Satz meinen Glauben stürzte. Ich möchte ihn doch gern fragen, ob er, wenn Grauen und Todesschrecken an ihn herantreten, in seinem blinden Buchstabenglauben eine Stütze findet. Dieser Wunsch ist es, der mich unter Euch führt — was Ihr sonst plant und thut, läßt mich kalt, aber ich will Euch ein treuer Genosse sein, wenn es gilt, jene Thore zu sprengen, die so viel Unnatürliches verschließen!"

„Brav gesprochen! Bist ein tüchtiger Kerl!" rief ausgelassen der Schreiber. „Wir wollen, sobald wir das Heft in der Hand haben, der Judengasse einen Besuch machen, und während wir uns in den Geldkisten und Schatzkästlein umsehen, kannst Du den alten Schnorrer beim Bart zupfen, bis er den Talmud vergißt und sich zum Schweinfleisch bekehrt!"

Solch' ehrenwerthe Gesinnungen dürfen, wie wir erfahren haben, auch in unseren civilisirten Tagen auf Beifall rechnen, es kann also nicht wundern, daß sich unter den Gästen des Frankfurter Agitators vor mehr als zwei und ein halb Jahrhunderten ziemlich viele befanden, die vollkommen mit dem liederlichen Schreiber einverstanden waren.

„Ja, so muß es geschehen!" rief ein stämmiger Schmied. „Ist doch bald in ganz Frankfurt nirgend mehr ein blanker Thaler zu sehen als in den Säcken und Katzen (Geldbeuteln) der Juden und unserer Rathsherren."

„Das macht, weil sie unter einer Decke spielen," fiel Steffen Wolf ein. „Dafür, daß sie die niederen Handwerker und uns arme Schelme mit Zins und Zinseszinsen drangsaliren, dem Bauer draußen sein Korn, dem Gewerbsmann seine Waare, wenn sie in Noth sind, um einen Schandpreis abdrucken, leihen sie ohne Zins an unsere Herren vom Rath, damit diese ihrerseits uns Armen den Daumen auf's Auge setzen können oder daß die jungen Herren ihrer Sippe dem schlemmerischen Uebermuth nachgehen können. So arbeiten Jud und Christ einträglich zusammen, um uns zu schinden und zu plagen, und darum hat der Adolf Kantor da Recht — wenn er von Jud und Christ nichts mehr wissen will!"

Mehr oder weniger laute Beifallsrufe lohnten die kräftige Rede. Nur Fettmilch verhielt sich still und sah düster vor sich hin. Es steckte ein idealer Zug in diesem derben trotzigen Menschen, dessen Seele erlittenes Unrecht wie eine brennende Schmach empfand. Während nun sein Auge über die Genossen und Vertrauten flog, mochte ihn eine Ahnung beschleichen, daß nur sehr wenige darunter seine Denkart theilten, sondern es oft recht schmutzige Gründe und Antriebe waren, welche sie an seine Seite gebracht hatten. Er fühlte in diesem Moment den Schmerz, welcher keinem erspart bleibt, der die Menschen seinen höheren Zwecken dienstbar zu machen sucht: daß nämlich die Werkzeuge sehr oft das Werk schänden und gegen den Willen des Meisters oft ganz andere Zwecke verfolgen, als in dessen Absicht gelegen ist.

Ein Nachhall dieser Stimmung klang durch die Worte, welche er an die Versammelten richtete, als sich das Beifallsgemurmel gelegt hatte, das der Rede des Schreibers gefolgt war.

„Ich habe nicht umsonst Jeden von Euch berichten lassen, was ihm allein widerfahren," sagte er während sein Blick düster über die Versammelten flog. „Es ist da der Betrübniß und Plackerei, des Unrechts und der Gewaltthat gar mancherlei welche auf uns lastet und dem Einzelnen mag wohl am bittersten erscheinen, was ihm geschehen. Aber noch mehr als diese besondere Bedrückung, über die Jeder klagt, lastet auf uns die Tyrannei, die wir gemeinsam tragen. Handelt man denn noch gegen uns, als ob wir freie Bürger einer freien Stadt wären oder ist es nicht viel mehr als seien wir Knechte, mit Leib und Seele, mit Hab und Gut unfrei und verschrieben den Herren vom Rath? Sprechen sie nicht den letzten Stüber in unseren Taschen an, dieweil sie Sack auf Sack häufen? Gilt unser Wille, unser Recht noch was neben dem Uebermuth und der Frechheit dieser Junker? Sprechen sie nicht mit uns, als wären wir der Koth an ihren Füßen und gucken sie nicht in unsere Häuser, in unsere Taschen und in den Topf am Herde, ob nicht noch was drinnen ist, was ihre Habgier reizt?"

„Ja, ja, so ist es! Aber das darf nicht mehr so fortgehen! Wir wollen's nicht mehr leiden!" riefen die Männer erregt durcheinander.

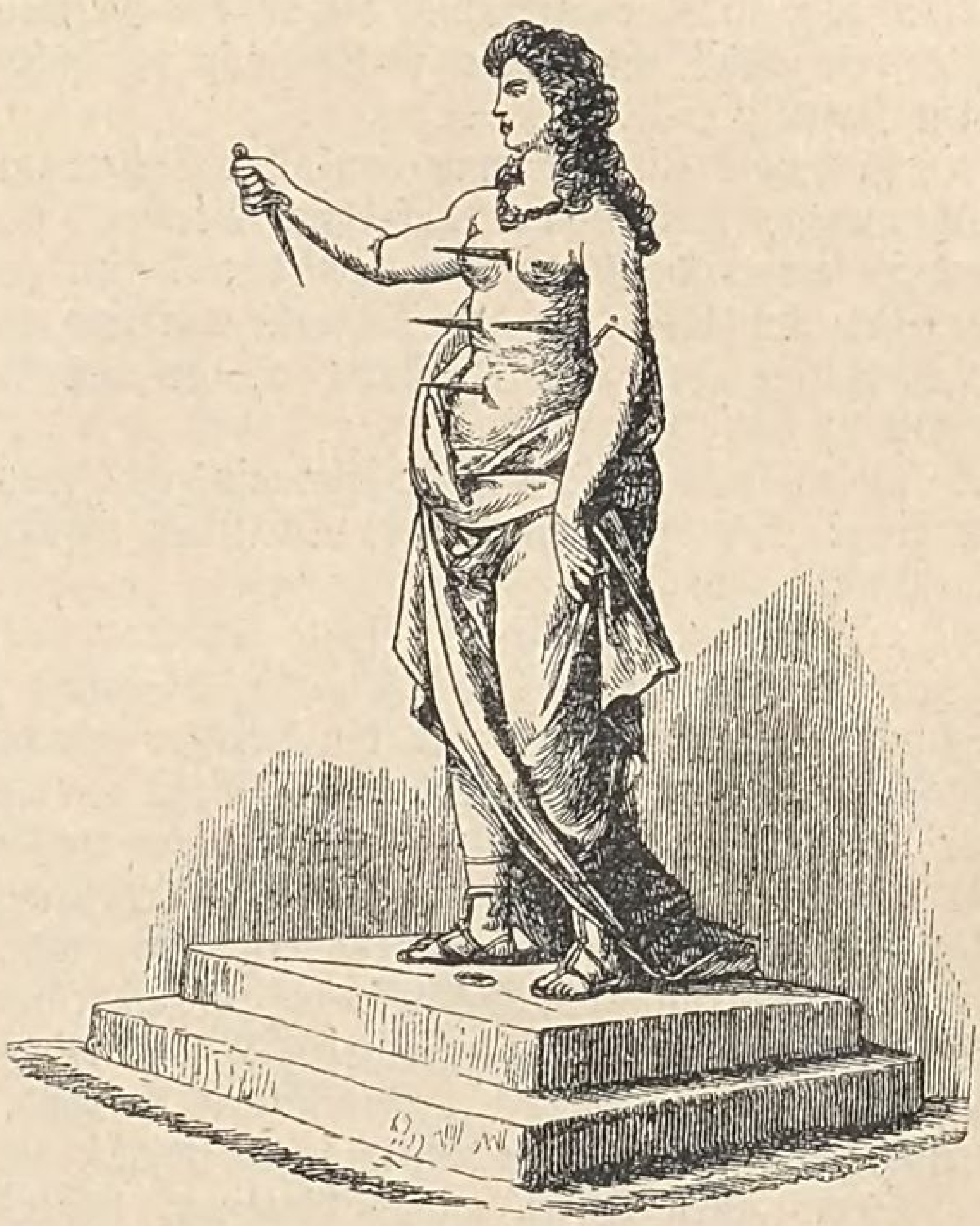
„Es wird auch nicht so bleiben, wenn Ihr fest bleibt und zusammenhaltet!" fuhr Fettmilch mit Nachdruck fort. „Die Zeitläufte sind schwierig und wir haben von Niemanden Schutz zu erwarten, können uns auf Niemand verlassen, als auf uns selbst und unsere Fäuste. Der Kaiser ist weit von uns und mag nicht immer die Wahrheit hören, auch steckt er tief in Sorgen und Händeln, denn das ganze deutsche Reich kracht und knarrt wie ein baufälliges Haus, so daß er nicht hören mag, wie es in den einzelnen Ländern und Städten zugeht, auch nicht helfen kann, wie er möchte, dieweil er an den guten Willen der Fürsten und Herren gewiesen ist. Die treiben es aber im ganzen Reiche nicht viel besser als unsere Herren vom Rathe und zwacken und placken selbst an ihren Unterthanen so arg herum, daß sie gewißlich nicht Lust haben, ein Unrecht anderswo abzustellen, das sie selbst in gleichem Maße üben."

Die allgemeine Zustimmung bewies, daß man vollkommen einverstanden war mit dieser eben nicht rosigen Schilderung der Zustände im heiligen römischen Reiche deutscher Nation.

„Unter solchen Umständen heißt es selber zugreifen,“ fuhr Fettmilch fort, „und das wollen wir auch thun, um unsere Bedränger abzuwehren und wieder zu werden, was unsere Vorfahren waren — freie Bürger, die selbst ihr Regiment führen und nicht gehunzt und gegängelt zu werden brauchen, wie leibeigene Knechte oder unmündige Kindlein!“

„So ist es recht! Das wollen wir haben! Dafür laßt uns zusammen stehen!“ scholl es stürmisch durch die niedere Stube.

„Recht und Gerechtigkeit soll wieder aufgerichtet werden in unserer Stadt ohne Ansehen der Person,“ setzte der Agitator seine Rede fort, nachdem das Lärmen verstummt war; „keiner soll mehr steuern, als auf sein Besitzthum billig entfällt und es soll ordentlich Rechnung gelegt werden, damit jeder Bürger wisse, was mit seinem Geld geschehe; keiner soll mehr sein als der Andere, ob arm oder reich und nur der Beste soll der Erste sein!“


Die Mordmaschine auf Schloß Csejthe. (Seite 738.)

„Es soll keine Armen und Reichen mehr geben,“ fiel Steffen Wolf, der Schreiber, mit gellender Stimme ein, „Alles soll Allen gehören, denn jeder Mensch will so gut leben, als der andere und gleich wie die Haut, die wir zur Welt bringen, sollen auch die Röcke sein!“

Das begriff sich so gut, wie die communistischen Lehren unserer Zeit und da nicht Wenige unter den Versammelten bei einer solchen Kleidergleichheit nur gewinnen konnten, fand der Vorschlag des Schreibers viel Beifall.

„Jeder soll in seinem Erwerb geschützt sein, wie es sich gebührt,“ fuhr Fettmilch fort, der zwar zu den Worten Wolf's finster blickte, aber bei der herrschenden Stimmung eine Einrede dagegen mied, „denn es ziemt sich, daß sich der der Frucht freue, der da säet, und eben so soll Jeder ohne Unterschied in seinem Eigenthum und Recht geschützt sein vor jeder Unbill und Uebervortheilung.“

In diesen Worten lag eine Art Protest gegen die Anträge des Schreibers; sie fanden daher nicht viel Beifall und nur Gerngroß, Hermann Geiß und einige der Anwesenden, die noch ein Besitzthum hatten, drückten ihre Zustimmung aus, während Wolf und seine Gesinnungsgenossen sich still verhielten und dieser eine hämische Fratze schnitt.

„Es gibt des Unrechtes, das uns gethan wird, so viel, daß es nicht möglich ist, jetzt Alles aufzuzählen, was geschehen muß, um die Sachen in unserer Stadt zu bessern und so einzurichten, wie es nach Recht und Billigkeit sein soll. Für uns handelt es sich jetzt darum, die Gewalt in die Hand zu bekommen und dazu wollen wir uns verbinden und wirken mit allen unseren Kräften und sollt' es uns auch Leib und Leben kosten! Soll es so gelten unter uns?"

Stürmische Zurufe bewiesen die Uebereinstimmung, und von allen Seiten streckten sich schwielige Fäuste Fettmilch entgegen, um in einem Händedruck ein Gelöbniß abzulegen.

„Nun gut, so wollen wir's wagen im Namen unseres guten Rechtes und unserer Freiheit!" sagte der Führer feierlich. „Und sollte es geschehen, wie Steffen Wolf sagt, daß man einem oder mehreren von uns an den Leib ginge, so wollen wir nicht ruhen, bis diesen die Freiheit wiedergegeben und sie in ihre Rechte eingesetzt sind. So wollen wir es halten und Einer für Alle, Alle für Einen stehen!"

Nochmals stimmte man von allen Seiten zu, dann entfernten sich die Männer gruppenweise, noch immer aufgeregt sprechend und debattirend. Schon war das Gemach leer und Fettmilch sah dem letzten nach, der sich der Thüre näherte. Da kehrte sich dieser an der Schwelle um und trat wieder auf ihn zu. Es war der ehemalige Jude Adolf Kantor, der ihm die Hand auf die Achsel legte und sinnend in das Antlitz sah.

„Nun, was soll's? Habt Ihr mir noch 'was zu sagen?" fragte Fettmilch, dem dieser eigenthümliche düstere Blick der tiefliegenden, gleich Kohlen glühenden Augen nicht behagte.

„Hütet Euch, Meister!" sagte Kantor mit dumpfer Stimme. „Euch wird es ergehen wie mir. Ich habe die Wahrheit und das Recht gesucht in den Satzungen des Glaubens und bin darüber elend geworden. Ihr wollt Wahrheit und Recht in das irdische Leben einführen — es wird Euch nicht gelingen und Euer Verderben sein, denn die Menschen wollen nichts wissen von Wahrheit und Recht. Sie werden Euer Thun verkehren und sich gegen Euch wenden, wenn Ihr dem wilden Gelüste widerstreben wollt. Ruft die Gier, den Neid und Haß, die Habsucht und Wollust auf und Ihr werdet Genossen finden, die Euch anhängen — aber Wahrheit und Recht wird Euch keine treuen Freunde und Anhänger erwerben. Vor Allem vergeßt nicht, daß Eines den Menschen zu Allem befeuert und zu Allem bereit macht, das ist — die Rache!"

Ohne allen Affect und vollkommen leidenschaftslos hatte der unheimliche Hagere diese furchtbare Mahnung ausgesprochen, aber vielleicht machte sie gerade darum noch eine tiefere Wirkung. Er hatte sich schon lange zur Thüre hinausgeschlichen, so stand Fettmilch noch an derselben Stelle und starrte düster vor sich hin.

Mit raschen Schritten durchmaß er dann das Zimmer. Es waren gewiß nicht die freundlichsten Gedanken, die er hegte, denn finstere Wolken lagen auf seiner Stirne, aber endlich schüttelte er seinen Stiernacken mit einer Miene, die einen festen Entschluß verkündete.

Die Nacht war schon weit vorgeschritten, als er daran ging, die Hausthüre zu schließen und Ketten und Riegel vorzulegen. Pechschwarz lag die Straße vor ihm und vom dunklen Nachthimmel strahlte kein einziges Licht, das in der trüben Lache vor dem Hause hätte einen Widerschein wecken können. Die Stille wurde rundherum nur durch das Gurgeln und Plätschern der Rinnen und das gleichförmige Klatschen der vom abschmelzenden Schnee gebildeten Tropfen unterbrochen.

Der Lebküchler zog den Kopf zurück und legte die Hand eben an die Thüre, als er von rückwärts fest bei den Armen gepackt, im nächsten Moment

von Männern umringt und gefesselt ward. Dann zog man ihn in die Stube zurück und beim Scheine der qualmenden Lampe sah er sich von Soldaten der Scharwache umgeben, welchen sich andere bei der Thüre herein nachdrängten, aus deren Mitte der Eulenkopf des Syndicus auftauchte.

„Das ist ja über Erwarten gut gegangen", krächzte der gelehrte Herr mit höhnischem Grinsen. „Wir wollen gleich an's Werk gehen, damit einer hohen Obrigkeit weise Willensmeinung gehörig in Vollzug gesetzt werde."

Die Brille zurechtrückend und aus dem Faltenrock eine Rolle Papier ziehend, verlas nun der Syndicus ein „Edictum", laut welchem Vincenz Fettmilch als „Störer der Ruhe und böswilliger Stänkerer, als Empörer gegen die städtischen Behörden, den hochweisen Rath und dessen gestrenges Gericht" für immer aus dem Weichbild der Stadt Frankfurt verbannt und ihm verboten wurde, dasselbe bei Leib- und Lebensstrafe wieder zu betreten.

„Was soll mit meinem Haus, mit meinem Gewerbe, mit Weib und Kind und meinem ganzen Hausstand werden?" fragte Fettmilch, ohne sich zu widersetzen oder dem Inhalt des Edictes ein Wort zu widmen.

„Ei, mein liebwerthester Meister Fettmilch" sagte der Syndicus, seine knöchernen Hände mit affenartiger Grimasse reibend, „Euer Haus wird ein hochmögendes Gericht für schuldige Proceßkosten an sich ziehen, das Gewerbe wird an einen weniger herben Mann verliehen werden, der besser zu einer so süßen und wohlschmeckenden Hantierung paßt und den Angehörigen steht es frei, Euch zu folgen — oder gemeiner Stadt Mildthätigkeit anzurufen und Aufnahme in das Armen- und Siechenhaus zu verlangen, was man ihnen in der übergroßen Güte wohl bewilligen wird, trotz Eurer schweren Vergehungen gegen Ruh' und Frieden unserer Stadt."

Fettmilch knirschte unter diesem bitteren Hohn mit den Zähnen, sprach aber kein Wort mehr. Der Syndicus wendete sich an den Führer der Stadtsoldaten und forderte diesen auf, den Befehl des hohen Rathes zu vollziehen, der dahin lautet, daß Fettmilch sofort und ohne weitere Frist nach Verkündigung des Urtheiles außer das Weichbild der Stadt gebracht werde.

Die Scharwache umringte ihn und fort ging es zum Hause hinaus in die kalte finstere Nacht, ohne daß man dem Lebküchler gestattet hätte, sich von den Seinen zu verabschieden und Abrede mit ihnen zu treffen. Schweigend ging es durch die überfluteten Straßen zum Offenheimerthor, wo die Thorwache ihre rohen Scherze mit dem Gefangenen machte. Weiter führte man ihn über die Brücke, unter welcher der angeschwollene Fluß brausend seine dunklen Fluten wälzte — ein treffliches Bild des Gemüthszustandes, in dem sich Fettmilch befand.

Jenseits der Brücke lief die Grenze. Ohne seine Bande zu lösen, stieß man ihn über diese, daß er in den grundlosen Koth fiel, dann zogen die Stadtknechte unter übermüthigem Gelächter zur Stadt zurück, während sich der Verbannte mühsam aufraffte und in der schwarzen Nacht fortstolperte.

3. Die Judengasse.

Fast jede größere Stadt hat ihre besondere Judengeschichte, wie in früheren Zeiten ihre streng abgeschlossene Judengasse, die Kehilla oder ein eigenes Judenviertel, das Ghetto. Mit Ausnahme von Handel und Geldverkehr bestand keine Gemeinsamkeit und keinerlei menschliches Band zwischen den Christen, die für Vergrößerung und Verschönerung ihrer Heimatsstätte sorgten und den Juden, die man durch Jahr-

hunderte auf den gleichen engen Raum zusammenpferchte und strenge abschloß. Aber noch mehr als Mauer und Graben, Thore und Ketten lag Mißtrauen und Argwohn, Unduldsamkeit und Wahn zwischen den beiden Stadttheilen und errichtete schier unüberwindliche Bollwerke zwischen Mensch und Mensch, die so nahe zusammen wohnten und doch nichts Gemeinsames hatten, als die Sucht nach Erwerb.

Mehr oder weniger haben die Historien aller Judenstädte viel Gleichartiges. In allen derselben wechseln Perioden der Duldung mit jenen der äußersten Verfolgung, je nachdem man ihrer Bewohner gerade bedurfte oder es zweckmäßiger erschien, ihnen mit Gewalt zu nehmen, was in Güte nicht erlangt werden konnte. Allen Zeiten eigenthümlich ist aber die Absperrung und bürgerliche Beschränkung, durch welche man natürlich gerade jene unliebenswürdigen Seiten des Volkscharakters förmlich pflegte und groß zog, deren man die Juden noch heute mit mehr oder weniger Recht zeiht. Jedes Volk erscheint in seinen Sitten und seiner ganzen geistigen Anlage als das Substrat seiner Geschichte. Von diesem Standpunkte aus wird sich manche unliebsame Eigenheit des israelitischen Volkes als nothwendige Folge der Jahrtausende währenden Bedrückungen herausstellen, wobei übrigens, um gerecht zu sein, betont werden muß, daß sie sich auch manche Tugenden, wie ihren Sinn für Haus und Familie, trotz oder vielleicht gerade wegen des ununterbrochenen Druckes, der auf ihnen lastete, erhalten haben.

Bei der früher erwähnten Gleichartigkeit wird es nicht uninteressant sein, in Kürze die Geschichte der Frankfurter Judenstadt zu überblicken. Mit kleinen localen Abweichungen gleicht sie jener aller übrigen Ghettos und kann als allgemeiner Typus gelten.

In Deutschland befanden sich die Juden bis gegen den Schluß des Mittelalters in verhältnißmäßig guter Lage. Als „Kammerknechte" (Leibeigene der landesfürstlichen Finanz-Kammer) des Kaisers waren sie diesem zinspflichtig, genossen aber auch seinen, je weiter man zurückgreift, desto werthvolleren Schutz, und durften nicht allein ihre Gemeindeangelegenheiten selbstständig verwalten, sondern besaßen auch einen eigenen von den städtischen Behörden unabhängigen Gerichtsstand.

Je mehr aber die Macht des deutschen Kaisers über das Reich sank, desto schlimmer wurden die Dinge. Ein Uebel, das fast alle deutschen Kaiser quälte, war die Geldnoth, und um dieser zu steuern, geriethen sie seit Ludwig dem Baier auf den Gedanken die ziemlich lucrative Schutzherrschaft über des „Reiches Kammerknechte" zu verkaufen, und so kamen die Juden unter Botmäßigkeit der vielen großen und kleinen deutschen Herren und jene der Städte.

Die Frankfurter Juden traf dieses sonderbare Schicksal im Jahre 1349, wo Karl IV., der einen Erwerbsinn besaß, der jedem Semiten Ehre gemacht haben würde, sein Eigenthumsrecht auf die dortigen Kammerknechte an die christliche Bürgerschaft verkaufte. Damit änderte sich die Situation; sie verloren den eigenen Gerichtsstand und wurden nicht wie die übrige Bürgerschaft nach dem jeweiligen Vermögensstand besteuert, sondern jeder Jude mußte eine im Voraus bestimmte Abgabe, also eine reine Kopfsteuer entrichten. Im Uebrigen verwalteten sie ihre Gemeindeangelegenheiten noch selbstständig, durften in der ganzen Stadt ihren Aufenthalt wählen, Haus- und Grundbesitz erwerben und mit Ausnahme der geschlossenen Zünfte jedes Geschäft und Handwerk betreiben. Nur von den politischen Rechten waren sie ausgeschlossen, konnten also weder Mitglieder der städtischen Behörden noch der Gerichte und auch dem Kriegsdienste nicht zugezogen werden, wofür sie jedoch im Falle von Feindseligkeiten eine besondere Abgabe zu leisten hatten.

Wohl gab es schon in den ältesten Zeiten eine besondere Judengasse in Frankfurt. Sie hatte aber damals den Namen nur daher, daß in derselben die

Synagoge und Schule, das Tanzhaus und Badhaus lagen. Ein Wohnungszwang bestand damals nicht und es wohnten auch viele Christen in der Judengasse, so z. B. um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts sogar das Stadtoberhaupt.

Schon in den ersten Jahrzehnten des nächsten Jahrhunderts verschlimmerten sich die Verhältnisse und das immer deutlicher hervortretende Bemühen der christlichen Obrigkeiten, die jüdischen Mitbürger finanziell auszunützen, zog eine Schranke. Nur durch solche Motive läßt es sich erklären, daß man ihnen anfänglich den Namen und dann die Wesenheit der Mitbürgerschaft bestritt; erst wurde ihnen verboten, sich „Frankfurter Bürger" zu nennen, sondern sie erhielten den Namen „Judenbürger" und später entzog man ihnen die rechtliche Bedeutung der Zusammengehörigkeit mit der Stadt ganz, da seit 1480 der Rath verordnete, daß jeder Jude das Recht des Aufenthaltes von drei zu drei Jahren besonders erwerben müßte, übrigens sich vorbehielt, ihn auch unter dieser Zeit auszuweisen.

Schon früher, um 1460 war das Geboth ergangen, daß sie ihre bisherigen Wohnungen verlassen und in einer besonders für sie erbauten Gasse wohnen mußten. Abgesehen von dem Geist der Unduldsamkeit, welcher immer mehr überhand nahm, wird man auch für diese Anordnung nicht ganz uneigennützige Motive von Seite der Stadtbehörden annehmen dürfen. Die in der Stadt verstreuten Judenhäuser gingen in Eigenthum der Stadt über, wogegen die Gemeinde zwar Wohnhäuser und Synagoge in der Judengasse erbaute, dafür aber einen Zins einhob und das Eigenthumsrecht beanspruchte. Statt freien Eigenthümern wurden die Juden also bloße Miether und selbst als man ihnen hundertfünfzig Jahre später gestattete die Häuser käuflich zu erwerben, galt dies nur für die Baulichkeiten, nicht aber für den Grund, für welchen bis in unser Jahrhundert ein besonderer Zins erhoben wurde.

Für die Denkweise jener Zeit ist es bezeichnend zu hören, daß namentlich Kaiser Friedrich III. auf die räumliche Trennung der Juden von den Christen drang, weil er es für eine Herabwürdigung erklärte, daß man jenen erlaube, Wand an Wand mit Christen zu beten und zu wohnen. Und auch der Frankfurter Rath wies eine Bittschrift der Judenschaft, man möge sie doch von dem Umzug in die neue Gasse verschonen, in welcher sie vom städtischen Leben und Verkehr getrennt und selbst schutzlos, aber auch unvermögend wären, ihren Mitbürgern, beizuspringen, mit dem erleuchteten Bemerken ab, daß die Juden bisher meist in der Nähe der Hauptkirche gewohnt hätten und es eine Beschimpfung der christlichen Religion wäre, wenn sie von ihren Wohnungen aus der Spendung der Sakramente, den Umzügen zusehen und die Kirchengesänge hören könnten. Nicht minder aber werde den Christen umgekehrt ein weiteres Aergerniß bereitet, wenn man sie der Gefahr aussetze, jüdischen Religionsceremonien beiwohnen und deren Gebete anhören zu müssen.

Diese Gründe erschienen der damaligen Zeit so triftig, daß keine Vorstellung half und der Umzug in die neue Judengasse 1462 stattfinden mußte, welche von da an durch 345 Jahre, also bis in unser Jahrhundert, der alleinige Aufenthaltsort der Juden in Frankfurt blieb.

Nicht blos der Volkswitz, sondern auch der gewöhnliche Sprachgebrauch nannte die Judengasse „Neu-Aegypten" und die zelotische Ueberhebung jener Zeit deutete diesen Namen dadurch, daß die Juden „Knechte der Christen" seien, wie ihre Vorfahren jene der Aegypter gewesen waren.

Die neue Judengasse lag an der Grenze der Alt- und Neustadt und auf dem Grunde des früher bestandenen ausgetrockneten Stadtgrabens. Um sie vollständig abzuschließen, wurde sie auf der einen Seite von der alten Wallmauer begrenzt und gegen die Neustadt führte man eine besondere Grenzmauer auf.

Sie bestand aus nicht ganz zweihundert Häusern, welche bei der Unmöglichkeit sich in anderer Richtung räumlich auszudehnen, sehr hoch gebaut wurden und daher die ohnehin enge Gasse nicht allein düster, sondern durch die allseitige Absperrung auch ungesund machten, wie man dies in allen Ghettos beobachtete, die daher auch nicht selten Ausgangspunkt und Herd verheerender Seuchen waren.

Die Frankfurter Judengasse besaß drei Verbindungen mit der übrigen Stadt, deren zwei an den beiden Enden in die Neustadt, jene in der Mitte in die Altstadt führte. Sie wurden durch Thore verwahrt, welche nicht nur Nachts, sondern an allen Sonn- und Feiertagen und während der jüdischen Feste verschlossen gehalten wurden. Nur in besonders dringlichen Fällen gestattete man während dieser Zeit einen Verkehr, welcher durch in den Thoren angebrachte kleine Thürchen stattfand und durch viele Cautelen erschwert war.

Natürlich äußert sich die Unduldsamkeit, welche zu solchen Beschränkungen führte und übrigens mit wenigen Ausnahmen sich um die gleiche Zeit in allen christlichen Ländern geltend machte, auch in Beziehung auf den gesellschaftlichen und geschäftlichen Verkehr.

Ihres Eigenthums an Grund und Gebäuden beraubt, verbot man den Juden bald über Andrängen der Zünfte und freien Meister jeden Geschäftsbetrieb und beschränkte sie in ihrem Erwerb ganz auf den Hausirhandel, das Trödeln und — die Geldgeschäfte. Gewiß kam man durch solche verkehrte Bestimmungen in Frankfurt, wie aller Orten, den Neigungen und natürlichen Anlagen der Juden entgegen, und da Geld, viel Geld zudem das einzige Mittel war, sich Schutz und Einfluß zu verschaffen und das so vieler Genüsse und natürlicher Rechte beraubte Leben erträglich zu machen, strebten sie aus allen Kräften dasselbe zu gewinnen, wobei ihnen die Geldbedürftigkeit der verschwenderischen Patriciergeschlechter sehr zu statten kam.

Aber auch die Kleinbürger suchten in ihren Nöthen die Judengasse auf, in deren Schuldbüchern häufig halb Frankfurt verzeichnet stand. Da aber Borgen immer und überall viel angenehmer als Wiederzahlen ist, kam man nicht selten auf das treffliche Auskunftsmittel unter allerlei Vorwänden einen Judenkrawall zu veranstalten, der durch geraume Zeit unter die gewöhnlichsten Vergnügungen des Städtepöbels gehörte. Und wurden im Verlaufe eines solchen Rummels unliebsamerweise ein oder der andere Gläubiger erschlagen oder auch nur die Schuldscheine und Bücher vernichtet — nun, so war man auf die einfachste Weise ledig, denn keinem Richter wäre es in jenen Zeiten eingefallen, der bloßen Klage eines Juden gegen einen Christen auch nur Gehör zu schenken. Unter solchen Umständen waren die Geschäfte nicht gefahrlos. Mit dem Risico wächst aber der Preis, und man zwang den Juden jene besondere Fertigkeit in der Zinsenberechnung auf, die man ihnen noch heute zum Vorwurf macht.

Aber bis in alle Lebensverhältnisse und auf die kleinlichsten Dinge wirkte nach und nach diese räumliche Trennung auch ein und die Mauern die man zwischen Mensch und Mensch aufgerichtet hatte, machten sich in jeder Beziehung geltend. Frankfurt war auch nach der Vergrößerung durch die Neustadt wie die meisten Städte in früherer Zeit mit Wall und Graben umschlossen. Um diese Befestigungen zog sich die sogenannte Stadt-Allee, ein breiter, mit Rasen und Bäumen bepflanzter Platz, welcher die einzige öffentliche Anlage des älteren Frankfurt vorstellte. Aber die Unduldsamkeit gönnte den Juden auch hier die Gemeinsamkeit an dem natürlichsten Geschenk der gütigen Natur, an der frischen Luft nicht — sie durften die Stadt-Allee nicht betreten. Ja, als endlich die Wälle fielen, die Gräben verschüttet und in Promenaden verwandelt wurden, wehrte man den Juden die Benützung derselben, sondern sie durften nur die außerhalb herumziehende Landstraße benützen.

Selbst in der Stadt waren ihnen bestimmte Straßen zu betreten untersagt und sie durften weder wagen den Platz bei der Hauptkirche, noch die vielfach als Durchhäuser und Passagen benützten Kreuzgänge der Kirchen und ehemaligen Klöster zu benützen. Der Platz vor dem Rathhaus oder Römer war ihnen nur während der Märkte zugänglich und durch den Haupteingang durften sie in dieses ehrwürdige Gebäude nur eintreten, wenn die Aeltesten der Judengemeinde dem Rath das alljährlich übliche Geschenk von kostbaren Specereien darbrachten. Zu allen anderen Zeiten bestand ein eigenes Pförtlein für die Juden im Hintertracte des Römer.

Aehnliche Verhältnisse herrschten allerwärts in mehr oder weniger peinlicher Form, und wenn an einzelnen Orten, z. B. in Prag, die Juden als Kennzeichen einen ganz gelben Aermel tragen mußten, so hob man an den Thoren und Mauthschranken anderer Städte von ihnen eine Gebühr ein, wie vom lieben Vieh, das die Straße benützte.

Die gleichen Ursachen bringen aber gleiche Wirkungen hervor und für die nicht immer liebenswürdigen Eigenschaften der Städtebevölkerung waren solche gesetzliche Maßregeln, durch welche die Rechtsungleichheit zwischen Mensch und Mensch codificirt ward, ein eifrig befolgter Fingerzeig auch ihrerseits auf alle Arten den Unterschied zwischen Jud und Christ geltend zu machen. Mit mehr oder weniger Humor, der sich sehr oft bis zu beschimpfenden Mißhandlungen und hie und da auch bis zum Todschlag eines widerspenstigen Juden steigerte, kühlte die liebe Jugend und auch der glaubenseifrige und skandallüsterne erwachsene Pöbel sein Müthchen.

Daß es damit in Frankfurt nicht besser stand, als anderswo, bezeugen die mehrfachen Verordnungen und Verbote des Rathes gegen Mißhandlungen der Juden auf offener Straße, und es ist bezeichnend, daß diese Verordnungen erst einige Jahre nach der Absperrung in der neuen Judengasse nöthig wurden. Uebrigens ist es auch selbstverständlich, daß die Abmahnungen nichts halfen.

In guter oder übler Laune waren die Juden willkommene Ableiter. Vergaß einer derselben, auch wenn eine Kirche in noch so großer Ferne sichtbar war, seinen Hut zu ziehen, so fand sich gewiß ein Eifriger, der dieses Versehen dadurch gut machte, daß er ihm denselben vom Kopf in die Gosse schlug; eine Hauptbelustigung war es, die Juden am Bart zu zupfen und kein jüdischer Greis wagte es, dem frechen Gebot jedes Gassenjungen: „Jud' mach Mores!“ (sei artig!) sich zu widersetzen und den Hut nicht abzuziehen.

Quoll aber endlich in einem dieser Armen die Entrüstung auf und brach durch den seit Jahrhunderten eingeimpften Knechtssinn der Zorn durch, so daß er sich zur Wehre setzte und einen der frechen Bedränger nach Gebühr züchtigte, dann nahm Alles gegen ihn Partei, und nicht allein er, sondern oft alle seine Glaubensgenossen büßten die Vermessenheit schwer.

So waren die Verhältnisse zur Zeit der Fettmilch'schen Unruhen in Frankfurt, obwohl nochmals wiederholt sei, daß sie mit unwesentlichen Variationen bis in unser Jahrhundert herauf in den meisten Städten sich ähnlich gestalteten.

Die allgemeine Mißstimmung in der niederen Frankfurter Bevölkerung richtete sich bald in erhöhtem Maß auch gegen die Juden, da man deren vielfache Verbindungen mit den verhaßten Machthabern kannte. Zu der anerzogenen religiösen Unduldsamkeit kam also noch ein politischer Grund, da man die Reichthümer der Juden für eine Stütze des tyrannischen Regimentes hielt. Aber auch die Gesinnungsrichtung des Schreibers Steffen Wolf zählte nicht wenige Anhänger, welchen es ganz einfach um die vielfach überschätzten Besitzthümer der Juden zu thun war und die sich von einer Plünderung derselben die kürzeste Förderung ihrer communistischen Tendenzen und ihrer zügellosen Sucht nach Lebensgenuß versprachen.

Wiederholt war es schon zu Ausschreitungen des Pöbels gegen die Juden gekommen. Bewaffnete Haufen drangen in die Judengasse ein, brachen in die Häuser und plünderten, worin sie freilich meist durch die Juden gestört wurden, die sich sammelten und die frechen Angreifer mit blutigen Köpfen heimschickten.

Der Rath und die Stadtbehörden, um die eigene Herrschaft bangend, trauten sich nicht energisch einzuschreiten und sahen in diesen Tumulten eine Ableitung der ihnen selbst drohenden Gefahr, ohne zu bedenken, daß solche Zügellosigkeiten nie bei einer selbstgezogenen Schranke einhalten.

Versetzen wir uns einige Tage nach Fettmilch's Verbannung in die Judengasse. Sein Einfluß hatte manche Ausschreitung unterdrückt, die sich jetzt ungescheut breit machte. Kaum wagte sich ein Jude noch in die Stadt, denn er war vor keinem Angriff sicher und dunkle Gerüchte, daß der Pöbel einen großen Ueberfall der Judengasse plane, bedrückten die Gemüther. Ueber Einschreiten der Juden hatte der Rath verfügt, daß an den Thoren bewaffnete Bürger Wache halten sollten, aber es war sehr zu vermuthen, daß diese Wackeren ihre Aufgabe falsch auffassen und im gegebenen Fall gemeinsame Sache mit den Plünderern machen würden.

Die Geschäftsläden und Hausthore waren geschlossen, aus den Gucklöchern der mit Balken verwehrten Fenster blickten bang und zagend Frauen und Kinder auf die Straße herab, in der die wehrhaften Männer in Gruppen beisammenstanden und ernst mit einander sprachen, dabei selbst die sonst ihrem Stamme eigene Beweglichkeit und reiche Modulation der Stimme vergessend.

Nur selten huschte ein Jude durch die Thore aus und ein, wo ihm schon die Scherze der Wache einen Vorgeschmack dessen gaben, was seiner wartete.

Plötzlich erscholl von der Altstadt her lautes Heulen, Pfeifen und Johlen und bald gewahrte man einen hochbetagten Juden mit langem grauen Bart dem Thor zueilen, verfolgt von einer Pöbelschaar, die ihm Steine und Koth nachwarf, bis sie ihn erreicht und in anderer Weise ihm mitspielen konnte. Immer kleiner ward der Raum zwischen dem alten Mann und seinen Verfolgern und es war leicht zu sehen, daß er das schützende Thor nicht ungefährdet erreichen werde. An seinem langen Talar von schwerer schwarzer Seide war zu erkennen, daß er zu den Reichen und Angesehenen gehörte, ein Umstand, welcher den Eifer der Verfolger nicht wenig anspornte.

Die Wachen lehnten am Thor und sahen lachend der unwürdigen Jagd zu, ohne Miene zu machen, zu Gunsten des Bedrängten einschreiten zu wollen, ja als einige junge beherzte Männer hinaus eilen wollten, um den Alten zu schützen, verwehrte man es ihnen, man wollte den guten Freunden da draußen den Spaß nicht verderben lassen.

Schon wurde das Halloh der Bedränger zu einem Triumphgeschrei, weil sie den Alten fast erreicht hatten, als plötzlich neben den am Thore versammelten jüdischen Leuten und den Wachen wie ein Blitz eine weiße Gestalt vorbeischoß und mit flüchtigem Fuß sich zwischen den verfolgten Juden und die tobende Menge schob.

Bestürzt wich diese einen Moment zurück und gab dadurch dem Alten Zeit mit dem letzten Aufgebot seiner Kraft das Thor zu erreichen, wo er zusammenbrach. Der Pöbelhaufe aber starrte verwundert auf das kühne Weib, das ihm hochaufgerichtet, mit blitzenden Augen gegenüberstand und in kurzen Worten sein feiges schmähliges Beginnen brandmarkte.

Das blasse von langen schwarzen Locken umringelte Angesicht war von seltener Schönheit; so konnte Judith ausgesehen haben, als sie Holofernes zu berücken vorhatte. Ein langes Gewand von weichem weißen Stoff, an den Enden mit eingewebten Gold- und Purpursäumen geschmückt und um die Mitte von einem

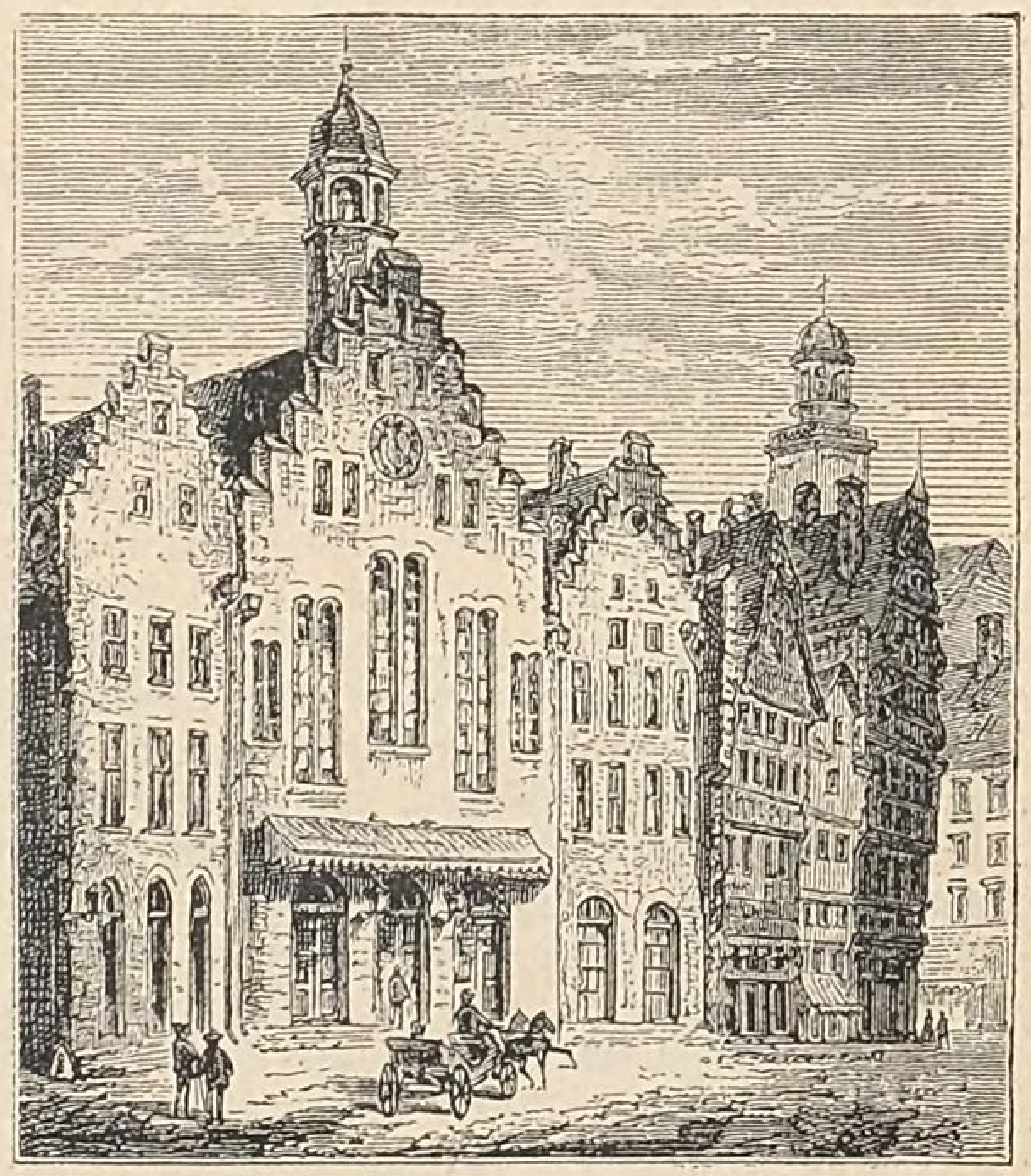
kostbaren Gürtel gehalten, umfloß die königliche Gestalt und war eben so ein Zeichen des Reichthums, wie die goldenen Spangen um Hals und Arme.

„Weh Euch!" rief sie mit tönender Stimme, „die Ihr schlimmer seid, als die Thiere der Wüste! Ihr gleicht den feigen Wölfen, die den harmlosen Wanderer in Rudeln jagen! Aber der Herr der Zeiten und der Räume wird Eure gierigen Hände lähmen und die Herzen voll Arg und Blutgier mit Schrecken füllen. Schande und Schmach über Euch, die Ihr nicht einmal das Alter ehrt!"

Die kühne Rede reizte das Volk eben so sehr, wie seine Habsucht durch die Kostbarkeiten angestachelt wurde, die an der Jüdin glänzten.

„Gottes Donner!" wetterte ein trunkener Küfer; „sollen wir es leiden, daß eine solche nichtsnutzige Judendirne uns schmäht? Steinigt sie und stopft ihr das freche Maul, das sich erlaubt, uns zu lästern!"

„Reißt sie, und den Mammon, den sie da am Leibe trägt in Stücke!" rief ein mageres in Lumpen gehülltes Weib. „Ist es denn recht und erlaubt, daß so eine Jezabel an ihrem verfluchten Körper herumschleppt, womit wir uns Hunger und Kummer stillen könnten? Auf sie los!"



Der „Römer" in Frankfurt. (S. 744 und 776.)

Es schien um sie geschehen, denn der Haufe drängte gegen sie los. Da sprengte aus einer Seitengasse ein Reiter, gefolgt von mehreren Knechten daher und trieb sein Roß schützend zwischen den Pöbel und die Jüdin, die, ohne zu zagen, den Ansturm erwartet hatte.

„Was Ihr doch für tapfere Leute seid!" sagte der Reiter, auf dessen blassem Antlitz ein unverhüllter Ausdruck der Verachtung lag. „Erst hetzt Ihr einen alten Mann und dann wollt Ihr Euch an einem Weib vergreifen! Wahrlich! es ist eine weise Fügung, daß keine anderen Waffen in Eure schmutzigen Hände gelangen, als eine Mistgabel oder ein Bratspieß!"

Das plötzliche Erscheinen eines Höhergestellten, dem man gewohnt war lange Zeit Ehrerbietung zu zollen, wirkt oft auf empörte Volksmengen mit der Kraft der Gewohnheit. Auch der Pöbelhaufe wich vor der Gestalt des vornehmen Reiters zurück, wozu freilich auch der Eindruck seiner stämmigen Begleiter beitragen mochte, die auf ihren schweren Rossen und die Hand am breiten Pallasch wie nicht zu verachtende Gegner aussahen.

„Ihr habt Hunger, wie jene alte Vettel dort sagt!" fuhr der Reiter mit unsagbarer Verachtung in Blick und Ton fort. „Nun, ich weiß nicht, ob es wohl gethan ist, Euer elendes Leben zu verlängern, aber damit Ihr wenigstens für einen Tag Eurer viehischen Triebe vergeßt und nicht an Raub und Plünderung denkt, nehmt dies und theilt Euch darein!"

Bei diesen Worten hatte der Reiter einen Beutel gezogen, zwischen dessen Maschen Goldstücke schimmerten und warf ihn unter die Leute die auseinander wichen, so daß er klirrend zu Boden fiel. Ohne sich weiter darum zu kümmern, beugte der vornehme Herr sich zur Jüdin herab und sagte mit leiser Stimme:

„Ich bin glücklich darüber dir einen Dienst geleistet zu haben—die Gefahr ist vorüber!"

„Ihr habt mich gerettet, Herr, ich danke Euch," entgegnete sie mit einem kurzen Aufschlagen der Augen, die sich jedoch gleich wieder vor dem bewundernden Blick des Retters zu Boden senkten.

„Und soll ich nicht wissen, wie die holde Blume heißt, die ich den schmutzigen Fäusten jener Elenden entrissen habe?"

Ich bin Gitel, die Tochter von Mardochai Ben Melech!"

„Gut, ich werde dich wiedersehen!"

„Nein —thut dies nicht, edler Herr, es sind schwere Zeiten und es ist nicht gut, wenn einer Eures Glaubens zu uns kommt, wie es umgekehrt von Gefahr ist," flüsterte bebend das Mädchen.

„Bah — man wird mir nichts anhaben, denn ich bin dafür bekannt, daß ich mich deinen Leuten stets geneigt bewiesen habe und, wenn auch! — deine süßen Augen ziehen viel mächtiger an, als daß eine Gefahr mich schrecken könnte!"

Da stieß das Mädchen einen leisen Wehruf aus und erblich, während sie starr an dem Reiter vorbeisah. Dieser wendete sich und gewahrte, daß neben dem Geldbeutel, der noch immer am Boden lag, ein schlanker noch ziemlich junger Mann stand, dessen dunkelglühende Augen nach ihm und der schönen Jüdin starrten.

„Laßt Euch nicht stören in Eurem Gekose," sagte derselbe, „ich habe nur mit den Leuten da was zu reden. Ihr wolltet dieses Geld nehmen?" wendete er sich an das Volk, „kennt Ihr denn aber auch den Geber? Seht, das ist der Junker von Uffstein! Wenn man fragt, wer der übermüthigste, stolzeste und herzloseste seines Gelichters ist, so wird man seinen Namen hören. Das ist der Mann, der die Beutel der Aermsten ausfegt, um toll verschwenden zu können; der einer Laune willen einem Andern sein Gut entreißt und das Recht leugnen läßt, um den Raub behalten zu können, das ist der Mann, vor dessen toller Begierde keine Tugend und Unschuld sicher ist und der ungestraft Mädchen rauben läßt; das ist der Mann, der Euer und aller Armen größter und grimmigster Verräther ist und dessen Rathschläge stets dahin gehen, man möge Euch das Joch, unter dem Ihr schon erliegt, noch schwerer und drückender auferlegen!"

Das Murren der Volksmenge bewies, daß diese leidenschaftlichen Worte des Eindruckes nicht ermangelten.

„Halte dein Lästermaul, elender Schuft, oder ich stopfe es Dir mit meinem Schwert!" schrie der Junker wüthend.

Doch der Andere hob den Beutel auf und zeigte ihn dem Volke mit den Worten:

„Ist Jemand unter Euch, der von diesem Sündengeld, an dem der Schweiß und das Blut der Armen klebt, auch nur einen Heller nehmen will?"

„Nein, nein!" brauste es aus dem Volkshaufen zurück. „Der Kantor spricht wahr! Wir brauchen uns nichts schenken zu lassen; was wir uns bald selbst holen werden!"

„Ihr habt's gehört, Herr," sagte Kantor mit eisigem Hohn, zum Junker gewendet; „dieses Volk, so arm und gedrückt es ist, verschmäht dieses Geld, weil ihm die Schmach aufgedrückt ist, durch Eure Hand gegangen zu sein. Hier, nehmt es zurück!"

Und mit kräftigem Schwung flog der schwere Beutel an des Junkers Kopf, daß dieser einen Moment im Sattel schwankte. Mit einem Wuthschrei drang er

auf seinen Beleidiger ein, aber das Volk hatte diesen aufgenommen und umgab ihn wie eine lebendige Mauer und so oft auch der Junker und seine Begleiter auf die Menge eindrangen, konnten sie doch nichts erreichen, denn auf einem Punkt zurückgedrängt und zerrissen, schlossen sich die Reihen an einem andern um so fester und die Reiter mußten bedacht sein, sich aus dem dichten Gedränge zurückzuziehen, das ihnen Gefahr zu bringen drohte.

Betäubt und erschrocken von dem Tumult hatte sich Gitel gegen das Thor zu geflüchtet, als plötzlich neben ihr die Gestalt Kantor's auftauchte.

Sie blieb stehen und schien vor ihm zurückzuscheuen. Ein Ausdruck des Entsetzens lag auf ihrem, eine unsagbare Traurigkeit auf seinem Antlitz.

„Fürchte dich nicht, Gitel," sagte er ruhig. „Ich habe vergessen, daß du einst meine Braut warst, wie ich ja so viel vergessen habe, was mich einst an die Menschen knüpfte. Aber sie haben Dir gesagt, ich sei ein Verfluchter und Du hast ihnen geglaubt — hat es doch selbst meine Mutter gethan! und Du hast keine Schuld an meinem Leid. Darum höre meinen Rath: Hüte Dich vor jenem Menschen! Sein glattes Antlitz und seine gleißenden Worte sind wie die leuchtende Blüthe, hinter der sich das tödtliche Gift verbirgt. Sein Blick versengt Deine Reinheit, sein Gedanke befleckt Deine Tugend und sein Athem ist wie der Gifthauch eines Drachen!"

„Du lügst — denn über deine Lippen, die den Gott unserer Väter zu lästern vermochten, kommen nur Worte des Trugs und der Verderbnis!" rief ihm das schöne Mädchen zu, indem sie sich scheu neben ihm an die Wand drückte, als brächte schon seine Nähe Verderben.

„So hat er Dich schon in diesen wenigen Minuten berückt, Du armes thörichtes Kind!" sagte Adolf Kantor traurig. „Mir thut es leid um Dich, so sehr du mich auch schmähst. Was kannst Du dafür, daß sie Geist und Herz so mit Wahn erfüllt haben, daß Du die Stimme der Warnung überhörst. Geh nur — ich will Dich auch gegen Deinen Willen schützen und geht es nicht anders, so kostet es diesem glatten Junker, der mit dem Glück und Leben spielt, wie mit Hab und Gut, den schönen Lockenkopf!"

Er trat zurück und gab Raum, daß das Mädchen an ihm vorüber zum Thor der Judengasse eilen konnte, hinter dem sie, verfolgt von der rohen Bewunderung der Wachen, verschwand.

Noch dauerte der Tumult in der Ferne fort, Schreien und Stampfen, Pferdegetrappel und Hilferufe schollen herüber und aus einer Staubwolke blitzten Waffen und manchmal tauchte eine kämpfende Gruppe daraus hervor.

Kantor blickte lange danach hin und nach dem Thor, wo eine Schaar Juden sich bei seinem Anblick mit allen Zeichen des Abscheues abwendete. Ein eigenthümliches hartes Lächeln überzog sein Antlitz, als er mehrmals nach dem Kampfplatz und dann wieder nach dem Thor sah, bevor er langsam in einer Nebengasse verschwand.

---

4. Seuche und Aufruhr.

Wenn die hochmögenden Herren vom Rath sich geschmeichelt hatten, durch die Verbannung Fettmilch's die Unzufriedenen ihres Hauptes beraubt und einen Aufstand unmöglich gemacht zu haben, so befanden sie sich in einer argen Täuschung. Im Gegentheile wurde durch diesen gewaltsamen und mit Verletzung aller Rechtsformen begangenen Schritt die Erbitterung in den Zünften und im Volke auf das höchste gesteigert, man hatte den Widersachern der herrschenden Partei zwar das leitende Haupt

genommen und scheinbar ein planmäßiges Vorgehen verhindert, statt dessen aber theilte sich eine Anzahl minder einflußreicher und auch minder selbstloser Männer in die Führerschaft und statt eines Aufstandes gab es jeden Tag hier und dort Tumulte, welche einzuschränken der Rath immer ohnmächtiger wurde.

Die Gewerbsleute stellten ihre Arbeit ein, denn Gesellen, Lehrlinge und Gesinde fanden es viel bequemer, bei den Zusammenrottungen zu sein, wo immer auch etwas mitzunehmen und zu plündern war; Handel und Verkehr stockte, denn die Juden zogen sich von allen Geschäften zurück und scheuten sich in der Stadt zu erscheinen, und doch lag in ihren Händen namentlich das Wechselgeschäft und der auswärtige Handel.

Eine gleiche Stockung war aber auch in allen öffentlichen Geschäften eingetreten. Die Steuererhebungen blieben meist erfolglos und konnten stets nur unter Assistenz der Stadtsoldaten vorgenommen werden, und die Rechtspflege hörte ganz auf, denn die meisten Bürger weigerten sich, ihre Processe und Händel vor ein Gericht zu bringen, das so augenscheinliche Beweise seiner Parteilichkeit gegeben hatte.

Eines wirkte mit dem anderen und die durch solche Zustände hervorgerufene Noth war für die unteren Classen ein weiterer Anlaß zu Aufläufen und Unruhen, bei welchen es selten ohne Kampf und Beschädigungen an Leib und Gut abging. In schmählicher Thatlosigkeit ließ der Rath solche Dinge geschehen ohne doch auch dem Begehren der Besonneneren nach einer Erneuerung der städtischen Behörden und Rechnungslegung nachzukommen.

Die Macht muß doch etwas sehr Süßes sein, da sich so viele ängstlich an den bloßen Namen und ein werthloses Zerrbild derselben klammern.

So herrschte oft tagelang recht eigentlich ein Pöbelregiment in Frankfurt, das sich natürlich zuerst gegen Jene kehrte, welche am wenigsten Widerstand leisten konnten und wo am meisten zu holen war. Der sinnreiche Steffen Wolf hatte schon lange dem Federkiel entsagt und war einer der einflußreichsten Führer des Pöbels geworden. Es war eine gar verständliche Lehre die er predigte, die zwar nicht viel mit Recht und Ordnung zu thun hatte, deren praktische Anwendung aber in Gestalt der guten Sachen die man anderen wegnahm und selbst verzehrte, sehr viel Angenehmes und auch den Beschränktesten Einleuchtendes hatte.

Unter seiner Führung hatte man schon wiederholt offene Angriffe auf die Judengasse gemacht und als dies zu gefährlich wurde, verfiel er auf den Gedanken, einzelne Juden abzufangen, die dann nur gegen schweres Lösegeld freigegeben wurden. Nicht minder war auch er der Urheber eines vom Pöbel erlassenen Verbotes, den Juden Zins für dargeliehenes Geld zu zahlen, und endlich erklärte man, wieder auf seinen Betrieb, alle Forderungen der Juden für erloschen und bedrohte jeden, der so vermessen und albern sein würde ihnen eine Schuld zurückzuzahlen.

Das war aber nach dem Geschmack sehr Vieler, und nicht blos der niedere Handwerkerstand, der ohnehin durchaus auf Seite der Aufrührer stand, sondern auch viele Hochedle und Hochmögende fügten sich dieser vom Pöbel erlassenen Weisung sofort, so ungestüm sie sonst auch, wenn es ungefährlich war, gegen dessen Thun wetterten.

Eine vergleichende Geschichte aller Aufstände und Erhebungen wäre kein uninteressantes Unternehmen. Denn so verschieden auch Zeit, Ort und Umstände scheinbar wären, so würde doch gewiß bei näherer Prüfung eine merkwürdige Gleichartigkeit der eigentlichen Triebfedern zu Tage treten. Ueberall unter tönenden Phrasen dieselben schmutzigen menschlichen Leidenschaften, stets der mißbrauchte Idealismus Einzelner, der von der Gemeinheit durch Koth und Blut zu Tode geschleift wird, aber auch leider immer und immer wieder jene

Verblendung der Machthaber, die zwischen Furcht und Trotz schwanken, Härte für Ordnung, Starrsinn für Recht halten und weder zu rechter Zeit nachgiebig, noch, wo es nöthig ist, streng zu sein wissen

Unter so traurigen Umständen kam das Pfingstfest 1614. Ganz ungescheut verbreitete der Pöbel die Nachricht, daß man diese heilige Zeit nicht allein dadurch feiern wolle, daß man endlich einmal den Rath ernstlich an dem Leib ging, sondern auch durch einen großen allgemeinen Angriff auf die Judengasse. (Bild Seite 777.)

Es gab aber unter den Mißvergnügten auch Männer, welche sich das Verwerfliche und namentlich das Nutzlose des bisherigen Treibens nicht verhehlten. Aber es gab Niemand in der Stadt und unter ihren Gesinnungsgenossen, der Einfluß genug auf die Massen besessen hätte, um die ganze Bewegung in andere Bahnen zu lenken, denn der Eine, dessen Autorität eine allgemein anerkannte war, lebte außer dem Weichbild der Stadt als Verbannter.

Wenn eben einerseits alle Mittel der Gewalt und List angewendet wurden, um Fettmilch in die Stadt zurückzubringen, so bot der Rath den Rest von Machtvollkommenheit, der ihm geblieben, auf, um diesen Mann, den man mehr fürchtete als alle anderen, fernzuhalten. Tag und Nacht wurden die Thore bewacht und patrouillirte die Scharwache auf Wall und Graben, und kein Lückchen, durch das eine Maus hätte schlüpfen können, wurde offen gelassen; kein Faß oder Ballen passirte undurchschnüffelt beim Thore herein.

Im Gefolge von Krieg und Aufruhr schreiten stets zwei furchtbare Racheengel — der Hunger und die Seuche. Und als wären sie Ausgeburten der blinden Wuth, die ihre Streiche niederfallen läßt, ohne zu achten, wen sie treffen, raffen diese beiden unbarmherzig den Schuldigen mit dem Unschuldigen zusammen hin, und die Schrecken ihres Waltens bleiben keinem erspart, sei er auch noch so gerecht.

So war auch in Frankfurt bald nach Beginn der Unruhen ein großes Sterben an einer bösartigen Seuche ausgebrochen. Wie immer wüthete sie am meisten unter dem ärmeren Volke, aber kein Stand blieb davon ganz verschont. Allnächtlich fuhren große Wägen mit Leichen aus der Stadt, für die kein Grab innerhalb derselben bezahlt wurde und die daher in großen Gruben auf freiem Feld eingescharrt wurden.

So rollte auch einige Tage vor dem Pfingstfeste ein großer kastenartiger Wagen mit dumpfem Gepolter auf das Bockenheimerthor zu. Neben dem mageren Klepper schritt ein breitschultriger Mann im blauen Kittel, und oben auf dem Wagen saß ein zweiter, der Schelmenlieder vor sich hinpfiff, als hätte er keine Kenntniß, welche schauerliche Ladung unter seinem Sitz liege.

„Hollah! schließt auf!“ rief der Mann beim Pferd, als der Karren vor dem Thore hielt. „Wißt Ihr denn nicht, daß die Herrschaften da drinnen Eile haben — da draußen in der großen Grube gibt's eine lustige Kirmes, und da wollen sie auch dabei sein!“

Der Stadtsoldat schloß das Thor auf, und mit dumpfem Gepolter rollte der Karren durch die finstere Thoröffnung.

„Wie viel fahrt Ihr denn wieder?“ fragte der Schließer, der zurückgetreten war und bei emporgehobener Laterne einen scheuen Blick auf das unheimliche Gefährte warf.

„Nur fünf,“ lautete die freche, von einem rohen Gelächter begleitete Antwort, „sorgt Euch nicht, Meister Andreas, es bleiben noch genug Menschen in der Stadt, die verhungern oder sich gegenseitig die Schädel einschlagen können.“

„Fahrt zu, Jochen, und spart Eure nichtsnutzigen Reden!“ entgegnete barsch der Schließer.

„Ei — es ist jeder gelaunt, wie's sein Geschäft mit sich bringt. Ihr seid rauh und mürrisch — natürlich! Denn wenn's vom Oberbürgermeister bis zu Euch auch hübsch weit ist, so seid Ihr doch auch so ein Stücklein Behörde, und da schickt sich's, daß man grob und bärbeißig ist. Ich aber hab' ein lustiges Geschäft, das immer gut geht und jetzt besonders im Schwung ist. Kann ein anderes Gewerbe sagen, daß ihm jeder Mensch ohne Unterschied einmal in die Hände fällt? Nein — drum lob' ich mir meine Hantirungen und bin seelenvergnügt dabei!"

„Mach weiter!" brummte der Mann, der oben auf dem Kasten saß. „Willst Du mit der Karosse beim lichten Tag zurückfahren?"

„Warum nicht?" entgegnete Jochen, der Kutscher. „Es ist ein gar feines Gefährte und hat viel Platz für stille verträgliche Leute."

Er hieb aber doch auf den Gaul ein, und der Karren rollte durch das Thor und über die Bohlenbrücke, die den Graben überspannte.

„Hm! Hm!" brummte der Schließer vor sich hin, als er die schweren Thorflügel zuschob und mit Schlüsseln und Riegeln klirrte. „War mir doch, als wäre der Bursch auf dem Karren des Schiffers Schwaben sein Sohn Jörg. Die Leute haben doch immer einen guten Verdienst gehabt und nun ein so ekles Gewerbe! Wenn unser Herrgott im Himmel nicht bald ein Einsehen hat und d'reinfährt, kommen wir noch alle miteinander an den Bettelstab."

Draußen rollte der Wagen auf der Landstraße weiter, der Kutscher hatte sich vorn auf die Deichsel geschwungen und sagte zu Jörg:

„Habt Ihr gesehen, wie der Knasterbart vor unserem Wagen zurückwich — das ist das einzige Gefährte, in das sie die verdammte Spürnase nicht zu stecken wagen."

„Schlag' auf den verdammten Klepper los!" rief ihm Jörg Schwaben ungeduldig zu.

„Nur Geduld, zurück wird's schneller gehen, weil wir nur einen Mann da drinnen haben, noch dazu einen lebendigen, und ich habe immer gehört, daß die Todten am schwersten wiegen. Ein feiner Gedanke ist's schon, den Meister Fettmilch da in unserem Karren in die Stadt zu schaffen, aber ein eigen Ding ist's doch auch. Ich bin's gewöhnt — möchte mich aber dennoch nicht in den finsteren Kasten dahinein verkriechen, wo der Dunst und Moder von so vielen Todten steckt."

„Es gab kein anderes Mittel mehr," sagte Jörg mürrisch. „So oft wir es versuchten, ihn durchzuschmuggeln, sind diese Spürnasen dazwischen gekommen."

„Das macht, weil sie so heillose Angst vor ihm haben, wie vor dem leibhaftigen Gottseibeiuns!" kicherte der Kutscher. „Hui — wie die Perrücken wackeln müssen, wenn sie seiner ansichtig werden!"

„Das soll ihnen gleich morgen früh geschehen?" bemerkte Jörg.

„Bei dem Gaudium will ich doch auch dabei sein!" rief der Kutscher und lenkte in einen schmalen Seitenpfad ab, der nach kurzer Fahrt zu einer Reihe von großen, schwarzen, gähnenden Gruben führte, während lose zugestampfte Erdhaufen bewiesen, daß andere schon des schauerlichen Inhalts voll und zugeworfen waren.

Jörg sprang vom Wagen und ließ einige langgedehnte Pfiffe erschallen, worauf sich von einem nahen Stein eine dunkle Gestalt erhob und auf ihn zuschritt. Es war Fettmilch — trotzig und ungebeugt wie immer.

Sie schüttelten sich die Hände, und Fettmilch fragte: „Ist alles gehörig verabredet?"

„Ja — jeder Zunftstube sind die Leute zugewiesen, und jedem Haufen ist der Weg bestimmt, auf dem er vor den Römer rücken soll. Mit allen ist ordentliches Einverständniß getroffen worden, nur der Köter, der Steffen Wolf, meint, er wäre nicht den Herren vom Rath davongelaufen, um sich jetzt von Hand-

werkerklötzen meistern zu lassen. Er wolle auf seine Weise frei sein und gedenke auch das Pfingstfest ganz apart zu feiern."

„Was mag der wüste Schlingel wieder vorhaben?" fragte Fettmilch düster.

„Gewiß wieder einen Tumult, der zu Raub und Diebstahl führen soll," bemerkte Jörg Schwaben achselzuckend. „Es soll wohl wieder auf die Juden losgehen. Du weißt ja, wie er und seine Spießgesellen es treiben und — er hat einen großen Anhang unter dem Volke."

„Dem will ich bald ein Ende machen," sagte Fettmilch grimmig. „Ja, ich hab's vernommen, was da drinnen geschehen ist, und hab' auch in der ganzen Umgebung gehört, was man darüber denkt. Redet man doch nicht anders, als wären alle, die gegen den Rath sind, eitel Raubgesindel und Mordbrenner."

Unterdessen hatte Jochen, der Kutscher, den Deckel des Karrens zurückgeschlagen, die Leichen herausgehoben und zur Grube geschleppt, in die er sie hinab kollern ließ. Dem Rollen der Körper folgte stets ein dumpfer Schlag zum Zeichen, daß er in seiner schauerlichen Ruhestätte angelangt sei, und das leise Rieseln des nachfolgenden Gerölles tönte aus der Tiefe gespensterhaft herauf wie klagendes Geflüster der Todten.

„Ich bin fertig, Meister Fettmilch," sagte der Bursche mit einem Grinsen, als die fünfte Leiche in der Grube war. „Es ist Platz für Euch gemacht."

„Gut, ich bin bereit!" versetzte der Lebküchler und ging auf den Wagen los.

„Hast Du auch keine Scheu? — Die Seuche soll gar leicht auf einen Anderen übergehen," bemerkte der nun doch bedenklich gewordene Jörg.

„Ist jetzt noch Zeit daran zu denken? Vorwärts — wem der Herr eine hohe Aufgabe anvertraut hat, dem weicht jeder Würgengel aus!"

„Nimm wenigstens einen Schluck von dem Gewürzgetränk; das soll den Dunst der Krankheit abhalten!"

Fettmilch that einen tüchtigen Zug aus der dargereichten Flasche und kroch dann ohne weiteres Besinnen in den fürchterlichen Kasten. Jörg schloß den Deckel und nahm wieder seinen Sitz ein. — Jochen sprang auf die Deichsel, griff tüchtig in die Zügel und ließ die Peitsche auf den Klepper niedersausen, daß dieser, auch angefeuert durch das Bewußtsein der Heimkehr, eilig der Stadt zutrabte.

Schon zeigte sich im fernen Osten am Horizont ein fahlgelber Streif als erstes Zeichen des nahenden Tages, als der Karren wieder durch das Stadtthor rollte.

„Hab ich Euch nicht gesagt, Meister Andreas," rief Jochen dem Schließer zu, „daß ich eine gar lustige Gesellschaft führe? Nicht Einer davon begehrte zurück zur Stadt, so wohl gefiel es ihnen da draußen. Ist Eure Wache noch nicht um? Schade, sonst hätte ich Euch gern in dieser Prachtkarosse nach heim geführt — sie ist noch warm von den früheren Insassen, das wäre eine Wohlthat in der Morgenkühle für Eure alten Knochen.

„Scher' dich weiter, frecher Bursche, sonst kriegst du meine Hellebarde um die Ohren zu kosten!" zürnte der Schließer.

Jochen aber antwortete nur mit einem höhnischen Gelächter und hieb auf das Pferd ein, das klappernd durch die dämmernden Gassen trabte.

An der Kreuzung eines schmalen Gäßleins blickte Jörg vorsichtig herum, dann stieß er einen leisen Ruf aus, der den Kutscher bewog, den Schritt seines Pferdes zu mäßigen. Jörg glitt hernieder und half Fettmilch herauszukriechen, und während der Karren wieder mit der früheren Schnelligkeit davonrollte, verschwanden die beiden Männer im tiefen Schatten der Quergasse.

Am nächsten Morgen, dem 3. Mai 1614, war es auffallend ruhig in der Stadt, wie man es seit langem nicht gewohnt war. Man schrieb es dem nahenden Pfingstfest zu, und am Rathhaus schmeichelte man sich schon damit, daß die

Zeit der Unruhen vorüber sei und gratulirte sich gegenseitig zu der Weisheit, mit der man — nichts gethan und es den Tumultuanten überlassen habe, ihres Treibens überdrüssig zu werden.

Die biederen Rathsherren und Machthaber in Frankfurt sollte nicht die letzten gewesen sein, welche sich so gründlich über die Stimmung des Volkes täuschten und sich schon in der Hoffnung wiegten, die Ruhe sei wieder hergestellt, während der Sturm der Empörung eben zum vernichtenden Windstoß ausholte.

Eifrig bedacht auf ihres Amtes Pflichten thaten sich die Herren am Römer zu verschiedenen Berathungen zusammen, die unter den Unruhen der jüngsten Zeit vertagt worden waren und die „Finanz-Deputation", so ziemlich dasselbe, was man heute „Budgetausschuß" nennt, zog sofort in Erwägung, ob es nicht an der Zeit wäre, eine neue Umlage auszuschreiben, nicht allein zur Füllung der an einer bedenklichen Leere krankenden städtischen Cassen, sondern um auch der Bürgerschaft einen drastischen Beweis für die ungebrochene Macht eines hochmögenden Rathes zu liefern.

In dieser nützlichen Berathung tönte schon lange ein dumpfes Summen, ehe es einem der Herren auffiel und er eines der aus kleinen runden in Blei gefaßten Scheiben bestehenden Fenster aufstieß. Da scholl plötzlich ein Brausen von vielen Stimmen herauf, und als der Neugierige mit bleichem Antlitz zurückschwankte und die Uebrigen zum Fenster stürzten, sahen sie mit Entsetzen den Platz vor dem Rathhaus von einer vielköpfigen Menge erfüllt und noch immer strömten von allen Zugängen schreiende und heftig gestikulirende Männer auf den Römerberg.

Ehe man sich noch gefaßt hatte und zu einem Entschluß gekommen war, ergoß sich der Strom in das alte Rathhaus, den Römer (Bild Seite 769) selbst, dessen gewölbte Gänge und ehrwürdigen Säle bald von Toben und Schreien erfüllt waren.

Eben wollte Martin Bauer, ein energischer und wohlmeinender Rathsherr, die Thüre des Gelasses, in welchem die Finanz-Deputation tagte, verriegeln, als sie gewaltsam aufgestoßen wurde und an der Schwelle — ein Schreckbild für die entsetzten Herren! — der verbannte Lebküchler Vincenz Fettmilch in ungebrochener Kraft und mit dem ganzen Trotz seines Wesens erschien.

Ihm nach drängte ein Haufe Männer, in dessen erster Reihe Konrad Gerngroß, Hermann Geiß, Konrad Schoppe und andere einflußreiche Zunftmitglieder standen.

„Was drängt Ihr Euch hier ein?" fragte endlich ein Rathsherr mit bebender Lippe und mit einem kläglich mißlungenen Versuch, tapfer und mannhaft auszusehen. „Was stört Ihr uns ungestüm, wenn wir über das Wohl unserer guten Stadt Frankfurt berathen?"

„Hahaha!" lachte der bissige kleine Schneider höhnisch. „Es thut wohl noth, daß Ihr Herren die Berathungen um der Stadt Wohl hübsch geheim und versteckt haltet, dieweil ohnehin noch Niemand was davon verspürt hat."

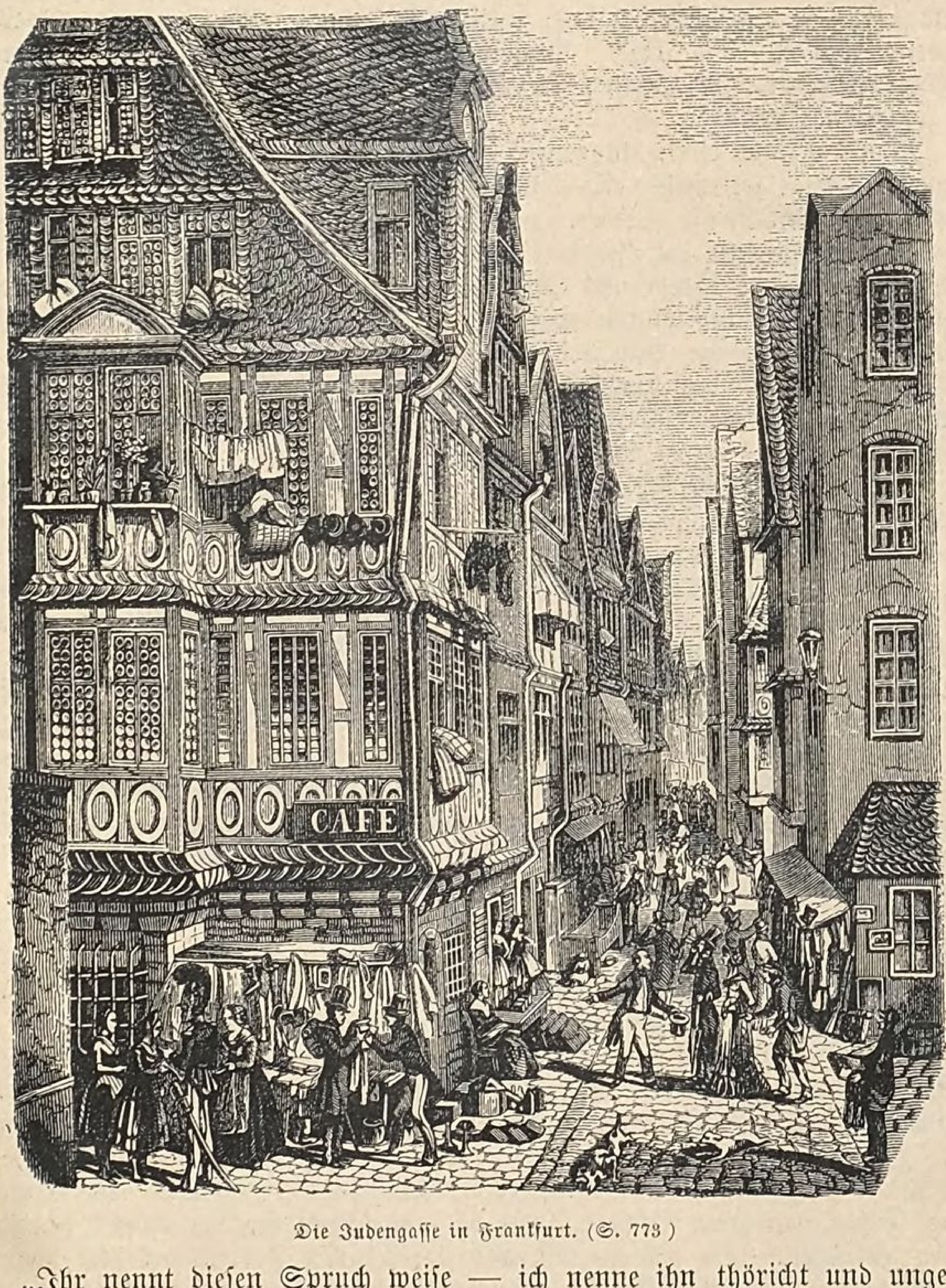
„Es ist nicht ohne Grund, was der Mann da sagt," nahm Fettmilch das Wort. „Man hat so lang ein heimlich Regiment in der Stadt geführt und fein berathschlagt und getuschelt und doch ist es mit Wohlstand, Recht und Ordnung nimmer mehr abwärts gegangen, so daß unsere Stadt zum Gespött in der ganzen Gegend geworden. Da thut es gewiß gut, wenn einmal öffentlich und vor der ganzen Bürgerschaft besprochen wird, wo es fehlt und ebenso vor Aller Augen gewaltet wird, um die Dinge zum Besseren zu kehren."

„Und glaubt Ihr, Vinz-Hans, daß was Gutes herauskommt, wenn ein so vielköpfiges Regiment herrschen würde, wie Ihr und Eure Anhänger es darstellen?" nahm Martin Bauer ruhig das Wort.

„Brauchen doch nicht alle zu herrschen," entgegnete Fettmilch. „Das soll jenen zufallen, die von den Mitbürgern dazu berufen werden, aber was geschieht,

soll allen frommen und nicht nur einigen, und alle sollen auch sehen, wie gethan und geschaltet wird.

„Wie mögt Ihr, Herr Bauer, Euch mit einem Menschen einlassen, der aus der Stadt gebannt ist und sein Leben dadurch verwirkt hat, daß er gegen des hohen Rathes weisen Spruch sich auflehnt!“ warf bissig Wolfgang Bald ein, der zu den einflußreichsten, aber auch starrköpfigsten Rathsmitgliedern gehörte.



Die Judengasse in Frankfurt. (S. 773.)

„Ihr nennt diesen Spruch weise — ich nenne ihn thöricht und ungerecht,“ entgegnete Fettmilch ruhig. „Kein Mensch braucht sich aber der Unbill zu fügen, und soll sie mit Gewalt durchgeführt werden, so tritt ihr wieder Gewalt und List entgegen — und darum steh' ich trotz des weisen Rathspruches hier vor Euch, Was aber mein Leben betrifft, so schert Euch darum nicht, Herr Bald. Schaut um Euch und hört! — was glaubt Ihr wohl, steht mein Leben in Eurer Hand oder Eures in meiner? Fürwahr! wenn ich nur mit dem Finger auf Euch weise, so seid Ihr ein todter Mann.

Das Schreien und Stürmen der Menge auf dem Platz und im Hause, die finsteren Blicke der nachdrängenden Begleiter des Lebküchlers waren deutliche Beweise, daß er wahr gesprochen hatte, und Wolfgang Bald, wie die meisten Genossen, erkannten jetzt erst, wie ernst und unbehaglich ihre Situation war.

„Ihr werdet keine Gewaltthätigkeiten üben oder, so es in Eurer Macht steht sie zu verhindern, solche zulassen", sagte begütigend Martin Bauer. „Ich kenne Euch als tüchtigen Mann und will auch nicht verschweigen, daß Euch nach meiner Meinung Unrecht geschehen, Vinz-Hans. Aber was soll's, daß Ihr die Menge aufstachelt, zum Aufruhr treibt? Glaubt mir, das kann kein gutes Ende nehmen und Ihr werdet, so gut es auch in Eurer Meinung liegen mag, gewißlich darunter zu Grunde gehen".

„Mag's d'rum sein", entgegnete Fettmilch, der im Volkmunde, aus einer Zusammenziehung der beiden Namen Vincenz Johann, Vinz-Hans hieß. „Es ist besser für sein Recht sterben, als durch Unrecht langsam zu Grunde gehen. Was aber den Aufruhr betrifft, den ich gestiftet haben soll — ei! ich bin kaum sechs Stunden in der Stadt und ich habe nicht gehört, daß Ruhe und Ordnung geherrscht hat, so lange ich fort war und da draußen herumlungern mußte, wie ein Fuchs, dem man den Bau verrammt hat".

„Was soll aber der Zweck dieses Beginnens sein — zu was kommt Ihr mit allen diesen Leuten, die Euch, wie ich fürchte, nicht allezeit so willig folgen werden, als wenn es gegen Rath und Obrigkeit geht"?

„Nun, wenn es so ist, so läßt sich schließen, in welcher besonderen Achtung und Liebe Rath und Obrigkeit stehen", rief der Schneider nicht ohne treffenden Sarkasmus, und ein Anderer schrie: „Vielleicht hätte der Vinz-Hans allein kommen sollen? das wäre ein warmer Empfang gewesen, den man ihm bereitet hätte! Ihr seid schlecht und grausam genug, daß Ihr ihm den Meister Hämmerlein (Henker im Volksausdrucke) zum Gastfreund gegeben hättet".

„Ich frage Euch nochmals, was Euer Begehren ist?" wendete sich Bauer zu Fettmilch, ohne sich an die Zwischenreden der Uebrigen zu kehren. „Was wollt Ihr auf diese Weise erreichen?"

„Gefällt sie Euch nicht?" rief wieder Konrad Schoppe dazwischen. „Nun, wir haben es lange genug versucht, fein und zart zu singen, aber kein Gehör gefunden, darum dürft Ihr es uns nicht verübeln, wenn wir jetzt endlich recht grob und laut schreien, daß Euch die Ohren gellen".

„In allem, was die Leute da sagen, liegt viel Wahres", nahm Fettmilch nun selbst das Wort. „Wir haben geklagt und gebeten, es war umsonst, man hat uns nur mit Gewalt, Willkür, und Hinterlist geantwortet. Nun sind wir da und werden nicht weichen, bis wir unseren Willen durchgesetzt haben".

„So ist es! Jetzt sind wir die Herren! Endlich ist es aus mit dem ungerechten Regiment! Fort mit dem Schlendrian und der Schinderei!" scholl es durcheinander aus dem Haufen, der Fettmilch begleitete, bis dieser Stillschweigen gebot.

„Wir verlangen heute nichts anderes, als früher", sagte er. „Es ist unbillig in einer Stadt, wo jeder Bürger Theil hat am Regiment, daß immer dieselben Männer herrschen. Da wählen wir uns gleich einen Herrn, der uns doch auch schützt und nicht bloß bedrückt. Darum verlangen wir, daß der Rath neu gewählt werde!"

„Das anzuordnen, steht uns hier nicht zu", warf Bauer ein.

„Ich weiß wohl, aber Ihr fragtet um unser Begehren".

„Aber Vinz-Hans, du wirst doch nicht glauben, daß die Kerle, selbst von der fetten Schüssel gehen, wenn sie nicht gejagt werden?" rief der Krämer Gerngroß grimmig.

„Hm! mich dünkt, Ihr hattet große Lust auch in diese Schüssel zu langen, Meister Gerngroß!" sagte der Rathsherr Wolfgang Bald, „und ich fürchte, daß Ihr die besten und größten Bissen herausgefischt hättet".

Der Hieb blutete, und nur durch das Dazwischentreten Fettmilch's wurde der ehrgeizige Krämer gehindert, sich auf seinen Beleidiger zu stürzen.

„Es nützt nichts, Ihr müßt den Platz räumen", sagte der Lebküchler, als die Ruhe hergestellt war; „das Volk hat genug von Eurer Herrschaft und will eine andere, die mehr auf das Allgemeine und weniger an sich und die ganze Vetterschaft denkt".

„Und ich denke, die Frankfurter sind nicht verlegen um Männer, die es ehrlich und treu mit der Stadt und ihren Bewohnern meinen", schaltete Gerngroß mit einem selbstbewußten Ton ein.

„Weiters verlangen wir, daß der Stadt und Bürgerschaft Privilegien und Satzungen, aber ganz und ordentlich, so wie sie in den alten Urkunden und Handvesten stehen, öffentlich bekannt gemacht und verlautbart, nichts dazugethan und nichts davongelassen werde, damit jeder Bürger weiß, was Gesetz und Herkommen ist, was er zu thun und zu leisten hat, was er aber auch fordern kann und sein Recht ist. So verlangt es die Ordnung — damit nicht Verwirrung und Unklarheit entstehe, die von Ehrgeizigen und Habsüchtigen zu ihrem Vortheil ausgenützt wird".

„Das ist kein unbilliges Begehren, und ich bin sicher, der Rath wird darauf eingehen" sagte Martin Bauer.

„Ja weil er müssen wird!" rief der kleine Schneider. „Es ist leicht zustimmen, wenn man nicht mehr anders kann!"

„Um Eines dreht es sich vor allem sagte Gerngroß, sich vordrängend, „und das ist, daß ein neuer Rath gewählt werde. Nur von einem solchen ist Umkehr und ein aufrichtiges heilsames Regiment zu erwarten."

„Es ist so, wie der Mann sagt und wir werden uns nicht anders zufrieden geben," bestätigte Fettmilch mit Nachdruck. „Eines aber ist, was wir vor Allem verlangen, und das betrifft Euch, Ihr Herren, wie Ihr da beisammen seid, und darum sind wir auch dahergekommen. Seit Jahren sind Steuern und Abgaben Zölle und Umgeld stets gewachsen, so daß sie kaum mehr zu erschwingen waren und mein ehrsames Gewerb, mancher Hausstand darob zu Grunde gegangen ist. Nun ist die Stadt aber in keine Kriegshändel verwickelt gewesen, wir haben nichts gesehen, was für das allgemeine Beste geschehen wäre und doch ist die Sadt auch nicht reicher geworden, sondern mit der Mehrzahl ihrer Bewohner verarmt, und nur einzelne Geldsäcke sind immer steifer und runder geworden."

Unter den Rathsherren machte sich eine unruhige Bewegung kund. Vielleicht fühlte man sich durch die leicht verständliche Anspielung beleidigt — vielleicht war aber auch nur Unbehagen über die fatale Zumuthung die Ursache.

„Seht, Herr Bauer," fuhr Fettmilch mit einem scharfen Seitenblick auf die Murrenden fort, „darüber ist viel Gerede und böses Gerücht im Volk, und ich meine, wenn es ehrenwerthe und uneigennützige Herren unter Euch gibt, was ich noch immer glauben will, so solltet Ihr gern unser Begehren erfüllen und selbst darauf dringen, daß Rechnung gelegt werde über das Rentamt und der Kämmerei Wirthschaft, der doch diese Finanz-Deputation vorgesetzt ist."

Vinz-Hans, Vinz-Hans! Du redest zu gut mit diesen Leuten," schrie Konrad Schoppe „Gutwillig wird kein Dieb die Taschen umkehren, in denen das gestohlene Gut steckt!

„Herr, könnt Ihr das anhören als ehrlicher Mann, ohne daß Ihr trachtet Euch zu reinigen von solchem Vorwurf?" sagte Fettmilch ernst.

„Ich meine, in der ganzen Stadt weiß Jedermann, daß mich solche Schmährede nicht trifft," entgegnete tief erregt Rathsherr Bauer, „trotzdem will ich, so

weit es mich betrifft, mein Möglichstes dazu thun, daß dieses Euer Begehren erfüllt werde?

„Gut, Ihr Herren," fiel Gerngroß ein, „wenn Ihr dieses Willens seid, so übergebt die Schlüssel zu den Cassen, die Bücher, Raitungen (Rechnungen) und Geschriften in unsere Hände, damit wir uns überzeugen können, ob alles in Ordnung vor sich gegangen und verrechnet worden ist."

„Was fällt Euch ein, Mann?" rief ein alter Rathsherr, der bis jetzt geschwiegen hatte; „wer seid Ihr und von wem habt Ihr ein Mandatum, daß wir, was unseren Händen vom Rath anvertraut ist, Euch übergeben sollen?"

Wir stehen hier Namens der ganzen Bevölkerung, und die wird wohl mehr sein, als Ihr, die Ihr schon lange nicht mehr rechtmäßig im Amte seid," schrie Konrad Schoppe zurück.

„So wartet wenigstens bis Ihr oder Eure Vertrauensmänner ordnungsmäßig gewählt seid," mahnte Martin Bauer.

„Das sind lauter Ausflüchte und Winkelzüge!" rief Gerngroß ergrimmt, „damit muß einmal ein Ende gemacht werden!"

„Es ist so!" sagte Fettmilch bestimmt. „Wir können nicht mehr anders, sonst kommt die Sache nie vom Fleck. Wollt Ihr Eure Stellen niederlegen und genaue Rechnung legen?"

„Ja — aber Euch nicht, die Ihr kein Recht habt, es zu verlangen, keine Befugniß, an unsere Stelle zu treten," entgegnete der alte Rathsherr fest.

„Nun wohl! — Ihr habt so lange mit Gewalt regiert, daß es Euch nicht wundern kann, wenn sie sich jetzt gegen Euch kehrt", sagte Fettmilch kurz. „Folgt mir, und ich kann Euch nur rathen, daß Ihr Euch ruhig und gelassen unterwerft, sonst möchte es manchen von Euch übel ergehen, Ihr seid unsere Gefangenen, bis Ihr Euch unterworfen habt!"

Die Rathsherren fuhren erschrocken durcheinander. Es war aber klar, daß mit Fettmilch und seinen Leuten nicht zu spaßen war und sie mußten sich geduldig in ihr Los ergeben. Nachdem noch mehrere andere Herren vom Rathe, die man im Römer erwischt hatte, ihnen zugesellt waren, wurden sie sammt und sonders, dicht umrungen von den Intimsten aus Fettmilch's Anhang fortgeführt. Mit Heulen und Zischen empfing und begleitete sie das Volk während des ganzen Weges und es bedurfte des ganzen Einflusses, welchen Fettmilch ausübte, um sie vor Thätlichkeiten zu schützen.

Der Zug ging zum Hause des Konrad Gerngroß, das am günstigsten gelegen und am festesten war. Dort wurden sie in einen Keller gesperrt und scharf bewacht, bis sie sich besonnen, ihre Stellen niedergelegt und Rechnung gepflogen hätten.

Fettmilch aber zog mit einem kleinen Häuflein seiner Getreuen jetzt erst nach seinem Haus und nahm es wieder in Besitz. Gestern noch ein Verbannter, übte er heute thatsächlich die höchste Macht in der Stadt aus.

---

5. Fortschritte des Pöbels.

Die übrigen Häupter der Stadt waren von dieser Wendung der Dinge offenbar ganz betäubt. Zwei Tage lang ließ sich keiner der noch in Freiheit befindlichen Rathsherren, weder Ober-Bürgermeister noch Schöffe, auf der Straße blicken und der Römer blieb ganz verwaist.

Fettmilch wollte keinerlei öffentliche Function ausüben, so lange ihm dazu kein formelles Recht zustand. Wenn also, obwohl keinerlei eigentliche Autorität in der Stadt galt, leidliche Ruhe herrschte, so war dies seinem vor-

sichtig geübten Einfluß zuzuschreiben. Sein Ansehen im Volke stand nämlich auf der höchsten Stufe, wie dies ja gemeiniglich nach den ersten gelungenen Schritten der Fall ist, wo Neid und die widerstreitenden Leidenschaften und Interessen sich noch nicht hervorwagen. Selbst Steffen Wolf hielt es für gerathen, von seinen verschiedenen weitaussehenden Plänen vorderhand abzusehen, und es hatte wirklich den Anschein, als begänne mit dem Sturze des alten Rathes eine Periode der Ordnung und Ruhe.

Erst nach zwei Tagen, am 5. Mai, faßten die übrigen Rathsherren wieder so viel Muth um am Römer im Berathungssaale zusammen zu kommen. Sie glaubten dies nicht allein ungefährdet thun zu können, weil vergleichsweise Ruhe in der Stadt herrschte, sondern auch, weil der dritte Pfingsttag war, an welchem seit alten Zeiten in einem nahegelegenen Gehölze, dem „Frankfurter Wäldche", ein Volksfest abgehalten wurde, zu dem stets alles lief, was nur konnte und gesund war. So beliebt war dieses Fest, daß der Pfingstdienstag darnach in Frankfurt der „Wäldchestag" genannt wurde.

Einzeln und scheu schlichen sich die so stolzen und übermüthigen Machthaber in den Römer und erst als sie im altehrwürdigen Versammlungssaale saßen, von dessen Wänden die lange Reihe der deutschen Kaiser ernst und gebieterisch blickte, kam ein Rest des alten Patricierstolzes über sie. Es fielen da gar heftige Worte über die Aufrührer, und keinem der Herren fiel es ein, auch nur einen Augenblick zu bedenken, ob nicht aus ihrem eigenen Thun mit Nothwendigkeit die Saat der Unbotmäßigkeit und Auflehnung sprießen mußte.

Auf Vorschlag des Oberbürgermeisters beschloß man, sich an den Kaiser Mathias (Bild Seite 784) zu wenden und ihn um sein Einschreiten zur Beilegung der Unruhen zu bitten. Da aber ein Fürsichtiger meinte, Seiner römisch kaiserlichen Majestät Maßregeln dürften wegen wichtigerer Beschäftigungen vielleicht länger auf sich warten lassen als es für viele besonders unbeliebte Rathsmitglieder im Interesse von Leib und Leben zuträglich wäre, beschloß man weiters, sich an die nächsten Nachbarn, den Landgrafen von Hessen und den Kurfürsten von Mainz um schleunige Hilfe zu wenden, da selbst auf einen Theil der Stadtsoldaten und der Scharwache kein Verlaß sei, die es viel angenehmer fanden, mit dem Pöbel gemeinsame Sache zu machen, als sich von diesem todtschlagen zu lassen.

Doch die Verhandlungen des großen Rathes wurden auf ähnliche Weise unterbrochen, wie zwei Tage vorher jene der Finanz-Deputation, nur daß dieses Mal Fettmilch, der sich schon ganz sicher wußte, ohne das Massenaufgebot und nur begleitet von den hervorragendsten Führern der Volkspartei erschien.

Wenn auch etwas heftiger, wiederholten sich auch die gleichen Scenen. Fettmilch stellte kurz und energisch die Aufforderung, der Rath möge abdanken da er nicht allein schon lange die rechtliche Dauer seines Mandates überschritten habe, sondern auch klärlich erwiesen sei, daß sein Walten der Stadt nur zu Schaden und Unehre gereiche.

Das leuchtete aber den ehrwürdigen Stadthäuptern gar nicht ein — und welcher Machthaber hätte dies auch jemals eingesehen? — und sie setzten daher der Zumuthung sich von der liebgewordenen Würde und den warmen Rathsstühlen zu trennen, eine entschiedene Weigerung entgegen.

Fettmilch leistete auch heute dem Andrängen seiner ungestümen Freunde Widerstand, ließ sich aber auf keine weitere Unterhandlungen ein, sondern erklärte dem versammelten Rathe, diese Weigerung mache auch seine Gefangennehmung nöthig und zwar im Interesse der eigenen Sicherheit, da das Volk sehr geneigt sein dürfte, eine solche Mißachtung seines deutlich ausgesprochenen Willens übel zu nehmen.

Und dabei blieb es auch; die Herren wurden in der Rathsstube eingesperrt, vor welche eine erprobte Schaar aus Fettmilch's Anhang als Wache gelegt wurde.

Ein großer Theil der Frankfurter, schien indessen an diesem Tage den Freuden und Reizen des „Wäldche's" entsagt zu haben, denn außer jenen, welche sich in Fettmilch's Begleitung und auf den Wachposten befanden, schaarten sich noch an anderen Punkten bedeutende Haufen zusammen.

Es wird uns nicht schwer, die Bestimmung des Einen zu errathen, wenn wir sehen, daß er zum Theil aus gut bewaffneten Männern, zum Theil aus Arbeitern mit Hacken und Spaten bestand, und daß Jörg Schwaben an seine Spitze trat.

Das ganze Vorgehen machte den Eindruck von Ordnung, und Zucht und kein Executions-Commando, das bestimmt ist, einem gesetzmäßig erflossenen Spruch Geltung zu verschaffen, konnte systematischer und ruhiger vorgehen.

Die Execution galt dem Junker von Uffstein. Nicht blos das Grundstück, das er sich wiederrechtlich angeeignet hatte, sollte von seinem übrigen Besitzthum abgetrennt werden, sondern auch eine genaue Durchforschung desselben, um die Gärtnerstochter zu finden, und endlich die Verhaftung des Junkers lag in der Absicht und Aufgabe dieses Volkshaufens.

Ruhig und bestimmt ertheilte Jörg Schwaben seine Anordnungen und ebenso zertheilte sich die Menge in Gruppen, um auf verschiedenen Wegen gegen das weitläufige Anwesen des Junkers vorzurücken, um es unvermuthet und von allen Seiten einschließen zu können.

Den stärksten Trupp führte Jörg selbst und er rückte damit vor den Haupteingang, der durch ein starkes Gitterthor gekennzeichnet war.

Sobald der Schiffer sich überzeugt hatte, daß die übrigen Abtheilungen eingetroffen und die Kette ringsherum geschlossen war, begehrte er Einlaß.

Statt des erwarteten Hausherrn erschienen nur einige bebende bleiche Diener welche die drohenden Vorbereitungen wohl schon bemerkt hatten, denn sie machten gar keine Miene, Widerstand zu leisten und öffneten sofort das große Thor. Eine solche Nachgiebigkeit schien nicht recht nach dem Sinne Jörg's und seiner Begleiter; sie hatten auf ein wenig Kampf gerechnet, nach welchem ihnen schon so lange die Fäuste juckten.

Das Mißvergnügen wurde noch stärker, als auf Befragen nach dem Junker die Diener meldeten, derselbe sei schon vor geraumer Zeit mit mehreren seiner gewöhnlichen Begleiter fortgeritten. Junker Erasmus gehörte zu den verhaßtesten Männern der Patricierpartei und namentlich Jörg hatte vor Begierde gebrannt, ihm gegenüber zu treten und eine alte Rechnung auszugleichen. Ebenso wenig hatten die Nachforschungen nach dem Verbleib der Gärtnerstochter Ilse einen Erfolg — keiner der Diener wollte etwas von derselben wissen.

Tiefen Unmuthes voll über diese Täuschungen gab Jörg den Auftrag zur Zerstörung der Anlagen auf dem Fettmilch'schen Grundstück, während er selbst an die genaue Durchforschung der Baulichkeiten ging.

„Das sage ich Euch, wenn ich trotz Eures Leugnens eine Spur von dem Mädel finde, so lasse ich Euch sammt und sonders dort an jenes Gitter henken — als würdige Zier unter Eures schurkischen Herrn Wappen."

Unter den Knechten machte sich eine Bewegung bemerkbar; der Junker mochte ihnen auch nicht immer der mildeste Herr gewesen sein und so dachten sie wohl, es sei überflüssig sich für ihn hängen zu lassen.

„Ei was!" sagte einer der Kerle keck, „jeder sorgt für seine Haut, und ich wette, der Junker ließe sich auch für mich nicht mit des Seilers Tochter kopuliren! Wenn Ihr das Mädel meint, was wir vor Monaten da unten aus

dem Garten am Fluß holten, so will ich Euch schon sagen, wo sie ist — wenn Ihr mich dann heil und ganz laufen laßt!"

„Rede oder ich schlage Dir die Zähne in den Hals!" brüllte ihn Jörg an.

„Das müßt Ihr nicht thun, sonst wird mir das Sprechen zu schwer! Seht — ich meine der Herr hat nicht viel Freude mit dem Mädel gehabt: ein paar Tage war sie zuerst wie eine Wildkatze und ich denke richtig, er hat einmal ein paar Schrammen im glatten Gesicht weggekriegt; — dann aber ist sie sehr krank geworden und dieweil hat er auf sie vergessen, vielleicht auch schon auf was anderes Liebes sein Aug' geworfen, denn so was hält nicht lange an bei ihm. Ich meine er ist froh, wenn er die bissige Kleine wieder vom Halse hat".

„Und wo ist sie?" schrie Jörg, toll vor Wuth und Angst, und faßte den Burschen derb am Kragen.

„Erwürgt mich nicht — das ist wider die Abrede!" keuchte dieser hervor. „Dort oben im Thurmzimmer haust sie mit der alten Margareth — unseres Junkers Amme".

Ungestüm stürzte Jörg vorwärts und schleppte den Diener mit sich, indessen die anderen schleunigst das Weite suchten. Durch weite Gänge und schöne Treppen, prächtige Hallen und reichgeschmückte Zimmer ging es, voll von einer Pracht, deren der einfache Schiffer nie gewahr worden war. Aber er schenkte diesem Glanz keinen Blick und stürmte unaufhaltsam weiter. Endlich führte eine schmale gewundene Treppe aufwärts und als ganz oben der Diener auf eine Bohlenthüre zeigte, blieb Jörg stehen und holte mehrmals tief Athem.

„Wer ist da draußen?" rief eine scharfe Weiberstimme von drinnen.

„Macht nur auf, Frau Margareth — eine Botschaft vom Herrn", entgegnete der schurkische Diener.

Ein Riegel klirrte und unter der Thüre erschien ein altes Weib mit bösartigem Gesicht, in dem die Laster früherer Jahre unvertilgbare Spuren eingegraben hatten.

„Oho — wen bringst du da?" schrie sie und wollte Jörg den Eintritt wehren — aber dieser faßte und schleuderte sie mit Riesenkraft rückwärts, daß sie zusammenstürzte und beinahe seinen Wegweiser in den Fall verwickelt hätte.

„Ich habe mein Wort gelöst und gehe", rief der Schlingel. „Auf den Lohn den Ihr mir da zuwerft, verzichte ich — habe ich denn nichts Besseres verdient, als so eine alte Hexe"?

Eilends machte er sich von dannen, nicht ohne unten beim Durcheilen der Zimmer seine Taschen mit Kostbarkeiten zu füllen.

Jörg's Blick fiel, als er in das Kämmerlein trat, sofort auf ein Lager, auf dem, zum Schatten abgemagert, bleich und mit eingefallenen Augen, seine Ilse lag, die er vor wenigen Monden noch so gesund und blühend im Tanz geschwenkt hatte.

Keines Wortes mächtig sank der starke Mann vor dem Lager in die Knie und bedeckte die magere Hand mit Küssen.

„So bist du doch endlich gekommen?" sagte die arme Kranke lächelnd. „Ich wußte ja, Jörg, daß du nicht ruhen würdest, bis du mich gefunden hast! Ich fürchtete mich nur, ich würde früher sterben müssen und du könntest dann Schlimmes von mir glauben und zweifeln, daß ich bis zum Tode deine Ilse geblieben bin?

„Ja, ich bin jetzt da", stammelte er vor Angst verzehrt, „und du kommst jetzt mit mir zu meinen Eltern und mein Mütterlein wird Dich pflegen, daß Du wieder gesund wirst".

Sie schüttelte leise lächelnd den Kopf und fragte:

„Wo ist mein Vater?"

„Er ist — er ist" — stotterte Jörg fassungslos.

„Gestorben, nicht wahr?" ergänzte sie ruhig; „ich weiß es — es hat mir in meinem Fieber geträumt. Nun aber bring mich fort von hier, Jörg, hier ist's fürchterlich, nur hier will ich nicht sterben".

Jörg hüllte sie in mehrere Decken und nahm sie auf die Arme — ach! es war eine so geringe Last aus der gesunden kräftigen Ilse geworden!

Als er unten in das Freie trat, brauchte er kein Wort zu sprechen. Alle kannten seine Geschichte. Vielen war auch Ilse früher bekannt gewesen und sie lasen aus seinem von Schmerz und Wuth entstellten Antlitz, aus ihren von der Hand des Todes berührten Zügen, was geschehen war. — Wie ein finsterer Schatten legte es sich auf die Gesichter der Männer und mehr als Einer ballte im grimmigen Zorn die Fäuste. Schnell halfen sie aus Brettern und Decken eine Tragbahre herstellen, die von Vieren getragen wurde, während Jörg daneben herschritt, die Hand des Mädchens in der seinen haltend.



Kaiser Mathias. (S. 781.)

Die Zurückgebliebenen gingen an ihr Werk.

Aber unter dem Eindruck, den sie eben empfangen hatten, ward es anders vollführt, als der Auftrag lautete. Nicht blos auf dem ominösen Grundstücke wurden die frischen Anlagen verwüstet, sondern der ganze Garten mit seinen ausländischen seltenen Pflanzen und zierlich zu Kegeln und Piramiden gestutzten Hecken fiel unter den emsig geführten Werkzeugen.

Und als es da nichts mehr zu thun gab, ging man an die Zerstörung des Hauses, in dem die kostbaren Möbel und Geräthe, die Tapeten und Teppiche, alle diese Zeichen eines üppigen Lebens, eines übel erworbenen und übel verwendeten Reichthums, zerschlagen und zerfetzt wurden.

Dann legten sie an allen Ecken und in allen Räumen zugleich Feuer, so daß die Lohe überall herausschlug und das stolze Herrenhaus in kurzer Zeit nur mehr ein Trümmerhaufe war.

Keine Hand aber regte sich, um zu helfen und zu löschen. Unthätig sahen die zusammengelaufenen Menschen dem Wüthen der Flammen zu und flüsterten untereinander von den Lastern und Uebelthaten des Junkers von Uffstein.

Wo war aber dieser, während das Volk in sein Haus drang und dieses in Schutt und Asche zusammensank? Der Junker war ein beherzter Mann und verschmähte es, wie viele der am meisten vor der Ungunst des Volkes bedrohten Patricier zu fliehen. Schon sein maßloser Stolz war eine Stütze seines Muthes,

— eine Eigenschaft, die nicht an sich, sondern nur wegen des Gebrauches, der davon gemacht wird, rühmenswerth ist.

Obwohl er sich bewußt war, daß man ihn tief haßte, zeigte er sich täglich in der Stadt und schien Gefallen daran zu finden, durch sein Erscheinen und Benehmen die Leute zu reizen. Gar oft wäre es in den vorhergehenden Tagen möglich gewesen, ihn zu greifen, aber Fettmilch wollte davon nichts hören, denn er, selbst ein Opfer der Willkür, blieb starrsinnig dabei, in jeder Maßregel streng die gesetzliche Form einzuhalten. Daß er dabei in inneren Widerspruch mit sich selbst und seiner Mission, namentlich aber mit seinen Genossen und dem Volke kommen mußte, erkannte er nicht.

Am frühen Morgen des Tages, der seinem Hause Zerstörung brachte, ritt Junker Uffstein mit seinen gewöhnlichen Begleitern aus, aber nicht, wie sonst durch die Straßen, sondern durch die Neustadt in's Freie und weit hinaus auf das Land.



Kaiser Friedrich III. (S. 765 u. 686.)

Er that das offenbar nicht ohne Absicht, denn erst als es bereits dunkelte, brach er mit seinen Knechten aus dem Orte auf, wo sie sich erquickt hatten, und in raschem Trab ging es wieder zur Stadt zurück.

Jener Theil der Neustadt, welcher an die Längenseite der Judengasse stieß, war in jener Zeit meist von Gärtnern, Seilern und Bleichern, kurz von Leuten bewohnt, die zu ihrem Gewerbe einen größeren freien Raum brauchten. Dorthin wendete sich der Junker, und nachdem er einen seiner Knechte mit Aufträgen nach Hause gesendet hatte, vertheilte er die anderen als Späher, stieg selbst vom Roß und führte es am Zaum in einen Garten, dessen Besitzer sie offenbar erwartete.

„Nun, Alter, was gibts Neues?"

„Wie, Ihr wißt nichts Junker?" fragte der Gärtner verwundert, faßte sich aber schnell und fuhr fort: „Wie soll denn ich etwas wissen, komme ich doch nicht aus Haus und Garten hinaus!"

„Ist dort oben Ruhe?" fragte der Junker und deutete nach der Judengasse hinauf, die etwas höher lag.

„Man hört nichts — es wird wohl nur ein Gerede gewesen sein, daß man in diesen Tagen den Langbärten auf den Leib rücken soll", entgegnete der Alte. „Der Vinz-Hans hält auf Ruhe und Ordnung".

„Oho!“ lachte der Junker spöttisch. „Ist's schon so weit? Nun, ich denke, die rechte Ordnung wird erst eintreten, wenn der freche Bursche und seine Genossen am Galgen baumeln werden!“

„Meint Ihr, gnädiger Herr?“ sagte der Alte einfältig. „Es ist wohl möglich, wie Ihr sagt, denn unser Einer versteht nichts von Regiment und Recht.“

„Ist Alles bereit? Die Leiter an der Stelle? Das Päcklein mit Kleidern in dem Loch verborgen?“

„Wie Ihr es befohlen habt, gnädiger Herr.“

„Gut, hier ist der versprochene Lohn, und nun — verschwinde in Deiner Hütte und laß' Dich nicht mehr blicken,“ herrschte der Junker und schritt, nachdem er ihm einen Beutel zugeworfen hatte, durch den Garten auf die Mauer zu.

„Hihihi!“ kicherte der Alte boshaft. „Was kümmert es mich, daß der wilde Junker da einer Judendirne nachläuft, dieweil sein Haus verwüstet liegt? Sein Geld habe ich — und nun will ich mich sputen, auch das andere zu verdienen.“

Die Mauer, welche die Judengasse von der Neustadt absperrte, war nicht sehr hoch und wurde von den schmalen Häusern weit überragt, so daß eine Böschung ungefähr in der Höhe des ersten Geschosses war. Die Judenhäuser waren zum Theil unmittelbar an die Mauer gerückt, zum Theil waren kleine Holzbrücken hinübergelegt, da diese Seite so ziemlich die einzige war, welche frische Luft und einen freien Ausblick erlaubte. Die reicheren Juden hatten den schmalen Streif, welche von der Böschung der Mauer zu ihren Häusern gehörte, in das Miniaturbild eines Gartens verwandelt, um sich am kümmerlichen Grün einiger zwerghafter Sträucher, die hier gediehen, zu erfreuen. Kaiser Friedrich III. (Bild Seite 785) hatte, wie schon bemerkt (S. 765), zu dieser Häusertrennung den Impuls gegeben.

Der Junker war leisen Schrittes zu einer Stelle geeilt, wo die Ranken eines Berberitzstrauches über die verwitterte Mauer herabhingen. Er horchte und hörte leise und schwermüthige Klänge eines jener Lieder, in welchen sich das tragische Geschick des „auserwählten“ Volkes ausspricht, und die ähnlich gewiß schon gesungen wurden, als sie ein despotischer Wille der Heimat entriß und nach Babylon verpflanzte.

Vorsichtig klomm der Junker an einer angelehnten Leiter hinauf und blickte spähend über den Mauerrand, bevor er diesen erstieg. Es war ein wunderbares Bild, das sich ihm bot. Dort saß auf einem schmalen Rasenfleck das schöne Mädchen, das er jüngst gerettet hatte. Eine Trauerbirke bog die schwanken Zweige über die regungslose Gestalt herab, daß sie wie grüne Fäden um das Haupt und den schlanken Leib hingen; die Augen waren mit einem Ausdruck schmerzvoller Sehnsucht nach dem Firmament gerichtet, aus dessen blaugrauer Dämmerung die ersten Sterne herableuchteten. Die bald ganz ersterbenden, bald stärker anschwellenden Töne des schwermüthigen Gesanges, der ihren Lippen entquoll, waren wie ein wechselndes Bild der Empfindungen ihres Herzens.

Mit verzehrenden Blicken starrte der Junker nach der reizvollen Erscheinung, ehe er leise den Namen des Mädchens rief. Entsetzt fuhr Gitel auf und streckte die Hände wie abwehrend nach der Richtung, wo Herr Uffstein mit kräftigem Schwung die Mauer erstieg.

„Ihr seid es, Herr!?“ flüsterte Gitel tief aufathmend.

„Ja, ich bin es — ich sagte Dir ja, daß der Zauber Deiner Augen mich hieher ziehen würde trotz aller Hindernisse und Gefahren!“

„O, es ist nicht gut, daß Ihr hier seid!“

„Warum nicht? Ich bin selig, seit ich in Deiner Nähe bin, Dich sehen kann, Deine Blicke auf mir ruhen fühle!“

„O Herr — was soll es, daß Ihr Worte sprecht, die ich nicht hören darf? Was wollt Ihr hier, daß Ihr noch den Frieden meines Herzens stört, wo doch ohnehin Gefahr und Bedrängniß uns bedroht?"

„Wenn ich eitel wäre und nicht bescheiden um Dich werben wollte, wie Dein Elternvater Jakob um die Rachel, so könnte ich Deine Worte zu meinen Gunsten deuten!" rief der Junker mit kaum verhehltem Triumph. „Was ich hier will? Bewahren will ich Dich vor den Gefahren, die, wie ich fürchte, immer größer werden, und die abzuwenden kaum mehr möglich ist."

„Meint Ihr, Herr, daß unsere Feinde ihr schlimmes Werk vollenden werden?" fragte Gitel ängstlich.

„Ja" — entgegnete der Junker finster. „Das Volk ist wie ein gezähmtes Raubthier, das nie ungefährlich ist, als an der Kette und mit ausgebrochenen Zähnen. Geschieht es ihm nicht so, und erwacht seine Wildheit, dann haust es schlimmer, als die Elemente in ihrer höchsten Wuth."

„O das ist schrecklich!" klagte Gitel. „Ist denn der Fluch Jehova's noch nicht genommen von meinem armen Volk!?"

„Ob es möglich sein wird, diese Gasse, die Häuser und Eure Gemeinde vor dem Wüthen des Pöbels zu schützen — ich bezweifle es, denn es ist Niemand in der Stadt, der Muth und Macht dazu hat — Dich aber kann und will ich davor bewahren, daß diese Rohen ihre plumpen Fäuste nach Dir ausstrecken, und Dein königlicher Leib ihrem grausamen Griff preisgegeben ist!"

Gitel schauerte zusammen und schwankte. Rasch hatte der Junker den Arm um sie geschlungen und flüsterte tröstend und betheuernd glühende Worte in ihr Ohr, bis sie sich schüchtern anschmiegte und das Haupt zu ihm emporhob.

Es war ein herrliches Paar, und so schön die Jüdin war, so entsprach ihr doch der Junker mit seinem edelgeschnittenen, von Leidenschaft bewegten Antlitz. Daß diese Leidenschaft eine sehr unheilige war — wer verdenkt es dem Mädchen, daß sie es nicht erkannte? Ihr war der glänzende Blick seiner dunklen Augen, der im bleichen Mondlicht funkelte, so kalt und grausam wie blanker Stahl, das Licht der Liebe und des Glückes!

„Wenn Du mir nicht folgst, damit ich ruhig sein kann und Dich in Sicherheit weiß, weiche ich nicht von hier!" sprach der Junker leidenschaftlich, als sie sich seinen Plänen nicht geneigt zeigte. „Mögen mich die Leute Deines Glaubens hier finden und in ihrer Wuth tödten — nicht sie werden es thun, sondern Du wirst daran Schuld sein, weil Du meinen Arm zurückstoßest der Dich vor Gewalt und Schmach bewahren wollte! Und wenn der Pöbel hier eindringt, so will ich wenigstens in Deiner Vertheidigung sterben — denn mich würde ja doch der Gedanke tödten, Dich diesen Wütherichen überlassen zu wissen!"

Immer schwächer ward das Widerstreben Gitel's, denn der Junker wußte ihr in schlauer Weise die Gefahr einer Erstürmung der Judengasse durch den Pöbel von einer Seite auszumalen, die der Wirkung nicht verfehlen konnte.

Vielleicht hätte sie aber doch widerstanden, wenn sich nicht plötzlich von der Stadt her wüstes Lärmen, das Wuthgeschrei der Stürmenden und das Klagen und Jammern der Juden erhoben hätte. Es war unzweifelhaft, der Pöbel unter Steffen's Führung hatte doch seine Drohung wahr gemacht, und wenn auch die Juden zur Abwehr vorbereitet waren, so konnte man dennoch nicht zweifeln, daß sie schließlich einem energischen Angriff unterliegen müßten.

„Hörst Du, wie sie heulen, gleich den Raubthieren?" drängte Junker Erasmus. „Und in diese Hände soll ich Dich fallen lassen? Nein! Dann wäre meine Liebe zu Dir, die mich alles vergessen läßt, eine Lüge! Und bei dieser Liebe schwöre ich Dir, — ehe solch' ein Elender die Faust an Dich legt, stirbst Du durch mich, und ich räche Dein und mein Glück im Kampf, bis ich auch erliege!"

Willenlos und gebrochen hing das Mädchen in des Junkers Armen. Sanft drängte er sie zur Leiter und machte eben Miene, voraus hinabzusteigen, als ein Kopf auftauchte und blitzschnell sich ein Mann heraufschwang, dessen hohe Gestalt, vom vollen Mondlicht beschienen, Adolf Kantor erkennen ließ.

„Laßt das Judenmädchen los, Junker Uffstein!" rief er diesem gebieterisch zu. „Was wollt Ihr mit ihm? Soll es gleich der armen Ilse in Jammer und Krankheit vergehen, oder ist sein Los noch ein schlimmeres, weil es Euch gelungen, die Arme zu bethören?"

Mit einem lauten Aufschrei sank Gitel zusammen, und der Junker ließ sie sacht niedergleiten, um den Degen zu ziehen und sich wüthend gegen Kantor zu wenden.

„Was trittst Du mir wieder in den Weg? Pack' Dich fort oder beim ewigen Gott! ich mache Dich kalt, Du Verfluchter!"

„Euer Fluch wiegt so wenig als der anderer Menschen — auf Eurem Haupt aber ruht ein schwerer, und zum Theil hat er sich schon heute vollzogen! Zurück! sage ich Euch, steckt den Degen ein und verlaßt diesen Ort, bevor der Ekel endet, der mich abhält, Euch zu tödten wie ein elendes Gewürm!"

Junker Erasmus fuhr zusammen, denn in der Hand Kantor's funkelte eine Pistole.

„Fort mit Euch — es warten Eurer Ueberraschungen genug, daß Ihr nicht weiter hier die Zeit zu vergeuden braucht! Zweimal warnt der Herr nach einem alten Glauben den Sünder, bevor ihn das Gericht trifft; — hütet Euch, daß wir uns nicht zum dritten Male treffen, sonst ist es meine Hand, die Gottes Spruch an Euch vollzieht!"

Bedroht von der allen seinen Bewegungen folgenden Pistolenmündung, blieb dem Junker nichts übrig, als dem verhaßten Gebote Folge zu leisten. Die Faust in ohnmächtigem Grimm gegen den Störer seiner Pläne schüttelnd, kletterte er die Leiter hinab.

Kantor trat zu dem bewußtlosen Mädchen und sah lange darauf hinab, während das Brausen und Tosen des Tumultes herüberklang. Was war das für ein feuchter Glanz in seinen Augen?

Nein, es waren keine Thränen, sondern nur das weiße Mondlicht, das seine tief liegenden Augen streifte — dieser Mann konnte nicht mehr weinen!

Behutsam hob er das Mädchen auf und trug es über den zum Haus führenden Steg. Dort drückte er sachte eine Thüre auf und legte seine Bürde auf eine Bank. Einen Moment hielt er die kalte Hand fest und beugte sich nieder, dann ließ er sie langsam fallen und verschwand aus dem Hause, um über die Mauer in den unteren Garten zu gelangen. Durch das Lärmen der Stürmenden klang der Hufschlag von Pferden an sein Ohr — es war der Junker von Uffstein, dem der Knecht die Zerstörung seines Hauses berichtet hatte.

Mit seltener Behendigkeit und raschen Laufes eilte Kantor durch die schmalen Gassen und zwischen den Hecken hin, um in die Altstadt zu gelangen. In den Straßen wogten die Leute hin und her, und an ihren freudig erregten Mienen erkannte er, daß sich etwas Besonderes ereignet haben mußte.

Nur schwer wand er sich durch die Menge, um zum Eingang in die Judengasse zu gelangen. Dort erwartete ihn ein seltsames Bild. Der Kampf war zu Ende, und man sah innerhalb des Thores die vertheidigenden Juden mit halb ängstlichen, halb freudigen Gesichtern auf den Vorgang schauen, der sich außerhalb abspielte.

Auf der einen Seite stand Steffen Wolf in der ersten Reihe des Pöbelhaufens, der noch die Spuren des stattgehabten Kampfes an sich trug. Mürrisch und mit verbissenem Trotz blickte er auf Fettmilch, der zwischen ihm und dem Thor stand. (Hierzu das Bild).



A. u. N.

Fettmilch weist die Thorstürmer zurück.

15.

„Recht und Gerechtigkeit soll herrschen, so war unser Wort, als wir uns zusammenthaten, um der Gewalt, die uns willkürlich bedrückte, wieder Gewalt entgegenzusetzen," sagte der Lebküchler mit lauter Stimme. „Und dabei soll es bleiben — sonst hält man uns nicht für Bürger, die für Freiheit und Gesetz kämpfen, sondern für Wegelagerer!"

„Redest Du doch, Fettmilch, als wärest Du schon Oberbürgermeister und hättest den Rath hinter Dir!" keuchte wüthend der ehemalige Schreiber hervor.

„Es gibt keinen Rath mehr!" sagte Fettmilch weithin schallend. „Vor einer Stunde hat er sammt und sonders sein Amt niedergelegt, und so lange nicht ein neuer gewählt ist, wollen wir, ich und meine Freunde, die, wie Ihr seht, sich eben um mich schaaren, für Recht und Ordnung sorgen, so gut es angeht. Seid Ihr damit zufrieden?"

Laute Zurufe bezeugten den Beifall und selbst aus Steffen Wolf's wüstem Haufen, der immer kleiner ward, machten sich zustimmende Rufe laut.

„Nun wohl — dann gebieten wir, daß jedermann Friede halte und davon ablasse, sich selbst sein Recht gewaltthätig zu suchen," fuhr Fettmilch fort. „Wer gefehlt und seinen Mitmenschen übervortheilt oder bedrückt — sei es nun Jud oder Christ — wird gerechter Strafe verfallen, aber jeder, der unbescholten ist, soll sich gleicherweise alles Schutzes erfreuen. Laß ab von solchem Beginnen, Steffen Wolf — oder es nimmt kein gutes Ende mit Dir!"

„Wir wollen doch sehen, ob Dein Kopf fester auf den Schultern sitzt, als der meine, Du verfluchter Duckmäuser!" knirschte Wolf zwischen den Zähnen hervor und verschwand, einen bitterbösen Blick nach Fettmilch werfend, in der Menge.

Dieser aber befahl, das Thor fester zu schließen, traf noch einige Vorkehrungen und kehrte dann, umbraust vom Freudengejohle des Volkes, zum Römer zurück, in dem er nun, wie er meinte, in aller Form Rechtens waltete und gebot.

6. Die Judenverfolgung.

Auch die Gewalt hat ihre Flitterwochen, in welcher beide Theile, die Herrscher und die Beherrschten, von der Neuheit des Verhältnisses geblendet, voll Hoffnungen für die Zukunft, sich ineinander schicken und meinen, es müsse immer so bleiben — alles eitel Friede und Freude für alle Zeiten.

Nach der Lehre erfahrener und durch Schaden klug gewordener Männer nehmen aber auch die wonnigsten Flitterwochen in der Ehe ein Ende und eine mehr oder weniger arge Enttäuschung stellt sich ein. Die natürlichen Gegensätze treten zu Tage, die unerbittlichen Forderungen des Lebens, die sich auf die Länge mit keinem Idealismus vertragen, machen sich geltend, widerstreitende Meinungen und Ansichten treten wie häßliche Risse in dem Bande hervor, das aus Rosenwolken und Sonnenstrahlen gewebt schien und immer mehr sich als plumpe schwere Kette entpuppt, die beide Theile wund drückt und nur verdrossen, widerwillig weiter geschleppt wird.

So soll es — gewiß gibt es aber auch Ausnahmen! — mit den Flitterwochen der Ehe gehen. Viel seltener aber sind die Ausnahmen, wenn es sich um Macht und Gewalt handelt. Nicht alle Hoffnungen, die man auf die neue Herrschaft setzte, können sich erfüllen, manche Dinge sehen sich von oben herab ganz anders an, als aus der Menge heraus, Wünsche und Ansprüche müssen versagt werden, weil sie dem allgemeinen Interesse entgegen sind, das in einem Punkte zusammen fließt, aber unzähligen Begehrenden gegenüber steht. Das senkt einen

Stachel in die Brust der Beherrschten; Mißmuth und Argwohn treten an die Stelle des so begeistert laut gewordenen Vertrauens in der Hingebung.

Umgekehrt fühlt der Gewalthaber jeden Widerspruch, jede Abwehr um so bitterer, je mehr er sich der besten Absicht bewußt ist; er klagt über Undank und Verkanntwerden, weil man nicht mehr wie anfangs jedem seiner Schritte zujubelt, wird endlich starrsinnig und despotisch — alles noch immer im Bewußtsein das beste zu wollen, aber es eigensinnig in einer Form bietend, die zum Widerstand reizt. Die Flitterwochen sind lange vorüber, offener und versteckter Kampf ist an die Stelle des begeisterten Einverständnisses getreten und er reibt die Kräfte, die man zu Gutem und zu Nützlichem verwende wollte, langsam auf

So erging es auch dem neuen Regiment in Frankfurt. Dessen Lage war vornherein eine äußerst schwierige, wie die aller auf gleichem Wege emporgehobenen Gewalthaber. Auf der einen Seite galt es zu beweisen, daß man es besser zu machen wisse als der eben verdrängte Rath, man mußte durch Herstellung geordneter Zustände die Berechtigung der gewaltsamen Umwälzung klar machen. Damit aber entfremdete man sich einen großen Theil des Anhanges, der nicht blos einige Männer auf den Schild gehoben, sondern auch selbst was dafür haben wollte, daß er im Interesse der guten Sache geschrien und gelärmt, gedroht und vielleicht auch gekämpft hatte.

Dazu kamen noch Eifersüchteleien unter den engeren Genossen Fettmilch's. Gerngroß entsprach seinem Namen und fügte sich nur widerwillig darein, daß der Lebküchler die erste Rolle spielte; Konrad Schoppe, der gallige Schneider, war einer jener Unglücklichen, die mit keinem Regiment zufrieden sind, neigte aber von jeher zu den maßlosen Zielen und Ansichten die Steffen Wolf vertrat; Hermann Geiß und andere der Zünftler waren aber nur so weit mit der Umwälzung einverstanden, als sie nöthig war, um ihre ganz besonderen Zwecke zu erreichen, darüber hinaus trat das Spießbürgerthum in seine Rechte, sie wollten von weiteren Neuerungen nichts wissen und verlangten vor allem Ruhe und Frieden, damit sie ihrem Gewerbe nachgehen und reichen Absatz erzielen konnten.

Zu diesen inneren Schwierigkeiten kamen aber auch noch äußere. Fettmilch hatte einen Theil der früheren Rathsherren nach ihrer Abdankung entlassen, andere in Haft behalten, weil er entweder für deren Sicherheit fürchtete oder sie über ihre frühere Amtsthätigkeit Rechenschaft ablegen sollten. Von den Freigelassenen reisten sofort einige heimlich an das kaiserliche Hoflager nach Linz, um dort Klage zu führen. Daß ihre Darstellung nicht ganz der Wahrheit entsprach und wohlweislich von den Ursachen der Unruhen schwieg, ist nur ganz natürlich. Ihr Haß kehrte sich aber auch jetzt noch immer fast allein gegen Fettmilch und ihm schob man die alleinige Schuld an allen Schritten, ja auch an den bis jetzt vorgefallenen Gewaltthätigkeiten in die Schuhe.

Ueberraschend schnell erfolgte eine kaiserliche Entschließung. Noch im Juni erschienen Sub-Commissarien in Frankfurt, welche den Befehl überbrachten, sich bei Androhung der Reichsacht ruhig zu verhalten, bis eine gründliche Untersuchung der Klagen und Beschwerden gegen den früheren Rath vor sich gegangen wäre. Vor allem aber müsse dieser als die einzig rechtmäßige Behörde wieder eingesetzt werden.

Einem solchen Befehl, der sie von vornherein verurtheilte, konnten Fettmilch und sein Anhang nicht zustimmen. Er benahm sich indessen noch immer gemäßigt und klug — zum mindesten klüger, als die kaiserlichen Sendboten, die mit dem solchen Herren eigenthümlichen Eifer, Oel in das Feuer gossen — und sendete auch seinerseits Abgeordnete nach Linz zur Führung der Volkssache, zugleich von den Sub-Commissarien verlangend, daß bis zur Zurückkunft dieser Abgesandten kein weiterer Schritt zu Gunsten der Rathspartei geschehen solle.

Im blinden Vorurtheil für die verdrängte Patricierherrschaft wollten aber die Sub-Commissarien davon nichts wissen, sondern ließen die kaiserlichen Anordnungen verlautbaren und öffentlich anschlagen, und zwar mit dem verhängnißvollen, wahrscheinlich auch von den Zünftlern beeinflußten Zusatz, daß alle Gesellen und Lehrjungen, die sich nicht fügen wollten, oder die in keiner Arbeit stünden, sofort die Stadt verlassen sollten.

Diese Maßregel war gar zu offen darauf berechnet, Fettmilch's Macht zu brechen. Man beging aber auch den weiteren groben Fehler, daß man ihn zwang, sich nun mehr und mehr auf die untersten, von jenem Mandate bedrohten Volksmassen zu stützen, in welchen neben dem seinen der Einfluß von Steffen Wolf allmächtig geworden war.

Von dieser Zeit an war Fettmilch — anfänglich gewiß gegen seinen Willen — genöthigt, den zügellosen Instinkten dieser Leute durch die Finger zu sehen, er durfte sich ihnen gegenüber nicht mehr als Schützer von Recht und Ordnung zeigen, sondern mußte Concessionen machen, da er nicht mehr zweifeln konnte, daß sein Bestreben, nicht als Erschütterer, sondern als Wiederhersteller geordneter Zustände zu gelten, mißlungen war, und ihm, um sich zu erhalten, nichts mehr blieb, als die breite Masse des Volkes, der Pöbel mit all seiner Ungebundenheit und Gewaltthätigkeit.

Im August begannen die Feindseligkeiten gegen die Juden wieder. Fettmilch wagte nicht mehr ernstlich entgegenzutreten und suchte dieselben nur abzuschwächen. Er erlaubte gegen Erlag einer bestimmten Summe den Abzug einzelner Familien, wovon die reichsten, darunter auch Mardochai ben Melech, der Vater Gitel's, Gebrauch machten. Aber nicht alle entkamen ungefährdet, denn trotz des zugesagten Schutzes hielten Steffen Wolf's Gesinnungsverwandte sie an den Thoren an und nahmen ihnen weg, was sie an Geld und Geldeswerth mit sich führten.

In ihrer neuerlichen Noth hatten sich die Juden auch an die kaiserlichen Sub-Commissarien um Schutz gewendet — jedoch nur zu ihrem völligen Verderben. Denn diese Herren, geleitet von der verzweifelten Schlauheit, welche sie schon einmal bewiesen hatten, und fest überzeugt von der unfehlbaren Wirksamkeit eines papiernen Edicts, zu dessen Durchführung es an allen Machtmitteln gebrach, wiederholten den schon einmal erlassenen Befehl, daß alle Gesellen und Handwerksburschen, welche sich demselben nicht fügen würden, für unehrlich erklärt und ihre Namen an den Galgen geschlagen werden sollten.

Diese weise Maßregel hatte natürlich den einzig möglichen Erfolg, den jedermann, nur deren Urheber nicht, vorhergesehen hatte. Wie ein Sturm erhob sich das empörte und muthwillig gereizte Volk, und selbst Fettmilch's Einfluß war nicht mehr mächtig genug, um die Bewegung zu meistern und in geordneten Bahnen zu erhalten. Ueber Hals und Kopf mußten die kaiserlichen Sub-Commissarien Frankfurt verlassen, und ihnen schlossen sich auch noch die letzten offenen Vertreter der Patricierpartei an.

Von jetzt an trat der verbissene Eiferer Schoppe mehr in den Vordergrund, neben ihm lenkte der Wüstling Wolf die erregte Menge mit seinen wohlberechneten Phrasen, und Fettmilch mußte, um nicht ganz bei Seite geschoben zu werden, sie gewähren lassen und sich ihnen anschließen.

Am empfindlichsten rächte sich aber die Ungeschicklichkeit der Commissarien an den Juden. Es blieb dem Volk nicht verborgen, daß sie den Schutz jener Herren angerufen hatten, und auf sie entlud sich der ganze Zorn, der zudem langgehegten Plänen nur Vorschub leistete.

Am 22. August entwickelte sich aus einem der oft schon dagewesenen Aufläufe endlich ein regelrechter Angriff auf die Judengasse. Man war nicht un-

vorbereitet. Die Thore waren verrammelt und mit den waffenfähigen Männern besetzt, während sich Weiber, Kinder und Greise im Friedhof sammelten, wohin man auch schleunig die heiligen Geräthe und das werthvollste Habe brachte, um dort als dem letzten Zufluchtsort um Abwendung der drohenden Gefahr zu beten.

Um vier Uhr Nachmittags gelang es den Stürmenden einzudringen und der Kampf in der Gasse selbst begann, bei dem es zahlreiche Verwundete und auch mehrere Tode gab. Schritt für Schritt wurden die Juden zurückgedrängt und die unvertheidigten Häuser verfielen sofort der Plünderung. Es war „ein Tag des Jammers und Entsetzens," und wäre unserer Zeit nicht die Schmach geworden, ähnliches und noch ärgeres zu erleben, so könnte man einen Theil der Schuld an diesen Gräueln wenigstens auf den verwilderten Sinn jener Tage schieben, die schon das Wetterleuchten des dreißigjährigen Krieges erfüllte.

In blinder Wuth zerstörte der Pöbel, was er nicht momentan verwenden konnte und selbst als der Widerstand der Juden gebrochen und alle auf den Kirchhof zurückgedrängt waren, schleppte man noch Geräthe und kostbare Stoffe, die heiligen Bücher auf große Haufen zusammen, welche angezündet wurden. Die ganze Nacht fort währte das Plündern und Jedermann schleppte fort, was er brauchen konnte oder zu verwerthen hoffte.

In einem gleichzeitigem jüdischen Lied wird uns erzählt, das der Pöbel auch die Wöchnerinnen nicht schonte, ihnen die Betten unter dem Leibe hervorzog und die Armen sammt dem neugeborenen Kindlein auf die Straße trieb, daß sie sich wehklagend nach dem Friedhof flüchteten, wo andere aus Schrecken über die Gräuel dieser Nacht todte Kinder gebaren.

Man wird diese Angaben nicht allein für wahr halten dürfen, weil ihr Inhalt zweihundertfünfzig Jahre später im „heiligen Rußland" entsetzliche Bereicherung erfuhr, sondern auch, weil der Verfasser unbefangen genug ist, einzelne Lichtpunkte in dem düsteren Gemälde zu erwähnen.

Er erzählt uns, daß es Christen gab, die den flüchtenden Juden behilflich waren, daß sie sich an einem Seil über die Mauer hinab lassen konnten, die sie bei sich aufnahmen, schützten und verbargen, ja er erwähnt eines früheren Rathsherrn, des schon erwähnten Martin Bauer, der sein großes Haus und seinen Garten den Flüchtenden öffnete, sie mit allem nöthigsten versah und erst entließ, als ihr Abzug beschlossen war und ohne Gefahr geschehen konnte.

Gleich dem Todesengel, der mit schwarzem Fittig über einem Leichenfeld schwebt, umkreiste Adolf Kantor die Schreckensscenen. Er betheiligte sich am Kampfe nicht, aber er leistete gute Dienste durch seine genaue Localkenntniß und war bemüht die Haufen der Stürmenden nach einem bestimmten Ziel zu lenken. Es war dies eines der besseren Häuser in der Mitte der Gasse und als es endlich gelungen war, den hier besonders heftigen Widerstand zu brechen und die Juden zurückzudrängen, brach sich Kantor Bahn durch das Gewühl und stand plötzlich neben Stefan Wolf, der eben im Begriff war, die Hausthüre einzuschlagen.

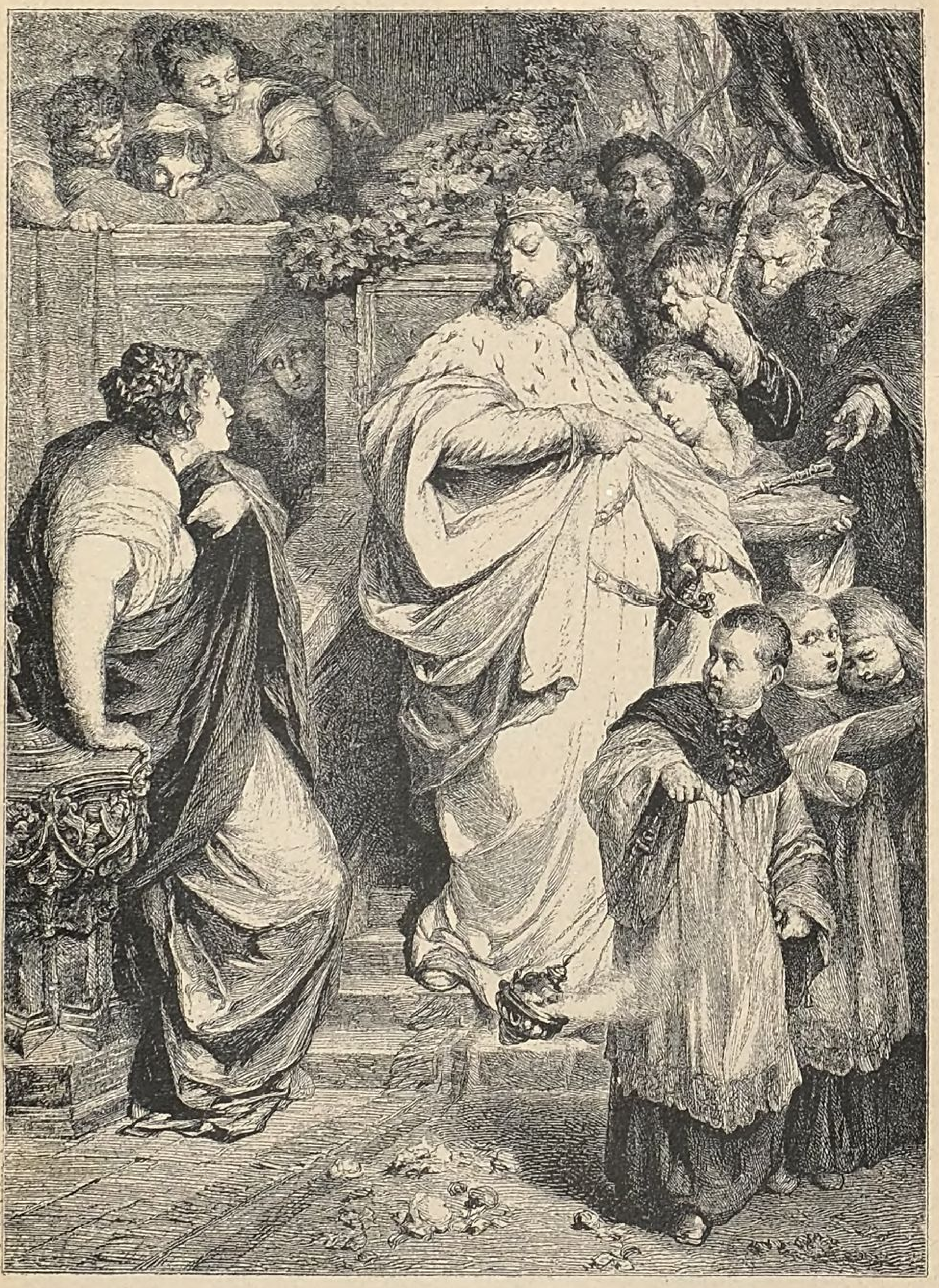
„Halt"! sagte er zu diesem und legte ihm die Hand auf die Achsel. „Das ist das Haus — du weißt ja, wo ich mir ausbedungen habe, zuerst und allein einzutreten!"

„Nun gut, mach aber schnell!" entgegnete der wüste Schreiber mit einem gräulichen Nicken und Blinzeln. „Mach den Alten kalt, beerben wollen schon wir ihn."

Kantor drückte auf eine ihm bekannte Feder — die Thüre öffnete sich und rasch eintretend, warf er sie wieder hinter sich zu. Langsam erstieg er die Treppe und stieß die Thüre, welche in ein finsteres Gemach des Hinterhauses führte, auf.

Doch erstaunt blieb er auf der Schwelle stehen. Die heilig gehaltene Lampe, die nur an Festtagen angezündet wird, erhellte mit ihren fünf Lichtern den dunkel-

getäfelten Raum. In das reich gestickte Tachrichim (Sterbekleid) gehüllt, die Tefilla (Gebetriemen) durch die Hände gleiten lassend, stand ein alter ehrwürdiger



Johann Bokelson. Prophet und König von Münster. (S. 808).

Jude mit langem weißem Bart vor einem großen Pergamentband und murmelte, ohne sich stören zu lassen, unter taktmäßigen Neigungen des Hauptes und Ober=

körpers die Sterbegebete vor sich hin, während das Toben der Kämpfenden, das Jammern der Weiber bis in diese stille Hinterstube drang.

„Nun, Avrumeile, hast du keinen Blick für mich?"

Der Betende kehrte sich beim Klang der Stimme Kantor's rasch um. Eine merkwürdige Veränderung ging mit ihm vor. Der gebeugte sieche Körper schien zu wachsen und richtete sich hoch empor, obwohl ihn ein Zittern zu durchlaufen schien, die Fäuste ballten sich und die Züge des eben noch so ruhigen und ergebenen Antlitzes verzerrten sich vor Wuth und Abscheu.

„Hinweg, Verfluchter!" kreischte der Alte, dessen Augen Blitze schossen, „Was suchst Du hier, um mit Deinem verdammten Andenken Dich in meine Gebete zu drängen?"

„Avrumeile, Du mußt sterben!" sagte kalt Kantor.

„Besser ist es tausendmal zu sterben, als eine Minute ruhen zu lassen die Augen eines Gaslonim (Bösewichts) auf sich, der abgeschworen den Glauben seiner Väter und verflucht worden ist von den Heiligen seines Volkes!" rief der Alte, mit allen Zeichen eines maßlosen Abscheues.

„Weißt Du, was Du mir gethan hast, Avrumeile?" sagte Kantor unerbittlich näher tretend, je mehr der Jude entsetzt vor ihm zurück wich. „Du hast mir Glauben und Ruhe, Heimat und Familie, Mutter und Braut, — Alles, Alles hast Du mir genommen, was den Menschen an dieses Leben knüpft, was ihm Freude macht oder seine Leiden ertragen läßt!"

„Schekora! (Lüge)" rief der Alte zurück. „Hab' ich mich nicht bemüht, Dir die heiligen Lehren unseres Glaubens beizubringen und Dich gehalten als meinen liebsten Schüler, so lange nicht der Geist der Abtrünnigkeit in Dich einkehrte?"

„Du nennst es so — ich nenne es Vernunft! Du selbst mit Deinem Starrsinn hast mich zum zweifeln getrieben."

„Ha! ich sage wie Du — Du nennst es Starrsinn, ich nenne es Treue gegen meinen Glauben, der mir von meinen Vätern und so vielen frommen Männern überkommen ist!"

„Und konntest Du nicht Geduld und Nachsicht üben? Mußtest Du unbarmherzig darauf hinwirken, daß man mich verfluchte und verstieß?"

„Verflucht warst Du, bevor man es im Tempel that!" entgegnete streng der alte Jude, ließ aber in den folgenden Worten unwillkürlich nach und nach einen weicheren Ton einfließen.

„Erbarmen und Nachsicht kann ich haben mit jedem Beschoim und Gaslonim (Mörder und Räuber), aber nimmer mit Einem, der sich gegen Gott und seinen Glauben auflehnt, denn sein Theil ist das Kelelos (Fluch) für alle Zeiten! Du warst mir lieb und ich war stolz auf Dich und hoffte in Dir die Freude und den Stolz unseres Stammes, eine Leuchte in der Gelehrsamkeit zu erblicken. Aber ich habe Dich aus meinem Herzen gerissen und mir graut vor Deinem Anblick, der nur Schrecken und Greuel ist!" schloß er mit neuerwachter Wildheit.

„Avrumeile — Du mußt sterben!" sagte Kantor kalt und zog eine Pistole heraus. „Tröste Dich doch jetzt mit Deinem Buchstabenglauben und suche darin zu vergessen, was Du an mir verschuldet!"

„Ich habe gethan, was ich mußte!" entgegnete der Alte würdevoll. „Tödte mich! mir nimmst Du wenige Tage und diese Schuld wird leichter wiegen, als daß Du deine Seele für alle Ewigkeit getödtet hast!"

Kantor blickte scharf nach dem alten Juden. Es lag etwas wie Erstaunen und Bestürzung in seinen so regungslosen Zügen. Er steckte die Pistole ein und sagte:



A. u. N. Die Flüchtlinge auf dem Judenfriedhofe in Frankfurt. 16.

„Doch nein — damit ist mein Elend nicht gesühnt. Ich will Dich den Leuten da unten übergeben — in langsamen Qualen sollst Du sterben, während man dir den Bart ausrauft und in das Gesicht speit".

„Ich weiß, daß Du ein Haupt bist unter den Mordim (Aufrührern)", versetzte der Alte verächtlich und zog sein Sterbekleid fester um die Schultern. „Mit mir wird geschehen, was Haschem Jisboreh (der gelobte Gott) befiehlt, aber nicht, was Du willst. Komm, ich bin bereit zu gehen!"

„So fürchtest Du Dich vor nichts, kann nichts Dir die Sicherheit nehmen, welche dieser blinde Glaube Dir verleiht?" fragte finster Kantor.

„Ich fürchte nichts als den Zorn Gottes, scheue nichts als Deinen Anblick, du Verfluchter!" rief Avrumeile mit fester Stimme.

Es entstand eine lange Pause, in welcher nur das Wüthen des Pöbels hörbar war. Dann wendete sich Kantor ab und sagte, während er zur Thüre schritt:

„Lebe wohl, Avrumeile — ich verzeihe Dir, denn ich glaube Dir, daß Du gehandelt hast, wie es Dir recht und gut dünkte. Ich sehe nun wohl, daß der Glaube ein besserer Stab ist, als das was wir Vernunft nennen, und doch auch nur Irrthum ist. Ich habe den Glauben verloren und der Stab, auf den ich mich stützen wollte, ist mir in der Hand verdorrt und zersplittert!"

Langsam schlich er zum Haus hinaus, und als er unten auf einen Mann traf, den er als einen der Ruhigeren kannte, sagte er: „Hört, thut mir einen Gefallen. Da oben ist ein harmloser alter Mann; geleitet ihn zum Hause des Martin Bauer, wo man ihn gerne aufnehmen wird."

Ohne mehr den Schreckensscenen einen Blick zu schenken, ging er langsam und gesenkten Hauptes aus der Judengasse fort.

Acht Stunden dauerte der Kampf, ehe sich ein Theil der besser gesinnten Bürger ermannte und einschritt. Theils durch Ueberredung, theils durch Gewalt gelang es, die selbst schon erschöpften Plünderer aus der Judengasse zu vertreiben. Die Juden schleppten nun schnell noch, was ihnen werthvoll und theuer war, zusammen und zogen sich sammt und sonders, so weit sie nicht umgekommen oder geflüchtet waren, auf den Friedhof zurück, wo sie sich verschanzten und unter Angst und Schrecken den Morgen erwarteten, der die Greuelscenen erneuern konnte. (Hierzu das Bild).

Sie waren um so verzagter, da auch Vinz-Hans gegen sie aufzutreten schien und noch in der Nacht den Friedhof mit Wachen umstellen ließ, wie sie meinten, um ein Entweichen zu verhindern, wohl aber mehr um einer Erneuerung des Kampfes vorzubeugen.

Der schon erwähnte jüdische Gewährsmann schildert die Stimmung auf dem Friedhof in folgender Weise:

„Da wir nun kamen in das Bes-Hakevoros (Friedhof) henein,
Ein Haskoma (Beschluß) thaten wir machen,
Daß wir all Mekadesch Haschem (ergeben Gott und dem Glauben) wollten sein
Thaten wir beschließen vor allen Sachen.
Etliche Leut Tachrichim (Sterbekleider) anthaten
Und viel köstliche Tvillos (Gebetriemen) darneben,
Wir hatten sich begeben unser Leben,
Viddin und Hezzat Tomim (Sterbegebete) weren wir beten.
Etliche hatten sich genommen in ihren Willen,
Weiber und Meidlich (Mädchen) und Jungen,
Gottesdienst zu erfüllen,
Daß sie über ihren Willen nit sollten weren bezwungen.
Sie wollten springen in einen Brunnen,
Zu sein bereit zu ewigem Leben,
Doch hatten sie sich wieder besunnen,
Gott hat uns aso wieder eingegeben.

Der Morgen kam, und es mußte eine rasche Entscheidung über das Schicksal der Juden getroffen werden, wenn sich nicht die Scenen von gestern erneuern sollten. Dies wäre wohl am meisten nach dem Sinne Steffen Wolf's und seiner wilden und grausamen Schaar gewesen, und selbst in der Umgebung des Dictators Fettmilch machten sich Stimmen laut, welche meinten, es sei am einfachsten, das einmal begonnene Werk gründlich durchzuführen und die Juden sammt und sonders todtzuschlagen. Namentlich Schoppe suchte die Zweckmäßigkeit eines solchen Vorgehens durch die unleugbare Wahrheit zu empfehlen, daß ein richtig und ordnungsgemäß Todtgeschlagener noch niemals Klage geführt habe.

Die Mehrzahl zeigte sich aber solchen Argumentationen unzugänglich — wodurch sich, nebstbei gesagt, die Frankfurter Aufrührer von 1614 sehr zu ihrem Vortheil von gewissen russischen Functionären des Jahres 1882 unterscheiden — und es wurde, da man anders nicht hoffen durfte, die Ruhe erhalten zu können, die Austreibung der Juden beschlossen.

Von Bewaffneten geleitet, brachte man die Juden, die das meiste Gut, das noch vor den Plünderern gerettet war, nun doch zurücklassen mußten, vor das Thor und außer das Stadtgebiet. Ein Theil der Alten und Kranken wurde zu Wasser nach Höchst gebracht, wobei sich der auf der Brücke zusammengelaufene liebenswürdige Pöbel nicht enthalten konnte, Steine auf die im Schiffe dicht zusammen Gedrängten zu werfen und auch Schüsse unter sie abzugeben, wodurch noch mehrere Juden das Leben verloren.

In den angrenzenden Ländern dachte und fühlte man menschlicher, und fast überall wurden die Juden gut aufgenommen. Die Gerechtigkeit erfordert es, besonders zu betonen, daß es ein hoher Prälat, der bereits erwähnte Kurfürst und Erzbischof von Mainz war, der den so hart Bedrängten seinen besonderen Schutz zuwendete und sie mit Lebensmitteln und anderen Bedürfnissen unterstützte.

Wenn schon die mordgierigen Pläne Wolf's nicht zur Ausführung kommen konnten, so ließen er und seine Bande sich doch nicht von einer neuerlichen, nun systematisch und in aller Ruhe vorgenommenen Plünderung der verlassenen Judenhäuser abhalten.

Am greulichsten wüthete die Horde in allen Räumen der Judengasse, die zu rituellen Zwecken dienten. Die Synagoge wurde gänzlich verwüstet, die Bundeslade in ekelhafter Weise besudelt, die Sifre Kodesch (heiligen Bücher) zerrissen und in gemeiner Weise mißbraucht. Auf dem Friedhof stürzte man die Grabmäler um und feierte eine schnell arrangirte, vom Gute der Vertriebenen bestrittene Orgie mit Tanz und Gelage. Sogar der arme Bechor Schor mußte die tolle Wuth dieser Leute empfinden Es ist dies nämlich ein weißer Stier, der als erste Geburt einer Kuh fällt und an dem allerlei schon längst abgekommene Aberglauben hingen. Er hatte seine Weide auf dem Friedhofe, durfte nicht geschlachtet werden und fand, wenn er endlich den Weg alles Fleisches ging, auch seine Ruhestätte auf dem Friedhof. Die Aufrührer entzogen ihn diesem feierlichen Los, indem sie ihn schlachteten und verzehrten — gewiß die verzeihlichste ihrer Thaten.

Als endlich nichts mehr zu verwüsten und zu plündern war, beschloß der souveräne Pöbel, daß nie mehr ein Jude nach Frankfurt kommen dürfe, die Judenhäuser niedergerissen werden sollten — an Stelle der Synagoge mußte ein Schützenhaus gebaut, auf dem Friedhof aber eine Kegelbahn angelegt werden.

Der traurige Erfolg, welchen die Partei der Ultras vom Schlage der Konrad Schoppe und Steffen Wolf durch diese Vorgänge errungen hatte, stärkte ihre Macht und verhalf ihr zum entscheidenden Einfluß. Und je mehr sich die Verhältnisse nach Außen verschlechterten, je mehr sich Parteiungen in Frankfurt selbst geltend machten, je mehr wurde Fettmilch gezwungen, mit diesen Leuten zu gehen und sich auf sie zu stützen. Daher kommt es auch, daß man ihn später-

hin mit all diesen Greueln identificirte, wodurch sein historisches Bild wesentlich, und zwar nicht zum Vortheil und auch nicht ganz wahrheitsgemäß verändert wurde.

7. In Acht erklärt.

Die unseligen Folgen der begangenen Greuel machten sich sofort von fern und nahe geltend. Ein allgemeines Verdammungsurtheil traf die Vorgänge in Frankfurt und es erstreckte sich, da man sah, daß Fettmilch immer enger mit den Plünderern verbunden wurde, bald auch auf diesen und seine Sache.

Namentlich in der Umgebung von Frankfurt, wo man am besten unterrichtet war und die Nachwirkungen der Excesse vor Augen hatte, war die Erbitterung eine allgemeine. Die benachbarten Fürsten, die sich der vertriebenen Juden erbarmt hatten, brachen jeden Verkehr mit Frankfurt ab, alle Zufuhren wurden verhindert und jeder Frankfurter, der sich außerhalb des Stadtgebietes blicken ließ, in Haft genommen. Dadurch wurden Zustände in der Stadt geschaffen, welche auf die Länge unhaltbar waren, denn Handel und Gewerbe lagen ganz danieder und in nicht zu ferner Zeit mußte sich Mangel an Lebensmitteln einstellen.

Es war in der Mitte September als sich in dunkler Nacht vom Frankfurter Ufer ein Kahn ablöste und von kräftigen Ruderschlägen getrieben mit der Strömung gleich einem Pfeil durch die Wellen schoß. Jörg Schwaben kannte den Fluß gut genug, um eine solche Fahrt wagen zu können. Auf andere Art war es aber nicht mehr möglich nach Höchst zu gelangen, da alle Straßen besetzt und die Erbitterung gegen Alles, was aus Frankfurt kam, bei der Landbevölkerung so groß war, daß er gewiß angehalten worden wäre.

Nach Höchst zog ihn aber sein angsterfülltes Herz, denn er hatte von dort die Nachricht erhalten, daß Ilse's Zustand ein hoffnungsloser sei. Jörg hatte bald eingesehen, daß die Verhältnisse in Frankfurt nicht danach seien, um eine Erholung und Genesung der Kranken zu fördern und sie daher einige Tage nach der Befreiung aus dem Hause des Junkers von Ufftein zu Verwandten nach Höchst gebracht. Die Ruhe und die sorgsame Pflege, welche ihr von einer Jüdin, die im gleichen Hause eine Zufluchtsstätte gefunden, gewidmet wurde, ließen den armen Jörg im Sommer auf eine völlige Genesung hoffen. Als aber die Tage kürzer wurden, die Blätter sich bräunten und mahnend ein kühler Herbstwind durch das raschelnde Laub fuhr, da ward Ilse immer blässer und schwächer, ihre Stimme leiser und die Augen bekamen einen Glanz, als spräche schon das Licht einer andern Welt aus ihnen.

Jörg hing aufrichtig an Fettmilch und war zu ehrlich, um sich von dessen Sache zurückzuziehen, nachdem er seinen Zweck erreicht hatte. Wohl ward ihm die Kameradschaft von Schoppe und Wolf mit jedem Tage widerwärtiger, er konnte deren Treiben nicht billigen und sah voraus, daß die Dinge zu einem schlimmen Ende kommen mußten, dessenungeachtet hielt er fest bei Vinz-Hans aus, von dessen guter Absicht er vollkommen überzeugt blieb. So war es ihm durch die Ereignisse in Frankfurt und später durch die Absperrung der Stadt längere Zeit nicht möglich gewesen, nach Höchst zu kommen, bis die allarmirende Nachricht alle Bedenken überwand.

Vorsichtig lenkte er im Morgengrauen sein Fahrzeug dem Ufer zu und verbarg es in einem dichten Weidengebüsch, nachdem er seinen Anzug gewechselt und sich einem Bauer aus der Umgegend so ähnlich als möglich gemacht hatte. Dann wanderte er querfeldein, um die Straße von einer anderen Seite zu gewinnen und sich unbeargwöhnt nach Höchst einschleichen zu können.

Schon stand die Sonne ziemlich hoch, als er vor dem Städtchen zwischen dickem Gebüsch eine kurze Rast hielt. Noch war er nicht lange gelegen, als Pferdegetrappel ihn aufscheuchte, und als er vorsichtig durch die Zweige lugte, sah er einen von Staub umwirbelten Trupp von fünf bis sechs Bewaffneten in Höchst einreiten. Er hatte gute Gründe einer solchen Begegnung auszuweichen und dehnte daher seine Rast länger, als er ursprünglich beabsichtigt, aus.

Wir eilen ihm unverdrossen in das Städtchen voraus, indem nicht allein viele Juden, welche schon vor dem letzten Sturm auf ihre Häuser Frankfurt verlassen hatten, sondern auch viele der gewaltsam Vertriebenen Schutz gefunden hatten. In Höchst leben noch heute zahlreiche Juden, welche später kein rechtes Vertrauen in die Stabilität der Frankfurter Verhältnisse gewinnen konnten und den Zufluchtsort zur beständigen Heimat wählten.

In das Hinterzimmer eines kleinen Häuschens stehlen sich durch das dünner werdende Laub einiger Obstbäume die zitternden Strahlen der Herbstsonne. Sie malen leuchtende Flecken und stets wachsende Ringe auf die einfachen sauberen Geräthe und geben dem schneeigen Linnen des Lagers, auf welchem die kranke Ilse ruht, einen blendenden Glanz. Grüße aus einer besseren Welt waren es, die das Sonnenlicht brachte, das auf den langen blonden Flechten, auf das wachsbleiche Antlitz schwankende helle Streifen warf.

Neben ihrem Lager kniet ein jüdisches Mädchen von seltener Schönheit. Im einfachen fast bäuerischen Gewand, das sie umschließt, ohne den herrlichen Wuchs ganz entstellen zu können, würden wir wohl die Tochter des reichen Mardochai nicht erkennen, aber die herrlichen Züge des Antlitzes sind es, noch verschönert durch den Ausdruck der Liebe und Trauer, mit welchem die dunklen Augen auf der Kranken ruhen. Und sie spricht ihr von Geduld und Ergebung, von der seligen Ruhe nach dem Tode, der das schwüle Erdenleben endigt, von Gottes Gnade und Barmherzigkeit — von allen jenen schönen Begriffen, die jeder Religion eigen und der schönste Schmuck einer jeden sind.

Das gläubige Christenmädchen aber nimmt keinen Anstand daran, daß es eine Tochter des verfolgten und verachteten Volkes ist, aus deren Mund ihm diese Trostesworte werden. In aufopferndster Pflege hat sich unabhängig von jedem Bekenntniß die reinste edelste Liebe zwischen ihnen entwickelt, und während wenige Stunden davon der Glaubenshaß seine Verwüstungen und Greuel ausbreitet, predigt das Verhältniß der beiden Mädchen die unvergängliche und doch so wenig erfaßte Lehre wahrster Menschenliebe.

Die Trösterin schweigt, die Augen der Kranken schließen sich und tiefe Stille herrscht im Gemache, nur unterbrochen vom leisen Rauschen der Blätter oder den flötenden Rufen der geflügelten Sänger, die sich zur Wanderung in eine schönere Heimat rüsten, gleich der Schläferin.

Da erhallen laute Stimmen im Hause, herrische Rufe stören die Stille des Krankenzimmers und Ilse bewegt sich unruhig auf dem Lager. Unmuthig erhebt sich Gitel und eilt lautlosen Schrittes in den Garten, um Ruhe zu gebieten. Doch ihr Fuß wurzelt im Boden, starr blieb sie stehen und schickt einen erst erschreckenden, dann aber kalten Blick nach dem Junker von Uffstein, der aus einem Gebüsch auftaucht und ihr entgegen eilt.

„Endlich hab' ich Dich gefunden, meine köstliche Rose von Hebron!" ruft er entzückt. „Habe ich doch die ganze Gegend abgespäht und Kundschafter durch alle Lande geschickt, bis es mir gelungen, Dich zu entdecken. Nun soll Dich aber nichts mehr von mir trennen und wenn die Hölle selbst ihre Schrecken zwischen uns stellte!"

Der Junker wollte ihre Hand ergreifen, doch Gitel machte eine stolz abweisende Bewegung und verschränkte die Arme auf der Brust. Der Ausdruck des Schreckens war längst aus Blick und Haltung verschwunden; wie eine Fürstin

stand sie ihm gegenüber furchtlos und gebietend, und aus den Sternen ihrer glänzenden dunklen Augen strahlte ihm ganz etwas anderes entgegen, als die widerstandlose Hingebung, die ihn so entzückt hatte, als er sie damals am Wall in den Armen hielt.

„Nun, was soll's?" fragte der Junker verdutzt. „Hast Du mein vergessen, seit mich jener freche Bursche zwang, Dich aus den Armen zu lassen oder verdenkst Du es mir, daß ich ihm gewichen? Mein süßes Kind — eine Pistolenkugel macht auch vor dem zärtlichsten Herzen nicht Halt, und diese Schurken, die am gleichen Tag mein Haus niederbrannten und plünderten, waren und sind zu allem fähig!"

Gitel schwieg noch immer, nur ein kaum merkbares verächtliches Lächeln zuckte um ihren Mund.

„Hast Du, mein Lieb, in dieser babylonischen Verbannung die Sprache verloren?" fragte der nun etwas unwillig gewordene Junker.

„O nein!" entgegnete Gitel, „obwohl es vielleicht gut für Euch, Herr, wäre, wenn Ihr meine Stimme nie mehr gehört hättet."

„Warum das? Ich liebe Deine Stimme, wie alles was Dein ist."

„Weil es bitter für einen Mann sein muß, dem noch nicht jeder Rest von Wahrheit und Recht in der Brust erstorben ist, sich von einem Weib sagen lassen zu müssen, daß er als schlecht, falsch und ehrlos erkannt ist!"

„Hölle und Teufel!" brauste der Junker auf und sein schönes Antlitz war plötzlich vor Wuth und Enttäuschung recht häßlich geworden. „Das nenne ich mir einen recht sauberen Empfang! Bist Du toll, Dirne, daß Du es wagst, so mit mir zu sprechen? Was hat sich da in Deinem heillosen Köpfchen eingenistet? Wie magst Du den dummen Verleumdungen und Schmähungen glauben, die das heillose Lästermaul jenes langen schwarzen Schurken gegen mich geschleudert hat!"

„Ihr irrt, Herr, ich habe nichts mit jenem Manne gesprochen und seine Stimme nicht mehr gehört, seit mich damals die Sinne verließen. Eine mächtigere Hand hat in gnädiger Fügung den Schleier weggezogen, mit dem Eure glatten Worte Eures Wesens innersten Kern und die bösen Wünsche Eures Herzens verhüllten."

„Hahaha!" lachte der Junker Erasmus bitterböse. „Wie schön Du sprichst, wo Du sonst doch kaum stammeln konntest! Was war das für eine mächtige Hand, die da eingegriffen und was hat man Dir über mich vorgeschwätzt?"

„Verlangt es nicht zu hören, nicht aus meinem Mund, was Euer Gewissen Euch ja doch zuflüstert", sagte Gitel kalt. „Geht und erspart mir die Schmach Eures Anblickes, der mich daran erinnert, daß ich auch nur eine Minute so thöricht war, Euch zu glauben und zu trauen. Geht, Herr! denn Eure Anwesenheit hier ist Sünde."

„O, ich habe ohnehin nicht Lust zu bleiben — aber Du wirst mich begleiten!" rief der Junker. „Meinst Du, mich mit deinen stolzen Worten, wie sie der Laune eines Weiberkopfes entspringen, zu schrecken? Nein, nein, ich weiß wie man mit Euch umzuspringen hat und ich wette, in drei Tagen hast Du Dich wieder darauf besonnen, daß ich ein ganz prächtiger Kerl bin, voll Zucht und Sitte und wie geschaffen um geliebt zu werden. Folg' mir im Guten und zwinge mich nicht —"

„Gewalt anzuwenden?" fiel ihm Gittel in das Wort und machte einen Schritt rückwärts nach dem Krankengemach. „O, ich weiß, daß Ihr feig und roh genug seid, um sie gegen Weiber zu brauchen und schamlos genug, um nicht zu erröthen, wenn man Euch einen Mädchenräuber schilt."

„Nennt man mich so, so will ich meinen Namen auch verdienen!" rief der Junker und trat auf sie zu.

„Noch einmal warne ich Euch!" sagte Gitel mit erhobener Stimme. „Meiner wartet da drinnen ein Vertheidiger, dem Ihr nicht gewachsen seid!"

„Oho! vielleicht wieder der verdammte Kerl!" brauste der Junker auf. „Nun, diesmal werden wir die alte Rechnung ausgleichen."

Er wollte in das Gemach eilen und legte schon Hand an Gitel, um sie zur Seite zu schieben, da tauchte aus den Gebüschen der Umzäumung die Gestalt Kantor's auf.

„Bleibt hier, wenn Ihr Lust habt, mir gegenüber zu treten — hier bin ich!"

„Ha, verfluchter Jude! Du wirst es bereuen, mir nochmals in den Weg gekommen zu sein!" schrie der Junker, zog seinen Degen und stürzte sich in maßloser Wuth auf Kantor.

Dieser hatte, um unerkannt zu bleiben, die Kleidung eines Soldknechtes angezogen und riß nun sein kurzes Schwert von der Seite. Bevor sie aber noch handgemein werden konnten war Gitel dazwischen getreten und rief:

„Stört nicht die Ruhe einer Sterbenden, Ihr Wahnwitzigen! Habt Ihr noch Lust zu sehen, wer in jenem Gemach zu meinem Schutze weilt? Ich wollte es Euch ersparen, aber der wilde Männersinn, der nicht ahnt, was in seiner nächsten Nähe weilt, zwingt mich dazu. Fort mit den Waffen — wo der Todesengel sein geheimnißvolles Werk ohne Blut und Gewaltthat thut. Hier sehet, Herr — ob es nicht besser für Euch gewesen wäre, wenn Ihr nie hiehergekommen — hier seht Euer Werk, und fragt Euch dann, ob Ihr noch eine Minute hier bleiben und diese Luft athmen wollt, während Euer Herz nach neuer Gewaltthat dürstet!"

Sie war so gebietend zwischen die beiden Männer getreten, daß diese vom Kampf abließen. Mit einer raschen Bewegung riß sie dann den Vorhang vom Fenster des Gemaches zurück und des Junkers Blick fiel auf das Lager der armen Ilse. Bleich und regungslos lag sie — zu ihren Füßen kniete Jörg, der durch das Haus hereingekommen war und nun seinen Kopf an das Lager lehnte, während seine starke Gestalt vom Schmerz erschüttert wurde.

Der Junker wurde leichenfahl im Antlitz und wich entsetzt zurück, ohne den Blick abwenden zu können. Gitel trat rasch in das Gemach und sah Ilse an, dann legte sie ihre Hand auf die Brust derselben und sagte mit zitternder Stimme:

„O Herr! laßt Euch das Ende dieser Aermsten eine Warnung sein! Sie ist als Euer Opfer gestorben und hat ihren letzten Athem ausgehaucht als Ihr nahtet, als wäre Euere Nähe Gift und Tod. Entweiht nicht länger durch Euere Nähe die Todte — auf daß sie nicht als furchtbare Zeugin wider Euch auftritt!"

Langsam hatte sich Jörg aufgerichtet und starrte wie besinnungslos umher, bis sein Blick auf den Junker fiel. Da verzerrte sich sein Gesicht und mit dumpfer Stimme keuchte er:

„Willst Du Dich an Deinem Werk freuen, Elender, daß Du es wagst, hieher zu kommen? Dein böser Engel hat Dich hieher geführt, denn an der Seite dieser Todten will ich Dich mit bloßen Händen langsam erwürgen, daß noch Deine letzten verzweifelnden Blicke auf sie fallen müssen!"

Rasend vor Schmerz und Wuth eilte er in den Garten. Fassungslos wich der Junker von Uffstein zurück — er hatte Kraft und Muth verloren und schaute verstörten Blickes wie ein Wahnsinniger rund herum, stieß dann einen gellenden Schrei aus und stürzte zusammen.

Kantor trat näher und beugte sich zu ihm herab, auf dessen Mund blutiger Schaum stand und dessen Körper convulsivisch zuckte. Er beobachtete ihn aufmerksam, richtete sich dann auf, steckte das Schwert in das Wehrgehänge und sagte ruhig:

„Ein Stärkerer hat die Hand an ihn gelegt — und am Geiste und der Seele gerächt — härter und schwerer, als wir es am Körper vermocht hätten. — Er ist toll!"

Bevor sich die Anwesenden von diesem neuen Schrecken gefaßt hätten, drangen laute Trompeten-Fanfaren von der Straße her, und durch das Summen zahl-

reicher Menschenstimmen machte sich Pferdegetrappel hörbar. Da zogen, gefolgt und umrungen von der schaulustigen Menge, Reiter in den Farben des Kurfürsten von Mainz, wohlbewehrt, den eisernen Sturmhut auf dem Haupt, die schwere Radpistole auf den Schenkel gestemmt, die Straße einher. In ihrer Mitte ritt auf hoher magerer Mähre, weit vorgebeugt und die Knie am Sattel emporgezogen, ein dürrer Mann in schwarzem Talar und knapper Sammtmütze, der statt kriegerischer Werkzeuge eine mächtige Pergamentrolle hielt.

In der Nähe stellten sie sich auf, die Trompeter bliesen einen schmetternden



Wiedertäufer Mathiesen verjagt die Bürgerfamilien. (S. 808.)

Tusch, und dann las der Hagere mit gellender, weit vernehmbarer Stimme: daß „des heiligen römischen Reiches deutscher Nation erwählter Kaiser Mathias, auch zu Hungarn und Böheim König und Erzherzog von Oesterreich" mit großem Unwillen Kenntniß von den schändlichen und gefährlichen Aufruhren und Anstiftungen bekommen habe, durch welche der guten Stadt Frankfurt Ruh' und Frieden erbärmlich gestöret, und ehrbare Unterthanen zu unbilligem Schaden an Leib und Gut gekommen seien.

Sothaner gefährlicher des Reiches Ordnung und den Wandel vieler guter Bürger störender Empörung ein Ende zu machen, habe des Kaisers Majestät den „viellieben und getreuen unseres Reiches Erzkämmerer und Kurfürsten von Mainz,

nicht minder auch den mächtigen und getreuen Herrn Ludewig, Landgrafen zu Hessen' den Befehl ertheilt, schleunigst alle Maßregeln zu ergreifen, welche geeignet wären, Ruhe und Ordnung wieder herzustellen. Zu diesem Ende werde jedermann in Frankfurt zu Friede und Gehorsam gegen obbemeldete Commissarien ermahnt, insonderheit bei schwerer Pön aber jeglichen in und außer Frankfurt aufgetragen, weder selbst an weiteren Unruhen theilzunehmen, noch den Anstiftern derselben Schutz oder Unterstützung angedeihen zu lassen. Zu gebührender „Verabscheuung und Kennzeichnung" wurde schließlich über die „vornehmsten Rädelsführer (von rade, Kreis), als da sind Vincentius Fettmilch, Konrad Schoppe und Konrad Gerngroß," sowie über alle, welche nach Verlautbarung dieses Edictes noch zu ihnen hielten, des Reiches Acht und Aberacht ausgesprochen, so daß es jedermann erlaubt und geboten ist, „sie zu fahen (fangen) und zu tödten, ohne daß darüber ein Mann, der es gethan, zur Rechenschaft gezogen werden kann."

Ein nochmaliger Tusch der Trompeten, und dann zog die Cavalcade weiter. Erstaunt blickte Jörg Schwaben auf seinen Gefährten, der achselzuckend sagte: „Ich wußte, daß es so kommen würde, — wir müssen sehen, nach Frankfurt zurückzukommen, um die Kunde zu Fettmilch zu bringen, bevor das Volk davon erfährt."

Ein letzter schmerzlicher Abschied Jörg's von der Leiche seiner geliebten Ilse, deren Rettung ihn auf den schlüpfrigen Pfad gebracht hatte, dessen Gefahren sich mit jeder Stunde mehrten, gaben Kantor Zeit, die Begleiter des Junkers zu holen, damit sie ihn fortschaffen konnten. Der Unselige war in eine Bewußtlosigkeit verfallen, die nur dann und wann durch ein brüllendes Geschrei unterbrochen wurde. Theilnahmslos und unter rohen Scherzen schleppten ihn seine Diener fort — er hatte sich niemand's Liebe und Zuneigung erworben.

Gitel war still um die Todte beschäftigt gewesen, bis Kantor unter die Thüre trat und Jörg zum Gehen winkte. Da trat sie langsam auf ihn zu und fragte leise: „Wo geht Ihr hin?"

„Nach Frankfurt zurück," antwortete Kantor ruhig.

„Ich weiß nicht, ob auch Euch Gefahr droht durch das, was man hier verlesen hat?" sagte sie schüchtern, „aber ich bitte Euch — geht nicht dahin zurück. Ihr habt Euch freundlich gegen mich erwiesen und mich geschützt, wo ich Euch doch nichts als Haß und Abscheu gezeigt und thöricht Euren Rath von mir gestoßen habe. Ich glaube, Ihr habt viel gefehlt, denn der Mensch soll sich bescheiden und nicht rütteln an dem, was anderen heilig ist, aber — Ihr habt auch viel gelitten, und ich meine — Ihr seid nicht böse. Ich habe viel gelernt in den letzten Wochen und glaube, man kann ein guter Mensch sein, ob man Jude oder Christ oder keines von beiden ist. Gehet nicht mehr zurück und macht Euch los — zieht in die Welt und sucht den Frieden wieder zu gewinnen."

„Ich danke Dir, Gitel," entgegnete Kantor bewegter als man es nach seinem Wesen für möglich gehalten hätte. „Ich will mich Deiner Worte erinnern, ob es nun der Nacht oder dem Tag entgegengeht. Aber es wäre schlecht, auszureißen, weil einer Sache, der man, wenn auch nicht im Geiste, so doch in der That angehangen, Gefahr droht. Ich muß zurück — leb' wohl, Gitel, und der Herr, der nicht fragt, was für einen Namen ihm seine Kinder geben, segne und behüte Dich!"

Es wurde kein Wort weiter gesprochen, und die beiden Männer entfernten sich. Sie warteten die Dämmerung ab, suchten dann das von Jörg versteckte Boot und ruderten mit vollen Kräften der Strömung entgegen nach Frankfurt. Aber der Zug des Wassers war stark, ein allmählich stärker werdender Wind erschwerte ihre Arbeit, und so kamen schon die ersten Nachtstunden heran, als sie unter der Brücke landeten.

In den Straßen war es noch lebendig, wie dies ja in unruhigen Zeiten stets der Fall war.

Laut schreiende und gestikulirende Menschengruppen zogen hin und her, und manche Scene der Zügellosigkeit und Ausschreitung bewies, daß Fettmilch's Anstrengungen, ein geordnetes Regiment herbeizuführen, gescheitert waren, oder er, um seinen Anhang nicht zu schwächen, sich gezwungen sah, zu dulden, was er innerlich gewiß mißbilligte.

Jörg und Kantor verschafften sich zu ihrer Befriedigung Gewißheit, daß man in der Stadt von der Achtserklärung noch keine Kenntniß hatte. Sie eilten Fettmilch's Haus zu und fanden den Dictator, in düsteres Hinbrüten versunken, allein in seiner Stube, deren Aussehen keine Veränderung zeigte.

Kaum hatte er sie begrüßt, und die Ermüdeten sich gesetzt, um ihm die folgenschwere Mittheilung zu machen, als sich die Thüre nochmals öffnete, und ein Mann, das Barret tief in die Stirne gerückt und den weiten Mantel hoch heraufgezogen, eintrat.

Erstaunt blieb Fettmilch stehen, als er den Ankömmling erkannte.

„Was bringt Euch, Herr Bauer, in mein Haus?"

„Ihr mögt wohl erstaunen, Meister, daß ich hieher komme", sagte der ehemalige Rathsherr ernsten Tones. „Wir haben uns lange nicht gesehen, wie ich hoffe lange genug, daß Euch klar geworden ist, wie wahr ich damals gesprochen, als wir uns am Römer gegenüberstanden. Ich möchte wohl einige Worte mit Euch im Vertrauen sprechen, Meister".

„Ich habe vor Niemand ein Geheimniß", entgegnete Fettmilch, als er den Blick Bauer's nach den beiden anderen Anwesenden gewahrte, „zumal vor diesen beiden Männern nicht, die mir liebe Freunde und Genossen sind. Sprecht immerhin, Herr Bauer — es giebt nichts, was ich verschwiegen wissen möchte, das für mein Ohr bestimmt ist."

„Nun, wie Ihr meint — was ich Euch sagen will, ist ohnehin in wenigen Stunden Allen bekannt und ich habe nichts dagegen, wenn Jeder, den es angeht nach Kräften bemüht ist, sich zu salviren", entgegnete Martin Bauer mit einem bezeichnenden Blick auf Jörg Schwaben. „Ich habe Euch, Vinz-Hans, immer für einen ehrlichen und gerechten Mann gehalten und es bedauert, daß Ihr durch erlittenes Unrecht und arge Genossen auf einen so bösen und gefahrvollen Weg gebracht worden seid, wie der ist, den Ihr jetzt beschreitet.

„Ich danke Euch für die gute Meinung", entgegnet Fettmilch kalt, „aber Ihr seid wohl nicht gekommen, um sie mir nochmals auszusprechen?"

„Vinz-Hans, Vinz-Hans! thut Euren Starrsinn ab!" sagte warnend der Rathsherr. „Wißt Ihr denn, ob nicht bald ein Stündlein kommt, wo Euch die gute Meinung eines einzelnen Mannes von Nutzen sein oder wenigstens trösten kann? Ich sag Euch, verlaßt Euch nicht so sehr darauf, was die Menge auf der Gasse Euch zuschreit — das ist wetterwendisch Ding und dreht sich, wie der Hahn auf dem Niklasthurm, je nachdem der Wind bläst.

„Ich weiß, auf wen und wie weit ich mich verlassen kann", versetzte Fettmilch gelassen.

„Mag sein — ich will's Euch wünschen. Ich denke, Vinz-Hans, Ihr werdet nicht leugnen wollen, daß die Dinge anders gekommen sind, als Ihr gedacht habt und es in Eurem Willen gelegen ist. Aus einem Mann, der um sein Recht streitet, seid Ihr einer geworden, der selber Unrecht thut!"

„Das ist nicht wahr", fiel Fettmilch heftig ein; „ich habe keine Hand gerührt, um Theil zu nehmen an Dingen, die nicht in der Ordnung waren".

„Es giebt Leute die anders denken und die meinen, da Ihr Euch doch einmal die oberste Gewalt in der Stadt angemaßt habt, wäret Ihr auch verpflichtet

gewesen, zu hindern, was Eure Anhänger Grausames und Schändliches thaten".

„Und habe ich das nicht aus meinen ganzen Kräften gethan?" rief Fettmilch; „so viel und noch mehr, wie der frühere Rath, der ganz geschehen ließ, was eben geschehen wollte!"

„Vielleicht sprecht Ihr wahr", begütigte Bauer den Zornigen, „vergeßt aber nicht, daß man es Euch zum ersten und schwersten Verbrechen rechnet, Eure Macht unrechtmäßig statt jener des Rathes gesetzt zu haben".

„Ich weiß! Ich weiß!" sagte Fettmilch bitter. „Wer mit dem Schein des Rechtes Unrecht thut und thun läßt, der soll nicht angegriffen werden; wenn man aber über das menschliche Nebenwerk weggreift nach dem, was jetzt und immer Recht und Gerechtigkeit ist, dann ist man ein Aufrührer und Empörer".

„So nennt man Euch, Vinz-Hans!" fuhr der frühere Rathsherr mit Nachdruck fort. „Doch ich bin nicht gekommen, mit Euch zu streiten, sondern um Euch zu warnen, weil Ihr mir leid thätet, wenn Ihr zu Schaden kämet. Seid doch gescheidt und geht in Euch! So kann es nicht fortgehen: — ich will Euch nicht sagen, daß früher alles in bester Ordnung war, aber gescheidter und ruhiger ist es doch zugegangen als jetzt, wo Der den meisten Anhang hat, der das loseste Wort führt und das Maul am weitesten aufreißt, wo jeder befehlen und keiner gehorchen will, und der schmierigste Kerl auf der Straße meint, er trage seinen aparten Theil Machtvollkommenheit und Gewalt im zerrissenen Bettelsack mit sich herum."

„Und warum sollen gerade die wenigen Reichen über die Menge von Menschen herrschen, die nichts oder wenig haben?" meinte Fettmilch trotzig.

„Nicht die Reichen, Meister, nicht die Reichen," sagte Bauer bedeutsam, „aber die Verständigen und Ehrbaren sollen das Regiment führen. Nun, ich denke, Ihr werdet selbst einsehen, daß es solcher gar wenig unter Eurem Anhang gibt, Euch aber legt man zur Last, was immer geschieht, und Ihr werdet für anderer Leute Sünden büßen müssen, darum meine ich, es wäre höchste Zeit daß Ihr Euch losmacht und auf die eine oder andere Weise suchtet, Eure Person in Sicherheit zu bringen."

„Ist das Eure Warnung?" fragte Fettmilch stolz. „Ich danke Euch — das ist nichts für mich. Uebrigens stehen die Dinge noch nicht so schlimm, daß es nöthig wäre, unterzuducken."

„Vinz-Hans, ich sag' Euch, es ist die höchste Zeit! Vielleicht ist es morgen schon zu spät — wenn das Volk erfährt, daß des Kaisers Majestät über Euch — die Reichsacht verhängt hat."

Wie vom Blitz getroffen stand Fettmilch da.

„Was sagt Ihr?!" stammelte er erschrocken. „Das ist nicht wahr — es ist nicht möglich!"

„Und doch ist es so — schon vorgestern und gestern wurde es in Mainz und anderorten feierlichst verkündet, wie mir der Brief eines vertrauenswerthen Mannes berichtet."

„Und doch sage ich — es kann nicht sein!" rief Fettmilch mit seinem alten Trotz. „Was habe ich gethan, daß man mich wie einen Hochverräther und Landfriedenbrecher behandelt? Und wenn ich selbst vor den Kaiser trete, wird er mir kein Unrecht vorzuwerfen haben! Nein nein — Eure Nachricht ist nicht wahr!"

Ein auffälliges Räuspern lenkte seinen Blick nach Jörg und Kantor, deren bedeutsame Blicke und Geberden die Nachricht des Rathsherrn zu bestätigen schienen,

„Seht, mir scheint, die Männer dort wissen auch davon. Ihr könnt also schon glauben, daß es wahr ist, was ich gesprochen. Ich brauche Euch nicht zu sagen, welche Gefahr Euch dann erwartet und wiederhole nur, daß ich eine bessere

Meinung von Euch habe und gerne meine Hilfe dazu bieten will, Euch zu retten. Noch ist es Zeit, Ihr könnt unbemerkt in eine Gegend kommen, wo Euch Niemand kennt und dort ungehindert ruhig weiter leben."

Fettmilch hatte mit seinen beiden Genossen leise gesprochen, die ihm ihre Erlebnisse erzählten und die verhängnißvolle Botschaft in unumstößlicher Weise bekräftigten. Der Lebküchler versank in tiefes Nachsinnen und wendete sich hierauf zu Martin Bauer.

„Es ist so, wie Ihr sagt, ich kann nicht mehr daran zweifeln. Mir geschieht damit ein neues Unrecht, wie mir schon so viel geschehen ist und ich muß suchen mich auch dessen zu erwehren."

„Wollt Ihr sagen, daß Ihr Euch auflehnen wollt?" rief Bauer erschrocken. „Vinz-Hans, bedenkt, jetzt geht es gegen Fürst und Reich!"

„Und ginge es gegen die Hölle und den Teufel!" entgegnete Fettmilch grimmig. „Ich weiß daß kein arger Gedanke in mir war und ich nur wollte, was gut und recht ist — und so ist es heute noch — mir kann man nichts anhaben. Und wollte man es, nun, so will ich mich wehren, und wenn es dann zu bösen Dingen kommt, so sollen es jene verantworten, die es um des Unrechtes willen so weit getrieben haben. Von mir soll niemand sagen, daß ich wie ein feiger Köter, der ein Stück Fleisch gestohlen hat und ertappt wird, davon gelaufen bin. Wer nicht mehr zu mir halten will, er mag gehen, ich selber aber lasse meine Sache nicht im Stich, daß Schande und Spott auf sie kommt!"

„Ich sehe wohl, meine Warnung und mein Rath sind umsonst," sagte Bauer kopfschüttelnd. „Ich wünsche, daß ich mich täusche, aber ich sehe ein schlimmes Ende für Euch kommen, ein schlimmeres als Ihr verdient. Ich will dieser meiner Meinung eingedenk sein, auch wenn wir uns einst wieder gegenüber stehen sollten, wie es ja schon der Fall war."

„So soll es sein," entgegnete Fettmilch ruhig. „Ich weiß, Ihr seid ein billiger Mann, und wären mehrere wie Ihr seid, im Rath gesessen, hätte ich nicht nöthig gehabt, ihn sammt und sonders davon zu jagen."

„Berühmt Euch dessen nicht, Meister, ich fürchte Ihr habt der Stadt und Euch einen schlechten Dienst erwiesen. Noch Eines will ich Euch zu guterletzt, da wir wohl kaum mehr so friedlich miteinander sprechen, sagen: Baut nicht zu sehr auf Euren Anhang, er wird kleiner werden, wenn die Gefahr steigt, wie der Schnee im Frühlingssturm zusammen schmiltzt. Wer irgend Hoffnung hat sich zu retten, und wäre es auch auf Eure Kosten, der wird es thun und um Euch wird niemand bleiben, als die verzweifeltesten Kerle, die nichts zu verlieren haben und wissen, daß ihre Uebelthaten nicht vergeben werden können. Schaut um Euch und Ihr werdet sehen, daß ich wahr gesprochen, und nun frage ich Euch, ob es gut ist, sich um solcher Leute willen zu opfern? Für alle Zeiten wird man Euren Namen mit dem von Räubern und Mordbrennern zusammen nennen, wo Ihr doch noch jetzt zeigen könnt, daß Ihr zur rechten Zeit einlenkt."

„Ich will's erwarten," sagte Fettmilch fest. „Jeder Mensch geht den Weg, den ihm sein Inneres weist. Ich glaube nicht, das ich bis jetzt Unrecht gethan — in die Zukunft aber seht Ihr und ich nicht. Ich thue was ich muß!" —

8. Neue Unternehmungen.

Die Warnung des biederen Martin Bauer sollte nur zu bald sich erfüllen. Die Verkündigung der Reichsacht gegen Fettmilch und seine Genossen machte einen tiefen Eindruck auf das Volk. So gesunken auch im allgemeinen die kaiserliche Macht in Deutschland schon war, wo bereits seit drei Jahrhunderten der Kampf zwischen den Landesherren und der Reichsgewalt sich immer mehr dem völligen Sieg der ersteren zu-

neigte, so hing man doch gerade in den freien Städten noch fest an dem Gedanken an Kaiser und Reich. Die ersteren hatten sich stets den Städten aus mehrfachen Gründen, häufig wohl nur aus pecuniären Ursachen, günstig bewiesen und die Reichsgewalt hatte sich oft und oft schützend auf die Seite der Städte gestellt, wenn diese von den fürstlichen Nachbarn bedroht oder angegriffen waren. Solche Erinnerungen wirken aber noch nach Jahrhunderten nach und hatten auch in den Frankfurtern von 1614 eine gewisse Scheu vor der kaiserlichen Macht erhalten, die man sonst kaum mehr hegte.

So gleichmüthig man daher auch über die früheren Erlässe und Vermahnungen hinweggegangen war, da man in dem nicht unbegründeten Glauben lebte, daß es gar lang daure, bis die Reichsbehörden zum Handeln kämen, so machte die Verkündigung der Acht als äußerster Ausfluß der kaiserlichen Strafgewalt doch einen tiefen Eindruck. Man sah, wie ernst die Zustände beurtheilt wurden und konnte bei der wohlbekannten Stimmung der fürstlichen Nachbarn nicht zweifeln, daß diese sich beeilen würden, das kaiserliche Gebot zu erfüllen.

Die Wohlmeinenden und Besonnenen, welche sich bisher von allen Parteien fern gehalten haben, sahen in dieser offenen Verdammung des bisherigen Treibens eine Aufforderung die Dinge wieder in eine bessere Bahn zu lenken, und auch die Anhänger der reinen Patricier-Herrschaft trugen die Köpfe wieder höher und sprachen offen davon, daß die früheren Zustände wieder eingeführt werden müßten.

Am tiefsten aber wirkte die Achtsverhängung auf alle, welche bis jetzt zur Volkspartei zählten, denn sie schied sich fortan offen in mehrere Gruppen, was freilich insgeheim schon lange der Fall war. Die Vorsichtigen und Bedächtigen, welche nicht allein die Tumulte mißbilligt hatten, sondern überhaupt der Meinung waren, daß man in mancher Beziehung zu weit gegangen sei, sahen in der kaiserlichen Ungnade eine Bestätigung ihrer Ansicht und meinten, es sei die höchste Zeit einzulenken. Zu diesen gehörten die Ehrgeizigen vom Schlage des Gerngroß, der schon seit längerer Zeit der Bewegung gram war, weil sie seine Hoffnungen nicht erfüllt hatte, und die Ueberschlauen nach der Art des Hermann Geiß, welche dachten jene Vortheile zu behalten, die sie beim Sturz des alten Regiments ergattert hatten und vielleicht bei einer neuerlichen Aenderung noch einige mehr erhaschen zu können.

Die ganz gleiche Praxis soll ja auch bis in die allerneueste Zeit nicht unbeliebt und nicht selten von Erfolg begleitet sein, und mancher hochmögende Herr soll es mit merkwürdiger Geistesgegenwart und Vielseitigkeit verstanden haben, sich von der Revolution und dem strammsten Ordnungsregiment in gleicher Weise die Rangsstufen emporheben zu lassen.

Diesen Leuten, welche mehr oder minder offen ihre Lust bezeugten, von der bisherigen Fahne abzufallen und zum Kreuz zu kriechen, standen die Anhänger des Schneiders Schoppe und des wüsten Schreibers entgegen, die darauf drangen, nun die Macht erst ganz in ihrer zügellosen Weise zu gebrauchen und sich — da es nun doch einmal auf andere Weise nicht gehe und die Welt an die guten Absichten denn doch nicht glaube, sich durch die rohe Gewalt und die Macht des Schreckens am Ruder zu erhalten. Zum mindesten möge man, falls es wirklich mit der Herrschaft zu Ende gehe, diese noch recht ausnützen und in einem kurzen Taumel zügellosen Treibens nachholen, was man früher durch Jahre entbehren mußte.

Diese entsetzliche Theorie findet in jeder Revolution ihre begeisterten Apostel und — was noch trauriger ist — eine sehr große Schaar gläubiger Anhänger. Es liegt in dieser Thatsache ein weiterer Beweis für die demüthigende Thatsache, daß des momentanen Erfolges am sichersten ist, wer auf die gemeinsten Instinkte und die Blindheit der großen Masse spekulirt.

Innerhalb dieser sich mehr und mehr scheidenden Parteien stand Fettmilch mit einer kleinen Zahl Genossen, die zwar nicht mehr, wie er, an die Möglichkeit glaubten, Ordnung und Gerechtigkeit herstellen zu können, aber aus Anhänglichkeit für ihn, noch bei ihm aushielten. Zu ihnen gehörten Jörg Schwaben und Adolf Kantor, deren persönliches Interesse an der Bewegung längst erloschen war, die aber durch ihre Erlebnisse gleichgiltig gegen die Zukunft geworden waren und treu zu Fettmilch hielten, weil sein Wesen noch das sympathischeste war.

Man darf wohl annehmen, daß sich dieser merkwürdige Mann keiner Täuschung über die Gefahr seiner Lage hingab. Aber mit dem Trotz, der ihn früher vorwärts getrieben hatte, blieb er auch jetzt bei seinem Vorhaben und vergaß als Geächteter, wo ein großer Theil seiner Anhänger schon abgefallen war, ein anderer nur auf die lohnende Gelegenheit, es zu thun wartete, nicht auf das, was er sich als Aufgabe vorgesetzt hatte.

Unermüdlich war er thätig, um die städtischen Einrichtungen zu verbessern, für eine ordentliche Gerichtspflege und Verwaltung zu sorgen. Was er in dieser Beziehung that, zeigt von gesundem Sinn und Einsicht in die Bedürfnisse des Gemeinwesens, wobei zudem nicht zu übersehen ist, daß alles, was wir von ihm wissen, aus dem Mund mehr oder weniger erbitterter Feinde seiner Person stammt, die kein Interesse und gewiß auch keine Lust hatten, begeisterte Lobredner seiner Dictatur zu sein.

Sein Gerechtigkeitssinn, der ihn vielfach höher stellte, als seine Gegner, wird schon dadurch erwiesen, daß er trotz seiner nahezu schrankenlosen Macht an keinem der Männer, die bei dem Unrecht, das er gelitten, mitgewirkt hatten, Repressalien übte, und obwohl er wußte, daß es noch genug Feinde seiner Person und Herrschaft in Frankfurt gab, doch keinem derselben ein Haar krümmen ließ. Die Amtspersonen und Rathsherren, welche in Haft behalten wurden, um Rechenschaft über ihre Amtsführung zu geben, wurden auf seinen Befehl glimpflich behandelt und obwohl es gewiß nicht an Vorwänden, um nicht zu sagen, berechtigten Gründen zu grausamen Urtheilen gefehlt hätte, erfloß durch ihn keines derselben.

Uebrigens wurde er in seinem Willen von Tag zu Tag mehr beschränkt durch die Rücksicht auf die Partei der Extremen, die ihm unter der Führung des fanatischen Schoppe und des wüsten Wolf bald allein noch zur Verfügung stand, während die anderen sich entweder zurückzogen oder ihm gar feindlich gegenüberstanden. Ein schwerer Schlag für ihn war der gänzliche Abfall des Krämers Gerngroß, der ihm zwar persönlich nie sehr nahe stand, aber durch seinen Einfluß auf den mittleren Bürgerstand ein wichtiger Bundesgenosse war. Dieser eitle und ehrgeizige Mann war von der Achtserklärung besonders tief betroffen, da sie sich auch auf seine Person erstreckte. Zu dem großen Mißvergnügen, das er schon lange empfand, weil er nicht die Rolle spielen konnte, die ihm nach seiner Meinung gebührte, kam nun noch, da er wie alle Großsprecher feig war, die Sorge um die eigene Haut. In der Hoffnung, diese durch eine reumüthige Umkehr zu retten, floh er aus Frankfurt und begab sich als um Gnade Flehender an den Hof nach Darmstadt, wo er seine Dienste zur völligen Niederwerfung der Empörung anbot. Landgraf Ludwig war aber ein gerader, ritterlicher Herr und mochte nicht viel Gefallen an dem elenden Ueberläufer finden; zudem war kein Zweifel, daß man bei den Spaltungen im Innern der Stadt und den aufgebotenen Streitkräften, die von allen Seiten gegen Frankfurt zogen, in Kürze Herr desselben sein würde. Den Bitten des Krämers wurde also ebensowenig Gehör geschenkt, wie seinen Versprechungen, sondern er wurde in Haft genommen und in Rüsselsheim gefangen gesetzt, bis ihm nebst den übrigen Aufrührern der Proceß gemacht werden konnte.

Die Flucht von Gerngroß trennte auch noch die letzten besseren Anhänger von Fettmilch, der nun gezwungen war, sich einzig und allein auf den zügellosen Pöbel, auf die arbeitsscheuen Gewerbsgehilfen und das Gesindel zu stützen, welches auf die Nachricht von den Unruhen in hellen Haufen nach Frankfurt gezogen war. Eine verzweiflungsvolle Bitterkeit bemächtigte sich seiner Seele, durch welche ihm die früheren Zielpunkte seines Handelns immer gleichgiltiger wurden, und er nur bestrebt war, den äußeren Anschein der Herrschaft zu bewahren, die in Wirklichkeit schon lange in andere, gewiß weniger reine Hände übergegangen war.

Eine wüste Gewaltherrschaft begann, gegen welche alle besseren Elemente sich immer mehr zusammenschlossen. Unter den verschiedensten Vorwänden setzte man Bürger, die als Gegner der Bewegungspartei bekannt waren, gefangen und zog ihre Güter ein; allnächtlich kamen Plünderungen vor, und nicht selten entspannen sich bei ähnlichen Anlässen förmliche Straßenkämpfe, welche nicht selten zu Ungunsten der angreifenden Pöbelschaaren, die von Konrad Schoppe und Steffen Wolf geführt wurden, endeten.

Dabei zog sich der Ring der Reichsexecutionstruppen immer enger um Frankfurt zusammen, die Noth wuchs, eine ungeheure Theuerung riß ein, durch welche die Unbändigkeit der dadurch zumeist betroffenen unteren Volksschichten noch gesteigert wurde. Der Angriff von außen hätte die Stadt wohl nicht gerettet, sondern ihr wahrscheinlich das Schicksal bereitet, das siebenzig Jahre früher Münster durch die Wiedertäufer betroffen hatte: nämlich ganz in die Hände des verzweifelten Pöbels zu fallen, der zugleich im Innern eine tolle ausschweifende Gewaltherrschaft übte und sich gegen die Belagerer mit dem fanatischen Muth rettungslos Verlorener wehrte.

In Konrad Schoppe, Wolf und anderen waren die Führer gegeben, die es dem „König Jan", Schneidergeselle Bokelson aus Leyden, der sich zum „Propheten", König von Münster und Besitzer einer Unzahl Weiber mit denen er in maßlosem Prunk einherzog (Bild Seite 793) und dem Wiedertäufer Mathiesen der die Greise, Weiber und Kinder mit Schlägen aus der Stadt treiben ließ (Bild Seite 801), gleich thun konnten, und Fettmilch, dem es gewiß erwünscht gewesen wäre, sein Leben so theuer als möglich verkaufen zu können, hätte sich einer solchen äußersten Wendung so wenig widersetzen können, wie so vielem, was gegen seine ursprüngliche Absicht und bessere Meinung geschehen war.

Daß Frankfurt vor einem so furchtbaren Schicksal und den Schrecken einer Belagerung bewahrt blieb, hatte es nicht den Reichsexecutionstruppen zu danken, die auch bei diesem Anlasse ihre sprichwörtlich gewordene Langsamkeit bewiesen und Ende November noch immer im „Anrücken" waren, sondern einzig und allein dem Muth und der Besonnenheit eines wackeren Bürgers.

Martin Bauer war wegen seiner Rechtlichkeit in ganz Frankfurt hoch angesehen, und auch unter den Anhängern Schoppe's gab es genug Leute, die bei Seite traten, ihre Mützen zogen, wenn er durch die Straßen schritt. Er durfte es daher wagen, in Frankfurt zu bleiben, obgleich er namentlich von Steffen Wolf bitter gehaßt wurde. An ihn schlossen sich nun naturgemäß alle besseren Elemente, und wenn er auch mit äußerster Vorsicht verfuhr, hatte er doch bald seinem Anhang eine feste Organisation gegeben und gebot über fünfhundert entschlossene und wohlbewehrte Bürger.

Er kannte das Volk gut genug, um zu wissen, daß es, seiner hauptsächlichsten Führer und Aufhetzer beraubt, muthlos werden und sich willig unterwerfen würde. Sein Trachten ging daher vor allem danach, sich der Personen Fettmilch, Schoppe, Steffen Wolf und einiger anderer Häupter zu versichern und dann den Executionstruppen den Einmarsch nach Frankfurt ohne Kampf zu ermöglichen,

so daß die Ruhe mit möglichst wenig Schaden für Leib und Gut der ohnehin schwer betroffenen Städter hergestellt werden würde.

Es war in der Abendstunde des 1. December 1614, als ihm mitgetheilt wurde, daß Fettmilch mit den meisten der Rädelsführer in der Schenke eines Gesinnungsgenossen beisammen sei. Rasch entschlossen traf er seine Maßregeln. Mit ungefähr hundert seiner Anhänger besetzte er die nahen Gassen, und mit den muthigsten derselben drang er selbst in das Haus ein, das die Führer der Empörer beherbergte.

Bestürzt fuhren sie von den Tischen auf, an welchen sie berathend und zechend saßen, als Bauer mit den wohlbewehrten Bürgern plötzlich erschien.

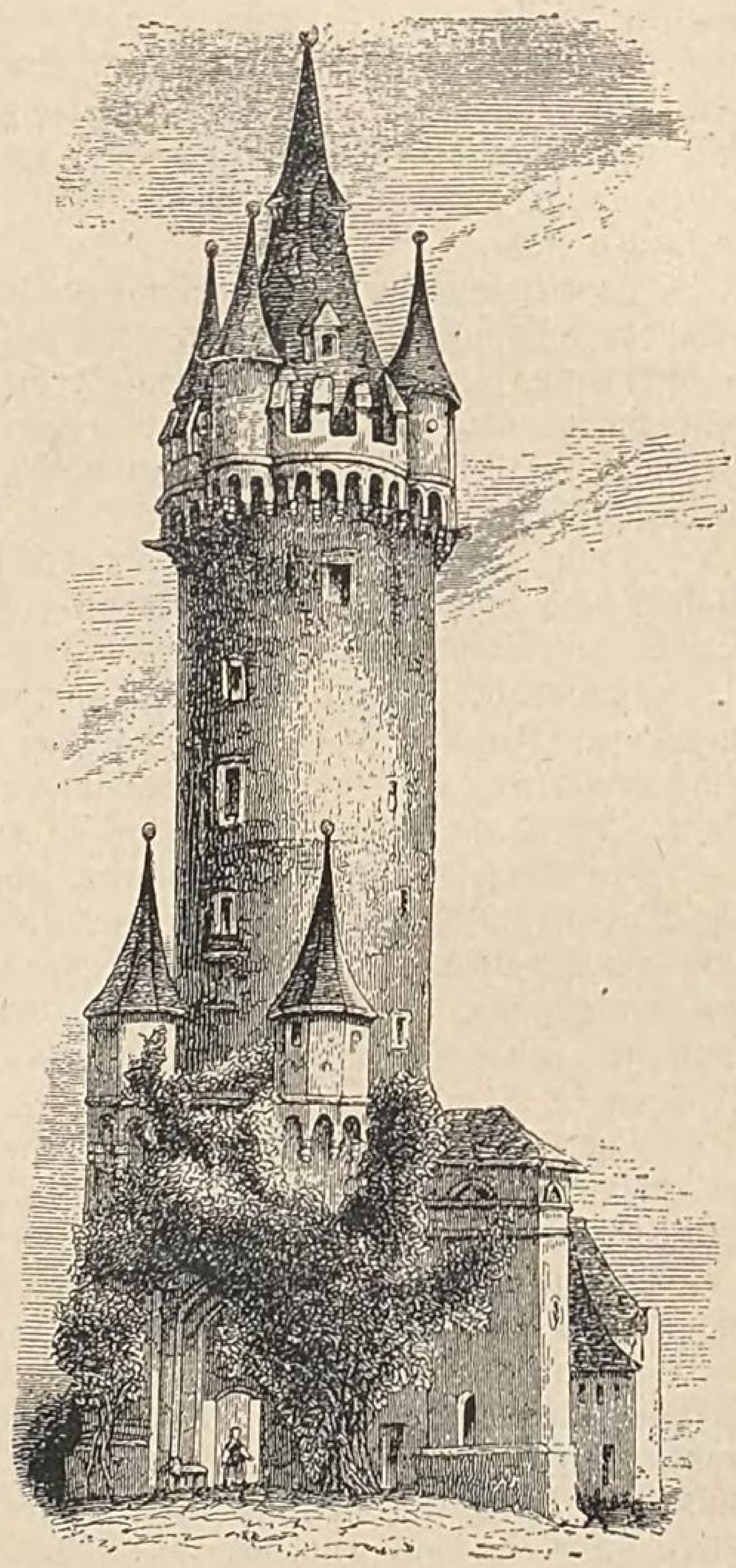
„Oho, Herr Bauer, so leicht geht das nicht, als Ihr denkt!“ rief Fettmilch finster, während seine waffenlosen Genossen sich in ihr Schicksal zu ergeben schienen. „Diesmal wird es nicht damit abgehen, daß nur unsere Mäuler reden — sondern —“

Er hatte bei diesen Worten eine Pistole hervorgezogen und auf Bauer angeschlagen. Der beherzte Mann machte aber einen raschen Sprung gegen ihn und riß ihm die Waffe aus der Hand.

„Vinz-Hans, ich habe Euch gewarnt!“ sagte er. „Mir ist leid um Euch — aber es kann nicht mehr anders kommen, wenn man dieser bösen Wirthschaft ein Ende machen und das gemeine Wesen vor Graus und Verwüstung retten will. Ihr habt Euch selbst unter die Schärfe des Schwertes begeben und werdet sie jetzt fühlen!“

„Was wollt Ihr? Mit welchem Rechte greift Ihr uns?“ rief Fettmilch trotzig.

„Fragt nicht nach meinem Recht,“ entgegnete Bauer barsch, „der Ihr alles, was gethan wird, mit Gewalt und Bedrückung thut. Ich will verantworten, was auf mein Geheiß und mit meiner Billigung geschieht, vor Gott und meinem Gewissen, vor dem Kaiser und meinen Mitbürgern; fragt Euch selbst, ob es mit Euch eben so steht!“



Eschenheimerthurm in Frankfurt.

Schweigend ließen sich Fettmilch und die übrigen Aufrührer fesseln, dann wurden sie, scharf bewacht und umgeben von den bewaffneten Bürgern, nach dem Eschenheimerthurm (Bild siehe oben) gebracht. — Vergebens blickte Fettmilch umher, ob sich das Volk nicht zu seiner Befreiung erheben werde,

aber scheu und gedrückt sahen die Gruppen auf den Straßen nach dem Zug, und die Haltung der Escorte war so entschlossen, daß niemand wagte, sie anzugreifen. Da ließ er sein Haupt sinken und gab sich verloren; er sah, daß Bauer wahr gesprochen, als er ihn auf die Wankelmüthigkeit des Volkes verwiesen hatte.

Die Dinge sollten sich indeß nochmals wenden, denn in mehrfacher Beziehung waren die Umstände dem kühnen Handstreich des ehemaligen Rathsherrn nicht günstig. Unter den Gefangenen fehlten zwei der Rädelsführer, die vielleicht noch gefährlicher waren, als Fettmilch selbst — nämlich Konrad Schoppe und Steffen Wolf. Man durfte aber in der Nacht umsoweniger wagen, energisch nach denselben zu fahnden, als von Seite der Reichstruppen die verabredete Hilfe von außen ausblieb. Bauer hatte wohl sogleich zwei Stadtthore besetzen lassen und von dort die Signale gegeben, welche die fremden Truppen herbeirufen sollten, aber diese mochten wohl schon fest auf den Ohren liegen, denn sie erschienen nicht.

Pöbelzusammenrottungen sind ein eigenes Ding, in ihrem Entstehen meist unfaßbar und fast gespenstisch zu nennen. Die Nacht verlief ruhiger, als Bauer gehofft hatte, und die Patrouillen brachten die Nachricht heim, daß die Stadt vollkommen ruhig sei. Schon gab er sich der Hoffnung hin, daß die Verhaftung Fettmilch's den Muth der Aufständischen vollkommen gebrochen habe — aber er täuschte sich.

Kaum graute der Morgen, als sich die Massen in der ganzen Stadt erhoben, zugleich und plötzlich, wie eine überall aus der Erde hervorquellende wilde Flut. Die in der Stadt zerstreuten Wachen der Bürger konnten nicht ankämpfen gegen die zusammenströmenden Schaaren und mußten froh sein, mit heiler Haut zu entkommen. Indessen war es offenbar den Pöbelhaufen, die nach einem bestimmten Plan handelten, nicht um einen Kampf zu thun, denn sie strebten alle nach einem Punkte hin, dem Eschenheimerthurm, in dem Fettmilch gefangen saß.

Bauer selbst mit etwa zwanzig seiner Anhänger hielt denselben besetzt. Als die Massen mit Gebrüll dagegen anrückten erkannte der Rathsherr bald, daß er nicht im Stande sein würde, sich auf die Länge zu vertheidigen und er war rasch entschlossen, seine Gefangenen freizugeben, um vielleicht den wichtigen Stützpunkt in seiner Hand zu behalten, der ihm ermöglichte, mit den auswärtigen Truppen in Verbindung zu treten.

Nachdem er einen Boten mit bestimmten Weisungen an die Befehlshaber der in den nahegelegenen Ortschaften campirenden hessischen Truppen abgefertigt hatte, begab er sich zu Fettmilch in den Kerker.

„Vinz-Hans, ich muß Euch freigeben" sagte er, „Eure Freunde rücken an, und es sind ihrer zu viele, als daß ich mich erwehren könnte."

„Meine Freunde?" entgegnete dieser bitter. „Meint Ihr die wankelmüthigen Schufte, die man die ganze Nacht zusammen trommeln und hetzen, denen man drohen mußte, es gehe nun auch an ihren Kragen, wenn sie den meinen nicht schützten? Wenn ich Freunde hätte, die treu an mir hingen, wenn ihrer mehr wären, als ein halb Dutzend, wenn das ganze Volk dazu gehörte, wie ich es wohl verdienen würde, hättet Ihr mich nicht hieher gebracht, denn noch gestern Nachts wäre das Volk aufgestanden und hätte mich auf den Straßen befreit. O, ich habe genug von diesem Treiben, denn meine Seele ist voll Bitterkeit! Was schiert es mich nochmals frei zu werden, wo ich doch einmal hier gesessen bin? Man wird mich wieder greifen und immer weniger, immer zaghafter werden sich die zeigen, für welche ich mich geopfert!"

„Ich hab' Euch das vorausgesagt, Vinz-Hans," entgegnete Bauer. „Nun kommt aber, Ihr hört, wie die Kerle brüllen, ich darf nicht wagen das Leben wackerer Bürger auf das Spiel zu setzen, wo ich sehe, daß ich mich nicht be-

haupten kann. Ich sag' Euch offen, wenn es nicht so stünde, gäbe ich Euch nicht frei."

Fettmilch nickte finster und schritt stumm neben dem Rathsherrn einher. Als er unter der kleinen Pforte erschien, die in's Freie führte und rasch wieder hinter ihm geschlossen wurde, zerriß ein tobendes Jubelgeschrei die Lüfte und Schoppe stürzte auf ihn zu und umarmte ihn, während Steffen Wolf sich an seinen Arm hing.

„Laßt mich los!" knirschte er. „Wir werden einander nicht mehr ledig, denn Ihr habt Euch fest genug an mich gehängt, daß wir miteinander zur Hölle fahren!"

„Ei, Bruderherz, hat Dich das Bischen Brummen im Thurm so unwirsch gemacht! lachte Steffen höhnisch. „Bist Du doch nur selbst daran Schuld! Wie oft hab' ich Dir vorgestellt, daß man erst gründlich mit all' diesen Muckern und Duckmäusern aufräumen muß, damit wir völlig Herren in der Stadt sind. Nun haben sie Dir zu kosten gegeben, wie stark sie sich schon fühlen und wenn es auf die ankäme, baumeltest Du schon dort drüben an einer Weide."

„Recht hat er!" stimmte Schoppe grimmig zu. „Es ist einmal Zeit, daß wir Ernst machen. Was faselst Du da immer von Recht und Ordnung, wenn Du doch denen nicht an den Hals willst, die sich dagegen sperren? Tritt nur erst einmal diese Pharisäer ordentlich nieder und Du sollst sehen, wie wir das Reich Gottes hier einrichten, daß es eine Freude sein soll!"

„Ja, so muß es kommen und bald muß es in Angriff genommen werden, sonst ist's zu spät!" rief Steffen Wolf. „Noch heute Nacht geht es an alle die Halben und Lauen, die nichts wissen wollen von der Herrschaft und Gerechtigkeit und Gleichheit. Zieht jetzt heim", rief er mit gellender Stimme dem Volk zu, „und ruht Euch aus, damit Ihr bereit und rüstig seid, wenn der Ruf an Euch ergeht, einzustehen für Euer Recht!"

Lärmend und johlend zertheilte sich die Menge, während die Führer den befreiten Fettmilch nach seinem Haus zogen, um dort die Maßregeln für die gänzliche Unterdrückung und Vernichtung der Widerstrebenden zu berathen.

Bauer täuschte sich nicht über die Gefahr, die durch das Fehlschlagen seines ersten Unternehmens drohte und ging gewitzigt durch dasselbe, sofort daran, einen zweiten besser vorbereiteten Angriff auszuführen.

In den Vormittagsstunden, wo die Mehrzahl der Unruhstifter, erschöpft von der durchwachten Nacht, sich dem Schlaf überließ, eilten seine Boten durch die ganze Stadt und riefen die Bürger zu den Waffen. Und als ihm die Nachricht von dem Nahen der hessischen Truppen gebracht wurde, gab er den Befehl zum Sammeln. Im Nu waren alle Straßen um Fettmilch's Haus mit Ketten gesperrt, die Thore besetzt und alle Wachen der Empörer überwältigt. An der Spitze von dreihundert wehrhaften Männern zog Bauer selbst in die Dönchesgasse vor Fettmilch's Haus, wo dieses Mal sämmtliche hervorragenden Häupter des Aufstandes versammelt waren.

Ein Theil wollte sich vertheidigen und Schoppe drang darauf, man solle das Volk aufrufen und Widerstand leisten. Als aber Trompeten erklangen und am Straßeneingang die geschlossenen Reihen hessischer Reiter erschienen, wehrte Fettmilch jedem Widerstande, dessen Nutzlosigkeit er einsah.

„Laßt es gehen, wie es sein soll!" sagte er müde und gebrochen. „Es soll kein Blut mehr vergossen werden, als jenes, das schon verwirkt ist. Tröste sich jeder, dem es möglich ist unter meinen Anhängern wie unter meinen Feinden, daß er nur das Rechte und Gute gewollt hat, wie ich! Vielleicht ist es doch wahr, was Du sagtest, Kantor, daß Recht und Gerechtigkeit keine Stätte haben auf dieser Erde!"

Noch in derselben Nacht wurde Fettmilch nebst Schoppe und Wolf, Jörg Schwaben und Kantor und anderen Aufrührern, die besonders bezeichnet waren, unter starker Bedeckung von hessischen Kürassieren nach Aschaffenburg gebracht. Verschüchtert hielt sich der Pöbel versteckt, es rührte sich keine Hand zu ihrer Befreiung.

9. Der Tag der Sühnung.

Mit einem Schlage war auf diese Art Ruhe und Ordnung in Frankfurt wiederhergestellt. In Folge des schon längst erflossenen kaiserlichen Befehles traten sofort die früheren Behörden wieder in ihre Aemter, die, wie dies ja leider stets der Fall ist, weniger danach trachteten, die Fehler gut zu machen, welche zu den Unruhen geführt hatten, sondern eine mitleidlose Verfolgung aller einleiteten, die bei denselben eine Rolle gespielt hatten. In den Augen der hochweisen Herren vom Rathe wogen natürlich alle späteren Ausschreitungen und Gewaltsachen leicht neben der entsetzlichen Thatsache, daß man es gewagt hatte, sie an die Luft zu setzen. Man fahndete daher besonders eifrig nach allen, die am Beginn der Unruhen theilgenommen hatten, wenngleich sie später sich ganz zurückzogen. Auch Hermann Geiß und noch mehrere der Zünftler wurden eingezogen und als Hauptverbrecher behandelt, blos weil sie an der Vertreibung des Rathes mitgewirkt hatten.

Vielleicht wäre es bei diesem rachsüchtigen und unklugen Vorgehen zu neuen Ausbrüchen der Unzufriedenheit gekommen, wenn nicht die kaiserlichen Commissarien einen Theil des Stadtregimentes in ihre Hand genommen hätten und eine beträchtliche Zahl Mainzischer und Hessischer Truppen in Frankfurt und dessen Umgebung gelegen wären.

Ein hauptsächliches Bestreben der Commissarien ging dahin, den Handel und Verkehr der sonst so regsamen Stadt wieder zu heben und dadurch eine der Quellen zur Unzufriedenheit und zu neuen Aufläufen zu verstopfen. Theils zu diesem Zweck, theils um die ihnen widerfahrene Unbill gutzumachen, forderte man die Juden zur Rückkehr auf. Aber diese trauten den Verhältnissen noch nicht und hielten sich ferne, so daß man endlich durch das Los vierzig Hausväter bestimmte, die ihre Häuser wieder in Besitz nehmen sollten. Ganz freiwillig scheint diese Rückkehr nicht gewesen zu sein, denn unser schon mehrerwähnter jüdischer Gewährsmann erzählt darüber:

„Sie kamen nicht froh gezogen,
Und waren in eitel Mora (Furcht),
Sie thaten es noch nit gern wogen
Weil die Mordim (Aufrührer) noch nicht warn zu kappora (bestraft)."

In der That erfolgte die förmliche Besitznahme der Judengasse durch die Vertriebenen erst im Anfange 1616, als auch der langwierige Proceß gegen die Häupter des Aufruhres endlich zu Ende gebracht war.

Es scheint bezüglich desselben manchen Streit zwischen den von den Commissarien bestellten Richtern und den beigeordneten Mitgliedern des Frankfurter Rathes gegeben zu haben, denn bei dem klarliegenden Sachverhalt wäre sonst eine so lange Dauer des Processes schwer erklärlich.

Als ein Muster unparteiischer und leidenschaftloser Rechtsprechung ist indessen trotzdem das erflossene Urtheil nicht anzusehen. Es lautete gegen Fettmilch, Schoppe, Gerngroß, Jörg Schwaben, dem besonders die Zerstörung des Uffstein'schen Hauses zur Last fiel, Steffen Wolf, Hermann Geiß und Adolf Kantor auf den Tod; gegen neun andere auf öffentliche Auspeitschung

und Verbannung und gegen dreiundzwanzig wurde nur diese letztere Strafe ohne besondere Verschärfung ausgesprochen.

Das Urtheil gegen Kantor, dem ein thätiges Eingreifen kaum nachgewiesen werden konnte, dürfte von den Juden beeinflußt worden sein, deren Haß gegen den Abtrünnigen um so glühender wurde, als er in den Reihen ihrer Bedränger zu sehen gewesen war.

Nach einem Beschluß der kaiserlichen Commissarien sollte die Vollziehung des Urtheils gemeinsam mit der feierlichen Rückführung der Juden in ihre Gasse stattfinden und solchermaßen die vollständige Beilegung der Unruhen zu einer besonderen Feierlichkeit werden.

Als Tag derselben wurde der 18. Februar bestimmt und durch herumgesendete Herolde forderte man alle vertriebenen Juden auf, sich zur rechten Zeit am Bockenheimerthor einzufinden. Nicht minder aber führte man auch den Frankfurtern die Bedeutung dieses Tages zu Gemüthe, denn es wurden förmliche Bußtage ausgeschrieben, in welchen die Schänken bei schwerer Strafe Wein nur an Kranke oder Alte verkaufen durften, den „öffentlichen" Frauen, den Knechten und Gesellen verbot man, auf der Straße zu erscheinen und besonders streng war das Tragen von Waffen, das Singen und Lärmen verpönt.

Während sich am bestimmten Tage die Juden vor dem Bockenheimerthore sammelten, zogen in voller Kriegsrüstung die Mainzischen und Hessischen Truppen mit den gefesselten Uebelthätern in Frankfurt ein, besetzten die Thorwachen und öffentlichen Plätze und am Roßmarkt, wo das Schaffot aufgeschlagen war, fuhr man drei Geschütze auf, an welchen die Stückmeister mit brennenden Lunten standen.

Nach feierlicher Verkündigung des Urtheils wurde sogleich an dessen Vollstreckung geschritten; ersteres war im Geiste der Zeit mit blutigen Nebenumständen ausgestattet worden. Zuerst beschritt Vincenz Fettmilch die Blutbühne. Er wollte zu dem versammelten Volke sprechen, wurde aber daran, wahrscheinlich auf Geheiß einer Amtsperson, durch die einfallenden Trompetenstöße verhindert. Zuerst wurden ihm auf dem Block zwei Finger der rechten Hand und dann das Haupt abgeschlagen, der Körper wurde geviertheilt und je ein Stück über den vier Hauptstraßen Frankfurts aufgehangen, die Eingeweide aber unter dem Galgen auf der gewöhnlichen Richtstätte begraben. Konrad Schoppe, Konrad Gerngroß und Jörg Schwaben verloren gleichfalls zuerst zwei Finger und dann die Köpfe, die nebst jenem Fettmilch's „männiglich zur Warnigung und erbärmlichen Exemplum" auf der Sachsenhausener Brücke aufgesteckt wurden. Hermann Geiß, Steffen Wolf und Adolf Kantor kamen mit der bloßen Enthauptung davon. Dann folgte die Auspeitschung der neun Verbrecher, die von dem Henker, unter fortwährenden Schlägen an den harrenden Juden vorüber, aus der Stadt getrieben wurden, während man die übrigen dreiundzwanzig Verurtheilten zwar in schimpflicher Weise, aber ohne Prügel aus der Stadt wies.

Als der Gerechtigkeit gegen die Uebelthäter Genüge geschehen war, kam die Reihe an die Opfer derselben, welchen in feierlicher Weise Genugthuung gegeben werden sollte. Es war dies ein so seltenes Schauspiel, daß von weit und breit die Juden zugereist kamen, um demselben beizuwohnen.

Im feierlichen Umzug wurden die Juden dann, geleitet von den Stadtsoldaten, um die Stadt herum zum Gallusthore, das im Volksmund auch den weniger wohlklingenden Namen „Galgenthor" hatte, geführt.

„Wir konnten unser Freud gar nit begreifn,
Als der Hauptmann wieder zu uns kummen,
Mit Trummen (Trommeln), Pauken und Pfeiffen,
Wir haben sie bald hören brummen.

Auch vil Volk mit großem Preis,
Reiter und Fußvolk eine große Scharen,
Ihr sollt nit gehen wie der Juden Weis,
Neiert (nur) sechs und sechs sollen sich paaren.
Mit ersten ein großer Volck eitel Fußknecht,
Die Bükksen über den Achseln lagen,
Darnach die Reiter wol gerüst recht,
Nit schöner gesehen worden mit Augen;
Alldann die Adler auf einem Wagen gelegen sind,
Und darnach die Pfeiffen und Trummen
Alsdann mir arme derschrockene Kind,
Ihnen nachgangen und mit kummen.
Ein Reiter mit einer silbern Trommet nach uns zoch
Und darnach Reiter und Ritter vil sehrn.
Alsdann vil Fuß-Volck zog wieder noch,
Wolgerüst die alle wehrn.
In alle Gassen, wo wir einkehrten,
Blies man die Trummen mit gantzer Gewalten,
Alle die Bürger, die das hörten,
Die hat gewölt, sie hätten uns vorbehalten."

So berichtet der poetische Berichterstatter, der es gewiß mit der Anschaulichkeit des Vorganges genauer nahm, als mit der Prosodie und der sprachlichen Reinheit.

Die Erinnerung an jenen Tag der Sühnung ist noch heute unter den Frankfurter Juden sehr lebendig, und dieser, sowie jener der Vertreibung werden in besonderer Weise gefeiert. Noch immer erzählt man, daß ein Vorfahrer des bekannten Bankiers Oppenheim, in dessen Haus der Gründer der Firma Rothschild seine commercielle Bildung erhielt, von der Freude über die Rückkehr in seine Vaterstadt so ergriffen gewesen sei, daß er einen Trommler der Fußtruppen bat, doch einen Moment die Trommel rühren zu dürfen. Und als ihm die Bitte gewährt wurde, habe er gar gewaltig mit den Schlägen gewirbelt, so daß ihm die anderen Juden den Beinamen „Trumm" (Trommel) gegeben haben, der seiner Familie bis auf den heutigen Tag geblieben ist.

Als endlich der Zug vor der Judengasse angekommen war, bildeten die Juden einen Kreis, um die neue, von den Commissarien verfaßte und vom Kaiser bestätigte Juden-Ordnung, die so ziemlich alles so ließ, wie es vor dem Ausbruche gewesen war, zu vernehmen. Zur gleichen Zeit wurden von allen drei Thoren große Schilder mit dem kaiserlichen Adler angeschlagen und der Umschrift: „Römisch-Kaiserlichen Majestät und des heiligen Reiches Schutz," auf daß „sich fürder niemand beigehen ließe, die Juden in ihren Häusern, Verkehr und Handeln böswillig anzugehen und zu stören."

Unser Gewährsmann erzählt diesen Vorgang in seiner naiven Weise folgendermaßen:

„Bei dem Gestell (Schaffot) zogen wir daher,
Da man darauf sie alle hat thun richten,
Ein groß Volck stand da in ihr Wehr,
Die da hat müssen sein bei den Geschichten.
Mit einem fliegenden Fahnen wol über die Zeil (Häuserreihe),
Führt man uns zu unsern Gassen,
Da kam ein Schreiber in einer Eil
Und that die Adler zu sich fassen.

Drei Adler that er anhefften
In unsern Gassen an drei Thoren,
Mit starke Nägel und allen Kräfften.
Ein Freiheit zu sein in langen Jahren.
Indem kam ein mächtiger Schreiber zu reiten,
Um die neue Kijunim (Juden-Ordnung) thät er langen,
Unsere Parnosim (Vorsteher) standen ihm an der Seiten,
Unser Kahal (Gemeinde) kam darzu auch gegangen.
Zwo ganze Schnos (Stunden) hat er zu thun,
Bis er sie hot geleint (gelesen) zu dem Enden,
Al das Volck blieb als still stehn,
Keiner that sich kehren oder wenden.
Darnach hört keiner sein eigen Wort,
Von wegen Gedös, Pfeifen und Trummen,
Al hielten sie halten dort,
Bis mir in unser Haiser waren kummen.
Ein Trummeter (Trompeter)' ritt mit uns zur Gaß enein,
Gar hoch bließ er an mit Kreffte,
Bis ein iglicher in sein Haus ging enein
Darnach zog er heim wieder zu seine Gescheфte.
Mir zogen ein mit großer Freud
In unser Haiser, wie mir sie fanden,
Haschem Jisborech (der gelobte Gott) soll uns weiter behüten vor allem Leid
Bis Maschjach Zidkenu (unser gerechter Messias) wird sein vorhanden."

Dann schließt er seine Darstellung mit frommen Wünschen und der Betheuerung:

„Alle meine Red, was ich do hab geredt,
Alles was ich hab gesungen,
Kein Eugen (Bischen) hab' ich darinnen vergeßt,
Neiert (nur) die Wahrheit bezeigt mit meinen Zungen.
Neunert (nunmehr) kehrt ab von allen Bösen
Und das Gutte befaßt mit beyde Händen.
So wird uns Haschem Jisborech von alle Zoros (Trübsal) derlösen.
Und Maschjach ben David (Messias, Sohn Davids) senden.
Omen, vechen jehi rozon! (Amen, so sei Gottes Wille!)

So ganz scheint aber trotz des kaiserlichen Gebotes das gute Einvernehmen nicht hergestellt worden zu sein, wozu besonders die leidige Ersatzfrage viel beitragen mochte, denn über einem vom Kaiser bestätigten Schiedsspruch der Commissarien mußte die christliche Bürgerschaft an die Judengemeinde für den von den Empörern angerichteten Schaden eine Vergütung von 176.000 Gulden leisten, eine für den Geldwerth jener Zeit höchst bedeutende Summe, deren Aufbringung bei dem ohnehin gesunkenen Wohlstand sehr schwer fiel.

So sah sich denn auch der Rath fort und fort genöthigt in ebenso erfolglos bleibenden als gut gemeinten Verordnungen von allen „Schmähungen und Verunglimpfungen, als auch sonderlich von gefährlichen Angriffen und Anschlägen" auf die Juden abzumahnen.

Noch hundert Jahre später versahen sich diese trotzdem von ihren christlichen Mitbürgern nichts Gutes. Denn als am 14. Januar 1711 im Hause des ersten Rabbiners der „große Judenbrand" ausbrach, durch welchen die ganze Gasse eingeäschert wurde, hielten die Juden aus Furcht vor einer Plünderung anfänglich die Thore vor den zum Retten und Löschen herbeieilenden Christen verschlossen.

Und umgekehrt sah man in der ganzen Stadt in dem Umstand, daß keinem Christenhaus, trotz des starken Windes ein Schaden geschehen sei und das Feuer sogar vor dem ganz nahestehenden und gefüllten Pulverthurm Halt gemacht habe, einen klaren Beweis dafür, daß die Feuersbrunst nichts als ein verdientes Strafgericht Gottes sei, der recht klar beweisen wollte, wie abgeneigt er den Feinden und Leugnern der christlichen Lehre sei.

Es wäre sehr sonderbar, wenn man solchen gegenseitigen Vorurtheilen und Gehässigkeiten ein mitleidsvolles Lächeln oder geringschätzende Verdammung entgegenbringen wollte. Es war unserer Zeit vorbehalten diese Gegnerschaft, die auf tausendjährigen von beiden Seiten verschuldeten Fehlern beruht, in ein gewisses System zu bringen und sie, ohne daß man auf die brutalen Gewaltmittel früherer Zeiten verzichtet, mit allen Attributen einer freilich sehr oberflächlichen und tendenziös zugestutzten Wissenschaftlichkeit zu umgeben.

Der grimmige Haß, welchen die Patricier Frankfurts gegen den kühnen Demokraten hatten, der sich gegen ihre Herrschaft aufgelehnt, war durch seine Hinrichtung und die völlige Niederwerfung seiner Anhänger noch nicht gestillt. Sein Beispiel konnte immerhin andere zur Nachfolge reizen und es galt daher, sein „fluchwürdiges Beginnen" und sein furchtbares Ende in dauerhafterer Weise der Nachwelt in Erinnerung zu halten, als es durch die barbarische Zerstückelung und Ausstellung seines Körpers oder die aufgesteckten Rebellenköpfe geschehen konnte.

Auf Antrieb eines „Hochweisen Rathes" wurde daher das Haus Fettmilch's niedergerissen und für ewige Zeiten verboten, an dieser Stelle ein Haus aufzuführen. Statt dessen wurde „sempiternae rebellionis memoriae" (zum ewigen Gedächtniß des Aufstandes) an diesem Platz eine Schandsäule errichtet, auf welcher in schwulstiger lateinischer Inschrift alle Verbrechen Fettmilch's und dessen grausame Bestrafung zu lesen war, ohne daß man mehrerer seiner Genossen gedacht hätte, die gefährlicher und weniger entschuldbar waren, als er.

Diese Säule steht wohl nicht mehr, der Platz in der Dönchesgasse ist aber noch heute unverbaut, obwohl seit mehr als fünfzig Jahren der Patricierherrschaft in Frankfurt ein Ende gemacht ist.

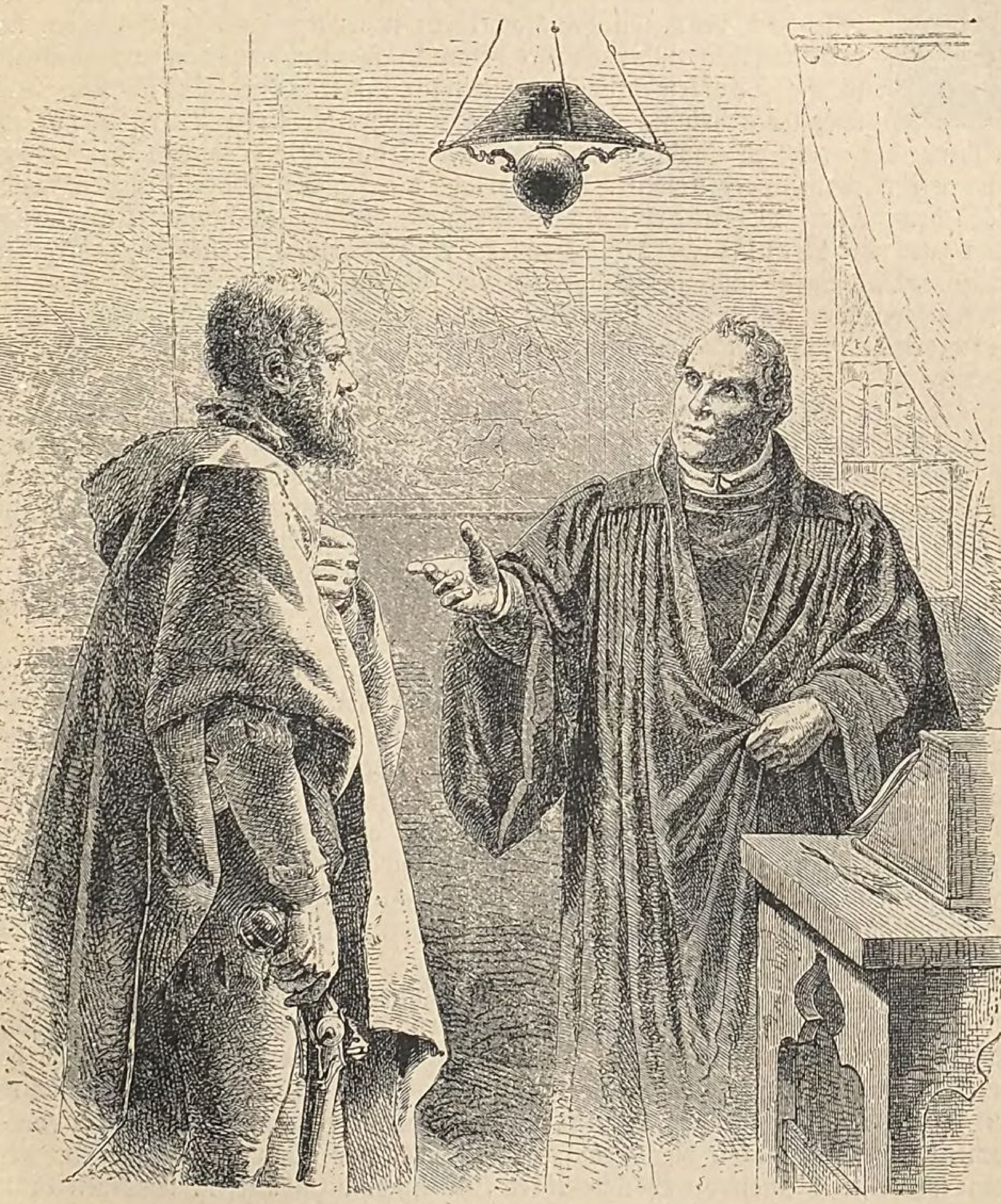
Der Aufstand von 1614 lebt aber heute noch in der Erinnerung der Frankfurter und weiterer Kreise lediglich nur mehr um der Judenhetze willen und die Nachwelt begeht fort und fort die Ungerechtigkeit des Frankfurter Rathes Fettmilch vollkommen mit diesen Ausschreitungen zu identificiren und ihn als deren Anstifter zu erklären.

Dies ist aber ein Unrecht denn es wird nicht allein übersehen, daß die Ursache der Unruhen viel tiefer lag, nämlich im Gegensatz zwischen dem drückenden Patricier-Regiment und den Ansprüchen des Volkes, sondern auch, daß Fettmilch erst durch die ihm im Uffenstein'schen Handel wiederfahrene offenbare Kränkung seines guten Rechtes in den Vordergrund gedrängt wurde, während die Mißstimmung gegen Rath und Judenschaft schon seit Jahren währte.

Es war eine ähnliche Erscheinung, wie der fast hundert Jahre früher auftretende thüringische Pferdehändler Michael Kohlhaas, geboren in der Altmark, der von einem übermüthigen geldgierigen Junker um eine Koppel Pferde gebracht wird und endlich, da er vergebens überall sein Recht zu erlangen sucht, in seinem Rechtstrotz und doch zugleich durch die erlittene Unbill ein Vertrauen auf die rechtliche Ordnung erschüttert, zur Selbsthilfe greift und eine gegen den Adel gerichtete gefährliche Empörung anzettelt, die nur mit äußerster Strenge niedergeschlagen werden kann und ihren Urheber gleichfalls dem Henker überantwortet. Kohlhaas schlug Friedrich von Meißen bei Mühlberg, besiegte die Sachsen bei Dameron, steckte dann Leipzig an drei Ecken in Brand und nahm seine Residenz auf dem Lützener Schlosse.

Vergeblich hatte Kohlhaas seinerzeit die Intervention Martin Luther's angesucht (Bild hier unten) und auch in Folge der Fürsprache von dem Kurfürsten Joachim von Brandenburg freies Geleite nach Dresden zugesichert erhalten — man hielt ihm aber nicht Wort.

Es ist bei solchen Charakteren eine heikle Sache, sie nach den Grundsätzen



Kohlhaas bei Martin Luther.

der gewöhnlichen Moral beurtheilen zu wollen.

Schließlich entscheidet der Erfolg ob der Thäter ein Held oder ein Verbrecher genannt wird.

Das erstere war der Lebküchler Vincenz Fettmilch nicht, aber ohne ungerecht zu sein, wird man ihn auch nicht als letzteren verdammen können.

Herzog Friedel mit der leeren Tasche.

1. Die Begegnung im Walde.

Vor nahezu fünfhundert Jahren war Meran, dessen moderne Zinsvillen sich heute um den Kuchelberg in weitem Halbbogen lagern, noch nicht als klimatischer Kurort bekannt, aber trotzdem schon eine bedeutende, ja für Tirol eigentlich die wichtigste Stadt. (Bild Seite 825.) Denn über ihr erhob sich auf steiler Berghöhe die stolze Burg Tirol, die Residenz der früheren Landesherren aus dem Hause Görz, welche dem ganzen Land seinen Namen geben sollte. Und obwohl die Habsburgischen Fürsten, welche nach dem Tode Meinhard's, des Sohnes der lebens- und liebeslustigen Margaretha Maultasch, 1363 zur Herrschaft gekommen waren, durch ihre übrigen Besitzungen und ihr Eingreifen in die Welthändel, oft von Tirol fern gehalten wurden, wählten sie doch noch immer die stolze Burg, die noch heute in das herrliche Passerthal zwischen dem Ifinger- und Marlingerberg ragt, zum Aufenthalt.

Fehlten also auch im damaligen Bilde Merans die Pensionen und Logirhäuser, die man für einen Luftkurort sonderbar genug so eng aneinander baut, daß man meinen möchte, alle frische Luft werde ausgeschlossen; begegnete man im Frühjahr und Herbst auch noch nicht so vielen Hustenden und lief man nicht Gefahr, bei jedem Schritt auf ausgespukten Traubenhülsen auszugleiten, so fehlte es doch auch im Beginne des fünfzehnten Jahrhunderts nicht an Rührigkeit und Bewegung in der Stadt, die als „Forum Meranum“ schon im neunten Jahrhundert bekannt war.

Die Bedeutung Merans beruhte übrigens nicht allein auf der Nähe der Residenz der Landesherrn, sondern darauf, daß sie an einer der frequentesten Straßen von Deutschland nach Wälschland lag, an jener, welche über den rauhen Jaufenpaß von Passeier nach Sterzing führte. Jetzt ist das freilich schon lange anders geworden; seit die Straße dem kürzeren und geraderen Lauf des wilden Eisack folgt und der Kuntersweg bei Waidbruck auch die engste Schlucht dieses ungestüm die Felsen durchbrechenden Flusses passirbar machte, ist die Straße über den Jaufen menschenleer, der Zug der Menschen und Güter folgt dem kürzeren Weg, und Bozen ist an Merans Stelle als Haltpunkt und Stapelplatz des Verkehres getreten.

Statt der mächtigen Karawanen, die damals den Jaufenpaß überschritten, der nicht selten auch von den deutschen Kaisern bei den ihnen meist so verhängnißvoll gewordenen Römerfahrten benützt wurde, dient er heute nur mehr dem localen Verkehr, arme „Kraxenträger“ schleppen auf dem Rücken ihre Waare von Ort zu Ort, und sogar das Touristenvölkchen verirrt sich nur in einzelnen unternehmenderen Exemplaren hier herauf, wo im Mai noch Schneewirbel hausen, wenn unten im Passeier schon die Bäume ihren Blütenschmuck abwerfen. Dagegen braust drüben am Eisack das Dampfroß und schleppt die Waarenmengen aus dem betriebsamen Norden, und die Reisenden, die sich nach Hesperiens ewig blauem Himmel sehnen, nach dem Süden. Das ist nun einmal so irdisches Schicksal; der Wechsel beherrscht nicht nur der Völker und Geschlechter Geschick, wie jenes der einzelnen Menschen, sondern er drückt auch der Erde selbst seine Zeichen auf.

Eine Bedeutung ist dem Jaufenpaß und dem ihn begleitenden Thal auch heute noch geblieben — er ist nämlich der Knotenpunkt für die umliegenden Thäler, da die freilich oft recht beschwerlichen Zugänge in das Passeier, das Sarnthal und Oetzthal und nach Westen in das Pfitscherthal und Zillerthal hier einmün-

den. Trotzdem ist, wie schon erwähnt, der Verkehr jetzt ein geringer, namentlich seit sich vom Süden herauf der unverantwortliche Frevel des Waldverwüstens auch schon in diese Gegenden erstreckt und manche Berghalde, die von herrlichen Fichtenbeständen geschmückt war, unter den Aexten wälscher Holzknechte in kahle Lehnen verwandelt wurde.

Das war zur Zeit unserer Erzählung, im Beginne des fünfzehnten Jahrhunderts, ganz anders, und die Bergrücken, die sich gegen das enge Sarnthal und zum Kessel von Meran herabsenkten, trugen nicht allein dichte immergrüne Wälder, in die der Menschen Unverstand jetzt garstige und gefahrdrohende Felsblößen mengt sondern es wimmelte darin auch von Hoch- und Rothwild, das der ungezügelten Jagdlust der Umwohner schon lange erlegen ist.

Die Freude am edlen Waidwerk mochte es wohl auch gewesen sein, welche an einem köstlichen Sommermorgen des Jahres 1407 einen stattlichen jungen Mann in die Forste getrieben hatte, die sich von Jaufen gegen das Passerthal zu senken.

Schlank und kräftig gewachsen, den Kopf mit leuchtenden blauen Augen und langen lichtblonden Haaren stolz in den Nacken geworfen, war er das Bild von selbstbewußter Kraft, die sich gewiß durch widerwärtige Schicksale ebensowenig beugen, als jetzt durch die Beschwerlichkeiten des Weges ermüden ließ. Denn es schien, als sei der junge Waidmann im Eifer der Jagd vom Pfad abgekommen; vergebens spähte er durch das dichte Gewirr der mächtigen Stämme einen freien Ausblick zu gewinnen und öfters wechselte er bergauf oder bergab die Richtung, so daß man leicht erkennen konnte, daß er sich verirrt habe.

Obwohl vor den Strahlen der Sonne durch die dichten Kronen der harzigen Fichten geschützt, perlte doch der Schweiß in großen Tropfen von der weißen Stirne des Jägers, wenn er die leichte, an beiden Seiten aufgeschlagene Filzkappe zog, von der zwei kurze Federn in weiß-roth flatterten. Das üppig grünende Nadelholz, an dem sich schon die Zweigenden mit den verschieden geformten Früchten besetzten, sowie die Kräuter, die aus der dichten Moosdecke des Bodens hervorwuchsen, hauchten in der schwülen Waldluft einen betäubenden Duft aus, der abspannend und einschläfernd wirkte.

Das schien auch der junge Waidmann endlich zu fühlen, und als er sich mit einem Blick nach der Sonne überzeugt hatte, daß es noch nicht einmal Mittag sei, streckte er sich am Fuß einer gewaltigen Fichte, die mit den weit ausgreifenden Aesten eine kleine Waldblöße beschattete, in das weiche Moos. Neben sich legte er die Armbrust und das Beutelchen mit den Bolzen, das er an golddurchwirkter Schnur über die Achsel hängen hatte; das breite Wehrgehäng des kurzen Degens, der wie ein Hirschfänger geformt war, rückte er aber so, daß es ihn beim Liegen nicht hinderte und doch die Waffe zur Hand war.

Dann stützte er das Haupt auf die Hand und überließ sich der Ruhe und dem Nachdenken. Obwohl ein Zug von Zuversicht, ja sogar Uebermuth nie ganz aus dem Antlitz des in der Mitte der zwanziger Jahre stehenden Mannes wich, waren es doch auch nicht lauter angenehme Gedanken, die ihn beschäftigten. Denn die blauen Augen blitzten oft recht bedeutsam, schier drohend, über der Nase grub sich eine tiefe Falte ein und die Lippen kräuselten sich zu einem hochmüthigen Lächeln, das indessen bald wieder dem Ausdruck von Sorglosigkeit und ungebundener Lebensluft wich. So mochte er wohl eine Stunde im tiefen Nachdenken gelegen sein, ehe die Schwüle des vorschreitenden Tages und die Stille des von würzigen Düften durchzogenen Waldes seine Sinne gefangen nahmen und er in Schlaf versank.

Die Sonne erreichte ihren Höhepunkt und wendete sich gegen Westen zum Niedergang, um die mächtigen Eiszacken der Zillerthaler Gletscher mit rothgoldenem Licht erglänzen zu lassen. Das Dämmern des Waldes, das selbst vor der Mittagssonne nicht ganz verschwunden war, nahm tiefere Schatten an und in den Zweigen,

wie den Sträuchen regte sich in tausend verschiedenen Tönen die Thierwelt, die in der Mittagshitze verstummt war.

Wahrscheinlich hätte der junge Jäger fortgeschlafen, bis „Finsterniß aus dem Gesträuche mit hundert schwarzen Augen sah", wenn ihn nicht das Wehen eines Athems, das sein Antlitz streifte, geweckt hätte. Rasch fuhr er auf und faßte nach einem flatternden Gewand, dessen Trägerin von seinem gähen Erwachen erschreckt, hinter den Stamm schlüpfen wollte, an dessen Fuß er schlief.

Als sie sich ergriffen fühlte, machte sie keinen Versuch mehr, zu entfliehen, und der junge Jäger sah ein Mädchen an der Grenze des Kindesalters vor sich, das ihm scheu, aber nicht furchtsam in die Augen blickte. Ein grobes Hemd ließ den von Sonne und Unwetter gebräunten Hals und die Arme frei und von den Hüften reichte bis zu den nackten kleinen Füßen ein einfaches braunes Röckchen mit grellrothem Saum herab.

„Was machst Du hier?" fragte der Waidmann, der sich vom raschen Erwachen noch nicht ganz gefaßt hatte, während er das Mädchen musterte.

„Was ich hier mache?" fragte die Kleine resolut zurück, indem ein trotziger Zug um die kirschrothen Lippen flog. „Ei, Herr, was würdet Ihr sagen, wenn ich Euch darum fragte?"

„Nun, ich würde annehmen, daß Du ein Recht hast zu fragen und würde höflich antworten, daß ich mich auf der Jagd verirrt habe", entgegnete der junge Mann, welchen die Entschlossenheit des jungen Mädchens unterhalten mochte.

„Auf der Jagd habt Ihr Euch verirrt? Wer seid Ihr denn? Wo wohnt Ihr?" setzte dieses das Examen fort.

„Hm, meinst Du nicht, meine Bereitwilligkeit Dir Auskunft zu geben, verdient es, daß Du mir sagst, wie Du hiehergekommen?"

„Nun — ich ging durch den Wald, um Kräuter zu einem heilsamen Tränklein zu suchen," sagte die Kleine, auf ein Bündel frisch gepflückter Pflanzen deutend, „da fand ich Euch hier schlafen. O — ich wollte Euch nicht aufwecken, gewiß nicht!" setzte sie rasch bei, wobei eine leichte Röthe durch das Braun ihrer Wangen schimmerte.

„Mir ist es ganz recht und ich danke Dir dafür," versetzte der junge Mann. „Wie mag es mit der Zeit stehen?"

„In zwei Stunden wird es Nacht sein," entgegnete das Mädchen nach einem flüchtigen Blick auf das durch die Baumwipfel brechende Licht.

„Nun, beim Leib unseres Herrn!" rief lachend der Waidmann, „Du sagst das so rasch und bestimmt, als könntest Du es von der Sonnenuhr an der Fragsburg ablesen."

„Ihr seid wohl von Meran — oder gar aus dem Gefolge des Herzogs?"

„Das hast Du gut errathen, mein Kind und weißt jetzt, wer und woher ich bin," antwortete schmunzelnd der junge Mann, während er seine Armbrust aufnahm und den Beutel umhing.

„Wo aber bist Du zu Hause?"

„Zu Hause? Ich! Ich bin nirgends zu Hause!" entgegnete das braune Mädchen nach kurzem Zögern.

„Was redest Du da?" fiel der junge Mann ein. „Willst Du mir sagen, daß der Wald oder die Luft Deine Heimat seien oder gehörst Du zu den Mägdlein, die der alten Sage nach König Laurin in seinem Rosengarten gefangen hält?"

Dabei schoß, während er das Mädchen betrachtete, im Kopf des Jägers der Gedanke auf, daß es mit dem blauschwarzen Haar, das in dicken Zöpfen auf den Rücken hing, den blitzenden Augen und den schlanken Gliedern, deren zierliche Rundung den Uebergang zur Jungfrau andeuteten, eine ganz passende Zierde für den Garten des sagenhaften Königs gewesen wäre, der nach einer alten Mähre

mit seinem ganzen Gefolge die herrlichen Abhänge des „Rosengarten“ bei Bozen und die Dolomitfelsen des Schlern bewohnt. Die Kleine schien aber dem Ehrgeiz, für ein Kind der Geister- und Sagenwelt gelten zu wollen, eben so fern zu sein wie einer falschen Scham über ihre Herkunft. Ruhig heftete sie die dunklen Augen auf den Frager und sagte dann langsam:

„Ich stamme nicht aus dem Wasser und nicht aus der Luft, wie die Nixen, von welchen Ihr sprecht — meine Heimat ist so gut die Erde, wie es die Eure ist, und doch habe ich eigentlich keine —

„Ei — Du willst mir wohl Räthsel zu lösen geben?“ rief ein wenig unwillig der junge Mann.

„Erzürnt Euch nicht, Ihr werdet mich gleich verstehen, wenn ich Euch sage, daß meine Eltern „Dörcher“ sind.“

Jeder, der Tirol und die nächstanliegenden Länder näher kennt, als es durch eine Fahrt mit dem Rundreise-Billet möglich, ist gewiß schon auf seinen Wanderungen, den „Dörchern“ begegnet. Es ist das ein ganz eigenthümliches, in jenen Bergländern allein vorkommendes Nomadenvölkchen, das in seinen Gewohnheiten noch viel Räthselhaftes bietet, das auch in dem bekannten Werk Avé-Lallemand's über die deutsche Gaunerwelt nicht genügend aufgeklärt wird.

Ein fremdartiger Zug in ihrer Gesichtsbildung, der tief im Blut steckende Trieb zu Wanderschaft und Nichtsthun, manche ihrer Eigenheiten und viele unliebenswürdige Lebensgewohnheiten weisen auf eine Verwandtschaft mit den Zigeunern hin, die jedoch von den Dörchern selbst in Abrede gestellt wird.

Daß sie vollauf Anspruch haben, in der ehrsamen Genossenschaft zu figuriren, mit welcher sich das angezogene Buch befaßt, wird auch von ihnen weniger mißgünstigen Beobachtern zugegeben werden müssen. Ihr Handel mit allerlei Kleinwaaren, die sie indeß bei dem tief eingewurzelten Abscheu vor aller Arbeit nicht selbst erzeugen — mit Holzgeräthschaften, namentlich Holzschuhen, dann mit Irdengeschirr, Bürsten, Blechgeräthen, Zunder-Schwämmen und für Menschen und Vieh heilkräftigen Geheimmitteln, ist nur ein Vorwand, unter welchem die ihnen mehr zusagenden und mit Recht verpönten Erwerbszweige des Bettelns und Stehlens schwungvoll betrieben werden.

Ihr ganzes Besitzthum, der Waarenvorrath und jener Theil der Familie, welcher noch nicht vermögend ist nebenher zu laufen, befindet sich in einem schlechtgebauten zweiräderigen Karren, der mit einer Plache überdeckt ist und vom Ehepaar gezogen wird. So findet man sie auf allen Wegen und braucht nicht überrascht zu sein, wenn man ihr Lager ganz ebenso in einem Waldwinkel unter überhangenden Felsen und am Ausfluß eines fischreichen Baches aus finsterer Felsenklamm oder bei der Innbrücke in der Landeshauptstadt, am Anger bei Hall oder an der Talferbrücke in Bozen findet.

In den Städten hat man ein wachsames Auge auf sie, und es sind ihnen bestimmte Plätze zur Niederlassung angewiesen. Eine wahre Plage aber sind sie für das Land und wo die nicht in geschlossenen Ortschaften vereinigten Wohnstätten ihre Fingerfertigkeit und zudringliche Bettelei gefährlich machen, da ihre durch eine Abweisung leicht erregte Rachsucht gerne zu gewaltsamen Mitteln greift.

Mit der Vorliebe für müheloſen Erwerb paart sich eine zweite für den Schnaps. Man kann es wohl erleben, denselben Dörcher, dessen Zudringlichkeit eben den allein im Hause befindlichen Weibern ein Almosen abgedrungen hat, gleich darauf unter einem Baum hingereckelt zu sehen, wie er sich sein Nichtsthun durch den Anblick der im Feld und unter Sonnenbrand arbeitenden Bauern versüßt. Und am Abend findet er sich in der Schenke ein und vertrinkt das auf alle Art „verdiente“ Geld in Schnaps, bis der letzte Kreuzer fort ist, wobei ihm oft die wahrhaftig weder bessere noch schönere Hälfte beisteht.

Eine der interessantesten Eigenheiten dieser sonderbaren, in unsere modernen Verhältnisse ganz eigenartig hineinragenden Sippe, ist ihre Art, zu Nutz und Frommen der Zunftgenossen für die Verbreitung von Nachrichten zu sorgen, die doch zugleich uneingeweihten Augen unverständlich bleiben sollen. An Mauern und Felsen, an Bildstöckeln und Bäumen finden sich krause wirr verschlungene, mit Kohle oder Röthel gemachte Zeichen; auf den Wegen und Straßen sehen wir eigenartig aufgeschichtete oder in Figuren gelegte Steinhäufchen, oft auch nur sich kreuzende Striche im Boden; an Bäumen und Büschen sind Runenzeichen in die Stämme eingegraben, am Gestrüppe ziehen verschiedenartig geknickte Zweige die Aufmerksamkeit auf sich.

Alles das sind Zeichen, mit welchen die Dörcher später kommenden Angehörigen ihrer ehrsamen Zunft nützliche Winke über die Geschäftsverhältnisse der Gegend und besonders ergiebige Bettelstellen geben, sie auf mancherlei nützliche Eigenheiten des Landstriches aufmerksam machen oder auch Warnungen vor besonders aufmerksamen Gendarmerieposten und hartköpfigen zu keinerlei Spenden geneigten Bauern vermitteln. Man kennt diese Zeichen und ihren Zweck, in das Geheimniß ihrer Entzifferung aber ist noch niemand eingedrungen, der nicht zu dem sonderbaren Wandervölkchen gehörte, das sich aus sich selbst ergänzt und dessen Familienverhältnisse und Schwägerschaften oft der sonderbarsten Art sein sollen.

Es ist bezeichnend für die Macht, welche die durch Abstammung und jahrhundertlange Vererbung eingeimpften Lebensgewohnheiten entgegen aller dagegen aufgebotenen Rechtsformen und Polizeichicanen des modernen Lebens und selbst entgegen der von allen Seiten bezeugten Abneigung beweisen, wenn man betrachtet, daß die Dörcher nachgewiesenermaßen schon länger in Tirol existiren, als die Zigeuner im übrigen Europa. Man möchte im Hinblick auf solche Facten fast an der vielbewunderten erziehenden Thätigkeit der modernen Staatsformen zweifeln, da es ihnen so wenig gelingt, solche Nomaden dem allgemeinen Gang der Cultur zu gewinnen, als den verlästerten früheren Zeiten des Barbarismus und der Gewaltherrschaft.

In gutem Rufe standen die Dörcher schon vor einem halben Jahrtausend nicht, denn der junge Mann ließ die Hand des Mädchens fahren und trat einen Schritt zurück, zugleich einen mißtrauischen Blick um sich werfend.

„Scheut Euch vor mir nicht — ich bin allein," sagte das Mädchen, das seine unwillkürliche Bewegung wohl bemerkt hatte. „Man hat nichts als Argwohn und Mißtrauen gegen uns und nennt uns Landstreicher und Bettler. Wollte sich aber auch Einer unseres Volkes in einem Orte seßhaft machen, so bieten sie den Büttel und Frohnvogt auf, um ihn zu vertreiben und wieder zur Wanderschaft zu zwingen. Unser Leben, lieber Herr, ist ein hartes, und wenn sich mancher von unseren Leuten vergeht gegen Recht und Billigkeit, so mag man es ihm verzeihen — denn wer nichts sein nennt auf der Erde und heimatlos von Stätte zu Stätte irrt, dem verwirrt sich der Sinn und er meint alle seien gegen ihn."

„Du hast nicht Unrecht," sagte der junge Mann gedankenvoll, „es ist ein trauriges Los, keine Heimat zu haben! Und was man auch Bedenkliches von Deinen Leuten erzählt, ich will gerne glauben, daß Du keinen Theil daran hast und Dich nicht darein mengst."

„Das ist brav von Euch, Herr!" entgegnete das Mädchen mit einem Aufleuchten der dunklen Augen. „Glaubt mir, ich thue kein Unrecht, und wenn ich kann, verhüte ich es auch, wenn andere es begehen wollen."

„Nun gut, wir wollen also Freunde sein," sagte der Jäger lächelnd. „Aber man sagt ja, daß die Dörcher selbst in der dunkelsten Nacht mitten im Walde und in der Felswildniß den Weg zu finden vermögen, so wirst Du Dich wohl auch hier zurecht finden, nicht wahr?"

„Gewiß, wer keine andere Behausung kennt, als die blanke Erde mit dem weiten Himmelszelt darüber, und wer unablässig wandert, dessen Blick schärft sich und er findet sich an Zeichen, die jedem andern verborgen bleiben, zurecht."

„Gut — da wirst also Du mich — doch wie heißt Du?"

„Meine Eltern nennen mich Gittel." (Abkürzung von Brigitta).

„Was ihr doch für sonderbare Namen führt!" sagte verwundert der junge Jäger. „Nun, damit auch Du mich zu nennen weißt, so wisse, daß ich Friedel (Friedrich) heiße. Aber nicht wahr, Gittel, Du kannst mich aus diesem Wald weisen und auf den kürzesten Weg nach Meran?"

„O ja — es ist nicht weit von hier bis nach Sanct Valentin, wo der Naiferbach in die Passer stürzt; — Ihr wißt von dort doch nach Hause?"

„Das will ich meinen! Wie ich doch in dem Wald da im Kreise herumgeirrt sein muß, — ich dachte viel weiter weg von Meran zu sein!"

„Der Wald, lieber Herr, ist gar trügerisch," entgegnete ernst das Mädchen; „ein Baum scheint auszusehen, wie der andere und doch trägt jeder sein eigen Antlitz, das nur der erkennt, der gewohnt ist, sich danach zu richten."

„Hab' ich doch mein Lebtag nicht gewußt, daß die Bäume Gesichter hätten!" rief übermüthig der junge Mann. „Aber ich will es mir merken und gleich jetzt den stattlichen Herrn da gut ansehen, zu dessen Füßen ich einen so erquickenden Schlaf gethan."

„Spottet nicht, Herr!" wehrte ihm das Mädchen, als er einen dankenden Knicks vor dem großen Fichtenbaum machen wollte. „Die Bäume haben Leben und es wohnen Geister in ihnen, die nicht gut zu reizen sind, denn sie verwirren der Menschen Sinne, daß sie nicht mehr aus dem Walde zu finden vermögen und zu Grunde gehen müssen."

„Aha! Da habe ich wohl heute Morgens unwissentlich so einen ehrwürdigen Herrn im grünen Nadelkleid und mit dem flatternden Moosbart beleidigt und er hat mich dafür mit Blindheit geschlagen, daß ich die Kreuz und Quere im Forst herumstolperte. Doch Du stehst ja mit ihnen auf dem besten Fuße und wirst mich wohl ungefährdet hinausbringen, wonach mich schon sehr gelüstet, denn ich fange an gar sehr zu spüren, daß seit dem Morgensüpplein nichts in meinen Magen gekommen."

„Ihr habt Hunger, Herr?"

„Und noch dazu ganz gewaltigen, so daß ich vermeine, einen ganzen Hirschziemer aufessen zu können!"

„Den hab' ich nicht," sagte das Mädchen lächelnd, „wenn Ihr aber mit einem Stück Brot fürlieb nehmen wollt" —

„Laß' es kosten!" rief der Jäger und langte nach dem schwarzen Laiblein, das die Kleine aus den Falten ihres Röckchens hervorzog. „Hm! es mag wohl so sein, das der Hunger der beste Küchenwart und Tafeldecker ist, denn schmeckt das Ding auch rauh und ungewohnt auf dem Gaumen, so mundet es doch prächtig. Es ist ein eigen Ding, daß ich da das Brot der Aermsten des Landes verkoste, — wer weiß, wo es mir noch einst Nutzen bringt."

„So schmeckt es Euch wirklich? rief das Mädchen erfreut und sah mit leuchtenden Blicken zu, wie Stück für Stück unter den derben Bissen des Jägers verschwand.

„Ganz trefflich!" entgegnete dieser und schob ein frisches Stück, das er abgebrochen in den Mund. Aber plötzlich hielt er im Kauen inne und sagte betroffen: „Aber da esse ich und denke gar nicht daran, daß dieses Laiblein vielleicht Deine einzige Mahlzeit ist."

„Ach! laßt Euch das nicht kümmern — ich finde wohl noch zu essen, wenn ich dorthin zurückkehre, wo meine Eltern lagern. Wir haben nie viel, oft kaum

genug, aber wir wissen zu entbehren und daher drückt uns auch der Mangel nicht so wie andere Menschen."

„Ein eigenthümliches Leben, das Ihr führt!" sagte der Jäger, den letzten Bissen zum Munde führend. „Und doch — beim ewigen Gott! wenn man es recht bedenkt, mag es nicht einmal das übelste sein und Ihr seid sorgenloser und freier, als mancher, der in den Prunkgemächern stolzer Burgen wohnt. Doch ich bin fertig und nun magst Du zur einen Wohlthat noch die andere fügen und mich aus dieser Wirrniß auf gebahnte Pfade führen."

Das Mädchen forderte ihn auf, ihm zu folgen und schritt dann, ohne einen Moment umherzusehen oder über die Richtung zweifelhaft zu sein, thalabwärts durch den Wald. Wie ein Reh hüpfte die schlanke Gestalt durch die Büsche und die niederen Nadelhölzer, deren Gezweig sie aber fürsorgend festhielt, daß es dem nachschreitenden Jäger nicht ins Gesicht schlug. Gar so leicht wurde es diesem ohnehin nicht, der Führerin zu folgen, die flüchtigen Schrittes durch den Wald huschte, während seine schweren Jagdstiefel bald tief in die weiche Moosdecke einsanken, dann wieder auf dem durch die abgefallenen Tannennadeln glatt gemachten Boden ausglitten oder in unliebsame Zusammenstöße mit weit vorspringenden Wurzelknorren kamen.

Der Tag neigte sich immer mehr dem Ende zu. Durch das schwarz erscheinende dichte Geäste der hohen Bäume blickte das Firmament blaugrau herab und vom Gestirn des Tages war kein Strahl oder Abglanz mehr zu sehen, da es schon lange hinter den im Westen aufgethürmten Bergriesen verschwunden war.

Zum großen Vergnügen des jungen Mannes trat man eben, als die weißblinkende Mondsichel im Süden über die Berge stieg, aus dem Gebüsch heraus auf eine steil abfallende Lichtung, jenseits welcher ein Pfad sich dahinzog. Er war von Neuem müde geworden und hatte daher alle Empfänglichkeit für die Romantik des Spazierganges im Waldesdunkel verloren, die bekanntlich auch bei schwärmerischen Naturen nicht anhält, wenn der Körper Beschwernisse empfindet.

Am Wiesenrande blieb Brigitte stehen und deutete mit dem runden braunen Arm nach abwärts.

„So Herr, da sind wir. Dieser Weg führt Euch in kurzer Zeit auf die Straße und in drei Stunden mögt Ihr leichtlich in Meran sein."

„Drei Stunden!" seufzte der Jäger. „Nun, im Ganzen genommen, bin ich noch glimpflich daraus gekommen, denn ohne Deine Hilfe tappte ich noch im Walde herum und wäre vielleicht gezwungen, bei Fuchs und Eichhorn mein Nachtlager aufzuschlagen. Es ist fürwahr nichts so schlimm, daß es nicht noch schlimmer sein und nicht durch Gleichmuth und einen glücklichen Zufall wieder gut gemacht werden könnte. Ich dank' Dir, liebe Gittel, für Dein Brot und die Wegweisung; wenn wir uns wieder begegnen und Du Rath und Hilfe brauchst, so magst Du mich kecklich darum angehen. Dieweil nimm das — aber versteck' es vor Deinem Vater — und kaufe Dir in Sterzing oder Waidbruck darum ein buntes Band in Dein Haar, ein seiden Tüchlein um den Hals und ein neues Röcklein."

Der Jäger reichte ihr bei diesen Worten ein gelbblinkendes Goldstück, das er aus einer inneren Tasche seines grünen Jagdwammses hervorgeholt hatte. Aber zu seinem nicht geringen Erstaunen trat das Dörchermädchen zurück und wehrte mit der Hand die Annahme des Goldstückes ab.

„Nein, mein lieber Herr," sagte Brigitte mit niedergeschlagenen Augen, als habe das Anerbieten sie beschämt. „Ich habe nichts für Euch gethan, was nicht Menschenpflicht gewesen wäre und wenn Ihr mir ein freundliches Gott vergelt's! sagen wollt, bin ich genug belohnt."

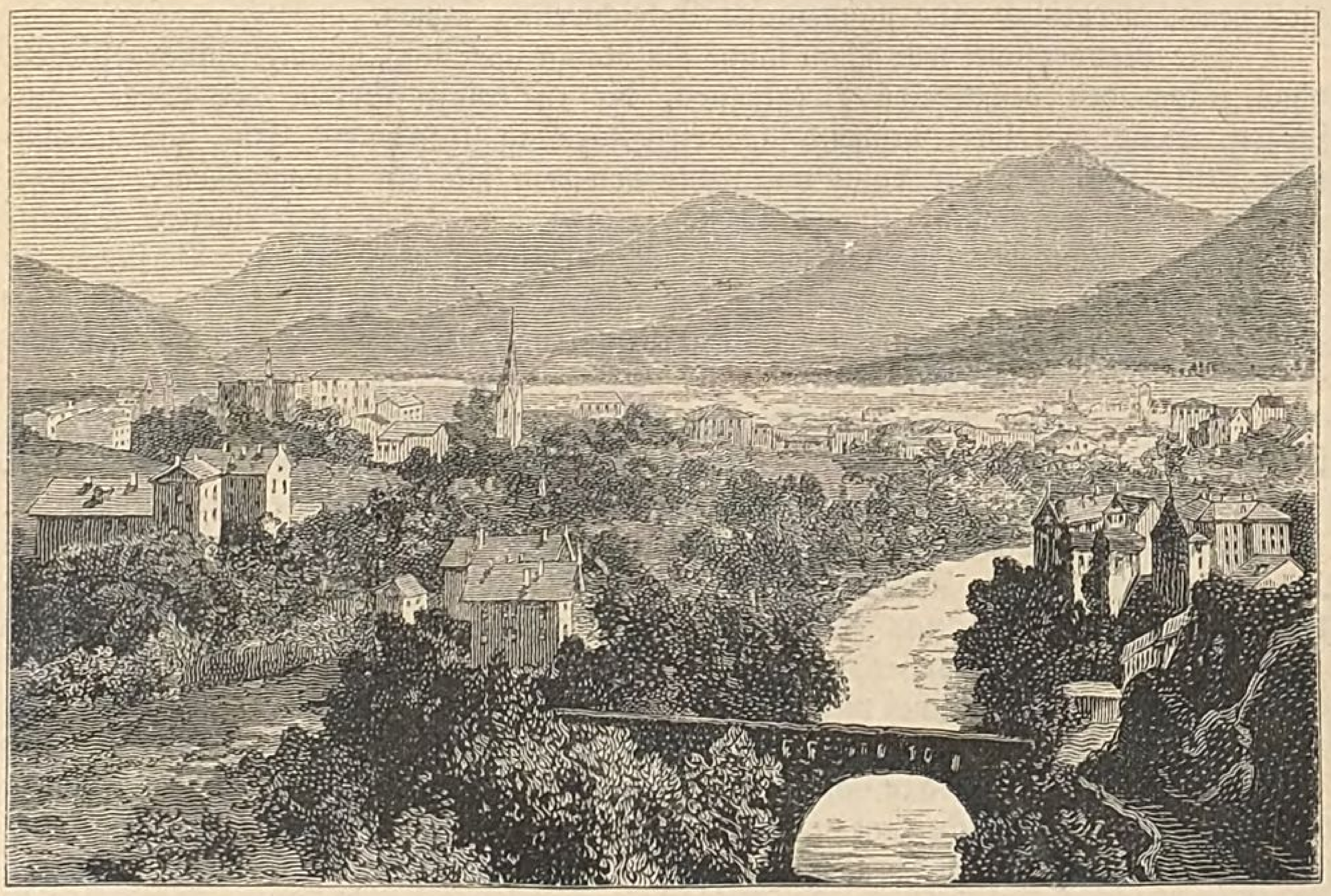
„Du bist ein sonderbares Mädel!" sprach der junge Mann ganz verdutzt, trat aber dann wieder näher und faßte ihre Hand. — „Ein bloßes Gott vergelt's

— so aufrichtig man es auch meinen mag, ist's doch gar karger Lohn für einen so beschwerlichen Dienst. Ich möchte Dir doch gerne was schenken, damit man mich nicht undankbar schelte."

„Wenn Ihr es durchaus so wollt, Herr," sagte sie nach einigem Besinnen, „so gebt mir eine der Federn, die Eure Kappe schmücken — sie soll mich an Euch erinnern, wenn wir uns niemals wiedersehen."

„Bescheiden bist Du, Gittel, das muß wahr sein und ich möchte nur wünschen, daß alle, die mit weniger Recht, als Du, etwas von mir heischen, auch so leich zufriedengestellt wären. Ich will Dir nichts aufdrängen, da — nimm Dir selbst, welche von den Federn Dir besser gefällt."

Er neigte sein Haupt tief herab, damit sie zur Mütze langen könne. Während sie daran nestelte, um die Feder loszumachen, fühlte er ihren warmen Athem seine Stirne streifen und es war ihm, als hörte er das laute Klopfen ihres Herzens



Meran. (S. 818.)

Und als sie zurücktretend, leise zu ihm sagte: „Ich danke Euch, lieber Herr!" da schlang er den Arm um sie und drückte einen Kuß auf ihre vollen Lippen. Sie wehrte sich nicht und erwiderte einen Augenblick die Liebkosung, dann aber wand sie sich rasch aus seinen Armen und trat einige Schritte zurück, wo die Büsche sie wieder umfingen.

Dem jungen Jäger war wohl das Blut in Wallung gekommen und er machte Miene Gittel zu folgen. Aber sie winkte ihm mit der Hand ab und da er an ihrem Gesichtsausdruck merkte, daß sie weiter in den Wald fliehen würde, in welchen rückzukehren er gar keine Lust hatte, so stand er von seinem Vorhaben ab.

„Leb' wohl, Gittel!" rief er hinauf und wendete sich ab, um über die kleine Wiese dem Weg zu, abwärts zu schreiten.

Von dort sah er nochmals zurück und bemerkte die schlanke Gestalt Brigittens noch immer zwischen den Büschen. Noch einmal schwenkte er grüßend seine Hand und dasselbe Zeichen des Abschieds ward ihm von oben.

„Leb' wohl, Gittel!" rief er zum letzten Male, und es war ihm, als ob durch das Rauschen des Waldes es hernieder klinge:

„Leb' wohl, Friedel!"

2. Eine Berathung zu Pferde.

Anfänglich schritt der junge Waidmann, der die Armbrust über die Achsel geworfen hatte, auf dem einsamen Pfad rüstig vorwärts. Aber die Ermüdung und der Hunger machten sich wohl bald wieder geltend, denn seine Schritte wurden langsamer und schleppender und in der Weise, wie er bald an der Armbrust rückte, bald das Wehrgehäng an eine andere Stelle schob, machte sich jener Zustand von Erschöpfung geltend, in dem uns das kleinste Ungemach zur unerträglichen Last wird und wir in jeder Aenderung vergeblich eine momentane Erleichterung suchen.

Die Mondessichel war schon lange am blaugrauen Nachthimmel emporgestiegen, ohne jedoch den bewaldeten Berglehnen, die zu beiden Seiten des Weges aufstiegen, etwas von ihrer drohend schwarzen Färbung zu nehmen. Eine fast unheimliche Stille herrschte, nur dann und wann von dem wie ein langgezogener Seufzer ausklingenden Abendwind unterbrochen, so daß der Schall der eigenen Schritte dem müden Wanderer eine willkommene Abwechslung war, da seine Versuche, ein Liedlein vor sich her zu summen, bei der übergroßen Trockenheit seiner Kehle, die wohl schon lange nach dem gewohnten Abendtrunk verlangte, als ganz erfolglos aufgegeben werden mußte.

„Ein sauberes Abenteuer für den Herzog," brummte er vor sich hin, „sich im eigenen Lande zu verirren und dann zur Nachtzeit allein, mit hungrigem Magen, mit durstiger Kehle, müde wie ein fahrender Ritter da herumstolpern zu müssen. O ich kenne gar manche meiner vielgetreuen Vasallen und Lehensträger, die schnell bereit gewesen wären, sich da herum in einen Hinterhalt zu legen, wenn sie gewußt hätten, daß ich zur Nachtzeit einsam meines Weges ziehen werde. Beim Blute Christi! ich meine, es gibt unter den trotzigen Herren und Rittern dieses Landes nicht viele, welche mir im gleichen Falle so gute Dienste so freudigen Herzens geleistet hätten, wie dieses Dörchermädel! Aber fürwahr! es soll mir dies ein neuer Beweis sein, daß ich Treue und Anhänglichkeit nicht unter jenen suchen will, die meiner Macht am nächsten stehen und darum gleich bereit sind, ein Stücklein davon für sich wegzureißen! Ihrer sind wenige und sie haben mich zu fürchten — ich will mich an die vielen, an das ganze Volk halten, das von mir zu hoffen hat!"

Unter diesen Gedanken, die manchmal durch einen halblauten Ausruf bekräftigt wurden, hatte der Herzog Friedrich IV. von Tirol, ein Sohn des ritterlichen Herzog Leopold III., der bei Sempach im Kampf gegen die Eidgenossen fiel, die Stelle erreicht, wo der bis jetzt beschrittene Pfad in die vom Westen her gegen Meran führende Straße mündete.

Einen Augenblick hielt er an und setzte sich auf den Sockel eines der Bilderwerke, die noch heute auf allen Straßen Tirols zu sehen sind und in welchen sich entweder der fromme Sinn der Bewohner ausspricht oder das Andenken an irgend einen an derselben Stelle vorgekommenen Unglücksfall bewahrt werden sollte und die „Marterln" genannt werden.

Die Nacht war warm, wie es in diesem gegen Norden geschützten Thalkessel stets der Fall ist, wenn die Sonne tagsüber ihre sengenden Strahlen hineingesendet hatte. Der Herzog nahm, um die Stirne zu kühlen, die Kappe ab. Da fiel sein Blick auf die rothe Feder, welche allein darauf geblieben war.

„Das braune Mädel hat sich die weiße Feder genommen!" dachte er. „Was es doch für ein absonderliches Ding war, wollte kein Gold nehmen, nach dem doch sonst die Leute ihrer Art so brennendes Verlangen tragen, selbst wenn es ihnen nicht geboten wird. War ich die ganze Zeit mit Blindheit geschlagen, daß ich erst beim Abschied merkte, wie hübsch der braune Kobold mit den leuchtenden Augen war? Bei meiner fürstlichen Ehre! Die Gittel weiß besser zu küssen, als ich es an allen Höfen noch von den Edelfrauen erfahren habe und doch hat sie mir mehr Scheu eingeflößt in ihrem braunen Röcklein, als jene in Schneppenhauben, mit Falbelkleidern und klirrend vor Kettlein und Geschmeide. Nun — ich will mir auch das merken; ich will nicht blos auf die Männer meines Volkes bauen und trauen, wenn sich mir die Großen widerspenstig erweisen, sondern auch rothe Lippen nicht mißachten, ist gleich ihre Eignerin keine Gräfin oder Burgfrau."

Bei dieser etwas lockeren Wendung seiner Gedanken still vor sich hinlachend, stand Herzog Friedrich auf und wollte seinen Weg fortsetzen, als Pferdegetrappel an sein Ohr schlug.

Wahrscheinlich erinnerte sich der Herzog in diesem Augenblick wieder daran, daß vielen seiner unbotmäßigen Adeligen eine Begegnung unter den jetzigen Umständen recht erwünscht wäre, denn er sprang rasch hinter ein Gebüsch, daß sich neben dem „Bildstöckel" ausdehnte und lüftete dabei sein Jagdmesser in der Scheide, aufmerksam durch eine Lücke im Buschwerk nach den Reitern ausspähend.

Deren dunkle Gestalten zeigten sich bald auf der Straße in der Richtung gegen Meran, doch dauerte es bei der langsamen Gangart der Pferde lange, bis Friedrich Genaueres ausnehmen konnte.

An der Spitze des Zuges ritten zwei Männer, von welchen einer Harnisch und Helm trug und vollkommen gerüstet war. Neben dieser hohen ritterlichen Gestalt fiel die des Begleiters umsomehr auf, der mit hochemporgezogenen Knien im Sattel hockte, mehr wie ein großes Waarenbündel, denn als ein Mensch.

Ein langer schwarzer Faltenrock mit bis auf die Schultern reichendem Sammtkragen floß bis zu den Steigbügeln herab und ließ vorne das graue Unterkleid sehen, das am Saum gleichfalls mit schwarzen Sammtstreifen besetzt war, über welche eine Goldkette mit daranhängender Schaumünze herabfiel. Das feiste blühend gefärbte Antlitz steckte in einer eng anliegenden dunkelrothen Mütze, die in einem auf den Rücken herabfallenden sackartigen Zipfel endigte.

Der Schluß des Zuges bestand aus ungefähr einem Dutzend Reisigen, an welchen der Herzog zu seinem großen Vergnügen die Farben seines Hauses erkannte.

„Ach, mein Herr von Gufidaun, nimmt denn dieser schreckliche Ritt noch kein Ende," quackte der Dicke klagend, „mir zittern schon alle Glieder und jedes Knöchlein schmerzt mich besonders von dem Rütteln und Schütteln dieses störrischen Gauls."

„Was fällt Euch ein, Herr Schultheiß?" entgegnete der Geharnischte mit deutlich erkennbarem Spott. „Ich habe das sanfteste Rößlein aus den Ställen des Bischofs für Euch aussuchen lassen und es hat einen so gleichmäßigen Schritt, daß es zu einem Damenzelter passen oder ein Kindlein in der Wiege darauf schlafen könnte."

„Mag sein, mag sein!" versetzte verdrießlich der Dicke. „Ich bin weder Dame noch Kindlein — darum behagt mir das Reiten weniger, als wenn ich zu Fuße laufen müßte."

„Ei nun, mein hochgelahrter Herr Pinzer, dazu kann wohl Rath werden," rief mit lauter Stimme der Herzog, aus dem schützenden Gebüsch vorspringend. „Ich bin so viel zu Fuß gegangen, daß ich recht gern statt Euerer in den Sattel steigen will!"

Die plötzliche Erscheinung des Herzogs hatte einen unerwarteten Erfolg. Der Schultheiß fuhr zusammen und zog so heftig an den Zügeln des durch die plötzlich auftauchende Gestalt ohnehin erschrockenen Pferdes, daß dieses zurückdrängte und einen Satz nach der Seite machte, der den dicken Herrn bügellos werden ließ, so daß er in zierlichem Bogenflug zur Erde fiel und noch einige Schritte weit kollerte.

Rasch sprang Herzog Friedrich hinzu, um dem unbeholfenen Reiter auf die Beine zu helfen und sich zu überzeugen, daß er sich nicht beschädigt hatte. Zum Glück war dies nicht der Fall gewesen, obwohl der Schultheiß jammervoll stöhnte und in seine Begrüßung des Herzogs Verwünschungen auf das Pferd einflocht.

„Ihr seid doch gar zu höflich,“ rief der Herzog lachend, „daß Ihr auf meinen Wunsch so rasch das Pferd verlaßt. Aber steigt nur wieder auf — Ihr tragt ja doch an Eurem Bauch zu schwer und ich will das Stündlein nach Meran hinein schon noch bezwingen.“

„Ich soll nochmals auf dieses Unglücksthier steigen, das sich anstellt, als hätte es Flügel, um in die Lüfte fahren zu können, gleich dem fabelhaften Pferd der Griechen?“ rief entsetzt der Schultheiß und warf einen grimmigen Blick auf den Gaul, der still und lammfromm daneben stand, als wäre er sehr befriedigt von der begangenen Heldenthat. „Nein, mein gnädigster Herr, Ihr mögt von mir verlangen, was Ihr wollt und ich will mich in Eurem Dienst nicht säumig zeigen, aber auf dieses Pferd steige ich nicht mehr und wäre es auch nach Meran hinein so weit, wie von hier ins gelobte Land und wäre der Weg auch mit Dornen und spitzen Scherben besäet.“

„Nun, wie Ihr wollt, Herr Pinzer; wenn es so ist, will ich des Bischofs Gaul besteigen und doch sehen, ob er eben so störrig ist, wie sein Herr. Und während wir so langsam gen Meran reiten, daß der Schultheiß behäbig daneben seinen Wanst einher tragen mag, sollt Ihr, Herr Landeshauptmann, mir erzählen, was Ihr ausgerichtet.“

Herr Berchtold von Gufidaun, ein alter würdiger Herr, der schon dem Vater des Herzogs, Leopold III., werthvolle Dienste bei Besitzergreifung des Landes Tirol geleistet hatte, erkundigte sich erst, welcher Zufall den Herzog so allein um diese Zeit auf die Straße führe und konnte dann ein mißbilligendes Kopfschütteln und eine Mahnung an die unruhigen Zeiten und die vielen offenen und versteckten Feinde, die der Herzog zählte, nicht unterdrücken.

„Unruhig nennt Ihr die Zeiten, mein werther Herr von Gufidaun?“ rief übermüthig der Herzog. „Da sprecht Ihr wahr, denn seit mein wackerer Oheim und Vormund starb, den sie mit Recht Wilhelm den Freundlichen nennen, ist uns das Schwert noch nicht in der Scheide gerostet und unsere rüppelhaften Nachbarn in der Schweiz, wie die stolzen Burgherren im Lande tragen Sorge dafür, daß wir nicht einschlafen.“

„Weiß Gott, daß Ihr wahr sprecht, durchlauchtigster Herr“, brummte der Schultheiß, der, trotzdem die Herren den Schritt der Pferde anhielten, doch mit seinen kurzen Beinchen tüchtig zu laufen hatte, um neben ihnen zu bleiben, „kaum ist ein Rumor beigelegt, so geht es an einem anderen Punkte los, so daß Einem schier die Gottesgabe und die Wohlthat des Schlafes verleidet wird.“

„Seid froh, Herr Schultheiß und danket dem Herrn!“ sagte mit kennbarer Ironie der Landeshauptmann. „Wie Ihr zunehmet, so wären ruhige Zeiten Euer Tod — Ihr ersticktet im Fett. Seht, so ist für Euch Vortheil und Gewinn, was des armen Landes Plage und Jammer ist!“

„Ja, ja, so ist es, und mich dauert mein schönes Land Tirol von Herzen, daß ich ihm nicht Ruh' und Frieden schenken mag (kann)!“ sagte Herzog Friedrich ernst.

„Es ist schön von Euch, gnädigster Herr, daß Ihr des Landes so herzlich gedenkt," bemerkte der alte Landeshauptmann. „Und so Ihr nur Euren Blick darauf richtet und nicht über die Grenzen Eure Finger in fremde Händel steckt, wird wohl auch Ruhe in unseren Bergen werden."

„Ihr könnt es noch immer nicht verwinden, Herr Berchtold," bemerkte Friedrich etwas empfindlich, „daß ich vor zwei Jahren gegen die Appenzeller gezogen bin."

„Fern sei es von mir, meinem gnädigsten Herrn Vorwürfe machen zu wollen — aber gesteht selbst, ist nicht eingetroffen, was ich damals vorausgesagt, ja ist es nicht noch schlimmer gekommen?"

„Schlimm genug war es, weil uns die Käsekrämer mit ihren Kübeln und Milcheimern derb auf den Buckel geklopft haben," schaltete der Schultheiß halblaut ein.

„Es ist wahr, sie sind gegen ihre rechtmäßige Obrigkeit, den Abt Kuno von Sanct Gallen aufgestanden," fuhr der Landeshauptmann fort. „Aber ebenso wahr ist es auch, daß dieser seine Gewalt mißbrauchte und das Volk bedrückte, und da drüben in der Schweiz wohnt ein aufgewecktes Geschlecht, das dem Recht gehorcht, aber kein Unrecht erdulden mag."

„So! und war es vielleicht auch Recht, daß sie, als ich vom Krieg abließ, in meine Lande einbrachen?" rief Herzog Friedrich gereizt. „War das Recht, daß der stolze Landammann Itel Reding seine Bauernschaaren durch das Land am Arlberg weit nach Tirol hineinführte und sich vermaß, aus meinem Besitz Freischaften zu machen, wo die Bauern herrschten, wie jenseits der Berge? Vergeßt Ihr denn, Herr Landeshauptmann, wie er Euch selbst mitgespielt bei Imst?"

„Er hat mich besiegt im ehrlichen Kampf und ich trage deshalb keinen Groll wider ihn. — Wer den Krieg beginnt, wenn nicht das Recht auf seiner Seite ist, mag sich dann nicht beklagen, wenn des Schwertes Spitze sich gegen ihn kehrt. Nun, der leidige Streit ward ja durch Euren hochmögenden Schwieger, den deutschen König Ruprecht von der Pfalz, gütlich beigelegt. Was wir aber seitdem im eigenen Lande an Wirrnissen auszustehen haben, das — verzeiht mir gnädigster Herr — stammt zum guten Theil von jenen bösen Handel."

„Wie? Was haben die Appenzeller Bauern mit unseren stolzen Adelsherren zu thun?" fragte erstaunt der Herzog.

„Als ob Dreschflegel und Ritterschwert nicht gleich hoch geschwungen werden könnten," ließ sich der Schultheiß in einem Ton vernehmen, der ob des Pferdegetrappels nicht bis zum Ohr des Herzogs dringen konnte. „Vergönnt mir — unsere großen Herren fühlen es wie eine Schmach, von Bauern besiegt worden zu sein und billigen nicht, daß man Friede gemacht, ohne Rache genommen zu haben."

„Sie haben gut reden!" rief der Herzog heftig. „Ihnen konnte nichts geschehen, als daß einige Burgen gebrochen und niedergebrannt wurden, die ich und das Land ihnen wieder aufbauen mußten."

„Eure Weisheit und Mäßigung gedachte aber des allgemeinen Wohles und der Leiden des Volkes," fuhr Herr von Gufidaun fort, „und darum wieset Ihr die vermittelnde Hand nicht zurück. Weil Ihr aber — zürnet mir nicht — dort drüben für die mißbrauchte Gewalt und gegen das Recht aufgetreten seid, fürchten die Herren im Lande, Ihr könntet auch hier, wo Ihr selbst herrscht, desgleichen thun, die alte Ordnung und die verbrieften Rechte und Freiheiten bei Seite schieben."

„So, und Ihr meint, Herr Landeshauptmann, es ist diesen Herren von Wolkenstein, den Redankern, den Burgherren auf Taufers, den Vögten von Matsch und wie sie sonst heißen, die den „silbernen Elefanten" um den Hals tragen, um die allgemeine Freiheit, um das Recht und Wohl des Volkes und Landes zu thun?

Pah! freilich haben sie den Elefantenbund geschlossen, wie sie feierlich verkündeten: um das Landrecht Tirols zu schützen, aber im Innersten gelüstet sie nur, meine Gewalt abzuschütteln, und gelänge dies, dann möchte das arme Volk nur sehen, wie sie die ihre brauchen würden!"

„Wahr ist's!" ließ sich diesmal in hörbarer Weise der Schultheiß des Burggrafenamtes vernehmen. „Der Eine Herr ist ihnen verhaßt; sie möchten sich gar gern aus dem Einen Thron jeder einen Schemel zimmern, der in ihren Felsnestern aufgestellt würde, und sie denken, wenn man den Herzogspurpur zerrisse, gäbe es doch für jeden eine Jacke, in der er sich auf seinem zwanzig Ellen großen Besitz als Herr geberden könnte."

„Der Schultheiß spricht wahr!" bekräftigte der Herzog, „darum sehnen sich die Herren so danach „reichsunmittelbare Ritter" zu werden, denn ist einmal der Landesherr abgeschüttelt, so gibt es ja so niemand mehr über ihnen, dieweil wir zwar zwei römische Könige, aber — Gott sei's geklagt! keinen deutschen Kaiser haben."

Der Titel eines „römischen Königs" wurde schon durch die Wahl der Kurfürsten verliehen, die übrigens in späteren Zeiten meist noch bei Lebzeiten des deutschen Kaisers vollzogen wurde. Der Kaisertitel war jedoch bis auf Friedrich III. an die Krönung in Rom geknüpft. Er war der letzte deutsche Kaiser, welchem 1447 die deutsche Kaiserkrone vom Papste aufgesetzt wurde.

Zur Zeit unserer Erzählung führten allerdings, wenn auch nicht im Wege Rechtens, zwei Herrscher den Titel eines römischen Königs. Der Sohn Kaisers Karl IV., nämlich Wenzel der Faule, wurde am 19. August 1400 von den zu Frankfurt versammelten Kurfürsten wegen „Schmälerung des Reiches, unterlassener Beschützung des Landfriedens, Vernachlässigung der Rechtspflege und Versäumniß seiner Pflichten als Schirmvogt der Kirche," für abgesetzt erklärt, eine Maßregel, welche Wenzel nie anerkannte. Weislich verschwiegen aber die Kurfürsten, wie wenig ihnen und den anderen Fürsten mit einem deutschen Reichsoberhaupt gedient gewesen wäre, das die kaiserliche Gewalt kraftvoll auszuüben entschlossen und befähigt gewesen wäre. Darum fiel die Neuwahl auf den schwachen und unselbständigen Ruprecht von der Pfalz, dessen Herrschaft fast noch kläglicher war, als jene seines abgesetzten Vorgängers. Das deutsche Reich erfreute sich also zu gleicher Zeit zweier Herren und stand bezüglich dieser Sonderlichkeit nur hinter der christlichen Kirche zurück, die in derselben Periode sich dreier Päpste Alexander V., Gregor XII. und Benedikt XIII. rühmen konnte, von welchen jeder behauptete, allein der rechtmäßige zu sein.

„Ich will Euch, gnädigster Herr nicht widersprechen," sagte der greise Landeshauptmann, „denn es ist leider nur zu sichtbar, wohin das Zielen und Drängen unseres Adels sich richtet, der gern unser altes Land in Stücke zertheilen ließe, um nur selbst an ohnmächtiger Gewalt etwas zu erringen."

„Ach! laßt Euch das nicht schieren!" rief Herzog Friedrich lustig. „Mögen die Herren immerhin Bünde schließen, die nach seltsamlichem Gethier benamset sind, und mag auch der liederkundige Herr Oswald von Wolkenstein, wenn er keine Dame seines Herzens zu besingen hat, seine Reime gegen mich richten — sie werden allesammt ihren Willen nicht haben! Oder sind denn diese Herren auf ihren Burgen das Volk? Halten sie, die nur zu vergeuden wissen und wenn sie was zu des Landes Bestem thun müssen, gleich die Hand hinstrecken, um Lohn und Ehren zu empfangen, das Land mit ihrer Arbeit, mit ihrer Arme Kraft, mit dem Blut, das sie vergießen, zusammen? Ich habe — so jung ich bin und so unerfahren mein Kopf, so leicht mein Sinn auch sein mag, erkannt, wo des Landes Stärke ruht, und so lange Bürger und Bauer zu mir stehen, soll es mich nicht kümmern, wenn die Burgherren mir Abgunst beweisen!"

„Ein löblicher Vorsatz," stimmte der Landeshauptmann bedächtig bei, „und ich bin überzeugt, gnädigster Herr, Ihr werdet ihm mit Milde und Nachsicht nachleben und nicht rachsüchtig oder übereilt die glimmende Unzufriedenheit zu hellen Flammen entfachen, die fürchterlicher als jeder andere Kampf, zwischen den Bewohnern dieser Thäler selbst wüthen würde."

„Habt keine Sorge, Herr Landeshauptmann — wenn's noththut, weiß ich mit den Füchsen listig zu sein, wobei mir freilich der gute Rath unseres Schultheiß da, gar sehr zu statten kommt," entgegnete der Herzog. „Da haben die Adelsherren, die gar so unzufrieden darüber sind, daß sie nicht zunächst am himmlischen Thron stehen, einen neuen Bund gestiftet; doch sind sie diesmal dem Elefanten untreu geworden und holen sich ihr Symbolum aus den Lüften — den Falkenbund nennen sie ihn. Und an die Spitze stellen sie einen der Mächtigen des Landes, Herrn Heinrich von Rottenburg, der von eitlem Ehrgeiz bis in seine Träume verfolgt wird. Bevor aber die Sache noch ganz beisammen ist, da bläst mir der dicke Herr, der so mühselig neben uns watschelt, einen guten Gedanken ein und ich lasse den Herren sagen, es freue mich ihr löbliches Beginnen, das zweifellos auf die größere Ehre und Sicherheit des guten Landes Tirol abziele, so sehr, daß ich selbst dem Falkenbund beitreten wolle. Hahaha! was sie doch für Gesichter geschnitten haben werden!"

„Ja, es war ein feiner Zug!" warf der Schultheiß wohlgefällig ein. „Was die Herren gar mühsam aufgerichtet, um die landesherrliche Macht zu schmälern, das kehrt sich gegen sie, dieweil unser Herr selbst doch nicht gegen sich sein kann und sie keinen Muth haben, ihm den Beitritt zu verweigern. Hihi! Es ist, wie wenn ein listiger Vogelsteller vom eigenen Sprenkelhölzchen einen tüchtigen Klaps auf die Nase erhält."

„Doch nun berichtet, meine lieben und getreuen Herren, was Ihr ausgerichtet und wie Eure Sendung verlaufen ist?"

„Ich bitte den Herrn Landeshauptmann gar sehr, Euch den Bericht allein abzustatten," sagte kläglich der dicke Schultheiß, „dieweil es mir schon am Athem fehlt, Euch nachzulaufen und ich keinen zum Sprechen aufzuwenden habe."

Der Herzog hielt sein Pferd an und musterte die Reisigen, aus deren Schaar er einen besonders kräftigen Mann, der ein entsprechend starkes Pferd ritt, zu sich winkte.

„Hier, Herr Pinzer, klettert nur getrost hinter Ulrich auf den Klepper — er wird Euch beide tragen. Klammert Euch nur fest an Ulrich an, er ist ein guter Reiter, Ihr lauft keinerlei Gefahr. Und behagt Euch auch der Sitz nicht recht, so denkt daran, das schlecht geritten, immer noch besser ist, als gut gegangen."

Nach einigem Zögern folgte der Schultheiß dem Rath und kletterte mit großer Beschwerde hinter den Reisigen auf das Roß, dann schlug er fürsorglich beide Arme um den Leib des Mannes, wobei ihm freilich sein Bäuchlein sehr hinderlich war, und seufzte vergnügt auf, als er merkte, daß es sich da ganz gut und sicher sitze und das ermüdende Stolpern im Straßenstaub dadurch vermieden werde.

„Nun, also Ihr Herren, wie ist es Euch ergangen? Hat der Bischof sich endlich der Nothwendigkeit gefügt?"

„Ach, gnädigster Herr, da mögt Ihr eben so gut die Passer im Mai mit Worten stauen, als Ihr den hochwürdigen Herrn von Trient zur Vernunft bringen könnt!" sagte der Schultheiß, da der Herzog dem Reisigen bedeutet hatte, neben ihm zu reiten.

„Wie? So hat der Bischof sich geweigert, den Frieden, den er durch unsere Vermittlung geschlossen hat, anzuerkennen?" rief der Herzog aufgebracht.

„Es ist so, wie Herr Pinzer sagt," antwortete nun der Landeshauptmann. „Wie Ihr wißt, durchlauchtigster Herr, hat Bischof Georg über das Bisthum

Trient nicht mit der Milde eines geistlichen Hirten geherrscht, dessen Hand nur den Krummstab zu führen gewohnt ist, sondern auch rauh und gewaltsam, als wäre es die eines wilden Kriegers."

„Nun — ich meine, Armbrust und Jagdspieß führt der hochwürdige Herr auch besser, als die Schreibfeder, denn er ist ein gewaltiger Jäger," schaltete der Herzog ein.

„Ja und dieser Passion entspringen auch die meisten Beschwerden gegen ihn," berichtete der Schultheiß." Er läßt das Wild so überhand nehmen, daß die Felder und Baumpflanzungen nicht mehr sicher sind und oft in einer Nacht von dem Gethier verwüstet wird, was der Bauern Schweiß geschaffen und wovon sie eines Jahres Unterhalt zu gewinnen hoffen. Und hat sich einer der Verheerung erwehrt und etwa einen Hirsch oder Rehbock erlegt, der ihm sein Gut verwüstete, so wurde er an Leib und Leben bestraft und all sein Gut eingezogen."



Kaiser Sigismund (S. 836.)

„So ist es," bestätigte der Landeshauptmann, „aber auch in manch anderer Beziehung hat sich der Bischof von Trient als ein gewaltthätiger und unbilliger Herr erwiesen, der da meint, es gäbe nur sein Recht und nicht auch eine Billigkeit gegen die Unterthanen."

„Er meint wohl auch, aller anderer Leute Rücken sei nur gut, um Riemen daraus zu schneiden, mit denen er seine Schuhe knüpft," bemerkte der Schultheiß.

„Darüber entstand im Trientinischen, wie Ihr, gnädigster Herr, wißt, eine gewaltige Unruhe, die Bauern bewaffneten sich und bedrängten den Bischof in seiner Stadt, verübten auch mancherlei Ungebühr gegen dessen Anhänger" —

„So daß ich und zwar diesmal auch mit Eurer Zustimmung," fiel der Herzog dem Landeshauptmann in die Rede, „weil es gefährlich ist, wenn solch' ein Brand lange in des Nachbars Hause dauert, dem Bischof meine Hilfe und Vermittelung angetragen habe, damit die Aufrührer beschwichtigt und die Ruhe wieder hergestellt werde."

„Aber dem Bischof — vernehmt's mit Gunst, Herr Herzog," nahm nun der Schultheiß lächelnd das Wort, „graut vor Euch viel mehr, als vor seinen unbotmäßigen Bauern, dieweil er denkt es möchte nicht mehr so leicht sein, Euch aus dem Lande hinauszubringen, wenn er Euch erst selbst hineingerufen. Derohalb bedankte er sich fein höflich für Euer Angebot und meinte, er wolle nicht, um den Beelzebub auszutreiben, sich eines noch gefährlicheren Helfers bedienen."

„Es mag schon sein, daß er so denkt," sagte der Herzog lachend, „aber dem Satan ist er, trotz aller Furcht davor, nicht entgangen."

„Wahrlich nicht, denn als man im Lande erfuhr, daß der Bischof italienische Söldner werbe, um die Empörer niederzuwerfen und noch härter als früher zu regieren, da drang das Volk in seine Residenz, setzte ihn gefangen und rief Euch, gnädigster Herr, zum Helfer und Schiedsrichter auf."

„Und als solchen, Herr Landeshauptmann, mußte mich nun auch der Bischof selbst anerkennen," fuhr der Herzog fort, „so sehr er auch Scheu und Angst hatte. Und mit dem weisen Beistand meiner Räthe, stellte ich den Frieden wieder her und vermittelte zwischen dem Bischof und seinen Unterthanen ein Uebereinkommen, das ihm seine Gewalt nimmt und den Bürgern ihr Recht sichert."

„Ja, so wär' es gewesen, wenn der Hochwürdigste nicht blos so lange zum Wassertrinken bereit gewesen wäre, als ihm die Flut bis zum Kragen gestiegen ist," rief Herr Pinzer grimmig. „Aber kaum saß er wieder auf seiner Residenz, so wollte er nichts versprochen haben und nichts halten, und die Wirthschaft begann ärger als jemals."



König Wenzel von Böhmen. (S. 830 u. 835.)

„Ganz richtig; und zur Beilegung dieser neuerlichen Wirren und um Bischof Georg an seine Verpflichtungen zu mahnen, habe ich Euch, Ihr Herren, nach Kronmetz gesendet, wo sich der hochwürdigste Herr aufhielt, weil es ihm in Trient nicht geheuer schien. Und nun wären wir da, von wo wir vor einer halben Stunde ausgegangen — daß Ihr mir nämlich vom Erfolg Eurer Sendung berichten sollt."

„Wie schon der Herr Schultheiß angedeutet," nahm bedächtig der Landeshauptmann die Berichterstattung wieder auf, „fanden wir den Bischof Georg gar nicht geneigt, den weisen Rathschlägen und Mahnungen zur Billigkeit, die Ihr ihm durch uns zukommen ließet, Gehör zu schenken. Meines unmaßgeblichen Bedünkens rechnet er darauf, daß die Mißhelligkeiten mit dem tirolischen Adel es Euch wehren würden die Trienter Sache zu einem gedeihlichen Ende zu führen, denn er sprach gar viel vom göttlichen Rechte der Obrigkeit, zu dessen Schutz alle Fürsten zusammenstehen müßten, zumal es in allen Landen Anfechtungen ausgesetzt sei."

„Worauf ich ihm zu bedenken gab," fiel der Schultheiß ein, „daß es denn doch einen großen Unterschied mache, ob sich nur ein kleiner Theil der Unterthanen auflehne, weil sie darauf ausgehen, für sich selbst Vortheile zu ergattern, oder ob

das ganze Volk sich erhebt, um bösliche Willkür und Mißbrauch dieser göttlichen Rechte der Herrschaft abzuschütteln."

„Ganz richtig," nahm der Landeshauptmann das Wort, „der Bischof aber, erwies sich den begründetsten Vorstellungen unzugänglich und steifte sich darauf, daß nur der Papst und das Reich ein Recht hätten, ihn zur Verantwortung zu ziehen."

„Da konnte ich nicht umhin, ihm zu bedenken zu geben, daß des römischen Königs Arm, wenn er überhaupt fähig wäre zu ersprießlichem Thun, dringendere Arbeit hätte, als sich um des Bischofs von Trient Wildstand zu kümmern," unterbrach Herr Pinzer von Neuem, „und wenn er vom Papst spreche, würde es uns freuen, zu erfahren, an welchen von den drei jetzt existirenden er sich wenden wolle."

„Das habt Ihr gut gemacht, Herr Schultheiß," rief der Herzog lachend. „Nun, und was meinte der Bischof dazu?"

„Ei, nun, er sagte, für ihn gäbe es nur Einen heiligen Vater und das wäre der in Rom residirende Papst Alexander V., die beiden anderen wären ketzerische mit dem Bannfluch belegte Schismatiker."

„Kurz, all' unser Zureden war umsonst," erzählte der Herr von Gufidaun weiter, „und als ich alle gütlichen Mittel erschöpft hatte und ihm bedeutete, mein gnädigster Herr würde nicht dulden, daß eine unter seiner Vermittlung und Bürgschaft zu Stande gekommene Vereinbarung so schnöde mißachtet werde, da lachte er und meinte, er werde warten, bis Ihr die Macht hättet, ihn zu zwingen."

„Nun — und was habt Ihr da gethan, um den übermüthigen Mann zu beugen?" fuhr Friedrich heftig auf.

„Ich habe nicht vergessen, welche Befehle Ihr mir für den äußersten Fall gabt und was ich der Wahrung Eures Ansehens schuldig bin," entgegnete der Landeshauptmann ernst. Ich hatte, obwohl von den Leuten des Bischofs kein ernster Widerstand zu gewärtigen war, meine Maßregeln getroffen und mich unbemerkt der Burg versichert, die, wie Ihr wißt, auf steiler Bergwand, wie in einer Grotte liegt. Ich erklärte also dem Bischof, daß unter so schweren Umständen ich ihn, bis er den von Euch vermittelten Frieden annehme und getreulich ausführe, als Gefangenen betrachten müsse."

„Ich habe die ganze Verhandlung ordentlich zu Papier gebracht," schaltete der Schultheiß ein, „und als höflicher Mann auch nicht versäumt, des Bischofs Protest zu erwähnen, den er gegen eine „solche Verletzung seiner göttlichen Rechte als Reichsfürst," gar wortreich und mit mehr Zorn als Würde abgab."

„Ihr seid ein Schalk, Herr Pinzer," sagte der Herzog lächelnd, „und wenn wir ob unseres Beginnens mit der Kirche Streit bekommen, so falle der Bann auch auf Euer Haupt."

„Gar so leicht möchte ich die Sache nicht nehmen, durchlauchtigster Herr," sagte der Landeshauptmann. „So uneinig die Geistlichkeit unter sich auch ist — tastet einen darunter in seiner vermeinten Gerechtsame und zumal in seinem Einkommen an und sie werden sich alle gegen Euch kehren. Ich fürchte keiner von allen drei Päpsten wird gutheißen, was wir gethan und — und der Kirche Arm reicht noch immer weit, und findet immer eigennützige Vertreter."

„Wir müssen's erwarten," sagte Herzog Friedrich leichthin. „Ich will nicht, daß man sage, ich habe dem Volke, das meinen Schutz und Schiedsspruch angerufen, nicht Wort gehalten, weil ein ränkesüchtiger tyrannischer Bischof sich nicht fügen wollte. Doch was habt Ihr weiter mit ihm gemacht?"

„Er hat so wenig Freunde im eigenen Land, daß ich sein Leben für gefährdet halten würde, wenn man ihn bei den herrschenden unruhigen Zeiten dort gelassen hätte und aus einer solchen Gewaltthat wäre Euch, mein gnädigster Herr, da er

in Eurem Gewahrsam ist, gewißlich Verdruß und üble Nachrede erwachsen. Ich habe ihn daher unter guter Bedeckung mit dem Herrn von Ridaun nach Bruneck geschickt."

„Ja, und noch dazu in meinem Wagen," brummte der Schultheiß mißvergnügt, „derohalben habe ich auch meinen Hals auf dieser Mähre riskiren müssen."

„Damit er dort bis zur Sinnesveränderung oder bis Ihr weiter über ihn zu verfügen befunden, in enger aber gebürlicher Haft gehalten werde."

„Ihr habt ganz gut und klug gehandelt und ich danke Euch! Doch dort glänzen schon die Lichter unserer guten Stadt Meran und hier führt mich der Weg zu Schloß Tirol hinauf. Seht, wie es da im Mondlicht auf stolzer Höhe so fest und unerschütterlich liegt, so fest scheint mir die Herrschaft meines Hauses in diesem Lande begründet, denn so wie dieses Schloß auf dem Felsen ruht, so gedenke ich meine Herrschaft auf die Liebe meines ganzen Volkes zu stützen! Nehmt nur die Hälfte der Reisigen mit Euch — nachdem ich einen ganzen Tag allein herumgeirrt, sind sechs Reisige schon ein stolzes Gefolge für den Grafen von Tirol. Gehabt Euch wohl, Ihr Herren!"

Langsam kletterten die Pferde den steilen Pfad zum Schloß empor. Der Mond war schon hinter dem Gipfel des Ifinger verschwunden und in den Fichten und Lärchen rauschte der kühle Nachtwind. Einen Augenblick erinnerte sich Herzog Friedrich an das braune Mädchen im fernen armseligen Dörcherlager, dann aber versank er in Sinnen und Sorgen um der Zeit sonderbare Händel.

3. Tage des Uebermuthes und des Zankes.

Es war in der That eine gar arge und heillose Zeit damals, von welcher wahrlich nicht viel Gutes und Erfreuliches zu berichten ist. Nicht blos in den weltlichen Dingen herrschte Wirrsal und Zerwürfniß aller Orten, sondern auch die Zustände der Kirche waren solcher Art daß die frömmsten und gelehrtesten Männer dringend nach einer Aenderung und Abstellung der vielfachen Uebelstände verlangten.

Wenn auch nach Herstellung des Friedens mit den Schweizern und Unterdrückung der Adelsbünde im Lande Tirol vergleichsweise Ruhe herrschte und Friedrich IV. durch ein weises Regiment, das sich auf die Gesammtheit des Volkes stützte, die Liebe und Anhänglichkeit desselben erwarb, so ward er doch, theils durch seinen leichtbeweglichen Sinn, theils durch sein ritterliches Festhalten an einer einmal erkorenen Sache in einer Weise in die Händel seiner Zeit verwickelt, welche seine Regierung zu einer der bewegtesten machte.

König Ruprecht starb am 18. Mai 1410 nach einer wenig rühmlichen Herrschaft. Der Kurfürst von Sachsen und andere deutsche Fürsten meinten, es sei keine neue Wahl nöthig, da ja Wenzel der Faule (Bild Seite 833) noch immer lebe, wobei sie wohl den Hintergedanken hatten, daß er mindestens ein ebenso gutes und — bequemes Reichsoberhaupt wäre, wie es Ruprecht von der Pfalz war.

Die anderen Kurfürsten aber wollten von Wenzel nichts wissen, konnten sich aber auch über den neuen König nicht einigen, so daß ein Theil den jüngeren Bruder Wenzels — Sigismund, welcher durch die Vermählung mit Maria, der Tochter Ludwig's des Großen, König von Ungarn geworden war, wählte, während ein anderer den Markgrafen Jodok von Mähren, einen Vetter der Obigen, erkor. So gab es nun gar drei römisch-deutsche Könige und noch dazu alle drei aus dem Hause Luxemburg, wozu es trefflich paßte, daß nach dem Tode Alexander's V. sofort von den in Rom gebliebenen Cardinälen ein neuer

dritter Papst in Balthasar Cossa, einem gelehrten Juristen, aber ränkevollen und durch sein wüstes Leben berüchtigten Mann gewählt wurde, der unter dem Namen Johann XXIII. den Stuhl Petri bestieg.

Bevor jedoch noch die heftigen Kämpfe, die mindestens zwischen Sigismund und Jobok um die deutsche Krone zu entbrennen drohten, ausgebrochen waren, starb der letztere am 8. Januar 1411, der letzte Markgraf von Mähren, welches Land, an Wenzel fallend, seitdem Böhmens Geschick theilte. Die Wahl fiel nun nahezu einstimmig auf Sigismund (Bild Seite 832), der die Kaiserkrone jedoch erst 1433 aus den Händen des Papstes Eugen IV. empfing.

Ungleich seinen Brüdern Leopold IV., der 1411 an einer Schenkelwunde starb, die er sich beim Spannen der Armbrust zugezogen hatte, und Ernst dem Eisernen, die dem neuen König wegen eines zu ihren Ungunsten gefällten Schiedsspruches im Vormundschaftsstreit über den minderjährigen Herzog Albrecht V. mißgünstig gestimmt waren, wußte sich Herzog Friedrich IV. von Tirol auf guten Fuß mit Sigismund zu stellen.

Als sich daher dieser, der Ernst's feindselige Gesinnung wohl kannte, wegen Herausgabe verpfändeter dalmatinischer Gebiete zu einem Krieg mit Venedig gezwungen sah, trat Ernst der Eiserne nicht allein mit den Venetianern, sondern auch mit Wladislaus von Polen, gleichfalls einem Feinde Sigismund's, in Verbindung und suchte dieselbe durch seine Werbung um die Hand der ebenso schönen als starken Cimburga von Massovien, zu festigen. Man sagt, daß diese kühne Jungfrau mit besonderer Vorliebe der gefährlichen Jagd auf Bären nachgegangen sei und erst dem Herzog Ernst ihre Hand zugesagt habe, als ihr dieser auf der Jagd dadurch, daß er einen besonders kräftigen Bären, dessen Angriff sie erlegen wäre, siegreich bekämpfte, seine körperliche Ueberlegenheit bewiesen habe.

Ein rascher Sieg Sigismunds über die Venetianer, der Ausgleich zu Lublin zwischen jenem und Wladislaus von Polen vernichtete die Rachepläne Ernst's und er sah sich genöthigt, 1412 einer Einladung an den Hof Sigismunds zu folgen. Wenn auch Feste und üppige Gelage die wenig günstige Gesinnung verschleierten, so trat diese doch schon bei der ersten Zusammenkunft zu Tage, wo Sigismund, der ahnte, daß Ernst nur gekommen war, um zu beobachten und vielleicht Uneinigkeit zu stiften, Herzog Ernst mit berechneter Geringschätzung mit den Worten ansprach: „Ich grüße Euch, Habsburg!", worauf dieser mit gleicher Münze trocken erwiderte: „Ich danke Euch, Luxemburg!"

Indessen bewies sich auch hier der Zwang der politischen Verhältnisse mächtiger, als persönliche Sympathien und Antipathien, und König Sigismund wie Herzog Ernst fühlten die Nothwendigkeit sich wieder zu nähern.

Hiezu wurden die guten Dienste Friedrich's von Tirol angerufen, wogegen der König Sigismund einen zwischen diesem und den bairischen Herzogen ausgebrochenen, schon zu Kämpfen führenden Zwist ausglich. Eine gewisse Gleichartigkeit der Gesinnung, die sich besonders in oft ausgelassener Lebenslust und Ungebundenheit geltend machte, knüpfte zwischen Friedrich und Sigismund, als sie sich 1413 in Feltre trafen, ein anscheinend enges Band, das jedoch bald zerrissen wurde und besonders bei Sigismund in die gerade entgegengesetzte Stimmung umschlug. In mehr als einer Beziehung sollte diese Vertraulichkeit und der darauf olgende Rückschlag von einschneidender Bedeutung für Friedrich sein.

Fast ein halbes Jahr zogen der deutsche König und Herzog Friedrich umher und nachdem sie längere Zeit die Gäste des Erzbischofs von Salzburg gewesen waren, ließ sich Friedrich es nicht nehmen, das Reichsoberhaupt im eigenen Lande zu bewirthen. Ritterliche Kampfspiele, festliche Gelage und andere Vergnügungen wechselten in Innsbruck ab, um den königlichen Gast zu ehren, der an schönen Frauen und einem guten Trunk unter ausgelassenen Genossen

viel mehr Gefallen fand, als an den Mühen und Pflichten seiner hohen Würde.

Da wurde plötzlich die Festesstimmung auf gar arge Weise gestört und durch die Freundschaft der beiden Fürsten ging ein klaffender Riß. Es geschah dies bei einem Feste, das die Stadt Innsbruck gab, die auch in Bewillkommnung des Reichsoberhauptes nicht zurückbleiben wollte. Und da man wußte, daß sowohl König Sigismund, wie auch Herzog Friedrich, der vor Kurzem zum zweiten Male sich mit Anna von Braunschweig vermählt hatte, große Bewunderer der weiblichen Schönheit seien, so hatte der Stadtrath zu Schmaus und Ball die lieblichen Frauen und Mädchen geladen, an welchen Innsbruck zu allen Zeiten überreich war. Das behagte den beiden Fürsten so sehr, daß sie sich ganz dem Festestaumel überließen und darin wohl weiter gingen, als es ihrer Fürstenwürde und der männlichen Haltung geziemte.

Zum Ergötzen der Gäste hatte man auch allerlei „Mummenschanz" und kostümirte Aufzüge veranstaltet, deren Theilnehmer sich, nachdem sie in den Sälen herumgezogen waren, unter die übrigen Gäste mengten. Dies benützten die beiden Fürsten, gleichfalls Verkleidungen anzulegen, um ihren verliebten Abenteuern und Ausgelassenheiten leichter und unerkannt nachgehen zu können. So rückte unter lautem Festjubel die Mitternachtsstunde heran, als sich die Thüren abermals öffneten und zum allgemeinen Erstaunen eine Gruppe von Dörchern eintrat, deren Antlitz vermummt war. Man vermuthete, es sei dies auch einer der Scherze, die den Gästen geboten wurden und umringte die sonderbaren Festtheilnehmer, welche wenn auch reinlich, so doch vollkommen nach Art der Dörcher gekleidet waren.

Namentlich eine wunderbar schön gebaute Frau, von deren grellrothem Kopftuch eine weiße Feder nickte, lenkte die Aufmerksamkeit auf sich und man zerbrach sich die Köpfe, wer hinter dieser Verhüllung stecke, da doch alle Schönheiten von Innsbruck am Ball versammelt seien. Die Männer drängten sich an sie, wollten sich wahrsagen lassen, fragten nach heilsamen Tränklein, welche die Wunden heilen sollten, die ihre Augen geschlagen und trieben sonst allerlei Kurzweil, die aber von der Schönen witzig doch ablehnend beantwortet wurden, während ihre blitzenden Augen im Saale herumschweiften, als suchten sie mit heißem Verlangen nach jemand.

Eben huben die Stadtmusikanten einen neuen Reigentanz an, als sich Tumult erhob und aus den Nebensälen wilderregte Männer unter lautem Geschrei und Verwünschungen hereindrängten, in ihrer Mitte ein weinendes und wehklagendes Mädchen, die Tochter eines angesehenen und ehrsamen Bürgers führend. Die Tanzenden hielten inne, der Festjubel verstummte vor den Zornlauten und die Musiker auf der Estrade setzten Fidel und Trompete ab. Alles drängte sich auf einen Klumpen zusammen, in dessen Mitte einige rasch herbeigeeilte Herren vom Rathe das Mädchen und ihre zürnenden Verwandten nach der Ursache dieser Feststörung befragten.

Ach! Es war eine arge Geschichte! Schon seit dem Beginn des Festes hatten die beiden Fürsten dem Mädchen, das besonders liebreizend war, mit Schmeicheleien und Galanterien zugesetzt, so daß nach Frauenart das Köpflein zum Wirbeln kam, da es die Eitelkeit kitzelte, so ausgezeichnet zu werden. Dann nahten sich ihr in wechselnden Verkleidungen die beiden Fürsten, so daß die Kleine oft nicht wußte, sei es König Sigismund oder Herzog Friedrich, mit dem sie tanze oder durch die Säle unter Scherzen und Necken lustwandelte. Da habe sie einer der Fürsten — welcher, wisse sie auch jetzt noch nicht — unbemerkt in ein abgelegenes Gemach geführt und sei dort in unverzeihlicher Weise und mit roher Gewalt ihrer jungfräulichen Ehre zu nahe getreten.

Der Vater, die Brüder und übrigen Verwandten der Beleidigten brachen neuerdings in zornige Rufe nach Rache aus und die meisten Innsbrucker, empört

über die ihrer Stadt angethane Schmach schlossen sich ihnen an. Vergebens wollten einige Besonnene die Wüthenden besänftigen, sogar die ungarischen Herren aus Sigismunds Gefolge bestanden darauf, man müsse nach dem Frevler forschen und ihn ohne Ansehen der Person zur Verantwortung ziehen. Schon die Ehre ihres Gebieters erheische dies, damit nicht ein so schwerer Vorwurf auf seinem Namen haften bleibe. Es war dies aber wohl nur ein Vorwand und die Magnaten hätten es vielleicht gar nicht ungern gesehen, wenn Sigismund der Uebelthat überwiesen worden wäre, denn sie fanden an ihm, der sich den Thron nur erheiratet hatte, und an seinem leichtsinnigen unkriegerischen Wesen nicht viel Gefallen und hätten wohl schon damals gern Einem aus ihrer Mitte zur Krone verholfen, wie es ja später zu Gunsten des großen Mathias Corvin geschah.

Tobend und nach Rache schreiend, vertheilten sich die Bürger und wer sich ihnen anschloß durch die Festesräume, und wer nur immer maskirt war, mußte Rede stehen, da das Mädchen dabei blieb, entweder Sigismund oder Friedrich wären es gewesen, die ihr in Verkleidung die Schmach angethan hätten. So kam es, daß einige Minuten der große Festsaal fast ganz leer war und nur die Gruppe der Dörcher, auf die man im Tumult ganz vergessen hatte, drängte sich um die Thüre, das so plötzlich abgebrochene Fest zu verlassen.

Da öffnete sich neben der Estrade, auf welcher die Spielleute gesessen waren, die sich gleichfalls den Suchenden angeschlossen hatten, eine kleine im Getäfel verborgene Thüre und es erschien Herzog Friedrich, bleichen Angesichts, aber in gewöhnlichem Anzug.

Bevor er noch in den Saal treten konnte, löste sich aus der Mitte der Dörchergruppe das schöne Mädchen los, flog auf ihn zu und suchte ihn aufzuhalten.

„Geht nicht weiter, gnädiger Herr!“ bat sie. „Die Leute sind wüthend und würden Eurer nicht schonen!“

„Wer würde es wagen, Hand an mich zu legen?“ entgegnete Friedrich stolz. „Was wollen diese Tollen, daß sie vermeinen, Gericht üben zu können?

„Wißt Ihr denn nicht, was geschehen und was jene Menschen so aufgebracht hat?“

„Ich habe gehört,“ sagte der Herzog zaudernd „und will selbst dafür sorgen, daß die Dirne ordentlich verhört werde und man dann erforsche, ob sie die Wahrheit spricht und wer in tollem Uebermuth das Fest gestört hat.“

„Thut das, aber weicht jetzt den Zornigen aus, die auf's äußerste gereizt, Eure Person nicht achten werden!“ bat das schöne Mädchen. „Hört Ihr, wie sie, wilder Wuth voll, brüllen und rasen?“

Wirklich kam das Tosen und Schreien der über den bisherigen Mißerfolg noch mehr Erbitterten wieder näher.

„Ich will Ihnen gegenübertreten und sie zur Ruhe weisen,“ sagte Friedrich entschlossen.

„Wagt es nicht, gnädigster Herr!“ flehte das Mädchen; „wagt es um Eurer Würde willen nicht, die sie nicht achten würden um Eures Lebens willen nicht, das vielleicht in Gefahr käme und das Ihr doch dem Lande, dem Volk schuldig seid. Kommt mit mir!“ — hiebei winkte sie einem ihrer Genossen und nahm ihm den braunen Wollenmantel und den breitrandigen Hut ab — „nehmt diese Kleider und Ihr werdet in unserer Mitte unbehelligt und unerkannt von hier wegkommen.“

„Fortschleichen soll ich mich, wie ein Dieb oder — als wäre ich wirklich der, den die Tollköpfe suchen!“ knirschte Friedrich zwischen den Zähnen hervor. Doch das Getümmel näherte sich immer mehr und aus dem Lärm wurden Rufe laut, die mit Tod und Verderben drohten, wenn man einen der Fürsten habhaft werde.

Unter diesem Eindrucke schwankte Friedrich und ließ sich von dem entschlossenen Mädchen den Mantel um die Schulter werfen, den Hut auf den Kopf

stülpen und folgte seiner Führerin, die ihn an der Hand faßte und blitzschnell in die Mitte der Dörchergruppe zog, der sie einige fremdklingende Worte zurief.

Ohne Hast oder Eile zu zeigen, schlossen sie einen dichten Kreis um den Herzog, während das Mädchen außerhalb desselben blieb. Schreiend stürzten die Bürger zurück in den Saal, um die Suche fortzusetzen, und einer derselben schrie der Retterin des Herzogs zu: „Mach daß Du weiter kommst, Mädel, wenn Dir an Ehr' und Zucht was gelegen ist, die in diesem Haus vor Gewalt und Frevel nicht sicher sind!"

„Seid unbesorgt! entgegnete das schöne Mädchen, „ich habe meine Leute bei mir, die mich schützen."

„Vielleicht wäre es besser für Dich, wenn Du wirklich dem fahrenden Straßenvolk angehörtest," lautete die bittere Entgegnung. „Wie es scheint, sind die Mädchen der Bettler unter Gottes freiem Himmel ihrer Ehre sicherer, als die Töchter ehrbarer Bürger inmitten der Stadt!"

Diese Worte fachten den Ingrimm von neuem an und die Wüthenden ergossen sich suchend und zerstörend neuerdings durch die Räume. Nun erst wendeten sich die Dörcher — von welchen der Herzog in seiner Aufregung noch immer nicht wußte, ob es echte seien oder ihre Tracht nur eine Verkleidung — dem Ausgang zu und verließen unbehelligt das Stadthaus. Willenlos fühlte er sich im Nachtdunkel fortgedrängt und erst im Schatten einiger Laubengewölbe löste sich der Kreis um ihn; auf einige leise Worte der Führerin verschwanden die Dörcher, nachdem man den Herzog seiner Verkleidung entledigt hatte und nur das Mädchen blieb zurück.

„So, mein gnädigster Herr, dort ist Eure Residenz — Ihr seid in Sicherheit!" flüsterte es aus der Maske hervor, die noch immer das Gesicht bedeckte.

„Es ist wohl möglich, daß Du großes Unheil verhütet hast — ich danke Dir!" sagte Friedrich aufathmend. „Doch wer bist Du, daß Du Dich so bemühst um mich?"

„Eine treue Tochter unseres Landes und unseres Fürsten!"

„Ist mir doch, als hätte ich Deine Stimme schon gehört und bei ihrem Klang erwachen Erinnerungen in mir, die ich nur nicht festhalten und aussprechen kann!"

„So habt Ihr mich also doch nicht ganz vergessen?" sprach freudig das Dörchermädchen. „Ich habe Eurer immer gedacht und erfuhr erst jüngst, als Ihr an der Seite des Königs mit großem Gefolge von der Jagd heimkehrtet, daß Ihr der Herzog selbst seid."

„So wärest Du das Mädel, das mich vor sechs Jahren aus dem Walde führte?" rief Friedrich überrascht.

„Ich bin es — Gittel!" sagte sie kopfnickend und dabei auf ihren Kopfputz deutend. „Kennt Ihr die Feder noch, gnädigster Herr?"

„Beim ewigen Gott! Du hast ein treues Herz und scheinst schon dazu erkoren, meine Schützerin und Retterin zu sein! Doch nimm die Maske ab — damit Dein Antlitz meinem Gedächtniß zu Hilfe kommt."

Zögernd löste Brigitte die Schleifen und enthüllte dem Herzog eine Schönheit, die ihn staunen machte. Es war ein königlicher Ausdruck in diesen Zügen und doch lag noch der volle Liebreiz darin, der sie schon vor Jahren ausgezeichnet hatte und heute so wenig wie damals unter dem dunklen Teint litt.

Rasch der heutigen unliebsamen Vorgänge und der offenbar noch wartenden Mißhelligkeiten vergessend, trat Friedrich näher und wollte Gittel umfassen, doch sie wich zurück und sagte lächelnd, einen thränenfeuchten Blick auf ihn richtend:

„Nein, mein hoher Herr, heute, wo ich weiß, wer Ihr seid, darf ich nicht mehr annehmen, was mir nicht zukommt. Das wäre ein Raub an Eurer Würde und — an Eurer fürstlichen Gemahlin."

Der Herzog schien durch die letztere Wendung nicht eben erbaut zu sein.

„Ach! Gittel, glaube mir, die Würde ist oft meine Bürde, die mehr drückt, als erfreut. Und mein fürstliches Gemahl —“

Er stockte bei diesem heiklen Punkt, denn der schwere Tritt und das Klirren von Waffen verkündeten das Nahen der Scharwache.

„Lebt wohl, gnädigster Herr und vergesset mich nicht ganz, wie ich Eurer immer und immer gedenken werde.“

Mit diesen leisen Worten tauchte Brigitte in das undurchdringliche Dunkel des Laubenganges unter, so daß der Herzog nicht daran denken konnte, ihr zu folgen. Einen Moment überlegte er, dann trat er rasch auf die Straße hinaus und auf den Führer der Soldaten zu.

„Endlich kommt Ihr, Herr Rückendorfer,“ sprach er denselben mit einer kleinen Abweichung von der Wahrheit an, „nachdem ich schon zwei Boten gesendet und mich nun selbst auf den Weg gemacht habe.“

Der Hauptmann wollte sich entschuldigen, betheuerte keine Nachricht empfangen zu haben und auf die Kunde von dem ausgebrochenen Tumult aus eigenem Antrieb ausmarschirt zu sein, doch der Herzog unterbrach ihn und sagte:

„Laßt es gut sein, es ist in dem Tumult alles wirr gegangen. Zieht sofort nach dem Stadthaus und stellt die Ruhe her. Die Leute, welche eine begründete Klage vorzubringen haben, laßt sogleich dem Stadtrichter vorführen, die Uebrigen weist nach Hause und wer noch weiter stänkert, den setzt in den Thurm. Laßt mir auch alle Räume gehörig durchsuchen und thut Euer Möglichstes, daß die böse Geschichte aufgehellt wird.“

Doch alle Bemühungen, angenommen, daß sie von allen Seiten ernst gemeint waren, blieben erfolglos. Das beleidigte Mädchen beharrte auf ihrer Behauptung und die empörte öffentliche Meinung beschuldigte einen der beiden Fürsten der Gewaltthat, ohne jedoch entscheiden zu können, welchen eigentlich die Schuld treffe. Diese abzuwälzen hatten aber beide schwerwiegende Gründe.

Weniger um sich vor seiner zweiten Gattin Barbara aus dem Geschlechte der mächtigen Cillier-Grafen zu reinigen, von welcher man wußte, daß sie es mit der ehelichen Treue ebensowenig genau nehme, wie der Gatte, als um den Ungarn keinen Anlaß zu Anklagen zu geben, wälzte Sigismund jede Schuld von sich ab, wollte das Fest schon früher verlassen haben, und berief sich darauf, daß ihn die Magnaten schon im Bett trafen, als sie ihm die Kunde von den Vorfällen brachten. In noch heiklerer Lage befand sich Friedrich, der nicht allein um dem mißvergnügten Adel keine Blöße zu bieten, und um die Gunst der Bürger nicht zu verscherzen, den Verdacht nicht auf sich ruhen lassen durfte, sondern der auch durch die unselige Affaire seiner jüngst ihm vermählten Gattin Anna von Braunschweig gegenüber in eine äußerst peinliche Lage kam.

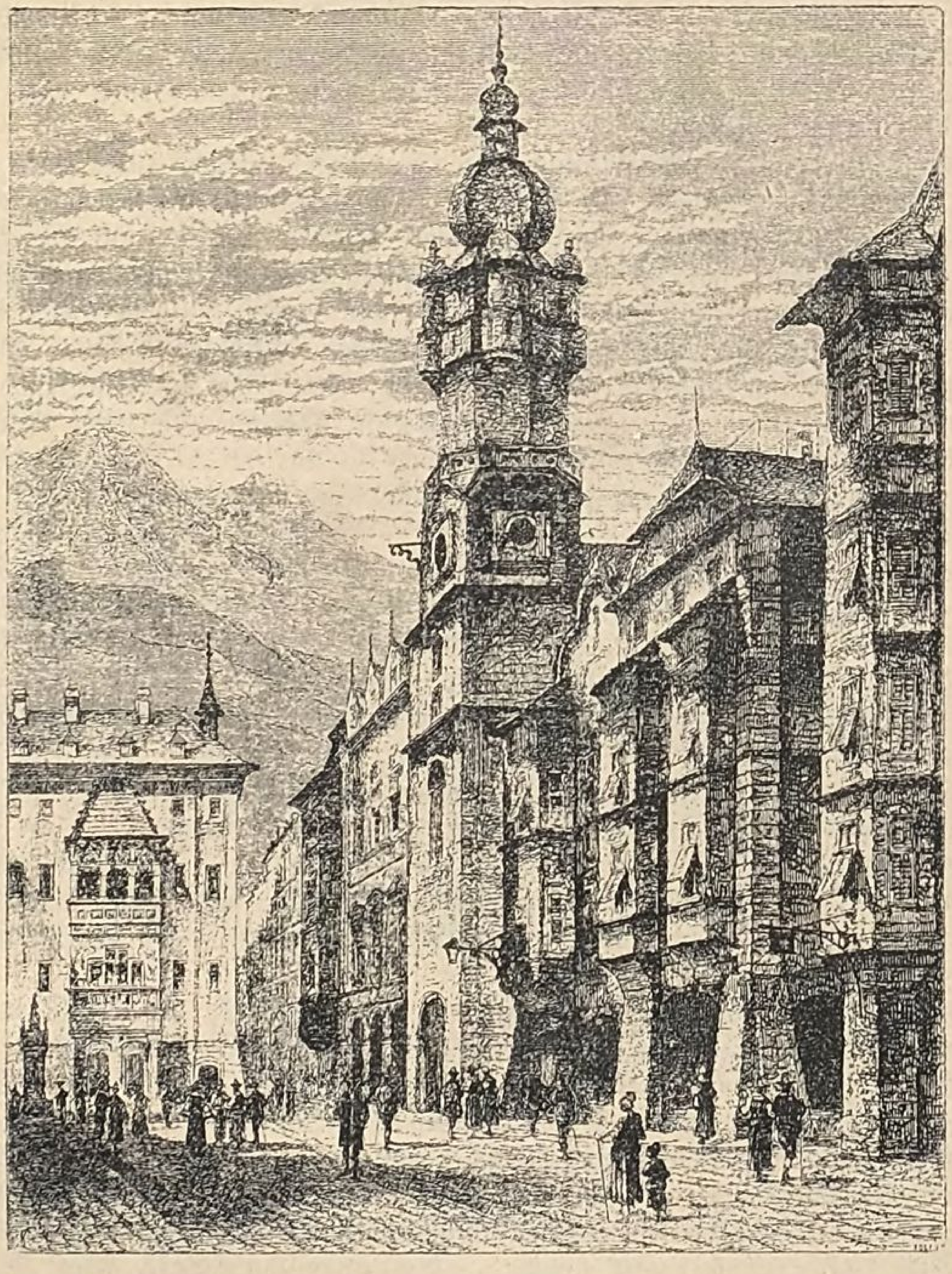
Jeder der beiden Fürsten, suchte daher, da man nun einmal daran festhielt, daß Einer von ihnen der Schuldige sei, den Anderen zu belasten, wodurch bittere Auseinandersetzungen und Vorwürfe entstanden, die erst endeten, ohne daß Klarheit in die Sache gekommen wäre, als Sigismund mit Groll im Herzen schied, um in Lodi mit Papst Johann XXIII. zusammenzutreffen.

Unzweifelhaft war diese Wendung in der Gesinnung Sigismunds von vielem Einfluß auf die späteren Bedrängnisse Friedrichs, deren Ursache und Entwickelung wir in Kürze überblicken wollen.

Der Ruf nach einer Beendigung des päpstlichen Schisma, die Erkenntniß, daß die gesunkene Kirchenzucht einer gründlichen Reform bedürfe, wurden immer allgemeiner und dringender. Dazu kam, daß die hussitischen Wirren in Böhmen immer drohender wurden und Sigismund, um zur Kaiserkrönung zu gelangen, selbst dringend die Beseitigung der Dreizahl von Päpsten wünschte.

Er drängte daher in Johann XXIII., ein allgemeines Concil einzuberufen und wußte ihn trotz aller ahnenden Scheu, welche dieser vor einer Kirchenversammlung auf deutschem Boden hatte, durch die Zusage von Hilfe gegen den nach Rom lüsternen König Ladislaus von Neapel doch dazu zu bestimmen, daß ein allgemeines Concil auf den 1. November 1414 nach Constanz am Bodensee ausgeschrieben wurde.

Drei Aufgaben wurden von der öffentlichen Meinung dem Concil gestellt und auch im Ausschreiben angeführt: Beendigung des päpstlichen Schisma (Spal-



Der Marktplatz mit den Lauben und dem goldenen Dachel in Innsbruck. (S. 837 u. 867.)

tung) und Entscheidung, wem mit Recht die Tiara (dreifache Krone) gebühre; Herstellung der kirchlichen Zucht und Reform der kirchlichen Aemter, und endlich Beilegung der hussitischen Wirren in Böhmen. Wir setzen gleich hier bei, daß so eigentlich das Concil keine dieser drei Aufgaben löste, sondern erst später die Gewalt und der natürliche Gang der Dinge eine Aenderung brachten oder — namentlich in Bezug auf die zweite Frage — nach vielen Anläufen alles beim Alten blieb.

Nach langem Widerstreben entschloß sich endlich Johann XXIII. selbst zum Concil zu gehen, vielleicht in der Hoffnung, durch seine Anwesenheit die Dinge günstiger für sich lenken zu können. Er führte, wie uns gleichzeitige Berichterstatter erzählen, „viel Geld und Kostbarkeiten mit sich, um durch Bestechungen und Pracht sein Ansehen erhöhen zu können." In Meran traf er mit Herzog Friedrich von Tirol zusammen, der von ihm das Versprechen einer günstigen Beilegung des Trienter Streites, welcher noch immer nicht beendet war und die Ernennung zum „Generalcapitain der Kirche" mit einem Jahresgehalte von 6000 Goldgulden erhielt, sich aber seinerseits verpflichtete, dem Papst sicheres Geleite und wenn nöthig, selbst die heimliche Entweichung aus Constanz zu sichern, was umso leichter schien, da Friedrich auch die schwäbischen Vorlande besaß, deren Gebiet hart an jenes der Stadt Constanz grenzte.

Unter Friedrich's Begleitung ging die Reise weiter, nicht ohne daß sich manches böse Omen ereignete. Am Arlberg, der schon zu alten Zeiten wegen der Unbilden des rauhen Wetters so berüchtigt war, daß man sich nun, um Wanderer und Güter zu schützen, gar durch seinen Felsenbauch bohrt, warf im tiefen Schnee der Wagen des Papstes um, der darüber in einen äußerst unheiligen Zorn gerieth und so derb fluchte, daß die zusammen gelaufenen Landleute „einen betrunkenen Fuhrmann zu sehen wähnten." Und als er von der Höhe des Gebirges auf das Thal herabblickte, in welchem Constanz liegt, so überkam ihn trübe Ahnung und er meinte kleinlaut: „Die Gegend gleicht einer Grube, in der man Füchse fängt."

Doch sein Verhängniß drängte ihn vorwärts; am 28. October hielt er unter Friedrich's Geleite den Einzug und am 5. November eröffnete er das Concil, zu welchem sich außer ihm und dem deutschen König Sigismund von weltlichen Gästen 4 Kurfürsten, 20 Herzoge, 131 Grafen, 171 Freiherren und an 1500 Ritter, 81 Botschafter von Königen und über 400 andere Gesandte eingefunden hatten. An kirchlichen Mitgliedern zählte das Concil 33 Cardinäle, 5 Patriarchen der gleichfalls geladenen griechischen Kirche, mit welcher neuerdings eine Einigung versucht werden sollte, 47 Erzbischöfe, 145 Bischöfe, mehr als 200 Prälaten und über 2000 Doctoren und Magister der Gottesgelahrtheit, die sich von den berühmtesten Hochschulen aller Länder eingefunden hatten.

Im Ganzen schätzte man die Zahl der zugeströmten Fremden auf 50.000 Menschen, worunter natürlich das zahlreiche Gefolge, aber auch fahrendes Volk aller Art, Spielleute, Quacksalber und Gaukler und fast 1000 liederliche Dirnen waren.

Papst Johann XXIII., dem vor einer Untersuchung der kirchlichen Schäden graute, wußte es durchzusetzen, daß die Prüfung der hussitischen Lehrsätze zuerst zur Verhandlung kam. Im Gedächniß der Jetztzeit ist das Concil von Constanz besonders wegen dieser Seite seiner Thätigkeit bekannt und berüchtigt; wir beschränken uns auf die Erwähnung, daß Johann Huß (Bild Seite 849) unter einem schmählichen Bruch des ihm von Sigismund zugesagten freien Geleites in Haft genommen, nach einem partheiisch geführten Proceß schuldig erkannt und am 6. Juli 1415 verbrannt wurde. (Ein alter Holzschnitt zeigt, Seite 857, in absonderlicher Weise diese Procedur.) Ein Jahr später folgte ihm sein Freund Hieronymus von Prag auf den Scheiterhaufen, dessen Flammen die hussitische Bewegung in Böhmen erst zu verheerender Gewalt entzündeten.

Viel früher sollte das Schicksal den Papst Johann XXIII., freilich in viel milderer Form erreichen. Die Frage der Beilegung des Schisma ließ sich nämlich nicht von der Tagesordnung drängen und das Concil sah nicht mit Unrecht den sichersten Weg darin, alle drei Päpste für abgesetzt zu erklären. Johann war in viel weniger günstiger Lage als die Gegenpäpste, welche aus sicherer Ferne das Concil mit dem Bann belegten, ohne sich um dessen Beschlüsse zu kümmern und

mußte nach mancherlei Ausflüchten am 2. März 1415 seine Resignation in öffentlicher Sitzung kundgeben.

Er versah sich übrigens noch schlimmerer Dinge und nahm die versprochenen guten Dienste Herzogs Friedrich von Tirol in Anspruch, die ihm derselbe, obwohl die Bundesgenossenschaft des abgesetzten Papstes nun nicht allein nutzlos, sondern sogar gefährlich war, in treuem Festhalten an seinem Versprechen nicht versagen zu dürfen glaubte.

Während Herzog Friedrich ein glänzendes Waffenspiel abhielt, auf welches alle Aufmerksamkeit gerichtet war, floh Johann XXIII., als Stallknecht verkleidet nach Schaffhausen, wohin Friedrich folgte, als man ihn des Einverständnisses bezichtigte.

Ein Sturm der Entrüstung erhob sich gegen den flüchtigen Papst und seinen Helfer, was Sigismund schlau für seine Zwecke benützte. Nach vergeblichen Vorladungen zur Rückkehr, um sich der Strafgewalt des Concils zu stellen, sprach dieses den Bann über den Herzog aus und Sigismund verhing die Reichsacht über ihn und forderte mit dem Bedeuten, daß jeder Vertrag mit ihm gelöst sei, alle seine Nachbarn auf, die Länder Friedrichs anzugreifen und zu besetzen.

Eine so lockende Aufforderung blieb nicht unbefolgt und von allen Seiten streckten sich gierige Hände nach seinem Besitz, obwohl Friedrich gegen einen solchen rechtswidrigen Vorgang protestirte.

König Sigismund ließ nun seinem Uebelwollen freien Lauf und jeder Gegner Friedrich's von Tirol war ihm willkommen, unter welchen sich besonders — und zwar begreiflicherweise — Bischof Georg von Trient durch seinen maßlosen Haß hervorthat.

Indessen hielt Friedrich dem Ansturm wacker Stand und erst als sich der tirolische Adelsbund, mit dem Sänger Oswald von Wolkenstein an der Spitze, mit dem alten Streben, die Herrschaft des Landesfürsten abzuschütteln, gegen ihn erhob, sank ihm der Muth und er ließ sich von Herzog Ludwig von Baiern und Ingolstadt, einem Vetter, bewegen, sich dem Richterspruch des Concils zu unterwerfen. Und unter der Bedingung, daß Friedrich den entflohenen Papst wieder nach Constanz zurückbringe, sicherte ihm Sigismund seine Gnade und freies Geleite zu.

Diese Zusage hatte indessen wenig Werth, da es Friedrich an aller Möglichkeit mangelte, die ihm gestellten Bedingungen zu erfüllen. Dessen ungeachtet kam er am 4. Mai 1415 nach Constanz und am nächsten Tage unterwarf er sich vor den versammelten Reichsfürsten, den vornehmsten Concilsmitgliedern und auswärtigen Gesandtschaften, welche Sigismund unedler Weise eingeladen hatte, der bitteren Demüthigung, sich und seine Lande der Gnade desselben zu unterwerfen, bis es dem König gefallen werde, sie ihm wieder zurückzustellen, auch versprach er so lange als Geisel in Constanz zu bleiben, bis Johann XXIII. sich gestellt haben würde.

Prahlerisch wendete sich Sigismund zu den Gesandten der italienischen Staaten mit den Worten: „Hieraus mögt Ihr sehen, was der deutsche König vermag. Ihr wißt, wie angesehen und mächtig die österreichischen Herzoge sind und doch mußte sich dieser mir unterwerfen.“ Er vermied nur zu sagen, daß seine Macht gewiß nicht hingereicht hätte, ein solches Resultat herbeizuführen, wenn er nicht das Ansehen des Concils klug für seine Zwecke benützt und in der Habsucht von Friedrich's Feinden bereitwillige Helfer gefunden hätte.

Nach mancherlei Irrfahrten hatte Johann XXIII. den Schutz des Herzogs Johann von Burgund aufgesucht. Dieser aber mochte sich seinetwegen den Zorn des Concils nicht zuziehen und Johann mußte nach Freiburg flüchten, wo er endlich von dem mit seiner Festnahme betrauten Burggrafen Friedrich von

Hohenzollern verhaftet und in die Feste nach Radolfzell gebracht wurde. Der vom Concil über ihn eröffnete Proceß enthielt siebzig Klagepunkte, von welchen sechzehn aus „Gründen der Sittlichkeit" nicht öffentlich verhandelt wurden. Er ergab sich in sein Schicksal und unterwarf sich dem Concil, das ihn mit Spruch vom 25. Mai 1415 schuldig, darauf auch feierlich der Papstwürde verlustig erklärte und dem Pfalzgrafen Ludwig als Häftling überwies. Im Jahre 1318 erhielt er seine Freiheit und wurde vom Papst Martin V. als Balthasar Cossa wieder zum Dekan des Cardinal-Collegiums ernannt, ja vielleicht hätte er nochmals den päpstlichen Stuhl erstiegen, wenn er nicht Ende desselben Jahres gestorben wäre.

Mit der rechtsgiltigen Absetzung und Unterwerfung Johann XXIII. war eigentlich der Grund entfallen, Friedrich von Tirol noch in Constanz anzuhalten. Aber Sigismund hatte gar keine Lust, ihm seine Besitzungen rückzustellen und ließ sich in den schwäbischen Vorlanden huldigen, verpfändete auch, seiner nie endenden Geldnoth abzuhelfen, viele Herrschaften Friedrich's und hielt diesen angeblich wegen des Handels mit dem Bischof Georg von Trient noch immer in Constanz fest.

Ueberall leistete man Sigismund die Huldigung, nur die Tiroler wollten jetzt so wenig von einer Herrschaft der Luxemburger etwas wissen, wie vor sechzig Jahren, wo sich Kaiser Karl IV. darum bemüht hatte. Sie riefen, um unter habsburgischer Hoheit zu bleiben, Herzog Ernst den Eisernen in das Land, damit er sie, bis Friedrich los käme, in ihrer Unabhängigkeit und ihren Freiheiten beschütze. Herzog Ernst folgte diesem Rufe rasch, wenn auch nicht in der brüderlichsten Absicht. Schon am 22. Juni 1415 nahm er die Huldigung entgegen, die ihm ohne Zaudern von den Ständen geleistet wurde, mit Ausnahme des unzufriedenen Adels, der in der Herrschaft des deutschen Königs ein Mittel gesehen hatte, den lange gehegten Traum der Reichsunmittelbarkeit zu erreichen.

Sigismund sah zu dieser Besitzergreifung wohl mit scheelen Augen und ließ Ernst zur Uebergabe von Tirol auffordern. Dieser aber, sich als Herr des Landes fühlend, machte seinem alten Groll Luft und antwortete in wenig höflicher Weise, es sei „da der König schon so viel Habsburgisches Gut eingesackt habe, nur recht und billig, daß er, der leibliche Bruder, auch etwas davon bekomme."

Und dabei blieb es vorderhand, denn Sigismund, vollauf von den kirchlichen Händeln in Anspruch genommen, war in jeder Sache, in welcher er sich nicht auf die Macht des Concils stützen konnte, um so ohnmächtiger, als die Ungarn, unwillig über seine lange Abwesenheit, ihm jeden Beistand verweigerten und auch die Reichsfürsten nachgerade Bedenken gegen die Vergewaltigung Friedrich's und das Schalten mit dessen Ländern äußerten.

4. Unter den Anhängern des Vertriebenen.

Herzog Ernst führte das Regiment in Tirol seinem Beinamen entsprechend, mit „eiserner" Hand. Er wollte nicht als Platzhalter seines Bruders Friedrich gelten, als was er doch der überwiegenden Mehrzahl des Volkes erschien, das jetzt in den Tagen der Bedrängniß mit rührender Treue an dem leutseligen Fürsten hing und darüber mancher Fehler vergaß, die das sonst so glänzende Bild desselben verdunkelten. Es zeigte sich in diesem Falle wieder, daß kein Titel der Macht und des Glanzes den Fürsten einen so begründeten Halt verleiht, als jener eines „Freundes des Volkes."

Dem Herzog Ernst blieb diese Stimmung kein Geheimniß und um sie unwirksam zu machen, näherte er sich der Adelspartei, welche ihm ihrerseits aus

blindem Haß gegen Friedrich viel Entgegenkommen bewies und ein Uebereinkommen mit ihm schloß, das den Rechten der Stände und des tirolischen Volkes gleich abträglich war.

Die anfängliche Bereitwilligkeit, mit welcher man Ernst aufgenommen hatte, wich daher bald allgemeiner Unzufriedenheit und schon gegen Ende des Jahres 1415 hatte sich eine Gährung des Volkes bemächtigt, das sein Heil nur in der Wiedereinsetzung Friedrichs sah, der von seinen Feinden, weil er dem Gebote des Concils, den Bischof Georg wieder in seine Herrschaft einzusetzen und den verursachten Schaden gut zu machen, als Häftling Sigismunds natürlich nicht nachkommen konnte, mit dem Spottnamen „der Friedel mit der leeren Tasche“ belegt wurde. Viel besser hätte derselbe jedoch auf Sigismund gepaßt, welcher als König von Ungarn und nach Wenzels Tod auch von Böhmen, als deutscher König und Kaiser nie aus der bittersten Geldnoth kam und selbst von sich sagte, daß kein Geld in seinen Händen halte und steckte er sie auch alle Tage in einen Scheffel Gulden.

Namentlich im alten Burggrafenamt Meran, das nicht blos geographisch, sondern auch geschichtlich und politisch das Herz Tirols zu nennen ist, waren die Sympathien für Friedrich lebendig. Herr Berchtold von Gufidaun, der treue Diener und Freund von Vater und Sohn, war wohl schon seit Jahren todt, aber es walteten noch immer genug ergebene Anhänger Friedrichs, unter welchen trotz seiner stets zunehmenden Leibesfülle der Schultheiß Pinzer einer der rührigsten war.

Wir finden diesen Würdigen so wie vor acht Jahren auf der Straße. Im Abenddämmern eines unfreundlichen Herbsttages trabt er auf einem sanften Maulthier, dessen gute Zucht ihm keine Fährlichkeiten verheißt, wie einst der Klepper aus des Bischofs Ställen, auf der Straße von Bozen einher. Ihm zur Seite reitet auf einem stattlich geschirrten Roß in reicher ritterlicher Kleidung ein junger Mann und zwei Knechte folgen in angemessener Entfernung.

„Ja, es ist so, wie ich Euch sage, mein werthester Herr von Eppan,“ sagte der Schultheiß, nachdem die beiden eine zeitlang schweigend nebeneinander geritten waren; „so lobenswerth Euer und der anderen Herren Anerbieten auch ist, so wäre es doch Schade um das schöne Geld, das auf andere Art viel besser zu Nutz und Frommen unseres armen Herzogs zu verwenden ist.“

„Ich hoffe, Ihr seid überzeugt, daß ich mein Anerbieten, kann es auch nicht in der von mir beabsichtigten Weise ausgenützt werden, doch auch in jeder anderen, die Ihr zum Frommen unseres gnädigsten Herrn ausdenken mögt, aufrecht erhalte,“ sagte ernst der junge Mann.

„Ich weiß, ich weiß!“ versicherte der Schultheiß, „denn mir ist ja Eure rührende Anhänglichkeit an Herzog Friedrich wohl bekannt.“

„In welcher Ihr, Herr Pinzer, uns allen als rühmenswerthes Beispiel voranleuchtet!“

„Davon ist nicht viel Wesens zu machen“ meinte der dicke alte Herr. „Seht wenn man so ein ganzes Lebensalter einem Stamm oder auch einem Mann gedient hat, sich oft an seinen hohen Eigenschaften erfreut — sich auch hie und da baß über seine Querköpfigkeit und Leichtfüßigkeit geärgert hat, so wird daraus eine Gewohnheit — wie ja, glaubt dies einem alten vielerfahrenen Mann, hinter unseren gerühmtesten Tugenden und unseren geschmähtesten Lastern oft nichts steckt, als die liebe Gewohnheit. Was anderes ist es aber bei Euch, junger Herr, wo es verzeihlich wäre, wenn Ihr das Antlitz immer dorthin wenden würdet, wo Macht und Glanz ist, gleich der Sonnenblume, die ihre große Blumenscheibe dem Gang des Tagesgestirnes nachdreht. Nehmt Euch selbst, Herr Jörg; Ihr kennt den Herzog Friedrich kaum, und doch hängt Ihr an ihm mit aller Lieb' und Treue, seid bereit, für ihn zu kämpfen und — das will aber am meisten bedeuten — auch einen tüchtigen Griff in den Geldsack zu thun!“

„Leider wollt Ihr von meiner Bereitwilligkeit keinen Gebrauch machen," bemerkte der Begleiter Pinzers, um diesen auf einen anderen Gesprächsstoff zu bringen.

„Wird schon kommen, wird schon kommen!" sagte der Schultheiß lachend. „Haben wir nur, wie ich zuversichtlich hoffe unseren Herrn im Lande, so werden wir nicht säumen, Euch anzuzapfen, damit die Wolkensteiner nicht mehr Ursache haben, ihn den „Friedel mit der leeren Tasche" zu nennen."

„Und glaubt Ihr nicht, daß es die Befreiung des Herzogs erleichtern würde, wenn die dreißigtausend Goldgulden erlegt würden, welche der Bischof von Brixen als Ersatz für die verlustig gegangenen Einkünfte verlangt?"

„Ganz gewiß würde das nichts nützen, eher das Gegentheil! Wär' jammerschade um das schöne Geld!" rief der Schultheiß eifrig. „Seht, so spinnefeind sich auch der Luxemburger und Herzog Ernst sind — in Einem begegnet sich ihr Wunsch, daß nämlich unser Herr nicht mehr zum Regiment kommt. Der König will's nicht, weil er vermeint, dann daran verhindert zu sein, die schönen habsburgischen Herrschaften im Thurgau und den Vorlanden weiter verkaufen und verpfänden zu können und weil er weiß, wie sehr er die Feindschaft unseres Herrn verdient hat; — Herzog Ernst will es nicht, weil es ihn gelüstet, Tirol zu behalten und er um dieses Zweckes willen einen Pakt mit den Wolkensteinern und ihrem Anhang, mit dem verhaßten König Sigismund und mit dem leiblichen Gottseibeiuns selbst gegen seinen Bruder eingehen würde. Und darum belegt das Concil, um dem König gefällig zu sein, unseren Herrn mit dem Bann, wenn er nicht binnen dreißig Tagen den Bischof Georg in seine Herrschaft einsetzt und den Schaden vergütet, vergisst aber ganz, daß er in Haft zu Constanz ist — und darum gibt Herzog Ernst das Trienter Gebiet nicht heraus, weil ihm nicht damit gedient wäre, wenn sein Bruder der Haft entledigt würde."

„Das ist aber falsch und unbrüderlich gehandelt," rief der Herr von Eppan entrüstet.

„Freilich, freilich!" entgegnete der Schultheiß achselzuckend. „Aber, mein lieber junger Herr, in den Dingen des Staates und der Gewalt sind Praktiken erlaubt, die auf das gewöhnliche Leben angewendet, mit Rad und Galgen oder mit allgemeiner Verdammung und Verachtung bestraft würden. Nehmt nun an, Ihr und Eure wohlgesinnten Freunde brächten die dreißigtausend Goldfüchse auf, die der Bischof verlangt, so wird er sie zwar nehmen, aber noch immer weiter zetern und plärren, weil er noch nicht in seine Herrschaft eingesetzt ist. Die gibt aber Herzog Ernst nicht heraus, der Spruch des Concils ist nicht erfüllt; unser Herr bliebe noch immer in Haft und alles bliebe beim Alten — nur wir wären um so viel Gulden ärmer, unsere Feinde um so viel reicher."

„Ich sehe ein, daß Ihr recht habt und füge mich Eurer besseren Einsicht," sagte der junge Mann.

„Beneidet mich um diese Einsicht und Erfahrung nicht," entgegnete der Schultheiß seufzend. „Sie wird nicht leicht erworben und ist ein Besitz, der wenig Freude und Vergnügen macht. Doch nun, mein werther Herr von Eppan, danke ich für Eure Gastfreundschaft und liebe Begleitung — kehret aber um. Der Wind bläst da vom Ritten immer kühler herüber, ich wittere Regenluft und möchte nicht, daß Ihr meinethalben durchweicht würdet."

Nach kurzem Abschied trennte man sich, und die raschen Hufschläge bewiesen, daß der Junker schneller seinem Ziele zustrebe, als Herr Pinzer, der sein Grauthier auch trotz des drohenden Unwetters nicht antrieb.

Es dauerte auch nicht lange, so brachte der scharf blasende Südwestwind schwere Tropfen mit sich, die nicht wie ein solider Regen senkrecht herabfielen, sondern schräg durch die Luft daher gesaust kamen und klatschend niederschlugen,

so daß man meinen konnte, sie bohrten sich trotz aller Umhüllungen bis auf den blanken Leib durch.

Herr Pinzer war so in tiefes Nachdenken versunken, daß er dem Wetter nicht viel Aufmerksamkeit schenkte. Er zog höchstens die blaue mit einem schmalen Streifen von Marderfell verbrämte Mütze weiter über die Ohren herab, machte aber sonst keinerlei Anstalten, durch ein Antreiben seines Grauthieres dem Unwetter zu entgehen. Und doch schien dieses selbst die Unbilden von Wind und Regen unangenehm zu empfinden, was es durch ein unaufhörliches Spiel der Langohren und Aufwerfen des Kopfes sehr deutlich zu verstehen gab.

Der ganz gleichen Meinung schien auch der Begleiter des Schultheiß zu sein, der noch bei ihm zurückgeblieben war. Er hielt es offenbar — und nicht ohne Berechtigung — für eine Thorheit, im Schritt auf der Landstraße weiter zu reiten und sich durchnässen zu lassen, wenn es möglich war, durch einen tüchtigen Galopp die Sache abzukürzen. Aber Herr Pinzer bemerkte die wunderlichen Courbetten, zu welchen der Knecht sein Roß zwang, ebenso wenig wie das halblaute Murmeln und ließ sein Thierlein so ruhig fortschreiten, als zöge man im März dahin, wenn die Mandelbäume längs der Straße mit Blüthenschnee überdeckt sind, und die Weinhecken das erste junge Laub zeigen.

„Es wird immer ärger! Die Tropfen werden stets schwerer!" erlaubte sich der Knecht endlich zu sagen und wischte sich zur Bestätigung seiner Worte das braunrothe Gesicht ab.

„He! was sagst Du, Kaspar?" fuhr Herr Pinzer auf. „Ein tüchtiger Regen kommt, meinst Du? Ja, ja, es wird dort rückwärts immer schwärzer, und der Wind bläst gerade aus dem Wetterloch daher."

„Wollen Euer Gestrengen das Grauchen nicht antreiben?" fragte Kaspar schmeichelnd. „Die Nässe zieht Euch stets böse Gicht und anderes Gebreste zu."

„Leider, leider, und ich spüre ohnehin seit zwei Tagen ein Zupfen und Kneipen in Knien und Zehen, derohalben ich auch vermeide, rascher zu reiten. Hm! Hm! Kaspar, ich denke, es ist besser, ich kehre beim Pfarrer in Vilpian ein, und Du reitest allein nach Hause, sintemal es sich doch nicht geziemen will, daß ich gleich mit Gefolge einfalle."

Kaspar hatte zwar großes Verlangen nach der Gastlichkeit des Pfarrhofes von Vilpian, dessen Thurm dort in der Dämmerung sichtbar wurde, wagte aber nichts zu sagen.

„Reite also nur immer zu und schaue in das Trockene zu kommen, mein guter Kaspar," fuhr Herr Pinzer fort. „Und vermelde zu Hause, wo ich Unterstand genommen, und daß ich morgen zu guter Zeit nachkommen würde."

Der Knecht benützte die Gelegenheit auf's beste, drückte seinem Gaul die Sporen ein und sprengte fort, daß er in kurzer Zeit verschwunden war. Herr Pinzer zog ruhig weiter, lenkte aber sonderbarerweise nicht bei Vilpian ein, sondern erst bei einem anderen Seitenweg, der steil und schmal zwischen den Weingärten zum Gebirg emporführte, und dessen Eingang durch ein Holzbild des gekreuzigten Heilands gekennzeichnet wurde.

Es dunkelte bereits stark, als das Maulthier des Schultheiß mit dem sicheren Schritt, welcher diese Thiere auszeichnet, den steinigen unebenen Pfad hinaufkletterte. Da trat plötzlich aus einem tiefen Rain, welcher zwei Weinpflanzungen schied, eine dunkle Gestalt mitten in den Weg. Das Maulthier hielt an, und Herr Pinzer erschrack so heftig, daß er fast bügellos geworden wäre.

„Wer seid Ihr? Was wollt Ihr?" stammelte er mit einem ganz vergeblichen Bemühen, tapfer und entschlossen zu sein.

„Constanz und unsere Hoffnung!" antwortete der Mann. „Seid Ihr es, Herr Schultheiß?"

„Freilich bin ich es," entgegnete, erleichtert aufathmend der dicke Herr. „Fast hätte ich Dich nicht gekannt, mein guter Romed, und wollte schon nach meinem Dolch greifen."

Ohne besonderes Gewicht auf die Gefahr, die ihn bedroht hatte, zu legen, griff der Mann nach dem Zügel des Maulthieres und zwang es, rascher vorwärts zu klettern, wodurch Herr Pinzer auf dem Rücken desselben in eine schwankende Bewegung gerieth, wie ein Schifflein auf stürmischer See.

Die Weinpflanzungen hörten auf, und noch immer ging es über Fels und Geröll in Zickzack gegen aufwärts. Finstere Nacht war's geworden, der Wind heulte mit hohlem Ton durch die Berge und klapperte dann und wann mit dem losen Gestein, das seine Genossen, Luft und Regen, verwittert und abgelöst hatten, daß er es jetzt als Spielzeug hinunter in's Thal rollen konnte.

Es war bitter kalt geworden, und Herr Pinzer gedachte eben mit Sehnsucht seines gemüthlichen Heims im Burggrafenamte zu Meran, als bei der Wanderung um eine Felsecke heller Feuerschein auf ihn fiel und ihm ein eigenartiges Bild enthüllte.

Auf einem Felsplateau, das nach drei Seiten durch höher strebende Felsen vor dem Wind geschützt war, standen in Reihen wenigstens fünfzig solcher plachenbedeckter Wägen, wie sie von den Dörchern benutzt werden. Unter den meisten lagen die Eigenthümer in tiefem Schlaf, während andere um Feuer bemüht waren, die durch überhängende Felsen vor dem Regen beschützt waren. Kein Ruf und kein Gespräch war hörbar, und gleich Schatten schlüpften die dunklen Gestalten umher, jetzt von der rothen Glut eines Feuers bestrahlt und gleich darauf in undurchdringliches Dunkel untertauchend.

Der Führer zog das Maulthier quer durch das Lager einer großen Höhle zu, die im Hintergrunde in der Felsenwand zurücktrat. Dort hielt er an und half Herrn Pinzer beim Absteigen, während einige Männer, die auf Steintrümmern um ein großes Feuer gesessen waren, aufsprangen und ihn herzlich bewillkommten.

„Schon meinten wir, Wind und Wetter habe Euch abgehalten, zum Stelldichein zu kommen!" rief ihm ein herkulisch gebauter Mann entgegen, dem ein schwarz glänzender Bart bis lang auf die Brust herabwallte.

„Ja, mein lieber Herr von Glaning, ich habe nicht Eure kurzen Jahre und Eure langen Beine," entgegnete der Schultheiß lachend; „d'rum wird es mir gar sauer, zur Nachtzeit da in diesen Bergen herumzuklettern."

„Eurer harrt eine Ueberraschung!" sagte der Burgherr von Glaning, nachdem Pinzer noch mit den anderen Anwesenden Händedrücke gewechselt hatte. „Was glaubt Ihr, wen wir hier getroffen haben? Seht nur dort rückwärts hin!"

Als der Schultheiß nach dem Hintergrunde der Höhle blickte, sah er einen Mann und eine Frau, die, in eifriges Gespräch vertieft, auf einem aus dürrem Weinlaub bereiteten Lager saßen, ohne daß er bei dem wechselnden Licht des flackernden Feuers ihre Züge erkennen konnte.

„He! Hollah! kommt einmal hervor da, Ihr Fremdling aus der Ferne, und begrüßt unseren wackeren Schultheiß!" rief Herr von Glaning nach rückwärts.

Der in einfache Bauerntracht gekleidete Mann sprang auf und eilte nach vorwärts in die Arme des Schultheiß, die dieser mit einem Freudenruf geöffnet hatte.

„Ist's möglich — Ihr seid's, mein Wetterjunge!? Tausendmal willkommen! Aber vor allem: wie geht es unserem gnädigen Herrn?"

„Dem Himmel sei Dank! er ist gesund und trotz seiner traurigen Lage munter und wohlgemuth in dem Bewußtsein, daß im Lande Tirol so viel treue Herzen für ihn schlagen."

„Und er soll, wenn's noth thut, merken, daß wir auch mit unseren Fäusten dreinschlagen wollen, ihm zu seinem guten Recht, uns zu unser'm wahren Herrn zu helfen! " rief der Schwarzbart, und seine kräftige Rede fand viel Beifall.

„Aber was hat Euch vermocht, den Herrn zu verlassen?" fragte der Schultheiß. „Ihr habt das gewiß nicht ohne guten Grund gethan, nachdem Ihr bis jetzt seine Haft getheilt habt, mein lieber Junker Mülinen?"

„Da vermuthet Ihr ganz gut, Herr Schultheiß," entgegnete der treue Freund und Gefährte des Herzogs. „Ihr wißt, daß es unseren Freunden dort gelungen ist, uns auf sichere Weise Nachrichten zukommen zu lassen, aus welchen wir den Stand der Dinge hierzulande beurtheilen konnten. Und da auf der einen Seite keine Hoffnung ist, auf dem Wege Rechtens seine Lage zu wenden, anderseits es uns bedünken will, als bedürfe es nur des Herzogs Anwesenheit im Land, um es wieder für ihn zu gewinnen, sind wir übereingekommen, daß ich mich selbst von der Stimmung in Tirol überzeugen und dann mit unseren lieben Freunden Abrede treffen solle, um mit Gewalt und List in das Werk zu setzen, was sonst nicht geht."



Johannes Huß, der Reformator (S. 842.)

„Hm! wird Eure Abwesenheit aber nicht Verdacht erregen?" meinte der Schultheiß.

„Sorget nicht, Herr Schultheiß," rief Mülinen lachend, „ich bin ja gar nicht aus Constanz fort, sondern liege dort schwer krank an einem gefährlichen Aussatz, so daß niemand in meine Nähe zu kommen wagt, als unser gnädigster Herr und unser Medicus — auf den wir uns verlassen können."

„Ein schlauer Streich!" sagte schmunzelnd Herr Pinzer. „Nun — und wie denkt Ihr über die Dinge hierzulande?"

„Nach dem, was ich selbst gesehen und was ich hier erfahren habe," entgegnete Mülinen mit einem Streifblick über die Frau, die sich noch immer im Hintergrunde hielt, „meine ich, wir sollten die Gelegenheit benützen, sobald es angeht, den Herrn auf sichere Art aus Constanz fortzuschaffen. Ich zweifle nicht mehr, daß ihm hier die Städte, die Bauernschaften und was vom Adel nicht zu den Rittern vom Pfauenschwanz hält, zufallen wird, sobald er sich nur im Lande zeigt."

„Das denke ich auch!" bekräftigte der Schultheiß mit einem Kopfnicken.

„Ja und daß Ihr nur wißt," rief der Herr von Glaning, „Ihr, sowie wir anderen hätten uns die Mühe sparen können, da heraufzuklettern und die Nacht statt auf dem Pfühl in unseren Kemenaten, in diesem Felsenloch zuzubringen. Denn der Junker Mülinen da, und unsere schöne Bundesgenossin haben schon alles ausgemacht und abgeredet, so daß wir nichts besseres auszusinnen vermögen."

„Das glaub' ich gerne, wenn unsere kluge und kühne Gittel den Anschlag ausgeheckt hat", sagte der Schultheiß warm, und hielt der Nähertretenden die Hand entgegen.

Brigitte, zur Zeit etwa fünfundzwanzig Jahre alt, schien noch schöner geworden zu sein, obwohl ihr Antlitz schmaler geworden war und ein strenger nachsinnender Ernst darauf lag.

„Seid mir gegrüßt, HerrSchultheiß und bedankt für Eure freundlichen Worte", sagte sie ruhig. „Aber bedenkt, daß der beste Anschlag, den man ersinnen mag, nur Werth hat, wenn man seine Ausführung in so treue verläßliche Hände legen kann, wie es hier der Fall ist."

„Klug und bescheiden, muthig und besonnen! so zeigt sich mein Gittchen zu aller Zeit," rief Herr Pinzer. „Wer doch so ein Töchterlein hätte! Hm! was meinst Du, Gittel, wenn ich Dich als mein Kind in das Burggrafenamt mitnähme?"

„Versucht es doch nicht, Herr Schultheiß, den Baum, der nur auf luftiger Bergeshöhe gedeiht, in Euren Zwinger zu pflanzen; wollet die Blume, die unter Schnee und Eis ihre Blätter hervortreibt, nicht in bunten Scherben zwischen Eure Fenster stellen," entgegnete Gittel, mit trübem Lächeln den Kopf schüttelnd. „Ich bin ein Dörchermädel und will es bleiben; denn es wäre Unrecht, mich dessen zu schämen oder was anderes werden zu wollen, weil ich das Wenige, was ich zu leisten vermag, nur diesem verachteten gering gehaltenen Volk und seiner Anhänglichkeit an mich verdanke."

„Da hast Du wieder recht, mein Schatz, nur darin irrst Du, daß Du wenig thust," sagte der Schultheiß. „Im Gegentheil fehlte unserem Handeln das Beste, wenn Du uns nicht zur Seite stündest. Doch höre, mein Gittelchen, während Ihr mir auseinandersetzt, was Ihr ausgemacht habt, könntest Du mir nicht einen Mundvoll zu kauen und zu schlucken geben?"

„Ich habe Eure nicht vergessen," sagte Gittel und führte ihn nach rückwärts, damit er auf dem Streulager Platz nehmen und sich an einem gebratenen Feldhuhn und einem Irdenkrug, gefüllt mit dunklem Wein von Terlan, erquicke. Sie selbst und der Junker von Mülinen setzten sich zu ihm, während die übrigen Männer wieder ihre Sitze um das Feuer einnahmen und gleichfalls dem Inhalt eines Fäßchens zusprachen, das neben dem Eingang in die Felsgrotte stand.

„Von unserer schönen Helferin hier, hab' ich vernommen, was Ihr und die übrigen Treuen im Lande gethan, um das Recht unseres Herzogs zu wahren, sein Andenken lebendig zu erhalten und ihm Beistand zu sichern, wenn er seine Freiheit wieder erhält," nahm der Junker von Mülinen das Wort.

„Und ich kann Euch die tröstliche Kunde geben," fiel der Schultheiß ein, bevor er einen Hühnerflügel zum Mund führte, „daß es, setzt der Herzog erst seinen Fuß auf Tiroler Boden, auch an einem guten Stück Geld nicht fehlen wird, damit der Spottname nicht länger an ihm zur Wahrheit werde."

Das wird ein mächtiger Vorschub unseres Unternehmens sein," antwortete Mülinen.„

„Wie wir aus Constanz fortkommen, das müssen wir dem guten Glück und dem Zufall überlassen — vor allem thut eines noth, daß wir nämlich, brechen wir einmal aus, möglichst rasch viel Erde zwischen uns und das heillose Concilnest bringen, denn König Sigismund hat gar großes Gefallen an unseres gnädigen Herrn Gesellschaft und wird gewiß seine Reiter ausschicken, uns fürsorglich wieder zurückzuleiten."

„Das denk ich selber," sagte Pinzer zustimmend.

„Darum sind wir auch von dem Vorschlag abgegangen, den Herzog verkleidet in Mitte einer Truppe solcher Leute nach Tirol zu bringen," fuhr Mülinen fort,

nach dem Lager deutend. „Denn die beste Vermummung schützt vor scharfen Augen nicht und — weite Entfernung ist die beste Verkleidung.“

„Wohlgesprochen!“ bekräftigte der Schultheiß, der eine Pause im Kauen zu einem tüchtigen Trunk verwendete.

„Um aber die Schnelligkeit der Flucht durch keinen Zufall hemmen zu lassen, wie er in schlechter Jahreszeit gar leicht bei dem Weg über's Gebirge eintreten könnte, sind wir übereingekommen, lieber auf das nächste Frühjahr zu warten —“

„Was? So lange noch?“ rief der Schultheiß, erstaunt den Krug wegsetzend.

„Glaubt Ihr nicht, daß dem Herzog die Verzögerung schwerer fällt, als Euch?“ sagte der Junker lächelnd. „Bedenkt aber nur, daß die Flucht, wenn einmal mißlungen, vielleicht für immer unmöglich ist. Haben wir die Trübsal jetzt schon so lange getragen, was machen ein paar Monate mehr aus? Oder meint Ihr, es könnte sich unter dieser Frist hier im Lande etwas zu Ungunsten ändern?“

„Nein, nein!“ erklärte Pinzer eifrig. „Wer jetzt schon am Herzog hängt, der fällt wegen einigen Wochen nicht ab und die Schwankenden werden eher auf unsere Seite getrieben, dafür sorgt der Herzog Ernst und seine neuen Freunde und Berather, die am Volke abschinden wollen, was sonst nicht zu erlangen ist. Ihr mögt im Ganzen wohl Recht haben. Sorgsamer Rath paßt wohl zu rascher That!“

Noch lange besprachen die beiden Männer miteinander die Einzelheiten des Fluchtplanes und wenn sie irgend ein Bedenken nicht beseitigen konnten, da war es meist Gittel, welche einen Ausweg wußte.

Die Herren am Feuer hatten unterdessen sich gleichfalls von dem gleichen Gegenstand unterhalten und die lebhaftesten Hoffnungen auf das Wiedererscheinen Herzog Friedrichs waren laut geworden. Doch nach und nach verstummte das Gespräch und die meisten starrten nachdenklich in das zusammenbrennende Feuer, das nun, da im Dörcherlager alles ruhig war, allein seinen flackernden Schein über die Felswände warf.

„Wie es doch schweigsam unter uns geworden ist,“ nahm endlich ein junger Mann das Wort. „Ist denn Niemand, der uns ein Lied zu singen, eine Geschichte in zierlichen Reimen zu erzählen weiß?“

„Wenn es Euch um Reime und Schwänke zu thun ist,“ entgegnete ein finsterblickender Mann, „da müßt Ihr den Hofstaat in Innsbruck aufsuchen, wo jetzt Herr Oswald von Wolkenstein das große Wort führt und von seinen Irrfahrten durch die weite Welt, von seinen Buhlerinnen an fremden Höfen und all dem nichtsnutzigen Unfug, mit dem er sein Leben vergeudet, in wohlgesetzten Liedleins erzählt!“

„Schmäht doch den Dichter nicht um dessen willen was der Ritter gegen unseren Herzog Friedrich verfehlt hat,“ fiel der Herr von Glaning ein. „Weiß Gott! daß ich über das, was treu und recht ist und was unserem Lande frommt, anders denke als der Wolkensteiner, aber an seinen Liedern habe ich mich doch auch oft von Herzen erfreut!“

„So ist's gut gesprochen!“ stimmte ein Zweiter zu. „Was kümmert mich des Dichters anderes Treiben, wenn nur sein Lied gut klingt? Ist es doch, als wollte ich von einer hübschen Dirne Gesicht wegsehen, weil sie ein Mahl am Knie hat, oder über des Pfarrers Predigt schelten, weil mir sein Bauch nicht gefällt!“

„Halte es jeder, wie er wolle,“ sagte der Griesgrämige. „Ich meine, man müsse den rechten Mann mit seinem Thun und Treiben, Dichten und Trachten als ein Ganzes nehmen. Was bleibt denn noch daran, wenn Ihr wägt und deutet, was an ihm gut und löblich ist, was man billigen kann, und was nicht? Da bleibt wenig Tüchtiges über, wenn man einmal so zupfen und zerren muß, wie eine Hausfrau an einem schleißigen Leinlaken!“

„Da habt wieder Ihr nicht ganz unwahr gesprochen, mein lieber Herr von Vilnös," sagte der Burgherr von Glaning, „aber bedenkt doch, wie wenig Menschen es gibt, die nicht nach einer Seite schwach und gebrechlich sind? Damit uns aber die Zeit rascher vergeht und wenn die beiden Herren darauf verzichten, wohltönende Reime zu hören, so will ich mit Eurem Belieben eine Geschichte erzählen, die ich jüngst gehört, so schlicht und einfach, als ich eben vermag, da mir leider die schöne Gabe nicht geworden ist, meine Gedanken in ein flimmerndes Kleid zierlicher Verslein zu hüllen."

Laute Zurufe drückten die Zustimmung aus, jeder suchte seinen Sitz oder seine Lagerstätte zu wechseln und bequemer zu machen und der Herr von Glaning hub an zu erzählen.

5. Das Venediger Männlein.

Gewiß habt Ihr alle schon, meine lieben Herren, von den „Venediger Männlein" gehört, ohne doch zu wissen, was es eigentlich damit für ein Bewandtniß hat. Vor Zeiten war der Erzreichthum in unserem guten Lande Tirol viel größer und man baute im ganzen Innthal und auch jenseit des Brenner in vielen Gruben auf Gold und Silber und auf andere nutzbare Erze und Gesteine. Nicht minder gab es viele Gewässer, deren Kies Goldkörner mit sich führte, die mit leichter Mühe davon gesondert werden konnten.

Die Kunde von diesen Schätzen kam nun auch nach der wunderbaren Stadt Venetia, die wie der Eine oder Andere sich wohl selbst überzeugt hat, als ein marmornes Wunder mitten aus dem Meer aufragt und durch den Fleiß und Betriebsamkeit ihrer Bewohner zu hohem Reichthum und Macht gelangt ist. Besonders gibt es dortselbst geschickte Goldschmiede, welche so ausnehmend feines Geschmeide, namentlich Kettlein so dünn wie ein Faden, zu machen wissen, nach welchen in allen Ländern nah und ferne das heißeste Begehren aller Frauen geht. Um nun diesen Künstlern das nöthige Metall zu liefern, ziehen aus Venetia alljährlich viele im Erzgewinnen und Scheiden geschickte Männer aus, und kamen auf die Kunde vom Erzreichthum Tirols bald auch in unser Land.

Ihr abgeschlossenes Wesen, ihr geheimnißvolles Treiben und der Umstand, daß sie stets die reichsten Erzadern fanden und ihre Kästlein, so sie in den Gewässern aufstellten, stets mit den meisten Goldkörnern gefüllt waren, brachte es mit sich, daß man bald davon sprach, sie gingen mit schwarzer Kunst um und hätten einen gefährlichen Pakt mit dem Fürsten der Finsterniß abgeschlossen.

Ich will nicht urtheilen, ob es so ist oder nicht, denn unser Volk nennt gar gerne Teufelswerk, was es selbst nicht kann und begreift. Aber man erzählt sonst so Allerlei, was wohl schließen läßt, daß nicht alles mit den Venediger Männlein vollkommen in Richtigkeit sei. So behauptete man, sie hätten eine Kugel, deren eine goldene Seite, ihnen genau anzeigte, in welcher Richtung sie graben müßten, um auf Erzadern zu stoßen und andere besäßen einen Stab, der auf die Erde schlage, wo edles Metall darunter vergraben sei. Weiters wollte man wissen, sie seien gegen Feuer und Hitze sicher und wüßten selbst beim heftigsten Wind die Flammen nach ihrem Willen zu lenken. Das sonderbarste aber war, daß kein Venediger Männlein einen Schatten hatte, wie man deutlich sah, wenn sie in's Sonnenlicht traten, was sie darum nach Möglichkeit vermieden.

Wie sie darum gekommen, wird so erzählt:

Es hatte der Satanas, der den Golddurst der Venetianer für sich auszubeuten gedachte, in ihrer Stadt eine Schule eröffnet, in welcher er allerlei ge-

heime Kunst, darunter auch das Goldmachen lehrte. Er fand viel Zulauf und der unterirdische Keller, in dem er die Schule hielt, war gedrängt voll. Deß freute sich der Böse, denn er hoffte, daß die meisten seiner Schüler ihm zufallen würden; um aber sicher zu sein, daß er in keinem Falle ganz umsonst lehre, hatte er sich bedungen, daß die Seele desjenigen, der beim Ende der Schule zuletzt aus dem Keller gehen würde, sein wäre. Die Studenten waren es zufrieden und sannen nach einem Streich, der den Satan um sein Schulgeld prellen sollte.

Endlich waren alle wohl unterrichtet in allen schwarzen Künsten und die Schule war aus. Nachdem sie sich schön bedankt hatten, gingen die Studenten aus dem Keller, wobei der vorletzte schnell eine verborgene Laterne hervorzog. Als nun der Schwarze auf den letzten losfahren wollte, sagte dieser spöttisch: „Was gibt es denn? Laßt mich in Ruh'; seht Ihr denn nicht, daß noch Einer drinnen ist?" Dabei wies er auf seinen Schatten, der von der Laterne gebildet, in den Keller hineinfiel.

Als sich der Teufel so genarrt sah, ergrimmte er, riß die Schatten aller seiner Schüler an sich und fuhr damit in's Reich der Finsterniß, und daher kommt es, daß die Venediger Männlein, deren Kunst von jenen Satansschülern stammt, gleich diesen keinen Schatten haben.

Im übrigen erwiesen sich die Männlein stets sanft und gefällig, ehrbar und bescheiden, ja wer sich wohl zu ihnen zu stellen wußte, dem verhalfen sie auch zu Wohlstand und Ansehen, indem sie ihnen unscheinbare Dinge zurückließen, die nach ihrem Weggehen zu eitel Gold wurden.

Wo die Gader aus dem wilden Ennebergerthal kommt, um sich mit der Rienz zu vereinigen, da erhebt sich auf der einen Seite, gegenüber dem Kloster Sonnenburg, wo fromme Nonnen dem Dienst des Herrn obliegen, die stolze Michlsburg. Lange vor unseren Tagen, in welchen die Burg dem Landesfürsten gehört, war sie das Eigen der Herren von Michl, woher denn auch, wie leichtlich zu ersehen, ihr Name stammt.

Da war nun einer dieses Geschlechtes Namens Albrecht, unter dem es gar lustig und hoch auf der Michlsburg herging, als gäbe es in der Woche sechs Sonntage und der siebente wäre ein hoher Feiertag. Die zahlreichen Gaststuben wurden nie von Besuchern leer und in den Ställen wieherten stets viele Pferde, mit welchen aus nah und fern Gäste gekommen waren, und selbst den Thieren geschah es gut, denn es wurde der goldgelbe Hafer auf der Michlsburg reichlich aufgeschüttet und am duftigen Heu konnten sie den ganzen Tag zupfen. Es ist nun leichtlich zu ermessen, daß es dem Menschen dortselbst nicht weniger gut behagte; alle Tage gab es Schmaus und Lustbarkeit, unter Tages ein ritterliches Stechen oder eine Jagd, Abends aber bei lustiger Musik einen Ringeltanz für die Jungen, während die älteren Frauen bei süßem Sekt von der jetzigen Jugend Verdorbenheit sprachen und wie es zu ihrer Zeit mit Zucht und Sitte viel besser bestellt gewesen sei, die Herren aber bei fröhlichem Becherklang bis zum Morgen dem Würfelspiel oblagen.

So fand jeder, wessen sein Herz begehrte auf der Michlsburg, so daß kein Wunder war, wenn die Gäste stets wiederkamen und immer ein fröhliches Gesicht zeigten. Das fröhlichste Antlitz aber machte, wenn die Michlsburg ganz voll war und es toll und lustig herging, Herr Albrecht von Michl selbst, der als der gastfreieste Mann vom Ortler bis zum Glockner und von Kufstein bis Klausen gepriesen wurde und so viel Freunde hatte, als nur je Leute von seinem Wein getrunken hatten, was viel heißen wollte.

Herr Albrecht war auch beweibt und zwar war Frau Irmgard nicht die geringste Zierde der Michlsburg, so wohlgebildet, sanft und tugendsam erwies sie sich. Wohl fand sie an dem geräuschvollen Leben keinen Gefallen und hatte auch

Sorge ob es nicht doch zu einem schlimmen Ende kommen werde. Aber sie wagte nur bescheidene Vorstellungen und da Herr Albrecht ihre Besorgniß weglachte, beharrte sie nicht nach anderer Weiber Sitte mit Keifen und Schelten auf ihrem Sinn, sondern sorgte so weit es sie betraf, daß des Herrn Wille geschah und es den Gästen an nichts gebreche.

Und doch hatte sie richtig geahnt. Denn als die Einkünfte nicht mehr langten, ward ein Hof nach dem andern verkauft und verpfändet, ein Kleinod nach dem andern wanderte heimlich nach Brixen und Bozen zum Geldverleiher, endlich ward Acker und Wiese um die Michlsburg selbst hufenweise verschachert, und eines Morgens mußte der Rentmeister Herrn Albrecht gestehen, daß der Geldschrank leer und auch keines mehr aufzutreiben sei.

Einen Augenblick zog er wohl die Stirne kraus, aber dann lachte er gleich wieder und sagte: „Ei, was ist es weiter! Habe ich doch Freunde genug, die mir beispringen werden, bis sich meine Umstände gebessert haben!"

Und sofort machte er sich auf und stattete einigen seiner Gäste, deren Reichthum er kannte, einen Morgenbesuch ab und bat sie um ein Darlehen von tausend Goldgulden. Aber siehe! diese Leute, welche den gleichen Betrag an seinem Tisch herausgegessen und getrunken oder im Würfelspiel gewonnen hatten, machten verlegene Gesichter, und es gab Ausreden aller Art. Einer hatte eben einen Hof gekauft, der andere sein Geld verliehen, dieser Unglück im Spiel gehabt, jener mußte sein Töchterlein ausheiraten, kurz, so leid es ihnen that, konnte ihm kein einziger die tausend Gulden leihen.

Wieder stiegen Wolken auf Herrn Albrecht's Stirne auf, aber es dauerte nicht lange, so schlug er sich mit der Hand davor, und sein Gesicht erglänzte.

„Was bin ich doch für ein Thor!" rief er, „daß ich mir den Kopf zerbreche! Ich will nun selbst zu Gaste gehen, wie so lange andere bei mir, da spare ich die Kosten für den Haushalt ganz und kann so lange ausbleiben, bis hier wieder alles in Ordnung ist."

Wieder machte er sich zu seinen Gästen auf und kündigte ihnen an, daß er nun sie zu besuchen gedenke und sich freundliche Aufnahme erhoffe. Das verstünde sich von selbst, versicherten sie alle und machten dabei Gesichter, wie der Satan, wenn er das Credo beten soll. Sie könnten es gar nicht erwarten, so betheuerten sie sammt und sonders, Herrn Albrecht als Gast zu begrüßen, aber — und dieses Aber wiederholte sich bei jedem: da hatte einer Maurer und Steinmetze im Hause, der andere mußte dringend an's Hoflager ziehen, die Kinder dieses hatten bösartiges Gebreste, und jener wollte erst die Spukgeister vertreiben lassen, damit sie die werthen Gäste nicht beunruhigten. Seien aber erst diese Umstände behoben, dann sehe man seinem Besuche mit Sehnsucht entgegen; so waren sie alle, ohne daß doch nur einer gesagt hätte, wann dieses „Dann" kommen werde.

Trübselig schlich Herr Albrecht auf seine Gemächer und zerbrach sich den Kopf, was er wohl beginnen werde. Als er Mittags zur gewohnten Stunde in den Speisesaal kam, wo man sich zu versammeln pflegte, da fand er niemand als Frau Irmgard, und die Diener berichteten, die Gäste hätten sich allesammt in aller Stille davon gemacht und viele schöne Grüße und Danksagungen zurückgelassen.

Da lachte Herr Albrecht bitter auf und setzte sich zum festlichen Mahl, um noch einmal gut zu speisen, denn es war nun damit vorüber, das wußte er wohl. Die Diener verliefen sich bis auf ein paar alte Leute, die sonst kein Unterkommen mehr finden konnten; die Pferde wurden von den Gläubigern aus den Ställen geholt, und auch das Geräthe nahmen sie weg bis auf einige Stüblein, in welchen Herr Albrecht und seine Gemahlin hausten.

So hatte sich alles auf der Michlsburg verändert, sogar das heitere Gesicht des Schloßherrn war von Aerger und Gram umdüstert — nur eines war un-

verändert geblieben, und das war Frau Irmgard's Sanftmuth und Güte. Kein Vorwurf und keine Klage kam über ihre Lippen, sondern sie schaltete heiter und willig in Küche und Garten, um dem Gatten so leckere Mahlzeiten zu bieten, als es eben anging, und suchte mit ihrer weichen Hand die finsteren Falten von seiner Stirne zu bannen.

Aber oft gelang ihr dies nicht, und zumal wenn Herr Albrecht seiner falschen Freunde gedachte, überkam ihn wilder Grimm, und er lief fort in den Wald, um sich auszutoben. So lag er auch einst nach langem Herumlaufen auf weichem Moos im dichten Forst und malte sich aus, wie er die Tellerlecker und Schmarotzer behandeln würde, wenn er wieder zu Reichthum käme, als er, durch ein Geräusch aufmerksam gemacht, einen fremden Mann vor sich stehen sah.

Er war in den besten Jahren, hatte ein edles bleiches Gesicht von sorgfältig gepflegtem dunklen Haar und Bart umflossen. Seine Kleidung war einfach, nur aus schwarzen Stoffen und doch so nett und wohlanständig, daß Herr Albrecht sich seines alten Lederwammses und verknitterten Baretts mit Unwillen erinnerte, das selbst von Frau Irmgard's geschickten Händen nicht mehr sauber gemacht werden konnte.

„Verzeiht, wenn ich Euch störe," sagte der Fremde artig und mit wohlklingender Stimme, der man anmerkte, daß sie des Deutschen ungewohnt sei. „Ich dachte, es hätte Euch ein schlimmer Zufall getroffen."

„Dank Euch," erwiederte Herr Albrecht ein wenig unwirsch, „müde bin ich vom langen Umherlaufen und der Hitze, das ist das Ganze."

„Wahrscheinlich habt Ihr der Jagd obgelegen?" sagte der Fremde rücksichtsvoll, obgleich er schon wußte, daß Albrecht keine Wehr bei sich hatte. „Wollet doch zu diesem Fläschlein riechen, das stärket und erhebt die Lebensgeister."

Einen Augenblick zauderte jener, das blinkende Krystallfläschchen zu nehmen, welches ihm der Fremde reichte. Dann aber erinnerte er sich, daß er nichts an sich trage, was die Habsucht reizen könnte, nahm das Fläschchen und roch herzhaft daran. Und da sog er einen so köstlichen Wohlgeruch ein, der ihm in alle Adern drang und ihn merkwürdig erfrischte.

„Ach! ich wollte," rief er aus, „Ihr hättet für meine kranke Seele so ein Mittel, wie dieses hier, das des Körpers Beschwernis vertreibt!"

Der Fremde that, als ob er diese Bemerkung nicht gehört hätte, sondern ließ sich in ein Gespräch ein, das er so klug und theilnehmend zu führen wußte, daß es nicht lange dauerte, so hätte ihm Herr Albrecht sein böses Geschick und die Falschheit seiner Freunde anvertraut.

„Versteh' ich Euch recht," sagte der Fremde nach einer Pause, „so wünscht Ihr den verlorenen Reichthum nicht um Eurer selbst oder um Eurer Gattin halber zurück, sondern um Euch an jenen rächen zu können, die sich so treulos gegen Euch bewiesen haben?"

„So ist es!" rief Herr Albrecht, von glühendem Rachetrieb erfüllt. „O, wenn ich sie nur einmal von meiner Schwelle wegweisen könnte, wie bettelnde Hunde!"

„Und dieser Wunsch ist so mächtig in Euch, daß Ihr jedes Opfer brächtet, um ihn erfüllt zu sehen?" fragte der Fremde.

„Ja wohl — jedes," lautete die rasche Antwort.

„Auch das Kostbarste, was Euch geblieben, würdet Ihr daran wagen?"

„Da kann ich leicht zustimmen — denn mir ist nichts geblieben, was kostbar zu nennen wäre," entgegnete Herr Albrecht bitter.

„Sprecht nicht so vorschnell," mahnte der Fremde; „indessen — gestatett mir, Euch nach Hause zu begleiten, vielleicht kann ich Euch helfen."

„Wie wäre das möglich? Wer seid Ihr eigentlich?"

Da trat der Fremde auf eine Lichtung, die von der Sonne beschienen wurde, und zu Herrn Albrecht's Entsetzen zeigte es sich, daß er keinen Schatten werfe.

„Kennt Ihr mich nun?" fragte er.

„Ihr seid ein Venediger Männlein," stotterte der Ritter hervor.

„So ist es" — entgegnete der Fremde mit einem trüben Lächeln. „Aber entsetzt Euch nicht so vor mir, ich habe nichts gemein mit dem Satan und bin bereit, Euch zu helfen, wenn es möglich ist."

Herr Albrecht erinnerte sich mancher Wohlthat, die andere vom Venediger Männlein erhalten hatten; auch gefiel ihm das Wesen des Fremden, so daß er Muth faßte und ihn auf die Michlsburg mitnahm. Frau Irmgard empfing sie freundlich und artig, obwohl der unvorhergesehene Gast bei der knappen Haushaltung Verlegenheit genug bereiten mochte.

Eine schöne wackere Hausfrau weiß aber auch die unscheinbarsten Gerichte so lecker und zierlich zu bereiten, daß sie besser schmecken, als ein Schaugericht auf fürstlicher Tafel, und so konnte das Mahl immerhin mit Ehren bestehen. Auch würzte sie dasselbe durch kluge und bescheidene Reden, die sie mit dem Fremden wechselte, der kein Auge von ihr wandte und ihr mit den Blicken folgte, als sie sich züchtiglich in ihr Gemach entfernte.

„Ihr habt da einen seltenen Schatz, Herr, der Euch den verlorenen Reichthum vollauf ersetzt," sagte er.

„Einen Schatz, sagt Ihr?" fuhr der Hausherr aus seinem Sinnen auf. „Ein Schatz liegt in der Michlsburg? O helft ihn mir heben und heischt dafür, was Ihr wollt!"

„Nun wohl — Ihr seid entschlossen, und ich bürge Euch, daß weder Euer Körper noch Euer Seelenheil dabei Gefahr läuft," sagte der Venediger. „Es dunkelt bereits — führt mich in die Kellergeschosse, wir wollen sehen, ob meine Ahnung mich nicht täuscht."

Zitternd vor Erwartung faßte Herr Albrecht den Schlüsselbund und führte den Fremden in die mächtigen Gewölbe, die früher voll von Stuckfässern der edelsten Weine gelegen waren, nun aber leer standen und nur allerlei eklem Gewürm zum Aufenthalt dienten.

Da zog der Venediger eine goldene Kugel hervor, die einen hellen Schein vor sich herwarf, welchem sie nachgingen. Im letzten Kellerraum haftete das Licht der Kugel an einem Punkt, von dem es sich nicht mehr weiter bewegte.

„Hier ist es!" sagte der Fremde und hielt einen Spiegel, den er hervorzog, gegen die Erde. „Seht hier hinein!" gebot er.

Herr Albrecht gehorchte, fuhr aber mit einem Schrei zurück, denn in dem Spiegel sah er ein kleines Gewölbe, gefüllt mit Haufen gemünzten Goldes und den kostbarsten Gefäßen und Geschmeiden, so daß es ihm war, als blickte er in den Schatz des indischen Großmoguls.

„Und das alles liegt hier unten?!" rief er vor Gier zitternd.

„Ueberzeugt Euch selbst," entgegnete der Fremde und schlenderte die Kugel zu Boden, worauf sich dieser öffnete und den Zugang zu dem Gewölbe mit Schätzen bot, das der Burgherr im Spiegel gesehen hatte.

„Und das alles soll mein sein?" schrie Herr Albrecht, von dem Anblick außer sich.

„Dies alles ist Euer Eigenthum," sagte der Venediger feierlich, „und ich verlange nichts für mich, als was außer diesem Schatz das Kostbarste in diesem Schloß ist!"

„Nehmt es, nehmt es!" rief toll vor Begier Herr Albrecht und stürzte auf das Gold zu, um darin zu wühlen. Als er nach einiger Zeit aufsah, war der Venediger verschwunden.

Nun bepackte sich der Ritter mit den Goldrollen und dem Geschmeide und trug es in seine Stube, wo er es fürsorglich verschloß. Und noch oft und oft machte er in dieser Nacht den gleichen Weg und schleppte schwere Lasten herauf, und doch wollte der Schatz noch kein Ende nehmen.

Schon graute der Morgen, als ihn endlich die Ermüdung zwang, abzulassen, worauf er den Keller versperrte und sich in den Kleidern auf das Bett warf. Nach kurzem unruhigem Schlummer war Frau Irmgard sein erster Gedanke, die ja von der wunderbaren Wandlung ihrer Verhältnisse noch nichts wußte. Doch er fand sie nicht in ihrem Gemache, nicht in der Küche, und auch die alten Diener wollten sie seit gestern Abends nicht gesehen haben. Von Angst befallen, eilte er durch die Burg, ruft laut ihren Namen, doch es antwortet niemand — sie ist verschwunden.

Da gewahrt er an einem Baum an der Mauer des wüsten Burggartens ein weißes Tüchlein, das Frau Irmgard stets um ihr schönes Haupt geschlungen hatte, wenn sie sich Abends im Garten erging. — Er eilt darauf zu und drückt es unter heißen Thränen an seinen Mund, denn er ahnt jetzt die Wahrheit, er weiß, daß sie das Kostbarste war, was er dem Venediger Männlein in schnöder Goldgier und aus Rachedurst dahingegeben hatte. Keinen Blick schenkt er mehr dem Schatz, der ihm ohne sein holdes Weib werthlos scheint; er bestellt sein Haus, trägt den Alten auf, es treulich zu hüten und greift dann zum Wanderstab, denn er findet nicht Ruh' noch Rast, bis er sein Weib wiedergefunden und ihr den Frevel abgebeten hat.


Huß auf dem Scheiterhaufen. Nach einem alten Holzschnitt. (S. 842.)

So zieht er gen Italia und kommt endlich in die Wunderstadt Venedig. Doch wie er auch forscht und späht, er kann den Venediger nicht entdecken und ist oft der Verzweiflung nahe. Also sitzt er auch einst, als schon die Spaziergänger sich verlaufen haben, am Fuß der Säule, auf welcher der geflügelte Löwe des heiligen Marcus, das stolze Wappenzeichen Venedigs, aufgerichtet ist. Da schlägt der Schall von Schritten an sein Ohr, und aufblickend gewahrt er einen Mann, welcher den von hellem Mondschein beschienenen Platz durchschreitet — ohne daß er einen Schatten vor sich herwirft.

Wie der Blitz stürzt Herr Albrecht auf ihn zu — es ist wirklich der Venediger, der ihn staunend erkennt. Der Verzweifelnde umklammert seine Knie und bittet all' seine Schätze wieder an sich zu nehmen und ihm sein vielgeliebtes Weib wieder zu geben.

Da blitzt es in des Venedigers Augen feucht, und er sagt: „So habt Ihr erkannt, was das Kostbarste gewesen, das Ihr je besessen?! Nun, kommt mit mir!"

Und er führt den Ritter in einen herrlichen Palast, der mit unermeßlicher Pracht eingerichtet ist. Sie treten in ein kostbares Zimmer — da fliegt Frau

Irmgard mit einem Jubelschrei dem von Sonne und Staub entstellten, von Kummer abgehärmten Gatten an den Hals.

„Nehmt sie zurück!" sagt der Venediger mit tiefer Stimme. „Sie ist Euch treu geblieben, wo Ihr doch ihren hohen Werth verkannt habt; sie ist an Euch gehangen trotz der Verlockungen des Reichthums! Zieht heim, seid glücklich und gedenkt meiner, vergeßt aber auch nie, um wie viel besser sie ist als Ihr, und daß keine Kostbarkeit der Erde einem edlen, treuen Frauenherzen gleichkommt."

Gerührt nahmen sie Abschied vom edelmüthigen Venediger Männlein und zogen heim, wo Herr Albrecht zu seiner freudigen Ueberraschung fand, daß die Schätze noch immer an Ort und Stelle waren. Die Michlsburg wurde wieder in Stand gesetzt, aber das tolle Brausen und Gastiren hatte ein Ende, und als sich die Schmarotzer wieder einfinden wollten, wies ihnen Herr Albrecht die Thüre. So lebten sie lange glücklich und zufrieden und starben endlich in derselbigen Stunde. Kaum hatten aber Herr Albrecht und seine treue Gattin ihre Augen geschlossen, so verschwanden alle die Schätze, deren sie sich im Leben erfreut hatten.

Die Geschichte war zu Ende und die Herren streckten sich zu kurzer Ruh' um das Feuer nieder. Mit dem Morgengrauen ward es im Dörcherlager lebendig, und nach einem kräftigen Imbiß und nochmaliger getroffener Abrede zogen die Anhänger des vertriebenen Herzogs nach allen Seiten auseinander, um geräuschlos in dessen Interesse zu wirken und bereit zu sein für den Augenblick, wo es gelten würde, offen für ihn und sein gutes Recht einzutreten.

---

6. Die Tage der Prüfung.

Kurz vor Weihnachten 1415 sprach das Concil den Bann über Herzog Friedrich aus, weil dieser die gestellten Bedingungen bezüglich des Trienter Gebietes noch nicht erfüllt hatte. Hiedurch wurde es selbst den noch Zweifelnden klar, daß sich das Concil zu einem Werkzeug der selbstsüchtigen Pläne Sigismunds hergab; hatte es doch einen komischen Beigeschmack, Friedrich wegen Nichterfüllung von Bedingungen zu ächten, während er in Haft saß! Aber die gesunde Vernunft hatte von jeher in den politischen Händeln einen ebenso geringen Einfluß, wie die Gerechtigkeit.

Mit dem Beginne des Frühjahres regten sich die Anhänger Friedrich's in Tirol. Hie und da tauchten Redner auf, die dem Volk seine Vorzüge und Wohlthaten in das Gedächtniß riefen und allenthalben wurden Kundmachungen angeschlagen, in welchen Friedrich auseinandersetzte, daß man gegen Recht und Brauch mit ihm verfahre, seine Vertheidigung nicht hören wolle und schnöde Gewalt an Stelle des nach den Reichsgesetzen gebührenden Rechtsganges setze.

So sehr diese Vorbereitungen auch auf das tirolische Volk wirkten, waren sie doch ein Fehler, denn die Gegner Friedrich's ahnten, was sich vorbereite und trafen ihre Maßregeln.

Gleichwohl gelang es dem Herzog am 28. März 1416, zwei Tage bevor Hieronymus von Prag am Scheiterhaufen endete, mit seinem treuen Mülinen und zwei Knechten aus Constanz zu fliehen. Bereitgehaltene Pferde trugen die Flüchtigen, obwohl verfolgt von Sigismund's Reitern, rasch durch die schwäbischen Vorlande. Mit dem Eintritte in das Gebirge aber mehrten sich die Schwierigkeiten. Herzog Ernst war vorbereitet und auf allen Straßen lauerten seine Späher. Der Sicherheit wegen mußte man sich von den Pferden trennen. Die

Knechte wurden zurückgelassen, auf rauhen, zu so früher Zeit noch mit Schnee und Eis bedeckten Pfaden überschritten Friedrich und sein unzertrennlicher Begleiter das Gebirge.

Im nördlichen Tirol aber hielten Ernst's Anhänger gleichfalls scharfe Wacht und in allen Orten lagen Söldnerhaufen, welche jede Erhebung zu Friedrich's Gunsten niederhielten.

Es war eine harte Zeit für den Herzog, als er in dem Lande, das nach allem Rechte das seine war und an dem er mit so viel Liebe hing, umherirrte, gleich einem Verbrecher, wo er oft tagelang nicht aus unzugänglichen Schlupfwinkeln im Gebirge herauskam und in Wahrheit der „Friedel mit der leeren Tasche" war, da er nicht blos kein Geld, sondern auch oft kein Krümlein Brot hatte.

So kam das Pfingstfest heran, auf dessen zweiten Tag im alten Landeck das Kirchweihfest und ein vielbesuchter Markt fällt. Damals war die schöne alte, von den Schroffensteinern erbaute Kirche „zur Mutter Gottes im finsteren Walde" ein vielbesuchter Gnadenort und namentlich am Pfingstdienstag fanden sich aus ganz Tirol zahlreiche fromme Wallfahrer ein.

So kam es, daß am Kirchweihfest des Jahres 1416 schon in den frühen Morgenstunden sich so viel Menschen in Landeck drängten, daß man in den kleinen Ort, der auf einer von der in den Inn mündenden Rosana gebildeten Landzunge (Land=Eck) liegt, kaum vorwärts kommen mochte.

Wie noch zu unserer Zeit finden sich bei solchen Anläßen auch allerlei Leute ein, die auf den Geldbeutel der zusammengeströmten Beter und Wallfahrer speculiren. Niemand sah etwas Ungewöhnliches darin, daß längs der Brücke, welche in schön geschwungenen Bogen über den Inn führt, zahlreiche Dörcherkarren aufgefahren waren, deren Eigner ihre Waaren feilboten und sich selbst mit allerlei Hantierung unter die Menge mischten.

Auch Quacksalber gab es da, welche roth= und grünschillernde Wundertincturen gegen alle möglichen Gebreste, gelbe Salben gegen Frostschäden und Schlangenbiß und Räucherkugeln, die jeden Zahnschmerz und zugleich das Zipperlein aus den Zehen vertreiben, mit gewaltiger Lungenkraft anpriesen. Auch Luftspringer und Gaukler, die Messer schluckten und Werg aus der Nase spannen, waren da, nicht weniger aber auch Sänger, die zu Lautengeklimper oder dem Quitschen eines Dudelsackes geistliche oder weltliche Lieder durcheinander sangen, wie sie es gerade für angemessen hielten, um den Leuten die Heller aus der Tasche zu locken.

Unter der Mittagsstunde, wo der Gottesdienst unterbrochen wurde, war das Gedränge am stärksten, und wer von Schloß Landeck, das von imposanter Felshöhe über dem brausenden Inn herabschaut, oder von der Feste Schroffenstein, deren Trümmer noch jetzt gleich dem Nest eines Raubvogels an den Felsklippen hängen, herabgeblickt hätte, der hätte ein schwarzes Gewühl und Gewoge gesehen, aus dem sich ein fortwährendes Brausen und Sausen in die Lüfte erhob.

Doch allgemach verbreitete sich Stille und lautlos drängten sich die Menschen nach dem offenen Platz an der Brücke, wo sie bald in dichten Massen standen und den Worten eines fahrenden Sängers lauschten. Er hatte sich auf die Stufen der Denksäule geschwungen, die in Mitte einiger breitkroniger Linden stand und sang sein Lied mit weithinschallender Stimme und mit so wechselndem Ausdruck, daß jedermann tief ergriffen wurde. Ein unscheinbares Gewand, das die Spuren von Wind und Wetter an sich trug, umschloß die hohe Gestalt und eine alte Mütze mit weiß=rothen Blümlein besteckt, deckte mit tief herabgebogenen Krempen Haupt und Antlitz, so daß man kaum Mund und Kinn und einige hervorringelnde blonde Locken gewahren konnte.

Zu seinen Füßen kauerte ein anderer, gleichfalls in zerfetzte Kleider gehüllter Mann, der den Gesang auf einer alten Griffzither mit passenden Accorden begleitete, dabei aber sein scharfes Auge ununterbrochen über die Menge gleiten ließ, um den Eindruck des Gesanges zu beobachten. Und er konnte wahrhaftig zufrieden sein, denn eine wunderbare Bewegung ergriff die Zuhörer. Thränen traten in viele Augen, die aber zugleich von Unmuth und Zorn blitzten, die Fäuste ballten sich unwillkürlich und bei manchen Stellen ging ein Wogen durch die Menge, wie wenn ein Morgenwind die Aehren eines Kornfeldes zum Schwanken bringt.

Es war aber auch ein ergreifendes Lied, das der Mann sang, und wenn es auch nicht ganz nach den strengsten Regeln höfischer Dichtkunst verfaßt war, so griff es durch Gegenstand und den leidenschaftlichen Vortrag desto mächtiger an die Herzen der Zuhörer.

Im Eingang erzählte es vom ruhigen Glück eines Ritters, der auf reichem Besitz seinem eigenen und dem Behagen seiner Dienstmannen und Unterthanen nachlebt, so daß er diesen weniger als Herr und Gebieter, denn als Vater und Freund erschien. Mit starker Hand wehrt er jedes Ungemach ab und weiß durch Milde und Güte Wohlstand und Sicherheit auf seinen Gütern zu verbreiten, so daß sich die Armen und Schwachen des Lebens so gut freuen können, wie die Reichen und Mächtigen. Gerade dadurch macht er sich aber diese zu Feinden und sie warten ungeduldig darauf eine Herrschaft abschütteln zu können, die nicht ihnen allein, sondern allen zu Gunsten geführt wird.

Lebhafter und bewegter wird der Vortrag, wie der Sänger weiter darstellt, daß der Ritter durch den Wohlstand seiner Güter die Begehrlichkeit eines mächtigen Nachbarn reizt und diesem durch sein Festhalten am gegebenen Manneswort den Vorwand liefert, ihn mit Fehde zu überziehen und sein Gut an sich zu reißen, ihn selbst mit schmählicher Haft zu belegen.

Nochmals wechselt der Charakter des Gesanges, wenn das traurige Schicksal der Unterthanen unter fremder Herrschaft und die rührende Klage des Gefangenen um die Freiheit und sein Land wiedergegeben wird. Die Stimme des Sängers zittert und mit einem schrillen Mißklang bricht er, von Rührung übermannt, das Lied ab.

Eine leidenschaftliche Bewegung ist über das Volk gekommen; zornige Ausrufe der Männer und das Jammern der Weiber zeigen, daß man den Inhalt des Liedes zur eigenen Lage in Beziehung gebracht hat und lange dauert es, bis das Brausen der Menge sich zu einem dumpfen Gemurmel verliert.

Da greift der Spieler noch einmal in die Saiten und lenkt durch einige rauschende Accorde nochmals die Aufmerksamkeit auf den Sänger. In rührenden Tönen schließt dieser sein Lied mit einigen Strophen, welche sagen, daß in allem Ungemach den Ritter der Glaube an die Treue und Liebe seiner Unterthanen nicht verlassen habe und er von diesen seine Rettung und Hilfe erwarte, vor der aller Grimm seiner Feinde, die ja auch die ihrigen seien, zu Schanden werden müsse.

Laute Zurufe und ein Drängen nach der Mitte folgen dem Schluß des Liedes. Man jauchzt dem Sänger zu und jeder will ihn lohnen für das Lied, das allen aus dem tiefsten Herzen herausgesungen ist. Da theilt ein kräftiger Arm die Menge, ein stolz gebautes Weib, nach Art der Dörcher, nur reiner und zierlicher gekleidet, schwingt sich die Stufen hinauf und hebt gebietend den Arm hoch empor. Sie ist so schön wie eine Königin und aus ihren dunklen Augen bricht es zündend und zugleich bezwingend hervor, so daß bald athemlose Stille am weiten Platz herrscht.

„Ich brauche Euch des Liedes Deutung nicht mehr zu sagen," ruft sie mit weithin schallender Stimme, „Eure Thränen wie Euer ehrlicher Zorn, die Rührung wie der Grimm, die Euch erfüllen, zeugen dafür, daß Ihr Euch selbst, Euer trauriges Schicksal, die Schmach unseres schönen Landes, das Unglück unseres theuren Herrn

erkannt habt. Und so frag' ich Euch denn, soll dieses Lied noch länger Wahrheit sein?"

Tosender Widerspruch und laute „Nein!" unterbrachen die Sprecherin, doch tritt bald wieder Stille ein und sie fährt in immer steigender Bewegung fort:

„Ihr wollt also mit Gewalt vertreiben, was Gewalt und Hinterlist Euch aufgedrungen? Ihr wollt stehen zu Eurem Herrn und Herzog mit Eurem Leben bis zum letzten Blutstropfen und mit all' Eurem Hab'?"

„Das wollen wir! So soll es sein!" tönte es aus der aufgeregten Masse herauf. Länger dauerte es, bis dieses Mal Ruhe eintrat.

„Nun — unser vielgeliebter Fürst hat Euer Gelöbniß vernommen," rief das Weib mit wildem Entzücken, während Thränen aus ihren Augen brachen. „Ich danke dem Himmel, daß mein Auge scharf genug war, ihn zu erkennen!"

Sie wendete sich zu dem Sänger, der ihr vergeblich wehren wollte und rief, zu seinen Füßen auf die Stufen niedersinkend: „O mein vielgeliebter Herr! Gott segne die Stunde, die Euch dem Volke wiedergibt, das sich nach Euch gesehnt und das zu Euch stehen wird — gehe es auch wie immer!"

Wie von einem Blitzstrahl berührt, blieb das Volk einen Moment starr und stumm. Der Sänger beugte sich zu dem knienden Weib herab und da entfiel ihm die Mütze, so daß man das noch immer von blonder Lockenfülle umwallte edle Antlitz des vielgeliebten Fürsten erkannte.

Ein betäubendes Freudengeschrei erhob sich und Jedes wollte dem Herzog die Hände küssen, seine Kleider berühren und in das von Freudenthränen überströmte, in den schärfer gewordenen Zügen von Leid und schwerer Zeit erzählende Gesicht blicken. Willig überließ er sich den Liebkosungen und konnte lange nichts hervorbringen, als die Worte: „Mein liebes treues Volk! O Du mein schönes braves Tirol!"

Seine Anhänger hatten von den Gegnern Vorsicht gelernt, waren indessen nicht müssig geblieben. Von allen Seiten strömten ihm streitbare Männer zu, die treugebliebenen Adeligen stießen zu ihm und aus den Städten kam ihm namhafte Hilfe; das beste aber thaten für ihn die Bauern und das gewöhnliche Volk, die nie vergaßen, daß er nicht blos der Mächtigen Gönner, sondern auch der Armen Schirmer war.

Nicht wenig unangenehm war die Ueberraschung, welche Herzog Ernst von dem plötzlichen Erscheinen seines Bruders und dem großen Zulauf, der ihm wurde, fand. Er rüstete sich zum Streit, denn er war nicht gewillt, den Plan, nach und nach alle Habsburgischen Lande in einer Hand zu vereinigen, so leichthin aufzugeben.

Schon entbrannte der Kampf zwischen den Anhängern der beiden Brüder, der, wie jeder Bürgerkrieg mit Grausamkeit und Verwüstung geführt wurde.

Nun glaubten aber auch die „Herren vom Pfauenschwanz," wie der Volkswitz die Adelsbündler nannte, nochmals ihre Zeit gekommen und jede landesherrliche Gewalt abschütteln zu können. Sie beriefen ihre Anhänger nach Brixen, wo sie sich fälschlich für Vertreter der ganzen „Grafschaft" ausgaben und faßten einen Beschluß, daß nur jener als Landesherr anerkannt werden solle, der sich ihrem Schiedsspruche und ihren Anordnungen über das künftige Regiment unterwerfen werde.

Das war auch dem stolzen Ernst zu viel, und da zudem Friedrich in dem Burggrafenamt Meran eine unangreifbare Stellung und eine unerschöpfliche Quelle von Hilfsmilteln inne hatte, schlossen die Brüder schon im Juli einen Waffenstillstand, dem am 4. October der Friede von Kropfsberg folgte, in dem bestimmt wurde, daß eine neuerliche Theilung der Besitzung ihres Vaters Leopold noch im selben Jahre vorgenommen werden solle. Herzog Ernst nahm dieselbe derart vor, daß Tirol die eine Hälfte, Inneröstereich (Steiermark, Kärnten, Krain) mit

Portenau (Pordenone), Görz und den istrischen Besitzungen die andere bilden sollten. Er rechnete bei dieser nicht ganz billigen Theilung auf die Vorliebe Friedrichs für Tirol, die sich auch bewährte. Bezüglich der schwäbischen Vorlande und der Besitzungen im schweizerischen Thurgau und Aargau, die sich übrigens zur Zeit in der Gewalt des Königs Sigismund befanden oder von diesem verpfändet waren wurde bestimmt, daß sie beiden Brüdern gemeinsam gehören sollten.

Dieses zu Neujahr 1417 abgeschlossene Uebereinkommen, wurde von den tirolischen Ständen, noch mehr aber vom Volke mit Freuden begrüßt und bald war Friedrich IV. trotz Bann und Interdikt im ganzen Lande als Herrscher anerkannt.

Nur ein Theil der Adelsbündler verweigerte Friedrich die Anerkennung und berief sich auf die noch über demselben schwebende Reichsacht. Diese Leute, welche stets das Recht und Wohl ihres Landes im Munde führten und doch nichts im Sinne hatten, als dasselbe um ihrer Standesinteresse willen zu verschachern, dachten noch immer mit Hilfe des deutschen Königs unabhängig werden und die Unzahl deutscher kleiner großer Herren vermehren zu können. Aber Herzog Friedrich hatte gelernt zur rechten Zeit milde, jedoch auch, wenn es noththat, stark zu sein; er brach die Burgen seiner Widersacher, und die erbittertesten derselben, die Brüder Oswald, Michael und Leonhard von Wolkenstein, trieb er von Feste zu Feste, bis sie in der letzten derselben, Greifenstein, eingeschlossen und unschädlich gemacht wurden.

Nicht weniger erzürnt war auch König Sigismund über die Wendung, welche die Dinge in Tirol genommen hatten. Indessen war er, um das Schisma beizulegen und die beiden Gegenpäpste zur Resignation zu bewegen, vielfach in Anspruch genommen und überließ es vorderhand dem Concil Friedrich, der auch jetzt noch und zwar mit Zustimmung des Volkes Trient besetzt hielt, als „Meineidigen und Frevler gegen die Kirche“ seiner Würden für entsetzt zu erklären und nochmals in den Bann zu thun, so daß nicht allein er, sondern seine männliche Nachkommenschaft der Herrschaft für verlustig gehen sollte. Das Concil hatte übrigens durch die Unfähigkeit seinen eigentlichen Aufgaben gerecht zu werden, schon allen Credit verloren und es fand sich kein Vollstrecker für seine Flüche mehr.

Am 4. April 1417 sprach Sigismund nochmals die Reichsacht über Friedrich aus und entwarf einen Plan, wie man von allen Seiten in sein Land eindringen wolle. So eifrig er aber auch durch Verpfändung und Verschleuderung Habsburgischer Güter rüstete, ging es mit dem Kriegszug doch nicht recht vorwärts, sein habsüchtiges und gewaltthätiges Vorgehen ward allgemein verurtheilt, er fand keine Theilnehmer am geplanten Raubzuge und sogar die Schweizer schenkten seinen Lockungen trotz der alten Feindschaft kein Gehör.

Den Rest des Jahres nahmen wieder die kirchlichen Wirren in Anspruch, da das Concil sich mit einem Zerwürfniß zwischen den deutschen und englischen Theilnehmern, die ernstlich auf Herstellung der Kirchenzucht und Beschränkung der päpstlichen Gewalt drangen, und den widerstrebenden Prälaten romanischer Zunge aufzulösen drohte. Erst vielen Bemühungen Sigismunds gelang es, dies zu verhindern und eine Papstwahl herbeizuführen, zu welcher — das einzige Mal in der neueren Papstgeschichte — außer den Cardinälen sechs Abgeordnete jeder am Concil vertretenen Nation zugelassen wurden. Die Wahl fiel am 11. November auf einen Römer, den Cardinal Otto von Colonna, der als gemäßigter wohlmeinender Mann bekannt war und dem Tagesheiligen zu Ehren sich Martin V. nannte.

Sigismund war vor Freude außer sich, küßte der Erste dem Papst von seiner Mache die Füße und führte das Pferd desselben bei dessen Umritt in Constanz selbst am Zügel, wogegen Cardinal Conti an einem langen Stab rasch ver-

loderndes Werg vor den Augen Martins schwang und diesem die Mahnung zurief: „Also vergeht auch die Macht und Herrlichkeit dieser Welt!"

Martin V erwies sich aber zu bitterer Ueberraschung Sigismund's als ein Gönner Friedrich's von Tirol, dem er seine Treue gegen den Vorgänger hoch anrechnen mochte. Er beurtheilte die Trientiner Angelegenheit viel milder und bot auch seine Hand zur Vermittlung zwischen Friedrich und Sigismund, die jedoch gegenstandslos blieb, da der letztere in seiner Verschleuderung Habsburgischen Gutes fortfuhr.

Immer lauter wurde indessen die Mißbilligung seines Verfahrens, so daß er sich genöthigt sah, für den 31. Januar 1418 ein Fürstengericht nach Constanz zu berufen, welches seine Handlungsweise beurtheilen sollte. Aus seinen Anhängern unter Vorsitz Friedrichs von Hohenzollern, den er am 18. April 1417 mit der Mark Brandenburg gelehnt und dadurch die Grundlage der heutigen gewaltigen Stellung dieses Hauses als Könige von Preußen und deutsche Kaiser geschaffen hatte, zusammengesetzt, billigte das Fürstengericht natürlich alle Schritte Sigismunds, wodurch dieser ermuthigt wurde, am 7. Februar neuerdings die Reichsacht über Friedrich zu verhängen und Rüstungen zur Durchführung derselben zu beginnen.

Friedrich, der nun wahrhaftig keine „leere Tasche" mehr hatte, sondern eine vollere als sein königlicher Feind, bereitete sich zur Abwehr vor. Aber es ward ihm eine unverhoffte Hilfe, so daß er bald ganz beruhigt sein konnte, denn viele mächtige deutsche Fürsten, darunter seine Nachbarn, der Baiernherzog und Pfalzgraf, der Erzbischof von Salzburg und andere, erklärten sich offen für ihn und gegen einen solchen eigennützigen Mißbrauch der Rechte des Reichsoberhauptes.

Am energischesten aber trat Herzog Ernst der Eiserne für seinen Bruder ein, der in seinem lebhaften Gefühl für Ansehen und Macht seines Hauses, nicht länger mehr einer Schmälerung Habsburgischen Besitzes zusehen mochte. Mit einem stattlichen Heer, das allein tausend gewappnete Reiter zählte, erschien er noch während der rauhen Jahreszeit unvermuthet vor Constanz, der fast ganz unbeschützten Stadt, den versammelten Concilsvätern und Fürstlichkeiten einen nicht geringen Schrecken einjagend.

Man konnte dem „eisernen Ernst," der mit einem ansehnlichen Gefolge erschien, den Eintritt nicht wehren, und Sigismund mußte es sich gefallen lassen, daß ihm in offener Fürstenversammlung und unter theilweisem Beifall in unverblümter Rede ein langes Sündenregister vorgehalten wurde. Vernachlässigung der deutschen Reichsangelegenheiten, Erniederung der weltlichen Macht des Reichsoberhauptes durch den unumschränkten Einfluß, welchen er dem Concil auch in irdischen Dingen zugestehe, endlich Willkür und Gewaltthätigkeit im Verfahren gegen Friedrich — das waren die Hauptpunkte von Ernsts Anklagen, welchen er durch die Kriegsdrohung im eigenen und im Namen der Venetianer Nachdruck gab, wenn nicht sofort ein anderes Vorgehen gegen sein Haus beliebt würde.

König Sigismund, ebenso begehrlich und maßlos im Verlangen und Anstreben, als wankend und furchtsam im Durchführen und Erhalten, zog gelindere Saiten auf, er versprach alles mögliche und nahm neuerdings die Vermittelung des Papstes in Anspruch. Nach schwierigen Unterhandlungen wurde endlich am 12. Mai ein Friede geschlossen, welcher Friedrich zur Zahlung von fünfzigtausend Goldgulden verpflichtete und ihm den schmerzlichen Verzicht auf die von Sigismund verkauften Herrschaften auferlegte, wodurch die Habsburgischen Stammbesitzungen in der Schweiz für das Haus verloren gingen. Bezüglich der verpfändeten Güter wurde ihm das Recht der Einlösung zugestanden.

An einem der nächsten Tage erfolgte im Angesicht einer zahllosen Volksmenge die feierliche Versöhnung zwischen Sigismund und Friedrich und die Belehnung

desselben mit Tirol. Der Kirchenbann wurde unter der Bedingung der Wiedereinsetzung des Bischofs Georg von ihm gelöst; dieser Theil des Friedens wäre aber fast unausführbar geblieben, da die Trientiner so wenig Sehnsucht nach einer Wiederkehr des geistlichen Regimentes hatten, daß sie ihre Thore hartnäckig verschlossen hielten und erst durch die Androhung der Reichsexecution bewogen wurden, den Bischof wieder aufzunehmen und als Herrn anzuerkennen.

Es wahr ein allgemeines Frohlocken im Tiroler Volke, als Herzog Friedrich IV., noch im besten Mannesalter, in seinem sechsunddreißigsten Jahre stehend, nach diesem Friedensschlusse wieder nach Innsbruck zurückkehrte. So oft er sich auch an den Fenstern der alten landesfürstlichen Residenz zeigte, die noch heute vom Graben her in die Augen fällt, so war es doch nicht genug, für das Volk, das sich seiner nun erst mit Fug und Recht freuen zu können glaubte.

Bevor er aber in den nächsten Tagen noch die glückwünschenden Rathsherren und Bauern aus allen Städten und Thälern des Landes empfing, führte ihm der alte Schultheiß Pinzer das Dörchermädchen zu, das er vor elf Jahren im Walde bei Meran gefunden hatte.

Mit Thränen in den Augen empfing er sie und duldete es nicht, als sie ihm die Hand küssen wollte.

„Nein, nein!“ sagte er abwehrend. „Du hast Dich so treu und aufopfernd erwiesen, daß jedes Zeichen der Dankbarkeit und Anerkennung Dir gebührt. Was kann ich für Dich thun, wo Du soviel für mich gethan?!“

„Das Recht, das Euch geworden ist — Euer Glück, das zugleich jenes von Tirol ist, sind mein schönster Lohn,“ anwortete Brigitte bescheiden, „obschon ich nichts gethan, als was mir wie eine Pflicht zugekommen ist.“

„Seht, gnädigster Herr, so ist sie!“ rief der Schultheiß zornig. „Sie will von Dank und Lohn nichts wissen, nichts nehmen und ich glaube wahrhaftig, sie zieht morgen schon wieder mit ihren Leuten auf staubiger Straße dahin!“

„Gewiß werd' ich das thun!“ sagte Gittel lächelnd aber bestimmt.

„Und willst Du nicht dahin wirken, da Du so großen Einfluß auf Deine Leute hast, daß sie sich seßhaft machen?“ gab ihr der Herzog zu bedenken. „Ich würde sie reich begaben und allweg unterstützen.“

„Ich danke Euch, mein edler Herr und Fürst, aber ich will ihnen nichts zumuthen und einreden, was wider ihres Herzens innersten Zug ist. So wie mir, ist ihnen Freiheit und Ungebundenheit des Lebens höchstes Gut und was dem Ritter sein Schloß, dem Bürger sein Haus, dem Bauern sein Hof — das ist uns Gottes weite Welt, der grüne Wald, das blaue Himmelsdach, der Berge zackiges Gestein, unserer Gletscher funkelndes Eis. Laßt mich bei ihnen bleiben und — sie vom Bösen abhalten — wenn sie auch sonst in ihrer Art fortleben.“

„Nun und wenn Du schon die „Königin der Dörcher“ bleiben willst, wirst Du Dir nicht einen König erkiesen?“ fragte der Herzog mit bewegter Stimme.

Eine dunkle Blutwelle ergoß sich über des schönen Mädchens Antlitz und machte es erglühen, bis hinauf zur Stirne, wo sich über dem blauschwarzen Haar das zierlich gefaltete rothe Seidentuch erhob, in dem die wohlbekannte weiße Feder steckte.

„Nein, mein gnädigster Herr,“ entgegnete sie nach einer Pause mit gesenktem Blick, „wenn ich das bleiben soll, was Ihr mich nennt, so muß ich allein sein. Ich werde nie — einem Mann angehören.“

Als Schön-Gittel bald darauf schied, sah ihr der Herzog mit träumerischem Blick nach und sagte dann seufzend zum Schultheiß: „Ach! mein treuer alter Freund, sie ist wirklich und wahrhaftig eine Königin! Wer mag sagen, daß er die Liebe eines so schönen und holden Weibes nicht höher achten müßte, als die Macht und Würde!“

Nach Herzog Friedrich's eigenen Worten war ihm in Landeck „des Glückes schönste Morgenröthe aufgegangen," und er sorgte dafür, daß sie auch seinem Volk zugute kam. Durch gute Wirthschaft und eine allgemeine billige Besteuerung ward er, der „Friedel mit der leereen Tasche," bald einer der reichsten Fürsten, und als sichtbares Zeichen dieses Erfolges und seinen Feinden, die ihm einst den Spottnamen aufgebracht hatten, zum Trotz, soll er das noch heute sichtbare und weitberühmte „goldene Dachel" über den Erker der alten landesherrlichen Residenz in Innsbruck (Bild Seite 841) haben herstellen lassen.

Besonders gelehrte Forscher und Grübler haben zwar nach mancherlei nur ihnen sichtbaren Anzeichen herausgebracht, das „goldene Dachel" sei nicht Herzog Friedrich's Werk. Nun, die Gelehrsamkeit und die Forschungsgabe dieser Herren in allen Ehren! — aber das Volk wird doch in alle Ewigkeit an seinem Glauben festhalten, denn es sucht seine naive und gesunde Anschauung gerne durch solche Aeußerlichkeiten zu begründen und wird sich das „goldene Dachel" als Erinnerung an den Schicksalswechsel des Herzogs Friedel nicht nehmen lassen.

Und auch die tirolische Frömmigkeit mischt sich mit einer Sage in dieses Stadt-Wahrzeichen. Herzog Friedel soll nämlich einst gegen den verfolgten Papst Johann das Bedauern geäußert haben, daß er nur so geringen Schutz dem Nachfolger Christi gewähren könne, da er „eine so leere Tasche" habe, worauf der Papst, ihm den Segen ertheilend, prophetisch erwiderte: „Dafür, Friedel, wirst Du einst so viel Tonnen Goldes Dein Eigen nennen, daß Du die Dächer Deiner Hauptstadt zu vergolden im Stande sein wirst." — Und dies ist allerdings eingetroffen.

Wohl gab es noch manche Mißhelligkeiten im Lande, denn die Adelsherren konnten die Vereitlung ihrer Pläne nicht verwinden und sahen in der Begünstigung, die Friedrich den Bürgern und Bauern zukommen ließ, eine Benachtheiligung und Beleidigung ihres Standes. Namentlich als er jenen auch einen Einfluß auf die Leitung der Landesangelegenheiten einräumte, da gab es gewaltiges Zetern auf Burgen und Schlössern. Theilweise griff man zu den Waffen, und auch die Hilfe König Sigismund's wurde angerufen. So viel Lust dieser aber auch hatte, nochmals seinen Groll an Tirol und seinem Herzog auszulassen, so fehlte es ihm doch zum Glück an aller Macht dazu, zumal er seine liebe Noth mit den Hussiten hatte, die ein mit Mühe auf die Beine gebrachtes Reichsheer nach dem anderen schmählich in die Flucht jagten.

Im November 1423 trat die erste Ständeversammlung in Meran zusammen, in welcher nicht blos Adel und Geistlichkeit das große Wort führten, sondern auch achtzehn Männer des Bürger- und Bauernstandes ihren Sitz einnahmen und mitratheten. Es war dies einer der bedeutsamsten Schritte Friedrich's, der dadurch dem übermüthigen Adel das wirksamste Gegengewicht seiner egoistischen Bestrebungen auferlegte.

Uebrigens wußte er die Strenge mit weiser Milde zu paaren und zog so nach und nach auch seine hartnäckigsten Widersacher auf seine Seite. Selbst gegen Oswald von Wolkenstein, einen der letzten gefeierten ritterlichen Dichter des Mittelalters, der seine Lieder oft als giftige Pfeile gegen den Herzog geschnellt hatte, bewies er Nachsicht. Er ließ dem alternden, durch ein abenteuerliches Leben und das Mißlingen seines Strebens, das feudale Ritterthum gegen die landesfürstliche oder, wie man heute sich ausdrücken würde, gegen die Gewalt des Staates aufrecht zu erhalten, verbitterten Sänger sagen, sie wollten beide den alten Zwist ruhen lassen, und da seine Lieder ja dem Lande Tirol so viel Ehre machten, was ihnen ja ohne Unterschied der Gesinnung das wertheste sei, so solle er dieselben sammeln, damit sie der Vergessenheit entzogen würden.

Nach dem Tode seines Bruders Ernst im Jahre 1424 übernahm Friedrich IV. die Vormundschaft über dessen drei Söhne Friedrich (der spätere Kaiser Friedrich IV.), Albrecht und Ernst und übernahm damit die bisher von jenen mit so viel Kraft und Geschick vollzogene Aufgabe, die Interessen des Hauses Habsburg gegen die offene oder versteckt auftretende Mißgunst des luxemburgischen Reichsoberhauptes zu wahren.

Noch einmal, als im Jahre 1436 seine Neffen der Vormundschaft entlassen wurden, war ihm die Möglichkeit geboten, Tirol gegen Inneröfterreich zu vertauschen, doch er wußte nur zu gut, daß die Wurzeln seiner Kraft in dem schönen Bergland und in der Anhänglichkeit des tirolischen Volkes ruhten, und blieb auch dieses Mal seiner früheren Wahl getreu.

Am 24. Juni 1439, während zum ersten Mal der Schrecken vor einem Türkeneinbruch, der dann durch zweihundertfünfzig Jahre die österreichischen Lande bedrücken sollte, sich zeigte, starb Herzog Friedrich IV., einen erst zwölfjährigen Sohn Sigismund hinterlassend, für welchen der Sohn Ernst des Eisernen, Friedrich V. von Inneröfterreich, der nachmalige Kaiser, die Vormundschaft führte.

So wechselvoll und durch manchen Mißgriff beunruhigt auch die erste Regierungsperiode Herzog Friedrich's IV. war, so ruhig und wohlthätig für das Land verlief die spätere nach der zweiten Besitzergreifung. Die Jahre der Prüfung waren für ihn auch solche der Läuterung, und seine Fürsorge für das ganze Volk erwarb ihm auch die ganze Liebe desselben, so daß er als „Friedel mit der leeren Tasche" noch heute im pietätvollsten Andenken lebt.

Das Kirchweihfest in Landeck ist noch in unseren Tagen ein förmliches Volksfest, und das fahrende Völkchen der Dörcher ermangelt nicht, sich in Erinnerung der Rolle, welche es einst daselbst gespielt, zahlreich dabei einzufinden. Leider ist nicht viel mehr von den Bemühungen Schön-Gittels an den heutigen Vertretern dieser sonderbaren Sippe zu gewahren.

Die Pest in Wien, 1679.

1. Der erste Distanzreiter.

Der Held des Abenteuers, das wir nachstehend erzählen wollen, Graf Otto Hermann von Limpurg-Styrum, war am 16. December 1652 geboren. Erzogen zum Militärdienste, hatte er sich bereits in früher Jugend ausgezeichnet und war zu dieser Zeit Oberstlieutenant des hochfürstlich Bayreuth'schen Dragoner-Regimentes, Bräutigam eines der schönsten und geistvollsten Mädchen der Residenz, der sechzehnjährigen Comtesse Charlotte Amalie, Tochter des reichen Grafen Ferdinand Gottfried von Vehlen, kaiserlichen Generals.

In einer Gesellschaft bei seinem Schwiegervater befand sich auch der englische Gesandte, Lord Lexington, der ebenso wie Graf Styrum ein großer Pferdeliebhaber und trefflicher Reiter war. Es kam zu einer lebhaften Discussion über die Reitkunst, und der Engländer ließ einige herbe Worte über die Vorzüge der Reiter seines Vaterlandes fallen. Graf Styrum, den man füglich den „Graf Sandor seiner Zeit" nennen kann, bot nun dem Fremden die Wette an, er wolle von Wiener-Neustadt bis nach Wien (Bild Seite 873) — eine Strecke von sechs deutschen Meilen — innerhalb sieben Viertelstunden reiten. Die Wette wurde angenommen, und der Preis von 1000 Ducaten bestimmt.



A. u. N. Graf Styrum, der erste Distanzreiter. 17.

Es war am 13. Februar 1678, wo sich seit frühestem Morgen eine gewaltige Menschenmenge am Kärntnerthore umherdrängte. Der Strom der Schaulustigen wogte die ganze Straße entlang bis auf den Stephansplatz, wo eine eigene roth behangene Tribüne für die Kampfrichter aufgestellt worden war, welche zu entscheiden hatten, ob Graf Styrum seinen Wettritt gewonnen oder verloren habe. Niemand glaubte, daß die Wette gewonnen werden könne, denn abgesehen von der bedeutenden Entfernung von vier Fahrstunden, hatte sich in der Nacht ein wüthender Sturm erhoben, der noch jetzt durch die Lüfte brauste und, vereint mit dem hohen Schnee, der die Wege bedeckte, den glänzenden Sieg unmöglich zu machen schien. Es war schon nahe der festgesetzten Stunde; das Gedränge wuchs mit jeder Minute.

Da, plötzlich, stob die Menge scheu auseinander.

Es hinkte ein seltsames Wesen daher, ein altes abgemagertes Weib von schmutziger Zigeunerfarbe, mit weißen dichten Haaren, unheimlich funkelnden, stechenden Augen.

„Die Wahrsagerin von Sanct Ruprecht," rief man von allen Seiten entsetzt. „Das bedeutet großes Unheil!"

Das Weib war nämlich allgemein gefürchtet, und da sie zumeist des Morgens als halbblinde Bettlerin an der Thüre der Ruprechtskirche zu sitzen pflegte, wagte es niemand ihr ein Almosen zu verweigern, denn man meinte, die Alte wisse sich auf schauerliche Weise zu rächen. Sie bewohnte übrigens eine kleine finstere Stube in der Leopoldstadt, wo sie abends ihrem heimlichen Gewerbe der „Zukunftsprophezeiung" oblag. Daselbst erbeutete sie manchen blanken Pfennig, dort — blos umgeben von ein paar kohlschwarzen Katern und einem häßlich schnarrenden Raben — pflegte sie oftmals gar hochgestellte Personen zu empfangen, denen sie Karten legte, aus der Hand wahrsagte, das Horoskop stellte oder sympatische Heilmittel verkaufte. Viele ihrer Weissagungen traten ein, und so kam es, daß die Leute glaubten, sie sei geheimer Kräfte mächtig, sie fürchteten und nach Möglichkeit mieden. Auch munkelte man, daß es ihr gerade nicht darauf ankomme, ein wirksames Mittel zu brauen, das im Stande wäre, Personen, die ein zu langes Leben hätten, vor der Zeit selig zu machen.

Gleichzeitig mit dem Erscheinen dieser ebenso abschreckenden als gefürchteten Person ließen sich Trompetenstöße vernehmen, welche immer näher kamen. Der letzte schallte von der Kärntnerthorbastei herab, da man nämlich Kundschafter oder Vedetten (Reiterwachen) ausgestellt hatte, welche des Signalrufes harrten und die etwa in einer Entfernung von 1000 Schritten aufgeritten waren. Diese Vedettenkette endete am Kamm des Wienerberges.

Die vernommenen Trompetentöne verkündeten, daß Oberstlieutenant Graf Styrum soeben an der Denksäule „Spinnerin am Kreuz" angelangt sei. Alle Fenster flogen nun auf, Wetten auf Wetten fanden statt. Ein zweiter Trompetenruf verkündete, daß der kühne Reiter den Linienwall erreicht habe, der schlimmste Ritt war also überstanden. Athemlose Erwartung! — Eine lange peinliche Pause!

Am ängstlichsten zeigte sich eine holde Edeldame, welche aus dem ersten Stockwerke des linken Eckhauses in der Kärntnerstraße spannend nach dem Thore hinblickte, es war dies die bereits erwähnte Braut des waghalsigen Reiters.

Der letzte Trompetenruf ertönte. Bewundernde Ausrufe erschallen von allen Seiten. Graf Styrum jagte durch das Kärntnerthor; sein Roß war über und über mit Schaum bedeckt.

Eine weiße Rose sank vom Erkerfenster herab. Der Reiter fing die Blume im Fallen auf, warf einen Blick der hold erröthenden Gräfin hinauf, drückte die Rose an seine Lippen und sprengte weiter, daß Kies und Funken stoben. (Hierzu das Bild).

Da erscholl tausendstimmiger Ruf des Entsetzens.

Es hatte nämlich ein fremder Wanderbursche beim Vorwärtsdrängen durch die Menge dem alten Weibe, der sogenannten „Wahrsagerin von Sanct Ruprecht," einen so derben Stoß versetzt, daß die Alte mitten in die Straße taumelte, dort in die Knie fiel und gerade im Augenblicke, wo der Renner im rasenden Sturme daherbrauste. Von einem Ausweichen bei der mit Zuschauern dichtgefüllten Straße war keine Möglichkeit. Das Weib schien rettungslos verloren, weshalb der allgemeine Schreckensruf ertönte.

Doch was leistet nicht ein Reiter wie Graf Styrum! Er verkürzte mitten im jähen Ritte die Zügel, gab dem edlen Berberrosse Schenkel und Sporen und vollbrachte ein Reiterstück, wie nicht bald ein solches gesehen worden — mit einem gewaltigen Satze war das herrliche Thier über die knieende Bettlerin hinweg gesetzt.

Von allen Seiten erscholl Jubelruf, der sich indeß zu voreilig Luft gemacht hatte, denn trotz aller Geschicklichkeit des Reiters, vielleicht auch, weil sich das Weib bewegt hatte, streifte der Hinterhuf des Rosses, wenn auch nur flüchtig, die Stirne der Wahrsagerin, und Blut benetzte deren Antlitz. Im ersten Schmerz und Schrecken sank sie vollends zu Boden, richtete sich indessen bald wieder auf und schrie unter gräßlichen Verwünschungen dem kühnen Reiter nach:

„Reite nur zu, stolzes Gräflein, zertrete unter den Hufen Deines Rosses den armen Hilflosen! Die Stunde der Vergeltung naht! Schon sitzt das Unheil hinter Dir im Sattel; Dein süßes Bräutchen am Fenster dort oben wird nicht eher Dein Eigen, als bis sie auf dem Leichenkarren ruht, kalt und starr, reif für den Todtengräber des Stephansfreithofes."

Graf Styrum hatte glücklicherweise nur wenig gehört. Er vollendete seinen Wunderritt derart, daß an der festgesetzten Zeit noch mehr als eine Viertelstunde fehlte, als er an die Tribüne auf dem Stephansplatze gelangte, worauf die Kampfrichter alsogleich sich zum Schiedsspruche anschickten und ihn einstimmig als Sieger erklärten, da er Schlag neun Uhr von Wienerisch-Neustadt abgeritten war und die Hauptstadt also in weniger als einer Stunde und fünfundvierzig Minuten erreicht hatte.

Der Sieg wurde durch eine Fanfare verkündigt, und unzählige Freudenrufe des Volkes begrüßten den Helden des Tages. Lord Lexington verbarg seine gekränkte Nationalehre unter einem süßen Lächeln, erklärte sich für überwunden und zahlte dem Grafen die 1000 Ducaten sogleich aus. Dieser aber übergab sie dem Säckelmeister der Stadt Wien, mit dem Bedeuten, er solle dieselben unter die Armen und Siechen der Residenz vertheilen. Der Jubel war nun beinahe endlos.

Der „Wunderritt," wie man ihn von da an hieß, wurde in einem Flugblatte (damals gab es noch keine regelmäßig erscheinenden Zeitungen) folgender Art poetisch verherrlicht:

„Tapf'rer Graf voll Heldenmuthes, dies Dein nie erhörtes Reiten
Müht sich Fama aller Orten nah' und ferne auszubreiten,
Äols ungemeines Sausen hast Du ja gar nicht geacht,
Und mit großem Ruhm und Ehren diesen schnellen Ritt vollbracht,
Fahr' fort, hochgeborner Reiter, Dich Fortuna will begleiten,
Allzeit helfen, Sieg erfüllet, wider Deine Feinde streiten,
Unter des Geschützes Brausen, ob es stätig blitzt und kracht,
Soll man hören Deinen Namen, größer durch das Glück gemacht."

Inwieweit dieser Wunsch in Erfüllung ging, und wie sonderbar die Prophezeiung in Betreff seiner Braut eintraf, werden wir bei der nachfolgenden Schilderung der Pestzeit eingehender berühren; — denn in der That war es die entsetzliche Tragödie, Pest genannt, welche mit dem Jahre 1679 über Wien hereinbrach.

Ueber die Art und Weise, wie die Pest nach Wien gekommen, hat man verschiedene Meinungen. Unbestritten wurde sie aus Ungarn eingeschleppt, trotz der scharfen Quarantäne, welche die Regierung angeordnet, und Gerichtsverhandlungen aus jenen Tagen bestätigen die allgemeine Annahme, daß Oesterreichs größter Feind „Frankreich" dabei die Hand im Spiele gehabt.

König Ludwig XIV. hatte wohl im Jahre 1678 mit Kaiser Leopold I. den Frieden von Nymwegen geschlossen, nichtsdestoweniger war jedoch dem Franzosen die Heiligkeit des Vertrages nicht Ernst, denn er behielt noch immer mehrere Städte, die er abtreten sollte, besetzt, vereinigte mehrere dem deutschen Reiche zugehörende Gebiete im Elsaß mit seinem Lande und ließ sogar „Reunionskammern" errichten, welche das Anrecht der Franzosen auf die benachbarten deutschen Ländereien zu prüfen hatten. Auf diesem Wege waren bereits Straßburg, Trier, die Pfalz und andere Landschaften vom deutschen Reichskörper, auf dessen Schwächung es Ludwig XIV. absah, losgerissen. Es handelte sich aber weiter darum, daß dies ungeahnt bleibe, und so setzte sich der König mit den ungarischen Mißvergnügten in Verbindung und unterstützte selbe thatkräftig, um den römischen Kaiser vollauf zu beschäftigen.

Wir sind gerne bereit zu glauben, daß Ludwig der Große nicht noch weiter ging, aber seine Minister und Diplomaten, die waren weniger gewissenhaft. Nicht nur, daß sie mehrere Kundschafter in verschiedenen Verkleidungen durch alle Lande sendeten, um die Unzufriedenheit zu steigern und den Herd des Aufruhrs womöglich nach der Haupt- und Residenzstadt Wien zu versetzen, wo sie an dem guten Geiste, der die Bewohner für das Kaiserhaus beseelte, gänzlich scheiterten; aber als es ihnen damit nicht gelang, verbanden sie sich mit dem Verbrechen, dem Aberglauben und dem Würgengel — mit der Pest — und das Wehe, das dadurch über das Land gebracht wurde, war unübersehbar.

Es war einer der verruchtesten Gedanken, den Tod unter so viele Bewohner zu säen. Sie rechneten, daß, wenn es gelänge, die Pest aus der Türkei auf das christliche Gebiet herüberzuschmuggeln, so würde die Anarchie unausbleiblich sein. Dem ungarischen Volke sollte der Wahn beigebracht werden, es hätten die Deutschen die Seuche heraufbeschworen, um die Magyaren mit Stumpf und Stiel auszurotten, und die Beute müßte dann wohl in des Fuchses Schnauze fallen. Dies war ihre Aufgabe, und wie sie dieselbe lösten, wird aus Nachfolgendem klar werden.

Das Haupt der Agenten war Roger Acacia (sprich Akakia), der die Aufgabe hatte, das Einverständniß zwischen Frankreich und dem Siebenbürger Fürsten Emerich Tököly aufrecht zu erhalten. Diese diplomatische Mission mag der Schurke etwas gar zu weit und auf eigene Faust ausgedehnt haben. Er war der Sohn des berühmten Johann Acacia, Doctors der Medizin und Professors der Chirurgie in Paris, Leibarztes Königs Ludwig XIII., wie überhaupt diese Familie dem Lande eine Reihe vorzüglicher Arzneigelehrten geschenkt hatte, die den Familiennamen Sans Malice (ohne Bosheit) in den griechischen Acacia verändert und auf ihre Nachkommen übertragen hatten.

Er trat überall mit seinem Namen und dem königlichen Creditive auf; was der Schurke aber für Schandthaten vollbrachte, konnte nie auf seine Rechnung geschrieben werden, so fein war alles angesponnen, durch so viele fremde Hände gingen die leitenden Fäden dieser Maschine. Nur so war es auch möglich, daß er und die meisten Helfershelfer zuletzt dennoch der rächenden Strafgerechtigkeit entgingen. Eine der fluchwürdigsten Ideen, die in seinem Geiste entsprangen, war aber der „Bund der Lanzettenritter."

Der Volksmund berichtet über die diesbezüglichen Vorgänge folgendermaßen, und wenn auch so manches dabei absurd übertrieben erscheint, beruht doch die Grundidee in ihren Folgen auf geschichtlicher Wahrheit.

2. Der Bund der Lanzettenritter.

Es war um die Mitte des Monats Februar im Jahre 1678, als sich in Wien ein Fremder zum Besuche der Katakomben unter der Stephanskirche meldete und von dem Meßner bereitwillig dahin geleitet wurde.

Unter dem Worte Katakomben bezeichnet man unterirdische Grotten, Felsenhallen, Gewölbe, welche anfangs durch Steinbrüche entstanden sind, später als Begräbnißorte benützt wurden und insbesondere seinerzeit bei den Verfolgungen der Christen zu deren Sammelplätzen dienten, wo sie heimlich ihren Gott anbeteten. Die Stephanskirche in Wien hat auch solche Katakomben, welche von jeher zur Beinstätte dienten, ein unterirdischer Bau, der drei Stockwerke zählt, deren letztes seit langer Zeit vermauert und wohin zu dringen untersagt ist. In der Zeit, von der die Rede, war der Besuch der Katakomben nicht verboten, indeß nicht ohne Gefahr.

Der vorerwähnte Besucher der Katakomben schien ein alter Mann zu sein, hinkte auf einem Fuße, gehörte aber augenscheinlich den besseren Ständen an, denn seine Kleider waren von werthvollen Stoffen verfertigt. Sein Gesicht war indeß unangenehm anzuschauen, sein Auge blickte hinter den buschigen Brauen heimtückisch hervor, der dichte Haarwuchs und weiße Vollbart schien eigens gemacht, um die Züge zu verstellen. Aber freigebig war er, denn gar schöne Silberstücke glitten aus seiner Hand in die des Führers, damit dieser willig und geschwätzig all sein Wissen auskramen möge. Und an keinen besseren Cicerone hätte sich der Fremde wenden können, denn der Meßner war infolge zahlreicher Wandergänge in der Todtenstadt unter der Stephanskirche wie zu Hause und wußte die seltsamsten Dinge zu erzählen.

Am Eingange empfing den Gast der Todtengräber des Stephansfreithofes, Namens Michael Unkner, mit seinem Weibe Anna Maria, Leichenwäscherin im Spitale, welche beiden Fackeln trugen und — für den Fall des Erlöschens derselben — mit Zündstein und Schwefelfaden versehen waren.

Die grauenhafte Wanderung begann. Noch leidlich schritt man im ersten Stock umher, aber weiterhin begegnete man Schwierigkeiten. Die Luft war dergestalt mit Modergeruch erfüllt, daß es einem den Athem verlegte, jeden Augenblick stolperte man über zusammengeschüttelte Todtenbeine, an denen gar oft noch das eingetrocknete Fleisch sichtbar war. Ganze Gerippe, von der Fackel beleuchtet, schienen Leben zu bekommen und den Besucher entsetzlich grinsend willkommen zu heißen.

Im dritten Stockwerke tief angelangt, stellte sich der Fackelträger neben einen Pfeiler, der ein grob ausgehauenes Crucifix trug, und als er mit der Fackel darauf leuchtete, wies sich plötzlich ein riesiges Skelett. Das Haupt bedeckte ein offener Helm, der Leib war in ein gelbes Koller gehüllt, und ein schwarzer Harnisch verhüllte die Brust. Diese schauerliche Figur war der sogenannte „eiserne Mann" oder „Schwedenoberst."[1] Er mußte im Leben groß gewesen sein, da noch jetzt seine zusammengesunkene Gestalt über eine Klafter maß. Das Gesicht war zur Erde gesenkt und die Arme hingen schlaff herab.

Der hinkende Fremde betrachtete das Skelett nachdenkend.

„Ist es erlaubt, zum Andenken an meinen Besuch ein Stück von dem gelben Büffelwamse da abzuschneiden?" fragte er sodann.

---

[1] Er stand wirklich in schwedischen Diensten, wurde, als Torstensohn vor Wien gelagert war, in der Brigittenau gefangen genommen und starb in Wien an den empfangenen Wunden.

„Das geht nicht an," erwiderte der Führer. „Es muß unser schönes Exemplar unangetastet bleiben, denn wen hätten wir sonst den Fremden als Wirth des Todtenhauses vorzustellen?"

Der fremde Besucher wechselte die Farbe. Als seine Augen sich zufällig in die Höhe wendeten, erblickte er eine Gruppe von Leichnamen, welche sich wie drohend gegen den Besucher richteten. Besonders gräßlich war es anzuschauen, wie der Vordermann seinen entfleischten Arm beutesuchend weit vorgestreckt hielt, in der Hand des Gerippes glänzte eine stählerne Lanzette.

„Kurios, kurios!" sagte der Führer. „Das habe ich noch nicht gesehen!"

„Das erste Zeichen der Ritter!" dachte sich der Fremde. „Ich bin an Ort und Stelle."

An der Wand gegenüber stand ebenfalls ein Gerippe, gebeugt, in Weibskleidern, auf Krücken gestützt und einen Stock wie drohend schwingend.

„Wahrhaftig, Nummer zwei!" murmelte der Fremde.

Er betrat nun das nächstliegende Gewölbe, in welchem ein leerer Sarg aufgerichtet stand. Daneben befand sich ein schmaler Gang.

„Das dritte Zeichen, mein Ziel ist erreicht!" Und er wollte weiter vordringen.

„Um des Himmels willen, zurück, mein Herr!" rief der Führer. „Wenn Ihr einen Schritt weiter geht, seid Ihr des Todes. Da hinten gähnt ein bodenloser Abgrund."

„Ich weiß es; ein mir theurer Anverwandter stürzte da hinab, und ich bin gekommen, an diesem seinem Grabe zu beten. Laßt mich hineintreten und wartet hier auf mich durch eine Stunde. Theilt indeß diese Gabe."

Ein Beutel mit Silberlingen fiel auf dem modrigen Boden, auf den sich sogleich die Führer stürzten.

Der Fremde wagte sich nun in den Gang hinein, der niedriger als die anderen gewölbt war, und zog aus dem Rocke eine Blendlaterne hervor, die er mittelst eines Schwefelfadens entzündete. Auch nahm er eine Larve vor das Gesicht.

Aus einer Nische trat nun ein vermummter Mann, den Degen in der Hand, und setzte ihm denselben auf die Brust.

„Zurück!" flüsterte er. „Es ist hier zu finster, um zu sehen."

„Ich bringe das Licht mit!" erwiederte leise der Fremde.

Der Bewaffnete zog sich zurück, und der Fremde eilte rasch vorwärts bis an's Ende des Ganges, wo ein Kreuz emporragte. Hier blieb er plötzlich stehen, denn hinter dem Kreuze erhob sich abermals ein Bewaffneter, dessen kalter Stahl seine Brust berührte.

„Ich komme zum Kampfe!" sagte der Fremde.

„Mit welcher Waffe?" fragte der Wächter.

„Mit der Lanzette."

„Losung richtig."

Der Wächter trat zur Seite und ließ den Unbekannten vorbeigehen, der sich links wendete und da plötzlich vor einem schauerlichen Abgrunde stand. Glücklicherweise führte eine Art fliegenden Steges über denselben, welchen der Fremde nun furchtlos überschritt und zu einem Pförtlein gelangte, an welches er dreimal klopfte.

„Wer klopft hier?" frug es von innen.

„Ein Freund der Pestjungfrau!"

Die Thüre ging auf, und der Ankömmling trat in ein Gemach, dessen unheimlicher Anblick das Blut in den Adern wohl erstarren machen konnte. An dem Fremden merkte man indeß nichts dergleichen.

Die Wände rings herum waren mit Todtenbeinen, äußerst kunstvoll geschlichtet, vollgelegt. Mitten stand eine große runde Tafel, um welche sich eine Anzahl von dreizehn Stühlen befanden, die aus menschlichen Gebeinen geformt waren. Der Tisch war mit einem schwarzen Tuche, an den Enden mit weißen Todtenköpfen ausgelegt, bedeckt und hatte in der Mitte einen kreisrunden Einschnitt, aus dem eine ebenfalls aus Schädeln und Händen gebildete Säule emporragte, die als Girandole diente. Es hielt nämlich jeder Arm einen ausgehöhlten Schädel, der mit Oel gefüllt und mit einem brennenden Dochte versehen war. Auf der Tafel stand ein Kästchen aus schwarzem Ebenholz, ferner war dieselbe mit Schreibzeug, Pergament und Actenstücken belegt.

Rings herum saßen zwölf Männer in schwarzen Mänteln, die Gesichter mit weißen Masken bedeckt. Es herrschte Grabesstille, nur zeitweise erklirrte unter den Verhüllungen eines der Schwerter, mit denen die Versammelten bewaffnet waren.

Rasch trat der Fremde ein und nahm auf dem dreizehnten Stuhle Platz.

„Ludwig oder Leopold?“ fragte ihn sein Nachbar.

„Vive la France!“ (Es lebe Frankreich!) war die Antwort.

„Da die Versammlung vollzählig ist,“ fuhr der Sprecher fort, „können wir beginnen. Meine Ritter, die Zeit des Wartens ist vorüber, und es muß bald die Stunde der That schlagen. Deshalb ist es nöthig, daß eine feste Hand die Zügel der Herrschaft ergreife und unser Führer sei. Die Lanzettenritter bedürfen eines Oberhauptes. Schwöret demselben blinden Gehorsam!“

„Und wer soll dieses Oberhaupt sein?“ frug der neue Ankömmling.

„Sein Erscheinen wird zur rechten Zeit erfolgen. Schwöret nur!“

„Wir schwören!“ riefen, sich erhebend, alle mit Ausnahme des Fremden, der stumm auf seinem Platze blieb.

„Was ist das? — Ein Verräther! — Er will nicht schwören? — Haut ihn in Stücke!“ so ertönte es von allen Seiten, und zwölf Dolche funkelten im Lichte des schauerlichen Kandelabers.

„Zurück, Ihr Thoren!“ rief der Fremde herrisch und warf seinen Mantel ab. Ein Blick auf seine Brust machte die Bundesmitglieder auf die Knie sinken. Der Unbekannte trug auf derselben ein silbernes Schild, auf welchem eine Vase, aus der französische Lilien sproßten, zu schauen war, welche einen doppelköpfigen Adler zu Boden drückte. Rund herum standen mit Gold eingelegt die Buchstaben **A. E. I. O. U.**

„Der verheißene Großmeister!“ so rief es aus aller Munde.

„Ja, ich bin Euer Führer, die Buchstaben sagen es Euch. Sie bedeuten aber nicht **A**ustriae **E**st **I**mperare **O**rbi **U**niverso, **A**lles **E**rdreich **I**st **O**esterreich **U**nterthan, sondern sie wollen sagen: **A**ustria **E**st **I**ra **O**rbis **V**niversis, aller Welt Aergerniß ist Oesterreich, und bald soll es heißen: **A**uf **E**wig **I**st **O**esterreich **V**ernichtet.“

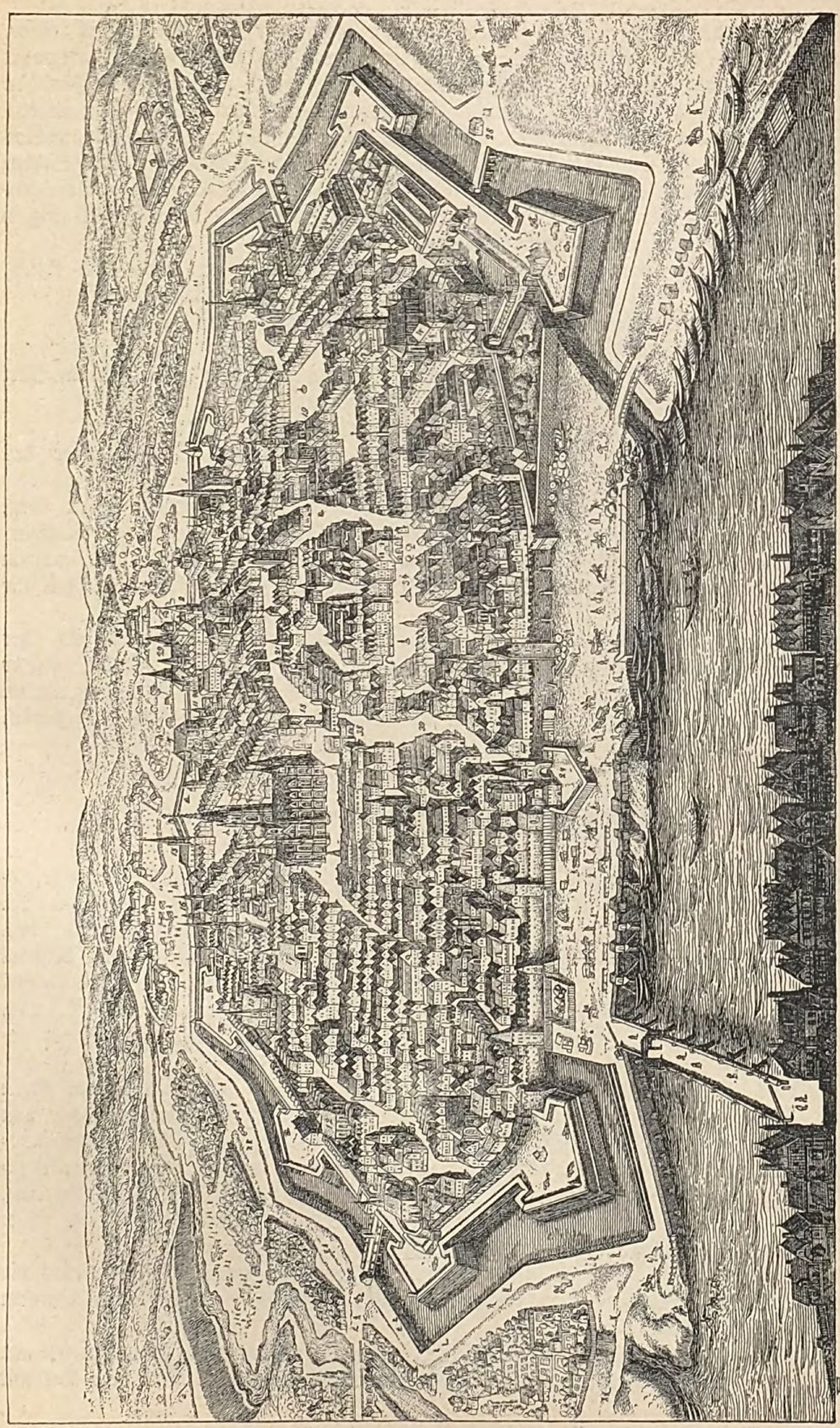
Unter allgemeinem Jubel riefen die Bündner: „Es lebe Frankreich!!“

Der Großmeister fuhr nun fort, ihnen den Gang der Zeitgeschichte auseinanderzusetzen, berührte die Punkte besonders, welche die Nothwendigkeit darthaten, durch Uebertragung der Pest nach Wien die heilloseste Verwirrung anzurichten, und schloß mit dem Rufe: „Aux armes!“ (Zu den Waffen!)

„Zu den Waffen!“ jauchzten alle.

Der Großmeister nahm nun das Ebenholzkästchen vom Tische. Auf dem Deckel befand sich eine silberne Platte, welche die Worte trug: „Aux armes!“ — Er zog einen silbernen Schlüssel aus der Tasche und öffnete mit demselben das Kästchen. Es enthielt dreizehn stählerne Lanzetten.

„Hier seht Ihr Eure Waffen.“ Er reichte jedem Mitgliede eine Lanzette, nahm sich die letzte und fuhr dann fort:



Wien in der Vogelperspective im 17. Jahrhundert. (Seite 866).

„Von heute an sei es für die Lanzettenritter kein Geheimniß mehr, warum sie diesen Namen tragen, und was man von ihnen fordert. Bewahrt diese Waffe wohl, Ihr habt seinerzeit mit ihr die Pest einzuimpfen. Für den Stoff werde ich dann Sorge tragen. Es braucht nur einen kleinen Ritz in das Fleisch eines Menschenkindes, und die gräßliche Seuche beginnt hier schonungslos und unerbittlich zu wüthen. Wir treffen uns zuvor nochmals in den Katakomben, und ich werde Euch entbieten lassen. Bis dahin Ruhe und Gehorsam den Befehlen, die Euch meine Vertrauten übergeben werden. Für heute geht, begebt Euch einzeln nach Hause und entschlummert in Frieden, denn ich allein, ich wache!“

Die Lanzettenritter entfernten sich schweigend. Nur einer aus ihnen, derselbe, welcher zuerst gesprochen, blieb zurück und nahm die Larve ab.

„Ihr seid es, Prinz Dachem?“ rief der hinkende Unbekannte.

„Ihr kennt mich? Dann müßt Ihr der Agent Roger Acacia sein!“

„Ich bin es,“ erwiderte der Fremde und nahm Maske und falschen Bart ab, ging auch rüstigen Schrittes im Gemache auf und ab.

„Hast Du Dich deines Auftrages entledigt?“ fragte Roger.

„Noch nicht, aber morgen Abend werde ich mit dem Todtengräber des Stephansfreithofes mein Spiel beginnen.“

„Er steht draußen mit seinem Weibe. Ich wählte absichtlich diesen Weg, um hieher zu kommen, während die anderen Ritter durch den Keller des Nachbarhauses gingen. — Mein Silber sollte die Leute blenden und sie zu meinem Werkzeuge machen. Vollführe Du morgen das übrige. Es ist nun auch Zeit für uns, zu gehen.“

Der mit dem Namen „Prinz Dachem“ Angesprochene entfernte sich, der Agent nahm seinen falschen Bart vor und kehrte den ersten Weg zurück, wo er die Führer traf, die noch immer im Streite um die Theilung begriffen waren. Gebieterisch winkte er ihnen zu, ihr Amt aufzunehmen, und hinkte den Weg zurück, ohne mehr ein Wort zu sprechen.

3. Von den Leichensäemännern.

Am nächsten Tage abends hatte die Glocke eben die neunte Stunde geschlagen, als in das unheimliche Häuschen des Todtengräbers am St. Stephansfreithofe, der damals hinter der Kirche, gerade gegenüber dem heutigen Alumnatsgebäude lag, dessen Bewohner, Todtengräber Michael Unkner, trat. Mürrisch schüttelte er den Schnee von Hut und Mantel und setzte sich auf die Ofenbank neben seine alte häßliche Ehefrau Anna Maria, welche das widerliche Geschäft einer Leichenwäscherin im Siechenhause zu besorgen hatte.

Das Ehepaar Unkner — ominöser Name das — stand in keinem guten Rufe. Der Mann war seiner Zeit ein arbeitsamer Handwerker gewesen, aber von zahlreichen Unglücksfällen verfolgt, ergab er sich dem Trunke, wirthschaftete vollständig ab und war froh, durch Protection des Pfarrers die Todtengräberstelle erhalten zu haben. Aber auch hier blühte kein Segen, und Unfriede, Zwietracht, herrschte im kleinen Raume und kein Tag verging ohne Zank und Streit. Wie konnte heute eine Ausnahme gemacht werden?

„Nun, hast Du wieder in der Schenke heute und gestern verspielt, was die Großmuth des fremden Kirchenbesuchers uns gespendet?“ fragte nach einigem Schweigen die Alte.

„Albernes Geschöpf!“ entgegnete Michael. „Hat sich was zu verspielen mit den elenden paar Silbergroschen, die auf meinen Theil fielen. Was hast Du mit

dem deinigen gethan, doch was frag' ich, deine rothe Nase zeigt hinlänglich den wohlweisen Gebrauch, den Du von deinem Verdienste machst."

„Das heißt also, wir besitzen keines mehr einen Pfennig von dem Erworbenen. Macht endlich auch nichts. Das heutige Unwetter bringt uns wieder Arbeit."

„Meinst Du Närrin? Bei solchem Hundewetter wagt sich keiner der Spießbürger auf die Gasse. Und zuletzt, wie viele können denn sterben? Das macht den Kohl nicht fett. Aber eine große Krankheit, die hülfe uns auf die Beine. Leider regt sich nichts, wenn auch das Gemunkel geht, in Ungarn zeigen sich Spuren der Pest. Altes Weibergeplauder! Ist die Frag', ob sie sich nach Wien zieht und das wär' für uns die Hauptsache. Wenn uns da die Hölle nicht Hilfe schickt, müssen wir zugrunde gehen!"

Ein heftiges Pochen an der Thür schreckte die im Gespräche vertieften Leute auf. Die Frau stieß einen Schreckensschrei aus, der Mann erbleichte. — Sollte die Hölle wirklich seinen Wunsch erfüllen wollen?

Es war der Himmel, der dem Mann eine Warnung gab.

Die Thüre öffnete sich und über die Schwelle trat ein schöner Mann, athletisch gebaut, in einen schwarzen Mantel, unter dem ein breites Schwert hervorsah, Nochmals schrieen die Eheleute entsetzt auf.

„Was lärmt Ihr so?" rief der Eintretende. „Kennt Ihr mich denn nicht? Ich bin froh, bei Euch noch Licht und eine warme Stube zu finden."

„Ah, Du bist es, Gevatter Schultheiß!" rief der Todtengräber. „Sei mir willkommen!"

Es war der Henker Peter Schultheiß aus Oedenburg, ein alter Jugendfreund des Todtengräbers, der nun sein Richtschwert loshäkelte und an den Ofen lehnte.

„Entweder seid Ihr blind oder Ihr fürchtet Euch vor dem Teufel und anderen Gespenstern. Nun ich bin es mit Fleisch und Blut, friere, wie es bei dem gräßlichen Unwetter nicht anders sein kann und will mich bei Euch mit warmer Speise und gutem Trunke erlaben. — Wie? Ihr schweigt? Ja so, bei Euch ist wieder einmal Schmalhanns Küchenmeister. Nun das darf Euch keine Sorge machen. Da habt Ihr, Mutter, holt für uns Drei, was zu einem guten Mahle nothwendig ist."

Der Henker legte einige Silberstücke auf den Tisch, welche das Weib ergriff und in die nächste Schenke eilte, um den begehrten Imbiß zu holen. Bald kehrte sie mit voller Schüssel und einem Weinkruge zurück, worauf sich männiglich am Tische niederließ. Nachdem der erste Hunger gestillt war, begann ein Gespräch. Der Todtengräber fragte den Henker vorerst, was er in Wien mache, oder ob er hier jemanden an die Kehle greifen müsse.

„Niemanden," antwortete Schultheiß. „Es gibt für dermalen nichts derartiges in Wien zu thun. Aber das will ich, mein unehrliches Leben ehrlich machen, nicht mehr den Schelm vom Berge spielen, sondern ein geachteter Bürger werden."

„Ist denn das möglich?" rief verwundert die Leichenwäscherin.

„Ja freilich ist's möglich, und daß es so ist, wissen die wenigsten Leute. Kommt auch beinahe nie ein Fall derart vor, denn es gehört gar viel dazu. Ich will es Euch erklären. Nach Landessitte und Gesetz wird von einem Henker, der bereits 175 Hinrichtungen mit dem Schwerte vollzogen, der Fluch der Unehrlichkeit durch gnädigsten Entschluß des Kaisers weggenommen, wenn die Majestät ihn ehrlich spricht und ihm darüber einen eigenhändig unterschriebenen Brief und Siegel gibt. In diesem letzteren ist bei Todesstrafe jedermann verboten, dem nun ehrlich gewordenen Bürger sein früheres Handwerk vorzuwerfen. Seit zwanzig Jahren, wo ich das unleidliche Handwerk ausübe, habe ich bereits vor wenigen Tagen den 174sten Verbrecher mit dem Schwerte, das ich

hier bei mir habe, in's Jenseits befördert. Kommt noch eine Hinrichtung dazu, ist die gesetzliche Zahl voll und der Fluch von mir genommen. Ich bin daher nach Wien gekommen, dies einem hohen Gerichte zu melden und zu beweisen damit, wenn der letzte Klient expedirt ist, ich keine lange Mühe habe, mein Recht zu finden."

„Also so viele arme Sünder hast Du schon expedirt? Trauriges, schreckliches Brot das. Was müssen für Leute Dir anheimgefallen sein!"

„Je nun, aus allen Ständen, wie's eben kommt. Gar mancher feine Junker wand sich unter meinen Fäusten, vor wenigen Jahren die Grafen Zrinyi und Frangipani. Ich that was mir anbefohlen wurde und haute dreimal, worüber das Volk so wüthend wurde, weil es bei den unnöthigen Martern der Verurtheilten in Zorn gerieth, daß es über mich herfiel und ich nur mit Mühe gerettet werden konnte. Pro forma verurtheilte man mich zu sechsmonatlicher Schanzarbeit in Eisen und banisirte mich. Nun — die Geldentschädigung war eine anständige und meine Stelle erhielt ich auch wieder. Zumeist habe ich aber nur mit Diebs- oder Mordgesindel zu thun gehabt. Uebrigens war von allen doch der letzte der gräulichste Bösewicht."

„Wie so? Was hatte der gethan!"

„Er war ein Leichensäemann."

„So wie der Todtengräber von Neustadt im Jahre 1562?"

„Die Begebenheit verlief sich in beinahe gleicher Weise. Zum Todtengräber von Oedenburg, Zacharias Müller, kam der Todtengräber von Eisenstadt, Martin Rust, und bat, ihm bei den zahlreich sich häufenden Begräbnissen zu helfen. Der arme Oedenburger klagte seine Armuth und verführte ihn zu dem Unternehmen des Leichensäens. Bald darauf brach die Pest aus und viele Anzeichen ergaben, daß die beiden Todtengräber Schuld daran tragen mußten. Man verhaftete sie, reckte sie auf der Folter und sie gestanden."

Zur näheren Erklärung diene, daß das Mittel, durch welches sie ihr Geschäft in's Blühen brachten, aus Folgendem bestand: Sie nahmen Erde von einem Kirchhofe, streuten selbe auf alle Kirchstege, Gassen, mit einem Wort überall hin, wo viele Leute gingen und hantirten; ferner wurde ein Kind ausgegraben, das nicht über acht Wochen alt gewesen sein durfte und eben verstorben war. Dieses sotten sie in einem Topfe und begossen dann alle die Orte, welche sie mit Erde besäet hatten, mit diesem Wasser, füllten damit auch die Weihbrunnen in der Kirche, was als Hauptsache dabei galt.

Nach einigen Tagen äußerte sich die Wirkung. Starb vorher gar niemand, so nahmen jetzt mit einem Male die Todesfälle in so gräßlicher Zahl überhand, daß selbst die entmenschten Urheber sich entsetzten. So arg hatten sie es denn doch nicht gewollt. Man glaubte in dem auf so sonderbare Art würgenden Siechthum die Pest zu erkennen, wenngleich die Symptome Verschiedenheit zeigten. Urplötzlich wurden Personen davon ergriffen; die Lymph-(Blutwasser)-Gefäße (Drüsen) schwollen ungeheuer an, wurden hart und schmerzhaft, halb brandig und dies machte dem Leben des Betroffenen in ein paar Tagen ein Ende.

Die Aufklärung über den „Zauberspuk," welche damals natürlich niemand finden konnte, ist heutzutage eine sehr einfache. Im Leichnam des Menschen und der Thiere treten sofort nach erfolgtem Tode chemische Processe ein, welche zunächst die Säfte und Weichtheile betreffen und sich allgemein als Verwesung charakterisiren. Es werden dabei eigenthümliche Substanzen gebildet, die, wenn sie zufällig in die Säftemasse eines lebenden Menschen übertragen werden, die schwersten Störungen der Gesundheit, bei Vernachlässigung unvermeidlich den Tod herbeiführen. Diese höchst gefährlichen Stoffe, welche schon in der geringsten Menge so auffallende Erscheinungen hervorrufen, nennt die moderne Forschung das — Leichengift, und

demselben sind schon hochgeehrte Aerzte, die sich während der Secirung mit dem Messer leicht verletzten und der Wunde nicht achteten, zum Opfer gefallen.

Und so ist es denn ungemein einfach, wenn alle jene, die mit dem von den sogenannten „Leichen-Säemännern" (wie man sie ihrer greulichen Methode wegen nannte) an allen Ecken und Enden verbreiteten Leichengifte in Berührung kamen, besonders dasselbe in das Gesicht und an irgend wunde, aufgeritzte Stellen der Haut brachten, sofort von dem Gifte angesteckt wurden und wegen Mangel an verständnißvoller ärztlicher oder chirurgischer Hilfe zugrunde gingen. Und so trugen derlei Ungeheuer, welche mit vollem Bewußtsein der Tragweite ihrer Handlungsweise „den Tod aussäeten," ihren Namen mit vollem Recht.

Doch nun wieder zurück zu dem Gespräche der beiden Gevatter.

„Ja und glaubt Ihr denn wirklich, daß es möglich sei, durch solchen Spuk eine große Sterblichkeit hervorzubringen?" fragte der Todtengräber nachdenklich.

„Es ist gar schwer, eine Meinung zu äußern," erwiderte der Scharfrichter. „Seit Rupert Schlemmer und seinem Weibe Apollonia, die in der Neustadt im Jahre 1562 wegen gleichen Verbrechens hingerichtet wurden, ist dies in unseren Landen erst der zweite Fall. Damals wie jetzt wendete sich der Bürgermeister der Stadt an Seine Majestät den Kaiser. Und in beiden Fällen antworteten die erlauchten Landesfürsten, daß sie der Ursache der großen Sterblichkeit durch das sogenannte Leichensäen keinen Glauben schenkten; aber sie unterschrieben dennoch das Todesurtheil der Verbrecher, da die That mit der sündhaften Absicht geschah, und es wohl noth gethan hat, für andere Beutelustige ein Exempel zu statuiren. Uebrigens hätte es mir schon diesmal gelingen können, mich frei und ehrlich zu köpfen, aber der Todtengräber von Eisenstadt entging mir dadurch, daß er sich in seinem Kerker erhängte. Es fand sich in dem Nachlasse dieses Menschen eine große Summe in Goldstücken vor, die er sich unmöglich mit der Grabschaufel, und hätte diese noch zehnmal mehr zu thun gehabt, erworben haben konnte. Durch seinen freiwilligen Tod entging er den Quästuren, aber man spricht davon, er sei durch Kundschafter eines auswärtigen Herrschers mit diesem Golde zu den Sündengängen gedungen worden. — Er wollte freilich nichts davon wissen und nahm die Sache auf sich allein, aber wer weiß, welche schrecklichen Eide man ihm abgenommen hat. Möglich ist es auch, daß er den Urheber gar nicht kannte. Wird sich ein solcher schwerlich in seiner wahren Gestalt sehen lassen. Das Gold ist ein mächtiges Blendwerk. Doch es ist zu spät, Kinder, weist mir ein Nachtquartier an, und morgen muß ich früh auf den Beinen sein."

Der Todtengräber führte den Henker eine Wendeltreppe hinauf in das obere Gemach. Als er zurückkehrte, traf er sein Weib in tiefem Sinnen auf der Ofenbank sitzen.

„Gold, viel Gold hatte er!" murmelte sie mit bebenden Lippen.

„Gold, viel Gold! Oh, wer es sein Eigen nennen könnte!" rief laut der Todtengräber.

Während der vorbeschriebenen Scene stand vor einem Fensterlein, durch welches man die Wohnstube des Todtengräbers bequem übersehen konnte, ein Mann, im warmen Pelz eingehüllt und hatte nicht nur jede Bewegung erlauscht, sondern auch jedes Wort, das gesprochen wurde, vernommen. Ob ein edler Charakter oder ein Schurke, jedenfalls schauderte ihm mehr vor dem Anblick der beiden Eheleute, als vor der Kälte.

Man konnte sich aber auch nichts abschreckenderes denken, als das Ehepaar Unkner. Der Kopf des Mannes war vollkommen kahl und von einer gelben Haut bedeckt, die wie polirtes Elfenbein aussah. Der Hals war lang und mager, das Gesicht von thierischer Häßlichkeit, in dessen Mitte befand sich noch überdies eine zerdrückte Nase. Die Augen lagen tief in den Höhlen und glühten von

katzenartigem Glanze. Was seinen Körperbau anbelangt, glich er den Gerippen, die ihn täglich umgaben, so dürr waren seine Glieder. Das Weib hingegen war von starkem Knochenbau, blond, bleich und fleckig von Gesichtsfarbe, die Nasenlöcher weit aufgerissen, der Mund groß, mit stark aufgeworfenen Lippen; deren Blick zeigte sich als ein Gemisch von Wildheit und List. Beide waren in allem und jedem einander würdig.

Der Unbekannte überwand sein Grauen und lauschte aufmerksam durch das Fenster.

„Wie fandest Du die Erzählung des Henkers in Betreff des Leichensäcmanns?" fragte das Weib.

„Je nun," antwortete der Todtengräber, „der Kerl muß hübsch unvorsichtig gewesen sein, da er sich auf dem Zaubergange belauschen ließ. Käme uns ein solcher Goldvogel, der würde besser zufrieden sein."

„Woher soll einer kommen? Wir armen Teufel haben kein solches Glück!"

„Wer weiß. Es ist kaum zu glauben, daß die Affaire mit den ungarischen Todtengräbern zu Ende ist. Die Leute müssen sich doch jetzt andere Helfershelfer suchen."

„Und wenn sie sich an uns wenden, sollen wir ihnen zu Diensten stehen?"

„Das müßte doch wohl überlegt werden. Wer weiß, ob es nicht besseren Lohn tragen würde, so ein Kerlchen festzuhalten, die kaiserliche Regierung würde gut bezahlen."

„Der Galgenvogel aber noch besser, und darum wollen wir erst sehen, das heißt: wenn ein solcher Antragsteller kommt, was ich gerade nicht bezweifle."

Ein leises Pochen ließ sich nun vernehmen. Auf den Ruf „Herein" öffnete sich die Thüre, und es übertrat die Schwelle eine seltsame Gestalt, welche sich sogleich ihrer Pelzumhüllung entledigte.

In einen kostbaren Kaftan gehüllt, einen breiten Ordensstern an der Brust, im Gürtel einen von Edelsteinen funkelnden Dolch tragend, zeigte sich ein Mann anscheinend im besten Alter stehend. Das Gesicht umrahmte ein starker schwarzer Vollbart; die haarlose Stirne bedeckte ein mit dem werthvollsten Geschmeide verzierter Turban, an dessen einer Seite unter einer funkelnden Agraffe eine Reiherfeder schwankte. In den Ohren bimmelte ein Gehänge von werthvollsten Perlen.

Ueberrascht blickten ihn die Eheleute an. Der Fremde setzte sich in den breiten Lehnstuhl neben dem Ofen.

„Gott zum Gruß, Ihr lieben Leute!"

„Was verschafft uns die hohe Ehre, einen so glänzenden Gast bei uns zu sehen?"

„Ihr seid doch Michael Unkner, der Todtengräber des Stephansfreithofes?"

„Ganz richtig, der bin ich, gestrenger Herr. Kann ich Euer Edlen mit etwas dienen?"

„So eigentlich wohl nicht und dennoch. Es handelt sich darum, mir Auskunft zu geben, was an dem Gerüchte wahres sei, daß die Pest im Anzuge ist. Ich bin der Prinz von Dachem [1] und treibe die Arzneikunst aus Liebhaberei, blos zum Wohle meiner Mitmenschen. Es gelüstet mich schon seit langem, die Pest in ihrem wüthenden Treiben zu beobachten und zu bekämpfen. Mich treibt dazu jedoch nicht die Lust, Gold zu verdienen, im Gegentheile ließe ich es mir

[1] Die Abbildung, welche wir (Seite 880) den Lesern von dieser berüchtigten Persönlichkeit liefern, ist nach einem gleichzeitigen Kupferstiche, der sich zuerst im Besitze des Verfassers dieses Buches befand, dann in die Porträtsammlung des geistvollen Dichters und Musikers, Hoffecretär Dr. Rudolf Hirsch, überging. Joh. Lindemann zeichnete diesen Mann nach dem Leben, C. Winkler stach das Porträt in Kupfer. Das Blättchen ist höchst selten.

eine schöne Anzahl Goldfüchse kosten, wenn ich einige Monate in Pestleichen herumwühlen könnte. Also was wißt Ihr von dem Ungethüme?"

„Gestrenger Herr, sehr wenig ist's, was ich melden kann. Sie soll sich bereits in Ungarn zu zeigen anfangen, und man munkelt von Zauberspuk, der sie hervorgebracht haben soll."

Der Unbekannte verzog spöttisch den Mund.

„Lächelt nicht hoher Herr. Es gibt sicherlich Anzeichen der Pest, die sich durch Erscheinungen der gebietenden „Pestjungfrau" anmelden. Vorerst sieht man ein blaues Flämmchen durch die Luft fliegen, das plötzlich unzählbare Fünkchen wirft, die in die Häuser fallen und dort die Pest einimpfen; die Flamme selbst aber wird deshalb nicht kleiner. Es traf vor vielen Jahren hier in Wien ein frommer Bischof auf ein solches Flämmchen, das er betend beschwor, worauf es stille stand und ohne sich zu zertheilen in die Erde sank. Noch jetzt zeigt man an dem Hause am alten Fleischmarkt, Ecke der Bürgermusterung (heute Nr. 9, alt 704), an der Stelle, wo es Halt machte, einen Strich, der zum Andenken gezogen und daneben ein Marienbild gesetzt worden ist."

„Ach, wer weiß, was das gewesen ist?"

„Ich habe auch in einem Buche, gedruckt im Jahre 1593, gelesen, daß es ein sicheres Zeichen großer Sterblichkeit sei, wenn kleine Kinder zusammenspielen und eines von ihnen todt sein lassen und sein Begräbniß mit trauriger Miene feiern."

„Vor ein paar Tagen," nahm die Leichenwäscherin das Wort, „sah ich ein solches Kinderspiel bei einer meiner Nebenwäscherinnen."

„Mag sein, mag sein!" rief der Fremde. „Ob aber die Wirkung erfolgt? Davon glaube ich kein Wort."

„Seht, seht, gestrenger Herr! Wie gräßlich!" rief plötzlich der Todtengräber, nach dem Fenster weisend.

Da bewegte sich über dem Kirchhofe eine blaue Flamme und funkelte wie ein Irrwisch herum, bis sie unter den Gräbern verschwand.

„Die Pest ist da!" schrie Frau Anna Maria entsetzt.

„Macht kein Aufsehen!" entgegnete der Fremde. „Es ist mein Diener, der mir durch seine Pechfackel das Zeichen gibt, nach Hause zu gehen. Da ich Euch längere Zeit um Eure Nachtruhe gebracht habe, so ist es nur billig, wenn ich Euch entschädige. Da sind zehn Ducaten, vielleicht könnt Ihr mir das nächste Mal mehr erzählen, und es kommt mir, wie gesagt, nicht auf einige hundert lumpiger Goldfüchse an. Also, Gott befohlen!"

Der Prinz nahm seinen Pelzmantel um und entfernte sich rasch. Das Ehepaar blieb zurück und betrachtete noch immer starr die funkelnden Goldmünzen, die auf dem Tische lagen. Endlich löste sich die Ueberraschung in jubelnden Ausrufen.

„Das ist der Goldvogel der ungarischen Todtengräber!" rief die Leichenwäscherin aus.

„I bewahre!" antwortete schlau der Gatte. „Es ist ein Prinz, ein Dilettant der Arzneiwissenschaft, der die Pest bequem hier studiren will und dem dazu Gelegenheit geboten werden kann; vorausgesetzt, er bezahlt fürstlich. Und was wir uns dann noch verdienen können, in den Häusern, Du mit Deinem Geschäfte als Leichenwäscherin, ich als Todtengräber!"

„Nicht das allein," erwiderte die Frau, „das wäre das wenigste! Ich habe weitergreifende Ideen. Wir müssen reich werden, unmenschlich reich, und wie wir das anstellen wollen, wird sich später praktisch durchführen lassen."

Das entmenschte Ehepaar suchte nun die Ruhestätte und träumte von baldigem unermeßlichem Reichthume. Das fluchwürdige Korn, das die Agenten ausgesäet, begann bereits zu wuchern.

Es ist begreiflich, daß das Ehepaar Unkner, von der Zeit des Besuches des sogenannten Prinzen Dachem an keine Ruhe und Rast mehr hatte. Beständig von Erlangung unermeßlichen Reichthums träumend, vernachlässigten sie noch mehr ihren Erwerb und geriethen in das tiefste Elend, denn die gespendeten Ducaten waren bald verschwunden. Dachem ließ sie warten, während welcher Zeit er sie genau überwachte, denn es war die Zeit noch nicht gekommen, um zu handeln. Unkner, dem es schon etwas zu lange dauerte, entschloß sich — nach dem herrschenden Aberglauben seiner Zeit — das Schicksal zu befragen, und da schien ihm die „Wahrsagerin von Sanct Ruprecht" der geeignetste Dolmetsch.

In der Leopoldstadt, Floßgasse (früher kleine Schiffgasse) steht noch jetzt ein sonderbar gebautes Haus (heute Nr. 7, alt 68), einen Triangel bildend, dessen Bau der Sage nach in die Zeit zurückweicht, wo Doctor Johann Faust, der weltberühmte Schwarzkünstler, Wien mit seinem Besuche beehrte (1538).[1] Er soll sich dasselbe noch vor seiner Ankunft durch seinen Famulus erbauen lassen und eine Weile darin gewohnt haben, weshalb es noch lange nachher im Volksmunde das „Doctor-Faust-Haus" genannt wurde. Zu der Zeit, von der wir sprechen, war es unbewohnt, und die Wahrsagerin konnte darin ihr Wesen treiben. Hier legte sie ihre Stadtbezeichnung ab und wurde von männiglich „Frau Sybille" genannt. Es versteht sich von selbst, daß die ganze Umgebung eine heilige Scheu vor ihr hatte.



Der Prinz von Dachem. (S. 878 und 883.)

Uebrigens ließ sich die weise Sybille seit kurzem nur selten mehr am Eingange der Ruprechtskirche sehen. Einige meinten, sie sei bereits zu alt und kränklich, um den Weg aus der Leopoldstadt dahin zu machen; andere behaupteten, sie habe den Pakt mit dem Teufel abgeschlossen und durch Hilfe dieses Bündners ihre Vermögensumstände so verbessert, daß sie nur mehr zum Scheine die Rolle eines Bettelweibes spiele. Die Sache war ganz einfach. Die französischen Agenten, welche den Aberglauben der Bewohner Wiens zu ihren Zwecken mißbrauchten, hatten die Alte in ihren Sold genommen.

Die Behausung des Weibes nahm sich daher in neuester Zeit weit stattlicher und nebstbei viel spukhafter aus als vordem. Sonst trieb sie ebenerdig in einer unheimlichen Stube ihr Unwesen, jetzt befand sie sich im oberen Stockwerke. Man gelangte durch eine Vorstube und Küche in ein zweites geräumiges, stets in Dämmerschein gehülltes Gemach, welches mehrere Nischen und Versenkungen hatte,

[1] Ueber Faust's Aufenthalt in Wien siehe M. Bermann's „Alt- und Neu-Wien, Geschichte der Kaiserstadt." Seite 691. (A. Hartleben's Verlag.)

von denen natürlich die gläubigen Besucher keine Kenntniß besaßen. An der Decke hingen sonderbar gestaltete Vögel, an den Wänden ringelten sich ausgestopfte Schlangen, in offenen Schränken standen Vasen und Violen, mit unheimlichen Säften gefüllt, und das Mauerwerk war mit schwarzen, mit weißen Todtenköpfen verzierten Vorhängen bedeckt. In der Mitte stand ein kleiner Druidenaltar.

In dieses Gemach trat eines Tages der Todtengräber mit seinem Weibe und verlangte Erklärung. Es habe nämlich seinem Weibe geträumt, sie hätte ein Werkzeug gefunden, mit dem sie alles, was sie damit berühre, in Gold verwandeln könne. Er fragte ob dieser Traum in Erfüllung ginge.

Die Wahrsagerin blickte verstohlen nach dem hinter dem Ehepaar befind-



Fürst Ferdinand Schwarzenberg. (Seite 891.)

lichen Vorhange, welcher sich theilte und eine Person blicken ließ, die durch Zeichen andeutete, was die Sybille zu sagen habe.

Die Sybille erwiderte nun, sie wolle die Sterne befragen, trat an den Altar, zog daselbst unbemerkt an einer verborgenen Schnur, und in dem Augenblick schlossen sich die Balken an den beiden Stubenfenstern, so daß in dem unheimlichen Raume tiefe Finsterniß herrschte. Ferner warf sie Bilsenkraut auf die Räucherpfanne, was das Gemach mit dichten übelriechenden Dünsten erfüllte.

Der Todtengräber schöpfte schwer Athem, der Leichenwäscherin standen die Haare zu Berge.

Als sich die Dämpfe vertheilt hatten, erleuchtete ein fahles Licht die Zimmerdecke, man sah — statt dem Geflügel, welches früher daran hing — nur ein Abbild des gestirnten Himmels, das heißt: künstliche Sterne auf blauem Grunde.

Nachdem die Sybille anscheinend tief sinnend in den Azur geblickt hatte, sagte sie geisterhaften Tones: „Es steht nur bei Euch, Meister Unkner, den Traum Eures Weibes in Wirklichkeit zu setzen. Ein Werkzeug zur Entdeckung von Gold werdet Ihr wohl nicht finden, aber Meister Unkner kann, wenn er will, die „wunderthätige Erde," wie wir sie in der Magie zu nennen pflegen, entdecken, ausgraben und wohlweislich benützen, denn mit Hilfe dieser Erde kann der Finder alles, was er berührt, in Gold verwandeln."

Der Todtengräber fragte nun schaudernd, wie dies zu verstehen sei.

„Nicht buchstäblich. Ich lese einfach in den Sternen, daß der Besitzer der wunderthätigen Erde reich und angesehen werden muß."

„Und wo kann ich diese verhexte Erde finden?" fragte Unkner mit zitternder Stimme.

„Der Sirius geht auf," rief die Sybille in zauberischer Verzückung, „und sein rother Strahl funkelt grell durch die Mitternacht. Menschenkinder, folgt seinem Schimmer, er leitet Euch zu einem Grabstein, und dort liegt die wunderthätige Erde, von der nur eine Schaufel voll genügt, um Euer Glück zu begründen. In der nächsten Neujahrsnacht begib Dich auf den Sanct Stephansfreithof, wo Du finden wirst, was Du suchst. Es wird ein großes Sterben sein, was Du säen wirst, aber die Saat verwandelt sich für Dich in blankes Gold."

„Ich dachte mir's," stöhnte der Todtengräber. „Es ruft mich mein Schicksal! Wer wird da thöricht dem Befehle widerstreben!"

Da rollte dumpfer Donner durch das Gemach, das künstliche Firmament[1] verschwand, im Raume herrschte die alte Finsterniß, und als die Wahrsagerin abermals an der verborgenen Schnur zog, flogen die Fensterbalken auf, das volle Tageslicht auf die Gesichter der Anwesenden werfend. Das Ehepaar sah erdfahl aus.

„Da Ihr nun wißt, was Ihr erkunden wolltet, so geht in Frieden nach Hause!" sagte die Sybille.

Unkner und sein Weib verließen wankend die Stube. Sybille geleitete sie bis an die Thüre, die sie dann abschloß. Mit triumphirendem Lächeln kehrte sie darauf in die Stube zurück. Als sie in das Zaubergemach kam, rauschte der Vorhang der Nische, und ein Mann trat hervor. Es war Prinz Dachem — mit ihm war ja die ganze Sache abgekartet gewesen.

4. Die Bündner in voller Thätigkeit.

Wir befinden uns abermals in den Katakomben der Stephanskirche und zwar in dem Saale, welcher den „Lanzettenrittern" als Versammlungsort dient. Diese sauberen Bündner waren vollständig versammelt, denn es hatte sie der Großmeister, seiner bereits damals gemachten Andeutung zufolge, neuerdings entbieten lassen.

Es handelte sich diesmal um die Aufnahme eines neuen Mitgliedes in den Bund und man erwartete die zu dieser Feierlichkeit festgesetzte Stunde.

Die Ritter ergingen sich gruppenweise plaudernd in dem schauerlichen Saale und es dürfte an der Zeit sein, die Leute zu kennzeichnen, welche da beisammen waren.

Ueber Roger Acacia, deren Oberhaupt, haben wir bereits eingehend gesprochen.

[1] Dieses künstliche Himmelsgewölbe war von zauberischer Wirkung. Der Verfasser vorliegenden Buches sah es in seiner Kindheit bei dem damaligen Besitzer des berühmten Panorama im Prater, Herrn Barton, und erinnert sich heute noch lebhaft an den wundervollen Eindruck, den es auf jedermann machte. Wo mag dieses schöne Kunstwerk seitdem hingekommen sein?

Sein Schildträger, der sogenannte Prinz Dachem, hieß eigentlich Melech August Ultazob, nannte sich einen amerikanischen Prinzen und nahm von seinem Geburtsorte Achen in der Provinz Canada den Namen Prinz von Achem an. Er war ein sehr geschickter Arzt, befand sich im Jahre 1718 in Breslau und 1743 zu Danzig in Polen, woselbst er, noch im kräftigsten Mannesalter stehend, vorgab, 150 Jahre alt zu sein. (Bild Seite 880.)

Dies ist so räthselhaft, daß sich uns die Meinung aufdrängt, es müßten zwei verschiedene Männer gewesen sein, die in verschiedenen Jahrhunderten lebten und ein und denselben Gedanken hatten. Gab es doch in allen Jahrhunderten ewige Juden, Saint Germains u. s. w.

Ein weiteres Mitglied war Franz Felix Marchese Orsini. Sohn desselben Fürsten von Amatride, der seine Gemahlin vergiftet hatte und vom Papst Innocenz X. zu ewigem Gefängnisse verurtheilt wurde, in welchem er sechsunddreißig Jahre zubrachte, 1681 nach Rinti verbannt wurde und daselbst in hohem Alter starb. Sein Sohn Franz Felix hatte sich in Rom an einem Sbirren vergriffen und mußte entfliehen.

Er kam nach Wien, verprasste da theilweise sein Vermögen und schloß sich an Acacia an. Als er nach ein paar Jahren zu Wien starb, mochte ihn Reue über seine Schandthaten ergriffen haben, denn er vermachte der Kirche den Rest seines beträchtlichen Vermögens.

Einer der merkwürdigsten Persönlichkeiten war der Neapolitaner Cesare Bandoli, genannt der „große Bandit."

Der Mann hatte etwa achtzig Personen mit eigener Hand meuchlings ermordet und rühmte sich, er habe sich dabei nur der „Ehrenwaffen" d. h. des Pistols, Stilets u. s. w., aber nie des Giftes bedient, weil Giftmischerei, als leichte Arbeit, tief unter der Würde des Banditen stehe; er habe sich stets „redlich nur von seiner Profession (dem bezahlten Meuchelmorde)" genährt. Von seiner „Banditenehre" mag ein Beispiel Zeugniß geben. Zwei vornehme Neapolitaner veruneinigten sich. Einer wollte den andern meuchlings ermorden lassen und jeder wendete sich an Bandoli, der auch für fünfzig Pistolen, jedem seine Dienste zusagte und — so streng war er in Erfüllung seines Banditenwortes, — daß er dem, der ihn zuletzt gedungen hatte, zuerst beförderte. Als er sich in gleicher Absicht auch bei dem Andern einfand, meinte dieser, Bandoli käme blos, sein verdientes Lob zu ernten, denn das Geld war natürlich pränumerando bezahlt worden.

Bandoli hörte alle Lobeserhebungen wohlgefällig mit an, nahm endlich aber selbst das Wort und sagte: „Er habe nichts als seine Schuldigkeit als „Mann von Ehre" gethan; er breche nie sein Wort und müsse also gestehen, daß der Edelmann, den er gemordet ihm gleichfalls fünfzig Pistolen gezahlt habe, auch ihn zu ermorden. Vergebens stellte ihm der Cavalier vor, daß er von dem Todten nicht mehr zur Rede gestellt werden könne, vergebens, daß ihm dieser eine ungeheuere Summe als Lösegeld bot — die einzige Antwort des Banditen war, daß ihm sein einem Manne von Rang gegebenes Wort zu heilig sei, als daß er es brechen sollte und damit sank der Nobile vom Banditen-Stilet durchbohrt zu Boden. (Bandoli lebte noch anfangs des 18. Jahrhunderts in Neapel.)

Ein anderes höchst interessantes Mitglied des Bundes war der Venetianer Bandit Paolo Rollo. Er war vor einem Jahre in Venedig Verlobter eines reizenden Mädchens gewesen, das sich aber in den berühmten Sänger Alessandro Stradella verliebte und demselben heimlich nach Rom folgte. Der Vormund des Mädchens reizte den Verlassenen an, diesen Raub durch Stradella's Tod zu rächen. Der Bräutigam schwört ihm dies zu, geht nach Rom, eilt in die Kirche, in welcher, wie er erfahren hatte, soeben Stradella sein Oratorium „San Giovanni Battista" aufführt und ist fest entschlossen, an heiliger Stätte selbst den

scharfgeschliffenen Dolch in des unglücklichen Nebenbuhlers Blut zu färben. Doch kaum hat er die Kirche betreten, die Musik, ja Stradella selbst singen und spielen gehört, so wandelt sich sein Rachedurst in die zarteste Rührung, er schrieb dem Vormund, daß Stradella noch vor seiner Ankunft Rom verlassen habe und gab dem Künstler selbst Mittel an die Hand, den weiteren Verfolgungen des erbitterten Vormunds zu entgehen. Leider sollte dies nichts nützen, denn als Stradella in Genua seine Oper: „La forza dell'amor paterno" (Die Gewalt der väterlichen Liebe) zur Aufführung brachte, wurde er bei der Heimkehr nach seiner Wohnung von neugedungenen Mördern überfallen und getödtet.

Paolo Rollo war übrigens ein Bandit, dessen Höflichkeit sprichwörtlich geworden. Schon die Affaire mit Stradella hat gezeigt, daß er ein gefühlvolles Herz besaß. Es passirte ihm einmal, daß er in Ueberströmung seiner Gefühle den Unrechten niederstieß. In solchen Fällen entschuldigte er sich mit den Worten: „La Signoria vostra mi perdonera, questo è un fallo." (Euer Hochwohlgeboren werden verzeihen, es war ein Irrthum.) Wenn er jemanden den Dolch in die Rippen stieß, verfehlte er nie zu sagen: „Con la licenca della Signoria vostra!" (Mit Euer Hochwohlgeboren Erlaubniß.)

Ein anderes Bundesmitglied war Gasparo Remotto, den später das Unglück traf, als „Mörder und Haupt aller Räuber" am 25. August 1729 in Mailand gehenkt zu werden. Ebenso Angelo Secchiavola, genannt Bigheràjo (Spitzenmacher, Possenreisser), der am 11. Juli 1729 in Ancona wegen zweier begangener Mordthaten gehenkt wurde und bis zum letzten Augenblicke die greulichsten Gotteslästerungen ausstieß.

Noch eine Figur aus dieser Gesellschaft muß gekennzeichnet werden, es ist dies Jacques La Hulotte (zu deutsch Leicheneule), ein sogenannter „portingalischer Kapitän," eine Menschengattung, die schon lange, lange ausgestorben ist, damals aber noch über den ganzen Erdball verbreitet war. (Bild Seite 888.)

Portugal oder, wie es damals hieß, Portingal, war das Land, von dem die Abenteuer und Entdeckungen ausgingen über die Erde, ja und über Wasser dazu. Die abenteuernden Seeleute, dieses damals so blühenden Königreiches beuteten jeden Winkel der bekannten Welt aus und brachten die Früchte und Schätze der heißen Zone in die kalten Regionen des Nordens, ebenso aber auch deren Laster und Schurkentriebe. Portugal war, wir wiederholen es, damals die Wiege der abenteuernden Kaufleute, das heißt von Männern, welche ihren Unterhalt gewannen durch kaufen und verkaufen, holen und tragen, lügen und betrügen, stehlen im großen und kleinen, viel schwören, Verkauf von Seelen, und wenn es nothwendig war, durch das Begehen eines kleinen Mordes. Ach, die Gewissen waren damals von schrecklichster Weite!

So ein Kauffahrer nun hieß „Kapitän" und man kann sich denken, daß ein solcher „portingalischer Capitän" in jedem Himmelsstriche des Erdenkreises — Amerika allein ausgenommen — bekannt und geschätzt war. Da diese Leute meistens junge, kühne, abgehärtete, prahlerische Bursche waren, die nebenbei auf gewinnendste Weise kleine Geschenke von Orangen, Citronen, Muskatnüssen, Zimmt u. dgl. den guten Hausfrauen machten, wo sie gut empfangen wurden, so wie den männlichen Hausgenossen jeder Art unbedenkliche Dienste leisteten, so läßt sich leicht vorstellen, daß nur wenige sie von ihren Häusern ausschlossen und sie das nannten, was sie waren, nämlich diebische Vagabunden, während eine große Anzahl sie aufnahm und sie für „charmante seelengute Leute" erklärte.

Unabhängig auf dem Meere, hielt ihr Vaterland sie nicht unter sehr strengen Gesetzen, und wenn sie die Gesetze eines anderen Landes übertraten, gingen sie — im Falle sie sich in einer Seestadt befanden — auf ihr Schiff, welches gewöhnlich nicht weit lag und stachen wieder in die See, in den Landstädten aber hatten

sie ihre Schlupfwinkel oder Diebsschänken, wurden jedoch auch wohl im Hotel ihrer Gesandtschaft verborgen und unter passender Verkleidung hinausgeschmuggelt. Endlich, da sie ein Gemenge von Sprachen redeten, sich allen Sitten anschmiegten, alle Nationen prellten und bestachen und sich keinen Deut um ein Land mehr als um das andere kümmerten, stellten sie den Inbegriff eines wahren Weltbürgers dar.

Für gewöhnlich erschien Kapitän La Hulotte auf der Gasse als ein Mann von grimmigem Aeußern, voll Narben und seines linken Auges beraubt, dessen angebliche Höhle mit einem ungeheuren schwarzen Pflaster bedeckt war. Das Gesicht hatte eine Färbung, welche seine Liebe zur Flasche darthat und die ungewöhnlich große Nase war von schönstem Karfunkel. Seine Statur zeigte sich von mittlerer Größe, kräftigem Gliederbau und von ansehnlicher Beleibtheit, welche jedoch seine Beweglichkeit nicht hinderte. Angezogen war er mit einem Wamms und Mantel von dunklem Tuche, sehr beschmutzt und verschossen, auch mit sehr abgewetzten Goldborten besetzt, er trug Stulpenstiefel mit ungeheuren trichterförmigen Schäften, Sporen mit gewaltigen Rädern und einen Raufdegen von martialischester Länge. Das Haar quoll wirr, schwarz und lang unter dem Hute hervor und dieser letzte war mit grimmigstem Anstande schief auf das eine Ohr gesetzt. Ein langer schwarzer Vollbart setzte dem ganzen Visage die Krone auf. So gab sich der Kapitän — ein Titel, den damals jeder solche Strolch sich beilegte — auf der Gasse. Zu den Schurkenstreichen aber, die ausgeführt werden sollten, wählte er die passenden Verkleidungen, und in dieser Beziehung gab er dem nachmaligen großen Mimen Garrick wenig oder gar nichts nach. Es war unmöglich, Kleidung Stimme und Geberde besser anzupassen, als es La Hulotte zu thun vermochte. In Ungarn, wo er sich eine Zeit lang aufgehalten hatte, nahm er so vollkommen Tracht und Maske eines Zigeuners an, daß Niemand die Person des „portingalischen Kapitäns" in ihm gesucht hätte. (Bild Seite 889.) In Wirklichkeit aber war es ein serapharitges, höchstens im zwanzigsten Lebensjahre stehendes Bürschchen mit einem höchst reizenden blonden Lockenkopfe.

Alle Vorerwähnten waren so ziemlich die Hauptstützen des Agenten. Die Uebrigen trugen gänzlich unbekannte Namen und es ist nicht gelungen, ausführlichere Daten über ihre Lebensgeschichte aufzufinden.

Als die „Lanzettenritter" vollständig versammelt waren, setzten sie sich auf die Stühle.

„Die Versammlung ist vollzählig," sprach dumpfen Tones der Großmeister, „die Aufnahme des neugeworbenen Lanzettenritters kann beginnen."

„Führt den Neophiten (Neuling) herbei!" rief ein Gast der Tafelrunde. Es war Prinz Dachem.

Ein Seitenpförtlein knarrte. Es war so kunstreich in einer Ecke angebracht, daß man es erst gewahrte, als es sich schnarrend in seiner Angel drehte.

Ein bleicher Mann erschien auf der Schwelle — es war der Todtengräber. Die Haare standen ihm buchstäblich zu Berge, er zitterte sichtbar an allen Gliedern. Leichenblässe bedeckte sein sonst so gelbes Antlitz.

Der Großmeister erhob sich.

„Neophite," sprach er, „man wird Dir mehrere Fragen vorlegen, die Du mit bestem Recht und Gewissen zu beantworten hast. Hörst Du darauf?"

Mit schwacher Stimme lispelte Unkner ein „Ja!"

„Frage ihn, Bruder Tod."

Der also aufgeforderte Bündner erhob sich und legte dem Todtengräber mehrere Fragen vor, die dieser in nachfolgender Weise beantwortete.

„Wie kommt Ihr hierher unter uns?"

„Ein fremder Arzt, den ich unter den Namen Prinz Dachem kennen lernte, wies mich an Euch."

„Zu welchem Zwecke?"

„Ich will Gold, viel Gold verdienen und Euch dafür helfen das große Sterben in Wien zu veranlassen."

„Weißt Du, wie dieß von Deiner Seite aus zu geschehen hat?"

„Ja. Ich muß ein Leichensäemann werden."

„Willst Du dieß ernstlich werden?"

„Ich bin bereit jeden Schwur darauf abzulegen!"

„So vernimm den Schwur und spreche ihn nach. Strecke vorerst die rechte Hand hinab zur Erde."

„Es ist geschehen!" stammelte der Todtengräber.

„So entblößt die Dolche!" befahl der Großmeister.

Ein Dutzend Dolche funkelten im fahlen Lichte des Todtenkandelabers.

„So spreche denn: Der Friedhof sei fortan meine Heimat, der Tod mein Herr und König, die Pest meine Geliebte. Ich will das große Sterben säen, hier wie überall, wohin mich die Lanzettenritter beordern, und ginge der Weg über die Leiche meiner Eltern, meines Weibes, meiner Kinder! Mein Athem stocke, mein Blut gerinne zu Eis, das Fleisch verdorre an meinen Beinen, meine Seele sei verdammt durch alle Ewigkeit, wenn ich wanke im Gehorsam, wenn ich erlahme oder Verrath übe im Dienste der Gruft! Von dieser Stunde an trete ich alle Bande, welche die Menschheit verknüpft, mit Füßen, denn ihre Feinde sind meine Freunde, die Geister der Tiefe, wurden meine Bündner, ihr Herr und Meister ward mein Abgott. In diesem Glauben will ich sterben, ein Säemann des Todes, ein Schnitter lebendiger Garben, ein Winzer blutiger Thränen!"

Unkner sank bei den letzten, von ihm nachgesprochenen Worten zusammen.

„Die Aufnahme ist geschehen, sein Bundesname sei „Leichensäemann." sprach der Großmeister.

Einige Zeit darauf erwachte der Unkner aus seiner Ohnmacht vor seinem Häuschen. Er lag auf dem Boden und als er sich erhob, fühlte er das Klingen von Goldstücken in seiner Tasche.

„Das nenne ich prompte Bezahlung," murmelte er vor sich hin. „Aber, meine Herren Ritter, Ihr irrt Euch, wenn Ihr glaubt, daß diese Summe, und wenn sie verzehnfacht würde, dem Geschäfte gleichkommt, das ich ohne Euch zu machen hoffe. Die Pest wollen wir nach Wien einberufen, aber damit diene ich mir selbst am besten. Ich werde mir die Erbschaft der guten Wiener aneignen, werde mir Magazine mit den Verlassenschaften anlegen und das soll mir so viele Hunderttausende tragen, als Ihr mir Gulden zu geben gedenkt."

Mit diesen Gedanken beschäftigt, machte er noch eine Runde auf dem Kirchhofe und begab sich dann zur Ruhe.

Die Aufregung, welche in Wien zu Ende des Jahres 1678 herrschte, war keine geringe. Es rückte die Pest immer näher an die Grenze. Das kaiserliche Heer hatte sich wohl in drei Abtheilungen zersplittert und bildete einen riesigen Kordon an der Grenze von Oesterreich und Ungarn, aber man wußte recht wohl, das Habsucht und Krämersinn der weisesten und strengsten Vorsichtsmaßregeln zu spotten pflegen. Im schlimmsten Verdachte standen wieder die Juden. Sie waren, wie bekannt, im Jahre 1669 aus Wien verwiesen worden, hatten aber bereits 1676 wieder die Erlaubniß zur Rückkehr nach der Reichshauptstadt erhalten. Der Weinhandel, der sie wie früher nach den türkisch-ungarischen Provinzen führte, die Fremdlinge, denen sie Obdach gaben, der Umstand, das nur die ärmsten Christen unter ihnen in gleichem Schmutze lebten, alles dieß mußte nothwendigen Anlaß zu dem bangen Glauben geben, daß die Pest, falls sie nach Wien gelangen sollte, zuerst im untern Werd (heutige Leopoldstadt) ausbrechen dürfte. Uebrigens ließ die Pest nicht lange auf sich warten.

Es war in der vorletzten Decembernacht des Jahres 1678; das Wetter wies sich trübe und unfreundlich. Im Hause des Todengräbers erschien Prinz Dachem.

„Die Stunde ist gekommen," sagte er, „die Lanzettenritter erwarten von ihrem Bundesmitgliede, daß er seine Schuldigkeit thue. Vorderhand geht hinaus und legt Euch auf dem Friedhofe auf die Lauer. Gestattet Niemand den Zutritt zu dieser Stube, der Euch nicht die richtige Losung in's Ohr flüstert, die so lautet: Schönen Gruß von der Pestjungfrau!"

Die Eheleute entfernten sich. Prinz Dachem trat nun an die der Thüre gegenüberliegende Wand, schrieb dort ein paar Worte an die Mauer, doch war es keine Kohle, das er in der Hand führte, auch zeigte sich keine Spur eines Buchstaben an der weißen, vom Lichte beschienen Fläche. Er lächelte dann höhnisch vor sich hin.

„Nun ist's gethan," murmelte er, „morgen sollen anderweitige Gaukelkünste den Einfaltspinsel von einem Todtengräber zu dem Glauben verhelfen, er sei wirklich ein Leichensäemann gewesen."

Nach einigen Minuten trat ein vermummter Mann in die Stube.

„Schönen Gruß von der Pestjungfrau!" sprach er.

„Du bist der Erste, Bandoli? Hast Du die Lanzette bei Dir?

„Allerdings."

„Nun, da ist die Scheide dafür."

Prinz Dachem reichte ihm eine Phiole.

Der Lanzettenritter wollte sich entfernen.

„Halt, wo dienst Du?"

„In der Leopoldstadt!" lautete die Antwort.

„Also morgen Nachts."

„Ja, morgen bei Nacht und Nebel!"

Der Vermummte verließ die Stube.

Diese schaurige Scene wiederholte sich noch zehnmal. Die schwarzen Bündner hatten den Pestſtoff erhalten.

„Mein Werk ist vollendet!" jauchzte der angebliche Prinz. Nach diesen Worten blies er das Licht aus und verließ mit hastigen Schritten die Stube.

Der Todtengräber kehrte mit seinem Weibe zurück. Die letztere stieß einen Schreckensruf aus und der Mann begann zu zittern. Auf der Wand, der Thüre gegenüber gelegen, stand in großen Flammenlettern zu lesen: „Leichensäemann! Das Sterben soll beginnen! Rasch an's Werk! Morgen in der Neujahrsnacht, wenn die zwölfte Stunde verklungen, hast Du Leichen zu säen!"

Auf dem Tische lag ein Beutel mit Goldstücken, den natürlich das Ehepaar erst gewahrte, als Licht gemacht worden war. Die Flammenlettern verschwanden alsbald.

Der 31. December verging friedlich; nichts ereignete sich, was Verdacht erregen konnte. Im Gegentheile wurde die Stimmung in Wien heiterer, man feierte fröhliche Sylvesterabende, da sich plötzlich — man wußte freilich nicht woher — die willkommene Nachricht verbreitete, es sei in Ungarn die Pest im Abnehmen begriffen, ja in der Nähe des Cordons fast als erloschen zu betrachten, ein Gerücht, das die Lanzettenritter mit Vorbedacht ausstreuten, um die Wachsamkeit der Behörden, die ohnedieß keine genügende war, einzuschläfern.

Die Nacht vom letzten December 1678 auf den 1. Jänner 1679 kam. Der Himmel bedeckte sich abermals mit dichten Wolken, man sah kaum auf ein paar Schritte Entfernung, denn die Beleuchtung der Stadt war noch eine terra incognito (unentdecktes Land). Die Hinterlist der Bündner trug zudem böse Früchte, denn die Rumorwache versah ihren Dienst nachlässiger denn je.

Aus einer abgelegenen Schenke in der Leopoldstadt trat ein Mann, der als Packknecht beim Kaufmann Gundian im Freisinger- (heute Trattner-) Hof diente, aber in der damals noch unschönen Vorstadt Leopoldstadt wohnte. Der Mann war furchtbar angetrunken, er konnte kaum auf den Füßen stehen und suchte daher in mühsamer Weise nach seiner benachbarten Behausung zu gelangen. Als er um die nächste Straßenecke bog, es war beim Hause „zum scharfen Eck" (Obere Donaustraße Nr. 73, alt 12), fiel ein stämmiger Bursche, dessen Züge in Folge der Finsterniß nicht auszunehmen waren, über ihn her und schleuderte den Trunkenbold unsanft zu Boden, worauf dieser mörderisch nach der Rumorwache schrie. Der Unbekannte gab jedoch sogleich Fersengeld und lief als hätte er Flügel an den Füßen.



Der portingalische Kapitän. (S. 884)

„Glücklicherweise bin ich noch mit heiler Haut davongekommen!" stammelte der Betrunkene, der den Angriff für einen räuberischen hielt, und erhob sich vom Boden. Es war ihm auch weiter nichts Schlimmes widerfahren, bis auf einen kleinen Riß an der linken Hand nämlich, doch vermochte der Packknecht sich nicht zu entsinnen, ob die Verletzung von einem scharfen Steine herrühre, auf den er gefallen, oder ob sie ihm durch ein spitziges Mordinstrument beigebracht wurde.

Am nächsten Tage war das Gerücht verbreitet, es seien im Laufe der verflossenen Nacht mehrere Personen in der Leopoldstadt auf offener Straße angefallen worden, aber, Dank einem plötzlichen, unerklärlichen panischen Schrecken der Wegelagerer, nicht beraubt, sondern nur leicht verletzt worden.

In der Neujahrsnacht hatte sich auf dem Stephansfreithofe eine noch weitgrauenhaftere Scene ereignet. Als am Dome zwölf dumpfe Glockenschläge verhallten, kniete der Todtengräber an einem Grabe, breitete sein Schurzfell aus und schaufelte die geweihte Erde in dasselbe. Nach jedem Spatenstiche tauchte ein blaues Flämmchen empor. Mehr todt als lebendig erhob sich der Frevler und wankte zum Thore des Freithofes hinaus, um Leichen zu säen. Das Weib folgte ihm mit einem Topf Wasser. Die Glocken verkündeten die erste Stunde nach Mitternacht, man kann bereits das Jahr 1679 schreiben.

Am ersten Jänner des eben eingetretenen Jahres findet man den Stefansplatz wie die benachbarten Straßen stellenweise mit einer Schichte schwarzer, übelriechender, feuchter Erde bestreut. Der Tod ward gesäet, aber Niemand beachtet es — denn Entsetzen über Entsetzen! — über die Donau kommt in erster Frühe die Nachricht — sie eilt wie ein Lauffeuer durch die Stadt und Alles ruft mit bleichen, krampfhaft zuckenden Lippen: „In der Leopoldstadt ist die Pest ausgebrochen!"



A. u. N. Das Pest-Concil bei Kaiser Leopold I. 18.

5. Das Pest-Concil beim Kaiser.

Nachdem sich die Pest zuerst in der Leopoldstadt gezeigt hatte, verbreitete sie sich — die innere Stadt überspringend — dann auch in den übrigen Vorstädten und deßhalb verlor sich der panische Schrecken. Man betrachtete die Seuche nur als ein Uebel, welches durch die Unreinlichkeit und unregelmäßige Lebensart der unteren Volksclasse entstanden sei, daher auch nur ihre Opfer unter diesen suche. Die Berichte der Aerzte aus den verschiedenen Theilen der Vorstädte lauteten dahin, daß die Krankheit weiter nichts als ein bösartiges hitziges Fieber sei, dem man mit leichter Mühe entgegenwirken könne. Vergebens warnten erfahrene Aerzte, wie die Doctoren Schack und Sorbait gegen diese trügerische Annahme, sie waren aber Ausländer, hatten daher allen Zunftneid gegen sich, wurden wegen ihrer „Aengstlichkeit und Wichtigthuerei" verlacht und der Schlendrian ging in den Monaten Jänner, wo nur 410, Februar, wo nur 359 Menschen starben, unbeachtet fort. Da kam aber der Monat März heran und mit ihm eine rapide Verbreitung der Pestseuche über ganz Wien, über Arm und Reich, Hoch und Niedrig; es starben in diesem Monate bereits 3797 Menschen und nun mußte man wohl daran glauben, was die beiden Holländer schon längst vorhergesagt. Da wurde der Zustand des Schreckens und der Verwirrung unbeschreiblich, ein großer Theil der adeligen und reichen Familien Wien's flüchteten sich auf das Land, ja in entfernte Provinzen, aber Kaiser Leopold und seine ganze Familie blieben in Wien, da sie ihre Unterthanen in dieser schrecklichen Noth nicht zu verlassen gedachten.



Der Zigeuner. (S. 885.)

Es war gegen Ende März, als Kaiser Leopold in seinem Berathungssaale eine Reihe von Männern um sich versammelt hatte, mit welchen er die zu ergreifenden Maßregeln besprechen wollte. (Hierzu das Bild.) Diese Männer waren: Der geheime Rath und Landuntermarschall Adam Anton von Grundemann, ein in Justiz-, Land- und Polizeisachen wohlerfahrener Mann; der niederösterreichische Regierungskanzler Doctor Josef von Zoppl; ihm zur Seite Regierungsrath Baron Johann Ignaz von Spindler; der Beichtvater des Kaisers, Pater Franz Menegatti und als Schriftführer Hoffecretär Johann Josef Benaglia. Der Statthalter Graf Johann Quintin Jörger, wie der Fürst Wilhelm Eusebius von

Schwarzenberg, geheimer Rath und Vertrauter des Kaisers, waren ebenfalls anwesend. Von Aerzten wurden beigezogen: Die kaiserlichen Leibärzte Mathias Franz von Hertodt und Max Anton Signorini, die berühmten Aerzte Paul Sorbait und Johann Christoph von Schack, endlich der kaiserliche Chirurg und Leibbarbier Nikolaus Pinon, ein höchst zierliches, beinahe komisches, jedoch einsichtsvolles Männchen, welches bereits ein halbes hundert Jahre zurückgelegt und nicht übel verwendet hatte. Hinter dem Stuhle des Kaisers stand zur Dienstleistung dessen Leibpage, der Marchese Scipio del Bagno (später Feldmarschall-Lieutenant) und vor der Thüre hielt der kaiserliche Profoßlieutenant Philipp Foten die Wache und es hatte derselbe den Auftrag, niemand, wer es immer sei, die Conferenz stören zu lassen.

Bevor wir zu den Verhandlungen schreiten, müssen wir zwei Personen der Versammlung ausführlicher schildern.

Paul Sorbait, Doctor der Medicin und Philosophie, landschaftlicher Protomedicus, Leibarzt der Kaiserin Eleonore, Regiments- (Regierungs) Rath und Professor, war im Hennegau im Jahre 1624 geboren. Sorbait war ein ebenso großer Gelehrter als tüchtiger Arzt und Schriftsteller, nebstbei wohlerfahren in der Musik und ein tapferer Kriegsmann, wie er denn als Rector der Universität eine Compagnie Studenten als Hauptmann bei der Türkenbelagerung 1683 commandirte. Sein Wohlthätigkeitssinn bethätigte sich durch mehrere Stipendien und durch Erbauung einer Capelle im sogenannten Goldberg (Studenten-Stifthaus) Seine großen Verdienste während der Pest werden wir noch eingehender berühren. (Sorbait starb zu Wien den 29. April 1691. Sein merkwürdiger Grabstein befindet sich in der Stephanskirche.)

Johann Christoph von Schack, gewöhnlich der „türkische Chirurg" genannt, war zu Züllen in den Niederlanden 1630 geboren, ging in seiner Jugend mit drei kaiserlichen Abgesandten als Leibchirurg nach Konstantinopel und hatte dort viele treffliche Curen vollbracht, insbesondere war er ein vorzüglicher Pestarzt. Wie er dazu kam, verdient eigens erzählt zu werden.

Die Pest wüthete mehr als je in Konstantinopel; die Aerzte berathschlagten sich vergebens über die Mittel, um der Seuche Einhalt zu thun. Endlich stimmten alle überein, daß diese Krankheit einen verborgenen Charakter habe, den nur die Secirung eines daran Gestorbenen enthüllen könne. Diese Operation war unmöglich, denn es blieb entschieden, daß der Arzt, der sie vollbringe, in wenigen Stunden ein Opfer der Ansteckung werden müsse, die so schnell dann wirken, so heftig sein werde, daß an kein Gegenmittel zu denken sei. Dieser traurigen Entscheidung folgte Todtenstille. Da stand Chirurg Schack auf, ein Mann in der Blüthe seines Lebens, doch berühmt schon wegen seiner Kenntnisse und Erfahrungen, und sagte fest entschlossen:

„Sei dem so, ich weihe mich der Menschlichkeit zum Opfer. Vor dieser zahlreichen Versammlung schwöre ich, daß ich morgen mit Tagesanbruch einen an der Pest Verstorbenen seciren und was ich während der Operation finde, niederschreiben will."

Der Edle verließ die Versammlung, die ihn ebenso bewunderte und beklagte, indes noch daran zweifelte, daß er sein Vorhaben ausführen werde. Indessen handelte der unerschrockene fromme Arzt, von all' der Kraft begeistert, welche die Religion einzuflößen im Stande ist, wie er es versprochen. Er war unverheiratet, reich und setzte daher sogleich seinen letzten Willen auf, beichtete und empfing um Mitternacht die heiligen Sakramente. In seinem eigenen Hause war noch vor weniger als vierundzwanzig Stunden ein Mann an der Pest gestorben. Sobald der Tag angebrochen, eilte er in das Gemach, wo die Leiche lag. Mit Schreibzeug, und Pergament versehen, schloß er sich dort ein. Voll Enthusiasmus, aber auch nie

gefaßter und entschlossener als eben jetzt, kniete er an dem Leichnam nieder und schrieb:

„Modernde Ueberbleibsel eines menschlichen Wesens, nicht nur ohne Schauder, sondern sogar mit Freude und Dankgefühl kann ich auf euch blicken. Ihr werdet mir die Pforten einer ruhmreichen Ewigkeit öffnen. Indem ihr mir die verborgenen Ursachen der schrecklichen Krankheit, welche die Welt verwüstet, entdeckt, werdet ihr es mir möglich machen, irgend ein Heilmittel zu ergründen und so mein Opfer meinen Nebenmenschen nützlich werden lassen. O Gott, Du wirst die Handlung segnen, zu der Du mich begeistert hast!"

Und so begann und endigte er die Operation. Er schrieb während derselben seine chirurgischen Bemerkungen treu und ruhig nieder. Dann verließ er das Leichengemach,. tauchte was er geschrieben in ein Gefäß mit Weinessig, begab sich selbst in's Bett und in einer Stunde überkam ihn die Pest. Aber Gott wollte, daß des Arztes Bemühen und unaussprechliches Opfer belohnt werden sollte.

Während der Operation hatte der Arzt durch seine tiefen Kenntnisse die Bemerkung gemacht, daß der Grund der Form, den eine solche Krankheit annimmt — heiße sie gelbes Fieber, Pest, schwarzer Tod oder wie immer — mehr in den Säften des Körpers liege, als daß er durch die Ansteckung entstünde, welche letztere vielmehr nur die gelegentliche Ursache zur Erscheinung der Krankheit ist, und daß die Ansteckung in demselben Krankheitsherde blos nach Verschiedenheit der individuellen Disposition hervorgebracht wird. Er benutzte daher die kurze Spanne Zeit nach der Operation, um das, nach seiner Meinung einzige Mittel in's Haus zu schaffen und behandelte sich selbst sogleich damit, so daß er genas. Das Geheimniß der Heilung gegen jede Form dieses Uebels ist, als einzig wahres Specificum: Kaltes Wasser und Eis. Das Eis ist das wahre Antidot gegen Ansteckung jeder Art und es ist nicht nur bei den schon erwähnten Uebeln, sondern auch bei Epilepsie, Typhen, gallenbösartigen, gastrischen und nervösen Fiebern von der sichersten und heilsamsten Wirkung. Freilich gehört dazu, daß der Arzt die Natur seines Patienten beobachte, denn die Empfänglichkeit ist nicht bei allen Menschen gleich.

Wurde Schack nun seiner eigenen Heilung wegen angestaunt, so geschah dies noch mehr, als er mit seiner Heilmethode öffentlich hervortrat und zahllose Opfer dem Rachen des Todes entriß. Von da an war sein Name in aller Leute Mund, und als er nach Wien kam, bot ihm Kaiser Leopold I. die Stelle eines kaiserlichen Leibarztes an, welche er aber ablehnte, „da der Arzt, der sich der Menschheit geweiht habe, seinem Wirken unbeschränkt obliegen müsse." Schack machte sich dann in Wien ansäßig und war hier bis an das Ende seines Lebens als Arzt wohlbekannt und geschätzt. Fürst Schwarzenberg nahm ihn später als Leib- und Hofchirurg in Dienste. Schack verheiratete sich in seinem achtzigsten Jahre und zeugte noch drei Söhne und eine Tochter. Er starb zu Wien am 10. Juni 1738 im 108. Lebensjahre.

Der Kaiser begann das Rathsconsilium:

„Meine hochgelehrten und weisen Herren" sagte er, „Wir haben Euch in der Noth und Bedrängniß Unserer vielgeliebten Haupt- und Residenzstadt Wien herberufen, um daß Ihr mit Uns die Mittel und Wege berathet, wie der gräßlichen Bedrängniß zu steuern sei. Wir können nicht umhin zu gestehen, daß man Uns auf unverantwortliche Weise, Wir ahnen sogar in höchst sträflicher Absicht, bisher in falsche Ruh' zu wiegen, sich erlaubt. Was haben Wir für eine medicinische Facultät, wenn es Aerzte geben kann, die die Pest nur für ein hitziges Fieber anzuschauen vermochten, welche nicht die mindeste Meldung erstatteten über die Möglichkeit eines so rasch eintretenden Krankheitslaufes. Ebenso erzürnt sind Wir, daß man den Ermahnungen der gewiegten hocherfahrenen Pestärzte,

Doctoren Sorbait und Schack so wenig Rechnung getragen. Was ist mit der durch ihre medicinische Facultät berühmt gewordenen Stadt geschehen?! Es mögen sich die Leiber der Doctoren Cuspinian, Crato von Crafftheim und Lazius in ihren Gräbern umgewendet haben über die Entartung der hehren Wissenschaft, die sie einst so glänzend hier gelehrt. Aber Wir wissen wohl — seht nicht so finster drein, Herr Protomedicus Hertodt; es ist und bleibt einmal so — daß man den Worten erfahrener Collegen, insbesonders, wenn selbe Ausländer sind, keinen Glauben zu schenken, ja gerade aus obstinater Absicht selbe zu verachten und verächtlich zu machen beliebte.

So höre Mich denn, verehrliches Concil, es ist Mein fester Wille, daß die hier Anwesenden sich unumwunden und ohne Scheu aussprechen, was nun zu thun sei, wie zu helfen und zu retten! Wir gestatten jedermann das freieste Wort, die ungeheuchelteste Bloslegung aller Uebelstände, und sichern ihm darob Unseren Allerhöchsten Schutz gegen jede Heimtücke und nachträgliche Verfolgung, komme selbe, woher sie wolle. Laßt Eure Meinung hören! Vor allem aber setzt Eure Privatleidenschaften bei Seite und laßt Euch nicht etwa durch ein rasches, aber gut gemeintes Wort des einen oder des anderen verletzen. Wir sind alle hier für einander und für die Bewohner der Stadt, welche hart heimgesucht worden sind. Also sprecht Ihr, gelahrte Herren, ich höre. Der Herr Landuntermarschall und der Herr Regierungskanzler haben Uns bereits Ihre Vorträge gemacht. Insbesondere erwähnten sie der entsetzlichen Vorfälle mit den Todtengräbern von Oedenburg und Eisenstadt. Da steckt mehr dahinter, als bisher zu enträthseln war. Unseres königlichen Bruders Ludwig von Frankreich Emissäre mögen genaueres wissen; aber wie selbe entdecken? Unsere Minister haben die gemessensten Befehle. Man wird Mich vielleicht abermals hart und unbeugsam schelten, statt mich gerecht zu finden; aber ich schwöre es bei meinem Herrn und Schöpfer, läuft noch ein solches Unthier, Leichensäemann genannt, durch mein Land, so ist das Henkersschwert sein Lohn. Leichensäemann! Schon bei dem Worte läuft Uns ein kalter Schauer über den Leib. Gibt es denn noch Menschen, welche ohne Erbarmen Tausende ihrer Brüder vom Würgengel hingerafft sehen können, wenn sie nur ihren Beutel mit Geld füllen!? Wir haben deshalb ohne Nachsicht den Henkertod über sie verhängt; nicht weil Wir glauben, daß ihr fluchwürdiges Beginnen durch ihr Gaukelspiel Früchte getragen, sondern um des Beispiels wegen, das, wie Wir hoffen, andere Leichtsinnige behüten wird, in die Fußtapfen dieser Scheusale zu treten. Uebrigens mag die Pest entstanden sein wie immer; vor allem muß geholfen werden. Wie, das mögt Ihr jetzt aussprechen."

Der kaiserliche Beichtvater, Pater Franz Menegatti, nahm das Wort:

„Daß Gott der Allmächtige aus rechtmäßigem Zorn die sündigen Menschen mit der abscheulichen Seuch' der Pestilenz billig strafe, ist unwidersprechlich; solches bezeugt auch die heilige Schrift an unterschiedlichen Orten ausdrücklich und klar, aber da Gott der Herr den königlichen Propheten David gestrafet, indem er dem Jakob befohlen, sein Volk zu zählen, schickte der Herr also die Pestilenz in Israel, und starben siebenzigtausend Männer. Man muß daher —

„Hochwürdiger Herr," unterbrach den Redner Doctor Sorbait, „da Seine Majestät uns unterthänigst Versammelten hier das freie Wort erlaubte, bitte ich Euch inständig, das geistliche Mittel, welches Ihr, wie ich bemerke, in Anwendung zu bringen vorschlagen wollt, und welches theilweise an der Zeit ist, mit dem hochwürdigsten Bischofe in Wien zu berathen. Es möge die Kirche von ihren Predigtstühlen herab das Volk zur Mäßigung, Ordnung, zum Gebet und zur Buße anregen, aber es ist mein unmaßgeblicher Rath, daß jedwede öffentliche Procession unterbleibe, da dieselbe nur die Gefahr der Ansteckung mehrt

An die wahrhaft Frommen schließt sich bei solchen Gelegenheiten immer auch ein Troß von Lungerern, Nichtsthuern, Dieben und so weiter an, was bei gesundem Klima keine Bedeutung hat, aber in jetziger Zeit von unberechenbarem Nachtheile, und die Contagion befördernd sein kann. Daher nochmals, Herr Pater, Ihre und Ihrer Standesgenossen Aufgabe ist es, intellectuell auf das Volk zu wirken, daß es sich möglichst rein halte von Sünden und nicht durch Begehung selbst läßlicher Fehler der Ansteckung in die Schuhe helfe. Vor allem: Maß im Essen und Trinken, aber keine Kasteiung, die die Leute aus der gewohnten Lebensweise bringt; so wenig als möglich die Versammlung vieler Menschen zu begünstigen, aber auch nicht ganz die öffentlichen Orte zu sperren; Musik und andere Unterhaltungen nicht gänzlich einstellen, denn der Mensch braucht in solchen Zeiten mehr Erholung und Erheiterung denn je. Für diese Zeit muß aber auch der Priester auf seinem Platze sein, um den Sterbenden die heiligen Tröstungen zu verabreichen, und es herrscht in dieser Bestimmung nur eine bewundernde Stimme, wie erhaben die Geistlichkeit ihren Beruf erfüllt. Nur wenige Hirten haben ihre Schafe verlassen, und mit musterhaftester Ausdauer ist die größte Anzahl ihrer hohen Verpflichtung treu geblieben. Ihr mögt, hochwürdiger Herr, deshalb meine Unterbrechung nicht für übel nehmen, da es sich hier mehr um schleunigst anzuwendende materielle als um geistliche Waffen handelt, das entsetzliche Uebel zu bekämpfen, welches leider in allen verflossenen Jahrhunderten gerade umgekehrterweise angegriffen wurde."

„Wir haben," nahm der Kaiser das Wort, „mit inniger Befriedigung bereits vernommen, wie sehr es sich die verehrte Geistlichkeit angelegen sein läßt, helfend und tröstend beizustehen, insbesondere wurde Uns Pater Dembski, der Barnabite, als wahrer Wunderthäter in Ausübung seines Berufes gemeldet. Wir sind allwegen dafür, daß man den Zorn des Herrn, der schwer auf der Stadt und ihren Einwohnern lastet, zu versöhnen suche, müssen aber billigen, wenn dies auf eine Art und Weise geschieht, die der Contagion keinen Vorschub leistet, denn, wie ein Sprichwort unserer Feinde, denen Gott vergeben möge, sagt: Hilf dir selbst und Gott wird dir auch helfen! — Die geistliche Frage wäre somit erledigt, und Wir können Uns zu dem materiellen Standpunkte wenden. Was haltet Ihr, Doctor Schack, der Ihr in Konstantinopel so viele Erfahrungen gemacht, ja Euer Leben in großartigster Weise auf das Spiel gesetzt — wie Wir den anwesenden Herren bereits vorlängst erzählten — sagt, was haltet Ihr für das zweckmäßigste?"

„Vor allem," nahm der türkische Chirurg bescheiden das Wort, „erlauben mir Eure Majestät, daß ich dem hohen Concil eine tiefbedeutende türkische Fabel erzähle. Ich muß voranschicken, daß es dort zuerst war, wo man das Entstehen dieser entsetzlichen Epidemie einem Zauberspucke zuschrieb, den das Volk die Pest-Jungfrau nennt. Unter derselben stellt man sich nunmehr überall ein weibliches Wesen vor, das durch den gebieterischen Wink seiner Hand den gräßlichen Tod ausstreue. Die Anzeichen werden eigenthümlich geschildert. Vorerst sieht man ein blaues Flämmchen durch die Luft fliegen, das plötzlich unzählbare Fünkchen wirft, die in die Häuser fallen und dort die Pest einimpfen; die Flamme selbst wird aber deshalb nicht kleiner. Andere erzählen von einer vielfarbigen Kugel, die vom Himmel auf die Erde gefallen, daselbst zersprungen sei und bösartige stinkende Dünste verbreitet habe, woraus in der Atmosphäre giftige Insecten erzeugt wurden, welche die Pest nun vollends über den Erdball verbreiteten. Soviel zur Erklärung des Nachfolgenden."

„Ein frommer Derwisch," fuhr Schack nach einer kleinen Pause fort, „ging einst aus dem Thore Stambuls (des heutigen Konstantinopel), um auf den heiligen Hügeln zu beten. Da begegnete er einem jungen Mädchen; es war todtenbleich, und ein unheimliches Feuer glühte in seinen Augen. Der Derwisch erkannte die

Person sogleich — es war die Pest. „Unglückseliges Weib!" sprach er sie an. „Du willst in die Stadt, um einer Anzahl Menschen das Leben zu rauben. Wie viele Tausende werden Dir diesmal zum Opfer fallen?!" – „Viertausend, nicht mehr, nicht weniger werde ich tödten."— Die Pest setzte ihren Weg fort, und es starben beiläufig zwanzigtausend Menschen. Als danach der fromme Derwisch wieder zum Gebet zog, sah er die Pestjungfrau die Stadt verlassen „Wortbrüchiges Weib!" rief er. „Es sind ja zwanzigtausend Menschen gefallen!" — „Mag sein," erwiderte die Pest, „ich tödtete nur viertausend; die übrigen — starben aus Furcht vor mir."

Die Versammlung war von der einfachen, aber so tiefgedachten Erzählung ergriffen.

„Es liegt eine unbezahlbare Lehre in dieser Fabel," nahm Fürst Schwarzenberg (Bild Seite 881) das Wort, „und es muß unser erstes Streben sein, die erschreckten Bewohner zur Beruhigung zu bringen. Wenn Eure Majestät es mir gestatten, so will ich Tag und Nacht bemüht sein, die Einwohner zu trösten, ihnen beizustehen, darauf zu sehen, daß es nirgends an Hilfe fehle, daß jedermann seine Schuldigkeit thue und überhaupt den Bürgern zu zeigen, daß der Adel seine Verpflichtungen gegen ihn habe."[1]

„Fürwahr, es freut Uns innig, solche Gesinnungen bei einem so jungen Manne zu finden. Wir werden Euch, lieber Fürst, wie Wir es ohnedies beabsichtigten, die umfassendsten Vollmachten darüber ausfertigen lassen und legen nebstbei die ganze Executivgewalt in Eure Hände. Thut den Bürgern Gutes, wie und wo Ihr könnet, aber achtet auch genau auf jedes fluchwürdige Beginnen und ziehet mir den Frevler zur strengen Rechenschaft. Ich will selbst den Blutbann in Eure Hände legen, und Ihr sollt, wenn es nöthig ist, augenblickliches Strafgericht vorbehältlich nachträglicher Verantwortlichkeit gegen Uns führen. Unser wackerer Statthalter, Graf Jörger, soll Euch mit bisher gewohnter Umsicht zur Seite stehen."

„Ich danke Eurer Majestät unterthänigst für das Vertrauen und werde gewiß demselben zu entsprechen wissen. Graf Jörger hat schon seit längerer Zeit mehrere Vorschläge in der Arbeit, welche auf eine Besserung der Aufsichtspflege hinzielen, und wir werden miteinander auf das baldigste zu deren Revision schreiten, um sie Euer Majestät zur allergnädigsten Sanction zu unterbreiten."

„Es wird Uns dies sehr erwünscht sein. Was diese Angelegenheiten betrifft, wären wir somit in Ordnung. Es handelt sich aber um Hochwichtiges, um die Arzneiwissenschaft, welche zumeist Uns aus der Noth helfen muß. Wir halten daher für nöthig, einen Gesundheitsrath einzusetzen, welchen die hier anwesenden Herren Aerzte bilden mögen und zu dessen Präsident Wir Unseren lieben Regierungsrath Freiherrn von Spindler einsetzen. Ihm zur Seite als wissenschaftlichen Rathgeber stellen Wir vorwegen den gelahrten Doctor Sorbait, und mag derselbe Uns allsogleich mittheilen, was vorerst noth thut, damit selbes auf's schleunigste veranlaßt werde."

„Euer Majestät," nahm Sorbait das Wort, „das wichtigste vor allem ist der Erlaß einer Pest- und Infectionsordnung, welche alles enthält, was nöthig ist, in Infectionssachen zu handeln. Ich habe aus der Bibliothek des hochberühmten Doctor Johann Wilhelm Managetta ein von ihm verfaßtes Manuscript überkommen, welches zu bearbeiten ich mir schon seit längerer Zeit Mühe gebe und das zum Drucke fertig liegt. Dessen Veröffentlichung ist nun dringendst geboten. Es wird auch unterschiedliche heilsame Mittel enthalten, so zur Zeit der

---

[1] Thatsächlich war dieser Fürst der erste, der diesen schönen, seitdem so oft benützten Ausspruch that und der Devise „Noblesse oblige" (Adel verpflichtet) nie untreu wurde.

Infection und Pest nützlich mögen gebraucht werden. Vorher noch werde ich mir erlauben, die darin enthaltenen Vorschläge zur Errichtung von Spitälern und Lazarethen für arme Leute, Verordnungen zur Reinigung und Absperrung der inficirten Häuser, eine Belehrung, wie man sich vor Berührung und Ansteckung zu schützen habe, und dergleichen höchst nothwendige Dinge zur Publication zu bringen."

„Thut das schleunigst, lieber Doctor," sagte der Kaiser, „und Ihr, Protomedicus, laßt einen Aufruf laut unserer kaiserlichen Sanction ergehen, worin zu vernehmen, demnach eine Zeit her allerhand unbekannte von hiesiger medicinischer Facultät unapprobirte Doctores, Apotheker, Barbierer, Bader und Arzneikrämer, wie auch Hausirer häufiger denn je sich einschleicheten und einreißeten, welche nicht allein unterschiedliche Kuren vermessentlich unternehmeten, sondern auch ihre Arzneien mit höchsten Betrug und größter Gefahr denen Patienten um theures Geld verkauften, und da sie von der allhiesigen Universität zur Examinirung ihres Doctorats und Untersuchung ihrer Medicamenten aufgefordert wurden, diesem hohen Institute nicht parirten, sondern allerhand Ausflucht und Schutz suchten, so wird der öffentliche Ruf publicirt, daß dergleichen sich in Wien und denen Vorstädten eingeschlichen habende, unapprobirte Medici und Quacksalber allsogleich hinweggeschafft und be fernerer Betretung in strengste Bestrafung gezogen werden. — Ihr seht, lieber Protomedicus, Wir haben Eure kürzlich gemachte Eingabe genau gelesen und geben Euch Vollmacht, nach bestem Recht zu handeln. — So begebt Euch denn, meine hochgelahrten Herren, auf Eure wichtigen Posten und bringt Euere Ausarbeitungen und Vorschläge zu unserem wackern jungen Fürsten Schwarzenberg, der sie approbiren und Uns zur Unterschrift vorlegen wird. Behufs dieser höchstwichtigen Angelegenheiten werden Wir gemessene Weisung geben, auf daß derselbe zu jeder Stund Zutritt bei Uns habe, wie Wir denn überhaupt nach Unserem Zeitmaße jedermann, wer es immer sei, gerne bei Uns empfangen wollen. Was indes Unsere von Gott Uns anvertraute Familie betrifft, müssen Wir dieselbe so viel wie möglich vor dem Contagium (Ansteckung) schützen und geben den Auftrag, daß niemand, wer es immer sei, deren Gemächer betreten darf, außer er brächte ein von Euch unterfertigtes Gesundheits-Testimonium. Gehabt Euch wohl! Gott schütze Uns Alle und Euch insbesondere!"

Die Herren entfernten sich mit ehrfurchtsvollen Verbeugungen und den innigsten Segenswünschen für die Erhaltung des gütigen Monarchen.

Der joviale Leibbarbier Pinon blieb beim Kaiser zurück, und das Vorrecht einer Art Lustigmachers benützend, rief er dem Fürsten Schwarzenberg ein launiges: „Behüt' Euch Gott, Herr Pestkönig!" nach, eine Benennung, welche dem Fürsten von diesem Augenblicke an blieb und die sich binnen einer halben Stunde darauf bereits in aller Leute Mund befand.

Fürst Schwarzenberg und Statthalter Jörger gingen die Treppe hinab, und letzterer verabschiedete sich ehrerbietig von dem Chef der Leitungsanstalten.

„Noch ein Wort, lieber Statthalter," sagte der „Pestkönig," so müssen wir ihn von nun an öfter nennen, „der abnorme Zuwachs von ein paar Tausenden Erkrankter kommt mir höchst verdächtig vor, und ich werde mein Augenmerk auf die französischen Herren richten, mit denen die Geschichte wohl zusammenhängen mag. Wenn auch diese selbst nicht handelnd auftreten, dürften doch Werkzeuge für sie arbeiten, und diese helfenden Köter aufzustöbern, soll Euere Aufgabe sein, weshalb Ihr dem Rumorhauptmann (Polizeiwach-Commandanten) die gehörigen Aufträge geben müßt. Ich weiß, was Ihr sagen wollt, der Zustand der Rumorwache ist ein bedauernswerther, ich habe nicht umsonst Euer Memorandam gut studirt, es wird abgeholfen werden, verlaßt Euch darauf; aber Ihr müßt einstweilen das möglichste thun. Seht also zu, ein paar tüchtige Spürhunde zu bekommen,

die den Kerlen auf die Kappe gehen. Besonders sollen sie auf den Kirchhöfen herumstreichen, denn da wird gar mancher arge Frevel getrieben, der uns auf die Spur helfen kann. Ad vocem Hunde; tragt doch sogleich dem Stadtrathe auf, daß der Freimann die Hunde, welche sich auf der Gasse herumtreiben, und es sind deren zahllose, schleunigst abfange,[1] denn die Thiere sind die größten Verbreiter jeder Seuche. Auch möge derselbe täglich für die Hinwegschaffung des in seinen Bereich fallenden Unrathes sorgen. Aber allen Ernstes, sonst mag er sich selbst beim Kopfe nehmen. Der Stadtrath muß den Bürgern bei hoher Strafe einsagen, daß sie keinen einzigen fremden Menschen ohne Erlaubniß beherbergen, auch ihrer Familie das Gassenlaufen verbieten. Ebenso müssen die Meister ihre Gesellen und Lehrjungen zu Hause halten. Bei letzteren ist dies eine schwere Aufgabe, denn in Wien sind diese Burschen des Teufels. Die nach Wien reisenden Personen müssen an den Stadtthoren strenge untersucht, und es muß verkündet werden, daß niemand, der von inficirten Orten komme, in Wien eingelassen werde. Ueberhaupt, lieber Graf, theilt den Leuten mit, daß ich laut Allerhöchster Anordnung gerecht, aber eisern zu Werke gehen werde, und daß ich in einer Hand den Geldbeutel zur Belohnung und Unterstützung, in der andern aber das Richtschwert zur Bestrafung halte. Es thut jetzt noth, daß die Ducaten, aber auch daß die widerspenstigen Köpfe fliegen! Gott befohlen!"

Graf Jörger hatte sich in Hast die Schlagworte in seiner Brieftafel notirt, und am nächsten Morgen prangten die strengen Verordnungen bereits an allen Straßenecken. Ebensowenig war die Sanitätssection in ihrem Fache zurückgeblieben. Auch ihre Erlässe circulirten in den Häusern.

Man sieht aus dem Vorstehenden, daß der Monarch gut wußte, welchem Manne er das Wohl und Weh seiner getreuen Stadt übergab. Wir werden in den nächsten Kapiteln von seiner Thätigkeit noch zu sprechen haben.

---

6. Fortschritte der Epidemie.

Unterdessen machte die Pest rapide Fortschritte. Im Monate April starben 4963 Personen, im Mai 5727, im Juni 6557, im Juli 7507, im August 4517 und zwar in der innern Stadt allein, in den Vorstädten starb eine noch größere Anzahl.

Kaiser Leopold wie bei allen Gefahren, die ihn ja bedrohten, voll frommen Glaubens und Vertrauens auf den Schutz des Allerhöchsten, sorgte wie ein Vater für die Rettung seines Volkes. Die Kranken wurden nach dem Lazarethe gebracht und da dieses nur den kleinsten Theil derselben fassen konnte, so befahl Leopold die größten Häuser, namentlich in den Vorstädten, zu räumen und zu Spitälern einzurichten. Aerzte, Wundärzte und Wärter erhielten reichen Lohn, um den Dienst in diesen Siechenhäusern zu versehen. Der Umgang der Gesunden mit den Kranken wurde auf alle mögliche Weise abgeschnitten und jede größere Versammlung von Menschen in den Häusern, wie auf den öffentlichen Plätzen untersagt. Nach einer weiteren Verfügung wurden die Todten, für deren Begräbniß Anfangs zuweilen nachlässig gesorgt worden war, erst in die Kirchhöfe der Stadt, später aber nach den Gottesäckern außerhalb der Vorstädte mit großer Eile und aller Vorsicht abgeführt. Aber die immer heftiger auftretende Seuche machte alle Maßregeln zu nichte.

---

[1] Aus den Pestzeiten Wiens datirt sich der noch bis in die neueste Zeit in Anwendung kommende widerliche Hundefang.

Obgleich der Engel des Todes täglich hunderte von Opfern hinwegraffte, ungeachtet es fast kein Haus mehr gab, aus dem nicht einige Bewohner hinweggestorben waren oder in den Spitälern auf den Tod erkrankt daniederlagen, blieb Kaiser Leopold mit seiner Familie und dem Hofstaate bis um die Mitte August in den Mauern von Wien, das unsägliche Elend seines unglücklichen Volkes bejammernd. Der Kaiser legte sogar acht Tage vor seiner Abreise noch in dem alten Schlosse auf dem Leopoldsberge den Grundstein zu der Capelle, welche noch jetzt auf die Bewohner von Wien herabsieht, als ein steinernes Denkmal jener unvergeßlichen Schreckenszeit. Am 17. August begab er sich mit der Kaiserin und in zahlreicher Begleitung nach Mariazell, um das Gotteshaus in jenem berühmten Wallfahrtsorte mit dem bekannten großen silbernen Gitter zu schmücken, welches damals einen Werth von 30.000 Gulden haben mochte. Dort flehte der fromme Kaiser nochmals zu Gott dem Herrn, er möchte sich des unglücklichen österreichischen Volkes in Gnaden erbarmen. Die „jungen Herrschaften" wurden am 15. von Wien nach Znaim geführt, wohin ihnen die verwitwete Kaiserin Eleonore folgte, um daselbst die Zurückkunft des Kaisers und der Kaiserin zu erwarten und sich dann mit denselben nach Prag zu begeben.

Die Abreise des Kaisers war das Zeichen zur allgemeinen Flucht. Panischer Schrecken herrschte in der Kaiserstadt. Wer sich noch für gesund hielt, wer Gold und Silber hinreichend besaß, um eine Reise zu unternehmen und sich anderswo ernähren zu können, wer nicht durch andere Verhältnisse oder durch heilige Pflichten zurückgehalten wurde, floh die Stadt des Jammers, entfernte sich aus deren Weichbilde. Es war schrecklich anzusehen, wie ganze Wägen voll Edle und Bürgerliche, Reiche und Arme, Junge und Alte beiderlei Geschlechtes durch alle Straßen fortgeführt wurden.

Den Behörden kam die Flucht der Gesunden gerade nicht unerwünscht, denn sie lebten der Hoffnung, daß den Zurückgebliebenen mehr Raum, also auch mehr Sicherheit vor der Ansteckung geboten würde, ja daß bei großer Abnahme der Bevölkerung die Seuche rascher enden würde.

Vergeblicher Wahn!

Die Grausenhaftigkeit der Epidemie steigerte sich und als ob das allgemeine Wehe blos die Gegenwart der geheiligten kaiserlichen Majestät gescheut hätte, brach es nach der Abreise mit noch weit grimmigerer Wuth aus. Es schienen oft die sieben Thore der Stadt zu wenig, die Todten und Kranken hinauszubringen. Wer für die Heilung der Kranken gesorgt hatte, war ein Opfer seines Muthes geworden, daher sich niemand mehr getraute einem Kranken zu nahen. Die Doctoren, Wundärzte und Wärter mußten in Ketten nach den Spitälern geschleppt werden.

Keine Regel jedoch ohne Ausnahme. Derlei Ausnahmen waren Doctor Paul Sorbait und der „türkische Chirurg" Schack. Auch die Fremde sendete würdige Vertreter des Aeskulap, welche mit Rath und That an die vielen Siechenbetten eilten. So kam z. B. Ludwig Locatelli, ein Greis von einundsiebzig Jahren, ein berühmter Arzt, aus Mailand herbei, um die Pest zu studiren. Er war bekanntlich Erfinder des sogenannten „Locatell-Balsams," eine Mischung aus Brennöl, Wachs, Terpentin, peruanischem Balsam und Drachenblut, zum inneren wie zum äußeren Gebrauche. Ein weiterer Helfer war der gefeierte Medicus Nicolaus Garelli aus Bologna, vom Kaiser eigens nach der österreichischen Hauptstadt berufen. Auch ein Kind, das neunjährige Söhnlein des vorgenannten Garelli, Namens Pius, beschämte ergraute Doctoren durch seinen Fleiß und seine Unerschrockenheit. Der Knabe untersuchte während des grimmigsten Wüthens der Pest die Leichen, um dereinst selbst ein berühmter Arzt zu werden. Dieses tapfere Kind, obwohl blos gebrochen deutsch redend, erschien gar oftmals als Engel

des Trostes an dem Schmerzenslager der Kranken. Es wurde im Volksmunde insgemein „das Pestbuberl“ genannt.

Von den Geweihten des Herrn waren es insbesondere Pater Casimir Dembski, Priester der Barnabiten bei Sanct Michael, der zum Troste der Inficirten sich freiwillig allen Gefahren aussetzte und dem wohlthätigen Werke der Krankenpflege Tag und Nacht eifrigst oblag. Die fromme Sage erzählt von ihm, daß er auch von dem Uebel behaftet und mit zwei Pestbeulen bedeckt in das Lazareth gebracht wurde. Als man alle ärztliche Hilfe für vergeblich erklärte, bereitete man ihn mit den heiligen Sakramenten zum Tode vor; er selbst empfahl sich dem Schutze der Mutter Gottes, zu deren Bildniß von Candia er seine Andacht trug und darüber einschlief. Da träumte ihm, er sehe die heilige Jungfrau vor sich, in eben der Kleidung, wie sie auf dem Bilde in seiner Kirche zu sehen ist, das Gotteskind auf dem linken Arme, sammt den Heiligen Sebastian (Pestpatron) und Rochus, welche beide ihm die fünf Psalmen vorbeteten, deren jeder mit einem Buchstaben des Namens MARIA beginnt, und welche ihr zum Lobe der Seraphinische Lehrer Bonaventura zusammengetragen hat. Der kranke Pater betete nach Möglichkeit mit, worauf die Erscheinung sprach: „Jetzt bist du gesund!“ und verschwand. Als Dembski erwachte, befand er sich frisch und gesund und die Giftbeulen waren verschwunden. Dieses geschah am 7. September 1679. Den folgenden Tag, als am Feste der freudenreichen Geburt Mariä, verließ er das Krankenbett und legte seiner Gutthäterin die Danksagung ab, indem er zum Erstaunen des Pfarrers im Lazarethe, Dr. Resch, die heilige Messe las und mehreren Verpesteten mit eigenen Händen das heilige Sakrament reichte. Zum Andenken opferte er bei dem Gnadenaltar der Mutter Gottes von Candia eine gemalte Opfertafel, welche noch jetzt an einem Pfeiler zu sehen ist. Dembski starb 1683. Anführen müssen wir noch, daß das „wunderthätige Bild unserer lieben Frau von Candia,“ welches sich gegenwärtig noch in der Michaelerkirche auf dem Frauenaltare befindet, vor Zeiten auf der den Venetianern gehörigen Insel Candia, in der, dem heiligen Nikolaus zu Ehren erbauten Kirche zur öffentlichen Verehrung ausgesetzt war. Im 17. Jahrhundert wurde diese Insel von den Türken erobert und da nahm ein Geistlicher das Bild zu sich und entfloh damit, um es vor dem Feinde sicher zu stellen. Später schenkte er es dem kaiserlichen Obersten Kielmannsegg, welcher es der genannten Pfarrkirche verehrte, wo es als wunderthätiges Bild verehrt wird.

Noch eine Sage, eine schauerliche, wird aus der Pestzeit Wiens erzählt.

Als die Sicherheit der Stadt durch die gänzliche Lockerung der menschlichen Bande immer gefährdeter wurde, erhielten die Sakristane der Kirche den Befehl, abwechselnd in den Nächten zu wachen, damit die Gotteshäuser nicht ausgeraubt würden. Den beiden Sakristanen der Sanct Peterskirche war es allein im weiten Gotteshause zu einsam und traurig, sie fürchteten, es könnte sie in den weiten hohen Räumen ein gespenstisches Grauen beschleichen und sie forderten daher einige beherzte, ihnen befreundete Gesellen zur Mitwache auf. Diese erboten sich auch ihnen Beistand zu leisten, allein nur unter der Bedingung, daß sie Würfel und Karten mitbringen dürften und ihre Freunde für Krüge guten Bieres sorgten. Die Sakristaner wollten Anfangs freilich nicht daran, denn sie scheuten die Entweihung des Gotteshauses, allein die weltlich gesinnten Cumpane verlachten ihre Bedenken, und meinten, wenn sie so engherzig und furchtsam seien, so mögen sie zusehen, wie sie allein in der Kirche zurecht kämen, um sie vor nächtlichen Einbruch zu schützen. Dieß wirkte und die Sakristane ließen sich endlich herbei, den Willen der befreundeten Gesellen zu erfüllen.

Als daher um neun Uhr Abends die Kirche geschlossen wurde, blieb die Wache in derselben zurück. Ohne Wissen des Pfarrers und der andern Priester, waren indeß die Bierkrüge gefüllt, Würfel und Karten heimlich in die Sakristei

gebracht worden. Ein großer Tisch wurde aus derselben hervorgeholt und vor den Altar gestellt und mehrere Wachskerzen auf hohen Leuchtern entzündet. Die Wächter setzten sich um den Tisch, um sich den Freuden des Trunkes und des Spieles mit ganzer Seele zu ergeben. Anfangs ging es in der Kirche ganz stille zu, denn theils die Heiligkeit des Ortes, theils die Furcht gehört zu werden, nahm auf sie einen hemmenden Einfluß. Als aber die Nacht immer tiefer vorrückte, es außerhalb der Kirche immer stiller wurde, ein fernes Gewitter heraufstieg und sein dumpfes Rollen jede Bewegung im Innern der Kirche verschlang, da wurde es immer lauter und lauter und die Gesellen ergaben sich nun ohne Rücksicht ihrer sündigen Lust. Sie tranken und spielten, klapperten mit den Würfeln, schlugen mit den bemalten Blättern auf die Tischplatte, daß es in der Kirche widerhallte und fingen endlich gar an, wüste Trink- und Zotenlieder zu singen. Die Meßner sahen sich anfänglich ängstlich um, ob nicht die Heiligen von ihren Standpunkten herabsteigen würden, um sie zur Rechenschaft zu ziehen. Als sie aber von dem Allen nichts bemerkten und es in der Kirche so ruhig blieb, wie während des Gottesdienstes selbst die ewige Lampe, die ober ihren Häuptern hing, nicht düsterer brannte, da stimmten sie bald mit ein und trieben es fast ärger, als die weltlichen Gesellen.

Indeß war das Gewitter immer näher gezogen. Blitze beleuchteten die Bogenfenster der Kirche und erhellten den weiten Raum, doch dies alles störte die Spieler nicht, immer erregter ertönten ihre Lieder, immer lauter klatschten die aufgeworfenen Kartenblätter.

Da schlug es vom Thurme zwölf und bei dem letzten Schlage erzitterte das Gotteshaus, es bebte, als wollte es in seinen Grundfesten zusammenbrechen und über die Häupter der Gottlosen niederstürzen. Die Steinplatten, welche die Grüfte bedeckten öffneten sich und heraus stiegen in modernde Grabgewänder gehüllt, die Begrabenen. Die Thorflügel der Kirche sprangen auf und in langen Zügen, vom grellen Lichte der Blitze beleuchtet, schritten die Leichen aus dem die Kirche umgebenden St. Petersfreithof, durch das Schiff der Kirche, auf das Presbyterium zu, welches durch ein Geländer von demselben getrennt ist. Ein panischer Schrecken bemächtigte sich der Gesellen, sie starrten mit gesträubtem Haar, mit rollenden Augen den entsetzlichen Spuk an. Die Würfel und Karten entfielen ihren zitternden Händen, die Trinklieder blieben ihnen im Halse stecken, ihre Knie knickten. Da durchzuckte es den einen Kirchendiener wie ein Blitzstrahl, er schleppte sich bis zum Glockenstrang, der in der Kirche herabhing und riß mit gewaltiger Hand an demselben. Die Glocken ertönten und die Gerippe brachen zusammen, aber mit ihnen auch der Sakristan, der bewußtlos zur Erde stürzte.

Das Dröhnen der Glocken um Mitternacht weckte die Schläfer aus ihrer nächtlichen Ruhe und mit ihnen auch die der Kirche gegenüber wohnende Geistlichkeit; der Pfarrer und die Kapläne fuhren schnell in die Kleider und eilten herbei, um zu sehen, was es gäbe. Als sie die Kirche öffneten, fanden sie den Sakristan ohnmächtig bei der Glocke liegen, den Tisch vor dem Altare umgestürzt, die Lichter erloschen und die Wächter todt hingestreckt. Der Kirchendiener kam nur auf kurze Zeit zu sich, um die schauerliche Begebenheit zu erzählen, dann starb auch er.

Eine zweite Sage betrifft den nächtlichen Todtengesang; ein Inficirter erzählte sie vor seinem Ende und nach ihm der Pater Abraham a Sancta Clara. Der Mann ging vor Ausbruch der Pest zur Nachtzeit beim Mondenschein von Hernals nach der Stadt; als er auf ein nahe dabei liegendes Feld kam, hörte er in der Ferne in der Luft ganz deutlich das „Placebo Domino in regione vivorum" von vielen klagenden Stimmen singen. Er blieb stehen, um sich zu überzeugen, ob er nicht unrecht höre; allein er hörte den kirchlichen Trauergesang mehrmalen und so deutlich, daß er daran nicht zweifeln konnte. In der Folge wurde gerade in der Gegend, wo dieser Trauergesang ertönte, eine große

Todtengrube gemacht, worin viele an der Pest Gestorbene begraben wurden An dieser Grube veranstalteten später die Pestärzte eine Probe. Sie hingen über dieselbe, nachdem einige tausend Menschen darin verscharrt waren, einen Hund auf. Als derselbe nach drei Stunden nicht mehr lebte, mußte noch mehr Erde auf diese Grube geführt werden.

Ein nicht minder schauerliches Stücklein wird ebenfalls erzählt. Zwei Pestärzte, ein Barbierer und ein Notar, welche zusammen wohnten, betranken sich einst derart, daß sie verwogener Weise ein an der Wand hängendes Krucifix fragten, welcher von ihnen zuerst sterben würde. Als keine Antwort erfolgte, spielten sie mit Würfeln. Der älteste Arzt warf elf, der jüngere neun, der Barbier acht Augen. Der Notar wollte nicht würfeln, wurde aber mit Gewalt dazu gezwungen — er warf zwei Augen, weshalb sie ihm „auf baldige glückliche Hinfahrt" zutranken. Noch wenigen Tagen aber starben die Aerzte und der Notar überlebte glücklich die Pest.

Das eine Gute hatten wenigstens solche Arten von Doctoren, daß sie nicht, wie es keine lange Zeit vorher anderweitig der Fall gewesen, sich auf die Flucht begaben, auch nicht, wie andere in Rom, London u. s. w. sich in das scheußliche Präservativ-Gewand hüllten. Derlei furchtsame Aerzte nämlich trugen bei ihren Krankenbesuchen ein langes, talarförmiges Gewand von Wachstuch und vor dem Gesicht eine Larve, welche in einem Schnabel auslief, in welchem allerhand wohlriechende Specereien lagen. Mit einem langen Stab, den sie in der Hand trugen, pflegten sie zu bezeichnen, was der Kranke zu gebrauchen habe, denn sie scheuten sich Gegenstände mit der Hand zu berühren, welche möglicherweise den Ansteckungsstoff enthalten konnten. Vom Pulsfühlen war selbstverständlich keine Rede. Wegen des Schnabels und der Larve hieß man sie schlechtweg „Schnabeldoctoren" und noch lange nachher wurden sie durch Abbildungen (Seite 905), ja durch drastische Karrikaturen lächerlich gemacht.

Noch eine Sorte von Leuten, die mehr zum Schrecken als zum Heile anderswo thätig gewesen, fehlte hier glücklicherweise gänzlich — die Pestbeschwörer. Fast ganz nackt, ein mit flüssigem Feuer gefülltes Gefäß auf dem Kopfe tragend, in einer Hand ein sinnloses Beschwörungsbuch haltend, sammelten diese Fanatiker um sich all die Armen und Elenden, welche die Krankheit oder Angst aus den Häusern trieb und setzten die Menge durch ihr albernes Gebahren nur noch in größeren Schrecken. Nicht selten fiel der Beschwörer angesichts der bunten Schaar von Pestkranken, in deren hohlen, bleichen Zügen bereits der Tod lauerte, die aber theils zweifelnd und spottend, theils hoffend und bebend ihm zu Füßen saß, als Strafe für seine Frivolität in der nächsten Stunde selbst der schrecklichen Krankheit zum Opfer.

Die Seuche gestaltete sich in Wien immer bedenklicher. Bereits fehlte es an Todtengräbern und Siechknechten. Täglich mußte die Trommel gerührt werden, um neue anzuwerben und obwohl man jedem, der sich dazu wollte gebrauchen lassen, wöchentlich zwölf Gulden anbot, konnte man doch nicht genug Leute bekommen, weßwegen man zu einer außergewöhnlichen Maßregel schritt. Die Gefängnisse des Amtshauses in der Rauhensteingasse wurden geöffnet und die Verbrecher angewiesen, die Angesteckten nach den Spitälern zu tragen und die Todten zu begraben, zu welchem Geschäft jedoch demungeachtet die Lebenden kaum mehr hinreichen wollten.

Angst und Entsetzen lag auf den erblaßten Gesichtern. Der Mann scheute sich vor seinem Weibe, der Sohn vor seinem Vater, die Schwester vor dem Zwillingsbruder. Wenn Freundschaft und Zärtlichkeit eine von diesen lebendigen Leichengestalten einer anderen zuführte, so war es gewiß zu einem Lebewohl auf ewig, weil keiner wissen konnte, ob er den folgenden Tag noch erleben würde.

Von Stunde zu Stunde rollten nach allen Richtungen durch die Todtenstille der Stadt zu jedem Thore hinaus die mit entseelten Körpern gefüllten Wägen,

auf welchen die Pestknechte aufluden, wen sie in Häusern oder auf dem Wege als Leiche auffanden, oder gleichzeitig liegen ließen, wenn das traurige Fuhrwerk keinen weiteren Cadaver mehr zu fassen vermochte. Oft sah man bei solchen Gelegenheiten das noch lebende Kind an der entblösten Brust der erkalteten Mutter ruhen, oft gewahrte man auch mehrere Knaben und Mädchen, heulend vor Schmerz, an dem Halse der verblichenen Eltern hängen; denn nur das Geschrei der Witwen und Waisen, welche wie im Wahnsinne die Straßen oder die Wohnstätten durchirrten, unterbrach das düstere Schweigen und verkündete das wenige elende Leben, das noch zwischen zahllosen Gräbern zu finden war. Bei Simmering fand man z. B. ein Kind, das an einer Ziege säugte, niemand wußte von dessen Eltern. Um die Menge armer verwaister Kinder nicht gleichfalls dem Tode preiszugeben, wurden die verlassenen Kleinen mit gehöriger Vorsicht auf das Land gebracht und in Gegenden in Kost und Pflege gegeben, wohin die Schrecknisse der Seuche noch gar nicht gedrungen waren.

Die Schnelligkeit und Heftigkeit der Ansteckung war eine fabelhafte. Wir wollen nur ein Beispiel geben. Ein Mann, welcher von einem Bettler um ein Almosen angesprochen wurde, warf dem Armen ein Silberstück zu. Zum Unglück entfiel ihm bei dieser Bewegung ein Brief, ohne daß er den Verlust gewahrte. Der Bettler, welcher den Keim der Seuche in sich trug, hob das Schreiben auf und eilte damit seinem Wohlthäter nach; dieser steckte das Schreiben wieder zu sich, ward durch das bereits inficirte Papier angesteckt und starb bald darauf als Opfer der Pest.

Man darf nicht glauben, daß die Lanzettenritter dazu mitwirkten, die waren längst schon über alle Berge, denn es gab für sie nichts mehr zu thun, da ihr Zweck übererwünscht erreicht war.

Unter all dem Elende leuchtete hervor ein Cherub in Menschengestalt: Der „Pestkönig."

Es fehlen wahrlich die Worte, um all' seine großherzigen Thaten niederzuschreiben.

Ferdinand Wilhelm Eusebius Fürst Schwarzenberg (Bild Seite 881) war zu Wien den 23. Mai 1652 geboren. Schon sehr frühzeitig widmete er sich dem Staatsdienste, bekleidete mehrere hohe Würden, wurde geheimer Rath, später (1692) Oberhofmeister der regierenden Kaiserin Eleonora Magdalena Theresia und starb zu Wien am 22. October 1708 im Alter von 51 Jahren. Seit 21. Mai 1674 war er mit Maria Anna, der ältesten Tochter und Erbin des letzten Grafen von Sultz und Landgrafen zu Klegtgau vermählt, 1698 wurde er Witwer.

Dieser echt ritterliche Mann warf zu jener Zeit der „Pestjungfrau" den Handschuh mit einer Seelengröße hin, die unerreicht in der Geschichte steht. Täglich ritt er am frühen Morgen und Nachmittag in den Straßen umher, sorgte für die Fortschaffung der Kranken in die Lazarethe, für Bestattung der Todten und Verhütung weiterer Ausbreitung der Seuche. Er begab sich in die Häuser, in die Spitäler, mitten unter die Kranken und Todten, wo Tausende nur durch die verpestete Luft ihr Leben verloren hatten, ohne den mindesten Abscheu, im einzigen Bemühen zu helfen und zu retten, so viel als möglich. Er beugte sich zu den Sterbenden nieder, tröstete sie, reichte ihnen Heilmittel, bedeckte ihre im Fieberfroste zitternden Glieder mit warmen Decken, operirte selbst, wenn gerade kein Arzt anwesend war, eigenhändig die Pestbeulen, mit einem Worte, er war Wiens größter Wohlthäter zu dieser Zeit! Das Geld wurde von ihm beinahe mit übervollen Händen weggeworfen, um die Armuth zu unterstützen, Theuerung hintanzuhalten und thätige Hilfe zu belohnen. Er soll sogar, wie erzählt wird, einmal eine Todtentrage, von der einer der Träger durch keine Summe zu bewegen war,

sie weiter zu tragen, selbst fortschleppen geholfen haben, bis auf dem Wege nach dem Lazarethe ein anderer Träger sich fand.

Daß dieser unerreichte Menschenfreund nicht selbst als Opfer fiel, gehört unter die Wunderthaten, welche der weise Schöpfer oft zuläßt. Der fromme Glauben derer, welchen er als Helfer und Tröster erschien, ließ manchem von ihnen erscheinen, als stehe hinter dem Fürsten ein Engel, der sein Schild der Krankheit entgegenhalte. An Präservativmitteln gebrauchte Fürst Schwarzenberg — auf Anrathen des Doctor Schack — täglich früh, mittags und abends kalte Waschungen am ganzen Leib und säumte nicht, wenn er auf der Gasse oder in den Spitälern ging, stets den Speichel der sich im Munde sammelte, auszuspucken, was ihm Schack als gutes Mittel angerathen hatte, da sich bei Epidemien gerne der Krankheitsstoff mit dem Speichel vermengt.

Nebstbei sorgte er mit eiserner Strenge für die Justizpflege. Am 26. September 1679, wurden neun Personen vor der Stadt gehenkt, weil sie habsüchtig in die von Einwohnern entblößten Häuser — es waren deren bereits dreihundert an der Zahl, welche leer standen, da deren Bewohner sämmtlich ein Opfer der Pest geworden — eingestiegen waren und dieselben beraubt hatten.

Dem rettenden Genius Fürst Schwarzenberg, gegenüber, stand leider auch ein Teufel.

Es war der Todtengräber Unkner, welcher mit seinem Weibe auf eine Art wirthschaftete, die alle Begriffe übersteigt.

Man denke sich zwei Hyänen, die mit nimmersatter Gier in den Leichen wühlen, so hat man einen schwachen Begriff von der Art und Weise des Gebahrens dieses entmenschten Ehepaares. Geld und Gut! Unermeßlicher Reichthum! Das war die Losung dieser entsetzlichen Geschöpfe! Bei dem Umstande, daß so viele Personen den Krankendienst flohen und starben, waren die beiden als Wärter überall zu finden. Mit nimmermüder Rast durchflogen sie, wie Leichenvögel, die Stadt bald in diesem bald in jenem Hause weilend und überall Tod und Elend zurücklassend. Es lag ein eigener dichter Schleier über den Augen der Gerechtigkeit, denn niemand merkte etwas Unrechtes an ihnen. Und doch eigneten sie sich ohne Umstände die Kleider, Kostbarkeiten, Barschaften der an der Pest Verstorbenen zu, deren Häuser sie plünderten. Sie schafften die Beute karrenweise in ihre Behausung oder in die Katakomben. Wer ihnen zur Betreuung anheim fiel, konnte gleich sein Testament machen, da Unkner wie seine Ehehälfte dessen Ende zu beschleunigen wußten. Entweder wurde das arme Opfer erwürgt, mit dem Kopfkissen erstickt oder — selbst wenn es sich in der Genesung befand — ihm nochmals mit der Lanzette die Pest eingeimpft.[1] Die Behörde konnte keine Leichenschau vornehmen und übrigens von dem Daheim solcher Scheusale hatte niemand eine Ahnung.

Aber Gottes Strafgericht sollte sie endlich ereilen und die Mittelsperson dazu war eine Persönlichkeit, die bis zum heutigen Tage durch ein Lied verherrlicht ist, es war dies: der Bänkelsänger Augustin.

---

7. Bänkelsänger Augustin und seine Abenteuer.

Marx Augustin, der erste Volkssänger in Wien in der ganzen Bedeutung des Wortes, war in Wien im Jahre 1643 aus einer Wirthsfamilie geboren, lebte, als seine Eltern abgewirthschaftet hatten, in größter Armuth, was ihn jedoch nicht hinderte, die köstlichste Laune der Welt zu entfalten und — zum Nichtsthun von Jugend auf

[1] Geschichtliche Thatsachen.

geneigt — es vorzuziehen, das Geschäft eines wandernden Musikanten zu ergreifen, als durch Arbeit sein Brot zu verdienen. Die einzige Beschäftigung Augustin's bestand also darin, mit einem Dudelsacke versehen, Abends in den Wirthshäusern herumzugehen und da — wie heutzutage die sogenannten Harfenisten oder Volkssänger — den consumirenden, von ihren Beschwerden sich erholenden Bürgern Späße vorzumachen und Lieder vorzusingen, welches Amt er ganz vorzüglich verstand. Ein — wenn auch komisches — Ueberbleibsel der alten Reimchronisten und Minnesänger, richtete er sein Augenmerk besonders auf Begebenheiten und Erlebnisse seiner Zeit, die er, von seinem trefflichen Gedächtnisse unterstützt, in Reime brachte, dazu einen volksthümlichen Gesang componirte und so dem Publicum vortrug, welches dadurch einen Ersatz für ein noch dazumal in Wien mangelndes öffentliches Theater erhielt. (Bild Seite 904.)

Augustin wurde bald weit und breit gesucht, und bei seinen Productionen ging es gar stürmisch zu, denn die von Zuhörern überfüllten Stuben konnten nicht alle sich herandrängenden Gäste fassen. Er spielte auch nicht an einem Orte allein, sondern trieb seine Possen und gab seine Schalksnarr-Rolle jeden Tag in anderen Wirthshäusern; diese, soweit sie urkundlich auffindig gemacht werden konnten, waren einige ordinäre Bierschenken im Kroatendörfl (Sanct Ulrich, heute Breitegasse, Bezirk Neubau) und im Schöff (Mariahilf), dann „beim rothen Hahn" auf der Landstraße (Hauptstraße), „im gulden Kapaunen" auf der Wieden, „im gulden Lambel" (Lamm) in der Leopoldstadt, „bei den drei Hasen" in der Kärntnerstraße, „beim Klepperer" am Kohlmarkt, „zum gelben Adler" im Auwinkel, besonders jedoch die Bierschänke „zum rothen Dachel" beim Eingang der Muster (Hafnersteig) auf dem alten Fleischmarkt. In der Griechengasse, im Hause mit der heutigen Nummer 9 (alt 712) besteht noch jetzt diese interessante Schänke; sie ist im allgemeinen unter der Bezeichnung „Reichenberger Bierhaus" bekannt und hat den Schild „zum weißen Engel." Ihr Renommée hat sich bis heute erhalten.

Der Besitzer dieser letztgenannten Schänke, Herr Conrad Ulrich Puffan, wußte Augustin durch kluge Schmeicheleien und zeitweise Gratisspenden derart für sich zu gewinnen, daß er wöchentlich zweimal — Donnerstag und Sonntag — bei ihm musicirte. Die Freigebigkeit des Wirthes hatte aber großen Einfluß auf Augustin's frohe Laune, und er that meistens des Guten zu viel, so daß er nur durch bereitwillige Hilfe eines Begleiters in seine Wohnung — einem Dachkämmerchen in der Hahngasse auf der Landstraße — gebracht werden konnte.

Von seinen Liedern hat ihn das über den ganzen Erdball verbreitete „Ei Du lieber Augustin, 's Geld ist hin, All's ist hin!" unsterblich gemacht. Es mag bei dieser Gelegenheit sofort bemerkt werden, daß die von ausländischen Forschern aufgestellte Behauptung, es wäre das vorgenannte Lied eine Schöpfung des gegenwärtigen Jahrhunderts und nur Augustin in die Schuhe geschoben, unumstößlich widerlegt erscheint durch den Umstand, daß die Componisten des 18. Jahrhunderts, darunter vornehmlich Wolfgang Amadeus Mozart (gestorben 1792) und sein Zeitgenosse Johann Aumann (gestorben 1797), in ihren „Komischen Terzetten" das „Augustin-Lied" unter anderen beliebten alten Volksliedern mit aufgenommen haben. (Die Originale bewahrt die k. k. Hofbibliothek in Wien).[1]

Während der Schreckenszeit der Pest war es ihm sehr schlecht ergangen, und er wäre zweifelsohne Hungers gestorben, da aller „Kunstverdienst" in den Wirthshäusern aufgehört hatte, wenn nicht Herr Puffan, der Wirth zum rothen Dachel, sich seiner angenommen und ihn — wohl nicht undiplomatisch — für kommende bessere Tage genährt und erhalten hätte. Puffan glich da mehr einem gescheidten

---

[1] Ausführliches über Augustin und seine bestrittene Existenz in M. Bermann's „Alt und Neu-Wien, Geschichte der Kaiserstadt," Seite 927 u. f. (A. Hartleben's Verlag).

Theaterdirector, welcher während aufgedrungener Ferien das beste Mitglied seiner Gesellschaft bezahlt, um beim Beginnen einer neuen Saison sich dessen Mitwirkung zu sichern.

Eines Tages saß nun Augustin vor einem vollen Kruge Wein. Sein Antlitz, das bisher ziemlich trübselig gesehen, heiterte sich alsbald auf, als er gewahrte, daß ein paar Wiener Bürger sich an den Tischen niederließen und da miteinander tranken und plauderten.

Plötzlich wurde Augustin aufmerksam.

„Meine besten Kunden," erwiderte der Wirth auf die Anfrage der Gäste, „sterben wie die Mücken hin. Heute roth, morgen todt! Ihr kennt doch alle oder vielmehr Ihr habt doch alle den robusten böhmischen Maler aus Prag, Mathias Simbrecht gekannt? Gestern spät Abends, kurz vor der Sperrstunde, verläßt er gesund und frisch das rothe Dachel, und heute Nachmittags ist er an der Pest gestorben."


Bänkelsänger Augustin. (S. 902.)

„Derlei Fälle," sagte der eine, „sind ja an der Tagesordnung."

„Allerdings, aber er hat die Pest nicht auf natürlichem Wege bekommen. Man spricht von einem blutigen Risse in seiner Wange, den ihm gestern im Nachhausegehen ein Unbekannter im Vorübergehen beigebracht haben soll."

„Teufel, so ist's auch am Tage oder besser gesagt in der Nacht geschehen," meinte Augustin, „ehe die Pest in der Leopoldstadt ausgebrochen. Weiß der Pestkönig um die Geschichte?"

„Wie ich hörte, hat ihn ein Bindergeselle, der im fürstlichen Hause arbeitet,[1] bereits darauf aufmerksam gemacht, und es ist die gesammte Rumorwache auf den Beinen, um einen solchen verrätherischen Schurken zu erwischen. Aber Ihr wißt, wie es mit der Sicherheitsguardia bestellt ist, trotzdem unser tüchtiger Statthalter alles mögliche thut, die Leute zu formiren. Was die Kerle sehen sollen, das sehen sie gewiß nicht."

„Und man hat gar keine Idee, mit welchem Mordwerkzeuge derlei Risse beigebracht werden?"

„Wie ich hörte, soll der gelehrte Doctor Sorbait dem Fürsten erklärt haben, die derartig gefundenen Wunden könnten nur mit einer Lanzette beigebracht worden sein."

Da erhob sich ein kleiner Mann, der in einer Ecke saß. Es war der „Perrückenmacher" David Truchet, Besitzer des Hauses mit der heutigen Nummer 4 (früher 1080), wo sich der Stock im Eisen befindet. Truchet war ein Hasenfuß vom Kopf bis zur Ferse, seine sprichwörtlich gewordene Neugier hatte ihn jedoch trotz seiner angebornen Furchtsamkeit schon oft in schlimme Händel verwickelt.

[1] Der Mann hieß Franz Schenfellner und wurde später einer der gesuchtesten Bindermeister in Wien.

„Es sind Lanzetten, ganz gewiß Lanzetten!“ murmelte der Perrückenmacher und sah dabei so blaß aus, wie eine Leiche.

Als man in ihn gedrungen hatte, zu erzählen, was er davon wisse, sagte er aus, daß das Gerücht es spucke auf dem Stephansfreithofe, ihn neugierig gemacht habe; vergangene Nacht sei er hingeschlichen, habe jedoch nichts Absonderliches bemerkt. Verborgen hinter einem Thordache, habe er plötzlich einen Mann, in einen Mantel gehüllt, aus dem Freithofthore treten gesehen, der ein stählernes Werkzeug entblößt und sich in seiner Nähe niedergekauert habe. Nach einigen Minuten sei ein Mann raschen, sorglosen Schrittes gegen die alte Schulstraße geschritten — der Maler Simbrecht, dessen Gestalt und Züge er trotz der Dunkelheit gleich erkannte. Als derselbe am Thorwege vorüberkam, habe der Mann im Mantel mit dem stählernen Instrumente ihn in's Gesicht gestochen und sei plötzlich verschwunden gewesen. Der Maler habe ihm ein paar böhmische Flüche nachgerufen, sich die blutige Wange mit dem Sacktuche abgewischt und sei davon gegangen. Er habe sich nicht zeigen wollen, damit ihn derselbe nicht für einen Mitschuldigen halte. Er legte sich nun von neuem auf die Lauer. Nach einer halben Stunde sei es plötzlich licht auf dem Freithofe geworden, das Weib des Todtengräbers habe mit einer Pechfackel einen Mann bis an das Thor begleitet, der Mann sei der Unbekannte im Mantel gewesen, und er hätte deutlich dessen Züge gesehen — die des Todtengräbers Unkner.



Der Schnabeldoctor. (S. 900.)

Augustin drang nun ernstlich in den Perrückenmacher, morgen in aller Frühe mit zum „Pestkönig“ zu gehen und die Anzeige zu machen, was derselbe auch zusagte.

Um die Stadt Wien herum befanden sich beiläufig hundert Pestgruben von bedeutender Größe, deren jede von ihnen vier- bis fünftausend Pestleichen in sich aufgenommen hatte. Unausgesetzt zu denselben, vom frühesten Morgen bis in die späteste Nacht, rollten die gewaltigen Leichenkarren, von theuer bezahlten Pestknechten geleitet, die in jene entsetzlichen Todtenschlünde in rauhester Weise ihre Ladung zu überbringen sich beeilten.

Es war in der elften Nachtstunde, als noch ein Leichenwagen schwerfällig zum Kärntnerthore hinaus kollerte. Demselben folgte eine ärmlich gekleidete Frau von etwa dreißig Jahren, einen kleinen Knaben mit sich führend, das bleiche, kummervolle Antlitz bethränt und dabei inbrünstig betend. Ihr folgten in einiger Entfernung zwei in einfache Mäntel gehüllte Männer von stattlichem Ansehen — Fürst Schwarzenberg mit dem Rumorlieutenant Ferdinand Malvon, seinem steten Begleiter.

Als der Leichenwagen bei der ihm zum Ziele bestimmten Grube — gegen das Burgthor zu — anhielt, und sich die Knechte zu ihrem schauerlichen Dienste anschickten, nämlich die Leichen in ihren furchtbar improvisirten Hüllen vom Karren wieder wie Mauerblöcke in die Grube schleuderten, brach die Frau, welche ihnen auch bis dahin gefolgt war, in herzzerreißendes Schluchzen aus, in das der Knabe alsbald kläglichst mit einstimmte, während beide die jammernden Ausrufe vernehmen ließen: „Mein Mann, mein guter Mann! Mein Vater, mein lieber Vater!"

Das war den beiden Herren in ihrer Nähe genügend. Sie traten an die Unglücklichen heran.

„Kommt, liebe Frau," sagte der „Pestkönig" milden Tones, „folgt mir mit Eurem Knäblein, es ist hier kein gutes Verweilen an diesem Orte des Todes, Euer Kind ruft Euch in das Leben zurück, und ich will Euch, wenn es noth thut, helfen, so viel ich vermag, um Euer Unglück erträglich zu machen. Vertraut auf Gott und gute Menschen!"

„Ach, mir hilft nichts mehr," entgegnete weinend das Weib. „Mein einziges Glück ist da unten gebettet! Aber Fluch den Mördern, die ihn mir geraubt!"

„Was meint Ihr damit?" fragte der Fürst, aufmerksam werdend. „Ich denke doch, Euer Mann war pestkrank."

„Freilich wohl, aber hätte ohne die scheußliche Habsucht seiner Wärter gerettet werden können."

„Seinen Wärter? Wer waren diese?"

„Todtengräber Unkner und sein Weib."

„Paßt auf, Malvon, da erfahren wir ein paar neue Indicien. Es wird Zeit die Schlinge einzuziehen. Erzählt doch gute Frau, vielleicht bin ich im Stande den Thäter zu bestrafen."

„Gottes Fluch und Strafe über die Ungeheuer! Seht, mein Mann erkrankte an der Pest und ich bot meine letzten Ersparnisse auf, um die genannten Wärter zu bezahlen. Eine schöne Summe war bereits in ihre Hände übergegangen, denn sie drohten, daß mein Mann sicher sterben müsse, wenn ich ihnen nicht all' meine Habe gäbe Ich that dies und wähnte ihn zu retten. Als ich aber nichts mehr besaß, was den mindesten Werth hatte, wurde mein Mann, der sich bisher sichtlich erholt hatte, plötzlich neuerdings von der Pest befallen und starb binnen kurzer Frist, während die Wärter hohnlachend sich entfernten."

„Nun, wer weiß, ob die Wärtersleute Schuld daran sind!"

„Ich habe sichere Anzeichen. Erstens kam niemand in seine Nähe als ich und die Wärter, dann fand ich an seinem Arm eine Wunde, welche mit einem scharfen Instrumente gemacht worden sein mußte, das aber zweifelsohne vergiftet war, denn der Riß zeigte sich brandig und faul; so viel verstehe ich von der Chirurgie, denn ich bin eine geschickte Hausdoktorin."

„Entsetzlich und Ihr sagt, es sei der Todtengräber vom Stephansfreithof?"

„Er oder sein Weib muß es gethan haben. Auch schwuren sie mir Tags vorher, daß, wenn ich nicht neuerdings Geld herbeischaffe, mein Mann auf den Pestkarren käme."

„Seid getrost, Frau, und geht mit uns nach der Stadt zurück, wo ich für Euch und Euer Kind Sorge tragen werde. — Malvon, morgen gehen wir auf die Jagd, nehmt ein paar tüchtige Keuler mit, umstellt in aller Früh das Wild und zieht von ferne ein Netz, daß es uns nicht entwische. Ich, meinestheils, werde erst dem Todtengräber im Spitale einen Besuch abstatten."

Eine halbe Stunde später war diese Stelle leer und weit in der Runde kein Mensch zu erblicken.

Da ließ sich plötzlich nahe schon an der Mitternachtsstunde Gesang vernehmen, ein zwar in melancholischem Tone gehaltenes Lied von einem Manne mit starker,

wenngleich wie bei einem Betrunkenen mit nicht ganz sicherer Stimme gesungen.

Wer konnte der verwegene Sänger sein, wenn es nicht ein dem Tollhause Entsprungener war? — Niemand anderer als unser Volkssänger Augustin. Er befand sich kurz vorher, wie täglich, auf dem Wege vom „rothen Dachel" zu seiner Wohnung auf der Landstraße. Nur war es ihm heute, da er mehr als sonst über den Durst getrunken hatte, leider begegnet, daß er vom geraden Pfade ablenkte und in der Richtung nach der vorerwähnten Pestgrube hinwankte.

Und also gemächlich vor sich hin balancirend, sang er das gewohnte Lied. Er gedachte immer fortschwankend, die letzte Strophe zu wiederholen, als er nach Art aller Betrunkenen entweder in die Höhe oder nach allen Seiten, nur nicht gerade vor sich hinblickend — an die offengelassene und bis auf mehrere Schuh beinahe angefüllte Pestgrube gelangte und mit dem nächsten Schritte auf die Leichenmasse darin niederfiel, um — so wollte es sein seltsames Geschick — daselbst, als wäre er auf seinem Dachstübchen-Lager, augenblicklich in so festen Schlaf zu versinken, daß er später nicht einmal fühlte, wie ihm mehrere Körper nachstürzten. (Historisch.)

Es war am anderen Morgen.

Ein offener Leichenwagen, von schwarzer Farbe, gegen welche einige auf die Pest bezügliche Malereien in Weiß einen grellen Abstand bildeten, gezogen von einem einzigen Pferde — einer wahren Schindmähre — mit Leichenbehängen geziert, hielt an derselben Grube, in welche Augustin gestürzt war. Die Führer lenkten den Karren an den Rand der Grube, spannten das Pferd aus und richteten sich, den Wagen umzustürzen, um die grausige Ladung in die Gruft zu schütten.

Ein Officier begleitet von einem Dragoner, ritt eilig des Weges daher, sich mit Abscheu von dem gräßlichen Schauspiele wendend. Sein kräftiger Begleiter, weniger eklig, warf einen Blick auf den Leichenkarren, auf dem sich oben die Umrisse eines weiblichen Leichnams zeigten, um den sich eben einer der Begleiter des Karrens beschäftigt zeigte.

Ein ohlbekanntes, selbst im Tode liebliches Antlitz zeigte sich dem Auge des Betroffenen.

„Gräfin Charlotte!" schrie er entsetzt auf — er hatte die Braut seines Herrn, zu der er oft gesendet worden war, erkannt.

Sein Herr wendet, erschüttert von dem Ausrufe, seinen Kopf um und stürzt wie vernichtet von dem Pferde.

„Meine Charlotte!" rief Graf Styrum, denn es war der berühmte Reiter, der eben aus Ungarn anlangte, und eilte wie wahnsinnig dem Karren zu. Wie ein Blitz durchfuhr ihn die Wahrsagung der Sybille, daß Charlotte erst dann sein eigen werden sollte, wenn sie auf dem Leichenkarren ruhen werde kalt und starr, eine Beute für den Todtengräber des Stephansfreithofes.[1] Und war das nicht der grinsende Schädel des Unholdes, der sich über sie gebeugt hielt? Sie war nun sein eigen, aber todt, in der Blüthe ihrer Schönheit, hingeschlachtet von dem gräßlichen Würgengel der Pest. Schluchzend stürzte er in die Knie.

„Hollah! Was gibt's hier!" ertönte plötzlich eine Stimme.

Mehrere Reiter sprengten heran. Es war der „Pestkönig," in Begleitung des türkischen Chirurgen Schack, gefolgt vom Rumorlieutenant Malvon. Eine Abtheilung der Sicherheitswache marschirte im Sturmschritt von einer Seite daher, während ein Cordon sich von der anderen Seite näher zog.

Der Fürst erfaßte im Moment das traurige Schauspiel. Er erkannte den ritterlichen Helden Styrum und dessen schöne Braut. Der türkische Chirurg

[1] Einige Geschichtsschreiber erzählen diese Begebenheit als dem Fürsten Schwarzenberg geschehen, dies ist aber ganz unrichtig, da derselbe zu dieser Zeit bereits fünf Jahre verheiratet war.

näherte sich dem Pestkarren, von dem der eine Begleiter sich sogleich entfernt hatte, und warf einen Blick auf die Leiche. Erst stutzte er, als wollte er seinen Augen nicht trauen, dann trat er nahe an dieselbe heran, ergriff ihre Hand, befühlte den Puls, hielt einen kleinen Spiegel an den Mund der Leiche und rief: „Durchlauchtigster Herr, in diesem Mädchen ist noch Leben. Wenn es sogleich transportirt wird, und in meine Behandlung kommt, dürfte es zu retten sein!"

Graf Styrum blickte auf und starrte wie im Wahnsinne den Doctor an. Dann warf er sich über den Karren und fühlte mit bebender Hand an dem Herzen der anscheinenden Leiche.

„Sie lebt, sie lebt!" jubelte er im maßlosen Entzücken. „Doctor, wenn Ihr sie mir rettet, gehört Euch mein halbes Vermögen!"

„Schnell, Leute," befahl der Pestkönig, „helft die Dame dahin bringen, wo Euch Doctor Schack anweist. Wer seid Ihr, Todtenkarrner? Und wie kam das Mädchen noch lebend auf Euren Wagen? Ich weiß wohl, es geschieht öfter, daß Personen, die noch halbes Leben in sich haben, mit den Todten aufgehoben und auf den Leichenwagen geschleppt werden. Leider ließ sich dies nicht hindern. Wie aber kam diese Dame dazu? Erzählt! Und vor Allem nennt mir Euere Namen."

„Gnädigster Herr," sagte ein junger Mann, „ich bin der Nachtführerknecht Veit Hofmayer aus der Roßau."

„Und ich," sagte ein Anderer, „der Trager Andreas Reinisch aus dem Lichtenthal."

„Euch beide kenne ich als brave Bursche, die mit seltenem Muthe ihrem Geschäfte obliegen.[1] Wie kam aber das Mädchen hierher?"

„Ja seht, gestrenger Herr Pestkönig, das wissen wir beinahe selbst nicht. Als wir die Leichen aus den Häusern holten, fanden wir in einem derselben das Mädchen leblos am Boden hingestreckt, wir hielten es für todt und nahmen es auf Verlangen des Todtengräbers mit, um sie mit den anderen in die Pestgrube zu schaffen."

„Wer ist der dritte Mann bei Euch?"

„Euer Gnaden unterthänigst aufzuwarten," nahm dieser das Wort, „ich bin einer der thätigsten Arbeiter: der Todtengräber Unkner, der der Regierung schon wichtige Dienste durch die Unermüdlichkeit und Unerschrockenheit geleistet hat, mit der er die Pestlichen fortschafft."

„Wie kommt Ihr gerade daher?"

„Ich folge, so oft ich Zeit habe, dem Leichenkarren, um zu sehen, ob man meiner nicht bedürfe. So auch jetzt. Mir schien der Tod der jungen Dame zweifelhaft und — im gewohnten Bemühen, zu retten, wo es möglich ist — beschäftigte ich mich soeben mit ihr, als Euer Gnaden erschienen."

„Das ist salva venia (mit Erlaubniß) erstunken und erlogen!" ertönte eine Stimme aus der Pestgrube. „Ich wette, der Kerl hat das Mädchen hieher bringen lassen, um es desto ungestörter berauben zu können. Bestohlen hat er den Leichnam, ich merkte es aus dem ungeheuren Sarge heraus, in dem ich liege. Durchsucht seine Taschen, es müssen die Armbänder und der Halsschmuck darin stecken."

Unkner sank wie vom Blitze getroffen zu Boden.

Sogleich sprangen einige Soldaten herbei und — richtig, das Geschmeide wurde aus seinen Taschen hervorgezogen.

„Vergebt mir, hoher Herr! Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, mich zum Erben der verstorbenen Dame zu machen. Es ist mein erster Fehltritt

[1] Beide wackeren Burschen waren noch zu Anfang des 18. Jahrhunderts in Wien bekannte Persönlichkeiten.

und er hatte ja keine Folgen. Bedenkt, daß ich durch meine Unerschrockenheit dem Staate große Dienste erwiesen habe."

„Gleißnerischer, unerhörter Bösewicht!" rief der Fürst. „Glaubst Du, ich kenne Dein ruchloses Treiben nicht? Mörder mit der Lanzette, Räuber des Waisengutes, Gott führt Dich der gerechten Strafe in die Hände! Rumorlieutenant Malvon, ich übergebe Euch hiermit den wahren Urheber und Verbreiter der Pestseuche und bringt mir das Scheusal an seinen Bestimmungsort, wo die Justiz sein Urtheil sprechen wird. Sein Weib ist bereits aufgehoben und der Schlupfwinkel, wo die geraubte Waare liegt, entdeckt."

Vergebens wand sich Unkner zu den Füßen des strengen, aber gerechten Fürsten. Er wurde ergriffen, gefesselt und in das Gefängniß im Amtshause abgeführt.

Fürst Schwarzenberg wendete sich nun an die Uebrigen. Graf Styrum und Doctor Schack hatten alles Mögliche versucht, die arme Gräfin zu beleben, was ihnen endlich gelang, und der erste Blick, welcher auf den Heißgeliebten fiel, verrieth, das Hoffnung das beste Heilmittel in allen Krankheiten sei. Zudem war Charlotte nicht von der Pest befallen, sie war nur in Ohnmacht gesunken, als der Todtengräber beutelustig in ihr Zimmer kam. Sorgfältige Pflege gaben ihr bald die Röslein auf den Wangen wieder, für deren Nimmererlöschen der ritterliche Bräutigam eifrigst Sorge trug. Fürwahr, in seltsamerer Weise war noch keine rachsüchtige Prophezeihung in Erfüllung gegangen, als gerade diese!

„Ja, was ist's den eigentlich?" tönte nochmals die Stimme aus der Pestgrube. „Werd' ich ewig da unten bleiben müssen?"

Man erinnerte sich nun erst an die seltsame Weise auf welche Unkner entlarvt worden war.

Einige Männer traten näher und erkannten — den Volkssänger Augustin, der aus seinem Schlafe geweckt worden und, voll Erstaunen über die Art, wie er da hereingekommen, stummer Augenzeuge des Vorgefallenen gewesen. Nach und nach kam er zur Besinnung und wurde so zum Ankläger des verruchten Diebes.

Man sollte nun glauben, daß Augustin ein Opfer dieses unglücklichen Ereignisses geworden sei, aber im Gegentheile, es schadete seinen starken Nerven nicht im mindesten. (Historisch.) Er wurde aus der Pestgrube hervorgezogen und erzählte sein Abenteuer mit lachendem Munde, wobei ihm das Mitleid der Zuhörer reichliche Spenden eintrug. Er überlebte die Pestzeit frohen Muthes, war übermäßig im Genusse wie sonst, und als später die Seuche erlosch, fing er seine Productionen von vorne wieder an. Das nächtliche Abenteuer brachte er in wohlklingende Verse, componirte eine volksthümliche Melodie zu der Ballade und sang sie unter jubelndem Beifalle in allen Schänken ab. Wir müssen hier noch erwähnen, daß Augustin noch lange Jahre gesund und voll köstlichen Humors lebte, bis ihn am 10. October 1705 der Tod ereilte. Nach gewohnter Weise hatte er eine Nacht durchschwelgt, war zu Hause gewankt und da traf den bereits sechzig Jahre alten Mann in seinem Kämmerlein (Landstraße Hauptstraße, heute Nr. 120 und Hühnergasse 1, alt 241) der Schlag. Er wurde auf dem großen Nicolaigottesacker — wo jetzt der Kirchenplatz der Landstraße — begraben. Neben ihm wurde im Jahre darauf, am 10. November 1706 ein College gebettet. Georg Staben, einer der virtuosesten Tanzgeiger, ein 54jähriger Mann, der ebenfalls den Freuden des Glases nicht abhold war, fiel des Nachts vor den Stubenthor in eine Senkgrube und erstickte im Unflath.

8. Sühnopfer.

Unkner, der Leichensäemann und Lanzettenritter, sowie dessen Weib, waren in die Hände der Gerechtigkeit gegeben. Die Untersuchung führte der kaiserliche Regierungs- und Gerichtssecretär Johann Georg Kullmayer, ein Mann in den Vierzigern stehend, dessen Gerechtigkeitsliebe, aber unnachsichtliche Strenge in Wien damals sprichwörtlich war.

Wahrhaft, wir müssen es, ohne Mitleid zu fühlen, aussprechen, dem fluchwürdigen Schurken Unkner geschah nur sein wohlverdientes Recht, als ihm — der seine Schandthaten fortwährend läugnete — mit den härtesten Folterqualen zugesetzt wurde. Sein Weib hatte gleich nach dem ersten Grade der angewendeten Tortur ein vollständiges Bekenntniß abgelegt, welches leider in Betreff der Lanzettenritter keinerlei Anhaltspunkte bot. Weder sie, noch ihr Mann hatten einen der Agenten gesehen, die Lanzettenritter waren stets verlarvt gewesen und der allein mit ihnen verkehrende sogenannte Prinz Dachem blieb unerforschlich, denn in ganz Wien war unter diesem Namen kein Mann in die Oeffentlichkeit getreten. Die Wahrsagerin von Sanct Ruprecht war mit sämmtlichen „Lanzettenrittern" ebenfalls aus Wien verschwunden. Natürlich, der Zweck dieser Schurken war erreicht, jetzt gab es für sie nichts mehr zu thun, und den Todtengräber, diese ausgepreßte Citrone, seinem Schicksale zu überlassen, machte diesen Leuten keinerlei Gewissensbisse.

Unkner konnte nicht mehr sagen, als sein Weib, er beschrieb wohl die Aufnahmsweise in den Bund, sein Vorgehen beim Leichensäen, später bei der Krankenpflege, denn all dieses entlockten ihm die unerhörtesten Folterqualen, aber endlich mußte man von ihm ablassen, denn man sah doch ein, daß er selbst nicht mehr wußte. Von Frankreich Aufklärung verlangen, ging um so weniger an, als man einerseits dem Könige und der Regierung selbst nicht zutrauen konnte, Mitwisser der Greuelthaten zu sein und andererseits diese für Leute, die deren Namen mißbraucht haben sollten, nicht einstehen konnte. Die ganze Wucht der Strafe traf daher den Todtengräber. Sein Weib war im Gefängniß gestorben, und er blieb somit allein als Sühnopfer übrig.

Es war der Tag der Hinrichtung. Im Amtshause der Rauhensteingasse saß auf einem plattgesägten Holzblocke, mit eisernen Ringen festgehalten und mit schweren Ketten beladen, das dem Henker zuerkannte Opfer — der Todtengräber Unkner. Sein leichenfahles Antlitz wies sich finster und trotzig, und man sah demselben an, dessen Eigner füge sich in das Unvermeidliche und habe sich im ohnmächtigen Grimm aufgerafft, selbst an der Stufe der Ewigkeit der menschlichen Gewalt sich unbeugsam zu zeigen. Deshalb wies er auch den Beistand des Geistlichen zurück und war nicht erschüttert durch das endliche Erscheinen des Mannes im rothen Mantel, der ihn zum letzten Gange geleiten sollte.

Als aber der Mann den verhüllenden Mantel zurückschlug, und ein wohlbekanntes, oft gesehenes Antlitz daraus hervorblickte, lief ein entsetzlicher Schauer durch des Bösewichts Adern.

„Gevatter Schultheiß!" schrie er auf und schlug sich verzweifelnd die Hände vor das Gesicht.

Wirklich, es war der Henker von Oedenburg, Peter Schultheiß, der, wie früher erzählt, theils unschuldigerweise durch seine Mittheilung über den Oedenburger Leichensäemann den ersten Impuls zu den Greuelthaten des Todtengräbers gegeben, andererseits aber ihm auch als Warnungsbild hätte erscheinen sollen.

Auch der Henker war tief erschüttert. Man hatte ihm, als um ihn in die Heimat gesendet wurde, da sich in Wien zur Zeit kein Scharfrichter befand, wohl gesagt, es gäbe einen sogenannten Leichensäemann zu richten, daß aber der Wiener Freimann an der Pest sterben mußte, damit er an seinem Jugendgespielen sich „ehrlich köpfen“ könne, das überkam ihn in diesem Augenblicke wie ein Keulenschlag auf Herz und Stirn.

„Michael, Du!?“ waren die einzigen Worte, die er hervorbringen konnte.

„Ja, ich, Gevatter,“ murmelte der Delinquent mit tonloser Stimme. „Das hättest Du Dir nicht gedacht, als Du im vorigen Jahre in Wien warst, als Du mir erzähltest, wie viele Opfer sich schon unter Deinen Fäusten wanden, daß auch ich unter diese Zahl gehören würde! Doch, sorge Dich nicht; weil Du es bist, werde ich keine Geschichten machen, Du wirst mich stark finden, und noch auf dem Rabenstein will ich dem Pestkönig in's Gesicht lachen. Eigentlich mir selbst, denn ich habe mich auf allzu schnöde Art bloßgestellt. Ich war so dumm, im Lazareth einen mit einer Lanzette zu stechen, während der Pestkönig zugegen war. Ich glaubte mich unbemerkt, aber der Oberrichter war aufmerksam gemacht worden, und hatte seine Augen auf meine Hände gerichtet. Dies geschah am Morgen; kurze Zeit darauf begleitete ich einen Pestkarren und beraubte einen Leichnam seiner Werthsachen. Das dumme Geschöpf lebte aber und war noch dazu die Braut eines Cavaliers, den der Teufel eben von der Armee aus Ungarn daher führen mußte. Das letzte Diebsstücklein hätte mir nicht so viel gethan; ich hätte mich ausreden können, aber des Fürsten eigene Augen sahen mehr, als nöthig ist, um mich in Deine Klauen zu bringen. Was hab' ich nun davon? Mein zusammengerafftes Geld und Gut ist hin, der Fürst hat, wie ich mir erzählen ließ, es den Armen der Stadt preisgegeben und die Kleidungsstücke, deren ich unzählige besaß, auf einem großen Scheiterhaufen verbrennen lassen — damit durch die inficirten Stoffe keine Vermehrung der Seuche erfolge. Für mich gibt's also keine Rettung mehr; aber daß ich meinen Verführern, den Lanzettenrittern, nicht die Suppe versalzen konnte, das allein könnte mich rasend machen vor Wuth!“

Der Scharfrichter schauderte vor dem Bösewichte, der noch jetzt, statt zu bereuen, an schadenfrohe Rache dachte. Stillschweigend verrichtete er sein Amt, das in der Adjustirung der Toilette des Delinquenten bestand. Dann traten die Personen ein, welche von Amtswegen den armen Sünder zur Richtstätte geleiteten, als: der Priester, der Aktuar, welcher über die geschehene Hinrichtung zu relationiren hatte, und die Büttel.

Unkner wurde von den Eisenringen und Ketten befreit, dann setzte sich der Zug nach dem Rabenstein — vor dem Schottenthore an der Holzgestätte, wo das Schaffot aufgebaut war — in Bewegung.

Eine große Menge Zuschauer hatte sich herangedrängt und empfing den Deliquenten mit einem maßlosem Gebrülle des Ingrimms und der Rache. Wäre nicht die zahlreiche Begleitung der Rumorwache gewesen, würde ihn der wüthende Pöbel in Stücke zerrissen haben. Trotzdem bestieg Unkner das Hochgericht mit aller Fassung, wies die Ermahnungen des ihn begleitenden Priesters zurück und legte vorerst die Hand auf den Block, wo sie ihm abgehauen und an das Gerüst zum schauerlichen Wahrzeichen angenagelt wurde. Halbbewußtlos schon wurde er von dem Oedenburger Scharfrichter auf den Armensünderstuhl gesetzt, das Richtschwert wurde geschwungen und — das Haupt des reuelosen Verbrechers flog in den Sand.

Peter Schultheiß ließ nun das Schwert[1] in der Sonne blitzen und rief

[1] Dieses Richtschwert mit der das Factum enthaltenden Inschrift befindet sich noch heute in der Rüstkammer des dem Fürsten Esterhazy gehörigen Schlosses Forchtenstein in der Oedenburger Gespanschaft.

über die Menge hin: „Nun bin ich ehrlich!" — Dann zeigte er ringsum das Haupt des „Leichensäemanns" und legte es darauf zu dem Körper, der fortgeführt und auf dem Schindanger eingegraben wurde.

Was die Pestseuche anbelangt, so schien es, als ob die Pest mit der Gefangennahme der ruchlosen Missethäter, des Todtengräbers und seines Weibes, ihre Kraft verloren habe, eine scharfe Kälte trat nebstbei ein und es starben im Monate November nur mehr 2400 Menschen. Im Dezember endlich wurde die Luft noch kälter und reiner und das Uebel verlor sich gänzlich.

In der Stadt waren von Jänner bis Ende November 1679 allein 49.486 Personen, sammt den Vorstädten 122.849 gestorben. Die Grüfte des alten Lazareths allein nahmen 25.000, jene des neuen 12.400 und der Friedhof dabei 2000, die Gruben „am Bergel" 17.000, jene auf der Landstraße 8800, in der Leopoldstadt 4900, in der Brigittenau 9000, in der Rossau 6000, der Friedhof bei St. Ulrich und die beiden Gruben auf der Laimgrube 6800 Leichen auf; außerdem wurden an 35 Orten Begräbnißstätten und Gruben zur Aufnahme der Verstorbenen eröffnet.

Und dazu ist die angegebene Zahl der Leichen noch immer zu gering, denn viele, welche noch zu entfliehen meinten, verschmachteten im Freien. Als man bei Abnahme der Seuche allgemeine Hausdurchsuchung hielt, fand man viele bereits vermoderte Leichname in den Häusern darunter von Leuten, welche reiche Habe besessen hatten. Ihre Angehörigen und Diener waren entflohen und sie einsam und verlassen zu Grunde gegangen. Im ersten Schrecken hatte der Stadtrath verordnet, die Häuser, in welchen mehr als drei Personen gestorben waren, zu sperren. Aber bald erwies sich das Verbot als unausführbar, denn man hätte fast alle Häuser sperren müssen. Im Umkreise der alten Wieden waren nicht 70 gesunde Hausgenossen zu finden und das Starhembergische Freihaus allein hatte über 300 Inwohner verloren!

Aufopfernd benahm sich fortwährend die Geistlichkeit. Sie spendete allenthalben Trost und nicht weniger als 438 derselben wurden selbst ein Opfer der Seuche, darunter 172 Weltpriester, 38 Kapuziner, 33 Karmeliter, 36 Jesuiten, 42 Augustiner. Am Zaune des Schwarzspanierklosters in der Alservorstadt fand man einen todten Priester, der sein Brevier so fest in den Händen hielt, daß man ihn mit demselben in die Grube werfen mußte.

So fürchterlich die Stadt durch die Pest gelitten hatte, so erholte sie sich doch wunderbar schnell. Ansiedler aus Deutschland füllten die Lücken der Bevölkerung aus und schon am Weinachtstage wurden in der Stephanskirche allein 95 Paare getraut, unter denselben befand sich die schöne Gräfin Charlotte Behlen und der ritterliche Graf Styrum, deren Beistand der Pestkönig war.

Ein Nachspiel gaben noch die Executionen, welche an jenen stattfanden, die während der Seuche ihre Pflicht versäumt oder schwere Verbrechen begangen hatten. So wurde der Oberaufseher im alten Lazareth gehenkt, der Unteraufseher zur Schanzarbeit in Eisen verurtheilt, weil unter ihren Augen Unkner so viele Morde verüben konnte; auch der Aufseher im neuen Lazarethe mit zwei Knechten mußten die Mißhandlungen, die sie ihren Kranken hatten angedeihen lassen, mit dem Leben büßen. Ein Infectionsschreiber, der die inficirten Häuser in Wien erbrochen und beraubt hatte, flüchtete sich, wurde aber an der ungarischen Grenze ergriffen und im November 1680 in Graz gehenkt. Man fand 6000 Ducaten bei ihm und eine zahlreiche Menge der köstlichsten Schmucksachen. (Geschichtlich.)

Am 31. August 1680 wurde zu Geiger bei Zwickau der Todtengräber Caspar Darb, ein geborner Wiener, gefangen genommen und in einen Thurm derart gesetzt, daß er mit den Füßen nicht an die Erde rührte, „sonst hätte er sich, dem Vorgeben nach, unsichtbar machen und entwischen können".

Happelius erzählt dieses und setzt hinzu: „Dieser Todtengräber hat sein eigen Weib ermordet, ihr den Mund mit Heydelbeeren geschmieret, als wann sie an der Pest gestorben, nachgehends ihr den Kopf abgeschnitten, das Herz auß dem Leibe genommen, zu Pulver verbrannt, solches auf die Gasse gestreuet und wer darüber ging, ist gestorben. Er hat sein eigen Kind, so noch im Mutter Leibe gewesen, auß der todten Mutter genommen, demselben den Kopf abgeschnitten und gewaltig viel böses damit angestifftet. Er hat die Brunnen vergifftet, des Kindes Kopff an die Feuer-Mauer gehenket, so viel Tropfen solcher schwitzete, so viel Leute mußten sterben. Die verstorbenen Leute hat er auff's Angesicht geleget, damit das Sterben nicht aufhörete. Ruthen hat er ausgestecket, eine nach Arnberg, die andere nach Schweinitz und die dritte nach Alterle, diese sollten würcken, daß es an bemeldten Orten gleichfals sterben solte; merkwürdig aber war es gewesen, daß die gegen Arnberg gegrünnt hatte. Dieser lose Kerl ist anfangs ganz krum mit einem Kinde betteln herumbgangen, hat aber bekant, daß er mit seiner Kunst zu Wien und Prag sich schon großes Geld verdient hatte. Er meinte, wenn er nur die Erde oder einen Kreutzweg oder ein Dach-Träuffe erreichen möchte, so wollte er sich schon salviren."

Und derlei Unsinn wurde damals allen Ernstes geglaubt! Der Mann — wie sich aus obiger Schilderung herausstellt, gleichfalls eine Art Leichensäemann — fand ebenfalls den Lohn für seine Schandthaten durch das Richtschwert.

Ein Gerichtsfall ist besonders merkwürdig. Zur Zeit des Anfanges der Pest lebte in Wien der Metzger Konrad Wurm, der ein altes häßliches Weib hatte. Er entbrannte in heftiger Leidenschaft gegen eine schöne junge Dienstmagd. Der Metzger machte der Dienstmagd Liebesanträge, worauf die ehrsame Dirne sagte, sie würde ihn wohl zum Manne nehmen, wenn er nicht ohnedies ein Weib hätte und er sie zur Kirche führen und christlich ehlichen könnte. Nach einiger Zeit starb des Metzgers Weib eines schnellen Todes und als die Nachbarn fragten, woran sie gestorben sei, sagte er, an der Pest.

Die Todtengräber brachten die Truhe zur Kirche und nach der Einsegnung begann der Leichenzug. Der Metzger ging hinter dem Sarg einher mit gebeugtem Kopf und bleichem Gesicht und stellte den trauernden verlassenen Witwer dar. Die Nachbarn sprachen ihm herzlich Trost zu und nachdem der Sarg eingesenkt und mit Erde bedeckt war, sah der Metzger mehr getröstet aus. Bald darauf ließ er sich die schöne Dirne antrauen. Aber in dem Hause war ein „Gespenst", das den Mann gar sehr peinigte. In jedem Winkel der Wohnung erschien ihm das furchtbare Schreckbild und ließ ihn nicht zur Ruhe und Rast kommen. Er hatte das Haus verlassen müssen und bezog eine andere Wohnung. Hier war er wohl von dem bösen Spuke befreit, aber noch immer verfolgte ihn die schreckhafte Erscheinung in der Erinnerung.

Da traf es sich, daß nach einem Jahr eine reiche Schwedin, Gräfin Ursula von Ringström, in Wien eintraf, um da eine Rechtsangelegenheit zu ordnen. Sie wollte ein Haus allein bewohnen und unter allen ihr vorgeschlagenen gefiel ihr das des Metzgers am besten, wenngleich man sie auf das Gespenst aufmerksam gemacht hatte. Die Gräfin war eine lebenslustige, aufgeklärte Dame. Sie beschloß in dem Hause zu wohnen und meinte, mit dem Gespenste würde sie bald fertig werden.

In der ersten Nacht um die zwölfte Stunde hörte sie vor der Thüre einen gewaltigen Lärm, die Thüre öffnete sich mit heftigem Gepolter und das Gespenst trat in das Zimmer. Die erschrockene Frau gewinnt endlich Fassung und betrachtet dasselbe; es war eine Frau, deren Haupt mit einem Beile gespalten erschien. Sie redete nun das Gespenst an und fragte: „Was willst Du? Was bannt dich an dieses verödete, verlassene Haus?" — Da erzählte die weibliche Gestalt, sie sei

des Metzgers vorige Frau, welche im Schlafe von ihrem Manne mit dem Schlachtbeile erschlagen worden, ihr Leib könne nicht eher ruhen, bis der Mann vom Gericht die Strafe empfangen. Hierauf zog die Gräfin ihren Wappenring vom Finger und warf ihn zwischen die zwei Theile des gespaltenen Hauptes, worauf sie den Schädel mit ihrem Haartuch zusammenband. Am andern Tage begab sich die Gräfin zum Gericht und erzählte die Begebenheit. Weil man die Sache nicht glaubte, wurde das Grab der Metzgersfrau heimlich geöffnet und, siehe da — man sah das gespaltete Haupt von dem Haartuche umwunden und in der klaffenden Wunde den Wappenring. Der Metzger wurde eingezogen, gestand die That und erlitt die gerechte Strafe durch den Strang. Noch heute bewahrt die schwedische Familie Tuch und Ring, wobei sie der Sage gedenkt.

Schon im October des Jahres 1679 hatte der Stadtrath eine hölzerne Säule mit der heiligen Dreifaltigkeit am Graben errichten lassen, zu welcher Bittgänge wegen Abwendung des Pestübels veranstaltet wurden. Später ließ Kaiser Leopold in Erfüllung eines abgelegten Gelübdes an gleicher Stelle die noch jetzt bestehende Marmorsäule, von Burnacini gezeichnet und von Fischer von Erlach ausgeführt, errichten. Der Grundstein wurde 1687 gelegt, die Säule 1693 vollendet. Die Gesammtkosten betrugen 66.646 Gulden. Die plastischen Arbeiten sind von Mathias Rauchmüller's Hand.

Noch müssen wir erwähnen, daß alljährlich am Palmsonntage seit der Pestzeit die Mitglieder der Wiener Fleischhauergenossenschaft eine Wallfahrt nach Lainz machen, in Folge eines Gelübdes, das die Fleischer damals wegen der Pest abgelegt hatten. Diese Wallfahrt und der feierliche Gottesdienst zur Verehrung und Anbetung der allerheiligsten Dreifaltigkeit wurde bisher noch nicht unterbrochen und weiset die Kirche in Lainz schöne Spenden von frommen Gebern auf.

Kaum aber war das große Unheil, die Pest, für Wien vorüber, als ein neues, noch mehr gefahrdrohendes heranzog. Der Krieg in Ungarn hatte mit wechselndem Erfolge angedauert, Emerich Tököly aber die Hilfe der Türken angesucht, welche nun sich zu einem großen Feldzuge rüsteten. Der Großvezier Kara Mustapha, ein ehrgeiziger Mann, der von nichts Geringerem träumte, als von einem deutschen Zinsreich des Halbmondes, dessen Beherrscher er selbst wäre, brach ein paar Jahre später mit einem streitbaren Heere von nahezu 300.000 Mann, nebst zahllosem Troße und Kriegsmateriale von Konstantinopel auf und rückte gegen Ungarn nach Oesterreich vor. Am 10. Juli 1683 überschritt die Hauptmacht des Feindes die Grenze bei Altenburg und schon am nächsten Tage zeigten sich die türkischen Reiter vor Wien.

Die Belagerung dieser Haupt- und Residenzstadt, deren ruhmreiche Vertheidigung und der endliche Entsatz durch die vom Herzog Carl V., Leopold von Lothringen (Bild, Seite 937) und König Johann III. Sobieski von Polen (Bild, Seite 953) geführten Truppen[1] bildet einen der schönsten Ruhmeskränze in der Geschichte Wiens.

[1] Ausführlich geschildert in M. Bermann's „Alt und Neu-Wien, oder Geschichte der Kaiserstadt", Seiten 941 bis 979. (A. Hartleben's Verlag.)

Eine Episode aus dem belagerten Wien, 1683.

1. Waffenbrüder verschiedenster Art.

Das Zwielicht eines Sommermorgens war angebrochen. Schattenhaft und grau erschienen alle Gegenstände und auch das Firmament, von dessen dunklem Grunde die ganze Nacht durch die Sterne geblinkt hatten, färbte sich grau, gleich einer weiten Nebelhülle. Obwohl sich im fernen Osten ein schmaler Lichtstreif als Bote des kommenden Tages ankündigte, ward es den forschenden Augen schwerer, jetzt diese graue Dämmerung zu durchdringen, als früher die von den Sternen erhellte Nacht.

Ein leiser Luftzug erhob sich und brachte jene Frische mit, wie sie auch in den schwülsten Nächten dem Sonnenaufgang vorhergeht. Diese Kühle mochte wohl dem Mann nicht ganz behagen, der bisher in einer Ecke der Palissaden-Linie lehnte und sich auf seine Hellebarde gestützt hatte. Er schüttelte sich, rückte die Sturmhaube zurecht und schritt dann einige Male auf und ab, ohne den Blick von der Böschung des Walles abzuwenden. Wohl konnte man kaum mehr von einer Böschung und einem Wall sprechen — eher war es ein riesiger Trümmerhaufe, der einen Theil des vorliegenden tiefen Grabens verschüttet hatte. Zerschmettert war die trotzige Mauer, welche die Stadt Wien schirmte, und was da an ihrer Stelle aufgerichtet, war nur ein schwacher Nothbehelf — schwankende Palissadenreihen im lockeren Erdreich, Sandsäcke und Bohlenverschanzungen, wie sie oft noch während des Kampfes mit fiebernder Hast aufgerichtet wurden, um ein neues Bollwerk an Stelle des von den Minen der Feinde in Staub gelegten stärkeren zu errichten. Wohl war das beste Bollwerk der tapfere Sinn der Vertheidiger, aber auch ihm erging es wie den Verschanzungen — er wurde zwar nicht gebrochen, aber schwächer und die Zuversicht auf einen glücklichen Ausgang immer geringer.

War es doch auch kein Wunder, wenn man sich endlich mit dem Gedanken vertraut machte, daß alle Tapferkeit und aller Opfermuth der kleinen Schaar, welche diese Mauern so heldenmüthig vertheidigte, schließlich nicht ausreichen werde, die grimmigen Feinde abzuwehren und ein heldenhafter Tod das Los aller sein werde. Seit einem Monat schon spannte sich im weiten Umkreis das türkische Lager wie ein eiserner Ring um das bedrängte Wien, und Sturm auf Sturm richtete sich gegen seine Mauern — ausgeführt von den zahllosen Horden eines Feindes, der von Mordlust und Beutegier entflammt, gewohnt war, seine Erfolge ohne Rücksicht auf Ströme Blutes zu erringen.

Nacht für Nacht loderte in der Runde das Feuer, mit welchem die türkischen Streifcorps aus der Umgegend von Wien eine Wüste schufen, inmitten welcher es hinter den täglich schwächer werdenden Mauern allein noch dem Anprall des Halbmondes Stand hielt. Fast jeden Tag dröhnte das zahlreiche Geschütz und aus den nahe gerückten Laufgräben brachen unter den schmetternden Klängen ihrer Feldmusik und wildem Geschrei die schier endlosen Schaaren der Türken hervor, um sich der Mauern zu bemächtigen und Wien dasselbe Schicksal zu bereiten, das noch jeden Ort getroffen, den sie überwältigt hatten. Dagegen half der Vertheidiger froher Kampfesmuth, der sich wohl bewußt war, hier nicht allein für die eigene Heimat, für die alte ehrwürdige Hauptstadt des Landes, sondern auch für das Bollwerk der Civilisation und des Christenthums zu fechten, nach dessen Fall die Barbarenhorden sich unaufhaltsam über den Westen ergießen würden. Dem anstürmenden Feinde konnte man die tapfere Mannesbrust entgegen setzen und in

manch' heißem Kampf hatte man sich die Zuversicht erworben, daß mohammedanischer Fanatismus vor den Hieben derber deutscher Fäuste nicht anhielt. Aber es bedrängten noch andere Feinde die unglückliche Stadt, gegen die es keine offene Abwehr gab, und die man mit kräftigen Steichen nicht zurücktrieb.

Durch der Erde Bauch wühlten sich die Feinde heran und machten den heimatlichen Boden zu einer Quelle des Schreckens und der Gefahr. Hier und da waren schon Minen aufgeflogen und hatten die Wälle und Mauern in Schutt gelegt, den schützenden Graben mit Trümmern gefüllt, so Thor und Brücke für die Stürmenden zugleich bildend. Gerade die Bastion, auf welcher der wachehaltende Mann jetzt auf und ab schritt, war schon so oft durch Minen zerstört worden, daß man sie kein Festungswerk mehr nennen konnte. Trotz aller Vorsicht, mit der man Gegenminen grub und auf jedes verdächtige Geräusch im Schoß der Erde acht hatte, konnten doch nicht alle Laufgänge, in deren Herstellung die Türken Meister waren, entdeckt werden, und fast jeden Tag flog irgendwo ein Theil der Umwallung in die Höhe, eine neue verwundbare Stelle im Mauerwerk schaffend, welche zu decken bald die lebendigen Leiber nicht hinreichten. Dieser unterirdische Krieg aber, der alle Tapferkeit zu Schanden machte und auch den wackersten Streiter mit Schrecken bedrohte, gegen welche er machtlos war, wirkte lähmend auf die Geister. Man sieht den Gefahren des Kampfes unerschrocken entgegen, aber man fühlt den Muth weichen, wenn der Boden unter den Füßen erzittert, und wir der Erde, auf der wir stehen, nicht mehr trauen dürfen.

Aber auch darin lag noch nicht das ärgste und furchtbarste, was die Stadt bedrohte. Wenn die Kriegsfurie über einer Gegend ihr entsetzliches Antlitz schüttelt und die verderbenbringende Fackel schwenkt, so streut sie mit jeder Locke ihres Schlangenhaares eine Saat des Bösen aus und jeder Tropfen aus dem lodernden Brand fällt sengend und verheerend nieder. Schon lauerten die furchtbaren Diener aus dem Gefolge des Krieges — der Hunger, die Seuche und der feige Verrath um das Werk zu vollenden, das dem offenen Kampf nicht gelingen wollte. Schon war man genöthigt, auf alle Vorräthe Beschlag zu legen, und bestimmte Rationen zu vertheilen. Und wenn auch jetzt mancherlei Hilfsmittel zu Gebote standen und man die mageren Mahlzeiten durch Gerichte reichlicher machte, die der leckere Gaumen des Volkes sonst verschmäht hatte; wenn sich die nie versiegende Heiterkeit und Spottlust auch diese Gelegenheit nicht entgehen ließ und die zu einem Leckerbissen gewordenen Katzen durch die zarte Bezeichnung „Dachhasen“ appetitlicher machte — ach! man konnte ja den Tag vorausberechnen, wo die kargen Vorräthe versiegten, auch die ungewöhnlichsten Auskunftsmittel nicht mehr verfingen und die frohe Laune, an der man jetzt noch mit einer Art Selbsttäuschung hing, der Erkenntniß einer furchtbaren Wirklichkeit Raum geben mußte.

Der Mangel und die schlechte Ernährung fanden an dem durch die Verhältnisse bedungenen engen Zusammenleben, den Strapazen und der stets anwachsenden Zahl von Verwundeten und Kranken eifrige Genossen und ihrem Zusammenwirken entsprang der zweite schleichende Feind der Belagerten — die Seuche. Ruhr und bösartige Fieber wütheten unter der Bevölkerung und den Vertheidigern und hatten schon manchen Wackeren niedergestreckt, der im Kampf vor dem Blitzen der Krummsäbel nicht gewankt hatte. Und schließlich der letzte aber unheimlichste jener stillen Schrecken: der Verrath. Feigheit und Kleinmuth, Gelddurst, die Hoffnung bei der Erstürmung Reichthümer zu gewinnen, vielleicht auch Bosheit und blinde Rache mochten die Motive sein, welche die Verräther leiteten. Unheimliche Gerüchte, daß Einverständnisse mit den belagernden Feinden unterhalten würden, durchliefen die Stadt und sie fanden leider eine Begründung in der traurigen Thatsache, daß man schon genöthigt war, wegen Verrätherei und Spionerie Justificationen vorzunehmen.

So stellte sich die Lage der Stadt, nach jeder Richtung verzweifelt und zum äußersten gebracht, dar, und man mochte es dem Mann, wie er auf dem Trümmerhaufen hin- und herschritt, nicht übel nehmen, wenn er trüben Blickes in den grauenden Morgen blickte.

Langsam war der helle Streif im Osten höher und breiter geworden, er hatte sich gelb gefärbt und die nebelhafte Färbung des Firmamentes änderte sich zu einem blassen Blau um. Einzelne Strahlen flammten auf und übergossen den Horizont mit rothgoldener Färbung und endlich tauchte in voller Majestät das blendende Gestirn des Tages empor. Mit einem Seufzer wendete sich die Schildwache von dem herrlichen Anblick ab, der ihm die Gefahr der Stadt ja nur in einer anderen Art recht eindringlich zum Bewußtsein brachte.

Ueber die Spitzen der Palissaden weg und den Trümmergraus der Bastion, sowie den halbverschütteten Wallgraben zu seinen Füßen dehnte sich eine wüste Fläche vor ihm aus. Einzelne Mauerreste von den zerstörten Ansiedlungen unmittelbar an den Stadtthoren, halbverkohlte Baumstumpfe und kegelförmige Erderhöhungen, hinter welchen die Beobachtungsposten der Türken lagen, ragten aus dem unregelmäßigen Terrain empor, das sich unmittelbar um die Stadt ausbreitete. Weiter rückwärts, am Saume der Erhebungen gegen Westen und Südwesten, auf welchen sich heute der 6. und 7. Bezirk (Mariahilf und Neubau) ausdehnen, zeigten sich die durch Schanzkörbe und Faschinen gedeckten Erdwerke, aus welchen die gewaltigen Feuerschlünde der Belagerer hervorgähnten. Davon liefen, vielfach gekreuzt und meist durch Erddämme gedeckt, die Laufgräben, von welchen aus nicht allein die Minen in die Erde getrieben, sondern die auch benützt wurden, um die Sturmcolonnen geschützt vor dem Feuer aus der Stadt in möglichste Nähe derselben zu bringen. Darüber aber und soweit der Blick nach links und rechts reichte, dehnte sich, zum Theil durch Ruinen der zerstörten Vorstädte, theils in den niedergetretenen und verwüsteten Rebengeländen, eine förmliche Stadt von unendlichen Zeltreihen aus. Ueber den einfachen Zelten erhoben sich die großen, aus kostbaren Stoffen gefertigten, von blinkenden Kugeln und Halbmonden überragten der Befehlshaber, deren Rang als Aga oder Pascha durch die in der Morgenluft flatternden Roß-, oder besser gesagt Büffelschweife angezeigt wurde. Von einer der Höhen im Hintergrunde ragte neben den Ruinen einer zerstörten Kirche das riesige Zelt des Großveziers Kara Mustapha hervor, dessen reicher Schmuck im goldenen Morgenlicht funkelte und blitzte.

Noch regte sich nichts im türkischen Lager. Erst als die Sonne voll über den Horizont emportauchte, bemerkte man, daß sich die Filzzelte öffneten. Bald darauf ertönte der eintönige Ruf der Iman's (Priester) und Muzzim's (Diener), welche in schwermüthigen, lang gezogenen Tönen Koransprüche vortrugen und die Mohammedaner zum Morgengebet riefen.

Ein langsamer Schritt weckte endlich die Wache aus ihrem Sinnen und sie richtete den Blick über eine seitwärts angebrachte Palissadenreihe, welche die äußerste Bastion von dem eigentlichen Wall schied. Jenseits derselben schlenderte ein Mann heran, gleichfalls die Partisane in der Hand und die eiserne Sturmhaube auf dem Kopf, sonst aber gleich jenem auf der Bastion im bürgerlichen Gewand besserer Klasse.

Er schritt bis zu den Palissaden und stieg dann auf einen Erdklumpen, um über dieselben wegsehen zu können. Als er seines Kameraden ansichtig wurde, grüßte er ihn mit einem verdroßenen Kopfnicken.

„Ist denn die Zeit noch nicht gekommen, wo man uns ablöst?" brummte er verdrießlich. „Weiß Gott! es mag einem die Wahl schwer werden, zwischen Tag und Nacht. Tags über vom Staub auf diesen Erdhaufen erstickt, von der Sonne gebraten zu werden; — acht geben zu müssen, daß kein Wammszipfel diesen Turbanlümmeln da draußen zu Gesicht kommt — weil gleich eine Wolke von

Pfeilen dahersaust oder die schurkischen Arnauten (Albanesen) eine Bleipille aus ihren Faustrohren senden, die sicherer von allem Weh befreien, als alle Mixturen des Doctor Triphorius — das ist die Tagesunterhaltung — wenn es unseren liebenswürdigen Gästen nicht einfällt, uns einen wenig ceremoniellen Besuch machen zu wollen. Und zur Nachtzeit ist es noch schlimmer; da muß man in Regen und Nässe oder im Morgenthau stockstillstehen, darf die Augen von der Finsterniß da draußen nicht abwenden — und ärgert oder langweilt sich zugleich, höchstens ergötzt durch die Erwartung, daß man mit dem ganzen Schutthaufen, den man bewacht, eine kleine Himmelfahrt macht. Und all das zu einer Zeit, wo ein ehrlicher Kerl höchstens bei Becherklang in einer Schenke, oder bei einem flinken firmen Mädel sein mag, sonst aber am besten auf das Ohr gehört, um tüchtig zu schnarchen. — Ach! es ist ein Hundeleben! — und so leicht wird es einem dabei, es los zu werden; denn wenn man bei Tag den Feinden entgangen, so drohen zur Nachtzeit die Freunde, die im Stande wären, den armen Teufel aufzuknüpfen, der sich einfallen ließe, auf seinem Posten ein bischen zu schlafen."

„Dieser Gefahr wirst Du nicht leicht ausgesetzt sein, Jost," entgegnete der auf der Bastion stehende Mann. „Dir ist ja die Nacht gar oft zum Tag geworden und oft hast Du den Schlaf verschmäht!"

„Ja, mein ehrbarer Freund Anselm, das waren andere Zeiten," erwiderte mit einem Seufzer der Verdrossene; „es macht sich leicht, wenn der Küper stets den Becher füllt und lustige Gesellen im Kreise singen und lachen — aber einsam zur Nachtzeit wach zu sein — das taugt nur für verliebte Kater auf zwei oder vier Beinen."

„Und die Erinnerung daran, daß es der theueren Vaterstadt Wohl und Wehe gilt, hält Dir die Augen nicht offen und den Muth aufrecht?" mahnte der Waffengenosse.

„Höre, Anselm — laß meinen Muth ungeschoren," sagte Jost höhnisch; „ich meine, er ist eben so viel werth wie der Deine, wenn mich auch unser gestrenger Herr Stadtcommandant noch nicht auf dem Rücken getätschelt hat, gleich einem greinenden Jungen, wie er es Dir gethan. Klagt auch mein Vater, daß ich sonst auf unserer hohen Schule nicht viel Gelahrtheit angenommen, so weiß ich doch meinen Raufdegen zu führen, und es könnte wohl sein, daß ich Lust bekäme, Dir dies und meinen Muth zugleich zu beweisen."

„Ich habe nie daran gezweifelt," bemerkte Anselm ernst, „daß es Dir an dem Muthe zu einer Rauferei und allerlei Unfug nicht fehlt — das hast Du oft genug bewiesen. Ich meine aber, es giebt noch eine Art von Muth, die darin besteht, Beschwerden zu ertragen und in Zeiten allgemeiner Gefahr sich selbst und des Leibes wie der Seele Gelüste zu bezähmen, um seinen Platz als wackerer Mann auszufüllen."

„Ungefähr so, wie es der fürtreffliche und hochgelahrte Herr Magister Anselmus Dill thut, der den Schulbakel mit der Partisane, die Ruthe mit dem Flammberg vertauscht hat, um jetzt gegen die Ungläubigen Wunder zu thun, wie früher mit den ungeberdigen Rangen an gemeiner Stadt Schule zu Sanct Stefan?"

„Du weißt, daß ich mich nicht rühme — ich thue nicht mehr und will nicht mehr thun, als was jedem wackeren Bürger dieser schönen Stadt in so schwerer Noth und Gefahr zukommt."

„Ja, ja, das ist so die Art solcher Schleicher und Drucker," rief voll Bosheit Jost. „Da fließt ihnen die sittsame Bescheidenheit bei allen Drüsen heraus und doch ist's im Grunde nichts, als eitel Stolz und Hoffahrt. Und wer nicht eben so den Schalk, der doch in jedes Menschen Eingeweide lebt, hinter Tugend und Ehrbarkeit verstecken mag, sondern der ihm vergönnt, aus den Augen zu blicken und mit der Zunge zu sprechen — das ist dann ein Unnutz. Mich aber sollst Du nicht täuschen und bevor ich mir von Dir den Daumen auf's Auge drücken

laß, haue ich Dir die Klaue zu Schanden. Hast meinen Vater, den alten Fasler, ganz berückt und Dich mit glattem Gesicht und glatten Worten in der Monika Herz geheuchelt und glaubst schon, es sei gewonnen? Ich aber sage Dir — ich will keinen fremden Herrn in unserem Haus und — wir wollen erst noch sehen, wem die blonde Dirne gehören wird!"

Zornmuthig hatte Jost bei den letzten Worten die Hellebarde in das lockere Erdreich getrieben, so daß sie aufrecht stecken blieb. Dann nahm er die verbeulte und rostige Blechhaube ab, die schon lange im Rüsthaus geruht haben mochte und fuhr sich durch das kurze röthlichbraune Kraushaar, das von der niederen Stirne bis dicht zum dicken fleischigen Nacken reichte. Aus dem feisten, stark gefärbten Gesicht blickten kleine stechende Augen mit boshaftem lauernden Ausdruck und auch die stark aufgeworfenen lüsternen Lippen umspielte stets ein hämischer Zug. Er mochte in der Mitte der Zwanziger-Jahre stehen, obwohl seine gedrungene kräftige Gestalt beleibter war, als es diesem Alter gewöhnlich ist. Ueber einem beschmutzten weiten Wamms von feinem grünen Tuche, das mit Tressen benäht war, trug er einen derben Brustküraß und die stämmigen Beine steckten in hohen Lederstiefeln. Um die Mitte hing ein wenig prahlerisch ein reiches Wehrgehänge, das ein gewaltiges zu Hieb und Stich geeignetes Schwert trug und eine rothe Schärpe, die ein paar derbe Reiterpistolen mit unförmlichen Radschlössern barg. Hinterlist, Sinnlichkeit und Prahlerei waren die Signatur seines ganzen Wesens.

In jeder Beziehung, und zwar nicht zu seinem Nachtheil, verschieden war die Erscheinung des jungen Mannes, welcher die Wache auf der Bastion versah und selbst während des aufregenden Gespräches nicht verfehlte, aufmerksam spähend, die Umgegend und die Bewegungen im feindlichen Lager zu überblicken. Auch sein Anzug trug Spuren des anstrengenden Wachdienstes, aber so einfach er auch war, machte er doch den Eindruck der Sauberkeit. Der die Brust schirmende Panzer war blank geputzt und aus dem kurzen schwarzen Rock, der darüber getragen wurde, quoll eine spitzenbesetzte weiße Halskrause. Die schwarze Kniehose verlief in ein Paar mit Umschlagklappen versehene weite Stiefel und um die Hüfte schlang sich eine zierlich gestickte weißrothe Schärpe, an welcher ein schmaler Degen mit künstlich verschlungenem Korb hing. Unter der blanken Sturmhaube ringelte sich blondes Haar, das trefflich zu dem feinen und ernsten Gesichte paßte, aus dem blaue Augen blitzten. Wenn die eiserne Nothwendigkeit die Waffen des Krieges in die Hand der Gelehrsamkeit drückt, so mag man sich vorstellen, wie dieser junge Mann aussah, dem es übrigens an Muth und Entschlossenheit gewiß nicht fehlte.

Bei den letzten Worten Jost's flammte das sonst bleiche Antlitz Anselm's vor Entrüstung auf und schon schwebte eine derbe Gegenrede auf seinen Lippen. Doch er bezwang sich und erwiderte ruhig:

„Nicht jetzt ist die Zeit dazu, um solche Sachen auszutragen — und auch wir wollen sie ruhen lassen und von der Gnade des Herrn um des allgemeinen Besten willen hoffen, daß es uns gegönnt sein wird, sie einst zwischen uns beiden in das Reine zu bringen. — Nur eines sag' ich Dir, Jost — und ich thue es im Andenken an unsere gemeinsam verlebte Jugend und aus Erbarmniß mit dem Kummer Deines Vaters, meines Wohlthäters: nicht ich, noch sonst wer, bringen Dich um die Liebe Deines Vaters, oder um sonst was, das Du von der Zukunft erhoffest — das thust Du allein mit Deiner Zügellosigkeit und Deinem wilden Leben. Um Deinen Besitz oder um Dein Erbe hab' ich nie getrachtet — das weißt Du selbst, wenn Du gerecht sein willst; was aber Monika und ihre Liebe anbelangt, so ziemt es weder mir, mich derselben zu berühmen, noch Dir, sie so drohend zu heischen. Die Liebe einer ehrsamen Jungfrau ist eine freie Gabe, die man verdienen und in Züchten ehren mag, mit der man aber weder großprahlen soll, noch sie ertrotzen kann."

„Schon gut, schon gut!" sagte mit einer abwehrenden Handbewegung Jost. „Behalt' Dein Sprüchlein nur bei Dir! wenn ich mich erbauen lassen will, brauch' ich keinen Pfaffen im Küraß, da es ja deren in Kutten genug in Wien giebt. Wenn man es so beim Licht betrachtet," fuhr er gähnend nach einer Pause fort, „ist es doch eitel Narrethei, daß die da draußen sich so in den dummen beturbanten Schädel setzen, herein zu kommen und wir es ihnen durchaus wehren und lieber die unseren auch nicht weniger harten Köpfe entzwei schlagen lassen wollen. Hat doch jedes Ding auf der Welt seine zwei Seiten und so wird wohl auch jedes Land, jedes Volk und auch jeder Glaube seine gute und schlimme haben. Ob es da nicht klüger wäre, sich fein ruhig auseinander zu setzen und zu sagen: das gefällt mir von Deinen Sitten und Deiner Religion und ich will es auch annehmen — das ist nichts und taugt zu nichts — wir wollen uns beide nicht darum scheeren."

„Pfui, Jost, sogar im Scherz soll man nicht so sprechen! Unsere Bedränger bringen überallhin Verderben und Barbarei — was wäre da an ihren Sitten und ihrem Glauben, was ein frommer Christ, ein wackerer Mann wohl annehmen möchte?"

„Hm! Hm! so in Bausch und Bogen möcht' ich die ungestümen Herren da draußen denn doch nicht verdammen," sagte Jost schmunzelnd, „es ist manches gar nicht so übel. Daß sie keinen Wein trinken, ist dumm, kann aber wohl nur daher kommen, daß dortzulande keiner wächst; daß sie sich aber mehr als ein Weibchen beilegen und nicht so viel Wesens aus ihnen machen, will mir nicht übel erscheinen und wäre wohl einer Probe werth. Nun — nun, erröthe nicht, tugendsamer Magister Anselmus und runzle Deine gestrengen Brauen nicht, als wenn Deine Scolaren bei den Declinationen stolpern — Du brauchst Dir nur ein ehelich Gemahl zu nehmen und es wird Dich diese Eine schon sattsam kuranzen und mit dem Kochlöffel regieren."

Währen der letzten Worte hatte sich Anselm, ohne weiter auf des Boshaften Reden zu hören, aufgerichtet und gespannt nach der Seite der Stadt gehorcht, von der leise Rufe, dann ein Geklirr und endlich das Geräusch nahender Schritte ertönten.

„Die Ronde oder eine Visitation," flüsterte er Jost zu. „Sieh, daß Du auf Deinen Posten kommst, sonst möchte Dir Dein loses Maul leid thun und Du bei Wasser und Brod die Zeit bis zur nächsten Wache hinbringen müssen."

Eine solche Alternative schien gar nicht nach Jost's Geschmack zu sein; er zog seine Hellebarde an sich und war mit einigen Sprüngen an der in die Stadt führenden Rampe. Anselm überzeugte sich, daß sich im feindlichen Lager nichts regte und blickte dann über die rückwärtigen Palissaden weg auf den Hauptwall, wo ein Häuflein von kriegerisch gekleideten Herren, nachdem sie mit Jost Losung und Feldruf gewechselt hatten, auf ihn zukamen.

Anselm kannte die meisten der Herren gar wohl; jene mittelgroße hagere Gestalt, über deren blinkenden Harnisch ein dunkelblauer mit Goldtressen besetzter Rock fiel und die in der einen Hand ein langes Fernrohr trug, war der tapfere Obercommandant der Stadt Ernst Rüdiger Graf Starhemberg. (Bild Seite 921.)

An seiner Seite stand ein junger Mann mit frischem und keckem Gesicht, dem man die Freude an Kampf und Gefahr ansah, es war der Neffe und Adjutant des Commandanten, Guido Graf Starhemberg — von dessen Tollkühnheit bei Abwehr der Stürme und bei den Ausfällen viel Gerede war. An der Seite Graf Rüdiger's gingen der Geschützoberste von Börner und der Chef des Minenwesens, Hauptmann Jakob Hafner, die dem Commandanten Meldung erstatteten und Vorschläge machten.

Weiter befanden sich im Gefolge des Grafen noch gar viele kriegserfahrene und tapfere Herren, von welchen Anselm in dem hochgewachsenen knochigen Mann den berühmten Oberst Heister, weiters den Generalfeldwachtmeister Sereni, die Oberste de Souches und Marchese Obizzi und endlich den Befehlshaber der zumeist bedrängten Burgbastei, Hauptmann Heistermann, erkannte.

Die Herren schienen im eifrigen Gespräch und da sie sich der Bastion immer mehr näherten, konnte Anselm, auch ohne eigentlich zu horchen, bald ihre Worte vernehmen.

„Ihr sagt, mein lieber Hauptmann, daß Ihr keine Gewähr zu übernehmen vermögt, ob der neuerliche Aufflug einer Mine nicht den Verlust der hier vor liegenden Löblbastei nach sich ziehen wird?“ sagte Graf Starhemberg langsam, unter den dichten Brauen nach Heistermann blickend.



Commandant Ernst Rüdiger Starhemberg. (Seite 920.)

„Es ist so, Euer Erlaucht,“ entgegnete der alte narbengeschmückte Soldat. „Ich weiß zwar, daß sich keiner von diesen Türkenhunden hier festsetzen wird, so lange ich noch aufrecht stehe — aber, am Ende ist's ja doch möglich, daß sie mich gleich mit zur Luft schicken oder mir den Garaus machen. Viele Hunde beißen auch den Fuchs im Bau todt und — traun! — durchlöchert und unterwühlt ist der ganze Wall schon wie ein Fuchsbau.“

„Schlimm, schlimm,“ sagte Starhemberg mit dem Stulphandschuh über das kleine Schnurrbärtchen fahrend. „Was sagt Ihr dazu, mein lieber Hauptmann Hafner?“

„Leider vermag ich dem, was mein Herr Waffenbruder da sagt, nicht viel entgegenzusetzen,“ erwiderte dieser tüchtige, technisch-gebildete Officier, in dessen Händen nach dem Tode des Genie-Obersten Rimpler, der am 23. Juli bei einem der ersten Stürme gefallen war, die fortificatorische Vertheidigung Wiens lag. „Der Boden unter der Bastion und dem ganzen Wall in dieser Gegend ist von den feindlichen Minen und unseren Gegengängen schon so durchwühlt, daß sich der Schall im Erdreich nicht mehr fortpflanzt und wir das wichtigste Anzeichen von Unternehmungen des Feindes entbehren. So ist es trotz aller Gegenmaßregeln wohl möglich, daß es den Türken, die sich wie Hamster in der Erde einzuwühlen wissen, gelingt, noch weitere Minen zum Auffliegen zu bringen. Mit jeder derselben wird aber der Graben mehr ausgefüllt und der Uebergang zum Sturm erleichtert; umgekehrt aber für uns die Vertheidigung erschwert, weil die Bresche verbreitert ist und jede Arbeit zur neuen Befestigung kaum mehr sein kann, als ein Aufeinanderhäufen roher Erde.“

„Schlimm! schlimm!" wiederholte Graf Starhemberg, den Tressenhut etwas auf dem Kopf verschiebend, von dem ein kunstvoller Bau vielfach gewickelter Locken, eine Allongeperrücke, bis auf die Schultern herabfiel. „Und doch dürfen sich die Osmanen in dieser Bastion nicht festsetzen — denn da hätten sie gleichsam einen Löffel in unserer Suppenschüssel, einen Fuß in unserem Bette."

„Und sie sollen's auch nicht, so lange unsere guten Schwerter an ihren vermaledeiten Kahlschädeln noch nicht stumpf gehauen sind," sagte Graf Guido Starhemberg, mit der Hand an seinen allerdings sehr respectablen Pallasch schlagend.

„Ja, ja, Ihr seid ein tapferer junger Herr!" bemerkte der alte und kriegserfahrene de Souches, „und jedermann estimirt Euch als solchen. Ich aber sage Euch, ein Hexenmeister, der uns jene Mauer da vorne neu aufrichten und den Graben räumen würde, wäre uns jetzt nützlicher, als die Tapferkeit von Hunderten."

„Ei, eine jede Mauer läßt sich zerschmeißen, wenn man Maulwürfe hat, sie zu unterhöhlen und Pulver genug, um sie zu sprengen," rief Graf Guido übermüthig. „Und sinkt sie dann in Trümmern, so müssen immer die Leiber der Männer heran, um sie zu ersetzen und an ihnen — haben sie nur tüchtige Herzen, nervige Fäuste und scharfe Klingen, mögen sie sich dann noch lange den Schädel einrennen."

„Wohlgesprochen!" rief Oberst Heister, von dessen ungestümer Tapferkeit, wohl aber auch rauher und harter Soldatennatur manch' Stücklein umlief.

„Der Obrist de Souches hat ganz wahr gesprochen," fiel der Obercommandant ein. „Die Tapferkeit ist eine rühmliche kriegerische Eigenschaft — aber sie ist es nicht immer allein, die zum Sieg führt. Wir mögen das von unseren Bedrängern lernen, die sich raufen, wie die Teufeln, uns aber dadurch weniger gefährlich werden, als durch ihre Geschicklichkeit und List. Auch Ihr, mein Neffe, werdet es einsehen, wenn es Euch einst beschieden sein wird, den Krieg nicht blos mit der Faust, sondern auch mit dem Kopf zu führen."

Fast dreißig Jahre später legte Graf Guido während des spanischen Erbfolgekrieges die Prüfung ab, daß er es verstand, den Krieg „auch mit dem Kopf" zu führen, indem er sich mit geringen Streitkräften, häufig auch von den Spaniern selbst bedrängt, siegreich gegen die überlegenen französischen Heere zu behaupten wußte.

Unterdessen waren die Herren auf die Bastion gekommen, wo Anselm die Partisane stramm an den Leib gezogen, die Meldung erstattete, daß nichts Verdächtiges vorgefallen sei.

„Ah! der tapfere Magister!" rief Graf Rüdiger Starhemberg, leicht den Hut berührend, während ein Lächeln über seine ernsten Züge glitt. „Nun, hat den Herrn noch keine Sehnsucht angewandelt, daß Minerva den Speer ablegen und Ihn des Dienstes im Krieg entlassen und für den der Musen berufen soll?"

„Ich werde den einen oder den anderen leisten, so weit es die Zeit und ihre Noth verlangt, vor der ja mein Wünschen zurücktreten muß," entgegnete Anselm ernst.

„Das ist brav gedacht von dem gelehrten Herrn und Er hat bewiesen, daß er auch so zu handeln und zu kämpfen weiß," sagte Graf Rüdiger mit einem zufriedenen Kopfnicken. „Hier der Magister Dill," fuhr er zu dem Obersten gewendet fort, „hat sich freiwillig in das Corps des Herrn Leibarztes und Doctors Sorbait einrolliren lassen und dadurch nicht wenig auf den Muth und die Haltung der Scolaren eingewirkt. Hat sich auch bei mehreren Gelegenheiten schon rühmlich hervorgethan."

Anselm wendete, durch das Lob des Feldherrn und die anerkennenden Blicke des Kriegsobersten verlegen gemacht, sein Antlitz und bemerkte zu seinem Staunen, daß Jost statt seiner Pflicht gemäß, den Aufgang zum Wall zu bewachen, sich längs der Pallisadenreihe aufhielt, welche die Bastion abschloß — ein Standpunkt, der ihm gestattete, das Gespräch der Officiere zu belauschen.

Diese traten nunmehr an die Böschung und Graf Rüdiger Starhemberg ertheilte Befehle, um die Widerstandsfähigkeit der bedrohten Bastion, welche von den Türken bezeichnender Weise „der Zauberhaufe" genannt wurde, zu erhöhen. Für die äußersten Fälle ordnete er das Ausheben eines Grabens und Wallganges, zwischen derselben und dem eigentlichen Wall, die Aufführung einer zweiten Mauer, die Abdeckung der nächstliegenden Häuser, Absperrung und Verbarrikadirung der Straßen an, Maßregeln, welche im verzweifelten Falle, als es den Türken überhaupt gelingen sollte, sich festzusetzen, das Ende wohl nur mehr aufschieben, aber kaum mehr hintanhalten konnten.

Als alles besprochen war, lehnte sich der Commandant an eines der langen Geschützrohre, die zwischen den Schanzkörben gegen die Vorstädte hinaus lugten, und wegen ihrer Gestalt und Verwendung die Bezeichnung „Wallschlangen" führten.

„Es ist gestern spät Abends," sagte er mit gedämpfter Stimme zu den Herren, „unser Kundschafter, der Koltschitzky, sammt seinem Diener Michailovicz rückgekehrt. Sie haben das türkische Lager beide Male glücklich passirt, sowohl am 13. August, als sie Wien verließen, sowie gestern bei der Rückkunft nach dreitägiger Abwesenheit. Koltschitzky ist ein beherzter, gewandter Mensch und hat sich auch als Kämpfer in der Freicompagnie der bürgerlichen Gastwirthe rühmlich hervorgethan."

„Und was brachte er für Nachrichten von dem durchlauchtigsten Herzog von Lothringen, wenn wir, gnädigster Herr Onkel, uns zu fragen erlauben dürfen?" warf Graf Guido ein.

„Hm! — keine besonders guten," entgegnete der Obercommandant gleichmüthig. „Es ist wahrlich ein Trost, daß ich keine besseren erwartet hatte. Daß der Herzog mit den kaiserlichen Truppen keinen Entsatz wagen kann — nun das wissen wir. Und daß die Hilfsvölker aus dem Reich hübsch langsam heranziehen würden — das konnte man sich denken."

„Reichshilfe reicht nicht weit und hilft niemandem! — Das ist ein altes und wahres Sprüchlein!" polterte der cholerische Heister.

„Nun wir wollen ja sehen, ob wir ausharren — ich habe Seiner Durchlaucht unsere Lage vorgestellt und dringend gebeten, keine Zeit zu verlieren," sagte ernst aber unbewegt Graf Rüdiger. „Der Feinde wollen wir uns wohl erwehren, wenn nicht ein mächtigerer Feind uns die Wehr aus der Hand schlägt. Ich habe sehr ungern meine Zustimmung dazu gegeben, alle Privatvorräthe einzuziehen, aber der Kämmerer Focky wies überzeugend nach, daß wir bei größter Sparsamkeit nur bis Ende September langen. Die Leute werden durch solche Maßregeln allarmirt und verlieren den Muth — aber was ist zu machen?"

„Und wie sieht es mit der Hilfe des Polenkönigs aus?" fragte der Marchese Obizzi, ein kleiner beweglicher Herr, dem man aber große Kriegserfahrung nachrühmte und der sich auf allen Schlachtfeldern der letzten vierzig Jahre umgetrieben hatte.

„Das polnische Heer steht schon an der mährischen Grenze und kann Mitte September oder in der ersten Woche dieses Monats noch hier sein," entgegnete der Obercommandant. „Ob es genügen wird, um ohne die Reichstruppen den Entsatz zu versuchen — ist eine andere Sache."

„Die Polen sind tapfere und fürtreffliche Soldaten, wenn es gilt im ersten Anlauf zu siegen," bemerkte der vielerfahrene Marchese. „Ich muß schon sagen, daß es mir recht befriedigend wäre, zu wissen, daß ihre Kriegsfuria an deutscher Bedächtigkeit und Zähigkeit einen Rückhalt hätte."

„Nun, wir wollen unser Bestes thun und es auch hoffen und im Vertrauen auf den allmächtigen Gott, der seine Streiter nicht zu Schanden werden läßt, unsere Pflicht erfüllen," sagte Graf Starhemberg. „Indessen ich gedenke in einigen Tagen eine neuerliche umständliche Darstellung unserer Lage an den Herzog zu

senden, aus der er wohl selbst die Dringlichkeit der Hilfe klar ermessen mag. Dieser Koltschitzky hat sich bereit erklärt, das Wagniß neuerlich zu unternehmen."

Nochmals trat der Feldherr an die Bastion vor, überblickte durch sein Glas die türkischen Zelte und sagte dann lächelnd:

„Wenn es überhaupt gelingt, das Entsatzheer noch rechtzeitig zu versammeln und es hier zum Schlagen kommt, dann haben die Paschas, denen man sonst Kriegskunde nicht absprechen kann, einen großen Fehler gemacht — hoffen wir, daß sie ihn nicht noch verbessern. Sie dachten uns durch ihre Masse den Hals zuzuschnüren, wie eine gewaltige Faust es dem Häslein thut, und darüber vergessen sie, sich die Zugänge und Löcher zu sichern, durch welche ihnen die Schweißhunde folgen können. So mag es ihnen wohl ergehen, wie dem räuberischen Wolf, der vor blinder Begierde in's Verderben rennt."

Nicht ohne dem Magister noch einen freundlichen Blick zuzuwerfen, wendete sich Graf Rüdiger mit seiner Begleitung wieder der Stadt zu. Als Anselm nach der gleichen Richtung sah, bemerkte er längs der jenseitigen Barrikaden Jost dahinhuschen, um seinen Posten wieder zu erreichen.

Ohne Arges zu denken, vermerkte er dieses Benehmen doch unliebsam. Dieses Horchen erschien ihm wie eine Niedrigkeit und jede Pflichtverletzung in so gefahrvoller Zeit als eine schwere Sünde. Er nahm sich vor, den Lässigen darüber zur Rede zu stellen, doch kaum waren die Officiere verschwunden, so ertönte der Schlag der sechsten Stunde und die verstärkte Ablösung erschien. Da die Türken stets nur bei Tage stürmten oder sonstige Beunruhigungen unternahmen, wurden zu dieser Zeit vervielfachte Wachen aufgestellt und immer der größere Theil der Bürgerschaft und Garnison in Bereitschaft gehalten.

Als Anselm frei war, hatte sich Jost schon längst davon gemacht und auch ihn mahnte jetzt, nach vierundzwanzigstündigem harten Dienst, der müde Körper, daß er ein Ruhebedürfniß habe. So suchte er denn sein stilles Kämmerlein auf, wo er die Waffen an die vielgeliebten schweinsledernen Folianten lehnte und sich dem Schlummer überließ.

---

2. Horchen, ein prächtiges Handwerk.

Tiefe Stille lagerte über der Stadt. Das sonst so rege und geschäftige Treiben auf den Straßen war wie ausgestorben und nur der Schritt der Ronden und Patrouillen, wie sie zu ihren Sammelplätzen zogen, hallte durch die Todtenstille. Der Tag war ruhig vorübergegangen; kein Sturm hatte die Bevölkerung erschreckt und selbst die türkischen Kanonen, die sonst in gewissen Pausen die schweren Steinkugeln gegen die Stadt sendeten, waren stumm geblieben. Es war ein den Mohammedanern heiliger Tag gewesen, der ihnen eine Fortsetzung ihres Zerstörungswerkes verbot.

So still und öde es aber auf den Gassen war, so ging es auch in den Häusern zu. Eine furchtbare Gefahr, die mit jeder Stunde dräuender wurde, lastete auf allen Gemüthern und verbannte jene Zeichen von Fröhlichkeit und Ungebundenheit, wie sie der Wiener auch in harten Zeiten gern an den Tag legt. Kein fröhliches Lied schallte in die goldene warme Abenddämmerung hinaus, kein heiteres Lachen lohnte für einen lustigen Spruch oder kecken Witz und wenn eine Mutter ihren Säugling beruhigte, so sang sie ihm kein liebliches Wiegenlied, sondern ihre bebenden Lippen murmelten Sprüchlein von der Noth und Gefahr, die schon die Wiege umgaukelten und das junge Leben bedrohten.

Die gleiche beängstigende Stille herrschte auch im stattlichen Giebelhause bei St. Jakob auf der Hülben, in dem Meister Niklas Preisberger in ruhigen Zeiten sein angesehenes Gewerbe, das eines Goldschmieds und zugleich Bildschnitzers, betrieb. Er war ein gar kunstfertiger Mann und vermochte nicht allein allerlei zierliches Schmuckwerk und feine Kettlein, wie man sie sonst nur in der fernen Venetia machte, aus Gold und Silber zu verfertigen, sondern er verstand es auch, Becher und Schüsseln mit schönen getriebenen und gravirten Schildereien aus der heiligen Historia zu versehen und wußte in gleicher Weise in Stein, Blei und Holz zu bosseln und zu schneiden.

Meister Niklas war ein vielerfahrener Mann, hatte sich in seiner Jugend lange in Welschland und Frankreich aufgehalten, war auch nach Holland und England gekommen, wo er sich nicht allein seine Kunstfertigkeit erworben, sondern auch viele Kenntnisse gesammelt hatte. Es konnte daher nicht fehlen, daß er in Wien bald zu Ansehen und Reichthum gelangte und auch in den Rath der Stadt gewählt wurde. — Er war auch gern gesehen bei Hofe und hatte manchen angesehenen Herrn in seinem Schuldbuche stehen, denn er lieh auch Gelder auf Zinsen aus, wie es ja in Welschland die Goldschmiede vielfach thun. Nicht minder war er aber angesehen bei den gelehrten Herren der Hochschule und der hohen Geistlichkeit, denn er verstand vielerlei Sprachen und verfertigte die heiligen Gefäße und den Kirchenschmuck viel schöner und kunstreicher als die übrigen Goldschmiede.

Da gab es denn stets ein eifriges Schaffen und das alte Haus war erfüllt von frischem und munterem Leben, denn in der Werkstätte des alten Meisters arbeiteten Gesellen aus allen Ländern und es war eine große Vergünstigung, wenn er einen Knaben als Lehrling zu sich nahm, von welchen sich stets mehr herandrängten, als er halten mochte. Jetzt war das anders. Die Gesellen und Lehrlinge waren entweder vor der Gefahr entflohen, oder hatten Dienste in einer der Freicompagnien genommen, die Feuer waren ausgeblasen, die kleinen Hämmer und Zangen, Löthkolben und Stanzen ruhten — wer mochte auch jetzt an Zierrath und Geschmeide denken? Aus den Arbeitszimmern erklang nicht mehr das leise Pochen und Feilen und das metallische Klirren und Klingen, das sich wie die Begleitung zu den wunderlichen Liedern ausnahm, welche die fremden Arbeiter vor sich hinsummten oder sangen.

Todt und still, wie in der Stadt war es auch im ganzen Haus und es machte diese Oede einen fast beängstigenden Eindruck auf den alten Meister, als er vom Rathhaus rückkehrend, in den schmale Hausflur trat, in dem ihn sonst die Zeichen frischen Lebens empfangen hatten. Links und rechts drückte er die Thüren auf und sah hinein, als wollte er sich überzeugen, ob Feierabend gemacht und das Feuer in den kleinen Kohlenbecken überall ausgegossen sei. Ach! Es war vielleicht für immer Feierabend in diesen Räumen, wo so viel fleißige Hände sich geregt und so viel Schönes und Kunstreiches geschaffen hatten und es war keine Gefahr, daß ein vergessenes Stückchen Kohle das Haus gefährde, für das vielleicht schon die Pechkränze gedreht waren, mit welchen die Barbaren überallhin Brand und Verwüstung trugen.

Mit einem schweren Seufzer wendete sich der alte Mann zu der schmalen gewundenen Treppe, die in das erste Stockwerk führte. Von dem geräumigen Vorhaus, in dem alterthümliche Kästen aus gebeiztem Holz mit zierlich gedrehten Säulen und Gesimsen standen, öffneten sich die Thüren zu den Wohngemächern. Ueberall dieselbe Stille, so daß man meinte, man könne das Bohren der Holzwürmer in dem alten Getäfel vernehmen. Wieder blieb der alte Mann stehen und erst als er das leise Schnurren eines Spinnrades vernahm, flog ein zufriedenes Lächeln über sein Gesicht — das war doch ein Zeichen, daß seine Häuslichkeit nicht ganz ausgestorben sei. Aber nicht lange hielt dieser Ausdruck an; als er die

knarrende Holztreppe zum nächsten Stockwerk, dem Dachgeschoß, emporstieg, lag schon wieder Kummer, gepaart mit Unwillen, auf den strengen Zügen.

Hier oben war nur eine Thüre, die zu dem im spitzen Dachgiebel liegenden Kämmerlein führte. Aus demselben tönte ziemlich vernehmlich ein Geräusch — aber es schien den Alten eben nicht zu erbauen, denn er schüttelte unwillig den weißen Kopf, als er das derbe Schnarchen vernahm. Rasch trat er auf die Thür zu und stieß sie auf.

Das war ein absonderlicher Raum, in welchen einzutreten nicht eben leicht war. Denn was in den Schränken oder auf die Stellen und Tische gehörte, lag am Boden, der von Büchern und Kleidern, Waffen und Trinkgefäßen besäet war. Neben dem Fenster stand ein breites bequemes Bett, auf dem überquer, ohne die kostbare bunte Decke wegzunehmen, mit weitgeöffnetem Maul unser Bekannter, der boshafte Jost lag, aus Leibeskräften schnarchend. Sein Pallasch sammt Wehrgehäng lag am Boden, Sturmhaube und Küraß neben ihm im Bette und einer der schweren Stiefel lag dort auf dem Tisch, den anderen hatte er noch am Fuß. Es war nicht schwer zu errathen, was ihm einen so festen Schlaf verlieh, denn am Boden neben dem Bett lag ein ansehnlicher grüner Steinkrug, wie er der herabhängenden Hand des Schläfers entfallen war, und der Rest seines Inhaltes ergoß sich auf die Dielen und füllte das Zimmer mit Weindunst.

Schwere Wolken lagerten auf der Stirne des Meisters, als er das wüste Bild betrachtete und als ein Strahl der scheidenden Abendsonne auf den trunkenen Schläfer fiel, trat er unwillig hinzu und riß ihn mit kräftiger Faust empor.

„Auf da, schlemmerischer Gauch!" zürnte der Alte. „Bist Du doch nicht werth, daß Dich des Herrgotts liebe Sonne bescheint! Ist es nicht eine Schmach zu sehen, daß nicht eimal eine so furchtbare Zeit den ekeln Kerl von seinen viehischen Gewohnheiten abbringt?"

Jost hatte erst etwas gemurmelt. Er mochte sich im Kreis seiner Zechgenossen wähnen, denn er wollte die Faust des Alten abschütteln und lallte: „Weg da, Veitl, mit Deiner plumpen Tatze — sonst schlag' ich Dir Dein eigen Zimment an den Schädel! Du willst nicht mehr aufkreiden, schnöde Küferseele? Wein her! mit dem Geld, das ich meinem alten Filz abzwacke, wird Alles bezahlt!"

„Elender Bube!" knirschte der Alte und bevor Jost noch zum Bewußtsein gekommen war, schüttelte er ihn derb und schleuderte ihn von sich, so daß Jost über einen mit den Beinen nach Oben liegenden Stuhl stolperte und unsanft auf den Boden zu sitzen kam. Mit weit geöffneten Augen starrte er vor sich hin und kratzte sich den dicken Kopf.

„Alle Wetter, Ihr seid's?!" brummte er. „Das nenn' ich mir doch einen absonderlichen Morgengruß!"

„Morgengruß?" herrschte ihm Meister Niklas zu. „Du gottverlassener Säufer, dem der Tag zur Nacht wird, und der nicht mehr weiß, ob die Sonne auf- oder untergeht!"

„Wie soll man auch die Stunden unterscheiden, wenn sie sich alle gleich sind?" höhnte Jost, der sich langsam aufrichtete, aber im Winkel lehnen blieb. „Plagt mich doch immer der Durst und mein leerer Beutel und höre ich doch stets Euer Rumoren und Schelten."

„Weiß Gott! Du solltest mich nicht mehr hören und ich durch Deinen Anblick nicht mehr erbost werden, wenn andere Zeiten wären, ich jagte Dich aus dem Hause, daß Du im Elend verkommen müßtest, oder Dich an Arbeit und Zucht gewöhnen."

„So? Ei, was für ein überaus zärtlicher Vater Ihr doch seid."

„Nenne mich nicht so! Für welche Sünden bin ich mit so einem Kinde gestraft worden, an dessen Lastern und wüsten Leidenschaften ich kein Theil habe?"

„Das hättet Ihr mit der Frau Mutter ausmachen sollen," rief mit frechem Lachen Jost.

„Schweig', Verworfener! Fast möchte man dem Herrn dafür danken, daß er sie zu sich genommen, bevor sie sehen mußte, welch' einem Bösewichte sie das Leben gegeben hatte!"

„So hat jedes üble Ding auch was Gutes!" warf Jost ein. „Ich hab' mir das früher gedacht; denn, wenn es den Türken nicht gefiele, unsere Stadt zu berennen, wäret Ihr im Stande, mich hinauszujagen."

„Und wer weiß, was noch geschieht!" drohte Meister Niklas. „Nicht Deinetwegen, sondern nur weil ich fürchte, daß Du in so schweren und bedrohlichen Zeiten durch Deine Verworfenheit auch noch das gemeine Beste gefährden könntest, lasse ich Dich noch im Hause."

„Ist es denn schon so eilig, daß ich Platz mache?"

„Wie meinst Du das?"

„Nun, ich dachte nur — girrende Tauben nisten auf den Dächern und da wäre wohl mein Kämmerlein so recht für Monika und ihren überaus tugendsamen Galan, den hochgelehrten Magister Anselmus."

„Wollte Gott, der Himmel hätte mir an Dir einen Sohn gegeben, dessen sich der Vater so rühmen könnte!" rief Meister Niklas schmerzvoll.

„Oho! Ihr haltet den Kriecher ja so wie Euren Sohn und habt ihm von Altersher mehr zugewendet, wie dem eigenen Fleisch und Blut!"

„Was ich an ihm gethan — aus Barmherzigkeit und Christenpflicht," sagte der Alte nach einer Pause düster, „das hat er mir reichlich vergolten durch Fleiß und Tugendlichkeit. Nennt man ihn nicht trotz seiner Jugend überall wegen seiner Gelehrsamkeit und ist er nicht ein Muster an Anstand und feiner Sitte? Ehrt es nicht auch mich, daß er schon jetzt Magister an der altberühmten Schule zu Sanct Stefan ist und wird er nicht gewißlich auch noch Doctor und Lehrer an unserer hohen Schule werden? — Und wie beweist er sich jetzt wieder mannhaft und tapfer in dieser schweren Prüfungszeit?"

„Nur zu!" rief Jost erbittert. „Lobt Ihr doch den Drucker und Schmucker, als wär's ein Stück von Euch! Hm! — Dünkt mir doch — er sähe Euch ähnlicher, als ich!"

„Bursch, wahre Deine Zunge, sonst könnte sich manches wenden, wie Du es noch nicht ahnst! — Wohl hab' ich an ihm nichts als Freud' und Ehre erfahren, was aber dagegen an Dir? Als ich Dich mein kunstreich und edel Gewerbe lehren wollte, erwiesest Du Dich taub und ungeschickt, boshaft und schlecht. Unter Deinen plumpen Händen zerbrachen die kostbaren Ringlein und Stäbchen und wo Du Deine Finger ansetztest, da wurde aus dem schönsten Model eine häßliche Mißgestalt; selbst konntest Du nichts schaffen und verdarbest aus neidischem Herzen die Arbeit Anderer — mir aber enttrugst Du an Gold und Silber, so viel Du nur erlangen mochtest."

„Ist Euch doch noch immer genug geblieben," schaltete Jost frech ein.

„Schon damals meintest Du, ich zöge den Anselm, den Betteljungen, wie Du ihn nanntest, vor," fuhr Meister Niklas unerbittlich fort — „und so gab ich Dich denn auch in die gelehrte Schule. Aber was Du in der Werkstätte warst, bliebest Du auch dort: faul und — schlecht! und wenn Du trotzdem weiterkamst, und endlich auch die hohe Schule besuchen konntest, hast Du es nur dem Betteljungen zu danken, der für Dich arbeitete und Dir eintrichterte, was doch sonst nie in Deinen harten Schädel gegangen wäre. Freilich hast Du auch andere Sachen gelernt, von welchen er nichts wußte: Schlemmen und Saufen, Ludern und Raufen und wenn man die Zügellosesten unter den Studenten nannte, da stand stets des Meisters Preisberger Söhnlein obenan. Und wie treibst Du es jetzt, wo auch

der Verdorbenste in sich geht ob der allgemeinen Bedrängniß? Widerwillig und lässig leistest Du die Dienste, und ich muß schier bereuen, daß ich Dich dazu gezwungen, denn leichtlich kann aus Deiner Unlust unabwendbarer Schaden entstehen! Dein Lotterleben dauert fort, und wenn Du nicht mit Deinen wilden Genossen tollst und pokulirst, so verunehrst Du mir mein ehrbares Haus auf jede Weise!"

„Macht's doch nicht so arg," sagte Jost verdrießlich, während er auf den umgestürzten Krug blickte. „Wenn man von der Wache kommt, wo Sonnenbrand und Todesangst die Haut gedörrt, wird man sich wohl die Kehle letzen können und dem Hause sieht es auch Niemand an, daß die Diele Wein verkostet hat."

„Nicht das meine ich," entgegnete der alte Goldschmied ernst, „obwohl es sich nicht ziemt, so mit der edlen Gottesgabe schlemmerisch zu verfahren, die schon gar kostbar ist und nur zur Stärkung der Ermatteten, zur Heilung der Bresthaften verwendet werden sollte. Noch Anderes und Aergeres aber treibst Du — Du stellst der Monika nach und bedrängst sie in unehrbarer Weise. Sie hat mir's nicht geklagt — denn ein ehrbares Mägdlein gesteht so was kaum den wahren Eltern; sie aber hat keine und ich habe mich stets als ihren Vater betrachtet. Ich habe gestern gehört, in wie unziemlicher Weise und wie frech Du in sie gedrungen — als Du den Morgenimbiß nahmst, bevor Du auf die Wache gingst. Ich habe verlernt, von Dir Besserung zu erhoffen, aber ich sage Dir, laß mir die Dirne ungeschoren und schone meines Hauses Ehrbarkeit! Magst Du Dein schmählich Leben sonst wo fortführen, — in diesen Wänden aber soll Zucht und Sitte herrschen. Du kennst mich — und daß ich Mittel zu finden wüßte, Deinem Treiben Einhalt zu thun!"

„So gebt mir die Monika zum Weib!" sagte Jost trotzig. „Oder habt Ihr sie, wie euer Gut und Geld, auch dem Schleicher, dem Anselm bestimmt?"

„Ich maße mir nicht an, über eines andern Menschen Neigung zu schalten und wenn sie wirklich Jenen lieb gewonnen hätte, wie sie Dir nur Abgunst zeigt, — ich kann sie darum nicht schelten. Vor Dir und Deinen rohen Lüsten soll sie Ruhe haben, — das merke Dir und um es Dir zu sagen, war ich da."

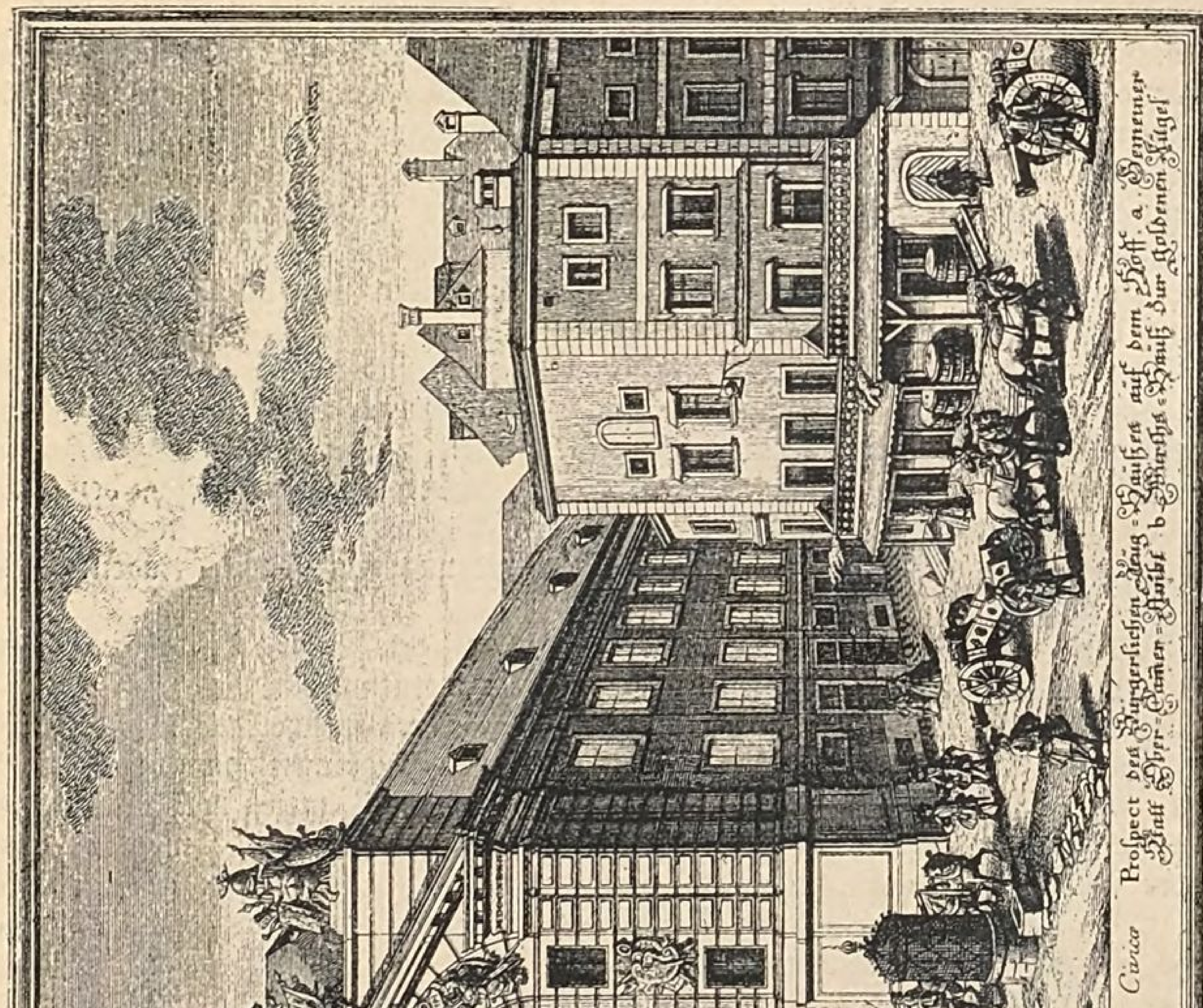
Ohne dem Sohn weiter einen Blick zu schenken, wendete sich der Alte um und verließ mit festem Tritt das Gemach.

Jost warf ihm einen höhnischen Blick nach, kraute sich im Kraushaar, hob den Krug auf und ließ die letzten Tropfen in seine Kehle rinnen.

„Wenn sie nur Alle wüßten," brummte er zum Fenster tretend, „wie nahe sie mir mit all' diesen Hetzereien die bösen Gedanken bringen! Den Kopf wüst, ein brennendes Verlangen nach der blonden Dirne, die Taschen ausgefegt, wie eine Kirche nach dem Gratias, gehöhnt und gelästert von allen Seiten — so sieht es aus! Wär' es da zu wundern, wenn ich den Locktönen folgen würde, die Rubatto so süß zu pfeifen weiß; fünftausend Goldgulden — ah! ein schweres Geld, vielleicht mehr als mein ganzes Erbe beträgt, sollen mein sein, wenn ich den Türken dazu behilflich bin, daß sie sich der Löblbastion bemächtigen — aber dann ist auch die Stadt verloren und das ist denn doch ein schimpflich Ding! Wer weiß, ob die Heidenhunde auch Wort halten und mir nicht statt des Geldes einen hänfenen Strick reichen! Das Geld müßte früher gezahlt werden und dann — o in dem Rumor ließe sich wohl auch manch' anderes Pländchen ausführen, zum Exempel: dem Allerweltshelden Anselm das schurkische Genick brechen und die weißwangige Monika kirr machen! Es ist aber doch ein eigen Ding seine Vaterstadt zu verrathen und so viele Leute den Krummsäbeln auszuliefern! Nein — es geht doch nicht — der Alte macht wohl mit seinen Drohungen auch nicht Ernst."

Der Schall von Schritten auf der Straße machte ihn aufmerksam und er blickte vom Giebelfenster hinab auf die dämmernde Gasse.

„Hollah!“ brummte er, „was mag der hochgelehrte Herr Doctor Triphorius bei uns suchen; ist doch niemand krank, dem er mit seinen Salben und



Der Hof mit dem Gasthaus „zur goldenen Kugel,“ wie solches 1683 gewesen. (Seite 940.)

Schmierereien in's Jenseits helfen sollte und dahinter kommt gar der Rechtsverdreher Herr Spandolf und mit ihm des Vaters Seelenbesserer, der Pater

Placidus von den „unteren Predigern" (Dominicanern). Was mag das bedeuten? Sind doch alle Fakultäten schier vertreten bei diesem Consilium! Sollte der Alte Testament machen oder sonst Richtigkeit pflegen mit seinem Gut? Da muß ich doch auch dabei sein."

Rasch streifte er seinen zweiten Stiefel ab, drückte vorsichtig die Thüre auf und huschte hinaus. Von der Treppe führte ein kleines Fenster auf das steile Dach des Hintergebäudes, das kein Stockwerk hatte. Mit einer katzenartigen Gelenkigkeit, die man dem robusten Körper nicht zugetraut hätte, schwang er sich hinaus, ließ sich am Dache behutsam abwärts gleiten, bis er in gleicher Höhe mit dem ersten Stockwerk des Vorderhauses kam. Nun kroch er seitwärts, bis er ein kleines Fenster erreicht hatte, wie sie in alten Häusern in Erkern und Nischen angebracht sind und das in des Vaters Zimmer führte.

Schon war die weitbauchige Messinglampe entzündet, die ihren röthlichen Schein auf die schwarze Täfelung und die festen Schränke aus Eichenholz warf, auf welchen allerlei kostbare Geräthe und Curiositäten standen, wie sie der Meister von seinen Reisen heimgebracht hatte. Um den schweren runden Tisch, den eine prunkvolle flandrische Decke verhüllte, saßen die Besucher und vor ihnen stand, mit fester aufrechter Haltung, aber Zeichen der Erregung im Gesichte tragend, der alte Preisberger.

Deutlich konnte der Horcher, welcher sich an den Schindeln des morschen Daches anklammerte, die tiefe Stimme des Vaters vernehmen.

„Und dieweil es sich in sothaner schlimmer Zeit, in welcher mehr als je die nächste Minute in des Herrn Hand steht, für jeden sorgsamen Hausvater wohl geziemt, daß er Vorsorge für sein Gut trifft, habe ich Euch, meine hochansehnlichen Herren und liebwerthesten Freunde zu mir berufen. Freilich ist es möglich, was Gott der Allmächtige aber gnädiglich verhüten möge — daß unsere gute theuere Stadt in die Hände des grimmigen Erbfeindes fällt und dann möchte wohl meine Vorsicht vergeblich und meinem irdischen Gut eine böse Zukunft beschieden sein. Aber es ziemt sich an der Gnade des Herrn festzuhalten und so will ich denn Euch, meine lieben Herren und werthen Freunde, mittheilen, was ich auch hier zu Papier gebracht und Ihr mir als Zeugen meines letzten Willens bekräftigen sollt."

Die drei Herren gaben ihre Zustimmung durch ein würdevolles Kopfnicken zu erkennen, das Pater Placidus, ein wohlbeleibter Herr in weiten schwarzen Talar, auch den frommen Anspielungen des alten Goldschmiedes gespendet hatte.

Dieser zog ein zusammengefaltetes Papier hervor, legte es auf den Tisch und fuhr dann fort:

„Sündhaft und unvollkommen ist der Menschen Wesen allzumal und auch ich habe mein gemessen Theil an der allgemeinen Fehlhaftigkeit. Ich muß dies heute vor Euch, hochansehnliche Herren, bekennen und habe es auch da zu Papier gebracht, damit das, was ich bestimme und verordne, auch ordentlich begründet und bekräftiget werde. Es ist Euch, schätzbarste Gönner und Freunde, leider nicht unbekannt, daß mein Sohn, der Jost, nicht so geartet ist, wie es ein Vater wohl wünschen muß und ich kann seinen Händen das Haus, das ich gegründet und das Gut, das ich in ehrlicher Müh' und Arbeit erworben, nicht in der Zuversicht anvertrauen, daß es bewahrt und in Ehren gehalten und vermehrt werde, so lange es der himmlischen Gnade gefällt. Es ist ein bitterer Gedanke, daß der Erwerb eines thätigen langen Lebens in einem kurzen Lotterthum vergeudet und an schlechte Menschen verschleudert werden soll. Ich habe aber nicht blos diesen einen Sohn, sondern auch einen zweiten — das ist mein Fehl und meine Sünde und es mag wohl die Strafe des Himmels sein, wenn der, auf den mein Name übergeht, ihm so wenig Ehre macht."

Ueberrascht blickten die Herren auf den Goldschmied, der mit gesenkten Augen vor ihnen stand. Jost stieß bei dieser unerwarteten Kunde einen halblauten Ausruf aus und wäre bald vor Verwunderung vom Dache herabgeglitten. Kaum konnte er sich mit aller Anstrengung noch anklammern, um weiter zu hören, was der alte Herr seinen Berathern eröffnete.

„Ich hatte meine verstorbene Frau herzlich lieb, aber — war es mein heißes Blut und angeborne Sündhaftigkeit oder wirkten noch die lockeren Sitten nach, wie ich sie in Welschland und unter den Franzosen gesehen — ich fand neben ihr noch an anderen schönen Frauen viel Gefallen. Da lebte nun vor ungefähr dreißig Jahren hier ein armer Mann, ein Tafelmaler, den ich öfters beschäftigte, er war ein sonderbarer Kautz und konnte gar schöne Schildereien machen, aber er war nicht zu bewegen, sie zu verkaufen. Erst wenn der Hunger drängte, arbeitete er für Geld und da schien ihm dann seine Kunst zu versagen und sein Pinsel brachte nichts Rechtes zuwegen. Der Alte hatte eine einzige Tochter — ah! was soll ich Euch lange von meiner Schuld erzählen, liebwerthe Herren — sie war schön und ich warf meine begehrlichen Augen auf sie und umgarnte sie mit süßer Rede und Trug, bis sie mein war. Als der Alte ihre Schande erfuhr, verfluchte er sie, verbrannte all' seine Gemälde und verschwand spurlos. Ich sorgte mit großer Heimlichkeit für sie, konnte ihr aber doch nicht verbergen, daß sie nie mein ehelich Weib werden könne und ich sie betrogen habe. Sie machte mir keine Vorwürfe, klagte nicht und jammerte nicht, aber ihr Herz war gebrochen, sie siechte dahin und kurz nachdem sie einem Knäblein das Leben gegeben, starb sie."

Theilnehmend schauten die Zuhörer auf den alten Mann, dessen Stimme bebte und über dessen Wangen einzelne schwere Zähren rannen.

„Ich gab das Kind zu braven Leuten und ließ es sorgsam erziehen. Um meinen Sohn aus der Ehe nicht zu schädigen, wies ich den Gedanken von mir, jenen in mein Haus zu nehmen und für mein Gewerbe zu bestimmen. Hätte ich es doch gethan! Wie mit jedem Jahre mein Jost trotz aller Mühe immer mehr Laster und Unarten zeigte, und aufwuchs, wie ein innen und außen verkümmerter und morscher Weidenstumpf, so daß ich mich seiner schier schämen mußte, so gedieh mein anderer, dessen ich mich nicht laut rühmen durfte, wie ein starker Stamm, gesund im Mark, schlank im Wuchs und reiche Früchte verheißend."

Jost fühlte, daß er sich in seiner jetzigen Lage nicht lange mehr werde festhalten können, aber er spannte seine letzten Kräfte an und horchte, um die Bestätigung dessen zu hören, was er schon ahnte.

„Dieser Sohn nun lebt — er ist Euch, hochgeehrte Herren, auch wohl bekannt und von Euch geschätzt — es ist der Magister Dill! — Er soll mein Erbe sein — denn er wird mein Gut würdig verwalten und zur Ehre Gottes, zum Ruhm der Wissenschaft und dem Nutzen seiner Mitmenschen verwenden. Mein Sohn Jost aber — dem es ja auch kein Heil brächte — soll keinen Theil daran haben, sondern ich bestimme ihm nur, so lange er lebt, ein Jahrgeld von vierzig Goldgulden. Das wird ihn vor der äußersten Noth, der er gewiß anheimfallen wird, bewahren und" —

Jost vermochte sich nicht mehr festzuhalten, auch hatte er genug gehört. Er ließ sich langsam vom niederen Dach herab und kam ziemlich geräuschlos auf dem Boden des Hofraumes an. Einen Moment blieb er stehen, denn die Wuth drohte ihn zu ersticken, und mit verzerrter Miene schüttelte er drohend seine Faust nach oben, wo der röthliche Lichtschein aus dem kleinen Erkerfenster brach.

Endlich schüttelte er sich, als wollte er sich von dem letzten Bedenken befreien, und schlüpfte von rückwärts in den Hausflur, um unbemerkt in sein Zimmer zu gelangen. Aber leise Stimmen schlugen an sein Ohr, — er blieb stehen und schlich dann vorsichtig zu der Thüre eines Gemaches, wo allerlei Vorräthe

aufbewahrt wurden, und sich Monika oft mit dem Leinen zu schaffen machte. Er sollte noch einmal den Horcher machen, — und wieder war es ihm beschieden, Unangenehmes zu hören.

„Holdselige Monika," hörte er Anselm mit zärtlichem Ton sagen, „wohl ist es eine wenig paßliche Zeit, um von Liebe und Wünschen für die Zukunft zu reden. Weiß doch niemand, ob nicht ein grauses Verhängniß über uns alle hereinbricht und unsere Hoffnungen und Wünsche zerschmettert. Aber gerade in der Zeit der Gefahr ist es ja für das Weib gut zu wissen, daß sich ihm ein Arm zu Schutz und Stütze bietet, und der Mann mag aus dem Bewußtsein, auch für sein Theuerstes zu kämpfen, neuen Muth und Kampfesfreude ziehen. Darum habe ich dem, was mein Aug' ja schon lange nicht mehr verbergen konnte, jetzt auch Worte geliehen und Euch meine Liebe gestanden. Und wenn ich Euch, theuere Monika, damit nicht erzürnt, wenn Ihr mir — wie ich kaum zu hoffen wage — auch ein wenig geneigt seid, so" —

„Ach, mein lieber, guter Anselm, ich habe Euch von Herzen lieb, schon lange, und ich denke, Ihr müßt es ja auch an meinen Augen abgelesen haben," ertönte schüchtern, aber mit der vollen Innigkeit überquellenden Gefühls eine klare Mädchenstimme.

„Wie glücklich macht Ihr mich, mein Kleinod!" rief Anselm entzückt. „Fast vergesse ich in der Wonne des Augenblickes, wie wenig glückverheißend die Zeit unserer Verlobung ist. Freilich ahnte ich es, daß Ihr mir gut seid, — aber ich mochte es mir selbst nicht glauben und wollte es von diesen süßen Lippen hören. Kommt zu Eurem guten Pflegevater, — es ziemt sich, daß er es erfahre."

„Nicht jetzt," wehrte das Mädchen ab. „Es sind mehrere Herren bei ihm, Doctor Triphorius, der Stadtanwalt Schandolf und auch ein geistlicher Herr — sie berathen in seinem Zimmer."

„Aber mir ist es auch recht," fügte sie stockend bei, „daß er gleich erfährt, wie es mit mir ist, denn dadurch wird sich auch ein Mittel finden lassen, dem Jost zu wehren, der mir immer nachschleicht und unziemlich begegnet."

„Der elende, verdorbene Gauch!" brauste Anselm auf. „Wie mag der wüste, lasterhafte Mensch nur sein Auge zu Eurer Reinheit und Holdseligkeit erheben? Ich werde ihn zur Rede stellen, er" —

„Ach nein, liebster Anselm, laßt das!" bat ängstlich das Mädchen. „Er führt ohnehin immer so lästerliche und drohende Reden, — auch über Euch und möchte Euch in seiner Rachsucht und Bosheit einen heimtückischen Streich spielen. Wenn er erfährt, wie es mit uns ist, wird er einsehen, daß er nichts mehr zu hoffen hat, und sich beruhigen."

Jost hatte auch hier genug gehört, und er wollte den Besuchern seines Vaters nicht begegnen. Eilig schlüpfte er die Stiege hinauf und in sein Kämmerlein. Dort schöpfte er ein paarmal tief Athem und sagte dann halblaut:

„Also so steht's?! Unten girren die Täubchen und lästern über mich, die Dohle, und oben heckt mein zärtlicher Vater den Plan aus, mich zu Gunsten seines Bankerts um mein rechtmäßiges Erbe zu bringen! Oho! wir wollen doch sehen, ob ich nicht ohne Advocaten zu dem komme, was mir gebührt, und Euch — ei, es ist möglich, daß Ihr eine Hochzeitsfackel habt, die von allen Dächern dieser Stadt loht! Wie Ihr mir mitspielen wollt, so soll Euch gegeigt werden! Fort mit den Bedenklichkeiten und zu Rubatto, — als eine kleine Abschlagszahlung kann ich ihm ja mittheilen, was ich heute früh erlauscht. Das Horchen ist ein prächtiges Handwerk!"

Eine Filzkappe auf das Haupt drückend und den schweren Hieber umschnallend, verließ Jost wieder das Zimmer und eilte flüchtigen Schrittes über die Treppe und die Flur zum Hause hinaus.

---

3. Geplanter Verrath.

Eilfertig huschte die untersetzte Gestalt Jost's durch die menschenleeren Straßen. Noch in unserer Zeit genießt Wien den Ruf, daß es im Vergleich zu anderen Städten das wenigst lebhafte Nachtleben habe und die für eine Großstadt nachgerade wirklich etwas sonderbare Sperrstunde mit dem steuerheischenden Hauscerberus widerspricht dem gewiß nicht. In früheren Zeiten aber brachte man dieses Ruhebedürfniß noch energischer zur Geltung, und noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts wurden die Stadtthore im Winter um vier oder fünf Uhr Abends, im Sommer um eine oder zwei Stunden später gesperrt, so daß der Verkehr zwischen Stadt und Vorstädten gehemmt oder doch wenigstens mit allerlei Beschwerlichkeiten verbunden war. Nicht minder wurden die Schankwirthschaften verhalten, zeitlich zu sperren, „um Schlemmerei und allen anderen Uebelstank nicht aufkommen zu lassen," wie es in einer Verordnung des Stadtrathes heißt. Eine Verordnung Kaiser Leopold's I. aus dem Jahre 1680 besagt: „Die allzu häufig verwilligten Bier- und Trinkstuben, da die Müßiggänger und andere bis in die späte Nacht dem Sauffen und dem liederlichen Leben abwarten, sodann in Händel, Mord und Todtschlag gerathen, sollen von Michaeli bis Georgi über halb sechs Uhr nicht offen gelassen, noch einiges Getränk darinnen oder über die Gasse ausgeschänkt werden."

Mitfühlend ist aber wohl zu bedenken, daß eine solche drakonische Verfügung in jenen Zeiten nicht die traurige Folge hatte, die biederen Wiener den Qualen ungestillten Durstes auszusetzen, da fast in jedem Haus ein leidlich gefüllter Keller war, viele Bürger selbst Weingärten besaßen, und das Bier für den „Haustrunk" in vielen Wirthschaften selbst gebraut wurde. Endlich hatten alle diese strengen Maßregeln den gewöhnlichen Erfolg: Die Schänken, wo ehrbare Leute hie und da ein Gläschen mehr tranken, als gerade nöthig war, hielten sich an die Sperrstunde, — dagegen gab es genug verborgene Spelunken, in welchen bis zum Hahnenschrei poculirt und getollt wurde und unter deren Heimlichkeit sich auch noch ganz anderes lichtscheues Gelichter zusammenfand als weinselige Zecher.

Selbstverständlich handhabte man während der Belagerung diese Vorschriften noch viel strenger, um Unordnungen hintanzuhalten, Krankheiten zu verhüten und allfälligem gefährlichen Gesindel keine Schlupfwinkel zu gestatten. Die meisten Schänken hatten selbst gesperrt, da das letzte Faß bis zur Neige geleert war, und wo man noch zu trinken bekam, da bestimmte der Rath den Preis und die Stunden.

Zur Zeit, als Jost durch die Straßen eilte, hatte das „Bierglöcklein" schon lange geläutet, und alle Tavernen waren geschlossen. Um sich aber am schönen Sommerabend zu ergehen, waren die Zeiten nicht, und mochte es im Innern der Häuser wohl auch angenehmer sein als in den dunstigen, schwülen Straßen. So kam es, daß er niemanden begegnete als einzelnen Patrouillen der Bürger, die ihn scharf in's Auge faßten, aber zu kennen schienen und unbehelligt ließen. Auf den Plätzen standen die Bereitschafts-Piquets, welche bestimmt waren, auf den ersten Allarm an die bedrohte Stelle zu eilen; die Bürger oder Soldaten standen in Gruppen beisammen und plauderten, oder sie hatten sich auf den harten Boden gebettet und schlummerten.

Bald tauchte Jost in das Gewirr krummer und enger Gäßchen ein, welches zum Salzgries führte, und auf der Marienstiege hielt er vor einem alten, finsteren Haus an. Nachdem er, vorsichtig herumblickend, sich versichert hatte, daß niemand in der Nähe sei, trommelte er mit den Fingern in eigenthümlicher Weise an ein vergittertes Fenster neben dem Hausflur. Es dauerte lange, bis sich aus dem Innern ein Lebenszeichen hörbar machte; der Hüter der Pforte mochte wohl

geschlafen haben, denn ein Gähnen unterbrach die nicht sehr artige Frage, wer draußen sei?

„Mach' auf, alter Dickhäuter," knurrte Jost ungeduldig, „sonst schlag' ich Dir mit Deinem eigenen Schlüssel den dummen Schädel ein!"

„Da muß man aber erst herinnen sein," zischelte die Stimme boshaft, — „und ich wäre ein Narr, aufzusperren, wo man so wenig höflich anklopft."

„Himmel-Element!" schalt Jost mit gedämpfter Stimme. „Hast Du das Zeichen nicht gehört? Oder soll ich Dir's mit dem Schwertknauf auf die Ohren trommeln? Kennst Du mich denn nicht oder hast Du den Schnabel zu tief in die Weinkufe gesteckt?"

„Alle Wetter! Jost, mein Söhnchen, Ihr seid's! Gleich, gleich — ich dachte, Ihr stündet heute wieder auf dem Wall und wartet, bis die Weinverächter Euch die Kehle abschneiden!"

Ein gewaltiges Rumoren mit Schlössern, Stangen und Ketten begann, dann öffnete sich die niedere Thüre kaum so weit, daß Jost sich durchzwängen konnte. Obwohl es stockfinster war, schien er sich doch trefflich orientiren zu können, denn ohne den Alten, der schwatzend und kichernd wieder zuschloß, weiter zu beachten, schritt er im engen Gange vorwärts und stieß dann eine Thüre auf, hinter welcher eine von verglimmendem Kienspan schlecht erleuchtete Treppe nach abwärts führte.

Diese Stiege mündete in einen feuchten, dumpfigen Gang, der die einzelnen Kellergewölbe von einander schied. So dunkel er auch war, so wies doch das Gejohle und wüste Lärmen einer Zechgesellschaft den Weg zu einer der niederen Bohlenthüren. Jost machte sie auf und trat in ein ausgebreitetes Kellergewölbe. Ein widriger Geruch, gemengt aus feuchtem Moder und Weindunst, schlug ihm entgegen, und von den unbeworfenen Wänden und der Gewölbdecke rieselte es in ekeln, grünlich schillernden Streifen herab, oder der Schimmel bildete Fetzen grauen Gespinnstes. Dieser so wenig einladende Raum war nothdürftig erhellt durch einen qualmenden Docht, der einfach durch einen Klumpen geschmolzenen Unschlittes gezogen war und in einem zerbrochenen irdenen Topf steckte. Weniger für die Erhellung wirkte diese Vorrichtung, als dadurch, daß sie den üblen Gerüchen einen neuen beigesellte, und so verdiente sie den Namen einer „Funze" (von dem alten fun, Feuer, abgeleitet) nach jeder Richtung.

Im Hintergrunde des Kellers lagen einige mächtige Stückfässer, umgeben von einem Gewirr vermoderter Faßdauben, Reifen und Weinkufen. In einer Ecke aber stand ein roher Tisch, umgeben von ungeschlachten Bänken und Stühlen und besetzt von mächtigen Zinnkrügen und Bechern, die so narben- und beulenreich waren, wie die Sturmhaube eines Landsknechts und gewiß schon in mancher Balgerei zum Wurfgeschoß gedient hatten oder auf den Schädel des Gegners niedergesaust waren.

Eine nicht zahlreiche, aber auserlesene Gesellschaft, ganz passend für den Raum, saß um den Tisch. Es waren nur sechs Männer, aber — bis auf einen darunter — konnte jeder derselben als Typus eines wüsten und rohen Schlemmers gelten. Die gedunsenen Gesichter mit den stieren glänzenden Augen und verfilzten wirren Haaren, das sinnlose Brüllen und Lachen, die unbeholfenen und eckigen Bewegungen, die verwahrloste, nicht ärmliche, aber verlotterte Kleidung — all das zusammengenommen, machte aus jedem einzelnen ein Bild menschlicher Gesunkenheit.

Nur ein Mann saß nachdenkend am Tisch; er stimmte nicht in den Tumult der übrigen ein, warf nur hie und da ein scharfes Wort dazwischen und ließ seine beobachtenden Blicke unablässig lauernd über die Genossen schweifen. Er war einfach, aber nett gekleidet, und über das schwarze Wamms schlug sich ein steifer weißer Kragen mit zierlich gesteppten Säumen. Die dunkle Farbe seines hageren Gesichtes wurde dadurch noch mehr gehoben und erschien wie gelbbraunes altes

Leder. Ein sorgfältig gestutzter Knebelbart bedeckte die Lippen; er war, wie die buschigen Brauen über den kleinen, wie kalter blanker Stahl blitzenden Augen und das straffe, kurzgeschorene Haupthaar, schwarz, jedoch schon von weißen Fäden durchzogen.

Er war der einzige, welcher das Oeffnen der Thüre bemerkte, und über seine harten Züge lief, als er Jost erblickte, ein Strahl der Befriedigung, so daß man wohl merken konnte, daß er ihn erwartet habe.

Erst als der Neuankömmling hart zum Tische trat und einen der Zecher, der nach seiner Kleidung und unförmlichen rothblauen Nase das Amt des Küpers mit Ehren versah, derb auf die Schulter schlug, bemerkte man ihn und begrüßte ihn mit wüstem Gejohle — in welches der schwarze Mann nicht einstimmte, sondern Jost nur zunickte.

„Hollah!" schrie der Rothnasige und versuchte seine vom Wein schwimmenden Aeuglein weit aufzureißen. „Du bist's, Jost? Glaubte ich doch, Du werdest nicht mehr kommen! Und wenn Du kein Geld gebracht hast, wäre es uns besser, Du wärest fortgeblieben, denn traun! Du bist schon hinter der Thüre angekreidet, daß ich den Thürstaffel erreicht habe."

Ein tobendes Gelächter belohnte diese Rede, die aber Jost nicht recht zu behagen schien.

„Halt Dein Maul, altes Weinfaß und schenke ein," sagte er mit mühsam verhehltem Ingrimm, sein Schwert abgurtend. „Willst Du warten, bis Dir die Türken Deinen Wein ausrinnen lassen?"

„Oho!" rief ein anderer von der Gesellschaft, „dahin ist es noch lange — die Bluthunde sollen nicht herein, und schon naht das Reichsheer, um sie wegzufegen. Und sollte es auch so weit kommen, so wollen wir doch als gute Christen und wackere Zecher diesen Keller so lange vertheidigen, als noch ein Tropfen in den Fässern ist."

„Gebt nur fein Acht!" sagte Jost höhnisch, „daß nicht früher noch der Stadtrath von der Wirthschaft hier erfährt und Euch die Scharwache über den Hals schickt. Da hülfe Euch die Christlichkeit wenig!"

„Was redest Du da?" lallte der trunkene Schenke erschrocken. „Wolltest Du selbst den Angeber machen, schändlicher Kerl? Das wäre der Dank dafür, daß Du Dich hier auf Borg vollgesogen, wie ein Schwamm! Wollte ich doch, ich hätte Dir den ersten Becher vergiftet, den ich Dir gereicht! Und eingeschenkt wird trotzdem nichts — und müßte ich Dir mit der Kufe Deinen verrätherischen Schädel einschlagen!"

Ein wüstes Durcheinander erhob sich. Ein Theil der Zecher stimmte dem Wirth zu, ein anderer nahm Jost's Partei und dieser selbst fuhr ergrimmt auf seinen Beleidiger los und schien nicht übel Lust zu haben, mit dem Schwertknopf auf dessen Kopf loszuhämmern.

Aufmerksam hatte der Hagere die Vorgänge beobachtet und sie bis zu einem gewissen Grad gedeihen lassen. Dann stand er auf und trat zwischen die Streitenden, mit der einen Hand Jost an der Schulter erfassend, die andere abwehrend dem Küper entgegenstreckend, der einen großen halbgefüllten Zinnkrug schwang.

„Eh' eh'!" sagte er gelassen mit besonderer metallisch klingender Stimme, „seien doch die werthen Herren klug! Wir sind doch da beisammen, zu trinken, zu singen und der schweren Zeiten zu vergessen, nicht aber uns den Schädel einzuschlagen — das kann man heutzutage haben überall."

Der kleine Mann schien eine beträchtliche Gewalt über die streitenden Theile zu besitzen, denn sie ließen von einander ab; der Wirth ließ den Krug wieder sinken und Jost setzte — obwohl noch fluchend und brummend — sein Schwert zur Seite.

„Ihr seid ein guter Hausvater, Signore Vito," fuhr der Italiener fort, „aber mit unserem amico Josto da, braucht Ihr es nicht so genau zu nehmen — er ist gut und kann zahlen noch mehr, als mit was er an Eurer Thüre steht. Er ist ja selbst ein gefälliger Mann und hat mir vorige Woche dargeliehen drei Goldgulden, die ich ihm jetzt con mille grazie (mit tausend Dank) rückerstatte."

Verwundert blickte Jost auf und wechselte mit dem Hageren einen raschen Blick. Indessen nahm er die gereichten Goldstücke, von welchen er eines auf den Tisch warf.

„Da, filziger Veit," schrie er prahlerisch; „nimm das vorderhand und jetzt aber füll' mir einen tüchtigen Krug — nicht mit Deinem gewöhnlichen Gesöff — — so aus Essig und Syrup besteht, im Hals kratzt und den Kopf beschwert, sondern aus dem Mutterfaß, in das Du Deinen eigenen Schnabel tauchst!"



Bischof Leopold Kollonitz. (Seite 940.)

Brummend verschwand Veit im Hintergrund des Kellers und stellte bald darauf einen stattlichen Humpen vor Jost, der mit einem langen Zug zusprach, sich schmatzend die Lippen leckte und den Wein dem Italiener bot. Dieser nahm einen kleinen Schluck, lobte das Getränk überschwänglich und erbat sich die Erlaubniß, die werthen Freunde mit einigen Mäßlein dieses erlesenen Traubensaftes bewirthen zu dürfen, damit sie, wie er sagte, auf das Gelingen einer einträglichen Speculation, die er unternommen, trinken könnten.

Natürlich wurde dieses Anerbieten mit lautem Jubel angenommen. Veit schleppte die vollen Kannen herbei und das Gelage nahm einen noch lärmenderen Fortgang, wie früher, wobei man nicht unterließ, mit kräftigen Zügen auf das Wohl des freigebigen Herrn Rubatta und das Gedeihen seiner Unternehmung zu trinken.

Der Italiener hatte Jost einige Worte zugeflüstert und bei der Erwähnung der Speculation bedeutsam zugenickt.

Von dieser Zeit enthielt sich Jost, so schwer es ihm auch wurde, so viel als möglich des Trinkens, verfolgte dagegen mit Ungeduld die Zeichen des steigenden Rausches bei den anderen Zechern. Aber es dauerte lange, bis diese vor den Weindünsten die Waffen strecken mußten und Stunden vergingen, oft noch mußten die Kannen gefüllt werden, bis sie einzeln unter den Tisch sanken, oder den Kopf auf die Arme gestützt, schnarchten. Und auch dann noch hielt Veit aus, bei welchem selbst genaue Bekannte nie recht bestimmen konnten, ob er trunken oder nüchtern sei. Endlich blieb er im Winkel bei den Fässern liegen und sein Schnarchen tönte schwer in den Chor der übrigen Schläfer hinein.

Vorsichtig schlich Rubatta von Einem zum Andern, um sich zu überzeugen, dann faßte er Jost am Arm und zog ihn in eine ferne Ecke.

„Nun, caro Josto," sagte er flüsternd, „habt Ihr Euch die Sache schon überlegt?"

„Ja," entgegnete dieser so bestimmt, daß der Italiener überrascht aufblickte.

„Nun — und wie habt Ihr Euch entschieden?" frug er begierig.

„Ich habe Manches erlebt," entgegnete Jost mit dumpfer Stimme, „was mich Eurem Antrag geneigter macht und — ich will ihn erfüllen. Aber wartet!" wehrte er die freudige Bewegung des Italieners ab — „es ist eine kitzliche Geschichte und ich will Sicherheit nach allen Seiten. Ich kann Euch heute schon allerhand mittheilen, was Euren Freunden da draußen nicht ohne Nutzen sein wird. Ihr mögt dies als Beweis nehmen, daß es mir Ernst ist. Dagegen fordere ich mindestens die Hälfte der bedungenen Summe voraus und sowohl Sicherheit für meine Person, als auch Vorbehalte bezüglich unseres — des Hauses meines Vaters, wenn — wenn die Osmanen eindringen."



Karl V. Leopold von Lothringen. (Seite 914 u. 950.)

Rubatta richtete einen durchdringenden Blick auf Jost, der die letzten Worte nur zögernd gesprochen hatte.

„Bene, bene! Ich verstehe Euch," sagte er — „und wenn man sicher sein kann, daß Ihr es ehrlich und ernst meint, glaube ich Eure Forderung erfüllen zu können. Was Eure Sicherheit betrifft, so bedenkt, daß ich mich ja auch in Eure Hand gegeben habe und — wenn Ihr geleistet, was man von Euch verlangt, Niemand weiter an Euch ein Interesse hat. Daß man Euch vor Schaden bewahrt, ist für unsere Auftraggeber nöthig, denn wer würde ihnen sonst noch Dienste leisten? Seh' ich, daß Ihr fest entschlossen seid, so ist die Hälfte der Summe Euer — die andere empfangt Ihr im türkischen Lager, wenn der Dienst gethan — ja, wenn die Nachrichten, die Ihr mir verspracht, es lohnen — so habe ich da ein hübsches Säcklein mit hundert spanischen Dublonen, das ich Euch als Angeld, so als eccitamento (Aneiferung) wohl gönnen würde."

Begierig horchte Jost auf den Klang des Goldes, als Rubatta ein rundes Lederbeutelchen leise schüttelte. Mit fliegenden Worten theilte er mit, was er heute Früh erlauscht, sowohl was die Nachrichten vom Ersatzheere, die Lage der Stadt, als auch was die Maßregeln zur Verstärkung der Löblbastei und deren Zustand betraf.

Namentlich die letzteren schienen Rubatta zu beschäftigen. Er zog die dichten Brauen zusammen und murmelte vor sich hin.

„Ein Grund mehr, nicht mehr zu zögern! Es hilft nichts, den Angriff an anderen Seiten zu beginnen — das nimmt zu viel Zeit weg — da ist der Graben halb verschüttet und die Mauern in Trümmer — da muß der Einbruch geschehen. Da habt Ihr, Freund Jost — seht daraus, daß wir es redlich meinen; — aber seid vorsichtig, es möchte Argwohn erregen, wenn man so viel Geld bei Euch sieht."

„Unbesorgt!" entgegnete dieser frech. „Höchstens glaubt man, ich habe meines filzigen Vaters Sparpfennige heimgesucht. Jetzt sagt mir aber einmal klar und deutlich, was man von mir verlangt?"

„Si, si" (ja, ja), entgegnete Rubatta, „merkt wohl auf. Ich habe schon alles wohl überlegt, und kann Euch in Kürze unterrichten. Ihr sagtet, daß Euch gemeiniglich der Wachtdienst auf der Löblbastei trifft? — molto bene!" (vortrefflich!) fuhr er auf das bejahende Nicken Jost's fort. „Und habt Ihr da wohl Euren Posten auf der äußersten Bastion, die so oft schon bestürmt wurde?"

„Nein — es gilt das als ein besonders wichtiger Platz — und ich stehe wegen meiner Wachsamkeit nicht in besonderem Ansehen."

„Hm! Hm! Das ist schlimm. Und könntet Ihr es nicht machen, daß Ihr zur Nachtzeit Zutritt hättet zu dieser Bastion?"

„Das wohl," sagte Jost nach einigem Bedenken. „Meist trifft mich der Posten am angrenzenden Wall und — wenn Anselm zugleich auf der Bastion ist — ja, das geht — das kann ich versprechen!"

„Eh! wer ist dieser Anselmo? könnte man denselben nicht in das Vertrauen ziehen?"

„Da kämet Ihr an den Rechten," entgegnete Jost höhnisch. „Er ist einer von den ohrenhängerischen, tugendhaften Duckmäusern, die mit nichts bestechlich sind, als mit frommen Mienen und glatten Worten. O — wenn ich bei der Gelegenheit an ihn könnte — ich hätte eine tüchtige Rechnung mit ihm auszugleichen!"

„Ei, was Ihr da sagt!" rief Rubatta erfreut. „Nun, das trifft sich ja dann prächtig! Also merkt auf! Wenn Ihr das nächste Mal wieder dort am Posten seid, so steckt diesen kleinen Bogen und diesen Federpfeil zu Euch; Ihr könnt doch damit umgehen? Gut! Wenn es dunkel genug ist und Ihr unbemerkt seid, so schießt ihn dann über den Wall weg, in der Richtung nach dem Zelt des Großveziers. Er ist von ganz besonderer Construction, wie sie von den lybischen Saracenen benützt wird und trägt wohl drei- bis vierhundert Schritte. Draußen werden Aufpasser stehen, und man wird wissen, daß es die rechte Nacht ist. In der Stadt versieht man sich zur Nachtzeit keines Angriffes und es soll auch weiter nichts geschehen, als sich in der Bastion festzusetzen. Ist das geschehen, so kann sich die Stadt nicht mehr halten, man muß capituliren und das ist dem Großvezier erwünschter, der sie schonen und nicht der bei einer Erstürmung unvermeidlichen Plünderung und Zerstörung preisgeben will. Man mag also wohl sagen, daß Ihr Eurer Vaterstadt einen großen Dienst erweiset."

„Nun und was weiter?" fragte Jost mürrisch, der nicht Sophistik genug besaß, um sich durch das letztere Argument über die Niedertracht täuschen zu lassen.

„Bravissimo! Ihr seid ja voll Eifer, mein junger Freund! Um die dritte Morgenstunde sucht Ihr auf die Bastion zu kommen — schmeichelt und heuchelt da Eurem Freund, dem Anselmo, sucht möglichst nah' an ihn zu kommen und dann macht ihm den Garaus — aber rasch und mit fester Hand, daß kein Lärm entsteht. Sehet — ich habe an alles gedacht. Hier habt Ihr ein schmales kleines Stilet, scharf wie der Blick einer Eifersüchtigen — wenn Ihr ihm das mit festem Stoß in das Herz bohrt, so bleibt ihm nicht Zeit zu einem letzten Athemzug. Seht — hier ist die beste Stelle — es ist ja barmherzig, einen Mitmenschen nicht lange leiden zu lassen."

„Und ich hätte dem Heuchler so gern gesagt, wie ich ihn hasse und ihn gehöhnt mit seinem Feinsliebchen," murmelte Jost.

„Laßt das — es könnte gefährlich sein," mahnte Rubatta. „Dem weisen Mann ist nur um die That und nicht um das Beiwerk zu thun — so sehr Ihr ihn haßt, könnt Ihr ihn doch nur einmal tödten. Dann laßt Ihr von der Spitze der Bastion ein weißes Tüchlein flattern. Auf dieses Zeichen werden die in der Nähe verborgenen Janitscharen emporklimmen, wobei Ihr den ersten menschenfreundlich beispringen mögt, und sobald einige oben sind, könnt Ihr selbst das Weite suchen und beim Großvezier den Dank und Lohn holen. Ein breiter Minengang ist bis zur Bastion getrieben; er darf nur aufgeworfen werden, und es werden ihm genug Osmanen entsteigen, um die Bastion zu behaupten, und der erste Strahl der Morgensonne wird den darauf gepflanzten Halbmond begrüßen."

„Gesteht es nur, ein heikles Stück Arbeit bleibt es immerhin, und meine Haut schwebt in arger Gefahr?" sagte Jost nachdenklich.

„Darum seid Ihr ein beherzter Mann, der weiß, daß man was wagen muß, um was zu erreichen. Trage ich denn meinen Kopf fester auf den Schultern als Ihr? Jeder Tag meines Aufenthaltes hier bringt für mich mehr Gefahr als Euer Unternehmen. Es sind genug alte Bekannte und Landsleute hier, die mich kennen und von früher her nicht gut auf mich zu sprechen sind. Wenn ich erwischt werde, ist mein Leben nicht einen Soldo (zwanzigstel Lire) werth! Trotzdem würde ich auch Euer Unternehmen selbst ausführen, wenn ich Zutritt zum Wall hätte — die übrige Verrichtung mit dem Signor Anselmo und so weiter wäre ja Kleinigkeit."

„Hm! und gesteht es nur, Rubatta," sagte Jost mit einer letzten besseren Regung, „ein recht unsauberes Beginnen ist es doch für Christen, die Glaubensgenossen dem Mordschwert der Osmanen auszuliefern?!"

„Wie Ihr doch seid!" sagte Rubatta mit einem häßlichen Lächeln. „Dachte ich doch nicht auf so fromme Bedenken zu stoßen! Wer sagt Euch, daß ich ein Christ bin? Ich habe mich lange Jahre unter den Osmanen aufgehalten, mich dort vielleicht wohler befunden als unter den Christen; wäre es da zu wundern, wenn ich den Turban genommen hätte? Wißt Ihr, ob Ihr es nicht auch thut? Ob der Imam (Moschee-Vorsteher) mit seinen Koransprüchen oder ein Glatzenpfäfflein mit dem Segen Euch in's Jenseits begleitet — das kann Euch gleich sein, wenn es Euch überhaupt nothwendig erscheint. Ihr müßt besser wissen, als ich, ob diese Christen an Euch ihre vielgepriesenen Tugenden der Milde, Barmherzigkeit, Gerechtigkeit und Sanftmuth so geübt haben, daß sie es verdienen, von Euch vor allem Uebel bewahrt zu werden, wenn Euch das nämlich möglich wäre."

„Ihr habt Recht, Rubatta," entgegnete Jost, in dessen Kopf blitzschnell die Erlebnisse des Abends vorüberzogen und neuerdings alle Dämone der Erbitterung und des Neides entfesselten. „Ich bin der Eure! — Morgen stehe ich im Wachdienst in der inneren Stadt, ich kann mich nicht entziehen, um nicht verdächtig zu werden. Uebermorgen treffen wir uns — da bringt nur die Goldfüchse mit, und wir wollen dann das letzte Abreden treffen."

Ohne sich weiter um die Schläfer zu bekümmern, verließen beide den Keller, nachdem Jost sich durch einen langen Schluck für die bisherigen Entbehrungen entschädigt hatte. Bald darauf standen sie auf der Straße, die schon morgenhell war.

Es ging auch schon recht lebendig zu und es gab allerhand zu sehen, durch das man auf die Verhältnisse der belagerten Stadt schließen konnte. Von den städtischen Magazinen am Neuthor zogen Schaaren von Männern und Weibern, die gebackenes Brot, Mehl in Säcklein, Fleischstücke oder andere Nahrungsmittel trugen. Es waren Leute, die nicht mehr selbst für ihren Unterhalt sorgen konnten, sondern aus den öffentlichen Vorräthen verpflegt werden mußten. Manche zogen

still und ruhig ihres Weges, andere aber haderten unter einander, schalten über das Empfangene und schimpften laut über Ungerechtigkeit und Bedrückung.

Ein hämisches Lächeln flog über Rubatta's Antlitz, und er sagte: „Wären die Polen nicht schon so nahe, so möchte der Großvezier sein Gold und das Blut seiner Soldaten schonen — die Stadt wäre doch sein. Hat er nicht zwei tüchtige Bundesgenossen darin — mächtiger als alle seine Heerhaufen? Sie heißen Hunger und Zwietracht!"

„Hm! Da irrt Ihr Euch doch wohl," sagte Jost. „So hohlwangig die Leute auch sind und so mürrisch und unzufrieden sie sich geberden, so werden sie doch, wenn es zum Letzten kommt, sich aneinander schließen und Haus für Haus mit Nägeln und Zähnen vertheidigen!"

„Glaubt Ihr? Nun wir werden ja sehen, ob Eure Landsleute wirklich die Furia haben, die Ihr ihnen zuschreibt, oder ob sie nicht gleich Euch, bester Jost, die Tapferkeit mit Klugheit zu verbinden wissen. Doch wartet ein wenig, bevor wir da auf den Platz hinausschreiten, will ich mich ein wenig vorsehen — ich mag meine Freunde nicht durch rührende Erkennungsscenen belästigen."

Rubatto trat in einen tiefen Thorweg, nestelte ein wenig an seinem Barret herum und — kam dann als ganz fremder Mann wieder auf Jost zu. Lange braune Locken fielen auf seine Schultern hernieder, und ein kurz gestutzter, runder Bart umrahmte das plötzlich voller erscheinende Gesicht.

„Guckt nur nicht so," sagte er lächelnd zu Jost, „ich bin es schon. Das sind so kleine Kunstgriffe, die man bei einem gefahrvollen Handwerk, wie es unseres ist, zu des eigenen Kragens Sicherheit nicht immer entbehren kann. Kommt und laßt uns sehen, was es da giebt.

Auf dem Hof in der Nähe des Gasthauses zur goldenen Kugel (Bild, Seite 929) standen mehrere Compagnien regulären Militärs von dem Regimente Pfalz-Neuburg, das, erst vor zwei Jahren errichtet, schon wiederholte Tapferkeits-Proben abgelegt hatte. Sie waren im Verein mit einer Bürgerabtheilung zu einem Ausfall gegen den untern Werd (Rossau) bestimmt, um den Türken eine neu aufgeworfene Schanze zu zerstören. Zu diesem Zwecke befand sich ein Haufe Arbeiter mit Spaten und Spitzhacke dabei und stämmige Schmiede mit Schurzfell und Hämmern schlossen sich an, um die Geschütze zu „verbohren und zu vernageln." Eben ritt ein Trupp Kürassiere vom Regiment Dupigny herbei, deren Oberst den Ausfall leiten sollte, und als der junge Graf Starhemberg sich eingefunden hatte, erschollen dumpfe Commandorufe, die Reihen schlossen sich und Alles stand regungslos.

Da öffnete sich die Thüre auf der Altane der Kirche zu den neun Chören der Engel neben dem Profeßgebäude der Jesuiten, und heraus trat ein kräftiger Mann im geistlichen Gewande. Mit dem Prälatenkäppchen auf dem dunkelgrauen Haupthaar, einem kleinen Schnurrbärtchen und einem Zwickelbart am Kinn sah er würdevoll und kriegerisch aus, und man mochte es wohl glauben, daß er das Schwert nicht minder gewandt schwinge, wie das Weihrauchfaß, und er schon vor Jahren als Johanniter-Ritter auf Candia tapfer mit den Moslims gestritten hatte. Es war der Bischof von Wiener-Neustadt, Leopold Graf Kollonitz (Bild, Seite 936), der freiwillig sich im bedrängten Wien eingefunden hatte und durch Pflege der Verwundeten, geistlichen Zuspruch und reiche Geldspenden große Dienste leistete.

Mit einfachen Worten flehte er den Beistand des Himmels auf das Vorhaben der Streiter herab und ertheilte dann ernst und mit entschlossener Miene den vorüberziehenden Schaaren den heiligen Segen.

„Verteufelter Pfaffe" murmelte Rubatta ergrimmt. „Sehen sie ihn doch an wie einen Heiligen, und wenn er zu ihnen spricht, fühlen sie keinen Hunger

mehr, achten der Schmerzen ihrer Wunden nicht und gehen so kaltblütig in den Tod, als gälte es einem Tanz. Wenn der in die Hände des schwarzen Mustapha fällt — schlägt er ihm den Kopf mit dem eigenen Säbel ab. Geschworen hat er's ihm schon hundertmal."

Die Leute verliefen sich nach dem Abmarsch der Truppen, und auch Jost setzte mit seinem Begleiter den Weg fort.

„Begleitet mich nur immerhin zu meiner Behausung in der Krugerstraße," sagte Rubatta. „Ihr seid bekannt, und in Eurer Gesellschaft bin ich sicher — beim Tageslicht geh' ich nicht gern allein um."

In der Nähe des Schweinmarktes (heutiger Lobkowitzplatz) kam ihnen laut schreiend und gestikulirend ein Haufe Volkes entgegen. Auf Jost's Frage sagte ein Weib, dessen Gesicht vor Zorn glühte und das die Fäuste ingrimmig ballte:

„So wißt Ihr es noch nicht? Einen Ueberläufer aus dem türkischen Lager hat man eingebracht — einen Ungar, der gezwungen ihnen folgte. Und das erste, was der arme Teufel sagte, war, daß man den Koltschitzky nicht mehr aus der Stadt senden solle — die Türken wüßten seine genaue Beschreibung und lauerten ihm schon auf — wenn er nochmals sich in's Lager wagen wollte! Kann es einen deutlicheren Beweis davon geben, daß es in der Stadt Verräther giebt? O, wenn man sie wüßte, und man hätte sie jetzt hier — ich wollte ihnen mit den bloßen Händen das falsche Herz aus der Brust reißen und in das gleißende Antlitz schlagen, daß es vom eigenen Blut erröthen müßte!"

„Ihr seid eine wackere Frau, und ich will nur wünschen, daß diesen schlechten Menschen so geschehe, wie Ihr sagt," belobte Rubatta das erbitterte Weib und zog dann Jost weiter, der, weniger abgehärtet, leichenblaß geworden war.

„Per baccho! ich glaube, die Megäre würde thun, wie sie sagt," murmelte Rubatta. „So ist das auch schief gegangen, und es ist so schwer Nachricht hinaus gelangen zu lassen! Es ist Zeit, daß ein Ende gemacht wird — sonst wird es zu heiß in diesem verdammten, hartnäckigen Nest."

Rubatta verschwand in einem finsteren Thorweg der Krugerstraße, wo er das falsche Kopf- und Barthaar abstreifte und in seiner gewöhnlichen Gestalt als Kaufmann aus Livorno erschien. Jost aber eilte nach Hause in sein Giebelkämmerchen, um so wie gestern die versäumte Nacht beim Tag einzubringen.

---

4. Ein feindlicher Bruder.

Der Abend des dritten Tages nach den letzterzählten Ereignissen war angebrochen. Wir versetzen uns in Meister Preisberger's Stube, der eben eine lange und erschütternde Unterredung mit Anselm beendet hatte. Nach reiflicher Ueberlegung hatte er auch diesem das Räthsel seiner Geburt gelöst, ohne ihm jedoch zu sagen, in welcher Weise er sein Vermögen vererben wolle.

„Steh' auf, mein Sohn," sagte der Greis zu dem jungen Mann, „Du hast mir nichts zu danken; denn was ich an Dir gethan und noch zu thun gedenke, ist nichts gegen die Schuld, die ich mir gegen Deine arme Mutter aufgeladen und Du hast ja alles durch Deine gute Aufführung vergolten und verdient. Will es der Himmel, daß sich das schwere Unwetter ob unseren Häuptern verzieht, so sollst Du meines Alters Trost und Stütze werden und magst hier in meinem Haus aus meinen Händen die Braut empfangen, die Dein Herz erkoren. Geh' jetzt mit meinem Segen, wohin Dich die Pflicht ruft. Doch halt!" —

Meister Preisberger schloß einen Schrank auf und nahm eine kleine doppelläufige Pistole mit schön ciselirten Eisentheilen und kostbarem eingelegten Schaft heraus.

„Nimm das," sagte er. „Ich habe sie vor langen Jahren in Nürnberg von einem berühmten Büchsenmacher gegen andere Kleinode eingetauscht. Sie ist noch nie gebraucht worden und kann keinen besseren Schuß abgeben, als im Kampf für unsere theuere Heimat und zum Schutze Deines Lebens!"

Der junge Mann, schon gerüstet, um in den Wachtdienst zu treten, dankte mit herzlichen Worten und verließ die Stube.

Langsam durchschritt er das Vorhaus, nicht ohne wiederholt anzuhalten und zu horchen, ob er Monika nicht höre, denn sie in ihrem Gemach aufzusuchen, fiel seinem züchtigen Sinn nicht bei. Er hätte sie so gern gesprochen, ihr in die frommen klaren Augen gesehen und Abschied genommen von ihr, vor einem Gang, der möglicher Weise sein letzter sein konnte. Ohne muthlos zu sein, fühlte er sich doch so bewegt und von einem bangen Schauer durchweht, wie noch nie — obwohl ihm der Waffendienst jetzt schon so gewohnt erschien, als hätte sein Haupt nie das akademische Barett, sondern stets die Sturmhaube getragen und als wäre seine Faust des Schwertes und der Hellebarde gewöhnter, als des Federkieles.

Aber nichts rührte und regte sich und schweren Herzens stieg er die Treppe hinab und machte sich daran, den Riegel zur Hausthüre zurückzuschieben. Unter dessen Gerassel hatte er nicht vernommen, daß sich eine Thür hinter ihm öffnete und auch den leichten Schritt überhört, der ihm nacheilte.

Erst als sich eine kleine weiche Hand auf seine Schulter legte, sah er sich um und gewahrte zu seinem Entzücken Monika, die ihm lieb wie noch nie erschien. Freundlich und doch zugleich schwermuthsvoll lächelte sie ihm zu, das feine Köpfchen zur Seite geneigt, als könnte es die Fülle goldblonden Haares nicht tragen, dessen Zöpfe es umrahmten. Ein blaues Sammthäubchen deckte den Scheitel, ein einfaches Kleid von gleicher Farbe, unten am Saum mit schwarzen Streifen besetzt, umschloß die schlanke Gestalt züchtig. Von der Hüfte herab floß eine faltenreiche weiße Schürze und an stählerner Kette hing ein Beutelchen mit den Armenpfennigen, daneben aber klirrte ein gewaltiger Schlüsselbund — das Zeichen ihrer Hausfrauenwürde.

„Schon glaubte ich, fort zu müssen, ohne Euch, herzliebe Monika, gesehen zu haben," sagte Anselm, seinen Blick tief in die klaren Augen des Mädchens senkend.

„Ach, wußte ich doch, daß Ihr beim Pflegevater seid," gestand sie ihm mit der unschuldsvollen Naivetät eines liebenden Mädchenherzens, „und da habe ich gewartet. Aber lange ist mir die Zeit schon geworden! Was ist denn so Wichtiges verhandelt worden?"

„Wohl waren es wichtige Dinge," entgegnete Anselm ernst, „aber wenn ich Euch sage, Monika, daß sie nicht mich allein betreffen und unserer Liebe eher günstig sind, so werdet Ihr nicht weiter in mich dringen."

„O nein!" entgegnete sie lächelnd. „Man sagt zwar, es sei die Neubegier ein Fehler aller Frauen — aber seit ich weiß, daß Ihr mich liebt, trage ich kein Verlangen nach allen anderen Geheimnissen und möchte auch sonst nichts hören für und für."

„Mein theures, goldiges Mädchen," rief Anselm, hingerissen von der Anmuth und Innigkeit des Mädchens. „Wäre doch die Gefahr schon abgewendet, die ob uns allen schwebt — daß man sich mit freiem Herzen, nicht bedrückt von banger Sorge, seines Glückes erfreuen könnte!"

„Ach, seit gestern Abends fühle ich mich wunderbar erhoben und gestärkt!" erzählte das Mädchen. „Ich war drüben in der Kirche der frommen Frauen zu

Sanct Jakob. Da hängt in einer Seitenkapelle ein einfaches schmuckloses Holzbild unserer lieben Frau, vor dem ich schon oft und oft gebetet, weil mir das Antlitz so trostreich und gütig erscheint. Gestern nun schüttete ich auch mein volles Herz vor der Gottesmutter aus, gestand ihr mein Glück, meine Liebe, meine Angst und Bekümmerniß. Es mögen mir wohl einen Moment die Sinne geschwunden sein, denn mir war, als beuge sich die allerheiligste Jungfrau liebreich zu mir nieder und zeige mir mit wehmüthigem Lächeln auf ihr von sieben Schwertern durchbohrtes Herz — gleich wie wenn sie sagen wollte, daß jeder Schmerz klein sei, gegen den ihren, wie sie ihn bei des göttlichen Sohnes Leiden ertragen. Dann zog sie mich zu sich hinauf und legte mich an ihre Brust und ein Gefühl süßen und seligen Friedens zog in mich ein. Als ich wieder aus der Ohnmacht erwachte, bemühte sich die fromme Mutter Renata um mich — aber die Ruhe und Zuversicht hielt an und ich fühle sie noch jetzt."

„Mein frommes, treues Mädchen!" sagte Anselm gerührt, „Gott gebe, daß sich diese Hoffnung erfülle — nicht allein um unsertwillen, sondern auch zum Heile der Stadt und des Landes. Doch die Zeit eilt — und ich muß auf meinen Posten!"

„Ihr zieht auf den Wall zur Wache?" fragte Monika mit einem scheuen Blick auf die Hellebarde, die Anselm zur Hand nahm und auf die übrige kriegerische Ausrüstung des jungen Mannes. Fast schien es, als sollte sich die Zuversicht diesen Zeichen des blutigen Ernstes, dem er entgegengehe, gegenüber nicht behaupten. „Ach — Anselm! mein Anselm! habt Acht und schont Euer — denkt an mich und an meine Angst!"

„Und wolltet Ihr, Monika, daß ich jetzt — in dieser Zeit, in Erfüllung der Mannespflicht lässig wäre oder mich scheu zurückzöge?"

„O nein! Wie mögt Ihr so fragen! Schlägt mir doch das Herz höher und Stolz erfüllt meine Seele, wenn der Pflegevater erzählt, wie wacker Ihr seid und daß Euch Jedermann als tapfer und aufopfernd ehrt. Was müßte es auch für ein Mann sein, werth, daß wir Frauen ihn mit Spinnrocken durch die Straßen jagten, der jetzt nicht mit Kopf, Herz und Faust wirkte, um unsere liebe Stadt vor den grausamen Feinden zu retten?! Aber wenn ich Euch so hinausziehen sehe und bedenke, wie viele der Gefahren sind, die Euch da umlauern, so wird mir doch eng um das Herz und die Angst wächst höher, als mein Muth und Verstand zu reichen vermögen."

Das Köpfchen war auf die Brust herabgesunken und blinkende Zähren rollten über die Wangen und fielen gleich Perlen auf die gefalteten Händchen.

„Seid guten Muthes, meine holde Monika, und denkt an den Schutz der heiligen Jungfrau, den sie ihren Streitern nicht entziehen wird. Auch ist für uns das Sprüchlein nicht wahr, daß die Nacht keines Menschen Freund sei — denn der Wachtdienst ist zur Nachtzeit weniger gefährlich. — Wenige Wochen — vielleicht Tage noch, und die Gefahr ist gänzlich abgewendet. Schon nahen sich von allen Seiten christliche Helfer und Rächer; vom Rhein, Main und der Ostsee ziehen sie heran, wie aus den Steppen am Don und Borysthenes, denn sie Alle wissen, daß es nicht blos Wien gilt, sondern auch des Christenthumes Sache. Und alle diese tapferen Streiter, zu welchen Könige und Kurfürsten, Prinzen und große Herren gehören, ziehen ihre Schwerter auch für uns und unser Glück. Wer wollte da verzagen!"

„Wie seid Ihr doch lieb und gut, mein Anselm, daß Ihr Euch müht, mich kleinmüthiges und unverständiges Ding, so zu trösten und zu erheben," sagte Monika und reichte ihm die Hand.

Aber bezwungen von des Mädchens Liebreiz, zog er es an sich, drückte es fest an die erzgepanzerte Brust und die Lippen fanden sich zum ersten Kuß.

Ein kurzes heiseres Lachen schreckte sie auf und wenige Schritte von ihnen stand auf den letzten Stufen der Treppe Jost — gleichfalls für den Wachtdienst gerüstet und auf seine Partisane gelehnt. Seine Augen funkelten vor Haß und Leidenschaft und das ganze Antlitz war verzerrt.

„Ah! Das soll wohl ein frommer Segen sein für den tapferen Streiter!“ höhnte er. „Ist es wohl christlich von einer ehrsamen Jungfrau, daß sie mir versagt, was mich vor Schaden bewahren könnte? Traun! ein schmackhafter Zauberspruch ohne Worte, den man sich selbst von dem rothen Mündlein holt!“

Anselm hatte Monika losgelassen und sich schützend zwischen sie und Jost gestellt. Mit strengen Worten wollte er dessen lose Rede zurückweisen, aber da fiel ihm ein, daß er seinen Bruder vor sich habe und sein Sinn wurde milde und versöhnlich.

„Gönne uns das Glück, Jost,“ sagte er sanft, „von dem ja Gott allein weiß, ob wir uns seiner voll erfreuen werden. Monika ist mit Einwilligung Deines Vaters meine Braut und darf, ohne Zucht und Sitte zu verletzen, dem Erwählten, wenn er in den Kampf zieht, einen Kuß in Ehren geben. Laß uns Frieden halten, Jost — es ziemt uns beiden auch noch aus einem anderen Grunde, als dem, daß der rechte Mann jetzt seinen Hader vergißt und seinen Zorn nur gegen die Feinde kehrt.“

„Ah, weißt Du es auch schon?“ keuchte Jost wüthend hervor. „Und da traut sich der schleichende Bastard auch noch den Großmüthigen zu spielen und mir mit schönen Worten die Hand zu reichen, die er schon ausgestreckt, um zu rauben, was mir allein gehört. O Du rechter Mann! — der jetzt gern Frieden machen möchte, um nicht gestört zu sein, wenn er vom erschlichenen Gut zehrt! Ja — wenn man auch so eine heuchlerische, tückische Brut wäre, da nähme man jetzt diese Hand und gäbe Dir schöne Worte und spielte den Lammfrommen! Ich aber kenne das nicht! Ihr nennet mich alle wild und toll und so will ich auch sein und sage Dir, daß ich Dein Feind bin und bleiben werde! Hast Du Dich eingeschmeichelt und eingeheuchelt in dies Haus, so will ich Dich wieder daraus fegen und müßte ich statt des Besens das Schwert und die Brandfackel nehmen! Aus dem Weg — Dirne! und denk' nicht zuviel an Dein Glück — es könnte sein, daß es sich nicht stärker erweist, als ein Faden von Deinem Brautlinnen!“

Mit dem Zeichen der höchsten Wuth, thatsächlich schäumend, stürzte Jost vorbei und auf die Straße. Seine Leidenschaft war mächtiger gewesen, als die Ueberlegung, daß er sich zu seinem verbrecherischen Vorhaben für kurze Zeit, wenigstens mit Anselm auf guten Fuß stellen müßte.

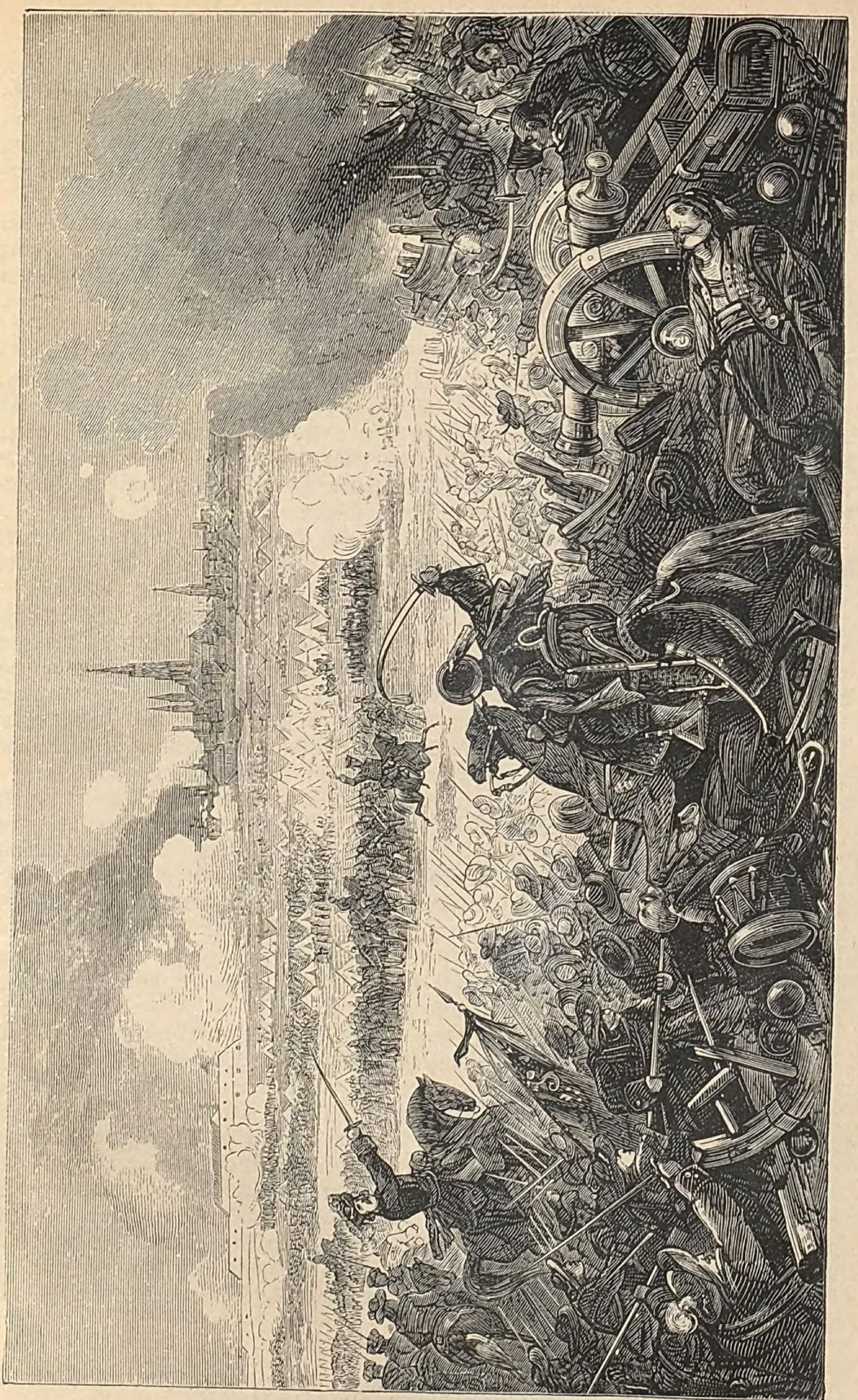
„Was wollte der Rasende mit seinen wilden Worten?“ fragte zitternd das bleiche Mädchen.

„Ah! der wüste Mensch weiß selbst nicht, was er spricht,“ tröstete Anselm, der unschwer erkannte, daß auch Jost den wahren Sachverhalt wußte.

„Anselm, mein Anselm!“ jammerte das Mädchen, „hüte Dich vor dem bösen Menschen! Er ist gefährlicher, als der Ungläubigen Grimm; — ich kenne ihn und weiß, daß er zu jeder schlechten That fähig ist. Anselm, versprich mir, Dich vor ihm zu wahren?“

Er versprach es und mit einem letzten Händedruck schieden sie. — Ihm folgten die thränenumflorten Blicke des Mädchens, bis er um die Ecke bog und dann flehte sie im stillen Gemach zum Himmel um Schutz für ihn. Aber Liebesfreudigkeit und Zuversicht waren vor Jost's haßerfüllten Blicken hinweg geschmolzen und banger Ahnungen voll, sah sie der Nacht entgegen.

Anselm war auf den Sammelplatz seiner Abtheilung geeilt, mit dieser zum Wall marschirt und hatte dann seinen gewöhnlichen Posten bezogen, ohne weiters



Die Entsatzschlacht vor Wien, 1683. (Seite 949 u. 950.)

mit Jost zusammen zu treffen. Auch seine hoffnungsvolle Stimmung war verflogen und schwerer Sorgen voll, sah er, auf seine Wehr gestützt, durch die hereinbrechende Dämmerung auf das türkische Lager. Jost's Leidenschaftlichkeit ließ ihn ahnen, daß selbst dann, wenn die Befreiung Wiens seiner süßen Hoffnung Erfüllung bieten würde, doch noch manch' schwerer Strauß zu bestehen sein und die Drachensaat der Mißgunst und des Neides seinen Liebesfrühling stören würde.

Langsam stieg die bleiche Mondsichel am Himmel empor, zu ohnmächtig, um das Dunkel der Nacht zu erhellen, sondern nur einen blassen schleierartigen Glanz über die Umgebung breitend. Es gehörte ein scharfes und geübtes Auge dazu, um in dieser seltsamen Beleuchtung die Dinge für das zu nehmen, was sie waren. Mehr als einmal fuhr Anselm auf, wenn es ihm schien, als bewegten sich dort unten auf dem wüsten Plan die Erdschollen weiter, oder als schliche der schwarze Schatten eines Baumstrunks nach vorwärts. Doch stets erwies es sich als eine Täuschung, die Anselm auf seine Erregung und das angestrengte Schauen schob. Er schloß einen Moment die Augen, um sie ausruhen zu lassen — da schlug ein scharfer schwirrender Ton, leise und in der nächtlichen Stille doch ganz bestimmt an sein Ohr und die rasch geöffneten Augen sahen am nächtlich blassen Himmel einen dunklen Gegenstand in schön geschwungener Bogenlinie dahinfliegen.

„Eine Schwalbe!“ dachte sich Anselm, „die draußen im Lager der Feinde zur Nachtzeit für ihre Brut Körner sammelt, denn die Stadt kann ihr gar nichts mehr bieten, als das gewohnte Obdach — und wer weiß, wie lange das noch?“

So unter wechselnden Gedanken, die sich bald mit der allgemeinen Bedrängniß beschäftigen, bald in der schmerzlich-süßen Erinnerung an seine Braut schwelgen oder die Eröffnungen betreffen, die ihm heute geworden, verfließen langsam die Stunden der Nacht. Zweimal schon war die Ronde dagewesen, die ununterbrochen den Wall beschritt, um für die Wachsamkeit der Posten zu bürgen. Die letzten Ereignisse, welche klar bewiesen hatten, daß die Feinde Verbindungen in der Stadt unterhielten, hatten einen noch strengeren Wachdienst nothwendig gemacht.

An Stelle Koltschitzky's hatte sich zwar ein neuer Kundschafter in der Person seines Dieners Georg Michailowicz gefunden, der früher bei dem kaiserlichen Residenten Casanova bedienstet und gleich jenem von Abstammung ein Serbe, sowohl der türkischen Sprache als Sitte vollkommen mächtig war. Indessen konnten solche, immerhin sehr gefahrvolle Sendungen weniger einen directen Nutzen haben, als dazu dienen, durch Nachrichten über die fortschreitende Verstärkung des Entsatzheeres, den sinkenden Muth der Belagerten zu heben, denn im Lager des Herzogs von Lothringen kannte man die von Stunde zu Stunde verzweifelter werdende Lage Wiens sehr gut.

Es mag hier eingeschaltet werden dürfen, daß Michailowicz im weiteren Verlaufe der Belagerung seinen gefährlichen Gang noch zweimal vollbrachte. Zum dritten Male erfuhr er durch Gefangene im Lager der kaiserlichen Armee am Tullnerfeld, daß auch er schon verrathen sei und von den Türken auf ihn gefahndet werde. Trotzdem scheint er den Rückzug gewagt zu haben und dabei umgekommen zu sein, denn er blieb vollkommen verschollen. Es mag übrigens als klarer Beweis dafür gelten, daß auch die geschichtliche Ueberlieferung ungerecht ist, denn während Koltschitzky's Name in Aller Mund war und noch heute gefeiert wird, ist der noch weit verdientere Michailowicz wenig gekannt, ja fast ganz vergessen. Freilich mag dazu das Meiste beigetragen haben, daß Koltschitzky den Wienern dadurch unvergeßlich blieb, daß er ihnen das Lieblingsgetränk — den Kaffee — zum ersten Male bot.[1]

[1] Ausführliches darüber in M. Bermann's „Alt- und Neu-Wien. Geschichte der Kaiserstadt.“ Seiten 945, 948, 964. (A. Hartleben's Verlag.)

Von solchen Gedanken schweifte Anselm wieder zu der überraschenden Aufklärung seiner Herkunft ab, und mit Schmerz gedachte er seines feindlich gesinnten Bruders. Ob dieser wohl heute wieder den Posten am angrenzenden Walltheile versehen werde? Sonst war er stets an die Palissadenreihe gekommen, und wenn auch sein Gespräch selten derart war, daß es Anselm's Geschmack entsprach, so fühlte dieser es doch heute schmerzlich und sah einen neuen Beweis des Grolls darin, daß sich Jost fernhielt. Die Neubefestigung der Bastion war schon im Gange, und ein streckenweise schon ziemlich tiefer Graben sammt einem Erdwall trennte sie von der Mauerkrone der eigentlichen Befestigung.

Anselm warf einen Blick über den Raum vor sich — es war alles still und regungslos. Er machte einige Schritte nach rückwärts, um durch einen kleinen Einschnitt in den neuen Erddamm zu blicken — da lehnt an einem zur Befestigung der schrägen Fläche eingeschlagenen Schanzkorb Jost, die Partisane in den verschränkten Armen und finster nach ihm blickend.

Wohl fühlte Anselm ein Grauen vor dem liederlichen, wüsten und gewaltthätigen Menschen, und er erinnerte sich der Warnung Monika's — aber es war ja doch sein Bruder, und in diesem ihm so neuen Gedanken der natürlichsten Zusammengehörigkeit mit einem anderen Menschen fühlt er Scheu und Zurückhaltung schwinden, und rasch tritt er auf den Schweigenden zu.

„Jost!" sagte er mit weicher Stimme und hält ihm die Hand entgegen. „Aus den Worten Deines Zornes habe ich vernommen, daß Du weißt, was wir uns sind — ich habe schon vergessen, was sie sonst noch sagten, vergiß auch Du Deinen Groll und laß uns im Herzen sein, was wir doch durch das Blut sind: Brüder!"

Einen Moment stutzte Jost, dann richtete er sich auf und sprach, den finsteren Blick fest auf Anselm geheftet:

„Es ist nicht jedem so leicht gemacht, friedfertig und großmüthig zu sein, wie Dir. Du hast nichts zu theilen, nichts herzugeben, Dir kommt zu dem, was Dir eine glücklichere Anlage und Deine glatte Außenseite erworben, auch das Glück in anderer Gestalt — die aus meinem Fleisch geschnitten wird."

„O Jost, wenn Du es so meinst, so glaube mir doch, daß es mir nicht um einen Heller des Guts zu thun ist, dessen Erbe Du sein solltest, und das der Vater vielleicht mir zugedacht. Es sei Dein — alles Dein, und mein nur das Bewußtsein Eurer Liebe."

„Verschenk' nicht, was noch nicht Dein Eigen!" sagte Jost mit der alten Rauhheit, aber bezwang sich und fuhr etwas milder fort: „Bist Du doch von jeher des Vaters Liebling gewesen, wie sollte er Dein jetzt vergessen? Wenn Monika Dein wird, magst Du auch das übrige nehmen."

„Jost, läßt sich des Herzens Trieb bezwingen, vertauschen oder verschenken?"

„Nein und — das ist eben das Dumme an der Geschichte," brummte Jost mit häßlichem Grinsen. „Na, im Grunde kann ich es der Dirne auch nicht übel nehmen. Bist Du doch schlank und hast eine Larve wie der heilige Johannes, und ich bin ein runder Knirps mit einem Schädel gleich einem Satyr, kann sie doch Dein Lob von allen Zungen hören und mag Dich schon mit einem goldenen Gnadenkettlein träumen — dagegen wenn man von mir spricht, hört sie, ich sei ein Ausbund, ein Saufer und Schlemmer, dem höchstens ein Strick um den Hals taugt. Sie hat sich halt an Dich gehängt, wie es der Weiber Sitte schon ist — kannst nichts dafür, ich will es glauben. Und weil wir doch Brüder sind, ist es wohl besser, wir machen Frieden."

„Laß sein," winkte er Anselm zurück, der erfreut zu ihm treten wollte, „Dein Posten ist wichtiger, ich riskire eher den Sprung hinüber."

Anselm sah hierin einen Beweis brüderlicher Fürsorge, und während Jost seine Hellebarde weglehnte und über den Graben kletterte, trat er nochmals an die Böschung, um seiner Pflicht zu genügen, und dann eilte er jenem mit offener Hand entgegen.

War es nur der blasse Schein des Mondes oder erglänzte in Jost's Augen wirklich tückische List? Warum überfiel Anselm in diesem Moment Monika's Warnung mit so großer Gewalt? Aber er bezwang sich und wenn auch etwas langsamer, trat er Jost gegenüber. Dieser faßte ihn mit der linken Hand an der Schulter, als wollte er ihn umarmen — da — ein höheres Aufleuchten der Augen und dann ein rascher Blitz durch die Luft! und obwohl sich Anselm rasch zur Seite warf, fühlte er doch ein kaltes Eisen in seine Seite dringen.

Mehr vor Entsetzen als der Verwundung wegen stürzte er schwer zu Boden. Ein Schrei der Entrüstung schwebt auf seinen Lippen, aber er unterdrückt ihn, denn auch jetzt noch will er den Elenden nicht gefährden — es ist ja sein Bruder! Und als sich dieser zu ihm niederbeugt, da flüstern seine bebenden Lippen auch nichts als das Wort, in dem sich ein so ungeheurer Vorwurf zusammenfaßt: „Bruder?!"

Jost hält es für den letzten Seufzer der entfliehenden Seele — sein Haar sträubt sich, und mit einem Male fühlt er die ungeheuere Last auf der Brust, die einst den Sohn des ersten Menschenpaares von der Seite der Eltern und ruhelos durch die weite Welt trieb. Sein Fuß wendete sich zur Flucht. Da erinnert er sich seiner weiteren Aufgabe und neben dem, was er da gethan, erscheint ihm jedes andere Verbrechen ein Nichts zu sein! Er stürzt nach vorwärts, reißt mit Riesenkraft einige der Palissaden um und beugt sich über den Rand der Böschung nieder.

Nur einen Augenblick hatte Anselm das Bewußtsein verlassen; der Strom warmen Blutes, welcher seiner Wunde entquoll, brachte ihn bald wieder zu sich. Da sieht er seinen Mörder wie wahnsinnig die schützenden Stämme niederreißen, und ein entsetzlicher Verdacht steigt blitzschnell in ihm auf und wird — wenn er sich des Lauschens und der sonderbaren Reden Jost's erinnert, sofort in ihm zur Gewißheit. Er rafft sich auf und anfangs schwankend, dann durch die ungeheuere Aufregung gekräftigt, eilt er jenem nach.

O die namenlose Schmach! Aus Jost's Händen flattert ein weißes Tuch hernieder und da drüben! — blinken nicht die steifen metallbeschlagenen Mützen der Janitscharen? — ja, da bewegt sich's und regt sich's, jeder Erdhaufen hat Leben bekommen, und wie schwarze Schatten windet es sich auf dem Boden dahin; dort unten im Wallgraben knistert's und schon sieht man einzelne Männer mit funkelnden Waffen am Rücken und in den Zähnen durch den Trümmergraus und das Geröll emporklettern!

Furchtbare Angst und ein heiliger Zorn flammt in Anselm's Seele empor, und ausgewischt ist in seinem Herzen, was er selbst nicht vergaß, als er den Mordstahl in seiner Brust fühlte. Er sieht nicht mehr den Bruder — sondern nur den meineidigen Verräther vor sich, er springt auf und mit dem Ruf: „Fahr' zur Hölle! Elender Schurke!" schleudert er ihn über die Böschung hinab.

Ein gurgelnder Schrei aus Jost's Mund, dann kugelt er kopfüber, Mauerbrocken und Erde mitreißend, in die Tiefe hinab, schlägt zwischen die Heraufkletternden hinein und reißt sie mit. Ein Aufleuchten von blanken Waffen, ein wildes Geschrei! Dann wird es wieder still! Ein Schauer faßt Anselm, er weiß, wer da unten unter den Janitscharensäbeln verblutet.

Indessen sind die Posten auf den nahen Wällen schon aufmerksam geworden, Rufe werden laut und Signale erschallen. Aber schon wieder regt es sich in der Tiefe, und Mann an Mann klettert durch den Schutt herauf und dort — o Schrecken! vielleicht fünfzig Schritte entfernt, spaltet sich wie durch ein Wunder die Erde,



A. u N.

Der Sturm auf die Löwelbastei, 1683.

19.

und es steigen bunte waffenstarrende Schaaren herauf und drängen gegen den Graben — wenn nicht rasch die Aufmerksamkeit auf den bedrohten Punkt gelenkt wird, ist alles verloren!

Anselm erinnert sich der Pistole, die er heute vom Vater bekommen; rasch nach einander leuchtet ihr Blitz auf und rafft zwei der Heraufstrebenden nieder — ihr donnernder Knall zeigt aber auch den Vertheidigern, wo die Gefahr droht.

Mit einer Hand klammert sich Anselm an die Palissaden, mit der anderen führt er das Schwert, um die ersten Erklimmer von der Lücke abzuwehren, die Jost gerissen. Schon nahen eilenden Laufes die Piquets und Verstärkungen von allen Seiten, und den ersten christlichen Streitern, die sich den Türken entgegengeworfen, sinkt von Blut übergossen und das Schwert in der Hand Anselm, zum Tod erschöpft, entgegen.

Immer dichter stürmen die Schaaren der Türken heran, und ein wüthender Kampf entspinnt sich, beleuchtet von den Strahlen der aufsteigenden Morgensonne. Auf engem Raum wogt der Kampf hin und wieder, und jeder Zoll des lockeren Erdreiches der Löblbastei wird ebenso hartnäckig angegriffen als vertheidigt und mit dem Blut von Freund und Feind gedüngt. (Hiezu das Bild.) Das Donnern der Geschütze und das Heulen der Sturmglocken in der Stadt zerreißt die Lüfte und vermag doch oft nicht das Wuthgeschrei der Kämpfer, den wilden Siegesruf der Osmanen zu übertönen, als es ihnen gelingt, festen Fuß auf det Bastion zu fassen und die Vertheidiger zu verdrängen.

Ein neuer Haufe von Bürgern, geführt vom Stadtcommandanten Rüdiger Starhemberg selbst, wirft sich den Türken entgegen und verdrängt sie nach furchtbarem Kampf wieder; selbst verwundet, leitet der Unerschrockene doch die Abwehr weiter, und obwohl immer neue Schaaren anstürmen, ist doch der Kampf entschieden. Der wilde Fanatismus der Mohammedaner erlahmt und wird auch durch das Drohen der Befehlshaber nicht wieder entfacht. Bis in den Nachmittag hinein wogt noch der Kampf, aber mit Strömen von Blut ist die Löblbastei — der sogenannte „Zauberhaufen" — behauptet worden.

Angstvoll lauschte Monika dem Toben des Kampfes, dessen Getöse und Aufregung sich bis in jene Gegend verpflanzte. Sie war allein geblieben, denn auch Preißberger war fortgeeilt, um seiner Pflicht zu genügen. Als es nach und nach ruhiger wurde, bog eine Schaar Männer mit einer verhüllten Last in die enge Gasse ein; an ihrer Seite schreitet mit gesenktem Haupt der alte Meister. Banger Ahnung voll stürzte Monika hinab und vor das Haus — sie haben angehalten, und der Pflegevater tritt ihr tröstend entgegen.

„Mein Kind, er ist Dir und mir genommen worden, wo er unseres Lebens Freude und Stütze sein sollte! Aber er selbst kann sich keinen schöneren Tod wünschen als den, den er gestorben — man mag wohl sagen, daß er mit seines Herzens Blut als tapferer und treuer Bürger diese Stadt gerettet und bei Vertheidigung ihrer Schwelle gefallen ist. Und die zusammengehörten und sich im Leben feindlich gegenüberstanden, sind nun im Tode vereinigt! — — Ich habe keinen Sohn mehr!"

Wohl dem Wackeren, daß er nicht ahnte, in welch' furchtbarer Weise gerade der Tod seine beiden Söhne schied.

Nur wenig bleibt uns mehr zu sagen, denn es ist ja bekannt, daß sich der Heldenmuth und die Entsagung der Wiener bis zu jenem glorreichen Tage bewährte, wo aus den freundlichen Thälern und von den grünen Kuppen der cetischen Berge das tapfere Entsatzheer gleich einem Wetterstrahl rettend und rächend auf die Türken hereinbrach. (Bild Seite 945.)

So erfüllte sich das ahnungsvolle Wort des tapferen Stadtcommandanten, daß sich die gierigen Wölfe in unseren Bergen wie in einer Falle fingen,

aus der sie mit knapper Noth und mit riesigem Verlust in wilder Flucht in die östlichen Steppen entkamen.

Kurze Zeit darauf neigte der alte Preißberger sein Haupt zum Grabe; er hatte sein lebensfreudiges Gewerbe nicht mehr betrieben, und kein froher Kunstjünger war mehr in das alte Haus eingezogen. Monika aber nahm bei den frommen Frauen zu Sanct Jakob den Schleier, und als die Zeit und das gottergebene Leben ihren Schmerz gelindert und verklärt hatte, verstand sie erst die volle Deutung ihrer Vision. Im wahren Sinne des Wortes hatte die Gnadenmutter sie segnend und tröstend an ihre Brust genommen.

Das Andenken vieler Tapferer, die damals für Wien's Rettung gestritten, gelitten und geblutet hatten, ist im Laufe der Zeiten untergegangen und neben dem Ruhm der einzelnen glorreichen Führer vergessen worden und verschollen. Wo man aber ein Beispiel von Mannesmuth und Tapferkeit, von Opferfreudigkeit und Bürgersinn bedarf, da gedenkt man stets der Belagerung von Wien, ihrer mühevollen Vertheidigung und des siegreichen Entsatzes im Jahre 1683 durch die von Herzog Carl V., Leopold von Lothringen (Bild, Seite 937) und dem Polenkönig Johann III. Sobieski (Bild, Seite 953) befehligten Truppen. (Bild, Seite 945.)

Und da mag es denn doch einmal an der Zeit sein, den Umstand zu besprechen, welch hervorragender Antheil Sobieski an der Befreiung Wiens gebührt, und vornehmlich in recht ausführlicher Weise jene zu widerlegen, welche ihm dieses Verdienst streitig zu machen suchen. Diesem Bestreben mag der nächste Abschnitt gewidmet sein.

Sobieski's Antheil an dem Entsatze Wiens, 1683.

Seit geraumer Zeit ist man von unbekannter Seite aus bemüht, die Verdienste des Königs Johann III. Sobieski und seiner tapferen polnischen Armee zu schmälern nnd nicht etwa, daß man sich allein damit begnügen würde, ihn als Nebenmann des tapferen Herzogs von Lothringen hinzustellen und diesem das Hauptgewicht beizulegen, nein — man sucht in kleinlichster Weise an allen Einzelnheiten zu mäckeln und gebraucht — sei es aus Absicht, sei es aus Unkenntniß — die lächerlichsten Unwahrheiten zur Unterstützung der deprimirenden Behauptungen.

Um mit dem A B C zu beginnen, soll gleich die erste, oft aufgestellte, unwahre Behauptung widerlegt werden, welche besagt: Kaiser Leopold I. und König Johann III. Sobieski schlossen ein „Schutzbündniß“, in Folge dessen der König von Polen verpflichtet war, dem bedrängten Wien beizustehen, daß es also zunächst ein Irrthum wäre, zu glauben, Sobieski sei aus großmüthigem freien Antrieb vor Wien erschienen. Man führt ferner an, daß dieses Bündniß eine Folge des großen Dienstes gewesen sei, welchen ein kaiserliches Hilfscorps im Kriege gegen die in Polen eingedrungenen Schweden geleistet, indem es dieselben aus dem Lande trieb und die Rückkehr des rechtmäßigen Königs ermöglichte. Dem ist absolut nicht also.

Der am 6. Mai 1660 zu Oliva zu Stande gekommene Friede, den die über den unmündigen Karl XI. von Schweden (Sohn Karl's X. Gustav) gesetzte vormundschaftliche Regierung schloß, verschaffte dem damaligen Könige von Polen die alten Grenzen dieses Landes. Da war von einem noch dazu „gewählten“ König Sobieski noch keine Rede, denn dieser wurde erst 1674 als König proklamirt.

Die Ursache der Allianz zwischen Leopold I. und Sobieski wurzelte in dem Uebermuthe Frankreichs und dem drückenden Verhältniß, in welchem Polen zu dessen Regierung stand einerseits, in der Klugheit und dem Schutzbedürfniß Leopolds I. anderseits. Es brauchte langer Bestrebungen des außerordentlichen kaiserlichen Gesandten Karl Ferdinand Graf Waldstein und der Königin Maria Casimire (Sobieski's Gemalin), wie der ausführlichen Darlegung der Bedrängnisse der gesammten Christenheit durch die Türken, um den gutmüthigen edlen Polenkönig zu veranlassen, die verrätherischen Umtriebe, welche Frankreich anzettelte, dadurch zu bestrafen, daß er sich mit Leopold verband.

Die Punkte des Offensiv- und Deffensivbündnisses, welches am 13. Mai 1683 unterzeichnet wurde, lauteten:

1. Sollte das Offensivbündnis so lange währen, bis beide Theile mit der Pforte Friede geschlossen hätten, das Defensivbündnis aber beständig fortdauern.

2. Sollen beide Theile dieses Bündnis mit einem Eide bekräftigen und dieser im Namen seiner kaiserlichen Majestät und des Königs von Polen durch zwei Kardinäle zu Rom vor Seine päpstliche Heiligkeit abgelegt werden.

3. Sollen von beiden Seiten alle alten zu machenden Forderungen aufgehoben sein.

4. Dürfte kein Friede geschlossen werden, ausgenommen mit Bewilligung beider Parteien.

5. Sollten beider Theile Nachkommen und Erben dieses Bündniß zu halten gebunden sein.

6. Wird dieses Bündnis blos auf die Dauer des Türkenkrieges beschränkt.

7. Soll der Kaiser 60.000 Mann (mit Inbegriff der Hilfstruppen und jener Völker, die als Besatzung in die ungarischen Festungen gelegt werden), der König von Polen aber eine Armee von 40.000 Mann, so lange der Krieg währt, bereit halten.

8. Soll der Krieg so geführt werden, daß man den Feind auf zwei Orten angreife, nämlich der Kaiser solle Ungarn, der König von Polen aber Podolien und die Ukraine wieder erobern.

9. Will Seine kaiserliche Majestät zur Förderung des Feldzuges der Krone Polen 300.000 Reichsthaler voraus, jedoch mit der Bedingniß zahlen, daß diese Summe, von dem Zehenten, welche Seine päpstliche Heiligkeit herleihen wird, abgezogen werden sollte.

10. Sollten zu diesem Bündnisse auch andere christliche Regenten eingeladen werden, selbe aber nicht anders als mit beiderTheiliger, einhelliger Bewilligung aufgenommen und vor allen andern die beiden Czare von Moskau darum ersucht werden.

Abgesehen davon, daß nicht ein einziger dieser Punkte dem Polenkönig die Verpflichtung auflegt, aus seinem Lande wegzuziehen, bestimmt sogar der Punkt 8, daß Sobieski nur die Aufgabe habe Podolien und die Ukraine wieder zu erobern. Es ist ferner diese Allianz vom Kaiser Leopold, der zunächst bedroht war, nachgesucht worden, und er entsagte aus Dankbarkeit für dieselbe seinen Ansprüchen auf die Salzbergwerke von Wieliczka und der polnischen Thronfolge für einen seiner Söhne, welche seiner Zeit König Johann Kasimir mit Verletzung der Constitution dem Kaiser Ferdinand III. hatte zusichern wollen, um von ihm Beistand gegen die Schweden zu erlangen.

Dieses Bündniß mit Polen war das einzige von dem sich Leopold in seiner großen Noth Rettung erhoffen durfte, trotzdem es Anfangs großen Schwierigkeiten unterlag, da ungeachtet allen guten Willens die Formen der alten polnischen Regierung die Vereinigung der Truppen sehr schwierig machten. In Friedenszeiten nämlich bestand die Armee des Königreiches Polen nur aus 12.000 Mann, die des Großherzogthums Lithauen aus 6000.

Man wäre also nie damit zu Stande gekommen, die Armee vollzählig zu machen und sie wäre nie zu rechter Zeit angekommen, wenn Sobieski sich nicht entschlossen hätte, auf seine eigenen Kosten Aushebungen zu machen.

Da nun die Gefahr für Wien von Tag zu Tag größer wurde, drängte der kaiserliche Gesandte in Warschau, Graf Waldstein den König unaufhörlich; ja als er ihn einmal in einer Galerie des Schlosses mit dem päpstlichen Nuntius Pallavicini begegnete, fielen ihm beide Minister zu Füßen und baten ihn, doch Wien und die Christenheit zu retten.

Wie würde es nun dem kaiserlichen Gesandten eingefallen sein, Sobieski kniend um Etwas zu bitten, wenn er dasselbe im Namen seines Kaisers laut Contract zu fordern berechtigt gewesen wäre!

In Sobieski's Antwort liegt schon der Ausdruck seines freien Willens; denn er sagte zu Pallavicini: „Melden Sie Seiner Heiligkeit dem Papste, daß Sie mich zu Pferde gesehen und daß Wien Hilfe gefunden hat."

Nebenbei gesagt, mag es amüsant erscheinen, daß zur selben Zeit der französische Gesandte am polnischen Hofe, Ludwig de L'Hopital Marquis de Vitry dem Könige Ludwig XIV. sagte, daß die Polen nie fertig werden würden und daß ihr König zum Kommandiren zu „schwerfällig" sei.

Mittlerweile hatte Sobieski die polnische Armee auf 25.000 Mann gebracht und verließ Warschau den 18. Juli 1683, hielt sich in Krakau auf, wo er die Ankunft der verschiedenen Armeekorps erwartete und schickte seinen Vortrab unter den Befehlen seines Kron-Unterfeldherrn, des Wojwoden von Volhynien, Nicolaus Scienawski, nach Schlesien voraus. Der polnische Parteigänger, Hofmarschall und Feldherr Hieronimus Fürst Lubomirski war schon mit 4000 Mann Kavallerie, die er auf eigene Kosten ausgehoben hatte, zum Herzoge von Lothringen gestoßen. Es war dies die erste wesentliche Verstärkung, die der Herzog von Lothringen am jenseitigen Donauufer bekam.

Als Sobieski zu Pferde stieg, sah ihn die Königin weinend an und umarmte den jüngsten ihrer Söhne. Als der König um die Ursache ihres Kummers fragte, antwortete sie: „Ich weine, daß dieses Kind nicht im Stande ist, Ihnen, wie die übrigen, in den Krieg zu folgen!"

Am 15. August reiste der König von Polen von Krakau ab, nachdem seine Truppen von dem erwähnten päpstlichen Nuntius eingesegnet worden. Ihn begleitete die Königin, welche aber von der Grenze aus wieder zurückging.

Carl V. Herzog von Lothringen hatte schon Boten über Boten gesendet, um die Bewegung der polnischen Truppen zu beschleunigen, der zur Verzweiflung gebrachte Kaiser schrieb selbst an Sobieski, um ihn einzuladen, ohne sein Heer zu erwarten der bedrängten Stadt zu Hilfe zu eilen und meldete ihm: „Eine Brücke ist bei Tulln über die Donau geschlagen worden. Meine Truppen versammeln sich; stellen Sie sich an ihre Spitze. Wie sehr sie auch an Zahl dem Feinde nachstehen mögen, Ihr Name, der ein so großer Schrecken für selben ist, wird hinreichen um Ihnen den Sieg zu verschaffen."

Wer, um aller Welt willen, schreibt derartig an einen Mann, von dem er nicht das Außerordentlichste erwartet?

Als hierauf Sobieski zu Tulln ankam und die Brücke noch unvollendet sah, rief er: „Der Kaiser hält mich wohl für einen Abenteurer? Ich habe mein Heer verlassen um das seinige zu führen, für ihn, nicht für mich, will ich fechten!"

Diese Worte sind abermals ein Beweis, daß ihn die Allianz nicht band, persönlich zu erscheinen und er es in großmüthiger Hingebung that.

Nachdem der Herzog von Lothringen den König besänftigt hatte, erwartete dieser sein eigenes Heer, welches am 5. September die Donau erreichte und am

7. d. M. sich mit allen deutschen Truppen vereinigte. An diesem Tage übernahm auch Sobieski den Oberbefehl über die gesammte Armee, die nunmehr 87.000 Mann stark war und 168 Geschütze aufführte.

Es war auch an demselben Tage, da schrieb Sobieski an seine Gemalin: „Mit dem Herzog von Lothringen bin ich sehr wohl zufrieden. Er beträgt sich sehr gut gegen mich; er ist ein sehr artiger Mann, ein rechtschaffener Mann und versteht das Kriegshandwerk besser als die anderen. Er holt die Parole immer bei mir."

Es geht auch aus allen Beschreibungen hervor, daß Sobieski es war, welcher sämmtliche kriegerische Anleitungen traf und daß der Herzog sehr oft seinen gewiegten Ansichten im Kriegsrathe nachgab.

Sobieski's Reiterei war glänzend, sein Fußvolk erbärmlich equipirt. Lubomirski rieth dem Könige, ein Regiment, das schlechter als die übrigen gekleidet war, zur Ehre der Nation bei Nacht die Tullner Brücke passiren zu lassen. Aber Sobieski that gerade das Gegentheil und als dieses Regiment auf der Brücke war, sagte er zu seiner Umgebung: „Betrachtet es wohl, dies ist ein unüberwindliches Regiment, das geschworen hat, nie andere Kleider, als vom Feinde zu tragen."



König Johann III. Sobieski von Polen. Nach dem gleichzeitigen Gemälde in der historischen Galerie zu Versailles. (Seite 950 u. f.)

Zur selben Zeit nahm der Großvezier Kara Mustapha die Generalmusterung seiner Truppen vor. Es zeigten sich noch 168.000 Mann.

Es ist für unseren Zweck nöthig, die Schlachtordnung der gesammten christlichen Armee in's Auge zu fassen. Am rechten Flügel — welcher sich über Neustift, Dornbach und Hütteldorf gegen den Feind bewegte — befand sich der König Johann III. Sobieski, Großfeldherr Stanislaus Jablonski, Unterfeldherr Scienawski, Kronfähnrich Rafael Graf Leszinski, Krongeneralwachtmeister Stefan Bidezynsky, ferner Ernst Graf Dönhof, Kastellan von Wilna; Martin Konczki, Kastellan von Lemberg, General der Artillerie; die Generalmajore Dennar und Lozynski; Unterkanzler Senator Zeinski, Kron-Oberstallmeister und Oberkämmerer Mellerczynski; die Kron-Hofschatzmeister Madiczeczewski und Mondreavski; Prälat Wizichczi, Staatskanzler; Felix und Stanislaus Potocki (der letztere fiel in der Entsatzschlacht und hat sein Grabmal in der Franziskanerkirche), der Beichtvater des Königs, Prälat Hacki, und der königlich polnische Leibarzt Braun. Diese alle waren die Begleiter des Königs

In der Mitte am rechten Flügel commandirte Maximilian Marie Emanuel, Kurfürst von Baiern; der Feldmarschall Fürst Waldeck; die Feldmarschall-Lieutenants Markgraf von Baireuth, Baron Leyghe und Degenfeld; die Generalfeldwachtmeister zu Pferde Banau und Münster; zu Fuß dieselben Chargen: Steinau, Thüngen und Rumpler.

Den linken Flügel — welcher vor Nußdorf und Heiligenstadt Stellung nahm — commandirte Johann Georg III. Kurfürst von Sachsen, der Herzog Carl V. Leopold von Lothringen, die beiden Markgrafen Ludwig Wilhelm und Hermann von Baden; General der Cavallerie Aeneas Silvius Graf Caprara, Feldmarschall-Lieutenants Rudolf Graf Rubatta und Johann Graf Dünewald, sowie Graf Flemming; die Generalmajors Franz Graf Gondola und Carl Graf Palffy; die Generalwachtmeister Christian Herzog von Sachsen, Ferdinand Graf Trauttmansdorf (der beim Entsatze blieb) und Graf Reuß; Generale Hallweil, Johann Baptist Baron Diepenthal, Schulz, Plauen und Reitsch. Zusammen mit 85.000 Mann.

Im Briefe vom 12. September (datirt auf dem Kahlenberge nahe bei einem brennenden Kloster, dem türkischen Lager gegenüber, Morgens 3 Uhr) schrieb Sobieski: „Die zwei Kurfürsten (Johann Georg III. von Sachsen und Max von Baiern) haben sich Anfang ziemlich entfernt von mir gehalten, jetzt wo wir uns dem Feinde nähern, legen sie sich weniger auf's Beobachten; sie holen alle Tage die Parole persönlich bei mir, und fragen zehnmal, ob ich nichts mehr zu befehlen habe. Beide Kurfürsten lassen mehrere ihrer Cavaliere bei mir, um meine Befehle zu überbringen. In der letzten Nacht schickten sie ein Cavallerie-Detachement zur Bewachung meines Zeltes. Theilen Sie dies Alles dem Bischof von Luck mit. Er behauptete, ich werde von ihnen und von ihrem deutschen Phlegma viel auszustehen haben. Diese Fürsten haben meine polnischen Truppen mit vier großen Infanterie-Regimentern verstärkt, die den rechten Flügel bilden und der geringste Officier könnte nicht gefälliger sein, als sie gegen mich sind. Deswegen können wir auch mit Gottes Hilfe einen glücklichen Erfolg hoffen, zwar nicht ohne große Anstrengungen, denn wir haben die Lage der Dinge ganz anders gefunden, als man sie uns vorgestellt hatte, besonders in Hinsicht auf die Localitäten und das Terrain. So mußten wir nach dem berühmten Donauübergang, von dem ich soeben sprach, Berge passiren, oder eigentlich zu reden, haben wir sie nicht erstiegen, sondern erklettert. Seit letztem Freitag essen und schlafen wir ebensowenig wie unsere Pferde. Ich hatte mich an jenem Tage von meiner Armee getrennt, um einem Kriegsrathe beizuwohnen und war sechsundzwanzig Stunden lang ohne die Meinigen. Sie waren wegen der verdammten Uebergänge über den Fluß zurückgeblieben, so daß man unter den Subalternen schon anfing, Unglück zu prophezeien. Glücklicherweise hatten mich einige von ihnen an der Spitze der ungarischen Infanterie gesehen. Ich hatte sie vorwärts geschickt, weil die deutschen Truppen schon zu viel gewagt hatten; aber Gott, nach seiner unendlichen Güte, beschützte uns vor aller Verwirrung; kein Mann kam um, ungeachtet die Tataren von allen Seiten angriffen."

Am 13. September vor Tagesanbruch las der durch seinen heiligen Wandel bekannte Kapuziner Marc Aviano die Messe in der Leopoldscapelle auf dem Kahlengebirge und reichte dem Fürsten das heilige Abendmahl, worauf er das gesammte Heer einsegnete und die Worte sprach: „Si habetis confidentiam in Deo, obtinebitis victoriam!" (Habt Vertrauen auf Gott und der Sieg ist Euer!) Sein Ministrant oder Altardiener war der König Sobieski selbst, der darauf seinen Sohn niederknien ließ und ihn zum Ritter schlug mit den denkwürdigen Worten: „Dies sei Dir ein Andenken des größten Tages, den Du je erleben konntest!"

An die Pforte tretend, sprach er nun zu seinen Feldherren: „Der Feinde da unten sind viele, wie bei Chozim, wo wir sie besiegten[1]. Ihr kennt sie aus unseren Siegen. Es ist zwar ein fremder Boden, auf dem Ihr fechtet; doch fechtet Ihr hier nur für das eigene Vaterland; unter den Mauern Wiens schirmt Ihr auch zugleich unser vielgeliebtes Polen; Ihr rettet nicht eine einzelne Stadt, sondern auch die gesammte Christenheit. Seid muthig, Euer König sei Euch ein Beispiel; wo Ihr den sehet, da folget rasch und unverzagt."

Welche freudige Siegesgewißheit hauchte dem erzkatholischen Fürsten sein Glaube, sein religiöses Gefühl, das Vertrauen auf Gottes Beistand ein! Er selbst sah sich im prophetischen Geiste als der Retter Wiens und dadurch der gesammten Christenheit.

Gleich darauf erfolgte der Angriff. Sobieski übersah durch sein Fernglas die türkische Armee und deren Laufgräben und sagte zu seiner Umgebung: „Dieser Mensch (nämlich der Großvezier Kara Mustafa) da ist schlecht kampirt, ich kenne ihn, er ist ein eingebildeter Ignorant; wir werden von dieser Affaire keine Wunden haben."

Seine Officiere baten ihn, sich doch nicht wie der gemeine Soldat jeder Gefahr bloßzustellen. „Ihr würdet mich verachten, wenn ich Eurem Rathe folgte," war Sobieski's Antwort.

Es würde zu weit führen, wenn hier die schon mehrmals bis in die kleinsten Details angeführten Einzelheiten des Kampfes berührt werden wollten; im allgemeinen sei nur constatirt, daß die Polen, von Hütteldorf hervorbrechend, gegen die Schmelz und die Ufer der Wien drängend, mit ungestümer Kraft über den Feind herfielen, seine Schlachtlinie sprengten und ihn in die Flucht trieben. Ein Theil der polnischen Kavallerie, die Blüte und der Kern der polnischen Truppen, ließ sich von der Begierde nach Ruhm und Sieg hinreißen, trennte sich von ihren den Feind in regelmäßigen Colonnen verfolgenden Truppen, fiel über ihn her und verfolgte ihn bis in die Gegend von Döbling. Dort sammelten sich aber die Türken, werden durch frische Truppen verstärkt, und die kleine Schaar der Polen drohte überflügelt zu werden. Sobieski, der die Seinigen in großer Gefahr sah, eilte ihnen mit seiner ganzen Macht und einigen Regimentern kaiserlicher und sächsischer Infanterie zu Hilfe, griff den Feind von allen Seiten an und — in kurzer Zeit war der Sieg für den rechten Flügel entschieden.

Auch der königliche Prinz Jakob Sobieski hatte Antheil an dem glänzenden Siege. Sein Vater, der ihn stets mit dem ihm von den Eltern beigelegten Zärtlichkeitsworte Fanfan (Kind) nannte, schreibt über ihn: „Man muß auch sagen, daß Fanfan ganz anders geworden ist, als er vorher war; der arme Junge erträgt viel, wird aber dadurch nicht abgeschreckt." Später schrieb er: „Notre Fanfan est brave au dernier point." (Unser Fanfan ist brav im höchsten Grade.)

Der Geschichtsschreiber Kochowski erzählt, König Sobieski habe bei der Schlacht vor Wien ein himmelblaues polnisches Kleid angehabt und einen Fuchs geritten. Vor ihm ritt immer ein Stallmeister, der einen großen Wappenschild trug, und ein Fähnrich, der an seiner Lanzenspitze einen Federbusch befestigt hatte, damit man von weitem den Ort sehen konnte, wo der König war. Der Prinz Jakob (Fanfan) hatte einen Helm auf dem Kopfe und einen Brustharnisch und außer dem Degen, den er in der Hand hielt, eine Art von kurzem und sehr breitem Säbel, der ehemals bei den Polen gebräuchlich war. Er verließ seinen Vater keinen Augenblick, so lange die Schlacht dauerte.

Hören wir nun, was Augenzeugen über den Sieg berichteten.

---

[1] 1673, wo er der Schrecken der Türken gewesen.

Christian Wilhelm Huhn, „geschworener königlicher Oberamts- und der Fürstenthümer Breslaw- Brieg und Oelsse in Schlesien königlicher und fürstlicher Regierungs-Advocato-Ordinario," schreibt in seinen „Raritäten oder umständliche Beschreibung was anno 1683 vor, bei und in der denkwürdigen türkischen Belagerung Wien täglich vorgelaufen" folgendes: „Der Feind hielt mit einer schrecklichen Wuth die von dem Kahlenberge herab avancirenden Alliirten an, welche Raserei aber keinen langen Bestand hatte, weil indessen auf dem rechten Flügel, der großmüthige und vortreffliche König von Polen, Johann Sobieski, welcher seinen Heldenmuth bereits als polnischer Kronfeldherr anno 1673 den 11. November bei Chozim in der Ukraine wider die Türken erwiesen und sie aufs Haupt geschlagen hatte, mithin sein Name ihnen formidable (furchtbar) war; nachdem er seinen ältesten Prinzen Jakob bei einer kurzen, doch heroischen Rede, den Harnisch anzuziehen, überreichet, oberhalb des Wienerwaldes mit seiner bis 40.000 Mann starken polnischen Reiterei in die Fläche und folglich in das türkische Lager einbrach und dieses wie eine Flut gleichsam überschwemmte. Es gab diese Reiterei den Türken einen fast erschrecklichen Anblick, weil der mehreste Theil mit Lanzen oder Copien (von copis, Schlachtmesser, hier wohl Sensen gemeint), an deren Spitzen kleine rothe und weiße, blaue und andere unterschiedene Farben, Fähnlein geheftet waren, und weil sie in gedrungener Ordnung marschirten, auch guten Theils mit Panzern und Tigerhäuten und am Rücken mit Flügeln von allerhand Arten Vögeln versehen waren, so machten sie ein herrliches Ansehen und verursachten durch ihren furiösen Anfall, worinnen sie ihren König in seinem prächtigen Ornat zum Führer hatten, unter den Feinden ein solches Schrecken, daß, nachdem sie sich von Morgen bis nach Mittage unterschiedlichemale gesetzet und auf die Aliirten verzweifelt angefallen waren, endlich als die Unsrigen allzeit in geschlossener Bataille gegen das türkische Lager immer näher anrückten, das Weichen und auf die völlige Flucht zu begeben, gezwungen worden." Im weiteren Verlaufe sagt Huhn noch: „Die beste Beute aber machte hochbelobter König von Polen, welcher mit dem Säbel in der Hand in die dickesten Schaaren der Feinde eindrung und das türkische Panier, den Roßschweif auf einer Lanzen, nebst des Mahomets Hauptfahne sammt einen unbeschreiblichen auf viele Millionen an Gold, Silber, Juwelen und Präziosen gerechneten Schatz, nebst der Kanzlei und Kriegskassa eroberte." „Des Großveziers eigene Person aber betreffend, welcher sein Gezelt zu Anfang des Treffens in einem etwas davon entfernten Orte, auf einen Hügel des Weges gegen Laxenburg zu auf den Anhöhen des Wienerberges bei der Spinnerin am Kreuz schlagen und sein voriges Lager hinter dem Dorfe Neustift (heute zum Bezirk Neubau gehörig) gegen Penzingen zu verlassen hatte; als er die Seinigen so schändlich fliehen sahe, raffte er seine ganze Macht umher in der Eile zusammen und griff den auf ihn eindringenden unverzagten Helden und König in Polen ganz rasend an; wurde aber, weil der ganze christliche linke Flügel in allezeit geschlossener Ordnung die in's Gedränge gebrachten Herren Polen secundirte und dem Feinde in die Flanque ging, dergestalt poussiret, daß er über Hals und Kopf das Reißaus nehmen mußte; und wann die Nacht nicht hereingebrochen, dem siegenden und großmüthigen Könige ohnfehlbar in die Hände gerathen wäre, welcher, von seinem Nachjagen ganz ermüdet, gegen 7 Uhr in die Nacht wieder umkehrte und von dem Gezelte des Großveziers, welches an Größe und Kostbarkeit seines Gleichen in der Welt nicht hatte, den Besitz nahm."

Ganz besonderes Gewicht müssen wir aber auf folgende Stelle legen, welche des Augenzeugen glänzende Unparteilichkeit darthut. Derselbe fährt fort: „Er

(Sobieski) schrieb daraus (aus dem Zelte) den 13. September einen ausführlichen Bericht an dessen königliche Gemalin mit allen Umständen und von seiner Eroberung, worinnen er nach der polnischen Großmüthigkeit sich und seiner Nation viel zueignet: Dieses aber bleibt wohl gewiß, daß: wenn es ohne die Assistenz und Beihilfe dieses hochpreislichen Königs gewesen wäre, der Entsatz der kaiserlichen Residenzstadt Wien entweder mit mehrerem Christenblut oder auch gar vergeblich und umsonst hätte ins Werk gerichtet werden, mithin diese Vormauer der Christenheit dem türkischen Bluthunde in seine Klauen gerathen mögen." Deutlicher kann Sobieski's Verdienst um die Rettung Wien's nicht mehr gekennzeichnet werden.

Ein zweiter der vielen Augenzeugen (deren Zeugnisse das vorliegende Elaborat zu einem dicken Bande machen würden) und zwar Jacobus Schütz, Scholar an der Universität zu Wien, sagt in seiner „Relation von der grausamen Belagerung Wiens durch die Türken, so stattgehabt anno 1683" am Schlusse: „Des Sieges Palme hatte aber vor allen der tapfere Polenkönig Johannes Sobieski errungen, der ein gar stattlicher Kriegsheld war und dessen schwere Hand manchem Feinde übel angefallen ist."

Eine nicht minder große Anzahl von Beweisen liefern einzelne Vorfälle während und nach dem Entsatze.

Als Kara Mustapha sah, daß er sich nicht halten konnte, ließ er seine Söhne zu sich rufen, und fing wie ein Kind zu weinen an. Zu dem Chan der Tataren sagte er: „Rette mich, wenn Du kannst!" worauf der Chan antwortete: „Wir kennen den polnischen König nur zu gut, es ist unmöglich ihm zu widerstehen. Nun hilft ihm der Lothringer auch noch — da ist es aus mit uns. Denken wir lieber darauf, wie wir uns beim Großherrn aus der Schlinge ziehen."

Ein wahrhaft unwiderlegliches Zeugniß giebt Graf Waldeck, der zum Könige von Polen, als sie im Treffen sich zufällig begegneten sagte: „Heute ist für Eure Majestät ein großer Tag des Ruhmes und für die Geschichte Ihrer Thaten!" Nun gewiß das hätte der deutsche General zu einem Andern gesagt, wenn es derselbe in Anspruch zu nehmen verdient hätte.

Pater Marc Aviano umarmte den König von Polen oftmals im Ergusse seiner Freude und versicherte ihm, er habe eine weiße Taube während der Schlacht über dem Heere schweben gesehen. Und als er später in der Stephanskirche predigte, wählte er in Anspielung auf den König von Polen den Text: „Es war ein Mensch von Gott gesandt, deß Name war Johannes." Er würde dies bei seiner großen Frömmigkeit bestimmt unterlassen haben, wenn ein anderer sich das Verdienst der Rettung hätte zuschreiben können.

Dieser Predigttext erhielt aber eine wundersame Ergänzung. Nach dem Entsatze der Stadt fand der Woywode Stanislaus Jablonski unter den Trümmern eines von den Türken zerstörten Schlosses ein Gemälde, welches unsere liebe Frau von Loretto mit zwei Engeln vorstellte, die zwei Streifen hielten, auf deren einem geschrieben stand: „Per hanc imaginem Mariæ victor Johannes!" auf dem anderen aber „Per hanc imaginem Mariæ victor ero Johannes!" — Sobieski war nicht wenig betroffen darüber. Er ließ das Gemälde nach Zolkiew in seinen Palast bringen und verordnete, daß Dominikaner vor diesem Wunderbilde täglich Messe lesen sollten. Er und die Königin bezeugten dem Bilde ihr ganzes Leben hindurch große Verehrung.

Welch' frommer Held Sobieski übrigens stets war, beweiset der Umstand, daß er auf seinen Reisen, so oft er an einer Kirche, oder einem Kloster vorüber kam, stets anhielt und einer heiligen Messe beiwohnte, wobei er sich gewöhnlich des Ausspruches bediente: „Dem Herrn, der uns zum Siege verholfen, soll man nicht aus dem Wege gehen." So that er auch, als er mit seiner

ganzen Familie nach Jaworow hinter Lemberg ging, wo er, zum Dank für den ihm verliehenen Sieg vor Wien kostbare Opfer der heiligen Mutter des Erlösers brachte, welche er schon in seinem Knabenalter zu seiner Schutzpatronin gewählt und zu deren Verehrung er eine eigene Andacht feierte.

Und nun wenden wir uns zum Empfange der Wiener! Sobieski schreibt (Brief aus dem Zelte des Großveziers) an seine Gemalin unter anderem: „Alle Truppen haben ihre Schuldigkeit gut gethan. Sie schreiben Gott und Uns den Sieg zu. In dem Augenblicke, wo der Feind anfing sich zurückzuziehen und der größte Stoß fand da statt, wo ich mich befand, dem Vezier gegenüber, da das Centrum und der linke Flügel nur noch wenig zu thun hatten; ich sah dann den Churfürsten von Baiern, den Fürsten von Waldeck und andere herbeieilen; sie umarmten mich, sie küßten mir das Gesicht, die Generale küßten mir Hände und Füße; die Soldaten, die Offiziere zu Fuß und zu Pferd riefen: „Ah unser braver König!" Alle gehorchten mir besser als die Meinigen!" Weiter heißt es in dem Briefe: „Erst diesen Morgen habe ich den Prinzen von Lothringen und den Churfürsten von Sachsen wieder gesehen; wir konnten uns gestern nicht begegnen, weil sie auf dem äußersten linken Flügel waren, ich hatte ihnen einige Schwadronen von unseren Husaren unter dem Commando des Hofmarschalls (Hieronymus Lubomirski) gegeben. Der Stadtcommandant Starhemberg besuchte mich heute auch. Alles hat mich umarmt und mir den Namen Retter gegeben. Ich war in zwei Kirchen (St. Stephan und St. Augustin), wo mir das Volk die Hände, die Füße, die Kleider küßte; andere, die mich nur von ferne berühren konnten, riefen aus: „O, geben sie uns Ihre siegreichen Hände zu küssen!"

Auch der Chronist Fuhrmann sagt: „Jedes drängte hinzu, den König als ihrem Erlöser, die Hände und Füße zu küßen, die meisten aber mußten sich begnügen, daß sie nur dessen Kleid berühren konnten."

Nebenbei gesagt unterließen es auch einzelne Stände nicht, dem Befreier Zeichen ihrer Dankbarkeit darzubringen; so verehrten ihm die Bürger Wiens einen reichvergoldeten Prunkwagen, der in doppelter Hinsicht merkwürdig ist, denn er beweiset nicht nur den hohen Grad von der Kunstfertigkeit der damaligen Wagenbauer in Wien, sondern ist auch an sich selbst betrachtet ein Abenteurer der Kutschenwelt. Dieser Wagen ist aber zuletzt — die Kanzel der Kirche des kleinen Dorfes Raddatz bei Neustettin (jetzt dem Freiherrn Xaver von Kleist, Kammerherrn Kaisers Wilhelm's I., gehörigen Gute) geworden. Ueber dem Altar der Kirche diente der Kutschkasten als Lehnstuhl des Predigers, die Decke der Kutsche abgeschnitten und mehrere Fuß höher angebracht, bildet die Schalldecke der Kanzel. Der Wagen war 1744 von Oberst Friedrich von Kleist in einem böhmischen Kloster erbeutet worden. Eine Thüre dieses Wagens hat in Zolkiew der Besitzer einer Branntweinschenke (Jude) im früheren Oberstenquartier.

Auf den, von dem kaiserlichen Münzmeister Mathias Mittermayer von Waffenberg auf eigene Kosten verfertigten und herausgegebenen großen Denkmünzen befand sich die Inschrift: „1683 den 14. Juli wurde Wien in Oesterreich von den Türken belagert, aber unter dem Schutz des Allerhöchsten, durch die Hingebung des Kaisers Leopold I, die Weisheit des Königs von Polen Johann III. und durch die kräftige Beihilfe des Herzogs von Bayern, Sachsen, Lothringen, des Grafen Starhemberg und der Bürger und Studenten Wiens am 12. September befreit." Ebenso nennen andere Denkmünzen den König von Polen stets vor den übrigen Vertheidigern und Reichsfürsten. — Eine, speciell auf den König Sobieski geprägte Medaille trägt die (hier im Deutschen wiedergegebene) Inschrift: „Johann dem III. König von Polen, Vertheidiger des rechten Glaubens, Heerführer der Christenheit,

Besieger der Türken, Entsetzer Wiens, Befreier Ungarns, Wiedergewinner Polens u. s. w. dem erhabenen, frommen, gerechten Vater des Vaterlandes, dem glücklichen Herrscher geweiht."

Maßgebend ist nicht minder die Rede, welche der Geheimsecretär des Königs Sobieski, Herr Talenti, hielt, als er in Begleitung des polnischen Gesandten Johann Casimir Dönhof dem Papste Innocenz XI. die türkische Fahne überreichte, welche Sobieski errungen und sofort dem Papste zusendete: „Allerheiligster Vater," sprach Talenti, „es ist ein alter Gebrauch der Helden, der sich bis auf unsere Zeit erstreckt, daß durch die erschlagenen und in die Flucht getriebenen Feinde Feldzeichen ihren Ueberwindern der Weg gebahnt werde, durch welchen sie unter den feierlichen Glückwunschstimmen in den Tempel der Ehre eingeführt werden. Da aber Johann III. Sobieski, König von Polen, mein allergnädigster Herr, nach seiner Großmuth nicht sich selbst, sondern der Christenheit einen Sieg erworben, dabei auch neben der größten Gottesfurcht und Tapferkeit insbesondere Ehrerbietung gegen Eure Heiligkeit und den apostolischen Stuhl hegt, so hat er die mit eigener Hand eroberte vornehmste Standarte zu Eurer Heiligkeit Füßen durch mich, seinem unterthänigsten Diener mit großer Ehrerbietung legen lassen. König Johann kam, sah und siegte. Er kam — mit Verlassung seines Reiches, der Königin und seiner Kinder, um die Stadt Wien und das Reich zu erhalten. Er sah — wiewohl mit unerschrockenem Muthe, die grausamen Türkenschaaren, die der Welt und der gesammten Christenheit gedroht. Endlich er siegte — indem er die Haufen der Feinde, denen das Feld zu enge war, mit seiner schrecklichen Hand erlegte. Jedoch wurde dieser Sieg mittelst Eurer Heiligkeit Hilfe und Anleitung erhalten. Beide siegten. Eure Heiligkeit, durch dero Gebet und Vorschießung der Unkosten, der König durch sein Schwert, durch die Gefahrsetzung seines königlichen Blutes und durch Hilfe der deutschen Bundestruppen. So nehmt nun, allerheiligster Vater, willig die immerwährende Zierde Eures Papstthums auf, die sowohl Kraft Eurer Eigenen, als des unüberwindlichsten Königs Tugend ist erworben worden, und genießet derselben viele Jahre lang. Amen!"

Talenti überreichte auch dem Dogen von Venedig Ludwig Contarini, einen Brief von seinem König, folgenden Inhalts: „Durchlauchtigster Fürst! Ich bin versichert, daß Euere Durchlaucht nicht wenig erfreut sein werden, über die Nachricht, daß es mir mit Gottes Hilfe gelang, nach achtstündigem Gefechte die Stadt Wien zu entsetzen und eine große Beute zu machen. Es würde zu lange ausfallen, wollte ich Euer Durchlaucht durch die Aufzählung der Partikularitäten aufhalten. Ich melde daher nur das und bleibe in der Hoffnung noch mehreres in dieser Hinsicht zu leisten, Euer Durchlaucht gehorsamster Johann III."

Der Sekretär brachte viele herrliche Geschenke des Papstes an den König zurück, nebst einem Brevet, worin Innocenz XI. dem König Sobieski den Titel ertheilte: „Beschirmer des Glaubens."

Am 14. September kam Kaiser Leopold in Wien an und hatte Tags darauf zuerst eine Unterredung mit der von Sobieski abgesandten Deputation, an deren Spitze der Kron-Unter-Kanzler Johann Krinski stand. Höchst bezeichnend ist dieses Letzteren Ansprache:

„Es hätten Seine königliche Majestät in ihrem Königreich die Stimme des römischen Adlers vernommen und die Gelegenheit, sich um die werthe Christenheit wohlverdient zu machen ersehen; worauf sie sich alsobald aufgemacht und sammt seinem Kriegsheer mit Hinterlassung dessen, was Ihro lieb gewesen, in Zeit von wenig Wochen dahin gereist, wo es Ihro kaiserliche Majestät Angelegenheit erforderte."

Darauf erfolgte die Zusammenkunft mit König Sobieski.

Es ist hier nicht am Platze, die schon zur Genüge bekannten Details, welche den Kaiser Leopold der „Undankbarkeit" zeihen und die Sobieski in seinen Briefen berührt, zu wiederholen — er sagt z. B. unter Anderm: „Wir beweinen den Verlust unserer Pferde und die Undankbarkeit derer die wir gerettet — gewiß ist aber dennoch, daß Leopold Worte des Dankes für die Befreiung Wiens aussprach. Wenn Sobieski darauf wirklich in brüsker Weise geantwortet hätte: „Mein Bruder, es ist mir lieb, Ihnen diesen kleinen Dienst geleistet zu haben," würde er dies in seinen Briefen, wo man diese Aeußerung nicht findet, gewiß nicht verschwiegen haben. Uebrigens wären diese Worte abermals ein Beweis für sein hervorragendes Verdienst.

Es erzählt aber vielmehr Huhn: „Seine Majestät der Kaiser führten das erste Wort mit verbindlichster Danksagung, daß Seine Liebden der König von Polen mit ihrer und der königlich-polnischen Truppen höchster Beschwerlichkeit einen so fernen Weg gezogen und so treuen Beistand gegen den allgemeinen Erb- und Erzfeind der Christenheit geleistet, welcher Hilfsmacht, nächst Gott, allein die Erhaltung und Entsatz der kaiserl. Residenzstadt Wien zuzuschreiben wäre; davor nicht nur der Kaiser, sondern die ganze Christenheit, Seiner Liebden, dem König von Polen mit immerwährendem Danke sich verpflichtet schätzten; Seiner Liebden der König von Polen, sammt dieser vortrefflichen Nation aber, der künftigen Nachwelt sich unsterblichen Ruhm, Lob und Ehre erworben hätten." „Seine königliche Majestät in Polen antwortete mit höchster Bescheidenheit: Dem großen Gott gehöre allein der Dank des wider den grimmigen Erzfeind erhaltenen Sieges. Er, der König, hätte dabei nichts gethan, als was ein jeder christlicher Fürst seiner Pflicht gemäß, zur Rettung seines unrechtmäßig angegriffenen christlich-alliirten Potentaten zu thun schuldig gewesen. Er und seine Völker hätten diesen Hilfszug willig und mit Freuden verrichtet, würden sich auch nach äußersten Kräften bemühen, dem flüchtigen Feinde noch mehreren Abbruch zu thun und Proben ihrer Tapferkeit abzulegen. Nur beklagen sie, daß man den Sieg nicht allsogleich verfolgen und dem Feind auf der Ferse folgen könne, indem das Volk durch, mit Zurücklassung der Bagage und Lebensmittel, schweren über Berg und Thal mit Zuhilfenehmung der Nacht fortgesetzten dreitägigen Marsche, dergestalt abgemattet worden, daß man ihnen ein und andere Tag zu ihrer etwaigen Erholung gönnen und verstatten müsse, um hienächst den Feind mit desto besserem Muth in die Eisen zu gehen."

Fast gleichlautend schildern auch die Chronisten Valkaeren, Fuhrmann u. a. das Gespräch der beiden Monarchen.

Die bekannte Zögerung Leopold's, den König von Polen zu empfangen, lag in dem Umstande, daß er sich gerade mitten unter den Kurfürsten befand und sozusagen das Reichsoberhaupt repräsentirte; das Ceremoniell jener Tage aber einen Wahlkönig, wie es Sobieski war, nicht auf dieselbe Stufe der kaiserlichen gesalbten und gekrönten Majestät stellte. Der geheime Rath verhandelte die wichtige Frage des kaiserlichen Empfanges und da war es der edle Herzog von Lothringen (welcher selbst früher Mitbewerber Sobieski's um die polnische Krone gewesen), der rasch sich aussprach: „Empfanget ihn mit offenen Armen, wie er das Reich gerettet hat!"

Würden für das Verdienst Sobieski's keine anderen Beweise zu finden sein, als diese Worte seines Heldengefährten, würden dieselben allein genügendes Zeugniß für den Polenkönig liefern.

Das größte Verdienst Sobieski's besteht endlich darin, daß er in einer Zeit, wo in Folge des westphälischen Friedensschlusses sich der politische Egoismus

auf das schärfste ausgebildet hatte, wo die augenblicklichen Vortheile alle anderen moralischen Rücksichten in den Hintergrund drängten, wo die verschiedenen Herrscher gewohnt waren, eifrigst jede Gelegenheit zu ergreifen, welche sich ihren Annexionsgelüsten darbot, um auf Kosten des Nachbars ihr Gebiet zu vergrößern; daß also in einer so raublustigen Zeit der edelmüthige Polenkönig keinen Moment zögerte ohne eigennützige Beweggründe zum Schutze der bedrängten Christenheit zum Entsatze des Bollwerkes derselben — der Stadt Wien — zu eilen, ohne die Gefahr zu beachten, der er sich aussetzte, indem er sich neuerdings die Feindschaft des mächtigen Türkenreiches zuzog und ohne eines thatsächlichen späteren Dankes von Seite Oesterreichs vergewissert zu sein. Zudem noch persönlich durch Kriegsanstrengungen so gealtert und leidend, daß er ohne Hilfe nicht zu Pferde steigen konnte.

Was die deutschen Reichsfürsten gethan, indem sie zum Entsatzheer zogen, war nichts als ihre Schuldigkeit, was aber Sobieski that, war tausendmal mehr, es war die großherzigste Aufopferung seiner selbst und seiner Interessen und darum steht seine That hoch über alle anderen Thaten.

Und so verdient es Sobieski, daß König Karl der Zwölfte von Schweden an seinem Grabe zu Krakau mit Thränen ausrief: „Ein so großer König sollte nicht sterben."

Schließlich erübrigt noch, die Stimme des Volkes in Betracht zu ziehen, und diese manifestirte sich in Wien zu allen Zeiten und bei allen Gelegenheiten durch ernste oder humorvolle Volkslieder.

Wir entnehmen daher aus den bekannt gewordenen „Vier Denkwürdig- und ausführliche Relations-Gesänge von der harten Belagerung der Stadt Wien, &c.," den vierten Gesang, welcher also lautet: „Von Ihrer Majestät König in Polen Kaiserlichen Völckern Beyden Churfürsten Durchl. Bayern und Sachsen Welche dem Entsatz Persönlich beygewohnet."

Im Thon: Amoena erlaub mir im Garten zu gehen.

1. Oesterreich spitze die Ohren jetzund; ich kanns nicht verschweigen. Es zwingt mich mein Mund: zu singen, zu reden von Heldenmuths-That, So König aus Polen begangen vil hat.

2. In Mitten der Feinde die Wienn-Stadt ja lag; In Aengsten und Nöthen, in Kummer und Plag: All Tag mit Verlangen erwarten die Pursch, Ach Gott! Ach Gott, schicke einmahl den Succurs!

3. Da hört man bald sagen der Mächtige Held; der König auß Pohlen und Groß-Herr zu Feld: Wird kommen mit einer so mächtigen Macht, Mit Freud der Mann hoffet bey Tag und und bey Nacht.

4. Die Wienn-Stadt nun endlich ansahe mit Freud; Wie da die Polacken so mächtig im Streitt: Wie Löwen und Risen ganz grimmig in Eyl, Auff Türken sie lieffen mit Säbel und Pfeyl.

5. Der Türkisch-Vezier sich mit völliger Macht; an König aus Polen sich dreymal gemacht: Da da hat man gesehen der Pohlen ihr Hertz, was Beede sie machten und triben nicht Schertz.

Und weiter heißt es in dem Liede:

8. Mit Gold gestückt Decken die Säbel mit Stein; Ritt mancher Pohlack in die Wienn-Stadt hinein: Pistolen besetzet mit Türkes so schön, Wer tapfer thut streifen, der kann nicht lähr gehen.

9. Von schönsten Zelten von schönsten Gewehr; Sie haben bekommen auf ewige Ehr', die Türcken erzittern gegen der Nacht, Ja all von Wienn flohen mit völliger Macht.

10. Der König auß Pohlen nacheylet dem Hauff; Sambt unser Armada mit völligem Lauff: Vil nahm er gefangen der türkischen Hund, Vil haut Er zu Schanden, vil schießt Er zu Grund.

11. Ja wer da thut raisen von Wienn biß Raab; der der kann recht sehen die würkliche Prob: Was Türcken da liegen in Strassen und Koth, die man niederg'säbelt und gesprengt zu Todt.

12. Der Römische Kayser nach solichem Streitt; zum König auß Pohlen ins Lager naußreitt: Bedanket sich der Heldenmuths-Thaten so sehr, Und spricht: Dir o König sey ewige Ehr.

13. Der König mit größester Reverenz dort; Antwortet dem Kayser gar liebreiche Wort: Ihr Majestät wollen mir schreiben kein Ehr, Es hat den Feind g'schlagen nur Jesus der Herr.

14. Ich bin schon bereitet und komme daher; daß ich will ausrotten als falische Lehr: damit doch das Vatterland Fried möcht han, drumb wag ich mein Blut und mein Leben daran.

15. Nach disem der König durch Ungar-Land hin; Nacheylet dem Türcken mit grimmigen Sinn: Bis nacher Neuhäusel alldorten Er dann, dem Türcken großmächtigen Schaden gethan.

16. Vor wenigen Tagen der König in Eyl; dreyhundert Mann schicket bey Nächtlicher Weyl: die Vestung Gran soltens anstecken in Brand, Ein Succurs Er nebenbey schicket zur Hand.

17. Als sie nun des Abends die Vorstadt anzündt; die Türcken aus Gran heraus wischten geschwind: In Mainung die Unsrigen z'jagen von dann, Aber es wird ihnen ein Abschnitt gethan.

18. Der Succurs vom König aus Pohlen geschickt, der hat diese Hunde Alsbalde erblickt: Vil nehmens gefangen, vil jagens hinein, O tapfere Helden die also keck seyn.

19. Nun lebe o König Großmächtiger Held. Dein Namen ist würdig, daß nun die gantz Welt: Dir Vivat soll singen und ewige Ehr, Dein Lob soll erklingen je mehr und fort mehr!

In einem zweiten gleichzeitigen Liede betitelt „Ein lustiges Gespräch zwischen Jodel und Hansel," nach der Melodie des vorigen, lautet die Strophe 13:

„Der tapferst ist gewesen der Pohlnische König; der hat nur drein g'schlagen als wär er gleich wünig (wüthend); der Lothringer hat ihm nicht geben vil nach, hat auch gschwind verstanden der Türcken ihr Sprach."

Eine andere Gelegenheitsschrift betitelt: „Neues Ungarisches, Türckisches und Französisches Labet-Spiel," enthaltend Gespräche aller beim Entsatze betheiligten Mächte und Personen, sagt schließlich:

„König von Polen

So muß man dem Großvezier den Spielkitzel vertreiben und die Karte in die Augen werfen, für dieses mahl hab' ich den besten Gewinn gezogen."

Endlich enthalten „J. C. S. Remarquable historische Briefe, 1694" folgendes Gedicht:

„An den König von Pohlen.

Unsterblich großer Held, dem Glück und überwinden
Stets auff dem Fuße folgt, was hast Du nicht gethan?
Die gantze Christenheit sieht Deine Thaten an,
Und kann sich nicht genug in diese Wunder finden,
Schwing, Großer König, schwing getrost die Sieges-Fahn!
Gott macht Dir über Wall und Schanzen selbst die Bahn,
Wenn alle Teufel gleich in vollen Waffen stünden;
Die Hunde kennen Dich, O Stern der Helden schon,
Du hast zum erstenmal bey Chozim sie geschlagen,
Jetzt auf das neu bekämpfft, und wirst zu ihrem Hohn,
Sie dann auß Stambol selbst durch Deine Waffen jagen,

Sie schreyen jetzo schon, indem sie flüchtig gehn:
Gott und dem Könige kann niemand widerstehn."

Endlich ist zu bemerken, daß mit gegenwärtiger Zusammenstellung die Verdienste der tapferen und aufopfernden Heerführer der Entsatzarmee vor Wien, der todesmuthigen Besatzung und der aufopfernden Bürgerschaft der Stadt selbst, keineswegs in irgend welcher Weise geschmälert erscheinen sollen; liegt doch den vorliegenden Ausführungen überhaupt nicht der Zweck zu Grunde, eine Geschichte des glorreichen Entsatzes von Wien 1683 zu liefern, sondern einzig und allein die Bestimmung: die Anfeindungen von Sobieski's Verdiensten in der neuesten Zeit als das zu kennzeichnen, was sie einzig und allein sind — unwahre und unerwiesene Behauptungen der Gegner religiöser Ueberzeugungstreue.

Die Thaten der heldenmüthigen, glaubenstreuen verbündeten Krieger vor zweihundert Jahren — sagte unlängst ein Redner — geben uns aber eine weise Lehre und das Beispiel für die Gegenwart: Ob Pole, ob Lothringer, ob Slave oder Deutscher, wir müssen fest und aufopfernd zusammenhalten im Streite gegen den heutigen Erbfeind des Christenthums gegen die Glaubenslosigkeit, und Gott wird uns den Sieg verleihen

---

Die ersten Kartoffeln.

1. Zurückgewiesene Freier.

Es war in den guten alten Tagen der „virginous queen Bess" (jungfräulichen Königin Elisabeth), an die sich noch heute jeder Engländer mit einem sehnsüchtigen Seufzer erinnert, daß in London Meister Simeon Chuster, das ehrsame Gewerbe eines cap-maker (Mützenmachers) betrieb.

Es ist vielleicht nur für ein Symptom der von allen Einsichtigen beklagten steten Verschlechterung der Zeiten anzusehen, daß sich seit den Tagen Meister Chuster's kein anderer Mützenmacher mehr zu ähnlicher Bedeutsamkeit, gleichem Wohlstand und Leibesumfang aufgeschwungen hat.

Sein Geschäft war ein ausgebreitetes und nicht allein die Bootsführer auf der Themse kauften mit Vorliebe von ihm die derben runden Tuchmützen, die bei scharfem Wind und Nebel bis in den Nacken über die Ohren gezogen werden konnten, sondern auch die Herren vom Hofe hielten keine anderen Barrets, als die von Meister Chuster gefertigten, für würdig, ihre wohlfrisirten Köpfe zu zieren, ja Lord Cecil Burleigh der schlaue Kanzler, ließ sich stets von ihm die weichen Sammtmützen fertigen, die über die Ohren gezogen werden konnten, wenn der pfiffige Diplomat etwas nicht hören wollte.

Da konnte es denn nicht fehlen, daß Meister Chuster, der als armer Junge aus Shropshire nach London gewandert war, zu immer steigendem Wohlstand kam und bald in die Klasse jener Glücklichen gehörte, mit deren Reichthum sich die ganze Nachbarschaft in Abschätzungen beschäftigte. Verläßliches ist von solchen Muthmaßungen selten zu erwarten, weil sie sich meist in den verschiedensten Extremen bewegen. Die Einen wollten wissen, die Kellergewölbe unter Meister Chuster's Haus seien bis zur Decke mit niedlichen kleinen Fäßchen gefüllt, die nichts als blinkende Sovereigns und spanische Golddublonen enthielten, eine kleinere Partei, an deren Spitze der gallsüchtige Apotheker aus der Nebenstraße stand, behauptete

dagegen, es sei nicht so weit her mit dem Reichthum des Mützenmachers, und wenn er einst sterbe, würde man sehen, daß er weniger als nichts hinterlasse und die Gewohnheit gehabt habe, tiefer in den Sack zu langen, als dessen Grund reichte.

Das Sicherste ist in solchen Fällen der Mittelweg und man wird auch nicht irren, wenn man annimmt, daß Meister Chuster ein wohlhabender, fast schon reich zu nennender Mann war und daß — wenn auch die Geldfäßchen im Keller nur in der erregten Phantasie der Nachbarn bestanden, doch die schwere an den Boden geschraubte Kiste zwischen seinem Lehnstuhl und seinem Bett manche nette Rolle von Goldmünzen und manche Schuldverschreibung über dargeliehene Capitalien enthielt.

Dem praktischen Sinn des Engländers hat zu allen Zeiten nichts mehr imponirt, als ein Mann, der sich aus niedriger Lage durch Fleiß, Talent und Betriebsamkeit zu Wohlstand und Bedeutung emporgearbeitet hat und die wunderliche Theorie, daß es verdienstlicher ist, ein großes Vermögen zu ererben, als es zu erwerben, dürfte jenseits des Canals wenig Anhänger und Bewunderer finden.

So kam es denn, daß Meister Chuster großes Ansehen unter seinen Mitbürgern genoß und nicht allein zum Vorsteher der ehrsamen Gilde der Mützenmacher, sondern auch zum Alderman (Rathsherrn) gewählt wurde, ja wahrscheinlich hätte man ihn sogar zum höchsten Ehrenposten des Londoner Bürgerthums, zur Lord-Mayor (Bürgermeister-) schaft berufen, wenn die sparsamen Bürger der City nicht vor der Nothwendigkeit erschrocken wären, im Falle seiner Erwählung einen neuen Prunkwagen zur feierlichen Auffahrt beim Amtsantritt anschaffen zu müssen. Denn Meister Chuster erfreute sich eines Leibesumfangs, welcher der herkömmlichen Maße aller zur Menschenbeförderung erdachten Gefährte spottete, und ihn zum Schrecken aller Menschen machte, welchen er in einem der engen Gäßchen der City (großen Stadt) begegnete.

Seit Jahren erfreute er sich schon des Anblickes seiner eigenen Beine nicht mehr und aus einer seiner abgelegten Westen, die nach Houndsditch auf den Trödelmarkt gewandert war, hatte ein speculativer Flickschneider, wie die Fama erzählt, Anzüge für einen Vater und zwei halbgewachsene Söhne zuschneiden können, ohne daß es allzuknapp mit dem Stoff hergegangen wäre.

Wie aber der behäbige Wohlstand Meister Chuster's nur die Folge seiner Betriebsamkeit war, so verdankte er auch den ihn auszeichnenden Leibesumfang nicht blos einer glücklichen natürlichen Anlage, sondern der besonderen Sorgfalt, welche er seinem leiblichen Wohlergehen und dem so überaus wichtigen Geschäfte des Essens widmete.

Freilich gab es mißgünstige Leute und zwar stand wieder der schon erwähnte spindeldürre Apotheker an ihrer Spitze, welche ihn mit allerlei Ekelnamen, wie Glutton (Freßwanst) und sweet-tooth (Leckermaul) belegten, aber Meister Chuster lachte darüber, freute sich seines Gedeihens und ließ sich's schmecken und unseres Bedünkens that er ganz recht daran. Denn wenn jemand sonst seine Pflichten wacker erfüllt, ist es ihm wohl zu gönnen, daß er sich an einem leckeren Bissen und guten Schluck erfreut, ja man wird finden, daß solche Menschen immer besser und angenehmer sind, als jene Neidhämmel, die sich und Anderen nichts gönnen. Uebrigens hat es zu allen Zeiten hochgelahrte und überaus fromme Männer gegeben, die sich auch eines netten Bäuchleins erfreuten und den guten Dingen aus Küche und Keller wacker zusprachen, ohne daß ihre Weisheit und Frömmigkeit darunter zu Schaden gekommen wäre.

Es ist also auch unserem ehrsamen Mützenmacher weiter kein Vorwurf daraus zu machen, daß er gern gut aß und trank, da er darüber weder sein Geschäft noch die mancherlei öffentlichen Pflichten, die ihm oblagen, vernachlässigte.

Aber eines gab es doch, was Meister Chuster zu allen Zeiten mehr am Herzen lag, als ein saftiger Rehziemer oder ein knusperig braungebratener Truthahn und — das war sein Töchterlein, die holdselige Mary.

Man konnte es dem alten Chuster auch nicht verdenken, wenn er seine Freude an ihr hatte, und so wenig er auch ein Geizhals war, doch bei jedem Geldstück, das er in der obbemeldeten Kiste barg, schmunzelnd daran dachte, daß die Mitgift Mary's wieder gewachsen und ihr ein braver Eidam sicher sei. Sie war mit den blonden Löckchen und den blauen Schelmenaugen, die, wenn es noth that, auch recht fromm blicken konnten, gar vergnüglich anzusehen, und wenn der berühmte Londoner Nebel, bekanntlich ein garstiger und undurchdringlicher Geselle, auch noch so dick auf den Straßen lag, so hatte man doch ein Gefühl, als wäre Lenz und Sonnenschein, wenn man Mary ansah, und so verdiente sie mit vollem Recht den ihr gegebenen Beinamen „Daisy" (Marienblume).

Sogar dem knorrigsten Fuhrmann machte es Vergnügen, wenn sie ihm beim Anprobiren mit den weißen Händchen die Mütze über die struppigen Haare zog, und es ist wohl möglich, daß Meister Chuster seine große Kundschaft unter den vornehmen Herren nicht blos der Güte und dem flotten Schnitt seiner Barrets, sondern auch dem Liebreiz der holden Mary zu danken hatte, die im Laden waltete und völlig unparteiisch jedem Kunden die Kopfbedeckung wählte und anprobirte, wie sie seinem Haupt und Geldbeutel angemessen war.

Die bösartigsten unter den bösen Mäulern der Nachbarschaft zischelten wohl auch über Mary hie und da, und es ist wahrhaft betrübend melden zu müssen, daß sich auch in dieser Richtung der schwarzgallige Apotheker am schlimmsten erwies, welcher hämisch meinte, die holde Daisy (Marienblume) sei wohl wenig mehr als eine Milkthistle (Mariendistel). Uebrigens soll bei dieser Gelegenheit der Grund seiner gereizten Stimmung geoffenbart werden, der darin bestand, daß er trotz seiner klapperdürren Gestalt, seines ledergelben Gesichtes, seiner Schielaugen und Säbelbeine vermessen genug gewesen war, Mary mit Liebenswürdigkeiten zu verfolgen und sogar um ihre Hand anzuhalten. Natürlich ward ihm von Mary ein unter schelmischem Lächeln dargereichtes zierliches Körbchen, von Papa Chuster eine etwas derbere Abfertigung zu Theil, da der Wackere es nicht mit Unrecht als persönliche Beleidigung empfand, daß ein Mann von den körperlichen Qualitäten des Apothekers es wagte, seine Augen zu einem Mädchen von Mary's Schönheit und Liebreiz und zur Tochter des umfangreichsten Mannes vom Tweed (Grenzfluß zwischen England und Schottland) bis zur Meeresküste zu erheben.

Uebrigens sei es zur Ehre des männlichen Geschlechtes gesagt, daß des Apothekers Bosheit, so weit sie Mary betraf, auf die entschiedenste Opposition stieß. Denn weit herum gab es keinen Mann, der nicht an ihr sein Wohlgefallen gehabt hätte, und sämmtliche Novices (Lehrlinge) und Clerks (Schreiber) der ganzen Gegend gehörten zu den glühendsten Bewunderern ihrer Vorzüge. Ja, als eines Abends der Apotheker von unsichtbaren Händen und Knüppeln übel durchgebläut wurde, vermuthete man, es sei dies nichts als die verdiente Strafe für das ausgesucht hämische Wort über Mary, das wir bereits mitgetheilt, vollzogen von deren riterlichen Verehrern aus der Lehrlingschaft. Denn diese bildete damals eine gut organisirte und gefürchtete Corporation, deren Fertigkeit im Knüppelfechten in den zahlreichen Aufläufen in den Londoner Straßen nicht selten den Degen der Adeligen und den Hellebarden der Scharwache wacker Stand hielt.

Leider hielt die Einmüthigkeit, welche Meister Chuster und die rosige Mary bei Abweisung der Bewerbungen des dürren Apothekers bewiesen hatten, nicht in allen übrigen Punkten Stand. Denn da gab es einen gewissen jungen Squire (Landedelmann) namens Walter Merrylike, der sich einige Zeit im Gefolge des Lords Sussex aufgehalten hatte, um sich feine Sitte anzueignen und der nun schon

lange ausgebildet war und in die Heimat abreisen sollte, um sein Gut zu übernehmen, sich jedoch nicht von London trennen konnte.

Obwohl er nun ein stattlicher junger Mann von frischem Blick, gerader Haltung und wohlgebildeten Gliedern war, also von dem mehrerwähnten Apotheker in körperlicher Beziehung ganz und gar verschieden, so trug doch Meister Chuster gegen ihn einen ebenso hohen Groll im Herzen als gegen jenen.

Der ehrsame Mützenmacher hatte über seinen zukünftigen Eidam nun einmal ganz bestimmte Wünsche; dieser sollte durchaus, da Meister Chuster eines männlichen Leibeserben ermangelte, ein Angehöriger der edlen Mützenmachergilde sein, um das blühende Geschäft übernehmen und gewissermaßen als apronstring-hold (Kunkellehen, das heißt Vererbung in der weiblichen Linie) fortpflanzen zu können.

Die schöne Mary hingegen war mit jener Unabhängigkeit, wie sie von Töchtern in Herzenssachen meist bewiesen wird, der Ansicht, daß es gleichgiltig sei, ob ihr Zukünftiger Kohl pflanze, Mützen mache oder was immer für eine Hantirung betreibe, wenn er nur ihr gefiele, was doch offenbar die Hauptsache. Und dieses so unumgänglich nöthige Wohlgefallen fand sie nun einmal an Herrn Walter Merrylike (Frohsinnsbild), dessen frisches, heiteres Wesen trefflich zum Namen paßte und in dessen äußerer Erscheinung sich die robuste kräftige Natur des Landjunkers gerade durch so viel höfischen Schliff gemildert zeigte, um nur erfreulich und nicht etwa plump oder lächerlich zu erscheinen.

Es braucht wohl kaum bemerkt zu werden, daß Herr Walter seinerseits dieses Wohlgefallen der holden Mary Chuster gegenüber in mehr als ausreichendem Maße vergalt. Sie hatte es ihm in einer Weise angethan, daß die bekannte Redensart „über die Ohren verliebt sein“ zur richtigen Kennzeichnung seines Herzenszustandes nicht mehr hinreichte. Es gab keinen Raum in seinem Kopf, bis hoch unter die Zirbeldrüse, wo die Aerzte und Philosophen jener Zeit den Sitz der Seele suchten, wo nicht das Bild Mary's ganz und unumschränkt geherrscht hätte.

Zum Glück für seine Umgebung war er eine zu frohe und lebenskräftige Natur, um den üblen Unarten junger Herren, wenn sie Liebeskummer haben, zu verfallen. Er seufzte nicht so erbärmlich, als hätte er hartnäckiges Bauchgrimmen, trug die Haare nicht wild und wirr um den Kopf, sprach nicht vom „schnöden Dasein, der Lust des Sterbens und der Minne bittersüßer Qual“ und was sonst der Redensarten mehr sind, wie sie jeder schwärmerische Jüngling in ähnlichen verzweifelten Umständen von sich zu geben für Pflicht hält.

Indessen offenbarte sich seine ganz unbändige Liebe nicht minder deutlich. Er schuf sich, um mit Mary kosen zu können, einen so gewaltigen Vorrath von Mützen und Barreten an, daß er sich gleich neben Chuster's Laden hätte ansiedeln und einen Handel anfangen können; er war gar oft in des italienischen Händlers Gewölbe zu finden, wo die vornehmen Herren Pomaden, Salben und wohlriechende Oele für Haar und Bart kauften, und duftete auf der Gasse so stark, daß man ihn hätte für ein wandelndes Blumenbeet halten können; halbe Tage lang ging er Holborn auf und nieder, wo des alten Chuster Haus und Laden lag, und war zufrieden, wenn er nach zwei Dutzend Wuthblicken des Mützenmachers einmal ein lächelndes Nicken Mary's auffangen konnte.

Das bedenklichste und für seine Mitmenschen gefährlichste, äußerlich wahrnehmbare Zeichen seiner Leidenschaft waren die Versuche, seine Liebe in zierliche Verse zu bringen. Zum Glück brachte er es nicht über die erste Zeile eines Gedichtes, so sehr er sich auch den Kopf anstrengte, so daß alle weiteren lyrischen Unglücksfälle der Mit- und Nachwelt erspart blieben. Er schrieb dieses Mißlingen nur der bis jetzt gänzlich unterlassenen Pflege seiner dichterischen Anlagen zu und

gedachte diese im Umgange mit bewährten Poeten zur Entfaltung zu bringen. Und weil es im Elisabethinischen Zeitalter bekanntlich an englischen Dichtern nicht fehlte und er ein gutartiger Junge und lustiger Gesellschafter war, gelang es ihm in der That, sich in einen Kreis solcher Männer einzuführen, wie wir später sehen werden, wobei wir jedoch, um unerfüllbare Hoffnungen nicht aufkommen zu lassen, gleich jetzt bemerken, daß dieser Umgang auf Walter Merrylike's dichterische Anlagen nicht den erwarteten fördernden Einfluß hatte.

Er fuhr also fort, Mary Chuster in Prosa zu lieben, blieb dabei, da ihm dieses Gefühl den Appetit nicht raubte, bei Gesundheit und Kraft und hätte sich ganz wohl befunden, wenn sich nicht der Alte als ein so hartklötziger und steifnackiger Patron erwiesen hätte, wie man es nach seiner weichen und anschmiegenden Waare kaum hätte vermuthen sollen.

Nachdem er sich eine Zeit lang begnügt hatte, grimmige Blicke zu werfen, zu knurren und zu brummen, wenn er den Junker im Laden traf, glaubte er ihn durch das sinnreiche Mittel loswerden zu können, daß er ihn stets selbst bediente und ihm die ältesten und ungeheuerlichsten Kopfbedeckungen, die sich auf dem Lager befanden, für hohe Preise aufschwatzte. Aber das kümmerte Walter nichts; er zahlte gutmüthig zwei, drei Goldstücke für ein Monstrum von Mütze, die er um alle Welt nicht aufgesetzt hätte, zufrieden bei dieser Gelegenheit einige glänzende Blicke Mary's oder hinter dem Rücken des Alten gar einen Händedruck davon getragen zu haben.

Meister Chuster war aber kein Mann von langem Besinnen und redete gern frisch von der Leber weg. „Es ist alles besser, wenn es frisch aus der Pfanne gegessen wird," sagte er oft mit einem seiner Lieblingsneigung entnommenen Gleichniß.

Als sich daher Junker Walter wieder einmal im Laden einfand und besonderes Verlangen nach einer rothbraunen Falbelmütze mit papageigrünem Vorstoß zeigte, ward es dem Alten zu toll und er sagte rund heraus:

„Hört einmal, mein junger Herr, ich weiß auch, was Einer für Mützen brauchen kann, da denn doch jeder Mensch nur einen Kopf hat und zu gleicher Zeit auch nur eine Mütze darauf tragen kann; — Ihr müsset aber leichtlich schon so viele zu Haus haben, daß Ihr jeden Tag im Jahr eine andere tragen könntet. Laßt also damit genug sein und kommt mir nicht mehr in den Laden, ich mag Euch nichts mehr verkaufen. Hättet Ihr aber andere Besorgungen im Sinne, so schlagt Euch das aus dem Kopf — daraus wird nichts! Ihr mögt — Eure Narrheit für's Mützenkaufen abgerechnet — ein ganz wackerer junger Mann sein, aber zum Eidam seid Ihr mir doch nicht recht. Es wäre denn, daß Ihr Euer Gut verkaufen und die Mützenmacherei erlernen wolltet, — dann wäre es ein Anderes. Das könnt und wollt Ihr aber gewiß nicht, so viel merkwürdige Modelle Ihr auch schon erworben habt und so schlagt Euch nur meine Mary aus dem Kopf. Denn wer sie einmal heimführen will, muß ein Mützenmacher sein und mein Geschäft übernehmen können, das ich mit Fleiß und Eifer zu solcher Höhe gebracht habe; kommt mir also nicht mehr her, denn ich könnte dann leicht grob werden, was mir leid wäre um Euretwillen und weil der Aerger die beste Mahlzeit verdirbt. Und dabei bleibts — so wahr als aus mutton chops (Hammelrippen) keine jam-tarts (Mustorten) zu machen sind."

Dagegen gab es kein Ankämpfen und Walter's Einreden blieben wirkungslos. Er mußte sich trollen und war zartfühlend genug, wirklich nicht mehr zu kommen, um Mary keinen Verdruß zuzuziehen. Da aber trotzdem die beiden jungen Leute wohlgemuth blieben und gar keine Zeichen von Liebesharm zu kennen gaben, ist wohl zu vermuthen, daß sie einen Weg zur Verständigung gefunden hatten, auf dem Mary den Junker ihrer Treue und der Ueberzeugung versichern konnte, daß des alten Mützenmachers Starrsinn schließlich nicht unbesiegbar sein würde.

Mittlerweile vollzog sich ein einfaches Ereigniß, dessen Tragweite erst in viel späterer Zeit richtig erkannt werden sollte und das wir sofort erzählen müssen.

2. Das Geschenk eines Seefahrers.

Unter allen „Unterröcken auf dem Thron," wie Friedrich der Große spöttisch regierende Frauen nannte, ist Elisabeth, Königin von England (Bild, Seite 969) gewiß eine der bedeutendsten Erscheinungen.

Wohl schwankt „von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, auch ihr Charakterbild in der Geschichte" und wenn einerseits der confessionelle Hader gegen sie ausgebeutet wird, der so viel Unheil gestiftet hat, und noch heute so viel bewußte Geschichtsentstellungen verschuldet, so zerrt man anderseits gewisse Schwächen, die ihr als Frau anklebten, in widerwärtiger Weise hervor, um ihr Wirken als Regentin zu verkleinern.



Maria Stuart. (Seite 968.)

Das Wort des Dichters richtet sich nun einmal an viel weitere Kreise und wirkt viel eindringlicher, als das des Historikers und des nüchternen Erzählers. So kommt es, daß in der unendlichen Mehrzahl derjenigen, welche die Schiller'sche Tragödie gelesen oder aufführen gesehen haben, Elisabeth und Maria Stuart (Bild, nebenan) für alle Zeiten so gestaltet bleiben, wie sie der Dichter um seiner Zwecke, um der künstlerischen Schürzung des Conflictes, um der Steigerung der Handlung und des nöthigen dramatischen Contrastes halber hinstellen mußte, obwohl Schiller unzweifelhaft historischen Sinn genug besaß, um Beide richtiger zu würdigen, als es in seiner Tragödie geschah.

Elisabeth war nicht die von blos weiblicher Rachsucht erfüllte grausame Frau, welche die Staatsnothwendigkeit als Vorwand gebrauchte, um sich einer verhaßten Nebenbuhlerin zu entledigen. Diese Auffassung fällt sofort zusammen, wenn man bedenkt, daß Maria Stuart zur Zeit ihrer Hinrichtung hoch in den Vierzigen stand und eine verblühte kranke Frau war, die wohl Fanatiker des Glaubens mit Worten begeistern, aber gewiß keinen galanten Leicester mehr berücken, keinen schwärmerischen Mortimer mehr entzünden konnte.

In der älteren englischen Geschichte spielen das Richtschwert und der Block überhaupt eine überaus maßgebende Rolle, woran man mit Hintansetzung der unserer Zeit so geläufigen sanfteren Anschauung immer denken sollte, wenn man jene beurtheilen will. Nach der Herrschaft ihrer älteren Stiefschwester, deren von finsterem

Glaubenseifer geleitete Grausamkeit ihr den entsetzlichen Beinamen der „bloody Mary" (blutigen Maria) erwarb, kam Elisabeth 1558 im Alter von fünfundzwanzig Jahren auf den Thron. Von der Vorgängerin in Haft gehalten, ja sogar öfters mit dem Tode bedroht, hatte sie an sich selbst erfahren und konnte es an den Zuständen des Landes erkennen, wohin eine nur von confessionellen Rücksichten und blindem Bekehrungseifer beseelte Regierung führe.

Naturgemäß folgte sie der Richtung, welche trotz des von ihrer Vorgängerin Maria über die Bekenner der neuen Lehre verhängten Schreckensregimentes, in der weitaus überwiegenden Mehrheit des englischen Volkes sich dem Protestantismus zuwendete. Es war dies nicht blos ein Gebot der staatlichen, sondern auch der persönlichen Klugheit, da sie als Sprößling einer von der katholischen Kirche verworfenen und nie anerkannten Ehe, nur durch ihre unerschütterliche Anhänglichkeit an den Protestantismus, welche sie auch den Drohungen der „blutigen Maria" gegenüber bewies, die Rechtmäßigkeit ihrer Geburt und Thronansprüche aufrecht erhalten konnte.


Königin Elisabeth. (Seite 968.)

Uebrigens brachten die ersten Jahre ihrer Regierung den Katholiken keinerlei Verfolgung und die gesetzlichen Bedrückungen derselben wurden, wie wir bereits an anderer Stelle gesehen haben, überhaupt erst von ihrem Nachfolger, Jakob I. dem Sohne der Maria Stuart, der zuerst die Kronen von Schottland und England auf seinem Haupte vereinigte, nach der Pulververschwörung getroffen. (Siehe Seite 584 u. f. dieses Buches.)

Erst als Maria Stuart, aus Schottland vertrieben, in England selbst als Gefangene sich mit fanatischen Anhängern in wiederholte Zettelungen einließ, welche nicht allein gegen die Ruhe des Reiches, sondern auch gegen Thron und Leben Elisabeth's gerichtet waren, wurden strengere Maßregeln gegen die über- eifrigen Bekenner eines Glaubens gerichtet, der, wie einer der besten österreichischen Fürsten, Maximilian II., sagte, „leider so häufig dazu mißbraucht wurde, um mit dem Hinweis auf den Himmel irdische Zwecke zu verfolgen."

Nach der Entdeckung der Verschwörung Babington's ging ein Ruf der Entrüstung durch das ganze Land, das den kaum errungenen bürgerlichen Frieden wieder gefährdet sah, und die Regierung, das Parlament vertraten nur die allgemeine Stimmung, wenn sie auf Beseitigung Maria Stuart's drangen, zu deren Gunsten sich selbst aus ihrem Stammreich Schottland Niemand erhob. Es ist hier nicht am Platz, das mehr als leichtfertige Leben dieser unglücklichen Fürstin, den raschen und mit sehr drastischen Mitteln bewerkstelligten Wechsel ihrer Gatten und Günstlinge zu schildern; — gewiß ist nur, daß sie an den Tugenden einer Regentin

und wohl auch jenen des Weibes Elisabeth weit nachstand und nur zu viele Anhaltspunkte zu einem Verdammungsurtheil bot. In Beziehung auf sie läßt sich das Sprüchlein verkehrt anwenden: ihr Ruf ist entschieden viel besser, als sie selbst war, was sie zum größten Theil dem großen deutschen Dichter zu verdanken hat, der ihre in Wahrheit eher abstoßende Gestalt durch den Zauber seiner Poesie verklärt hat. Man wird viel eher das Richtige treffen, wenn man annimmt, daß die Bestätigung des Todesurtheils Elisabeth sehr schmerzlich geworden ist und ein nur mit Widerstreben der Staatsnothwendigkeit und der ungestörten Weiterentwickelung des Reiches gebrachtes Opfer war.

Für die Macht und das Ansehen Englands aber hat kaum ein männlicher Herrscher so viel gethan, als diese Frau, welche den Grund zu der weltbeherrschenden Bedeutung dieses Reiches legte und die englische Politik in jene Bahnen wies, die seitdem nie mehr im Wesentlichen verlassen wurden. Man hat diese Politik mit allerlei Ehrentiteln belegt und unsere Zeit gefällt sich wieder darin, sie krämerisch, eigennützig, brutal und räuberisch zu nennen.

Wie jedes Ding, läßt sich auch die Politik eines Staates von zwei Seiten betrachten und vom Standpunkte derjenigen, welche überlistet wurden, oder welche die Kosten zu zahlen haben, wird sie nie eine freundliche Beurtheilung erfahren. Der Staatsmann müßte bei den jetzigen Verhältnissen erst noch geboren werden, welcher in allen Fällen den Nutzen des eigenen Landes zu wahren wüßte, ohne Anderen unbequem zu werden. Es ist thöricht, von einer „Krämer-Politik" zu sprechen, weil der Wohlstand, der Reichthum der Bewohner, das oberste leitende Princip der englischen Staatsmänner ist. Wir haben in der Geschichte Beispiele von Regierungen, welche nur dem persönlichen Ehrgeiz Einzelner dienten und von solchen, die allgemeinen glänzenden Theoremen nachjagten — aber wir wissen auch, daß sie das eigene Reich in schwere Conflicte brachten, ohne der Allgemeinheit einen Dienst zu leisten. Man kann immerhin zugeben, daß die englische Staatskunst seit jeher von egoistischen Motiven geleitet wurde und wird doch auch einräumen müssen, daß stets ein großer selbstbewußter Zug sie beherrschte und daß sie — wenn auch vielleicht ohne zu wollen, der allgemeinen Civilisation große Dienste geleistet hat.

Wenn einmal das goldene Zeitalter angebrochen und die politische Selbstlosigkeit zum obersten politischen Dogma erhoben sein wird, wenn das Lamm sich ungefährdet neben die Wölfe mit Pelzmütze, Pickelhaube oder Matrosenhut lagern kann und die Diplomaten überflüssig sein werden — dann breche man auch den Stab über die Engherzigkeit und Selbstsucht der englischen Politik!

Als die Schöpferin derselben ist aber Elisabeth anzusehen. Seit ihrer Regierung datirt sich die immer unbestrittene Herrschaft Englands zur See, die in dem berühmten Volkslied „Rule Britannia of the waves" (Herrsche Britannia auf den Wellen) ihren drastischen Ausdruck findet. Gerade unsere Zeit hat wieder alle Ursache sich das vor Augen zu halten, wo sich dieses so oft angezweifelte und bespöttelte Uebergewicht in so unwiderleglicher Weise und zu nicht geringem, wenn auch uneingestandenem Mißvergnügen verschiedener festländischer Mächte bewährte.

Elisabeth besaß eben die größte und leider so seltene Kunst des Regenten und Staatsmannes, die Politik nämlich nur nach den Bedürfnissen und Machtmitteln des Reiches, nach den Ansichten und dem Charakter des Volkes einzurichten, so daß sie nicht als Ausfluß eines persönlichen Wollens, sondern als Willens-Aeußerung der Gesammtheit erscheint. Diesem genauen Eingehen auf die Anschauungen des Volkes ist es wohl auch zuzuschreiben, daß sie es vorzog unverehelicht zu bleiben, obwohl von Seite des Parlaments, welches die drohende Herrschaft des Stuart'schen Stammes oder einen Bürgerkrieg fürchten mochte,

wiederholt die Bitte gestellt wurde, sie möge sich vermählen und es ihr ja auch an Freiern nicht gefehlt hatte.

Selbst Prinzen streng katholischer Regentenhäuser standen nicht an, um die Hand der „ketzerischen“ vom päpstlichen Stuhl als des Thrones unwürdig erklärten Königin Elisabeth zu werben, darunter Prinz Heinrich von Anjou und auch Erzherzog Karl von Oesterreich, ein Sohn Kaiser's Ferdinand I. Elisabeth wußte aber, daß das englische Volk jeden katholischen Prinzen mit Mißtrauen aufnehmen und die Theilnahme eines solchen an der Regierung zu den größten Wirren führen würde. Schwerer mag es ihr geworden sein, den Gatten nicht aus der Reihe der englischen Großen zu wählen, von welchen manche sich mit einer solchen Hoffnung schmeichelten und ihr auch nicht gleichgiltig waren. Sie versagte sich aber auch dies, weil sie erkannte, daß die Zügel der Herrschaft nur so lange fest in ihrer Hand ruhten, als sie über allen stand und sie aus der Geschichte ihres Landes wußte, daß es nie zum Heil des Thrones und des Landes war, wenn einer der trotzigen Barone bestimmenden Einfluß gewann.

Jenes Wohlgefallen an einzelnen Günstlingen, vielfach dichterisch und nicht immer ganz der historischen Wahrheit entsprechend, ausgebeutet, ist auch ein beliebter Angriffspunkt gegen Elisabeth. Unseres Bedünkens gehören solche Verhältnisse, sofern sie nicht dem Staate abträglich sind, kaum mehr in den Bereich der Geschichte, und mit Maria Theresia von Oesterreich und der jetzt regierenden Königin Victoria von England dürften so ziemlich alle Selbstregentinnen seit den Tagen der Semiramis aufgezählt sein, welche vollkommen vorwurfsfrei erscheinen und nicht in dieser Beziehung viel dunklere Schatten auf ihrem Bild aufzuweisen hätten, als es bei Elisabeth der Fall ist.

Daß aber Elisabeth weit entfernt davon war, den Günstlingen einen Eingriff in ihre Herrscherrechte oder einen maßgebenden Einfluß einzuräumen, wird am Besten dadurch bewiesen, daß sie sich derselben, wenn sie in dieser Richtung unbequem wurden, sehr energisch entledigte. Graf Leicester wurde vom Hofe verbannt und ins Ausland gesendet, Graf Essex aber gar, ganz im Geschmacke jener Zeit, geköpft.

Die auswärtige Politik Elisabeth's war von zwei Gesichtspunkten besonders beeinflußt. Aus leicht begreiflichen Gründen stand sie in den der Reformation folgenden Kämpfen, die übrigens allüberall einen stark politischen Beigeschmack hatten, entschieden auf Seite der Protestanten und leistete zum Beispiel den Holländern in ihrem heldenmüthigen Kampf gegen den finsteren Zeloten Philipp II. von Spanien allen möglichen Vorschub.

Gegen den Letzteren richtete sich aber die Spitze ihrer Politik auch noch aus einem anderen Grunde. Spanien war damals im Besitze von Westindien und Mittel-Amerika der einzige Colonialstaat. England mit seiner immer mehr erstarkenden Seemacht strebte es zu werden. Der Demüthigung Spaniens galten daher alle ihre Bemühungen und im Kampfe mit dieser Macht, deren Hilfsmittel unversieglich erschienen, schwang sich die englische Flotte zu jener Bedeutung hinauf, welche ihr seitdem nicht mehr entrissen werden konnte.

Eine Reihe von tüchtigen Seemännern, welche den Glanz der Spanier und Portugiesen verdunkelten, that sich nicht allein als Führer der Kriegsschiffe im Kampf, sondern auch als kühne Forscher und Entdecker hervor, welche neue Länder dem Weltverkehr erschlossen, durchforschten und ihre Producte nach Europa brachten.

Nebst Sir Walter Raleigh, der wiederholte Fahrten an die Westküste von Nordamerika machte, dort die erste Colonie gründete und zu Ehren der jungfräulichen Königin „Virginien“ nannte, steht in erster Reihe als Krieger und Entdecker Sir Francis Drake.

Auch diesem Mann wurde in der Wiege nichts von seinen späteren Erfolgen und Großthaten vorgesungen. Er wurde 1545 als Sohn eines ehemaligen Matrosen zu Tavystock in der Grafschaft Devonshire geboren und erhielt eine so mangelhafte Erziehung, daß es fraglich ist, ob man überhaupt von einer solchen sprechen kann. Durch die Erzählungen seines Vaters wurde ihm eine Vorliebe für das Seeleben eingepflanzt, so daß er in sehr jugendlichem Alter durchbrannte und Dienste auf einem weitsegelnden Handelsschiffe nahm, mit dem er wiederholte Reisen nach beiden Indien machte.

Durch eisernen Fleiß und angeborene Begabung erwarb er sich tüchtige nautische (schiffahrtskundige) Kenntnisse, wurde Schiffskapitän, kam aber als solcher, wahrscheinlich weil er es nicht allzugenau mit den drückenden Zollvorschriften nahm und ein wenig Schmuggelei trieb, mit den spanischen Behörden in arge Conflicte. Er verlor einen Theil seines rasch erworbenen Vermögens und war von dieser Zeit an ein unversöhnlicher Feind von allem, was den spanischen Namen trug.

Die Bethätigung dieses Gefühles sagte seinem kühnen und unternehmenden Sinn mehr zu, als die Laufbahn eines Handelscapitäns. Auf einem eigenen Schiff, bemannt mit einer auserlesenen tapferen Mannschaft, die in gewisser Beziehung nicht gar zu scrupulös war, fiel er spanische Schiffe an, kreuzte längs den Küsten der überseeischen Besitzungen und führte Ueberfälle und Brandschatzungen aus — kurz, er trieb ein Handwerk, das der Seeräuberei so ähnlich war, wie ein Ei dem anderen.

Sein Name war bald in allen Meeren, wo spanische Schiffe kreuzten, gefürchtet und wiederholt gelang es ihm nur mit Mühe den ihm nachsetzenden spanischen Gallionen zu entschlüpfen. So anrüchig auch im Grunde sein Thun war, so zog er doch die Aufmerksamkeit der Königin Elisabeth auf sich, welche ein Wohlgefallen daran fand, daß er ihrem Erbfeind König Philipp II. schadete und weiters auch den tüchtigen kühnen Seemann zu schätzen wußte. Sie berief ihn in königliche Dienste und stellte ihn an die Spitze einer Flotille von fünf Schiffen, mit welchen er seine großen Entdeckungsreisen machte, 1574 zuerst nach dem Portugiesen Magelhaens die nach diesem benannte Meerenge befuhr, die Südsee erforschte und einen großen Theil der australischen Inselwelt entdeckte, überhaupt viel zur Kenntniß bisher ganz unbekannter oder doch nur wenig bekannter Länder that.

Als er 1580 von dieser großen Reise zurückkam, ward er mit großen Ehren empfangen, die Königin selbst kam auf sein Schiff, nahm dort eine Mahlzeit ein und schlug ihn zum Ritter, betraute ihn aber zugleich mit einem neuen Auftrag, die spanischen Besitzungen in Westindien und an der Ostküste von Amerika zu bekriegen.

In Gemeinschaft mit Sir Walter Raleigh und später allein kam er diesem, seinem alten Haß so wohl entsprechenden Auftrag in einer Weise nach, die seinen Namen zum Schrecken der Spanisch-Amerikaner machte, ohne jedoch über seinen kriegerischen Unternehmungen seine Durchforschung der Meere und Länder aufzugeben. (Bild Seite 977.)

Von dieser Fahrt kehrte er zur Zeit unserer Erzählung (1586) mit Ruhm bedeckt, reich an Ausbeute jeder Art heim, wo seiner der glänzendste Empfang harrte.

Umgeben vom ganzen Hofstaat und dem Kreis aller großen Barone, deren so oft für die Ruhe des Reiches verhängnißvoll gewordene Macht, erst durch Elisabeth's Klugheit und Festigkeit gebeugt worden war, empfing ihn die Königin.

Ein herrlich getäfelter Saal im alten Schlosse Whitehall faßte kaum die Menge der Cavaliere und Kronbeamten, welche sich zudrängten, um bei der Audienz des gefeierten Seehelden gegenwärtig zu sein.

Elisabeth stand damals in ihrem fünfundfünfzigsten Jahr. Von der Schönheit und Anmuth ihrer Mutter Anna Boleyn, welche so tiefen Eindruck auf

den leichtbeweglichen König Heinrich VIII. gemacht hatte, war wenig auf die Tochter übergegangen. Selbst in jüngeren Jahren war Elisabeth nur schön gefunden worden, weil sie Königin war. Ihr schmales, fast hager zu nennendes Antlitz war von strohblondem Haar umrahmt und den strengen ernsten Zügen fehlte der Zauber weiblicher Lieblichkeit. (Bild Seite 969.)

Wohl aber war ihre Gestalt stolz und aufrecht, wenn auch ohne alle Fülle und von der hohen Stirne, den scharfen durchdringend blickenden Augen sprach eine Kraft und Würde, welche, so sehr sie auch dem Frauen-Ideal fern war, doch der Herrscherin zu gut kam.

Sie hätte des Purpurmantels und der kleinen am Hinterhaupte befestigten Krone nicht bedurft, um die Königin erkennen zu lassen, als sie sich vom Thronsessel herab, huldvoll Sir Francis Drake zuneigte, der sich einige Schritte davon auf ein Knie niederließ.

„Steht auf, mein wackerer Sir," sprach sie ihn an, „denn ihr dürft wohl das Antlitz, das unseren Feinden so kühn und unverzagt entgegenblickte, auch in der Heimat stolz und aufrecht tragen."

„Was den spanischen Feuerschlünden und dem Blitzen ihrer Picken und Degen nicht gelungen ist — mein Auge zu blenden, daß es sich scheu zu Boden senkt, das bringt der Anblick Eurer Hoheit und Majestät zuwege," entgegnete der Seemann. Trotz seiner niederen Herkunft und seiner rauhen Sitten hatte er sich überraschend schnell in den servilen Hofton gefunden, woraus wohl zu schließen ist, daß dies überhaupt nicht so unübersteigliche Hindernisse bietet, als man gemeiniglich annimmt und weniger geistige Vorzüge, als ein geschmeidiges Rückgrat und eine glatte Zunge beansprucht.

„Wir haben mit Vergnügen von Euren rühmlichen Thaten gehört," nahm Elisabeth mit einem gnädigen Lächeln das Wort, denn sie war gegen den Weihrauch der Schmeichelei so wenig unempfindlich, wie es die Erdengötter meistens sind. „Ihr habt nicht allein die Feinde Unserer Krone, Unseres Glaubens und Unseres Volkes gedemüthigt und ihnen die Wucht der Tatzen des englischen Leoparden fühlen lassen, sondern auch den Ruhm Unseres Landes in ferne und fremde Länder getragen und Verbindungen angeknüpft, die Alt-England zum Vortheil, jenen aber zum Segen gereichen werden. Wir sprechen Euch Unsere Zufriedenheit und Unseren königlichen Dank aus!"

Der Seeheld neigte sein Haupt tief, um seine Erkenntlichkeit für die huldvolle Aufnahme auszudrücken.

„Möge mir der ewige Gott noch lange seinen Beistand leihen, um den Feinden Eurer Majestät Abbruch thun, Eurer glorreichen Krone und dem Land zu neuem Ruhm helfen zu können," sagte er dann. „Ich habe mir erlaubt, Proben und Exemplare von den seltsamen und merkwürdigen Erzeugnissen und Thieren, die wir in jenen fernen Ländern, so wir mit Eifer durchforscht, gesammelt und hieher gebracht, an den Hof bringen zu lassen. Möge meiner erhabenen Königin Auge mit Wohlgefallen darauf ruhen und ihre Weisheit erwägen, wie diese Dinge vielleicht nützlich verwendet, und dem Wohlstand und Behagen Englands dienstbar gemacht werden können. Nur Einen Gegenstand habe ich mir vorbehalten und bitte um die Gnade, denselben selbst auf die Stufen des Thrones legen zu dürfen!"

„Ei, was habt Ihr da Besonderes mitgebracht?" fragte Elisabeth begierig. „Vielleicht einen überaus kostbaren Stein, eine seltene große Perle von hohem Werth?"

„Nein, erhabene Königin," entgegnete Drake kopfschüttelnd. „Kein funkelndes Geschmeide ist es, obwohl es auch dem Schoß der Erde entstammt. Es ist nur ein unscheinbares Kraut, das ich Euch zu überreichen wünsche, aber — wie mir

scheint, von so köstlichen Eigenschaften, daß es geeignet ist, mehr Menschen zu entzücken, als es das Blitzen und Leuchten des größten Juwels vermöchte."

„Ein Kraut sagt Ihr?" ließ sich die Königin vernehmen, die offenbar etwas enttäuscht war. „Nun, laßt Uns einmal sehen und erklärt Uns dessen Vorzüge und hochpreisliche Eigenschaften."

Der Ritter winkte einem seiner Begleiter, der ihm auf einem Kissen eine in ein Gefäß gesetzte ziemlich unscheinbare Pflanze mit rauhen Blättern von bläulich-grüner Farbe reichte. Sir Francis Drake nahm sie vorsichtig und bot sie der Königin dar, welche sich vorbog, um sie aufmerksam betrachten zu können. (Hierzu das Bild.)

„Verzeiht, Sir Francis," sagte Elisabeth, sich wieder aufrichtend, „aber Wir können nichts Besonderes an diesem Kraut wahrnehmen, das nicht riecht und nicht aussieht, als wäre es zu genießen."

„Es gleicht jenen Menschen, erhabene Herrscherin, die trotz unscheinbarer Hülle der edelsten Eigenschaften voll und bescheiden, ohne Ruhmredigkeit den Mitmenschen zu nützen bestrebt sind," versetzte Sir Francis Drake. „Geruhen Eure Majestät den königlichen Blick hieher zu lenken, wo sich diese rauhen Blätter zu einem Stamm vereinigen, der in der Erde versenkt, sich in Wurzeln vertheilt. Hier sind Knollen zu gewahren, welche an dieser Pflanze, die während der Rückfahrt mühsam gehegt werden mußte, nur wenige und klein sind, dort aber, wo die Pflanze geeigneten Boden findet, sich zahlreich bilden und ansehnliche Größe erreichen, wie Eure Majestät an diesen vollkommen ausgewachsenen Knollen sehen kann, deren ich eine beträchtliche Anzahl von der Westküste des neuen Erdtheiles, zumal aus dem nach Eurer Majestät Jungfräulichkeit benannten fruchtbaren Lande (Virginien) mitgebracht habe."

Die Herren und Damen vom Hofe drängten sich herzu und betrachteten neugierig die seltsame Frucht, welche der Seefahrer vorwies. Aber gleich der Königin schienen sie nicht viel Gefallen an dem unscheinbaren Ding zu finden, das in seiner Farbe so gar nichts Verlockendes hatte, plump geformt war und sich hart und ungenießbar erwies.

„Gottes Tod!" rief die Königin endlich mit einem bei Erregungen oft von ihr gebrauchten Wort und etwas verdrießlich über die so gar nicht merkwürdig aussehende Frucht nach Sir Drake blickend. „Seid doch einmal so artig, Uns zu sagen, was es mit diesem Kraut für eine Bewandtniß hat!"

„In rohem Zustande ungenießbar und unscheinbar," erklärte uneingeschüchtert der Seemann, „wird dieser Knollen, wenn er in heißem Wasser gekocht oder in der Glut gebraten wird, und sich die rauhe Schale entfernen läßt, von Ansehen wie ein köstlicher mürber Apfel und eine Speise, die an Wohlgeschmack mit Mandeln und Nüssen wetteifern kann."

„Hm! wenn es so ist, hättet Ihr Uns das Ding wohl so präsentiren können, wie es seine Vorzüge offenbart, von welchen dermalen gar wenig zu merken ist," warf die Königin Elisabeth ein.

„Den wahren Wohlgeschmack hat die Frucht nur, wenn sie frisch und heiß genossen wird," entgegnete Sir Francis.

„Gut, gut — Ihr mögt eine Partie an Unsere Küche senden und den Köchen das Recept mittheilen, wie diese merkwürdige Speise bereitet werden muß, um dem europäischen Gaumen zu behagen," unterbrach ihn die Königin abermal, die offenbar keine hohe Meinung von der absonderlichen Frucht hatte. „Nochmals — wir danken Euch für Eure tapferen und umsichtigen Dienste — die neuerlich in Anspruch zu nehmen wir wohl bald Anlaß haben werden. Unser königlicher Bruder und Schwager von Spanien (Philipp II. war in erster Ehe mit der „blutigen Maria", wie erwähnt einer Stiefschwester Elisabeth's vermählt gewesen), hat an den Miß-



A. u. N.

Admiral Drake bringt die Kartoffeln nach London.

erfolgen seines thörichten Bemühens, Uns schaden zu wollen, noch nicht die genügende Lehre empfangen und gedenkt sich mit neuen Kräften Unseren siegreichen Waffen gegenüber stellen zu wollen. Er sammelt eine gewaltige Flotte und rüstet so mächtig, als gelte es den Kampf gegen eine Welt aufzunehmen, statt gegen Unsere kleine, von einer Frau beherrschten Insel. Aber Wir zagen nicht, denn wir wissen, daß das Recht die Waffen segnet, die für unser Land gezogen werden. Besprecht Euch mit Lord Burleigh und seid bereit zu folgen, wenn Wir Eure treuen und tapferen Dienste anrufen."

Die Königin erhob sich und verließ nach einer Kopfneigung gegen die sich tief zur Erde bückende Versammlung mit ihrem nächsten Gefolge den Saal.

Als durch ihre Entfernung der Bann des Schweigens von den Lippen genommen und die starren Schranken der höfischen Etikette gefallen waren, drängte sich alles um Sir Francis Drake, um ihn zu begrüßen und die Hand zu drücken.

Ein wahres Sturzbad von Fragen ergoß sich über ihn. Theilnehmende Freunde erkundigten sich um sein Ergehen, andere um das Befinden Bekannter und Verwandter, die auf der Flotte oder in den Colonien zurückgeblieben waren. Nach Land und Leuten in fernen Meeren fragten die Wißbegierigen, nach seinen kriegerischen Erlebnissen die Kampfeifrigen; einige Hofdamen forschten, ob er nicht noch so buntschillernde Vögel habe, wie er der Königin gesendet und eine Naive wollte wissen, ob denn die Frauen auf den Südsee-Inseln wirklich nichts, gar nichts an sich trügen, als eines der Federschürzchen, die sich gleichfalls unter den mitgebrachten Curiositäten befanden. Sir Francis entledigte sich der Fragen so gut er konnte und drängte aus dem Gewühle fortzukommen.

Da hielt ihn nahe an der Saalthüre ein alter Hofherr nochmals auf, der als großer Tafelfreund bekannt war.

„Eh, mein tapferer Herr und Freund," sagte derselbe bedächtig — „Ihr glaubt also wirklich, daß diese curiose Frucht, die im Boden wächst, wie eine köstliche Trüffel und doch so ganz anders aussieht, genießbar — ja gar wohlschmeckend ist?"

„Ich habe es oft und oft erprobt, daß es sich so verhält, mein werther Lord," entgegnete Sir Francis.

„Ei und könntet Ihr mir nicht auch ein wenig davon zukommen lassen?" fragte mit begehrlich zuckenden Lippen der alte Herr.

„Wenn Ihr davon kosten wollt, findet Euch übermorgen in der Taverne „zur Sirene" ein," beschied Drake den lüsternen Feinschmecker und machte sich von ihm los.

3. Die englischen Clubs.

Wir laden den freundlichen Leser zu einem Besuch des „Mermaid-Club" (Sirenen-Club) ein. Um allen Mißverständnissen vorzubeugen, sei sofort erklärt, daß darunter nicht eine gesellige Vereinigung der bezüglich ihrer Angriffe auf die Tugend so übelberufenen Meerbewohnerinnen oder vielleicht gar ihrer irdischen Geschäfts-Colleginnen gemeint ist — denn im Sirenen-Club verkehren nur Männer.

Andererseits darf man auch nicht an eines jener palastähnlichen Häuser in den fashionabelsten Straßen Londons in Pall-Mall oder Regentstreet denken, welche ihren Klubbmitgliedern alle irdischen Annehmlichkeiten, als da sind: gute Tafel, feine Weine, Bibliothek, Bäder, Rauch-, Lese- und Spielzimmer bieten. Nein — der Sirenen-Club folgte dem natürlichen Gesetz, daß der Anfang aller Dinge unscheinbar ist, denn als der älteste Klubb, dessen Andenken uns bewahrt blieb, hatte er noch kein eigenes Haus, sondern versammelte sich in einer besonderen

Stube der Taverne „zur Sirene“ in Budgate-Hill; er behalf sich noch ohne Statuten, Haushofmeister, Sekretär und Kellermeister und es wurden daselbst auch weder Ministerlisten entworfen, wie im heutigen „Athenaeum-Club“, oder Vermögen verloren und gewonnen, wie bei „Brookes“.

Der Sirenen-Club war im Grunde nichts, als eine Vereinigung von Männern, welche sich die guten Dinge, welche die genannte Taverne für den Gaumen bot, durch heitere und ungezwungene Unterhaltung würzen wollten. Aus so bescheidenen Anfängen entstand eine Institution, welche von weitreichendstem Einfluß auf das gesellschaftliche und auch politische Leben Englands wurde.

Daß dies geschah und das Clubwesen trotz vielfacher Versuche, sich anderwärts nicht recht einbürgern wollte, liegt im englischen Nationalcharakter, wie sich schon darin zeigt, das sich der sprichwörtliche Hang zu Absonderlichkeiten sofort des Clubwesens bemächtigte. Schon hundert Jahre nach dem Auftauchen des „Sirenen-Club“ gab es solche Vereinigungen für alle möglichen Geschmacksrichtungen und je sonderbarer die Neigungen und Anschauungen des Einzelnen waren, desto mehr durfte er hoffen, in einem Club von Gleichgesinnten Aufnahme zu finden oder für einen neu zu begründenden Mitglieder zu werben.

Dem Aufblühen der englischen Literatur unter der Regierung Elisabeth's entsprechend, hatte der Sirenen-Club, wie wir sehen werden, und die ersten seiner Nachfolger einen ausgesprochen literarischen Charakter: ihre Begründer und vornehmsten Mitglieder waren Dichter, Schriftsteller und Schöngeister.

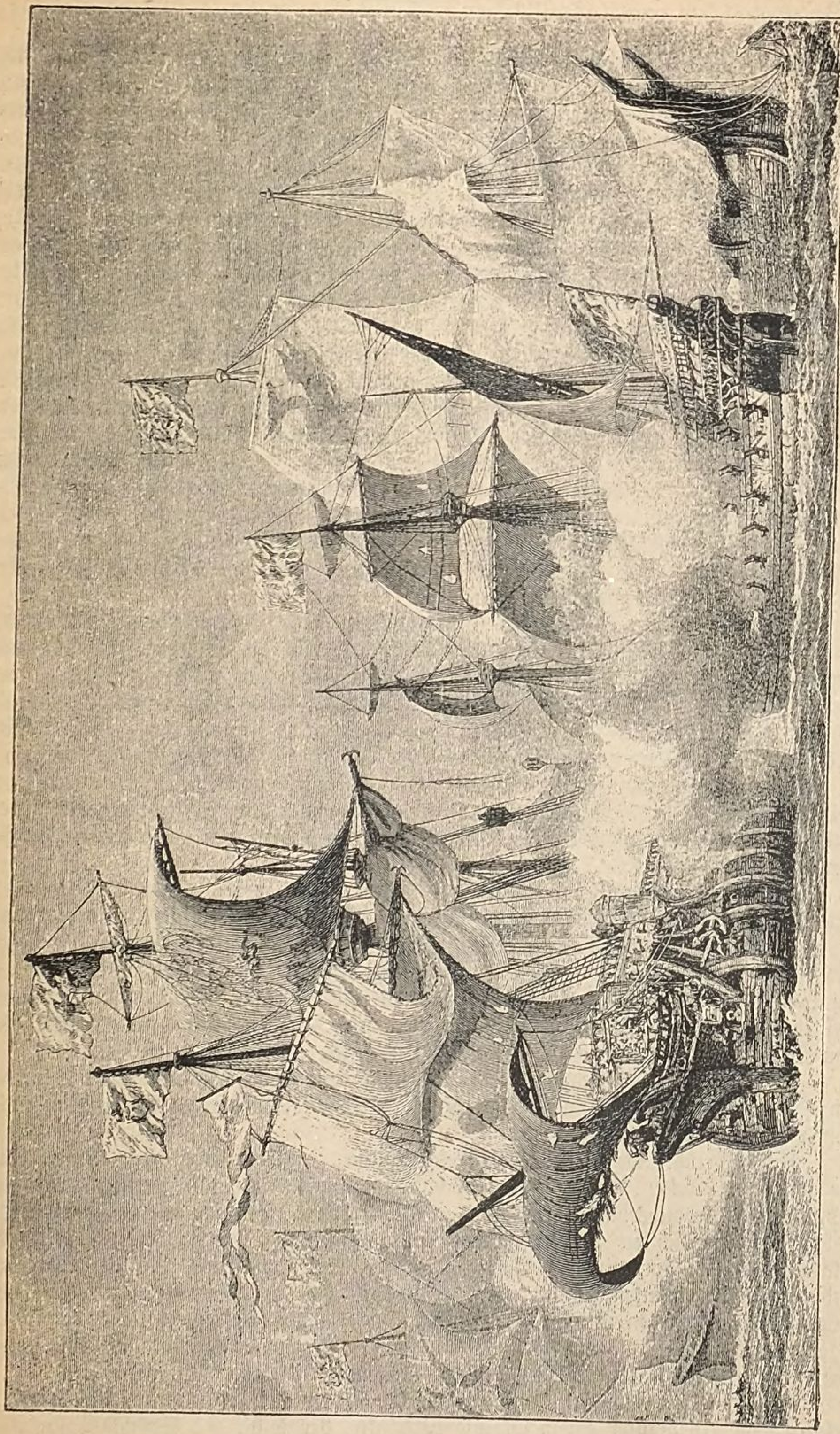
Die Zeit der politischen Wirren und Bürgerkriege unter Karl I. war natürlich dem Clubwesen eben so ungünstig, wie die finstere Puritaner-Herrschaft während Cromwell's Protektorat, dagegen blühte dasselbe mit der Restauration der Stuart's auf und nahm sofort auch einen politischen Beigeschmack an.

Die Anhänger des wieder zum Thron gelangten Herrscherhauses bildeten die „Conföderation der Könige.“ Streng royalistische Gesinnung war die einzige Bedingung der Aufnahme und zur äußerlichen Bethätigung derselben mußte in den Versammlungen jedes Mitglied als „König“ angeredet werden. Trotzdem darin eigentlich eine Art von Profanation lag, war in Anbetracht der löblichen Tendenz doch Karl II. selbst Ehrenmitglied dieses Clubs.

Derselbe fand seinen strikten Gegensatz im „Klubb des königlichen Hauptes“, der aus Gegnern der Stuarts bestand und im Namen schon eine nicht eben zarte Anspielung auf die Enthauptung Karl's I. enthielt. Seine Mitglieder waren durchaus Reformer (Verbesserer) und Whigs (Liberale), jene der „Conföderation der Könige“ Tory (Conservative, königlich Gesinnte) und sie unterschieden sich sogar äußerlich, da die Ersteren grüne, die Letzteren scharlachrothe Hutbänder zu tragen verpflichtet waren.

Der „Club des königlichen Hauptes“ war sehr einflußreich und strebte mit allen Mitteln die Einschränkung der königlichen Gewalt, den gesetzlichen Schutz der bürgerlichen Freiheit an und in diesem unter den letzten Stuarts sehr mißliebigen Bemühen dürfte der wahre Grund zu seiner Unterdrückung gelegen sein. Denn der vorgeschützte, daß durch die Vorschrift, seidene Unterkleider zu tragen, welche damals für kugelfest gehalten wurden, dem König und der Regierung Böswilligkeiten zugemuthet wurden, war um so hinfälliger, als thatsächlich einige Mitglieder des liberalen Club bedroht worden waren und weder die Zeit an sich noch der zu Gewaltakten geneigte Charakter der beiden letzten Stuarts, Karl II. und Jakob II., Beruhigung vor gefährlichen Anschlägen gewährten.

Neben der politischen Tendenz, die nie mehr ganz aus dem Klubbwesen schwand, machte sich bald auch das echt englische Behagen am Comfort und den Tafelfreuden, nicht minder aber auch die Lust an Absonderlichkeiten mittelst der Clubs geltend.



Angriff des Admirals Drake auf eine spanische Flotille. (Seite 972.)

Der ersteren Kategorie gehörten, je nach der Geschmacksrichtung der Mitglieder der „Gans-Club“, Kalbskopf-Club“, „Hummern-Club“, „Aalpasteten-Club“ und viele andere gastronomische Vereinigungen, namentlich aber der „Beefsteak-Club“ an, in welchem der Kultus dieser echt nationalen Speise betrieben wurde.

Geradezu zahllos sind die Clubs, welche der Excentricität und den Schrullen dienten, zu welchen „John Bull“ in seiner Nebel-Atmosphäre bekanntlich mehr als alle anderen Mitglieder der europäischen Völkerfamilie hinneigt. Indessen verfolgten viele dieser Vereinigungen bewußt oder unbewußt auch einen lobenswerthen Zweck, in dem Thorheiten oder Laster dadurch vor der Oeffentlichkeit lächerlich gemacht wurden. Hieher gehörte der „Split-Farthing-Club“ (wörtlich Pfennigspalter-Verein), in welchem nur Leute Aufnahme fanden, die nachweisen konnten, daß sie vom Wucher lebten und der in einer finsteren ungeheizten Kammer seine Versammlungen hielt, um Licht und Holz zu sparen. Im „Modegecken-Club“ durfte von nichts als Putz, Kleidung und Mode gesprochen werden und Präsident war, wer sich am auffallendsten zu kleiden wußte. Der „Club der Unglücklichen“ versammelte blos zu Grunde gegangene Kaufleute; ein Falliment mußte nachgewiesen werden, zu höheren Ehren aber waren wiederholte oder betrügerische Bankerotte erforderlich. Im „Club der Mürrischen“ fanden nur unleidliche Griesgrame Aufnahme, fortgesetzte üble Laune war unerläßliche Bedingung und die Unterhaltung bestand darin, daß sich die Mitglieder gegenseitig beschimpften, schalten und das Leben sauer machten.

Auch für die verschiedenen Gemüthsarten und Denkweisen war durch die Clubs gesorgt. Sanguiniker und Choleriker, soweit die letzteren nicht im vorgenannten Club Aufnahme fanden, traten in jenen der „Ausgelassenen“, wo Spectakelmachen oberste Pflicht war. Den Gelassenen und Phlegmatischen empfahl sich der „Hundrum-Club“, in welchem nicht gesprochen, sondern nur geraucht, Bier getrunken und kollectiv geschlafen wurde. Der „Club der Starkgeistigen“ entsprach in doppelter Beziehung seinem Namen, denn Aufnahme fand nur Jener, der eine neue Widerlegung des religiösen Glaubens vorbringen konnte, selbstverständlich gegen Zahlung eines bestimmten Betrages, der nur für besonders bereiteten starken Punsch verwendet werden durfte.

Viel Zuspruch fand der „Club der Lügner“, in welchem das viel verpönte und doch nicht zu entbehrende Laster zu einer Art von Kunst erhoben wurde, denn es war nicht allein verpönt, die Wahrheit zu sprechen, sondern auch allzu derbe und plumpe Lügen wurden mit Strafen belegt. Wer dagegen der Unwahrheit ein glaubwürdiges Mäntelchen umhängen und die kühnste Lüge mit dem Anschein der Wahrheit vorbringen konnte, genoß hohe Ehre und der Vorsitz fiel an jedem Abend dem Mitgliede zu, das die kühnste Lüge am besten vorzubringen wußte.

Gegen Ende des siebzehnten und Anfang des vorigen Jahrhunderts verirrte sich das Clubwesen in England fast ganz in Absonderlichkeiten, die zudem nicht immer ganz harmlos waren.

Ungefährlich, aber bis zur Abgeschmacktheit verzerrt war schon der „Club der häßlichen Leute“, dessen Mitgliedschaft an irgend einen körperlichen Mangel geknüpft war. Sonderbarerweise fand er viel Zuspruch und nur die Präsidentschaft, welche dem Häßlichsten zufallen sollte, wollte Niemand übernehmen. Im Clublokale hingen die Portraits von Aesop, Thersites, Sokrates, Duns Scotus, Scarron, und anderen berühmten Häßlichkeiten, auf welche bei feierlichen Gelegenheiten Lobreden gehalten werden mußten. Der Club war einige Zeit so beliebt, daß man sogar König Karl II. zum Beitritt einlud, der sich artig entschuldigte und sagen ließ, er werde statt seiner einen blinden Ziegenbock senden.

In dieselbe Kategorie der Bizarrerie gehörte der „Club der Nasenlosen“, welcher seine Gründung einem Manne verdankte, der selbst des Gesichtsvorsprungs

ermangelte und seine Schicksalsgenossen versammelte, um sich im nasenlosen Kreise über dieses Manko durch die Erwägung zu trösten, daß man mindestens nicht an der Nase herumgeführt werden könne.

Dem „Club der Fetten", zu dem nur Zutritt hatte, wer durch eine gewöhnlich breite Thüre nicht durchkonnte, stellte sich alsbald ein „Club der Mageren" entgegen, in dem das Mindestgewicht die höchsten Ehren genoß. Ebenso wurden „Clubs der Schielenden", der „Hinkenden", der „Langen" und der „Kleinen" gebildet und so wie alle geistigen Schrullen ihre Vereinigung fanden, fehlte es bald auch nicht an Klubbs für die körperlichen Abnormitäten.

Eine gar sonderbare Idee vertrat der „Unsuccessfol-Club", das ist der „Club der Durchgefallenen", welcher nur aus dramatischen Schriftstellern gebildet wurde, deren Stücke einen eclatanten Mißerfolg hatten. Ein Autor, dessen Stück bei der ersten Aufführung ausgepfiffen wurde, erhielt besondere Ehren und durfte sich auf gemeinsame Kosten ein glänzendes Mahl bestellen. Bundeszeichen war, treffend genug, ein silbernes Pfeifchen. Der Club ging ein, nicht aus Mangel an berechtigten, sondern an solchen Mitgliedern, welche vorurtheilslos genug waren, sich um den Beitritt zu bewerben.

Bedenklicher war schon der „Club der Bettler," welcher auf Verfeinerung dieses einträglichen Gewerbes bedacht war, und in dessen Local sich allabendlich eine Menge von Wundern zutrugen, indem Blinde sehend, Lahme kräftig und gerade wurden und manches Mitglied, das auf der Straße stets Krücken trug, flott seinen „Doppel-Hornpipe" oder „Reel" tanzte. Um die Förderung eines nicht minder verbreiteten aber noch mißliebigeren Gewerbes machte sich der „Club der Diebe" verdient. Das Bedenkliche dieser Vereinigungen bestand nicht in ihrer Existenz an und für sich, denn sie bestehen wohl heute noch, ohne sich gerade Club zu nennen, sondern darin, daß sie durch die Manie der Club-Bildung gewissermaßen sanctionirt wurden und aus echt englischer Curiositätssucht viele sehr anständige Leute solchen Vereinen beitraten.

In dieser Beziehung ist eine Anekdote bezeichnend, die, wenn sie nicht wahr, doch gewiß gut erfunden ist. Von dem späteren Lord-Oberrichter Hole, einem der gelehrtesten Juristen Englands, erzählte man sich, daß er in seiner Jugend ein ausnehmend lockeres Leben geführt habe und Mitglied mehrerer bedenklicher Klubbs gewesen sei. Als ihm nun einst, da er dem Criminalgerichtshof von Old-Bailey in London präsidirte, ein Mann wegen Straßenraub vorgeführt wurde, erkannte er in demselben einen alten Klubbgenossen. In der Meinung, daß ihn der Gefangene nicht mehr erkennen werde, lenkte er im Verhöre auf die ehemaligen Klubbgenossen ein, und fragte um deren Schicksal.

„Ach, Mylord," entgegnete der Mann trübselig, „außer mir und Ihnen sind sie schon alle gehenkt worden!"

Geradezu gemeingefährlich und abstoßend wirkten einzelne Clubs, wie zum Beispiel jener der „Duellanten," zu welchem nur Zutritt hatte, wer mindestens einen Menschen, dessen Präsident nur werden konnte, wer mindestens zwölf Menschen im Zweikampf getödtet hatte. Indessen ist es immerhin möglich, daß auch dieser Club seinen Antheil daran hat, daß man heutzutage in England die Duellmanie nicht mehr kennt, was bekanntlich trotz strenger Paragraphe des Strafkodexes sonst nicht überall der Fall ist.

Von dem Unsinn der parlamentarischen und journalistischen Duelle, wie sie in Frankreich und Ungarn nicht zum Vortheil des öffentlichen Lebens grassiren, ist England übrigens immer verschont geblieben.

Im „Club der Tödter" fand nur Aufnahme, wer einen Mord nachweisen konnte, und wenn auch in diesem, wie in anderen Fällen der Name des Clubs Fiction war, und es mit der Qualification nicht gar so genau genommen wurde,

so lag doch schon in der Thatsache des Bestehens ein Moment, das nicht förderlich auf die gesellschaftlichen Sitten wirken konnte.

Besonders berüchtigt machte sich der „Club der Mohocks," der seinen Namen von einem wilden Indianerstamme herleitete. Er bestand meist aus jungen adeligen und begüterten Herren und legte seinen Mitgliedern die Verpflichtung auf, nach ihren gemeinsamen Bacchanalien zur Nachtzeit den Passanten auf den Straßen aufzulauern, sie zu mißhandeln, durchzuprügeln und im Clublocale einzusperren. Dieser saubere Club fand viel Anklang und bestand bis in unser Jahrhundert, wo ihm die modernen Polizeigesetze, welche in England vor keinem Titel oder Besitz unwirksam werden, ein unrühmliches Ende bereiteten.

Der gesunde Sinn der Engländer wußte aber nach und nach diese Auswüchse abzustoßen und den brauchbaren Kern der Klubbs zu bewahren und auszubilden. Er besteht darin, daß nicht allein für gleichdenkende und social gleichstehende Kreise gesellige Mittelpunkte geschaffen werden, wie es ja auch das Ziel unserer deutschen Kasinos und Vereine ist, sondern daß auch diesen Mitgliedern mit geringen Kosten durch Sparsamkeit und Gesammtwirthschaft Annehmlichkeiten geboten werden, welche sich der Einzelne gar nicht oder nur mit unverhältnißmäßigen Kosten beschaffen kann.

Der jetzige englische Club bietet seinen Mitgliedern Lectüre und Vergnügungen in einer seinem Geschmack und Bildungsgrad entsprechenden Gesellschaft und emancipirt sie zugleich von der sich Tag für Tag wiederholenden Ausbeutung durch Wirthe aller Kategorien.

Insofern ist es richtig, daß man die jetzigen Clubs Förderer der guten Sitte und Sparsamkeit nennt, obwohl in manchen derselben mehr und höher gespielt wird, als löblich ist und gewisse nicht zu lobende englische Sitten, wie zum Beispiel die ungebührlich ausgedehnten Trinkgelage nach der Tafel, sobald die Damen den Tisch verlassen haben, gerade im Clubwesen ihre Stütze finden. Daß die englischen Frauen den Clubs nicht hold sind, ist erklärlich und zwar schon darum, weil diese in ihrer Vorsorglichkeit für alle Bedürfnisse dem Mann die Annehmlichkeit eines eigenen Hausstandes entbehrlich erscheinen lassen. Abgesehen von dieser Anreizung zur Ehelosigkeit, die allerdings in weiblichen Augen entsetzlich ist, bliebe es aber doch noch sehr fraglich, ob die englischen Clubs den Frauen und dem Familienleben gefährlicher sind als der Cultus der Weinstuben, Bier- und Kaffeehäuser, wie er anderwärts getrieben wird.

Doch da haben wir uns aus dem sechzehnten Jahrhundert und der Taverne „zur Sirene" im Handumdrehen in unsere hochcivilisirte Zeit verirrt, in welcher es zwar anderwärts als in London „Vereine der Freidenker" gibt, die aber so tolerant sind, es jedem Mitglied freizustellen, ob es sich in blos hochtönenden Phrasen oder auch in einem seiner Wahl überlassenen Getränke berauschen will.

Also zurück „zur Sirene!"

4. In der Sirenen-Taverne.

Das Aeußere des gastlichen Hauses „zur Sirene" ist nicht viel versprechend. Es hat nur ein Stockwerk, über dem der vorspringende Dachgiebel aufsteigt, dabei aber eine beunruhigende Neigung zeigt, sich selbst zu Füßen zu fallen. Eine schmale Thüre mit ausgetretenen Stufen führt in einen finsteren Hausgang, von dem aus man durch ein kleines Schiebfensterchen das Schenkstübchen übersieht, in welchem umgeben von einem Hain rother und grüner Flaschen der wohlbeleibte Sirenenwirth thront, über dessen Haupt als Zeichen seiner Würde der kleine Rost hängt, auf welchem er bevorzugten Gästen höchst eigenhändig Speckscheiben, Brodschnitten oder Beefsteaks röstet. Sein Gesicht hat eine joviale, ins Veilchenfarbene gehende Röthe und seine kleinen Äugelchen funkeln so vergnüglich, daß man ein günstiges Vorurtheil für die Vorräthe in Küche und Keller der Sirenen-Taverne fassen muß.

Zur Gewißheit, daß wir uns in dieser Gastwirthschaft befinden, trägt das ober der Thüre an langer Eisenstange in die Gasse hinausragende Rahmenschild wenig bei. Man könnte das abenteuerliche Gebilde darauf ebensogut für einen Lindwurm oder sonst ein Ungeheuer halten und das Geknarre des im Winde hin- und herschwingenden Schildes hat auch gar nichts Sirenenhaftes.

Indessen werden wir wohl am rechten Orte sein, denn einige höfisch gekleidete Herren treten in den Gang und tappen durch dessen Halbdunkel zur Thüre eines Gemaches, das Versammlungsort des nachweisbar ersten Klubbs war.

Es ist vielfach getäfelt, von der Decke hängt eine messingene Lampe, deren Docht mehr qualmt als leuchtet und die Köpfe der um den schweren Tisch auf plumpen Ledersesseln sitzenden Männern nur in Rembrandt'scher Beleuchtung erkennen läßt.

Den Vorsitz führt ein Mann in den besten Mannesjahren, dessen schmales von einem wohlgepflegten Bart umrahmtes Antlitz von Geist und heiterer Lebensauffassung zeigen. Es war dies Sir Walter Raleigh, der berühmte Staatsmann, Krieger, Seefahrer und Gelehrte. Seine sorgfältige, aus Seide und Sammt componirte Kleidung ließ den Hofmann erkennen, als welchen er sich schon vor zwanzig Jahren bewiesen hatte, da er seinen kostbaren Mantel über eine Pfütze warf, gleich einem Teppich, um der Königin Elisabeth das Überschreiten derselben zu ermöglichen. Sie war bei allen großen Regenten-Eigenschaften denn doch zu sehr Frau, um gegen solche Aufmerksamkeiten unempfindlich zu sein, und zeichnete den jungen Mann in jeder Weise aus, so daß er vielfache Gelegenheit fand, sich als Staatsmann und kühner Seeheld verdient zu machen.

Dabei war er aber ein Freund heiterer Geselligkeit und geistreichen Scherzes und da er dieser Neigung vielleicht unter den Herren des Hofes nicht genugthun konnte, hatte er in der Taverne „zur Sirene" den Klubb gegründet, dessen Mitgliedschaft weniger an hohe Geburt und Rang, als einige andere Eigenschaften, wie zum Beispiel Geist und Witz, gebunden war, die sich leider auch in unseren Tagen nicht immer vom Ahnenproben-Examinator nachweisen lassen und ärgerlicher Weise ganz gewöhnliche bürgerliche Menschen häufiger auszeichnen, als die unter dem Schatten einer Grafenkrone oder einer heraldischen Helmzier Geborenen.

Neben Sir Walter saß ein verschwenderisch gekleideter Jüngling, dessen zarte fast weiblich anzusehende Züge so matt und abgespannt waren, wie es übereifriger Lebensgenuß mit sich bringt. Er stand dadurch in eigentlichem Gegensatze zu seinem Nachbar, der, wenn auch wenig älter, und gleichfalls zierlich gebaut, doch ein Bild gereifter Männlichkeit, geistiger und körperlicher Gesundheit war.

Das feingeschnittene Antlitz war von einem sorgfältig gepflegten kurzen Bart umgeben, der gleich dem weit aus der prächtig geformten Stirne zurücktretenden Haupthaar von glänzendem Dunkelbraun war. Er schien in Sinnen verloren, der Wechselrede der Uebrigen nicht viel Aufmerksamkeit zu schenken und hielt die Augen gesenkt, so daß man meinen konnte, er schlafe. Nur wenn er manchmal auf einen Moment die Lider hob, brach ein so lebendiger Blick aus denselben hervor, daß man wohl sah, er weile mit seinen Gedanken weit weg in der Welt des Geistes und der Phantasie.

Der Mann war einfach aber nett in dunkles Tuch gekleidet und die sorgsam gefältelte Halskrause, die feinen Manchetten verriethen, daß er viel auf sein Aeußeres hielt, wenn er auch bescheiden genug war, im Prunk des Anzuges nicht mit den Hofherren wetteifern zu wollen.

Die übrige Tafelrunde bestand in bunter Reihe aus Adeligen, die sich durch die reichere Kleidung auszeichneten, und anderen Männern bürgerlichen Erwerbes. Unter dem gastlichen Dach der Sirenen-Taverne aber schien es keinen Rangunterschied zu geben, als den des Geistes und Witzes und mancher Hochgeborne und Reichbegüterte mußte es sich gefallen lassen, von einem simplen Mister Soundso, der vielleicht Urkunden abschrieb oder mit Gewürz handelte, in Schatten gestellt zu werden. (Hierzu das Bild.)

An einer Ecke des mächtigen Tisches, tief in die Bank zurückgelehnt, gewahren wir unsern Bekannten, den lustigen Junker Merrylike. Sein Aussehen entspricht aber heute dem Namen gar nicht; er hat die Arme verschränkt und starrt vor sich hin, nur dann und wann tiefe Züge aus seinem Becher trinkend. Jedem Erfahrenen ist es sofort klar, daß der Groll über den hartköpfigen Mützenmacher mit aller Gewalt über ihn gekommen ist und er darüber nachsinnt, wie er diesem Würdigen zum Trotz in den Besitz der schönen Mary kommen könnte.

Nichts ist aber ansteckender an einer lustigen Tafel als träumerisches Nachdenken und verliebte Grillen. Es ist, als ginge von den Personen, die denselben nachhängen, ein geheimnißvoller Zauber aus, welcher das lebhafteste Gespräch verstummen macht und auch die übermüthigsten Augen, die eben noch lustig und spöttisch blickten, zwingt, sich träumerisch zu senken.

„Ei, ei! wie geht es doch heute still und mundtodt unter uns zu!“ nahm Sir Walter Raleigh das Wort, nachdem sein Blick die Tafel überflogen hatte. „Nun Ihr Herren, ich will Euch eine Nachricht mittheilen, die hoffentlich geeignet ist, etwas Lebhaftigkeit hervorzurufen. Wie Etliche wissen, ist vor einigen Tagen Sir Francis Drake, unser kühner Seeheld und Entdecker, nachdem er die Spanier in Westindien gehörig gezüchtigt hat, wieder hieher, reich an Ehren und Lorbeeren, zurückgekehrt. Als Genossen seiner früheren Ruhmesfahrten ist es mir vergönnt, ihn in meinem Hause bewirthen zu können und er hat mir versprochen, uns in den nächsten Tagen hier in unserem Sirenenwinkel ein Stündchen zu schenken!“

„Bravo! Das ist wacker!“ scholl es rund um den Tisch zustimmend.

„Warum habt Ihr ihn nicht gleich heute mitgebracht?“ fragte der neben Sir Walter Raleigh sitzende Jüngling.

„Gewöhnt Euch doch die Ungeduld ab, Mylord Southampton,“ entgegnete der Staatsmann mit einem feinen Lächeln. „Ihr macht es mit allen Freuden dieses Lebens, wie das Kind mit der Suppe. Gierig füllt Ihr den Löffel und fahrt damit zum Munde, ohne zu blasen und statt des Wohlgeschmackes verbrennt Ihr Mund und Schlund, müßt sie wieder ausspeien und habt Euch so für eine Zeit die Möglichkeit genommen, was Angenehmes und Gutes zu schmecken.“

„Wohl gesprochen!“ fiel ein beleibter Herr mit rothem Gesicht ein, dessen Kleidung einen geistlichen Anstrich hatte. „Ihr thut ein gutes Werk, Sir Walter,



A. u. N. Shakespeare im Club der „Sirene." 21.

wenn Ihr den jungen Herrn auf seinem Ritt zur Hölle anhaltet. Treibt er es doch, als trügen alle Londoner Mädchen nur darum Schneppenhauben und Steifschürzchen, daß er sie verknittern kann!"

„Hm! Haben die Weibsen Eures Kirchspiels darüber Klage geführt, daß sich Euer geistlicher Zuspruch nicht mächtig genug erweist, um ihre Tugend zu bewahren, Meister Jonathan?" warf schmunzelnd einer der Cavaliere ein.

„Ach nein!" erwiderte der anglikanische Kaplan mit einem komischen Seufzer. „Wenn sie einmal zu uns kommen, da sieht es mit Tugend und Ehrbarkeit schon aus, wie mit dem Schnee in der Märzensonne. Aber es ist ja stadtbekannt, daß Mylord Southampton seinen glatten Schnabel so eifrig an allen Weibermäulchen reibt, als wollte er für alle Zeiten auf den Bartwuchs verzichten."

Ein lautes Gelächter lohnte den derben Ausfall auf die bekannten galanten Neigungen des jungen Lord und sein jugendliches Aussehen. Er schien empfindlich davon betroffen zu sein, das feine blasse Antlitz überzog sich mit dunkler Röthe und er wollte schon heftig erwidern, als sich Sir Walter Raleigh in das Mittel legte, indem er das Gespräch auf den Ausgangspunkt zurückführte.

„Sir Francis weiß nach langer Seefahrt und manchem Trunk faulen Wassers eine lustige Gesellschaft und einen Becher guten Weines wohl zu würdigen, und wenn er zögerte, Beides hier zu suchen, so hat dies zwei Gründe. Erstlich ziemt es sich nicht, daß er öffentliche Besuche macht und sich gar in Tavernen umtreibt, wären sie auch so erlesen, wie jene „zur Sirene," bevor er nicht von unserer allergnädigsten Königin empfangen worden. Das ist eben erst heute geschehen und damit hängt auch ein Zweites zusammen, wovon ich nur so viel verrathen kann, daß für die Feinschmecker unseres Kreises eine große Ueberraschung, ein ausgezeichneter Genuß bevorsteht."

„O wie mögt Ihr so was sagen, Sir Walter!" fiel der junge Lord ein. „Seht doch nur auf Seine Ehrwürden den Herrn Kaplan der Dunstans- und Patrikskirche, wie er begehrlich blinzelt und ihm das Wasser zwischen den Zähnen zusammenläuft. Wahrhaftig! wenn er aus dem Text kommt und statt der Predigt der frommen Gemeinde was von einem fetten Hirschziemer oder einem in Essig würzig gekochten Salmen erzählt, seid Ihr der Todsünde schuldig, weil Ihr ihn und sein heißestes Sehnen so in Erwartung setzt."

Nun waren die Lacher auf Seite des jungen Lords, denn es war bekannt, daß Ehrwürden Jonathan fast so viel auf die Tafelfreuden hielt, als Meister Chuster und auch auf dem besten Weg war, den gleichen Leibesumfang zu gewinnen, so daß die Erweiterung der Kanzeltreppe von den um das Wohlbefinden des Seelenhirten eifrigst besorgten Kirchspielangehörigen ernstlich in das Auge gefaßt wurde.

Aber das so lebhaft geführte Gespräch versiegte wieder und jeder der Anwesenden hing seinen Gedanken nach, so daß bald die frühere Schweigsamkeit in der Tafelrunde herrschte.

„Geht es doch heute unter uns zu, als sollten wir morgen früh alle gehangen und geköpft werden!" rief ein Cavalier endlich.

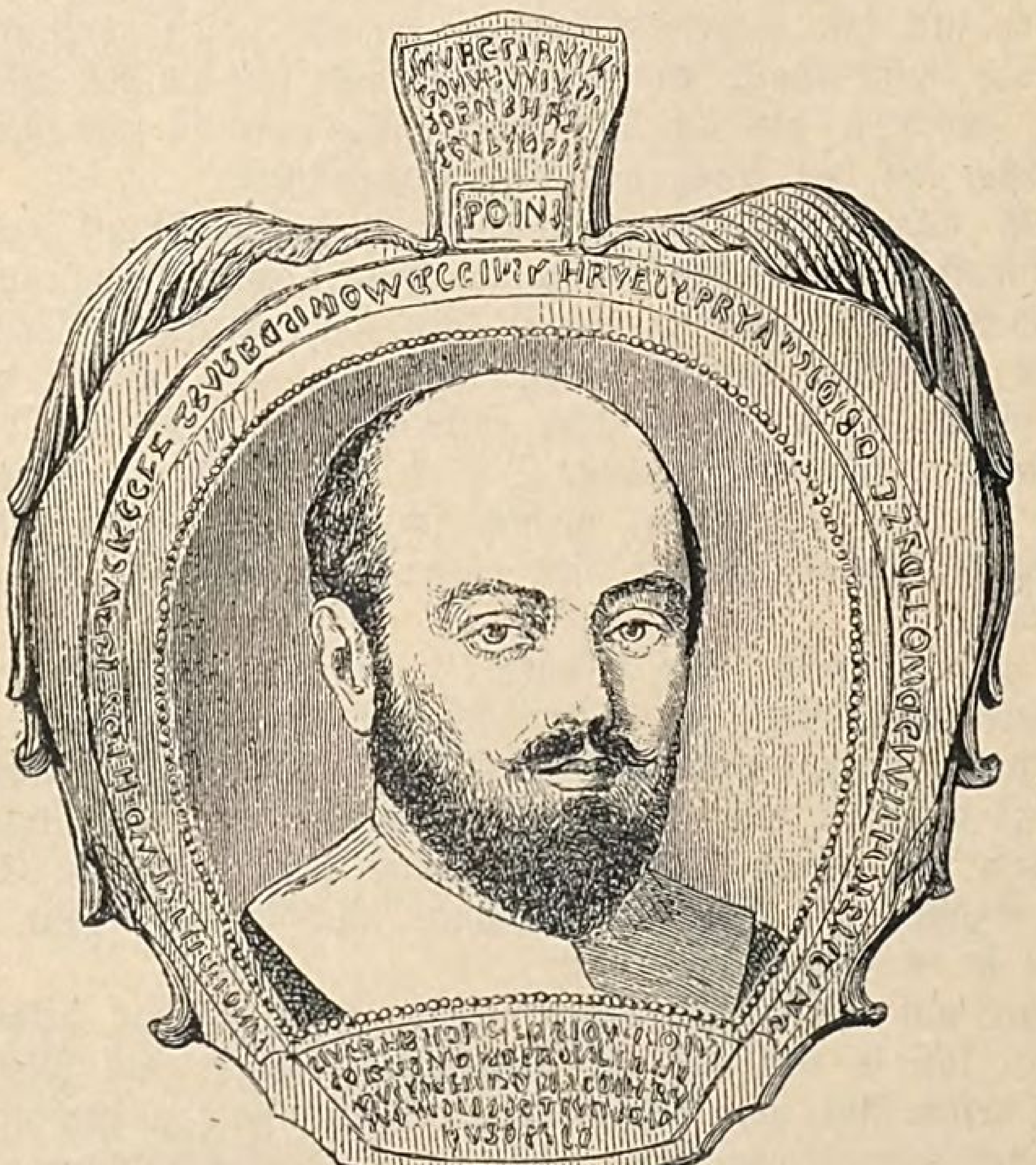
„Ei, wer weiß, wären wir mit dieser Aussicht vor uns nicht gesprächiger," entgegnete Sir Walter Raleigh heiter. „Der Mensch trägt eine Menge in sich herum, das er bei gelegener Zeit einmal aussprechen will. Weiß er nun, daß ihm nur mehr eine kurze Frist gegönnt ist, so wird er sich gewiß beeilen, so viel von seiner Weisheit oder Thorheit loszuwerben, als nur möglich ist."

„Hm! Ich dächte, mit der Gewißheit, in einigen Stunden die Schaffottreppe erklimmen zu müssen, würde Einem die Lust zum Schwatzen vergehen," meinte ein Mitglied der Gesellschaft.

„Warum das," entgegnete Sir Raleigh gleichmüthig. „Wie wir da sitzen, ist Jedem der Tod gewiß und es hindert uns diese Gewißheit nicht, zu scherzen

und zu lachen, Kluges und Thörichtes zu reden und zu thun. Warum sollte es mich tiefer ergreifen, wenn ich bestimmt vor mir sehe, von dem ich doch weiß, daß ich ihm nicht entgehe? Und ist ein rascher Tod, der mir meine Sinne und mein Denken bis zum letzten Augenblick läßt, nicht langem Siechthum vorzuziehen, in dem man, sich zum Ekel, anderen eine Last, Zoll für Zoll an Leib und Seele stirbt? Bleibt es sich doch gleich, durch wessen Hand der große Mäher Tod unseren Lebenshalm niederstrecken läßt — mir ist ein guter Beilhieb lieber, als daß mich ein giftmischender Apotheker mit seinen Pillen und Latwergen umbringt."

Der Tod durch Henkershand hatte in jenen Zeiten, wo man ihn als das einfachste Mittel ansah, um sich unbequemer Gegner zu entledigen, nichts Schimpfliches — besonders wenn er mit Schwert oder Beil vollzogen wurde, was damals ebenso als Hinrichtung höheren Grades betrachtet wurde, wie heute das Erschießen; nebstbei gesagt, eine der sonderbarsten und unfruchtbarsten menschlichen Illusionen, die sich sogar den Tod noch mit nichtigen Ehrbegriffen verbrämt.



William Shakespeare. (Nach einem gleichzeitigen Porträte. (Seite 989.)

„Was meint Ihr dazu, Meister Bill (Abkürzung von William)?" wendete sich Sir Walter fragend an den Nachbar des jungen Lord Southampton. „Würde Euch der Tod an sich oder die Form schrecken, in der er an Euch herantritt?"

„Was fragt Ihr diesen um was, das ihm alle Wochen ein paar Mal passirt?" rief ein Anderer dazwischen. „Er stirbt oft genug am Blakfriarstheater, um daß ihm der Tod so gewöhnlich erscheint, wie uns eine Buttersemmel."

Der dadurch als Schauspieler Bezeichnete hob langsam den Kopf empor und blickte im Kreise mit einer Miene herum, als müsse er sich erst besinnen, wo er sich befinde.

„Habt Ihr schon wieder geträumt und heimlichen Verkehr mit den Musen gepflogen, Shakespeare?" spottete der ehrwürdige Meister Jonathan. „Ach, seid so gut, Eurer Phantasie Zügel anzulegen und auch im Geiste zu uns zurückzukehren und uns zu sagen, warum Ihr heute den Becher verschmäht?"

Mechanisch ergriff der Schauspieler das Trinkgefäß und that einen tiefen Zug.

„Er trinkt im Traum, beim ewigen Gott!" neckte ein anderer Herr. „Was doch ein Versemacher es gut hat — stellt Ihr ihm auch in einer Kanne schmutziges

Spülwasser hin, so meint er, es sei köstlicher Sekt, wenn er gerade in seinem Taumel ist."

„Oder Frau Venus küßt ihn, dieweil er einer alten zahnlosen Hexe hofirt!" setzte Lord Southampton hinzu.

„Oder er glaubt, eitel Witz zu hören, wenn unser Lord Adonis spricht!" stichelte der Kaplan.

Shakespeare setzte den Becher wieder auf den Tisch und ließ die dunklen Augen über die Anwesenden gleiten.

„Er erwacht! Was habt Ihr geträumt, Bill? Heraus damit, was hat Euch Gott Apoll zugeflüstert!" tönte es durcheinander.



Das alte Londoner Theater mit den Schauspielern. (Seite 993.)

„Was hat der Gott der Dichter mit den Träumen zu thun?" fragte Shakespeare langsam. „O wie seid Ihr Herren zu beklagen, die Ihr nie wißt, wo Eures Wachens oder Träumens Grenze ist, und deren hellste Gedanken im Kopfe so durcheinander taumeln, als hätten sie sich nicht ausgeschlafen! Wen mag es wundern, daß Ihr im Wachen oft so ledern und gewöhnlich seid, da Ihr Euren Geist, wenn er bei Euch selbst einkehrt, nicht mit einem ordentlichen Traum regaliren könnt!"

„Da habt Ihr's nun," sagte Sir Walter Raleigh mit einem boshaften Lächeln, „wie er es heimzahlt. Er schnellt die stumpfen Witzpfeile auf Euch zurück, daß sie mit frischgewonnener Schärfe blutig treffen."

„Ihr wißt ja nicht einmal, wer uns die Träume sendet —"

„Nun und wer wäre das?" unterbrach Lord Southampton den Schauspieler.

„Es ist eine mächtige Fee, genannt Frau Mab," fuhr Shakespeare fort, „und hat mir gerade noch, während Ihr Eures Witzes leeres Korn gedroschen, in's Ohr geblasen, wie ihr Thun und ihre Macht beschaffen."

„Und wohl aufgeboten, es als tiefes Geheimniß zu bewahren," spottete der junge Lord.

„O nein — was sie mir erzählt, ist so wenig Geheimniß, als welche Dirne Euch, mein Lord, zuletzt am Narrenseile führte," entgegnete Shakespeare. „Hört zu, was ich über Frau Mab weiß:

„Sie ist Beherrscherin im Reich der Träume.
Sie fährt, nicht größer als der Edelstein

Am Zeigefinger eines Aldermanns,
Mit dem Gespann von Sonnenstäubchen
Dem Schlafenden quer auf der Nase hin.
Die Speichen sind gemacht aus Spinnenbeinen,
Die Wagendeck' aus eines Heuschreck's Flügeln,
Aus feinem Spinngewebe das Geschirr,
Die Zügel aus des Mondes feuchtem Strahl,
Aus Heimchenknochen ist der Peitsche Griff,
Die Schnur aus Wespenfasern; eine kleine Mücke
Im grauen Mantel sitzt als Fuhrmann vorn,
Nicht halb so groß, als wie ein kleines Würmchen,
Das in des Apfels moderigem Kerne haust.
Die Kutsch' ist eine hohle Haselnuß,
Vom Tischler Eichhorn oder Meister Wurm
Zurecht gemacht, die seit uralten Zeiten
Der Feen Wagner sind. In diesem Staat
Trabt sie dann Nacht für Nacht; befährt das Hirn
Verliebter und sie träumen dann von Küssen;
Des Schranzen Knie, der schnell von Reverenzen,
Des Anwalts Finger, der von Sporteln gleich,
Der Schönen Lippen, die von falschen Schwüren träumen,
Und oft straft sie Frau Mab mit bösen Bläschen,
Weil ihren Athem sie mit Näscherei'n verdarben.
Bald trabt sie über eines Rathsherrn Nase,
Dann wittert er im Traum sich Aemter aus;
Bald kitzelt sie mit eines Zinshahns Federn
Des Pfarrers Nase, wenn er schlafend liegt,
Von einer bess'ren Pfründe träumt ihm dann;
Bald fährt sie über des Soldaten Nacken:
Der träumt sofort vom Niedersäbeln; träumt
Von Breschen, Hinterhalten, Sturm und Angriff
Und manchem klaftertiefen Ehrentrunk;
Sie trommelt ihm in's Ohr, da fährt er auf
Als wär' es Zeit zur Schlacht, zur Fahnenwache,
Und flucht in seinem Schreck ein paar Gebete
Und schläft von Neuem. Eben diese Mab
Verwirrt der Pferde Mähnen in der Nacht
Und flicht in strupp'ges Haar die Weiberzöpfe,
Daß Außen, so wie Innen nichts als Wirrniß ist.
Sie ist die Hexe, welche Mädchen drückt,
Die auf dem Rücken ruh'n und ihnen lehrt
Als Weiber einst der Männer Last ertragen;
Sie ist es, die in sel'gen Träumen selbst dem Tropf
Die Einbildung gewährt, er sei ein weiser Mann
Und sie füllt kluger Leute Hirn mit Wolken,
Die sie den Narren an die Seite stellen."

Lauter Beifall lohnte die glückliche Improvisation und Sir Raleigh bat den Dichter, sie doch zu Papier zu bringen.

Es ist nicht nöthig, edler Sir," entgegnete Shakespeare lächelnd. „Frau Mab kommt, so oft ich sie rufe und wiederholt mir gerne ihre Schnurren, so daß sie mir fest im Gedächtniß haften."

„Ach — wenn sie sich nur herbeiließe, mit mir meine Predigten zu lernen," seufzte der Kaplan mit einem komischen Stoßseufzer.

„Das thut sie nicht," entgegnete der Dichter boshaft. „Ihr Reich ist der Traum und wir lachen, weinen, toben und seufzen, lieben und hassen im Traum; alles, was wir im Wachen thun, zeigt uns der Traum naturgetreu und doch seltsam verzerrt, zerstückt, als guckten wir in einen zerbrochenen Spiegel. Nur in einem Stück ist der Traum barmherziger, als das Wachen: — wir langweilen uns nicht während des Träumens und darum seht Ihr wohl ein, Ehrwürden —"

„Daß Frau Mab nichts mit Euren Predigten zu thun haben mag," ergänzte Sir Walter Raleigh den stockenden Satz Shakespeare's.

Man trank den Becher aus und rüstete sich zum Aufbruch, indem man nach Barett und Mantel griff, die Degen umschnallte, oder die kurzen Dolche in das Wehrgehänge steckte.

„Ei, Herr O'Kelly, Ihr tragt noch immer den gewaltigen Raufdegen, trotz des Verbotes der Königin?" sagte Sir Walter zu einem breitschulterigen Mann, dessen weinrothes Gesicht durch einen mächtigen Schnauzbart in zwei Hälften getheilt wurde, und der sich bemühte, die Kuppel eines ungeheuren Spießes um das ansehnliche Bäuchlein zu befestigen. „Wißt Ihr denn nicht, daß Ihre Majestät befohlen hat, es solle keine Wehr über eine Elle Länge haben?"

„Hab' wohl davon gehört," brummte der Bramarbas in breitem irländischem Dialect, während unter den buschigen Brauen grimmige Blitze hervorschossen; „aber so wahr ich der tapfere Hauptmann O'Kelly bin, werde ich mich von dieser wackeren Klinge, die so manchen harten Strauß in meiner Faust ausgefochten hat, nicht trennen und wehe dem, der es wagt, seine Tatze darnach auszustecken, es wäre ihm besser, wenn sie ihm gar nie gewachsen wäre! Eh! was wollt Ihr?" wendete sich der Held zu dem Küfer, der gekommen war, die Zeche einzusammeln.

„Was ich getrunken habe? Drei lumpige Quart Wein — und im Vertrauen gesagt, Jack, er war heute nicht besonders; — ich kann Euch sagen, man trinkt da drüben beim „silbernen Mohrenkopf" in Towerstreet einen besseren Tropfen."

„So mögt Ihr denn „zum silbernen Mohrenkopf" ziehen, Herr O'Kelly — wenn Ihr bezahlt habt, was bei uns für Euch aufgekreidet ist," versetzte sehr unceremoniell der Küfer. „Drei Quart Wein thut neun Schillinge und —"

„Schreibt's zu dem Uebrigen, Jack," unterbrach ihn der Tapfere. „Schreibt's zu dem Uebrigen und bleibt gesund!"

„Mit Vergunst, Herr O'Kelly, der Herr hat verboten, Euch weiter zu borgen, denn er meint, wir hätten noch nie gesehen, von welcher Farbe Euer Geld sei, und es lüste ihn, sich davon überzeugen zu können."

„Was? mir, dem tapferen O'Kelly solche Schmach," brüllte der Irländer, während er seine Augen wild rollen ließ und gewaltig mit den bespornten Stiefeln aufstampfte. „Sag' Deinem Herrn, diesem alten Faßhahn, daß es eine Ehre für ihn ist, wenn ich bei ihm aufschreiben lasse und — er jetzt sein Geld nicht eher kriegt, ehe es mir beliebt, obwohl — obwohl ich ihn gleich bezahlen könnte!"

„Es wäre wohl besser, Ihr thätet es," sagte gelassen der Küffer, „denn der Herr hat befohlen, falls Ihr Eure Rechnung nicht berichtigt, Euch den Degen, als das einzig Werthbare an Eurem Anzuge, zu pfänden."

„Mein gutes Schwert will der Weinschacherer pfänden lassen?" schrie wie besessen der tapfere O'Kelly. „Sag' es noch einmal, Du feuchte Kellerassel und ich spieße Dich an der ruhmvollen Waffe, die Du in Dein unflätiges Maul zu nehmen Dich unterstehst!"

„Macht keine Umstände, Herr O'Kelly — Euer Schimpfen nützt Euch nichts," sagte der Küfer mit einer bezeichnenden Kopfbewegung nach der Thüre, wo einige

Küfergehilfen in derben Lederkitteln mit Schlägeln und dicken Stangen, wie sie zum Rollen und Heben der Fässer dienten, erschienen.

Einen Moment wich alle Farbe aus des Tapferen Antlitz und sogar die Nase erfreute sich der schon längst davon verbannten Weiße. Er machte ein recht klägliches Gesicht und man hätte darauf schwören können, daß er sich gewaltig vor den handfesten Burschen fürchte, die ihrerseits gar wenig Respect vor seinem Raufdegen verriethen.

Sir Walter Raleigh, der sich nebst den meisten der anderen Gäste bisher an der Scene geweidet hatte, hielt es an der Zeit, sich in's Mittel zu legen.

„Laßt es gut sein, Jack! Herr O'Kelly wird zahlen, wenn er kann und — sollte dies gar zu lang währen, so bürge ich für seine Schuld, versteht Ihr mich?"

Der Küfer verbeugte sich. Der Irländer aber nahm sofort wieder seine trotzige Miene an und sagte:

„Ich dank' Euch, Sir Walter — gedenke aber Eure Bürgschaft nicht ernstlich in Anspruch zu nehmen. Es ist nur, damit der filzige Weinschlauch nicht glaubt, es müsse so nach seinem Kopfe gehen, denn sonst zahlte ich ihm den Bettel gleich. Die Bursche hier mögen Euch danken — denn beim heiligen Patrik! ich hätte sie alle klein gehauen, als sollte ein Ragout aus ihnen gemacht werden!"

„Ja, ja, ohne Zweifel wäre es zu Schlägen gekommen," sagte Sir Walter trocken, „und ich will es schon glauben, daß die Euren — nämlich jene, die Ihr ausgetheilt hättet, einen sehr kleinen Erfolg gehabt hätten. Gehabt Euch wohl, Ihr Herren! Wir sehen uns noch in Blakfriars!"

5. Shakespeare und das Theater seiner Zeit.

Es ist ohne Zweifel etwas gar Schönes, um ein ruhiges und streng in geregelten Bahnen verlaufendes Leben, dessen Inhalt sich ungefähr mit den Worten Gellert's ausdrücken läßt:

„Er lebte, nahm ein Weib
Und starb.

Alle Verhältnisse machen sich in einem solchen glatt auf ebener Straße dahinrollenden Leben von selbst und so wie ein derartiger Glücklicher ohne sein Zuthun und in ganz passiver Weise zur Welt kommt, ist ihm auch sein Lebensgang vorgeschrieben. Familientradition, Vermögensverhältnisse, eine vorsorgliche Vetternund Basenschaft bestimmen von den ersten Lebenstagen an, was mit dem jungen Weltbürger geschehen solle, was er lernen, welches Gewerbe er ergreifen, oder in welches Aemtchen er eintreten müsse, wen er ehelichen, wie die Nachkommenschaft getauft und schließlich, wer sein Erbe sein soll, wenn das so unendlich wohl und tugendsam zurückgelegte Erdendasein sich seinem Ende zuneigt.

Dadurch, daß einem solchen Menschen jede Nöthigung, einen selbständigen Entschluß zu fassen, erspart bleibt, wird er zwar gewiß vor allerlei Fährlichkeiten und Irrthümern bewahrt, aber — es ist doch eigentlich kein volles Menschenleben, das er lebt, sondern er ist wenig mehr, als eine sprechende Maschine, die zu vorausbestimmten Zwecken in Bewegung gesetzt wird, und keine Ahnung davon hat, daß

„Irren, Kämpfen und Erkunden,
Des Menschenlebens bester Theil."

Zum Glück ist es nicht aller Staubgeborenen Sache, so zu vegetiren, obwohl sehr viele, die sich eines anderen schmeicheln, doch schließlich auch nichts anderes sind, als solche Lebemaschinen.

Wie aber der Mehrzahl die bescheidene Selbstbeschränkung angeboren ist, die sie auf der Lebensstraße immer nach Wegzeigern, Meilensteinen und freundlichen Führern auslugen läßt, so gibt es andere, welchen ein neckischer Kobold im Blute sitzt, der sie antreibt, keck über die Schranken und Hecken wegzusetzen, zwischen welchen jene so friedlich durch das Leben wallen, und von der glatten Straße weg, querfeldein über Acker und Flur, durch Wald und Wildniß, über Berg und Thal zu rennen. Es mag sein, daß sich mancher auf solch' stürmischer Lebensfahrt Kränkung und Unbill zuzieht, Noth und Gefahr zu erdulden hat und vielleicht sogar einsam und mit schmerzlich blutender Seele zugrunde geht. Aber er erträgt dies alles leichter, als wenn er, so wie die Stillen und Bedächtigen hätte fürbas schleichen müssen, ohne je zu sehen, was denn hinter jenen Hecken und Zäunen und über den Bergen, die den Blick der anderen einschränken, versteckt ist.

Wie gesagt, es sind gute ehrenwerthe Menschen, die sich und ihr Leben dem Brauch und Herkommen opfern und selbst in Gedanken nicht über die enge Sphäre schweifen, in die sie gesetzt sind — aber Genies sind sie nicht, denn diese haben zu allen Zeiten in einem mehr oder weniger offenen Krieg mit der Alltäglichkeit gelebt und sind selten auf der viel ausgetretenen Heerstraße geblieben. Ihre Kreuz- und Querwege führten sie zwar oft durch Sumpf und Moor, wüste Fels- und Trümmergegend, aber auch oft durch paradiesische Landschaft voll Lieblichkeit und erschütternder Naturgröße.

Es fehlte in Alt und Neu nicht an Beispielen dafür, daß Menschen, die über das geistige Normalmaß hinauswachsen, auch ihren eigenen Weg einschlagen, ihre ganz besondere Entwickelung verfolgen. Ein Zufall, eine Laune des Geschickes schleudert sie scheinbar aus der Bahn der Alltäglichkeit und treibt sie auf steilen, vielfach gewundenen Pfaden zur Höhe des Ruhmes. Aber vielleicht war es denn doch kein Zufall, sondern nur ein von ihnen herbeigeführtes oder klugbenütztes Mittel, um der Enge drückender Verhältnisse zu entkommen und für das Genie, das gewiß von Anbeginn in ihnen schlummerte, freien Raum zur Entfaltung und Entwickelung zu erhalten und sich über den dumpfen Qualen des Lebens in die Sonnenhelle erheben zu können.

Ein Beispiel solchen Lebensganges liegt uns nahe. William Shakespeare (gleichzeitiges Bild[1] Seite 984), der Schöpfer der englischen dramatischen Poesie, der unerreichte Meister der Sprache, mittelst welcher er wie auf einem kunstvoll gespielten Instrument alle menschlichen Leidenschaften und Empfindungen darzustellen wußte und der den dramatischen Ausdruck für die erschütterndste Tragik, wie für die naturwahrste Komik mit gleicher, nie mehr erreichter Meisterschaft handhabte — er, dessen Name heute über den ganzen Erdball verehrt wird, dessen Dichtungen das Gemeingut aller Culturvölker sind — begann sein Leben unter Verhältnissen, die wie geschaffen für ein friedliches, sorg- und aufregungsloses Dasein waren.

Shakespeare — wir behalten diese Schreibweise, obwohl ihr der Dichter selbst nicht allezeit treu blieb, aus dem Grunde bei, weil dieselbe die Grabsteine der Familie zeigen — wurde 1464 zu Stratford am Avon in der Grafschaft Warwikshire, in der Oberstube eines an der Hauptstraße stehenden niedrigen, ungetünchten, aus Holz und Fachwerk aufgeführten Häuschens (Bild Seite 993) geboren.

Er war der Sohn eines ziemlich bemittelten Fleischhauers, Vieh- und Wollhändlers. Durch den Dechant an der Kirche seines Heimatsortes erhielt er einen etwas besseren Unterricht, als dies damals allgemein üblich war — ein Umstand, der ihm später von großem Nutzen war, da ihm nicht allein die Erwerbung jenes

[1] In Frankreich befindlich, auf dem Flügel eines Blasebalges, welcher der Königin Elisabeth gehörte, und später in den Besitz des Mimen Talma kam.

umfassenden Blickes für alle menschlichen Verhältnisse dadurch erleichtert wurde, der ihn auszeichnete, sondern seine Belesenheit ihm auch die Stoffe seiner meisten Dramen vermittelte.

Indessen war demungeachtet der junge William für das Gewerbe seines Vaters bestimmt und während sich vielleicht schon die ersten Keime seines gewaltigen Geisteslebens in ihm regten, begleitete er jenen, um Rinder und Hammel zu kaufen oder er zählte und wog die Wollbündel.

Ein Fehltritt zwang den kaum achtzehnjährigen Jüngling, eine entfernte Verwandte, Anna Hathaway, zu ehelichen, obwohl sie bedeutend älter war. Diese durch einen rasch eintretenden Kindersegen ausgezeichnete Ehe machte, daß die heimischen Verhältnisse noch schwerer auf dem jungen Shakespeare lasteten, denn die Gattin war nicht allein unvermögend, ihm in geistiger oder gemüthlicher Beziehung zu genügen, sondern verbitterte ihm das Leben durch Eifersucht, Geiz und Zanksucht, so daß William immer weniger Gefallen an seinem engbegrenzten Dasein fand und ungeduldig nach einer Möglichkeit auslugte, um die Fesseln abzuwerfen, die seine abenteuerliche Seele, seinen gährenden Geist bedrückten.

Da kam ihm denn jenes Etwas zu Hilfe, das wir so gerne Zufall nennen, obwohl es diesen Namen nur deshalb verdient, weil zur Zeit, wo es geschieht, noch niemand die Folgen ahnt, was übrigens mit vielen vorbedachten und sorgfältig überlegten Handlungen auch der Fall ist. Die Unlust an seinem Hauswesen und seinem Gewerbe, hatte ihn zu einem eifrigen Jäger gemacht und mit Armbrust, Fallen und Sprenkel hauste er wie ein grimmer Nimrod in den Laubwäldern am grünkrystallenen Avon und stellte eifrig Allem nach „was kreucht und fleugt."

Da hatte er denn eines Tages auf freundlicher Waldlichtung durch einen gutgezielten Bolzen ein stattliches Reh erlegt und war eben damit beschäftigt, die Beute waidgerecht aufzubrechen, als sein Unstern den Jagdherrn, Sir Thomas Lucy, mit seinen Hegern herbeiführte.

So weit wir über diese Affaire unterrichtet sind, nahm sie anfangs einen ziemlich harmlosen Verlauf. Die näheren Details sind unbekannt, da man erst viel später dem Vorfall Bedeutung beilegte, der nicht allein die entscheidende Wendung in Shakespeare's Leben herbeiführte, sondern ihn auch zur ersten Dichtung begeisterte.

Sir Lucy, ein echter derber Landedelmann von jenem knorrigen Schlag, der sich in einzelnen Exemplaren bis auf unsere Tage erhalten hat, scheint den begangenen Waldfrevel anfänglich nicht ernst genommen zu haben und wäre wahrscheinlich mit einer tüchtigen Geldbuße zufrieden gewesen. Das war aber nicht nach dem Geschmack Williams, der in der Affaire einen Anlaß sah, mit guter Manier den drückenden Verhältnissen zu entkommen. Um nun den Conflict gefahrdrohender zu machen, rief er die Dichtkunst zu Hilfe und verfaßte ein Spottgedicht auf Sir Thomas Lucy in Form einer satirischen Ballade, in welcher die Persönlichkeit und die Eigenheiten desselben unbarmherzig und in einer Weise geschildert wurden, daß wir uns aus dem davon erhaltenen Bruchstück schon den künftigen Meister der Sprache und der erzählenden Darstellung ahnen.

Shakespeare sorgte dafür, daß dieses Pamphlet möglichste Verbreitung fand, so daß es durch Hilfe schadenfroher Freunde baldigst auch dem würdigen Sir Lucy zu Ohren kam. Natürlich ergrimmte dieser Ehrenwerthe nicht wenig und traf sofort alle Anstalten, um gegen den Frevler an seinem Wildstand und an seiner eigenen hochansehnlichen Person mindestens die ganze Strenge der Jagdgesetze anzurufen, da sich jene Zeiten noch keines Preßgesetzes erfreuten, woraus deren verhältnißmäßige Culturlosigkeit klärlich zu ersehen ist.

Nun war aber mit den damaligen Jagdgesetzen noch weniger zu spaßen, als mit einem modernen Preßgesetz, so unvortheilhaft die letzteren auch dadurch bekannt

sind, daß ihr Paragraphennetz so schlau gewoben ist, daß heute etwas als Uebelthat darin hängen bleibt, was gestern keine war und auch morgen vielleicht wieder ungeahndet entschlüpft.

Gleich den Gesetzgebungen vieler Staaten in der Mitte des vorigen Jahrhunderts bedrohte das englische Jagdrecht den Wildbieb nicht nur mit harten Geld- und Freiheitsstrafen, sondern unter Umständen auch mit körperlicher Züchtigung und Verstümmelung, ja sogar mit dem Tode.

Dieser Gefahr gegenüber schwiegen alle eifersüchtigen Bedenken der Gattin und William ward von ihr und den übrigen Verwandten zur Flucht gedrängt, die ihm endlich den ersehnten Raum schaffen sollte, um die Welt, das Leben kennen zu lernen und die stets reger werdenden Schwingen seines Geistes entfalten zu können.

Natürlich war unser Flüchtling keinen Moment im Zweifel, daß er sich nirgends anders hinwenden könne, als nach London, wo sich unter der staatsklugen und kräftigen Regierung der Königin Elisabeth nicht allein ein bewegtes politisches Leben entfaltete, sondern auch Handel und Wandel gedieh, so daß der Wohlstand der Einwohner immer mehr wuchs und auch das geistige Leben erhöhte Regsamkeit gewann.

Gar so leicht wurde es William Shakespeare indessen nicht und er hatte genügend Gelegenheit, sich im Kampf mit den Widrigkeiten des Lebens, diesem Prüfstein des echten Genies zu bewähren. Seine spärlichen Mittel waren fast schon aufgezehrt, als die Bekanntschaft mit einigen das Land verlassenden Schauspielern[1] ihm Erwerb brachte und ihn auf jenen Weg wies, der ihn zur Unsterblichkeit führen sollte. Wieder ein Zufall — wird man sagen, während sich auch wohl behaupten läßt, daß ein instinctiver Zug und die Lust an der lockeren Gesellschaft des phantastischen Bühnenvölkchens ihn gerade diesem näher brachte.

Es ist nicht gut, wenn wir in anderer und unserem eigenen Leben dem Zufall eine so mächtige Rolle einräumen. In Wirklichkeit geschieht nichts ohne Ursache, und bei näherem Zusehen werden sich stets Fäden erkennen lassen, welche den sogenannten Zufall mit anderen Ereignissen verbinden und nur als eine Folge derselben erscheinen lassen. Der Zufall ist die Entschuldigung der Kleinmüthigen, die Hoffnung der Sorglosen und Lässigen. Es wäre eben nicht schwer, die ganze Geschichte und die bisherige Entwickelung des menschlichen Geschlechtes in eine Reihe von „Zufällen" aufzulösen — erhebend und tröstend wäre aber ein solches Beginnen sicherlich nicht.

Aller Anfang ist schwer — das sollte auch William Shakespeare auf seiner theatralischen Laufbahn erfahren. Seine erste Thätigkeit war die eines Call-boy (Rufburschen), welcher den Schauspielern durch Aufrufung ihrer Namen das Zeichen zu geben hatte, daß die Reihe zum Auftreten an sie komme. Indessen trat er bald selbst in kleineren Rollen auf und gewann durch die Natürlichkeit seines Spieles und das Bemühen, die stehenden Figuren der älteren englischen Bühne durch individualisirende Charakteristik mehr zu beleben, den Beifall des Publicums.

Unter dem Schauspielervölkchen gewann er Bedeutung durch seine dichterischen Fertigkeiten, die er längere Zeit nur durch Umänderung schon vorhandener Stücke, durch Beifügung der damals von der Bühne herabgesprochenen Prologe und Epiloge bewies, denn sein erstes vollständiges Stück „Perikles," dessen Autorschaft ihm vielfach abgesprochen wird, erschien erst zu Ende der Achtzigerjahre. „Die beiden Edelleute von Verona," die unbestritten als sein erstes dramatisches Werk gelten, kamen 1591 auf die Bühne.

---

[1] Siehe hierüber ausführlich den Artikel „Die englischen Schauspieler in Oesterreich und die wahrscheinliche Anwesenheit William Shakespeare's in Wien" in M. Bermann's „Alt- und Neu-Wien, Geschichte der Kaiserstadt", Seite 735. (A. Hartleben's Verlag.)

Seine Vorzüge als Schauspieler, sowie seine poetische Begabung, welche sich auch in seinen offenbar aus der ersten Zeit seines Auftretens stammenden Sonetten ausspricht, erwarb ihm viele Gönner und Freunde unter dem Adel, der übrigens in England von jeher eine ganz andere Entwickelung einschlug, wie im übrigen Europa. Dadurch, daß Titel und Besitz nur einem Mitgliede der Familie zukommen und nur auf den ältesten Sohn oder den nächsten Agnaten vererben, die übrigen Angehörigen aber keinerlei Ehrenvorzüge vor jedem anderen Sterblichen genießen, wird erstens das Aufkommen eines exclusiven Kastenbewußtseins verhindert und andererseits liegt darin ein Antrieb für die jüngeren Nachkommen, sich durch eigene Tüchtigkeit zur Geltung zu bringen.

Der englische Adel ergänzt sich und erfrischt sein Blut durch Wechselverbindungen mit den besten Classen der bürgerlichen Gesellschaft. Er befindet sich in dieser Hinsicht in entschiedenem Vortheil vor den festländischen Standesgenossen, welche die Ehe mit einer Bürgerlichen nur dann nicht als Mesalliance ansehen, wenn das fehlende Wappen durch eine stattliche Reihe von Hunderttausenden zweifelhafter Provenienz ersetzt wird, oder die Erkorne durch das sehr selten läuternde Feuer einer Bühnen-Carrière pikant gemacht wurde.

Shakespeare scheint sehr im Gegensatz mit vielen seiner schauspielerischen und poetischen Collegen ein sehr guter Wirth gewesen zu sein, denn wir wissen, daß er schon wenige Jahre nach seinem Erscheinen in London sich zum Miteigenthümer des Blackfriars- (Dominicaner-) Theaters aufgeschwungen hatte, einen nicht unbeträchtlichen Wolstand erwarb und später mit seinen Genossen Condell und Henning eine neue Bühne erbaute und einrichtete.

Freilich stellte man damals noch nicht so hohe Ansprüche an ein Theater. Dem naiven und weniger blasirten Sinn der Theaterbesucher jener Zeit war noch die Kraft und Schönheit der Dichtung, die Naturtreue und Ursprünglichkeit der Darstellung die Hauptsache und man vergaß darüber die Unzulänglichkeit des Raumes, die Unbeholfenheit des scenischen Apparates. Von dem Flittergold unserer Ausstattungsstücke, das müsam die Geistesblößen und die banalen Späße fader Feerien verdeckt, hatte man ebensowenig Ahnung, als von dem bühnentechnischen Raffinement unserer modernen Oper, welche sonderbarer Weise der echten unverfälschten Musik zum Sieg verhelfen soll, als Bundesgenosse aber den ganzen Heerbann von Decorateuren, Maschinisten, Beleuchtungstechnikern, Balletdamen, kurz alles aufbietet, was die Sinne reizt und blendet und vom eigentlichen künstlerischen Genuß ableiten kann.

Ein einfacher, mäßig großer Saal, von welchem ein Drittheil die nur wenig erhöhte Bühne bildet, das war der Schauplatz der ersten dramatischen Erfolge Shakespeare's im Blackfriarstheater. Reihen von Sesseln und Bänken füllten den übrigen Raum und ersetzten unser heutiges Parterre. Durch Vorhänge abgegrenzte Räume zu beiden Seiten der Bühne deuten auf den Ursprung der Logen und ein einfaches rückwärts sich erhebendes Gerüste trägt das dichtgedrängte Galleriepublicum, das vielleicht schon in jenen Tagen mit mehr natürlichem Behagen und größerem Genuß der Darstellung folgte, als die blasirten Inhaber der besseren Plätze.

Und eben so einfach war die scenische Einrichtung der Bühne. Die Decorationen waren eben Nebensache und es war noch nicht der Ehrgeiz der Regisseure und Decorationsmaler „den ganzen Kreis der Schöpfung" über die Bühne schreiten zu lassen, den Zuschauer binnen wenigen Minuten die Bruthitze eines Tropenwaldes und die Schauer der Polarwelt empfinden zu lassen oder Dinge auf der Bühne darzustellen, wie sie auch von der ausschweifendsten Phantasie orientalischer Märchen kaum gedacht werden.

Die älteste Bühneneinrichtung, wie Shakespeare sie fand, dürfte sogar der Decorationen und sonstigen scenischen Einrichtungen ganz entbehrt haben. Darauf

deutet nicht allein die Sitte, daß für besonders vornehme und begünstigte Zuschauer auf der Bühne selbst, längs der beiden Seitenwände Sitze angebracht waren, sondern auch der Gebrauch, vor jedem Act durch einen Schauspieler einen Prolog sprechen zu lassen, in welchem den Zuschauern der Ort der Handlung und wohl auch der Gang derselben in Kürze mitgeiheilt wurde, während die moralische Nutzanwendung dem am Schlusse des Stückes vorgetragenen Epilog vorbehalten blieb. (Bild Seite 985.)

Wir finden diese Einrichtung selbst in den älteren Stücken Shakespeare's noch, während der rasche Scenenwechsel in seinen späteren und die ganze Einrichtung derselben, wie z. B. im „Kaufmann von Venedig," „Macbeth," „Sommernachtstraum," „Wintermärchen" und „Sturm" darauf deutet, daß man schon gelernt hatte, höhere Anforderungen an die scenische Ausstattung und die Bühneneinrichtungen zu stellen.



[Shakespeare's Geburtshaus. (Seite 989.)

Folgen wir dem Fingerzeig Sir Walter Raleigh's und blicken wir nach dem Abend der von uns belauschten Klubbsitzung in der Sirenen-Taverne in das Blackfriarstheater. Auf den Sitzen, welche die Bühne selbst einnahmen, finden wir diesen Staatsmann und andere Herren vom Hofe, die zum Theil ganz nach der noch heute herrschenden Sitte, die man wohl besser Unsitte nennen könnte sich so geberden, als gehörte jedes hübsche Frauengesicht im Zuschauerraume zu den Belustigungen, deren Genuß sie sich durch das Eintrittsgeld erkauft haben — ein Recht, das sie durch unverschämtes Anstarren ausbeuten. In den sogenannten Logen haben sich vornehme Damen zusammengedrängt, die an der manchmal sehr derben Bühnensprache jener Zeit nicht mehr Anstoß nahmen, als unsere sehr zimperlichen modernen Frauen an den gewagten Situationen und Erörterungen der Ehebruchs- und Demimondedramen und den schlüpfrigen Wendungen einer Operetten-Romanze.

Königin Elisabeth selbst war eine große Gönnerin des Theaters, ließ nicht allein im Schlosse Whitehall Vorstellungen veranstalten, sondern besuchte auch die öffentlichen. Die Muse Shakespeare's fand an ihr eine warme Verehrerin, woran

freilich auch Theil haben mochte, daß er in den letzten der sogenannten „Königskomödien“ den Vater Elisabeth's, Heinrich VIII., in einer von der historischen Wahrheit abweichenden günstigen Weise behandelte und zu Gunsten der Rechtmäßigkeit seiner Ehe mit Anna Boleyn (der Mutter Elisabeth's), welche vielfach bestritten wurde, eintrat. Auf jeden Fall ist es bezeichnend für die Vorurtheilslosigkeit jener Zeit, daß es überhaupt möglich war, diese Personen, welche der Königin so nahe standen und solche heikle Verhältnisse des Regentenhauses dramatisch zu verwerthen.

Es wird berichtet, daß Königin Elisabeth besonders viel Gefallen an der Figur des Ritters John Falstaff im „König Heinrich IV.,“ dieser köstlichen Blüthe Shakespeare'scher Komik, gefunden und den Wunsch ausgesprochen habe, diesen König aller Schlemmer und Poltrone auch in einem Lustspiele verwendet zu sehen. Der Dichter folgte diesem Fingerzeig der Monarchin und schuf „die lustigen Weiber von Windsor,“ dieses Juwel der komischen Muse, das in der gleichnamigen Oper von Nicolai sogar dem sonst außer Mozart's Werken sehr karg bestellten Boden der deutschen komischen Oper eine köstliche Blüthe entlockte. (Bild Seite 1001.)

In einem schmalen nur schlecht von einem qualmenden Docht erleuchteten Kämmerlein, welches als Garderobe heutzutage von jeder Elevin des Balletkorps entrüstet zurückgewiesen würde, bereitete sich William Shakespeare für sein Auftreten vor. Er hatte am heutigen Abend einen jungen feurigen Liebhaber vorzustellen und bedurfte dazu nicht vieler Vorbereitungen, keiner Schminke oder künstlichen Haartour und aller jener Mittelchen, mittelst welchen sich heute Fünfzigjährige zu schmachtenden Seladons umwandeln oder Großmütter dem Publikum noch ihre Bühnen-Naivetät glaubwürdig machen wollen.

Sein dunkler Anzug wurde einfach mit einem solchen von etwas helleren lebhafteren Farben vertauscht, so daß Shakespeare noch Zeit genug behielt, um seinen Besuchern Rede zu stehen, welche aus dem jungen Lord Southampton und unserem Bekannten, Junker Walter Merrylike, bestanden.

„Was werden wir heute zu hören bekommen, Bill?“ fragte der Lord und streckte sich in einer Weise auf die einzige schmale Bank, daß man deutlich die Nachwirkungen eines tüchtigen und lang ausgedehnten Mahles erkennen konnte.

„Eine lustige Komödie, mein Lord, aus welcher sonderlich Ihr allerlei Nutzen ziehen könnt,“ entgegnete der Schauspieler.

„Wie heißt sie?“

„Die schlaue Helferin des Verliebten.“

„Oho — das ist so was man eine Vermittlerin nennt?“ rief der Lord lachend. „Das ist ein gar nützliches und einträgliches Gewerbe, das schon manche Hexe statt auf den Scheiterhaufen zu Wohlstand und Ansehen gebracht hat.“

„Ja, ja — und wenn sie sich zu einer Gilde zusammenthun, mögt Ihr, mein Lord, immerhin deren Vorstand und Protector werden.“

Es ist noch heute Sitte, daß die Prinzen des königlichen Hauses und sonstige hervorragende Männer sich als Ehrenmitglieder in irgend eine der Zunftgenossenschaften von London eintragen lassen. So zum Beispiel ist der jetzige Thronfolger, Albert Prinz von Wales, Mitglied der Gilde der Lohnfuhrleute und nimmt auch alljährlich an deren feierlichen Festessen theil. Es erinnert dies an den auch im österreichischen Kaiserhause üblichen sinnigen Gebrauch, daß die Prinzen irgend eine bürgerliche Hantierung erlernen, wie denn der dermalige Kronprinz Rudolf gleich seinem großen Ahnherrn Josef II. die Buchdruckerei erlernte.

„Hahaha!“ lachte der Lord, „das wäre mir eine saubere Ehrenstelle, an der Spitze aller dicken Roth-Mama's von Whitefriars und Towerhill zu stehen! Nun laßt's gut sein, Bill, ich denke doch noch was Besseres zu werden. Gebt uns

nur heute ein recht lustiges Stück — geeignet diesem Kopfhänger da ein Lächeln abzugewinnen. Könnt' Ihr's glauben, daß er nicht einmal dem köstlichen Truthahn oder den Mince-Pies (gewürzte Fleisch-Pastetchen), die man uns auftischte, rechte Ehre erwies?"

Shakespeare sah auf Junker Walter, der in einer Ecke lehnte und ganz gegen seine sonstige Gewohnheit mürrisch vor sich hinstarrte.

„Ei, ei, was ist's mit Euch?" fragte der Schauspieler kopfschüttelnd. „Was für Raupen stöbern Euch im Hirn herum? Habt Ihr gestern oder heute Morgens einige Becher Weins zu viel getrunken? Ist der Beutel schmal und leer und findet sich kein Jud oder unchristlicher Christ, der ihn füllen will, bis Eures Vaters Pachtgelder flüssig sind? Oder hat sich eines Mädchens Blick in Euer Hirn gebohrt, daß Ihr nicht eher Ruhe findet, bis Ihr sie oder — sie Euch ganz bethört hat?"

„O Bill, großer Bill, wo lebt Ihr, daß Ihr nicht wißt, was keinem Lehrling und keinem Höckerweib Holborn auf und ab mehr ein Geheimniß ist? rief der Lord ausgelassen. „Nun denn, so sei Euch kundgethan, daß dieser schmucke Junker sein heißes Herz ganz und gar an die liebliche Mary, die holdeste Tochter des dicksten und dickfettigsten Mützenmachers der ganzen Erde verloren hat und daß dieser Barbar, der für nichts Sinn hat, als für Roastbeef und Hummernsaltat, dem armen Teufel da die Thüre gewiesen hat; und das holde Töchterlein eben so ängstlich hütet, wie seine Säckchen voll Guineen."

„Und deshalb schneidet Ihr, der sonst immer so frisch und heiter waret, wie es leider Gott! unsere jungen Herren nicht immer mit gleich gutem Gewissen sind, ein so jammervolles Gesicht?" rief Shakespeare. „Ach! geht mir doch, schüttelt Euch zusammen, streicht die Falten von der Stirne und laßt mich Euch lachen sehen, sonst taufe ich Euch um. Mit diesem Antlitz solltet Ihr „Gruffylike" heißen statt „Merrylike". (Gruff ist mürrisch, sauertöpfig, dagegen Merry lustig, heiter.)

„Ihr wißt, William, daß ich lieber lache, als ein Gesicht schneide, wie die gezahlten Wehklagenden bei einem Leichenbegängniß," sagte Walter trübselig. „Ich habe mich ja auch um des alten Dickwanst's finstere Miene nicht geschiert, so lange ich Mary wenigstens sehen konnte. Aber er hat meine Spaziergänge bemerkt, sie aus dem Laden genommen und in einem Hinterzimmer verborgen, so daß ich sie schon seit acht Tagen mit keinem Aug' gesehen habe."

„Das ist freilich schlimm, sehr schlimm für einen Liebhaber — beinahe so schlimm, als wenn ein Ehemann sonst Niemand sehen soll als seine Frau. Aber seid deshalb nur heiter, jeder Mensch hat eine Seite, an der ihm beizukommen ist, so wie für jeden Topf eine Zange paßt, mit der man ihn zum Feuer rücken kann," tröstete Shakespeare den Niedergeschlagenen. „Auf keinen Fall macht Ihr was besser, wenn Ihr den Kopf hängen laßt, wie eine überreife Sonnenblume und mit Euren Seufzern Stürme in den Weinbecher blast und dann meint, es brause das Weltmeer mit seinem Wogenschwall gegen Euch. Kommt, es ist Zeit für mich! — Ich will gerade nicht sagen, daß unseres heutigen Stückes Handlung auf Eure Umstände paßt, aber Eines mögt Ihr immerhin daraus lernen: Daß der alte Erfolg in der Liebe, wie in allen Dingen des Lebens weit eher dem frischen Muth und kecken Witz zu Theil wird, als dem dumpfen Brüten und fauler Verzweiflung."

Der Ruf des Call-Boy erscholl. Shakespeare eilte fort und auch die beiden jungen Herren nahmen als bevorzugte Gäste ihre Plätze auf der Bühne ein. Die Handlung des Stückes war eben keine kunstvoll verschlungene. Es lag ihr eine der Erzählungen zu Grunde, wie sie von Alters her im Volke cursiren und in welcher die Spitzbüberei und Verschlagenheit über Ehrbarkeit und Tugend siegt — wobei freilich die Moral übel wegkam, wie es ja übrigens im Leben leider auch gar oft der Fall ist. Es ist gar viel Wahres an dem Sprüchlein von „der Tugend Dornenpfad und den Annehmlichkeiten der Sünde." Das gilt nicht allein für das

Leben, sondern in noch viel höherem Maße für die Bühne, wo die Moral, wenn sie nicht sehr geschickt drapirt ist, gar leicht dem fürchterlichsten Theaterschicksal verfällt, nämlich langweilig wird.

Darum läßt ja auch Goethe das Parterre sprechen:

„Strenge Damen zu begrüßen,
Muß ich mich bequemen,
Mit dem Liederlichen, Süßen,
Will ich's leichter nehmen.

Lose faßliche Geberden
Können mich verführen —
Lieber will ich schlechter werden,
Als mich ennuyren."

Um dem Leser einen Einblick in die Geschmacksrichtung jener Zeit zu gewähren, soll in Kürze der Inhalt des Stückes skizzirt werden, dessen Autor eben so unbekannt ist, wie jene der meisten dramatischen Erzeugnisse vor der Zeit Shakespeare's. Uebrigens ist derselbe Stoff, der offenbar einer allgemein verbreiteten Anekdote entstammt und insoferne auch eine sittliche Tendenz hat, als er das Gefährliche des Aberglaubens schildert, auch in anderer Form dichterisch verwerthet worden, und in andere Literatur übergegangen, wie er denn, wenn auch vielfach umgestaltet, von dem biederen Nürnberger, Meister Hans Sachs bearbeitet wurde.

Ein junger Magister (die Rolle, welche Shakespeare gab), findet ein mehr als christliches Wohlgefallen an dem jungen schmucken Weibchen seines Nachbars, eines alten grämlichen Hypochonders. Nachdem er lange Zeit vergeblich versucht hatte, seine Gefühle dem Gegenstand derselben durch verliebte Blicke, Seufzer und versteckte Reden zur Kenntniß zu bingen, benützt er endlich eine Reise des Alten, um dem Weibchen bei einem Besuch seinen Herzenszustand, seine Hoffnungen und Wünsche zu offenbaren.

Er wird von der Arglosen freundlich empfangen, sie fragt nach seinem Begehr und erklärt sich bereit, ihm in allem Billigen zu Diensten zu sein. Dadurch kühn gemacht, rückt er mit seiner Erklärung hervor, welche jedoch nicht die gehoffte Aufnahme findet. Ohne überflüssige moralische Entrüstung erklärt das Weibchen kurz und gut, sie sei eine ehrbare Frau und wolle es auch bleiben. Trotz der Kühle dieser Abweisung fühlt der unbefangene Zuhörer doch heraus, daß sie im Grunde dem Bewerber nicht abgeneigt ist und nur durch Pflichtgefühl abgehalten wird, ihn zu erhören, wodurch der schließlichen Lösung viel von ihrer Bedenklichkeit genommen wird.

Nun gehört aber bekanntlich ein abgewiesener Liebhaber nie zu den Unbefangenen. Der gute Magister bemerkt also den leisen Hoffnungsstrahl nicht, welcher sogar aus dem abschlägigen Bescheid für ihn leuchtet und geberdet sich so toll, verzweifelt und trübsinnig, wie es in gleicher Lage schicklich ist. Endlich klagt er einem theilnehmenden Freund sein Leid, der ihn auf mancherlei Art zu trösten sucht und endlich an Frau Sigrip weist, von der er rühmt, sie sei gar sonderlich erfahren und bewandert.

„Was aller Kräuter Kraft, der Sterne Lauf betrifft,
Sie weiß zur rechten Zeit, wenn sich des Mondes Sichel rundet,
Am Kreuzweg aus des Molches Laich, der Kröte Speichel,
Des todtgebornen Kindes Daumenglied und eines
Gehenkten Todesschweiß ein Süpplein Dir zu brauen
Von selt'ner Kraft."

Nicht minder aber sei Frau Sigrip auch in allen Welthändeln wohl erfahren voll List und Schalkheit und werde um ein gutes Stück Geld gewiß auch ihn zum gewünschten Ziele zu bringen geneigt sein.

In seinen Liebesnöthen wendet sich der Magister wirklich an Frau Sigrip, deren Geschäft — zur Schande unserer sogenannten Aufklärung sei es betont — noch heute ausgeübt wird und oft sehr lohnend ist. Nach längerem Sträuben weicht sie der klingenden Beredsamkeit, die er anwendet, wobei sie ihm, dem Studirten gegenüber schlau bemerkt, daß aller Zauber nicht so kräftig wirke, als gut angewendeter Witz.

Die Würdige macht sich sofort an's Werk. Von ihrem Hündchen begleitet, findet sie als Bettlerin Eingang in das Haus der Spröden, welche gutherzig eine Gabe reicht und um die Ursache ihrer Betrübniß fragt. Unter vielem Jammern erklärt Frau Sigrip, ihr Geschick sei unerhört traurig, so daß sie in dem Hündchen einen Genossen ihrer Thränen habe.

Verwundert blickt die Frau auf das kleine Thier und bemerkt richtig, daß aus dessen Augen ununterbrochen dicke Thränen rinnen. Neugierig forscht sie weiter, was denn da geschehen sei. Ach! das Thierlein beweine sein eigenes Geschick, betheuerte Frau Sigrip, welche natürlich verschweigt, daß sie durch einen stark gewürzten Senfkuchen die Urheberin dieser Thränen ist. Sie habe ein Töchterlein von seltener Schönheit gehabt, auf welches all' ihr mütterlicher Stolz gerichtet gewesen war. Auf dieses habe ein ehrbarer junger Mann seine Augen geworfen und auch das Mädchen sei ihm geneigt gewesen — sie aber habe die Liebenden getrennt, weil ihr der Freier zu arm gewesen sei und sie für der Tochter Tugend gefürchtet habe. Darüber habe sich der arme verliebte Narr zu Tode gegrämt und in seinem letzten Stündlein einen so schweren Fluch gesprochen, daß sich das holde Töchterlein flugs in ein Hündchen verwandelte und seit dieser Zeit Thränen vergieße.

„Ich früge wahrlich nimmer nach dem Bischen Tugend,
Könnt' ich in menschlicher Gestalt sie wieder vor mir seh'n,"

schließt Frau Sigrip ihre schlau ersonnene Geschichte.

Denn die junge Frau, des Aberglaubens ihrer Zeit voll, gedenkt sofort des abgewiesenen Bewerbers, für welchen wohl ihr Herz im Stillen schon immer gesprochen und geräth in nicht geringe Angst, es könne ein gleicher Fluch sie treffen, eine ähnliche Verwandlung ihr bevorstehen. Sie vertraut Frau Sigrip, daß auch sie aus übelangewendeten Tugendbegriffen einen Verehrer abgewiesen habe, dies aber nunmehr lebhaft bereue und nichts sehnlicher wünsche, als ihn wieder bei sich zu sehen; um die so gefährliche Sprödigkeit gutmachen zu können.

Gegen reiche Belohnung erklärte die Arglistige sich bereit, den Magister herbeizuschaffen, was ihr natürlich nicht schwer wird, womit das Stück schließt, während der Epilogus, um die immerhin bedenkliche Pointe abzuschwächen, mittheilt, daß der alte Gatte, auf der Reise verstorben sei und die Witwe den verliebten Magister zum Nachfolger erkoren habe, um vor aller Verzauberung sicher zu sein.

In einer hie und da derben, aber plastischen Weise geschrieben — reichlich mit Wortspielen und Beziehungen auf die herrschenden Zustände versehen und dabei in einer frischen Weise gespielt, welche zwar wahrscheinlich dessen entbehrte, was wir schauspielerische Routine nennen, aber deshalb an Naturwahrheit gewiß nichts verlor, machte das Stück viel Glück und fand reichen Applaus, welchen Shakespeare, als der Träger der männlichen Hauptrolle, nach der Sitte jener Zeit mit einigen an das Publikum gerichteten Dankesversen erwiederte.

In seiner Garderobe fand er den Junker Merrylike, der ihm zwar auch sein Wohlgefallen kundgab, aber kopfschüttelnd meinte, auf solche Art werde ihm nicht zu helfen sein.

„Nun, das will ich auch hoffen," rief Shakespeare lachend, „nicht allein um der Beständigkeit Eurer Schönen willen allein, sondern auch um des Papa Griesgram Verstand halber. Aber eine Schrulle, ein Fleckchen wird er doch haben, wo ihm beizukommen ist — denkt doch mal nach!"

„Ach! Der Lord hat Recht," entgegnete Walter trübselig, „er denkt an nichts als an Mary und sein verfluchtes Mützengeschäft. Weiß Gott, ich werde doch noch ein Mützenmacher!"

„Warum nicht?" scherzte Shakespeare. „Es ist ein so ehrbares Geschäft wie nur Eines und Ihr könntet dann wenigstens sagen, daß Ihr den Leuten behilflich seid, die Schäden ihrer Köpfe zu verbergen, deren es so vielerlei giebt. — Aber hat denn der Satansmützenmacher gar keine Schwäche, keine besondere Passion?"

„O ja, er ist ein großer Feinschmecker und wird sich ohne Zweifel noch einst an einer Aalpastete oder einem Gewürz-Pudding zu Tode essen. Aber ich kann doch kein Garkoch werden?"

„Nein, das sollt Ihr nicht," entgegnete Shakespeare. „Aber seid nur wohlgemuth — wir wollen den dicken Herrn schon herumkriegen. Ich sag' Euch, Freund, ruft der Menschen Tugenden und gute Eigenschaften auf und sie werden sich kaum eine Spanne weit rühren; kitzelt aber ihre Laster und Schwächen, und sie laufen Euch nach, wohin Ihr wollt. Und nun kommt — wir wollen sehen, wo es lustige Kumpane und ein gutes Mahl gibt!"

---

6. Der erste Erdäpfelschmaus.

Mit jener Unbescheidenheit, welche die Autoren und Leser auszeichnet, verfügen auch wir uns, ohne eingeladen worden zu sein, zu der von Drake bezeichneten Zeit in die Taverne „zur Sirene." Es ist dies wohl verzeihlich, da sich daselbst einer jener weltgeschichtlichen Momente vollzieht, welche über dem Kriegs- und Schlachtenlärm, über dem Gepränge von fürstlichen Hochzeiten und Zusammenkünften und über den Winkelzügen einer überschlauen Staatskunst, ganz in unverdiente Vergessenheit käme, wenn wir uns nicht als pietätvoller Beiwohner einschlichen.

Wie, es wäre ein weltgeschichtlicher Moment, als der erste Kartoffelschmaus auf europäischem Boden gehalten worden wäre? Ja wohl, und unserem unmaßgeblichem Bedünken nach, war er folgenschwerer und segenbringender als die Geburt manches hochfürstlichen Sprößlings, die mit Kanonendonner, Glockengeläute und hochobrigkeitlich angeordnetem Festjubel gefeiert wurde, — wichtiger und nachhaltiger wirkend, als mancher Friedensschluß, der mit Verbrüderungen und Banketten verherrlicht wurde, während man schon nach einem Zankapfel einer verwundbaren Stelle des „theuren gekrönten Freundes und Bundesgenossen" schielte, — ja für die Gesammtheit der europäischen Völker ist diese einfache Mahlzeit in der Sirenen-Taverne ungleich befriedigender ausgefallen, als alle früher und später abgehaltenen festlichen Tafeln, Parade und Mahlzeiten und Zweckessen, denn die erstere bot den Anstoß, daß in schweren Zeiten auch etwas in die Mägen der Armen und Bedürftigen kam, was sich von den anderen erwähnten Anläßen auch bei der nachsichtigsten Beurtheilung kaum behaupten läßt.

Vollzählig wie noch nie waren alle Besucher des „Sirenen-Klubb" erschienen und Schulter an Schulter drängten sich die Herren um den Tisch, so daß der Küfer Jack alle Hände voll zu thun hatte und es fast an Bechern und blanken Zinntellern gebrach, so wohl ausgerüstet die Taverne auch war.

Als Sir Walter Raleigh den Blick um die Tafel schweifen ließ, gewahrte er keine Lücke im Kreise seiner Genossen und sogar der tapfere O'Kelly hatte sich eingefunden, als hätte Jack ihn nie beleidigt, und der Sirenenwirth ihm nie die Kränkung angethan, den Credit zu kündigen. Im Gegentheil schien sich der martialische Irländer ausnehmend wohl zu befinden und becherte im Bewußtsein der schützenden Bürgschaft Sir Walter Raleigh's wacker darauf los.

Die Ursache, daß sich die Herren so zahlreich eingefunden hatten, lag übrigens allein in der Anwesenheit des gefeierten Seehelden Drake, welchem man dadurch die verdiente Ehre zu erweisen trachtete und welcher den obersten Platz einnahm, und sonst in jeder Weise ausgezeichnet wurde.

Sir Francis Drake schien sich auch ausnehmend wohl in der Hinterstube der „Sirene" zu befinden und erwies sich als ebenso guter Gesellschafter, wie als echter Seemann, da er als Zecher seinen Mann stellte und auch bereitwilligst jeder Aufforderung folgte, mit Jemand einen Becher auf das gegenseitige Wohl zu leeren.

Indessen wußte man doch, daß noch eine andere Ueberraschung bevorstehe, und als Sir Francis Drake selbst sich wiederholt in das Heiligthum der Sirenenküche verfügte und mit zufriedenem Antlitze von dort auf seinen Ehrenplatz zurückkehrte, verbreitete sich eine gewisse sehnsuchtsvolle Spannung über die Versammlung. Das Gespräch stockte und sehr sehnsüchtige Blicke richteten sich nach der Küchenthüre, von wo ein vielversprechendes Zischen und Prasseln ertönte.

Seiner Ehrwürden Meister Jonathan saß schon kampfbereit, in der einen Hand das Messer in der anderen die zweizinkige Gabel haltend und mehr als eine Nase schnupperte beim Oeffnen der Küchenthüre nach den köstlichen Düften, die sich gleich feuchten segenbringenden Wolken hereinwälzten.

Endlich erschien der Sirenenwirth und setzte eine gewaltige Schüssel mit saftigen Schnitten einer am Spieß gebratenen Rindslende auf und ihm folgte seine an Umfang ebenbürtige Ehehälfte, die unter der Last einer Menge von goldbraun geschmorten würzig duftenden Würstlein schwankte, die so verlockend in der fetten Brühe lagen, daß sich Herr O'Kelly schmatzend den Mund abwischte, bevor er sie noch verkostet hatte.

Nun war es zwar männiglich bekannt, daß die Rindsschnitten der Sirenentaverne ihres Gleichen an Wohlgeschmack und Saftigkeit suchten und die Wirthin genoß als Verfertigerin der Würstchen einen verdienten Ruf auf der Surrey- und Sussexseite von London. Aber diese Delicatesse war nichts Neues für die Gäste und aller Blicke richteten sich nach der Thüre, die sich nun zum dritten Male öffnete.

Zwei handfeste Mägde erschienen und trugen eine große ovale Terrine, aus welcher obwohl sie verdeckt war, mächtige Dampfwolken entwichen, Als dieselbe unter dem Schweigen der erwartungsvollen Tafelrunde ni dergesetzt war, erhob sich Sir Francis Drake und sprach:

„Vergönnt mir, vielliebe Herren und Freunde, daß ich, bevor ich daran gehe meine bescheidene Zugabe zu diesem Mahl aufzudecken, einige Worte an Euch richte. Ich und meine Genossen sind lange Jahre auf allen Meeren herumgefahren, von drn Stürmen aller Weltgegenden gewettert worden und haben unser Schwert an Spaniern und Portugiesen, an Karaiben und anderen wilden Völkern probirt. Und wie wir nun zurückgekehrt sind zur kurzen Rast, da ist es, als hätte ganz England auf uns gewartet, um uns freundlich zu empfangen, wie es gegen Ankömmlinge Brauch und Sitte ist, aber auch, um von uns zu heischen, was wir mitgebracht, wie es sonst nur der Weiber Sache ist, wenn der Eheliebste von einer Reise heimkommt. Nun — den Ruhm und die Ehr', die wir mit Gottes Beistand uns erfochten, gehörten der Königin — die Gott segne! und dem Lande; — was ich und meine Leute uns an Sold erspart, das werden die Schenkwirthe, Spielhäuser, listige Krämer und Dirnen bekommen, wie es der Seeleute Geschick ist, sobald sie

Erde unter den Füßen haben; — was wir an Seltsamkeiten mitgebracht, das haben Muhmen und Vettern, Tanten, Basen, Schwestern und Feinsliebchen uns abgebettelt und abgeschmeichelt, ehe wir noch recht an's Land gekommen sind; — kurz, wer nur was aus uns quetschen und pressen konnte, der that es. Unser Ruhm aber wird verblassen, denn es werden andere kommen, die dasselbe und noch mehr thun, wie wir; unser Geld rollt aus einer Tasche in die andere und schon am nächsten Tage kennt es Niemand dem Sovereign an, daß er von uns gekommen und die Curiositäten werden vom Staub und den Motten zerfressen, von muthwilligen Rangen zerfetzt werden, wie sich für Erdentand geziemt. Mir ist es aber immer im Sinn gelegen, meinem Volk und allen Menschen von der weiten Fahrt eine Gabe mitzubringen, die aus sich selbst heraus sich stets neu gebiert und ihren Segen noch lange offenbart, wenn mein Leib zu Staub geworden, mein Name verweht sein wird. Und ich weiß wohl, daß gestern am Hofe und wohl, auch heute und vielleicht in kommenden Tagen noch manche spöttische Zunge darüber dreschen wird — aber ich sage Euch, meine liebwerthen Herren, ich lebe in der festen Zuversicht, daß da in dieser Schüssel die köstlichste Gabe ruht, die wir von unserer Fahrt mitgebracht. Wenn nach einer alten heidnischen Sage es Götter waren, welche die Menschen im Ackerbau unterwiesen, so werde ich einst stolz darauf zurückblicken können, daß ich diese Frucht unserem Erdtheil gebracht habe. Und so wie ich Euch, meine lieben Freunde, jetzt einlade, wacker zuzugreifen, so lade ich mein theures Volk, den ganzen Erdtheil und alle kommendenden Geschlechter zu Gaste!"

Mit diesen Worten nahm Sir Francis Drake den Deckel ab und die begierigen Blicke der Anwesenden ruhten auf den goldgelb oder in zarteren Tinten strahlenden, ihrer unscheinbaren Hülle entledigten Kartoffeln.

Noch stiegen leichte Wölkchen davon empor und führten den Nasen der Gäste jenen feinen lieblichen Duft zu, der uns heute zur Gewohnheit geworden ist, gewiß aber das Entzücken der Feinschmecker bilden würde, wenn er nicht Allen erreichbar wäre und nur mit schwerem Geld erkauft werden könnte.

Verlangend blickten alle nach der lockenden Speise und doch zögerte man, die Gabeln in die ungewohnten Früchte zu senken. Sir Francis und Walter Raleigh griffen zuerst zu, nun folgten die Uebrigen und bald widerhallte das Zimmer von Lobsprüchen und männiglich betheuerte, es sei die herrlichste Zukost zu Rindsschnitten und leckeren Würstchen, die sich nur denken ließe. Und entgegen manchem rasch gefaßten Urtheile, das schon der nächste Tag wieder verwerfen muß, steht diese Meinung der Mitglieder des Sirenen-Club noch heute aufrecht und wird eifrig von jedem verfochten werden, der sich je an Rostbraten oder Bratwürstchen mit Kartoffeln erquickt hat.

Sir Francis Drake heimste reiches Lob ein und gar mancher Trinkspruch wurde ihm und seiner Gabe zu Ehren ausgebracht, mit großem Beifall angenommen und durch das Leeren der gefüllten Becher gefeiert.

„Seid wohlgemuth, mein junger Freund," raunte Shakespeare dem verliebten Landjunker zu, „ich denke, ein Mittel zu wissen, wie wir den hartköpfigen Mützenmacher erweichen werden."

So dringend nun auch Walter Merrylike bat, so ließ sich der Dichter doch zu weiteren Andeutungen nicht herbei. Während die Unterhaltung immer ungebundener wurde und endlich nach alt- und neuenglischer Sitte in ein förmliches Zechgelage überging, zog Shakespeare zuerst Sir Walter Raleigh zur Seite und flüsterte lange mit ihm, dieser rief dann auch den Helden des Tages Sir Francis Drake herbei und aus dem eifrigen Zischeln, Lächeln und Kopfnicken der Herren konnte man ersehen, daß sie vollkommen einig über irgend einen ganz besonderen Plan waren.

Auch Lord Southampton und einige junge Cavaliere mochten ein besonderes Vorhaben verfolgen, denn sie hetzten dem grimmigen Irländer, der schon der Bürgschaft Sir Walter Raleigh's zu Ehren gewaltig getrunken hatte, so lange mit frischen Flaschen schweren portugiesischen Weines zu, bis der Wackere, der nach



Fallstaff und die lustigen Weiber von Windsor. (Seite 994.)

seiner Aussage noch von keinem Menschen besiegt worden war, den Weindünsten erlag und in schwerem Rausch schnarchend unter den Tisch fiel.

Dieses Beispiel wirkte insoweit abschreckend auf die übrigen Herren, von welchen manche auch schon stark geladen hatten, daß sie sich von der Flasche losrissen und aufzubrechen begannen.

„Mit Vergunst, Ihr Herren, noch ein Wort!" rief Shakespeare. „Wir haben dem ruhmreichen Helden, der uns heute einen so köstlichen Genuß verschaffte

gar vielmals zugetrunken, um ihm zu danken. Ich meine aber — zumal wenn man die Wirkungen dieses Bemühens betrachtet. wie sie in Herrn O'Kelly's mauererschütterndem Schnarchen sich offenbaren, es sei damit weder Sir Francis Drake, noch weniger aber der trefflichen Speise die rechte Ehre widerfahren. Dies kann nur geschehen, wenn jeder von uns dafür sorgt, den Ruhm dieser leckeren Frucht zu verbreiten und sie nach Kräften zu loben und zu preisen, daß Alle, die ihrer noch nicht theilhaftig geworden sind, darnach lüstern werden, sie zu verkosten. Und also, Ihr Herren, wollen wir thun, Jeder in seinem Kreise und mit so schönen Worten, als er's vermag!"

Dieser Vorschlag fand vielen Beifall und Alle verbanden sich, das Lob der wunderbaren Knollenfrucht, die so unscheinbar aussehe und so köstlich schmecke, aus allen Kräften zu singen.

Alle entfernten sich, nur Lord Southampton und seine Genossen blieben zurück, um dabei zu sein, während die Küfergehilfen den ungeschlachten Irländer, welcher nicht aus seinem Rausch zu ermuntern war, in ein kleines Kämmerlein schleppten und auf ein Lotterbettlein warfen. Dann machten sich die übermüthigen jungen Herren viel mit dem langen Raufdegen des tapferen Soldaten zu schaffen und zogen endlich lachend von dannen, nachdem sie die Kammer versperrt und versprochen hatten, den Insassen zeitlich am Morgen zu wecken und aus dem Hause zu schaffen, dessen Wände unter seinem erschütternden Schnarchen erzitterten.

Am nächsten Morgen harrte der Bewohner der guten Stadt London eine Ueberraschung. Herolde ritten unter Bedeckung von königlichen Bogenschützen durch die Straßen und verlasen an Plätzen und Kreuzungspunkten ein Edict, welches besagte, daß die Königin in landesmütterlicher Vorsorge für Ruh' und Frieden der Bürgerschaft mit großem Mißfallen wahrgenommen habe, daß nicht allein unter der Nobility und Gentry (unter dem Adel und den Wohlgeborenen), sondern auch in den minderen Classen der mörderische ärgerliche Unfug eingerissen sei, ungebührlich lange Schwerter zu tragen. Da hierin eine stete Anreizung zu Bedrohungen und blutigen Händeln liege, wiederholte frühere Mahnungen aber fruchtlos geblieben seien und Ihrer Majestät nichts mehr am Herzen liege, als alle Bürger gleichermaßen in ihrem körperlichen Gedeihen und der Sicherheit ihres Hauses zu beschützen, habe dieselbe beschlossen, ernstliche Maßregeln gegen erwähnte Unsitte zu ergreifen. Zu diesem Ende habe der Lord-Major den Auftrag erhalten, an allen Stadtthoren und sonstigen geeigneten Punkten ehrbare und angesehene Bürger unter dem Schutze der Scharwache aufzustellen, welche die Seitenwaffen aller des Weges ziehenden Männer messen und solche, welche länger als eine Elle befunden werden sollten, ohne Ansehen der Person des Trägers sofort auf dieses Maß kürzen lassen sollten.

Da die Straßen von London damals nicht selten durch Zweikämpfe und blutige Händel unsicher gemacht wurden, fand die Verlautbarung vielen Beifall. Besonders erfreut darüber zeigten sich alle Müßiggänger und alle Jene, welche stets bereit sind, alle anderen Obliegenheiten hintanzusetzen, wenn es etwas zu gaffen und einem öffentlichen Spectakel beizuwohnen galt. Diese zu allen Zeiten und in allen Städten zahlreich vertretene Classe zerstreute sich sofort nach allen Richtungen, um einen der Orte aufzusuchen, an welchem dem königlichen Auftrag genügt werden sollte.

Besonders lebhaft ging es an dem vom Tower-Hill gegen die Themse führenden Thore zu, da hier nicht allein alle Cavaliere vom Hof, sondern auch die in der alten Londoner Zwingburg, dem Tower, verkehrenden Kriegsleute vorüber mußten.

Wahrscheinlich um der Wichtigkeit dieses Postens willen, war derselbe auch mit niemand Geringerem, als mit Meister Simon Chuster besetzt worden. In seinem mit Borten besetzten scharlachrothen Aldermannsrock, den Amtsstab als Zeichen

seiner Würde in der Hand, war er gar stattlich anzusehen, denn er hatte sich vor dem Thor so breit aufgepflanzt, als wäre sein Riesenwanst ein neues, davor angelegtes Vertheidigungs-Bollwerk.

Hinter ihm standen die Scharwachen auf ihre Hellebarden gelehnt, und schnitten so saure Gesichter, wie es noch heute Gewohnheit solcher Functionäre ist, wenn sie dem süßen Nichtsthun durch eine ihnen überflüssig erscheinende Amtirung entrissen worden sind, und zur Seite harrten rüstige Schmiede mit Hämmern und Zangen neben schweren Ambossen der Mordwaffen, die auf das vorgeschriebene Maß verkürzt werden sollten!

Aber merkwürdig! noch gestern konnte man in allen Gassen über Raufdegen und Hiebern stolpern, die lang nachgeschleppt oder wagrecht weggehalten, dem harmlosen Bürger Fallen legten, oder in Seite und Bauch gestoßen wurden und heute schien es, als seien alle diese Waffen verschwunden. Schon kam die Mittagsstunde heran und noch hatte sich kein Anstand ergeben, die Schmiede hatten noch nichts zu thun gehabt. Alle Degen waren von vorschriftsmäßiger Länge befunden worden, ja die Loyalsten, welche noch gestern mit klafterlangen Spießen herumstolzirt waren, trugen heute ein Dingelchen an der Hüfte, das mehr gleich einem Käsemesser herabbaumelte.

Die Schaulustigen, welche sich schon auf dramatische Auftritte und das Klirren der zerbrochenen Klingen, das Fluchen und Wettern der Angehaltenen gefreut hatten, fühlten sich in ihren gerechten Erwartungen getäuscht und im Unmuth darüber kehrte sich ihr Witz gegen Herrn Chuster, dessen Kugelgestalt nur zu viel Anlaß zu Spottreden bot, und gegen seine Begleiter.

Nur der Gutmüthigkeit und Besonnenheit des biederen Mützenmachers, der für die Magerkeit der Witzreißer nur mitleidige Verachtung hatte, war es zu danken, daß es nicht zu ärgerlichen Auftritten kam. So erlahmte denn endlich das Interesse der schaulustigen Menge und sie begann sich zu verlaufen, als gerade um die Mittagsstunde die langersehnte Abwechslung kommen sollte.

Am Fuße von Tower-Hill (Tower-Hügel) erschien nämlich, mehr geschoben von Lord Southampton und den anderen adeligen jungen Herren, als daß er selbst gegangen wäre, der streitbare Herr O'Kelly, von dem trotz aller Heldenthaten, die er nach seinen Erzählungen verrichtet hatte, Niemand wußte, in welchem Heere er gefochten, welche Schlachten er mitgestritten hatte.

Noch immer lastete offenbar der Rausch auf ihm, denn von seinen Begleitern losgelassen, schwankte er in merkwürdigen Zickzacklinien den Hügel herauf und seine verschwommenen Augen stierten so gedankenlos vor sich hin, daß deutlich zu erkennen war, daß ihn die Weindünste noch gefangen hielten.

Der aufgeschlagene Schlapphut hing schief auf seinem Kopf und die langen Federn daran waren geknickt und verknüllt. Am Wamms, das mit Flaumen und Strohhalmen von seinem Lager beschmutzt war, hatte eine muthwillige Hand die Nesteln unrecht zusammengeknüpft und der gleiche neckische Kobold hatte ihm das Wehrgehäng verkehrt umgehangen, so daß es eben nicht zu wundern war, wenn er bei jedem dritten Schritt über den ungebührlich langen Degen stolperte und sich kaum aufrecht zu erhalten vermochte.

Seine ganze Erscheinung, namentlich aber die Länge seiner Waffe, gab den Gaffern Gewißheit, daß endlich die schmerzlich entbehrte Unterhaltung nahe. Diese frohe Hoffnung befeuerte den Witz und der gute Irländer wurde mit einem wahren Kreuzfeuer von Spottreden empfangen, als er endlich vor dem Thore ankam.

„Seht, nur, da ist aus eines Metzgers Garküche ein Schwein mit dem Bratspieß entlaufen!"

„Ach, was wolle Ihr — das ist ja nur der Klafterstab, mit dem der Kerl seine unergründliche Gurgel ausmißt!"

„Wacker Paddy! (eine Verkleinerung von Patrik, Spottname der Irländer) rief ein dritter, als O'Kelly knapp vor Herrn Chuster nach vorne schwankte; „seht, so besoffen ist er doch noch nicht, daß er den Aldermann nicht erkennt!"

Das Gejohle und Gelächter machte endlich doch den Trunkenen stutzig. er richtete sich auf und sperrte die Augen weit auf, wobei ihm als erster Gegenstand die umfangreiche Gestalt Chuster's im Amtsrock auffiel. Bestürzt wich er zurück.

„Oho!" rief man aus dem Haufen. „Er ist ein Ochse, denn er kann kein Roth vertragen!"

Herr Chuster hielt es an der Zeit, dem Spectakel ein Ende zu machen. Er trat würdevoll auf O'Kelly los und sagte:

„Euren Degen, mein guter Herr!"

„Was willst Du, Fettwanst?" brummte der Irländer.

„Euren Degen, Sir, und ich bemerke Euch, daß ich hier als Amtsperson und in Vollziehung eines Befehles unserer glorreichen Königin stehe. Nur Euer Zustand schützt Euch davor, daß ich Euch die losen Reden büßen lasse."

„Und was soll's? Was will man von mir?"

„Euren Degen sollt Ihr mir reichen, damit seine Länge geprüft werden kann."

„Meinen Degen?" rief O'Kelly, dessen Großsprecherei selbst durch die Umneblung seiner Sinne nicht zum Schweigen gebracht werden konnte. „Was schiert Dich seine Länge, Du Rothrock? Ich denke, er ist lang genug, daß ich ihn Dir durch den Fettwanst rennen kann, und er hinten heraussteht!"

„Stürzt Euch nicht in schwere Gefahr, Herr!" mahnte Chuster, der Rücksicht mit dem Zustand des Mannes hatte. „Ein Widerstand nützt nichts — und Ihr seid heute nicht in der Lage, fechten zu können, so gut Ihr auch sonst die Klinge führen mögt."

„Was — ich, der gefürchtete O'Kelly soll nicht fechten können?" brüllte der Irländer. „Ich — der ich von den berühmtesten wälschen Fechtmeistern die feinsten Finten und Paraden erlernt habe? Wart', Rothrock, ich will Dir zeigen, daß ich Dir mit einer Prim abwärts und einen Secondhieb aufwärts die Ohren so glattweg vom Kopfe rasire, wie Sanct Petrus dem Söldner Malchus!"

Herr Chuster sah, daß mit dem Trunkenen nicht auszukommen war und winkte den Scharwachen, die sich näherten. O'Kelly aber streckte sich schwankend zurück und legte die Hand an den Schwertgriff — zum nicht geringen Gaudium des Pöbels, der auf eine kleine Balgerei hoffte.

„Warte — gleich sollst Du meine gute Klinge messen, wenn sie in der Sonne lustig funkelt und auf Deinem dicken Schädel tanzt!" renommirte der Irländer, setzte sich in Positur und riß am Griff des Schwertes — doch statt der funkelnden Klinge waren daran nur einige Zweige einer Birkenruthe befestigt, die pfeifend und schwirrend hin- und herflogen.

Ein gellendes Hohngelächter erscholl aus der Menge, während der Mützenhändler, der sich genarrt glaubte, hochroth vor Zorn, den Scharwächtern zuherrschte: „Führt den frechen Kerl fort und steckt ihn in den Kotter!"

Von derben Fäusten angegriffen, wurde O'Kelly, der sich verzaubert wähnte, fortgeschleppt, verfolgt von den Spottreden des Pöbels und dem schadenfrohen Gelächter der jungen Edelleute, die ihr muthwilliges Stückchen so wohl gelungen sahen.

Solcher Art war der einzige Degen beschaffen, der an jenem Tage am Tower-Hill visitirt wurde.

Ermüdet vom Stehen, hungrig und durstig machte sich am Abend Meister Chuster auf den Heimweg. In der Nähe seiner Behausung begegnete ihm ein Bekannter, der ihn aufhalten wollte.

„Freund, laßt mich," sagte der Mützenmacher. „Meiner wartet ein leckeres Mahl und ich bin grausam hungrig!"

„Oho! Habt Ihr vielleicht von der köstlichen neuen Speise zu Hause?"

„Was meint Ihr?"

„Wie, Ihr habt noch nichts davon gehört? Und ist doch die ganze Stadt voll von dem Wohlgeschmack und der Feinheit der Frucht, welche Sir Francis Drake aus dem fernen Westen mitgebracht und gestern seinen Freunden aufgetischt hat. Das soll Euch was Köstliches sein!"

Die im Vorstehenden erzählte Begebenheit sollte noch am selben Tage ein trauriges Nachspiel bekommen, das wir unseren Lesern nicht vorenthalten können, wengleich wir dabei etwas weit ausholen müssen.

---

7. Der abgebrochene Degen.

Unter der glorreichen Regierung der jungfräulichen Königin gab es in der City von London einen jungen und feurigen Menschen, der einzig und allein nur in der Liebe zu seines Meisters schönen Tochter zu leben schien. Wahrscheinlich befanden sich mehrere andere Gesellen in demselben Falle, aber wir wollen nur von dem einen, welcher Hugo Graham hieß, hier sprechen.

Unser Hugo war Geselle bei einem alten Armbrustmacher, Meister Stephens, welcher für eben so brav als reich galt. Letzterer Ruf war damals schon eben so wie heute, oft nicht mehr als ein bloßes Gerede, aber wie es schon manchmal zu gehen pflegt, der Ruf log doch nicht immer, und das war bei unserem Meister der Fall.

Er war sehr, sehr reich, denn das Gewerbe hatte sich unter dem Könige Heinrich VIII., welcher die englischen Armbrustschützen sehr hoch hielt, tüchtig entwickelt und so kam es, daß, weil der Alte klug und fleißig und sparsam war, sein einziges Kind, die schöne Alice, die reichste Erbin in ihrem reichen Stadtviertel war; und daß sie schön, hatte Hugo oft im Stockkampfe zu ihrem Preise ausgefochten, und in der That sie verdiente es, daß der wackere Bursche sich überall zu ihrem Ritter aufwarf. Wie gern hätte er Jedem, der an ihrer Schönheit zu zweifeln gewagt, den Kopf eingeschlagen — aber trotz dieser offenen Verehrung, trotzdem, daß Alicen's Amme immer ganz auf seiner Seite war, und keine Worte sparte, wo sie bei ihrer jungen Gebieterin zu seinen Gunsten sprechen konnte — trotz all dem machte er keine Fortschritte in ihrem Herzen. Und doch konnte ein Blick aus ihren schwarzen Augen ihn exaltiren, und seine Kraft, wenn er Abends mit den Kameraden rang oder focht, verdreifachen; aber er mußte es mit Schmerz sehen, wie dieser Blick gleichgiltig mit demselben reizenden Lächeln auf Allen ruhte, und warum seine Kraft so überspannen, wenn Alicen's süßes Auge mit gleichem Wohlwollen auf den Sieger, wie auf den Besiegten blickte.

Und doch liebte Hugo sie immerfort und immer heißer und heißer. Sein Denken und Träumen Tag und Nacht war nur sie, und sein Herz pochte, wenn er ihren Schritt oder ihre nahende Stimme nur vernahm, Das Haus des alten Fabrikanten schien ihm von einem Engel bewohnt zu sein, Luft und Raum waren rings um sie verklärt, und Hugo hätte vielleicht gar nicht einmal an ein Wunder geglaubt, wenn er unter dem Tritte ihres Fußes Blumen hätte emporsprießen sehen.

Niemals hat ein junger Geselle es noch so sehr gewünscht, vor den Augen seiner Angebeteten sich auszuzeichnen, als Hugo, und oft — o wie oft wünschte er, daß das Haus in Flammen stehen sollte, um nur seine geliebte Alice auf seinen Armen aus dem Feuermeere tragen, ihr süßes Leben in der fürchterlichen Verwirrung retten zu können. Oder, dachte er, wenn die Stadt belagert würde,

und ich könnte dieses Haus vertheidigen, vertheidigen bis zum letzten Blutstropfen und dann sterbend zu ihren Füßen, hinzusinken für die ich das Leben aufgeopfert — ach, der Tod schien ihm so süß, hätte er die Aussicht, daß sie, die er über Alles liebte, dann seine unendliche Hingebung erkennen würde!

Von Zeit zu Zeit gingen Vater und Tochter wohl Abends zu einem Freund zum Besuche und an solchen Abenden holte Hugo sie dann ab. O, es waren dieses des jungen Mannes süßeste Stunden, und er glaubte selig zu sein, wenn er bei einer schlechten Stelle des Weges Alicen den Arm reichen konnte, die theure Last auf sich gestützt fühlte, und den Druck ihrer weichen, warmen Hand empfand. Dann war er glücklich, überglücklich! Oder, wenn die Nacht schön und heiter war, dann folgte er ihnen blos in einer kleinen Entfernung und berauschte sich im Anschauen dieser schlanken, feinen Gestalt. Wenn sie dann durch das Labyrinth der engen, dunklen Gassen der City gingen, wenn die Giebel der Häuser ihre dunklen Schatten herabwarfen, bei jeder Straßenkrümmung sich aus den Augen verloren, und dann Alice mit bittendem Blicke und sanften Worten ihn bat, näher an ihrer Seite zu bleiben, da hätte er im Uebermaße seines Glückes eine Welt zum Kampfe herausfordern mögen.

Meister Stephens war, wie es damals gewöhnlich bei den reichen Bürgern, einer von denen, welche den Herren vom Hofe von Zeit zu Zeit mit Geld auf gute Procente aushalfen und so kam es denn sehr oft, daß mancher prächtige Herr vor seinem Hause vom Pferde stieg, und man muß sagen, kein Bürger der City sah in sein Haus so viel Pracht, so viel Glanz, so viel Herren in Sammt und Seide eintreten, als der alte Stephens. Und sonderbar — es war schon damals so wie heute, gerade jene, welche vermöge ihrer Pracht die reichsten schienen, brauchten am meisten immer Geld.

Unter seinen gewöhnlichen Kunden war einer, welcher immer allein kam. Er war herrlich gekleidet und da er ohne Diener kam, ließ er sein Roß oft von Hugo halten, welcher dabei blieb, während der schöne Cavalier mit dem Meister sein Geschäft abmachte. Eines Tages, eben, als der Gast sich wieder in den Sattel geschwungen, ließ sich auf einmal Alice am kleinen Fenster des oberen Stockwerkes sehen, und sie hatte weniger Zeit, sich zurückzuziehen, als der Edelmann sein Barett zu lüften und ihr mit der Hand freundlich zuzuwinken. Hugo sah ihm nach, wie er sich kurz galoppirend entfernte, und erröthete vor Verdruß — aber wie ward ihm, als er das Auge zu Alicen's Fenster aufschlug, und sah, daß sie dem Edelmanne noch immer nachblickte!

Und von nun an kam dieser Edelmann oft wieder, und jedesmal prachtvoller gekleidet, jedesmal war jenes kleine Fenster offen und immer war Miß Alice dabei. Endlich, eines Tages, eines trüben, traurigen Tages, verschwand sie aus dem Hause.

Es mußte sie einen schweren Kampf gekostet haben, denn alle die kleinen Liebeszeichen und Geschenke von ihrem Vater waren da und dort in ihrer Kammer verstreut, als ob sie von jedem einzeln Abschied genommen hätte, als ob sie sich, indem sie sie verließ, recht deutlich vorgestellt hätte, daß diese Kleinigkeiten, womit die Liebe eines Vaters sie überhäuft, ihm das Herz brechen würden! — Und doch hatte sie ihn verlassen!

In einem Briefe hatte sie ihrem armen Vater der Sorgfalt Hugo's empfohlen, und wünschte ihm darin, daß er glücklicher werden möge, als sie ihn jemals hätte machen können, denn er verdiene ein Herz, reiner als jenes, das sie ihm hätte darbringen können. Die Verzeihung des Vaters, schrieb sie, wage sie nicht zu erflehen, aber allen Segen Gottes wünsche sie auf sein Haupt herab — das war der Schluß des Briefes, der reichlich von ihren Thränen getränkt war.

Alicens alter Vater gerieth in den heftigsten Zorn und trug seine Klage bis an die Stufen des Thrones, aber man beschied ihn, daß er vom Hofe aus keine Genugthuung erhalten könne, umsomehr, als Alice auf den Continent geflüchtet sei. Und in der That erhielt er nach Verlauf von einigen Jahren von ihr einen Brief aus Frankreich, den sie mit sichtbar zitternder Hand und in fast unleserlichen Schriftzügen hingeworfen. Man konnte daraus entnehmen, daß sie oft an ihr väterliches Haus zurückdenke, an den theuren Aufenthalt ihrer Jugend und fügte hinzu, daß sie geträumt, ihr Vater sei, ihr fluchend, gestorben, weil sie ihm das Herz gebrochen.

Der alte Stephens ließ Hugo nicht von sich, er wußte, daß der Arme seine Tochter geliebt und er war ihm nun das einzige Band, das ihn an die Erde fesselte. Endlich starb er und vermachte ihm sein Geschäft und sein ganzes Vermögen, aber auf dem Todtenbette nahm er ihm noch das Versprechen ab, seine Tochter zu rächen, wenn ihr Räuber ihm jemals in den Weg kommen sollte.

Seit dem Tage, als Alice geflohen, sah man Hugo nicht mehr wieder auf den Spielplätzen, noch auf einem Spaziergange oder einem Feste in der Stadt. Sein Jugendmuth war wie erstorben in ihm. Sein Ansehen wuchs und wuchs immer mehr bei der Bürgerschaft Londons, aber man sah ihn nie lächeln. Wacker und großmüthig, wie er war, wurde er von Allen geliebt, von Allen, die sein Schicksal kannten, beklagt — und es wußte es ja die ganze Stadt; denn wenn er Abends allein in den Straßen sinnend umherging, rückte Jeder seinen Hut vor ihm und überall empfingen ihn Zeichen der ehrerbietigsten Theilnahme.

An einem Abende, es war gerade der Geburtstag von Alice und eine Anzahl Jahre seit ihrer Flucht verflossen — saß Hugo Graham in jener durch die Erinnerung ihm so heiligen Stube. Obgleich in der vollsten Kraft seiner Jahre, war sein Haar bereits ergraut, vor der Zeit gealtert. Seit mehreren Stunden chon in seinen Gedanken versunken, bemerkte er kaum die immer wachsende Finsterniß, plötzlich hört er, wie leise und furchtsam, am Hausthore klopfen. Hastig eilt er hinab, öffnet und sieht beim Scheine der Lampe, welche er bei sich hatte, ein Weib auf dem Boden hingestreckt. Jetzt erhebt sie sich und stürzt durch den Flur hastig die Treppe hinauf. Erstaunt über diese Erscheinung, glaubt Hugo Graham Anfangs, daß sie verfolgt werde, aber er sieht Niemand — die Straße war leer.

War dieses ein Traum, eine Täuschung? Plötzlich durchfuhr ein banger, zweifelnder Strahl der Wahrheit seine Seele, er schloß das Thor und eilte zu ihr hinauf. — Und ja, sie war es, sie selbst, und in demselben Zimmer, welches sie einst in jungfräulicher Schönheit und Unschuld bewohnt hatte! Ach, aber wie verändert! so sehr, daß nur Hugo allein sie zu erkennen im Stande war. Wohl war sie es, aber zusammengesunken und die Hände verschränkt und vor Angst, Verzweiflung — und Scham vor das Gesicht geschlagen.

„Mein Gott, mein Gott," schrie sie, „nimm mir das Leben jetzt, ließest Du mich denn anders in dieses Haus des Todes, der Schmach, des Schmerzes eingehen, wenn Deine Gnade mich nicht hier sterben lassen wollte!"

Hugo Graham bemerkte, daß ihr Auge thränenlos, aber daß sie zitternd Alles ringsum im Gemache betrachtete. Und da war ja Alles noch auf dem alten Platze, ihr Bett noch so, als ob sie es heute Morgens erst verlassen hätte. Der Anblick dieser Gegenstände brachte ihr all' die süßen Erinnerungen, wenn sie sie einst empfangen, wieder in's Gedächtniß, all' die Zeiten ihres Glückes — und was sie durch ihre Schuld von sich gestoßen. Das war zu viel, zu mächtig für sie, Alice konnte endlich weinen, aber erschüttert von ihrer Aufregung, sank sie in eine tiefe Ohnmacht.

Einige Tage darauf hatte sich schon das Gerücht verbreitet, daß Meister Stephen's Tochter zurückgekommen, und daß Graham ihr die alte Wohnung in seinem Hause eingeräumt habe. Einige sagten auch, daß er ihr ihr Vermögen zurückgestellt, um es zu wohlthätigen Zwecken zu verwenden, daß er das Gelübde gethan, sie in ihrer Einsamkeit zu beschützen, aber daß sie sich nie mehr wiedersehen würden. Diese Neuigkeiten brachten große Aufregung bei den tugendhaften Frauen und Mädchen des ganzen Viertels hervor, umsomehr, als sich die Sache zu bestätigen schien, und Meister Graham in ein benachbartes Haus zog. Uebrigens wagte es bei der hohen Achtung, worin er stand, Niemand, ihn über diese Angelegenheit zu fragen, und weil Meister Stephen's Haus geschlossen blieb, und man kein fremdes Weib aus- und eingehen sah, so dachte man endlich gar nicht mehr daran, daß irgendwie ein Weib dort im Verborgenen wohnen könne.

Man sprach nicht mehr von der ganzen Sache, als die öffentliche Aufmerksamkeit aller ehrenfesten Bürger durch jene königliche Verordnung gespannt wurde, in welcher Ihre Majestät die Königin auf das Entschiedenste gegen das Tragen der beliebten langen spanischen Degen, der nur zu häufigen Ursache von Unordnungen, Ränkereien und Blutvergießen eifernd, befahl, daß an einem bestimmten Tage die angesehensten Bürger sich an die Stadtthore stellen, und da jedem Eintretenden öffentlich den Degen zerbrechen sollten, wenn dieser drei Linien mehr als die vorgeschriebene Länge von drei Fuß haben sollte.

Infolge dieser Proclamation, über welche man sehr viel scherzte, und über welche die Behörde auch scherzen ließ, soviel man wollte, stellten sich an dem bestimmten Tage zu jedem Stadtthore zwei Bürger in Begleitung von einer Anzahl Stadt-Soldaten hin, um im Nothfalle durch Gewalt dem Gesetze Recht zu verschaffen, und Jeden, der sich der Verordnung widersetzen würde, zu verhaften. Sie hatten sich deswegen mit Degen von der vorschriftsmäßigen Länge versehen, um solche als Musterwaffe und Maß zeigen zu können; und einen dieser Posten, den am Thore von Lud-Gate, nahm Meister Graham mit noch einem Bürger ein.

Es hatte sich da ein zahlreicher Haufe gebildet, denn außer den Handhabern des Gesetzes fehlte es nicht an Neugierigen aller Art, welche nach Umständen schrien und pfiffen und jubelten.

Der Erste kam ein junges Bürschchen mit tänzelndem Schritte, dessen Klinge von polirtem Stahle in der Sonne funkelte, und er präsentirte seine Waffe mit einer absonderlich graziösen Haltung den würdigen Bürgern, welche, da sie die genaue Länge von drei Fuß fanden, sie ihm mit einem höflichen Gruße zurückgaben. Der junge Mann lüftete seinen Hut, und rief unter dem Jubel der Menge sein: „Gott erhalte die Königin!“

Ein Zweiter kam nun, noch nobler gekleidet, dessen Degen aber nur zwei Fuß lang war, und der sich unter dem lauten Lachen aller Anwesenden wieder entfernte. Nun nahte ein Dritter, ein alter Officier, dessen Degen nicht weniger als achtzehn Zoll über die vorgeschriebene Länge hatte; schon erhob sich gegen ihn ein allgemeines Geschrei, schon lachten die Zuschauer, vorzüglich die Zeug- und Waffenschmiede bereits im Voraus über das Zerbrechen dieses gewaltigen Degens, da wandte der Soldat sich ruhig gegen seinen Diener, übergab diesem sein Schwert, ließ es nach Hause tragen, und ging nun, zum großen Aerger Aller, die sich bereits auf die Execution gefreut hatten, unbewaffnet durch das Thor. Sie entschädigten sich ein wenig, indem sie einen jungen Springinsfeld recht grausam verhöhnten, der mit seinem ungeheuren Degen bis ganz nahe herangekommen, dann stehen blieb und sich die Sache zu überlegen schien, und endlich spornstreichs fortrannte, um nur seinen Flamberg (Schwert mit sehr breiter Klinge) nicht ausliefern zu müssen. So war es bereits Mittag geworden, fast alle Cavaliere von Ansehen waren schon in die Pauls-Kirche gegangen, und noch kein einziger Degen war zerbrochen.

Meister Graham schien die ganze Zeit über verstimmt und von trüben Gedanken gefesselt, er war nur mit dem Auftrage beschäftigt, wegen welchem er sich hier befand, und schien auf das Uebrige, was vorging, gar nicht zu achten; er stand etwas seitwärts, und trat gerade in dem Momente hervor, als ein reichgekleideter Mann, zu Fuß und nur von einem einzigen Diener gefolgt, sich nahte.

Die Menge schwieg jetzt und schien etwas zu erwarten. Meister Graham befand sich allein unter dem Bogen des Thores, der Neueintretende und er mußten sich also fast Auge an Auge treffen. Der Edelmann, es schien ein Lord, und sein Aussehen so stolz, so hochmüthig, daß deutlich die Verachtung, mit welcher er auf den Bürgerstand herabsah, sich darin spiegelte — der Bürger seinerseits zeigte die entschiedene Ruhe eines Mannes, welcher sich nicht so leicht verblüffen läßt, und welcher auch keinen anderen Adel anerkennt, als jenen des Verdienstes. Vielleicht war es die geheime Scheu einer finsteren Ahnung, welche bei der stummen Begegnung dieser Männer ihren Physiognomien diesen harten, unheilschwangern Ausdruck gab.

„Eueren Degen, Herr!"

Kaum hatte Graham diese Worte gesprochen, als er erschüttert einige Schritte zurückfuhr und die Hand an den Dolch in seinem Gürtel legte.

„Ihr seid der Mann, dem ich das Pferd vor dem Hause des Armbrustmachers hielt, Ihr seid es, Ihr, Ihr, nicht wahr?"

„Fort, laß' mich, Hund von einem Handwerker!" rief Jener.

„Ja, Ihr seid es, ich erkenne Euch!" schrie Graham. „Daß Niemand jetzt zwischen uns trete — es geht um's Leben." Und indem er dieses sagte, entblößte er seinen Dolch und ging auf den Edelmann los.

Er stürzte auf den Edelmann zu — den Dolch fest in der Hand.

Der Edelmann hatte, bevor noch ein Wort gesprochen worden war, seinen Degen aus der Scheide gezogen, um sich der Verordnung zu unterwerfen. Nun wandte er die Spitze gegen seinen Gegner; aber der Dolch, welchen Graham in der Hand hielt, war lang genug, um sich damit gegen einen Degen zu vertheidigen, er parirte also den Stoß, der gegen seine Brust gerichtet war, und die beiden Gegner standen sich nun erbitterter gegenüber. Da warf er den Dolch zur Erde, riß dem Edelmanne den eigenen Degen aus der Hand, und stieß ihn in dessen Brust. Und indem er ihn aus der Wunde zurückzog, da sah er erst, daß er im Stoße entzwei gebrochen, und daß die eine Hälfte in dem Leichnam zurückgeblieben.

Alles dieses war so schnell geschehen, daß die Zuschauer fast nicht zur Besinnung kamen, aber kaum war in diesem blutigen Schauspiele der Eine gefallen, da brach der Sturm los. Der Diener, durch das Thor zurückstürzend, schrie, daß sein Herr, ein edler Lord, von einem Bürger getödtet worden sei und diese Neuigkeit durchlief in einem Augenblicke die halbe Stadt. Die Kathedrale, die Gewölber, alle Häuser des Platzes spien Haufen von Edelleuten und ihrem Gefolge aus, welche in wüthenden Haufen sich einander nur noch anfeuernd mit dem Eisen in der Faust nahten. Mit gleichem Ungestüm, und Einer den Anderen durch Geschrei ermuthigend und aufregend, drängte sich auch Bürgerschaft und Volk zusammen, und mit ihren festgeschlossenen Reihen den Meister Graham umgebend, führten sie ihn mit sich fort. Vergebens schrie er, den zerbrochenen Degen über seinem Haupte schwingend, daß er sterben wolle auf dem Boden der City, um die Häuser englischer Bürger zu vertheidigen, vergebens wollte er sich zum Kampfe vordrängen — er war von dem dichten Haufen der Volkes in die Mitte genommen, daß niemand ihn angreifen konnte, und so wurde er bis in die Mitte der Stadt zurückgezogen.

Es war ein furchtbares Schauspiel dieses Klirren der Waffen, dieses Gebrüll der Stimmen, diese Gestalten mit Staub bedeckt, das Gesicht zorngeröthet, die

Männer auf der Straße zusammengedrängt, und die Weiber an den Fenstern die Luft mit ihrem Jammergeschrei erfüllend, denn sie erkannten unten ihre Väter, Gatten, Brüder und Geliebten aus der Menge heraus. Der Hall der Sturmglocken mischte sich in das Gebrause des Kampfes, wo Jeder blind wüthete, die Brust an Brust, dort über einen Gestürzten hinwegstürmend, Alle kampfbegierig, auf einen Gegner zu stoßen. Ueberall, wo der abgebrochene Degen sichtbar ward, stürzten sich die Cavaliere und ihre Diener mit doppelter Wuth hin, und bei jedem Anstoße wurde in dem Haufen des Volkes eine Lücke, aber die nachdrängenden Haufen füllten die Bresche gleich wieder aus — man konnte sagen: ein neues Chaos war hier unter einander gemischt in dieser verwirrten Masse von Degen, Stöcken, Helmen und Mützen, reichen Kleidern und ärmlichen Lumpen.

Die Absicht des Volkes war, den Meister Graham zu zwingen, sich in sein Haus zurückzuziehen und sich dort so lange zu vertheidigen, bis die bewaffnete Macht zu seinem Schutze herbeigekommen sein würde. Aber sei es nun, daß man seine neue Wohnung nicht wußte, sei es, daß in der Verwirrung des Momentes es geschah, die Bürgersfrauen hatten sich gerade vor der Thüre des alten Hauses zusammengedrängt, welches ganz geschlossen war. Man verlor einige Zeit mit dem Einsprengen der Thüre, und während dieses geschah, hatten sich zwanzig der Keckſten von der Gegenpartei vorgedrängt und hatten Graham den Eingang verstellt.

„Ich fliehe nicht, so Gott will, in so gerechter Sache," schrie Meister Graham mit Donnerstimme, die man in dem Gewirre weithin hörte, „nein, ich fliehe nicht, wenn mein Fuß die Stufen eines Hauses berührt, in das Jammer und Tod durch einen Schurken Euresgleichen gebracht wurde. Kein Mitleid, ich will es nicht und werde es auch mit Niemand haben."

Der Kampf entspann sich von Neuem, die Cavaliere wichen einen Augenblick vor dem gebrochenen Degen zurück; aber gerade in diesem Augenblicke fiel ein Schuß; die Waffe schien von einem der Kämpfenden gerichtet, welcher an das Fensterkreuz eines benachbarten Hauses sich gestützt, — die Kugel drang Graham in den Kopf, er stürzte todt nieder! — Einige Personen aus dem Hause wollten gesehen haben, wie ein Gespenst an dem kleinen Fenster in dem Hause des Meisters Stephens erschienen und verschwunden sei.

Eine tiefe Stille trat ein; einige der wüthendsten Kämpfer legten ihre Waffen nieder und trugen langsam den Todten in das Haus, andere lösten sich in Gruppen auf und entfernten sich leise sprechend und als endlich die bewaffnete Macht eingeschritten kam, war die Straße fast menschenleer.

Jene, welche Meister Graham hineintrugen, um ihn auf ein Bett zu legen, waren erstaunt, ein Weib da zu finden, welches mit verschränkten Armen unter dem Fenster stand. Man wollte sie wegführen — sie war todt!

Zwei Tage darauf trug man zwei Särge aus dem Hause, und jenes Weib ruhte an der Seite Hugo Graham's, dessen Faust noch krampfhaft umschlossen den einen Degen hielt, der einzig an jenem Tage bei Lud-Gate abgebrochen worden war.

---

8. Gutgemachte Uebereilung.

Das Lob der neuen Frucht, mit welchem wir den vorletzten Abschnitt geschlossen, tönte seitdem von allen Seiten und in allen möglichen Variationen an des ehrlichen Mützenmachers Ohr. Jeder Kunde, der in seinen Laden trat, wußte — natürlich nur vom Hörensagen — über die Vorzüge der neuen Speise etwas zu erzählen; wenn er als Aldermann zu Gericht saß, oder unter des Lord-Major Vorsitz mit seinen Collegen die städtischen Angelegenheiten berieth, wurde den flüsternd verbreiteten Nachrichten über Sir Francis Drake's herrliche Frucht mehr Aufmerksamkeit geschenkt, als den Verhandlungsgegenständen, und erquickte er sich in der St. Paulsschenke mit einem Viertelquart süßen spanischen Weines, so drehte sich das Gespräch der Zechgenossen schon um gar nichts, als die erlesene Mahlzeit in der Sirenen-Taverne.

So bereitwillig wir auch alle Vorzüge der Kartoffel, dieses „Brotes der Armen" anerkennen, so muß doch betont werden, daß dieselben von ihren berufenen und unberufenen Lobrednern etwas übertrieben wurden. Es ist nun einmal Menschenbrauch im Lob so wenig Maß zu halten, als im Tadel und besonders das Unbekannte, Unerreichbare wird gerne in den Himmel erhoben, wofür man sich dadurch entschädigt, daß das Bekannte und Alltägliche gehörig heruntergemacht wird.

Wenn sich die Theilnehmer an jenem Schmaus damit begnügten, die Kartoffel als wohlschmeckende Zukost zu preisen, meinten andere vor ihrem Hautgout verschwinde das Aroma des feinsten Bratens und jene, welche gar nichts davon wußten und kaum Auskunft über Form und Farbe der merkwürdigen Frucht geben konnten, behaupteten steif und fest, sie vereinige für Gaumen und Nase die Vorzüge der leckersten Braten und würzigen Gemüse und übe außerdem auf den Körper eine wunderbare Wirkung aus.

Herr Chuster genoß als Feinschmecker eines weitverbreiteten und verdienten Rufes. In allen Dingen, die mit Keller und Küche zusammenhingen, war er eine anerkannte Autorität und Niemand unterfing sich einem Urtheil, das er über einen Käse oder die Frische eines Hummers abgab, entgegen zu treten. Man wendete sich daher von vielen Seiten an ihn, um über die Art und Vorzüge der neuen Speise das Wahre und Begründete zu erfahren. Zu seinem nicht geringen Mißvergnügen mußte er aber seine Unkenntniß eingestehen, wodurch nicht allein sein Ansehen einen empfindlichen Stoß erlitt, sondern was auch die weitere Unannehmlichkeit nach sich zog, daß die unbefriedigten Frager nun ihrerseits anfingen, auf das unverschämteste zu lügen und sich geberdeten, als wäre die kostbare Frucht ihnen so genau bekannt, wie Roggenbrod.

Wenn sich Meister Chuster nun einerseits darüber nicht wenig ärgerte, so quälte ihn anderseits die Lüsternheit gar sehr und er hätte eine Probe der neuen Speise mit schwerem Gelde aufgewogen. Jede neue enthusiastische Schilderung entflammte sein Verlangen, sie zu verkosten, noch mehr und da er von nichts Anderem sprechen hörte, schwebte ihm bald Tag und Nacht auch nichts Anderes vor und sein ganzes Dichten und Trachten war darnach gerichtet.

Was wir aber am heißesten begehren, versagt uns das tückische Geschick am längsten. Diesem allgemeinen Menschenlos unterlag auch Meister Chuster und alle seine Bemühungen erwiesen sich fruchtlos. Wohl wußte man, daß Sir Drake auf seinem Flaggenschiff und in seinem Hause erkleckliche Vorräthe dieser vielbegehrten Frucht habe, aber kein Schatz und keine geraubte Jungfrau in dem Märchen wurde im gläsernen Schloß von Drachen und Riesen besser bewacht, als die Knollen aus dem fernen Westen.

Alle Bestechungsversuche erwiesen sich vergeblich oder führten zu einem Mißerfolg, wie jener, welchen Herr Chuster in der königlichen Küche einfädelte. Mit zwei prachtvollen Mützen aus Otterfell mit blausammtenem Vorstoß hatte er einen Küchenjungen dazu gewonnen, ihm von den an den Hof gesendeten Kartoffeln eine kleine Probe zukommen zu lassen. Aber man hatte auch in jenen Kreisen so viel Geschmack an der Frucht gefunden, daß sie nur auf den Tisch der Königin gebracht, vom Oberkoch selbst zubereitet und gehütet, und vor den genäschigen Jüngern der Kochkunst streng bewahrt wurden. Der Bestochene konnte also Herrn Chuster als Entgeld für die köstlichen Mützen nichts ausliefern, als eine Partie leerer Kartoffelschalen, welche auch in jenen Zeiten des ersten Enthusiasmus für ungenießbar gehalten und höchstens so wie heute, der Nahrung jenes nützlichen Rüsselthieres beigemengt wurden, das im Rufe steht, alles zu fressen und desto besser zu gedeihen, mit je sonderbareren und vermischteren Dingen sein Trog gefüllt wird.

„Nur wer die Sehnsucht kennt, weiß, was ich leide!" mochte Herr Chuster sagen. In seiner unstillbaren Begierde nach dem Leckerbissen ward er mürrisch und launenhaft, er bewies den ausgezeichnetsten Produkten der Kochkunst seiner Tochter nur geringe Aufmerksamkeit, ja seine innere Unruhe ging so weit, daß sein Schneider kopfschüttelnd die Entdeckung machte, daß des Ehrenmannes Maß um jenen Körpertheil, wo andere Menschen eine Taille haben, um eines ganzen Daumens Breite eingegangen war.

Sogar sein Geschäft verdroß ihn, da im Laden seine verzehrende Sehnsucht durch immer neue Schilderungen des unerreichten Leckerbissens noch mehr angefacht wurde. Schön-Mary wurde daher wieder in den Laden installirt, zu nicht geringem Vergnügen aller männlichen Kunden, die behaupteten, jede Mütze stehe, von ihren weißen Händchen anprobirt, um so viel besser, zum besonderen Entzücken des Junkers Merrylike, der sie nun wieder, so oft er wollte, sehen konnte, auch schon einige Male ein paar süße Worte mit ihr gewechselt und einen Händedruck davongetragen hatte.

Endlich faßte Meister Chuster, seine Qual zu enden, einen großen Entschluß. An einem schönen Morgen kleidete er sich mit besonderer Sorgfalt an, wählte aus seinem Waarenlager drei der schönsten Mützen, geeignet bei stürmischem Wetter über die Ohren gezogen zu werden, und machte sich damit auf den Weg nach Sir Walter Raleigh's Behausung, wo auch Sir Francis Drake wohnte, wie wir wissen.

Er wurde sofort vorgelassen, und fand die beiden Herren im bequemen Hausrock bei einer mächtigen Kanne gewürzten Bieres als Morgentrunk, eifrig in das Studium von großen Landkarten vertieft, auf welchen sie über die nächsten Fahrten und wie am besten der Flotte des hispanischen Königs beizukommen sei, beriethen.

„Mit was kann ich Euch dienen, mein werther Meister?" fragte der Seeheld leutselig, während Sir Walter den Mützenmacher forschend betrachtete.

Unter vielfachem Stottern und in einer so blumigen Redeweise, daß es etwas schwer war, den Sinn herauszufinden, erklärte Herr Chuster, er halte es für die Pflicht jedes loyalen Bürgers der Bewunderung für die ruhmreichen Thaten und großen Verdienste des Seehelden nach Kräften Ausdruck zu verleihen. Darin wolle er als getreuer Unterthan der glorreichen Königin und als echter Engländer nicht zurückbleiben und habe deshalb einige Erzeugnisse seiner Hand mitgebracht, welche er hiermit zum Geschenke anbiete, und hoffe, sie würden bei Sturm und Unwetter gute Dienste thun.

„Ich dank' Euch recht sehr, mein lieber Meister, für dieses prächtige Geschenk, das ich nur wegen Eurer wackeren Gesinnung annehme," entgegnete Sir Francis Drake mit kaum merkbarem Lächeln. „Wenn ich Euch nur auch in irgend einer Weise gefällig sein könnte!"

Mit mehr Eifer, als gerade nöthig gewesen wäre, betheuerte Chuster, daß keinerlei eigennützige Absicht, sondern einzig und allein seine besondere Verehrung für den ruhmreichen Seehelden ihn hieher gebracht habe.

„Ich glaube Euch — bin von Eurer guten Gesinnung überzeugt!" sagte Drake. „Aber irgend einen Wunsch oder Wünschlein hat jeder Mensch, und ich würde mich freuen, Euch dienen zu können. Hm! was meint Ihr zu der Mützenlieferung für die neue Ausrüstung meiner Schiffe?"

Meister Chuster versicherte, daß ein solcher Auftrag ihn sehr ehren und er schon aus Patriotismus bemüht sein werde, so gut und billig zu arbeiten, wie es kein anderer Mützenmacher in London, ja auf beiden Hemisphären außer ihm im Stande sei. Aber — wenn er schon durchaus eine Bitte aussprechen solle, so beträfe sie einen anderen Gegenstand.

„Nun, seht Ihr!" rief Sir Francis Drake. „Ich wußte ja, es müsse doch auch einen Punkt geben, wo ich Euch helfen kann. Nur frisch heraus damit — an mir soll es nicht fehlen!"

„Weil es Eure Güte denn schon so will, so gestehe ich, daß ich ein großes Gelüste trage, das nur Ihr, wohledler Herr, befriedigen könnt," begann etwas verschämt Meister Chuster. „Man stichelt wohl auf mich, weil ich mich gerne an einem guten Bissen letze, und auf meines Leibes Gedeihen bedacht bin —"

„Daran thut Ihr ganz recht!" schaltete der Seemann ein.

„So denke ich auch," fuhr der Mützenmacher fort, „denn ich meine, man lehnt sich gegen Gottes Rathschluß auf, wenn man die guten Dinge verachtet, die er zum Genießen und zu des Menschen Erquickung geschaffen. Und ist es nicht billig, daß ein Mann seinem Schnabel vergönnt, nach was ihn lüstet, wenn er es sonst thun kann, und seinen Platz in allen anderen Dingen wohl ausfüllt?"

„Und das kann Euch gewiß Niemand abstreiten," warf Sir Francis Drake mit einem Blick auf den Schmerbauch Chuster's ein.

„Ist gewiß auch kein Unrecht. Nun, habe ich aber schon so viel gehört von der wunderbaren Frucht, die Ihr aus den Ländern über dem westlichen Meer mitgebracht habt, daß ich ein Verlangen trage, sie nur einmal zu verkosten, und zu wissen, was daran Wahres ist. Denn ich sage Euch, meine hochedlen Herren, ich bin dieserhalb schon so viel angelogen worden, wie noch sonst in meinem ganzen Leben nicht."

„Hm! Das trifft sich wahrlich recht schlimm," entgegnete nach einer Pause mit emporgezogenen Augenbrauen Sir Francis Drake, „daß Ihr da ein Begehren stellt, das ich Euch nicht erfüllen kann."

„Wie! So wäre die auserlesene Frucht schon ganz verzehrt?" rief erbleichend der Mützenmacher.

„O nein! Ich habe noch einen erklecklichen Vorrath und es ist auch Sorge getragen, daß ein wackerer Grundherr, ein junger Freund von mir, Namens Walter Merrylike, davon anbaut, um sie auf englischem Boden zu ziehen. Aber es ist das eine eigene Geschichte! Seht, mein lieber Meister, auch ich habe erfahren, daß allerlei unwahre Nachrichten über diese gute und nützliche Frucht umlaufen, und es auch Lästermäuler gibt, welche ihren Werth herabsetzen. Das hat mich nun erzürnt und dieweil ich weiß, daß die Seeleute in allen Dingen, welche nichts mit dem Meere zu thun haben, die Wahrheit reden, gleich den Jägern, die nur lügen, wenn es sich um den Wald und die Jagd handelt, so habe ich einen Schwur gethan und ihn auch meinem jungen Freund auferlegt, es solle, so lange nicht Jedermann die Wahrheit über diese wohlschmeckende Frucht redet, Niemand davon zu verkosten bekommen, der nicht wenigstens tausend Meilen auf dem weiten Meer zurückgelegt hat.

„Das ist ein harter Spruch, wohledler Herr," sagte kleinlaut der Mützenmacher.

„Das mag sein," entgegnete Sir Francis Drake achselzuckend, „aber ich hab's einmal gesagt, und ein wackerer Mann nimmt sein Wort nicht zurück, auch wenn er nachträglich einsieht, sich übereilt zu haben!"

„Das will mir nicht recht einleuchten," sagte Meister Chuster, „meines Bedünkens, ziemt es dem Mann frei einzugestehen, wenn er geirrt und gut zu machen, was er in thörichten Worten gefehlt hat."

„Meint Ihr? Nun merkt's Euch, wir wollen sehen, ob Ihr darnach lebt."

„Und dann mit Vergunst zu sagen, Euer Wohledeln," fuhr Chuster immer eifriger fort, „ziemt es den Menschen überhaupt nicht, solche Bedingungen zu stellen, die dem Willen der Vorsehung entgegen sein können. Oder sollte die kostbarer Frucht nur deshalb in Eure Hand gelegt sein, damit Ihr sie Jenen um kleinlicher Zwecke und Absichten willen vorenthaltet, zu deren Zufriedenheit sie bestimmt ist?"

„Ich muß Euch vollkommen beistimmen, mein lieber Meister," nahm Sir Walter Raleigh vortretend das Wort. „Ihr sprecht ausgezeichnet, so vortrefflich, wie es die Menschen immer thun, wenn sie Anderen eine Wahrheit anpreisen, welche sie selbst mißachten!"

„Wie meint Ihr das, edler Herr?" fragte der Mützenmacher betroffen.

„Nun, Ihr nehmt es meinem tapferen Freund da übel, weil er die köstlichen Knollen nur Personen seines Standes gönnen will, ohne sich um dieses werthvollen Naturgeschenkes Zweck und den Vortheil der übrigen Menschen zu kümmern! Handelt denn Ihr weiser und besser, fragt Ihr nach dem Glück der Nächstbetheiligten, wenn Ihr hartköpfig die Bewerbung des Junkers Merrylike, dem Euer holdes Töchterlein selbst nicht ungünstig ist, zurückweist und schlechterdings nur einen Mann Eures Gewerbes zum Eidam heischt? Wißt Ihr denn, ob der von Euch Gewählte, wenn er auch die schönsten Mützen macht, gerade jener ist, von dem Jungfer Mary unter die Haube gebracht sein will?"

Meister Chuster war von dieser Wendung zu sehr betroffen, um etwas dagegen vorbringen zu können. Er blickte, wir erwähnen dies unter ausdrücklicher Betonung alles geziemenden Respectes vor seinen ämtlichen Würden, in diesem Augenblicke ziemlich schafsmäßig darein.

„Gesteht es nur lieber Meister, wir haben uns beide übereilt," sagte Sir Francis Drake lächelnd, „und wenn Ihr nur mit gutem Beispiel vorangehen und mich als Brautwerber für den Junker Merylike günstig aufnehmen wollt, so hebe auch ich meinen unbedachten Spruch auf und der Erste, der davon Nutzen hat, sollt Ihr sein und Ihr könnt Euch von meinem Schiff eine volle Fuhre der vielbegehrten Frucht holen lassen."

Auch Sir Walter Raleigh vereinigte seine Gründe mit jenen des Seehelden, um die letzten Bedenken Chuster's zu erschüttern, so daß er den Bemühungen der beiden vornehmen Herren nicht länger widerstehen konnte, wobei indessen die Aussicht auf Erfüllung seines längst gehegten Lieblingswunsches auch nicht ganz ohne Einfluß auf seine Sinnesänderung geblieben sein mag.

Man braucht darum dem wackeren Mützenmacher nicht gram zu sein. Es ist gut, daß man den Gründen und Ursachen so mancher als hochherzig und edel gepriesenen Thaten und Entschließungen nicht ganz folgen kann, ihr Nimbus würde sonst oft sehr erbleichen.

Als Meister Chuster nach dieser folgenschweren Unterredung in seinen Laden zurückkehrte, bemerkte er zu nicht geringem Erstaunen im hintersten Winkel, wohin kein vorwitziger Blick von Außen drang, unter Marder- und Iltisfellen den Junker, der durch sein plötzliches Erscheinen am Rückzug verhindert worden war. Schon wollte sich sein Mund zu einem ausgiebigen Donnerwetter öffnen, als er sich der

Abmachung erinnerte und das nicht wenig überraschte Pärchen von seiner plötzlichen Sinnesänderung in Kenntniß setzte.

Meister Chuster war ein braver Mann und that nichts halb. Er griff so tief in die schon Eingangs erwähnte Kiste, daß der Vater des Junkers vollkommen mit der Verbindung einverstanden war und er richtete seinem rosigen Töchterlein eine Hochzeit aus, von welcher man in ganz London sprach.

Zum höchsten Stolze gereichte es ihm, daß an der Hochzeitstafel nicht allein Sir Francis Drake und Sir Walter Raleigh, sondern auch viele andere vornehme Gönner seines Eidams saßen und der gleichfalls anwesende Liebling der Londoner, der damals nur als Schauspieler berühmte, spätere Stolz seines Vaterlandes, William Shakespeare, die jungen Eheleute und den Brautvater in einem überaus kunstreichen Hochzeits-Carmen feierte.

Ueber allen Tadel erhaben war die Tafel. Vielleicht interessirt es die Leser zu erfahren, daß einen hervorragenden Antheil daran Herr O'Kelly hatte, der nach seinem letzten mißlichen Abenteuer für die Zukunft darauf verzichtete, die Welt an seine Tapferkeit glauben machen zu wollen, und wieder zu seinem ursprünglichen ehrbaren Gewerbe, dem eines Kochs griff. Er hielt lange Zeit eine vielbesuchte Garküche, welche berühmt war wegen der vielgestaltigen Weise, in der man dort die Kartoffeln speisen konnte, die selbstverständlich ihren Ehrenplatz auf der Hochzeitstafel fanden.

Als Beweis der so oft angezweifelten himmlischen Gerechtigkeit sei hier noch das wohlverdiente Ende des schwarzgalligen Apothekers erwähnt. Als er den glänzenden Hochzeitszug der schönen Mary von seinem Laden aus ansehen mußte, wurde ihm so übel, daß er zum ersten Male Zuflucht zu seinen eigenen Medicamenten nehmen mußte. Als er aber gar am anderen Tage die Beschreibung des Hochzeitsschmauses vernahm, und die Neuvermählten vor Glück strahlend, in einem Reisewagen vorüberfahren sah, der, wie Jedermann wußte, auch eine nette Anzahl von Geldsäcklein aus der mehrerwähnten Kiste enthielt, da schwoll ihm die Galle so hoch, daß er sich ein zweites Tränklein braute. Solchen wiederholten Angriffen war seine Natur nicht gewachsen und er verstarb unter großen Schmerzen noch den gleichen Abend. Man munkelte wohl, er habe sich absichtlich vergiftet. aber Leute, die es wissen konnten, widersprachen, und meinten, der unvorsichtige Genuß seiner harmlosesten Arzneien könne das gleiche Resultat herbeigeführt haben.

* * *

Nachdem wir solchergestalt über das Schicksal jener Personen unserer wahrhaftigen Geschichte Auskunft gegeben haben, welche so glücklich waren, keine besondere Rolle im Weltgetriebe zu spielen, ist es wohl auch Pflicht, in Kürze die fernere Laufbahn jener zu erwähnen, deren Name für alle Zeiten der Geschichte angehört.

Hier steht in erster Linie vor allen Fürstlichkeiten und Celebritäten der Fürst im Reiche des Geistes und der Phantasie — William Shakespeare! (Bild Seite 984.) Sein Lob zu singen, wäre überflüssig, denn sein Name ist jedem Gebildeten theuer und heilig und über jedes seiner Werke sind von Leuten, die „auf das Büchlein ein Buch mit seltener Fertigkeit pfropfen," zahlreiche Bände geschrieben worden.

Mit der Aufnahme seiner dichterischen Thätigkeit wuchs nicht nur sein Ansehen, sondern er kam zu bedeutendem Wohlstand und kaufte sich in seiner Vaterstadt an, wohin er sich 1613 ganz zurückzog, um ein behagliches Leben, das ihm durch den Umgang mit wenigen geistesverwandten Freunden und die Pflege seiner Lieblingstochter Susanna versüßt wurde, zu führen. Er starb daselbst am 23. April 1616, seinem zweiundfünfzigsten Geburtstag und wurde unter dem Chore der Hauptkirche begraben.

Prachtvolle Denkmäler dort und in der Westminsterabtei ehren seinen Genius — das unvergänglichste Denkmal hat er sich doch in seinen dramatischen Werken gesetzt, die noch jetzt, nach dreihundert Jahren mit der alten Gewalt ergreifen und rühren und alle Saiten des Menschenherzens nachklingen machen.

Wenden wir uns vom Liebling Apoll's zu den Söhnen des „wilddreinschauenden Mars," so stoßen wir zuerst auf Sir Francis Drake. Er konnte sich der Ruhe nicht lange erfreuen, da eine furchtbare, gegen England heraufziehende Gefahr ihn zur Thätigkeit rief.

König Philipp II. von Spanien, der durch seinen wahnwitzigen Glaubenseifer die unermeßlichen Hilfsquellen seines Reiches verschleuderte und den Grund zum Niedergang dieses weltgebietenden Staates legte, machte ungeheure Anstrengungen, um Elisabeth zu demüthigen, die ihm als gefährliche Nebenbuhlerin um die Herrschaft auf dem Meere nicht minder verhaßt war, wie als Ketzerin und Beschützerin der um ihre bürgerliche und Glaubensfreiheit kämpfenden Holländer.

In allen spanischen Häfen wurden Flotten zusammengezogen, um eine Landung in England zu erzwingen und ein spanisches Heer dorthin werfen zu können. Aber schon 1587 überfiel Drake mit unerhörter Kühnheit die im Hafen von Cadix ankernden spanischen Schiffe, nahm mehrere derselben und verbrannte die übrigen. (Bild Seite 977.)

Mit dem Gold Peru's wurde dieser Schaden gutgemacht, und schon im nächsten Jahre setzte sich die stolzeste Flotte, welche je das Meer befuhr, unter Befehl des Herzogs von Medina-Sidonia gegen England in Bewegung und man war von deren Erfolg so fest überzeugt, daß man ihr den Namen der „unüberwindlichen Armada" (Kriegsflotille) ertheilte.

Die Vorsehung scheint aber allen solchen Ruhmredigkeiten, welche ihre Entschließungen beschränken wollen, nicht hold zu sein, denn die „unüberwindliche Armada" nahm ein klägliches Ende.

Im Canal von la Manche, schon im Angesicht der englischen Küste, wurde die spanische Flotte von einem verheerenden Orkan überfallen und zerstreut. Die schweren Gallionen scheiterten auf offener See oder wurden an die Felsenküste geworfen und was diesen Gefahren entrann, wurde von den leichteren und wohl auch besser geführten englischen Schiffen vernichtet. An diesem Unglückstag wurde die spanische Seemacht begraben, das Uebergewicht der englischen dauernd befestigt. Hervorragenden Antheil an diesem Erfolg, soweit er nicht den Elementen zu danken war, hatte Sir Francis Drake, der damals schon Vice-Admiral, bald darauf zum Admiral befördert wurde und 1596 als echter Seemann auf seinem Schiffe, das in Mitte der Flotte bei nombre de Dios (Namen Gottes) kreuzte, starb.

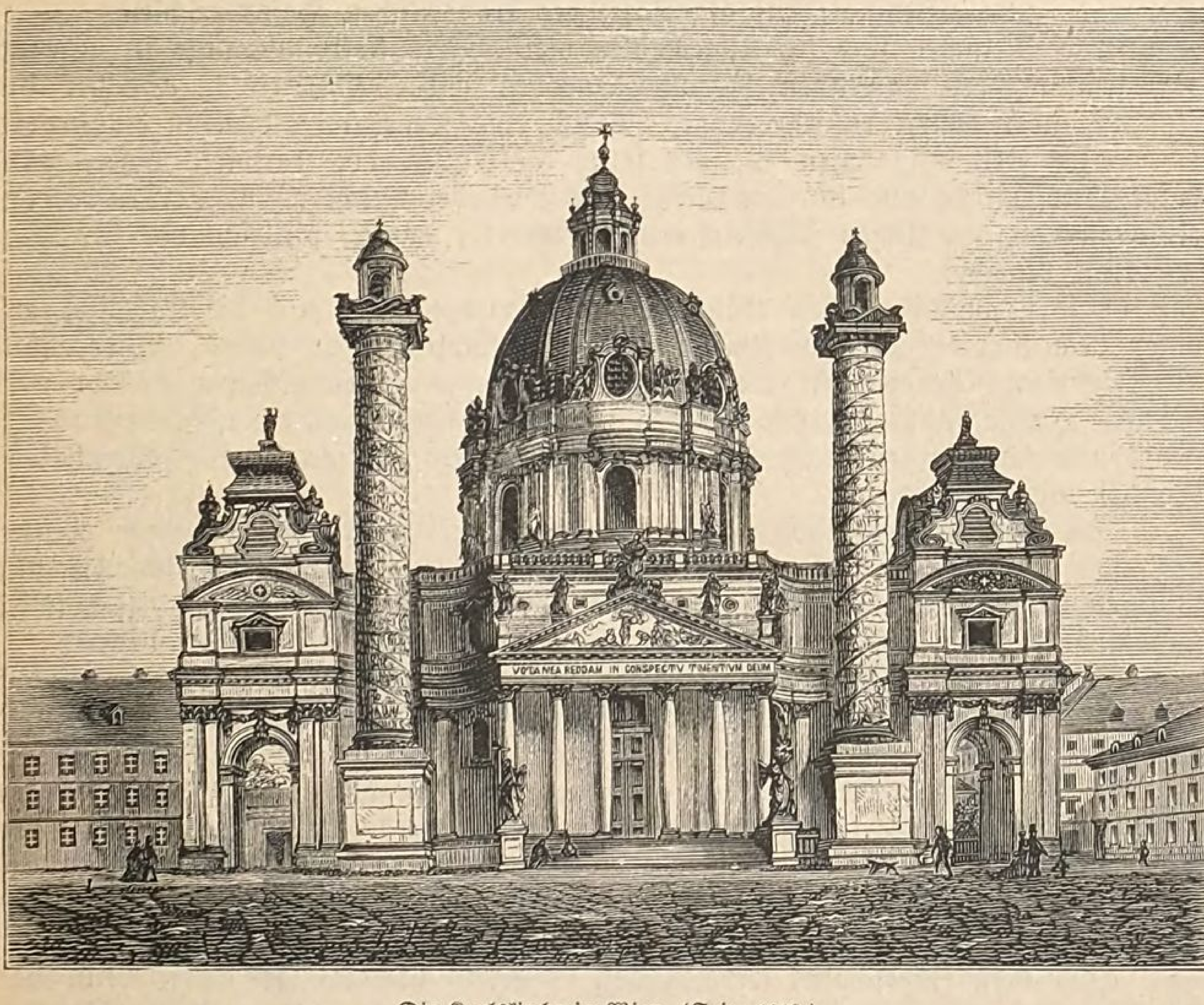
Alle seine Heldenthaten haben aber seinen Namen nicht so populär gemacht und räumen ihm auch gewiß kein so begründetes Recht auf die Dankbarkeit der Nachwelt ein, als sein Bemühen um die Einführung und Verbreitung der Kartoffelpflanze.

Ihm zunächst steht Sir Walter Raleigh als Seeheld, und weil er angeblich die Tabakpflanze nach Europa brachte. Es ist das wohl nicht ganz unbestritten, aber wenn es so wäre, müßte — mit Erlaubniß aller, die als Raucher, Schnupfer oder in noch weniger appetitlicher Weise dem Nicotin huldigen! — sein Verdienst doch gegen jenes Sir Francis Drake's als Einführer der Kartoffeln zurückstehen. Nach mancherlei Waffenthaten zu Wasser und zu Land wendete sich Sir Walter Raleigh ganz den Wissenschaften und der Politik zu. Die letztere aber war zu jenen Zeiten eine ganz ungesunde und gefährliche Hantirung, denn es war noch nicht üblich, mißliebig gewordene oder unfähige Staatsmänner durch Verleihung eines Ordens und einer hohen Pension unschädlich zu machen, sondern

entsprechend den derberen Sitten besorgte man dies viel kürzer dadurch, daß man sie einkerkerte und ihnen den Kopf abschlug.

Unter dem unklaren und schwankenden Regiment König Jakobs I. kam auch Sir Walter Raleigh in Conflict mit der Krone, gerade so wie es hie und da noch heute der Fall ist, daß sich ein Mann mit dem Bewußtsein ein loyaler Unterthan zu sein, zu Bette legt und morgen ohne sein Zuthun als Hochverräther gilt. Man sperrte den um sein Land so vielfach verdienten Mann in den Tower, wo er sich ganz historischen Studien hingab und an einer Weltgeschichte arbeitete.

Da entstand einst in einem der Höfe der Festung ein Streit, welchen Sir Walter von seinem Fenster aus genau beobachten konnte. Zu seinem nicht geringen Staunen wurde ihm dieser Vorfall noch am gleichen Tage von einigen anderen Augen-



Die Karlskirche in Wien. (Seite 1019.)

zeugen in ganz verschiedener Weise erzählt. Das machte ihn so mißtrauisch gegen alle historische Wahrheit, daß er schnurstracks sein Manuscript in die Flammen des Ofens warf und ausrief: „Wer mag sich unterfangen, berichten zu wollen, was sich lange vor uns begeben hat, wenn das nicht vor Entstellungen sicher ist, was unter unseren eigenen Augen geschieht!"

Sir Walter Raleigh hat in diesem lebendigen Drang nach historischer Wahrheit nicht viele Nachfolger gehabt, sonst wären gar viele Bücher, in welchen um der Parteizwecke willen geschichtliche Thatsachen entstellt und mißbraucht wurden, ungeschrieben geblieben.

Selbst im Tower schien ein so bedeutender Mann der elenden Günstlingsherrschaft, die sich unter Jakob I. immer breiter machte, noch nicht ungefährlich

und im Jahre 1618 schickte man ihn auf das Schaffot. Er bewahrte diesem gegenüber wirklich die heitere Fassung, mit der er einst von einem solchen Tode gesprochen hatte. Sorgfältig gekleidet wie immer, beschritt er die verhängnißvolle Treppe und als er, freundlich grüßend, unter den Zuschauern einen Kahlköpfigen bemerkte, warf er demselben sein Barett mit den Worten zu: „Nehmt, mein lieber Freund, Euch ist es in jedem Betracht nützlicher, als es mir in wenigen Minuten sein wird."

Und nun wenden wir uns zu der unscheinbaren Pflanze, welche trotz der warmen Empfehlung ihres Protectors und ihrem ersten glänzenden Debut noch sehr lange brauchte, um sich zu jener Bedeutung aufzuschwingen und die segensvolle Wirksamkeit zu entfalten, welche Sir Francis Drake ihr ahnungsvoll beigemessen hatte. Nur sehr langsam verbreitete sich ihr Anbau und noch dreißig Jahre nach ihrer Einführung in Europa war die Kartoffel so rar, daß sie erst 1616 als Seltenheit zum erstenmale auf der Tafel des französischen Hofes erschien.

Die Menschen sind im Allgemeinen viel conservativer, als man in unserem vor Umsturzideen zitternden Zeitalter zugeben will, besonders in Sachen der Nahrung aber dauert es sehr lange, bis sich eine Neuerung allgemein einbürgert.

Eine Zeit lang schien es, als sollte die Cultur der Kartoffel wieder ganz aufgegeben werden und nur die entschiedene Vorliebe, welche ihr vom ersten Augenblicke an von den klugen Säulein bewiesen wurde, hat sie vielleicht vor der Vergessenheit bewahrt.

Wie so manche andere wohlthätige Neuerungen kam auch die Kartoffel erst unter dem unwiderstehlichen Zwang großer Calamitäten zu Ehren. Wiederholte Mißernten in Körnerfrüchten, die früher bei dem wenig entwickelten Verkehr stets partielle Hungersnoth mit sich brachten, lenkte die Augen auf die nützliche Knollenfrucht und schon gegen Ende des 17. Jahrhunderts entstanden ihr allenthalben Gönner und Förderer.

So recht durchgegriffen hat sie aber doch erst viel später, denn wir wissen, daß noch Kaiser Josef II. nach der Hungersnoth von 1771 in Böhmen und Mähren eindringlich auf den Nutzen einer vermehrten Cultur dieser Pflanze hinwies und auch Friedrich II. von Preußen ihren Anbau nach Möglichkeit förderte.

Heute nimmt sie unter den verschiedenen Mitteln zur Stillung des europäischen Hungers eine hervorragende Stelle ein und gelehrte Landwirthe wie Agricultur-Chemiker zerbrechen sich die Köpfe, wie eine bessere Ernte erzielt und die kostbare Pflanze vor Schaden bewahrt werden möge. Und wenn ihr eine Gefahr droht, wenn irgendwo die Kartoffelkrankheit sich zeigt oder das Gespenst des verheerenden Coloradokäfers spukt, so bangt man überall, denn aus einer Seltsamkeit ist sie zu einem unentbehrlichen Bedürfniß geworden und zumal in Deutschland giebt es Gegenden, wo ein Kartoffel-Mißwachs eine wahre Calamität wäre.

Hier mag eingeschaltet werden, daß es gewiß zweckmäßiger wäre, wenn man den für allein schriftgemäß erklärten Namen „Kartoffel," der von einer Trüffelgattung „Tartuff" stammen soll, fallen ließe und dafür den bezeichnenderen und ohnehin vielfach gebräuchlichen Namen „Erdapfel" annehmen würde, der auch der in anderen Sprachen üblichen Bezeichnung (englisch potatoe, Erdbirne, französisch pomme de terre, Erdapfel) entsprechen würde. In einzelnen Gegenden wird sie auch, namentlich eine bestimmte größere Gattung, „Grundbirne" genannt, woher unzweifelhaft das in Ungarn übliche „Grumpli" stammt. Doch nicht allein als Nahrungsmittel ist die Kartoffel jetzt von Wichtigkeit, sondern unsere Zeit, die aus Menschen und Dingen so gerne etwas ganz anderes macht, als eigentlich in ihnen steckt, verwendet sie auf die verschiedenste Weise.

Von allen Kleberstoffen befreit, liefert sie das feinste Mehl für Conditoreien und gar manches als Poudre de riz (Reispulver) angepriesene Toilettemittel entstammt einer ehrlichen deutschen Kartoffel. Umgekehrt liefert sie treffliche Stärke

und der Kartoffelgummi und Kartoffelkleister spielt in der Appretur gewisser Stoffe eine große Rolle. Außerdem bereitet man Kartoffelsyrup, Kartoffelzucker, Kartoffelschnäpse und — in unserem schreib- und leselustigen Zeitalter ist dies nicht zu wundern, sogar Kartoffelpapier.

Ihren größten Werth aber hat sie als eines der verbreitetsten Nahrungsmittel und gewiß hat jeder Kartoffel-Verehrer, ob er sie nun bescheiden „in der Montur" (Schale) oder als Zuthat zu einem guten Braten genießt, Ursache, sich stets dankbar an Sir Francis Drake zu erinnern.

Künstlerlos.

1. Die Schöpfer der Karlskirche.

An einem Sommermorgen des Jahres 1729 ruhten die Arbeiten an dem Kolossalbau der Karlskirche (Bild Seite 1017), jener Kirche, welche ihre Entstehung einem frommen Gelübde Kaisers Karl VI. (Bild Seite 1024) für glückliche Abwendung der Pest, welche Wien während des Jahres 1713 verheerte, verdankte.

Schon ragte die mächtige Kuppel in die Lüfte, die schlanken Glockenthürme zu beiden Seiten zeigten ihre kühnen Formen und der imposant aufgebaute Porticus war in seinen großen Umrissen bereits zu erkennen — kurz der eigentliche Bau war wohl schon vollendet, aber er ermangelte noch des künstlerischen Schmuckes von Innen und Außen und stak noch in dem complicirten Gewirr von Balken und Pfosten, die das riesige Gerüste zusammensetzten.

Es war Sonntag, Hammer und Kelle ruhten und man vermißte das Gewühl der zahllosen Arbeiter aller Gewerbe, die sich sonst an dem grandiosen Bau zu schaffen machten. Statt dieser aber hatte sich am Eingang zum eingefriedeten Bauplatz, wo gewaltige Quadersteine der weiteren Bearbeitung harrten, ein Häuflein von Männern zusammen gefunden, deren Kleidung und feierliche Mienen andeuteten, daß sie einen hohen Besuch erwarten.

Es waren gar stattliche Männer in gestickten und betreßten Röcken, tadellos frisirten Lockenperücken und keiner ermangelte des zierlichen, fast wagrecht wegstehenden Galanteriedegens mit kunstreichem Griff aus Elfenbein, Email oder Porzellan. Und doch waren es durchaus Künstler und sogar sehr bedeutende, was unserer Zeit, welche eine gewisse geniale Liederlichkeit und Absonderlichkeit, ein wenig Ungekämmtheit und Ungewaschenheit für ein nothwendiges Aushängeschild wahrer Künstlernatur hält, etwas absonderlich vorkommen mag.

Eifrig spähten sie nach der Stadt zu, wo eine wenig gepflegte Straße, mittelst einer derben Holzbrücke die regellosen Ufer der Wien übersetzte und durch ein Chaos von Erdhaufen und Gruben zu den die innere Stadt einschließenden Festungswerken führte. Es sah damals noch recht absonderlich in dieser Gegend aus und wir brauchen den Blick nicht weit vom links stehenden Sommerpalast des Fürsten Adam Schwarzenberg und dem sich darüber majestätisch erhebenden Belvedere abzulenken, um noch auf Weingärten oder gar wüste Striche unbebauten Landes zu stoßen, wie ja die Umgegend noch lange im Volksmunde den wenig verheißungsvollen Namen „Sandgestätte" führte.

Endlich zeigte sich eine schwerfällige Equipage, die auf der holperigen Straße langsam daherschwankte, mit beträchtlichem Gepolter über die Bohlenbrücke fuhr und

vor dem Eingang zum Bauplatz hielt. Bevor noch der alte Heiduck vom Wagentritt herabgeklommen war, sprang einer der jüngeren Herren hinzu und öffnete den Schlag, um den Insassen des etwas alterthümlichen Gefährtes beim Aussteigen behilflich zu sein.

Dem äußeren Anschein konnten die tiefen Bücklinge nicht gelten, mit welchen der Aussteigende empfangen wurde. Er war von kleiner schmächtiger Statur und in einen unscheinbaren kaffeebraunen Rock, Lederhosen und hohe Stiefeln gekleidet. Auf der mächtigen Perrücke, zwischen welcher das schmale und magere Gesicht fast ganz verschwand, saß ein aufgeschlagener, mit Tressen besetzter Filzhut, an der Seite hing ein kurzer Degen mit gewundenem Griff und in der Hand hielt der kleine Mann einen mächtigen Rohrstock mit goldenem Knauf und gewaltigen Quasten.

Bei näherem Zusehen merkte man freilich, daß unter der unscheinbaren Hülle ein bedeutender Mensch stecken müsse. Als der Herr artig den Hut lüftete, kam die hohe, prächtig geformte Stirn zur Geltung, aus den lichtblauen Augen strahlte ein ganz besonderes Feuer und jede Bewegung zeigte, daß man einen Mann vor sich habe, der bedachtsam im Erwägen, rasch und entschlossen im Ausführen war. Und dieser Anschein log auch nicht, denn das kleine Männlein war der berühmteste Feldherr Oesterreichs, Prinz Eugen von Savoyen, der Sieger von Belgrad und Zenta, von Hochstädt und Malplaquet, von Turin und Cremona, der weise Berather seiner Monarchen und in Wahrheit der „treue Diener dreier Kaiser.“ (Bild Seite 1025.)

Prinz Eugen war einer jener seltenen Menschen, deren Genie sich nicht allein dadurch bewährt, daß sie vielgeschäftig in alles eingreifen, sondern, daß sie es auch überall in fruchtbringender und fördernder Weise thun. Er war nicht blos ein glücklicher Feldherr, sondern auch ein weitsichtiger Staatsmann, er bewies sein Organisationstalent durch Verbesserung des Verpflegswesens im Heere, bewährte sich als Finanzmann, indem er häufig für seine Feldzüge selbst die Mittel aufbrachte und schließlich förderte er als feinsinniger Kunstkenner den Aufschwung der Architektur und Sculptur, welchen diese in den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts in Oesterreich nahmen.

„Es gereicht mir zur besonderen Satisfaction, die Herren hier versammelt zu finden,“ sagte Prinz Eugen, nachdem er mit seinem Begleiter, dem Oberstschiffamts-Lieutenant Claudius Lefont du Plessis, welcher die innere Einrichtung des Belvedere geleitet hatte, den Bauplatz betreten hatte.

„Wir haben nicht ermangelt, dem allerhöchsten Wunsch entsprechend, uns hier einzufinden, um Euer Durchlaucht Befehle über die innere und äußere Ausschmückung dieses Gotteshauses entgegen zu nehmen,“ sagte salbungsvoll ein starker gravitätischer Herr, der Hofbaumeister Philipp Martinolli.

„Befehle?“ wiederholte Prinz Eugen lächelnd, während er aus seiner Westentasche eine gewaltige Prise hervorholte und in der Nase versorgte, nicht ohne daß ein Theil des Tabaks auf der Oberlippe blieb und das weiße Jabot bestäubte; „nun, zu befehlen maße ich mir nicht an, wo so ausgezeichnete Meister der Kunst beisammen sind. Wir wollen nur, da Seine Majestät mich mit dieser Aufgabe betraut hat, die Risse und Vorschläge der Herren betrachten und durchsehen, von welchen ich nicht zweifle, daß sie des herrlichen Baues würdig sein werden, welchen Meister Fischer von Erlach's grandioser Genius da geschaffen hat.“

Unter dem Vorantritt des Hofbaumeisters begab man sich in die Bauhütte, wo dem Prinzen die Zeichnungen unterbreitet wurden.

„Ei, ei,“ sagte er, wohlgefällig schmunzelnd. „Mit den Glockenthürmen unternehmt Ihr da ein Werk, das des Alterthums würdig ist und meines Wissens nur in der berühmten Trajanssäule zu Rom ein Gegenstück hat. Wahrlich! ein grandioser Gedanke, diese riesigen Säulen mit einem Band zu umschlingen, auf welchem

das Leben und Wirken des Schutzheiligen dieser Kirche vorgestellt werden soll. Habt Ihr schon einen Meister auserſehen, der die Platten dazu meißeln soll?"

„Hier, Euer Durchlaucht, steht Herr Christoph Mader, der die Zeichnungen entworfen hat und sie in Marmor ausführen wird," sagte Martinolli, auf einen großen, starken, aber etwas linkischen Mann zeigend.

„Ihr beginnt da ein gewaltiges Werk," sprach Prinz Eugen huldvoll, „das Eurem Künstlernamen Ehre machen wird. Geht nur wacker an die Arbeit, daß wir uns bald des köstlichen Baues in ganzer Schönheit erfreuen können."

Man schritt nun zur Besichtigung des Inneren der Kirche, deren mächtige Kuppel fast ganz von Gerüsten verdeckt war.

„Dort oben werdet Ihr, Meister Rothmeyer, den Zauber Eures Pinsels walten lassen, um die himmlischen Heerschaaren auf der Kuppel erscheinen zu lassen, in der uns Fischer von Erlach das Himmelsgewölbe versinnlichen wollte?" wendete sich Prinz Eugen fragend an einen höfisch gekleideten Herrn von vornehmem Ansehen.

„Ja, Euer Durchlaucht, mir ist die Ehre zutheil geworden, meine schwache Kraft einer so herrlichen Aufgabe widmen zu dürfen," entgegnete geschmeidig Johann Michael Rothmayer von Rosenbaum, einer der fruchtbarsten und gefeiertsten Maler seiner Zeit. „Es ist dies um so erfreulicher für mich, da ich es als ein besonderes Zeichen kaiserlicher Gnade ansehen muß, hiezu berufen worden zu sein."

Der Prinz war schon einige Schritte weiter gegangen, warf aber bei den letzten Worten einen fragenden Blick zurück, so daß der an seiner Seite gebliebene Martinolli leise sagte:

„Herr Rothmayer spielt darauf an, daß erkleckliche Anstrengungen gemacht wurden, diese Arbeit Herrn Gran zuzuwenden, der gar gewaltige Gönnerschaft am Hofe genießt. Da dieser aber ohnehin mit dem großen Deckengemälde im Bibliothekssaale betraut ist, haben Seine Majestät entschieden, daß dieser Auftrag Herrn Rothmayer zuzuwenden, und Gran nur mit einem Altarbild beauftragt werde."

„Woran der Kaiser, wie in allen Dingen, vollkommen wohlgethan hat," setzte Prinz Eugen bei; „Herr Rothmayer ist ein tüchtiger, erfahrener Künstler und verdient alle Förderung. Indessen habe ich den Gran sehr loben gehört — namentlich vom Fürsten Adam Schwarzenberg."

„Des Fürsten Durchlaucht ist auch ein gar besonderer Gönner dieses Künstlers," entgegnete Martinolli, „hat ihn ausbilden lassen, denn er ist aus sehr armen Stande, so daß man gar nicht recht weiß, wo und wann er geboren ist."

„Ei, mein Herr Hofbaumeister," warf Eugen lächelnd ein, „Ihr Herren Künstler stammt alle direct vom Parnaß und Apoll ist Euer gemeinsamer Vater. Die Kunst ersetzt Euch Wappenbrief und Ahnen und ist Euer natürlicher Adel. Scheint es doch, als wäret Ihr dem Gran nicht recht günstig, wie?"

„O — er ist ein tüchtiger Künstler," entgegnete Martinolli, „und hat in Italien, wo er durch des Fürsten Schwarzenberg Gnade sich aufhielt, den großen Meistern gar viel abgeguckt, so daß er meisterlich die Kohle zu führen und kecke frische Farben aufzusetzen weiß — daran läßt sich nichts abstreiten. Wahr aber ist, daß er nicht sonderlich gern gesehen und estimirt in seiner Genossen Kreis ist."

„Warum?" ermunterte Prinz Eugen den Stockenden zum Fortfahren.

„Nun, die Wahrheit zu sprechen, hat er ein stolzes, herrisches Wesen an sich, als wäre ihm kein anderer Künstler gleich; dann ist er von lockeren Sitten."

„Künstlerblut, Künstlerblut!" warf der Prinz entschuldigend ein.

„Die sich nicht recht mit der heiligen Weihe des künstlerischen Berufes vertragen wollen," fuhr Martinolli mit Nachdruck fort, „verkehrt meist nur mit den jungen Herren vom Hofe und schaut seine Kunstgenossen über die Achseln an."

„Das ist wohl nicht hübsch von ihm," sagte Prinz Eugen. „Ich bin wirklich auf ihn begierig — ist er denn nicht anwesend?"

„Es ist wohl auch an ihn die Aufforderung ergangen, sich einzufinden," entgegnete Martinolli malitiös, „aber — er hat es nicht der Mühe werth gehalten, zu kommen."

„Man hat wohl nicht beigefügt, daß ich wünsche, alle Künstler zu sehen, welche an diesem schönen Werk arbeiten," sagte der Prinz kaltblütig, dadurch die hämische Bemerkung des Hofbaumeisters zurechtweisend. „Wann gedenkt Ihr, das Deckengemälde zu vollenden, Maestro Rothmayer?"

„Mit des Himmels Segen, in drei bis vier Jahren, da es doch nur angeht, während des Sommers daran zu arbeiten," versetzte der Maler und winkte einen abseits stehenden Mann zu sich.

„Für die Architekturmalerei, welche die Bögen ausfüllen und das Mittelfeld umrahmen soll, habe ich mir hier an Herrn Johann Cajetan Fanti, einen geschickten Helfer gewonnen, der mir die Arbeit wesentlich erleichtern wird."

„Den jungen Mann kennen wir ja, nicht wahr?" wendete sich Prinz Eugen zu seinem Begleiter, dem Oberschiffamts-Lieutenant. „Er hat sich beim großen Saal da droben, im Belvedere, als ein ausgezeichneter Schüler seines berühmten Meisters Pozzo bewiesen."

Giovanni Pozzo war Jesuit und einer der berühmtesten Freskomaler aller Zeiten. Als Meister der Perspective und Architekturmalerei bewährte er sich namentlich in den Deckengemälden der Dominikaner- und Augustinerkirche in Wien.

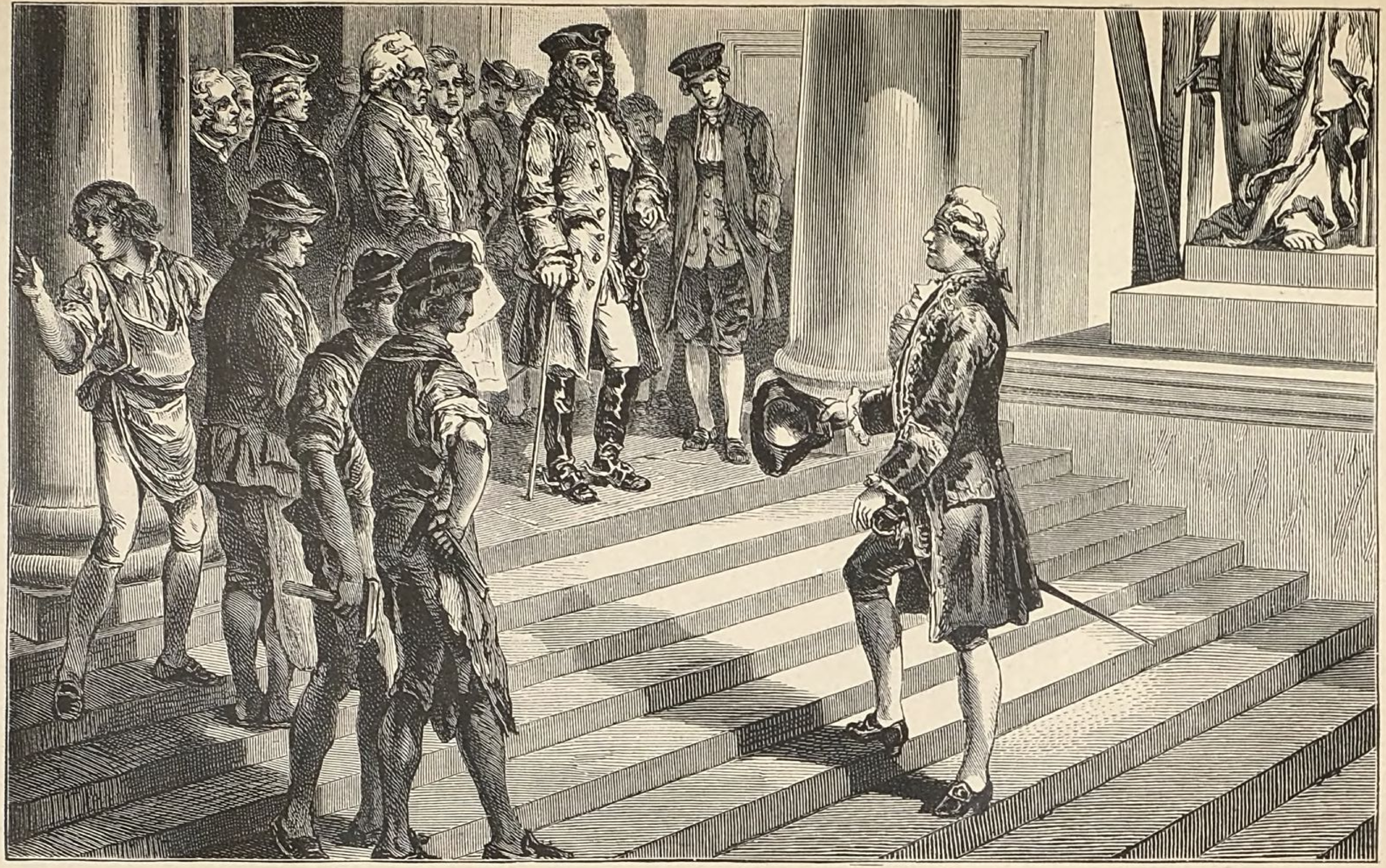
Unter diesen Gesprächen war man wieder unter der gewaltigen Säulen-Colonnade angelangt, welche die Freitreppe krönt. Der Prinz drückte seine Zustimmung zu den getroffenen Maßregeln aus und nahm noch den Bericht Martinolli's über die Statue des heiligen Carolus Borromäus entgegen, die den Frontisspice des Portikus krönen sollte, als von der Stadt eine Hofequipage kam und vor dem Bauplatz hielt

Die Künstler in der Begleitung des Prinzen streckten die Hälse, um zu sehen, welcher vornehme Besuch da wohl komme. Und in der That schien es, als ob ein Herr von bedeutend höherem Rang als der Prinz, der Karosse entstiege. Die hohe gebieterische Gestalt war reich und prunkvoll gekleidet; ein scharlachrother, reichgestickter Rock, weiße Kniehosen und Seidenstrümpfe, glänzende Schuhe mit Schleifen und Goldschnallen, ein kleines Hütchen mit Tressen und Federn, kostbare Spitzen an Manschetten und Brustkrause und ein zierlicher Galanteriedegen von seltener Goldschmiedearbeit, gaben ein Gesammtkostüm, das einen Herrn von hohem Hofrang in dem Nahenden vermuthen ließ. (Hierzu das Bild.)

Aber es mußte wohl anders sein, denn als einige der Herren die Züge des stolzen, blassen, von langen und wohlgepflegten dunkelbraunen Locken umringelten Antlitzes erkannten, verzogen sich ihre Mienen spöttisch und unmuthig, sie zischelten untereinander und traten zur Seite, wohl nur, um den Kommenden dadurch, daß er dem Prinzen allein gegenüber treten mußte, eine Verlegenheit zu bereiten — denn es verlautet ja jetzt noch, daß in der Künstlerbrust nicht immer bloß die Ideale und lautere Begeisterung, sondern auch recht irdische Gefühle, wie Neid und Mißgunst gegen Gleichstrebende wohnen und also wird es wohl auch vor hundertundfünfzig Jahren gewesen sein.

Der Prinz hatte das sonderbare Benehmen der Herren wohl wahrgenommen, denn ein leichtes Lächeln kräuselte seine Oberlippe, während er dem Ankommenden entgegensah und seiner Nase eine neue mächtige Prise zuführte.

Jener schritt rasch die Stufen zur Freitreppe hinan und blieb nach einer ehrerbietigen mit edlem Anstande, aber ohne alle kriechende Unterwürfigkeit gemachten Verbeugung vor dem Prinzen stehen.



A. u. N.

Prinz Eugen beim Baue der Karlskirche.

22.

„Verzeiht, gnädigster Herr," sagte er ohne alle Befangenheit, „daß ich erst jetzt komme — ich habe mich im Schaffen an der Staffelei vergessen."

„Ah, der Herr ist Künstler!" erwiderte der Prinz. „Nun, das Sprüchlein besagt ja: Aurora musis amica est (die Morgenröthe ist der Musen Freundin) und da ist es nur natürlich, daß man auf irdische Dinge vergißt, wenn man mit den Töchtern Apollo's verkehrt. Und welcher derselben huldigt der Herr?"

„Ich bin Maler," lautete die einfache Antwort.

„So, so — ah, da ist der Herr wohl der —"

„Daniel Gran," entgegnete mit Selbstgefühl der Künstler, und zwar mit einem Selbstgefühl, das zum Mindesten schon scharf an der Grenze der Berechtigung stand.

„Hm! hab' schon manches Preiswürdige von Euren Arbeiten vernommen," sagte Eugen und ließ unter den buschigen Brauen hervor seinen Blick über Gran gleiten; „welcher Art ist die Aufgabe, die Ihr für dieses Gotteshaus übernommen?"

„Seine Majestät wünscht, daß zur inneren Ausschmückung die bedeutendsten im Lande lebenden Künstler beitragen" — begann Gran, wurde aber sofort vom Prinzen mit der trockenen Bemerkung unterbrochen:

„Und da dürft Ihr natürlich nicht fehlen."

„Da es mir aber meine Zeit nicht gestattet, das Kuppelgemälde zu übernehmen, haben mich Seine Majestät mit der Ausführung eines der Altargemälde beauftragt."

„Und was wird es vorstellen?"

„Die heilige Elisabeth."

„Und habt Ihr vielleicht schon eine Skizze davon gemacht?"

„Wenn Eure Durchlaucht geruhen wollen Einsicht zu nehmen," entgegnete der Maler und reichte dem Prinzen eine Mappe dar, die er unter dem Arm trug.

„Ei, das ist ja superb!" rief der Prinz mit aufrichtiger Anerkennung, während er in den Studien blätterte. „Wahrhaftig grandios und doch von hoher Natürlichkeit. Man sieht, daß der Herr nicht ohne Nutzen die großen italienischen Meister studirt hat."

„Mein trefflicher Lehrer Solimena in Venedig hat mich darauf hingeleitet, daß die Natur und das, was große Künstler vor uns geschaffen, die beste Schule für Jeden sind, der gesunde Augen hat," entgegnete Gran.

„Wahr, sehr wahr," erwiderte der Prinz und gab die Mappe zurück. „Ich zweifle nicht, daß Euer Gemälde diesem herrlichen Bau Ehre machen und seiner würdig sein wird."

Mit einer gnädigen Kopfbeugung wendete sich Eugen zu Martinolli und schritt in dessen Begleitung dem Wagen zu.

„Ein wenig viel scheint der Mann von sich zu halten, das ist wohl richtig — indessen kommt es nur darauf an, ob er wirklich was Ordentliches kann und das scheint mir wohl der Fall zu sein. Denn seht, mein lieber Herr Hofbaumeister, es giebt so viele aufgeblasene Tröpfe in allen Fächern, die doch ganz hohl sind und nichts zuweg bringen und so viel kriecherische Duckmäuser, die sich heuchlerisch klein machen, weil sie hoffen, daß wir sie dann um Gottes Barmherzigkeit willen ein wenig wachsen lassen werden, daß es ordentlich wohl thut, endlich einmal einen Mann zu sehen, der weiß, was er werth ist und damit auch nicht hinter dem Berg hält."

„Selbstgefühl ist allerdings eine schöne Eigenschaft," entgegnete Martinolli vorsichtig, „nur sollte ich meinen, daß —"

„Es nicht in Selbstüberhebung und Hochmuth übergehen soll," setzte der Prinz fort. „Da habt Ihr wohl Recht. Aber es ist einmal so Menschensache, daß man die guten Eigenschaften weiter treibt, als es gut und die Fehler weiter, als

es verzeihlich ist. Gehabt Euch wohl, Herr Hofbaumeister, es wird mich freuen, Seiner Majestät berichten zu können, daß die innere Ausschmückung unter Eurer Leitung denselben erfreulichen Fortgang zu nehmen verspricht, wie der ganze Bau, der dem kaiserlichen Stifter zur Ehre, der Stadt aber zur besonderen Zierde gereichen wird."

Gran war nach des Prinzen Entfernung zu den übrigen Künstlern getreten und hatte sich in deren Gespräch gemengt.

„Ich begreife es wohl, daß der Prinz sich so lobend über die beiden Glockenthürme, die wie riesige Säulen und Wächter neben der Kuppel stehen, ausgesprochen hat," sagte er feurig. „Nun, der gnädigste Herr ist weit herumgekommen, hat viel gesehen und sich ein freies Auge bewahrt, daß er trotz aller Regeln das Schöne schön zu finden vermag. Wohl passen sie nicht recht in eines Stiles enggezogene Grenzen und doch behaupte ich, diese Thürme gehören zu dem Schönsten und Kühnsten, was Meister Fischer von Erlach schuf."


Kaiser Karl VI. (Seite 1019 u. 1028.)

„Hm! so seid Ihr wohl recht schlimm auf den Stil zu sprechen?" warf einer der Herren ein.

„O nein," entgegnete der Maler eifrig. „Der Stil ist für den Architekten das, was für uns Maler die Natur ist — der weite Rahmen, in dem er nach den Anforderungen des Gegenstandes seine eigene schaffende Eingebung walten lassen soll. Ich kehre mich nur gegen jene einschränkende Splitterrichterei, die jeder Linie und jedem Schnörkel nachspürt, ob er in das Schema eines Stiles oder einer Schule taugt und die schließlich im Künstler jede Eigenart zerstören müßte."

Gar mancher der Herren mochte fühlen, daß Gran's Worte nicht ohne Beziehung auf ihn selbst waren. Indessen fürchtete man die gewandte Zunge des Mannes, der zudem eben hoch in kaiserlicher Gunst stand und begnügte sich spöttische Blicke zu tauschen und mit einem vielsagenden Achselzucken die Mißbilligung so ketzerischer Ansichten auszudrücken.

„Wißt Ihr, was mich ernstlich Wunder nimmt, Herr Hofbaumeister?" wendete sich Gran an den nunmehr auch dazutretenden Martinolli. „Ist es doch sonderbar, daß dem bedeutendsten Bildhauer, welchen dieses Land sein nennt, ja vielleicht dem ersten jetzt überhaupt lebenden Meister dieser edelsten aller Künste keine Aufgabe für diesen Prachtbau zu Theil geworden ist!"

„Ei und wer wäre das?“ rief Johann Stanetti, welchem die Ausführung der oben erwähnten Statue des heiligen Carolus übertragen war.

„Bedauerlich, daß Ihr mit ihm in einer Stadt wohnt und noch fragen könnt,“ entgegnete geringschätzig Gran. „Aber freilich — Rafael Donner (Bild Seite 1033) dient der Natur und Kunst zugleich und schwört auf keine Schule veralteter Regeln, gehört zu keinem jener Verbände, die sich gegenseitig beräuchern und die göttliche Kunst schier zu einer Zunft machen und darum — kennt man ihn nicht und wenn dies nicht angeht, verlästert man ihn.“

„Das wird wohl Niemand beifallen,“ nahm Martinolli das Wort. „Donner ist ohne Zweifel ein sehr geschickter Modellirer — aber es hat sich eben keine Gelegenheit gegeben, ihn zu beschäftigen.“

„Nennt ihn nur immerhin einen Bildhauer, Herr Hofbaumeister,“ rief Gran, „denn die Nachwelt wird ihn so nennen und er ist einer, wie die Besten seiner Kunst! Er versteht das Höchste aller künstlerischen Darstellung, den menschlichen Körper so schön und wahrhaft classisch zu gestalten, wie kein Zweiter. Laßt Euch die Mühe nicht verdrießen, und sucht ihn in seinem einsamen Atelier auf. Dort mögt Ihr das Künstlerauge an den herrlichen Gestalten ergötzen, die er für den von der Stadtgemeinde gewidmeten Brunnen am Mehlmarkt (dem heutigen „Neuen Markt“) schafft und dann erwägen, ob er blos ein Modellirer und nicht würdig wäre, zur Ausschmückung dieses Prachtbaues beizutragen, so gut wie wir Anderen und — vielleicht noch besser, als mancher von uns.“



Prinz Eugen. (Seite 1020.)

„Ich kann Herrn Gran nur vollkommen beistimmen“, nahm Christoph Mader, der schüchterne Riese das Wort. „Donner ist ein Meister unserer edlen Kunst und weiß mit Meissel und Hammer eben so fertig umzuspringen, als mit dem Bossirwachs. Eben hat er ein Kruzifix in der Arbeit, das für die Burgkapelle bestimmt ist und ein Meisterwerk zu werden verspricht.“

„Ihr seid ein wackerer Mann,“ sagte Gran, „denn Ihr erkennt wenigstens an, was höher steht, wenn es Euch auch an Muth fehlt, offen zu sagen, was Ihr unter Euch stehend, erachtet. Seht Ihr Herren,“ wendete er sich mit übermüthiger Miene zu den Uebrigen, „ich weiß, Ihr nennt mich hochfahrend und stolz, Ihr nehmt Anstoß an meiner Kleidung, an meinem Leben, an meinen

Worten und Thun, Ihr mißgönnt mir des Kaisers Wohlwollen und lästert darüber, weil ich nicht mit meinen Genossen, sondern lieber mit Hochgebornen und Mächtigen verkehre. Ich aber sage Euch, zeigt mir, daß Ihr die Kunst in ihrer ganzen Höhe und Tiefe und nicht blos als ein milchgebendes Thier für des Tages Nothdurft erfaßt und ich werde mich vor Euch beugen. Weil Ihr dies aber nicht könnt, und ich sehe, daß Ihr gerne noch jedem Anderen, der höher fliegen mag, als Ihr, die Flügel knicken möchtet — darum halte ich mich fern und verkehre mit Anderen, die mich trotz Ihres Ranges kraft meiner Kunst als Ihresgleichen behandeln. Und wenn ich der sanfteste, bescheidenste und musterhafteste Mensch wäre, so würde ich mich aus Liebe zu meiner Kunst in das Gegentheil verwandeln, da ich sehe, wie wenig Geltung und Ansehen auch der größte Künstler genießt, wenn er sie sich nicht erzwingt! Das lerne ich aus Meister Donner's Schicksal, der als Künstler höher steht, wie wir Alle und — kaum gekannt, noch weniger aber geachtet wird, wie es sich gebührt, von seinen eigenen Kunstgenossen. Gott bewahre mich vor dem gleichen Schicksal! Denn lieber mag ich stolz und hochfahrend genannt werden! Lebt wohl, Ihr Herren, und tragt mir meine Rede nicht nach!"

Er stieg in die prächtige Karosse, die ihm vom Hofe zur Verfügung gestellt wurde und rollte stolz davon, während die übrigen Herren sich nach verschiedenen Seiten zerstreuten und über die wüste Fläche, welche damals vor Regulirung der Glacien, die Stadt von den Vorstädten trennte, ihren Weg suchten. Mehr als Einer fühlte in diesem Gegensatz, daß die Theorie Gran's, man müsse sich selbst zur Geltung bringen, nicht ohne praktische Berechtigung und Annehmlichkeit sei.

Und darum gilt es wohl auch noch bis in unsere Tage als vieler Künstler Augenmerk, ihr eigener eifriger Weihrauchspender zu sein.

---

2. Ein hoher Kunstmäcen.

Kaiser Karl VI., (Bild Seite 1024), der letzte Sprosse des Habsburgischen Mannesstammes, war nach dem Tode seines Bruders Josef I. vom spanischen Thron, welchen er freilich nie unbestritten inne hatte, zur Kaiserwürde und zur Regierung der österreichischen Lande berufen worden.

Seine nicht ganz dreißigjährige Herrschaft diente fast nur zwei politischen Gedanken, deren einer darin bestand, aus der spanischen Herrschaft möglichst viel für das Haus Habsburg zu retten, während der zweite das Ziel verfolgte, die Erblande beim Mangel eines männlichen Leibeserben für seine Tochter Maria Theresia zu erhalten.

Beide im Grunde so wohl berechtigte Zwecke verfolgte er indessen mit Mitteln, welche wenig mehr als momentanen Erfolg versprachen. Er war an und für sich kein Mann rascher Entschlüsse und kräftigen Handelns und wurde in seinem Systeme halber Maßregeln und kleiner Mittelchen noch bestärkt durch seine Umgebung, die er aus Spanien mitbrachte. Diese Herren spanischer oder italienischer Abkunft steckten noch voll von Erinnerungen an die hinterhältige und zweideutige Politik ihrer Länder und beeinflußten Karl VI. bald so sehr,[1] daß er zum Mindesten als österreichischer Regent nicht einhielt, was er bei seiner Thronbesteigung in Spanien als Grundsatz aufgestellt hatte, daß er „die Wahrheit aus jedem Munde und zu jeder Zeit gerne hören wolle und Cabalen oder verstecktes Spiel durchaus nicht nach seinem Humor seien."

---

[1] Näheres darüber in M. Bermann's „Maria Theresia und Kaiser Josef II." Seite 22 und 86. (A. Hartleben's Verlag.)

Es ist bemerkenswerth, daß die Umgebung des Kaisers es durchzusetzen wußte, daß Prinz Eugen, der nicht allein durch seine Siege Dienste geleistet, sondern als Präsident des Hofkriegsrathes die Armee neu umgestaltet und als Staatsmann fruchtbar für Oesterreich gewirkt hatte, mit jedem Jahr mehr an Einfluß auf die Staatsgeschäfte verlor und endlich — natürlich in schonendster Weise — fast ganz beseitigt wurde. Der Bitterkeit über diesen Vorgang mag das bekannte Wort Eugen's entsprungen sein: „Ich habe drei Kaisern gedient; Leopold I. war mir ein Vater, Josef I. ein Bruder — erst Karl VI. ist mein Herr geworden."

Daß Eugen aber die politischen Verhältnisse in Europa richtiger beurtheilte, als die spanischen und wälschen Rathgeber des Kaisers, wurde durch die Zukunft bewiesen. Der von Eugen bis zum letzten Augenblicke bekämpfte Friede von Utrecht — der Volkswitz nannte ihn von „Unrecht", war eine Quelle von weiteren Verwicklungen und alles Bemühen des Kaisers der pragmatischen Sanction,[1] dem Hausgesetz, durch welches seine weiblichen Nachkommen für die untheilbar erklärten österreichischen Erblande successionsfähig wurden, die mit schmerzlichen Opfern erkauften Zustimmungen der übrigen Länder zu erwirken, erwies sich wirkungslos und Maria Theresia war genöthigt, ihr allseitig verbrieftes gutes Recht schließlich doch mit den Waffen zu vertheidigen. Auch das hatte Eugen von Savoyen richtig vorausgesehen, indem er äußerte, ein tüchtiges Heer und ein wohlgefüllter Schatz seien bessere Garantien als alle pergamentenen Abmachungen und diplomatischen Spitzfindigkeiten.

Gerade mit dem Schatz sah es aber unter Karl VI. sehr schlimm aus. Wiederholte und nicht immer glücklich geführte Kriege erschöpften die Mittel, welche auch in Friedensjahren durch eine unkluge Finanzwirthschaft und eine verschwenderische Hofhaltung übermäßig in Anspruch genommen wurden.

Denn Karl VI. war ein überaus prunkliebender Herr, der viel auf den steifen Pomp spanischer Etikette, auf eine zahlreiche Hofdienerschaft und glänzende Schaustellungen hielt. Großartige Jagden, Caroussels, Scheibenschießen und andere Vergnügungen waren auf der Tagesordnung und namentlich das Theater, natürlich ein nur für den Hof und seine Gäste berechnetes Theater, verschlang unglaubliche Summen, die in argem Widerspruch mit der Lage des Staates und seinen Einkünften standen. Die neue Favorita (das heutige Theresianum) so genannt im Gegensatze zur alten Favorita im Augarten, war der Schauplatz dieser kostspieligen Festlichkeiten, zu deren Kennzeichnung es genügt anzuführen, daß die Decorationen und Costüme zu einer Opernvorstellung an 300.000 Gulden in Anspruch nahmen.

Da wurden die glänzendsten Gebäude und Gärten, feuerspeiende Berge und von edlem Krystall und Erz glitzernde Grotten aus dem Nichts hervorgezaubert, Aufzüge und Ballete, Schlachten und Tänze mit unerhörter Kostümpracht in Scene gesetzt, ja einmal wurde auf einem künstlichen Bassin ein Seetreffen aufgeführt, das jedoch keine Wiederholung fand, da einige Schiffe allzu natürlich scheiterten, und die Primadonna dabei mit der Bravour-Arie in der Kehle fast jämmerlich vor den Augen des ganzen Hofes ertrunken wäre. (Bild Seite 1048.)

Indessen machte sich die Prachtliebe Karl's VI. auch in anderer wohlthätiger Weise geltend. Er war ein Gönner und Liebhaber der schönen Künste und verhalf denselben, namentlich der Architektur, zu einem freilich bald wieder versiegenden Aufschwung in Oesterreich. Wien verdankt ihm eine ganze Reihe von Prachtbauten, welche für den architektonischen Charakter der älteren Stadttheile maßgebend sind und auch heute noch den Vergleich mit den Dutzendschöpfungen der letzten Jahre ganz wohl vertragen.

---

[1] Ausführlich darüber in M. Bermann's „Maria Theresia und Kaiser Josef II. Seite 153. (A. Hartleben's Verlag.)

Die Hofbibliothek, die sogenannte Reichskanzlei (Bild Seite 1028) und die Winterreitschule, welche Theile eines von ihm nach Vorschlägen des berühmten Fischer von Erlach beabsichtigten vollkommenen Umbaues der Hofburg sind, die Hofstallungen, die Karlskirche (Bild Seite 1017), der herrliche Palast der ungarischen Leibgarde (ursprünglich Palais Trautsohn), das jetzige Finanzministerium (erbaut von Eugen von Savoyen) und viele andere Palastbauten entstammen seiner Zeit, und vielfach auch seiner Anregung.

Mit und durch die Architektur wurde aber auch den anderen bildenden Künsten, der Malerei und Sculptur ein mächtiger Impuls gegeben und es entstand, wenn auch nicht eine bedeutende Kunstperiode von nachhaltigem Einfluß, so doch eine Zeit kurzer Blüthe.

Die Geschmacksrichtung und Prachtliebe des Kaisers blieb natürlich nicht ohne Einfluß auf den Adel und sowohl die erbländischen, als die mit Karl VI. nach Wien gekommenen spanischen und italienischen großen Herren wetteiferten in der Erbauung von Palästen und der Entfaltung eines oft sinnlosen, indessen doch meist von künstlerischem Geschmack verklärten Prunkes.

Zu den besonderen Günstlingen und Rathgebern des Kaisers gehörte Gundacker Graf Althann, der ihn nach Spanien begleitet hatte und sowohl in politischen Dingen, wie als Maître des plaisirs (Director der Vergnügungen) von großem Einfluß war.

Graf Althann besaß ein ungeheueres Vermögen und reiche Besitzungen, die jedoch durch Verschwendung und einen mit dem Hof rivalisirenden Aufwand fast ganz verloren gingen. Auf einem seiner Güter in Niederösterreich, dem südöstlich von Herzogenburg und an der Abdachung des Haspelwaldes gelegenen Mürzstetten erbaute Graf Althann die „Goldburg" — durch Umfang und Pracht der Einrichtung, durch die herrlichen Garten-Anlagen ein Wunder jener Zeit. Die „Goldburg" war der Schauplatz feenhafter Feste zu Ehren Karl VI., der nicht selten mit seinem ganzen Hofstaat dort erschien. Heute ist Goldburg eine Ruine, die Erinnerung an die einstige Pracht und die bei den Festlichkeiten entwickelte Herrlichkeit ist aber noch immer in der Umgegend lebendig.

Das Jahr 1728 war in politischer Beziehung ganz windstill und erlaubte dem Kaiser sich unbefangenen Gemüthes seinen Liebhabereien und Passionen widmen zu können. Zwar war der Congreß zu Soissons im vergangenen Jahre verflossen, ohne des Kaisers Lieblingswunsch, die allseitige Anerkennung der pragmatischen Sanction zu erfüllen. Nunmehr aber hatte man den Weg der Einzelnverhandlungen eingeschlagen, welcher mehr Erfolg versprach, denn schon hatte sich Holland durch die vollständige Aufhebung der Handelsgesellschaft von Ostende bestimmen lassen, die neue Erbschaftsordnung anzuerkennen und zu gewährleisten. Daß man dadurch dem kaum erblühten Handel mit Indien ein Ende machte, die Belgier materiell schädigte und auch in ihrem Nationalstolz empfindlich beleidigte, kümmerte Karl und seine Räthe nicht — die leidige Methode, um geträumter politischer Zwecke willen sehr greifbare materielle Interessen zu opfern, wie sie ja auch unsere sogenannte Staatskunst noch beherrscht, machte sich damals schon zum Schaden der Völker geltend.

Einige Zeit nach der im vorigen Abschnitt erzählten Scene bei der Karlskirche überzeugte sich der Kaiser in Person von den Fortschritten, welche das große Deckengemälde im Saal des neuen Bibliotheksgebäudes mache, das man allgemein als das Hauptwerk Gran's ansieht. In Begleitung des Grafen Althann und einer Nichte desselben, der schönen Eleonora Escosura, und einiger anderer Herren vom Hofe suchte der Kaiser den Neubau der Bibliothek auf, der zu seinen Lieblingsschöpfungen gehörte.

Karl VI. stand damals in seinem fünfundvierzigsten Jahre, erschien jedoch durch die besonders im Gesichte auffällige Fülle älter. Zu seiner ansehnlichen

Gestalt und den würdevollen ernsten Zügen paßte die spanische Tracht aus kostbarem Brokat, der rundherum mit Federn besetzte Hut und die in Lockenreihen bis auf die Schulter herabfallende Perrücke ganz prächtig. (Bild Seite 1024.)

Graf Althann war etwas älter als der Kaiser, aber schlanker und beweglicher, ein vollendeter Hofmann, der in allen Sätteln zu sitzen wußte und keinen anderen Lebenszweck zu haben schien, als den Genuß und das Bestreben, seinem kaiserlichen Herrn angenehm zu sein. Seine Nichte, Donna Eleonora, stammte aus der Ehe einer Schwester des Grafen mit einem spanischen Edelmann, war trotz ihrer Jugend schon Wittwe und galt für eine der gefeiertsten und — gefürchtetsten Schönheiten des Hofes.

Der Kaiser blieb mit seinen Begleitern unter der großen Thüre zum Saal stehen und tauschte, flüsternd mit Althann, seine Bemerkungen über die grandiose Schöpfung Gran's aus, welche, die Vereinigung der Wissenschaften vorstellend, durch Kühnheit und Gewalt der Composition, wie durch die harmonische Farbenwirkung an die berühmtesten Fresken der großen italienischen Maler erinnert.

Man hatte, um die Wirkung von unten beobachten zu können, einen Theil des Gerüstes entfernt. Gran selbst stand in einer Fensternische und verglich offenbar das Deckengemälde mit einigen Zeichnungen, die er in der Hand hielt, wobei er in den letzteren Aenderungen machte.

Er war so in seine Arbeit vertieft, daß er die Herrschaften nicht früher bemerkte, bis ihn das silberhelle Lachen von Donna Eleonora, die mit einem der Hofherren plauderte, aufstörte.

Ein rascher Blick seines glänzenden Auges flog durch den Saal und blieb einen Moment an der Gestalt der reizenden Dame haften, während sich tiefe Röthe über sein ganzes Antlitz verbreitete. Er faßte sich jedoch sofort und ging mit der edlen ungezwungenen Haltung, welche ihn auszeichnete, dem Monarchen entgegen.

Auch jetzt, obwohl er ein einfacheres Gewand trug, wie es die Arbeit erforderte, mußte jedermann zugestehen, daß er ein auffallend schöner Mann war, auf dessen Antlitz, wenn ihm auch der Adel der Geburt fehlte, das Genie seinen freilich nicht vererbbaren Stempel aufgedrückt hatte. So ähnlich mochte auch Donna Eleonora denken, denn ihr Auge verglich offenbar zwischen seinem Antlitz und jenen der Hofherren, die an der Thüre stehen geblieben waren. Sie zählten zwar alle ohne Zweifel eine erkleckliche Reihe tadelloser adeliger Vorfahren, dagegen war von Genie und anderen plebejischen geistigen Eigenschaften so verzweifelt wenig zu sehen, daß die Dame bald jede weitere Vergleichung aufgab und ihre Aufmerksamkeit nur dem Künstler zuwendete.

„Wir sind gekommen, um Uns selbst von den Fortschritten Eurer Arbeit zu überzeugen," sagte Karl VI. nach einer kaum merklichen Kopfneigung mit etwas heiserer schleppender Stimme, „und Uns an Eurer Kunstfertigkeit, die Ihr da in besonders imposanter Weise zeiget, zu ergötzen."

„Leider wird mein Können, so sehr ich es auch anstrenge, noch immer zurückbleiben hinter meiner Aufgabe, die darin besteht, Eurer Majestät unvergängliche Verdienste um die Wissenschaften der Nachwelt vor Augen zu führen," sagte Gran mit einer höfischen Verbeugung.

„Wir würden noch gerne mehr für Apollo und die Musen thun, wenn Mars uns nicht so oft zu schaffen machte," entgegnete der Kaiser, und so weit es seine Gravität erlaubte, flog ein Lächeln über seine Züge.

„Erlauben mir Euere Majestät zu bemerken, daß nach der griechischen Sage Pallas Athene nicht blos die Göttin der Weisheit und Gelehrsamkeit, sondern auch jene des Krieges ist," sagte Graf Althann. „Bringen wir ihr ein Opfer, und sie wird wohl dafür sorgen, daß keine der Disciplinen, deren Schützerin sie ist, unter dem Walten der anderen leide."

„Ein köstlicheres Opfer, als es Seine Majestät mit diesem Bau aufgerichtet, kann der Weisheitsgöttin nicht dargebracht werden," schaltete Gran ein.

In dieser etwas schwulstigen Weise bewegte sich das Gespräch im Geschmacke jener Zeit weiter, wobei die classische Mythologie mehr als billig zu gewundenen Redefiguren benützt wurde. Daß es dabei ohne ziemlich dick aufgetragene Lobpreisungen und Schmeicheleien für den Kaiser nicht abging, ist begreiflich, und Karl VI. fand dies um so natürlicher, da ja auch keine der Opern und keines der Ballete, die auch meist dem klassischen Alterthume die Handlung entlehnten, vorüberging, ohne daß sein Lob in irgend einer Weise gesungen oder getanzt wurde. Es war das eben zu jener Zeit üblich und vielleicht natürlicher und weniger widerlich, als manche Servilität unserer Tage.

Der Kaiser interessirte sich sichtlich für das Werk des Künstlers, besprach eingehend die schon vollendeten Partien, ließ sich erklären, wie die noch leeren Flächen ausgefüllt werden sollten, und verrieth in seinen Urtheilen und Bemerkungen tüchtiges Kunstverständniß.

Indessen zeigte sich in dieser Beziehung Gran als selbstbewußter Künstler, und so trefflich er auch offenbar den höfischen Ton beherrschte, trat er doch Andeutungen des Kaisers, die mit seinen Ansichten nicht übereinstimmten, ohne alle Scheu entgegen.

Natürlich nahm Graf Althann daran nicht geringes Aergerniß, der wie alle Höflinge Ergebenheit und Loyalität mit Servilität und Verleugnung aller Selbstständigkeit verwechselte.

„Ich dächte, lieber Meister, es wäre besser, wenn ihr die hochweisen Andeutungen Seiner Majestät mit gebührendem Dank annehmen und vollziehen würdet," sagte Althann endlich, als Gran sich eben bemühte, einen Vorschlag des Kaisers mit künstlerischen Gründen zu bekämpfen. „Was Ihr von Eurem Standpunkte aus vorbringen mögt, kann Euch zwar recht triftig erscheinen — als maßgebend den von so hoher Einsicht und Erudität (Gelehrsamkeit) zeigenden Willensmeinungen Seiner Majestät gegenüber werdet Ihr Eure Einwendungen denn doch nicht angesehen wissen wollen."

„Und warum nicht, mein Herr Graf?" fragte Gran rasch und sich zu seiner vollen Höhe aufrichtend. „Ich bin mir bewußt, die Ehrfurcht vor Seiner kaiserlichen Majestät nicht zu verletzen, wenn ich meinen Standpunkt als Künstler wahre. Seine Majestät ist mein Kaiser und Herr — das weiß ich und lasse es an Ehrfurcht und Ergebenheit nicht fehlen, unterwerfe mich auch seiner weisen Regierung, wie es einem treuen Unterthan ziemt. — Ich aber bin Künstler und muß wissen, was meiner Kunst und meinem Werk frommt, wie es kaiserlicher Majestät heiliges Recht ist, unser und des Reiches Geschick zu lenken."

„Ihr wollet doch nicht Euch mit Seiner Majestät vergleichen?" fragte Graf Althann spöttisch.

„In einer Hinsicht gewiß und auch dadurch wird die schuldige Ehrfurcht nicht verletzt," entgegnete Gran heftig. „So wie Seine Majestät der Kaiser durch seine Großthaten, durch weise Herrschaft und Beschützung, wie Förderung des Guten und Schönen seinen hohen Namen und sein Andenken ruhmvoll der Nachwelt zu überliefern trachtet und zu diesem Ende keine Sorge und kein Bemühen scheut — also auch ich in meinem so viel bescheideneren Wirken. Für des Kaisers Majestät zeugen seine Thaten — des Künstlers Name wird durch seine Werke der Nachwelt erhalten, und ich sage, es ist kein tüchtiger Mann, kein echter Künstler, der nicht darnach strebt, das Höchste, was er vermag, das Beste, was er kann und was sich vor seiner Seele gestaltet, auch wirklich zu schaffen, unbekümmert um Einwürfe und den wechselnden Geschmack."

„Hm! ich dachte mir nur, der Geschmack kaiserlicher Majestät hätte Euch immerhin als Richtschnur dienen können, ohne daß Ihr Euch und Eurem Künstlerstolz etwas vergeben hättet," sagte der Graf kalt.

„Mein Künstlerstolz? Ja, ich hab' ihn und ich leugne es nicht!" rief Gran und richtete sich hoch auf. „Ich hab' ihn und hege ihn, denn ich meine, wer was Tüchtiges schaffen kann, darf und soll stolz auf sein Können sein. Und das ist mein Stolz, mein Herr Graf, der nie versagt und sich nie zur sklavischen Unterthänigkeit erniedrigt!"

Graf Althann wollte offenbar scharf erwidern, wurde aber durch den Kaiser verhindert, der bis jetzt dem Wortgeplänkel zugehört hatte, nun aber mit seiner gewohnten Ruhe sagte:

„Laßt mir den Maestro zufrieden, Graf Althann, er hat ganz recht und wahr gesprochen. Er muß seine Sache wohl besser verstehen und — wenn sie auch nicht geräth, so kommt es auf seinen und nicht auf Unseren Namen. Glaubt Uns nur, es ist sehr unangenehm, für die Fehler und Thorheiten anderer Leute mit seinem Namen und seiner Verantwortung einstehen zu müssen vor Mit- und Nachwelt. — Wir haben das oft genug verkostet. Und wahrlich! es wäre gut, wenn manchmal jeder Unserer Räthe so sicher seiner Sache und so bereit wäre, seine Opiniones (Meinungen) mit Bescheidenheit, aber begründet zu vertreten, als dieser Meister seine Kunst."

„Eure Majestät beweisen mit diesen Worten wie immer hohe Weisheit!" sagte mit einer tiefen Verbeugung der erfreute Künstler. „Nicht blos um meines Namens halber, sondern weil dieses Werk für alle Zeiten mit dem Gedächtniß seines glorwürdigen Stifters verknüpft sein wird, strebe ich danach, es so vollkommen zu machen, als es meiner schwachen Kraft gegeben ist, wie es in meinem Geist und vor meiner Seele als Ganzes entstanden ist."

„So ist es recht und führt es nur so weiter, dann wird es ohne Zweifel Uns und Eurem Namen und Ruf als Künstler zu hoher Ehre gereichen," entgegnete der Kaiser huldvoll. „Habt Ihr Uns etwas zu vermelden, Graf Ulefeld?" wendete sich der Monarch an einen reich gekleideten Herrn, der eingetreten und in respectvoller Entfernung vor der Gruppe stehen geblieben war.

„Ein Courier von unserem Gesandten in Madrid ist eingetroffen," entgegnete Graf Corfiz von Ulefeld, der langjährige und nicht eben glückliche Leiter der auswärtigen Angelegenheiten, der erst unter Maria Theresia sein Amt an Fürst Kaunitz abtrat und es mit jenem eines Obersthofmeisters vertauschte.

„Und was bringt er? Sind es wichtige Nachrichten?" fragte der Kaiser.

„Wichtig gewiß — nur leider nicht günstig," entgegnete Graf Ulefeld achselzuckend. „Unser Gesandte will wissen, daß es Frankreich gelungen ist, eine Annäherung zwischen Spanien und den Seemächten (England und Holland) zuwege zu bringen, welche darauf abzielt, dem Sohn Philipp's V. im Falle der Erledigung die italienischen Reichslehen, Mailand, Toskana, Parma und Piacenza zuzuwenden."

„Und was haben die Könige von Frankreich und Spanien diesen Krämern dafür bezahlt, daß sie sich gegen Uns kehren?" rief Karl VI. bitter. „Denn für diese Herren an der Themse und im Haag giebt es keine andere politische Erwägung, als den Geldsack und ihren Handel! Aber sollte es denn wirklich möglich sein, daß sie sich zu dem so lang mit uns gemeinsam bekämpften Feind wenden? Lest doch einmal die Depesche vor, Graf Ulefeld!"

Der Kaiser zog sich mit dem Minister und dem Grafen Althann in eine Fensternische zurück, um sich das Schriftstück vortragen zu lassen, und dann entspann sich eine eifrige im Flüstertone geführte Berathung.

Erst jetzt konnte sich der Künstler Donna Eleonora nahen, obwohl sein Blick oft genug, an dem Kaiser vorüber, ihre glänzenden Augen gesucht hatte. Während des Disputes mit dem Oheim hatte die Dame sich scheinbar ganz theilnahmslos verhalten, aber trotzdem dem in seiner Erregung noch interessanteren erst fünfunddreißigjährigen Maler eine aufmerksame Beobachtung gewidmet.

„Ihr seid wohl jetzt so gütig, mir dieses Kunstwerk in allen Einzelheiten zu erklären?" sagte sie laut zu Gran, indem ein blitzschneller Blick zu der Gruppe der an der Thüre stehenden Cavaliere hinüberflog. Gran verstand ihn und unter dem Anschein, die Gräfin auf einzelne Parthien des Deckengemäldes aufmerksam zu machen, führte er sie tiefer in den Saal hinein.

„Meinen Oheim habt Ihr Euch eben nicht zum Freund gemacht," bemerkte die schöne Dame etwas schmollend.

„Wie? hätte ich seine hämischen Bemerkungen hinnehmen sollen, die den frei schaffenden Künstler herabwürdigen wollten, als ob er nur auf Bestellung und Maß arbeitete, wie ein Handwerker?"

„Man kann sein Recht wahren, ohne Conflicte heraufzubeschwören, wenn — man artig und folgsam ist!" sagte die Gräfin mit einem vielsagenden Blick.

„Artig und folgsam! Gegen Euch will ich es sein — denn in Eurer Person tritt mir die göttliche Schönheit, die höchste Verkörperung des Ideales entgegen, das zu verehren, dem sich zu unterwerfen, des Künstlers Beruf und Aufgabe ist. Aber diesen Herren, die sich so hoch erhaben über mich dünken und glauben, mir eine Ehre zu erweisen, wenn sie meine Werke bekritteln — ich hasse sie!"

„O — bedenkt Ihr denn nicht, Maestro, daß ich auch zu Jenen gehöre?" fiel die Gräfin neckend ein.

„Nur zu gut weiß ich es und gerade, weil ich es schmerzlich fühle, suche ich mich ihnen äußerlich gleichzustellen! Wie? der Künstler, der in Wahrheit von Gott begnadet ist, sollt' zurückstehen vor dem Zufall der Geburt, vor einem leeren Titel?"

In seiner gewaltigen Erregung war der Maler wirklich schön und das Auge der Dame ruhte mit dem kühlen Wohlgefallen auf ihm, wie sie auch ein schönes Bild, eine schöne gute Statue oder auch nur ein edles Pferd, einen buntschillernden Papagei betrachtet hätte.

„Ihr seid ein Phantast!" sagte sie lächelnd. „Klug war es nicht, sich meinen Oheim zum Feind zu machen, er ist mächtig, vermag viel und — er ist eben mein Oheim und Beschützer. Das hättet Ihr bedenken sollen! Wenn Ihr versprecht, künftig artiger und klüger zu sein, so will ich Euch verrathen, daß ich im Anfang der künftigen Woche mich in Baden aufhalten werde."

Entzückt wollte der Maler sich auf ihre Hand herabbeugen, doch die Gräfin trat rasch zurück und machte ihn durch eine kaum merkbare Kopfbewegung aufmerksam, daß der Kaiser aufbrach.

Ganz vertieft in seine politischen Erwägungen vergaß Karl VI. trotz seiner Leutseligkeit ganz auf den Künstler und schritt mit seinen Begleitern aus dem Saal, ohne weiter ein Wort an Gran zu richten.

Doch der sonst so empfindliche Künstler schien diese Vernachlässigung eben so wenig zu bemerken, wie den höhnischen Blick, welchen ihm Graf Althann zuwarf — sein Auge folgte wie gebannt der herrlichen Gestalt der jungen Witwe, die nach einer von einem verheißenden Blick begleiteten Kopfneigung an ihm vorüber den Herren nachschwebte.

3. Der Weise in dem Waldthal.

Schon seit drei oder vier Tagen hatte Daniel Gran sein Atelier und seine Staffeleien, sein großes Werk im Saale der Hofbibliothek und seine lustigen Gesellschaften verlassen und hielt sich in Baden auf, ohne seinen Zweck erreicht und die Gräfin Eleonore gesprochen zu haben. Sie glänzte als Mittelpunkt eines so hocharistokratischen Kreises, daß selbst Gran, bei all seinem Selbstbewußtsein und obwohl er viele Verbindungen unter dem Adel hatte, ihn nicht zu durchbrechen wagen durfte.

Ein besonderes Annäherungs-Hinderniß lag in Eleonorens Onkel, dem Grafen Althann, welcher Gran's gleichzeitige Anwesenheit in Baden sehr übel zu vermerken schien und trotz der besonderen Beflissenheit, mit welcher er sich der Gesellschaft eines jungen Cavaliers widmete, der durch Vornehmheit der Erscheinung die übrige Gesellschaft überragte, doch noch immer Zeit fand, den Künstler zu beobachten, sobald sich dieser blicken ließ.



Bildhauer Rafael Donner. Seite 1025.)

Tiefer Mißmuth bemächtigte sich der Seele des Malers, und schmerzlich, wie noch nie, empfand sein glühender Ehrgeiz die Schranken, welche die herrschende Gesellschaftsordnung nun einmal ohne Rücksicht auf das geistige oder künstlerische Können zieht. Ihm war nicht, wie so vielen Weiseren und Ruhigeren, das Bewußtsein innerer höherer Kraft ein Trost, der ihn lächelnd auf äußeren Glanz verzichten ließ; sein stolzer, hochfahrender Sinn, sein heißes Blut und ein übergroßes Selbstbewußtsein trieben ihn zur Jagd nach Ehre und Ansehen. Es schmeichelte ihm, mit den Großen und Mächtigen zu verkehren wie mit Gleichgestellten, und er übersah es, daß sich in den Ton seiner hochadeligen Zechgenossen, sowie in jenen seiner Gönner häufig eine Vertraulichkeit mischte, die beleidigender war, als wenn sie ihn so behandelt hätten, wie es die bestehenden Rangsunterschiede nun einmal mit sich brachten.

Vielleicht hätte er Baden, dessen berühmte Schwefelquellen er nicht zu benützen brauchte, in seinem Unmuth schon wieder verlassen, wenn nicht dessen reizende Umgebung ihn zurückgehalten, sein künstlerisches Auge entzückt und für

Stunden wenigstens seiner Seele eine Ruhe mitgetheilt hätte, die er sonst selten genoß.

Zu Roß und zu Fuß durchstreifte er diese herrlichen Thäler, und sein Auge berauschte sich an den sanftgeschwungenen Linien dieser grünen Kuppen, an den bizarren Formen der Felsen, welche den grünen Mantel der Wälder durchbrachen, an den altersgrauen Ruinen, welche als Zeugen einer rauhen und gewaltthätigen Vergangenheit in die Thäler niederblickten, die sie einst trotzig beherrscht hatten.

Wir versetzen uns in jene Zeiten, wo die Gewalt des Stärkeren unbedingt herrschte und der friedliche Wanderer, der Kaufmann mit seiner Waare, der fromme Waller zu einem Gnadenort nicht selten von den Herren jener jetzt in Schutt und Trümmern liegenden Burgen überfallen wurden, nur mit einem gewissen Schauer und freuen uns der besseren Zeit, wo Recht und Gesetz herrschen. Als ob nicht der Starke auch heute sein eigenes Recht hätte, das er dem Schwachen aufzwingt, und das vorsichtigste Gesetz nicht Lücken hätte, die von Gebrauch, Vorurtheil und Kühnheit durchbrochen würden! Die menschlichen Leidenschaften, Gewalt, Habsucht, Anmaßung und Stolz — sie sterben nicht mit den Jahrhunderten, sie sind immer die gleichen, und wie alle anderen menschlichen Dinge wechseln sie nur die Form. Der Mensch aber gleicht dem Kind, das sich an der neuen gleißenden Oberfläche freut, hinter der doch nichts als das alte Spielzeug steckt, dessen es schon lange überdrüssig war und das unbeachtet bei Seite geworfen wurde.

Was das eifrigste Bemühen Gran's ihm nicht verschaffen konnte, eine Zusammenkunft mit der Gräfin, das warf ihm der Zufall in den Schoß. Der Zufall, dieser Gott aller Lässigen und Wankelmüthigen, ist aber ein Freund voll Trug und Täuschung, denn wenn er scheinbar unseren Wünschen günstig ist, so tritt durch seine oft ganz unberechenbaren Launen plötzlich eine Wendung ein, die all unsere kaum gefaßten Hoffnungen vernichtet.

An einem strahlenden Morgen, während die Sonne noch den in allen Regenbogenfarben glitzernden Thau von Gräsern und Kräutern küßte, trabte Gran munter durch das herrliche Helenenthal, um der altehrwürdigen Cistercienserabtei Heiligenkreuz einen Besuch zu machen.

Dieses von Leopold dem Heiligen 1134 auf Betreiben seines gelehrten Sohnes, der als Bischof von Freising (Otto Frisingensis) einer der berühmtesten deutschen Chronisten wurde, gegründete Stift war von jeher als Pflegestätte von Kunst und Wissenschaft bekannt und bewahrt in seinen Mauern eine Menge hochinteressanter Kunstwerke und Seltenheiten. Der Kreuzgang ist eines der ältesten wohlerhaltenen Baudenkmale, die Glasgemälde gehören zu den frühesten Erzeugnissen dieser Kunst, und der alterthümliche Kapitelsaal ist jedem Oesterreicher ehrwürdig als Begräbnißstätte vieler Mitglieder der ersten Herrscherfamilie des Landes, der ritterlichen Babenberger. Deren letzter Sprosse, der feurige Friedrich der Streitbare, der am 15. Juni 1246 in einer siegreichen Schlacht an der Leitha gegen die Ungarn fiel, liegt in der Mitte dieses hochinteressanten Saales unter einem Grabstein, der seine Gestalt in voller ritterlicher Rüstung zeigt. (Bild, Seite 1056.)

Gran stellte seinen Klepper im Stiftsgasthaus ein, und ohne seinen Namen zu nennen, der ihm im kunstsinnigen Stift eine besonders ehrenvolle Aufnahme gesichert hätte, ließ er sich die Merkwürdigkeiten und Kunstschätze zeigen.

Nebst dem großen Kreuzpartikel, welchen Leopold der Tugendhafte 1188 aus dem gelobten Land mitgebracht und dem Stift geschenkt hatte, dessen Fassung ein Meisterwerk der Goldschmiedekunst ist und von welchem das Stift, welches früher Sancta Maria in valle nemorosa (Unsere liebe Frau im Waldthale) hieß, seinen Namen hat, erfreute sich Gran an den mancherlei Kunst-

schätzen, welche der rege Sammelsinn der eifrigen Mönche im Laufe der Jahrhunderte zusammengebracht und trotz Ungunst der Zeiten und wiederholter Zerstörung bewahrt hatte.

Mit freundlichem Dank schied er aus dem Kloster, um sich vor dem Heimritt noch in der herrlichen Umgegend des wie in einem Kessel liegenden Ortes umzusehen.

Die Sonne brannte heiß herab, und Gran suchte den dichten Schatten des Laubganges auf, der rückwärts vom Stift den Berg hinan führt. Bequeme breite Steinstufen erleichtern das Aufwärtsschreiten, und zu beiden Seiten stehen zwischen den grünen Buschwänden zahlreiche Heiligenstatuen und kleine Kapellen mit den Leidensstationen. Dieser Kreuzgang ist noch jetzt eine Sehenswürdigkeit von Heiligenkreuz, und von seiner Höhe genießt man eine köstliche Fernsicht über die lachende Gegend.

Auf der halben Höhe angekommen, blieb Gran stehen und erfreute sich an dem malerischen Anblick, welchen der vom goldenen Sonnenlicht umflutete und doch schattige Laubgang mit den vielen Sandsteinfiguren bot.

„Nicht wahr, Herr, hier ist es schön, und man kann es leicht verschmerzen, nichts von der Welt, ihren Leiden und Freuden, ihrem Glanz und Elend zu sehen?“ tönte eine zitternde Stimme an sein Ohr.

Gran wendete sich in der Meinung um, es spreche ein Mönch zu ihm, der die Abgeschiedenheit seines Klosters preisen wollte. Zu seinem Staunen sah er aber auf einer halbverborgenen Steinbank einen würdigen Greis in halb weltlicher, halb geistlicher Kleidung sitzen, dessen Antlitz von weißen Haaren und einem langen Bart umrahmt war und aus dessen Augen eher die weise Genügsamkeit der Erfahrung als eine ascetische Weltverachtung zu sprechen schien.

„Wohl ist es schön hier — da habt Ihr wahr gesprochen!“ entgegnete Gran. „Das Auge schwelgt in den Reizen der Natur, und die Seele athmet mit Entzücken den heiligen Frieden, der hier herrscht — aber — würde man nicht erschlaffen, wenn man sich immer diesen Eindrücken überließe? Die Welt ist nun einmal kein Ort des Friedens, und Ringen und Streben ist des Menschen Aufgabe!“

„Ihr seid jung und —“ hier streifte des Alten Auge den reichen Anzug Gran's — „gehört wohl einem Stand an, der Euch mitten in das Treiben stellt und Euch die Ruhelosigkeit zur Gewohnheit macht. Ich bin alt, mein Haupt neigt sich dem Grabe zu, und mir ist die Einsamkeit und Ruhe die Beschützerin meiner Muse.“

„Eurer Muse?“ wiederholte Gran verwundert. „Verzeiht — Ihr seid doch kein Mönch — seid Ihr ein Gelehrter oder Dichter, der hier in klösterlicher Stille an seinen Werken arbeitet?“

„Nein — mit der Feder habe ich nie sonderlich umzugehen verstanden,“ entgegnete der Alte lächelnd, „so flink ich auch sonst Stift und Pinsel zu führen wußte. Ich bin Maler.“

„Wie?“ rief Gran erfreut. „So wäret Ihr am Ende —“

„Altomonte nennt man mich!“ sagte der Greis einfach.

„Wie freue ich mich, Euch kennen zu lernen!“ rief Gran herzlich und reichte dem Greise die Hand. „Wahrlich — Ihr seid nicht allein ein wackerer Künstler, sondern auch ein weiser Mann, daß Ihr es vermögt, hier in dieser grünen Herrlichkeit nur Euch und Eurer Kunst zu leben!“

„Das Alter, Herr, das Alter macht weise und genügsam,“ erwiederte Martin Altomonte und deutete auf sein Haupt; „wenn das Blut langsamer fließt, und das Herz gelernt hat, nur sich selbst zu leben, da stellen sich Tugenden von selber ein, die den jüngeren Jahren fremd waren. Doch wen begrüße ich in Euch?“

„Ich heiße Daniel Gran und bin ein bescheidener Jünger derselben hohen Kunst, die Ihr mit so viel Ehren treibt," entgegnete Gran mit einer ihm sonst seltenen Selbstverleugnung.

„Seid mir gegrüßt viel tausendmal," rief der Alte mit leuchtenden Augen. „Was ist es doch für eine Freude, wieder einmal Jemand zu sehen, der selbst zu Pinsel und Palette schwört! Und noch dazu niemand Geringer, denn so abgeschieden sind wir hier nicht vom Leben und der Welt, daß nicht Euer Name und der Ruf der Werke, die Ihr schafft hieher gedrungen wäre!"

„Ihr seid zu freundlich und erweist mir zu viel Ehre," sagte Gran mit trübem Lächeln. „Seht doch nur den Unterschied zwischen uns — was ist die Kunst Euch und mir? Euch ist sie eine Freundin, eine Trösterin und sie erhellt Euch mit sonnigem Glanz die Tage des Alters — und ich — ach! ich quäle mich vergebens durch sie die ehrgeizigen kühnen Wünsche eines heißen Herzens zu erringen und mir giebt diese Himmelstochter nicht Ruhe und Sammlung, sondern mit jedem Werk, das ich schaffe, schwebt mir ein neues, schöneres Ideal vor der Seele, das zu erreichen ich verzweifle! O Euch ist unsere Kunst ein Kranz von Lilien, deren keuscher Duft beruhigt — mir drückt sie einen solchen von dunkelglühenden Rosen auf das Haupt, die verheißungsvoll duften, herrlich blühen und — nur spitze Dornenmale hinterlassen!"

Theilnahmsvoll sah Altomonte auf den jungen Mann, dessen unbändige von Ehrgeiz und wildem Sehnen beherrschte Natur sich um so leidenschaftlicher Luft machte, je seltener sie dies anderen Menschen gegenüber thun durfte.

„Ich kann Euch verstehen und begreifen," sagte er mild „obwohl ich mehr als doppelt so alt bin, als ihr."

Martin Altomonte war zu Neapel am 8. Mai 1657 als der Sohn des Bäckers Michael Hohenberg, eines Tirolers, geboren und stand daher zur Zeit unserer Erzählung bereits im zweiundsiebzigsten Jahr. In seinem fünfzehnten Jahre kam er nach Rom zu Bacizo in die Lehre, brachte daselbst fünf Jahre zu, besuchte die Malerakademie daselbst und suchte sich zu einem tüchtigen Künstler auszubilden. Zur selben Zeit kam der Beichtvater des Königs Johann III. Sobieski von Polen, der hochberühmte Kupuziner Marcus von Aviano[1] nach Rom. Er hatte den Auftrag, einen geschickten Maler nach Polen zu bringen und so wurde ihm der junge Martin Hohenberg empfohlen. Auf der Reise beredete ihn Aviano, seinen deutschen Namen in einen italienischen umzugestalten und er nannte sich daher Altomonte, welche Uebertragung er von da an als Künstlernamen beibehielt.

In Warschau angekommen ernannte ihn Sobieski zu seinem Hofmaler und trug ihm auf, den Entsatz der Stadt Wien 1683 zu malen. Dies geschah und als Gegenstück malte er den Hauptsturm der Türken auf die Löblbastei in Wien. Als er noch den polnischen Landtag malte, war sein Ruf in Polen für immer begründet und als 1698 Sobieski starb, bestätigte dessen Nachfolger Friedrich August II. den Künstler in der Eigenschaft als Hofmaler. 1709 verließ Altomonte Polen und ging nach Wien. 1707 wurde er Mitglied der Maler- und Bildhauer-Akademie und Gehilfe des Directors Baron Strudl. Er fand sodann Aufnahme in Heiligenkreuz, in dessen Refectorium auch sein Hauptwerk „die Speisung der Fünftausend durch Christus" hängt, ein Colossalbild, das er in seinem 83. Jahre malte. Er ging später nach Linz, woselbst am 14. September 1735 sein Tod erfolgte; er ist jedoch in der Kirche zu Heiligenkreuz begraben, wo sich sein Denkstein, neben dem des Bildhauers Giuliani befindet, der gleichfalls im kunst-

[1] Ausführliches über ihn in M. Bermann's „Alt und Neu-Wien, Geschichte der Kaiserstadt", Seite 952 (A. Hartleben's Verlag.)

sinnigen Kloster seine letzten Jahre zubrachte, und dessen größts Verdienst es ist, daß er das eminente Talent des schon erwähnten Rafael Donner (Bild, Seite 1033), eines armen Bauernjungen aus Preißfeld, erkannte und für dessen weitere Ausbildung sorgte, wie noch am Schlusse erzählt werden soll.

„Seht, mein junger Freund und Mitbruder in der Kunst," fuhr Altomonte fort, „ich war auch jung und habe meine Jugend und meine beste Manneszeit in Wälschland verlebt, wo der Himmel anders blaut, die Bäume anders grünen, die Blumen lebhafter leuchten und die Menschen heißer fühlen. Da gab es in jeder Stadt fast einen hohen Herren, der die Kunst liebte, allüberall konnte man die großen Meister der Vorzeit studiren und — funkelnden Wein, heitere Lieder, schöne Frauen mit blitzenden Gluthaugen gab es auch in Fülle. So verfloß mein Leben in einem Wirbel von Genießen und Schaffen und — ich bereue es auch nicht — ohne daß mir der Ehrgeiz und das Sehnen, das Euch die Brust zerreißt, nahe getreten ist. Endlich kam das Alter, das Haar bleichte sich, der Mund mochte nicht mehr singen und küssen und es war leer in mir. Da machte ich mich auf in die Heimat und fand hier bei den frommen Mönchen ein stilles Plätzchen, wo ich meiner Kunst leben, mich an Gottes schöner Schöpfung erfreuen, der Vergangenheit gedenken und mich auf jene Zukunft vorbereiten kann — die uns allen gewiß ist und die noch Niemand kennt."

„Und die oft verheißungsvoller ist, durch die Ruhe, welche sie verspricht, als das Leben," warf Gran düster ein.

„Hm! so denkt Ihr jetzt, mit dunklem Haar auf dem Kopf und begehrlichen Wünschen im Herzen," sagte Altomonte bedächtig. „Seht, ich muß jetzt oft lächeln, wenn ich mich erinnere, was großes Aufhebens man oft im Leben von Leiden und Schmerzen macht, die man schier nicht verwinden und ertragen zu können glaubt — hab' das auch durchgemacht. Doch die Jahre kommen und gehen, der alte Kummer wird vergessen und neuer kommt, und dazwischen erleben wir auch Freuden und laben uns an Genüssen, so daß mir das Leben erscheint, wie die Schnüre aus verschiedenartigen Perlen, weiß, schwarz und bunt an einer Schnur — wie sie von den Mädchen in der Campagna getragen werden. Und Freuden und Leiden sind heute nichts mehr für mich als Erinnerungen, die ich mir gleich gerne zurückrufe."

„Wohl Euch, daß Ihr bis zu dieser Ruhe Euch durchgerungen habt," sagte Gran seufzend. „Ihr mögt mit demselben Gefühl auf mein stürmisches Wesen blicken, wie der Fischer, dessen Kahn auf spiegelglatter Fläche im sicheren Hafen schaukelt, dem von Sturm und Wogengebraus umtosten Boot nachsieht, das zwischen Klippen und Wirbeln herumgeworfen wird."

„Wißt Ihr was, Meister Gran? — denn ich Alter kann in Euch trotz Eurer Jugend einen Meister verehren" — rief Altomonte nach einer Pause. „Versucht es doch einmal mit der Zauberkraft dieser Berge und Thäler, legt Euch mit dem von Kämpfen zerrissenen Herzen an die Brust der Natur, die ja die ewige Mutter unserer Kunst ist, und sucht Ruhe und Fassung zu gewinnen! Es braucht da kein Bitten — Euer Name wird Euch den frommen Vätern im Stifte genugsam empfehlen, daß sie Euch das beste Gelaß einräumen, und in Küche und Keller spüren sie einen Gast mehr oder minder nicht. Quartiert Euch hier ein, laßt Euer Malzeug kommen, und wir wollen um die Wette pinseln — wobei ich freilich hinten bleibe, aber manch' kecken Zug und feine Tinte abgucken werde. Und wird es Euch zu eng in den heiligen Mauern, so werfen wir Kohle und Palette weg und schweifen durch Berg und Wald, Feld und Stein, so weit mich meine alten Beine tragen oder Euch der Unmuth treibt."

„Eure Schilderung ist verlockend," sagte Gran nachdenklich, „und ich möchte es wohl versuchen, in dieser Abgeschiedenheit auf die Wünsche zu vergessen, die

mich im Lärm der Welt so verzehrend erfüllen. Aber meine Fresken im Bibliotheksaale —"

„Ach was!" fiel Altomonte ein. „Die Farben, die Ihr aufgetragen, erblassen nicht so schnell, daß Ihr nicht in drei Monaten erst den Schatten auftragen und lasiren könnt! — Laßt dem Kaiser mit geziemender Devotion sagen, Ihr hättet Euch die Hand verstaucht oder Ihr wäret vor Gläubigern in Wien nicht mehr sicher oder es freue Euch jetzt gerade nicht — alles das war bei Künstlern schon da und ist glaubwürdig. Und dieweil drinnen Eure Göttergestalten und Genien der Vollendung warten, gewinnt Ihr hier unter den geistlichen Herren, die zu leben wissen, einen wackeren Künstler schätzen und dem Frohsinn nicht abgeneigt sind und von unserer Sommer- und Herbstpracht umgeben, Eure Ruhe und Zufriedenheit wieder und kehrt dann zurück, um das Schöne noch schöner und strahlender zu malen und Euren Feinden und Neidern — denn an solchen wird es nicht fehlen, das merk' ich wohl — ein lustiges Schnippchen zu schlagen. Seht — auch dieses Gelichter gibt es hier nicht — denn wir werden nur unser zwei sein, und nur wo wenigstens drei Maler zusammenkommen, thun sich zwei zusammen, um über den dritten zu lästern und an Farbe und Zeichnung zu mäkeln und zu nergeln."

„Ihr wißt trotz Eurer Abgeschiedenheit gar gut, wie es in der Welt und unter unseren Kunstgenossen zugeht!" sagte Gran unwillkürlich lächelnd.

„Das sind noch so Erinnerungen aus früheren Zeiten," versetzte der alte Maler gleichgiltig, „und ich denke, es wird wohl heute noch eben so zugehen, denn die Menschen sind ja doch zu allen Zeiten und allerorten die gleichen. Hieher freilich, in mein gesegnetes Thal, dringt keine Kunde davon, daß die hochweisen, aber nicht wohlmeinenden Herren Kunstrichter die Brillen auf die Nase quetschen und sich mit gespreizten Beinen und gerunzelter Stirne vor einem meiner Bilder, wie sie da in den Kirchen zu St. Stephan, St. Peter, im spanischen Spital (jetzt k. k. Waisenhaus), bei St. Leopold, bei den Salesianerinnen hängen, aufpflanzen und schlau erwägen, ob die Zeichnung der Anatomie entspricht oder der Faltenwurf natürlich genug. Seht, lieber Herr und Freund, ich habe immer gefunden, daß einer, der selber keine Kohle führt und keine Leinwand bekleckst, besser und — milder urtheilt, als die Leute von unserer Kunst, die sich doch daran genügen lassen könnten, sich selbst vor die Staffelei zu stellen und die Dinge selber so gut zu machen, als es ihnen vergönnt ist. Mein Gott! jeder geht, wie es seine Beine erlauben, und malt, wie er die Dinge sieht! Früher hab' ich mich wohl oft gewaltig geärgert über solches Wortgedresche, hinter dem doch oft nichts steckt, als der blanke Neid und die Eigensucht — und da gab's dann wohl oft ein Donnerwetter — denn es gibt so Naseweis, denen die Farbe vom ersten Bild, das sie mit Ach und Weh! fertig gebracht, noch nicht trocken ist, und doch wollen sie schon alles besser wissen und hunzen nicht blos die Lebenden herunter, sondern meinen, ihren grünen Witz auch an den großen Meistern üben zu können, die nicht blos mehr konnten als wir, sondern auch tiefer fühlten und denen die Kunst nicht blos in den Fingerspitzen und im Aug', sondern auch tief drinnen in Herz und Seele saß. Jetzt würde mich wohl auch dieses Geschwätz nur lachen machen, und kanzelt einer meine Bilder herunter, so schleich' ich mich weg und danke meinem Herrgott, der mir mein bischen Können zu Trost und Freude verliehen hat, mit dem ich wohl auch andere ergötze, so gut es mir halt eben gegeben ist."

„Ihr seid fürwahr zu beneiden um Eure Fassung und weise Ruhe!" rief Gran bewundernd aus.

„Ich bin deswegen den Neidhammeln und Lästermäulern noch immer nicht gut," fuhr der Alte mit behaglicher Geschwätzigkeit fort, „und dieweil ich denn

doch auch ein Mensch bin wie alle anderen, so sammelt sich die Galle, deren ich hier unter den sanften Herren vom Stifte nicht los werden kann. Und so hie und da schickt mir der Herr, der für alle Noth eine Abhilfe hat, dann so einen Naseweis her, der dick thut mit seiner auswendig gelernten Weisheit und an allem, was nur fertig ist, ja selbst an des lieben Gottes Schöpfung was auszusetzen hat und weiß, wie das Bild und jene Statue eigentlich sein müßte, wenn sie der Regul entsprechen und — ihm gefallen sollte. Denn seht, darum dreht sich die Sache meist — jeder hat seine aparte Hand und sein apartes Auge und meint, es sei nur schön, was zu diesem paßt, und Ihr könnt wetten, wenn einer an nichts ein gutes Haar läßt und geheimnißvoll andeutet, wie es sein müßte, und daß es wohl nur einen einzigen Menschen gebe, der den Himmel so blau und die Bäume so grün abschildern könne, wie sie sind, so ist es einer von der Kunst, und er meint sich selbst. Nun so einem neidischen Gesellen fahre ich dann derb über den Schnabel, sag' ihm meine Meinung und bin die aufgespeicherte Galle für lange los, so daß in und außer mir für lange Zeit wieder eitel Friede und Sonnenschein ist."

„Ich fürchte, so weit wie Ihr, werde ich es in weiser Lebensführung nie bringen," sagte Gran, dessen Stirne sich unter dem Plaudern des heiteren Alten entwölkt hatte.

„Ei, wer weiß es!" rief Altomonte und hielt dem jungen Kunstgenossen die Hand hin. „Schlagt ein und nehmt, wie Ihr da seid, meinen Vorschlag an; — werft für eine Zeit hinter Euch, was die Seele bedrückt, Kopf und Herz verwirrt. Glaubt mir, es gibt nichts, was durch Zeit und Entfernung nicht kleiner würde — als ein böses Gewissen, und das habt Ihr wohl nicht, denn die es haben, lassen sich's nicht anmerken. Wie Ihr da den Kreuzweg heraufstiegt, da dacht' ich bei mir: Wetter! das ist ein schmucker Mann, dem wohl auch die Welt da draußen zum Kreuzweg mit allen Leidensstationen geworden ist. Der Blick so düster, die Stirne gerunzelt, das Haupt gesenkt — da treiben gewiß der Ehrgeiz oder der Frauen Schelmerei ihr Spiel, daß der Mann gar kein Aug' dafür hat, wie schön Gottes Welt ist! Und nun lächelt Ihr schon ein wenig und schaut mit leuchtenden Augen in die grüne Pracht um uns, die von der Sonne so goldig umsäumt wird. Mag sein, daß nur das Gefasel eines schwatzhaften Alten daran Schuld ist — was thut es? Hat es dann doch eine Wirkung gehabt, die vielleicht den weisesten Reden nicht geworden wäre."

„Nicht doch, nicht doch!" widersprach Gran. „Ich freue mich Eurer klugen und heiteren Reden, die mir die Welt zeigen, wie sie ist und nicht, wie ich sie mir träume."

„Nun gut — so bleibt hier und wartet, ob diese schwülen Träume nicht vor Waldesduft und Einsamkeit zerflattern," drängte Altomonte. „Ich hab' Euch bemitleidet, ehe ich wußte, wer Ihr seid — und sollte Euch nun von hinnen lassen, wie Ihr gekommen, verstört und verdüstert, wo ich jetzt doch weiß, daß Ihr ein Meister unserer hohen Kunst, ein Mitglied der Gemeinsamkeit des heiligen Lukas seid, die ich alle meine Tage für meine Familie angesehen habe? Nein — das kann ich nicht — ich bitte Euch recht sehr, bleibt eine Weile hier!"

„Ich möchte wohl — aber so rasch geht es denn doch nicht!" sagte Gran schwankend.

„Umgekehrt! Entschließt Euch rasch oder Ihr kommt nie dazu! Seid Ihr erst wieder in dem Getriebe drinnen, dann kommt Ihr nicht mehr los — der Mensch läßt sich lieber verwirren, als beruhigen, das steckt schon so in seiner wunderlichen Natur. Und noch eins sage ich Euch: Ihr seid es der Kunst und dem hohen Genius Schuld, daß Ihr sorget, die Ruhe des Inneren wieder zu gewinnen, denn glaubt mir gewiß und wahrhaftig, was der echte Künstler schafft,

ist ein Spiegel seiner Seele, und ist es in dieser nicht klar und ruhig, so kann es trotz aller Kunstfertigkeit nur ein verzerrtes Bild sein, das er schafft. Das ist ja das Große der alten Meister, daß aus ihren Werken die Herzenseinfalt, der frohe Muth und die Seelenruhe, die sie im Innern bargen, so klar und deutlich zu uns spricht!"

„Ihr habt sehr recht — ich weiß es nur zu gut, wie abträglich mein stürmisches Wesen meinen Werken ist."

„Nun wohl, so sucht Ruhe zu gewinnen!" rief Altomonte triumphirend. „Ich will jetzt nicht weiter in Euch dringen — denkt nach, und Ihr werdet Euch selber besser sagen, was Euch frommt, als meine Worte es können. Ich lasse Euch jetzt allein — rechne aber, daß Ihr nicht ziehen werdet, ohne einem alten Kunstgenossen die Hand gedrückt zu haben. Und kommt Ihr — wie ich hoffe — als Gast, so kann ich Euch im Namen der frommen Väter dort unten sagen, daß Ihr willkommen seid!"

Altomonte ging langsam den Kreuzweg hinab, und Gran streckte sich unter einem üppigen Strauch mit überhängenden Zweigen in das weiche Gras und blickte empor, wo die Himmelsbläue durch das leichtbewegte Laubdach blickte. Ein Gefühl der Ruhe kam über ihn, wie es der Alte ihm verheißen hatte, als läge alles, was ihn so heftig erregte und bedrückte, weit hinter ihm. Es war ein seliges Träumen, in das er verfiel, ohne zu schlafen — ach, wie sehr recht hatte der Weise in dem Waldthal!

---

4. Schöner Satan und verkommener Künstler.

Welche Stimme ist es nur, die Gran aus seinen Träumen weckt und ihm mit einem Schlag wieder alle widrigen Gedanken zurückruft, welchen er kaum entronnen ist? Anfänglich hält er den Klang, der an sein Ohr schlägt, nur für eine Täuschung, aber er kann bald nicht mehr zweifeln, daß wirklich da draußen im Laubgang Graf Althann mit seiner glatten Rede, die je nach Bedarf so einschmeichelnd oder so spitz und herb sein kann, mit Jemand verhandelt.

„Wenn ich Euch sage, daß es Zeit ist, so habe ich dazu mehrfache Gründe," hört Gran den Grafen mit kühler Ruhe, aber desto eindringlicher sprechen. „Was vom Vermögen Eures Gatten übrig ist, giebt ein karges Witthum — nun, Euch mangelt bis jetzt nichts, das ist wahr, weil Ihr in meinem Hause lebt, an meinem Reichthum Antheil habt. Euch aber — meine schöne Nichte, kann ich unter vier Augen gestehen, was sonst ängstlich gehütet wird: es ist nicht mehr so arg mit meinem Reichthum, meine Mittel sind erschöpft und — ich kann Euch nur rathen, darauf zu denken, daß ich sterblich bin und — nicht viel hinterlassen werde."

Mit hochklopfendem Herzen hörte Gran diese Worte; er gedachte seiner glänzenden Einnahmen, die groß genug für einen fürstlichen Haushalt waren und ein triumphirendes Lächeln flog über seine Lippen bei dem Gedanken, daß er — der mißachtete Künstler — die gemeine Sorge nicht kenne, die dem stolzen Adelsherrn dort die Stirne furchte. Verflogen war das Gefühl der Ruhe, das ihn eben noch beherrscht hatte, vergessen der weise Rath Altomonte's und sein eigener Ueberdruß am Ringen mit den krausen Verhältnissen und nichts stand vor seiner Seele, als der Wunsch, den Sprecher da drüben demüthigen und das schöne Weib, zu dem dieser sprach, für sich gewinnen zu können.

„Dies ist ein Grund," fuhr der Graf nach einer Pause fort, — „ich habe aber auch noch andere. Ihr seid schön, witzig und gewandt und geltet für die eleganteste Dame am Hof — das ist ein Ruf, der unleugbar sehr angenehm in der Gegenwart, aber nicht immer vortheilhaft für die Zukunft ist. Es verhält sich damit, wie mit dem Prangen einer herrlichen reifen Frucht, die rothgolden verlockend aus dem dunklen Laub hervorglüht und von zahllosen genäschigen Faltern und Fliegen umgaukelt wird. Wenn sie eine Seele hätte — gewiß sie wäre auch eitel und freute sich, daß sie so zahlreich umworben ist. — Aber — diese Verehrer für einen Tag verfliegen — und der Gärtner, der die schönsten Früchte für seinen Bedarf auswählt, wird an ihr vorübergehen, denn sie erscheint ihm nicht mehr tadellos."

Mit stockendem Athem hatte sich Gran halb aufgerichtet und spähte durch eine Lücke des Gebüsches. Die langsam dahin Wandelnden waren in seiner Nähe stehen geblieben. Er sah voll in des Grafen kaltes Gesicht, der die Hände am Rücken hielt und seine Nichte scharf fixirte. Diese hatte das Haupt gesenkt, stand jedoch so, daß der Maler ihre Züge nicht sehen konnte und nur bemerkte, daß sie am Schluß der Rede des Oheims eine unwillige Bewegung mit der Hand, welche eine Reitpeitsche trug, machte.

„Oh!" meinte der Graf mit einem kaum merkbaren Lächeln. „Es fällt mir ja nicht ein, zu behaupten, daß Ihr Euch etwas vergäbet — dazu seid Ihr zu — klug! Aber es giebt Leute genug, welchen die Klugheit in solchen Dingen verdächtiger erscheint, als eine kleine Dosis vom Gegentheil. Dann — ich weiß, daß es Euch nicht Ernst damit ist, sondern Ihr folgt nur einer Laune — erlaubt Ihr manchen Leuten, Einbildungen zu hegen und sich in Beziehungen zu Euch zu setzen — die — gelinde gesagt, unwahr und unpassend sind."

Gran sah, daß die Dame heftig den Kopf zurückwarf und dem gräflichen Oheim fest in das Antlitz blickte.

„Ja — es ist so, wenn Ihr auch noch so entrüstet blickt," fuhr dieser ruhig fort. „Es sind das kleine Passionen, wie sie Frauen nun einmal haben und gegen die gar nichts einzuwenden ist — wenn sie nicht mehr schädlich auf die Zukunft wirken können. So gefällt und unterhält es Euch, daß dieser geniale Maler um Euch flattert, wie die Mücke um ein Licht, es macht Euch Spaß, zu sehen, daß er sich schon die Flügel verbrannt hat — aber hütet Euch — der Mensch ist frech und unbändig — er kann Euch unbequem werden."

Die Gräfin hatte den Kopf wieder zur Erde gesenkt und stand still wie eine Statue. Nur die Hand, welche die Reitpeitsche hielt, zuckte in einer Art von Krampf, so daß die schwanke Gerte taktmäßig an das hochgeschürzte Reitkleid schlug.

„All' diesen Unzukömmlichkeiten für jetzt und die Zukunft wird ein Ende gemacht, wenn Ihr den Fürsten erhört," sagte der Graf bedeutsam. „Er ist Euch gleichgiltig? — Nun — in unseren Kreisen führt man in der Ehe keine Schäferspiele auf und wenn es nicht weiter, als zur Gleichgiltigkeit zwischen den Gatten kommt, wird es gewiß eine wahre Musterehe. Des Fürsten Vorzüge liegen am Tage — was gegen ihn spricht künftig möglichst wenig zu fühlen, ist Eure Sache. Uebrigens Ihr seid ja schon verheiratet gewesen und ich brauche Euch nicht zu sagen, daß niemand bei einiger Vorsicht so ungestraft ihren Capricen nachleben kann, als die kluge Frau eines — bequemen und nicht sehr scharfsinnigen Gatten. Ueberlegt Euch das alles und ich zweifle nicht, daß Ihr, wenn ich mit dem Fürsten hierher zurückkehre, im Klaren darüber sein werdet, daß Ihr nichts Klügeres thun könnt, als so bald wie möglich der Obhut eines vielleicht unbequemen aber zärtlich besorgten Oheims zu entfliehen."

Mit einer artigen Schwenkung seines Tressenhutes wendete sich der Graf ab und schritt über die breiten Steinstufen den Berg hinunter. Kaum konnte Gran

erwarten, bis seine Schritte verhallt und seine Gestalt aus der grüngoldenen Dämmerung des Laubganges verschwunden war. Dann schlug der Maler mit hochklopfendem Herzen den Busch, der ihn bis jetzt verborgen hatte, auseinander und trat rasch auf die Gräfin zu, mit bebender Stimme ihren Namen rufend.

Eine tiefe Röthe überflog ihr schönes Antlitz, als sie sich umkehrte und den Maler sah. Sie schien seine Anwesenheit anfänglich nicht für Wirklichkeit zu halten, wie es uns sonderbarer Weise meist dann geschieht, wenn wir plötzlich Jemand vor uns sehen, mit dem wir uns eben noch lebhaft beschäftigten.

„Ihr seid hier?" stammelte sie.

„Scheint es doch fast, als würdet Ihr über meinen Anblick erschrecken!" sagte Gran empfindlich.

„Nein — nein! — aber Ihr kommt so plötzlich, so unerwartet, wo wart Ihr?" lautete die verlegene von einem forschenden Blick begleitete Gegenrede.

„Vielleicht wäre es besser, nicht die Wahrheit zu sagen — aber ich kann Euch gegenüber nicht lügen!" erwiderte mit Wärme der Maler. „Ja ich habe gehört, was Euer Oheim sprach, aber nicht gehorcht," setzte er auf einen zürnenden Blick der Gräfin rasch bei, „denn ich war schon früher hier und wurde erst gewahr, wer sich nahte, als es schon zu spät war, mich zu zeigen."

„Ihr werdet den Worten meines Oheims kein Gewicht beilegen, sie vergessen und ja zu Niemand sprechen, nicht wahr?" sagte sie leise, aber eifrig. „Er ist ängstlich und kleinlich — aber er meint es gut!"

„Ich zweifle daran nicht — so wie er es versteht," entgegnete Gran kalt. „Uebrigens ist Euer Wunsch mir Befehl! — es versteht sich von selbst, daß ich über Alles, was ich hörte, schweige und ich selbst will Alles, Alles vergessen, was er sprach — nur Eins nicht!"

„Und das wäre?" sagte die Gräfin drängend.

„Habt Ihr vergessen, was der Graf in seiner Weise leicht und — leichtfertig andeutet?" sagte Gran tiefbewegt, während er näher trat und vergebens suchte, den scheu ausweichenden Blick der Gräfin mit dem seinen festzuhalten. „Sollen mir seine mißgünstigen Worte jene selige Gewißheit geben, der ich mich noch nie ganz zu überlassen traute, obwohl ich kühn genug war, manches Eurer Worte, manchen süßen Blick dahin zu deuten, daß ich Euch nicht gleichgiltig bin, Eleonora?"

„Ihr legt den vagen Behauptungen meines Oheims ein zu großes Gewicht bei," erwiderte mit koketter Verschämtheit die schöne Dame. „Sein Argwohn sieht mehr, als ich zugeben kann und darf!"

„Und warum dürft Ihr es nicht, Eleonora?" rief Gran stürmisch. „Sollte vor Eurem hohem Geiste ein nichtiger Rangsunterschied, das Werk eines Zufalls bei unserer Geburt, mächtiger sein als der Zug der Sympathie, als die Gewalt der Liebe, die um keine räumliche Entfernung und nichts um jene Grenzen fragt, die ihr der Mensch thörichter Weise ziehen will!"

„Ihr habt doch Alles gehört, was mein Oheim sagte?" fragte die Gräfin zögernd und legte die freie Hand auf seine Schulter.

„Ja — aber auf Euer Geheiß, göttliche Eleonore, habe ich auch Alles schon wieder vergessen, bis auf jenes Eine, auf dessen Bestätigung ich noch von Euren süßen Lippen warte?"

„Und wenn es so wäre, wie mein Oheim vermuthete, wenn ich thöricht genug wäre!"

„O! Nennt es nicht thöricht, daß Ihr mich zum Glücklichsten der Sterblichen gemacht," rief der Künstler jubelnd. „Wenn es Thorheit ist, weil Eure Liebe mein Leben mit dem reinsten Glanz der Seligkeit überströmt, dann entquillt auch das ewige Licht der Sonne, das unser Aller Leben erhält und verschönert, nicht aus unendlicher himmlischer Gnade!"

„Ihr seid ein Schwärmer!“ flüsterte die Gräfin in holder Verschämtheit, duldete es aber, daß Gran sie näher an sich zog und den Arm um sie schlang.

„Ihr thut mir Unrecht, göttliche Zauberin,“ koste Gran glückselig, „denn ich bin, trotzdem meine Seele in rosenrothen Wolken schwimmt, sehr klug und bedächtig.“

„Dann solltet Ihr vor allem denken, daß jeden Moment Jemand kommen kann.“

„O nein — die ersten Minuten des Liebestausches stehen unter Amor's Schutz — übrigens segne der Himmel die frommen Väter, die diesen Laubengang schufen, in dem man jeden Störer von Weitem kommen sieht.“

„Der aber doch nicht vor Lauschern sichert“, sagte die Gräfin neckend.

„Walte Gott, daß nie ein Mensch mit mehr Arg im Herzen hier lauscht und keiner, der nach mir kommt, etwas weniger Beglückendes hört, als es mir zu Theil geworden ist,“ sagte der Maler innig und bog sich herab zum Antlitz der schönen Frau, die in seinen Armen lag.

Ohne seiner Kühnheit mehr als den in solchen Fällen üblichen Widerstand entgegenzusetzen, überließ sich die Gräfin bald seinen Küssen, welchen sie wehrte, als der von einem neckischen Reiterhütchen gedeckten Frisur eine Gefahr drohte.

„Ihr seid zu keck — ich zu nachgiebig!“ sagte sie mit dem Finger drohend. „Es wird doch gut sein, wenn Ihr Euch Einiges von den Worten meines Oheims in das Gedächtniß ruft. Gedenkt der Zukunft!“

„An was sollte ich sonst in dieser berauschenden Gegenwart denken, als an eine noch herrlichere Zukunft?“ rief der Maler übermüthig. „Endlich! endlich! wird sich ja der Traum erfüllen, den ich so lange im Herzen getragen, — ich werde ein Glück mein nennen, das mich weit über der Welt Enge hinaushebt und mein Schaffen erst von allen Fesseln befreit! O Eleonore — nicht blos mit meiner Liebe will ich Dir danken — in meinen Werken soll die Welt sehen, wie glücklich ich durch Dich bin!“

„Nur bitte ich hübsch allegorisch!“ scherzte die Gräfin — „und nicht so, daß jeder Unberufene den Commentar zu den Bildern machen kann.“

„Warum das?“ fragte einen Moment betroffen der Maler. „Ich will mein Glück nicht versteckt und als Geheimniß hegen, sondern offen und frei zeigen, auf daß Jedermann sehe, was ich meiner Kunst und meiner Liebe, diesen zwei höchsten Zielen meines Lebens danke, wie ich die eine durch die andere errungen und jene durch diese auf die höchste Stufe erhebe.“

„Schon wieder muß ich Euch mahnen, vergeßt der Zukunft nicht!“ sagte die Gräfin bedeutsam, nachdem sie einen Blick, der Ueberraschung und ein wenig spöttischen Unmuth zeigte, auf Gran gerichtet, und dann sich sanft von ihm losgemacht hatte.

„O ja, ich weiß, es wird Kämpfe kosten, Eure hohen Standesgenossen werden entrüstet sein, meine bürgerlich ängstlichen Collegen werden die Häupter schütteln, als unternähme ich einen Sturm auf den Himmel und die Weltordnung selbst,“ entgegnete Gran in leichtsinnigem Ton, der jedoch unvermerkt immer selbstbewußter und stolzer ward. „Entsetzlich, wird man schreien, wie sich die stolze Gräfin herabwürdigt! der Vermessene! höre ich sie zischeln, der seine Augen keck über seine Sphäre erhebt! Ich aber werde ihres Zeterns und Flüsterns lachen, weil ich weiß, daß wir uns gleich sind durch die Liebe, und ich durch meine Kunst eine Glorie um Dein Haupt schlingen werde, stolzer als jede Grafenkrone und jeder Purpur!“

„Ihr träumt, mein Lieber!“ sagte die Gräfin, auf deren Antlitz sich immer sichtbarer ein äußerst unbehagliches Bewußtsein, mißverstanden worden zu sein, ausdrückte. „Ihr träumt — es wird gut sein, wenn Ihr zur Wirklichkeit zurückkehrt.

„Nun wohl, so sei es," entgegnete noch immer übermüthig der Künstler, „verlassen wir die stolzen Ruhmeshöhen und gedenken wir der nüchternen Dinge dieses Lebens — sprechen wir vom Mammon! Wer mag sich mit mir messen und wer kann, so wie ich, ein unerschöpfliches Füllhorn über die Geliebte ergießen, so daß sie jeder Glanz umgibt, und auch der kühnste Wunsch, die kostspieligste Laune nicht unerfüllt bleibt? Kein Fürst dieser Erde kann seine Gattin mit dem Ueberfluß überschütten, wie ich — ein Fürst im Reiche der Kunst! Wir haben es doch gehört, daß die größten Reichthümer versiegen, wenn nur davon genommen wird — nun — mein Reichthum ist unerschöpflich, denn jede Stunde gebiert ihn neu, jeder Pinselstrich öffnet eine Geldquelle, die mir zufließt!"

„Sehr angenehm für Euch ohne Zweifel," sagte die Gräfin mit nicht zu verkennendem kalten Spott, „ich gratulire Euch und kann nur wünschen, daß sich diese glänzenden Bilder, so weit es Eure Person betrifft, vollkommen erfüllen. Im Uebrigen, mein werther Freund, kann ich nur wiederholen: Ihr seid ein Schwärmer, der die Wirklichkeit und Möglichkeit aus den Augen verliert!"

„Eleonore! was ist das — was soll das heißen?" rief wie vom Donner gerührt der leidenschaftliche Mann.

„Schreibt die Schuld nur Euch zu, wenn Ihr durch grenzenlose Ueberhebung nun in die Lage kommt, schmerzlich enttäuscht werden zu müssen," entgegnete hart und herrisch die Gräfin, indem sie noch weiter zurücktrat und ihn mit einem stolzen Blick maß. „Wie? Ihr wäret thöricht genug zu glauben, daß ich — auf deren Haupt durch Geburt und Vermählung schon zwei Grafenkronen ruhten und von deren bloßen Wink eine noch höhere Würde abhängt, herabsteigen werde zu Euch — daß ich Lust habe, die ehr- und tugendsame Hausfrau eines Malers zu werden, der sein Brod nach der Elle oder Klafter, die er bemalt, erwirbt? Nein — Ihr wart ein Thor — gesteht es nur! Ich mag kein Brod essen, und wäre es auch aus goldener Schüssel — an dem der Geruch des Erwerbes wie eine Schmach klebt!"

Gran war todtenblaß geworden. Wie ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel hatten ihn diese grausamen Worte des frechsten Uebermuthes mitten im Vollgefühl seines Glückes getroffen. Er taumelte zurück an den nächsten Baum, seine Brust arbeitete schwer, und seine entsetzten Blicke hafteten starr an dem schönen und doch so herzlosen Weibe.

„Hahaha!" lachte sie höhnisch. „Mein Oheim hatte doch recht — daß Ihr fähig seid, Euch Dinge einzubilden, die mehr als lächerlich, die wahnwitzig sind. Ich — Leonora Escosura — als Madame Gran, Malersfrau! — hahaha!"

Mit einer gewaltsamen Anstrengung, die ihn noch bläßer machte, als er ohnehin schon geworden war, raffte sich der Künstler auf und sprach mit bebender Stimme, aber äußerlich ruhig:

„Ihr habt recht — ich danke Euch! Ihr könnt nicht die ehr- und tugendsame Gattin eines ehrlichen Mannes werden — denn Ihr seid ja nicht einmal gut genug zu dem, zu was Ihr bereit wäret — zu seiner Dirne!"

„Ihr seid toll, Verwegener!" brauste die Gräfin auf; ihr Antlitz röthete sich vom Zorne, und unwillkürlich ballte sich die kleine Faust, welche die Reitpeitsche hielt. „Seid Ihr noch immer nicht zum Bewußtsein gekommen, wer ich bin und wer Ihr seid?!"

„O, ich weiß es nur zu gut, besser als ich es, leider Gott! noch vor kurzer Zeit wußte," entgegnete mit wachsender Leidenschaftlichkeit der Maler. „Und wenn ich es in Eurem Sinn vergaß, indem ich auf Eure Grafenkrone nicht achtete oder in dem meinen, weil ich Euch fähig hielt, wahr, treu und rein zu lieben — wer ist Schuld daran? Ist es auch nur ein Traum von mir, daß Ihr in meinen Armen gelegen seid und Küsse mit mir getauscht habt? Werdet Ihr es wagen,

zu leugnen, wenn ich vor aller Welt erzähle, was sich hier begeben und auf wem wird dann mehr Schmach ruhen — auf mir, weil ich Euch zumuthete, zu mir herabzusteigen, oder auf Euch, die bewies, daß sie den Schmutz und die Schande weniger fürchtet, als für ehrbar und treu gehalten zu werden!?"

„Ihr werdet nicht wagen" — rief die Gräfin erbleichend.

„Was ist da zu wagen?" entgegnete Gran stolz. „Und wenn ich schweige, so ist es nicht aus Schonung, nicht um meiner Person willen, sondern weil ich Eure Niedrigkeit in Verbindung mit meiner Kunst betrachte, meiner heiligen Kunst, die ich rein bewahren will vor einer solchen Schmach!"

Starr hatte die Gräfin an ihm vorüber den Kreuzgang hinabgesehen und dann eine Bewegung mit der Hand gemacht, als wollte sie ihn entfernt wissen. Nun schlugen auch Stimmen an sein Ohr, und als er sich umwendete, gewahrte er auf einem der nächsten Treppen-Absätze mehrere vornehme Herren, an ihrer Spitze den Grafen Althann mit jenem jungen Mann, der schon in Baden stets in seiner Begleitung gewesen war.

Ein bitterböser Zug fuhr über des Grafen Antlitz, als er Gran gewahr wurde; er mochte jedoch Gründe genug haben, seinem Groll nicht Lauf zu lassen, denn er wendete sich mit gewohnter Glätte zu seinem Begleiter und sagte:

„Da seht Ihr, Fürst, was ich früher sagte, Eleonore ist ganz Kunstenthusiastin! Da hat sie wieder Meister Gran bei sich und läßt sich von ihm Unterricht in der Aesthetik geben."

„Ihr irrt, Herr Graf, mit der Schönheitslehre haben ich und die Frau Gräfin schon abgeschlossen," klang es scharf von Gran herüber, „wir erörtern eben die Gesetze der Perspective — welcher Entfernung es bedarf, um die Verworfenheit vornehm erscheinen zu lassen."

Graf Althann sah erstaunt auf den Maler — er errieth aber bald, daß es hier eine Scene gegeben habe, die seinen Wünschen günstig war, nickte daher nur gleichmüthig mit dem Kopf, als habe er den Sinn der herben Worte nicht verstanden und blinzelte nach dem Fürsten, der sich Eleonoren fast schüchtern genaht hatte. Er war sehr jung und hatte ein hübsches, aber ziemlich nichtssagendes Gesicht, das weniger zu Eleonorens stolzen junonischen Zügen paßte.

„Darf ich mir schmeicheln, daß Ihr, schöne Gräfin, die süßen Verheißungen bestätigen werdet, welche mir Euer Oheim machte?" fragte er leise.

„Ich bin meines Oheims gehorsame Nichte und werde es nie wagen, dem zu widersprechen, was er zu sagen für gut befunden," entgegnete die Gräfin, die es trotz der eben beendeten heftigen Scene schon wieder recht gut verstand, holdselig zu lächeln.

Entzückt faßte der junge Fürst ihre Hand, führte sie an seine Lippen und begann ein flüsterndes Gespräch, das von der Gräfin mit gewohnter Liebenswürdigkeit und Koketterie geführt wurde, obwohl sie sich nicht enthalten konnte, manchen blitzschnellen besorgten Blick nach Gran zu werfen, der mit verschränkten Armen an einem Baum lehnte und finster vor sich hinstarrte.

Der Graf überließ discret das Paar sich selbst und sprach mit den übrigen Herren. Endlich mahnte er aber doch zum Aufbruch, da man im Stift erwartet werde.

Da richtete sich der junge Fürst mit freudestrahlendem Antlitz auf, reichte ihm die Hand sagte:

„Ich danke Euch! — mein Graf, Ihr habt mich auf ein hohes Glück vorbereitet, das sich nun wirklich und wahrhaftig auf mich herabgesenkt hat!"

„So ist es Euch also gelungen, meiner Nichte Trotzköpfchen zu bezwingen?" scherzte der Graf aufathmend. „Ich gratulire Euch — das war kein leichtes Stück! Wie freue ich mich — das ist dieses schönen Tages schönste Stunde für mich!"

Mit holdem Erröthen nahm die Gräfin die Glückwünsche entgegen und gewandt erwiderte sie die Scherzreden. Dann reichte sie dem Fürsten den Arm und plaudernd, lachend ging die glänzende Gesellschaft den Kreuzweg hinab, ohne daß sich Jemand des Malers erinnerte, der dort lehnte und sich die Lippen blutig biß, um seine Fassung zu bewahren. Nur ein flüchtiger Blick Eleonoren's streifte ihn, über die Achsel des glücklichen Fürsten weg. Verglich sie vielleicht wieder? Lag Trotz, Abbitte oder eine frivole Aufforderung in diesem Blick? Wer will es sagen, was er bedeutete — er kam ja aus den Augen einer Kokette.

Kaum hatte die vornehme Gesellschaft den Fuß des Berges, welchen der Kreuzweg hinanzog, erreicht, als oben der Künstler stöhnend zusammenbrach. An derselben Stelle, wo er von Ruhe und Frieden geträumt hatte, zerrissen ihm die bittersten Gefühle die Brust. Schmerzlicher aber noch, als die frivole Zurückweisung seiner heißen Liebe traf ihn die Herabwürdigung und Verhöhnung seines Standes und seiner Kunst und mit tausend Eiden schwur er sich, Niemandem zu weichen und es Jedermann gleichzuthun an Stolz und Aufwand.

Als er sich endlich aufraffte, gedachte er des alten Altomonte und seiner weisen Rathschläge nicht mehr — mit Ruh' und Frieden war es aus, es galt einen Kampf mit den Stolzesten und Reichsten um Geltung und Ansehen.

*

* *

Die Schranken, welche der Mensch selbst aber durch jahrhundertlangen Gebrauch aufgerichtet hat, reißt kein Einzelner nieder. Sie zerbröckeln unter der langsamen Einwirkung anderer Zeiten, aber sie können nicht durch einen unbändigen Willen und beseelte er auch die mächtigste Hand, momentan beseitigt werden. Das sollte auch Gran erfahren.

Er galt auch durch Jahrzehnte hindurch als einer der ersten, wenn nicht der bedeutendsten Maler Wiens und die Gunst des Hofes blieb ihm treu, obwohl sein verschwenderisches Leben, sein hochfahrendes Wesen ihm zahlreiche Feinde machte, und ihn in viele ärgerliche Händel verwickelte. So groß auch seine Einnahmen waren, denn er wurde bezahlt, wie vielleicht kein zweiter Künstler, so zerfloß ihm doch das Geld unter den Händen.

Noch unter Maria Theresia erhielt er für die Fresken im Hetzendorfer Schlosse, die zu seinen meist bewunderten Arbeiten gehören, täglich blanke hundert Ducaten, wozu noch freie Equipage und wenn es ihm behagte, auch der kostenlose Aufenthalt im Schlosse kam. Ein sonst streng urtheilender Kunstrichter sagt von seinen Werken: „Eigenthümlich ist eine gewisse Lebendigkeit des Geistes, die sich in seinen stark bewegten Figuren und in dem Hange, großartig und originell in der Composition zu erscheinen, beurkundete. Wie die Meister jener Zeit, beabsichtigte auch er eine schmeichelnde Wirkung, die er mit seinen schönen kühn aufgetragenen, harmonischen Farben auch immer erreichte. In der Zeichnung hielt er sich streng an die akademischen Regeln und verstand es sehr wohl, eine menschliche Figur genau nach allen Verhältnissen darzustellen. Licht und Schatten sind bei ihm in großer Masse vertheilt und auch in der Gewandung liebte er das Imposante. Dabei verstand er die Gesetze der Optik und Perspective genau."

Fürwahr ein beinahe überschwängliches Lob, besonders wenn man die Zeit des Künstlers in Betracht zieht, in welcher alle freiere Auffassung und Originalität unter der Routine verschwanden und sich auch in der Kunst das Charakteristikum jener Tage — der Zopf — allmächtig geltend machte.

Aber auch Gran's gewaltiger Genius erlahmte mit dem nahenden Alter und unter seiner ungeregelten Lebensweise. Nur spärlich sind die Nachrichten über seine letzten Jahre, obwohl es äußerst bezeichnend ist, daß sich nach 1750 keine größere Arbeit von ihm nachweisen läßt. Er hatte nicht allein mit seinem fürst-

lichen Einkommen, sondern auch mit seiner Kunst schlecht gewirthschaftet und ging wie so manches andere glänzende Genie an seinem ungestümen Wollen, das sich den unabänderlichen Ordnungsformeln der Gesellschaft nicht fügen konnte, zugrunde.

In seinen letzten Jahren arbeitete er viel an einem Entwurf, der den Sturz der gefallenen Engel vorstellen sollte. Er ließ die Studien dazu Niemand sehen, denn, sagte er mit bitterem Lachen, der Satan sei noch nicht schön genug. Als man in seinem Nachlaß die Skizzen fand, wollten Viele in dem „schönen Satan" die Züge der Fürstin Eleonore, wie sie vor langen Jahren ausgesehen hatte, erkennen. Sie war, so lange Toilettekünste aushalfen, eine der galantesten Damen Wiens gewesen, und als endlich Schminke und Puder nichts mehr vermochten, ward sie fromm und veranstaltete in ihrem Palais Conventikel und Betstunden. Ihre Ehe mit dem Fürsten entsprach schon ein Jahr nach der Hochzeit vollkommen dem Ideal ihres Oheims — denn der Fürst, eine ziemlich apathische Natur, zog sich auf seine Güter zurück, wo er ganz nach seinem Geschmack lebte und es der Gemahlin überließ, ganz dasselbe in Wien zu thun. Sie sahen sich oft Jahre nicht, woher es kam, daß sie stets im besten Einvernehmen blieben, ein befriedigender Zustand, welchen der Fürst dadurch zu erhalten bestrebt war, daß er, wenn seine Anwesenheit in Wien unumgänglich nöthig war, diese doch jedesmal auf die möglichst kurze Zeit einschränkte.

So galt ihre Ehe als eine vollkommen standesgemäße und namentlich viele Damen, die sich weniger bequemer Gatten erfreuten, stellten den Fürsten seufzend als ein leider nur selten erreichtes Muster hin.

Die Verhältnisse Gran's verwirrten sich mit seiner sinkenden Arbeitskraft immer mehr. Er wollte seine gewohnte Lebensweise nicht einschränken, gab noch immer Gastereien und spielte, als schon längst keine Rede mehr von den glänzenden Einnahmen war. Er hatte sich wenig Freunde erworben und jene, welche sich um seinen Tisch versammelten, ihm beim Gelage zujubelten und ihm sein Geld im Spiel abnahmen, erwiesen sich so wenig probehältig, wie es dieses Gelichter stets ist.

Immer von dem Wahne befangen, daß seine Schaffenskraft wiederkehren werde, stürzte er sich in eine Schuldenlast, die endlich so anwuchs, daß er bei Nacht und Nebel von Wien fliehen mußte.

Jahre voll Dürftigkeit und bitterer Noth verlebte er in St. Pölten und auch hier lastete es vielleicht schwerer als die Entbehrungen auf ihm, daß er genöthigt war, um das Leben zu fristen, seine Kunst zu niedrigen Zwecken zu verwenden.

Am 29. August 1757 trug man einen unscheinbaren Sarg zu Grabe, kein Mensch geleitete ihn und die Träger waren aus dem Armenhause. Und als man fragte, wer da bestattet werde, da hieß es: „Ein verkommener Künstler."

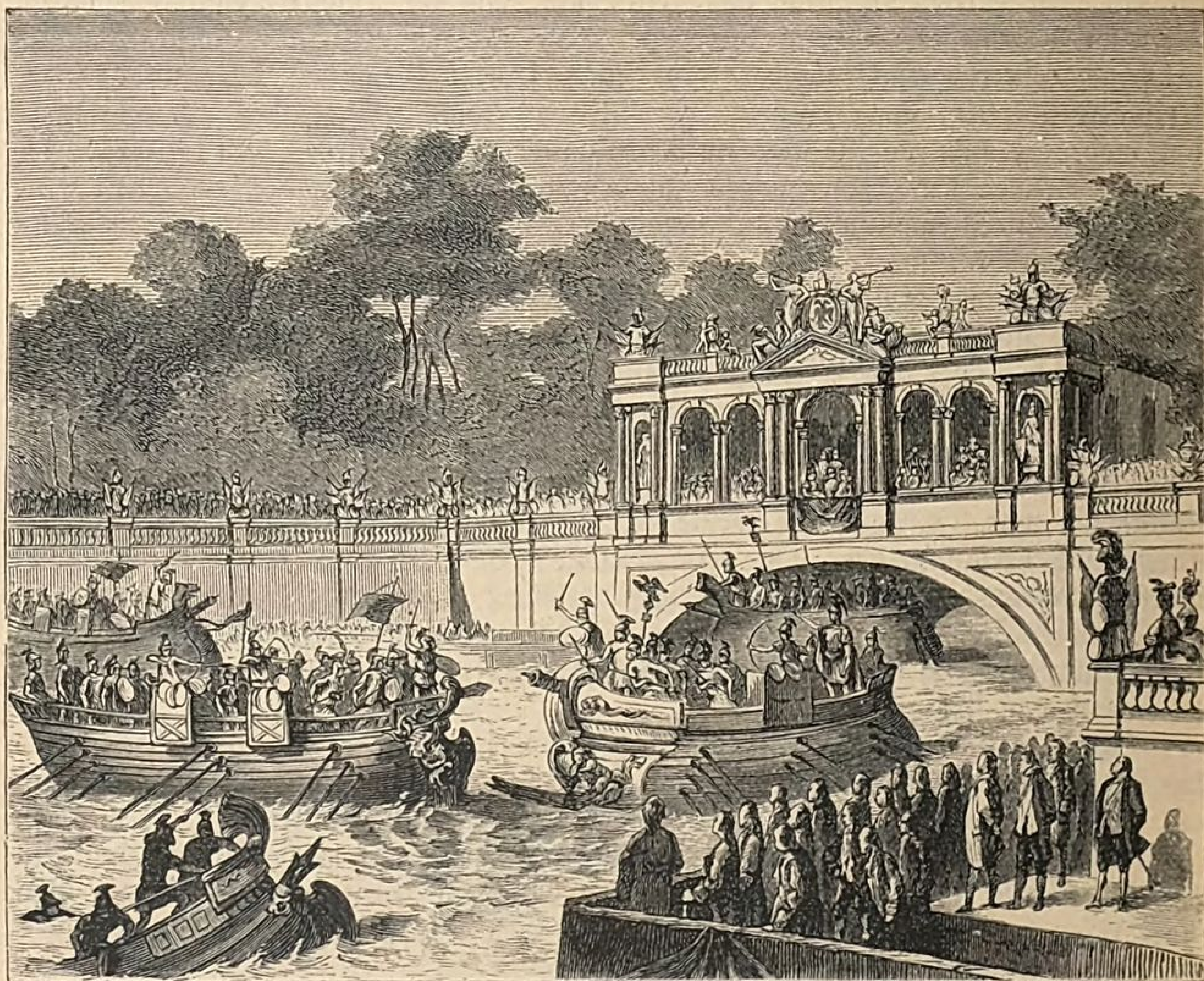
Es war Daniel Gran gewesen!

Wir wenden uns nun aber wieder nach dem Stifte Heiligenkreuz, wo die Grabstätte des streitbaren Babenbergers Friedrich (Bild Seite 1056) befindlich, um uns mit dem Lebenswege eines anderen Künstlers zu befassen.

---

5. Der Kerzendieb von Heiligenkreuz.

Es war im ersten Decennium des achtzehnten Jahrhunderts. Das Land der Umgebung Wiens trug noch gar zahlreiche Spuren kriegerischer Verwüstung. Die räuberischen Horden des türkischen Großveziers Kara Mustapha hatten mit nie überbotener Raub- und Blutgier alle Städte, Dörfer und Wohnungen im offenen Lande zerstört, die nicht von festen Städten und von noch festerem Muthe vertheidigt wurden, wie es z. B. Klosterneuburg unter Anführung des tapferen Laienbruders Marcellin Ortner



Seegefecht in der Oper der Favorita. (Seite 1027.)

gethan. Was sie nicht zur Beute machen konnten — Menschen, Thiere oder Vorräthe — Alles wurde den Flammen übergeben. Ihre Blutgier, ihr Hunger nach Beute kannten keine Schranke. Die reichen Anwohnerschaften der Straßen und Heerwege befriedigten sie nicht. Bis in das tiefste Gebirge hinein drangen sie vor, die Schluchten der Rax und des Schneeberges trugen die Brandmale der Verheerung so gut wie das Marchfeld.

Das Dörfchen Alland nächst Heiligenkreuz, der wunderherrlichen Abtei, an der Heerstraße nach Mariazell gelegen, hatte schon dieser seiner Lage nach dem allgemeinen Schicksale sämmtlicher offener Ortschaften Niederösterreichs nicht entgehen können, seine Häuser waren in Brand gesteckt, sein Vieh weggetrieben, seine Einwohner auseinandergesprengt oder getödtet, wenn nicht an die Roßschweife gebunden und in die Sklaverei geschleppt worden.

Fünfundzwanzig Jahre waren seit diesen Schreckenstagen verflossen und sie waren noch nicht vergessen. Die überall verstreuten Brandstätten erinnerten ja noch lebhaft an sie. Viele Familien waren bis zum Säugling an der Mutterbrust ausgerottet, andere dem Hungertode, der Sklaverei, der Gewaltthat erlegen; öde lag die Brandstätte ihres einstigen Wohnsitzes, ihre Aecker von Unkraut und jungem Waldanfluge überwuchert. Ganze Gemeinden harrten neuer Colonisten. Während die Hauptstadt schon im zweiten Jahre nach der Belagerung, zum Frohsinne des Wohlstandes zurückgekehrt, die Spuren der Pest und Türkenbelagerung aus ihrem Antlitz wischte, ja von einer neuen und zahlreicheren Bevölkerung belebt, jedes Unglücks, jeder trüben Erinnerung bar und ledig nur an ihre Verschönerung, nur



Die Reichskanzlei in der k. k. Hofburg. (Seite 1028.)

an neue Prachtgebäude und Erweiterung in den Vorstädten zu denken schien, arbeitete der Landmann noch mühsam an der Begründung eines neues Wohlstandes. Der Viehstand war noch nicht ersetzt, noch gar viele Wohnhäuser nicht wieder hergestellt und der Acker harrte vergebens des bearbeitenden Pfluges.

Sicher waren es diese Bilder und Eindrücke, welche die beiden Wanderer beschäftigten, die dort von der Anhöhe herabkamen, wo die Wienerstraße sich gegen Heiligenkreuz herabsenkt.

Der Bauer, etwa ein kräftiger Vierziger, hatte den Rock zwar über die Achsel geworfen, vielleicht um seinen Sonntagsstaat zu schonen, wohl noch mehr aber der heißen Sonnenstrahlen wegen, die plötzlich die Ankunft des Frühlings verkündeten, ob auch in den Schluchten des waldigen Gebirges, das hier von allen Seiten den Horizont abgrenzt, noch tüchtige Schneefelder sichtbar waren.

Der junge Bursche an seiner Seite, vierzehn bis fünfzehn Jahre alt und der auffallenden Aehnlichkeit nach offenbar der Sohn des Alten, hatte dieses Beispiel nachgeahmt und die Jacke über den Wanderstab geworfen, den er im Walde gebrochen und der, über die Schulter zurückgelegt, ihm sein Reisebündel erleichterte.

Beide schienen von dem Anblicke der herrlichen Abendlandschaft gefesselt, deren Berggipfel die letzten Purpurstrahlen der sinkenden Sonne rötheten. Lebhaft schien der Sohn zu fragen, lebhaft der Vater zu erklären. Das majestätische Klostergebäude, das freundliche Alland, dessen weiße Häuser und rothe Dächer mit den wirklich rauchenden Schornsteinen zwischen herrlichen Wiesen und Aeckern hervorschimmerten, die weiße Straße, die sich zwischen den grünen Bergen als ein langer Streifen in die Ferne zieht, Alles erregte die Neugier des Jünglings, Alles die lebhafteste Theilnahme in der Seele des Alten, dessen ausgestreckte Hand nicht müde ward, merkwürdige Punkte auf dieser ihm wohlvertrauten Landschaft anzudeuten und zu bezeichnen.

Inzwischen neigte sich der Tag zur Rüste, und das war wohl die Ursache, warum der Alte, jetzt eine Thräne von seinen Backen wischend, endlich zum Aufbruche mahnte.

„Um sieben Uhr," sagte er zum Sohne, „wird die Klosterpforte gesperrt, und dann ist für Freund und Feind kein Einlaß mehr. Die ehrwürdigen Väter gehen dann zum Nachtgebet, die Glocken schweigen und alle Laute des Lebens ersterben. Dann gewahrt man nur noch in einzelnen Zellen den matten Schein einer Studirlampe, bei der der eine oder andere von ihnen die Geschichte aller Zeiten und die Geschicke heiliger Ordensmänner aufzeichnet. Dann, Georg, wär's wohl schwer, Herberge in der Gegend zu finden."

„Und glaubst Du denn," entgegnete der Sohn, der Mahnung des Alten bereitwillig Folge leistend und sich trotz des beschleunigten Schrittes an seiner Seite haltend, „glaubst Du denn, daß, wenn wir rechtzeitig eintreffen, uns der Herr Abt im Kloster aufnehmen wird?"

„Wenn nicht im Kloster, so werden wir doch im Pilgerhause gastliche Unterkunft finden," entgegnete der Vater. „Ich sagte Dir ja schon, daß ich im Kloster wohl nicht ganz fremd bin. Wenn die jungen Geistlichen, die vor vielen Jahren hier waren, in der Türkenzeit nicht alle ihren Tod gefunden, so wird sich wohl der eine oder der andere noch des alten Peter Thaner (Donner) erinnern, der damals freilich ein junger Bursch war!"

„Sind die Türken in's Kloster gekommen?" fragte Georg.

„Das nicht, denk' ich; aber eine harte Belagerung haben die geistlichen Herren wohl ausgestanden. Ich hab' sie zum Theil mitgemacht und, während ich geholfen hab', das Gotteshaus zu vertheidigen, gesehen, wie mein eigenes in Flammen aufgeht."

Da klang das erste Zeichen des Aveglöckleins. Die Wanderer hatten wohl die höchste Eile. Aber nach wenigen Minuten, und bevor der letzte Glockenklang verzittert, hatten sie die Pforte erreicht. Bald schloß sie sich hinter ihnen, und tiefe Stille ruhte auf der Landschaft.

Bruder Pförtner hatte die beiden Ankömmlinge ein strenges Examen bestehen lassen, bevor er sie in das Kloster einließ. Sahen beide auch ganz gemüthlich, unbefangen d'rein, so legten ihm seine Klosterpflichten die äußerste Vorsicht nahe, da es an heimatlosem Gesindel und Landstreichern nicht fehlte, welche die Landstraßen unsicher machten, unter allerlei Vorwand bei wohlhabenden Leuten um Unterstand baten und diese zum Lohne dafür plünderten, wo nicht mordeten. Es hatte sich zwar in letzter Zeit, seit kaiserliche Dragoner in der Gegend streiften, die Lage in etwas gebessert, aber das Kloster hatte so viele unangenehme Erfahrungen gemacht, daß es nicht überflüssig war, unter allen Umständen auf der Hut zu sein.

Da erzählte ihm dann der Alte ganz genau, woher er sei, von wannen er komme und was seines Begehrens.

„Ich heiß' Peter Donner, von den Landleuten schlichtweg gewöhnlich Daner oder Thaner genannt, bin aus Alland gebürtig, meines Handwerks ein Zimmermann, hab' in der Türkenzeit mein Hab und Gut verloren und unter dem seligen Abt Marian Reitter das Kloster vertheidigen geholfen. Wie der vordere Theil des Stiftsgebäudes in die Hand der Türken gerathen war, hätten sie mich in die Sklaverei geschleppt, wenn ich mich nicht in der darauffolgenden Nacht durch Flucht gerettet und nach mehrtägigem Herumirren in den Wäldern, dem Hungertod nah', in die Stadt geflüchtet hätte, aus der der tapfere Karl von Lothringen mit dem edlen Polenkönig Johann Sobieski diese Geißel der Christenheit vertrieben. Dort hab' ich mehrere Jahre in meinem Handwerk vollauf zu thun gehabt und auch ein Stück Geld erspart. Wie dann am 2. Januar 1684 unter Trompetenschall durch alle Straßen Wiens der Ausruf verkündet worden: „Wofern sich Leute finden, die sich auf Acker- und Weingartenbau verständen, so sollten selbige sich angeben, weilen man resolvirt, nebst denen Brandstätten ihnen noch ein gewisses Stück Landes einzuräumen und auf zehn Jahre von allen Abgaben zu befreien" — da habe ich mich gemeldet und mich bald darauf zu Eßlingen im Marchfeld niedergelassen. Meine Wirthschaft, die jetzt bei vierzig Joch umfaßt und zu der ich ein freundliches Wohnhaus gebaut, auch das nöthige Geräth und Vieh angeschafft hab', brachte ich am 14. März 1689 um 84 Gulden 25 Kreuzer käuflich an mich. Mit meinem Weib Ursula hab' ich fünf Kinder erzeugt und sie alle in Gottesfurcht erzogen. Georg, der mich da begleitet, ist darunter der älteste. Weil mir die erste Frau gestorben, und ich mit der Zehntbäuerin mich zum zweitenmal verheiratet hab', und zwischen mir und den Kindern allerlei Unfried entstanden ist und weil der Herr Pfarrer und viele andere anständige Leute mir angerathen haben, den Georg keinen Bauer oder Handwerker werden zu lassen, weil das Bürschel nach aller Einsichtsvollen Urtheil Talent und Anstelligkeit zu ganz anderen Dingen verrathet, so bin ich in die Stadt gefahren und hab' mich da umgesehen, wie und wo ich ihn unterbringe. Ich habe bei mehreren geistlichen Stiften nachgefragt und endlich in Erfahrung gebracht, daß im Stift zu Heiligenkreuz zwei Sängerknaben angenommen würden — nun, und so bin ich halt daher gekommen, um den hochwürdigen Herrn Abt zu bitten, daß er meinen Georg annimmt."

Von dieser mit aller Umständlichkeit gemachten Erzählung war der Bruder Pförtner ziemlich zufrieden gestellt; nichtsdestoweniger richtete er aber vorsichtshalber doch noch einige Fragen an den ehrlichen Eßlinger Bauer, die nicht verfehlen konnten, ihn zu erproben, ob er wirklich in Eßlingen zu Hause, und um sich endlich vollste Gewißheit über die Wahrhaftigkeit seiner Erzählung, über seine Herkunft aus Alland zu verschaffen, unterließ er nicht, ihn auch in dieser Beziehung genau auszufragen; auch ließ er sich den Hergang im Kloster während der Türkengefahr, wen er da von den Geistlichen gekannt, was er für Dienst geleistet, ganz umständlich erzählen.

Als nun der Bauer in seiner Erzählung lebhaft wurde und des Umstandes erwähnte, wie er einen Türken, der schon das Dach ober den Refectorium erklettert, in Gegenwart des Pater Gerhard mit dem ihm anvertrauten Doppelhaken herabgeschossen, und weil es sich nachher gezeigt, daß der Feind Pechkränze auf das Dach gebracht und das Kloster in Brand stecken wollte, von den hochwürdigen Herren reichlich belohnt und belobt worden, da horchte der Bruder Pförtner hoch auf und suchte sich gut zu überzeugen, daß er nicht unrecht gehört und daß es wirklich Pater Gerhard gewesen, in dessen Gegenwart Peter Donner den Meisterschuß gethan.

Und als ihm dies bestätigt worden, bat er den Bauer, in seiner Klausur an der Pforte zu warten, und entfernte sich; er kam aber wenige Minuten später mit einem zweiten Bruder zurück.

„Was will denn der Bursch werden?" fragte dieser letztere eintretend den betroffenen Bauer. „Wozu hat er denn Lust?"

Dabei flogen seine funkelnden Blicke hastig vom Vater auf den Sohn.

„Ja," meinte der Bauer, „wenn mein Georg brav und rechtschaffen bleibt, wie er's immer war, wenn er lernt, wozu ihm der hochwürdige Herr Pfarrer die besten Anlagen zutraut, und wenn die hochwürdigen Herren und der Herr Prälat sich des armen Sohnes eines einfältigen Bauers nicht schämen wollten, so wär's mir als Vater wohl recht, wenn er Gott und der heiligen Religion einst als Priester dienen sollte."

„Euer Sohn," sagte Bruder Julian, denn dieser war der zweite Ankömmling, „ist ein wohlgewachsener, kräftiger Bursch, der besser zum Soldaten taugt, als zum Pfaffen — hat er denn Vorkenntnisse?"

„Der Herr Pfarrer," entgegnete der Bauer, „meint Georg ganz gut unterrichtet zu haben in allem, was ihm zum Eintritt in die Stiftsschule nöthig wäre."

„Hat ihn Euer Pfarrer selbst unterrichtet?" fragte Julian etwas erstaunt.

„Ja, seit einem Jahr," antwortete Donner. „Der hochwürdige Herr hat sich des Jungen ganz aus eigenem Antrieb angenommen. Wie das gekommen ist, will ich erzählen. Dem Nachbar ist ein Sohn gestorben, ein Knab' in Georg's Alter, mit dem er oft gespielt und gebalgt, Kurzweil und Neckerei getrieben, so daß der Schorschl recht traurig d'reingeschaut hat, wie der arme Bursch' in der Grube verschwunden ist. Ja, der Verlust des Spielkameraden hat ihn recht nachdenklich gemacht, und mehrmals ist er auf den Friedhof 'nausgegangen und hat sich stundenlang auf sein Grab gesetzt. Wenige Wochen darauf war wieder ein Begräbniß, dem ganz Eßlingen beigewohnt hat. Da findet man auf dem Grab des kleinen Konrad Prechtler ein Kreuz, ganz ordentlich aus einem Stück geschnitzt. Die Eltern hatten das Kreuz nicht gesetzt, und so machte die Sach' Aufsehen. Endlich kam's heraus, daß mein Georg der Meister war, der es mit Hilfe eines Beils und gewöhnlichen Messers zustande gebracht und aus Anhänglichkeit für den Prechtler auf sein Grab gepflanzt. Als die Sach' zum Pfarrer gekommen ist, hat mich dieser zu sich berufen und den Georg auch, und hat mir eröffnet, daß es meine Pflicht wär', auf Georg's Anlage Rücksicht zu nehmen, und daß er selbst die Müh' seines ersten Unterrichts übernehmen wollt', wenn ich ihn täglich zu ihm auf's Pfarrhaus schicken würde. Das ist denn auch pünktlich geschehen, und daher kommt's, daß Georg im Lesen und Schreiben schon einige Vorbegriffe hat."

„Dacht' ich's doch!" fuhr Frater Julian, dessen Augen während dieser Erzählung immer lebhafter funkelten und der dabei den Georg zutraulich an der Hand gefaßt hatte, heraus. „In dem Jungen steckt gewiß etwas anderes, als ein Pfarrer oder Schulmeister. Der schaut mir einmal zu frisch in die Welt hinein. Und da schaut — diese Stirne, diese Lippen, dieses Kinn; das alles strotzt von Phantasie und den reichsten Gaben des Gemüthes. Nun, Alter, wißt Ihr was? Bleibt nur da mit Eurem Sohn. Morgen werdet Ihr mit dem hochwürdigen Herrn Abt sprechen. Sollte Euer Sohn ein Priester des Herrn werden, nun so ist's Gottes Fügung und Wille; ich selbst will dafür sprechen, daß er Unterricht in allen Dingen erhält, wie die andern Sängerknaben. Sollt's aber anders kommen — so kommen, wie ich mir's denk', dann wird Frater Julian für's Weitere Bedacht nehmen!"

Erstaunt horchte der Bauer auf und machte viele Verbeugungen und Danksagungen für die gute Meinung des geistlichen Bruders.

Julian klopfte ihn auf die Schulter und hieß ihn guten Muthes sein; morgen bei dem Abte werde er ihn wiederfinden. Für seine Unterkunft und Bewirthung im Kloster werde er sorgen.

Dessen waren Vater und Sohn herzlich froh; noch froher aber wurden sie, als bald darauf ein Laienbruder erschien und sie in ein freundliches Gastzimmer des Klosters führte und ihnen kalten Imbiß nebst einer Flasche Weines vorsetzte. Alles war so wohnlich, die Betten luden zur Ruhe ein, und bald schmeichelte ein froher Traum den Schläfern mit freudiger Zukunft.

Der Abt Gerhard Weichselberger hatte kaum die Frühmesse gelesen, als er den Bauer aus Eßlingen, der seinen Sohn dem Kloster in Lehre und Erziehung geben wollte, zu sich berufen ließ. Schier hätte der ehrliche Peter vor Freude laut aufgeschrien, als er in ihm denselben Pater Gerhard erkannte, unter dessen muthigem Commando er einst das Kloster gegen die Türken vertheidigt. Der nun durch seine Stellung so ehrenvoll ausgezeichnete Priester erkannte den ehrlichen Peter Donner seinerseits auf den ersten Blick, gewährte ihm den Handkuß und segnete ihn und seinen Sohn.

In einer fernen Fensternische des Saales stand Bruder Julian. Als Donner seine Bitte um die Aufnahme des Sohnes vorgetragen, kam auch er herbei und erfüllte sein Versprechen, indem er das Verlangen des wackeren Zimmermannes bestens unterstützte.

Nachdem der Abt alles das mit Ruhe angehört, entgegnete er dann lächelnd:

„Es ist Euer Wunsch, ich habe nichts dagegen; doch muß sich Georg einer Probezeit von drei Monaten unterziehen. Es ist so eingeführt. Gegen den Herbst hin seht also nach, damit Ihr den Beschluß des Priors kennen lernt. Ich zweifle nicht, daß der Sohn eines braven Mannes, wie Ihr, allen seinen Genossen durch gutes Beispiel und fleißiges Lernen vorleuchten wird. Uebrigens sagt mir Bruder Julian, daß Euer Sohn allerlei Schnitzwerk aus freiem Antrieb mache. Es ließ sich nun wohl vereinbaren, daß Georg neben dem gewöhnlichen Unterrichte auch die Unterweisung des Frater Julian genösse, der ein tüchtiger Bildhauer ist, wie Ihr aus seinen Werken hier im Kloster selber sattsam ersehen könnt. Bruder Julian wird täglich älter, und ein tüchtiger Gehilfe könnte ihm seinerzeit erwünscht sein. Ueberlegt das, Donner."

Diese Wendung hatte Georg mit höchster Freude vernommen und bat dringend, ihn dem Bruder Julian zu übergeben. Gerne willigte der Vater ein, doch mußte sich's Georg gefallen lassen, daß es bei dem ersten Beschlusse blieb, es mußte nämlich der Unterricht in der Schule mit der Lehre bei dem Bruder Julian verbunden werden. Das Uebrige, was noch zu thun war, blieb dem Pater Hofmeister überlassen, der das nöthige Schriftliche aufsetzte. Das Kloster verpflegte den alten Donner freigebig, und nur sein eigener Wunsch, seine Entfernung vom Hause thunlichst abzukürzen, beschleunigte seinen Abschied.

„Du weißt, Schorschl," sprach Peter Donner scheidend zu seinem Sohne, „daß Du Dich mit der Mutter nicht wohl vertragst; Dein Verbleiben im Elternhaus ist also für die Zukunft unmöglich. Lern' also fleißig, führ' Dich gut auf, so wirst Du's nicht nöthig haben, dahin zurückzukehren und die Tage Deines Vaters zu verbittern. Sei mir übrigens ein guter Sohn, wie ich Dir stets ein treuer Vater war und auch jetzt ehrlich für Dich gesorgt hab'. Füg' Dich in leichte Uebel, so wirst Du größere nicht zu befahren haben. Du hast zwei Lebenswege vor Dir. Der sichere, der bessere ist, daß Du studirst und nach überstandener Probezeit Priester wirst. Der Priesterstand ist ein hoher Beruf und der schönste, den Du wählen kannst. Du erfüllst durch seine Wahl zugleich den Wunsch Deiner Eltern. Wirst Du ein Künstler, dann vergiß nicht, daß Du bei gewöhnlichen Leistungen nicht weit vorwärts kommen wirst, ja daß Du selbst als Meister der

Armuth, den Entbehrungen und Täuschungen aller Art entgegengehen kannst. Was aber auch Gottes Wille sei, wohin Neigung und Beruf Dich führt, immer bleib' ehrlich, Deinen Meistern dankbar, Gott ergeben. Dann wird mein Segen bei Dir bleiben, und Glück und Frieden Dich auf Deinen Lebenswegen begleiten!"

Auf seinen Knien empfing Georg den väterlichen Segen, bitterlich weinend bat er um den väterlichen Schutz für seine daheimgebliebenen Geschwister. Bis zur Pforte begleitete er den Vater — weiter sollte, durfte er nicht; es war das erste Mal, daß ein menschlicher Befehl seine Schritte hemmte.

Traurig sah er dem Scheidenden nach; er sollte jedoch nicht lange seinen Träumen, seiner innerlich erregten Stimmung überlassen bleiben, denn als er umblickte, stand Frater Julian hinter ihm.

„Weine nicht," sprach dieser zu ihm, „Du wirst im Kloster nicht allein sein. Hier sind viele gute und treffliche Männer, die sich Deiner annehmen werden, sobald sie Dich kennen. Jetzt aber komm' mit mir, vor allem zur Kirche und dann zum Pater Prior, Wolfgang heißt er. Morgen dann hole ich Dich, und zwar — in meine Werkstätte."

Für Georg Donner war nunmehr eine neue Welt aufgegangen. Glich sie auch jener nicht, die er sich in seinem stillen Geburtsorte, unter der freundlichen Führung des würdigen Pfarrers, auf einsamen Spaziergängen in die benachbarten Donau-Auen, auf den Triften, wo die Heerden weideten, auf dem Eßlinger Kirchhofe, in der Baumschule des Cooperators oder vor den Heiligen der kleinen Dorfkirche ausgemalt, so sagte sie doch seinem Innern als eine stille, ernste, feierliche zu.

Wie entzückte ihn der Fernblick in die Berge, wie erquickte ihn das Grün dieser Wälder, wie beseligte ihn diese blaue Luft, die der aromatische Hauch der Wälder mit Wohlgerüchen erfüllte; wie gerne träumte er von der Zeit, wo er auf diesen Bergen wandeln würde, mit freiem Blicke über die Welt!

Die Sonne schien hier heller, der Mond, die Sterne hatten eine andere Bedeutung — sie waren anders, sie stimmten zu anderen Empfindungen! Das Kloster selbst wie wunderbar in allem! Wie eigen, wie groß in allen Werken der Menschenhand! Was man ihm von alten Zeiten, von den Geschicken der Fürsten erzählte, welch' neues Bild des unermeßlichen Lebens! Wenn hier die Glocken zur Andacht riefen, wie willig folgte die Seele! Und diese Priester, wie ernst, wie würdevoll ihr Thun und Lassen! Im Gottesdienste welcher Einklang, in allen Geschäften welches ruhige, stille Verständniß, in allen Pflichten und allem Wirken welche Uebereinstimmung und Ordnung! Niemand wirkt für sich, jeder für alle! Und doch wie bestimmt, wie klar der Wirkungskreis eines jeden!

Georg war jung, doch nicht Kind genug, um im Vaterhause nicht oft zu sehen, wie die Mühe des Erwerbens alle Kraft, allen Frohsinn, alle Heiterkeit verschlang. Hier aber war jeder Richtung ein höherer Wirkungskreis angewiesen. Das ganz zu verstehen, war ihm wohl schwer, doch erfaßte es sein empfängliches Gemüth in seiner allgemeinen Erscheinung, in den Umrissen seiner Bedeutung. Ja, die Macht dieses Eindruckes war für ihn zu groß, so daß sie sein Gemüth bisweilen zur Furcht stimmte. Doch dann kam ihm der freundliche und wohlwollende Frater Julian zu Hilfe, in allem sein Lehrer und Meister, seine Stütze und sein Rath.

In dessen Werkstätte brachte er den Tag hin, soweit es nur die Ordnung und Uebung des Hauses zuließ. Der Chorgesang, der so wunderbar an sein Ohr schlug, die erschütternden Klänge der Orgel bewegten ihn und rissen ihn fort; daß er mitzuwirken habe im Gesang, vergaß er fast jedesmal und zog sich dadurch ernste Rügen zu. War seine Seele doch längst auf den Flügeln dieser Töne zum Himmel emporgeeilt, schimmerte ihm doch die Heilige, deren Namen er ausrufen

sollte, längst verklärt und von ihren Engeln umringt aus Sphären des Lichtes entgegen.

Diese todten Formeln des alten Mönchslatein, er verstand, er faßte sie nicht; doch diese Bilder verstand er, diese Heiligen aus Stein, diese Engelsköpfe und Geharnischten, diese Büßer und Beter, diese Wallfahrer und Opferer, den Sinn dieser Säulen, die Deutung dieses riesigen Gewölbes, die Pracht der Farben im Abendstrahl der Sonne, sie faßte er, sie hielt er fest, sie fesselten seine Schritte, so oft er vorüberging, vor ihnen beugte er die Knie und zerfloß oft stundenlang in Thränen.

Hatte er das alles so recht nach Wunsch und Lust betrachtet, jede Form, jeden Faltenwurf, jeden Lichteffect und jeden Schatten, die Säulen, die heiligen Gefäße, die Betstühle und die Kanzel zum hundertsten und aber hundertsten Male in's Auge gefaßt und im stillen Entzücken eingeprägt — dann eilte er zu Bruder Julian und zeichnete und studirte all' sein Thun und Schaffen und war behilflich und wachsam und freute sich und war selig, wenn er seine Anstelligkeit belobte.

Wies ihm auch der Meister untergeordnete Dienste zu, wenn er diese gut zu verrichten verstand, so rückte er ja auch seinem Ziele näher! Und etwas lernte er immer von ihm. Oft belohnte er ihn für seinen Fleiß durch die Erlaubniß, seine Zeichenblätter durchzusehen, seine Cartons zu studiren — o Himmel, welche Herrlichkeiten sah er da!

War das derselbe Meister, der hier in frommer Demuth Symbole des Glaubens und der christlichen Unterwerfung schuf? Gewiß, was er in den Cartons des Meisters sah, stammte aus einer anderen Welt. Welches Leben, welche Kraft, welche rosige Schönheit, welche Fülle, welcher Reiz der Formen? Blumen und Engelsköpfe schimmerten und spielten aus diesen Bildern hervor, oder eine Kraft, ihrer selbstbewußt und froh, sprang aus diesen Formen.

Da belehrte ihn nun Meister Julian, daß diese Bilder aus seinem Geburtslande, aus Italien seien, daß er selbst dort die Werke großer Maler und Bildner gesehen und copirt, auch Werke des Heidenthums. Er belehrte ihn, daß alle Kunst auf der alten beruhe und stehe, und welchen Gegensatz die christliche Welt zur heidnischen bilde.

Georg horchte hoch auf. Jetzt wußte er, jetzt verstand er etwas, das ihm dunkel vorgeschwebt. Immer tiefsinniger ging er in sich, immer eifriger wurde sein Werk, immer rastloser seine Hand, so daß ihm Julian nicht selten das zu viele Arbeiten verwies.

Was andere mühsam erlernen, schien in Georg alles von selbst zu werden, aus einem inneren Triebe emporzuschießen. Mißlang ihm etwas seiner Ansicht nach, so wurde es unfehlbar zerstört. Hatte ein Versuch zwei-, dreimal, weil er über seine Kräfte ging, zu demselben schlechten Ergebnisse geführt, dann sah man ihn wohl vor Zorn erglühen und in Thränen zerschmelzen. Die Nacht brachte er unter Seufzern und Thränen hin, und blassen Angesichts betrat er den nächsten Morgen die Werkstätte. Was er aber dann erschuf, überraschte meistens seinen Meister.

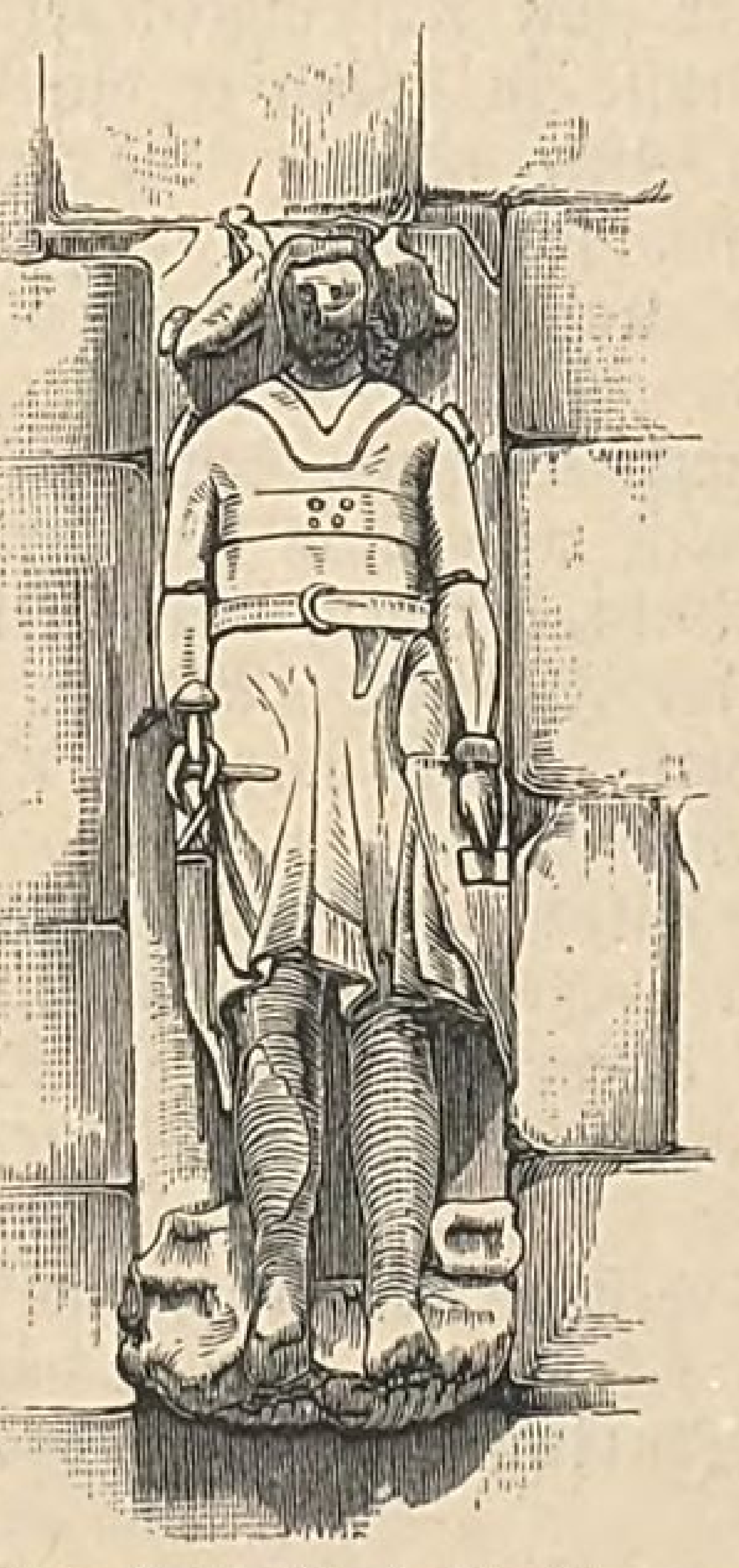
Der Prior war mit diesem Treiben Georg's nicht wohl zufrieden. Um ihn von seinen Träumereien abzulenken, die er weltlich und heidnisch nannte, schickte er ihn täglich zum Ministriren, ließ ihn Weinkrüge aus dem Keller tragen, Gefäße waschen und hielt ihn strenger als Andere zum Singen an. Ach, das Latein war dem Georg so schwer! Hätte er noch etwas davon verstanden! Aber dieses mechanische Auswendiglernen! Und da fielen ihm dabei noch immer die Cartons seines Meisters Julian ein.

Doch Georg ließ den Kopf nicht lange hängen; er merkte wohl, was dem Prior zuwider war, und schwur, da offener Widerstand nicht helfen konnte, sich insgeheim zu entschädigen.

Wenn Alles schlief, war Georg am eifrigsten beim Werk. Wenn es für Alle Nacht war, da ging in ihm der Tag erst recht helle auf. Aus den halb ausgebrannten Lampen suchte er das Oel zusammen, verhing die Fenster, verstellte die Thüre, daß keine Fuge seinen nächtlichen Fleiß durch irgend einen Strahl des Lichtes verrathe, und zeichnete und modellirte, oder knetete aus Lehm, aus Brot oder Gyps die Träume seiner Phantasie.

Oft mußten die gelungensten Statuen wieder sterben, blos weil er das Materiale zu einem anderen Zweck zu verwenden beschloß. Auch durfte ja Niemand erfahren, daß er sich den Schlaf abkarge, der Jedem vorgeschrieben war, Niemand durfte von seinem nächtlichen Schaffen erfahren.

Und diese kostbaren Stunden, waren sie nicht eben für ihn die theuersten? Wie ängstlich mußte er horchen und lauschen, ob nicht das schwere Gitter klirre, ob das Schloß nicht rassele, welches den Gang absperrte, der zu seiner Zelle führte! Rauschte nicht oft ganz unversehens das Kleid des Priors an seiner Thüre, hatte er nicht öfter schon auf seinen Visitationsgängen sein Zimmer besucht? Mit welcher Eile und Meisterschaft Georg dann augenblicklich die Lampe auslöschte und all' sein Geräthe verbarg, das ahnte der Prior freilich nicht. Bei dessen Eintritte lag Georg jederzeit ruhig im Bette und schlief fest, in langen schweren Zügen athmend.


Grabstein Friedrich's d. Streitbaren.
(Seite 1034 u. 1047.)

So ging das zweite Jahr hin. Georg hatte, außer einigen Fasttagen, die Frater Julian ihm väterlich leichter überstehen half, noch keine Klosterstrafen bekommen. Aber jetzt zählte er siebzehn Jahre und sein Geist war rascher als der anderer Jünglinge gereift. Die Mauern des Klosters begannen ihn zu drücken. Er war seinem Meister in Allem gefolgt, hatte gelernt und Manches erfahren, und dessen Werk immer redlich gefördert, doch ein eigenes zu schaffen, hatte er ihm noch nicht gestattet. O, wie drückte ihn der Gedanke nieder!

„Noch," seufzte er bei sich, „noch weiß ich nicht, ob ich nicht ein Stümper bin — ob ich nicht all' mein Lebtag, wenn nicht ein Lehrling, doch ein Gehilfe bleibe! Wer räth mir, was ich beginne — wie ich mir Gewißheit schaffe, wer ich bin?!"

Endlich trat die Katastrophe ein, die für sein ganzes Leben entschied.

Wir sehen zwei dunkle Gestalten in der Nähe des Beichtstuhles, der am zwei Seitenaltare links in der Nische steht, welche eben leise und eifrig mit einander flüstern. Die Eine von ihnen war ein Graukopf, der sich durch die Opferbüchse und Lichtstange auf den ersten Blick als Meßner der Stiftskirche ankündigt, die andere Person war ein Frater.

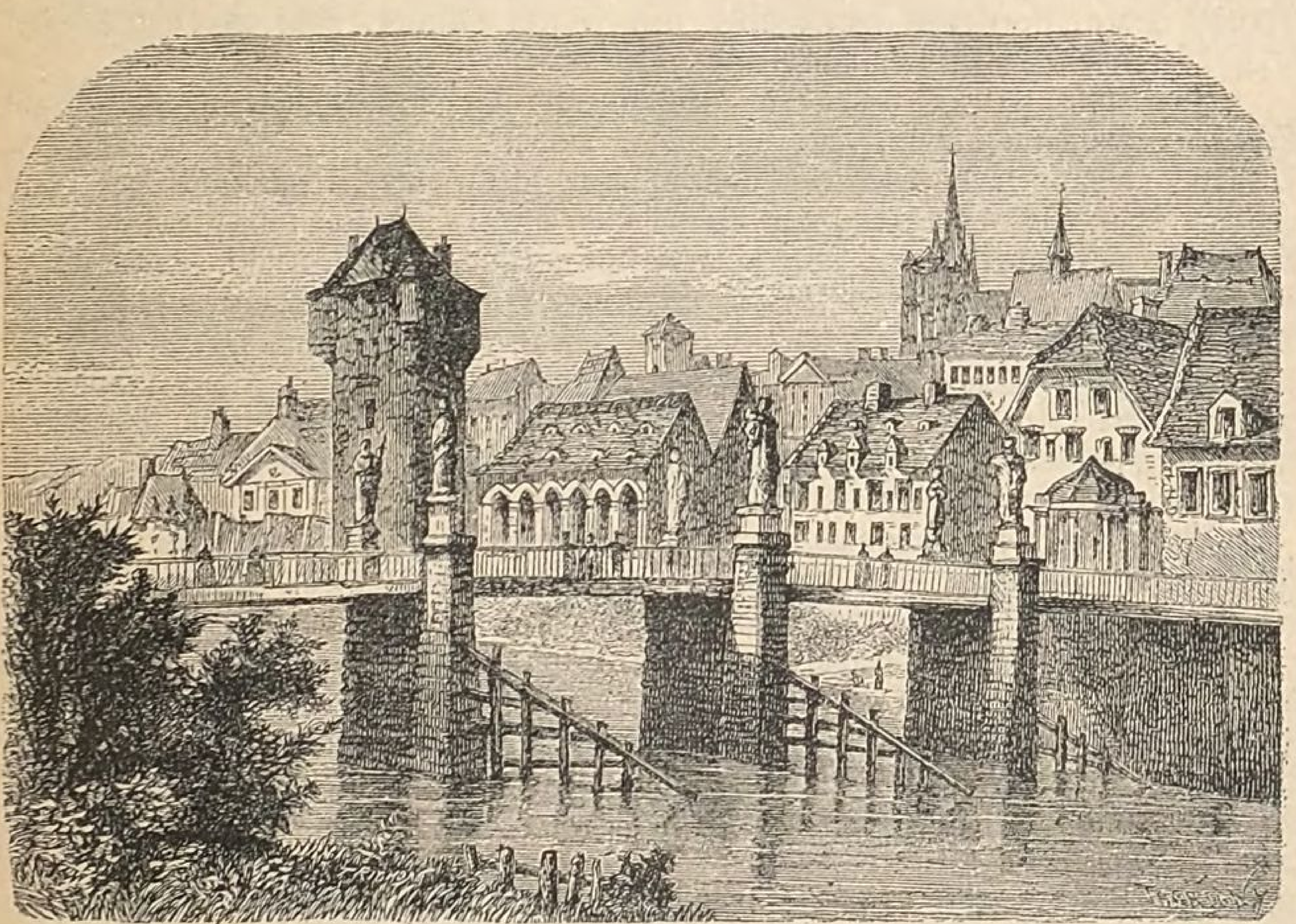
„Ich sag's Euch, Bruder Molitor," sprach der Meßner, „seit dreißig Jahren dien' ich dem Stift und seinen hochwürdigen Vätern in aller Demuth, aber ein solcher Fall ist mir noch nicht vorgekommen.

„Ich begreife nur nicht," erwiderte der Bruder, „warum der Dieb die ganzen Kerzen verschont und nur die Reste nimmt, die ihm weit weniger helfen. Die Kerzen sind ja oft wochenlang angesteckt, ohne angezündet zu werden und stehen auf dem Altare. Ist er in Noth und stiehlt er, um Geld zu bekommen, so gäben erstlich die großen Kerzen weit besser aus und dann ist es viel leichter und unbedenklicher, sie an Mann zu bringen."

„Hm," meinte der Meßner, „mir bringt's Niemand aus'm Sinn, daß es einer der Studenten oder Sängerknaben thut, vielleicht mir, dem armen Meßner zum Trutz, dem der Erlös aus diesen kleinen Wachsresten seit Jahren ungestört zugeflossen ist und der jetzt an seinen paar Pfennigen geschmälert werden soll. Ich sag's Euch, Bruder, Bosheit ist's, nichts als Neid und Bosheit!"

„Vater Klaus," versetzte der Bruder, „was die Bosheit anbelangt, bin ich nicht ganz Eurer Meinung; mir scheint jedoch Eure Voraussetzung, daß es einer der Sängerknaben sein könnte, der Wahrheit weit näher zu liegen. Ihr sagt, es daure der Unfug schon geraume Zeit?"

„Seit einem halben Jahr' schon; ja ich bin seit noch weit längerer Zeit auf der Spur, daß auch das Oel der Lampen, die nicht ganz ausgebrannt sind,



Eger in Böhmen. (Seite 1063.)

verschwindet. Seit Monaten schon versteck' ich mich in der Kirche, um dem Dieb auf die Kappen zu kommen, aber bis heut' hab' ich'n nit entdecken können."

„Habt Ihr dem hochwürdigen Herrn Prior schon davon gesagt?" fragte Bruder Molitor.

„Noch nicht," sagte der Meßner; „der thäte Haussuchung halten, großes Aufsehen aus der Sach' machen und den Schuldigen vielleicht gar dem Gericht zur Abstrafung übergeben. Das wär' mir denn doch nit ganz recht. Käm's heraus, daß der Diebstahl von Jemandem verübt wird, der dem Kloster nah' steht, so thät' die Sach' auch für mich ihre verdrießlichen Folgen haben. Ich will deshalb den Dieb selbst erwischen, ihn beim Schopf festhalten und wenn ich seh', wer er ist, ihn entweder warnen, oder zum Pater Prior führen."

Bei dem Worte „warnen" hatte der Meßner mit seinem Lichterstocke eine Pantomime gemacht, die der Frater in ihrer Bedeutsamkeit vollkommen zu würdigen wußte, denn er sagte lächelnd:

„O, für das Warnen bin ich selbst; warnt den Schuldigen ja nur tüchtig. Wäre nicht Weihnachten schon so nahe vor der Thür und die Nacht in der Kirche so kalt, ich wäre selbst nicht übel aufgelegt, Euch zu helfen und von Zeit zu Zeit auf dem Posten abzulösen. Na, seht nur zu, daß Ihr den Kerzendieb erwischt, es muß ja dem Kloster selber daran liegen."

„Das mein' ich auch!" brummte Klaus in den Bart, nachdem ihn der fromme Bruder mit einem „Gelobt sei Jesus Christus!" allein zurückgelassen.

Bruder Molitor hatte den Heiligen auf seinem Wege aus der Kirche längst seine Referenz gemacht und war auf einem Seitengange bereits aus der Kirche entschwunden, als Meßner Klaus noch immer seinen Monolog fortsetzte. „Jung gewohnt, Alt gethan!" „Mit Kleinem fängt man an, mit Großem hört man auf!" und was sonst im Volksmunde für kernige Denksprüche über den Gewohnheitsdiebstahl leben, sie flossen wie Wasser von seinem Munde, nicht wie ein Wasserfall, doch wie eine lieblich murmelnde Quelle.

Der gute Klaus legte den Lichtstock und die Armenbüchse neben sich zur Erde, der Beichtstuhl neben ihm schien ihm ein sehr geeigneter Versteck, und sein Entschluß war gefaßt, trotz der unheimlichen Stille der Kirche und des zeitweiligen schauerlichen Krachens der Bänke und Altäre, die Nacht hier zuzubringen. Er huschte sich daher so eng und so warm als möglich zusammen und drückte sich in den Beichtstuhl, und da es dem armen Alten an einem anderen Mittel gebrach, seinen Geist aufrecht zu erhalten, so zog er einen Rosenkranz heraus und begann zu beten.

Wie oft er dessen Knoten abgezählt, ist wohl niemals auf Erden verzeichnet worden, aber die Stille und Finsterniß der Nacht, die ihn umgab, die Kälte, die ihm empfindlich zu werden anfing, und die im Gebete wieder hergestellte Ruhe seiner Seele ließen ihn allmählich einschlummern.

Vater Klaus genoß auch hier im Beichtstuhle eines recht gesunden Schlafes. Hatte er ausgeschlafen oder weckte ihn die ungewohnte Helle, die ihn umgab, genug, es war bereits Morgen, als er aufwachte.

Erschrocken fuhr er empor, denn es blendete ihn etwas, hart vor ihm wie Feuerglanz. Sein erster Gedanke war kein anderer, als das Kloster stehe in Flammen. Das Kloster erfreute sich jedoch der tiefsten Ruhe und des besten Wohlseins; niemand hatte demselben ein Unheil zugefügt, und die Flamme, vor der Klaus so sehr zusammenschrak, war nichts als — ein armseliges Wachslichtlein, so ein Kerzenrestchen, ein Stümpchen, wie sie ihm in letzter Zeit immer gestohlen wurden, das jemand vor ihm angezündet, damit er während der Nacht nicht im Finsteren sitze. Das war gewiß ein köstliches Schelmenstücklein!

„Verwünscht," rief Klaus, „das war der Kerzendieb, der mir den Schabernack angethan, weil er errieth, daß ich mich seinetwegen hierher setzte!"

Und wieder verging eine Zeit. Der Christabend war gekommen und hatte Allen Freude und frohe Gaben gebracht. Die hohen Feste, welche die Kirche in diesen Tagen feiert, die allgemeine Sehnsucht des irdischen Lebens, der Heiligung theilhaftig zu werden, rief die dörflichen Bewohner der Umgegend, selbst die Köhler, Kalkbrenner und Waldbauern tief aus dem Gebirge herbei, und alle Priester des Ordens waren beschäftigt, die Bekenntnisse der Reue anzunehmen und den Segen der Kirche zu spenden.

Als der Zudrang der Gläubigen sich endlich minderte, als die festlich geschmückten Schaaren heimwärts pilgerten nach ihren Hütten, um bei häuslichen Freudenmahlen und kindlichen Spielen des Glückes der Kindheit und Wiedergeburt im Heiland froh zu werden, und in den Dörfchen und Hütten, die zwischen dem frischen Tannengrün über den Schneefeldern durchschimmerten, Lichter sichtbar wurden, berief auch der Abt des Stiftes Heiligenkreuz all' die Seinen um sich, um sie zu bewirthen und ihnen Allen ohne Ausnahme ein Geschenk zu spenden.

Nach dieser Feierlichkeit aber begab sich jeder in seine Zelle zurück, die meisten, um die Ruhe zu suchen, deren sie nach der Anstrengung des Tages bedurften. Berief doch die Mette nach kurzer Rast alle wieder zum Dienste der Kirche.

Nur Einer dachte nicht an Schlaf und Ruhe — der sprang wie verrückt umher, bald weinend, bald lachend, bald die Hände reibend, bald sie ringend, als ob er Gott für ein Wunder dankte, bald phantastisch auf einem Fuße im Kreise durch das Gemach hüpfend, bald das Crucifix an der Wand inbrünstig abküssend.

Es war Georg, und was ihm eine so übermäßige Freude bereitete, was ihn so verwirrt, so ausgelassen machte, worüber er jauchzte und weinte — dort auf dem kleinen Altare, den er heute selbst in seiner Zelle aufgerichtet, dort war es zu sehen. Ein kleines Tischchen stand unter einem Muttergottesbilde, mit einem reinen, glänzend weißen Tuche bedeckt, mit Blumen geschmückt, von vier Wachskerzen erhellt, in ihrer Mitte aber stand — die Reiterstatue des heiligen Martin, in Wachs bossirt.

Also es war ihm geglückt; nach eigenem Entwurfe, nach freier Wahl seiner Phantasie, ohne Führer und Leiter hatte er selbst ein Werk erschaffen, und was sein Herz so rührte und ergriff, es war: die Seligkeit des ersten Gelingens. Hinweggestoßen hatte er jede Rücksicht, dieser Tag, der jedes Herz seiner Angst und Sorgen befreite, er sollte auch ihm ein Tag des Jubels sein; er glaubte es ja und hielt es in kindlicher Seele fest — der heilige Christ hatte ihm diese Freude beschieden.

Aber vor der Thüre der Zelle ward es laut; lachende und zornige Stimmen tönten durcheinander, und ehe er noch wußte, ob er recht gehört, ehe er noch den Tisch erreicht, um die Lichter zu verlöschen, füllte sich seine Zelle mit unwillkommenen Gästen.

Der Prior war es, dann Julian, Bruder Molitor, der Meßner Klaus und fünf, sechs andere Gestalten, die er nicht sogleich unterschied, weil sie sich im Hintergrunde hielten.

„Also wissen wir endlich," rief der Prior den Erstarrten an, der, plötzlich aus allen Himmeln herabstürzend, gedemüthigt und vernichtet vor ihm stand, „also wissen wir jetzt, wohin die Kerzenreste aus der Kirche wanderten! Kennen wir endlich Den, der unser Vertrauen, der die Wohlthat des Klosters so klug zu benützen weiß! Nun, man muß gestehen, Du hast tüchtig gewirthschaftet — Deine Statue ist ganz stattlich ausgefallen!"

„Schau, Georg," nahm jetzt Frater Julian das Wort, der wohl sah, daß sein Lehrling die Sprache nicht sobald finden werde, „'s war nicht recht von Dir, 's war hoch gefehlt, daß Du das Wachs zu Deiner Arbeit heimlich gesammelt hast; für diesmal werd' ich Dich vor Strafe nicht beschützen können!"

„Wahrhaftig," bemerkte Bruder Molitor verdrießlich, „das ist der einzige solche Fall, der seit hundert Jahren im Kloster vorkommt!"

„Richtig," ergänzte der Prior, „und der deshalb auch dem hochwürdigen Herrn Abte gemeldet und exemplarisch bestraft werden soll. Nehmt die Figur mit" — fügte er nach einem Augenblicke mit einem Winke gegen Bruder Molitor hinzu — „und schließt die Thüre ab; vorläufig bleibt Georg in der Zelle mein Gefangener."

„Mir," sprach Julian, „mir werdet Ihr wohl erlauben, daß ich Euch zum hochwürdigen Herrn Abte begleite."

Die Visitation entfernte sich, der Riegel klang, und Georg stand betäubt und allein im finsteren Zimmer.

Die Nacht verging ihm in banger Erwartung; niemand berief ihn zum Kirchendienste; niemand sagte ihm etwas über sein künftiges Schicksal. Der Morgen

graute, der Tag brach an, die Glocken riefen zur Messe, endlich zum Hochamt; es kam der Mittag, die Predigt und Christenlehre, der Segen — es wurde zum zweiten Male Abend, aber seine Zelle öffnete sich nicht; keine Speise, kein Trank, nicht das kleinste Stückchen Brot wurde ihm gebracht. Um Mitternacht hörte er wieder den Chorgesang, morgens wieder die Frühglocke — es begann ihn ernstlich zu hungern.

Endlich gegen neun Uhr Vormittags öffnete sich die Thüre seines Gefängnisses. Zwei Laienbrüder erschienen und hießen ihn folgen. Lange ging es fort, ohne daß Georg ahnen konnte, wohin. Endlich gewahrte er, daß man ihn die Haupttreppe hinanführte, und zitternd erkannte er den Weg, den er an der Seite seines Vaters, an dem Tage seiner Ankunft, betreten und auf dem er in's Kloster gekommen. Endlich unterlag es keinem Zweifel mehr, daß man ihn zum Abte führe. Seine Fassung schwand; Schlimmeres, als aus dem Kloster ausgestoßen zu werden, konnte ihm nicht begegnen, und derlei war sicher zu erwarten.

Die Brüder öffneten jetzt die Pforte des Empfangsaales und schoben Georg hinein.

Der Abt, der Pater Hofmeister, der Prior, der Kellermeister, der Schatzmeister und mehrere andere Würdenträger des Klosters saßen um einen Tisch. Die Künstler und Fratres Julian, Altomonte, Molitor und mehrere Laienbrüder und der Meßner, Georg's Ankläger, standen etwas weiter zurück im Saale.

Georg sah wohl, daß es an ein förmliches Verhör gehen werde; der Tod wäre ihm lieber gewesen, als diese peinliche Scene. Aber Georg gestand Alles offen; war er sich doch keiner unverzeihlichen Schuld bewußt.

Nachdem alle Umstände sattsam aufgeklärt waren, nahm der Abt Weichselberger selber das Wort.

„Georg Donner," sprach er, „ich finde Dich strafbar. Du hast zwar keine schlimme Absicht mit Deinem Vergehen verbunden, aber Unrecht bleibt Unrecht. Nur in Anbetracht Deiner Jugend, Deiner Unerfahrenheit und Uneigennützigkeit bei dem begangenen Fehler, endlich im Hinblicke auf Deinen Vater und auf die Fürbitte Deines Lehrmeisters, will ich auf das Vorgefallene nicht weiter eingehen. Die überstandene Angst, das vierundzwanzigstündige Fasten sei Deine Strafe. Nur muß ich Dir zugleich ankünden, daß Du nach Ablauf des Curses das Stift verlassen wirst!"

Georg's Antlitz glühte. Er hätte gern gegen diesen Ausspruch Verwahrung eingelegt, aber es warnte ihn ein ernster Blick seines Meisters Julian und so schreckte er davor zurück. Er neigte sich stumm und ließ sich geduldig auf seine Zelle zurückführen. Dort angelangt, fand er sein Frühstück und — die Reiterstatue des heiligen Martin; bald darauf erschien Frater Julian. Es war ein ergreifendes Wiedersehen.

„Armer Georg!" rief der wackere Bildhauer seinen Zögling an, „Du hast viel erduldet, aber tröste Dich, es ist nicht halb so schlimm, als es Dir vielleicht zugedacht war, als Du es in diesem Augenblicke noch findest. Dem Abte hat Deine Arbeit gefallen; und weißt Du, sie gefällt auch mir, und folgst Du meinem Rathe, so verläßt Du das Kloster noch heute."

„Glaubt Ihr, Meister Julian?" rief Georg erstaunt. „Aber wohin sollt' ich dann gehen?"

„Das will ich Dir sagen," entgegnete der Frater, dessen Wangen eine ungewöhnliche Gluth röthete. „Du wirst dorthin gehen, wo ich gelernt, wo Alle ewig lernen werden, die Großes in der Kunst zu leisten gedenken, wo Du das Größte und Beste siehst — nach Rom! Noch habe ich Freunde dort, noch leben Künstler dort, die des alten Giuliani gedenken. Auch Altomonte ist meiner Meinung. Auch der hochwürdige Herr Abt. Er giebt Dir die Mittel zur

Reise und ich und der berühmte Maler Altomonte geben Dir Briefe mit an Männer, die sich Deines Talentes annehmen werden."

Georg brach in lauten Jubel aus, als er diese Nachrichten aus dem Munde seines edlen Lehrers hörte.

Unter Freudenthränen stürzte er ihm um den Hals und wußte sich lange nicht zu fassen. Am meisten ergriff ihn aber die Güte des Abtes. Jetzt sah er, daß die Welt nicht hart sei, nicht grausam, wofür er sie gehalten. Was aus Julian's Auge strahlte, was Altomonte's, was des Abtes Gerhard Weichselberger edle Handlungsweise ihm ankündigte, das war die Erfüllung seines heißesten Wunsches.

Und Georg ging und wurde ein „Raphael" — nämlich der große Bildhauer Georg Raphael Donner (Bild Seite 1033), der, in seine Vaterstadt zurückgekehrt, ihren Namen durch die bewunderten Leistungen seines Genies (darunter das unsterblich schöne Capitalwerk: die Figuren des Brunnens am Neuen Markt in Wien) verherrlichte.

Frater Johann Giuliani, oder wie er im Kloster stets genannt wurde, Julian, lebte seiner hehren Lehrkunst noch viele Jahre, bis er 1744 im 81. Lebensjahre starb. Donner war ihm drei Jahre früher vorangegangen.

Die vorhergehende thatsächliche Geschichte beweist aber auf das Eclatanteste, wie ungerecht Jene sind, welche in verbissenem Hasse behaupten, die katholische Geistlichkeit sei von jeher Feind der Wissenschaft und Kunst gewesen. Tausende berühmtester Männer aller Stände wären als Betteljungen verkommen, wenn nicht die Liebe der Klöster sie gerettet, sie ausgebildet hätte.

Eger im großen deutschen Krieg.

1. Die alte Burg in Eger.

„Saxa loquuntur!" „Auch die Steine sprechen," sagt ein altes Sprüchlein. Der nüchternen modernen Auffassung nach, scheint es freilich damit zu gehen, wie so vielen solcher geflügelter Worte: man unterlegt ihnen nämlich die Bedeutung, die der eigenen individuellen Auffassung entspricht und meint dann, diese liege schon von vornherein darinnen. Auf seinen wahren Werth zurückgeführt, müßte das Sprüchlein weniger dahin lauten, daß die Steine selbst sprechen, als daß sie in uns eine bestimmte Gedankenreihe wecken.

Wenn sich inmitten waldiger Kuppen auf einem einsam aufstrebenden Felskegel verwittertes Burggemäuer erhebt, so werden in den Seelen schwärmerischer Jünglinge und Jungfrauen sofort alle Zauber der Romantik lebendig. Flugs steigt vor ihren geistigen Augen das Trümmergewirr in alter Pracht empor, die von Epheu und Ginster umsponnenen Mauerbrocken thürmen sich zu Ringmauern und trotzigen Wällen auf, über welche weithinaus der Wartthurm ragt, von dessen zinnengekröntem Söller das tugendsame und ganz erschrecklich verliebte Edelfräulein mit schmachtendem Auge weit hinaus späht in das Blachfeld, ob kein aufwirbelndes Staubwölkchen ihr das Nahen des trauten Liebsten kündet.

Nicht minder träumt der empfindsame Jüngling in jenen Jahren voll Unruhe, wo er alle Mädchen anbetet, ohne die Courage zu finden, es auch nur Einem zu sagen und wo er in heißem Bemühen an den mikroskopischen Anzeichen werdenden Bartes zupft, beim Anblick einer Burgruine von jener schönen Zeit, wo es noch keine Maturitätsprüfungen gab und man es im Leben und dem Herzen holder

Damen desto leichter zu Erfolgen brachte, je weniger man wußte, wo Lauten-geklimper, ein nerviger Arm, um den Flammberg schwingen zu können und ein harter Schädel, um die Sturmhauben tragen und tüchtige Püffe aushalten zu können, genug waren, um als „Blume der Ritterschaft" gefeiert zu werden.

Es ist hier nicht der Platz, um zu untersuchen, ob die „gute alte Ritterszeit" wirklich gar so vortrefflich war, wie es sich romantische Knäblein und Mägdlein vorstellen. Wir bezweifeln es aus guten Gründen und können die Schwärmerei für solch' trotziges Burggemäuer nur insoferne theilen, als es den landschaftlichen Effect erhöht und eine heilsame Gedankenreihe eröffnet, die aber gar nicht zum Lob jener Zeit ausfällt.

Manche dieser Ruinen auf einsamer Bergeshöh' gleicht viel eher einer Wolfshöhle, einer Stätte, wo rohe Gewalt und trotzige Kraft sich ihrer Straflosigkeit freuten, und sie stehen an Wichtigkeit für die Culturentwickelung der Menschheit hinter dem letzten armseligen Pfahlbautendorf zurück, dessen Räthsel sich uns jetzt nach Jahrtausenden entschleiern.

Wenn man die Brillen der Romantik abgelegt hat und dem Wesen jener Zeit nachspürt, in welcher diese einsamen Felsnester die Sitze der Mächtigen waren, so gewahrt man wenig Erfreuliches; fast an jede dieser Burgen knüpft sich die Erinnerung an Grausamkeit, Gewaltthat, Bedrückung, Trotz und Rebellion, und nur bei wenigen stürzte die ruhig zerstörende Hand der Zeit die stolzen Mauern, sondern sie mußten erstürmt werden; Feuer und Schwert wurden aufgeboten, um diese Schlupfwinkel längst überflüssig gewordener Größe und mißbrauchter Gewalt zu brechen.

So sprechen die Trümmerreste einstiger Ritterburgen, die in jungen Herzen so viel romantischen Gedankenunfug anregen, zu dem nüchternen Beobachter, der gewohnt ist, die Zeit und ihre Wandlungen, „Alt und Neu", nach dem wahren Werth zu schätzen. Schon in der abgeschiedenen, dem Verkehr entfremdeten Lage dieser Schlösser, auf steilen, schwer zugänglichen Höhen liegt ihr Verdammungsurtheil, das von der unerbittlich waltenden Zeit vollstreckt wurde. Bildung und Gesittung sind an das Zusammenleben der Menschen gebunden, sie haben immer wahre Förderung nur dort gefunden, wo sich verschiedene Kräfte in regem Wetteifer erprobten; die kleinste Stadt hat für den Fortschritt, für das geistige Gedeihen ihrer Bürger und der Menschheit im Allgemeinen mehr Bedeutung, als das stolzeste Felsenschloß. Vielleicht läßt sich manche vielbeklagte Eigenart deutschen Wesens daraus erklären, daß diese einsamen Edelsitze in Deutschland von größerer Wichtigkeit waren und diese länger bewahrt haben, als in anderen Landen.

Nicht alle Ueberreste solcher Bauten aber sprechen die gleiche traurige Sprache, nicht an alle knüpfen sich so wenig erfreuliche Erwägungen. Wo sich an die hochragende Burg, in welcher mildgesinnte Herren klug walteten, Ansiedelungen schlossen, in welchen der Gewerbefleiß der Bürger segensreich wirkte, da erstanden blühende Städte und reiche Ortschaften — die unter dem Schutz der hochragenden Festung ihre Culturaufgabe erfüllten. In einem solchen Falle erinnern wir uns beim Anblick der Ruinen an den natürlichen und unaufhaltbaren Wandel der Zeiten, welcher im Schatten dieser nun in Schutt liegenden Mauern ein blühendes Gemeinwesen schuf, das seine Existenz-Bedingungen nicht in der scheuen Abgeschlossenheit und Unzugänglichkeit, sondern gerade darin findet, weit hinaus durch alle Lande, wo schaffende und strebende Menschen wohnen, Verbindungen anzuknüpfen und im lebendigen Verkehr geistige und materielle Güter umzutauschen. Solche Ruinen mögen uns auch daran erinnern, daß die fortschreitende Entwickelung der menschlichen Gesellschaft sich mit unerbittlicher Gewalt auch periodische Erscheinungen unterwirft und sie ausnützt, so widerstrebend sie sich auch scheinbar erweisen mögen. Freilich kann man in diesen letzteren Fällen nur selten von eigentlichen Ruinen

sprechen, denn die wechselnden Forderungen der lebendigen Zeit ließen es nicht zu, daß die Mauern der beherrschenden und beschützenden Burg in Trümmer sanken. Im Laufe der Jahrhunderte änderte sich Gestalt und Umfang gar vielfach, was die Elemente oder in stürmischen Zeiten die Menschenhände zerstörten, entstand in neuer Zeit, wenn auch nicht immer in schönerer Form und Nothwendigkeit wie Pietät vereinigten sich, um das Gebäude bis in unsere Zeit zu erhalten. So erging es nicht wenigen Schlössern, die durch Jahrhunderte auf emporblühende Städte hinabblickten und heute noch als stolze Fürstensitze oder auch als Kasernen und Strafanstalten den veränderten Bedingungen unserer Zeit dienen müssen.

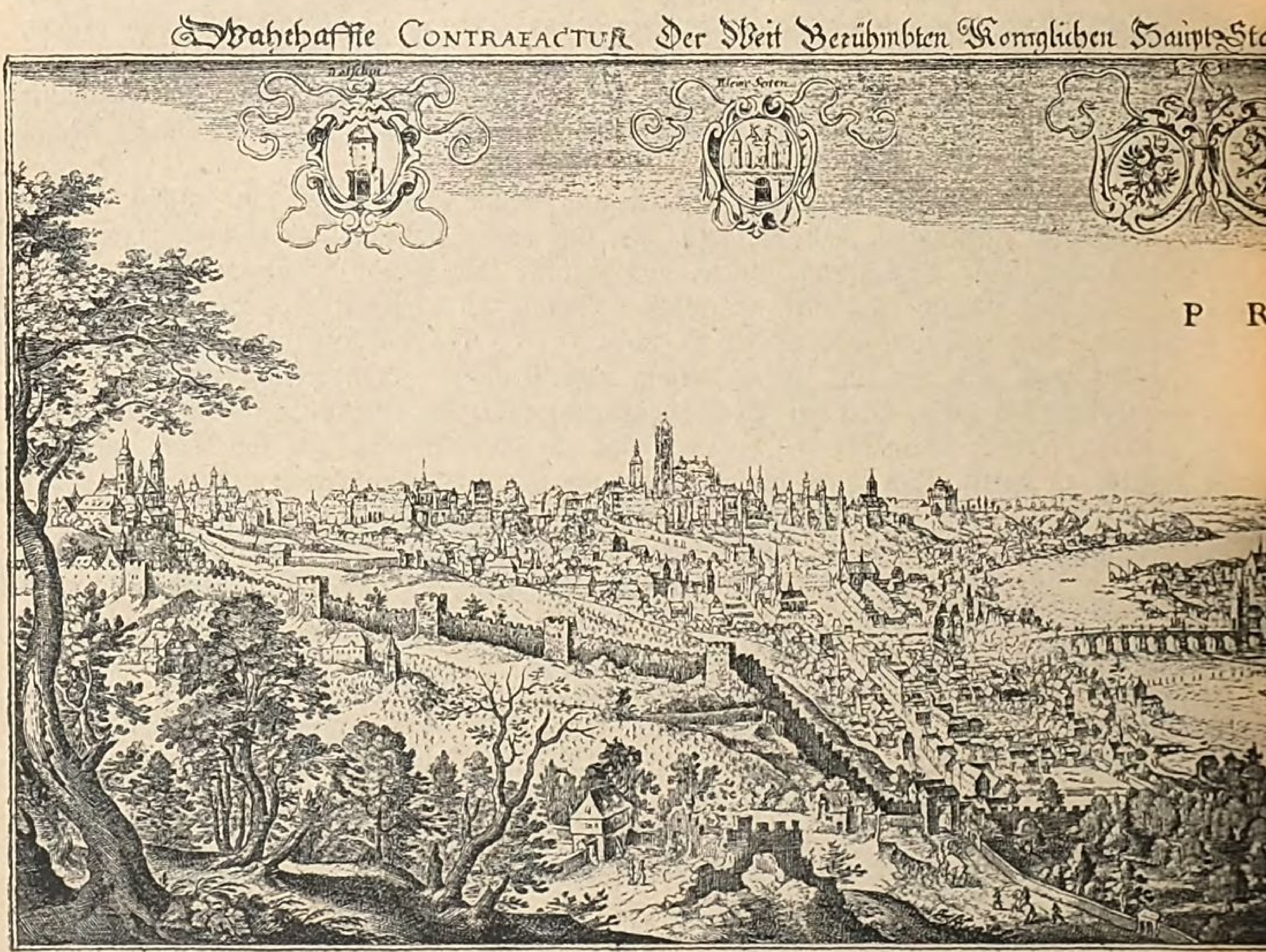
Vor diesem letzteren prosaischen Schicksal blieb eine der ältesten Burgen Oesterreichs, die sich auf steiler felsiger Höhe über der alten Stadt Eger erhebt, bewahrt. Nach wechselreichen Geschicken liegt diese ehrwürdige alte Kaiserpfalz als ehrfurchtgebietende Ruine da und predigt in ihren Trümmern und ihrer Geschichte eindringlich die traurige Lehre von der Vergänglichkeit aller irdischen Macht und Größe. (Bild Seite 1057.)

Ueber den Ursprung von Schloß und Stadt Eger wissen wir nichts, dürfen aber wohl annehmen, daß sich auch hier um den Sitz mächtiger Schloßherren nach und nach eine Ansiedlung bildete, aus welcher die Stadt langsam empor wuchs. Jedenfalls scheint Eger eine der ältesten Städte im nordwestlichen Böhmen zu sein, denn schon eine Urkunde Kaiser Heinrich IV., des durch seine Kämpfe mit dem Papstthum und den vielcitirten „Gang nach Canossa" berühmten deutschen Reichsoberhauptes, wird einer von Eger ausgehenden Straße erwähnt, „usque in illam viam, que procedit de Egre" (bis zu jener Straße, die von Eger ausläuft) heißt es darin. Das Egerländchen war damals unabhängiges deutsches Reichsland und wurde von dem mächtigen Markgrafen von Vohburg, einem aus Baiern stammenden und mit den Babenbergern verschwägerten Geschlechte beherrscht.

Durch den Tod des letzten dieses Stammes, Diepolt von Vohburg, kam Eger an das gewaltige Haus der Hohenstaufen, da Herzog Friedrich von Schwaben, später als Friedrich I. Barbarossa, eine der glänzendsten, noch heute von der Sage verherrlichten Kaisergestalten, die Tochter des letzten Vohburg, Adelheid, zur ersten Gemahlin hatte. Aus dieser Zeit stammen die ältesten noch erhaltenen Baureste der Burg, welche zu den interessantesten Profanbauten romanischen Stiles gehören. Kaiser Rothbart hielt sich wiederholt in der neuerbauten Kaiserpfalz zu Eger auf und der Glanz seiner prunkvollen Hofhaltung füllte damals die Säle, an welche sich heute die Erinnerung an eine der blutigsten Episoden unserer Geschichte knüpft.

Friedrich I. war einer der letzten Kaiser, welcher in Wahrheit die ganze Machtfülle des deutschen Reiches in seiner gewaltigen Hand vereinigte und findet darin höchstens in den beiden ersten Habsburgern, Rudolf I. und Albrecht I, würdige Nachfolger. Wie er uns von gleichzeitigen Chronisten beschrieben wird, ward freilich seine Macht durch eine seltsam imponirende und gewinnende Persönlichkeit, die ihm die Herzen des Volkes zuwendete, unterstützt. „Er hat der rechten für einen Mann gehörigen Größe," erzählt ein Geschichtsschreiber, „ist kräftig und wohlgebaut und von starkem Fleisch, ohne fett zu sein. Sein Antlitz ist länglich, auf der hohen Stirne weiß und glatt, auf den Wangen roth wie halbgeblühte Rosen, und seine Lippen glänzen gleich den Kirschen und wissen lieblich zu lachen. Langes blondes Haar kräuselt sich an den Schläfen und fällt herab bis zu dem Bart, der röthlich bis auf die Brust herabfließt, so daß ihn die Wälschen, deren Schreck und Angst er ist, darnach Barbarossa benennen. Seine Augen glänzen blau und mögen ebenso fröhlich und herzlich schauen, als sie schreckbar zürnen können. Wenn er schreitet, sieht man den tapferen Fürsten und spricht er, so sind es Worte eines Kaisers."

Das Bestreben, die Oberherrlichkeit des Reiches über Böhmen zu festigen, brachte Friedrich I. oft nach Eger und 1179 lud er dahin die Herzoge Friedrich von Böhmen und Leopold von Oesterreich, um einen Grenzstreit zu schlichten. Da mag es in den mächtigen Sälen, durch deren von romanischen Säulen gegliederte Fenster heute Wind und Wetter ziehen und ihr zerstörendes Werk üben, gar stattlich und fröhlich zugegangen sein, denn Kaiser Rothbart verstand sich auf Feste und Lustbarkeiten nicht minder, als auf das Waffenhandwerk und galt noch in seinen Sechzigerjahren als begehrter Genosse im Ringtanz und als gefürchteter Gegner in Turnieren und anderen ritterlichen Uebungen.



Prag im Jahre 16

Heinrich VI., der dem Vater in allen Dingen unähnliche Sohn, ein finsterer, gewaltthätiger Fürst, verwendete die Kaiserpfalz zu Eger in anderer Weise — nämlich als Staatsgefängniß. Heinrich Břetislaw, Herzog von Böhmen und Bischof von Prag hatte sich für 6000 Mark Silber verbürgt, welche sein Neffe Přemysl Ottokar I. für die Belehnung mit Böhmen entrichten sollte. Weder dieser noch der Bürge wollte oder konnte vielleicht zahlen — denn die Grenze zwischen Wollen und Können ist zu allen Zeiten und in allen Verhältnissen schwer zu ziehen, wenn es sich um Zahlung einer Schuld handelt — da machte Kaiser Heinrich VI., an und für sich ein Freund rauher Mittel, kurzen Proceß und setzte 1192 den bürgenden Herzog und Bischof in Eger gefangen. Da aber auch hiedurch der Neffe nicht zur Zahlung bewogen wurde, griff der Kaiser zu einem neuen Gewaltstreich; er stieß Přemisl Ottokar vom Thron, belehnte den ihm unbequem werdenden Gefangenen

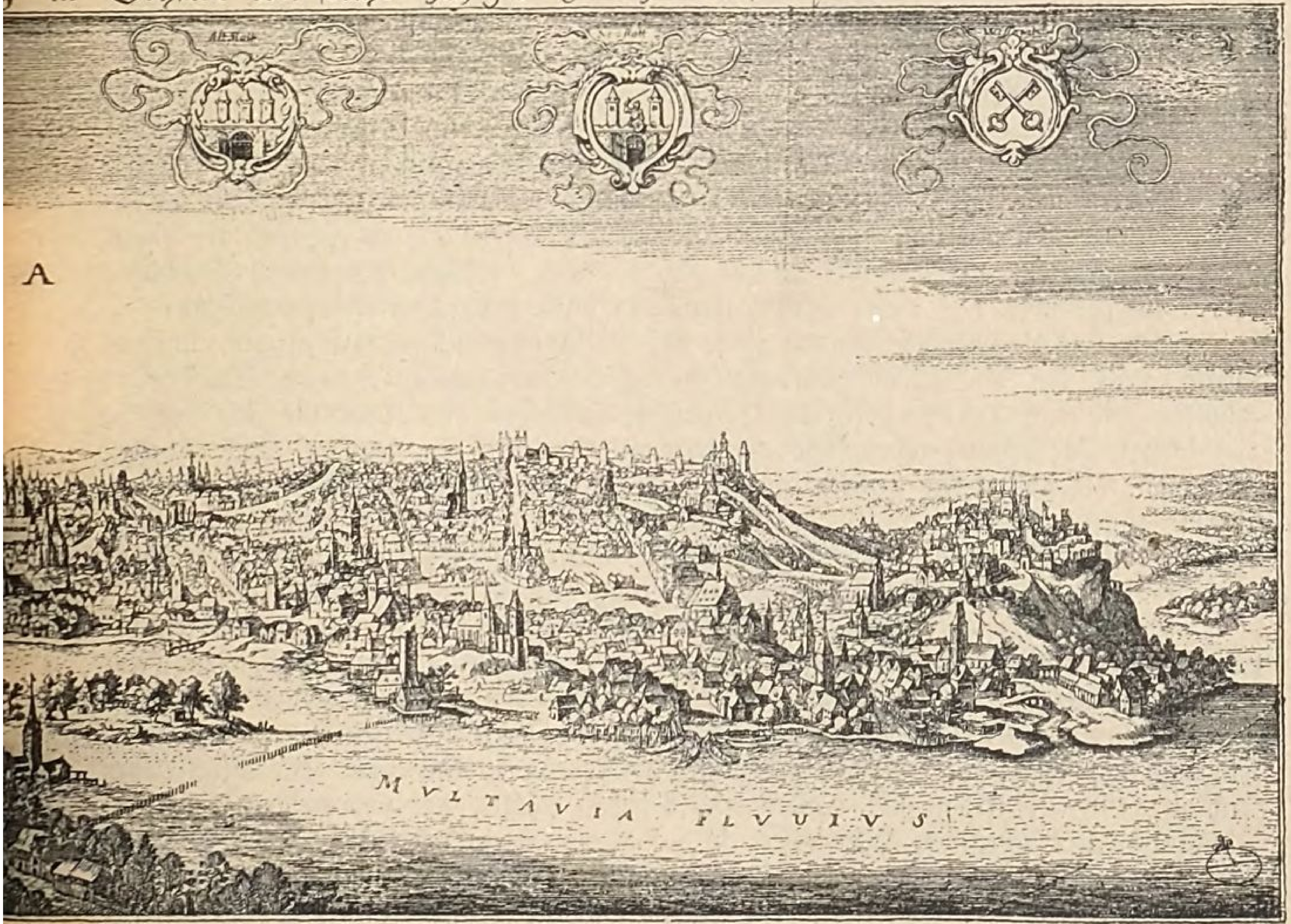
damit und ließ sich bis zur Zahlung der schuldigen Summe Gebietstheile von Böhmen verpfänden. Erst nach dem Tode Heinrich Břetislaw's kam Böhmen wieder an Ottokar I.

Die sinkende Macht des Hohenstaufen'schen Hauses drückte sich auch in seinen Beziehungen zu Eger aus. Der letzte Kaiser dieses Stammes Friedrich II., verlegte zwar auch öfter seine Hofhaltung nach Eger, aber die durch die Kämpfe mit den welfisch gesinnten Fürsten hervorgerufene Geldnoth zwang ihn, es 1213 an den Pfalzgrafen Ludwig von Baiern und am Rhein zu verpfänden.

Erst der größte Böhmenkönig Přemysl Ottokar II. riß Eger infolge

…g in Böhmen wie solche Jetziger Zeit Im wesen steht.

A



…Stich. (Seite 1068.)

eines siegreich geführten Krieges mit Herzog Heinrich von Baiern von diesem Lande los und brachte es in Verbindung mit Böhmen, die in wechselnden Rechtsformen endlich zur völligen, freilich von den Egerern nie ganz anerkannten Einverleibung führte. Die Herrschaft Přemysl Ottokar's II., den man in einer der vielfach beliebten Geschichtsentstellungen so gerne als czechischen Fürsten feiert, während er in Wahrheit nicht allein selbst deutscher Bildung und Sitte zugethan war, sondern auch deren Ausbreitung in Böhmen mächtig förderte, war für Burg Eger eine Zeit des Glanzes, so ziemlich die letzte, bevor sich die Blätter ihrer Geschichte mit Kampf, Blut und grausigem Mord füllten. Er wird auf seinem Denkmal in der Prager Veitskirche als „Egre terrarum dominus" (Egerlandes Herr) genannt, wohnte mit Vorliebe in der alten Burg der Hohenstaufen und setzte für dieselbe, wie für die übrigen königlichen Schlösser,

einen Burggrafen ein, eine Würde, die erst nach fünf Jahrhunderten, 1773, aufgehoben wurde.

Ein furchtbarer, am 12. Mai 1273 in der Stadt ausgebrochener Brand ergriff auch die Burg und legte den Hohenstaufen'schen Bau in Trümmern, aus welchen er sich nicht mehr in seiner alten Gestalt erheben sollte. Vielfache Zu- und Umbauten verwischten den ursprünglichen Charakter, der nur noch in der äußerst merkwürdigen Doppelkapelle und der westlichen Façade mit der romanischen Fenstergliederung erhalten ist.

Als Přemysl Ottokar II. in der Schlacht am Marchfeld seinem großen Gegner Rudolf, dem ersten deutschen Kaiser aus habsburgischem Geschlecht, erlegen war, vollzog sich in Eger die Versöhnung der beiden Häuser. Rudolf I. führte, begleitet von seinem Sohne Albrecht und vielen Reichsfürsten, dem Sohne des besiegten Feindes, Wenzel II., seine Tochter Jutta zu. Unter den Anwesenden war auch die Witwe Ottokars, Kunigunde, mit ihrem zweiten Gatten, dem schönen, ritterlichen und gelehrten Zawis von Frankenstein, der ihr Herz nicht allein mit seinen Poesien, sondern auch, wie man behauptet, durch Zauberkünste für sich gewonnen hatte. Da gab es viel Lustbarkeiten und frohe Feste, die sich in Prag bei der Vermählung der Kaisertochter mit Wenzel II. fortsetzten und einen Nachklang fanden, als Rudolf I. auf einem 1289 zu Eger gehaltenen Reichstag den Schwiegersohn mit dieser Stadt und dem dazu gehörigen Gebiet belehnte.

Wir wissen aus der neueren Zeit, daß Verschwägerungen kein allzeit tüchtiges Mittel sind, um die Freundschaft zwischen Herrschergeschlechtern und Staaten zu erhalten und daß gewisse politische Gegensätze mächtiger sind, als die mit noch so viel weiser Voraussicht geknüpften „natürlichen Bande." So war es auch schon zu jener Zeit, als noch keine dienstbeflissenen Federn wie heute die Wichtigkeit solcher Verbindungen priesen, um in der nächsten Woche mit demselben Eifer darzuthun, daß man sich durch keine verwandtschaftlichen Rücksichten abhalten lassen dürfe, dem „lieben Vetter oder Oheim" einen Theil seines Landes wegzunehmen.

Die von Rudolf geknüpfte Verbindung zwischen seinem und dem Přemysliden-Hause erwies sich nicht innig genug, um der Eifersucht und Habgierde Herr zu werden. Wenzel II. verlangte als Lohn für die Dienste, die er seinem Schwager bei Bekämpfung des Gegenkönigs Adolf von Nassau geleistet hatte, die Zuerkennung von Eger als freies Eigenthum. Albrecht I. aber war kein Mann, der leichthin einen Fürsten auf Kosten des Reiches stärkte, und verweigerte die Anerkennung des böhmischen Anspruches, so daß es zu einem erbitterten Krieg zwischen den Schwägern kam, der zu Gunsten von Kaiser und Reich endigte.

Erst 1322 verpfändete der stets geldbedürftige Kaiser Ludwig der Baier Schloß und Stadt Eger für 10.000 Mark Silber an Johann von Luxemburg, der als Gatte der letzten Přemyslidin Elisabeth auf den böhmischen Thron gekommen war. Johann's Sohn, der für Böhmens Macht so fürsorgliche Kaiser Karl IV., der darüber immer die Interessen des deutschen Reiches vernachlässigte, setzte 1353 auf dem Reichstag zu Speyer die Anerkennung dieser Verpfändung durch und hatte damit die Trennung Egers vom deutschen Reich und seine Zusammengehörigkeit mit der böhmischen Krone vorbereitet.

Er bewies sich Eger stets sehr wohlerwogen, schlug wiederholt in dem zum Theil neugebauten, restaurirten Schloß seine Hofhaltung auf, bewilligte der Stadt und dem Ländchen Befreiung von der Städtesteuer, Zollfreiheit im ganzen deutschen Reich und das in Zeiten der Münzverschlechterung vielbegehrte Recht einer Münzstätte, das er aber klüglich nur auf die Befugniß Heller zu schlagen, beschränkte.

Nur einmal war Eger nahe daran, seine Gnade zu verwirken — und zwar durch ein Judenmassacre, das am Gründonnerstag, des Jahres 1330 ausbrach. Da predigte in der Schloßkapelle ein Minoritenmönch mit glühender Beredtsamkeit

vom Leiden und dem Tod des Heilandes und wußte seine Darstellung so lebendig und aufreizend zu gestalten, daß sich tiefe Erregung des zahlreich versammelten Volkes bemächtigte. Aberglaube und die noch heute mit eben so viel Recht und Unrecht vorgebrachten Beschwerden mochten vorgearbeitet haben, um den Groll des Volkes noch mehr zu entflammen, und als endlich ein fahrender Söldner das Kreuz vom Altar reißt und mit Donnerstimme ruft: „Wer ein wahrer Christ ist, hilft mir das unschuldige Blut unseres Herrn rächen!“ folgt ihm die fanatisirte Menge in die Stadt. Der Glaubenswuth gesellen sich Mordlust und Raubgier bei, man stürzt sich auf die Häuser der Juden, und durch zwei Tage dauert das Morden und Plündern, ein greuliches Blutbad wird unter den arglosen Juden angerichtet, dem nur wenige entrinnen und dem Einhalt zu thun niemand Muth oder Lust findet.

Kaiser Karl wußte die Dienste zu schätzen, welche des „heiligen römischen Reiches Kammerknechte,“ wie man die Juden nannte, in Zeiten der Geldnoth leisteten, und war daher anfänglich sehr entrüstet über die verübten Greuel und des Burggrafen, sowie der städtischen Behörden feiges Benehmen. Doch hielt sein Zorn nicht lange an, und gegen ein tüchtiges, an seinen Schatz gezahltes Strafgeld verzieh er der Stadt die schwere Blutschuld und gab ihr sogar das Recht zur Einhebung einer besonderen Judensteuer, deren Ertrag übrigens nach dem furchtbaren Gemetzel nicht sonderlich groß gewesen sein mag.

Wenzel IV. (Bild Seite 833) mit dem wohlverdienten Beinamen „der Faule,“ ein Sohn Karl's IV., hielt 1389 einen Reichstag zu Eger, auf dem ein sechsjähriger Landfrieden beschlossen wurde, und 1397 ließ er die Burg mit neuen Befestigungen versehen, die mit der gleichfalls neuerrichteten Umwallung der Stadt in Verbindung gesetzt wurden.

Indessen hätten diese Befestigungen 1430 das wilde Taboritenheer wohl nicht von Eger abgehalten, wenn Burggraf und Rath nicht klüglich in Unterhandlungen getreten wären und gegen eine große Geldsumme den Abzug Prokop des Großen mit seinen wilden Scharen erkauft hätten.

Darum ward auch Eger als gewissermaßen neutraler Boden die Ehre zutheil, zwei Jahre später die Versammlung hochgelahrter Herren in seinen Mauern zu sehen, welche über die Beilegung der hussitischen Wirren und die Ausgleichung der widerstreitenden Glaubensregeln berathen sollten.

Es waren da ohne Zweifel sehr angesehene und hocherfahrene Herren versammelt, die vielleicht auch den besten Willen hatten, ihrer schönen Aufgabe gerecht zu werden und den politischen und kirchlichen Frieden wiederherzustellen. Von Seite des Basler Concils waren erschienen der weitberühmte Verfasser vieler theologischer Streitschriften gegen die Hussiten, Johann Nider, die Domherren Friedrich Parsberger von Regensburg und Heinrich Toke von Magdeburg; dann der milddenkende gelehrte Theolog Johann von Geilhausen. Nicht minder bestand die Gesandtschaft der Hussiten aus tüchtigen Männern, an deren Spitze der berühmte Feldherr Prokop der Große selbst stand und zu welcher der gelehrte Taboriten-Priester Nikolaus Pilgram und der eigens aus England herbeigeeilte Reformator Peter Paine gehörten.

Aber es ging dieser Conferenz wie so vielen anderen, auf welchen die streitenden Theile statt sich zu vergleichen und gegenseitig Nachsicht zu üben, darauf ausgehen, sich zu überzeugen. Es ward in den Räumen des Schlosses und am Rathhaus scharf und heftig disputirt, und jeder Theil meinte, auf seiner Seite sei allein Recht und Wahrheit, woran kein Tüpfelchen nachgelassen werden dürfe. Da ging es denn mit dem „Ausgleichen“ so schlecht, wie immer, wenn keines nachgeben will. Das Volk aber ließ sich auf die gelehrten Spitzfindigkeiten nicht ein, es war der langen verderblichen Wirren müde und drang auf Beendigung

der langwierigen resultatlosen Verhandlungen. Um diesem sehr gerechtfertigten Drängen zu genügen, schloß man eine Art Vergleich, der jedoch im Grunde alles beim Alten ließ und gewiß schon mit dem beiderseitigen Hintergedanken, sich nicht daran zu kehren, geschlossen wurde. Die hussitische Bewegung war keine theoretische Frage mehr, die durch theologische Disputationen und Vergleiche geschlichtet werden konnte; sie war schon lange zu politischer und socialer Bedeutung emporgewachsen und konnte nur mehr durch die Schärfe des Schwertes gelöst werden.

Kaiser Sigismund (Bild Seite 832) hielt 1437 den letzten Reichstag in Eger, und der große nationale Böhmerkönig Georg von Podiebrad war der letzte Landesfürst, der im Schlosse sein Hoflager aufschlug. Von 1459 bis 1461 hielt er sich daselbst auf und sah viele fremde fürstliche Gäste bei sich, die der Ruf seiner Weisheit und Mäßigung anzog. Anderer Meinung über ihn, als die weltlichen Fürsten, war Papst Pius II. (der frühere Kanzler Kaiser Friedrich's IV. und Geschichtsschreiber Aeneas Sylvius), der König Georg wegen seiner Weigerung, seine hussitischen Unterthanen gewaltsam zu bekehren, 1470 mit dem Bann belegte. Nebst anderen böhmischen Städten, die trotzdem treu zu Georg hielten, ward auch Eger mit dem Interdict belegt, das erst nach des Königs Tod aufgehoben wurde.

Die geängstigten Bürger sahen in einer großen verheerenden Feuersbrunst ein Zeichen der göttlichen Ungnade und freuten sich nicht wenig, als 1472 der Bann gelöst wurde. Aber sie wurden auf überzeugende Weise belehrt, daß der Himmel sich nicht immer an Bann und Interdict kehrt; denn bei einer feierlichen Procession, durch welche man die Aufhebung desselben feierte, brach die zum Schloß führende Holzbrücke ein, und es kamen nahe an hundert Menschen auf die kläglichste Weise um.

Wie so viele andere landesfürstlichen Besitzungen jener Tage war Eger fast fortwährend verpfändet, und zwar meist an den jeweiligen Burggrafen. Rudolf II. gab diese Würde sogar zu nicht geringer Beschämung der Bürger an seinen Kammerdiener Hans Popp, welchen der Rath jedoch gegen Rückerstattung der Pfandsumme zum Rücktritt bewog. Uebrigens war Eger fast vollständig der Reformation ergeben, und seine Bürger gehörten fast ganz dem neuen Glauben an, dem sie auch bei der größeren politischen Unabhängigkeit länger als in den übrigen Landestheilen ungestört dienen konnten.

Eger war die erste böhmische Stadt, welche der „Winterkönig" Friedrich von der Pfalz betrat, und er ließ sie diese Ehre theuer bezahlen, indem er sie sofort für 15.000 Gulden verpfändete.

Sein Sturz nach der Schlacht am Weißen Berge bei Prag (Bild Seite 1064) führte die Herrschaft Kaiser Ferdinand II. zurück, der wie sonst allerorten sofort an die Rückkatholisirung schritt. Kaiserliche Reformations-Commissäre schalteten, von den Söldnerhaufen unterstützt, wie unumschränkte Herren, so daß in der größtentheils reformirten Bürgerschaft auf Jahre hinaus Ruhe und Wohlstand vernichtet ward. Namentlich Paul Michna von Wacinow trat mit der äußersten Härte auf; er vertrieb nicht allein alle lutherischen Prediger, sondern zwang die Anhänger des neuen Glaubens entweder zum Abfall oder zur Auswanderung, wodurch Eger vieler reicher und betriebsamer Bürger verlustig ging.

Für die Periode des großen deutschen Religionskrieges, der durch seine Dauer und traurigen Folgen gleich beklagenswerth war, sind einzelne Episoden aus der Geschichte der Burg von Eger von hoher Bedeutung, so daß sie einer eingehenderen Behandlung werth erscheinen.

2. Ein Doppelverräther.

In ganz Eger fanden sich wenig Männer, welche günstig über Melchior Moser, den Wachtmeister der städtischen Scharwache dachten. Die Aelteren fanden an seinen lockeren Sitten und seinem hochfahrenden Wesen viel auszusetzen, den Jüngeren war er aber schon gar ein Greuel, denn keiner der Egerer Bürgersöhne, so schmucke Jungen auch darunter waren, konnte sich mit ihm messen, wenn er in seinem gelben Lederkoller, auf dem Kopf die blanke Sturmhaube oder den breitrandigen Hut mit nickender Feder, stolz durch die Straßen schritt und mit Sporen und dem Wehrgehäng des langen Raufdegens klirrte.

Dann öffneten sich allerorten die Fenster, und funkelnde Augen aller Farben sahen dem schmucken Wachtmeister nach, dieweil — wie sich das in solchen Fällen öfters trifft — alle Mägdlein, ja, wie die Rede ging, auch viele Frauen, an ihm eben so viel Gefallen fanden, als die Männer ihm Ungunst widmeten.

Er schien sich jedoch um die Huld der Weiber ebenso wenig zu scheren, wie um den Groll der Männer und wirbelte seinen pechschwarzen Knebelbart ebenso gleichmüthig, wenn er sah, wie man ihm verheißungsvoll zublinzelte, wie wenn er das Zischeln und die giftigen Blicke der Neider gewahrte.

Man konnte ihm auch gar nicht übel nehmen, daß er auf diese unfreundlichen Gefühle nicht viel Gewicht legte, denn es gab Niemand in Eger, der gewagt hätte, offen sich zu denselben zu bekennen. Melchior Moser hatte während seines Aufenthaltes in Eger, der erst vier oder fünf Jahre währte, überzeugende Proben seiner Waghalsigkeit und Entschlossenheit gegeben, und von seiner Körperkraft und Gewandtheit erzählte man sich geradezu Wunderbares. So viel wüstes Gesindel sich auch in jenen kriegerischen, unruhigen Zeiten sonst überall aufhielt, war doch Eger von dieser Landplage fast ganz verschont, seit Melchior Moser in städtischen Diensten stand. Unerbittlich und ohne Rücksicht auf Mühe und Gefahr verfolgte er alle Buschklepper und Marodeure, die auf eigene Faust Krieg führen wollten, und bald war er der Schrecken aller Strauchdiebe, deren es damals so viele in allen deutschen Landen gab und die doch lieber einen weiten Umweg machten, als daß sie das Egerer Gebiet berührt hätten.

In gerechter Anerkennung dieser verdienstlichen Haltung hatte man ihn daher auch nach kurzer Zeit auf den in so gefahrvollen Zeiten nicht unwichtigen Posten eines Stadtwachtmeisters gestellt. Freilich gab es Viele, welche diese Ernennung mißbilligten, weil sie keinem Egerer zugute gekommen war, und man ja doch eigentlich nicht wisse, wes Herkommens der Moser wäre, der eines schönen Tages auf einem mageren Klepper, in einem alten, geflickten Wamms und mit dem langen Raufdegen an der Seite nach Eger gekommen sei, ohne daß ihn auch nur eine Seele gekannt hätte.

Darauf zischelten dann Andere, er sei nur deshalb so wohl aufgenommen worden, weil er gleich dem Bürgermeister Pachelbel und den meisten Rathsherren im Herzen noch immer dem Augsburgischen Bekenntniß anhänge und wohl gar früher im Heer des Grafen von Mannsfeld gedient habe.

Das mochte wohl so sein, denn Moser machte kein Geheimniß daraus, daß er bisher ein unstetes, kriegerisches Leben geführt und sich in allen Landen und unter allen Fahnen herumgeschlagen hatte. Wie er aber im Herzen dachte, das bekam von ihm Niemand heraus, so gerne er auch von seinen Abenteuern erzählte. Und so mißgünstig ihm auch die meisten Egerer gesinnt waren, so rückten sie doch stets in der Schenke im „Steinhaus" zusammen, das noch von den Vohburgern stammen soll und dann dem Kloster Waldsassen gehörte, das selbst gegohrenes Bier

verzapfte, wenn der Wachtmeister von seinen Kriegszügen, von Märschen und Contremärschen, Belagerungen und Bataillen und dem lustigen, aber wilden Kriegsleben erzählte, das jetzt schon durch dreizehn Jahre das deutsche Reich verwüstete, Niemand zu Ehr oder Nutzen, als der zuchtlosen Soldateska.

Wenn er da von den berühmten Heerführern dieser Zeit berichtete, vom unerschütterlichen, eisenharten Verwüster Magdeburgs, Tilly, vom feurigen, nie verzagenden Grafen Mannsfeld, von Gallas und Aldringen, vom Fürsten Christian von Anhalt und dem Grafen Thurn, da sperrten die guten Egerer die Mäuler weit auf. Auch des Herzogs von Friedland gedachte der Wachtmeister als eines großen Feldherrn, der wisse, wie man das saure Brot des Soldaten ehren müsse; aber aufmerksamen Zuhörern schien es, als ob er die Heerführer der Protestanten in besseren Ehren halte, und einmal ließ er sich gar die Aeußerung entschlüpfen, wenn es ihm in Eger nicht gut gefiele, so hätte er wohl Lust, noch einmal Kriegsdienste zu nehmen unter dem tapferen Schwedenkönig Gustav Adolf, der zum Schutz seiner deutschen Glaubensgenossen gegen den Kaiser im Feld erschienen sei Und als er die verwunderten Blicke seiner Zuhörer sah, setzte er lachend bei:

„Verwundert Euch darüber nicht, Ihr Herren, und glaubt nicht etwa, ich wisse nicht, was ich dem Kaiser, der ja auch dieser guten Stadt gnädiger Schirmer ist, schuldig bin — aber es reizt den Soldaten, unter einem wackeren Feldherrn zu dienen, und wenn es den Obersten nichts schadet an ihrer Ehre und Reputation, wenn sie heute auf dieser und morgen auf der anderen Seite stehen, so mögt Ihr es unsereinem, der seine Knochen nur für mageren Sold zu Markte trägt, auch nicht verargen. Seht doch den General Arnim, der früher in kaiserlicher Majestät Diensten stand und nun des Kurfürsten von Sachsen Armee befehligt! Der Krieg ist des Soldaten Handwerk, und er fragt nicht viel, für wen er es ausübt, so man es ihm nur leicht und ehrenvoll macht!"

So sprachen in jenen Zeiten, wo ganz Deutschland von Kriegslärm widerhallte und am Rhein wie an der Ostsee, in Friesland wie am Lech bunt durcheinander gewürfelt die Armeen auf einander losschlugen, neun Zehntel aller Soldaten, und es war ihnen das bei der Art ihrer Werbung und Erhaltung schließlich auch gar nicht zu verübeln. Und Melchior Moser war ein echter Sohn dieser wüsten Zeit, das zeigte er in seinen Vorzügen und Fehlern.

Es wurde oben gesagt, daß der Stadtwachtmeister sich auch wenig empfänglich für die günstigen Blicke der Schönen von Eger zeigte, — das ist nun für einen schmucken Soldaten aller Zeiten so ungewöhnlich, daß es wohl einer kleinen Aufklärung bedarf. Mars und Venus sind doch immer in gutem Einvernehmen gestanden, und die Jünger des „wilddreinschauenden" Kriegsgottes wissen, ob sie nun Küraß und Sturmhaube oder den knappen Waffenrock und Tschako tragen, sich stets auch in der besonderen Gunst der meergeborenen Göttin der Liebe zu erhalten.

Wenn daher der Stadtwachtmeister Moser sich stellte, als bemerke er nicht, daß mehr als die Hälfte aller Egerinnen in ihn vernarrt sei, und er die schmachtenden Blicke ganz übersah, welche ihm selbst von den Töchtern angesehener Bürger gewidmet wurden, so hatte es damit offenbar eine ganz eigene Bewandtniß.

Wie es schon meist so ist, daß man die Räthsel und Geheimnisse des Lebens auf ganz merkwürdig verschlungenen Pfaden findet, so durfte man die Ursache von des Wachtmeisters Kälte auch nicht auf dem Ringplatz oder in den Hauptstraßen von Eger suchen, sondern in einem recht abgelegenen Winkel, der nur selten von der Sonne beschienen und auch wenig begangen wurde. Wo sich nämlich die düsteren Hintergebäude des alten Franciscanerklosters der Stadtmauer näherten, da bestand ein kleines Einlaßpförtlein, das vor mehr als zweihundert Jahren

ausgebrochen worden war, um den Verkehr aus der Stadt mit einigen an der Eger gelegenen Häuschen zu vermitteln, die von Gerbern und Bleichern bewohnt waren. Mit den anderen Vorstädten wurde auch diese Ansiedelung im Hussitenkriege niedergebrannt, wegen der tiefen Lage aber kam sie nicht mehr zum Aufbau.

So gab es denn gar wenig Verkehr durch das „Wasserthürlein," wie die Pforte genannt wurde — umsoweniger, als auch sonst nur selten Jemand was in dem abgelegenen Winkel zu thun hatte, und er auch in nicht gar gutem Ruf stand, da man wußte, daß in den rückwärtigen Zellen des Franciscanerklosters die Missethäter untergebracht wurden, welche sich in die Freistätte des Klosters geflüchtet hatten und dort durch zwei Wochen vollen Schutz genossen, bevor sie den Gerichten ausgeliefert wurden.

Der alte Niklas hatte also ein leichtes Amt mit der Ueberwachung des Wasserthürleins, und wenn er es eine Woche lang gar nicht geöffnet hätte, würde wohl auch Niemand viel Aufhebens davon gemacht haben. Man hatte ihm den ruhigen Posten verliehen, damit er nicht nöthig habe, in seinen alten Tagen auf den Bettel zu gehen. Denn er war ein alter Kriegsknecht, hatte in Ungarn und Siebenbürgen lange Jahre gegen die Türken und den Gegenkönig Zapolya gefochten, und als er endlich mit einem braunen dunkeläugigen Weib und einem kleinen Töchterlein nach Eger zurückkam, war er zu keiner bürgerlichen Hantirung mehr nütze.

So hauste er als Stadtpförtner an dem Wasserthürlein in der kleinen Hütte, die an der alten Stadtmauer klebte, wie ein ungestalteter feuchter Schwamm an einem Baumstumpf. Sein Weib starb und der alte Niklas, der viel Beschwer von seinen Wunden und dem bösen Zipperlein litt, das er sich in den feuchten Niederungen Ungarns geholt hatte, war auf die Pflege seines Töchterleins angewiesen. Und so fremd auch die schwarzblitzenden Augen und der dunkle Teint der kleinen Nanni in der deutschen Stadt und unter den Giebelhäusern dreinschauten, so schickte sie sich doch trefflich darein, schaltete wacker in der kleinen Wirthschaft, wickelte des Alten Beine, wenn sie vom Schmerz durchwühlt wurden, vorsorglich in warme Tücher und versah auch seinen Dienst am Pförtlein. Und es ist wohl möglich, daß mehr als ein junger Fant das Wasserthürlein passirte, ohne daß es gerade nöthig gewesen wäre, nur um der dunkeläugigen Nanni den Sperr-Heller in die Hand drücken zu können. Wenigstens traf es sich, daß sie Abends, wenn sie an des Vaters Stelle des Schließeramtes waltete, oft ein ganz nettes Häuflein solcher Münze aus ihrem Schürzensack beutelte, während Niklas selbst oft kaum zwei bis drei Heller den ganzen langen Tag einnahm.

Es ist wohl richtig, daß der Alte kein gar angenehmer Patron war und um seiner Gesellschaft willen kein Mensch ohne Noth das Wasserthürchen aufsuchte. Selbst wenn er sich wohl fühlte, war er ein mürrischer rauher Mann, litt er aber an seinen Wunden oder zwickte das Zipperlein in den alten Knochen, so war er ganz grimmig und knurrte entweder wie ein alter Kettenhund oder er wetterte und fluchte in allen Sprachen, deren Länder er als Soldknecht durchzogen, so greulich, daß es bis in das Franciskanerkloster hinüber klang und die Laienbrüder, wenn sie in der Klosterküche das Mahl richteten, vor Entsetzen aus dem Kreuzschlagen nicht herauskamen und die schönsten Fastenkuchen verbrennen ließen.

Im Uebrigen aber war der alte Niklas ein frommer Katholik und haßte nichts so sehr, als alle „Ungläubigen," worunter er nicht allein seine alten Gegner, die Türken, sondern auch alle anderen Confessionen verstand. Dabei steckte er voll Aberglauben und ließ sich es nicht nehmen, daß es Leute gebe, die durch bösen Zauber hieb- und schußfest seien, wußte gar viel von Freikugeln und dem Galgenmännlein zu erzählen, das in einer kleinen Flasche herumgetragen werde und seinen Eigner vor allen Gefahren und Beschwerden schützt, schließlich aber, da es der

leibhafte Gottseibeiuns in Person sei, jenem den Hals umdrehe und mit ihm zur Hölle fahre.

So kam es, daß die wackelige Hütte des alten Niklas nur wenige Gäste sah. Nur Einer fand sich öfters ein, um mit ihm zu plaudern und die alten Erzählungen und Schwänke aus Feld und Lager zu tauschen. Es war das der Stadtwachtmeister, der an dem alten Haudegen viel Gefallen fand und als wackerer Soldat selbst hoch bei diesem in Gunst stand. Da erzählte Niklas von den kaiser-



Pater Wilhelm Lamormain. (Seite 1094.)

lichen Feldhauptleuten Lazarus von Schwendi und Hans Rueber, vom biederen Freiherrn von Eggenberg und dem grausamen General Basta und ergötzte sich hinwieder an den Schilderungen Moser's, zumal daraus zu ersehen war, daß es in deutschen Landen ein viel besseres Leben für das Kriegsvolk gab, als unter Ungarn und Walachen.

Oft schaffte der Wachtmeister einen tüchtigen Krug Wein herbei und dann kam der alte Pförtner wohl gar in so gute Laune, daß er mit rauher Kehle und ungelenker Zunge versuchte, eines der Schelmenlieder zu singen, wie sie zu seiner

Zeit auf dem Marsch und am Wachtfeuer erklungen waren. Das gab denn viel Gelächter in der kleinen Hütte und Nanni war dem Wachtmeister dankbar, der den Vater in so gute Laune zu versetzen wußte.

Erzählte aber Moser selbst von seinen Zügen und Abenteuern, von den rebenbekränzten Ufern des Rhein und Neckar, wo die Menschen ganz anders, viel freier und herrlicher leben, als in dem dumpfen, finsteren Eger; wenn er von glänzenden Zusammenkünften berichtete, wo geputzte schöne Damen sich zwischen die rauhen Kriegsmänner mischten oder von Abenteuern und wilden Ritten durch Gefahr und Tod über das blutüberströmte Blachfeld dahin — dann hing das dunkle Auge Nani's bewundernd an dem schönen Mann, der so ganz anders war, als die jungen Burschen, die ihr die Heller zusteckten, um sie mit einer faden Schmeichelei langweilen zu können.



Albrecht Graf Waldstein, Herzog von Friedland. (Seite 1083.)

Und einst, als sie wieder seiner Erzählung mit leuchtenden Augen lauschte, da fiel auch sein Blick auf sie und zu seinem nicht geringen Erstaunen gewahrte Moser plötzlich, daß Nanni, die er bis jetzt immer für ein halbes Kind gehalten hatte, ein holdselig erblühtes Mägdlein sei; frisch und von fremdartigem Reiz, wie eine halb geöffnete Blumenknospe aus einem fernen Wunderland. Den ganzen Abend konnte er fast den Blick nicht mehr von ihr wenden und mit seiner Erzählung stockte er plötzlich. Das machte aber nichts, denn der alte Niklas, angefeuert durch manchen tiefen Trunk, gab seine oft erzählten Geschichten von Neuem zum Besten, ohne sich daran zu kehren, daß der Wachtmeister nichts mehr sprach und trank und Nanni, seit sie den seltsamen Blick desselben bemerkt hatte, mit niedergeschlagenen Augen und ganz stumm daneben saß und mit zitternden Fingern an ihrer Schürze herumstrich.

Endlich war der Krug leer und Niklas verwickelte sich in seinen Geschichten so sehr, daß leichtlich zu sehen war, er habe seine kriegerische Begeisterung mehr als billig durch den Wein angefacht.

„Gottes Donner und Karthaunenknall! Das war auch ein böser Tag der 22. September 1575, als wir unter dem tapferen Feldhauptmann Herbard von Auersberg bei Budasky gegen den Pascha von Bosnien standen. Wenigstens

zwanzig dieser Türkenhunde kamen auf Einen von uns und doch wäre der Sieg unser gewesen, wenn nicht das Aufgebot von Krain, dessen Landeshauptmann Herr Auersberg war, Reißaus genommen hätte, da drängten die Spahi nach und unser Feldhauptmann fiel, von zehn Lanzen zugleich durchbohrt. Nun, wir rächten ihn wacker und ich allein hab' gewiß so zwanzig bis dreißig der verdammten Kahlschädel niedergesäbelt — aber endlich mußten wir doch weichen. Mein Küraß war zerbeult, daß er keine Form mehr hatte und auf meiner Sturmhaube hatten sie mit ihren Streitkolben herumgehämmert, daß sie aussah, wie ein altes Barbierbecken, aber mir ist keiner auf den Leib gekommen. Ich sag' Euch, Herr Moser, es geht nichts über ein gutes deutsches Schwert, wenn man's nur flink und rüstig zu schwingen weiß; ich halt' auch nichts auf die hispanischen Finten und die wälsche Praktik im Fechten, wie man sie jetzt tractirt — schließlich kommt es mit aller Kunst doch nur darauf an, wer besser und schneller d'reinhaut. Beim Himmelkreuzmohrensaperment! ich möchte gleich einen Gang machen, damit Ihr sehen könnt, daß des alten Niklas Knochen noch nicht so zerwettert und vom Zipperlein gelähmt sind, um nicht einem so jungen Fant, wie Ihr seid, einen tüchtigen Merks auf das Dach geben zu können!"

Dabei stieß der Alte so heftig an den Krug, daß dieser umfiel und zerbrach.

„Laßt es bei diesen Scherben bewenden, Niklas," sagte Moser lächelnd, indem er aufstand und nach seinem breiten Hut langte; „dafür ist leichter wieder was Ganzes beschafft, als wenn Ihr mir den Kopf zerschlügt. Seid doch so gut Jungferchen und laßt mich zum Pförtlein hinaus, ich will noch gegen Liebenstein zu gehen, wo allerlei fahrendes Gesindel sich eingenistet haben soll. Gute Nacht, Niklas, träumt von Schlachten und Siegen!"

Der Alte brummte einen Gegengruß, da ihn der Schlaf schon übermannte, und Moser folgte dem Mädchen, das mit dem Schlüsselbund ihm voran zum Thürlein schritt. Es war eine helle Mondnacht und der Wachtmeister freute sich an der zierlichen schlanken Gestalt Nanni's, der man die Kraft und Grazie blühender Jugend ansah.

Knarrend drehte sich der gewaltige Schlüssel unter des Mädchens zarten Händen, und es trat zur Seite, um dem Wachtmeister den Zutritt zur schmalen Oeffnung zu lassen, durch welchen von außen ein Strahl des silbernen Mondlichtes fiel, während sie beide im tiefen Schatten der Stadtmauer standen. Moser faßte die Hand Nanni's, zog sie durch das Pförtchen, und als sie in der Helle einander gegenüberstanden, hob er das gesenkte Köpfchen des Mädchens sachte empor, so daß sich die dunklen, unter dem weißen Mondstrahl so wunderbar leuchtenden Augen auf ihn richten mußten.

„Warum fordert Ihr den Sperrheller nicht von mir ein?" fragte er flüsternd, seinen Blick tief in jenen Nanni's senkend.

„Weil — weil ich Euch gerne umsonst gefällig bin," sagte nach einer Pause mit stockender Stimme das Mädchen.

„Ist das auch wahr? So thut Ihr wohl mir zu Liebe was, wofür Ihr von Anderen Geld heischt?"

Nanni antwortete nicht, aber der Kopf senkte sich nieder, und blinkende Thränen traten an ihre dunklen Wimpern.

„Warum antwortest Du nicht, Nanni?" nahm der Wachtmeister wieder das Wort, legte die Hand um ihre Hüfte und zog sie näher zu sich. „Wie wäre es, wenn ich statt Sperrgeld und Zoll zu zahlen, ihn von Deinen Lippen einheben würde?"

Er beugte sich nieder, um Nanni zu küssen. Einen Augenblick bog sie das Haupt zurück, um ihn fest in das Antlitz zu blicken, dann schlang sie die Arme um seinen Hals und überließ sich seinen Liebkosungen. Die gute Nanni hatte

eben gar keinen Begriff von Anstand und Tournüre, wie unsere Zeit sie der jungen Damenwelt beibringt, so lange sie noch im kurzen Röckchen mit Puppen spielt. Sie würde sich sonst gewiß gesträubt haben — aber nicht allzu heftig, auch einen allerliebsten kleinen Tugendschrei ausgestoßen haben — aber keinen allzu lauten — kurz, durch einen angemessenen Widerstand nicht allein ihre felsenfeste Tugend in das gehörige Licht gesetzt und den Werth endlicher Erhörung erhöht, sondern sich auch vor dem Verdacht bewahrt haben, als sei sie einem tiefen natürlichen Gefühl ihres Herzens ohne Koketterie und schlaue Nebenabsichten gefolgt.

„So, mein braunes Mädchen, jetzt bist Du mein!" flüsterte Moser, als er sie aus den Armen ließ. „Und fürwahr, wir wollen sehen, ob die Goldhaube auf Deinem blauglänzenden Rabenhaar nicht so stolz steht, wie auf den Blondköpfchen der Weiber von Eger und ich denke, Du wirst Sammt und feinen Pelz, Geschmeide und güldene Ketten mehr zu Ehren bringen, als diese langweiligen Spießbürgerinnen. Ich gedenke nicht immer des Rathes gehorsamer Diener zu sein — und wir leben in Zeiten, wo kecker Sinn und eine flinke Faust Manchen unter die Herren versetzt, dem es nicht an der Wiege vorgesungen wurde! Und Du sollst dann meine Frau Liebste sein und im Staat zur Kirche gehen und in der ersten Bank sitzen, daß sie alle vor Neid erblassen! Gute Nacht, meine holdselige Maid, und denke mein!"

Noch ein Kuß, und der Wachtmeister schlüpfte aus dem Pförtchen in's Freie. Nanni blickte pochenden Herzens dem stattlichen Mann nach, wie er rasch längs der Weiden-Allee dahineilte, und sie zürnte den niederen breitkronigen Bäumen, daß das tiefe Schwarz ihres Schattens ihr so oft den Anblick des Geliebten entzog, der daraus nur dann und wann im hellen Mondlicht sichtbar wurde.

Nanni war ein von aller „Gedankenblässe unangekränkeltes" Naturkind, sonst würde sie vielleicht die Symbolik dieses raschen Wechsels zwischen Licht und Schatten, der auf den Geliebten fiel, mit düsteren Ahnungen erfüllt haben. Aber sie verspürte weder Lust noch Beruf zu solchen Reflexionen und überließ sich willig dem schmerzlich-süßen Glücke ihrer jungen Liebe.

Wir wissen jetzt, warum Wachtmeister Melchior Moser sich so wenig um die verliebten Blicke seiner zahlreichen Verehrerinnen kümmerte, und werden es auch erklärlich finden, daß er fast jeden Abend, den ihm sein beschwerlicher Dienst freiließ, im Pförtnerhäuschen am Wasserthürlein zubrachte.

Bis jetzt war Eger, das Hausen der Reformations-Commissäre ungerechnet, noch wenig von den Wirren berührt worden, die seit nahezu dreizehn Jahren das deutsche Reich und namentlich Böhmen erfüllten. Man fügte sich, wenn auch widerwillig, der herrschenden Gewalt, und obwohl ein großer Theil der Bürgerschaft und die Mehrzahl des Volkes im Herzen noch immer gut lutherisch gesinnt waren, wagte man doch nicht, es offen zu zeigen und geberdete sich so, wie es nur der Bekehrungseifer des Herrn Paul Michna und der von ihm herbeigerufenen Jesuiten wünschen konnte.

Nachgerade ward es aber anders, und das kam, seit der Schwedenkönig Gustav Adolf, angeblich zum Schutz seiner lutherischen Glaubensgenossen, gewiß aber nicht ganz ohne egoistische Nebenzwecke mit seinem Heere in Deutschland erschienen war.

Wenn man ihn und die Gefahr für die kaiserliche Sache geringschätzte, so ging man der unangenehmen Enttäuschung entgegen, welche fast stets einer Unterschätzung des Gegners folgt.

„Was ist daran? Wir haben ein Feindel mehr, das ist Alles!" soll spöttelnd Kaiser Ferdinand II. gesagt haben, als man ihm von der Landung Gustav Adolf's auf der Insel Rügen berichtete, und die übereifrigen Höflinge, die immer

und allezeit ihr bischen Witz nach der Richtung wenden, wohin der Wind von Oben bläst, nannten Gustav Adolf den „Schneekönig," der kläglich zusammenschmelzen werde, wenn ihn die siegreichen Strahlen der kaiserlichen Sonne treffen würden.

Und doch sollte es so ganz anders kommen. Der Schwedenkönig, der sich durch den Vertrag zu Bärwalde die vorläufig nur auf Geldmittel beschränkte Unterstützung Frankreichs gesichert hatte, führte sein Heer nach Mecklenburg und Pommern über und drang von hier aus mit geradezu fabelhafter Schnelligkeit südwärts, wodurch er die zwar protestantisch gesinnten, aber einer fremden Einmischung abholden Reichsfürsten zwang, sich ihm anzuschließen. Mit stürmender Hand nahm er Frankfurt an der Oder und bewog dadurch den Kurfürsten von Brandenburg, der schon hart bedrängt vom kaiserlichen Heere war, an seine Seite zu treten, und unaufhaltsam drang er gegen die obere Elbe vor, um das von Tilly belagerte Magdeburg entsetzen und auch den Kurfürsten von Sachsen auf seine Seite ziehen zu können.

Den ersteren Zweck erreichte er nicht, denn Magdeburg fiel nach sechswöchentlicher heldenmüthiger Vertheidigung in die Gewalt Tilly's, der es seiner wüthenden und fanatisirten Soldateska zur Plünderung und Zerstörung überließ. Aber gerade die dabei verübten furchtbaren Greuel entfremdeten der kaiserlichen Sache viele Fürsten, die bis jetzt gezaudert hatten, und die Flammenlohe der unglücklichen Stadt trieb dem Schwedenkönig unzählige Anhänger zu.

„Seit Trojas und Jerusalems Untergang hat man kein greulicheres Werk und Straf Gottes gesehen; alle unsere Soldaten sind reich geworden!" schrieb triumphirend mit barbarischem Frohlocken der Reitergeneral Graf Pappenheim an den Kaiser.

Nun, wenn von einer „Strafe Gottes" schon die Rede sein konnte, so traf sie eher Jene, welche die unvermeidlichen Greuel des Krieges in einer solchen Weise ausarten ließen und in der Zerstörung einer blühenden Stadt ihrem finsteren Glaubenshaß und der Raublust ihrer Söldner Genüge thaten. Die Verwüstung Magdeburgs war ein politischer und militärischer Fehler; sie trieb alle deutschen Protestanten dem Schwedenkönig in die Arme und entzog dem kaiserlichen Heere einen werthvollen, mit schweren Opfern erkauften Stützpunkt. Unaufhaltsam drang Gustav Adolf gegen Südwesten vor, und wenn manche deutsche Fürsten, darunter auch der Kurfürst von Sachsen, ihm nur gezwungen durch die Macht der Verhältnisse beifielen, sahen alle Protestanten Deutschlands, erschreckt durch die Greuel von Magdeburg, in ihm einen Schützer und Retter.

Am 17. September 1631 trafen bei dem Dorfe Breitenfelde in nächster Nähe Leipzigs die beiden Heere aufeinander, jenes der Liga, bestehend aus einem kaiserlichen Contingent und den Truppen der katholischen Reichsfürsten, geführt vom siebzigjährigen, bis jetzt unbesiegten Reichs-General-Feldmarschall Johann Tserklas Grafvon Tilly, das der Schweden und der protestantischen Reichsstände, commandirt von Gustav Adolf. Die Zerstörung von Magdeburg fand ihre blutige Sühne; vor der überlegenen Kriegskunst des Schwedenkönigs, der seine Truppen durch zweckmäßige Gliederung leichter beweglich zu machen wußte, namentlich aber vor der strammeren Manneszucht, die sich auch im Donner der Schlachten bewährte, erblich der bisher durch keine Niederlage verdunkelte Kriegsruhm Tilly's; das Heer der Liga erlitt einen vernichtenden Schlag. Achttausend Mann blieben im Kampfe, fast die Hälfte davon fiel als Gefangene den Schweden in die Hände, welche außerdem siebzig Fahnen, dreißig Kanonen, das ganze Lager Tilly's mit der Kriegscassa und unermeßlichen Vorräthen erbeuteten.

Mit einem Schlage hatte sich die Situation geändert, und auf allen Punkten wichen die kaiserlichen Truppen. Gustav Adolf folgte mit stürmischer Eile den

Trümmern des Ligaheeres durch Thüringen und Franken bis an den Rhein; die Sachsen reinigten ihr eigenes Land durch empfindliche Schlappen, welche sie den kaiserlichen Generalen Johann von Götz und Don Baldassaro Marradas beibrachten und drangen in Böhmen ein, wo sie anfangs November schon Prag besetzten.

Dieser rasche Wechsel der Dinge blieb auch auf Eger nicht ohne Einfluß. Mit Ausnahme einer kleinen Besatzung im Schlosse war die Stadt von Truppen entblößt, ihre Vertheidigung sollte von der Bürgerschaft besorgt werden. Diese aber sympathisirte, durch das rücksichtslose Vorgehen der Reformations-Commissäre erbittert, zum weitaus größeren Theile mit der protestantischen Sache, und je mehr diese durch die Siege des Schwedenkönigs gewann, je näher die sächsischen Heerhaufen rückten, desto offener trat man mit der wahren Gesinnung hervor.

Ganz offen wurde davon gesprochen, daß die Rathsherren und andere angesehene Bürger ein Einverständniß mit dem sächsischen Feldherrn angeknüpft hätten, und die besondere Geschäftigkeit, welche entwickelt wurde, ließ in der That daran glauben. Der Stadt-Commandant war zu schwach, um energisch einzuschreiten, er mußte sich darauf beschränken, seine geringe Kraft im Nothfalle für den äußeren Feind zu sparen, und konnte nicht daran denken, gegen die Bürger selbst aufzutreten.

Da erklangen eines Morgens außer den Mauern schmetternde Trompetentöne, und ein Officier stellte die Aufforderung, dem sächsischen Kurfürsten Stadt und Festung einzuräumen, wobei er auf einen im Hintergrund haltenden ansehnlichen Reitertrupp als Vorhut eines sächsischen Heeres wies.

Der Stadt-Commandant wies dieses Ansinnen ab, wie es seine Pflicht gebot, und ließ aus seinen Feldschlangen einige Schüsse auf die Reiter abgeben, die sich sofort zurückzogen.

In der Stadt war man dem Verlauf der Dinge mit Spannung gefolgt, ohne daß es jedoch zu einem Ausbruch der wahren Gesinnung gekommen wäre. Bewaffnete Bürger besetzten gemeinsam mit kaiserlichen Söldnern die Stadtthore, und einige Tage vergingen unter kriegerischen Vorbereitungen, als sei man von allen Seiten fest entschlossen, jeden Angriff mannhaft abzuweisen.

Da klapperten spät am Abend die Hufe des Gaules, den der Stadtwachtmeister ritt, über das holprige Pflaster zum Rathhaus, wo Melchior Moser staubbedeckt abstieg und sofort in die Rathsstube beschieden wurde, um den versammelten Herren vom Rathe, zu welchen sich auch der Commandant gesellt hatte, Bericht zu erstatten. Er war beauftragt gewesen, die Umgebung zu durchstreifen und nach dem Feind zu spähen und konnte nun die frohe Kunde bringen, daß er auf mehrere Meilen weit ringsherum das Land durchzogen habe, ohne auf einen sächsischen Soldaten zu stoßen. Das machte dem Stadt-Commandanten ein gar leichtes Herz und er belobte den Wachtmeister höchlich; auch die Rathsherren schienen sehr erfreut von der Abwendung der Gefahr und konnten sich wohl an der frohen Kunde gar nicht satt hören, denn etliche derselben blieben sammt dem Bürgermeister noch zurück, als sich die Uebrigen entfernten, und ließen sich wohl in geheimer Sitzung nochmals vom Wachtmeister den Erfolg seiner Sendung berichten.

Die Bürgerschaft nahm die Nachricht sehr kühl auf und schien nur froh darüber zu sein, daß es wieder ein Ende mit dem beschwerlichen Wachtdienste habe. Schon am nächsten Tage wurde derselbe nur von der Scharwache und den Pförtnern allein besorgt, als lebte man im tiefsten Frieden.

Daß man unter solchen Umständen dem schier vergessenen Pförtlein am Franciscanerkloster keine besondere Aufmerksamkeit schenkte, ist klar. Der alte Niklas aber hatte in den letzten Tagen sein Soldatenblut wallen gefühlt, die

rostige Sturmhaube und den verbeulten Küraß hervorgesucht, die gichtischen Beine in schwere büffellederne Stiefel gesteckt, und neben seinem Stuhl war das vielbelobte Schwert und eine alte Partisane aufgepflanzt, um deren beilförmige kurze Klinge noch Fetzen verblichener Seidenfranzen flatterten.

So traf ihn am Abend nach der Rückkehr von seinem Recognoscirungsritt der Stadtwachtmeister eifrigst beschäftigt, die letzten Rostflecken von der Schwertklinge zu tilgen.

„Oho!" rief Moser lachend. „Was ist das? Seid Ihr wieder angeworben worden, Niklas? Fürwahr — wie schlimm muß es doch mit Kaiser Ferdinand's Sache stehen, wenn er schon die Gichtbrüchigen und Lahmen aufbieten läßt!?"

„Und glaubt Ihr vielleicht, ich stelle nicht noch meinen Mann, wenn's gilt, für kaiserliche Majestät und unsere heilige Sache einen guten Schlag zu thun?" knurrte Niklas, unter den buschigen Brauen einen bitterbösen Blick nach dem Spötter richtend. „So man's nur ehrlich und treu meint, findet sich wohl die alte Kraft in der Faust!"

„Dann mag es wohl in des Kaisers zahlreichen Heerhaufen wenig geben, die es treu mit ihm meinen, denn sonst könnten sie nicht so zerstieben vor den Schweden, wie der Märzenstaub vor dem ersten Lüftchen," entgegnete mit einem Achselzucken Moser.

„Ach! laßt Euch das nicht schieren," rief der Alte ärgerlich, während er die Klinge prüfend bei der qualmenden Lampe betrachtete und dann neuerlich auf einen Rostfleck losrieb. „Das ist nur so ein Uebergang, wie es wohl im Kriege sich so zutrifft, daß auch Teufelszeug einmal die Oberhand bekommt. Aber lang dauert das niemalen, denn schließlich wendet sich das Kriegsglück doch wieder der rechten Sache zu."

„Wollen es wünschen und erwarten!" entgegnete Moser trocken. „Aber was quält Ihr die alten Beine mit den schweren Stiefeln, die Ihr kaum mehr schleppen könnt und zu was habt Ihr die alte Kriegsrüstung und Wehr wieder hervorgesucht, als ginge es nochmals gegen die Türken?"

„Hm! es müssen ja nicht gerade Türken sein," brummte der Alte. „Ich sag' Euch, Herr Wachtmeister, es gibt ja in unserer guten Stadt Eger Leute, die schlimmer sind als die Heiden aus Stambul. Ihr wißt das ja gewiß ohnehin und besser als ich."

„Und gegen diese rüstet und waffnet Ihr Euch?" fragte Moser spöttisch.

„Ich thue das für alle Fälle, weiß man doch in so bedenklichen Zeitläuften nie, wann es noth thut, dreinzuschlagen. Und ich meine, jeder rechte Mann sollte bereit sein, darum fülle ich meinen geringen Platz aus, so gut ich kann, und wünsche nur, es möge jeder Andere es ebenso thun."

„Eine löbliche Denkart," sagte der Wachtmeister, während er seinen glänzend schwarzen Zwickelbart zwischen den Fingern wirbelte, „und nur Schade, daß zu ihrer Bethätigung hier am Wasserpförtlein gar wenig Gelegenheit ist."

„Ei nun, wer weiß das! Herr Rudolf von Eggenburg, der ein frommer Mann und tapferer Soldat war, sagte gar oft, er könne als Feldhauptmann nicht mehr thun, denn der letzte Troßbube — nämlich seine Pflicht, und ein ordentlich Gedeihen gebe es im Kriege und in allen anderen menschlichen Fürbringen nur, wenn Jeder wacker bei dem aushält, was ihm zukommt. Darum habe ich, so sehr es mir auch in den Zehen und Knien rumort und zwickt, selbst die Schlüssel zu meinem Pförtlein an mich genommen, und zum Zeichen, daß ich bereit bin, es mannhaft gegen Gewalt und Ueberfall zu vertheidigen, habe ich mir meine alte Wehr hervorgesucht."

„Ihr seid ein wackerer Kriegsmann," entgegnete der Wachtmeister mit etwas erzwungener Lustigkeit, „und verdient einen guten Trunk, um den frischen Muth

und die alten Knochen zu stärken. Ich will doch einmal sehen, daß man uns aus der Klosterschenke einen ordentlichen Krug voll schickt — wo ist denn Nanni?"

„Sie wartet eine alte Muhme von mir, die arges Gebreste hat, und wird wohl heut Nacht kaum mehr heimkommen."

„Soso," sagte langsam der Wachtmeister und nickte zufrieden mit dem Kopf. „Nun, da muß ich wohl selbst sehen, daß wir was zu schlucken bekommen, ich bedarf nach dem scharfen Ritt von gestern und der vielerlei Plackerei den Tag über auch einer Stärkung in Ruh' und Behaglichkeit gar sehr."

Er entfernte sich und kam nach kurzer Zeit wieder, gefolgt von einem Klosterknecht, der einen gewaltigen Krug voll köstlich duftenden Weines trug.

„Ei, ei, Ihr habt ja ein tüchtig Vornehmen," rief der Alte, wohlgefällig nach dem verheißungsvollen Gefäß blinzelnd, „da werdet Ihr selbst tüchtig bechern müssen, wenn wir bis zur Neige kommen sollen."

„Ach, was! Mit Eurer Hilfe, alter Kriegskamerad, wird es kein unmöglich Ding sein. Ihr habt mir ein Sprüchlein Eures Feldhauptmanns erzählt — nun, der Friedländer, den sie so schmählich bei Seite geschoben haben, weil er sich in sein Regiment im Feld nicht die Federhelden aus Wien und München dreinreden ließ, führte auch oft ein solches im Munde, das lautete: „Man muß vor nichts erschrecken oder zurückweichen, denn nichts ist unmöglich." Das wollen wir, weil es sonst jetzt nichts Rühmliches zu thun gibt, auf diesen Krug anwenden und wacker darauf loszechen."

Der Alte ließ sich nicht viel nöthigen und brachte aus seinem kargen Vorrathe zwei blanke Zinnbecher herbei, die keinen Schaden nahmen, wenn er sie im Feuer seiner kriegerischen Erinnerungen derb auf den Tisch stieß. Es war nicht schwer zu sehen, daß der Wachtmeister darauf ausging, Niklas trunken zu machen, denn er war eifrig besorgt, daß dessen Becher nicht leer wurde, während er selbst nur zum Schein trank und das Wenige gleich wieder aus dem Krug nachgoß, um den Schein zu wahren, als hielte er den tüchtigen Zügen des Thorwärters Stand.

Dieser erinnerte sich des Grafen Albrecht Waldstein, Herzog von Friedland (Bild Seite 1073) noch, als er im kaiserlichen Heere als Feldoberst diente, und war begierig, mehr von seinen späteren Thaten zu erfahren.

Da erzählte denn der Wachtmeister von den rühmlichen Thaten des Herzogs, wie er dem Kaiser in seiner höchsten Bedrängniß ein Heer geworben und ausgerüstet, damit siegreiche Schlachten geschlagen und den gefährlichsten Feind, den Grafen Mannsfeld, besiegt habe. Nicht minder berichtete er von seiner Freigebigkeit und Fürsorge für die Kriegsvölker, von seiner hohen Einsicht in allen Dingen, die er, wie Jedermann wisse, seiner Beobachtung des Sternenlaufes verdanke, der er mit gelehrten Männern unausgesetzt obliege. Und unter herzhaften Verwünschungen hörte der alte Niklas nun, daß der Kaiser, gedrängt vom Regensburger Reichstag, dem Kurfürsten Maximilian von Baiern und dem König von Spanien, vor wenigen Monaten ihm das Commando, wenn auch in glimpflichster Weise, entzogen habe.

Das brachte den Alten auf das von den Soldaten aller Zeiten mit Vorliebe und nicht ganz ohne Grund behandelte Thema von dem Uebel, das die „Federhelden" anrichteten, wenn sie sich in den Gang der kriegerischen Dinge mengten, und dabei redete er sich unter endlos klingenden Flüchen so in die Hitze, daß er noch öfter zum Becher greifen mußte.

Das war ganz nach dem Sinn des Wachtmeisters, der nicht ohne Bedacht einen starken, feurigen Melnikerwein hatte bringen lassen. Scharf beobachtete er den Zechgenossen, dessen Reden immer zusammenhangloser wurden, und der endlich den Becher aus der Hand fallen, das schwere Haupt auf die Brust sinken ließ und gewaltig zu schnarchen anhob.

Langsam erhob sich der Wachtmeister und horchte auf die tiefen, rasselnden Athemzüge. Dann drückte er ein Tuch fest auf den neben dem Schlafenden liegenden Schlüsselbund, um ein Klirren oder Klingeln zu verhindern, und nahm ihn an sich. Leisen Schrittes verließ er das Stübchen und blieb einen Moment im Freien stehen, um die kühle Nachtluft einzuathmen. Kein Gedanke an die Verwerflichkeit seines Thuns kam in seine Seele, nicht einen Moment gedachte er seiner Pflicht, die er so schmählich verrieth — er wollte sich nur geschickt machen zu dem weiteren gefährlichen Vorhaben und den Kopf auslüften, der ihm von Wein und der schwülen Luft im Pförtnerhüttchen dumpf geworden war.

Vorsichtig glitt er an der Mauer hin und drückte sich in den schmalen Thorweg, der nach außen mit einer dicken, beschlagenen Bohlenthüre verschlossen war. Mit möglichst wenig Geräusch zog er den Riegel zurück und drehte den Schlüssel im Schloß, noch ein Ruck, und die Thüre wich nach innen. Da lag im ungewissen Licht der Herbstnacht der Graben wie eine gähnende Schlucht vor ihm, über welche statt einer Brücke nur eine schmale, allmählich abgeböschte Rampe führte.

Moser zog ein weißes Tuch hervor und ließ es aus der Thüre gegen das Flachland hinaus flattern, wo sich die struppigen Weiden längs der Flußniederung ausdehnten. Er horchte und spähte aufmerksam in die Dunkelheit hinaus, aber nichts regte sich; nun ließ er wiederholt einen langgedehnten, heiseren Pfiff erschallen wie ihn die Käuzchen auf ihren nächtlichen Raubflügen ausstoßen. Dieses Signal schien verstanden worden zu sein, denn dort unten zwischen den Weiden regte sich's; langsam krochen schwarze Punkte, die sich bald zu einer Kette zusammenschlossen, durch die Dämmerung heran; nun sah man einzelne Gestalten an der jenseitigen Böschung sich hinunterlassen, den Graben durcheilen und gegen das Pförtlein hinaufklettern; dicht wie Ameisen klommen sie empor und fast mit ebenso wenig Geräusch; nur manchmal klirrte ein Pallasch, oder es löste sich ein Stein und rollte in die Tiefe.

Die erste Gestalt tauchte vor dem Pförtchen am Rand des Grabens auf. Der von einer Goldschnur umsäumte breite Filzhut mit weißgrüner Feder und die Schärpe in den gleichen Farben kennzeichneten den Mann als einen Officier des kursächsischen Heeres.

„Seid Ihr es, Moser?“ flüsterte er.

„Johann Georg —“

„Und Gustavus von Schweden,“ vervollständigte der Stadtwachtmeister die vereinbarte Losung. „Nur herauf und sputet Euch, bevor die Ronde auf dem Wall herbeikommt.“

Der Sachse trat auf das Pförtchen zu, und nach ihm folgten Soldaten.

„Treibt Eure Leute an, sonst geht die beste Zeit verloren!“ drängte Moser, und ein eigenthümlich modulirter Pfiff trug die Mahnung zur Eile an die noch Zurückgebliebenen.

„Sammelt die Leute hier und laßt sie knapp an die Mauer stellen, ich will nur sehen, ob sich drinnen in der Stadt nichts regt,“ sagte der Verräther und schlüpfte in den dunklen Thorweg.

Trotz der Finsterniß war es ihm, als sehe er etwas vor sich herschweben; rasch eilte er nach und erschrak nicht wenig, als er sich beim Ausgang am Arm ergriffen fühlte.

„Melcher, was machst Du hier?“ stieß Nanni mit allen Anzeichen des höchsten Schreckens hervor.

„Du bist es, Nanni?“ entgegnete der Verräther, der sich rasch von seiner Bestürzung erholte. „Geh' in's Haus — ich bitte Dich! Es ist kühl und — ich kann nicht mehr bleiben — geh' hinein!“

„Melcher, Du thust Böses!" keuchte das Mädchen, während ihre leuchtenden Augen durchdringend auf ihm ruhten. „Was sind das für Männer da draußen, mit welchen Du sprachst?"

„Sei kein Närrchen und kümmere Dich darum nicht," sagte Moser. „Es ist eine Patrouille, die ich um die Stadt führe."

„Du lügst!" widersprach Nanni entschieden. „Die Leute sind nicht aus der Stadt und tragen fremde Feldzeichen. Melcher, Melcher! Du hast schnöden Verrath geübt!"

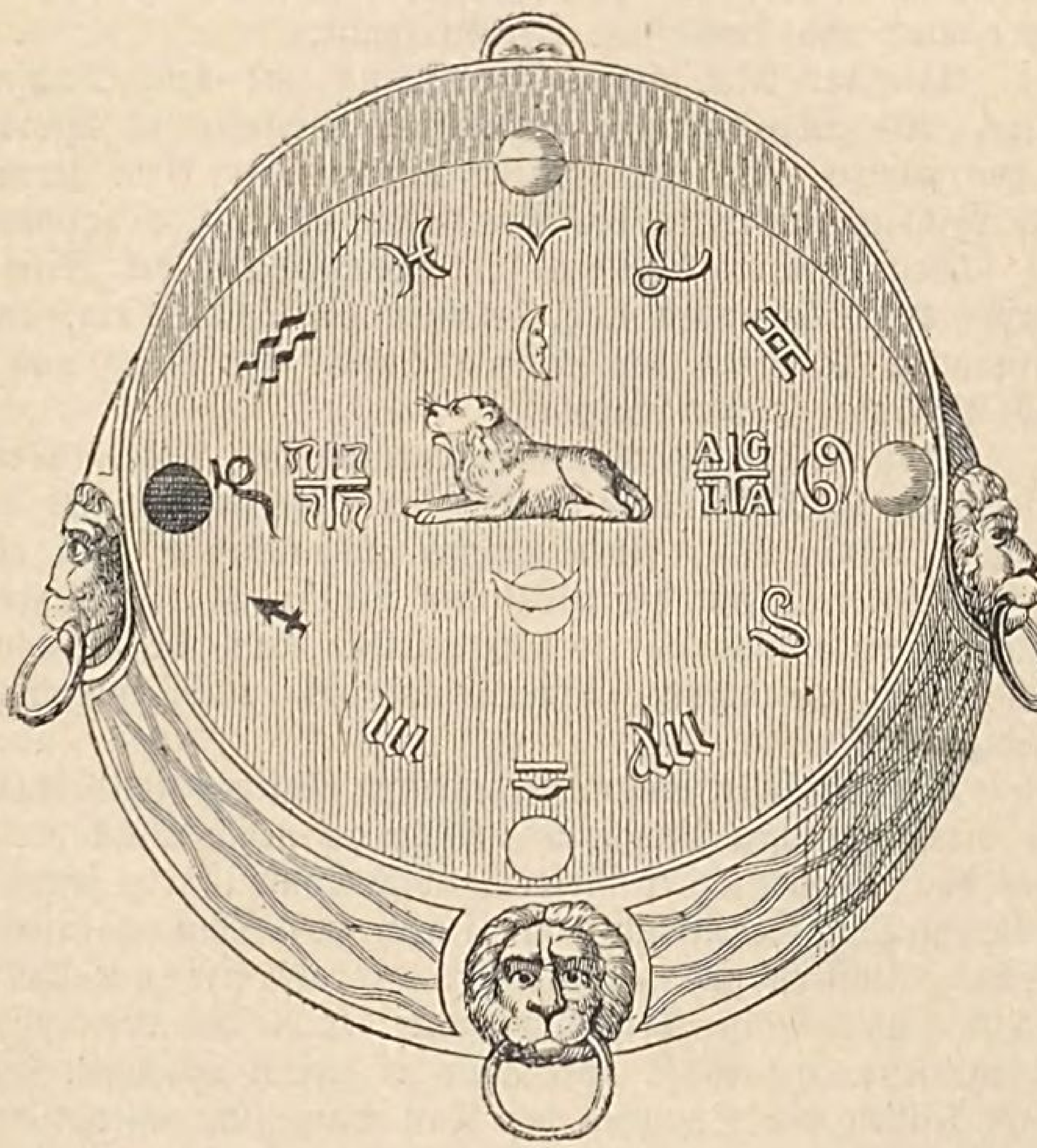
„Du nennst es Verrath," zischelte ihr Moser zu, „und denkst nicht, daß wir uns von dem Lohn dafür ein warmes Nestchen bauen können, und ich zu hohem Ansehen komme."

„Aber nicht bei mir!" schrie Nanni, „denn wer Falschheit thut gegen seine Ehr' und Pflicht, der trägt auch keine ehrliche Lieb' im Herzen! Schicke die Leute fort — sag', der Anschlag ist verrathen und — ich will schweigen über Deine Schuld."

„Was fällt Dir ein!" sagte Moser grimmig. „Willst Du mich verderben, daß Du so schreist?"

„Ja, und ich will rufen, daß die ganze Stadt erwacht und —"

„Das wirst Du bleiben lassen!" rief der Wachtmeister und griff nach ihr; doch sie schleuderte ihn mit der Kraft der Verzweiflung zur Seite und stürzte mit dem hellen Ruf: „Vater! Vater! Verrath! der Feind ist vor der Stadt!" in die Pförtnerhütte.



Waldstein's Horoscop. (Seite 1095 und 427.)

Nur einen Moment schwankte Moser, ob er ihr nicht nacheilen solle, dann aber wendete er sich rasch entschlossen zum Wallgang und durchlief denselben, um die Sachsen zu raschem Eindringen zu treiben.

Noch immer klommen Soldaten empor, doch waren schon genug oben angelangt, um mit Erfolg die arglose Stadt überrumpeln zu können. Ein leises Commandowort erscholl, und gefolgt von seinen Leuten trat der Officier mit Moser in den Thorweg ein.

Aber am Ausgang gegen die Stadt stellte sich ihnen ein Hinderniß in Gestalt des alten Niklas entgegen, dessen Rausch von dem furchtbaren Ruf der Tochter rasch verschwunden war und der sich nun, die Sturmhaube auf dem grauen Kopf, sein breites Schwert in der Hand, als ein gar nicht zu verachtender Gegner präsentirte.

„Potz Mohrenschädel und Türkenblut! was giebt es da?" schrie er wüthend. „Glaubt das Gesindel, gerade hier ist ein Loch für diebische Füchse? Na, wartet

ihr Racker! Ich will Euch auf die Schnauze klopfen! Lauf, Mädel und schlag' Lärm in der Stadt!"

„Niklas, sei klug!" rief ihm Moser eilig zu. „Widerstand nützt Dir nichts."

„O Du bist es, falscher Judas, der um Sündenlohn seine geschworene Pflicht verräth! Na, komm' nur, Du sollst für den Wein, mit dem Du elender Schuft mich tractirt hast, Dein ordentliches Entgeld haben!"

„Vorwärts, vorwärts!" drängte der sächsische Officier Moser. „Macht mit dem Alten ein End'. Seht Ihr denn nicht, daß das Mädchen in die Stadt lauft? Drückt ihn zur Seite, schlagt ihn nieder, sonst mißlingt unser Anschlag!"

Nothgedrungen mußte Moser mit Niklas seinen Degen kreuzen. Der Alte drang wüthend auf ihn, doch der Wachtmeister, der ihm an Kraft und Gewandtheit weit überlegen war, schien ihn zu schonen und aus dem engen Thorweg heraus treiben zu wollen, wo kein Zweiter sich in den Kampf mengen konnte, damit er übermannt und entwaffnet werden könne.

Aber der Alte hielt tapfer Stand und dem Sachsen dauerte die Sache zu lange. Als Moser einen wüthenden Ausfall des Pförtners mit hocherhobenem Degen parirte, stach der Officier unter seinem Arm hervor mit der Partisane und traf Niklas mitten in die Brust, daß er lautlos zusammenbrach.

Den erstarrt stehenden Stadtwachtmeister bei Seite schiebend und über den Körper des Sterbenden weg, drangen die Sachsen ein, um nach einem schon vorher bestimmten Plan sich der übrigen Thore, der Burg und aller bedeutenden Plätze und Gebäude zu bemächtigen.

Trotz Nanni's Allarmruf gelang der Ueberfall vollkommen. Die wenigen kaiserlichen Soldaten konnten sich der Uebermacht nicht erwehren, das Volk aber zeigte so wenig Lust, einen Kampf aufzunehmen, daß es viel eher den Anschein hatte, als sei es mit der plötzlichen Aenderung der Dinge ganz zufrieden oder als komme dieselbe nicht gar so unerwartet. Auch die Besatzung der Burg mußte sich nach einem ehrenhalber unternommenen, aber aussichtslosen Versuch der Vertheidigung ergeben.

Die sächsischen Soldaten ergriffen begierig die Gelegenheit, für die Plünderung des protestantischen Magdeburg Rache zu nehmen und der Pöbel von Eger, erbittert über das Vorgehen der Reformations-Commissäre, schloß sich ihnen zu so wenig löblichem Thun bereitwillig an. Durch zwei Tage währten die Plünderungen in den Kirchen, Klöstern und den Häusern der als eifrige Katholiken bekannten Einwohner und wie man früher den Anhängern der Reformation mitgespielt hatte, so erfuhren es jetzt jene, wie es ja überhaupt in diesem unseligen Krieg allerorten je nach den Wechselfällen des Kampfes der Fall war, zum unendlichen Schaden für Bildung und Wohlstand des deutschen Volkes und gewiß auch nicht zum Nutzen der Religion.

In das Schloß wurde eine ansehnliche Garnison unter Commando des Obersten Starschedl gelegt und die Bewachung der Stadt der Bürgerschaft überlassen, welche sich dieser Last nun mit mehr Eifer unterzog, als wenige Tage vorher. Noch Anfang December 1631 wurde durch einen besonderen Regierungs-Commissär des Kurfürsten von Sachsen der Verband Egers mit dem Königreich Böhmen als gelöst erklärt und im Namen Johann Georg's die Huldigung der Bürgerschaft entgegen genommen.

Wenn auch nicht von allen Bewohnern Egers gesagt werden konnte, daß sie mit der Aenderung der Dinge einverstanden waren, so zeigten sich doch alle zufrieden, denn nach den ersten Ausschreitungen hielten die Truppen gute Mannszucht und die Bürger hofften nunmehr in Ruhe ihren Gewerben nachgehen und den stark gesunkenen Wohlstand wieder heben zu können.

Nur Melchior Moser, der so viel zum Umsturz der Verhältnisse beigetragen hatte, war wenig davon befriedigt. Man zahlte ihm zwar den versprochenen Judas-

lohn, aber seine anderen hochfliegenden Pläne von einer Anstellung in sächsischen Diensten und einer bedeutenden Rolle, die er spielen werde, erfüllten sich nicht. Man hatte ihn gebraucht und schob ihn nun bei Seite, ja man ließ ihn nicht undeutlich fühlen, daß man die Verrichtung, zu welcher er sich hergegeben hatte, für eine recht unsaubere hielt und wenig Vertrauen zu dem Werkzeuge habe, das man dazu gebraucht. Es war das alte Lied: man nutzte den Verrath aus, aber der Verräther war selbst Jenen verächtlich, zu deren Gunsten jener begangen wurde.

Das wurmte den stolzen und ehrgeizigen Mann nicht wenig. Gesteigert wurde seine Erbitterung aber noch durch die Abweisung, welche er von Nanni erhielt, als er sie nach langem vergeblichen Suchen bei einer Muhme entdeckte, deren Pflege sie in der verhängnißvollen Nacht ferngehalten hatte.

Mit allen Zeichen der Verachtung und des Abscheues trat sie ihm entgegen und brandmarkte ihn als Verräther an Ehre und Pflicht, als Mörder ihres Vaters. Vergebens suchte er sich mit der Zungengewandtheit der Sophistik zu entschuldigen, er vermochte die furchtbaren Anklagen nicht zu entkräftigen und sah bald ein, daß jeder Funke der Liebe, die das Mädchen ihm so willig gespendet hatte, im Herzen desselben erloschen sei.

Indessen breitete sich auf dem Schauplatz des furchtbaren Krieges ein neuer Umschlag der Dinge vor. Die beispiellosen Erfolge des Schwedenkönigs und die zu Tage tretende Unfähigkeit der meisten kaiserlichen Generale lenkten den Blick Kaiser Ferdinand's II. auf den einzigen Mann, der vermögend schien, der kaiserlichen Sache ein neues Heer zu gewinnen und den Siegeslauf Gustav Adolf's zu hemmen — auf Albrecht Waldstein, Herzog von Friedland. (Bild Seite 1073.)

Man knüpfte Unterhandlungen mit dem auf seinen böhmischen Gütern in fürstlicher Pracht lebenden, aber ob des erfahrenen Undankes grollenden Feldherrn an, der sich jedoch erst willfährig zeigte, als der Kaiser in einem eigenhändigen Schreiben an seine Treue und Dienstwilligkeit appellirte. Und selbst da ließ sich Waldstein erst nach langen Unterhandlungen zu Znaim und nach dringenden Beschwörungen seines alten Freundes Fürstenberg zur Uebernahme des Commandos unter Bedingungen herbei, die von der dringendsten Noth dem Kaiser abgezwungen, von diesem als Fessel und drückende Last empfunden werden mußten.

Nebst der Ernennung zum obersten Feldherrn auf Lebenszeit bedang sich und erhielt Waldstein zugesagt: die unumschränkteste Vollmacht in allen militärischen Dingen, so daß sich Niemand in das Commando mischen solle, ja Ferdinand II. mußte sich für sich und seinen Sohn, den römischen König Ferdinand III. verpflichten, den Aufenthalt beim Heere zu meiden; weiters wurden ihm eingeräumt das Recht der Güter-Confiscation und Begnadigung, die Oberlehensherrlichkeit über alle zu besetzenden Reichsländer und schließlich als Lohn für seine zu leistenden Dienste die Zuerkennung eines österreichischen Erblandes!

Solche Bedingungen, die ihn seiner landesherrlichen Macht entkleideten und den Feldherrn über den Kaiser setzten, mußten von Ferdinand II. wie eine bittere Schmach empfunden werden und wenn er trotzdem darauf einging, so geschah es gewiß mit dem stillschweigenden Vorbehalt, sie bei der ersten günstigen Gelegenheit abzuschütteln.

Der kriegerische Ruhm des Herzogs von Friedland war selbst vor jenem des Schwedenkönigs noch nicht verblichen, ja er strahlte jetzt um so heller, als der Wahn von Tilly's Unbesiegbarkeit zerstört und die Unfähigkeit der übrigen kaiserlichen Heerführer so klar zu Tage getreten war. Sobald die Werbetrommel im Namen des Friedländer's erklang, fand sie lauten begeisterten Wiederhall und aus allen Theilen Deutschlands, ja Europas strömten ihm kriegs- und beutelüsterne Söldner und Abentheurer zu. Nicht allein die aus seinem früheren Heere ab-

gedankten und infolge der letzten Niederlagen der kaiserlichen Heere versprengten Soldaten strömten seinem Lager zu, sondern sein Name übte auch eine zauberhafte Anziehungskraft auf alle, welchen der Krieg in so wüster Zeit als das lohnendste Handwerk erschien. Es ist ja bekannt, daß in seinem Heere auch viele Protestanten dienten, wie denn überhaupt bei dem damaligen System der Armeeergänzung, auf welches wir noch zurückkommen werden, von einem Enthusiasmus für die Sache kaum die Rede sein konnte, sondern jener Heerführer den meisten Zulauf und die größte Anhänglichkeit fand, der hohen Sold zahlte und es nicht gar zu genau mit Plünderern und Marodeuren nahm.

Nachdem am 5. April 1632 der einzige ebenbürtige Rivale Waldstein's unter den katholischen Heerführern, Graf Tilly, bei der Vertheidigung des Lechüberganges gegen die Schweden Sieg und Leben verloren hatte, trat jener an die Spitze eines mit Zauberschnelligkeit aufgestellten und aus seinen eigenen unermeßlichen Reichthümern wohlgerüsteten Heeres wieder auf den Kriegsschauplatz.

Seine erste Sorge war die Reinigung Böhmens von den Feinden, die ihm eben nicht schwer gemacht wurde, da Kurfürst Johann Georg seine schwedischen Bundesgenossen und deren Fortschritte mißtrauisch betrachtete und der Führer der sächsischen Truppen, Graf Arnim, Waldstein's überlegenes Feldherrntalent gut genug aus der Zeit kannte, wo er selbst unter dessen Führung gedient hatte, um es zu keinem ernsten Zusammenstoß kommen zu lassen.

Am 22. Mai ward das von den Sachsen geräumte Prag besetzt und am 17. Juni rückte eine kaiserliche Heeresabtheilung unter dem friedländischen Generalmajor Heinrich Freiherrn von Holk vor Eger. Obwohl tüchtig von der Bürgerschaft unterstützt, trieb Oberst Starschedel, der seinem sonst so bezeichnenden Namen durch sein Thun gar nicht entsprach, die Vertheidigung doch sehr lässig und capitulirte schon am 19. Juni. Wenige Tage darauf erschien Waldstein selbst in Eger, in dem er sich schon 1625 längere Zeit aufgehalten hatte und legte der Bürgerschaft eine Contribution von zehntausend Thalern auf.

Mehrere Herren des Rathes, welche sich gar zu eifrig für die sächsische Sache gezeigt hatten, wurden eingezogen und der am meisten compromittirte Bürgermeister Pachelbel des Landes verwiesen, wobei gleich erwähnt werden mag, daß derselbe ein Jahr später in einem Walde bei Wunsiedel im Fürstenthum Anspach-Baireuth durch Selbstmord endete.

Melchior Moser war ruhig in Eger geblieben. Er fürchtete keine Gefahr für sich, da von seinem Verrathe nur wenige wußten, die gute Gründe hatten zu schweigen und er grollend über die Zurückweisung seiner Dienste sich ganz von den Sachsen zurückgezogen und auch an der Vertheidigung gegen das Holk'sche Corps keinerlei Antheil genommen hatte.

Da erbat sich eines Tages eine junge Nonne Gehör beim kaiserlichen Stadtcommandanten, der sofort die Verhaftung Melchior Moser's anordnete. Als man ihm seine Anklägerin gegenüberstellte, in welcher er mit Wuth und Beschämung Nanni erkannte, ergab er sich in sein Schicksal. Da Moser, entgegen dem strengen Kriegsbrauch jener Zeit nicht dem Richtschwert verfiel, so darf man wohl annehmen, daß Nanni, die nach dem Tode ihrer Muhme in ein Kloster getreten war, seine Verrätherei nur gegen die Zusage das Leben des einstigen Geliebten zu schonen, aufgedeckt habe. Zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt, wurde Moser in den „schwarzen Thurm" geworfen, dessen vierseitige zehn Fuß dicke, aus riesigen Basaltquadern gefügte Mauern noch heute trotzig in die Luft ragen.

Wir müssen, um das weitere Schicksal dieses Mannes zu erzählen, ein wenig vorgreifen in die Zeit, wo die schrankenlose Macht des Friedländers dem Kaiserhofe so gefährlich erschien, daß man daran dachte, sich seiner zu entledigen, zudem man ihn in Verdacht hatte, geheimes Einverständniß mit den Feinden zu pflegen.

Während Waldstein zu Ende des Jahres 1633 sich in Pilsen aufhielt, sendete er den Herzog Franz Albert von Sachsen-Lauenburg in einer geheimen Mission nach Baiern. Die kaiserlich gesinnten Generale vermutheten, daß dieser Vertraute des Herzogs von Friedland der Träger wichtiger Depeschen, vielleicht gar des Uebereinkommens mit den Schweden und dem Herzog Bernhard von Weimar sein werde und hätten ihn gar so gerne in ihre Gewalt bekommen, um unwiderlegliche Beweise der Verrätherei des Oberfeldherrn zu erlangen. Man benachrichtigte daher den Commandanten von Eger, Oberstlieutenant Gordon, er möge mit Vermeidung offener Gewalt und militärischer Maßregeln dem Herzog von Lauenburg aufpassen und ihn gefangen nehmen lassen.

So bereit auch Gordon war, so machte ihm doch die Auswahl der zu diesem Anschlag tauglichen Leute, die eine genaue Landeskenntniß haben mußten, große Schwierigkeit. Endlich verfiel man auf Melchior Moser und dieser, scrupellos und kühn wie er war — erboth sich sofort gegen das Versprechen seiner Freiheit und reichen Lohnes, den Herzog auszuforschen und zu verhaften. Man ging darauf ein und Moser wurde aus dem „schwarzen Thurm" entlassen.

Durch welche Mittel ist nie bekannt geworden, aber es gelang dem verwegenen Manne wirklich, seine Aufgabe zu lösen; er spürte den Herzog auf, versicherte sich dessen Person und lieferte ihn an eine Heeresabtheilung des Generallieutenants Gallas aus, der an Stelle Waldstein's zum Oberbefehlshaber der kaiserlichen Heere ausersehen war. Der Fang muß aber doch nicht von der gehofften Wichtigkeit gewesen sein, denn man hörte nie etwas, daß dem Vorgehen gegen Waldstein urkundliche und ganz zweifellose Beweise seines Verrathes zu Grunde gelegt worden wären.

Die gegen Moser eingegangenen Verpflichtungen wurden übrigens erfüllt, er erhielt bedingungslos die Freiheit und den versprochenen Lohn. Daß der Doppelverräther aus Eger verschwand, ist selbstverständlich — seine Gestalt, die so bezeichnend ist für ihre Zeit, tauchte spurlos in dem wüsten Ringen und Wogen unter, das noch durch volle fünfzehn Jahre die deutschen Lande verheerte.

---

3. Das Heerwesen in jenen Tagen.

Es ist der Krieg ein roh' gewaltsam Handwerk. Man kommt nicht auf mit zarten Mitteln!" — das gilt trotz aller völkerrechtlichen Bestimmungen, trotz aller Humanitätsbestrebungen und einer unter civilisirten Nationen eingeführten Ritterlichkeit zwischen Feind und Feind noch heute ebenso, wie vor zweihundertfünfzig Jahren, wo Schiller dem wilden Freiherrn Christian von Ilow diese Worte in den Mund legt.

Man braucht kein Anhänger des Friedensapostels Elihu Burritt und seiner Nachfolger zu sein und wird doch mit tiefem Bedauern einräumen müssen, daß es eine pure Selbsttäuschung ist, wenn man meint, durch kleine Hausmittelchen die Völkerkrankheit des Krieges ihrer furchtbaren Wirkungen entkleiden zu können. Wenigen einzelnen Opfern kann man ihr Los erleichtern, und auch diese Bemühungen sind gewiß dankenswerth — das Unheil, welches aber im Großen und Ganzen mit jedem, auch unter den humansten Formen geführten Krieg verbunden ist, wird man nie aus der Welt schaffen. Die Wunden schließen sich, die Trösterin Zeit mildert den Schmerz über die traurigen Lücken in Tausenden von Familien, das zerstörte Gut wird wiederhergestellt, der verlorene Wohlstand neu erworben, und auf den von Fußtritten kämpfender Krieger und stürmender Rosse zermalmten Schollen reift schon im nächsten Jahre wieder die goldene Aehre. Aber die Saat

von Haß und Mißtrauen, die sich in Millionen von Herzen senkt, die Scheidewand, welche sich zwischen Siegern und Besiegten aufrichtet, der Verlust an Bildung und wahrer Gesittung, die unsichtbaren Folgen so grausigen Völkerringens sind nicht sobald verwischt, denn sie pflanzen sich durch Generationen fort und werden noch in den Enkeln Jener offenbar, die ihre Waffen gegeneinander gezückt.

Natürlich mußte ein Krieg von dreißigjähriger Dauer, durch welchen alle Leidenschaften und der Fanatismus entfesselt wurden, noch viel tiefer wirken, als es die verhältnißmäßig rasch verlaufenden Kriege unserer Tage thun.

Für die Beurtheilung der einzelnen Erscheinungen in diesem Riesenkampf, der beispielsweise die Bevölkerung von Böhmen von zwei Millionen auf siebenmalhunderttausend herab brachte und in einzelnen Theilen von Mitteldeutschland drei Vierttheile der ansässigen Bewohner und zwei Dritttheile der Wohnhäuser vernichtete, ist es gewiß interessant, in flüchtigen Umrissen das Heerwesen darzustellen, wie es vor und während des langen Ringens bestand, umsomehr, als der dreißigjährige Krieg so ziemlich den Markstein zwischen dem System der geworbenen Heere und den durch eine Aushebung (Conscription) gebildeten darstellt. Stehende Heere gab es eigentlich vor dem dreißigjährigen Kriege nicht, obwohl schon seit mehr als hundert Jahren die Friedenszeiten gar karg bemessen waren. Was man so nennen könnte, waren Leibwachen einzelner Fürsten oder die Söldner (daher die Bezeichnung Soldat), welche von Städten zum Schutz des Landfriedens und zur Aufrechthaltung der Ordnung unterhalten wurden.

Im Kriegsfall mußte gemeiniglich, wenn nicht zufällig noch ein Heer aus früheren Händeln auf den Beinen war, ein neues geworben werden. Die Werbung leiteten im Namen von im Kampf bewährten Heerführern einzelne Kriegsobersten in ihnen zugewiesenen Bezirken und Kreisen. Der Landesherr stellte denselben die Bestallungen für sich und die übrigen Officiere aus und wies ihnen für die Anwerbung und theilweise Ausrüstung eines in seiner Kopfzahl bestimmten Truppenkörpers eine vereinbarte Pauschalsumme an. Da diese unter dem Zwang der Verhältnisse stets ziemlich hoch bemessen war, und man den Recruten selten das gab, was als nothwendig verrechnet wurde, so galt die Truppenwerbung für ein sehr einträgliches Geschäft, und das Drängen nach einem Werbepatent entsprang weniger der Kriegslust, als der Sucht nach Bereicherung.

Die Angeworbenen erhielten ein je nach dem Mangel an Mannschaft und dem Namen und Reichthum des Landesfürsten oder Heerführers bemessenes Handgeld (Lauf- oder Werbegeld) für den ersten Unterhalt und die Beschaffung der Kleidung. Vor und im Anfang des dreißigjährigen Krieges wurde das Handgeld als Vorschuß betrachtet und später nach und nach vom Sold abgezogen; bei der längeren Dauer des Krieges und als sich besonders durch die schwedischen Werbungen ein Mangel an Mannschaft einstellte, mußte man davon abgehen, und das Handgeld wurde ohne Rückzahlungsverpflichtung ausgefolgt.

Die Soldverhältnisse änderten sich im Laufe des Krieges aus den eben berührten Umständen sehr, und die Beträge steigerten sich so rasch, daß im kaiserlichen und im Heere der katholischen Reichsfürsten riesige Soldforderungen aufliefen, da die Mittel zur Tilgung derselben nicht mehr aufzutreiben waren. Nicht minder war dies später im schwedischen Heere der Fall, und die gegen Mitte der Vierziger Jahre schon eingeleiteten Friedensunterhandlungen scheiterten wiederholt, weil die Reichsbevollmächtigten die Forderung des Kanzlers Oxenstierna (sprich Oxenschärna), das Reich solle die Soldrückstände des schwedischen Heeres zahlen, als unerfüllbar zurückwiesen, da kein Fürst und das ganze Reich zusammen solche riesige Summen aufbringen könne.

Im kaiserlichen Heere wechselten die Soldverhältnisse sehr bedeutend, jedoch wurde, namentlich so lange Waldstein's Name als mächtiger Magnet wirkte,

weniger gezahlt, als in den Heeren der norddeutschen Reichsfürsten. Der Kurfürst von Sachsen beispielsweise zahlte von den hundertundzwanzig Doppelsöldnern, welche ältere und erfahrene Männer und im Gebrauch der Feuerwaffen geübt sein mußten, und den hundertachtzig Musketieren, aus welchen ein Fähnlein (Compagnie) Fußvolk gebildet war, im Verhältniß ihrer Dienstzeit und Verwendbarkeit steigende Löhne. Es bekamen von den Doppelsöldnern vier einen Sold von 20, vier 18, vier 16, vier 14, sechzehn 12, vierzig 10 und achtundvierzig 9 Gulden; von den Musketieren erhielten vierzig 10, fünfundsechzig 9 und fünfundsiebenzig 8 Gulden per Monat.

Bei Beurtheilung dieser Beträge darf man aber den bedeutend höheren Geldwerth jener Zeit, der gewiß das Vier- bis Fünffache des heutigen betrug, nicht aus den Augen lassen. Entsprechend waren die Bezüge der Officiere, von welchen der Fähnrich 60, der Lieutenant 80, der Rittmeister und Hauptmann 150 bis 180 Gulden monatlichen Sold erhielten. Die Bezahlung der höheren Officiere und namentlich der Feldobersten und Generäle war sehr schwankend und meist einem besonderen Uebereinkommen überlassen; sie wechselte von 2000 bis 10.000 und mehr Gulden im Monat, wozu noch Nebeneinkünfte im Wege Rechtens und Unrechtens kamen, so daß es erklärlich wird, daß besonders die höheren Chargen des kaiserlichen und schwedischen Heeres beträchtliche Reichthümer ansammeln konnten.

Den Kurfürsten von Sachsen kostete ein Regiment Fußvolk jährlich 400.000 bis 500.000 Gulden; ein Reiterregiment, das bedeutend geringer an Kopfzahl war, 250.000 bis 300.000 Gulden; eine Geschützabtheilung, in welcher 12 Kanonen (Stucke) und ungefähr 300 Stuckknechte vereinigt waren, aber 60.000 Gulden.

Die meiste Ursache an den stets steigenden Lohnansprüchen hatte die Münzverschlechterung, in welcher alle Landesherren wetteiferten und wodurch die Kaufkraft des Baargeldes bald auf die Hälfte des Nennwerthes sank. Bei den unter dem Herzog von Feria stehenden spanischen Hilfsvölkern wurden daher folgende Forderungen an Monatssold gestellt: für den Obersten 500, für den Oberstlieutenant 150, für den Rittmeister 100, für den Lieutenant 40, für den Fähnrich 35, für den Wachtmeister 12, für den Corporal 9, für den Gemeinen 4 Thaler, welch' letztere außerdem noch Holz, Salz und Licht und die Lagerbedürfnisse erhielten. Naturalverpflegung war nur ausnahmsweise üblich und gegen Rückbehaltung des halben Soldes ausgefolgt. Man überließ es den Soldaten, sich die Lebensbedürfnisse mit List oder Gewalt von den Landesbewohnern zu verschaffen.

Natürlich war übrigens der Willkür weiter Spielraum gelassen, und einzelne Truppenführer übten ein Requisitionssystem, das dem Raub verzweifelt ähnlich sah. Während Waldstein mit seinem Heer 1627 in Pommern und Holstein stand, mußten außer dem Sold jedem Soldaten täglich drei Pfund Brot, zwei Pfund Fleisch, drei Maß Bier, dem Corporal die doppelte Ration und so nach der Charge immer mehr, gereicht werden. Ein Reiterführer des kaiserlichen Heeres stellte zur gleichen Zeit folgende Forderungen an seinen Cantonnirungsort: für sich 300 Gulden wöchentlich und für jede Compagnie 540 Gulden, außerdem noch 300 Scheffel Hafer, 1 Fuder Heu und ebenso viel Stroh, 1 Stück Rindvieh, 2 Schweine, 2 Kälber, 4 Schöpse, 15 Gänse, 20 Kapaunen, einen halben Centner Fische, ebenso viel Butter, 200 Eier, 6 Scheffel Korn, 4 Scheffel Weizen, 5 Scheffel Gerste und entsprechend Wein oder Bier.

Dieses unselige, jeden Mißbrauch erlaubende Requisitionssystem erschöpfte die Kraft des Landes fast noch mehr, als die Verwüstungen des Krieges und die auferlegten Contributionen. Wenn ein Heerestheil nach längerer Anwesenheit aus einer Gegend abzog, so bot sie buchstäblich das Bild eines von Raupen

verwüsteten Baumes, von dem Blätter und Blüten abgefressen waren und nur die kahlen Aeste zum Himmel ragten.

Das Werbegeschäft war übrigens mit einer Menge von Nebenkosten verknüpft, um Recruten anzulocken und die einmal Geworbenen festzuhalten, bevor sie förmlich eingereiht und auf die „Artikelbriefe" vereidet waren. Es durfte am Werbungsorte nicht an rauschender Musik und Lebensmitteln fehlen, und gewandte Agenten mit gefüllten Taschen zogen in der Umgegend herum, um hinter dem Glase die Freuden des Kriegslebens zu schildern und mit der Plage des bürgerlichen Erwerbes, dem sauren Dasein des Bauern zu vergleichen. Es gelang dies um so leichter, als beide ja unter den fortwährenden Unruhen wirklich ganz darniederlagen.

War die erforderliche Anzahl von Geworbenen beisammen, so wurden ihnen jene Rüstungsstücke und Waffen, welche sich der Einzelne nicht selbst anzuschaffen hatte, übergeben. Die Eintheilung in die „Musterrolle" nach einzelnen Fähnlein und Compagnien wurde vorgenommen und nach Verlesung der „Artikelbriefe" — ein Ausdruck, der sich in den sogenannten „Kriegsartikeln" bis heute erhalten hat, der Eid auf dieselben abgelegt, wodurch die Geworbenen erst für eine im Vorhinein festgesetzte Zeit zum Kriegsdienst verpflichtet wurden. In den Artikelbriefen wurden die Recruten mit den ihnen obliegenden Pflichten bekannt gemacht. Der erste Theil derselben, welcher von der Mannszucht handelte, wurde desto weniger beachtet, je länger der Krieg dauerte. Das Gebot, ein ehrbares, gottesfürchtiges Leben zu führen, sich aller Schlemmerei und Unzucht zu enthalten, die Bürger und Bauern nicht zu bedrücken, war recht gut gemeint; aber im Verlauf des Krieges fehlte es am Beispiel von Oben herab, um es wirksam zu machen, und oft mußte man auch durch die Finger sehen, um die über die Soldrückstände unzufriedenen Soldaten bei guter Laune zu erhalten.

Bis zum Tode Gustav Adolf's in der Schlacht bei Lützen herrschte im schwedischen Heere strenge Mannszucht, und statt der wüsten Zoten- und Schelmenlieder hörte man früh und abends oder vor dem Beginn der Schlacht Chorale und Psalmen.

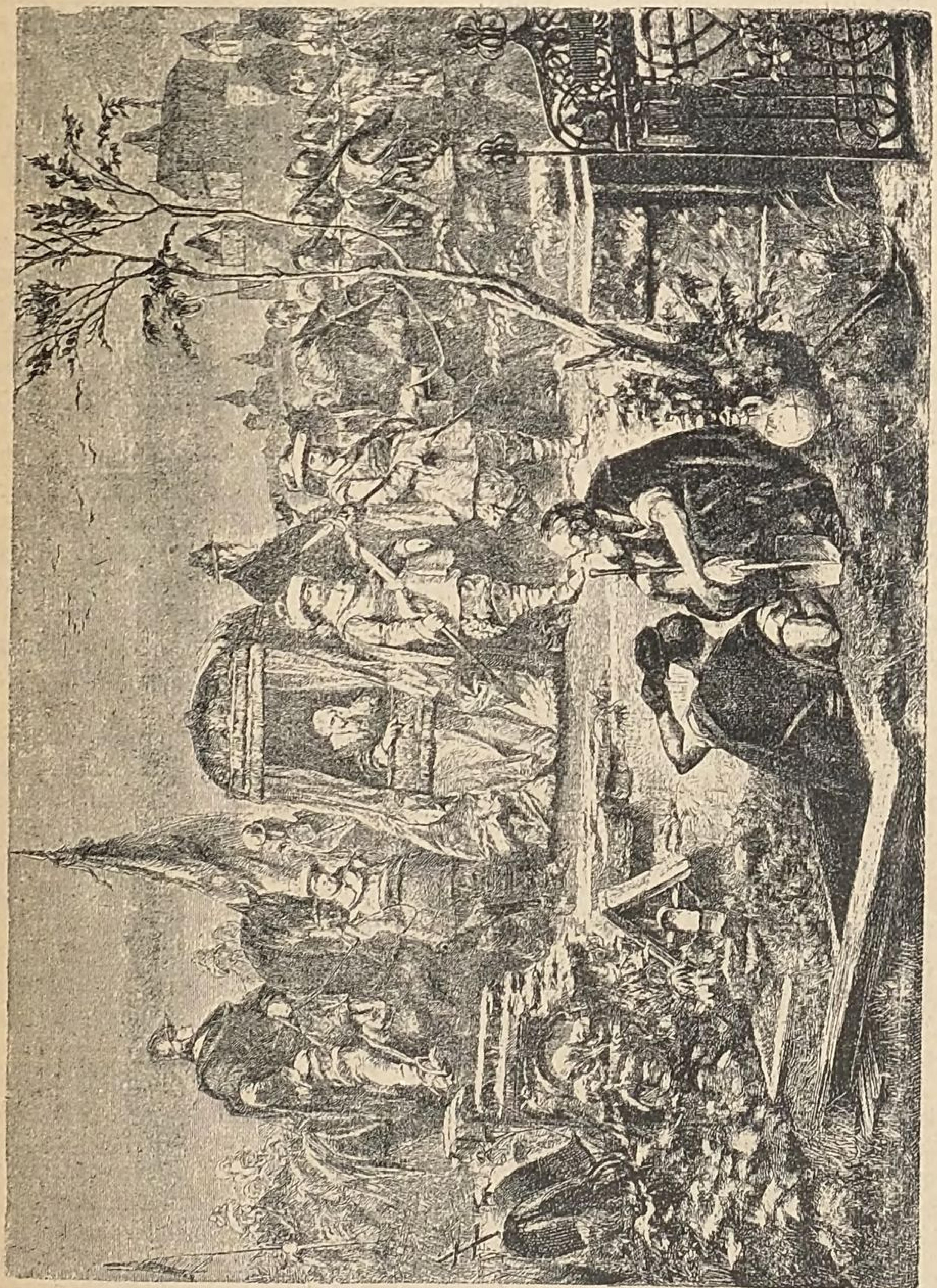
Das änderte sich aber rasch, und als man genöthigt war, beim Mangel an Nachschüben aus dem dünn bevölkerten Heimatland gleichfalls zur Werbetrommel zu greifen, riß eine unglaubliche Verwilderung ein. Auch hier wirkte böses Beispiel von Oben herab mit, wie zum Beispiel Marschall Torstensohn wegen seiner maßlosen Habgier, General Baner als wüster Trunkenbold berüchtigt waren. Wie sehr das Walten der schwedischen Truppen gefürchtet war, beweist ein Verslein, mit dem noch Schreiber dieser Zeilen in seiner Kindheit erschreckt wurde:

„Die Schweden sind kommen,
Hab'n Alles mitg'nommen,
Die Fenster eing'schlagen,
Das Blei davon tragen,
Hab'n Kugeln d'raus 'gossen
Und die klein' Kinder erschossen."

Furchtbar streng lauteten die Artikelbriefe in Bezug auf militärische Vergehen, und in dieser Hinsicht war es ein Gebot der Nothwendigkeit, sie auch unnachsichtlich zu handhaben, zumal man sich auf lange Processe und Gefängnißstrafen nicht einlassen konnte. Noch im Anfang des dreißigjährigen Krieges war die aus den Zeiten der Lanzknechte (von ihrer Waffe, der Lanze, so genannt, also unrichtig Landsknecht) stammende Sitte beibehalten worden, daß der Uebelthäter von einem aus seinen Kameraden gewählten Gerichte abgeurtheilt wurde; bald aber traten, um den Einfluß der Heeresleitung zu stärken, für die Recht-

sprechung bestellte Kriegsgerichte mit Auditoren, für den Vollzug der Urtheile eigene Profosse an Stelle des alten Brauches.

Die meist verpönten Verbrechen waren Feigheit und Meuterei; selbst in



Waldstein's Zug nach Eger. (Seite 1101.)

leichteren Fällen stand Gassenlaufen, Verlust eines Gliedes, Schanzarbeit in Eisen darauf. Meist aber lautete das Urtheil auf Tod durch den Strang oder durch Erschießen. Wurden diese Verbrechen ganzen Truppenkörpern zur Last gelegt, so trat die Strafe des Decimirens ein, das heißt: jeder zehnte Mann wurde

hingerichtet, wobei oft die grausame Form gebraucht wurde, daß je zehn und zehn um das Todeslos würfeln mußten, das den schließlich Verlierenden traf.

Waldstein setzte nach der Schlacht bei Lützen ein Kriegsgericht ein, welches die an der Niederlage Schuldtragenden zur Verantwortung zog und viele Officiere zum Tode verurtheilte oder infam cassirte. In der zweiten Schlacht am Breitenfelde bei Leipzig, am 2. November 1642, soll die furchtbare Niederlage der kaiserlichen Armee, welche ein volles Drittel ihres Standes verlor, durch die Feigheit des den linken Flügel des kaiserlichen Heeres deckenden Reiterregiment Madlot verschuldet worden sein. Ferdinand III. ordnete eine strenge Untersuchung in Rokyczan an, infolge deren das Regiment aufgelöst, alle Rittmeister und Lieutenants hingerichtet, die Mannschaften aber der Decimirung durch das Los unterworfen wurden.

Die einschneidendsten Veränderungen brachte der dreißigjährige Krieg in Bezug auf die Eintheilung und Gliederung, sowie auf die taktische Verwendung der Truppen mit sich. Statt der ungelenken Massen, die man früher gegen einander führte, wodurch namentlich den leicht beweglichen Osmanen gegenüber manche Niederlage verschuldet wurde, sah man bald den Nutzen kleinerer taktischer Abtheilungen ein, die leichter gehandhabt und dem Terrain entsprechend verwendet werden konnten.

In der Regel bestand ein Reiterregiment aus zehn Compagnien zu 100 Mann. Je nach der Bewaffnung unterschied man Kürassiere und Arkebusiere (Büchsenschützen), zu welchen später noch Dragoner kamen und berittene Schützen, die außer den Sattelpistolen noch Büchsen führten und unter Umständen auch zu Fuß kämpften. In neuerer Zeit greift man, durch die Ausbildung der Feuertechnik und die Nöthigung zu rascher Bewegung gezwungen, wieder auf diese Art „berittener Infanterie" zurück, zum Beispiel in Rußland, wo kürzlich alle Husaren- und Uhlanen-Regimenter in mit Büchsen bewaffnete Dragoner umgestaltet wurden, und im eben beendeten Kriege in Aegypten seitens der Engländer.

Das Fußregiment war in Fähnlein gegliedert, deren in der Regel zehn waren, jedes aus 300 Mann bestehend. Sie theilten sich in Pikeniere, die schwere, 18 Fuß lange, mit starken Eisenspitzen versehene Piken trugen, und in Musketiere, die mit schweren Feuergewehren mit Rad- oder Luntenschlössern bewehrt waren. Die Pikeniere, deren verschiedenartige, oft sehr complicirte Aufstellung ein Sport der Exercierkünstler jener Tage war, trugen namentlich zur Schwerfälligkeit der einzelnen Truppentheile bei, und Gustav Adolf trennte dieselben ganz von den Musketieren und verminderte sie fortwährend. Gegen Ende des Krieges bestanden schon viele, nur mit Feuergewehren bewaffnete Fußtruppen, obwohl die letzten Pikeniere erst im Beginn des achtzehnten Jahrhunderts aus dem österreichischen Heere verschwanden.

Auch die hohe Bedeutung der Artillerie für den Kampf im offenen Feld kam erst während des dreißigjährigen Krieges zum Bewußtsein der Heerführer. Zu Beginn desselben kam auf 2000 bis 3000 Mann erst ein Geschütz, ein Verhältniß, das sich im Verlaufe der Zeit auf das Drei- bis Vierfache herabsetzte. Auch in dieser Beziehung griff Gustav Adolf maßgebend ein, indem er die bis dahin unförmlich langen und schweren Geschütze kleiner und leichter construiren ließ, selbst Versuche mit anderen als erzenen Kanonen machte und solche aus starkem Leder oder aus mit Reifen beschlagenen Holzröhren herzustellen versuchte. Wenn sich diese auch nicht bewährten, so sind sie doch ein Beweis, daß des Königs scharfer Blick den Angelpunkt einer ausgiebigeren Verwendung der Artillerie in der Leichtigkeit und Beweglichkeit der Geschütze sah.

Das gleiche Streben befolgte er auch bezüglich der Gliederung und taktischen Verwendung seines Heeres. Die Kriegskunst gefiel sich noch beim Beginne

des dreißigjährigen Krieges in der Aufstellung großer Massen, am liebsten in Vierecken, die oft ein ganzes Regiment umfaßten. Ein solcher compacter Körper ermangelte nicht nur jeder Befähigung zu einem raschen Angriff, sondern wurde, wenn einmal die oft erkünstelte Ordnung gestört wurde, auch zum Widerstand ungeeignet und verwandelte sich rasch in einen wirren Knäuel, der selbst sein Heil nur mehr in der Flucht suchte und durch seine Masse Verwirrungen in andere Reihen trug. Erst Gustav Adolf stellte seine Truppen in kleineren selbständigen Abtheilungen auf, machte sie dadurch beweglicher und vermied durch die Formirung in sechs Glieder eine allzugroße Tiefe der Colonnen, welche namentlich dem Geschützfeuer gegenüber verderblich wurde.

Mit Ausnahme einzelner Elitecorps und bevorzugter Regimenter, wo der Ehrgeiz begüteter Führer für eine gleichförmige Uniformirung sorgte, war von einer solchen im kaiserlichen Heere und jenen der deutschen Reichsfürsten keine Rede. Zu diesen Ausnahmen gehörten die berühmten Pappenheim'schen Kürassiere in ihren Büffelkollern, bei welchen nicht allein das Haupt durch die Sturmhaube mit der Nasenfeder und die Brust durch den Küraß, sondern auch Arme und Beine durch Eisenschienen geschützt waren. Auch die Holk'schen Jäger, berittene Schützen, hatten eine eigene schmucke Uniform, grüne Tressenröcke und breite Schlapphüte mit Federn.

Im Uebrigen war von einer Uebereinstimmung in der Kleidung keine Rede und jeder zog an, was er eben hatte: schmutzige Lumpen heute, und über acht Tage, wenn es vielleicht reiche Beute gegeben hatte, kostbare Anzüge aus Sammt und Seide, so daß die Truppen einmal Bettlern und dann wieder mit ihrem Raub geschmückten Räubern glichen. Besser stand es, zumal im Anfang, in dieser Beziehung bei den Schweden, wo einzelne Truppenkörper sich durch besondere Uniformen unterschieden, wie beispielsweise das berühmte blaue und gelbe Regiment.

Da jedoch besonders in jener Zeit, wo die Entscheidung immer im Nahekampf lag, es nothwendig war, während des Gefechtes Freund und Feind unterscheiden zu können, so wurden vor der Schlacht besondere „Feldzeichen," Bänder, Armbinden, grüne Zweige an der Kopfbedeckung u. dgl. angebracht, ein Gebrauch, der sich bis in unsere Zeit bei feierlichen Ausrückungen oder beim Beginne eines Gefechtes erhalten hat.

Ebenso war damals schon, wie noch heute, die Fahne das Symbol der Kriegerehre und es galt für eine hohe Auszeichnung, sie tragen zu dürfen. Bei der Uebergabe an den Fähnrich, der bei den Reitern Cornet genannt wurde, ermahnte man diesen, sie höher zu halten als sein eigenes Leben und selbst im Tode nicht davon zu lassen, sondern ehe sie ihm entrissen werde, darauf zu sterben, wie es einem wackeren Soldaten gezieme.

Erst in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, wo in Oesterreich eine eigentliche stehende Kriegsmacht formirt wurde, obwohl man noch immer am Werbesystem festhielt, kam es zu einer die Truppenkörper unterscheidenden einheitlichen Uniformirung. Aus dem letzten Viertel dieses Jahrhunderts stammen auch die meisten noch heute bestehenden Truppenkörper und Regimenter, insoferne sie nicht von den Neuorganisirungen betroffen wurden.

Ein Hauptübelstand der Heere des dreißigjährigen Krieges war der über alle Vorstellungen zahlreiche Troß, welcher oft der Zahl der Kämpfer gleichkam, ja sie überstieg. Es wird dies leicht erklärlich, wenn man erwägt, daß ein großer Theil der Soldaten verheiratet war und mit Weib und Kindern in das Feld zog.

Dieser übergroße Troß hing wie ein Bleigewicht an den Bewegungen der Heere und wurde namentlich im Falle einer Niederlage zu einer Calamität. Der Troß formirte sich nämlich während einer Schlacht in angemessener Entfernung von dem Kampfplatz und bildete eine von den Wagen umschlossene Masse, durch

welche nicht allein oft die Rückzugslinie verlegt wurde, sondern die durch den Einfluß der Weiber auch oft den Rückzug in eine regellose Flucht verwandelte.

Gewiß erkannte man den Uebelstand schon damals und bedauerte ihn, aber abzustellen war er nicht. Er stellte sich als unvermeidliche Folge des Werbesystems und der unverhältnißmäßig langen Dauer des Krieges hin, in welchem bei der damaligen Kriegsführung einzelne Truppenkörper oft halbe Jahre lang in Cantonnements lagen und der Winter fast immer die Einstellung aller Feindseligkeiten mit sich brachte. Es sind aus der Geschichte des dreißigjährigen Krieges Fälle bekannt, in welchen die Versuche den Troß der Weiber zu mindern oder ganz zurückzulassen, zu Meutereien führten, die man in solchen Fällen, um nicht Recruten abzuschrecken, nicht einmal ernst nehmen durfte.

Wenn man auch wohl thun wird, im Einzelnen keine hohen Begriffe von der Innigkeit und Festigkeit der Beziehungen zwischen den Soldaten und ihren Weibern zu hegen und diese Verhältnisse einen guten Theil zu der allgemeinen Verwilderung der Sitten beitrugen, so bildeten sich doch im Verlauf der Jahre auch in dieser Richtung gewisse Normen aus. Für die Kinder wurden nicht allein eigene Soldatenschulmeister aufgestellt, deren pädagogische Wirksamkeit allerdings nicht gar hoch anzuschlagen sein wird, sondern in den späteren Jahren sah man sich auch genöthigt, bei jedem Regiment eine Anzahl besonderer Wachen (Hurenweibel) aufzustellen, welchen die Ueberwachung der nachziehenden Weiber und Kinder, die Aufrechthaltung der Ordnung auf dem Marsch, die Bestimmung der Lagerplätze oblag.

Als Plünderer und Räuber waren diese Weiber und das ganze Gesindel, das hinter der Armee einherzog, noch gefürchteter als die Soldaten selbst. In geschlossenen Städten wehrte man ihnen den Eintritt, auf dem flachen Lande dagegen hausten diese Horden auf die rücksichtsloseste Art und machten dabei wenig Unterschied, ob es im eigenen oder in Feindes Land geschah. Im Verlaufe des Krieges lernten die zur Verzweiflung getriebenen Bauern freilich, sich ihrer Bedränger und Aussauger zu erwehren und Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Aber durch Menge und den Rückhalt, welchen sie an den gleichfalls zu allen Ausschreitungen geneigten Soldaten fanden, behielten diese Hyänen des Troßes meist die Oberhand und fügten dem Bild allgemeiner Verwilderung einen der widerlichsten, aber charakteristischesten Züge bei.

Kehren wir von dieser unsauberen Sippe nochmals zum eigentlichen Heere zurück, so sind wir den Führern desselben noch einige Worte schuldig, wobei indes nicht verschwiegen werden kann, daß es, was Zuchtlosigkeit und Raubsucht betrifft, mancherlei Berührungspunkte zwischen den Spitzen der Armee und deren untersten Ausläufern gäbe.

In den höheren Chargen trat während des Krieges eine große Mannigfaltigkeit ein, und es bürgerten sich die militärischen Titel ein, die noch heute im Gebrauche sind. Es gab da Feldmarschälle und Feldmarschallieutenants, Generale der Cavallerie und Infanterie, Generalwachtmeister, Feldzeugmeister (speciell für das Stuckwesen), welche Titel jedoch nicht in das heute streng normirte Rangssystem gebracht wurden und keinen sicheren Schluß auf den Wirkungskreis des damit Bekleideten erlauben.

Als höchste Charge galt die eines Generallieutenants, womit die Stellvertretung des Kriegsherrn selbst angedeutet wurde. Im kaiserlichen Heere führten nur Gallas und Piccolomini, in jenem der katholischen Reichsfürsten Tilly diesen Titel. Der Herzog von Friedland führte während seines zweiten Commandos keinen besonderen Rang; er war Feldherr nicht statt des Kaisers, sondern neben und über diesen.

In noch einer Beziehung wurde der dreißigjährige Krieg von einschneidender Bedeutung, und es ist dies vielleicht die einzige, mit der man sich befreunden

kann; er bahnte dem Talent und der Tapferkeit den Weg zu den höheren militärischen Stellen. Die Heerführer und Feldobersten waren früher, wenn nicht aus fürstlichen Kreisen, so doch ausschließlich aus dem Adels- und Ritterstand entnommen worden. Das änderte sich während des Krieges, der durch seine lange Dauer und seine einschneidende Umgestaltung im Heerwesen und der Führung dem Talente Gelegenheit gab, sich neben dem Vorzug der Geburt geltend zu machen und zu behaupten.

Neben Johann von Werth, dem berühmten Reiterführer, der vom gemeinen Reitknecht zu einem der populärsten und vom Feind gefürchtetsten Generale des kaiserlichen Heeres aufstieg, schwangen sich noch Johann von Götz, Tiefenbach, Holzapfel (ein Protestant in kaiserlichen Diensten), der Schneidergeselle Dörfling (Derfflinger) und viele Andere aus niederer Sphäre zu einflußreichen Commandostellen empor. Es ist gewiß eine der erfreulichsten Seiten des dreißigjährigen Krieges, daß auf ihn in Wahrheit das Sprüchlein des köstlichen Wachtmeisters aus „Wallenstein's Lager" paßt:

„Und wer es zum Corporal erst gebracht,
Der steht auf der Stufe zur höchsten Macht!"

4. Die Blutnacht von Eger.

Noch heute tobt der in dickleibigen Bänden, schmächtigen Broschüren und bescheidenen Gelegenheits-Artikeln wüthende Kampf um Waldstein's Schuld oder Unschuld, und so oft auch schon von der einen oder anderen Seite triumphirend verkündet wurde: nun sei endlich ein unwiderleglicher Beweis erbracht, so zeigte sich dies doch stets als eine jener Täuschungen, welche für bewiesen hält, was man selbst glaubt. Die Archive von Stockholm, Paris und Madrid wurden durchforscht; so viel Wissenswerthes und Interessantes aber auch zu Tage gefördert wurde, die so oft im Voraus verkündeten unzweifelhaften documentarischen Beweise, daß der Verrath von vornherein in Waldstein's Absicht gelegen und schon im Beginne des Jahres 1633 ein Abfall vom Kaiser und die Verleitung des Heeres dazu geplant war, sind ausgeblieben.

Es kann nicht unsere Absicht sein, die so lange schwebende Streitfrage in diesen Blättern zum Abschluß zu bringen, zumal unseres Bedünkens eine stricte Erledigung in dem einen oder anderen Sinne nie erfolgen wird. Die Umstände, welche den Sturz Waldstein's vorbereiteten und herbeiführten, sind nach allen Seiten wenig rühmlich, und so entschieden man von kaiserlicher Seite sofort nach der Katastrophe für die Schuld Waldstein's eintrat, so blieb man doch schon damals die Beweise schuldig und breitete über viele wichtige und zur Beurtheilung der Sache unerläßliche Motive einen verhüllenden Schleier.

Die Geschichtsschreibung, welche sich nur auf Urkunden und Pergamente stützt, wird — so sehr auch der Werth ernster Forschung anerkannt werden muß — denn doch immer eine einseitige, das Gerippe von Daten und Namen nicht mit lebendigem Fleisch ausstattende Darstellung sein. Gestalten von der Bedeutung eines Waldstein wollen aus dem Geist ihrer Zeit heraus und mit psychologischer Vertiefung geschildert und aufgefaßt werden — Eigenschaften, die nun einmal leider durch das eifrigste Bücherstudium und archivalisches Stöbern nicht erworben werden. Darum kann in der ganzen bändereichen Waldstein-Literatur nichts Treffenderes über diesen gewaltigen Mann gesagt werden, als Schiller's Worte im Prolog zu seiner herrlichen Dichtung, die ihn schildern als:

„Die Stütze und den Schrecken seines Kaisers,
Des Glückes abenteuerlichen Sohn,
Der von der Gunst empor getragen
Der Ehre höchste Staffel rasch erstieg
Und ungesättigt immer weiter strebend,
Der ungezähmten Ehrsucht Opfer, fiel."

Wenn man doch einmal einsehen und zugeben wollte, daß all' das Intriguenspiel und die Winkelzüge, mit deren Verfolgung und Aufhellung so viel Kraft und Zeit vergeudet wird, nur verhüllende Ranken um den Baum der Geschichte sind, in dessen Wurzeln und Stamm schließlich nur die allergewöhnlichsten Leidenschaften und Instincte als bewegende, erhaltende und zerstörende Kräfte circuliren. Die Tugenden und Laster der Halbgötter und Scheusale unserer Geschichte sind die allgemeinen Tugenden und Laster, die uns Mischgeschöpfe adeln oder verhaßt machen, und so glänzend auch oft die Umstände sind, unter welchen die ersteren sich zur Geltung bringen, so gewunden und lichtscheu, oder so brutal und gewaltsam auch die Mittel sind, durch welche die letzteren zum Ziele streben, wenn man die Thaten auf ihren wahren Werth und ihren Ursprung prüft, so wird man stets auf jene allgemein menschlichen Motive stoßen, die unser gemeinschaftliches Erbe und je nach den Umständen Segen oder Fluch sind. Vielleicht würde die geschichtliche Darstellung an Wahrheit und Verständlichkeit gewinnen, wenn sie sich nicht gar so absichtlich bemühte, gelehrt zu sein, sondern sich herabließe, das, was durch Menschen geschah und vollbracht wurde, auch von jenen unverrückbaren Grundlinien aus zu beurtheilen, die allem menschlichen Wesen von jeher gezogen sind.

Wendet man diese, freilich gar nicht wissenschaftlich professionelle Methode auf Waldstein an, dann wird man gewiß zu dem Resultat kommen, daß er trotz aller Größe seiner Natur denn doch auch „mehr geschoben wurde, wo er zu schieben glaubte" und ihn ein dämonischer Ehrgeiz in Verbindung mit Umständen, die sich ohne seinen Willen vollzogen, vorwärts drängten nach einem Punkt, der seiner eigentlichen Absicht fremd war. Dieses Resultat wird vielleicht seiner Größe Eintrag thun, aber auch sein Verschulden milder beurtheilen lassen.

Wir wissen, daß der Herzog von Friedland, nach einer wenn auch in der mildesten Form ertheilten, doch tief kränkenden Verabschiedung, im Augenblicke der höchsten Noth, wo die seit zwölf Jahren in heißen Kämpfen errungenen Vortheile mit einem Schlage zerronnen und die kaiserliche oder besser gesagt die katholische Sache verzweifelt stand, als einziger Retter gerufen wurde. Nur zögernd folgte er, ließ sich zuerst nur bereit finden, dem Kaiser durch den Zauber seines Namens wieder ein Heer zu schaffen, ohne sich wieder zur Uebernahme des Commandos zu entschließen. Aber selbst die erbittertsten Feinde Waldstein's, der Kurfürst Maximilian von Baiern, der König von Spanien, eifrig vertreten durch den Marquis Oynate, seinen Gesandten in Wien, der Beichtvater des Kaisers Pater Wilhelm Lamormain (Bild Seite 1072) und überhaupt die spanische und italienische Partei am Hofe, die durch ergebene Landsleute auch im Heer stark vertreten war — alle diese Männer, die Waldstein durch den heftigsten Haß ehrten und das Aeußerste zu seinem ersten Sturz beigetragen hatten, mußten nun zugeben, daß die neugeschaffene Armee in der Hand der unfähigen Generale nur eine gebrechliche Wehr sein würde und nur Waldstein geeignet sei, dem überlegenen Talent Gustav Adolf's die Spitze zu bieten.

Ein weiterer zwingender Grund war die Erschöpfung des kaiserlichen Schatzes, welcher nur Waldstein mit seinem kolossalen Reichthum momentan abhelfen konnte, indem er, wie schon in früheren Fällen, die Ausrüstung und Unterhaltung des neugeschaffenen Heeres vorschußweise aus eigenen Mitteln bestritt.

Vor der brennenden Noth des Augenblicks, während die Sachsen ganz Böhmen besetzten und Gustav Adolf an der Seite des „Winterkönigs" Friedrich von der Pfalz seinen Einzug in München hielt, verstummte Haß und Mißtrauen — Ferdinand II. ließ Waldstein durch Questenberg und Fürstenberg bestürmen und bewilligte endlich die maßlosen Forderungen, deren Genehmigung Waldstein wohl selbst nicht erwartet hatte und die wir an anderer Stelle schon kennen gelernt haben.

Ein so großer Feldherr und Organisator Waldstein auch war, staatsmännischen Scharfblick und Menschenkenntniß muß man ihm absprechen, sonst hätte er erkennen müssen, daß jener Znaimer Vertrag vom April 1632, der ihn neben, ja über den Kaiser stellte, nicht ernst gemeint und nur eine Quelle fortdauernder Mißhelligkeiten sein konnte.

Man müßte denn annehmen, daß Waldstein im Wahnglauben auf die astrologischen Prophezeiungen gerade in dem unvermeidlichen Zwiespalt mit dem Kaiser den Weg zu jener Höhe sah, von der laut des ihm gestellten Horoskops, (Bild Seite 1081), von welchem bereits früher (Seite 427) ausführlich die Rede gewesen, er träumte. Für eine solche Annahme, die aber, wie der Erfolg lehrte, auch auf lockerer Basis gebaut gewesen wäre, fehlt es an allen positiven Beweisen, außer der Hinneigung zu den geheimen astrologischen Künsten, die übrigens im Geschmack jener Zeit lagen und die vielleicht, den thatsächlichen Ereignissen gegenüber, denn doch nicht von jenem weitgehenden Einfluß auf Waldstein's Handeln waren, als man es gemeiniglich annimmt.

Der unselige Vertrag von Znaim wurde sofort nach seinem Abschluß vom Kaiser Ferdinand II. begreiflicher Weise als eine Erniedrigung und unleidliche Fessel empfunden. Kaum war daher durch die Säuberung Böhmens von den Sachsen die drängendste Noth von den österreichischen Erblanden abgewendet, so begannen auch jene Bemühungen des Hofes, wieder den freiwillig aufgegebenen Einfluß auf die Heeresleitung zu gewinnen. Den dringenden Hilferufen des Kurfürsten Maximilian nachgebend, richtete man an Waldstein unter der Form von Bitten verschleierte Befehle, nach Baiern zu rücken und auch dieses Land von den Schweden zu säubern. Er hielt jedoch fest an dem Vertrag und zog erst nach Baiern, als sich der stolze Kurfürst entschloß, ihm sein Heer zuzuführen und den Oberbefehl darüber einzuräumen.

Vor Nürnberg bezogen die beiden ersten Kriegsmeister ihrer Zeit verschanzte Lager, in welchen sie sich acht Wochen beobachteten, bis Gustav Adolf, durch Mangel an Lebensmitteln getrieben, am 4. September 1632 zu einem Sturm schritt, der jedoch erfolglos blieb und die Schweden nach schweren Opfern zum Abzug zwang. Ohne diesen zu hindern, blieb Waldstein, um als Sieger zu gelten, noch vier Tage im Lager zu Nürnberg und folgte dann dem schwedischen Heer, um dessen Vereinigung mit dem Kurfürsten Johann Georg zu hindern, nach Sachsen, wo es am 16. November in der Ebene von Lützen zu einer Schlacht kam, in welcher zwar die Schweden siegten, aber durch den Tod Gustav Adolf's einen unersetzlichen Verlust erlitten.

Waldstein führte seine Armee nach Böhmen zurück, wo er nicht allein strenges Gericht über die Schuldtragenden hielt und sich dadurch die Feindschaft der zahlreichen spanischen und italienischen Officiere seines Heeres zuzog, sondern auch an dessen Completirung schritt, da es, wie er selbst dem Kaiser noch im März 1633 berichtete, „so herabgekommen war, daß es gleichsam neu hergestellt werden müsse."

Statt, wie der Hof wünschte und in immer dringenderer Form befahl, nochmals nach Baiern aufzubrechen und dieses Land von den wieder eingerückten Schweden zu befreien, wendete sich Waldstein nach Schlesien, gegen die Sachsen,

diesen Schritt damit motivirend, daß er seine Armee zur Erholung in eine vom Krieg noch nicht ausgesogene Gegend führen müsse. Ohne die vorsichtig ausweichenden Sachsen besonders lebhaft zu bedrängen, schloß er mit ihnen am 2. Juli 1633 einen Waffenstillstand ab und knüpfte mit dem Kurfürsten Unterhandlungen an. Am Hofe vermerkte man dies sehr übel und obwohl sich der Kaiser scheinbar mit Waldstein's Begründung zufrieden gab, er wolle die Sachsen vom schwedischen Bündniß abziehen und wenn nicht für den Kaiser gewinnen, so doch zur Neutralität bewegen, fing man schon damals an, ihm zu mißtrauen. Uebrigens wird des Herzogs von Friedland Vorgehen gewiß dadurch gerechtfertigt, daß vierzehn Jahre später der kaiserliche Hof denselben Weg einschlug und zuerst mit den beiden Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen Frieden schloß, in welchen erst zwei Jahre später auch Schweden und Frankreich einbezogen wurden.

In Wien aber suchte man nach Vorwänden, um den drückenden Vertrag zu umgehen oder ganz aufheben zu können. Man sendete daher im August den Hofkriegsraths-Präsidenten, Graf Heinrich Schlick, in das Lager, um die Lage der Dinge und die Gesinnung des Herzogs zu erforschen, zugleich aber mit dem bedeutsamen Auftrag, auf die Unterbefehlshaber derart einzuwirken, „daß kaiserliche Majestät, falls mit dem Herzog von Friedland seiner Krankheit halber oder sonst eine Veränderung erfolgen sollte, ihrer standhaften Treue versichert sein könne."

Zur gleichen Zeit versicherte Bischof Anton Wolfrath von Wien, ein besonderer Vertrauensmann des Kaisers, dem beschwerdeführenden Gesandten des bairischen Kurfürsten „kaiserliche Majestät sei zu anderen Mitteln entschlossen, falls Waldstein sich nicht fügsamer erweise und zur Zufriedenheit erkläre."

Diese Umstände, zu einer Zeit hervortretend, wo die späteren, allerdings bedenklichen Unterhandlungen Waldstein's mit Arnim, den Schweden und dem französischen Gesandten Feuquières noch nicht angeknüpt waren, bewiesen jedoch deutlich, daß man in Wien um jeden Preis entschlossen war, den Vertrag mit Waldstein aufzuheben und es kaum ein Jahr, nachdem er geschlossen war, nicht mehr ernst mit den wichtigsten Bedingungen desselben nahm. Liegt darin auch keine vollständige Rechtfertigung Waldstein's, so wird man sie doch von diesem Gesichtspunkt aus milder beurtheilen dürfen, zumal er ja schon einmal erfahren hatte, wie mächtig seine Feinde seien und wie undankbar man allenfalls zu sein wisse. Er sah sich vor die Möglichkeit gestellt, nochmals nach geleisteten Diensten wenig ehrenvoll bei Seite geschoben zu werden, eine glänzende, meteorgleich aufsteigende Laufbahn unrühmlich im Dunkel der Vergessenheit beschließen und auf den glänzenden Traum einer Herrscherkrone, die ihm ja übrigens auch in jenem Vertrag zugesichert wurde, verzichten zu müssen.

Vielleicht wäre es größer und edler, gewiß wäre es vorsichtiger gewesen, wenn er der Hinterlist und dem Undanke Offenheit und unerschütterliche Treue entgegen gebracht hätte. Aber jeder bedeutende Mensch will mit seinem eigenen Maßstab gemessen sein; sein glühender Ehrgeiz wurde dadurch aufgestachelt, daß er im Rechte zu sein glaubte und es theilweise auch thatsächlich war, und schließlich ist es thöricht, von einem Feldherrn des dreißigjährigen Krieges zu verlangen, er solle sich wie Cincinatus damit begnügen, seine Pflicht gethan zu haben und nachdem er den Staat gerettet, sich wieder auf seine Scholle zurückziehen und seinen Kohl pflanzen.

Die schließliche Schuld des Herzogs von Friedland ist wohl nicht mehr anzuzweifeln; die bis jetzt aufgehellten Umstände und die psychologische Wahrscheinlichkeit aber sprechen dafür, daß der Gedanke des Abfalles nicht in ihm entsprungen, sondern erst durch die absichtlichen Verletzungen des mit ihm geschlossenen Uebereinkommens und durch die sofort nach Beseitigung der ärgsten Bedrängniß sichtbar werdenden Bestrebungen, ihn abermals zu beseitigen, geweckt wurde.

Jener Vertrag von Znaim war eine Thorheit, weil er den Feldherrn vollkommen selbständig machte, Stipulationen aufstellte, welche der Kaiser nicht erfüllen konnte und wollte, und der obersten Macht im Staate eine naturgemäß unterordnete als gleichberechtigt entgegenstellte. Aber er war einmal geschlossen worden, und wenn er sich als unhaltbar erwies, so mußte man andere Wege einschlagen, um ihn zu ändern oder aufzuheben, als es thatsächlich geschah. Es war nicht allein ein verwerfliches, sondern auch ein äußerst gefährliches Beginnen, einen Mann von der Bedeutung des Herzogs Friedland fast absichtlich auf den Weg des Abfalls zu drängen, und schließlich entschied ja auch alle wälsche Praktik der Wiener Regierung nicht, sondern die brutale Gewaltthat einiger lohnlüsterner Söldnerführer.

Die Verhandlungen mit Sachsen führten zu keinem Resultate, obwohl deren Heer sich aus Schlesien zurückgezogen hatte. Noch dachte Waldstein offenbar nicht an einen Abfall, sonst würde er gewiß nicht einen großen Theil seiner



Waldstein's Ermordung. Gleichzeitiger Stich. Seite (1103.)

Armee unter Gallas, von dem er wissen mußte, daß er nicht zu seinen Freunden, sondern eher zu seinen Rivalen gehörte, nach Böhmen gesendet haben, um dieses Land vor einem sächsischen Einfall zu schützen. Er selbst wendete sich gegen die in Schlesien stehenden Schweden, die von einem alten Feind des Kaiserhauses, dem Grafen Mathias Thurn, geführt wurden, und brachte ihnen am 11. October 1633 bei Steinau eine entscheidende Niederlage zu, die Thurn selbst in Gefangenschaft brachte.

Nach diesem Sieg wendete sich Waldstein nach der Lausitz, von wo seine Reiterscharen Sachsen und die Mark Brandenburg beunruhigten, und er Namens des Kaisers nochmals Unterhandlungen mit den beiden Kurfürsten anknüpfte, die nur resultatslos blieben, weil man die von ihm gestellte Forderung, die Truppen unter sein Ober-Commando zur Bekämpfung der Schweden zu stellen, nicht eingehen wollte.

Unterdessen wurde das Verhältniß Waldstein's zum kaiserlichen Hof immer unleidlicher. Der schwedische Feldherr Horn und Herzog Bernhard von

Weimar rückten neuerdings in Baiern ein; Kurfürst Maximilian verlangte dringend Hilfe, und der Wiener Hof sagte dieselbe zu und ließ an Waldstein die entsprechende „Weisung" ergehen. Dieser aber, erbittert über eine solche Mißachtung der ihm eingeräumten Stellung, ließ zwar den General Aldringen in Baiern, band ihm aber durch den stricten Befehl, sich nur defensiv zu verhalten, „möge der Feind vornehmen, was er wolle," vollkommen die Hände.

Natürlich loderte der alte Haß des Kurfürsten Maximilian, der als Schwager des Kaisers und dessen treuester, wenn auch nicht ganz uneigennütziger Bundesgenosse großen Einfluß besaß, gegen den Herzog von Friedland neuerdings empor, und er bewog die katholischen Kurfürsten, vom Kaiser nochmals die Absetzung des Oberfeldherrn zu verlangen. Aber noch hielt man die Zeit zu einem so energischen Schritt nicht gekommen und begnügte sich damit, den schon bestehenden Riß zu erweitern.

Unterdessen hatte Bernhard von Weimar am 15. November Regensburg eingenommen, und dem stürmischen Andringen des Kurfürsten entsprechend, schritt Ferdinand II. zu einem offenen Bruch der dem Herzog von Friedland gemachten Zusagen. Er ließ an Aldringen den Befehl ergehen, sich mit dem aus Mailand anrückenden spanischen Hilfscorps unter dem Herzog von Feria zu vereinigen, und Gallas wurde angewiesen, ohne Rücksicht auf allenfalls von Waldstein ausgehende andere Anordnungen, alle unter seinem Befehl im Nordwesten Böhmens stehenden Truppen nach Baiern zu führen und sich unter den Befehl des Kurfürsten zu stellen.

Waldstein schien einen Moment selbst dem kaiserlichen Drängen folgen zu wollen und zog mit seiner Armee aus der Lausitz an die böhmisch-baierische Grenze. Ein neuerlicher Befehl jedoch, den Obersten Suys mit vier Reiterregimentern zu Feria stoßen zu lassen, weckte wohl in ihm den Verdacht, daß man seine Armee, die einzige Stütze, welche er hatte, nach und nach schwächen wolle. Er wich einer Schlacht, die ihm Bernhard von Weimar anbot, aus und zog nach Böhmen zurück, mit dem Vorgeben, der Feind werde im Winter ohnehin nichts mehr vornehmen, die Armee aber dürfe nicht getheilt werden.

Hier scheint der Wendepunkt zu liegen, von dem aus er sich mehr dem unseligen Gedanken zuneigte, sein Recht gegen den Kaiser geltend zu machen und, gestützt auf sein Heer und die protestantischen Reichsstände, jenen und die Schweden zum Frieden zu zwingen. Darauf deutet insbesondere seine Weigerung, sein eigenes Heer die Winterquartiere in Sachsen, das des Aldringen sie in Würtemberg nehmen zu lassen, wodurch entgegen dem ganz begründeten Wunsch des Kaisers und Kurfürsten, Böhmen und Baiern, durch den Krieg ohnehin ganz ausgesogen, auch noch die Last der Verpflegung während der Waffenruhe tragen mußten. Waldstein wollte offenbar die protestantischen Reichsstände für sich gewinnen und einen Theil Böhmens und Baierns in der Hand behalten, arbeitete aber dadurch seinem schließlichen Verderben in die Hände.

Den wiederholten energischen Befehl des Kaisers, den Fortschritten des Herzogs Bernhard, selbst auf die Gefahr eines Winterfeldzugs hin, entgegenzutreten, lehnte er mit der Einwendung ab: „Ein Heer, das mindestens drei Jahre brauche, um aufgestellt und kriegstüchtig zu werden, wolle er nicht in drei Tagen dem Ruin aussetzen; wenn es nur auf seine Person ankäme, wollte er gern dem Kaiser zu Willen sein, und wenn er auch darüber crepiren müßte." Er verlegte sein Hauptquartier nach Pilsen, wohin er für den Januar 1634 alle Generale und Obersten der in Böhmen campirenden Regimenter rief.

In Wien war man indessen schon zu energischem Vorgehen entschlossen, und der vom Kurfürsten Maximilian mit einer Reihe von Beschwerden nach Wien geschickte Rath Richel war nicht wenig erstaunt, zu sehen, welche Stimmung

am Hofe gegen Waldstein herrschte. Fürst Eggenberg, der frühere Fürsprecher desselben, erklärte dem baierischen Sendboten: „der Kaiser habe an den Herzog von Friedland den letzten Befehl ergehen lassen, die Winterquartiere aus Böhmen und Baiern zu verlegen; folge er demselben nicht, so werde Seine Majestät sich weiters resolviren und sich also bezeugen, daß männiglich gewahr werde, daß der Kaiser allein Herr, der Herzog aber Diener sei." Gewiß unanfechtbare und richtige Grundsätze, die man nur in rathloser Angst auch beim Abschluß des Vertrages nicht hätte vergessen sollen, durch welches dem Herzog der vollkommen unbeschränkte Oberbefehl und andere wichtige Hoheitsrechte eingeräumt wurden.

Gewiß ist übrigens, daß der Friedländer auch unter dem Mißgeschick litt, das bedeutenden Männern so oft durch Anhänger zugefügt wird, welche durch ungeschickten Uebereifer ersetzen zu müssen glauben, was ihnen an Fähigkeit abgeht. Schon im Beginn des Winters benachrichtigte Graf Wolf von Wrsowec, der böhmische Oberlandjägermeister, die Regierung in Wien, daß der Schwager des Herzogs, Graf Adam Trcka, bei einem Zechgelage einen Trinkspruch auf „den König Albrecht von Böhmen" ausgebracht habe, der von einem Theil der Anwesenden mit Jubel aufgenommen worden sei. Aehnliche Tactlosigkeiten wiederholten sich und erbitterten naturgemäß den Hof, der darin nur vertraute Andeutungen über die geheimen Pläne Waldstein's sehen konnte; andererseits blieb dieser Uebereifer seiner Umgebung auch nicht ohne Einfluß auf ihn selbst und drängte ihn weiter und rascher vorwärts auf der Bahn des Verderbens, die zu beschreiten Ehrgeiz und abergläubisches Vertrauen auf die geoffenbarte Gunst der Sterne, die Arglist seiner F.inde und das Ungestüm seiner Freunde ihn gleichermaßen verleiteten.

Den Generalen und Obersten, die ziemlich vollzählig seinem Rufe nach Pilsen gefolgt waren, brachte der Herzog von Friedland seine Differenzen mit dem Kaiser und sein offenbar nicht ernst gemeintes Vorhaben, das Commando niederzulegen, zur Kenntniß. Die Mehrzahl gerieth in nicht geringe Bestürzung, weniger aus Anhänglichkeit an die Person des Feldherrn, als weil die Bezahlung ihrer Forderungen an Gehalt und gemachten Vorschüssen nur durch dessen Vermittelung möglich erschienen.

Eine von einem Feldmarschall (dem Baron Ilow) geführte Deputation von vier Feldobersten bat ihn, von seinem Vorhaben abzustehen und erhielt auch das Versprechen, daß er nicht ohne Vorwissen und Zustimmung der höheren Befehlshaber sein Commando niederlegen und für die Belohnung der bisherigen Dienste Sorge tragen werde.

Als Gegenleistung für dieses Versprechen unterzeichneten die versammelten Generale und Obersten bei dem berühmt gewordenen Banket am 12. Januar 1634 eine Erklärung, daß sie treu zu ihm halten, sich in keiner Weise von ihm trennen wollten und jeden, der von ihm abfallen sollte, für ehrlos halten würden.

Am 20. Januar hatte man schon in Wien Kenntniß von diesen Vorgängen, wahrscheinlich durch den Generallieutenant Graf Ottavio Piccolomini, der zwar den erwähnten Revers mitunterzeichnet hatte, aber zugleich als Vertrauensmann des Wiener Hofes bemüht war, die Generale durch das Versprechen der Begleichung ihrer Forderungen von Waldstein abzuziehen.

Bei der Stimmung am kaiserlichen Hof und der sich mehrenden Zeichen des drohenden Abfalles, war es nicht zu wundern, daß man die Nachrichten aus Pilsen als Vorwand zu energischen Schritten nahm. Am 24. Januar unterzeichnete Ferdinand II ein Patent, in welchem der Pilsener Revers als „eine ganz gefährliche weitaussehende Conspiration und Verbündniß" erklärt und Waldstein nicht allein beschuldigt wurde, daß er durch Unterhandlungen mit dem Feind „den Kaiser und sein Haus von seinen Erbkönigreichen, Land und Leuten, Kron und Scepter

zu drängen und diese ihm selbst eidbrüchiger Weise zuzueignen Vorhabens gewesen," sondern daß er sich „auch habe vernehmen lassen, den Kaiser und sein Haus gänzlich auszurotten." Es wurde daher Kraft kaiserlicher Machtvollkommenheit der Herzog von Friedland des Commandos entsetzt und das Heer zum Gehorsam gegen den Grafen Gallas als nunmehrigen Oberbefehlshaber verpflichtet.

Dieses Patent wurde noch geheim gehalten und nur einigen Befehlshabern, deren man sicher war, mitgetheilt. Aus den Worten Eggenberg's geht übrigens hervor, daß man schon von vornherein eine gewaltsame Lösung des Conflictes in das Auge gefaßt habe. Dieser vertraute Rathgeber des Kaisers schreibt nämlich gewissermaßen als Instruction zu dem Patente: „Der Kaiser habe nicht vorgeschrieben, wann und wie der Befehl exequieret werden solle, sondern müßten die Executoren solches nach Gestalt der Umstände schließen und sich darnach richten, ob es ohne Erweckung größerer Gefahr gewaltsam oder im anderen Weg sicherer könnte ausgeführt werden. Ihre Majestät erwarten des Erfolges mit höchstem Verlangen und könnten jetzt etliche Tage her vor lauter Sorge schier nicht mehr ruhig schlafen, sintemal die Execution sich so lange verziehe."

Welche Art von „Execution" gemeint war, erhellt noch deutlicher aus einer Aeußerung des Grafen Oynate, der in einer Berathung rief: „Was soll dies Zögern? Ein Dolchstoß, ein Pistolenschuß macht dem Bangen ein schnelles Ende!" Es waren dies Rathschläge, die eben nur dem spanischen Gesandten Ehre machten und nur leider zu viel Anklang fanden.

Es macht einen höchst unangenehmen Eindruck, daß trotz solcher Gesinnungen Ferdinand II. noch volle drei Wochen in Briefwechsel mit Waldstein stand und noch in einem vom 13. Februar datirten Schreiben ihn als „Hochgeborner lieber Oheim und Fürst" anspricht und sich unterzeichnet: „Und belieben Denenselben benebens mit kaiserlichen Hulden gewogen. Ferdinand."

Waldstein selbst war zwar gewiß darüber nicht im Zweifel, daß diese freundlichen Redensarten nicht ernst gemeint seien, wie weit aber der Haß seiner Feinde gehe, wußte er gewiß nicht. Dafür spricht, daß er noch immer zauderte, die Unterhandlungen mit den Sachsen und Schweden abzuschließen und daß er noch am 20. Februar die Obersten zu einer neuerlichen Erklärung vermochte, in welcher sie sich zwar abermals verpflichteten, nur seine Befehle zu befolgen und bei ihm auszuharren, aber zugleich beisetzten: „ohne dadurch das Geringste gegen Kaiser und die Religion zu intentiren."

Aber in Wien war man durch Versprechungen und Einschüchterungen der meisten Befehlshaber sicher, man wußte, daß Waldstein, der durch die Gicht niedergebeugt wurde, den Truppen entfremdet war und nicht mehr den alten Zauber ausübte, man ließ daher fünf Tage nach dem erwähnten gnädigen Brief des Kaisers die Maske fallen. Am 18. Februar 1634 erfloß das Aechtungsmandat, welches Waldstein, Ilow und Trzka des Hochverrathes beschuldigte, den ersteren des Oberbefehls entsetzte und alle Theile des Heeres zum Gehorsam gegen die Generale Gallas, Piccolomini, Colloredo, Marradas, Aldringen und einige Andere anwies. Dieses Patent war nicht mehr blos an die Generale, sondern auch an die Mannschaft gerichtet und dem Volke wurde die Bedeutsamkeit des Vorganges dadurch klar gemacht, daß vom gleichen Tage an in den Kirchen Wien's das Sacrament ausgesetzt und von den Kanzeln gegen den Friedländer als Verräther und Tyrannen gepredigt wurde.

Am 21. Februar erhielt Waldstein in Pilsen die Kunde von seiner Achtung und zugleich die traurige Gewißheit, daß die Mehrzahl der Generale mit ihren Truppen trotz der zwei Reverse von ihm abfielen. Unter diesen Umständen mußte er den Plan, nach Prag zu marschieren, aufgeben und ließ sofort Eilboten an Bernhard von Weimar abgehen, derselbe möge seine Reiterei nach Eger

schicken, um sich mit ihm zu vereinigen und auch an Arnim, mit dem er bis zum letzten Augenblicke verhandelt hatte, stellte er die dringende Forderung, nach Eger zu marschiren.

Am 23. Februar verließ Waldstein, krank, in einer Sänfte getragen und niedergebeugt vom raschen Wandel der Dinge, der ihn zum Verräther gemacht hatte, Pilsen, um in Begleitung von zehn Reitercompagnien und dreihundert Musketieren den Marsch nach Eger anzutreten. (Bild Seite 1089.) In Mies stieß der Zug, bei welchem sich auch Ilow, Trzka und Kinsky und die Gattinnen der beiden letzteren befanden, auf Oberst Buttler, einem katholischen Irländer, mit zweihundert Dragonern. Einer Aufforderung Waldstein's gehorchend, schloß er sich diesem an, sendete jedoch seinen Feldcaplan, den Iren Patrik Taaffe, sofort an Piccolomini, um zu melden, daß er nur gezwungen folge und mit dem bedeutsamen Zusatz, „daß er sich zur Vollbringung einer besonders heroischen That berufen erachte." Die Antwort Piccolomini's bestand in der Weisung, sich auf alle Gefahr hin der Person Waldstein's zu bemächtigen.

Nach zweitägiger Reise langte der Herzog von Friedland in Eger an, ohne daß ihm eine Ahnung gesagt hätte, wie verhängnißvoll ihm dieser dritte Aufenthalt in der alten Reichsstadt werden sollte. Er nahm seine Wohnung nebst Trzka und Kinsky im Hause der Witwe des gewesenen Bürgermeisters Pachelbel, wo er am Morgen des nächsten Tages Buttler und den Schotten Leslie, Oberstlieutenant im Regimente Trzka's, zu sich beschied, sie von seinen Plänen in Bezug auf den Anschluß an die Feinde des Kaisers in Kenntniß setzte und sie durch reiche Versprechungen an sich zu fesseln suchte. Er schien jedoch nicht ganz beruhigt zu sein, denn Ilow und Trzka legten diesen Officieren, sowie dem Commandanten von Eger, Oberst Gordon, der gleichfalls aus Schottland stammte, eine Eidesformel vor, welche sie für den Herzog verpflichtete. Obwohl Gordon ursprünglich die Absicht hatte, dem Herzog sogar den Eintritt nach Eger zu wehren und nur davon abstand, weil er dessen Truppenmacht für größer hielt, scheint es doch, daß sowohl er, wie die beiden anderen Officiere den verlangten Eid leisteten. Es wäre sonst nicht leicht zu erklären, daß die friedländisch gesinnten Generale ihr Mißtrauen aufgegeben und sogar eine Einladung Gordon's, der auf der Burg wohnte, angenommen haben.

Mit jener häßlichen Hinterhältigkeit, an welcher in dieser traurigen Affaire beide Parteien so reich sind, trat Gordon sofort nach dieser Zusammenkunft mit Buttler und Leslie in eine Berathung, wie man sich der Person des Feldherrn versichern solle. Da ein Theil der nach Eger mitgebrachten Truppen treu zu Waldstein zu halten schien und bei der Nähe der Schweden, erschien eine Gefangennahme als zu unsicher und Leslie's Vorschlag: „Laßt uns den Verräther tödten!" fand Annahme. Man einigte sich über die zu ergreifenden Maßregeln und begab sich dann zum Gastmahl, zu welchem um sechs Uhr Abends auch Ilow, Trzka, Kinsky und der Rittmeister Neumann sich in heiterster Laune einfanden.

Sofort wurden alle Eingänge der Burg von verläßlichen Soldaten besetzt, welche gegen neun Uhr nur dreißig Dragoner, durchaus irische Soldaten Buttler's, unter Führung des Majors Geraldin und der Hauptleute Deveroux und Macdonald einließen. Diesen war die Blutarbeit im Schlosse zugedacht.

Es ist ein unsäglich peinlicher Gedanke, daß Buttler und seine Gleichgesinnten es vermochten, drei Stunden lang mit den ahnungslosen Anhängern Waldstein's an festlicher Tafel unter Scherzen und Geplauder zu poculiren, daß Gordon den aufmerksamen Hausherrn spielen konnte, während sie wußten, wie nahe den Gästen das von ihnen selbst beschlossene grause Schicksal sei. Mögen diese Männer auch theilweise nicht blos aus Ehr- und Habsucht, sondern aus

Pflichtgefühl gehandelt haben, ihrem Andenken haftet doch in den Augen aller Edeldenkenden ein unauslöschlicher Schmachflecken an!

Während man den Bechern fleißig zusprach, war das Mahl beendet, und da sich die Köpfe erhitzten und manches unbedachte Wort fiel, trug Gordon als zartfühlender Gastfreund Sorge, die Dienerschaft zu entfernen. Er mochte schon die Tritte der Reiter hören, welche den blutigen Nachtisch zu dem Mahle besorgen sollten.

Um neun Uhr flogen die Thüren in die Nebengemächer des Speisesaales auf, und die drei Officiere stürmten mit den Dragonern herein. Major Geraldin rief: „Viva la casa d'Austria!" (Hoch Haus Oesterreich!), und Deveroux richtete an die Tafelgenossen die Frage: „Wer ist gut kaiserlich?" worauf Buttler, Gordon und Leslie mit dem Ruf: „Vivat Ferdinandus!" antworteten und zur Seite traten, um den Dragonern Raum zu ihrer Blutarbeit zu geben.

Die Anhänger des Herzogs waren nicht im Zweifel, was dieser Ueberfall bedeuten sollte, und griffen zu den Waffen. Kinsky und Flow fielen nach kurzem Widerstand, Rittmeister Neumann suchte zu flüchten, wurde aber von den auf der Treppe postirten Dragonern getödtet. Nur Trzka wehrte sich mit seinem Degen nahezu eine halbe Stunde gegen mehr als dreißig Angreifer, so daß die abergläubischen Irländer ihn schon für unverwundbar und hiebfest hielten. Da belehrt sie ein Streifhieb, der ihn an der Stirne trifft, vom Gegentheil; das Blut blendet ihn, und nun erst fällt er durch mehrere Stiche und wird mit dem Kolben der Carabiner erschlagen. (Hierzu das Bild.)

Seit dieser Mordscene wird das Schloß nicht mehr bewohnt, und auch die Burggrafen verlegten ihre Wohnung in die Stadt. In einem Bericht des Burgverwesers über den schlechten Bauzustand des Schlosses von 1731 heißt es:

„An diesen Sal liegt das Zimmer, worinnen die Schwedischen Conspiranten tempore (zur Zeit) des Friedländers massacriret worden, deren bluth in etlich Orthen an dem höltzernen Tafelwerk noch gezeigt wird."

Die Egerer mieden lange Zeit in der Nacht vom 25. auf den 26. Februar die Nähe der Burg, denn man wollte aus den wüsten Räumen Schwertgeklirr, wilde Verwünschungen und das Geröchel Sterbender hören. Jetzt deckt schon lange Schutt und Geröll die Stätte, wo der ungleiche Kampf getobt hatte, und der Spuk ist in unserer Zeit verstummt — weniger vielleicht, weil es an Abergläubischen und Furchtsamen fehlt, als weil die wilden friedländischen Generale so viel in Streitschriften über ihre Schuld citirt werden, daß sie es vorziehen, nicht noch durch ihr nächtliches Treiben Unruhe zu erregen.

Ueber den Schlußact des grausigen Dramas, die Tödtung des Herzogs von Friedland, lassen wir einer alten Egerer Chronik das Wort, welche die Vorgänge genau und mit der anschaulichen Naivität des damaligen Stiles erzählt:

„Hernach ist Hauptmann de Ebrox (Deveroux) zu des Friedländers Zimmer gangen, mit seinen Mitconsorten. Der hörte auff dem Platz des Tertzky und Kinsky Weib weinen vnd schreien, welche durch einen lakayen, so dabey gewest vnd mit dem Haubtmann heraus gewischt, des Handels bericht worden. Obristen Butler bestelt sobalden, daß alle Thiren verwehrt wurden, daß er jhnen nicht entweiche. Als gedachter Haubtmann de Ebrox hinauf gangen, da stunden zween Camerdiener vor dem Zimmer, der Eine sprach zu dem Haubtman, was seins Begehrens were, Jhre fürstliche Gnaden lige in der Ruh vnd sie solten nicht viel Rumohr machen, als solches ein Soldat gehört, gibt er jhm ein Stich, der andere entlauft vnd wurde durch die Schildwacht herunten nidergemacht, oben der Mundschenk verwundt, darnach die versperrte Thir mit den Füßen auffgestoßen — da stundt der Hertzog mitten in der Stube am Tisch vnd de Ebrox sprach zu jhm: „bist du da du Verräther des Kaisers, jetzt mußt du durch meine Handt



Das blutige Gastmal in Eger.

sterben" vnd stach jhm mit der Partisane durch vnd durch, vnd dann den Cörper bey den Füßen die Stiegen herunter geschleppt, auff einen alten Wagen geworfen, also zu den andern todten Cörpern auff die Burk geführt. Haben seyn Losament geplündert vnd bey 6 Tonnen Goldt gefunden." (Bild Seite 1097.)

Kaiser Ferdinand II. soll bei der Nachricht vom Tode seines gefährlichen Dieners, der ihm auch noch als Gläubiger immenser Summen unbequem war, sehr betrübt gewesen sein und Zweifel an der Schuld des Herzogs geäußert haben. Es ist das immerhin möglich und würde sogar ganz gut zu der Art, in welcher die ganze Affaire betrieben wurde, passen. Kaiser Leopold I. äußerte sich später mit all' der Güte seines Herzens in besonders markanter Weise über den Herzog von Friedland. Als er nämlich bei seinem Krönungszuge in Prag am Waldstein'schen Palaste vorüberritt, machte ihn ein Höfling auf das Haus aufmerksam, indem er sagte: „Hier wohnt der Verräther!"

Leopold wandte sich mit ernster Miene zu ihm und sagte: „Lecker! (so war nämlich immer der gemüthliche Ausdruck, mit dem er eine Person benannte, die seinen Unwillen erregt hatte) Weißt Du das gewiß, daß er ein Verräther war? Ich weiß es nicht!" Man kann daraus entnehmen, daß es damals beim kaiserlichen Hofe noch nicht einmal ausgemacht war, ob der Friedländer-Herzog wirklich ein Empörer, ein Verräther war; — jedenfalls ist Leopold's Antwort ein glänzender Beweis seines Gerechtigkeitsgefühles.

Der Nutzen, welcher dem Kaiser durch Waldstein's Tod wurde, war jedenfalls groß. Mit einem Schlag war er der Angst vor dem übermächtig gewordenen Feldherrn entledigt und das Heer, das seinem Einfluß entzogen und der kaiserlichen Gewalt fast fremd gegenüberstand, vollkommen seinem Gebot unterworfen. Durch den Tod und die vorausgegangene Aechtung des Herzogs von Friedland wurde der Kaiser zudem seiner Zahlungsverbindlichkeit gegen denselben entledigt, deren Umfang zwar nie bekannt wurde, die aber für Aufstellung, Ausrüstung und Ergänzung der Armee durch zwei Jahre gewiß eine Summe erreichte, die den Kaiser zum fortwährenden Schuldner seines Feldherrn gemacht hätte.

Mit Ausnahme zweier Güter, welche Waldstein's Tochter Maria Elisabeth verblieben, wurde der ganze ungeheuere Grundbesitz des Friedländers, dessen Werth man auf fünfzig Millionen Gulden schätzte, confiscirt.

In der Verwendung dieser Güter aber liegt der Beweis, daß die Trauer der Generale über Waldstein's Ende kaum aufrichtig war und zugleich eine Erklärung für die Sinnesänderung vieler Generale und Oberste, die wenige Wochen nach der Ergebenheitserklärung in Pilsen vom Herzog abfielen und sich sogar gegen ihn kehrten.

Denn aus dem reichen Erbe des Friedländers wurden nicht allein die Forderungen der Generale beglichen, sondern auch die glänzenden Versprechungen bestritten, welche für das Festhalten an der kaiserlichen Sache gemacht wurden. Wenn man Waldstein als Verräther brandmarkt, so mag dies seine gewisse Berechtigung haben, für alle Zeiten aber wird sein Bild sympathischer sein, als das jener Söldnerführer, die sich so lange an ihn klammerten, als es ihrem Interesse entsprach und sich dann erst auf die schuldige Treue gegen den kaiserlichen Kriegsherrn besannen, als die Erfüllung derselben lohnbringender erschien. Ein reicher Born von Gnaden und Belohnungen strömte namentlich Allen, die im Schlußact der blutigen Tragödie eine leitende oder thätige Rolle gespielt hatten.

Oberst Buttler, der sich sputete, selbst die wichtige Nachricht an den Hof zu bringen, wurde huldvollst aufgenommen und der Kaiser hing ihm als besondere Auszeichnung eine goldene Gnadenkette mit seinem Bildniß um. Außerdem erhielt er die Grafen- und Kammerherrenwürde, die Waldstein'sche Herrschaft Hirschberg und einige kleinere Trzka'sche Güter.

Graf Piccolomini, der eine wenig saubere Doppelrolle in Waldstein's Umgebung gespielt und die meisten Generale von Waldstein abgezogen hatte, wurde Reichsfürst, Herzog von Amalfi, Hatschierencapitän und Geheimer Rath. Die ausgiebigste Belohnung aber bestand in der Zuerkennung der Waldstein'schen Herrschaft Nachod, welche auf sechsmalhunderttausend Gulden — in jener Zeit, — taxirt wurde.

Von den unmittelbaren Veranstaltern der Bluthat trug der Schotte Walther Leslie den reisten Lohn davon, vielleicht weil er das verhängnißvolle Wort: „Tödtet!" zuerst ausgesprochen hatte. Nebst Grafenstand und mehreren Gütern, erhielt er noch die hohe Ehre des goldenen Vließes und wurde Capitän der kaiserlichen Leibtrabanten, später Feldmarschall und Ban von Croatien.

Gordon bekam eine Waldstein'sche Herrschaft und mehrere Kinsky'sche Güter desgleichen Geraldin und Deveroux, von welchen ersterer noch in den Grafenstand erhoben, letzterer durch eine goldene Gnadenkette ausgezeichnet wurde.

Vom Egererschlosse wurde der Leichnam Waldstein's, dessen Glieder gebrochen werden mußten, um im rasch beigestellten Sarg Raum zu finden, nebst den Körpern der getödteten Generale nach Mils, einer Besitzung des Baron Ilow, gebracht. Von dort brachte nach zwei Jahren mit kaiserlicher Genehmigung die Witwe Waldstein's (dessen zweite Gattin, eine geborne Gräfin Harrach) die Reste des Gatten nach der Karthause in Jitschin und erst hundertfünfzig Jahre später wurden sie nach Jitschin übertragen.

Noch einmal traten die vollen Schrecken des Krieges an Eger heran, als es vom 20. Juni bis 18. Juli 1647 im vorletzten Jahre des großen deutschen Krieges, von den Schweden unter Wrangel belagert wurde. Nachdem diese 1142 eiserne Vollkugeln, 1278 steinerne und 562 Feuerkugeln auf die Stadt geschleudert hatten, glaubte der kaiserliche Commandant, Franz Freiherr von Paradeis, der militärischen Ehre genug gethan zu haben und capitulirte. Der Kriegsrath aber war anderer Meinung, beschuldigte ihn schwerer Versäumnisse und verurtheilte ihn zum Tode. Dem Aermsten sollte es wenig nützen, daß Ferdinand III. die Dinge milder ansah, denn als der kaiserliche Pardon in Würzburg eintraf, war „Paradeiser" schon vor vierundzwanzig Stunden um einen Kopf kürzer gemacht worden.

Am 24. October 1648 wurde endlich dem furchtbaren dreißigjährigen Ringen auf deutschem Boden durch den Frieden zu Münster (wornach derselbe der „westphälische Friede" genannt wurde) ein Ende gemacht.

Wenn wir fragen, wem der Nutzen dieses unheilvollen Krieges zufiel, so ist die Entscheidung in diesem Falle noch schwieriger, als bei anderen. Wenn man Frankreich ausnimmt, das für seine mäßigen Leistungen im Felde bedeutende Gebiete am Rhein erhielt und das stets verfolgte Ziel, die Schwächung und Zersplitterung des deutschen Reiches, vollkommen gewonnen sah, so hatte Niemand, selbst Schweden nicht, einen dauernden Vortheil davon getragen. Zwei Dinge, um deren Willen der Kampf entbrannt war, die Religionsfreiheit und die deutsche Reichsgewalt, gewannen sicher nichts durch den langwierigen Kampf; die letztere sank zum bloßen Schatten herab, und was die Religionsfreiheit betrifft so mußten sich die Vertreter der protestantischen Fürsten damit begnügen, sie dort, zu erhalten, wo sie auch vor dem Krieg gesichert war, und konnten nicht einmal hindern, daß ein Artikel des Münster Friedens zwar allen kaiserlichen Unterthanen volle Amnestie zusicherte — davon jedoch ausdrücklich die Rückgabe der ihnen confiscirten Güter ausnahm und die Erlaubniß zur Rückkehr in die Erblande an die Bedingung knüpfte, daß sie katholisch werden mußten.

Schwerwiegender jedoch als alle politischen Folgen, ja viel schwerer noch als der verderbliche, auf lange Zeit hinaus fühlbare wirthschaftliche Rückschlag, war

der Verlust, welchen Deutschland durch einen so langwierigen, alle Bande der Ordnung lösenden Krieg in seinem geistigen und moralischen Besitz erlitt. Die früher in ganz Europa berühmten gelehrten und anderen Schulen waren geschlossen oder völlig verfallen, und es mußte erst ein neuer Boden für das geistige Leben geschaffen werden. Man hat ausgerechnet, daß Deutschland im dreißigjährigen Krieg die Hälfte seiner Bewohner, ein Fünftel der Wohnstätten und zwei Drittel seines beweglichen Vermögens verloren habe — die Einbuße in geistiger und moralischer Beziehung ist in Ziffern nicht auszudrücken, aber offenbar viel beklagenswerther.

Im Namen der Religion wurde der Krieg auf der einen Seite begonnen, in dem der Freiheit und der Rechte des deutschen Volkes auf der anderen — und doch wurden schließlich beim Frieden diese erhabenen Gesichtspunkte ganz außer Acht gelassen. Ist dies nicht vielleicht geeignet, ein wenig Mißtrauen gegen solche tönende Schlagworte überhaupt hervorzurufen, in deren Namen man zum Schwert greift?!

Ein Vorspiel der französischen Revolution.

---

1. Der Kornwucherer und sein Gegner.

Es war am 15. November des Jahres 1768, ungefähr zwei Jahrzehnte vor dem Ausbruche der französischen Revolution — dieses blut- und feuerspeienden Vulcans der Weltgeschichte, die das Weltgericht ist.

Aber gleichwie die rollende Donnerstimme des Himmels verkündigt wird durch die Flammenzunge des voranfliegenden Blitzes, so gährt es zuvor lange im unterirdischen Kessel des empörten Feuerberges. Dem Krater entdampfen prophetische Rauchwolken, warnender Aschenregen fällt herab, ehe die Brandung der Lava den Gipfel des Vulcans sprengt und niederbricht in kochenden Strömen des Verderbens. Nicht anders als der Aufruhr der Elemente hat auch der wüthende Sturm der Weltgeschichte seine Vorboten, seine Ahnungen.

Nun, heutzutage, wo die Herrscher eines Theiles ihrer unbeschränkten Macht sich freiwillig begeben haben, um ihren Völkern Antheil an der Regierung zu gönnen, und deren berechtigten Wünschen für ihr Wohl dadurch gerecht werden, daß sie deren Vertreter in den Rath berufen, wo die Minister verantwortlich für die von ihnen vorgeschlagenen Gesetze sind, heutzutage also verhallt der Jammerschrei der Noth nicht ungehört, heute bestreben sich alle maßgebenden Factoren nach bestem Recht und Gewissen, an dem Volkswohle wacker mitzubauen. Die gesammte freie Journalistik klopft den Böswilligen oder den Ignoranten derbe auf die Finger.

Damals aber, vor hundert Jahren, war das freilich ganz anders, und die traurigen Folgen von tyrannischer Willkür oder Unkenntniß der Gesetzgeber leuchten als mahnende Wahrzeichen bis in unsere Gegenwart.

Diese Folge — die schwere Unglückszeit der französischen Revolution, ward nicht ohne vorhergegangene Nothzeichen angekündigt. Ein solches Nothzeichen war der allgemeine Schrei nach dem Lebensmittel Brot, den das Volk in Frankreich immer heftiger ausstieß.

Die Hauptstadt darbte, während unermeßliche Vorräthe in den Magazinen der Kornwucherer aufgespeichert waren. Ganze Provinzen hungerten, indes nicht selten gerade in den nächsten Grenzen Ueberfluß herrschte. Denn bei der Strenge der Getreidesperre zwischen den einzelnen Provinzen war die Ausfuhr

nur durch ungeheure Bestechungen zu erlangen, und die reichen Kornwucherer, die den Alleinhandel an sich zu bringen gewußt, kauften alles Getreide auf, um es dann zu unerhörten Preisen wieder abzusetzen.

So entstanden in den fruchtbarsten Jahren künstliche Theuerungen in Frankreich, die den Abgrund des allgemeinen Elends immer tiefer gruben und das Volk endlich zu jener hungrigen, blutdürstigen Meute machten, wie sie, alle Bande göttlicher und menschlicher Ordnung zerreißend, in den späteren Greuelformen der Revolution auftrat.

Es war an dem Eingangs erwähnten Tage, als vor der Kornhalle in Paris, welche der Baumeister Camus unlängst vollendet hatte, ein Knäuel von Kaufleuten, von Bäckern und Handwerkern durcheinander wogte.

Dringende Fragen wurden laut, auf die keine günstigen Antworten zu folgen schienen, denn — Bestürzung lag auf allen Gesichtern. Hier arme, zerlumpte Frauen mit hohlen Augen und jammerbleichen Wangen, die, halbnackte Kinder nach sich ziehend, eine Gruppe von Sprechenden zu erreichen suchen, um einige Worte zu erhaschen.

Bald haben die unglücklichen Mütter genug gehört, und sie entfernen sich mit Geberden der Verzweiflung.

„Nun, Mutter," fragte ein Knabe, dem der Hunger aus den Augen sieht, „wirst Du uns heute größere Schnitten Brod kaufen?"

„O mein Gott!" schreit die Mutter auf.

Und als das Kind heftig zu schluchzen anfängt, rafft sie es auf ihren Arm, drückt es krampfhaft an ihre verdorrte Brust, in welcher der göttliche Urquell der Nahrung für ihr zweites jüngstes Kind auf immer versiegt ist. Nur die Silberquelle der Thränen ist noch nicht ganz eingetrocknet in der Wüste ihres Unglücks. Aber ach! das Silber, welches in dem Auge der Armen schmilzt, hat in den Augen so manches Reichen keinen Werth, da derselbe noch nie sein Brod mit Thränen aß und Sacktücher nur zu Geldsäcken braucht. So Manche nennen es hart das Wort des Weltheilandes, daß ein Kameel leichter durch ein Nadelöhr gehe, denn daß ein Reicher in's Reich Gottes komme. Wahrlich, das Wort ist nicht härter als ihre Herzen.

„Geduld!" stillt die arme Frau ihr lechzendes Kind, nachdem ihre welken Lippen es mit voller Inbrunst der Mutterliebe geküßt. „Du wirst heute zu essen bekommen, denn" — flüstert sie bei sich selbst — „ich werde heute gar nicht essen."

Im spröden Gegensatz zu dieser Fassung in Geduld stellt sich dort der herausfordernde Betteltrotz, die drohende Rache des überhand genommenen öffentlichen Elendes dar.

Männer aus dem Volke schütteln einander kräftig die Hände. Ihr zusammengebissener Mund schweigt. Aber in den Winkeln desselben, in den geschwollenen Runzeln der Stirn, in dem Augengefunkel herüber und hinüber lebt eine energische Zeichensprache, welche vor den Giftblicken der ringsum schleichenden Spione ebenso wenig verstummt, als vor den Gewehren der Soldaten, welche alle Eingänge der Kornhalle bewachen.

Mitten unter der zerlumpten oder im günstigsten Falle grob gekleideten Menge, welche die Halle und den von Getreide entblößten Kornmarkt belagerte, gingen Arm in Arm zwei Männer, in deren Erscheinung sich behagliche Wohlhabenheit, ja bei dem Einen sogar strotzender Ueberfluß und Verschwendung spiegelten.

Der Jüngere von Beiden, der höchstens dreißig Jahre zählen konnte, trug ein schwarzes Kleid und bei dem auch in seinem übrigen Anzuge vorherrschenden Dunkel hätte man ihn ohne Zweifel für einen Geistlichen gehalten, wäre nicht ein zierlicher Degengriff von gemeißeltem Stahl an der gestickten Tasche seiner Sammtweste aufgeblitzt. Offenbar nur, um nicht ganz aus der Mode zu fallen, lag ein

Hauch von Puder auf seinem Haar, das die Wölbung der Stirn umgab, die hoch genug war zum Sitze großer Gedanken. Seine ernsten, etwas vertieften Züge erschienen wie ein offener Adelsbrief des Geistes, dessen Siegel ein sternenklares, sprechendes Augenpaar war.

Sein Begleiter dagegen, ein dicker Mann von vierzig Jahren trug unverkennbar das ganze Gepräge eines Steuerpächters; diese nimmersatten Blutegel in feister Menschengestalt, welche damals den französischen Staatskörper bis auf das Mark aussogen und von denen Mirabeau (Bild Seite 1113) sagte: sie hätten allerdings die Regierung zuletzt noch aufrecht gehalten, aber ungefähr so, wie der Strang einen Gehängten hält.

Der wohlhabende Nabob mit den stumpfen Fettaugen, die kaum über den Hügel der bauschenden Wangen hinwegsehen konnten, hatte trotz seines gleißenden Modekleides, trotz der Diamanten, mit denen seine Finger besäet waren, trotz seines kostbaren Uhrgehänges ein nichts weniger als würdiges Aussehen. Die Rohheit seines Herzens schlug durch die zarten Spitzen seines Busenstreifens und der blitzende Schliff der Edelsteine ließ sein brutales Wesen nur noch greller abstechen, das eben so aufgebläht schien von der Fülle des Fleisches, als von der schwellenden Corpulenz seiner Goldsäcke.

Der öffentliche Umgang dieser beiden Männer, die Vertraulichkeit, welche sich nur zu deutlich zwischen ihnen an den Tag legte, spannte die feindselige Aufmerksamkeit der Menge; und in der That — hätte sie Gott und Teufel einträchtig zusammen wandeln sehen, ihr tiefes, an Entsetzen streifendes Erstaunen darüber würde kaum gerechter gewesen sein.

War doch der dicke Finanzmann, so aufgeblasen von Fett und Dünkel, kein Anderer, als der berüchtigte Peter Malisset, den die Volksstimme als den eigentlichen Anstifter und ärgsten Beförderer der eben wieder ausgebrochenen Hungersnoth verfluchte.

Malisset hatte vormals einen Bäckerladen in der Straße Baudrie und nachdem er hier Bankerott gemacht, steckte er die dabei verdienten Summen in den Kornwucher. Bald war er in den Getreidehallen und auf den Märkten als der gefährlichste „Aufkäufer" bekannt — angeblich für die königlichen Magazine, die bei vorkommendem Mangel zur allgemeinen Nothhilfe dienen sollten.

Aber das Volk sah in den ungeheueren Kornniederlagen der königlichen Schlösser keineswegs eine fürsorgliche Aufsparung zum Wohle des Staates, nein, man munkelte von einem systematischen Kornwucher, der mit Wissen und Willen einiger hoher Hofbediensteten von mehreren Finanzmännern betrieben wurde, die für hohe Summen den Getreidehandel gepachtet hatten.

Es existire sogar ein förmlicher, natürlich sehr geheim gehaltener Pachtbrief darüber, der mit dem Namen „Hungervertrag" gebrandmarkt wurde und Peter Malisset sollte der Rädelsführer dieser Kornwucherbande sein, welche sich gleichsam zur Aushungerung Frankreichs verschworen hatte. (Für Jene, welche sich für den Wortlaut dieses Hungervertrages interessiren, bemerken wir, daß derselbe in Buchez' und Roux' Geschichtswerken über die Revolution in Frankreich enthalten ist.)

War nun schon die Frechheit auffallend, mit der Malisset dem Volke, welches er um sein tägliches Brot bestahl, unter die Augen zu treten wagte, so machte es einen empörenden Eindruck, einen Mann an seiner Seite zu sehen, der immer der erklärte Gegner der Kornwucherer gewesen, sie unausgesetzt in Flugschriften und vor dem Parlament verfolgend. Johann Carl Wilhelm Prevot von Beaumont — so hieß der Begleiter des Kornwucherers — Advocat und Departements-Secretär, hatte bis dahin für einen eifrigen Anhänger und Beförderer der menschenfreundlichen Ideen des Doctors Quesnay gegolten, die durch Kaiser

Josef II. auch in Deutschland Eingang fanden und deren edler Zweck darin bestand, die unteren, arbeitenden Classen in eine bessere Stellung zu den höheren, verzehrenden zu bringen.

„Da seht Ihr," sagte ein Mann aus der Volksgruppe, an welcher die Beiden eben vorübergegangen waren, „Euer leutseliger Herr von Beaumont ist ein Herz und eine Seele mit dem verdammten Kornwucherer, der uns das Brot auf der Goldwage zuwiegen läßt! Ein rechter Federheld! Er hat so lange gegen die Wucherer geschrieben, bis sie ihm Gold in die Tinte geworfen und sein Stillschweigen erkauft haben. Nun führen sie ihn uns zum Hohne herum, damit wir sehen, daß es keiner treu mit dem Volke meint, als der Hunger und das Elend."

„Still doch," fiel ein Anderer mit geheimnißvollem Winke ein. „Ihr thut dem Herrn Secretär gewiß Unrecht; Ihr solltet ihn nur einmal hören, wie er spricht —"

„Schöne Worte!" unterbrach ihn der Erste. „Die kosten nichts."

„Ihr vergeßt, wie viele Nothleidende er unterstützt, wie gern er giebt, wenn er auf den Kornmarkt kommt, um sich nach den Preisen, nach unserer Lage zu erkundigen.

„Heute hat noch er nichts gegeben," versetzte der Zweifler. „Ich bleibe dabei, das Volk hat keinen Freund, als sich selbst. Es hilft ihm Niemand, wenn es sich nicht selbst hilft."

„Ei, so hilf Dir doch!" äußerte ein Dritter mit finsterem Spotte, indem er scheu nach der Wache der Halle deutete.

Als Beaumont und der dicke Finanzmann auf ihrer ohne Zweifel absichtlichen Streifung durch die Menge wieder an der in Rede stehenden Gruppe vorbeikamen, sprach der Arbeitsmann, der vorhin des Secretärs Partei genommen, denselben mit entblößtem Haupte um eine Unterstützung an.

Die erste unwillkürliche Bewegung des jungen Mannes war ein Griff in die Westentasche, um dem Armen eine Gabe zu reichen.

Da bemerkte er aber die mißbilligende Miene seines Begleiters und schnell zog er die Hand zurück.

„Laßt mich!" stieß er hart aus, wie es sonst gar nicht seine Art gewesen Doch im nächsten Augenblick, als wolle er seiner Versagung einen milderen Grund unterschieben, fügte er hinzu: „Ich habe kein Geld bei mir."

„Meine Börse ist ganz zu ihrem Befehl," fiel Malisset mit plumper Gefälligkeit ein. „Gleichwohl müßte ich es tadeln, wollten Sie das Volk durch Almosen in seiner Faulheit bestärken."

Und an den Arbeitsmann gerichtet, der sichtbar betreten war, von der Unbarmherzigkeit des sonst so wohlthätigen Secretärs, fuhr der verhaßte Kornwucherer fort:

„Anstatt hier anständige Leute anzubetteln, solltest Du und so mancher andere Tagedieb im Schweiße des Angesichtes arbeiten, damit Ihr Eure Steuern zur rechten Zeit entrichten könnt. Ist es nicht genug, daß die königlichen Getreidemagazine jährlich zwölfhundert Thaler an die Armen geben, obgleich sie fast gar keinen Ueberschuß haben?"

„Keinen Ueberschuß!" hohnlachte ein elend aussehender Mann, der sich eben erst hingestellt hatte. „Keinen Ueberschuß, während das Volk das Getreide dreimal so theuer bezahlen muß, als es von den Kornwucherern aufgekauft worden. Zwölfhundert Thaler jährliche Almosen für die Tausende von ausgehungerten Familien! Sieh' doch, wie menschenfreundlich! Der hundertfache Betrag macht noch nicht die Zinsen der Summen aus, die aus dem blutigen Schweiße der Armuth genommen werden."

„Schweig, Elender!“ fuhr Malisset den kühnen Sprecher an. „Weißt Du, in wessen Gegenwart Du Dich erfrechst, solche Schandreden zu führen? Weißt Du, wen Du vor Dir hast?“

„Ich kenne Euch!“ schrie der Mann in Lumpen weiter mit einer Heftigkeit, die der aufmerksamen Polizei zu trotzen schien, welche damals in der Hauptstadt Frankreichs wie allgegenwärtig war. „Ihr seid Herr Malisset, der General-Controlor der sogenannten königlichen Magazine. Ich weiß, Ihr seid ein Millionär, und einem Millionär ist heutzutage kein Ding unmöglich. Ihr könnt mich in die Bastille bringen —“

„Um den Hals werde ich Dich bringen!“ schnaubte Malisset grimmig dazwischen.

„Desto besser; dann brauch' ich nicht mehr Hunger zu leiden. Aber zuvor will ich Euch meine Meinung sagen — die Meinung des ganzen Volkes von Frankreich, das freilich keine geheime Polizei, keine Wachen besolden kann. Fünfzig Thaler für einen Sack Korn, der nicht so groß ist, als ein Goldsack der Wucherer! Es ist wahr, die Armuth kann kaum noch ein Pfund Brot erschwingen mit der Arbeit einer ganzen Woche, und bald kann sie mit dem lieben Vieh auf die Weide gehen und die Felder abgrasen. Aber was kümmert das Euch? Habt Ihr doch eine schwelgerische Tafel, das Volk verkauft seine Hütten, Ihr baut Euch Lusthäuser. Die fleißige, ehrbare Arbeiterin versetzt ihre Kleider, ja ihr Bett, um sich das mühselige Leben zu fristen, Ihr werft dafür einer lockeren Tänzerin, die schon überladen von Euren Kostbarkeiten, eine Hand voll Gold mehr in den Schoß. Jeden Morgen verschmachten neue Unglückliche in den Straßen, wohin sie von den unbarmherzigen Wirthen geworfen, Ihr berauscht Euch jeden Abend bei neuen Festgelagen, um dann in die Arme Eurer Maitressen zu taumeln. Die allgemeine Noth entmarkt, entvölkert das Vaterland, während der Blutschatz der Wucherer immer höher aufläuft, höher noch als das aufgeschüttete Korn. Ha! gäbe es in Paris noch Männer von Herz und Entschlossenheit, die sich nicht gefallen ließen, daß man ihren Frauen und Kindern den letzten Bissen Brot aus dem Munde reißt! Ha, wäre das Volk keine Memme, es würde nicht ruhig zusehen, wie Frankreich vor Hunger stirbt!“

Der tollkühne Redner hielt plötzlich inne, da er seine ganze Umgebung zurückweichen sah.

Er wandte sich schnell um und befand sich einem Trupp Soldaten gegenüber, die ihn verhaften wollten.

„Auf, meine Freunde!“ erhob er unerschrocken seine Stimme auf's Neue. „Steht mir bei! Das Recht und die Mehrzahl sind auf unserer Seite. Nieder mit den Schergen, nieder mit den Kornwucherern!“

Aber die Menge, obwohl sie soeben noch ein Gemurmel der Zustimmung hatte hören lassen, zog sich immer weiter zurück, dicht aneinander gedrückt wie eine Heerde Schafe, wenn die Wölfe nahen.

„Da sehen Sie, lieber Beaumont,“ sagte Malisset triumphirend, „wie übel gethan es ist, sich zum Vertheidiger des Volkes aufzuwerfen. Es murrt wohl bei Gelegenheit mit, runzelt die Stirn, ballt die Fäuste, aber — wie der Augenschein lehrt — wohlweislich nur so lange, als es keine Gefahr hat, arretirt zu werden. Sie brauchen die Katze, die sie fangen will, blos schnurren zu hören, und mäusestill ziehen sie sich zurück in ihre Mäuselöcher. Hahaha! Gerade so würde es Ihnen auch ergangen sein, Herr von Beaumont. Das Lumpengesindel hätte Sie im entscheidenden Augenblick verlassen, und Sie wären allein in der Schlinge stecken geblieben.“

„Meinen Sie?“ fragte der schwarzgekleidete junge Mann in einem Tone, der den Kornwucherer hätte stutzig machen können, wäre dessen Aufmerksamkeit nicht im nämlichen Moment von seinem Begleiter abgelenkt worden.

Es hatte sich bis jetzt der von den Soldaten umzingelte Volksredner der Arbeiterklasse aus allen Kräften seiner Verhaftung widersetzt. Indes einsehend, daß er zuletzt der bewaffneten Uebermacht unterliegen müsse, war er plötzlich durch die Reihen der Soldaten gebrochen, und mit geschwungenem Messer gegen Malisset losstürzend, schrie er:

„Wenn ich verloren bin, sollst Du's ebenfalls sein, verdammter Blutsauger!"

Und der dicke Steuerpächter, der bei seiner breiten Ausdehnung gar nicht zu verfehlen war, würde ohne Zweifel von der Hand des Wüthenden gefallen sein, wäre nicht Herr von Beaumont rettend dazwischengesprungen.

„Mörder!" sprach er, den gestreckten Arm, welcher das Messer zückte, festhaltend, setzte jedoch leise hierzu: „Du schändest die heilige Sache des Volkes!"

Da ließ der Unbekannte niedergedonnert das Messer sinken und sich selbst ohne weiteren Widerstand von den Soldaten ergreifen und fortführen.

„Sie sind mein Lebensretter!" sagte Malisset, nachdem er sich von seinem Todesschreck erholt hatte. „Der beste Beweis, den Sie mir von der aufrichtigen Umwandlung Ihrer Gesinnung gegen uns geben konnten. Ich gestehe es, es geschah absichtlich, um Sie öffentlich zu compromittiren und Ihnen jeden Rückweg zum Volke abzuschneiden, daß ich Sie veranlaßte, an meiner Seite den Kornmarkt zu besuchen."

„O, ich verstehe," antwortete Beaumont mit feinem Lächeln. „Sie wollten mich gleichsam, wie Cortez, meine Schiffe verbrennen lassen. Nun, Sie haben es erreicht, Herr Malisset. Das Lumpengesindel — wie Sie es nennen — das mich als einen Abtrünnigen betrachtet, als einen bestochenen Ueberläufer zu den Feinden des Volkes, schoß auf mich noch wildere Blicke als auf Sie, und der Mörder muß mich nicht gekannt haben, sonst hätte er gewiß lieber mich zum Opfer erwählt."

„Ich werde dafür sorgen, daß er an einen Ort kommt, wo gerade auch kein Ueberfluß herrscht. Bei zwei Unzen (vier Loth) Brot und einem Glas Wasser täglich, nebst einem halben Centner Eisen an Händen und Füßen wird ihn der Hafer nicht mehr stechen. Denn wir haben den Polizeilieutenant Sartines zum Freund, ja" — setzte Malisset gedämpft hinzu — „ich kann sagen, zum Mitverschworenen, und damit das dumme Volk sieht, daß wir uns nicht Angst machen lassen, werde ich den Kornpreis noch um einen Thaler steigern."

„Recht so, immer zu gesteigert," stimmte Beaumont mit einem Eifer bei, der zu heftig war, um natürlich zu sein. „Sie wissen doch, daß der Maulesel um so sicherer geht, je schwerer er belastet ist."

Und sie lachten Beide um die Wette.

„Ich hoffe," sagte der dicke Finanzmann mit erschüttertem Zwerchfell, indem Beide nach dem Thore der Kornhalle gingen, wo Malisset's Equipage hielt, „Sie werden diesen Abend Ihren Witz ebenso spielen lassen. Wir erwarten Sie, wie gesagt, in meinem Lusthause, wo Sie uns Alle in der versöhnlichsten Stimmung beisammen finden. Ich wiederhole Ihnen, es wird Sie gewiß nicht reuen, die intime Bekanntschaft der Kornwucherer zu machen. O, wir sind keine Juden, wie Sie etwa meinen, wir sind alle ganz gute Christen. Hahaha!"

„Ich werde nicht bei der Zusammenkunft fehlen, verlassen Sie sich darauf," antwortete der junge Mann mit Gewicht, indem er die Hand drückte, welche ihm der einsteigende Malisset zum Abschiede bot.

Sobald das Rasseln des davonrollenden Wagens verklungen, schritt Beaumont nach der entgegengesetzten Ecke der Halle, wo ein einzelner Mann, seinem ledernen Schurzfell nach ein Handwerker, angelehnt stand.

Als dieser den Secretär auf sich zukommen sah, ging er ihm entgegen und nahm die Mütze vor ihm ab, wie wenn er ihn um eine Gabe anrede.

„Boyrel,“ sprach Beaumont leise, „ich hab' es diesem Malisset, um ihn sicher zu machen, nicht abschlagen können, mich Arm in Arm mit ihm auf dem Kornmarkte zu zeigen. Ich war gezwungen, wollt' ich nicht Alles wieder verderben, im Angesichte des Volkes, dessen Sache mir heilig ist, die Maske des Verräthers vorzunehmen. Ich wußte wohl, daß ich in den Augen Vieler meine Ehre zum Schaffot führte, indem ich öffentlich an der Seite des berüchtigtesten aller Kornwucherer erschien; aber wo das Heil des Ganzen auf dem Spiele steht, darf der Einzelne nicht egoistisch zögern, sich selbst als Einsatz darzubringen. Ich rettete dem Abscheulichen das Leben, weil ich den Mord noch für abscheulicher halte. Blut ist immer eine schlechte Weihe für eine gute Sache gewesen. Diesen Abend wird die Maske fallen. Er selbst, der brutale Malisset, liefert sich und seine Helfershelfer mit einem Schlag in unsere Hände. — Eile zu unseren Freunden, Boyrel, sage Ihnen, daß mein anscheinend so vertrauter Umgang mit dem Wucherer nichts als eine Kriegslist gewesen, die dem Volke um so eher den Sieg verschaffen soll. Sage ihnen, daß es also bei unserem Vorhaben für diesen Abend bleibt. Ich zähle auf Dich, Boyrel. Hier meine Börse, wenn Ihr Geld braucht.“

Der Mann aus dem Volke nahm, legte die Rechte wie zum Schwur auf das Herz, verneigte sich ehrerbietig und hatte sich bald unter die Menge verloren.

Beaumont entfernte sich, indem er seinen Weg durch die Straße Dufour nahm.

Plötzlich wurde sein Schritt schneller, denn er sah eine kleine Strecke vor sich einen einzelnen Mann gehen, der, wenn nicht Alles täuschte, derselbe war, der vorhin den Mordanfall auf Malisset versucht hatte und auf der Stelle verhaftet worden war. Sollte er den Soldaten entsprungen sein? Unmöglich! Er würde sich dann nicht so langsam, nicht mit diesem furchtlosen Wesen bewegt haben.

In wenigen Augenblicken hatte Herr von Beaumont ihn ereilt.

Bei dessen Annäherung sah sich der Arbeiter zum erstenmale um, aber ohne daß seine Miene die mindeste Spur einer Besorgniß verrieth.

„Ich irre mich nicht,“ redete ihn der junge Mann an, „Du bist kein Anderer als —“

„Ich nenne mich Pichot,“ war die hastige Unterbrechung, die irgend einer Entdeckung vorbeugen zu wollen schien. „Ein armer, unglücklicher Familienvater —“

„Beinahe ein Mörder!“ fiel Beaumont scharf ein.

„Sie wissen also?“ fragte der Mann scheu, ohne die Augen zu erheben.

„Solltest Du mich wirklich nicht wieder erkennen? Ich war es ja, der Deinen Arm lähmte, Dich vom Schaffot zurückhielt.“

„Pah, besser durch den Henker sterben, als vor Hunger.“

„Aber ich begreife nicht, wie Du frei gekommen?“

„Weil ich ein Kranker bin,“ lachte der seltsame Mensch, der sich Pichot genannt, grell auf.

„Ein Kranker?“

„So sagten sie, und morgen wird's auch in der Zeitung stehen, daß ein Fieberkranker, den man sofort wieder freigelassen, einen Angriff auf das Leben des biedern Herrn Steuerpächters gemacht. Was sie aber nicht in die Zeitung setzen werden, ist: daß sie mir angedroht haben, mich beim nächsten Vergehen trotz meines gesunden Zustandes wirklich in ein Hospital zu bringen und dort zeitlebens festzuhalten.“

„Gräßliche Politik!“ stieß Herr Beaumont aus. Doch, als hätte er zu viel gesagt, setzte er streng hinzu: „Warum auch diese verwegene Auflehnung gegen die öffentliche Gewalt, diese unbesonnene Herausforderung der Gefahr?“

„Der Hunger war mir aus dem leeren Magen in den Kopf gestiegen,“ entgegnete Pichot trotzig, indem er seinen Gang beschleunigte. „Wenn man keine Thränen mehr hat, vergießt man Blut.“

„Was habt Ihr durch Eure Unthat bezweckt?" fragte Beaumont, immer gleichen Schritt mit dem Eilenden haltend. „Eine neue Erhöhung des Kornpreises. Ist Eure Sache gerecht, warum klagt Ihr nicht am rechten Orte?"

„Sie wissen also nicht, wie mächtig diese Kornwucherer sind? Hat der edle Herr von Beaumont, der beste, großmüthigste Freund, den das Volk von Frankreich hat, die schändlichen Aufkäufer nicht schon zweimal vergebens bei dem Parlamente angeklagt?"

Der junge Mann sah den Arbeiter stechend von der Seite an und schwieg eine Minute. Darauf das Gespräch in leiserem Tone fortführend, sagte er:

„So viel ich gehört, hat das Gericht allerdings ein Urtheil gegen die Aufkäufer erlassen, aber es ist wegen Mangels an vollständigen Beweisen cassirt worden."

„Hm, diese Beweise würden sich wohl finden, wenn man ernsthaft danach suchen wollte, in den Bureaux der Straße Saint-Laurent, der Straße Bourbon, der Straße —"

„Sprecht leise! Es sind ja die königlichen Kornkammern, die Ihr nennt."

„Es sind die Bureaux der Kornwucherer, die Frankreich aushungern, im Namen Ludwig's des Fünfzehnten, den seine Schmeichler den Vielgeliebten nennen."

„Glaubt mir, der König, von treulosen Räthen umgeben, weiß nichts von der allgemeinen Noth, sonst würde er dieselbe zu lindern streben; Ludwig ist von Herzen gut und gerecht."

„Mag sein, wir aber fühlen, daß er es nur gegen Frau von Pompadour ist," versetzte Pichot giftigen Tones, „die es von der Tochter einer ordinären Megäre bis zur Regentin von Frankreich gebracht.[1] — O, fände sich doch ein entschlossener Mann, der sich an die Spitze des Volkes stellte, um die verschiedenen Bureaux der Kornwucherer zu überrumpeln und sich der schmählichen Urkunden des Hungervertrages zu bemächtigen. Diese Belege in den Händen, könnte man dann laut und öffentlich vor den Schranken des Parlaments anzeigen, was das furchtsame Volk sich jetzt nur ganz leise in die Ohren raunt."

Diese Worte, die wie eine directe Aufforderung klangen, mochten Herrn von Beaumont verdächtig vorkommen, denn er sah Pichet scharf an und sagte kalt:

„Es scheint mir, als habe man Euch mit Recht für einen Fieberkranken erklärt. — Hier ist mein Weg, geht Ihr den Eurigen. Adieu!"

„Bin ich dem Herrn, oder ist der Herr mir nachgegangen?" fragte Pichot anzüglich, indem er stillstand.

Auch Beaumont hatte sich, trotz der Verabschiedung, nicht von der Stelle bewegt. So befanden sich die Beiden einander gegenüber, mit gekreuzten Blicken, ohne auf die Vorübergehenden zu achten, die sie mit dem Ellbogen stießen.

Nach einer wechselseitigen, schweigenden Musterung von einer Minute, nahm Pichot wieder das Wort.

„Ich möchte Sie gern für einen braven jungen Mann halten, hätte ich Sie nur nicht mit diesem Malisset zusammengesehen, der die Seele meines verhungerten Weibes auf dem Gewissen hat. Die arme Frau stellte sich krank, um das wenige Brot, das ich schaffen konnte, den Kindern nicht zu entziehen. Sie ist an dieser Nothlüge gestorben. Wäre es zu verwundern, wenn ich meinen Verstand darüber verloren hätte? Denn ich habe das gute Weib geliebt, wie nichts mehr auf Erden."

„Wohlan," sagte Beaumont, indem er seine Hand fest auf Pichot's Schultern legte, „Du hast heute vor meinen Augen Dein Leben an einen Mord gewagt;

[1] Wir liefern Seite 1137 ein gleichzeitiges Bild dieses interessanten Weibes.

würdest Du es wohl, wenn es nöthig sein sollte, für einen edlen Zweck in die Schanze schlagen?"

„Für welchen Zweck?" fragte der Arbeiter gespannt.

„Für den Zweck, dem Volke sein täglich Brot zurückzugeben, indem man die Kornwucherer mit den Hauptbeweisen ihrer Schuld der öffentlichen Gerechtigkeit überliefert."



Mirabeau. (Seite 1107.)

„Ich verstehe und ich schwöre bei der Seele meines Weibes, die ein Schlachtopfer des Hungers geworden, daß ich aus allen Kräften zum Gelingen eines solchen Planes beitragen würde!"

„Gott hat Deinen Schwur gehört," sprach der junge Mann feierlich. „Jetzt traue ich Dir. Komme diesen Abend in die Vorstadt du Roule, wo Malisset sein Lusthaus hat. Du wirst dort Leute aus dem Volke finden, sie werden Dich fragen, was Du willst. „Brot!" antwortest Du, und man wird Dir dann sagen, was Du zu thun hast."

„Ich werde dort sein."

„Mit Waffen?"

„Ja; doch — Ihre Freundschaft mit Malisset, wie erkläre ich sie mir?"

„Frage nicht, zweifle nicht. Sei zur Stunde der Entscheidung auf dem Platze und handle wie ein Mann."

Ein stummer Händedruck besiegelte die Unterredung der beiden Männer und Beaumont entfernte sich, ohne umzublicken.

Als der beliebte Volksmann an der Straßenecke verschwunden war, holte Pichot oder richtiger der, welcher diesen Namen angenommen hatte, tief Athem, gleich einem Schauspieler, der eine lange und schwierige Rolle dargestellt hat.

Dann sah er sich nach zwei Männern um, die, den Hut in die Augen gedrückt und dicke Stöcke in der Hand, ihm in einiger Entfernung folgten.

Schnell hatten sie sich auf seinen Wink genähert.

„Es ist betuch (sicher)," sagte er in der Gaunersprache zu ihnen. „Ihr habt doch eine andere Gluft (Kleidung) bereit?"

Die beiden Spießgesellen bejahten in demselben Kochem-Loschen (Gaunersprache), und alle drei gingen den Weg nach der Kornhalle zurück.

---

2. Alles für das Volk.

Wir wenden uns nun hinweg von dem lauten Markt der Oeffentlichkeit, wo das Elend eines Volkes zum Himmel seufzt, hinweg von der rauschenden Leidenschaft und dem gähnenden Verderben, hinweg aus der gemeinen, den Einzelnen in das Ganze hinabziehenden Hefe des Alltaglebens, um in das traute Stillleben der Familie zu treten, in dieses Allerheiligste der Liebe, das der Vorhang inniger Häuslichkeit deckt. Wehe, wenn dieser Vorhang zerrissen, wenn der Tempel der freundlichen Schutzgötter des Hauses gestürzt wird!

Wir befinden uns in der Wohnung des Herrn von Beaumont. Das Feuer in dem marmornen Kamine durchdringt das stattliche Zimmer mit einer behaglichen Wärme, der Strenge der Jahreszeit spottend.

Den Ehrensitz in dem ungeheuren Lehnstuhle von kostbarem großflammigem Damast hat ein ehrwürdiger Greis eingenommen, über dessen Haupt nun bald achtzig Winter gezogen, ohne es beugen zu können. Nur seine Füße sind schwach und gichtbrüchig geworden, vielleicht, weil sie über zu viele Gräber gewandelt. Sanft ausgestreckt ruhen sie auf einem Tabouret von gleichem Stoffe wie jener des Lehnstuhls. Die Züge des Greises aber trugen ganz den kalten Stempel jener gelassenen und feierlichen Würde, deren imposante Alterthümlichkeit sich unter dem höheren Gerichtsstande Frankreichs so lange erhalten. Die antike Gewalt, welche das römische Recht den Familienvätern über ihre Kinder und Hausgenossen ertheilte, schien ungebeugt fortzuleben in dieser strengen, charaktervollen Persönlichkeit. Eine große Perrücke, wie sie seit Ludwig XIV. historisch geworden, deren lange Locken auf die Schultern niederflossen, vollendeten den alten Adel und die Wucht der greisen Erscheinung, die je näher man ihr kam, um so Ehrfurcht gebietender wurde. Er war ein Urbild, ein Abglanz der väterlichen Herrlichkeit versunkener Zeiten, als die Vaterwürde und das Alter eine Religion, wie es danach das Königthum von Gottes Gnaden wurde.

Der Greis war der in Ruhestand versetzte Parlamentsrath Anselm von Beaumont, der Vater unseres Volksmannes. Vor ihm auf einem bequem an den Lehnstuhl gerückten Pulte lag ein ungeheurer Foliant, dessen Inhalt den Rath

ausschließlich zu beschäftigen schien; denn, die mechanische Bewegung ausgenommen, womit er von Zeit zu Zeit ein Blatt des dicken Bandes umschlug, saß er ruhig und schweigend. Gleichwohl schweifte sein Auge oft über den Folianten hinweg, mit einem lebhaften, schnellen Blick, der nichts weniger als Theilnahmslosigkeit für seine Umgebung ausdrückte.

An der anderen Seite des Kamins saß eine junge Frau im Hauskleide, ohne Reifrock und Puder; keine blendende Schönheit, aber voll Grazie und dem Schmelz eines tiefen, reichen Gemüths in den Augen, Seelengüte im Angesicht. Sie hielt eine Stickerei in der Hand; doch ihre Arbeit beschäftigte sie offenbar noch weniger, als der Foliant den Greis. Denn jede Minute erhob sie sich, um ihre schneeweiße Stirn an die Scheiben eines Fensters zu lehnen, welches auf die Straße ging. Seufzend kehrte sie auf ihren Sitz zurück, den sie gleich nachher wieder verließ, oder sie wehrte mit zarter Stimme dem kleinen zwei- bis dreijährigen Knaben, der auf der weichen Decke am Boden kugelte, zu den Füßen des alten Herrn. Aber wie jung das Kind auch war, es schien sich schon ein Beispiel zu nehmen an der Ehrfurcht, welche seine Mutter dem Greis bewies.

Eben kehrte sie wieder vom Fenster zurück, durch das sie abermals vergebens ausgeschaut hatte. Ihre Stickerei von dem lackirten Stuhl nehmend, seufzte sie lauter:

„Es wird schon Nacht, und er kommt noch immer nicht!"

Da sah der Parlamentsrath von dem Folianten auf, schob das Lesepult zur Seite und sagte sanft:

„Ich weiß nicht, Angela, warum der Verzug Deines Mannes Dich heute mit mehr Ungeduld erfüllt, als gewöhnlich. Die Pflicht seines Amtes wird ihn noch im Bureau zurückhalten."

Die Dame ließ eine Thräne auf die Arbeit perlen, welche der Greis bemerkte, weshalb er sie im herben Tone, durch den aber ein innerer Kummer bebte, fragte:

„Warum weinst Du, Angela? Seit einigen Tagen scheint man sich vor mir zu verstellen. Mein Sohn und Du, Ihr habt Geheimnisse, die ich nicht wissen soll. Wodurch habe ich denn das Vertrauen meiner Kinder verscherzt? Meiner Kinder, deren Herz sonst entfaltet vor mir lag, wie vor Gott!"

Ein heftiges, anhaltendes Schluchzen war die Antwort der schmerzbewegten jungen Frau.

„Sprich, meine Tochter!" fuhr nun der Rath, das Haupt höher erhebend, mit geschärfter Betonung fort, „sprich, ich will Alles wissen, hörst Du, Alles. Warum diese Thränen, warum diese geheimnißvolle Zurückhaltung? Ich bitte Dich, ich befehle Dir, mir nichts zu verschweigen."

Angela trocknete sich die Augen. Sie lehnte sich an den Stuhl des Greises und lächelte durch ihre Thränen. Hierauf wie ein fürbittender Genius die Hände faltend, sagte sie:

„Mein theurer Vater, versprechen Sie mir erst, ihn nicht zu schelten."

„Ah, hat sich mein Sohn also irgend etwas zu Schulden kommen lassen? Wenn das ist, warum sollte ich, sein Vater und sein natürlicher Richter, ihn nicht zur Verantwortung ziehen? Hat er aber nichts begangen, weshalb wäre dann meine Verzeihung nachzusuchen?"

Dieser strenge Schluß zerriß die erzwungene Fassung der jungen Dame. Mit einer Art von Schreck vor dem Parlamentsrath zurückweichend, sank sie wieder auf ihren Sessel und brach in neue Thränen aus.

„Du hast also kein Vertrauen zu Deinem Vater?" sprach der Greis mit Milde, die um so erschütternder wirken mußte, je seltener sie bei diesem starren Charakter zum Durchbruche kam.

„Wohlan," antwortete Angela, indem sie die runzelvollen, mit Ringen bedeckten Finger des Rathes zwischen ihren kleinen runden Händen preßte, „erfahren Sie denn, daß mein Mann seit acht Tagen gar nicht in seinem Bureau erschienen ist."

„Und was treibt mein Sohn, das ihn die heiligen Pflichten seines Amtes so vernachlässigen läßt?" fragte der Greis, gleichgiltiger scheinend, als er es im Innern war.

„Was er treibt? Gott allein weiß es. Ist Ihnen sein bleiches, aufgeregtes Wesen in diesen Tagen gar nicht aufgefallen, mein Vater? Die Nächte bringt er mit Schreiben zu oder er stößt abgerissene Worte aus, die einen schrecklichen Sinn geben —"

„Welchen Sinn?" unterbrach sie der Greis mit Hast.

„Einmal, in der vorigen Nacht, während ich unter stillen Thränen lauschte, hörte ich ihn deutlich sagen: „Ja, entweder ich mache diese Kornwucherer alle moralisch todt, oder das Volk stirbt vor Hunger." — Ist das nicht sonderbar?! Und dann, mein Vater, was das Wichtigste ist: in dem Zimmer meines Mannes befindet sich ein Kästchen, das er immer ängstlich verschlossen hält. Ich sah, wie er Papiere daraus nahm, deren Inhalt er wieder und wieder las mit funkelnden Augen, während seine Hand sich zur Faust dabei ballte. Ach, dieses Kästchen enthält unser Aller Schicksal!"

„Du glaubst, Angela? Beruhige Dich, ich werde mit meinem Sohne sprechen."

„Ach, er wird Sie nicht hören!" rief die junge Frau hingerissen.

„Er wird mich hören, mich, seinen Vater!" rief der Parlamentsrath, höher aufgerichtet. „Es würde das erstemal sein, daß —"

In diesem Augenblicke erklangen hastige Schritte auf der Treppe, und fast gleichzeitig trat der junge Beaumont ein. Ein ungewöhnliches, gespanntes Leben sprach aus seinen Blicken, seinen Zügen, der Boden knarrte unter seinem Tritt, seine Bewegungen waren kurz und hatten etwas Ungestümes, Alles an ihm verrieth eine tiefe, zähe Entschlossenheit.

Die junge Frau war ihrem Manne lächelnd entgegengegangen, indem sie ihm sein Kind reichte.

„Guten Abend, Angela," sagte er, einen Kuß auf ihre Stirn hauchend. „Guten Abend, mein Vater!" setzte er hinzu, die Hand des Greises drückend. „Verzeihung, ich bin spät gekommen und muß sogleich wieder gehen. Ich will nur ein wenig Toilette machen, denn man erwartet mich in einer wichtigen Sache."

Und jeder Frage ausweichend, hatte er das Kind schon der Mutter zurückgegeben und war in sein anstoßendes Zimmer geeilt, um die Kleider zu wechseln.

„Da sehen Sie, mein Vater," flüsterte Angela, indem sie ihre Augen mit den Händen bedeckte.

Der Greis hatte die Lippen eingeklemmt und bedeutete ihr durch einen Wink, zu schweigen, bis ihr Mann wieder erschiene. Bald trat dieser in einem schimmernden Anzuge aus seinem Zimmer.

„Theure Angela," sagte er mit erkünstelter Leichtfertigkeit, „ich bin zu einem Feste geladen. Es ist möglich, daß ich spät heimkehre — vielleicht nicht vor Anbruch des Tages. Aengstige Dich nicht, und Eines, ich bitte Dich herzlich darum, warte nicht etwa auf mich."

Die unglückliche junge Frau richtete einen melancholischen Blick auf den Greis, der auszudrücken schien, daß alle ihre Befürchtungen schon in Erfüllung gegangen. Ihr Gatte aber, zu eilig, um darauf zu achten, neigte sich näher zu Angela und fuhr leise, aber bedeutsam fort:

„Noch etwas, Geliebte — den Grund werde ich Dir morgen mittheilen — sollte ich ja bei Anbruch des Tages noch nicht zurück sein, so nimm das Kästchen, das in meinem Zimmer steht, und verbirg es an einem sichern Ort, wo es Niemand vermuthen kann."

„O mein Gott!" schrie Angela auf, indem sie in einen Stuhl sank.

Aber das hinderte ihren Mann nicht. Ohne ihr einen Abschiedskuß zu geben, ohne sein Kind, das mit den kleinen Armen nach ihm langte, an's Herz zu drücken, ohne seinem alten Vater ein Wort zu sagen, wollte er fortstürzen. Da — traf ihn die sonore Stimme des Greises wie ein geschleuderter Bannstrahl.

„Wohin, mein Herr?" fragte der Parlamentsrath im Tone eines Richters, der einen Schuldigen verhört.

Beaumont war plötzlich stillgestanden und kehrte sich zu dem Greise. Er zitterte, als er in das erhabene Antlitz des alten Parlamentsrathes sah, dessen Augen ihn kalt und finster durchdrangen.

„Ich glaube es Ihnen gesagt zu haben, mein Vater. Ich bin zu einer Abendtafel geladen beim General-Controlor der königlichen Kornkammer. Morgen werde ich Ihnen Alles erklären, morgen werden ohne Zweifel meine Wünsche erfüllt sein, und dann, mein Vater, werde ich Sie und meine gute Angela nicht mehr so oft allein lassen. Verzeihen Sie jetzt," fügte er hinzu, indem er Miene machte, zu gehen, „die Stunde drängt, und man erwartet mich unten."

„Bleib', ich befehle es Dir!" fiel der Greis ein, und er preßte mit Kraft die Arme seines Lehnstuhles, um sich aufrecht zu stellen. Dann fuhr er mit feierlicher Stimme fort:

„Mein Sohn, zum erstenmale in Deinem Leben, das ich Dir gab, verheimlichst Du mir Deine Gedanken, bist mißtrauisch gegen mich, als wäre ich nicht Dein Vater, nein, Dein Feind. Bedenke, daß Du hier vor einem Richterstuhle stehst, der heiliger ist als alle Tribunale der Welt. Im Namen des Rechts, das mir Gott und die Natur über Dich gegeben, frage ich Dich: Wozu dieser Verkehr mit Menschen, die Dir, ich weiß es wohl, ein Abscheu sind; wozu Dein vertraulicher Umgang mit diesem Malisset?"

„Aber mein Vater," unterbrach ihn der junge Mann ungeduldig, „es betrifft eine hochwichtige Sache, deren Abhandlung jetzt zu lang sein würde. Morgen sollen Sie Alles erfahren, ich schwöre es Ihnen. Verzeihen Sie, es ist die höchste Zeit, daß ich Sie verlasse. O mein Vater, wenn Sie wüßten —"

„Antworten Sie, was ich Sie frage, mein Herr!" begann der Greis wieder im Tone eines Inquisitors. „Ohne Umschweife! Wie geht es zu, daß Sie, Herr von Beaumont, der Sie eine edle und fromme Erziehung genossen, der Sie im angesehenen Amte stehen, dem Sie bisher Ehre gemacht, daß Sie sich mit einemmale so weit vergessen, Theil zu nehmen an den nächtlichen Gelagen der Schlemmer und Wüstlinge, sich so weit zu vergessen, die Orgien derselben mitzufeiern, während Ihre gute und sittsame Frau, die Mutter Ihres Kindes, daheim Thränen der Verlassenheit weint?"

„Ha, ich verstehe!" warf der junge Mann mit Hast die Gelegenheit ergreifend, sich dieser moralischen Tortur zu entwinden, indem er vom eigentlichen Gegenstande absprang, und dabei warf er einen schrecklichen Blick auf Angela. „Ich verstehe ganz wohl. Man hat bei Ihnen Klage geführt, daß ich meine Frau vernachlässige. Die Eifersucht ist hier im Spiele —"

„O glaube das nicht, glaube das nicht!" rief die junge Frau in höchster Herzensangst. „Ich zweifle nicht an Dir, mein Gatte; ich weiß, Du bist mir treu, Du liebst nur mich."

„Mein Herr, mich täuschen Sie nicht durch diese Ausflüchte," versetzte der alte Parlamentsrath. „Sie vergessen, daß ich gewohnt bin, Schuldige zu verhören.

Ich habe errathen, daß Sie auf irgend eine gefährliche Unternehmung ausgehen, deren Kunde einen alten Vater und eine schwache Frau mit gerechtem Entsetzen erfüllen würde. Und es ist meine Pflicht und mein Recht, junger Mann, die Rathschläge meiner Erfahrung Ihnen, wenn es sein muß, aufzudringen, Ihnen zu verbieten, die Zukunft Ihres Kindes, das Wohl Ihrer Familie auf eine Karte zu setzen, die unser Aller Unglück sein kann."

„Aber — das Glück des Volkes! Wenn es die Noth des Ganzen erfordert, mein Vater, darf dann der Einzelne das Opfer scheuen?"

„Gehorsam ist besser, denn Opfer — Du kennst gewiß diesen heiligen Spruch. Gehorsam Gott, dem Herrn im Himmel, Gehorsam dem Könige auf Erden! Mein Sohn," fuhr der Greis mit weicher Stimme fort, „von acht Kindern bist Du nur mir geblieben, und Du bist aufgewachsen und gediehen in bester Zucht. Bedenke das Gebot: Ehre Vater und Mutter, denn das ist das erste Gebot, das Verheißung hat."

„Meine Mutter starb, indem sie mich segnete."

„Ja, Du warst ein guter, gehorsamer Sohn gegen sie, Du hast sie nie betrübt. Umsoweniger wirst Du also wollen, daß Dein greiser Vater mit Jammer über Dich zur Grube fährt."

„Gott erhalte Sie, mein Vater!" rief der junge Mann mit Inbrunst. „Aber es giebt Pflichten, die höher sind, als der kindliche Gehorsam. Oder that, um ein Beispiel aus ältesten Zeiten zu wählen, die Tochter der Herodias Recht, als sie auf das Geheiß ihrer Mutter das blutige Haupt Johannes des Täufers forderte? „Ihr Kinder, seid gehorsam Euren Eltern," steht geschrieben „aber — in dem Herrn." Und der Herr, der selbst für das tägliche Brot der Menschheit gebeten, hat befohlen: die Hungrigen zu speisen und welche es nicht thun, zu denen wird er sprechen: „Weichet von mir, Ihr Verfluchten! Ich bin hungrig gewesen und Ihr habt mich nicht gespeiset. Denn wahrlich ich sage Euch: Was Ihr nicht gethan habt, Einem unter diesen Geringsten, das habt Ihr mir auch nicht gethan."

„Mein Sohn, mißbrauche das Wort Gottes nicht, um Deinen kindlichen Ungehorsam, um die Uebertretung Deiner Unterthanenpflicht zu beschönigen. War nicht Christus selbst seinen Eltern unterthan, war er nicht gehorsam bis zum Tode, ja bis zum Tod am Kreuze? Wie kannst Du Dich vermessen, Gottes Ordnung zu widerstreben? Denn es ist keine Obrigkeit, ohne von Gott verordnet zu sein, und wer Gott fürchtet, soll nicht nur dem gütigen und gelinden Herrn, nein, wie der Apostel schreibt, auch dem wunderlichen Herrn unterthan sein."

Wie die Wogen an einem Granitberg, der unbeweglich aus dem Wasser starrt, so brachen sich alle Bitten, Ermahnungen und Beschwörungen an der Willensfeste des jungen Mannes.

„Gute Nacht, mein Vater! Gute Nacht, Angela!" sagte er kurz gefaßt, indem er nach der Thüre ging. „Morgen werden Sie mich dafür segnen!"

Da machte der Greis eine verzweifelte Anstrengung. Sein Alter und seine Gichtschmerzen vergessend, bewegte er sich mit den Schritten eines Automaten nach der Thür und vertrat seinem Sohne den Weg, und der Sohn wich mit einem ehrerbietigen Schauer zurück von dieser heiligen Schranke.

„Soll ich Dir sagen, Unglücklicher, wohin Du gehst? Du gehst in die Bastille und vielleicht auf das Schaffot!"

Ein Schrei des Entsetzens enthallte der Brust Angela's; halb ohnmächtig war sie zu den Füßen ihres Mannes niedergesunken.

„Ich gehe, wohin die erhabenste und glorreichste Menschenpflicht mich ruft," antwortete der junge Mann, während sein Blick aufzuflammen schien in überirdischem Feuer. „Ist die Erfüllung dieser Pflicht mein Untergang, nun — dann, mein Vater, erinnern Sie sich, daß es jenseits eine Palme giebt für Märtyrer!"

„Du hast nicht das Recht, nach dieser Palme zu streben," versetzte der alte Parlamentsrath, ein unerschütterlicher Wächter des Ausganges. „Du stehst nicht allein, Dein Fall reißt Frau und Kind mit in den Abgrund, Deinen Vater in's Grab. Du kommst nicht von dannen, es sei denn, daß Du uns zertrittst mit Deinen hinausschreitenden Füßen."

„Nein, Du wirst nicht gehen!" schrie Angela, sich mit überweiblicher Kraft an ihren Mann klammernd.

Das Kind weinte, weil es seine gute Mutter weinen sah; es streckte kläglich die kurzen Arme in die Höhe, als wolle es seine Bitten mit denen seines Großvaters und seiner Mutter vereinigen, um den Vater zurückzuhalten von einer Gefahr, deren Furchtbarkeit der Instinct den Kleinen fast begreifen ließ.

Einen Augenblick stand der glühende Vertheidiger des Volkswohles gehemmt, und sein Gesicht brannte im Widerschein der grellen Gefühle und Gedanken, die in seinem Innern aneinander blitzten.

Da schallte plötzlich von der Straße herauf ein kurzer eigenthümlicher Ruf, der in dem einen Worte „Brot!" bestand und sich wie ein Signal anhörte.

Mit diesem einen Worte kam ein neues wildes Leben über den jungen Mann. Seine erhabene Stirne schien sich mit einemmale noch höher und breiter zu spannen, seine Gestalt schoß auf, seine Brust schwoll zum Zerspringen.

„Hören Sie, mein Vater?" rief er. „Es giebt eine Stimme, mächtiger noch als die Stimme der Familie — es ist der Nothschrei eines großen Volkes, das um Brot fleht! Es ist das Pflichtgebot der Menschenliebe, das mich ruft, ich muß gehorchen!"

Er hatte den Greis auf seinen Arm genommen und trug ihn wie ein leichtes Kind in den Lehnstuhl; alsdann stürzte er, ohne rückwärts zu sehen, davon.

„Fluch Dir! Fluch Dir, ungerathener Sohn!" donnerte der Greis mit letzter Kraft, wie um den Enteilenden mit seinem Vaterfluche zu bannen, welchem der Volksmann so energisch trotzte.

„Mein Gott, habe Erbarmen mit ihm und uns!" hauchte Angela, mit ihrer Hand den Mund des ergrimmten Vaters bedeckend.

Währenddem war der junge Beaumont in die dunkle einsame Straße hinabgestiegen, wo der Mann aus dem Volke, den er am Morgen bei der Kornhalle mit dem Namen Boyrel angeredet, ihn schon ziemlich lange erwartete. Die beiden Vertrauten schlugen stumm den Weg nach der Vorstadt Saint-Honoré ein. Beaumont ging mit gesenktem Haupte; seine Hand hatte sich in den Busen geschoben und drückte das pochende Herz, wie um den heftigen Schlag zu lähmen. Von Zeit zu Zeit entblößte er seine fieberheiße Stirn, damit die frische Nachtluft sie kühle.

„Du hast auch Familie, Boyrel?" fragte er plötzlich seinen Gefährten, nachdem sie eine Strecke zusammengegangen waren.

„Ja," war die schwermüthige Antwort, „eine Frau, welche die Hände ringt, wenn ich des Abends kein Brot nach Hause bringe, und Kinder, die weinen, wenn sie sich hungrig auf ihr Strohlager legen müssen."

„Beaumont wurde wieder schweigend und nachdenkend. Endlich brach er in einen tiefen Seufzer aus, der sein gepreßtes Innere zu lüften schien, und er sagte, indem er den Arm seines Gefährten drückte:

„Boyrel! Es wäre besser, wir stünden allein, wir hätten nicht Frau und Kind."

„Was ich thue, thu' ich für Frau und Kind."

„Du hast Recht, Boyrel, Ihr Alle für Frau und Kind! Und ich —" flüsterte er vor sich hin — „gegen Frau und Kind, für das Volk! Der Vater im Himmel gebe seinen Segen, denn mein Vater auf Erden hat mir geflucht! Und ich — o, ich mußte diesem entsetzlichen Fluche trotzen!"

Mittlerweile hatten sie die Vorstadt Du Roule erreicht. Diese ganze, heute so bevölkerte Stadtgegend von Paris lag damals noch öde und leer; einzelne zierliche Häuser ausgenommen, die geheimnißvoll hinter dichtem Laubwerk hervorlauschten und mit Mauern und Gittern versperrt waren. Den Tag über schienen diese netten Lusthäuser ganz verlassen, die Fensterläden und Gitter waren fest verschlossen, nichts brach die Stille der heimlichen Umgebung, und man sah höchstens alte Frauen mit verstohlenem Wesen oder Bediente ohne Livree aus- und einschleichen.

Aber mit Einbruch der Nacht ward es lebendig und schimmernd in den Klausen des schwelgerischen Reichthums. Lichter blitzten durch die Fenster in die Ferne, und die gedämpften Töne einer süßen, weichen Musik fielen in das Ohr des Verspäteten, der zufällig da vorüberging. Wagen ohne Laternen und ohne Wappen hielten vor den vergoldeten Gittern, die wie von selbst aufsprangen und sich ebenso wieder schlossen. Dunkle Gestalten schlüpften hinein, wo eitle Genußsucht ihre Orgien oft bis zum hellen Morgen feierte.

Eines dieser Lusthäuser war es, nach welchem Beaumont und sein Gefährte ihre Schritte lenkten. Die strahlenden Fenster dienten ihnen als Wegweiser.

Jetzt hatten sie die kleine Mauer erreicht, welche sich um die luxuriöse Einsiedelei zog, und sie standen still und schauten um sich, als vermutheten sie Jemanden in der Nähe.

In der That trat ein Mann aus dem Schatten der Mauer zu ihnen mit der halblauten Frage:

„Was wollen Sie?"

„Brot!" antwortete Boyrel ebenso geheimnißvoll, und nachdem er dem Frager noch einige Worte in das Ohr gesagt, gab dieser ein Zeichen, auf welches sich eine Anzahl von Männern näherte, die in einiger Entfernung geharrt hatten, und deren Stärke nur aus dem Schall ihrer Tritte zu erkennen war.

„Es ist doch Alles bereit, meine Freunde?" fragte Herr von Beaumont.

„Ja," war die Antwort. „Alle Bureaux sind umzingelt, um sie mit dem Glockenschlage Eilf zu überrumpeln."

„Damit es kein Aufsehen giebt vor der Zeit," fügte ein Anderer hinzu, „haben sich unsere Mitverschworenen, wie Sie befohlen, in einzelne Gruppen vertheilt, die sich im Augenblicke des Angriffes zusammenziehen."

„Recht, meine Freunde," versetzte Beaumont. „Während die Männer aus dem Volke sich dort aller Bücher und Papiere der verschiedenen Kornwucherer bemächtigen und hauptsächlich aller Urkunden des Hungervertrages, versichern wir uns hier der Aufkäufer, um sie morgen mit den schreienden Beweisen ihrer Schuld vor die Schranken des Parlaments zu schleppen. Vergeßt nicht, was Ihr mir geschworen habt: dem Urtheile des höchsten Gerichtshofes in keiner Art vorgreifen zu wollen. Leider bedarf es eines so furchtbaren Schlages, eines Schlages, der in ganz Frankreich widerhallt, um die mächtigen Gönner der Kornwucherer zu zwingen, die Elenden preiszugeben und sie dem Gesetze verfallen zu lassen. Hätte ich sie wieder allein angegriffen, leicht würden sie, wie früher, die Stimme des Einzelnen erstickt haben; ja, wäre es mir auch durch Verstellung gelungen, Herr ihres schändlichen Geheimnisses zu werden, sie hätten durch ihre mächtigen Connexionen mich sammt dem Geheimnisse in die Bastille gebracht, und — die Bastille, das wissen wir Alle, schweigt wie das Grab! Nur ein Gewaltstreich konnte das Volk, konnte Frankreich aus der Verzweiflung retten, welche diese Wucherer über Euch heraufbeschworen haben: Verschwörung gegen Verschwörung! Aber ja keinen Mißbrauch der Gewalt, zu deren Anwendung wir genöthigt worden! Die Aufkäufer, alle sind im Lusthause Malisset's versammelt, der ihnen ein Fest gibt, dessen Kosten das — Volk morgen durch eine Steigerung

der Kornpreise tragen soll. Wir werden uns ihrer Personen bemächtigen, aber wir werden ihr Leben schonen."

„Sie haben uns auch nicht geschont," fiel eine murrende Stimme ein.

„Das Parlament wird sie richten," fuhr Beaumont gebieterisch fort. „Wehe, wer Verbrechen mit Verbrechen vergilt! Ich habe den Schwur des Volkes, meinen Anordnungen gewissenhaft zu folgen — verflucht sei, wer seinen Eid nicht



Nach der Bastille ziehende Volkshaufen. (Seite 1135.)

hält. Ich gehe jetzt hinein zu den Kornwucherern, sie vollends sicher zu machen. Wenn die Stunde der Entscheidung geschlagen, werde ich Euch das Signal aus dem Fenster dort geben. Muth und Mäßigung, meine Freunde!"

Ein Gemurmel der Zustimmung schloß sich den Worten des jungen Mannes an, den man mit entblößtem Haupte zugehört hatte.

Beaumont kehrte, von einem neuen Gedanken berührt, noch einmal um. „Ist nicht ein gewisser Pichot unter Euch?" fragte er dringend.

Der Name lief von Mund zu Mund, aber ohne daß Einer aus der Menge sich als Träger desselben gemeldet oder diesen auch nur gekannt hätte.

„Sonderbar!" sagte Beaumont, indem er den Kopf sinken ließ. „Etwa begegnen sich auch hier Verschwörung gegen Verschwörung?"

Dann warf er einen hastigen Blick ringsum. Doch nirgends einen Anlaß zum präciseren Verdachte wahrnehmend, grüßte er die Männer aus dem Volke mit Würde und Herzlichkeit und schritt auf das vergoldete Gitterthor von Malisset's Lusthause zu, nachdem er ihnen noch einmal eingeschärft hatte, um elf Uhr schlagfertig zu sein.

3. Die Jagd nach dem Hungervertrag.

Das Lusthaus des fetten Steuerpächters und Kornwucherers, Herrn Malisset, war mit einer Pracht eingerichtet, die der schmucken, lüsternen Außenseite im reichsten, ausschweifenden Maße entsprach.

Sanfte, wollige Decken, die keinen Schritt hören ließen, lagen auf den Stufen der Treppen von Citronenholz, und Tischler und Bildhauer schienen mit der Ausschmückung ihre Meisterstücke gemacht zu haben. Die schweren Falten der Damastvorhänge schlugen jäh und geräuschlos auseinander und bauschten ebenso wieder hinter den Eintretenden zusammen.

Flinke und schweigsame Diener, die an die stummen Verschnittenen des Serails erinnerten, flogen hin und her, jedem Winke zuvorkommend, jeder Caprice fröhnend. Ein berauschender Duft von Blumen, die man nicht gewahr wurde, erfüllte die mattwarme Luft dieses feenhaften Lustsitzes. Eine Musik, unsichtbar wie die Blumen und süß und schmelzend wie ihr Duft, wehte von Zeit zu Zeit sinnberückend in die Gemächer und verschwamm harmonisch mit der zauberischen Umgebung. Hunderte Wachskerzen flammten auf kostbaren Candelabern von Silber und Krystall, nach allen Seiten hin Ströme von Licht ergießend.

Zumal das Gesellschaftszimmer war der Gipfel des Luxus, der hier seine ganze Prunkfülle, alle seine blendenden Raffinements abgeboten hatte. Wohin man sah: Tapeten von Seide, Polster von Sammet, Gebilde von Bronze und Marmor, Perlenstickereien und goldene Verbrämungen, die Spiegeltischchen überladen mit jenen namenlosen zierlichen Tändeleien, von denen jede einzelne das Vermögen einer ehrbaren Familie aufwog.

An den Wänden befanden sich Fresco-Malereien von berühmten Meistern. Von der Decke oben schien eine Venus, schwebend in einem von zwei weißen Tauben gezogenen Götterwagen, die Gäste mit ihrem Lächeln und einem Blumenregen zu überschütten. Auf dem Tafelwerk hatte der berühmte Maler Boucher, mit Unrecht der „Maler der Grazien" genannt, jene koketten Schäferscenen dargestellt, die von der Verderbtheit des schlüpfrigen Zeitalters zeugten, in welchem die Kunst nicht minder im Verfall war als die Sitte. Und als ob alle diese Herrlichkeiten dem Millionär und seinen Genossen noch zu einfach wären, streckten sich rings helle Spiegelgläser empor, welche dieselben strahlend zurückwarfen und sie bis in's Unendliche vervielfältigten.

Die Gesellschaft selbst war wie für dies „Rococo-Paradies" gemacht. Aufgequollene, gleißende Steuerpächter, die, von Spitzen und goldenem Geschmeide eingefaßt, am Pranger der Mode zu stehen schienen und deren schwappelnde Bäuche glauben ließen, daß diese Menschenklumpen nicht aus Erdreich, sondern vielmehr aus dem Steinreich und Fett geschaffen. Um sich Bewegung zu machen und besser zu verdauen, schlugen sie laute Gelächter auf, daß ihre kostbaren Breloquen, welche ihnen zur Weste heraushingen, davon schüttelten. Auch ein runder

Abbé mit frisirtem Haar und nach Bisam riechend, fehlte nicht — der kleine Ueberall und Nirgends der damaligen französischen Gesellschaft, der niemals Fasten feierte und gewöhnlich den Ton der frivolen Unterhaltung angab. Zwei oder drei Damen in glänzendem Atlas, das Aeußere verbuhlt und stumpf, die Augen wie geronnen, lehnten schlaff in vergoldeten Ruhesesseln, nahe dem Feuer, das ihnen selbst ausgegangen schien, und sie zierten sich, indem sie von neuen Moden, Bällen und anderen schönen Dingen schwatzten.

Der Hausherr, in einer Ecke des Saales, führte eben ein hitziges Gespräch mit einem andern Finanzmann, der in jeder Hinsicht ein würdiges Seitenstück zu Malisset bildete und zu Allem, was dieser sagte, den dicken Kopf schüttelte.

„Ich bleibe dabei, Malisset, daß es sehr gewagt von Ihnen ist, diesen Herrn von Beaumont in unsere Karte blicken zu lassen —"

„Wenn ich Ihnen aber sage, mein lieber Rousse," unterbrach ihn Malisset ungeduldig, „daß ich für ihn stehe. Er hat mir das Leben gerettet —"

„Pah, nachdem er uns dasselbe durch seine heftigen Angriffe vergällt hat. Er war die ganze Zeit unser bitterster Feind und soll nun mit einemmale unser vertrauter Freund werden? Malisset, lassen Sie uns keine Dummheit begehen!"

„Ich weiß, was ich thue," versetzte Malisset sich ereifernd. „Es ist wahr, er hat sich uns furchtbar gemacht durch Schriften und Reden, aber nur, um sich desto theurer zu verkaufen. Glauben Sie, daß wir allein speculiren können und sollen wir ein so brauchbares mercantilisches Talent zurückweisen? Bedenken Sie doch: Große Geister begegnen sich!"

„Hören Sie, Malisset, die Sache ist zu ernsthaft, um einen Spaß damit zu treiben."

„Beaumont ist Schriftsteller, ein Mann von Geist und ich liebe einmal die Leute von Geist, gehe gern mit ihnen um, denn das giebt ein gewisses Relief."

„Ich liebe wieder das Geld und hasse darum den Geist. Rivalisiren doch Beide miteinander, wollen sie doch Beide die Welt regieren, sind also natürliche Gegner. Unser guter König Ludwig hat Recht, wenn er Ihren geistreichen Schriftstellern sagt: Sie werden die Monarchie zu Grunde richten."

„Ich weiß, ich weiß, es ist thatsächlich ein Ausspruch Ludwig's des Fünfzehnten; aber — das Blatt hat sich gewendet. Beaumont wird nun für uns schreiben, wie er früher gegen uns gewettert. Ihre Monarchie, lieber Rousse, würde auch nicht zu Grunde gehen, wenn unsere geistreichen Schriftsteller anstatt dagegen, dafür schrieben. Kurz, ich behaupte steif und fest, der Uebertritt des Herrn von Beaumont wird uns in der Oeffentlichkeit von unberechenbarem Nutzen sein; denn — ein Sünder, der Buße thut, macht bekanntlich mehr Effect, als zehn Gerechte, und damit er nicht zurück kann, habe ich ihn heute im Angesichte des Volkes, wie Cortez, seine Schiffe verbrennen lassen. Hahaha!"

Der fette Finanzmann war offenbar zum Mäcen geboren, denn er gab den Witz des Mannes von Geist, dessen Gönner er war, mit hohler, aber dreister Stirn für den seinigen aus. Vielleicht wucherte er auch blos damit zum Besten seines Schützlings, da die Leute von Geist es in der Regel schlecht verstehen, ihr Talent zinsbar zu machen und leider die Zeiten der alten Griechen um sind, bei denen ein „Talent" die Bedeutung schwerer Gewichte und hoher Goldsummen hatte.

„Herr von Beaumont!" meldete jetzt ein Diener.

Dieser Name schlug wie ein Blitz in die Gesellschaft. Die Damen, bisher nachlässig hingeworfen, setzten sich gerade und spannten den Hals nach dem Eintretenden hin. Der Abbé, dessen spöttischer Mund soeben wieder von einer Zweideutigkeit übergelaufen, die weder ihn, noch die Frauen erröthen machte, verstummte

und zog ein langes, ernsthaftes Gesicht. Die Anderen, welche Triktrak gespielt, sahen mit vergrößerten Augen von dem Brette auf.

Der junge Beaumont grüßte mit dem feinen, geschliffenen Anstande eines Weltmannes. Seine Haltung, sein glattes Lächeln verrieth keine Verlegenheit Angesichts der Personen, denen er so lange feindselig gegenüber gestanden.

Malisset näherte sich ihm in seiner derben Art, nahm ihn bei der Hand und rief, Herrn von Beaumont den Gästen vorstellend:

„Hier, meine Herren, sehen Sie unseren Cato, den strengen Philosophen, der zu viel Geist hatte, um uns ewig den Krieg zu erklären. Empfangen wir ihn mit offenen Armen. Ich will mit gutem Beispiele vorangehen — an mein Herz, Bundesgenosse und Lebensretter! Hahaha!"

Beaumont lachte mit, und dieser etwas cynische Empfang trug nicht wenig dazu bei, den früher zwanglosen Ton wieder zum herrschenden in der Gesellschaft zu machen.

„Wer hätte diese Eroberung vermuthet," bemerkte Rousse nicht ohne Gift, „man hatte uns gesagt, daß Sie uns unendlichen Haß geschworen?"

„Sie wissen," versetzte Beaumont eben so, „wie wenig ein Schwur in unseren Tagen zu sagen hat."

„Wozu die Complimente?" fiel Malisset ein. „Nach dem Essen werden wir die Friedensartikel näher besprechen. Bis dahin erlauben Sie mir, mein lieber Herr von Beaumont, Sie mit diesen Damen bekannt zu machen."

Die erste Bewegung des jungen Mannes war, sich mit Abscheu wegzuwenden; doch er sah nach der kostbaren Muschel-Pendule, die den Kamin zierte. Der Zeiger wies erst auf zehn Uhr. Er folgte also seinem Wirth zu den geschmückten Koketten und erschöpfte sich in den schwülstigen Complimenten gegen sie, wie sie damals Mode waren.

Bald ging es zur Tafel, die im anstoßenden Speisesaal gedeckt war. Die feinsten Gerichte, die seltensten Leckereien dufteten auf herrlichem Silber- und Porzellangeschirr. Das Feuer und die Perlen der edelsten Weine brachen sich an dem Schliff kunstreicher Krystallgläser. Die geheimnißvolle Musik sang fortwährend ihr verführerisches Sirenenlied. Ein köstliches Festmahl, dessen sich kein Fürst zu schämen gebraucht hätte, folgte.

Die Pendeluhr im Salon hatte halb geschlagen. Beaumont horchte gespannt, damit er „eilf Uhr" nicht überhöre in der Tafelmusik, in dem Gläserklang und schallenden Gelächter ringsum.

„Lassen wir es uns schmecken," rief jetzt Malisset. „Das Volk bezahlt Alles!"

„Es lebe die Canaille!" schrie der drollige Abbé, sein Glas schwingend.

„Ja," stimmte Herr Rousse bei, dessen Bedenklichkeiten von vorhin der Wein übertäubt hatte. „Das gute Volk von Frankreich soll leben, hoch leben!"

„Wenn es auch vor Hunger stirbt," unterbrach ihn Malisset lachend.

„Ruhe!" schrie Rousse, indem er mit dem silbernen Messer an seine Flasche hämmerte. „Ich will eine Gesundheit ausbringen. Feierliche Stille, wenn ich bitten darf . . . Abbé, so halten Sie doch den Mund."

Alle schwiegen.

Die Uhr im Salon schlug Eilf.

„Auf das Wohl des Volkes!" rief der Kornwucherer, indem er sich und sein Glas erhob.

Da schmetterte Beaumont sein Glas zu Boden, mit den Alles durchbebenden Worten:

„Das Volk wird sein Wohl selbst trinken — mit Ihrem Weine und aus Ihren Gläsern, meine Herren!"

„Was haben Sie denn, mein lieber Beaumont?" fragte Malisset. „Sie wollen die Tafel schon verlassen?"

„Ich verlasse diese Tafel," fuhr der junge Mann donnernd fort, an ein Fenster tretend und dasselbe aufstoßend, „weil dieser Wein die Thränen eines unglücklichen Volkes enthält; weil der Klang dieser Gläser, dieses Gelächters, dieser Musik in meinen Ohren nicht die Verwünschungen einer Million Familien übertönen, die nach Brot schreien — weil Ihr Alle verruchte Missethäter seid und diese Glocke, die soeben geschlagen, für Euch die Armesünderglocke ist!"

„Der Mensch ist von Sinnen!" sagte einer der Kornwucherer mit lallender Zunge.

„Ihr waret von Sinnen, da Ihr mich für Euren Mitschuldigen hieltet!" sprach Beaumont weiter, hoch aufgerichtet am offenen Fenster. „Ist Euch denn niemals bei Euren nächtlichen Schwelgereien eingefallen, daß das Volk, dessen Noth Ihr im Rausche Eurer Gelage, in den Armen Eurer Maitressen spottet, daß das Volk plötzlich einmal als ungebetener Gast kommen könnte, um Eure festliche Tafel in ein Henkermahl zu verkehren, um seinen Rachedurst in Eurem Blute zu stillen? — Laßt sehen, ob Eure Krystallgläser nicht zerbrechen an den klappernden Zähnen, ob Euer Lachen, Eure Musik nicht verstummt vor des anstürmenden Volkes Zetergeschrei: Brot! Brot!"

Dieses Losungswort, das Beaumont mit aller Kraft zum Fenster hinausrief, weckte im Augenblicke ein furchtbares Echo von tausend Stimmen, die Alle drohend wiederholten:

„Brot! Brot!"

Zu gleicher Zeit wurde das äußerste Gitter gesprengt. Der Aufruhr kam näher und näher. Schon lärmt der gewaltsame Einbruch im Innern des Lusthauses und die Schritte der Masse stampfen die Treppen.

Die Damen waren halb ohnmächtig, die Trunkenen nüchtern geworden.

„Wir sind verrathen!" schrie Malisset mit Entsetzen. „Retten wir uns durch die Flucht!"

Und er stürzte nach einer Seitenthür. Doch dort bewachte Beaumont mit gezogenem Degen den Ausgang, indem er rief:

„Niemand kommt von hinnen! Ihr Alle werdet das Volk erwarten —"

„Barmherzigkeit!" beschwor Malisset den jungen Mann, indem er vor ihm auf die Knie fiel. „Retten Sie uns und wir geben Ihnen so viel Gold, als dieses Zimmer faßt!"

„Retten Sie uns!" stimmten die anderen Kornwucherer flehentlich bei. „Wir lohnen es Ihnen mit unserem Vermögen!"

„Dieses Vermögen gehört dem Volke, das Ihr ausgeplündert habt," versetzte Beaumont mit Verachtung und mit erhöhter Stimme rief er: „Hierher, meine Freunde, hierher!"

„Wir sind verloren!" schrie Malisset. „Mich hassen sie am meisten, mich werden sie zuerst umbringen!"

„Das Volk wird keinen Tropfen Eures Blutes vergießen," sprach der junge Mann, indem er seinen nackten Degen über Malisset hielt. „Nein, das Volk wird dem Henker nicht vorgreifen. Es verabscheut Euch zu sehr, um Euch eines ehrlichen Todes sterben zu lassen, um Euch dem Pranger, dem gesetzlichen Tode auf dem Schaffote zu entziehen! Euer Tod darf nicht als plötzliche Rache erscheinen, nein, es muß die langsame, schmachvolle Strafe des Gesetzes sein!"

Gleich einem reißenden Strome, der plötzlich seine Dämme durchbrochen, drang das Volk ein.

Doch wie heftig auch die Erbitterung der Verschworenen war, sie standen einen Augenblick betroffen vor der feenhaften Pracht, die ihnen entgegenstrahlte,

und Einzelne schienen sich gar nicht zu getrauen, in ihrem groben verwilderten Anzuge diese Zauberstätte des Reichthums zu betreten.

„Nur näher, meine Freunde!" rief Beaumont wie ein Triumphator, der die gewonnenen Trophäen zu seinen Füßen hat. „Der Anfang unseres Werkes ist vollständig gelungen. Wir haben mit einem Netzwurf alle die Kornwucherer gefangen, die seit so vielen Jahren das Verderben Frankreichs sind. Seht" — fuhr er fort, auf Einen deutend, der die Hände vor die Augen geschlagen, um nicht den Anblick der schrecklichen Männer aus dem Volke zu haben — „dieser da ist Perrichot, der Pächter der Hungersnoth in den Provinzen Berry, Picardie, Normandie, Bretagne, Touraine und Anjou. Das hier ist Rousse, der die Entvölkerung der Provinzen Brie, Beauce, Burgund und Champagne gepachtet hat. Der Andere da ist Trudaine von Montigny, der ein Handelsbuch auf sein geschändetes Wappenschild gedeckt hat, derselbe Finanzpächter, der sich rühmt, das Volk am besten „Geld schwitzen" zu lassen. Ferner ist Herr Cromot, der Buchhalter des Generalcontrolors, und Goujet, der Hauptcassirer des erwucherten Sündengeldes. Dieser hier endlich, der sich so erbärmlich zu Euren Füßen windet, ist Malisset, der bankerotte Bäcker aus der Straße Baudrier, der, bevor er seinen Nächsten das Brot stahl, es ihnen nach falschem Gewichte verkaufte; Malisset, der erste Unterzeichner, der verantwortliche Geschäftsführer, der eigentliche Anstifter des Hungervertrages. Ich hatte sie Euch Alle versprochen — zählt nach — hier sind sie!"

„In den Tod — in den Tod mit ihnen!" schrien Einzelne aus dem Volke.

„Nein!" rief Beaumont, indem er den Bedrohten mit seiner Person zum Wall diente. „Erinnert Euch Eures Schwures. Wir haben uns dieser Geißeln, welche unser schönes Vaterland verwüsten, nur bemächtigt, um sie dem höchsten Tribunale Frankreichs — dem Parlamente zu überantworten. Wir werden sie diese Nacht in Verwahrung nehmen, um sie morgen mit den Beweisen ihrer Schuld vor die Schranken des Parlaments zu stellen."

„Aber solche Beweise existiren ja gar nicht," sagte Malisset aufathmend, als er vernahm, daß die Verschworenen den Gesetzen das Strafgericht überlassen wollten. „Dieser Vertrag, dessen man uns so feindselig zeiht, ist nur eine boshafte Erfindung. Sie werden Ihre Uebereilung bereuen, Herr von Beaumont!"

„Herr Malisset glaubt also," versetzte der junge Mann mit zerknirschender Ironie, „ich hätte diesen Gewaltstreich gegen die Kornwucherer unternommen, ohne mich zuvor von dem Vorhandensein der Beweise überzeugt zu haben, die allein den Volksaufstand, dessen Haupt ich bin, erklären und entschuldigen können? Nun, mein hochschätzenswerther Herr Malisset — der Hungervertrag existirt! Er ist datirt vom achtundzwanzigsten August 1765 und Sie und vier Andere haben ihn unterschrieben. O, ich arbeite schon lange für die Sache des Volkes, ich habe auch meine geheime Polizei gehabt; ich habe auch bestochen und erkauft mit dem Golde, das ich meiner Familie, meiner Haushaltung entzog, um es für die große verarmte Familie des Staates zu verwenden. Schon habe ich wichtige Papiere und Zeugnisse gegen Sie in Händen, aber sie sind mir nicht genug, denn der Stein, den ich auf Sie werfe, soll Sie zermalmen! — Es ist der Hungervertrag selbst, mit dem ich vor Ihre Richter treten werde! — Während ich hier spreche, ist das Volk auf dem Wege nach den Bureaux der Kornwucherer, um sie zu stürmen und Hausdurchsuchung zu halten bei Ihnen Allen, die Sie bei diesem schändlichen Handel betheiligt sind. In einer Stunde, hören Sie, in einer Stunde, werden die Documente, die Sie im Eingeweide der Erde vergraben glaubten, in meinen Händen sein. O, daß ich diese Todtenscheine der Hungersnoth in's Unendliche vergrößern und ausgespannt halten könnte über ganz Frankreich! Jetzt giebt es keine Ausflucht mehr für Euch, keine Gönner, keine Richter, die wagen

werden, Euch freizusprechen. Hättet Ihr auch Festungen, Armeen für Euch — keine Rettung giebt es für Euch; denn ich habe den unfehlbaren Blitz, der Euch zerschmettert!"

Malisset war vernichtet auf einen Sessel gesunken.

„Wir sind verloren!" brach er unwillkürlich aus.

„So mußt' es kommen," murmelte Herr Rousse. „Ich hab's vorher gesagt — dieser Beaumont ist unser böser Geist!"

Mittlerweile hatte sich ein Mann, der soeben eingetreten, durch die Menge bis zu Beaumont gedrängt, dem er einige Worte zuflüsterte, die ihn sichtbar erschreckten.

„Seid Ihr dessen auch gewiß?" fragte Beaumont leise.

Der Bote, dessen Stirn infolge des langen Weges von Schweiß tropfte, versicherte, daß die überbrachte Nachricht nur zu wahr sei.

Der junge Mann befahl ihm Stillschweigen an und wandte sich an die Menge, welche sich als Leibwache um die Kornwucherer geschaart hatte.

„Meine Freunde, ich gehe jetzt, da meine Gegenwart bei der Einnahme der Bureaux nöthiger sein dürfte. Ich werde unsere Kameraden dort anfeuern, indem ich ihnen den glücklichen Erfolg mittheile, den wir hier gehabt. Was Euch betrifft, Ihr haftet mir mit Euren Köpfen, bei dem Wohl Eurer Familien, Eures Vaterlandes, für die Männer, welche ich in Eurer Verwahrung zurücklasse. Das Parlament wird sie morgen im Namen Frankreichs, im Namen des Königs von Euch fordern."

„Aber," bemerkte einer der Verschworenen mit rauher Stimme, „wenn es wahr ist, daß — wie das Gerücht geht — der König den Hungervertrag selbst mitunterzeichnet hat in seinem Hirschpark, so wird er dem Parlament befehlen, die Kornwucherer freizulassen und das Parlament wird gehorchen. Wäre es nicht besser, wir thäten die Leuteschinder auf der Stelle ab?"

Diese Meinung fiel wie ein zündender Funke in die Masse und drohte im Augenblick zur hellen Mordflamme aufzulodern. Die hohlen Augen der Männer, aus denen das entmarkende Elend sprach, rollten im tödtlichen Hasse und die hageren, schwieligen Hände hatten sich zu Fäusten geballt.

Beaumont beeilte sich, den Eindruck dieses gefährlichen Vorschlages zu löschen. Verweisend sagte er zu dem Sprecher:

„Ihr täuscht Euch, der König weiß nichts von dem abscheulichen Mißbrauche, den diese Elenden mit seinem Namen treiben. Aber König Ludwig wird Alles erfahren und er wird nicht zögern, die Lästerung seiner Majestät und Eure Leiden an den Kornwucherern zu rächen. Ueberdies besteht das Parlament aus ehrenwerthen, gerechten Männern, die, Ihr wißt es, selbst einen Streit mit dem König nicht scheuen, und das Parlament wird die Aufkäufer verdammen, sobald wir morgen feierlich die Beweise ihres Verbrechens vorzeigen. Man soll nicht sagen, daß das Volk wie ein Meuchelmörder zu Werke gegangen. Eben weil Ihr eine gute und gerechte Sache zu vertheidigen habt, laßt Ihr Eure Feinde öffentlich durch das Gesetz vertheilen, damit ihre Schmach desto allgemeiner sei."

„Ja, ja!" riefen alle Stimmen.

„Und diese Kebsweiber da?" fragte Einer aus dem Volke, indem er auf die Freudengenossinnen der Kornwucherer deutete, die trotz der Schminke bleich vor Entsetzen geworden.

„Es sind vielleicht Töchter aus dem Volke, die das Gold der Reichen verführt hat," sprach Beaumont würdevoll. „Laßt uns ihnen wie Christus sagen: „Gehet hin und sündiget hinfort nicht mehr!"

Die Frauen entfernten sich schweigend, ohne einen Blick hinter sich zu werfen.

Beaumont nahm nun Boyrel, seinen Vertrauten, bei Seite und sagte leise zu ihm:

„Boyrel, ich empfange keine guten Nachrichten von unseren Angriffen auf die Bureaux. Ich muß selbst nachsehen. Du hast Einfluß auf Deine Gefährten; beaufsichtige sie während meiner Abwesenheit, damit sie nicht etwa Unfug treiben, oder einen Schuldigen entschlüpfen lassen."

„Ich bürge dafür," antwortete Boyrel.

„Auf morgen also, meine Freunde!" rief der junge Mann. „Morgen werdet Ihr zwei der wichtigsten Dinge erlangen — Gerechtigkeit und Brot."

„Brot! Brot!" wiederholte die Menge gleichsam zum Abschiedsgruß.



Theroigne de Mericourt. (Seite 1143 und 1151.)

Beaumont entfernte sich schnell mit dem Boten und als sie das Lusthaus hinter sich hatten, fragte er gedämpft, ohne seine großen Schritte zu verkürzen.

„Also verrathen?"

„Ich fürchte es, Herr. Denn als der Trupp, unter dem ich mich befand, auf die Kornkammer in der Straße Notre-Dame des Victoires losging, blitzten uns plötzlich in der Dunkelheit Bajonnette entgegen, und man rief uns drohend zu: „Zurück!"

„Es wird die gewöhnliche Nachtwache gewesen sein," murmelte Beaumont.

„Hm, das glaubten wir zuerst auch. Aber da wir von der anderen Seite der Straße vorrücken wollten, ging es uns ebenso. Die ganze Straße von Notre-Dame war voll Soldaten."

„Himmel! Das ist ja unmöglich! Ihr habt Euch getäuscht in der Dunkelheit, der Schreck hat Euch einen Streich gespielt. Wir sind nicht verrathen — wir können nicht verrathen sein! Denn," fuhr Beaumont mit Energie fort, als stärke er sich selbst an diesem Gedanken, „sonst würde man mich, den Anstifter, zuerst verhaftet haben, man würde das Lusthaus Malisset's vor allem Andern mit bewaffneter Mannschaft umgeben haben. Seht Ihr, daß Ihr Euch getäuscht habt?"

„Es ist möglich, daß die Polizei die Anzeige von der Verschwörung etwas spät erhalten hat und sie ist nun zuerst dahin geeilt, wo der Schutz am Nöthigsten. Sie wissen wohl besser als wir, mein Herr, daß der Polizei und denen, die ihr zu

befehlen haben, an der Geheimhaltung der beweisenden Papiere fast ebensoviel liegen muß, als —"

Eine ungestüme Bewegung des jungen Mannes machte seinen Begleiter erstaunen und ließ ihn erkennen, daß er das Rechte getroffen.

„Es ist unmöglich!" wiederholte Beaumont, den Gedanken eines Verräthers gewaltsam von sich stoßend. „Sollte denn gar Pichot? — Doch nein! sein glühender Haß gegen die Kornwucherer, sein Mordanfall auf Malisset! — Und gleichwohl ist er nicht gekommen."

Er wurde still und wechselte kein Wort weiter mit seinem Gefährten, bis sie zusammen die Ecke der Straße von Notre-Dame erreicht hatten. Die Laternen waren zerbrochen und eine dichte Dunkelheit herrschte.

Im Augenblicke, als sie in die Straße einbiegen wollten, rief eine rauhe Stimme:

„Wer da? — Zurück!"

„Es ist die Wache," sagte Beaumont, der selbst der offenbaren Gewißheit gegenüber noch zweifelte, und er suchte vorzudringen, indem er die gewöhnliche Formel zur Antwort gab.

„Zurück! Zurück!" wiederholte der Soldat.

Beaumont widersetzte sich. Da fiel ein Schuß und bei dem aufleuchtenden Pulverblitze sah der junge Mann, der nicht verwundet worden, wirklich die ganze Straße von den Soldaten besetzt. Es hatten die Truppen zu den Waffen gegriffen und verbreiteten sich schon nach allen Richtungen, um die Anstifter des Lärmes zu verfolgen. Es gelang den beiden Männern, unter dem Schutze der Finsterniß zu entkommen.



Die französische „Eiserne Maske". (Seite 1135.)

„Noch ist nicht Alles verloren," sagte Beaumont, nachdem sie eine Strecke gelaufen waren. „Diese Kornkammer war nicht die einzige, auf die wir es abgesehen, und wenn nur Eines der vielen Bureaux in unsere Hände fällt, so haben wir gewonnen. Da ist das Haus des Kornwucherers Rousse in der Straße Petit-Bourbon. Dort muß sich eine Abschrift des Hungervertrages befinden — ich möchte dieses Papier mit dem Blute aller meiner Adern bezahlen. Dahin wollen wir, Bruder!"

Der Mann aus dem Volke schüttelte traurig das Haupt und murmelte:

„Das ganze Stadtviertel Saint-Sulpice soll von Soldaten bewacht sein."

„Vorwärts!" antwortete der junge Mann mit dem Trotze eines Helden, indem er seinen zögernden Gefährten nach sich zog.

Der Platz von Saint-Sulpice, über den sie den Weg nach der Straße Petit-Bourbon nehmen mußten, war dunkel und schien aus der Ferne menschenleer.

Doch als sie näher schritten, unterschieden sie deutlich das Stampfen von Pferden, das Klirren von Waffen und ein dumpfes Gemurmel von Stimmen — ein ganzes Cavallerieregiment hielt dort.

„Es ist also wahr!“ sagte Beaumont, indem er die Arme wie gebrochen fallen ließ. „Wir sind verrathen!“

Nun war die Reihe an seinem Gefährten, den jungen Mann aus der gefährlichen Nähe der Truppen fortzudrängen. Es gesellten sich Leute aus dem Volke zu ihnen, die wie Schatten ringsum geschlichen waren und bedenkliche Zeichen gemacht hatten. Von diesen erfuhr Beaumont, daß alle Kornkammern so scharf bewacht würden. Das Volk habe nicht ein einziges von den Bureaux der Kornwucherer in seine Gewalt bringen können.

„Aber die Kornwucherer selbst sind in unserer Gewalt!“ rief der junge Mann mit der letzten Kraft seines ehernen Willens. „Noch kann ich der Sache des Volkes den Sieg verschaffen, wenn sich hundert beherzte Männer zu mir finden, die auf Leben und Tod bei mir aushalten.“

„Viele unserer Freunde sind hier in der Nähe. Wir können sie auf den ersten Ruf zusammenbekommen.“

„Auf denn! Eilen wir, die gefangenen Kornwucherer in Sicherheit zu bringen. Wem von Euch ist das Lusthaus Malisset's in der Vorstadt Du Roule bekannt?“

Es meldeten sich Mehrere.

„Lauft schnell dahin, um unserem Freunde Boyrel zu sagen, daß er die Kornwucherer unter sicherer Bedeckung in mein Haus schaffen soll. Dort wird er uns Alle finden, denn Ihr werdet mich begleiten; Ihr werdet mein Haus mit mir zu einer Burg machen, die jeden Angriff der bewaffneten Polizei aushält. Glücklicherweise bin ich schon im Besitz von Papieren, die, haben sie auch nicht Beweiskraft genug, um die Aufkäufer durch das Parlament verurtheilen zu lassen, doch wenigstens hinreichend sein werden, sie zu brandmarken und strafbar zu machen.“

Diese Worte waren von elektrischer, entscheidender Wirkung. Einzelne Feige wichen wohl von der neuen Gefahr zurück; aber die Meisten schlossen sich dem jungen Manne an, mit dem heiligen Schwure, ihn nicht zu verlassen.

„Vorwärts denn, meine Freunde!“ sprach Beaumont mit einem neuen, kühnen Aufschwunge seines Muthes, dessen Flügel einen Augenblick gelähmt worden, als er seine hochherzigen Pläne verrätherisch durchkreuzt sah. „Kommt Alle mit mir und hütet mich wie Euren Augapfel, denn — ich bin jetzt Eure einzige Hoffnung!“

---

4. Verrathen.

Die Straße Barillerie, in welcher der junge Beaumont wohnte, schien noch unberührt von der Gährung der anderen Stadttheile. Alle Häuser waren verschlossen, nur in wenigen blinkte noch Licht.

Im Augenblick, als der junge Mann in Begleitung des Volkshaufens auf sein Haus zuschritt, schlich ein Unbekannter, welcher bis jetzt im Schatten eines nahen Thorweges gestanden, in der entgegengesetzten Richtung davon. Keiner der Ankommenden hatte Acht darauf.

Beaumont erhob das Haupt nach dem Lichte, welches durch die Fenster seiner Wohnung schimmerte. Das zu so später Stunde erhellte Zimmer war dasselbe, in welchem die schmerzliche Scene mit seiner Familie stattgefunden hatte.

„Erwartet mich hier unten," bat der junge Mann mit weicher Stimme seine Gefährten, „Eure Gegenwart könnte ein Schreck sein für eine arme Frau, die um mich weint, und für einen Greis, der nicht mehr den Muth des Patriotismus hat. In einer Minute bin ich wieder bei Euch, mit den Papieren, die ich Euch versprochen habe."

Während dieser Worte hatte er einen Schlüssel aus seiner Tasche gezogen, mit dem er die Thüre öffnete. Nachdem er den Männern aus dem Volke, die unruhig in der Straße zurückblieben, noch ein Zeichen gegeben, daß sie bei dem Eingange seines Hauses Wache halten möchten, stieg er allein die Treppe zu seiner Wohnung hinan. Sein Schritt war gleichförmig und still. Er wollte offenbar den Verdacht vermeiden, den ein hastiges Erscheinen bei seinen Lieben erregt haben würde. Sie sollten glauben, er kehre wohlgemuth von dem Feste heim, zu welchem er, wie er ihnen am Abend vorgeredet, gegangen war.

Leise trat er in das Zimmer, wo der Frieden der Nacht waltete. Bei dem Scheine einer Kerze, die auf dem Tische brannte, sah er seinen Vater eingeschlummert im Lehnstuhle, die runzelige Hand noch auf den offenen Folianten gebreitet, als sei der Schlaf dem Greise über dem Lesen gekommen und habe sich der ermüdeten Seele wider Willen bemächtigt.

Auch das Kind schlief hinter den Gaze-Vorhängen seiner Wiege, und der linde Hauch des Kleinen und der dumpfe Athem des Großvaters unterbrachen die Stille des Gemaches.

Nur Angela war noch wach. Sie saß in der Nähe des fast ausgebrannten Kamines, die Stirn in die Hand gebeugt. Als ihr Gatte eintrat, schütterte sie zusammen, und ihr Haupt fuhr jäh empor. Ihre entfärbten, bleichen Wangen belebten den ungewöhnlichen Glanz ihrer Augen noch höher. Auf den ersten Blick hatte sie ihren Mann erkannt. Ein heftiger Freudenschrei, und sie war in die Arme des Theuren gestürzt.

„Er ist es, mein Vater, er ist es!" rief sie mit dem herrlichsten Entzücken der Liebe. „Er ist uns wiedergegeben! Wir haben uns ohne Grund geängstigt. Sehen Sie doch, mein Vater, Wilhelm ist da! Er wird uns nicht mehr verlassen — mein Gott, ich danke Dir!"

Und indem sie so sprach, lachte und weinte sie in einem Athem. Sie preßte den jungen Mann an ihre Brust, wo ihr Herz ihm hoch entgegenwallte; sie überschüttete ihn mit ihren Thränen, mit ihren Küssen und beschwor ihn in den zärtlichsten Ausdrücken, nicht wieder von ihr zu gehen.

„Beruhige Dich, Angela," sagte der Volksmann, dessen Augen die tiefe Rührung gleichfalls benetzt hatte. „Wie konntest Du nur zweifeln an meiner Rückkunft? Weißt Du nicht, daß ich Dich liebe, daß die Mutter meines Kindes ein Theil meines Herzens ist? Immer wird es mich zu Dir zurückziehen, meine geliebte gute Angela, damit wir alle Beide wachen über unseren Vater, über unseren kleinen Theodor."

Angela verdoppelte ihre Liebkosungen. Es waren selige Augenblicke für sie — vielleicht die letzten!

Der alte Parlamentsrath hatte sich unterdessen langsam ermuntert. Sein aufschlagender Blick fiel zuerst auf seinen Sohn, der ehrerbietig einige Schritte von ihm stand, und ohne sich gleich an die Vorgänge des Abends zu erinnern, lächelte er mit Vatergüte.

„Du bist es, mein Sohn?" rief er. Aber schon hatte sich sein Gedächtniß wieder aufgefrischt; sein Gesicht verdunkelte sich und ein erkalteter, strenger Ton verscheuchte die Milde des ersten Augenblicks. Er sprach nun: „Ei, schon zurück, mein Herr? Jetzt, da Sie den Bitten Ihrer Frau, den Befehlen Ihres Vaters zum Trotz, unser Glück und unser Leben, zugleich mit dem Ihrigen auf's Spiel

gesetzt, jetzt kommen Sie wahrscheinlich, um die Nachsicht und Verzeihung anzurufen, die Sie nicht verdient haben?"

„Vergeben Sie mir, mein Vater, wie meine theure Angela mir vergeben hat," bat den junge Mann, indem er die Hand seiner Gattin ergriff. „Ja, mein Vater, Sie werden, Sie müssen mir vergeben — denn Sie können nicht wollen, daß zwei Unschuldige unter Ihrem Fluche leiden."

Das Ehepaar war bei diesen feierlichen Worten vor dem Greise niedergekniet, dessen Herz dadurch sichtbar erweicht wurde. Er reichte seinem Sohne die Hand und sprach sanfter:

„Nun ja, ich nehme diesen unglücklichen Fluch zurück, den mir der Zorn und der Schmerz über Deinen Ungehorsam eingegeben, doch erwarte ich dafür, daß Du hinfort für uns leben, für uns allein leben wirst, daß Du Dich lossagst von allen diesen unsinnigen Projecten, mit denen Du Dich, ich weiß es bestimmt, nur zu sehr schon befaßt hast."

„Ich kann dies Versprechen noch nicht geben, mein Vater. Wenigstens heute noch nicht — gebieterische Pflichten rufen mich noch einmal hinweg."

„Mein Gott!" schrie Angela auf. „Du willst uns wieder verlassen, Wilhelm? Warum gabst Du mir so viel Glück, um es mir gleich wieder zu entreißen? Wohin gehst Du zu dieser Stunde, in dieser schwarzen Nacht?"

„Du vergißt, meine Tochter," fiel der Greis bitter ein, „daß unsere Fragen, unsere Bitten schon einmal umsonst waren."

Der junge Beaumont senkte traurig das Haupt, ohne zu antworten und entfernte sich in das anstoßende Zimmer, um dort die Papiere für das Volk zu holen.

Nicht eine Minute dauerte es, so stürzte er wieder heraus, schreckensbleich, zitternd, das Haar gesträubt, als sei ihm ein böser Geist erschienen.

„Das Kästchen — das Kästchen!" schrie er, ohne sich weiter erklären zu können.

„Wilhelm, mein geliebter Wilhelm, verzeihe mir!" rief Angela, zu seinen Füßen gesunken.

„Die Papiere aus dem Kästchen — wo sind sie?!" donnerte Beaumont.

„Sie — sind — dort!" stöhnte sie schluchzend und auf den Kamin deutend. „Ich habe — sie — verbrannt!"

„Unglückliche! Was hast Du gethan?" schrie Beaumont mit Entsetzen.

„Was sie gethan, geschah auf meinem Befehl, den mir die Erbitterung dictirte!" rief jetzt der alte Parlamentsrath, indem er sich mit Würde aufrichtete.

„Wehe! Diese Papiere waren die letzte Hoffnung eines armen Volkes! — Ha, wären Sie nicht mein Vater, an mir würde jetzt die Reihe sein, Ihnen zu fluchen!"

Außer sich war der junge Mann auf einen Sessel gesunken. Seine beiden Hände lagen geballt vor der Stirn, seine Brust keuchte, als wolle sie berstend den letzten Athem ausstoßen.

Der Greis war lautlos in seinen Lehnstuhl niedergetaumelt; der Fluch aus dem Munde seines Sohnes hatte ihn wie ein Nervenschlag durchschmettert. Angela, vor ihrem Mann auf die Knie geworfen, ächzte um Vergebung.

Endlich schien Beaumont Herr seines Schmerzes geworden. Er warf das Haar aus der Stirn und sein bleiches Gesicht zeigte den Ausdruck einer wehmüthigen, sein Wesen mehr und mehr stillenden Resignation.

„Erhebe Dich, Angela," sagte er mit einer Grabesruhe. „Du und mein Vater, Ihr werdet furchtbar büßen. Ihr habt meine Rettung gewollt — es ist mein Sturz in den Abgrund!"

„Nein, mein Geliebter!" unterbrach ihn Angela. „Laß uns glauben —"

Ein dunkles Lächeln des Gatten ließ sie ihre Rede nicht vollenden.

„Die Asche dieser Papiere, ist die Asche unseres Glückes!“ sagte Beaumont düster. „Das Volk hätte diese Papiere mit seinem Leben vertheidigt, hätte sie morgen dem Parlament übergeben, und das Parlament würde sich meiner angenommen, mich freigesprochen haben. Nun aber, wo die Beweise der öffentlichen Anklage fehlen, wird man mich wie einen schlechten Empörer behandeln und die Bastill wird mein Grab sein!“

„Mein Gott!“ schrie der Greis aus der Tiefe seines brechenden Vaterherzens. „Hast Du mich darum so lange leben lassen, damit ich meinen Sohn in Kerker und Tod stürze? Ach, ich weiß, Wilhelm, für Staatsgefangene, wie Du einer werden wirst, ist die Bastille der Tod, ja, ärger als der Tod! — Armer Sohn, Du hast ein Recht, Deinem Vater zu fluchen! Denn Dein Vater hat wie ein Verbrecher an Dir gehandelt!“

Und Vater und Sohn warfen sich einander in die Arme und vermischten ihre Thränen unter Betheuerungen der Liebe und Vergebung.

„Wilhelm!“ schrie Angela, „bedenke, daß sie kommen werden, Dich zu verhaften. Um Gottes Willen fliehe — fliehe, da es noch Zeit ist!“

„Hier bedroht mich die Bastille, unten das Volk, das mich, wenn ich die Papiere nicht bringe, als Verräther brandmarken wird . . ich weiß nicht, welches von beiden das Schrecklichere ist.“

„O, fliehe, fliehe, mein Sohn!“ drängte auch der alte Parlamentsrath. „Nur die ersten Tage suche der Verhaftung zu entgehen. Wir werden Alles aufbieten, Deine Begnadigung zu erwirken — wir werfen uns zu den Füßen des Thrones —“

„Es ist zu spät!“ unterbrach ihn der junge Mann, mit einem Winke nach der Straße hin.

Ein verworrenes, heftiges Getöse brach plötzlich von unten herauf. Man hörte die hastigen Schritte des davonstürzenden Volkshaufens auf dem Steinpflaster wiederhallen, ein Durcheinander mit wildem Nothgeschrei, dann den Galopp ansprengender Pferde und Waffengeklirr. Auch ein Wagen rasselte näher, hielt vor der Thür des Hauses und bald ließen sich die erschreckenden Worte vernehmen:

„Aufgemacht! Im Namen des Königs!“

Einige Minuten später hatte sich das Zimmer der unglücklichen Familie mit einer Menge von Polizei und Soldaten gefüllt. An der Spitze der Wachen befand sich Malisset, dessen Wesen, trotz der noch sichtbaren Zerrüttung, von einer höllischen Freude strahlte. Ein Commissär und noch ein anderer Beamter der Polizei waren als Assistenten dem Kornwucherer zur Seite.

„Sie sind mein Gefangener!“ sprach der Polizeicommissär zum jungen Herrn von Beaumont. „Geben Sie mir Ihren Degen!“

Beaumont gehorchte ohne Widerstand.

„Zeigen Sie mir den Verhaftsbefehl!“ fiel der alte Parlamentsrath ein, der nur innerhalb der gesetzlichen Formen ein Mittel sah, seinen Sohn zu vertheidigen.

Der Commissär entfaltete ein Papier, das mit den bekannten königlichen Befehlsworten: De par le Roi (von wegen des Königs), il est ordonné (wird befohlen) anfing und von dem Polizei-Lieutenant, Herrn von Sartines, unterschrieben war. Es war einer jener berüchtigten „Lettres de cachet“ (Verhaftbriefe), welche unter der Willkür- und Gewaltherrschaft vor der Revolution eine so intrigante, ja meuchlerische Rolle spielten. Jeder, der sich irgendwie verdächtigt oder auch nur unbequem gemacht, ward durch einen solchen „Lettre de cachet“ nach Belieben und ohne Rechenschaft eingekerkert.

Während der Greis den Verhaftbefehl gegen seinen Sohn las, äußerte sich Malisset in höhnischem Tone zu dem unglücklichen jungen Mann:

„Wer Andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein, mein Herr Menschenfreund. Sie dachten schon, Sie hätten uns sicher mitten unter Ihrem aufgewiegelten Lumpengesindel; aber man wird Ihnen zeigen, daß es noch etwas Sicheres giebt. Die halbe Stunde Angst, die Sie uns gemacht haben, soll Sie gereuen, so wahr ich lebe!"

„Sie würden vielleicht nicht mehr leben," unterbrach ihn Beaumont mit Verachtung, „hätte ich dem ausgehungerten Volke seinen Willen gelassen."

„Pah, ein Gott wachte über uns," antwortete Malisset mit Salbung. Leise fügte er hinzu: „Oder richtiger der Polizei-Lieutenant, der, während wir schliefen, offene Augen für uns hatte. Bei alledem hätte nicht viel gefehlt, so wäre die Hilfe zu spät gekommen."

Die letzten Worte, eine unwillkürliche Aeußerung der Unruhe, die ihn noch bewegte, sprach der Kornwucherer mehr zu sich selbst. Aber sie entgingen dem feinhörigen Ohre des assistirenden Polizeiagenten nicht und derselbe bemerkte rechtfertigend:

„Wir hatten das eigentliche Vorhaben der verschiedenen Zusammenrottungen erst am Abend entdeckt und wir mußten nothwendig vor Allem die Befehle zum Ausrücken der Truppen einholen. Dann galt es die bedrohten Bureaux sicherzustellen und sobald wir dort die erforderlichen Maßregeln getroffen, eilten wir, was wir konnten, Sie aus den Händen des aufgehetzten Pöbels zu befreien."

Der Ton dieser Stimme machte Beaumont schaudern. Er kehrte sich mit einem jähen Zuck nach dem Sprecher um und musterte ihn scharf.

„Pichot!" schrie er plötzlich auf.

Ein zweideutiges Lächeln strich über die Züge des Polizeiagenten.

„Ja," versetzte er, „am Tage war ich unter Anderem Hieronymus Pichot, der arme Familienvater, in der Nacht aber bin ich der Polizeibeamte Jean Marais, den man den listigsten Schauter (Kundschafter) und Bochur (Kenner der Gaunerkniffe) der Sicherheitsbehörde nennt."

„Der mich ermorden wollte!" grollte Malisset.

„Ach bewahre! Ich trachtete Ihnen anscheinend nach dem Leben, das ich Ihnen aber jedenfalls gelassen haben würde, um Sie desto sicherer zu retten. Das Ganze war ein Handwerkskniff, durch den ich richtig erlangte, was ich wollte: Das Vertrauen des menschenfreundlichen Herrn von Beaumont und das Losungswort des Complots."

„Gott Lob! Wenigstens ist es kein Mann aus dem Volke, der die Sache des Volkes verrathen!" sagte Beaumont, sich mit Abscheu wegwendend.

„Gehen wir!" rief jetzt der Polizei-Commissär, nachdem ihm der alte Parlamentsrath mit einem schmerzhaften Zeichen, daß Alles in Ordnung sei, den Verhaftbefehl zurückgegeben hatte.

„Wilhelm, ich folge Dir!" schrie Angela außer sich, indem sie durch die Wachen brach, um in die Arme ihres Mannes zu sinken. „In Gottes Namen, bei Allem, was es Heiliges giebt, reißt mich nicht von ihm!"

„Und Dein Kind — Dein Theodor — und ich?!" sagte der Greis wehklagend.

„Dauert diese Abschiedsscene noch lang?" frug Malisset mit einer Henkerstimme und ein brutaler Wink von seiner Hand erinnerte die Polizeibeamten an ihre Pflicht.

Diese Letzteren zerrten nun die unglückliche junge Frau von der Brust ihres Mannes. Angela schwankte in die Arme des Greises.

„Lebt Alle wohl!" rief Beaumont mit herzzerreißender Stimme. „Leb' wohl, Angela, erhalte Dich unserem Kinde! Leb' wohl, mein Vater! Verzeihe Euch Gott und das Volk, wie ich Euch verzeihe!"

Angela raffte noch Kraft genug zusammen, um sich über die Wiege ihres Sohnes zu werfen, den der Lärm munter und weinend gemacht hatte. Sie nahm das Kind in ihre Arme; mit aller Gewalt der Verzweiflung versuchte sie noch einmal, sich ihrem Manne zu nähern. Die Wachen stießen sie unbarmherzig zurück.

„Wilhelm von Beaumont, Dein Sohn wird Dich rächen!" schrie sie, das Kind hoch emporgehoben.

Ein Hohngelächter Malisset's antwortete ihr.

Der junge Mann, das Opfer seiner Großherzigkeit, wurde fortgeschleppt. Der alte Großvater ergriff das Kind im Fallen, denn die bejammernswerthe Frau war wie entseelt zu Boden gesunken.

Als Angela sich ihrer und ihres Unglücks wieder bewußt wurde, sah sie sich von einigen Personen des Hauses umgeben, welche ihr die zärtlichste Sorgfalt widmeten. Der Greis hatte seinen vaterlosen Enkel noch vor sich auf den Knien, und seine heißen Thränen fielen, gleich einer Feuertaufe der Rache, auf das Haupt des Kindes.

Malisset, der mit Einigen von der Polizei zurückgeblieben, war sehr eifrig bei der Durchsuchung der Papiere des Gefangenen; doch konnte er das, wonach er eigentlich forschte, trotz aller Mühe nicht finden.

„Die Anzeige wird falsch gewesen sein," sagte er endlich zu seinen Helfershelfern. „Gehen wir!"

Und ohne der unglücklichen Familie einen Blick zu schenken, wollte er sich entfernen.

Da warf sich Angela mit dem ganzen Ungestüm der Fiebergluth empor.

„Wo ist er?" rief sie.

„In der Bastille," versetzte der gefühllose Kornwucherer. „Ja, ja, meine Gute — in der Bastille — und auf immer!"

Mit diesen Worten verließ er die verzweifelte Familie, ihr alle Hoffnung nehmend.

---

5. In fünf Kerkern.

Zwanzig Jahre waren seit den letzterzählten Begebenheiten vorübergegangen. Man schrieb den 13. Juli 1789 — es war ein Montag.

Auf allen Thürmen schlugen die Lärmglocken an, in allen Straßen ertönte Trommelschlag, und Kanonenschüsse fielen jeden Augenblick. Wilde Volkshaufen, seltsam gekleidet und noch seltsamer bewaffnet, zogen durch die Straßen von Paris und nach dem Thore St. Antoine hin, mit dem drohenden Geschrei: Nach der Bastille! Auf — auf, nach der Bastille! (Bild Seite 1121.)

Aber das furchtbare Staatsgefängniß, genannt Bastille, welches mit seinen Wallgräben, seinen in Ketten hängenden Zugbrücken, mit seinen acht halbrunden Thürmen und zwölf Fuß dicken Mauern wie eine feste Zwingburg des Mittelalters in der Mitte der Hauptstadt lag, es war gerüstet, das anstürmende Volk zu empfangen; denn der Commandant des alten Kerkerbaues, Bernard René Jourdan De Launey, hatte die Geschütze mit Kartätschen laden und die Mündungen auf das unruhige Paris richten lassen.

Wohl Mancher der Aufrührer fühlte sein Herz erstarren, gedachte er der vielen unglücklichen Opfer, welche die vierzig Kerker des geheimnißvollen Staatsgefängnisses seit Jahrhunderten verschlungen hatten. Man erinnerte sich der sogenannten „eisernen Maske" (Bild Seite 1129), eines räthselhaften Gefangenen

unter Ludwig XIV., an die Leiden des unglücklichen Latude, den die Rache der Pompadour (Bild Seite 1137) in die schreckliche Verdammniß der Bastille geworfen und der fünfunddreißig Jahre im Kerker geschmachtet u. s. w., u. s. w., eine Unzahl Opfer nichtswürdiger Justizmorde.

Doch unter allen Namen der zahlreichen Märtyrer, die das empörte Volk in seinem Ruf: „Auf, nach der Bastille!" mischte, war Wilhelm von Beaumont der begeisterndste. Die Augen blitzten, die Hände drückten die Waffen heftiger bei der Erinnerung an den beklagenswerthen Mann, der, wie das Gerücht ging, seine aufopfernde Menschenliebe in der Bastille büßte, wo er nun schon über zwanzig Jahre saß.

Während die Woge des Getümmels durch die Straße rauschte, befanden sich in der Dachstube der Straße Tenyle drei Personen, die mit heiliger Erwartung an der Schwelle der großen Ereignisse standen, zu deren Ausbruch sich Alles zu vereinigen schien.

Das Zimmer war nur klein, aber mit einer glänzenden Sauberkeit, diesem Luxus der Armuth, ausgestattet. Zwei lebensgroße Bildnisse in prächtigen Rahmen gaben dem bescheidenen Aufenthalte sogar einen gewissen Adel. Das eine war das Porträt eines Greises, der sich in dem rothen Amtskleide eines Parlamentsrathes darstellte; das andere das Bild eines jungen, schwarzgekleideten Mannes, der etwas Melancholisches hatte, und am Fuße dieser Leinwand, auf einem kleinen Wappenschilde, stand halb verwischt — vielleicht durch Thränen! — geschrieben: Meiner Angela gewidmet zu ihrem Namenstage 1763.

Eine ältliche Frau, die jedoch der Kummer tiefer als die Jahre gebeugt zu haben schien, stand dem letzterwähnten Porträt gegenüber. Stille Thränen zogen über ihre bleichen Wangen, und ihre tiefen Seufzer stiegen wie ein Gebet zu dem heiligen Bilde empor.

Ihr zur Seite war ein schöner Jüngling, ebenfalls in die Anschauung des Gemäldes versunken. Er trug die Uniform der Unterofficiere der französischen Garden, und sicher hatte er diesen Grad nur seinem Verdienste zu danken, da dieser einer der Wenigen war, die sich nicht erkaufen ließen. Sein Degen, der auf einen kleinen Tisch geworfen worden war, schien darauf zu warten, für die Sache des Volkes aus der Scheide gezogen zu werden.

Einige Schritte hinter den Beiden endlich stand ein grauköpfiger Alter, mit grober Weste und ledernem Schurzfell angethan, eine Hand auf die plumpe, rostige Flinte gelehnt und in der anderen einen Hut, den eine große dreifarbige Cocarde schmückte.

Die Frau, der man trotz des einfachen Kleides ansah, daß sie eigentlich für Glanz und Ueberfluß geboren, bewegte jetzt ihre schwärmerischen Blicke von dem Bilde fort und heftete sie auf den Jüngling an ihrer Seite.

„Theodor," rief sie mit hoher Begeisterung, „wirst Du Dich erinnern, daß Du der Sohn Wilhelm von Beaumont's bist und daß Du Deinen Vater zu rächen hast?"

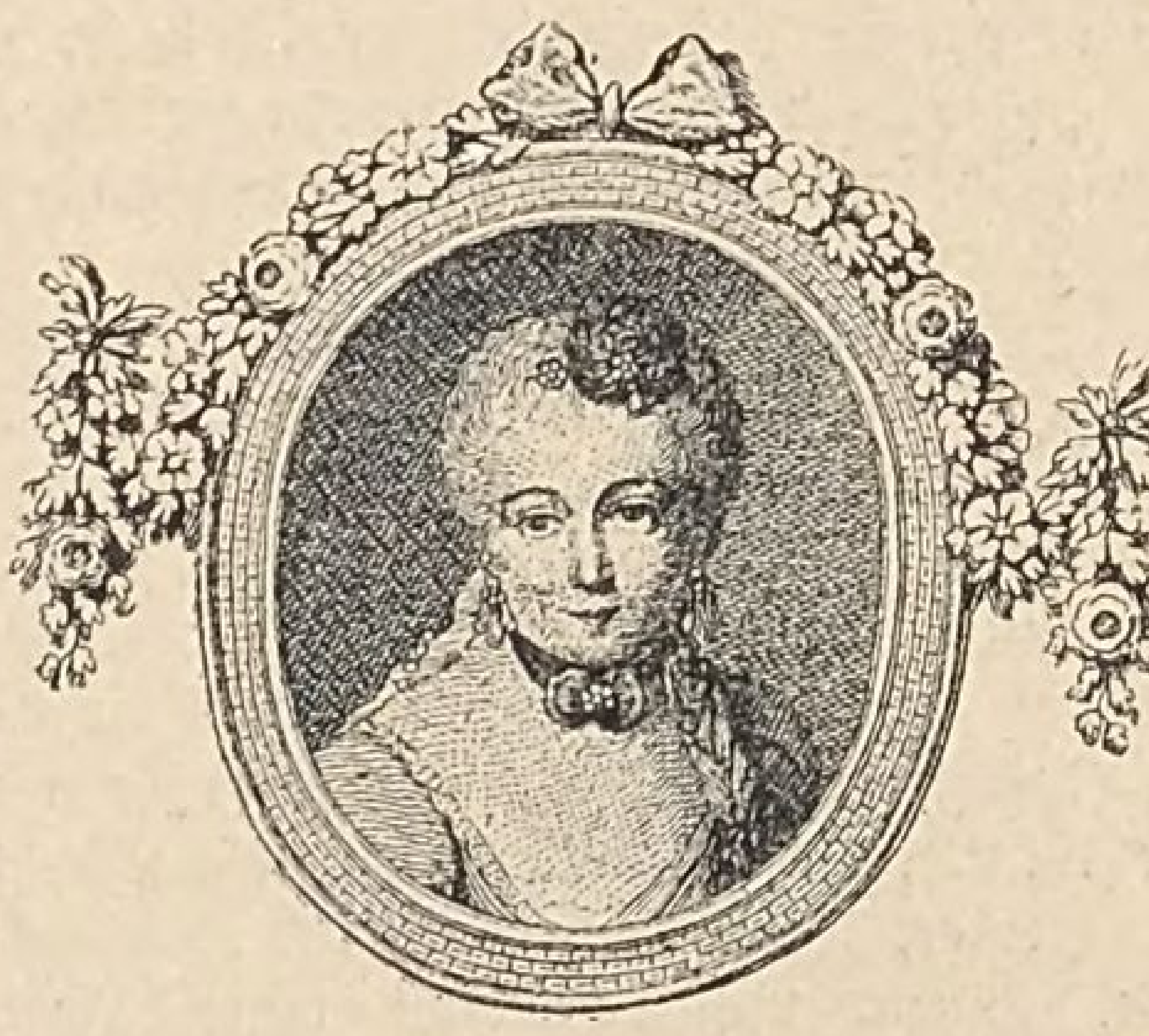
„Diese Erinnerung wird nur mit meinem Leben erlöschen, meine Mutter!" antwortete Theodor, indem er nach seinem Degen griff. „Ich kenne Ihren Schwur, Mutter, und werde ihn lösen! Ich werde mich meines edlen Vaters würdig machen!"

„Was eine Frau thun kann, Theodor, habe ich versucht, Gnade für meinen unglücklichen Mann auszuwirken. Doch alle meine Schritte, alle meine überweiblichen Anstrengungen blieben vergebens. Nahe daran, bis zu den Stufen des Thrones zu dringen schreckte man mich mit der Nachricht von dem Tode Deines Vaters zurück. Es wurde mir angezeigt, daß Wilhelm von Beaumont im Kerker gestorben und sein Vermögen, als das eines Staatsverbrechers, den

Gerichten anheimgefallen sei. Ich mußte das Haus verlassen, wo ich Dich geboren hatte, mein Sohn, wo wir so glücklich gewesen. Nur eine kleine Rente, die sie nicht antasten konnten, blieb mir, und diese Bilder entschwundener Herrlichkeit, die ich mit Aufopferung meiner letzten Kostbarkeiten den räuberischen Händen unserer Verfolger entriß. Dieses kümmerliche Zimmer sah Dich groß werden, unter meinen Thränen der Reue und schmerzlicher Entsagungen. Und wenn mich die Verzweiflung nicht erdrückte, so danke ich es nächst Gott diesem Mann," fügte sie hinzu, auf den alten Boyrel deutend, „diesem Mann aus dem Volke, der, ein treuer Freund Deines Vaters, uns aufsuchte und uns beistand, während Du so jung warst und ich so unglücklich gewesen bin. Boyrel ist es, der uns zur Zeit der Theuerung von der Arbeit seiner Hände unterstützte, wenn unser geringes Einkommen nicht zur Bestreitung unserer Bedürfnisse ausreichen wollte, Boyrel, der selbst Familienvater ist und mit dem Elende zu kämpfen hatte. — Ich habe Dir das Alles in's Gedächtniß zurückrufen müssen, mein Sohn, damit Du im nahen Augenblicke der Erfüllung die ganze Heiligkeit des Gelübdes erkennst, durch das Deine unglückliche Mutter die Dir ohnehin bekannte schwere Schuld der Auslieferung der lebensrettenden Papiere büßen will. Ich habe nur Dich noch in der Welt, mein Sohn, Du bist mein einziges Gut, meine einzige Hoffnung, mein Leben — und ich sende Dich vielleicht in den Tod!"

Diesmal brach der spartanische Muth der Mutter. Sie weinte heftig und ihr ganzes Wesen schien sich im Schmerze aufzulösen.

„Nein, meine Mutter, nein, ich werde nicht sterben!" rief Theodor, indem er sie mit Inbrunst an sein Herz drückte. „Gottes Güte wird Ihnen nicht den letzten Ihrer Lieben entreißen. Ich werde gewiß zu Ihnen zurückkehren, nachdem ich den edelsten der Väter gerächt und mit meinen Thränen den Stein der Mauern gereinigt habe, zwischen welchen er seinen letzten Seufzer aushauchte."



Marquise Pompadour. (Seite 1112 und 1136.)

„Nur Muth — Muth!" fiel der alte Boyrel ein, indem er seine Stimme wild zu machen suchte, damit die innere Bewegung nicht durchklinge. „Nicht alle Kugeln treffen. Zudem wird es dem Sohne Beaumont's nicht an Freunden und Vertheidigern fehlen, die sich im Fall der Noth für ihn in Stücke hauen lassen. Ich selbst, der ich weiß, wie kampfbegierig der junge Herr ist, ich werde über ihn wachen. Verlassen Sie sich darauf, gnädige Frau. Und nun auf, mein Herr, es ist Zeit, Ihre braven Kameraden wieder aufzusuchen, die gemeinsame Sache mit dem Volk machen wollen. Es wird Alles besser gehen, Madame, als Sie denken! Und dann, wer weiß" — setzte er hinzu, von einem glücklichen Gedanken beherrscht, der ihn wieder Willen fortriß — „wer weiß, hinter welche Geheimnisse wir kommen innerhalb der Mauern des alten Staatsgefängnisses? Vielleicht, daß, wenn die Stimme des Volkes erschallt, Todte wie durch ein Wunder auferstehen aus der Gruft dieser dunklen Kerker und vielleicht, daß —"

„Was wollt Ihr damit sagen?" fragte Angela entflammt.

„Ich will sagen, daß seit Kurzem seltsame Gerüchte im Volke umlaufen und daß es nicht unmöglich sei, in den unterirdischen Gruben der Bastille

Lebende zu finden, die angeblich schon lange gestorben sind und deren Familien Todtenscheine empfangen haben."

„Halten Sie ein!" fiel Theodor dem Alten in das Wort, seine Mutter unterstützend, die plötzlich umzusinken drohte. „Sehen Sie denn nicht, daß Sie meine Mutter tödten mit Ihren unglaublichen Nachrichten? Sehen Sie denn nicht," fügte der junge Mann, seine Hand an die Brust pressend hinzu, „daß mein Herz bricht unter der Gewalt seiner Schläge?"

„Sie haben recht — es ist unglaublich," antwortete Boyrel langsam, „und ich bin ein Narr, daß ich zu Ihnen davon spreche. Dessen ungeachtet — doch gehen wir," unterbrach er sich selbst mit Hast, wie um jeder näheren Erklärung auszuweichen.

Während Theodor von Beaumont von seiner Mutter Abschied nahm, wurde es in der Straße laut und lärmend. Bald unterschied man Flüche und Drohungen, von tausend heftigen Stimmen ausgestoßen. Der alte Boyrel, welcher das Brausen des Aufruhrs kannte, gleichwie der Matrose das Brausen des Meeres kennt, lief an's Fenster.

„Es ist das Volk, das gerade uns gegenüber einen prächtigen Wagen angehalten hat. Ein alter Mann steigt aus — vornehm gekleidet — seine Züge kann ich wegen des Hutes, der sie deckt, nicht erkennen."

„Tod dem Aristokraten! An die Laterne mit dem Leuteschinder, mit dem Kornwucherer!" so heulte der wüthende Haufen, daß es schrecklich bis in die Dachstube empordröhnte.

„Sie hören es!" kehrte sich Boyrel aufwallend zu Frau von Beaumont und ihren Sohn, und es blitzte die Lust einer grausamen Rache aus seinen Augen. „Es ist einer jener Schändlichen, den sein böser Engel dem Volke begegnen ließ. Er hat sich zu Fuß auf die Flucht gemacht, aber das Volk mit seiner Pferdenatur, wie die Aristokraten sich oft ausgedrückt, wird ihn schon ereilen und er kann von Glück sagen, wenn er nicht unter ihren Huftritten verendet."

„Wehe Denen, die das Volk so weit gebracht!" rief Theodor, indem er seine Mutter vom Fenster abzuziehen suchte.

„Aber, wenn das Volk sich getäuscht hätte?" sprach Angela mit Frauenmilde, „wenn man vielleicht einen Unschuldigen für den verhaßten Wucherer angesehen?"

Da ließen sich plötzlich hastige Schritte auf der Treppe zur Dachstube hören. Einen Augenblick später wird die Thür aufgerissen und der Mann, welcher der Gegenstand des Tumultes geworden, keuchte bleich vor Entsetzen herein, mit dem dringenden Hilferuf:

„Rettet mich! Rettet mich! Sie wollen mich morden!"

Der Flüchtling war, wie Boyrel richtig bemerkt hatte, alt und sein reiches Aeußeres ließ einen Genossen der höheren Stände in ihm muthmaßen. Doch trug er keinen Degen mehr und die dreifarbige Cocarde auf seinem Hut zeigte von der Bereitwilligkeit, dem Geiste der Zeit zu huldigen. Ungeachtet dieser Feind nichts weniger als furchtbar schien, hatte ihn Boyrel gleichwohl mehrere Secunden lang mit einem magnetischen Blicke fixirt, und ohne ein Wort zu sagen, schlug er jetzt plötzlich sein Gewehr an den Backen, um auf den alten Mann zu schießen, ähnlich einem Jäger, der nach einem Augenblick der Ueberraschung auf das Wild zielt, welches soeben unter seinen Füßen aufgesprungen.

Angela stieß einen Schrei des Schreckens aus.

„Haltet ein!" rief Theodor und schon hatte sich sein Arm ausgespannt, den Schuß zu verhindern.

Es war nicht nöthig, denn Boyrel hatte seinen Entschluß eben so schnell, als er ihm gefaßt, wieder aufgegeben.

Er stellte sein Gewehr hin, stürzte auf den Flüchtling los und packte ihn bei der Brust.

„Niederträchtiger!“ donnerte er, „diesmal wirst Du uns nicht entschlüpfen.“

Der Unglückliche fiel auf die Knie.

„Boyrel,“ sagte Theodor, indem er den Flehenden aus den schüttelnden Fäusten des Arbeiters zu befreien suchte, „Ihr geht zu weit in Eurem Hasse! Wenn dieser Mann einer von unseren Feinden ist, so überliefert ihn dem Volke, das ihn verfolgt, aber mißhandelt ihn nicht unter den Augen und in der Wohnung meiner Mutter.“

„Junger Mann, wissen Sie denn aber auch, wer dieser Elende ist?“ fragte Boyrel, denselben wieder vom Boden aufzerrend.

„O, ich bin ein ehrlicher Mann, ein guter Bürger, ich schwöre es!“ rief der Bedrohte. „Man hält mich für einen Anderen, ich bin ein Freund des Volkes . . . o mein Gott, sie kommen!“ fügte er in entsetzlicher Angst hinzu, da sich ein verworrener Lärm von Stimmen und Schritten hören ließ. „Sie werden mich tödten! Rettet mich, ich bin ein ehrlicher Mann!“

„Verfluchter Volksschinder!“ knirschte Boyrel, „Ihr ein ehrlicher Mann?! Ihr ahnt also nicht, bei wem Ihr seid, Herr Peter Malisset?“

Dieser Name schmetterte wie ein Donnerkeil zwischen Angela und ihren Sohn. Sie fuhr hoch auf und mit einem unbeschreiblichen Blick nach dem Kornwucherer hineilend, der von Neuem auf die Knie gestürzt war, schrie sie:

„Ja, er ist es, mein Sohn! Dein Vater vergebe mir, daß ich den grausamsten seiner Henker nicht auf den ersten Blick erkannt habe.“

Und als ob sie den Anblick des Elenden nicht ertragen könne, sank sie, ihre Hände vor die Augen geschlagen, auf ihren Sitz zurück.

„Peter Malisset!“ wiederholte Theodor von Beaumont und im Nu hatte er seinen Degen gezogen, der weit weniger blinkte als seine Augen.

Doch im nämlichen Augenblick drang der Haufe, der Malisset suchte, mit einem frohlockenden Wuthgeschrei in das Zimmer.

„Da ist er! Da ist er! Tod dem Kornwucherer! An die Laterne mit dem schändlichen Kerl!“

Hundert Fäuste, alle von Mordlustigen erhoben, fuhren auf den Elenden los; aber Boyrel, der schon den Jüngling abgehalten, Malisset zu durchstoßen, hatte den alten Kornwucherer bis vor das Bild Wilhelm von Beaumont's geschleift, als wolle er den Gefährdeten unter dessen Schutz stellen.

„Still und zurück Alle!“ überschrie Boyrel die Anderen. „Wenn es nicht nöthig wäre, daß dieser Mann noch einige Augenblicke lebte, glaubt Ihr denn, daß ich Einem in der Welt, wer es auch sei, die Sorgen überlassen haben würde, uns Alle zu rächen!“

„Nein, nein! Tod dem Kornwucherer, ohne Verzug!“ erhob sich ein Brausen von Stimmen. „Ihr seid Verräther — Ihr wollt ihn retten!“

„Wer wagt es,“ versetzte Boyrel mit gewaltigem Tone, „den Sohn und den Freund Wilhelm von Beaumont's Verräther zu nennen angesichts des heiligen Bildes dieses Märtyrers für das Volk und in Gegenwart der Witwe Beaumont's?“

Der Klang dieses ehrwürdigen Namens reichte hin, die Massen still und unterwürfig zu machen. Die Männer aus dem Volke nahmen ihre Hüte ab und standen mit entblößtem Haupte der Witwe und dem Sohne Wilhelm von Beaumont's gegenüber. Boyrel weidete sich einen Augenblick an dem Triumphe Angela's und Theodor's, deren Anblick die wunderbare Kraft hatte, ein empörtes, nach Blut schreiendes Volk zu zähmen. Alsdann fuhr er fort:

„Versteht mich wohl, meine Freunde! Wenn ich mich zum Vertheidiger dieses Elenden aufwarf, der sich vor uns im Staube windet, so that ich das nur

in der Absicht, große und wichtige Entdeckungen durch ihn zu machen. Sein Mund soll uns verkünden, welch' Schicksal er und seine abscheulichen Mitschuldigen dem unvergeßlichen Manne bereitet haben, dessen Frau und Sohn Ihr hier sehet. Sprecht also, Peter Malisset, was ist aus Wilhelm von Beaumont geworden?"

Diese Frage wirkte auf den alten Kornwucherer wie der Schlag einer galvanischen Batterie auf einen Leichnam. Er raffte sich vom Boden auf und, sich an die Wand drückend, sagte er mit Hast:

„Und wenn ich Ihnen aufrichtig antwortete — wenn ich Ihnen gute Nachricht gäbe über Herrn Wilhelm von Beaumont — würden Sie Schonung gegen mich üben?"

Die Männer blieben unbeweglich und stumm. Angela aber stürzte erglühend zu Malisset, ergriff seine Hände und rief außer sich:

„Ja, ja, sprechen Sie, mein Herr! Sagen Sie mir, daß man mich getäuscht hat, daß er noch lebt! Geben Sie mir diese Hoffnung, und ich schwöre Ihnen, es soll Ihnen kein Haar gekrümmt werden! Auf meinen Knien, wenn es sein muß, will ich diese braven Leute um Ihr Leben bitten, und sie werden es mir nicht abschlagen."

„Und ich," sagte Theodor, mit der Hand am Degen, „ich wäre im Stande, glaube ich, Sie bis auf den letzten Tropfen meines Blutes zu vertheidigen, sobald Sie mir sagen, daß mein Vater noch am Leben ist!"

„Er ist noch am Leben!" sagte Malisset, indem er sein Haupt erhob und zum erstenmale seine Augen zu der Menge aufzuschlagen wagte.

Ein Freudengeschrei brach aus . . . . . . Angela sank ohnmächtig in die Arme ihres Sohnes.

Als der erste Sturm des Entzückens vorüber war, wandte sich Boyrel, der vor diesem Volkstribunale das Amt eines Instructionsrichters zu verwalten schien, drohend an Malisset.

„Daß Ihr uns nicht täuscht!" rief er. „Wir müssen die Wahrheit erfahren, die ganze Wahrheit. Wehe Euch, wenn Ihr lügt! Wo befindet sich Herr von Beaumont jetzt?"

Der alte Kornwucherer schwieg einige Secunden. Er schien zwischen zwei gleich furchtbaren Klippen zu schwanken. Aber es leuchtete ihm ohne Zweifel ein, daß gegenüber einer Revolution die wichtigsten Staatsgeheimnisse nicht länger geheim bleiben können. Die dringendste Gefahr riß ihn fort.

„Herr Wilhelm von Beaumont ist noch gegenwärtig in der Bastille," sagte er, den Blick neigend.

„Ihr hört es!" rief Theodor. „Also vorwärts, meine Freunde, auf nach der Bastille!"

„Geduld!" sagte Boyrel, den jungen Mann zurückhaltend. „Erst muß ich den Mann ganz ausgeforscht haben. Wir müssen ja erst sicher sein, daß Alles sich wirklich so verhält. Es könnte wohl sein, daß er, nur um sich zu retten, uns betrügerische Hoffnungen gemacht."

Theodor kehrte an die Seite seiner Mutter zurück, die ihm mit einem himmlischen Lächeln dankte, daß er sie ganz aus den Augen gesetzt in dem stürmischen Anlaufe, den seine kindliche Liebe soeben genommen.

„Peter Malisset," sprach Boyrel weiter, „Ihr werdet dem Volke nichts verhehlen. Wir begehren Alle zu wissen, was man unseren Vertheidiger seit dem Tage seiner Verhaftung hat erdulden lassen. Alles, hört Ihr! Nur unter dieser Bedingung will Euch das Volk begnadigen. Wir können uns denken, daß man den geschworenen Feind des Hungervertrages nicht auf Rosen gebettet hat, und wir würden Euch nicht glauben, wolltet Ihr uns einreden, man habe

dem Märtyrer des Volkes keine Dornenkrone aufgesetzt. Erzählt also ohne Rückhalt, wie grausam man gegen Wilhelm von Beaumont verfahren."

Der alte Kornwucherer blickte in einen neuen Abgrund. Denn ohne Zweifel war die Wahrheit, die er aussagen sollte, nur zu geeignet, die Rachsucht des Volkes gegen ihn abermals und um so heftiger zu entzünden. Eine Lüge zu ersinnen, hatte er nicht Geistesgegenwart genug, auch würde das Volk solche am Ende durchschaut haben. Er mußte sich also darein ergeben, die ganze gräßliche Wahrheit zu enthüllen.

„Herr Wilhelm von Beaumont," begann Malisset zaghaft, „hatte als Anstifter jener traurigen Verschwörung die Feindschaft und Verfolgung von Männern auf sich gezogen, die ungleich höher gestellt sind als Diejenigen, welche Sie mit dem Namen Kornwucherer zu bezeichnen belieben. Gewiß ohne die Größe der Gefahr zu ahnen, hatte Herr von Beaumont sich in eine Unternehmung eingelassen, die höhern Orts als Hochverrath verurtheilt wurde, denn die Geldnoth des Staates war noch viel ärger, als die Brotnoth des Landes, und um jener abzuhelfen —"

„Ließet Ihr das Volk verhungern," schaltete Boyrel ein. „Nun, nur weiter!"

Malisset, schlotternd an allen Gliedern, wischte sich den Schweiß von der Stirn und fuhr kleinlaut fort:

„Der Handelstractat des königlichen —"

„Hungervertrag! Hungervertrag!" heulte das Volk dazwischen.

„Meinetwegen; der Hungervertrag denn, weil es Ihnen gefällt, diese finanzielle Urkunde so zu nennen, war ein Staatsgeheimniß, dessen Antastung wie ein Majestätsverbrechen geahndet wurde, und leider hatte Herr von Beaumont bewiesen, daß er vollständig davon unterrichtet sei. Einen Mann aber, der sich den Großen in dem Grade furchtbar gemacht hatte, als er bei dem Volke beliebt war, einen solchen Mann glaubte man nicht sicher genug verwahren, nicht hart genug strafen zu können, und so kam er nacheinander in — fünf Kerker."

„Fünf Kerker!" wiederholte Angela, die Hände ringend, die strömenden Augen nach oben gerichtet.

„Verschweigen Sie nichts!" rief Theodor mit erschütternder Stimme.

„Ja, fünf Kerker!" sprach Malisset weiter, denn er ward mehr und mehr inne, daß die Wahrheit, wie entsetzlich sie auch sei, ihn allein retten konnte, da sie seinen Zuhörern nicht verdächtig vorkommen würde. „Zuerst schaffte man ihn nach Vincennes in einen unterirdischen Kerker und schloß ihn an eine Kette, die mitten um seinen Leib ging. Sein Lager war ein Brett, seine Nahrung täglich eine Unze Brot und ein Glas Wasser."

Ein Aufschrei des Entsetzens unterbrach den Kornwucherer abermals, und er glaubte in dem dumpfen Murren des Volkes die Erneuerung seines Todesurtheiles zu vernehmen.

„O, ich wasche meine Hände in Unschuld!" fuhr er beschwörend fort. „Ich wiederhole, Andere und weit Mächtigere als ich, haben diese Grausamkeit zu verantworten. — Von Vincennes kam Herr von Beaumont in die Bastille, wo ihm dieselbe Behandlung widerfuhr. Alsdann wurde er unter die Wahnsinnigen in Charenton gesteckt; hierauf unter die Mörder in Bicêtre, und endlich brachte man ihn in die Bastille zurück, wo er einfach — vergessen worden ist."

„Warum aber der ausgestellte Todtenschein, die Einziehung aller unserer Güter?" fragte Angela mit gebrochener Stimme.

„Man wußte, Madame, daß Sie damit umgingen, einen Fußfall vor dem Könige zu thun, um die Begnadigung Ihres Mannes zu erflehen, und man wollte diesem Schritt zuvorkommen, der ein öffentliches Aergerniß gegeben haben würde."

„Oder richtiger," fiel Angela ein, „die unversöhnlichen Feinde Beaumont's fürchteten, der König würde ihn begnadigen."

„Der König konnte es nicht, Madame," versetzte Malisset, fortgetrieben von der Kraft der Wahrheit, „denn Ludwig der Fünfzehnte selbst war zu sehr dabei betheiligt! Schlagen Sie den Staatsalmanach vom Jahre 1774 auf, so werden Sie unter den Finanzbeamten auch einen Herrn von Mirlavaud finden, der ausdrücklich als Schatzmeister des Getreides für Rechnung Seiner Majestät aufgeführt ist. Der König hatte zum Kornhandel ein besonderes Capital von zehn Millionen aus seinem Privatschatze angelegt."

„Ihr hört es!" schrie Boyrel dem Volke zu. „Ludwig, der Vielgeliebte, war ebenfalls ein Kornwucherer! Ihr habt Recht, Malisset, Ihr hattet hohe, mächtige Handelsgenossen. — Doch sagt mir, wie kam es, daß die braven Minister Turgot und Necker, welche eben darum entlassen wurden, den armen Märtyrer nicht in Freiheit setzten?"

„Nun, die Beiden, als sie Minister wurden, sagten zwar, sie würden alle Aufkäufer hängen lassen und wollten die Urkunde zerreißen, welche Sie den Hungervertrag nennen, allein — die Noth, in welcher sie den Staat fanden, kannte kein Gebot und war mächtiger als die Minister, ja selbst als der König. Der Vertrag existirt bis heute und Wilhelm von Beaumont sitzt noch in der Bastille gefangen."

Malisset schwieg und hatte sichtbare Angst vor einer Fortsetzung seines Verhöres.

„Seht diesen Mann!" rief Boyrel mit wildem Frohlocken, während seine Hand die Schulter des alten Kornwucherers drückte. „Er hat der Revolution soeben die schönste Vertheidigungsrede gehalten, die je aus eines Menschen Mund gekommen. Mit solchen Geschichten kann ein Volk Berge versetzen."

„Ich darf mich nun wohl entfernen?" fragte Malisset scheuen Tones.

„Laßt ihn gehen," erklang eine Stimme aus dem Haufen. „Für heute mag er mit dem Leben davonkommen. Geborgt ist nicht geschenkt!"

Boyrel geleitete den alten Kornwucherer sicher bis zu seinem Wagen. Die Menge strömte ihm aus der Dachstube dahin nach, aber Boyrel lähmte jede fernere Gewaltthätigkeit. Als Malisset einstieg, sagte er zu seinem ihn schützenden Begleiter:

„Wenn Sie doch dem Volke zu wissen thun möchten, mein lieber Herr, daß ich mich schon lange von allen Geschäften zurückgezogen habe. Ich lebe jetzt ganz wie ein guter, rechtschaffener Bürger, in Frieden mit Gott und meinen Nebenmenschen."

„Ja," antwortete Boyrel, während er den alten Kornwucherer mit einem eben nicht sanften Ruck in den Wagen hob. „Das Volk weiß ganz gut, Herr Peter Malisset, daß Sie in Frieden den Reichthum genießen, den Sie aus dem blutigen Schweiße der Armuth genommen haben. Diesmal hat Sie Ihre Offenheit gerettet; aber das Volk wird Sie wiedersehen. — Adieu!"

Angela und Theodor lagen vor dem Bilde Beaumont's auf den Knien. Sie beteten, wie sie oft gethan, aber ihre Thränen waren diesmal Freudenthränen der Hoffnung.

„Sohn!" sprach der zurückkehrende Boyrel mit seiner starken Stimme. „Ihr Vater harrt Ihrer in der Bastille!"

„Mein Vater!" rief der junge Mann, die um den Griff seines Degens gefalteten Hände hochgehoben. „Ich glaubte, seinen Tod rächen zu müssen. Es gilt sein Leben, seine Rettung! Darum — auf, nach der Bastille!"

Er umarmte seine Mutter, die ihn wieder und wieder küßte und segnete. Dann folgte er Boyrel.

---

6. Die Befreiung des Lebendigbegrabenen.

Die Strömung des Volkes, an dessen Spitze die berüchtigte Théroigne de Méricourt (Bild Seite 1128) stand, nach der Bastille hin war während der Nacht noch reißender geworden; es beleuchtete der Morgen des 14. Juli eine förmliche Belagerung der alten Kerkerfeste. Das Wetter war herrlich, der Himmel lachte, die Sonne strahlte im schönsten Glanze, als freue sie sich über den wachsenden Aufruhr. Hatte doch ihre Sonnengluth nicht wenig dazu beigetragen, die allgemeine Gährung höher und höher, bis zu ihrem Siedepunkt hinaufzutreiben.

Noch immer scheinen die schwarzen, finsteren Mauern unbewegt von dem Sturme, der gegen sie anschwoll. Die Thürme der Festung erhoben sich mit dem alten Stolze, sie trugen ihre gigantischen Zinnen wie Felsenkronen, die nichts beugen kann. Kein Soldat zeigte sich an den Fenstern, die hie und da gleich Schießscharten geöffnet waren. Nicht anders, als verlasse die Bastille, jede Vertheidigung verschmähend, sich allein auf die Dicke ihrer Mauern, auf die Festigkeit ihres Baues, auf den Schrecken ihres Namens. Ihre Zugbrücke war aufgewunden, ihre Kanonen schliefen still auf den Bettungen — die Bastille wartete.

Es war fast Mittag und noch war kein Schuß gefallen. Das Volk und die Bastille musterten sich gegenseitig, wie zwei riesenstarke Feinde, ohne daß der Eine wagte, den Anderen zuerst anzugreifen. Da — zwischen eilf und zwölf Uhr — rückte mit einemmale eine neue bewaffnete Rotte aus der Straße Cerisaie heran. Alle waren mit Gewehren bewaffnet, sogar Kanonen wurden inmitten der nahenden Menge sichtbar.

„Siebenundzwanzigtausend Gewehre und viele Kanonen sind in der Gewalt des Volkes!" rief Einer triumphirend. „Das Invalidenhaus mit seinem Arsenal ist unser. Wer keine Waffen hat, hole sich welche von dort!"

Ein wildes Geschrei begrüßte diese Botschaft und ein Theil der Belagerer stürzte davon, um sich mit Gewehren aus dem Invalidenhause zu versehen. Doch der kleine Trupp entschlossener und wohlbewaffneter Leute, der dem Hauptthore der Bastille zunächst stand und von welchem Theodor von Beaumont und Boyrel die Anführer waren, ließ sich durch diese Art rückgängiger Bewegung nicht irre machen und wich nicht von seinem gefährlichen Posten. Theodor hatte mit Boyrel die ganze Nacht vor den Mauern gelegen, hinter welchen sein Vater seufzte und die Zugbrücke der Bastille keinen Augenblick aus dem Gesichte verloren, als fürchte er eine Entführung des Schatzes, den das alte Staatsgefängniß für ihn umschloß.

Ein junger Arbeiter, den Boyrel vor einer Weile ausgeschickt hatte, kam jetzt mit zwei schweren Zimmeräxten zurück. Theodor und sein alter Freund griffen sogleich darnach und nachdem Beide nochmals eine leise Abrede miteinander genommen, gingen sie zusammen an die Ausführung eines Planes, dessen Tollkühnheit nur die kindliche Liebe des Einen und der alte Haß des Anderen erklären kann.

Vor der Zugbrücke, an dem äußeren Rande des Grabens, befand sich ein Wachthaus, dessen Besatzung sich in das Innere der Festung zurückgezogen hatte. Vom Dache dieses Wachthauses, das nicht schwer zu erreichen war, mußte sich wohl eine Gelegenheit finden, die Ketten der Zugbrücke durchhauen zu können. Theodor und Boyrel hatten soeben in dieser Absicht das Dach erklimmt und mit geschwungenen Aexten nahten sie sich den Ketten, in welchen die Brücke hing.

„Im Namen meines Vaters," rief Theodor dem alten Boyrel zu, der schon zum Schlage ausgeholt hatte, „laß mich den ersten Streich auf die Bastille führen!"

Und seine Axt fiel schwer auf die überstarken Eisenglieder der Kette, die einen dumpfen Schall von sich gaben. Boyrel stand ihm rüstig bei, und verdoppelten Schläge der zwei Verwegenen überhallten den Tumult des Volkes auf dem Platze unten und tönten hinaus bis in die weiten Höfe der alten Zwingburg.

Die Menge hatte anfangs nicht begriffen, warum sich die beiden Männer auf dem Dache des Wachthauses dem sicheren Schusse der Belagerten aussetzten, und ein panischer Schrecken kam über sie, als sich jetzt die Schießscharten mit Mündungen angeschlagener Gewehre füllten und oben auf den Thürmen Artilleristen erschienen, die brennenden Lunten über den Zündlöchern der Kanonen haltend. Das Volk stieß ein Geschrei aus, um Theodor und Boyrel vor der augenscheinlichen Gefahr zu warnen. Aber sie fuhren nichtsdestoweniger wie im Tacte fort, aus Leibeskräften auf die Kette zu schlagen, die schon zu weichen begann. Die Kühnen wendeten nicht einmal das Haupt nach den drohenden Geschützen.

„Zurück, oder Ihr seid des Todes!“ donnerte eine Commandostimme von der Höhe des Thurmes.

Theodor und Boyrel führten Beide zugleich einen noch gewaltigeren Streich auf die Kette. Endlich sprang diese, die Brücke krachte nieder, die Bahn in den ersten Hof der Bastille war gebrochen.

„Es lebe die Freiheit!“ jauchzte das Volk, während es in seinem Ungestüm mitten in die Staubwolke stürzte, welche der gewaltsame Fall der Zugbrücke aufgejagt hatte.

„Mein Vater! Mein Vater!“ hatte Theodor aufgeschrien.

„Freiheit und Rache — Rache für Wilhelm von Beaumont!“ stimmte ihm Boyrel bei.

Der Jüngling, feuriger und schneller als sein alter Gefährte, warf die Axt fort, die ihm jetzt nichts mehr nützen konnte und sprang in den Hof, in welchem schon eine wilde Masse stürmte.

In diesem Augenblick gab die Garnison der Bastille ein schreckliches Musketenfeuer auf das Volk, das momentan zurückprallte, aber nur, um sich gleich darauf mit der Wuth eines angeschossenen Tiegers von Neuem vorwärts zu wälzen. (Hierzu das Bild.)

Theodor hatte das Gewehr eines Mannes ergriffen, der soeben todt zu seinen Füßen niedergestürzt, und als Boyrel seinen Schutzbefohlenen einholte, war der Kampf zwischen der Besatzung und dem Volke bereits entbrannt. Sie wichen Beide nicht aus dem Hofe, zu welchem sie den Eingang erschlossen hatten. Andere Männer aus dem Volke hielten sich zu ihnen und man sah sie ohne Aufhören ihre Gewehre laden und abschießen. Wie Viele auch in ihrer Nähe stürzten, sie wankten nicht, denn ihr Hort war der Name Wilhelm von Beaumont, mit welchem begeisternden Rufe sie jede neue Salve begleiteten. Bei alledem hatte der alte Boyrel die mütterlichen Bitten Angela's nicht vergessen. Mehr als einmal riß er Theodor aus dem Bereich einer drohenden Kugel, mehr als einmal deckte er mit seinem Leibe den Jüngling, den seine Hitze zu weit fortriß; der Mann aus dem Volke ließ nicht nach, die Schuld des Volkes gegen die hochherzige Familie Beaumont, sei es auch mit seinem Blute, zu bezahlen.

Nach fünf Minuten war die Bastille erobert. Die Spötter des Hofes hatten es lächerlich gefunden, daß blinde Volkshaufen einen Platz zu stürmen gedachten, der früher von dem großen Feldherrn Condé vergebens belagert worden. Aber weder die Kartätschen der Garnison, noch der eines besseren Loses würdige Heldenmuth des Commandanten, konnten den Siegeslauf des Volkes aufhalten. De Launey hatte schon eine brennende Lunte ergriffen, um die Festung in die Luft zu sprengen; seine eigenen Leute hinderten ihn daran und zwangen ihn, sich zu ergeben.

Als die Sieger das Reglement der Bastille und deren Schlüssel, die sie auf der Spitze eines Bajonnettes gehangen, nach dem Stadthause brachten, dem Sitz



A. u. N. Die Erstürmung der Bastille. 24.

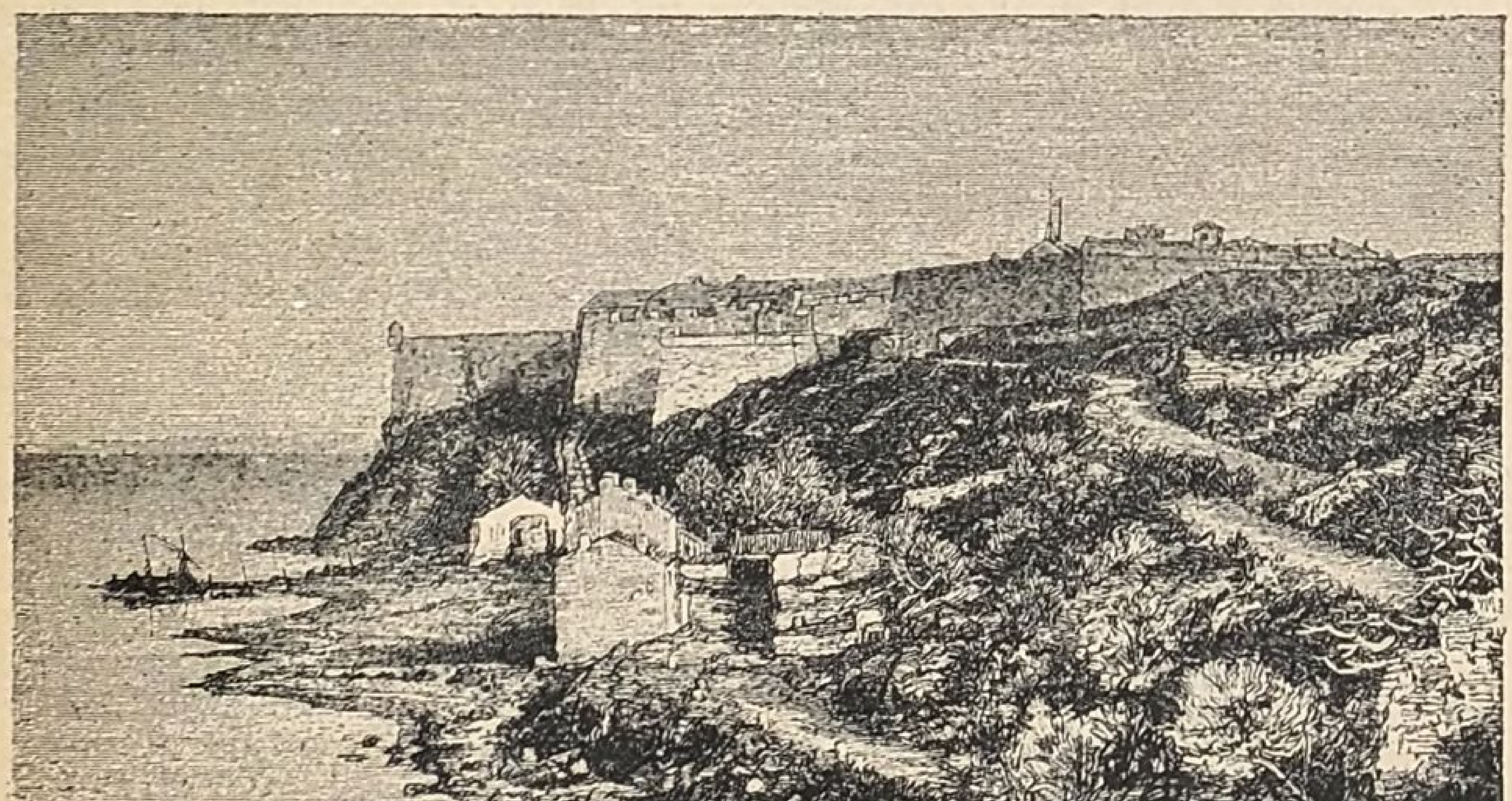
der Autoritäten, hielt eine blutige Hand triumphirend eine Halsschnalle in die Höhe. Es war die des Commandanten De Launey, der als eines der vielen Schlachtopfer grausamer Volkswuth gefallen war. Und als der Herzog von Liancourt, der Vertraute Königs Ludwig XVI., dem unglücklichen Monarchen die Kunde des schrecklichen Ereignisses brachte, da rief der gebeugte König:

„Welch' eine Revolte!"

„Sire," antwortete der Herzog, „sagen Sie lieber Revolution!"

Dieses Wort war eine Wahrheit und die Geschichte der Welt hat demselben die furchtbarste Betonung gegeben.

Wie die Bastille, ist bald darauf das Königthum, und wie das Haupt De Launay's, so später auch das Haupt des unglücklichen Ludwig XVI. gefallen, des königlichen Märtyrers seines Hauses, der büßen mußte, was seine Väter verschuldet hatten und der, seinen frommen Sinn nicht auf dem Blutgerüst verleugnend, mit dem Wunsche starb: „daß sein Blut nicht über Frankreich komme." Mit Recht



Insel St. Marguerite. (Seite 1151 und 1154.)

konnte Edgeworth, der Beichtvater des Königs, im Augenblick des Todes Ludwig's XVI. rufen: „Sohn des heiligen Ludwig, steige auf zum Himmel!"

Theodor von Beaumont war der Erste gewesen, welcher, sobald die zweite Zugbrücke niedergelassen worden, in das Innere der Bastille drang. Boyrel dagegen, noch ganz erhitzt vom Kampfe, hielt sich einen Augenblick zurück und winkte dem jungen Arbeiter, der vorhin die Zimmeräxte zur Sprengung der Kette geholt hatte. Er gab ihm jetzt einen Auftrag an Frau von Beaumont, die ohne Zweifel in der Seelenangst schrecklichster Ungewißheit schwebte.

Theodor, von seiner kindlichen Ungeduld wie von einem Wirbel fortgeschleudert, durchkreuzte den großen Hof, ohne Sinn und Theilnahme für den blutigen Vertheidigungskampf, der hier wüthete. Sein Herz brannte in dem Gedanken an seinen Vater, den er wie Gott verehrte, ohne ihn anders als im Bilde zu kennen. Der Augenblick war gekommen, in welchem der dunkle, geheimnißvolle Kerker der Bastille die Eingemauerten dem Lichte, der Freiheit zurückgeben sollte!

Der junge Mann stand vor einer ungeheuren Steintreppe. Ohne Zaudern stieg er die Stufen hinan, eine schwerfällige, zwanzig Fuß hohe Thüre von eichenen

Bohlen gab seinem Drucke nach und knarrte in ihren rostigen Angeln. Er sah in ein Labyrinth gewölbter Gänge, die ihm finster und feucht entgegenstarrten. Auf gut Glück schritt er vorwärts und je weiter er sich von der Pforte entfernte, um so tiefer wurde das Dunkel und das Schweigen, die den einsam Wallenden wie ein Leichentuch umgaben. Bald hörte er nicht einmal mehr das Geschrei der Sterbenden, das von Weitem an sein Ohr geschlagen, nicht mehr den Pulverknall der Musketen, die bis dahin keinen Augenblick geschwiegen; die Riesenmauern der Bastille erstickten jeden Sturm außen, gleichwie sie die Seufzer innen erstickt hatten.

„Wilhelm von Beaumont! Wilhelm von Beaumont!" schrie Theodor mit rollender Stimme.

Dann stand er still; er lauschte, ob nicht irgend eine Wehklage, ein Aechzen diesem Rufe antworte. Der Schall fuhr bis in die Tiefe der Gänge, ein trockenes Echo machte seine Schritte einige Augenblicke widerklingen, dann aber sank Alles in die vorige dumpfe Stille zurück.

Endlich stieß Theodor im Winkel eines niedrigen Corridors, noch finsterer und grausiger als die anderen, auf eine Thür, welche in's Unterirdische zu führen schien. Eine kleine Lampe erleuchtete karg die ersten Stufen einer abwärtsgehenden Treppe. Es war, als ob der Jüngling am Eingang des Grabes stehe, zu welchem er durch Nacht und Entsetzen gepilgert.

„Mein armer Vater!" stöhnte er. „Hier muß er sein!" Und ohne Ueberlegung wollte er sich in den schwarzen, stickluftigen Schlund stürzen, als es am anderen Ende des Ganges laut und hell wurde.

Theodor erkannte den alten Boyrel, der in Begleitung einiger seiner Gefährten, die Fackeln trugen, näher kam. Sie brachten einen Kerkerschließer mit, den sie in der Bastille aufgegriffen und gezwungen hatten, ihnen als Führer zu dienen.

„Gut, daß ich Sie finde und gerade hier!" rief Boyrel freudig. „Ich war schon in Unruhe."

„Boyrel! Kein anderer Gedanke, als mein Vater —"

„Er lebt!"

„Wo? um Gottes Willen, sprecht! Wo ist er?"

Boyrel deutete auf die unterirdischen Stufen.

„Es war Gott, der mich leitete!" rief Theodor und sank weinend an die Brust seines alten Freundes.

Während sie die gekrümmte und moderige Treppe hinabstiegen, welche in das Eingeweide der Erde zu führen schien, fand Theodor Stärke genug zu der Frage: in welchem Zustand sie seinen Vater finden würden?

„O, er befindet sich wohl," sagte der Kerkermeister, der begierig die Gelegenheit auszubeuten schien, sich den Siegern der Bastille angenehm zu machen. „Es ist eine jener eisernen Naturen, die durch nichts aufgerieben werden können. Nur sein Verstand scheint mitunter —"

„O mein Gott! Er ist also wahnsinnig geworden?"

Der Kerkermeister schüttelte den Kopf und blieb vor einer niedrigen und engen Thür stehen, nach deren Schlüsseln er lange suchen mußte in dem ungeheuren Bunde, welches an seinem Gürtel hing. Die Minute, die darüber verging, dauerte den Wartenden wie ein Jahrhundert.

Als der Kerker sich öffnete, drängten sich Alle hinein und Theodor stürzte mit ausgebreiteten Armen auf den Gefangenen zu . . . aber, entsetzt wich er im nämlichen Augenblick zurück.

Beim Scheine der Fackeln — denn das Tageslicht stahl sich nur durch eine schmale Lücke hinein, die gleich einem erlöschenden Stern am Horizonte dieser

Unterwelt blinkte — ward ein menschliches Wesen sichtbar, das auf einer Streu von wirrem Stroh lag, gebeugt von der Wucht der Ketten, welche, eisernen Schlangen ähnlich, den Armen umringelten.

Es war eine fahle Greisengestalt, eine langsam vertrocknete Mumie, in der noch Leben glimmte — ein lebendig Begrabener!

Die Leichenkälte der sickernden Kerkermauern hatte die Glieder des Unglücklichen, die mit den eisernen Kettengliedern verwachsen schienen, zusammengezogen, und sie waren in dieser widernatürlichen Verkrümmung erstarrt. Ein langes, weißes Haar und ein weißer, fast ebenso langer Bart, die ja beide im Grabe noch wachsen, verhingen sein Gesicht. Ein grober Leinenkittel, das gewöhnliche Züchtlingskleid der Bastille, deckte seine Blöße. Er war beim Eintritt der Männer mit seiner entfleischten Hand an die Augen gefahren, denn das plötzlich hereinbrechende Licht der Fackeln blendete ihn.

„Wer ist da?“ fragte mit verschrumpfter Stimme dieser lebendige Leichnam.

Theodor, der die erste Erschütterung überwunden, stürzte wieder auf den Greis zu; aber Boyrel hielt den jungen Mann auf, indem er leise zu ihm sprach:

„Schonung! Sie würden ihn tödten!“

Theodor beherrschte die Heftigkeit seines Gefühles, und Alle beobachteten ein tiefes Schweigen. Darauf ließ sich Boyrel vor dem Gefangenen auf die Knie nieder und sagte mit einer halb von Thränen vermischten Stimme:

„Freund — es ist die Freiheit!“

Der Angeredete rührte sich nicht, aber ein Ausdruck himmlischer Seligkeit verklärte sein Antlitz, als ob ein Engel zu ihm niedergeschwebt sei, um Worte göttlichen Trostes in sein Ohr zu flüstern.

„Es ist kein Traum, Wilhelm von Beaumont,“ fuhr Boyrel fort. „Ein Mensch, ein Freund spricht mit Ihnen.“

„Wer sind Sie denn?“ fragte der Greis nach einer neuen Stille.

„Ich bin ein Gesandter des Volkes,“ antwortete Boyrel feierlich, „des Volkes, das Sie so sehr geliebt haben, und ich komme, Ihnen zu sagen: Wilhelm von Beaumont, erheben Sie sich — Sie sind frei!“

Da schien ein Strahl der Erinnerung den Gefangenen zu durchblitzen. Er machte eine Bewegung auf seinem Strohlager und sagte:

„Ich habe diesen Ruf lange erwartet, ohne daß er sich hat hören lassen. Nun ist es zu spät! Sie haben meinen Muth gebrochen, meine Kraft gelähmt; sie haben den Geist, der denkt, und den Körper, der wirkt, mir absterben lassen vor der Zeit. Ich bin nur noch ein Schatten, ein Leichnam, ich kann mich nicht mehr erheben auf die Stimme des Volkes. — Und meine Erinnerungen, ach! sie sind verstummt dem Schweigen des Kerkers gegenüber. Ich kann mich nicht mehr besinnen. O, helft mir doch — helft mir doch!“ setzte er hinzu mit einem heftigen Versuch, sich aus der dumpfen Lethargie emporzureißen, die mit den langen Jahren der Schmerzen über sein seelenmüdes Wesen gekommen war.

Boyrel winkte dem Kerkermeister, die Ketten des Gefangenen zu lösen, und während Theodor in krampfhafter Bewegung dabei half, gab der alte treue Freund Beaumont's demselben einige herzstärkende Tropfen ein, die er aus Vorsorge mitgebracht hatte.

Der Greis, welcher bis jetzt seine Augen mit der Hand gegen den Lichtglanz geschirmt, ließ diese einen Moment sinken, und ein gellender Schrei zuckte von seinen Lippen. Sein Blick war plötzlich auf die vielen Anwesenden gefallen.

„Wer sind diese Männer?“ fragte er mit einer Art kindischer Scheu.

Theodor, der sich nicht mehr mäßigen konnte, beschwor Boyrel durch Blick und Geberde, daß er jetzt von ihm anfangen möge, aber Boyrel fühlte, daß es noch nicht Zeit war.

„Wilhelm von Beaumont," nahm er wieder das Wort, „kennen Sie die Kinder dieses Volkes nicht mehr, für welches Sie sich aufgeopfert haben? Unmöglich kann das Gedächtniß jener glorreichen Vergangenheit in Ihnen erloschen sein, denn Sie lebten damals nur in dem Gedanken, der Retter des Volkes zu werden!"

„Haltet ein! — Ja, es dämmert in mir und wird heller und heller. Es war eine Hungersnoth, nicht wahr? Eine schwere, unglückliche Zeit für das Volk, und ich wollte die bösen Geister dieser Zeit bannen. Ich wollte — ha, ich weiß nun, was es war — der Hungervertrag, der Hungervertrag!"

Beaumont war jäh erzittert, als er das unheilvolle Wort sprach, und seine Finger spannten sich wie abwehrend aus. Boyrel ließ ihn noch einige stärkende Tropfen nehmen, indes Theodor mit frommen Händen die Male der Ketten rieb. Der Greis stammelte unverständlich vor sich hin, bis er sich plötzlich aufrecht setzte, von einer neuen Erinnerung angehaucht, die ihm zugleich neue Lebenskraft mitzutheilen schien.

„Wartet!" rief er, indem er seine morsche Stirne drückte, wie um das Gedächtniß aufzustacheln. „Ich besinne mich immer deutlicher . . . mein Vater! was ist aus meinem Vater geworden? . . . Und Angela, der sanfte Engel, der mir so oft in meinen Kerkerträumen erschienen ist . . . damals, als ich noch träumte . . . wo ist sie? . . . . Dann mein Sohn, dieses blonde und lächelnde Kind, mein Theodor, der mich rächen sollte?"

„Hier ist er, mein Vater!" schrie Theodor. „Ich bin es, Ihr Theodor, der erfüllt hat, was seine Mutter für ihn gelobte!"

Die Fackeln, deren Schein die in der langen Kerkernacht erblödeten Augen des Gefangenen verletzte, waren unterdessen bis auf eine einzige ausgelöscht worden, und Beaumont konnte nun bei dem gemilderten Lichte den Sohn betrachten, den ihn Gott noch diesseits wiedersehen ließ. Sein Blick erweiterte sich und sank wie ein Dämmerstrahl auf den edlen und schönen Jüngling, der ihn angerufen mit dem süßesten der Namen und der ihm in der Glorie kindlicher Liebe und Ehrfurcht erschien. Seine Brust hob sich und mit ihr sein ganzes gebeugtes Wesen, seine Seele schwang sich mit einem Jubelschrei empor; er zog Theodor an sich, und eine Thräne, eine einzige — die letzte vielleicht! — bewegte sich feierlich über seine versunkene Wange wie eine Verkündigung, daß auch das Herz in der Grabhöhle dieses Innern wieder wach und lebendig geworden durch die zaubermächtige Stimme der Natur.

Mit einemmal aber stieß Beaumont seinen Sohn zurück. Er rief:

„Kind, wo hast Du Deine Mutter gelassen?"

Theodor wollte antworten. Da brach eine Frau durch den Männerkreis und stürzte zu den Füßen des Märtyrers. Es war Angela, nach welcher Boyrel den jungen Arbeiter vorhin geschickt hatte.

„Ich komme," wimmerte sie, „um Deine Verzeihung zu erflehen! Deine Verzeihung, Wilhelm, für mich und Deinen Vater, der nicht mehr ist! Vergieb mir meine Schuld, denn seit länger als zwanzig Jahren büßte ich schrecklich. Mein Sohn!" rief sie Theodor zu, „bitte Du für Deine unglückliche Mutter!"

„Angela!" bebte es leise von den Lippen des Greises. Und seine zitternden Hände lagen wie segnend auf den Häuptern seiner vor ihm knienden Lieben. Eine namenlose Seligkeit goß sich, gleich einem Vorzeichen der ewigen Seligkeit, über das Antlitz des Dulders aus. Es war ein Moment, im Schoße Gottes gelebt. Aber dieses Wiedersehens Herrlichkeit war zu gewaltig für den armen Greis. Er fiel plötzlich auf das Stroh zurück und verlor sich in ein Lallen ohne Zusammenhang und Verständniß.

„Er hat seinen Anfall bekommen," sagte der Kerkermeister gleichgiltig. „Nun können Sie lange warten, bis Sie wieder ein vernünftiges Wort aus ihm herausbringen."

„Wir wollen ihn hinauftragen," rief Boyrel. „Der Athem der Freiheit wird ihn neu beleben."

Er hob den todesschwachen Greis auf seine Arme. Theodor unterstützte mit heiliger Vorsicht das Haupt seines Vaters, während Angela dessen eiskalte Hände in den ihrigen hielt und sie, so oft sie konnte, gegen ihren Busen drückte. So ging es langsam aus der dumpfen Kerkergruft die Stufen hinan. Nur das irre Flüstern des Greises, nur das schmerzliche Schluchzen seiner Familie — und die Männer aus dem Volke zählten Alle zu seiner Familie — brach die Stille des Trauerzuges, der sich langsam nach dem Thore bewegte, welches in den großen Hof der Bastille führte.

Dort empfing sie ein Siegesbild voll wilder Erhabenheit. Die untergehende Sonne dieses blutigen Tages vergoldete noch die Zinnen der steilen Thürme, indes es schon dunkelte in den Tiefen der Wälle, die den unheimlichen Bau in seinem ganzen Umfange umklammerten. Die niedergelassenen Zugbrücken eröffneten die Aussicht auf das in der Ferne brausende Volk und auf die Mündungen der von demselben gegen die Festung aufgefahrenen Geschütze.

Eine Wolke von Staub und Dampf trieb noch über allen diesen wogenden Köpfen in der lauen und stockenden Luft. Französische Garden, die glorreichen Miteroberer der Bastille, in ihrer schimmernden Uniform; Leute aus dem Volke in groben Westen oder halb nackt; Geistliche sogar in ihren schwarzen Kleidern strömten ein und aus, Alle bewaffnet und geschmückt mit der dreifarbigen Cocarde, von der Lafayette prophezeit hatte, sie werde die Reise durch die Welt machen. Das Freudengeschrei der siegestrunkenen Freiheitsstürmer verschlang das Stöhnen der Verwundeten und Sterbenden, welche den Wahlplatz deckten. Hier war es, wo der eiserne Fuß der Revolution sich zuerst gewöhnte, über Blut und Leichen zu wandeln.

Auf den unglücklichen, lebendig begrabenen Wilhelm von Beaumont, der soeben einem Kerker entrissen worden, wo Alles stumm war, starr und schwarz, mußte dieses rauschende Getümmel und nicht minder der Glanz des freien Himmels und die frische Luft wie ein Wunder wirken. Seine Glieder, die bis dahin schlaff und unbeweglich in den Armen der Träger gehangen, strafften sich plötzlich, um gleich darauf in einer allgemeinen Schwingung des Körpers heftig zu erzittern. Die überschwängliche Lebenskraft, welche von allen Seiten auf ihn eindrückte, die helle, schrankenlose Atmosphäre ringsum drohte den morschen, durch mehr als zwanzigjährige Kerkerpein zernagten Greis vollends aufzureiben. Er machte ein Zeichen, daß man ihn auf den Emportritt niederlasse, der Volksmasse gegenüber, und er saß lautlos auf der Schwelle des Gefängnisses, welche die Unglücklichen meist nur hinein, selten wieder zurück hatte schreiten sehen.

Beim Anblick des auflebenden Leichnams mit dem langen weißen Barte und den verzerrten Gliedern liefen neugierige Haufen hinzu, um zu erfahren, wer dieses schreckliche Opfer der Bastille sei.

Bald schwebte der Name Wilhelm von Beaumont auf allen Lippen. Man rief sich die Leidensgeschichte des Märtyrers in's dankbare Gedächtniß, und Jeder wollte die Züge Dessen sehen, der vor Zeiten einen so gefährlichen Zweikampf mit den Kornwucherern und dem „Hungervertrag" geführt hatte. Es dauerte nicht lange, so war das Staunen, das Mitleid des Volkes in Begeisterung, in Fanatismus übergequollen.

„Heil Wilhelm von Beaumont! Heil dem Märtyrer für das Volk!" schrien tausend erhobene Stimmen, die ihn an der Schwelle des Gefängnisses erwarteten.

„Auf! Laßt uns ihn im Triumph auf den Wällen der Bastille herumtragen!" rief einer der enthusiastischen Freiheitsstürmer.

„Ja, ja, im Triumph!“ war die allgemeine Wiederholung.

Von allen Seiten drang die jauchzende Masse heran.

Aber Boyrel warf sich vor den Greis und donnerte den Andringenden entgegen:

„Unbesonnene!“ rief er. „Seht Ihr denn nicht, daß er schon mehr todt als lebendig ist? Seid vorsichtig um Gottes willen! Wie, glaubt Ihr, daß ein auflebender Leichnam mit verzerrten Gliedern so rasch den Glanz des freien Himmels und die frische Luft vertrage, um ungefährdet zu bleiben? — Ruhe, sage ich — strengste Ruhe! Wir müssen warten, bis er sich erholt hat.“

Jetzt schien der arme Greis die Krisis seiner plötzlichen Freiheit überstanden zu haben, er horchte einen Augenblick hoch auf und richtete sich dann mit einemmale, zur größten Verwunderung der Umstehenden, empor, als ob er zu dem Volke sprechen wolle. Alsbald beschwichtigte sich Alles zur feierlichsten Stille, die Verwundeten selbst ließen keine Klage, keinen Seufzer mehr laut werden.

Aufrecht zwischen Theodor und Angela streckte Beaumont seinen entfleischten Arm gegen Himmel und sprach mit einer matten, doch klaren Stimme:

„Gelobt sei Gott, daß meine Erlösung mit der eines großen Volkes zusammenfällt! Ich preise den Herrn der Herrlichkeit, der die ersten Wurzeln des Freiheitsbaumes meines schönen Vaterlandes bis hinab in die Hölle meines Kerkers reichen ließ; dieses Freiheitsbaumes, der seine Zweige, seine Krone über die Welt erheben wird. Aber,“ setzte er hastig hinzu, im Feuer eines neuen Gedankens, der ihn jäh durchschoß, „hat das Volk, welches die Freiheit eroberte, hat dieses große Volk auch Brot?“

Eine Minute lang herrschte tiefes Schweigen. Alsdann ging mitten aus der Menge eine klägliche, schleppende Stimme hervor, und diese Stimme antwortete:

„Nein!“

Beaumont blieb einen Moment unbewegt, als hätte er das Schreckenswort nicht verstanden. Sodann neigte er sein Haupt, in den Tiefen seines Antlitzes zitterte der Widerschein eines unermeßlichen Schmerzes, und er sagte mit ersterbender Stimme:

„Warum habt Ihr die Bastille erstürmt? Warum habt Ihr den Lebendigbegrabenen das Licht des Tages wiedersehen lassen?“

*

* *

Acht Tage nachher, am 22. Juli 1789, standen Mutter und Sohn weinend und betend an dem Sterbebette, auf welchem der unglückliche Wilhelm von Beaumont das Ende seiner übermenschlichen Leiden erwartete. Jene gewaltigen Eindrücke seiner Befreiung hatten nachgedunkelt in seinem Geiste und er hatte seitdem keinen hellen, bewußten Augenblick gehabt. Gleichwohl schien es, als würde die Seele durch eine mächtige Hoffnung noch immer an diesen zerrütteten Leib gebannt. Auf den aschenbleichen, geschlossenen Lippen schwebte sie, bereit zum Himmel aufzufahren, sobald sie den geheimnißvollen Ruf von oben vernommen.

Plötzlich trat Boyrel in das kleine Zimmer, im Sturmschritt einer heftigen Aufregung. Seine Brust keuchte, sein Athem schnaubte und von seiner braunen Stirn fiel der Schweiß in dicken Tropfen.

„Heil Beaumont!“ rief er mit wildem Frohlocken. „Der Hungervertrag ist nicht mehr! Das Volk hat soeben ein furchtbares Gericht gehalten. Foulon und sein Schwiegersohn Berthier, die Vornehmsten unter den jetzigen Kornwucherern, baumeln am Laternenpfahl. Foulon, der gesagt hatte: „Das Volk müsse noch Heu fressen lernen!“ hat einen Kranz von Brennesseln um den Hals, einen Strauß von Disteln in die Hand und einen Heubund auf den Rücken

bekommen.[1] Die Brüder Leleu sind auf und davon, und Pinie, der Cassier der zersprengten Blutsaugerbande, hat sich eine Kugel durch das Hirn gejagt; Malisset aber hat sich vor Angst aus dem Fenster gestürzt und das Genick gebrochen. Das Volk trug zufällig die aufgespießten Köpfe der Kornwucherer an seinem Hause vorüber und der alte Sünder, den wir ganz vergessen hatten, und der fürchtete, die Reihe sollte auch an ihn kommen, richtete sich selbst."

„Gott hat ihn gerichtet," sprach Wilhelm von Beaumont erhoben und mit verklärten Blicken. „Lebt Alle wohl, meine Lieben! Nun kann ich ruhig sterben, denn der Traum meines Lebens ist erfüllt — das Volk wird Brot haben!"

Mit diesem Worte war der Bann seiner Seele gelöst.

In den Armen der schmerzenreichen Frau, die ihn geliebt, bis in den Tod, in den Armen seines edlen Sohnes, der ihn aus dem Grabe der Bastille getragen, um ihn bald in ein anderes Grab zu senken, hatte der Märtyrer ausgelitten.

Die Nachwelt kennt die Namen seiner Henker, der Genius der Menschheit aber feiert weinend das Gedächtniß des hochherzigen Dulders.

Es erübrigt uns noch Nachricht über zwei Personen zu liefern, deren in der vorliegenden Erzählung nur flüchtig Erwähnung geschehen konnte, welche aber einer eingehenderen Behandlung um so bedürftiger sind, als sie geeignet erscheinen, die Aufmerksamkeit der freundlichen Leser dieses Buches festzuhalten. Es sind dies — Théroigne de Méricourt (Bild Seite 1128) und die sogenannte „Eiserne Maske" (Bild Seite 1129), welch' letztere längere Zeit auch auf der Insel Sainte-Marguerite (Bild Seite 1145) gefangen saß. Auch einer derartigen Persönlichkeit in Oesterreich (Bild Seite 1152) muß dabei gedacht werden.

---

7. Théroigne und die sogenannte eiserne Maske.

Der wahre Familienname der Théroigne ist Tervagne, sie wurde nicht 1759, sondern 1762 geboren.

Der Zusatz de Méricourt bezeichnet keine adelige Herkunft, sondern nur den angeblichen Ort ihrer Geburt. Auch hier fand ein kleiner Irrthum statt. Sie wurde nicht zu Méricourt, sondern zu Marcourt, einem Dörfchen am Ourtheflusse, unweit der Stadt Laroche, geboren. Die Ourthe mündet bei Lüttich in die Maas, hiermit ist die Localität gegeben, sowie der Grund, warum sie später unter dem Namen: „die schöne Lütticherin" bekannt war. Sie war also keine Französin, sondern in den ehemaligen österreichischen Niederlanden zu Hause.

Ein undurchdringliches Dunkel umschwebt die ersten Lebensjahre der Théroigne. Wir wissen nur, daß sie frühzeitig eine wunderbare Schönheit entwickelte. Sie trat in Condroy in Dienst, machte daselbst die Bekanntschaft eines reichen Engländers, der sie zu seiner Geliebten wählte und sie nach England mitnahm. Kurze Zeit darauf verließ sie ihren Beschützer, lebte darauf unter dem curiosen Namen einer Gräfin de Campinados in London und trat hierauf in ein Liebesverhältniß mit dem damals so berühmten wälschen Sänger Justin Ferdinand Tenducci, genannt Senesino.

Théroigne verläßt das nebelreiche Albion und kommt nach Paris. Die strahlende Schönheit des Weibes versammelt bald um sie ein Heer von Bewunderern aus den höchsten Ständen. Sie hat Gold, Edelsteine, Silberzeug, ein Landhaus, Pferde und Wagen! Wie aber steht es um die Zukunft der schönen Sünderin?

---

[1] Streng geschichtlich.

Auch darüber soll sie ruhig sein. Ein Marquis de Persan, schenkt ihr vor Notar und Zeugen eine jährliche Rente von 5000 Livres, zahlbar von sechs zu sechs Monaten und behält sich vor, diese Rente zu capitalisiren.

Ein solches Leben der Schande und der Freude führt zum Ueberdruß und Ekel. In der Tiefgefallenen scheint noch ein Rest von edlerem Sinn zu sein. Sie will Sängerin werden; sie verläßt das zu ihren Füßen liegende Babel, um in Italien einen Lehrer des Gesanges aufzusuchen. Es war im Jahre 1789, wo sie bereits 27 Jahre zählte.



Die österreichische „eiserne Maske.“ (Seite 1151.)

Ihre Reise glich einem Triumphzug. In Genua findet sie Gold und gute Freunde, speist beim englischen Consul und ist — denn „gutherzig sind sie Alle“ — in zärtlicher Besorgniß um ihre drei in Paris zurückgebliebenen Brüder, für die sie wahrhaft mütterlich sorgt. Noch ehe sie nach Rom weiter reist, schreibt sie ein paar herzensgute Briefe an einen Pariser Verehrer und reclamirt seine Fürsprache zur Versorgung ihrer Brüder.

In Rom traf sie die Nachricht von der Eröffnung der Generalstaaten. Sie eilte blitzschnell nach Paris zurück, alle anderen Pläne waren vergessen; sie warf sich auf einmal mit der ganzen tigerartigen Wucht ihrer Seele in die Arme der Revolution. Einer Bacchantin gleich, oder einem Panther, wie Camille Desmoulins sich von ihr äußerte, paradirt die „schöne Lüttickerin“ zu Pferd an der Spitze der Insurgenten! Bei der Erstürmung der Bastille ist sie vorne an; den rothen Federbusch auf dem Kopfe, im rothen Rock von Seide, Pistolen im Gürtel; lächelt sie den Männern in

Hemdärmeln zu und um ihr Haupt schwingt der Pöbel die blutigen Picken. (Bild Seite 1128.)

Ihr Boudoir wurde das Vorzimmer der constituirenden Versammlung. Mirabeau, der große Mirabeau (Bild Seite 1103) ist dort zu sehen, nicht weniger Brissot, Camille Desmoulins, der Dichter Chénier, der preußische Baron Anacharsis Cloot, Fabre d'Eglantine, Saint Juste, Robespierre, Barnave, Pethion, Siéyes, Fürst Strogonoff drängen sich zu den Diners der Buhlerin und entflammen sich an ihren Reden zu neuen Streichen gegen die alte Gesellschaft.

Im Jahre 1790 reiste sie nach Hause. Seltsame Mischung von Unweiblichkeit und von Zartheit der Gesinnung! Sie liebte ihr Heimatsdörfchen; schon einmal wollte sie dem Pfarrer von Marcourt hundert Thaler für die Armen schicken, aber sie besann sich, er würde sie nicht annehmen, und sandte Strümpfe und Kleider für die Armen durch einen Dritten.

In Lüttich angekommen, regte sich wieder der Dämon; sie zeigt dem Pöbel einen der Königin geraubten Diamant, haranguirt die Jugend der Stadt, kurz, sie verpflanzt die Ideen des revolutionären Frankreichs auf Belgiens Boden. Eine Zeit lang dachte sie sogar daran, daselbst ein republikanisches Journal zu gründen, aber ihr unruhiger Geist kam bald davon wieder ab.

In der Nacht vom 15. auf den 16. Februar 1791 verschwand die Théroigne plötzlich. Ihre Freunde, ihre Brüder vermutheten, irgend Jemand habe sich in ihre noch immer beachtenswerthen Reize verliebt und sie entführt.

Dem war aber nicht so. Oesterreichische Soldaten hatten sie arretirt und auf höheren Befehl nach der Festung Kufstein in Tirol gebracht. Bei ihrer Verhaftung hatte man bei ihr nichts vorgefunden, als einen — Versatzzettel!

Damals regierte in Oesterreich Kaiser Leopold II., der „Philosoph auf dem Throne," dem schon von Toscana her der Ruf eines milden Monarchen voran ging.

Er erfuhr von dem Ereigniß. Er befahl, die Härte ihrer Haft zu mildern, sie durfte schon im September 1791 frei in der Stadt, wenn auch begleitet, umhergehen. Ein Brief vom 15. des gedachten Monats ist voll Dankbarkeit über die Milde des Fürsten. Sie bittet darin einen Pariser Freund, ihren Bruder zu Lüttich nicht zu vergessen und ihm zwanzig Louisd'ors zuzusenden.

Théroigne war dem Kaiser eine bekannte Persönlichkeit, wenn auch vielleicht nur aus dem zu Brüssel erscheinenden „Journal de la cour et de la ville," wo ihrer so oft und mit so vehementem Zorn Erwähnung geschah. Er ließ Théroigne nach Wien kommen, unterhielt sich mit ihr längere Zeit und gab endlich den Auftrag, sie über die Grenze zu schaffen und ihr dort die Freiheit wieder zu geben.

Théroigne fiel arm, wie eine Bettlerin, auf das Pflaster von Paris. Revolutionen bereichern Niemanden. Sie lebte schon seit 1789 von Darlehen und Verpfändung ihrer Kostbarkeiten. Zuletzt war ihr Leben ein beständiger Kampf mit der Noth. Es liegen wahre Bettelbriefe vor an ihre ehemaligen, nun auch verarmten vornehmen Freunde.

Wie aber Antäus, die Erde berührend, neue Kraft erhielt, so auch Théroigne, wenn sie den vulcanischen Boden des revolutionirten Paris betrat. Mit pindarischen Worten stachelt sie die Wuth des Pöbels auf, ihre Worte sind Pfeile, gerichtet gegen die alte Ordnung der Dinge; sie spricht bei den Jakobinern, sie spricht in der Société fraternelle, der Volkswille beugt sich dem ihrigen. In den royalistischen Blättern wimmelt es von schmutzigen Angriffen gegen sie, sie verbietet, dieselben zu unterdrücken — und man gehorcht.

Die Revolutionen verschlingen ihre Kinder! Auch Théroigne sollte es erfahren. Noch bei den Septembermetzeleien war sie unter den Wüthendsten —

Sureau fiel unter ihrer Hand. Aber ein schreckliches Gottesgericht sollte über die Unglückliche ergehen. Bei einem Straßenauflauf schrien die Weiber: A bas les Brissotins! (Brissot's Anhänger.) Théroigne wollte Brissot vertheidigen. Ihr Einfluß war aber zu Ende. Ihre Worte erweckten bei den entmenschten Furien nur Erbitterung; man riß sie vom Pferde und peitschte sie durch die Straßen! —

Das Los war über sie geworfen; aus den Händen der Rächerinnen ging Théroigne als Wahnsinnige hervor, die Thore des Spitals schlossen sich demnächst hinter ihr. Sie war und blieb vergessen.

Aus dem Irrenhause schrieb sie an dem Tage vor dem Sturze Robespierre's einen confusen, unzusammenhängenden Brief an dessen Freund Saint Juste.

Villiers sah sie 1797 im Hotel Dieu; aller Geist war aus der morschen Hülle entflohen; bald darauf kam sie in die Salpetrière. Durch ein Decret vom 21. Nivôse des Jahres VIII wurde sie in das Irrenhaus Petites-Maisons versetzt. Am 7. December 1807 aber wurde sie auf Antrag der Commission für den Besuch der Gefängnisse wieder in die Salpetrière zurückversetzt.

Da lag sie nun wie eines jener mit Gottes Fluch belasteten Wesen, von denen die heilige Schrift spricht, siech und blödsinnig, nur einzelne, unzusammenhängende Worte ausstoßend, das elende Strohlager, auf dem sie lag, verunreinigend, und allen Besuchern ein Greuel durch die thierische Versunkenheit, in der sie ihr Leben fortschleppt.

Théroigne de Méricourt starb in der Salpetrière am 8. Juni 1817. In den Listen der Anstalt ist ihre Todesursache als chronische Peripneumonie (Lungenentzündung) angegeben.

* * *

Unter der Bezeichnung „der Mann mit der eisernen Maske" wird ein unbekannter Gefangener verstanden, der in geheimnißvollster Weise auf das Schloß von Pignerol und von da nach der Insel Ste. Marguerite (Bild Seite 1152) gebracht wurde.

Es war ein Mann über die gewöhnliche Größe, sehr wohlgestaltet, die Haut sehr weich und zart, nur etwas gebräunt. Sein ganzes Benehmen, die Wahl seiner Ausdrücke, welche er mit feiner, einnehmender Stimme kundgab, seine Vorliebe für feine Wäsche und Kleidung, selbst überflüssigen Putz, verriethen außergewöhnliche Erziehung. Man hörte aus seinem Munde keine Klage über seinen Zustand, noch verrieth er im Mindesten, wer er sei. War er krank, so wurde ein Arzt gerufen, aber bei dessen Besuchen, wie auch wenn er von einem Orte zum anderen gebracht wurde, nahm er eine sammtene Maske vor. Diese war dergestalt mit Federn eingerichtet, daß sie ihm beliebig zu essen und zu trinken erlaubte. Er durfte sich nur demaskiren, wenn er allein war; es war der strengste Befehl gegeben, ihn zu tödten, wenn er das vor Jemanden wagen sollte. Er unterhielt sich in seiner Einsamkeit mit der Guitarre, die er virtuos zu spielen verstand, oder er zupfte sich mit einer Stahlzange die Barthaare aus.

So blieb er in Pignerol, als plötzlich der Commandant des Schlosses, Namens Saint-Mars, die Statthalterschaft der Inseln unter dem Winde bekam, der ihn dahin mitnahm. Dort bekam er eine möglichst gute Wohnung, und nichts, was er auch verlangte, wurde ihm versagt. — Die schönsten Kleider, das köstlichste Essen erhielt er, und der Gouverneur setzte sich nie in seiner Gegenwart, sprach auch stets barhaupt mit ihm. Als ihn eines Tages — es war vor seiner Abreise in die Bastille zu Paris — der mächtige Minister Louvois besuchte, erwies er ihm die ehrfurchtsvollste Achtung. Die Speisen wurden ihm von dem Gouverneur

selbst aufgetragen, und der Gouverneur Saint-Mars entfernte sich dann, verschloß aber jedesmal sorgfältig die Thüre.

Einmal schrieb der Gefangene auf einen silbernen Teller mit einem Messer mehrere Worte und warf den Teller aus dem Fenster gegen das Ufer des Flusses hin, der nahe am Thurme vorüberfloß. Ein Fischer, der gerade mit seinem Schiffchen landete, hob den Teller auf und trug ihn zum Gouverneur, der mit entsetzensbleicher Miene ihn fragte, ob er oder irgend Jemand gelesen habe, was darauf stehe. Der Fischer antwortete, daß er weder selbst lesen könne, noch daß Jemand den Teller gesehen habe; aber der Gouverneur behielt ihn in Haft, bis er sich überzeugt hatte, daß der Fischer die Wahrheit gesprochen. Man erzählt auch, es hätte der Gefangene eines seiner feinen Hemden ganz vollgeschrieben, welches dann ein Mönch gefunden habe, welcher zwar betheuerte, nicht ein Wort von der Schrift gelesen zu haben, indes dennoch heimlich ermordet wurde.

Im Jahre 1698 wurde Saint-Mars Gouverneur der Bastille. Auch dahin nahm er den interessanten Gefangenen mit. Als sie unter dem Festungsthore waren, fragte die „eiserne Maske," ob ihm der König an's Leben wolle; der Gouverneur antwortete: „Nein, mein Prinz, Ihr Leben ist gesichert; Sie dürfen sich nur führen lassen."

Zur selben Zeit war ein gewisser Debuisson ebenfalls auf Ste. Marguerite und in der Bastille gefangen. Dieser befand sich mit noch anderen Schicksalsgenossen gerade in einem Zimmer unter dem Unbekannten, und sie unterhielten sich öfter durch den Rauchfang des Kamins miteinander. Oft fragten sie ihn um seinen Namen und seine Erlebnisse; er antwortete ihnen jedoch, daß er keine solche Mittheilung machen wolle, denn sie würde ihnen und ihm das Leben kosten.

Die „eiserne Maske" war im Jahre 1664 verhaftet worden, blieb bis 1687 in Pignerol, bis 1698 auf Ste. Marguerite und vom 18. September 1698 bis zum 19. November 1703, wo deren Tod erfolgte, in der Bastille. Seine Krankheit währte nur wenige Stunden, und er behielt während derselben vor dem ihn behandelnden Arzte die Maske vor. Dieser letztere fragte ihn, wie alt er sei, worauf er erwiderte, er glaube sechzig Jahre alt zu sein. Jedoch wurde sein Alter im Todtenregister auf 45 Jahre und sein Name als Marchiali angegeben, was jedenfalls erfunden ist. Den todten Körper verstümmelte man derartig, daß er unmöglich erkannt werden konnte. Man gab sich ferner so viele Mühe, Alles zu vertilgen, was irgendwie Nachricht oder Auskunft über den Unglücklichen geben konnte, daß man Alles zerstörte und verbrannte, was zu seinem Gebrauche gedient hatte. Die Fußböden selbst wurden genau untersucht, die Wände sammt den Decken des Gefängnisses ganz neu übertüncht. Man nahm sogar die Register der Bastille weg, welche seinen Eintritt in dieselbe bestätigen, und diese Vorsicht war eine sehr unnütze, denn eine genaue Copie derselben, die sich bis heute erhalten hat, gibt nicht das mindeste Kennzeichen über die Persönlichkeit.

Wer nun dieser Gefangene eigentlich gewesen, wurde oft ventilirt, bis heute ist diese Frage aber noch nicht documentirt erledigt. Einerseits wird behauptet, die „eiserne Maske" sei Mattioli, Minister des Herzogs Karl Ferdinand von Mantua gewesen, welcher Ludwig XIV. angeboten habe, die Festung Casale, in welche vertragsmäßig nur österreichische Besatzung aufgenommen werden durfte, ihm auszuliefern, dafür auch bereits 100.000 Scudi und reiche Geschenke bekommen, das Geheimniß aber an Savoyen, Spanien und Oesterreich verrathen habe, worauf ihn Ludwig XIV. an die französische Grenze locken und am 2. Mai 1679 habe gefangen nehmen lassen. Eine gar läppische Meinung ist die, daß die „eiserne Maske" der junge englische Edelmann Boshes gewesen sei. Ludwig XIV., bekanntlich in Allem, was seine Machtvollkommenheit anbetraf, sehr difficiler Natur, hatte eines Tages in Versailles gefragt: „Ou est mon carosse?" Natürlich fiel

es ihm nicht ein, zuzugestehen, daß er mit dem einen grammatikalischen Schnitzer gemacht habe. Gleich darauf sagte Bosches in seiner Gegenwart „mon voiture,“ was der König für absichtliche Beleidigung hielt und ihn, mit der eisernen Maske über dem Gesichte, nach Pignerol schickte.

Da aber nach Verhaftung der „eisernen Maske“ in ganz Europa kein bedeutender Mann vermißt wurde, da, trotz der unbedingt nothwendigen Mitwissenschaft einiger Personen, dennoch keiner je wagte, Aufklärungen über den Mann zu geben oder zu hinterlassen, so mußte diese Gefangenschaft eine tiefliegende Bedeutung haben und somit erhält die Version die meiste Wahrscheinlichkeit, welche angiebt, die „eiserne Maske“ sei ein Zwillingsbruder König Ludwig's XIV. gewesen, sein Vater habe den Prinzen heimlich erziehen lassen, um das Unheil zu vermeiden, das hätte aus der Doppelgeburt entstehen können. Ludwig XIV. soll erst nach dem Tode des Ministers Mazarin Kunde von diesem Bruder erlangt haben und ihn, weil er aus einem Bildnisse erfahren, daß der König sein Bruder sei, lebenslänglich haben einsperren lassen.

Bereits Voltaire hat seiner Zeit Alles aufgeboten, um das vorerwähnte große Staatsgeheimniß zu durchdringen, es gelang ihm jedoch trotz seiner bis in die höchsten Schichten der Gesellschaft reichenden Verbindungen nicht, wie er auch offen in seiner „histoire du siècle de Louis XIV.“ gesteht. Voltaire sagt darin, daß der letzte Minister, welcher das Geheimniß kannte, Herr von Chamillart gewesen sei, der zu seiner Zeit (1760) noch lebte. Dessen Schwiegersohn, Marschall de la Feuillade, habe es Voltaire selbst gesagt, daß er seinen Schwiegervater kurz vor seinem Tode kniefällig gebeten habe, er möge ihm das große Geheimniß entdecken; aber der alte Mann habe es ihm mit dem Bedeuten verweigert, er habe einen Eid geschworen, dasselbe Niemand zu entdecken, er werde es daher mit sich in's Grab nehmen.

Im Jahre 1856 wurde die Erinnerung nicht ohne großes Aufsehen wachgerufen. Zuerst wurde die Originalmaske zu Langers in Frankreich bei einer Versteigerung aufgefunden, und zwar unter einer Partie von altem Eisen, welche eine Trödlerin erstand und sie verkaufte die interessante historische Antiquität an einen Liebhaber um sehr wohlfeilen Preis. Man wußte die Bedeutung derselben nicht, als aber der Käufer seine Acquisition reinigte, fand er inwendig einen von Alter geschwärzten Pergamentstreifen, auf welchem in lateinischer Sprache stand: „Im gegenwärtigen 1703. Jahre riß der Tod die Maske ab, welche der Zwillingsbruder dem nachgebornen Bruder hatte anlegen lassen.“

Augenscheinlich fehlte noch etwas daran, aber schon diese Zeilen genügten, um darzuthun, daß es jene berüchtigte Gesichtsverkleidung des armen Gefangenen in der Bastille war.

Dasselbe Jahr sollte noch eine Ueberraschung bringen. Man las nämlich im Florentiner Journal „Spettatore“ ein Schreiben aus Pignerol, jener Festung der Alpen, welche durch eilf Jahre den „Mann mit der eisernen Maske“ als Gefangenen beherbergte, in welchem es hieß, daß es endlich gelungen wäre, das Geheimniß zu enthüllen, das so lange über Name und Schicksal der räthselhaften Persönlichkeit schwebte; Herr Cirillo Mussi, der gelehrte und unermüdliche Historiker von Pignerol (so sagt der Correspondent des genannten Journals), hat in den Archiven dieser Stadt ein Actenstück entdeckt, welches die bisher vergeblich gesuchten Aufschlüsse über den berühmten Gefangenen giebt und sollen die von ihm zu Tage geförderten Thatsachen auf Zeugnissen der unzweideutigsten und unverwerflichsten Art beruhen. Ferner wurde gemeldet, genannter Herr Mussi warte nur auf die Mittel, um sein Manuscript herauszugeben, damit die Welt davon Kunde erhalte. Bis heute scheint sich jedoch kein Mäcen dafür gefunden zu haben, denn Herr Mussi sammt seinen Entdeckungen ist verschollen.

Anfangs der siebziger Jahre wollte ein französischer Generalstabsoffizier die Wahrheit (?!) über die „eiserne Maske“ erforscht haben und versicherte, dieser sei der Ritter von Harmoises und Kiffenbach, ein lothringischer Reiteroberst, aus der Familie Marcheuille gewesen, welcher eine Verschwörung angezettelt und die Ermordung Ludwig's XIV. geplant habe (1673). Nur, daß er mit den vornehmsten Leuten, selbst mit dem Prinzen von Condé in Verbindung gestanden, hatte ihn vor der Hinrichtung bewahrt.

Gegen Ende Februar 1883 veröffentlichte Herr H. Ubalde eine sensationelle Broschüre über diesen Gegenstand, betitelt: „Le secret du masque de fer, étude sur les dernières années de la vie de J. B. Poquelin de Molière“ (Das Geheimniß der eisernen Maske, Studie über die letzten Lebensjahre des J. B. Poquelin von Molière). Ubalde behauptet darin, daß die sogenannte „eiserne Maske“ niemand Anderer gewesen sei, als der geniale Dramatiker Molière, der Verfasser des „Tartuffe“ (später als Ausdruck für „scheinheiliger Bösewicht“ angenommen). Die am königlichen Hofe zahlreich vorhandenen „Scheinheiligen“ sollen nicht eher geruht haben, bis der König einen Verhaftsbrief gegen den Dichter erließ. Am 17. Februar 1670 kehrte Molière nach der vierten Aufführung des „Malade imaginaire“ (eingebildeten Kranken) in seine Wohnung in der rue Richelieu zurück. Von da ab habe man ihn nicht wiedergesehen.

Was dessen angeblichen Tod in der Nacht vom 17. zum 18. Februar und seine vermeintliche Bestattung im Cimetière de Saint-Joseph betrifft, sei Alles eine von der Polizei in Scene gesetzte Komödie gewesen. Der Leichenzug setzte sich gegen neun Uhr Abends, also in finsterer Nacht, in Bewegung und die Beerdigungsurkunde wurde von keinem Zeugen unterzeichnet, da diese Unterschriften in der Kirche hätten gegeben werden müssen, der Sarg aber in keine Kirche getragen wurde. Dreißig Jahre später wurde Molière unter dem Namen Marchiali im Alter von 81 Jahren beerdigt. Diesmal wies die Beerdigungsurkunde die Unterschrift zweier Zeugen auf. Diese Zeugen waren der Major Rosarge und Doctor Reille, Arzt der Bastille.

Nicht unerwähnt dürfen wir hier lassen, daß den Franzosen die Geschichte von der eisernen Maske, stets ein Dorn im Auge war, und daß sie sich alle Mühe gaben, außerhalb ihres Landes ein Seitenstück aufzufinden. Nun hatte aber die Welt kein ähnliches Beispiel aufzuweisen, so nahmen sie denn ihre Zuflucht zur Erfindung, wenigstens machten sie aus einer Mücke einen Elephanten, und eines schönen Tages theilte der Verfasser der „Briefe eines reisenden Franzosen“ seinen Landsleuten mit es habe im Schlosse Werfen, im Salzburgischen eine österreichische eiserne Maske gesessen. Mit dieser hatte es aber ein ganz einfaches Bewandtniß.

Ein Bauer vom Lasaberge im Lungau, Namens Josef Steinwendner, war als ein der Heterodoxie (Irrglauben) verdächtiger Mann, unter der Regierung des Erzbischofs Grafen Sigmund Friedrich von Schrattenbach auf die Festung Werfen gebracht worden. Der schlaue Landmann übernahm aber, um sich nicht durch Worte verfänglich zu machen, die Rolle eines Stummen und spielte dieselbe consequent durch sieben Jahre fort, ohne im Mindesten aus derselben zu fallen. Er wurde in den tiefsten Kerker geworfen, weil man dadurch seinen Starrsinn zu brechen hoffte, aber erst nach sieben Jahren gelang es dem Zureden des Schloßcommandanten, wie den Bitten und Thränen seiner Tochter, die man zu ihm ließ, ihn zu rühren (Bild Seite 1152), und er öffnete seinen Mund zum Sprechen. Man nahm ihn nun aus seinem unterirdischen Kerker und behandelte ihn mit aller Schonung. Es besuchten ihn die beiden Schloßgeistlichen, luden ihn zu sich ein, und der Pfleger, Herr Patritius Kunz von Goldenstein, machte ihn zum Aufseher über die anderen Gefangenen.

Nicht nur, daß man ihn frei im Schlosse herumgehen ließ, er durfte sich auch auf einige Stunden daraus entfernen, wenn er dies früher meldete, welche Freiheiten er nie mißbrauchte und sich dadurch immer mehr Zutrauen erwarb. Es wurden ihm unbedenklich die Schlüssel der Thore und Kasten überlassen, man übergab ihm häusliche Geschäfte allerlei Art, und er erhielt sogar das Amt des Cicerone, der die Fremden im Schlosse herumzuführen hatte.

Steinwendner fand sein Los nun so angenehm, daß, als unter der Regierung des Erzbischofs Hieronymus Fürst Colloredo der Befehl kam, man möge ihn ganz in Freiheit setzen, er für diese Gnade dankte und sich lieber erbat, seine noch übrige Lebenszeit in seinem Amte verbleiben zu dürfen, was ihm auch gewährt wurde. Selbst das Flehen seiner Familie, Werfen zu verlassen, fand bei ihm kein Gehör, er erklärte standhaft, nie mehr nach Hause zurückkehren zu wollen, und es blieb sein Beweggrund dazu ein Geheimniß. Am 5. October 1788 starb der sonderbare Mann im 66. Lebensjahre.

Ein Strike im vorigen Jahrhundert.

1. Die Schuhknechtrevolte in Wien.

Das Jahr 1722 hatte den Kannegießern Wiens Gesprächsstoff in ausreichendster Menge geboten. Nach langen und oft unterbrochenen Verhandlungen hatten die siebenbürgischen und ungarischen Stände endlich die schon um neun Jahre früher erlassene „pragmatische Sanction," das neue Hausgesetz des habsburgischen Regentenstammes angenommen, nach welchem die ungetheilte Vererbbarkeit der österreichischen Länder auch in der weiblichen Linie festgesetzt wurde; in Verbindung damit stand die Vermählung der Tochter Josef's I., Maria Amalia, mit dem baierischen Kurprinzen Karl Albrecht, welche ebenso wie ihre an den sächsischen Thronfolger August verheiratete Schwester Maria Josefa, auf alle Erbrechte zu Gunsten der Tochter Kaisers Karl VI. verzichtete — ein Verzicht, welcher nicht hinderte, daß man später, nach dem Tode des Kaisers, der Erbin Maria Theresia die Nachfolge streitig machte — woraus klärlich zu sehen, daß auch die auf dem festesten Pergament geschriebenen, mit schweren Siegeln behangenen und von erlauchten Personen gefertigten Abmachungen hinfällig werden, sobald Habsucht und Eigennutz sich dagegen auflehnen, zwei Eigenschaften, gegen deren allgemein menschliche Macht kein Rang und keine Würde schützt.[1]

Weiters war im gleichen Jahre 1722 der bischöfliche Sitz in Wien unter großen Feierlichkeiten zu einem erzbischöflichen erhoben worden und damit ein lange gehegter Wunsch des Hofes, ein berechtigter Anspruch der Residenzstadt erfüllt worden. Besonderes Aufsehen machte auch die Gründung der „ost- und westindischen Handelsgesellschaft" in Ostende, die, vom Kaiser mit wichtigen Privilegien ausgestattet, nicht allein für die österreichischen Niederlande, sondern auch für die übrigen habsburgischen Länder einen neuen Aufschwung des Handels vermitteln sollte. Sie schien diese Erwartung auch zu rechtfertigen, wurde jedoch 1727 aufgehoben, weil nur unter dieser Bedingung die selbstsüchtigen Krämer Hollands,

[1] Ausführliche Schilderungen darüber finden sich in M. Bermann's „Maria Theresia und Kaiser Josef II. (A. Hartleben's Verlag.)

die von dem Kaiser so sehnlich gewünschte, wie sich zeigte, ziemlich werthlose Garantie der pragmatischen Sanction zugestanden.

Nun waren das gewiß lauter Ereignisse, über welche sich lange reden und streiten ließ, trotzdem aber traten sie plötzlich ganz zurück, als sich in Wien etwas ereignete, was zwar weniger eine allgemeine weltgeschichtliche Bedeutung hatte, aber in seinen Wirkungen oder Folgen heute oder morgen von Jedermann verspürt werden mußte. Im Herbste dieses selbigen ereignißreichen Jahres 1722, stellten nämlich auf einmal fast sämmtliche Schuhknechte (Schuhmachergesellen) Wiens die Arbeit ein!

Man wird es leicht begreifen, daß dadurch große Beunruhigung entstand, wenn man erwägt, daß es in jenen Tagen noch keine großen Lager fertiger Schuhwaaren gab, in welchen diese unentbehrlichen Bekleidungsstücke in allen Formen und Größen vorräthig waren, so daß, wenn auch ein heute gekauftes Paar schon morgen droht von den Füßen zu fallen, doch wenigstens für Ersatz gesorgt ist, der dann wieder höchstens zwei, drei Tage aushält. Dieses Trostes entbehrend, sah man bei dem Schuhknechtstrike (sprich Streik) vom Jahre 1722, mit Schaudern den schrecklichen Augenblick herankommen, wo männiglich ohne Unterschied des Standes und der Hühneraugen mit bloßen Füßen werde herumgehen müssen.

Und die Herren von den Kanzleien, welche früher auf den Gassen so eilig herumgelaufen waren, um im Publicum die gebührende Vorstellung von der Wichtigkeit ihrer Amtsgeschäfte zu erwecken, mäßigten den Schritt und gingen so sorgsam und in dem Tempo, dessen sie sich beim Schreiben der Edicte und Mandate bedienten, deren besondere Bestimmung darin bestand, daß sie von Wenigen verstanden und von Niemand befolgt wurden. Nicht minder aber vermieden auch die Damen das neckische Trippeln mit den hochgestöckelten Schuhen und bedienten sich eines ausgiebigen Schrittes, um nicht eines Tages die niedlichen Zwickelstrümpfe auf das Pflaster setzen zu müssen. Wer in zierlichen Schnallenschuhen dahinglitt oder in derben Röhrenstiefeln dahinstampfte, widmete plötzlich in gleicher Weise der Beschuhung alle Sorgfalt, denn Niemand konnte wissen, wie lange es dauern werde, bis die zürnenden Schuhknechte sich wieder herbeilassen würden, zu Pfriemen und Knieriemen zu greifen.

Die Angehörigen der edlen Schusterzunft genossen immer den Ruf, ziemlich rabiat zu sein und die Härte und Widerstandsfähigkeit ihrer Köpfe gegen vernünftige Argumente stand nie ganz im Einklang mit ihren Erzeugnissen, die mehr als billig, sich so rasch als möglich der Außenwelt öffneten. Besonders die Schuster von Wien standen in üblem Andenken und hatten schon mehr als einmal die volle Härte des Gesetzes wieder sich aufgerufen: so im Jahre 1700, wo sie sich, wenn auch nicht thätig, doch mitlärmend an dem Tumult vor dem Hause des Hofbankiers Samuel Oppenheimer (Bild Seite 1168) am Bauernmarkt (heute Nr. 1, Freisingergasse 6, alt 577) betheiligten und mehrere tüchtig gestraft wurden, dann 1713, wo sie gleichfalls die Meister verließen, die Arbeit verweigerten und Unruhe verursachten, zu deren Niederschlagung es der äußersten Strenge bedurfte und nun wiederholten sich dieselben Scenen in erhöhtem Maße auch im Jahre 1722 und versetzten ganz Wien in Besorgniß und Aufregung, vor welcher nicht allein die Eingangs erwähnten wichtigen Begebenheiten zurücktraten, sondern auch der Verbreitung und Glossirung von Privatnachrichten Eintrag gethan wurde, in welcher Beziehung sich von jeher die weiblichen Bewohnerinnen Wiens besonders verdient machten.

Was war aber eigentlich die Ursache, daß die Fußbekleidungskünstler jener Tage ihre friedlichen Sitze auf den Schusterbänklein verließen und statt ihres Handwerks zu walten, die Mitmenschen der Gefahr aussetzten, barfuß laufen zu müssen?

Die Antwort darauf ist eben nicht leicht. Zum Theil müßte man sich in die Untersuchung der eigenthümlichen psychologischen Einflüsse vertiefen, welche das Gewerbe auf den Menschen ausübt, denn es ist gewiß, daß die Schuster sehr häufig einen Sparren mehr als andere Menschen im Kopfe haben, zu Tiefsinnigkeit und Grübelei, aber auch zu rascher That und Gewalt neigen. In ersterer Beziehung ist der Görlitzer Jakob Böhme (geb. 1575, gest. 1624), der mehr confuse als tiefsinnige Grübler über die Geheimnisse des Himmels, bezeichnend für die ganze Zunft und wo sich irgend eine mystische Geheimlehre regt, da finden wir ganz gewiß Schuster unter ihren Bekennern, ja als Wunderdoctoren haben sich viele, darunter besonders „Schuster Lampe" in Goslar, einen weitverbreiteten, freilich etwas zweideutigen Ruf erworben. Wie weit ist es aber vom Träumer bis zum Dichter? Und als solcher steht der wackere Nürnberger Meister Hans Sachs in verdientem Ansehen, der die verknöcherten Formen des sogenannten „Meistergesanges" mit echtem blühenden Leben zu erfüllen wußte, und zu dem Tacte seines Krummhammers lustige Schelmenlieder und ehrbare Sprüche reimte. (Bild Seite 1161.)

Auch für die aggressive Seite des Gesammtcharakters der löblichen Schusterzunft fehlt es nicht an Belegen; selbst die frühere Geschichte Wiens bietet deren in Fülle. Als die Zünftler von Wien sich gegen Herzog Albrecht I. (Bild Seite 1169) und seine verhaßten schwäbischen Günstlinge erhoben und drohend die Burg umtosten (1282), da geberdeten sich besonders die Schuster wild und vermaßen sich: „sie wollten den Burggraben mit Schuhzwecken füllen, damit man ihn überschreiten und dem Herzoge an den Leib rücken könne." In löblicherer Weise bewiesen sie dagegen ihre Mannhaftigkeit bei den Belagerungen von 1529 und 1683, wo sie tapfer Theil an der Abwehr der Osmanen nahmen und im letzteren Jahre gar eine eigene „Freicompagnie der Schuhknechte" bildeten, der es nur leider an einer Fahne gebrach, auf welche ihr Patron, St. Crispinus, paradirt hätte.

Sobald aber diese Gelegenheit, sich im Interesse gemeiner Wohlfahrt tapfer zu beweisen, vorüber war, machte sich ihr Thatendrang wieder recht unangenehm Luft. Die Schuhknechte genossen im Beginne des vorigen Jahrhunderts in Wien den Ruf der unverbesserlichsten Raufer und Stänkerer; sie balgten sich nicht nur unter einander, wobei sie, obwohl es sich gemeiniglich nur um blaue Augen und zerschlagene Nasen handelte, doch bestimmte Duellregeln befolgten, sondern lieferten auch der Rumorwache förmliche Gefechte, in welchen diese nicht selten den Kürzeren zog.

Es steckte nun einmal im Blute der Wiener Schuhknechte ein Zug der Ritterlichkeit, die ja überhaupt häufig der Gewaltthat und Brutalität merkwürdig nahe verwandt ist. Wenn im Allgemeinen ihre wandernden Zunftgenossen wegen ihrer zwar lästigen, aber wenigstens nicht gefährlichen Virtuosität des „Fechtens" berühmt waren, so verstanden sich die Schuhknechte in Wien im vollsten Wortsinne trefflich auf die Kunst und galten als Meister in der Handhabung des Stoßrapiers — einer sehr eleganten aber schwer zu führenden und gefährlichen Waffe. Die ersten Cavaliere ließen sich darin von Schustern unterrichten (Bild Seite 1177) und Josef Huber, der Fechtlehrer Josef's II., trieb nebstbei auch dieses Metier, obwohl er als der beste Stoßfechter galt und bei einem Wettfechten in der Hofreitschule die auf ihre Geschicklichkeit eitlen Herren der Begleitung des Herzogs von Choiseuil, vollkommen besiegte.

Körperliche Fertigkeiten verleiten leicht zu einem Mißbrauch — gerade so, wie ein schlagfertiger, gewandter Mensch jede passende und unpassende Gelegenheit benützt, um seinen Witz die Zügel schießen zu lassen. Also erging es auch den Schuhknechten von Wien, die zu Raufern und Stänkerern wurden, um ihre Fechtkunst und Tapferkeit verwerthen zu können.

Wenn sie sich indessen wiederholt gegen die Meister auflehnten, die Arbeit verließen und in doppelter Beziehung eine allgemeine Calamität heraufbeschworen —

nämlich durch die drohende Schuhlosigkeit und die öffentlichen Unruhen — so lag die Ursache davon wohl nicht allein an ihnen und ihrer Unbändigkeit. Man singt in unseren Tagen verschämt — ja manchmal auch ziemlich unverschämt — so begeistert das Lob der „guten alten Zeit“ und besonders uneigennützige Leute, welche darauf



Hans Sachs in der Werkstatt, dichtend. (Seite 1160.)

vergessen, was sich im Leben der Menschheit seitdem geändert hat, sehnen sich so lebhaft nach den Segnungen der Zunft, daß es sich denn wohl verlohnt, dieselben wieder einmal etwas schärfer anzusehen und einer Generation, welche sie eigentlich nur mehr dem Namen nach kennt, nachzuweisen, was es damit für ein Bewandtniß hatte.

Im Zunftverbande standen als beschließende und vollziehende Mitglieder nur die Meister eines bestimmten engbegrenzten Gewerbes. Sie allein entschieden alle einschlägigen Fragen und hatten besonders das Recht der Aufnahme in die Zunft, die Verleihung des Meisterrechtes. Der Eigennutz, diese mächtige Triebfeder menschlichen Handelns, müßte wirkungslos bleiben, wenn sich nicht im Verlaufe der Zeiten in solchen Verbänden der crasseste Classenegoismus herausbildete. Das Meisterrecht wurde erblich und auf eine gewisse Zahl beschränkt; nur in den seltensten Fällen — gemeiniglich durch Erheiratung — konnte ein eingewanderter, nicht zu den „zünftigen Familien" gehöriger Geselle, mochte er auch noch so geschickt und fleißig sein, zur Selbständigkeit gelangen — in ihrer unendlichen Mehrzahl waren sie dazu verdammt, stets Gehilfen zu bleiben, nie einen eigenen Hausstand zu gründen, nie selbst die Früchte ihrer Arbeit genießen zu können — also thatsächlich in einer weit schlimmeren Lage, als die vielbeschrienen „Sklaven des Capitals" in unseren Tagen.

Der Zunftgeist machte sich jedoch nicht blos nach unten geltend, sondern er schuf auch unter den Meistern selbst Beschränkungen und Hemmnisse, welche — dem blanken Geschäftsneid entsprungen — jeden Aufschwung der Gewerbthätigkeit lahm legten und jenem Ziele zustrebten, das man auch heute wieder als Devise ausschreit, der „Beseitigung der Concurrenz," das heißt: der Beeinflussung des Publicums im Interesse Einzelner.

In vielen Zünften war es dem einwandernden Gehilfen nicht freigestellt, bei diesem oder jenem Meister Arbeit zu nehmen, sondern er mußte dort eintreten, wo es ihm vorgeschrieben wurde. Aber auch der Meister durfte, mochte er auch noch so viel Arbeit haben, nicht so viele Gehilfen aufnehmen, als er beschäftigen konnte und durfte sich diese nicht auswählen, sondern er war darin an eine bestimmte Zahl, an eine Reihenfolge gebunden — seine Leistungsfähigkeit war also trotz seiner geschäftlichen Tüchtigkeit gehemmt zu Gunsten eines minder Tüchtigen. Kein Geselle durfte, auch wenn er mit Geld versehen war, länger als drei Tage ohne Arbeit bleiben, ohne fortgewiesen zu werden; brauchte ein Meister einen Hilfsarbeiter, so mußte der Gehilfe eintreten und eine bestimmte Zeit arbeiten, nach der ihm erst der Austritt aus dem Geschäfte, das Weiterwandern gestattet war.

Von diesem Geiste waren alle Zunftgesetze durchweht, die angeblich zum Schutz des consumirenden Publicums, thatsächlich nur zu dessen Bevormundung und Ausbeutung, wohl aber im Interesse einer kleinen und enggeschlossenen Classe, der zünftigen Meister, geschaffen waren, welche, sorgsam bewahrt vor jeder Concurrenz, in den Gehilfen und Lehrjungen eine der Willkür überlassene Arbeitskraft zur Verfügung hatten, die ihnen nie gefährlich werden konnte.

Der wandernde Handwerksbursche mit dem Ränzel auf dem Rücken ist der Held vieler lustiger Lieder und ein Strahl der Romantik vergoldet auch seine Gestalt. Man denkt sich ihn gerne, den Knotenstock wirbelnd, als „Bruder Ohnesorge" seine Straße pilgernd, bei günstiger Gelegenheit mit Virtuosität „fechtend" und dann in's Städtlein ziehend, flinken Dirnen lustig zublinzelnd, kurz in allen jenen Situationen, wie uns „Bruder Straubinger" so oft dargestellt wurde. In Wahrheit aber war die Sache ganz anders und wie in so mancher anderen Beziehung, barg sich unter der blendenden Hülle der Romantik und unserer Volkspoesie ein recht trauriger Zustand.

In der ungeheuren Mehrzahl wurde der Handwerksbursche früherer Zeit von einem mehrfachen Fluch durch sein ganzes Leben verfolgt. Nichts muß den Menschen sicherer verderben und erniedrigen, als das Bewußtsein, nie und nimmer weder zu einer bürgerlichen noch wirthschaftlichen Selbstständigkeit gelangen zu können. Eine Reihe mehr oder weniger selbstsüchtiger Meister, eine Gallerie zänkischer Meisterinnen, welche schmale Bissen schnitzelten und grobe Reden führten,

der Bettelvogt, der Kotter, die staubige Straße, die schmutzige Herberge — zuletzt das Spittel! — Das waren die Stationen der Lebenswanderung des Handwerksburschen — und zwar nicht allein der Brüder Thunichtgut, die lieber „Schnallen drückten" als arbeiteten, sondern fast Aller. Aus dem flotten Burschen, der lustig seine Straße dahinschritt, wurde endlich ein verdrossener untauglicher Mensch, der seine Kraft nur für Andere ausgenützt hatte, der nie für sich und sein Alter schaffen konnte, für welchen es keine Heimat, keine Familie gab und der in vielen — nur zu vielen Fällen sich im Straßengraben, der ihn so oft gastlich aufgenommen hatte, müde und gebrochen auch zum letzten Schlafe hinlegte.

Das sieht freilich anders aus, als im schönen Lied vom „Wandern, der Burschenherrlichkeit!" aber das Leben ist eben kein Lied oder wenn es eines ist, so macht der Eigennutz den Refrain dazu.

Obwohl die Zunftgewalt bis in unsere Tage reichte und man heute wieder begehrlich danach schielt, so gab es doch weise Regenten, welche sie im allgemeinen Interesse durchbrachen oder es geschah dies durch die Gewalt der Umstände. Schon Herzog Rudolf IV., der Stifter, suchte den Gewerbfleiß, die gewerbliche Tüchtigkeit dadurch zu heben, daß er fremde Handwerker und Arbeiter nach Wien rief und ihnen, wenn sie sich selbstständig machten, dreijährige Steuerfreiheit zugestand. Darüber jammerten die Zünftler und klagten wegen Beeinträchtigung ihrer Rechte; aber der Herzog ließ ihnen erwidern, er wolle sie nicht zwingen, Jene in die Zunft aufzunehmen, aber es auch Niemand verbieten, zu arbeiten und zu verdienen, wenn er Zuspruch finde; seien die einheimischen zunftmäßigen Meister den Fremden überlegen, so würden sie keinen Schaden haben und diese abziehen müssen, im Gegentheil aber sei es bewiesen, daß deren Bleiben dem allgemeinen Besten fromme.

Eine große Bresche in das Zunftwesen in Wien wurde jedoch im Beginne dieses Jahrhunderts nach den ersten Napoleon'schen Kriegen gelegt. Eine Menge von Gewerbsgehilfen, welche wacker gekämpft und gestritten hatten, trat wieder in den bürgerlichen Beruf zurück, wurde aber von den Zünften daran gehindert, sich selbstständig zu machen. Da griff die Regierung ein und verlieh ihnen sogenannte „Befugnisse," welche sie zur selbstständigen Gewerbsführung mit unwesentlichen Einschränkungen berechtigten. Im Volksmunde hießen die Inhaber solcher „befugter Gewerbe" nach dem ausgestellten Decrete die „Decreter", die sogar eine eigene Abtheilung des Bürgermilitärs bildeten und von den eigentlichen zunftmäßigen Bürgern nie für ganz ebenbürtig angesehen wurden.

Das war jedoch hundert Jahre nach der Zeit unserer Darstellung, in welcher diese socialen Uebelstände des Zunftwesens gewiß auch ihren guten Antheil am „Rumor der Schuhknechte" hatten. Vornehmlich um zwei Punkte aber drehte sich der Streit zwischen den Gesellen und Meistern — um zwei Punkte, die ja auch heute meist in den Vordergrund treten, wenn Mißhelligkeiten zwischen den Arbeitgebern und Nehmern ausbrechen, nämlich um die Lohnfrage und um eine gewisse Selbstständigkeit in Bezug auf die besonderen Zustände der Gehilfen.

Nicht ohne Grund wiesen die letzteren darauf hin, daß seit einem Vierteljahrhundert durch den Umschwung der Mode viel mehr feine und mühsame Arbeit gemacht werden müsse, Schnallenschuhe und Kappenstiefel für die Männer, zierliche Stöckelschuhe aus Safian, Seide und Brocat für die Frauen, welche den Meistern viel größeren Gewinn brächten, als die derben Schnürschuhe und Aufschlagstiefel früherer Zeit. Obwohl aber diese zierlichen Arbeiten viel geübtere Hände erforderten, sei die Entlohnung noch immer die gleiche und die Zunft verbiete den Meistern, auch dem geschicktesten Gesellen mehr zu zahlen, als zehn bis zwölf Groschen in der Woche. Wohl genieße der Gehilfe im Hause des Meisters auch Kost und Wohnung, wie es aber damit meist beschaffen, sei Jedermann, nur den Herren von der Zunft nicht, bekannt und seien die Gehilfen sofort bereit, auf diese zweifel-

haften Wohlthaten zu verzichten, wenn man ihnen eine billige Erhöhung des Lohnes zugestünde. Denn von diesem letzteren, wie er bisher gereicht werde, sei Niemand im Stande, die bei der geringen Kost nöthige Zubuße zu bestreiten, sich zu kleiden, „wie es der Reputation des Gewerbes" entspreche, die vorgeschriebenen Zahlungen an die Gesellenlade zu leisten und etwa gar noch einen Zehrpfennig für kommende Wanderschaft zurückzulegen.

Niemand wird diese Forderungen geradezu unbillig nennen können, besonders da ihre Begründung zum großen Theile der Wahrheit vollkommen entsprach. Der Classen-Egoismus, in dem sich aller Eigennutz der menschlichen Natur in seiner widerlichsten Gestalt verdichtet hat, macht blind gegen Wahrheit und Billigkeit und sämmtliche Meister des ehrsamen Schusterhandwerks geriethen in nicht geringen Zorn und betheuerten, sie bestünden ohnehin nur mehr mit Kummer und Sorgen und müßten unfehlbar zu Grunde gehen, wenn dem bisherigen Wochenlohn auch nur ein Groschen zugelegt werden sollte — kurz, sie verfuhren ganz nach dem Muster, wie es Beschränktheit und Eigennutz noch heute in ähnlichen Fällen thun.

Besonders wurde von der Seite der Zunftvorstehung betont, daß die Ausgaben für eine besondere Gesellenherberge, wie sie beim „goldenen Straußen" auf der Freiung (heute Nr. 8, alt 157) unterhalten werde und für eine besondere Gesellenlade ganz unnöthig wären, da ja ohnehin die von der Zunft beaufsichtigte Handwerksherberge am Salzgries und die allgemeine Zunftlade bestünden.

Gerade darum drehte sich aber der zweite Streitpunkt. Die Schuhknechte behaupteten, in der Handwerksherberge übervortheilt und zu Gunsten des Herbergsvaters ausgebeutet zu werden, darum hätten sie sich einen besonderen Zuspruchsort für arbeitslose Gehilfen eingerichtet. Es scheint aber, daß der Hauptgrund mehr in dem Bestreben lag, sich der strengen Ordnung der zünftigen Herberge zu entziehen und beim „Straußen" ein Hauptquartier für die ungebundenen Neigungen der Herren Schuhknechte zu haben — denn auch diese ähnelten, wie wir sehen werden, den Strikenden von heute darin, daß sie es trefflich verstanden, begründete Beschwerden mit unbilligen Ansprüchen und Uebergriffen in einer Weise zu vermengen, welche es schwer machte, sie von einander zu trennen. Von der Zunftlade wollten sie schon gar nichts wissen, da ihnen jede Einsicht in die Gebahrung entzogen sei und es nicht immer bei Verwendung der Gelder ordnungsmäßig und mit rechten Dingen zugehe, sondern dieselben allein den Meistern, statt den wandernden, arbeitslosen und erkrankten Gehilfen zukämen.

Vor allen Forderungen und Ansprüchen, gleichviel, ob sie berechtigt oder wirklich nur aus Uebermuth gestellt waren, wollten jedoch die Herren von der Zunft nichts wissen, welche entweder als Meistersöhne das wahre Handwerksburschenleben nie kennen gelernt oder schon längst auf seine Beschwernisse vergessen hatten und darin, daß sie einst selbst übel behandelt und ausgenützt worden waren, nun ihrerseits den Rechtstitel sahen, es auch Anderen ebenso zu machen.

Fast ein Jahr lang dauerten diese Reibereien fort, nicht zum Vortheil der beiden streitenden Parteien, noch weniger zu dem des Publicums, das in schlecht besohlten Schuhen und klaffenden Näthen die Gereiztheit der Schuhknechte, die Sorgen der Meister um ihr tyrannisches Regiment zu verspüren bekam.

Da stellten, wie gesagt, im Herbst des Jahres 1722 plötzlich alle Schuhknechte die Arbeit ein und da auch die Meister es für nöthiger fanden, die Köpfe zusammenzustecken, zu raisonniren und über Mittel zu berathschlagen, wie man die „Aufrührer" zur Ordnung zurückbringen könne, so ruhten Hammer und Ahle in ganz Wien und es ließ sich schier ausrechnen, bis wann die letzte Sohle durchgetreten sein würde, ohne daß sich ein Kunstverständiger bereit finden lassen würde, einen tüchtigen Fleck aufzuschlagen oder sie durch eine neue zu ersetzen.

Natürlich lagen die Meister der hohen Obrigkeit in den Ohren, sie möge doch ihre Macht gegen die pflichtvergessenen Schuhknechte gebrauchen und die besonders heißblütigen Herren vom Knieriemen meinten, Rad und Galgen wäre gar nicht zu viel für Menschen, die sich gegen alle natürliche Ordnung auflehnten und nicht glauben wollten, daß die große Menge der Gehilfen einzig und allein um der kleinen Zahl von Meistern willen auf der Welt wäre — eine sonderbare Meinung, die auch noch heutzutage, und zwar nicht blos unter den Schustern begeisterte Verfechter findet. Es ist nur eigenthümlich, daß diese trostlose Theorie der Gesellschaftsordnung stets nur von jenen gepriesen wird, welche selbst in der angenehmen Lage sind, andere ausbeuten zu können und umgekehrt sich noch kein einziger Mensch gefunden hat, der das Ausgebeutetwerden für jene Nothwendigkeit und Wohlthat erkannt hätte, als welche es stets ausgegeben wird. Daß die Wahrheit und die Gerechtigkeit in der Mitte liegt, daß es wohl Geschäftsherren und Gehilfen geben muß, der Vortheil des ersteren aber bei einiger Billigkeit das Gedeihen des letzteren nicht ausschließt und daß sich Beide desto wohler befinden werden, je freier und unbefangener sie sich gegenüber stehen — das sind Wahrheiten, die noch heute nicht gern zugegeben werden, wir dürfen es also den Schustern und Schuhknechten von 1722 nicht gar so übel nehmen, daß sie dieselben nicht einsahen.

Von Seite der Behörden sah man wohl selbst ein, daß manche Forderung der Gehilfen nicht unbillig, das Gebahren der Zunft oft engherzig und parteiisch sei — und man zeigte anfänglich sehr wenig Neigung, Gewaltmaßregeln gegen die Schuhknechte anzuwenden.

Diese begnügten sich aber nicht, durch ihre Arbeitseinstellung auf die Meister einzuwirken, sondern sie verfielen — nach dem alten Sprichwort, daß Müßiggang aller Laster Anfang sei, auf allerlei Allotria und Unfug, durch welche sie nicht allein die öffentliche Meinung, sondern auch die Behörden gegen sich aufbrachten. Fast jeden Tag versammelten sie sich, oft mehrere hundert an der Zahl, an irgend einem öffentlichen Ort, wo es dann mit Reden und Schimpfen gar hitzig herging und selten ohne tüchtigen Rumor und Prügelei verlief.

Jene wenigen Schuhknechte, die friedliebend genug oder bei so wohlgesinnten Meistern waren, daß sie keinen Anlaß hatten, aus der Arbeit zu treten, wurden förmlich geächtet, verhöhnt und mißhandelt — Rundschreiben an die auswärtigen Schuhknechte erlassen, in welchen sie gewarnt wurden, nach Wien zu ziehen — kurz all' jener sinnlose Unfug getrieben, der auch heute noch bei Arbeitseinstellungen üblich ist — als ob deren Veranstalter an die Stelle des Unrechtes, das ihnen geschehen, schnell ein von ihnen selbst verübtes setzen wollten. Es ist das freilich ein recht menschliches Bestreben – aber es wendet sich stets gegen den eigenen Herrn. So geschah es auch den Schuhknechten, gegen welche alsbald nach den ersten Ausschreitungen einige scharfe Edicte erlassen wurden, in welchen ihnen unter Androhung schwerer Strafen jede Verabredung und Zusammenrottung verboten, dagegen die Wiederaufnahme der Arbeit aufgetragen wurde.

Das kümmerte aber die übermüthigen Bursche gar wenig, sie vergaßen des Strafgerichtes, das vor neun Jahren geübt worden war, wo man zwei der ihrigen auf den Galgen gehenkt und viele Andere öffentlich mit Stockstreichen belegt hatte und scheerten sich um alle Mandate und Edicte gar wenig, sondern machten schier jeden Tag einen Exceß.

So wird man es begreiflich finden, daß in Wien im September und October 1722 weniger politisirt, medisirt und kritisirt wurde, als es sonst Brauch war, sondern männiglich mit Bangen und Entrüstung die „Schuhknechtrevolte" verfolgte.

2. In der Werkstätte.

Zu den angesehensten Meistern des nützlichen und tiefsinnigen Gewerbes, mit welchem unsere Erzählung zu thun hat, gehörte Herr Kaspar Stochele. Er gehörte zu jenen nationalen Mischlingen, wie sie sich in Wien nicht selten finden. Seiner Abstammung nach war er — wie schon sein Name verrieth — ein Schwabe, seines Gewerbes war er aber nicht eigentlich Schuster, sondern „bürgerlicher Czismenmacher," das heißt, er verfertigte nicht allein gewöhnliches Schuhwerk, sondern auch jene mit Schnüren besetzten Halbstiefeln, welche zum ungarischen Nationalcostüm gehören und nach welchen in jenen Tagen, wo jede Herrschaft Haiducken und Kammerhussaren hatte, viel Begehr war.

Meister Stochele war einer jener Glücklichen, welche mit Hymens Beihilfe sich in den strammen Zunftkreis einschmuggelten. Er war ein tüchtiger, fleißiger Geselle gewesen und als sein Meister starb, reichte ihm die Witwe die Hand. Sie hatte gut gewählt, denn der Schwabe war ein braver Mann und gelangte als „Czismenmacher" zu großer Kundschaft und Wohlstand, dabei vergaß er die Zeiten nie, wo er selbst mit dem Ränzel umhergewandert war und sich eben so gut hatte träumen lassen, daß er einmal Großmogul, als selbstständiger Meister werden würde. Er hielt seine Leute ordentlich und wenn er auch nicht gern mehr Lohn zahlte, als nöthig war, so hatten die Gesellen doch ihr reichliches und reinliches Essen; er schalt selbst nicht wie ein Berserker, litt es aber auch von sonst Niemand. Es war dies der einzige Punkt, in dem es zu Mißhelligkeiten mit seiner Gattin kam, die, als eines Meisters Töchterlein, gewohnt war, die Brotschnitten hübsch dünn zu schneiden und zu meinen, es sei bald eine Kost für die Leute gut genug.

So nachgiebig Kaspar aber auch sonst war, in dieser Hinsicht verstand er keinen Spaß und beharrte auf seinem Willen. Und als endlich seine Gattin starb, brauchte er seine Galle auch deshalb nicht mehr aufzuregen, denn das einzige Töchterlein Kathi war ganz seiner Meinung und griff eben so tief in den Schmalztopf, wenn es galt für die Gesellen und Lehrjungen zu kochen, als wenn irgend ein ansehnlicher Gast zu Tische geladen war.

Solche Billigkeit trug ihre Früchte, denn wenn bei anderen Schuhmachern alle Bänklein während der Revolte leer standen und sich die Kundschaften verliefen, ging es bei Meister Stochele in der Werkstätte lustig her und es gab natürlich so viel zu thun, daß die Ahlen schier heiß wurden und das Pech vom Faden schmolz, wie er eilig hin und her gezogen wurde. Denn nur ein Platz war leer, nur ein Geselle hatte die Arbeit im Stich gelassen und sich den unzufriedenen Schuhknechten angeschlossen, während die übrigen drei der Werkstätte treu geblieben waren, vielleicht nur um der guten Atzung, vielleicht um der milden Behandlung oder um der vier Groschen wegen, welche Meister Stochele der erhöhten Anforderung an die Arbeitskraft entsprechend, Jedem zugelegt hatte. Es ist so schwer zu sagen, was die Menschen in ihrem Handeln bestimmt; nur darin wird man nicht fehlen, wenn man in neunundneunzig Fällen selbstsüchtige Motive und nur im hundertsten das Bestreben, recht und gut zu handeln, annimmt. Und dann tritt auch noch sehr oft in diesem hundertsten Fall die Sonderbarkeit ein, daß das, was mit vollster Ueberzeugung für recht und gut gehalten wurde, eigentlich das directe Gegentheil davon ist.

Uebrigens schien auch die Fahnenflucht dieses einzigen Gesellen den Meister Stochele gar arg zu wurmen. Denn wenn er auch noch so lustig auf einen Hussarenstiefel darauf loshämmerte und dazu zwischen den Zähnen vor sich hinsummte:

Kimmt e Täubele gefloge,
Setzt sich nieder bei mein' Fuß,
Bringt e Briefele im Schnabel,
Von meiner Liebschten 'nen Gruß!

so wurde doch sein Blick sofort unwirsch, wenn er auf den leeren Platz am anderen niederen Tisch fiel, wo der Abtrünnige früher gesessen hatte.

Und nicht dem Meister allein schien es also zu ergehen. Wohl wurde noch ebenso flink gearbeitet, als zur Zeit, wo der „lustige Karl" dort am Tischchen saß, aber die Heiterkeit, die Freude an der Arbeit war nicht mehr dieselbe. Er war unerschöpflich an Geschichten und Späßen gewesen, bei deren Erzählung die Zeit verflog und die Arbeit zum Vergnügen wurde, mit heller Stimme sang er allerlei schöne Lieder, zu welchen sich prächtig der Tact hämmern ließ und die selbst der Meister fast neben die Bruchstücke jener traulichen schwäbischen Volkslieder stellte, die sich in seinem Gedächtnisse erhalten hatten.

Wenn Karl das schöne Lied vom „Jäger aus der Kurpfalz" anstimmte, der „im grünen Rock zu Walde ritt," da meinten Alle, es rieche in der Werkstätte gar nicht mehr nach Leder und Pech, sondern nach eitel Waldesduft. Und sang er gar das rührende Lied vom bösen Grafen, der den „jung jung Zimmermann" an einen „Galgen von purem Marmelstein" hängen ließ, weil er die Gräfin schön fand, dann war die Rührung so groß, daß selbst Poldel, der Lehrjunge, für einige Zeit seine Gedanken von den als Mittagmahl winkenden Strudeln in höhere Regionen des Empfindens abgelenkt fühlte.

Das Alles hatte nun ein Ende. Wenn es einer der anderen Gesellen versuchte, ein Lied, das Karl früher gesungen hatte, vor sich hinzubrummen, so stieß er auf allgemeinen Widerspruch und Meister Stochele rief wohl, seine sonstige Leutseligkeit vergessend:

„Sei schtill, 's ischt g'rad', als wollt' e Rab' den Schtieglitz ausschpotte!"

Selbst die alte halbblinde Amsel, die am Fenster hing, schien den lustigen Karl zu vermissen, in dessen Gesang und helles Gelächter sie so oft mit Bruchstücken ihres Jugendpfiffes eingefallen war. Seit seinem Abschied schwieg sie beharrlich, zog den halbnackten Schädel so tief zwischen das struppige Federkleid, daß nur der gelbe Schnabel heraussah und ein ärgerliches Krächzen war Alles, was sie von sich hören ließ.

Alle diese Zeichen der Trauer um den allgemeinen Liebling, der so schnöde durchgebrannt war, wiegen aber leicht neben der wohl verbürgten Thatsache, daß seit dem Moment, wo der lustige Karl dem Haus des Meisters Stochele den Rücken gekehrt hatte, kein Mensch mehr ein Lächeln auf den Lippen der Meisterstochter gesehen hatte. Dagegen zeigten sich ihre sonst so hellen Augen trüb und roth umrändert und wenn des Geschiedenen auch noch so entfernt gedacht wurde, rollten schwere glanzlose Thränen über die Bäckchen, die nach und nach alle Farbe verloren.

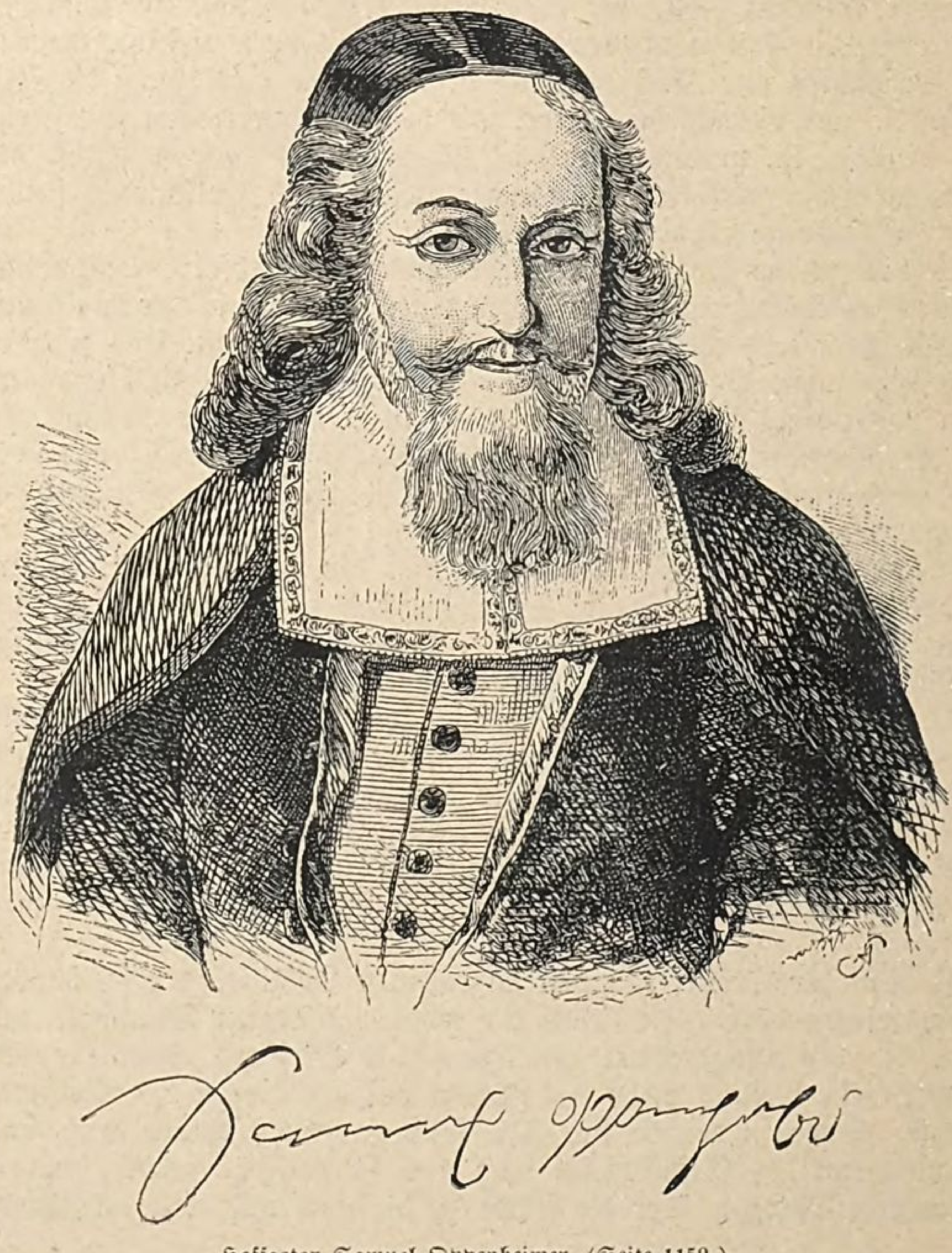
Es war eben nicht schwer, diese Zeichen zu deuten und wenn Poldel, auf welchem der sprichwörtliche Scharfsinn der Wiener Schusterjungen ruhte, noch einen Zweifel gehegt hätte, so wäre er durch die unliebsame Thatsache vollständig beseitigt worden, daß Jungfer Kathi seit einiger Zeit die besten Speisen durch ein Uebermaß von Salz verdarb — woraus nach einer unumstößlichen Erfahrung ein sicherer Schluß auf den Herzenszustand jeder Köchin zu ziehen ist.

Solcher Art waren die Verhältnisse bei Meister Stochele, der seine Werkstätte und seinen Laden in der Spiegelgasse hatte, letzterer weithin sichtlich gemacht durch einen köstlich verzierten ungarischen Stiefel (Czisme), dessen Quaste groß genug war, um damit den Stefansthurm abzustäuben.

„Geschtern ischt doch hoffentlich Ruh' gewese?" fragte Meister Stochele einen der Gesellen, während er die geheimnißvollen Maße, die in einen langen Streifen Papier eingekneipt waren, auf ein Stück Leder übertrug.

Der Angeredete blickte rasch nach dem Meister auf und entgegnete dann, nachdem er dessen finstere Miene wahrgenommen hatte, langsam: „Hm! ja — das heißt, was Besonderes ist nicht vorgekommen — ganz ruhig ist es ja jetzt nie."

„Wahr ischt's, wahr ischt's!" sagte der Meister seufzend. „O Du mein liebes Herrgöttle, was sind das für wüschte Zeiten! Schtatt, daß Jeder froh wär', wenn er sei' Lebe recht und schlecht weiterbringe kann, thut Einer dem Andere Alles zu Trutz."



Hoffactor Samuel Oppenheimer. (Seite 1159.)

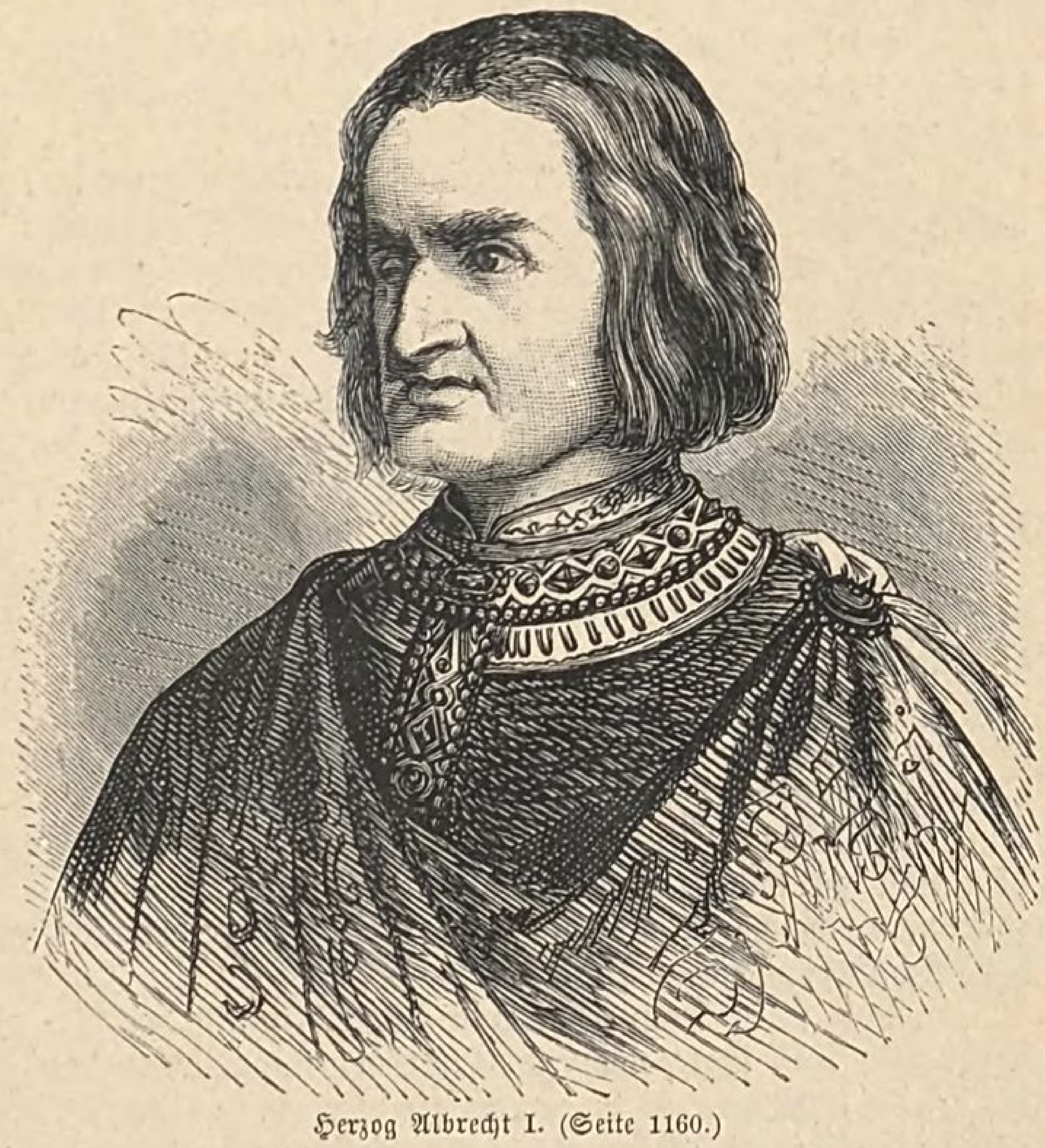
„Gestern Abends haben die Stänkerer dem Meister Sturz aufgepaßt," berichtete der Geselle, der zwar fortarbeitete, aber von Zeit zu Zeit den Meister beobachtete, „und wie er von Währing, wo er beim Leutgeber war, hereingekommen ist, haben sie ihn tüchtig durchgeprügelt."

„Den Schturz?" rief Meister Stochele und strich sich über den Schnauzbart, welchen er sich gegen die Sitte jener Zeit als Concession an seine Eigenschaft als „ungarischer Czismenmacher" hatte wachsen lassen; „den Schturz? na, dem schadet es weitersch au' nit — er wird gewiß wieder ein rechte Haarbeutel heimtrage han. Der glaubt au', es müsset Alles durch sei Gurgele rinne und seine Leut' brauchent nit was zum Esse. Ja, ja, so kommt's, so kommt's, wenn Keiner dem Andere will recht thue und was gelte lasse" — Plötzlich schien sich, trotz seines Gerechtigkeitsgefühles, doch auch Meister Stochele seiner Standesverpflichtungen zu erinnern, die es nicht gestatteten, die berichtete Uebelthat zu billigen.

„Das heischt," fuhr er nach einem Stocken einlenkend fort, „es wär' dem Meischter Schturz schon auf eine Art heimgekomme, ohne daß die Sapermentskerle die Hand an ihn lege — denn das geht nit so — wär' nit übel, wenn die Geselle anfange thäten, die Meischter zu verklopfe — da möcht' der Teufel Meischter sei'! Aber es ischt, wie ich sag': Die Eine thun Unrecht und die Andere mache's nach und dann liege die Spätzle (eine schwäbische Speise aus Mehl und Eiern) im Dreck. Sein doch rechte Schtänkerer — einen Meischter durchwammse! Hat doch ei Mensch so eine Bescheerung gesehe! Nu — und was ischt's weiter gewese, ischt nit die Wach' dazu kumme und hat die Malefizkerle z'samme g'fangt?"

„Ja, die Rumorwache ist gekommen," entgegnete der Geselle, „aber erst, wie Alles vorüber und der Meister Sturz schon braun und blau geprügelt war."

„Das sind Helde — die Rumorwachter!" rief der Schwabe unmuthig. „Mir scheint, sie passe immer um's Eck herum, bis es zu schpät ischt. Auf die kann sich Einer verlasse, wenn er Niemande braucht."


Herzog Albrecht I. (Seite 1160.)

„Sie haben den Meister dann, er war von Wein und Prügeln ganz verwirrt, nach Hause geführt. Ich habe gehört, er soll einige der Schuhknechte, die ihn überfallen haben, ganz bestimmt erkannt und angegeben haben. Der Karl — soll auch darunter gewesen sein," setzte der Geselle dann leiser hinzu, nicht ohne scharf nach dem Schuhmacher zu blicken.

„Hab' mir's denke könne, daß er bei jede Unfug dabei sein muß!" erwiderte der Meister mürrisch und schnitt ingrimmig in das Leder hinein. „Wird's noch weit bringen — der Sakerloter!"

„Er soll einer von den Rabiatesten sein," fuhr der Geselle fort, „und durchsetzen wollen, daß alle Arbeit eingestellt wird, so lange nicht bewilligt wird, was die Schuhknechte verlangen."

„Das wird nie, das kann nie g'schehe," entgegnete Stochele eifrig. „Die Zunft und die hohe Obrigkeit können es nicht leide, daß die Burschen mit Trotz und Gewalt durchsetze wollen, was ihne nach dem lose Schnabel schtehet. Ordnung muß sein — überall und zuerscht, ohne der geht und gedeiht auf der Welt gar nichts."

„Ja — sie meinen halt, sie seien im Recht," warf der Geselle ein.

„Und wenn's so wär' — denn ich will g'rad nit sage, daß nit manches, was sie begehre thue, in der Ordnung wär' — so ischt doch ihr Treiben nit recht —

mit Unrecht und Gewalt aber kommt man zu nichts und verliert noch das, was man hat — das merk' Er sich, Fabian."

Der Angeredete machte ein scheinheiliges Gesicht und bemühte sich auszusehen, als könne er kein Wässerlein trüben. Sein Bestreben schien bei Meister Stochele besseren Erfolg zu haben, als bei den anderen Gesellen, die sich zublinzelten und bezeichnende Grimassen schnitten.

„Es ischt au' beschlosse worden, daß morgen die Zunftmeischter zum Kaiser Karl gehe," fuhr Stochele fort, „und ihn bitte sollen, daß dem wüschte Zeug ein End' gemacht wird. Es ischt ja eine helle Schand, wie es zugeht und man weiß bald nit mehr, wer zu befehle hat. Es wird wieder so weit komme, wie im Dreizehner-Jahr — na, es hat sich's Jeder selbst zuzuschreibe, wenn er in's Unglück kommt."

„Hm! da kann's dem Karl auch an den Kragen gehen," meinte Fabian hämisch, „ob ihm wohl noch ein Lied einfallen wird, wenn er zum Galgen marschiren muß?"

„Red' Er nit so —" schrie der Meister zornig, wurde aber von einem lauten Schrei und Geklirr unterbrochen, das Aller Augen nach der Thüre lenkte.

Dort stand todtenblaß, mit weitgeöffneten Augen nach dem boshaften Gesellen starrend, des Meisters Töchterlein. Die Teller und eine dampfende Schüssel mit der Mittagssuppe tragend, war sie eben unter die Thüre getreten, als Fabian seine unheimliche Prophezeiung aussprach und hatte im tödtlichen Schrecken in etwas lärmender und ungewöhnlicher Weise auf dem Boden servirt.

„Was ischt's denn jetzt wieder?" rief Stochele. „O Du mein grundgutes Herrgöttle! was thust denn Du, mei' Katherle?"

Das Mädchen antwortete nichts, sondern blickte abwechselnd wie vergessen nach Fabian, dann wieder nach den Scherben und der Suppe zu ihren Füßen, die sich nach allen Seiten ausbreitete.

„O je — jetzt ist's schon gegessen!" rief Poldel, der sofort aufgesprungen war und Versuche gemacht hatte, einen Theil der Suppe zu retten. „Weil aber auch der Fabian solches Zeug daher red't!"

„Still sein, Bub', sonst" — herrschte ihm der Geselle zu und schien nicht übel Lust zu haben, jene gewaltthätige Frisirmethode an Poldel's Schopf vorzunehmen, welche in alt und neuer Zeit zu den wenig neidenswerthen Vorrechten des Schusterbubenthums gehört.

„Potz Blitz Donnerkeil und Schwabeland!" fuhr nunmehr Meister Stochele dazwischen und fügte noch einen kernigen ungarischen Fluch hinzu, um seiner Eigenschaft als Czismenmacher gerecht zu werden. „Was ischt das für ein Tumult da in der Werkschtatt! Rein als wenn die Unruhschtifter selber ihr Wese treibe thäten! Da bei mir wird nit g'schlage und gebeutelt — das soll Er scho' wisse, Fabian — ich leid's nit, daß Jeder auf den Bube herumtrommelt. Und dann halt' Er das nächschtemal sein ungewaschenes Maul, Er ischt kein's Menschen Richter und so arg wird's mit dem Karl au' nit werden. Du Bub' aber —" wendete er sich zu Poldel, „wetz' Dir Dein Schnabel nit, so kommscht nit in die Gefahr, daß Du was d'rauf kriegscht. Na — die Supp' ischt hin, da ischt nichts mehr zu mache — da hat Jeder ein halbes Gröschle, kauft Euch ein Schöpple Wein zum Essen statt der Supp'! Komm'! komm'! Katherle, schau nit so traurig auf den Boden, 's ischt weiter kein Unglück, bischt halt g'schtolpert und hascht zu früh angericht'!"

Mit diesen Trostworten, welche die eigentliche Ursache des Unfalles verheimlichen sollten, führte Meister Stochele seine Tochter in das Wohnzimmer. Kathi setzte sich still in einen Winkel und weinte vor sich hin, daß die Thränen wie Perlen von einer aufgelösten Schnur in ihre blaue Schürze fielen. Der Vater

durchmaß mit großen Schritten das Zimmer, fuhr sich unmuthig über das schüttere Haupthaar und brummte dann und wann vor sich hin, als memorire er sich die große Rede, welche die Väter in ähnlichen Fällen an ihre Töchter auf dem Theater zu halten pflegen und die nach einem alten Komödien-Herkommen stets mit einer kräftigen Verfluchung enden.

Meister Stochele hatte jedoch gar nichts von einem Theatervater an sich und gebot nicht über die tönenden Phrasen eines solchen, wohl aber über ein warmes Herz, welches das Leidwesen des Töchterleins schmerzlich empfand.

„Sei gut, mei' Katherle!" sagte er endlich, vor dem weinenden Mädchen stehenbleibend und sanft die Haare streichend. „Was nützt jetzt all das Weine und Plärre? Ich hab's gut gemeint, mit — mit dem nixnutzige Kerle, weil ich ihn selber hab' gut leide könne und weil er ein tüchtiger Bursch war, flink bei der Arbeit, daß ihm der Draht nit kalt in der Hand worde ischt. Aber er muß Di' wohl nit recht gern g'habt habe, weil er so leicht aus dem Haus gange ischt — und ich mein', Katherle, für Dich ischt's nit Noth, daß Du viel weinscht um ein' Mensche, der sich so wenig aus Dir macht!"

„O, ich wein' ja auch nicht deswegen, Herr Vater!" jammerte das Mädchen. „Aber ist es denn wahr, was der Fabian sagt?"

„Ach! was der Mensch z'samme schwätzt! So g'schwind ist Niemand auf-g'hängt — das ischt nur so Rederei — was weiß der Fabian — es ischt ja no gar kei' Malefiz-Verordnung (peinliche Drohung) erschienen!"

Mit solchen abgerissenen Sätzen, an deren Stichhältigkeit er selbst nicht recht glaubte, tröstete Meister Stochele seine Tochter, deren Weinen langsam nachließ, so daß wenigstens das Mittagmahl ohne weitere Störung, wenn auch recht einsilbig und unter trübseligen Mienen verlief.

Nach demselben zog Meister Stochele den langen braunen Rock mit den großen schwarzumsponnenen Knöpfen an, unter dem eine großgeblumte Weste von steifem Kattun fast bis an die Knie herabfiel. In eine der Taschen der letzteren barg er die in drei Gehäusen von Silber, Horn und Tombak wohlverwahrte Taschenuhr, die in der Form einer großen Zwiebel zum Verwechseln glich und von der eine breite kupferne Kette mit Carneolsiegel herabbaumelte. Auf das Haupt stülpte er einen runden, an drei Seiten aufgeschlagenen Hut und zur Hand wurde ein mächtiges spanisches Rohr genommen, das ihm fast bis an die Achsel reichte und von dessen schwarzen Hornknauf eine große wollene Quaste herabhing.

Solcher Art war in jenen Zeiten die Tracht eines ehrsamen Gewerbsmannes und eine Abweichung davon wäre von den Standesgenossen mißgünstig und als eine Art Ueberhebung angesehen worden. Nur in einer Hinsicht unterschied sich Meister Stochele; statt der üblichen derben Schuhe mit Messing- oder Kupferschnallen und der schwarzen oder grauen Strümpfe, die nur an Festtagen durch weiße oder „geflammte" ersetzt wurden, trug er Stiefel mit Schnüren und Quasten, um seine Specialität als „ungarischer Czismenmacher" zu kennzeichnen. Bestand ja doch sogar längere Zeit ein eigenes „ungarisches Bürgercorps" in Wien, dessen Mitglieder in der kirschrothen, weiß verschnürten Uniform gar stattlich aussahen, in der Mehrzahl aber auch nicht mehr Anspruch auf die Nationaltracht haben mochten, als der biedere Schwabe Stochele.

Dieser begab sich in das Innungshaus, wo eine allgemeine Zunftversammlung ausgeschrieben war, um über die „bei sothanen gefährlichen Zeitläuften zum Schutz des ehrsamen Handwerkes zu ergreifenden Vorkehrungen" zu rathschlagen. Meister Stochele, der zu den wenigen Schuhmachern zählte, welche die herrschenden Uebelstände einsahen und zu ihrer Abstellung geneigt waren, fühlte sich ganz in der Stimmung seinen Geschäftscollegen tüchtig die Meinung zu sagen, die durch Un-

billigkeit und Härte die Revolte hervorgerufen hatten und nun nichts Besseres zu thun wußten, als nach der „peinlichen Gewalt" zu rufen.

Wir lassen Meister Stochele allein seines Weges ziehen, was wir um so eher thun können, als kaum anzunehmen ist, daß seine Auseinandersetzungen viel Erfolg erzielten. Wann hätte je die Stimme der Vernunft und Billigkeit sich zur Geltung gebracht, wo Vorurtheil und Eigennutz das große Wort führten?!

Gegen ihre Gewohnheit war Kathi nach der Entfernung des Vaters am Tische sitzen geblieben, trübselig vor sich hinstarrend und mit den Händen im Schoße, statt sie, wie früher, flink zu regen und unermüdlich zu schaffen. Wohl sagt man, die Arbeit mache den Kummer vergessen, aber es ist das einer jener wohlfeilen Gemeinplätze, die von Leuten ausgeheckt wurden, welche nie in der Lage waren, sie praktisch zu erproben. Wie schwer wird dem bedrückten Gemüth dieselbe Arbeit, welche früher fröhlichen Herzens eine wahre Lust war, wie langsam regen sich die Hände, wenn Kummer und Angst die Seele lähmt, die doch in besseren Tagen spielend ihren Dienst versahen.

„Jungfer Katherl! Jungfer Katherl!" klang es leise von der Thüre her, und als das Mädchen hinsah, zeigte sich im schmalen Spalt eine Stumpfnase und ein übermüthiges Augenpaar, die nur einem Schusterjungen angehören konnten und von ihr sofort als Eigenthum einer Perle dieses ehrsamen Standes, als jenes Poldel's, erkannt wurden.

„Darf ich herein, Jungfer Katherl?" fragte der Junge, schlüpfte aber zugleich, der Gewährung sicher, in das Zimmer, mit einem Auge mitleidig nach dem thränenvollen Antlitz des Mädchens, mit dem anderen begehrlich nach den noch auf dem Tisch stehenden Resten des Mittagmahles schielend.

Offenbar war aber sein Mitgefühl für die Trauer des Mädchens größer, als seine Sehnsucht nach den fast unberührt gebliebenen Speisen — denn die Romantik des Liebesgrams erweckt auch in dem Herzen eines Schusterjungen Sympathie. Vielleicht erinnerte er sich auch der culinarischen Kunstfertigkeit Katherl's und der guten Bissen, die sie ihm schon hatte zukommen lassen — kurz, er wendete sich rasch entschlossen vom Tische ab und trat zu dem Mädchen hin.

„Jungfer Katherl — ich weiß was!" flüsterte er zwischen den vorgehaltenen Händen, mehr um die Wichtigkeit seiner Nachricht zu erhöhen, als weil wirklich Späher zu fürchten waren. „O, wenn die Jungfer wüßt', was ich weiß!"

Das drollige Gesicht Poldel's verzog sich bei diesen Worten in so wunderlicher Weise, daß selbst Kathi, trotz ihres Herzeleides ein Lächeln nicht unterdrücken konnte.

„Nun, Poldel, was ist denn das so Wichtiges, was Du weißt?"

„Ich thät' es schon sagen — aber die Jungfer wird es dem Meister erzählen — na und dann —"

„Was wäre es dann?" half das Mädchen dem Stockenden weiter.

„Na, dann setzet es die zweiten Prügel — vielleicht noch ärgere, wie damals, wo ich dem Leibhussaren vom Fürsten Mansfeld, der immer nur Kopfstückeln und nie ein Trinkgeld hergeben hat, Schusterpapp statt Federweiß in die Stiefeln geschüttet hab', so daß er sechs Stunden zum Aufweichen im Wasser hat stehen müssen, weil die Stiefeln anders nicht von den Füßen gegangen sind."

Trotz der Erinnerung an die Prügel, freute sich Poldel doch offenbar jetzt noch der gelungenen Rache, denn er grinste so vergnügt, daß sich der ohnehin umfangreiche Mund von einem Ohr zum anderen zog.

„Hast gewiß wieder eine Spitzbüberei angestellt?" fragte Kathi mit der Würde, welche der Meisterstochter gegen den Neophyten des ehrsamen Handwerks ziemt. Poldel lehnte jedoch diesen Verdacht durch ein sehr energisches Kopfschütteln ab.

„Na — warum fürchtest Du denn dann den Knieriemen des Vaters gar so sehr?"

„Ja — der Meister ist recht gut, aber jetzt ist er bös und wenn er erfahren thät' — daß ich — daß ich —"

„Na, jetzt nur heraus damit!" drängte Kathi ahnungsvoll.

„Daß ich gestern dabei war, wie der Meister Sturz durchgeprügelt worden ist — da setzet es doch was ab."

„O Du nichtsnutziger Bub!" rief Kathi, „was hast Du denn dabei zu suchen? Na wart', das muß ich dem Vater sagen!"

„Nicht dem Meister sagen — Jungferl Katherl — das wär' nicht schön. Denn eigentlich bin ich ja nur mitg'loffen, weil ich hab' durchaus mit dem Karl reden wollen —"

„Und — er war dabei, nicht wahr?" rief Kathi rasch, ganz auf die anderen Gesichtspunkte vergessend, aus welchen sich die Handlungsweise des Knaben noch auffassen ließ. „Er war ein Rädelsführer, ist überall voran, nicht wahr? — Es ist so, wie der Fabian gesagt hat? — o ich armer Narr, daß mir das geschehen muß!"

„Fang' die Jungfer nur nicht wieder zum Weinen an — sonst kann ich nicht nach der Ordnung erzählen," erklärte der gefühlvolle Beflissene des edlen Schusterhandwerks.

„Rede nur, Poldel, rede nur — ich weine schon nimmer!" drängte Kathi.

„Also, daß ich vom Anfang erzähl': ich hab' mir schon lang vorg'nommen, den Karl aufzusuchen und ihm tüchtig zuzureden, ob er denn ein reiner Narr ist, daß er aus dem Haus weglauft, wo es ihm so gut gegangen ist und daß er wegen der Remasuri eine so saubere Jungfer im Stich laßt, wie die Jungfer Kathi ist, die so gut kocht und der man's deutlich angemerkt hat, daß sie sich in ihn verschaut hat."

„Du bist ein nichtsnutziger Bub'!" sagte das Mädchen hocherröthend.

„Das seh' ich nicht ein," entgegnete Poldel mit siegreicher Logik; „wenn ich in die Jungfer verliebt wär' — ah! dann wär's was Anderes. Na, also, daß ich weiter erzähl': unsereiner hört allerhand und so hab' ich schon gestern Mittags gewußt, daß die Schuhknecht dem Meister Sturz aufpassen wollen, wenn er wie gewöhnlich mit seinem Rausch heimwackelt, weil er der Allerböseste ist und gesagt haben soll, für jeden Groschen, den die Gesellen mehr begehren, soll man ihnen fünfundzwanzig hinaufhauen."

„Der grobe Kerl," sagte Kathi ergrimmt, deren Sympathien trotz ihrer Abstammung mehr den Gehilfen, als den Meistern zu gehören schienen.

„Ganz recht — das ist er und es hat ihm gar nicht geschadet, daß er jetzt weiß, wie Prügel schmecken. Draußen bei der Schießstätte sind die Schuhknechte zusammenkommen und ich hab' mich d'runter gemischt, aber den Karl nicht gesehen, statt dessen aber — den Fabian."

„Was? Der Fabian war unter den Unruhstiftern?" rief Kathi erstaunt.

„Ja und er ist recht bekannt und thut, als wenn er der Hauptmann von der Bande wär'. Dann ist die Geschichte losgegangen, der Meister Sturz hat seine Schläg' kriegt, endlich ist schön langsam die Rumorwach' gekommen und wir sind nach allen Seiten auseinander. Wie ich beim Burgthor hineinschleich', sehe ich vor mir auf der Brucken den Fabian. Aha! denk' ich mir, der schaut jetzt auch, daß er nach Haus kommt! aber der Fabian dreht sich links statt rechts, lauft über den Minoritenplatz und beim Landhaus vorbei auf die Freiung — hinein zum Straußen; da fallt mir ein, ob ich nicht dort den Karl finden könnt', damit ich ihm eine ordentliche Red' halten kann, er soll wieder nach Haus kommen, wegen dem Singen — es ist jetzt gar so traurig in der Werkstatt —

und von wegen der Arbeit und dem Meister und besonders wegen der Jungfer Katherl, die alleweil herumgeht, mit so rothen Augen, wie ein weißer Has'."

„Ob Du still bist, Du Spitzbub!"

„Ich weiß nicht, ob es der Jungfer recht wär', wenn ich jetzt still sein thät!" neckte Poldel. „Ich will also beim Straußen in's Thor schlupfen — da renn' ich beinah' an Jemand an. „Kannst Du nicht aufschauen, dummer Kerl!" brummt Einer und ich erkenn' gleich an der Höflichkeit und der Stimm' den Fabian. Ich dreh' mich weiter, daß er mich nicht sieht, bleib' aber unten auf der Stiege stehen, weil ich gerne gehört hätt', was denn er, der immer so über die Stänkerer schimpft, da beim Straußen macht."

„Und was hast Du gehört?" fragte Kathi gespannt.

„Allerhand um ein' Kreuzer[1]," entgegnete keck der Junge. „Zuerst hat ihm der Andere Vorwürfe gemacht wegen des Ueberfalles auf Meister Sturz — solche Unordnungen seien schlecht für die Schuhknecht' und man werde wieder nichts erreichen, als daß alle Strenge aufgeboten werde. Der Fabian aber hat ihn ausgelacht und gesagt, erreichen werde man so wie so nichts, denn die Zunft werde sich schon Hilfe zu verschaffen wissen, wenigstens sollen die Dickköpfigsten von den Meistern einen tüchtigen Denkzettel bekommen."

„Dieser Duckmäuser," sagte Kathi entrüstet. „Wie er zu Haus fromm thut, damit er sich beim Vater einschmeichelt!"

„Ich kann mir schon denken warum," fuhr der pfiffige Junge fort. „Hör' die Jungfer nur weiter: So haben die zwei weiter gestritten, da sagt der Fabian: „Schau — das hab' ich ja gar nicht gewußt, daß Du Dich so um die Meister heiß annimmst!" „Das ist nicht wahr," antwortete der Andere, „ich halte fest zu unserer Sach' — und gerade darum will ich nicht, daß durch solche Dummheiten Schaden angestiftet wird." „Hättest halt in der Werkstatt bleiben sollen," spottet der Fabian, „Dir möcht' es leichter werden, ruhig zu sitzen und den Spion zu machen, als mir, dem die Fäuste jucken." „Das ist nicht wahr — zu so was taugst Du besser als ich — und Du weißt ja, warum ich gegangen bin." „Es ist doch Schad'," stichelt der Fabian weiter, „wenn Du geblieben wärest, Du kannst gut umgehen mit solchen Sachen, hättest Du gewiß für die Hochzeit mit dem alten Lederhändler Přiborek der Katherl die Brautschuhe machen dürfen."

„Was?" rief das Mädchen überrascht, „Du, Poldel, sag's — nicht wahr, der Andere war der Karl?"

„Freilich — ich hab' ihn beim ersten Wort an der Stimm' erkannt und nur jetzt die Jungfer a Bisserl zappeln lassen."

„Und was hat er dem Fabian geantwortet?" fragte Kathi eifrig.

„Ah — ist denn die Jungfer noch nicht zufrieden? Ich hätt' es zwar auch gern g'hört, aber da ist Jemand mit einem Licht über die Stiege herunter gekommen und damit ich nicht erwischt werd', bin ich aus dem Thor hinaus und nach Hause. So, das ist Alles — zusammenbuchstabiren kann sich's die Jungfer selber."

Kathi versank wirklich in Nachdenken und es entstand eine Pause, welche Poldel dazu benützte, sich wieder den Speisen auf dem Tisch zuzuwenden.

„Glaubt die Jungfer nicht," sagte er nach einer Pause auf einen Teller deutend, „daß das Stückel Fleisch da hin wird — es schaut schon ganz sperr aus?"

„Iß es nur, Poldel," sagte Kathi lächelnd zu dem Jungen, „Du bist heute ohnehin um Deine Suppe gekommen. Und dann — Poldel — lauf' gleich zum Straußen, such' den Karl auf und sag' ihm, ich laß' ihn grüßen, es sei Alles erlogen von dem Lederhändler und von meiner Hochzeit und ich will mein Lebtag

[1] Beliebte Redensart der Wiener.

keine Brautschuh tragen, als die, mit denen ich mit ihm in die Kirche geh'. Wirst Du Dir das merken?"

„Ist nicht so schwer," entgegnete Poldel eifrig kauend.

„Und dann sag' ihm, daß ich heut' Abends zu der Frau Mahm' nach Mariahilf geh' und daß ich gern mit ihm reden und ihn ordentlich ausmachen möcht', weil er so ein Hitzkopf ist — und dann sag' ihm, daß ich immer gewußt hab', daß er ein braver Mensch ist und es nicht hab' glauben können, daß er der Aergste unter den Unruhstiftern ist — und dann sag' ihm noch —"

„Ausg'halten — ausg'halten, Jungfer Katherl," rief Poldel. „Sonst kann ich mir am End' wirklich nicht Alles merken und — es bleibt nichts über, was die Jungfer dem Karl selber sagen kann."

„Sei nur gescheidt, mein Bub' und geh' gleich — ich will schon in der Werkstätte sagen, daß ich Dich fortgeschickt habe, — und wenn Du Alles gut ausrichtest, kriegst Du zwei Siebzehner von mir."

Mehr bedurfte es nicht, um Poldel's ganze Thatkraft anzuspannen. Auf die Gefahr hin, zu ersticken, würgte er die letzten Bissen hinab und stürzte, zwar etwas weniger theatralisch, aber ungefähr mit dem gleichen Gesichtsausdruck fort, wie der Vertraute eines unglücklichen Liebespaares, nachdem er zu nicht geringer Rührung des Gallerie-Publicums gerufen: „Vertraut auf mich! Ich widme Euch mein Blut und Leben!"

3. Auf der Straße.

Poldel blieb lange aus, so lange, daß selbst eine andere, als die begreiflicher Weise kurz gespannte Geduld Kathi's auf die Neige gegangen wäre. Nachdem sie anfänglich mit froherem Muth, als seit langen Wochen, ihre wirthschaftlichen Pflichten erfüllt hatte, ging sie in die Werkstätte, um Poldel's Abwesenheit zu rechtfertigen.

„Wo ist der Fabian?" fragte sie erstaunt, als sie dessen leeren Sitz bemerkte.

Er sei gleich nach der Mahlzeit mit dem Bemerken fort, er habe im Auftrage des Meisters einige Gänge zu Kundschaften und zum Lederhändler zu machen, berichtete ein Geselle.

Wohl wunderte es Kathi, daß der Vater seinen Ausgang nicht gleich zur Besorgung dieser Geschäfte benützt habe, aber sie hatte ja bemerkt, daß er seit Karl's Abgang sein Wohlwollen auf Fabian übertragen habe, und sie war auch nicht in der Stimmung, viele Gedanken an etwas Anderes zu wenden, als an das bevorstehende Stelldichein und die dabei zu fordernden und zu gebenden Aufklärungen.

Langsam verflossen zwei Stunden, ohne daß der sonst so flinke Bursche zurückgekommen wäre. Schon längst hatte das Mädchen, innerer Unruhe voll, ihre Arbeit weggelegt, alle Räume der Wohnung durchwandert und mehr als einmal aus dem Laden nach der Richtung gesehen, aus welcher Poldel zurückkommen mußte.

Endlich sah sie ihn vom Graben her umbiegen und in raschem Laufe dem Gewölbe zueilen. In seinem Eifer rannte er an einen kleinen dicken Herrn an, der ihn erbittert beim Schopf packen wollte, was aber mißlang, da Poldel rasch gefaßt auf einen Prellstein sprang und dem Zornigen zurief: „Sie — ich sag' Ihnen's, vergreifen Sie sich an einem Höhergestellten nicht!"

Der Herr mußte über die kecke Schlagfertigkeit selbst lachen und der Junge konnte ungefährdet seinen Weg nach Hause fortsetzen, wo er keuchend und vollkommen erschöpft ankam.

„Ui Jegerl, Jungfer Katherl — da geht's zu!" keuchte er endlich, wieder zu Athem gekommen, auf die dringenden Fragen der Meisterstochter hervor. „Alles geht d'runter und d'rüber beim Straußen — das Haus ist von der Rumorwach' b'setzt — die Schuhknecht haben das Innungshaus stürmen wollen — die halbe Stadt ist in Aufruhr."

„Nun — und der Karl? Hast du ihn gesehen?"

„Ja, g'sehen hab' ich ihn wohl — aber reden hab' ich nicht mit ihm können. Er hat die Leute zurückhalten wollen, wie sie auf den Salzgries gezogen sind — aber es war umsonst, sie haben ihn mitgerissen. Ich bin auch dorthin nach, aber da hat mir Einer von der Stadtguardia mit der Hellebardenstange einen Deuter auf den Kopf gegeben, so daß ich mich nicht näher getraut hab'. Wenn aber die Jungfer Katherl will — so lauf' ich noch einmal — ich werd' ihn schon erwischen."

„Nein, nein — es könnte Dir was geschehen!" erwiderte das Mädchen, obwohl tief betrübt über den Mißerfolg. „Hast Du vielleicht den Fabian gesehen?"

„Versteht sich! Er war's ja, der den Karl überschrien und verspottet hat und ist dann Allen voran zum Innungshaus gelaufen. „Dort sind die Meister beisammen," hat er geschrien, „und wir können uns auseinandersetzen — im Guten, wenn's geht — mit Gewalt, wenn's sein muß."

„O, der böse Mensch bringt uns noch Alle in's Unglück!" jammerte das Mädchen.

„Ein böser Kerl ist er, das ist wahr," bestätigte der Bursche mit einer Grimasse; „es ist g'rad' als ob er auf meinen Schopf versessen wär', und wenn der Meister sich nicht um mich annehmen möcht', wär' meine Barreken (Perrücke) alle Tag' beim Auskämmen in seinen Händen."

„Ja — was ist's denn?" fragte er erstaunt, als er bemerkte, daß sich Kathi zum Ausgehen zurecht machte; „will denn die Jungfer doch fortgehen? Der Karl weiß ja nichts."

„Das macht nichts, ich soll schon lange die Frau Mahm heimsuchen — zu Hause wird mir gar angst und bang."

„Aber — es ist so unruhig überall," meinte der Junge besorgt; „wenn nur der Jungfer Katherl nichts passirt."

„Ach, mir geschieht nichts!" erwiderte das Mädchen, leise lächelnd; „wer soll mir was thun? Ich geh' ja ohnehin nach Mariahilf — dort zu ist ja Alles ruhig."

Kathi sollte sich täuschen — sie konnte ja auch nicht wissen, daß solche Revolten einem heimtückischen Feuer gleichen, das da und dort mit halben und ungeschickten Maßregeln gedämpft, desto ungestümer an einem dritten Orte aufflackert.

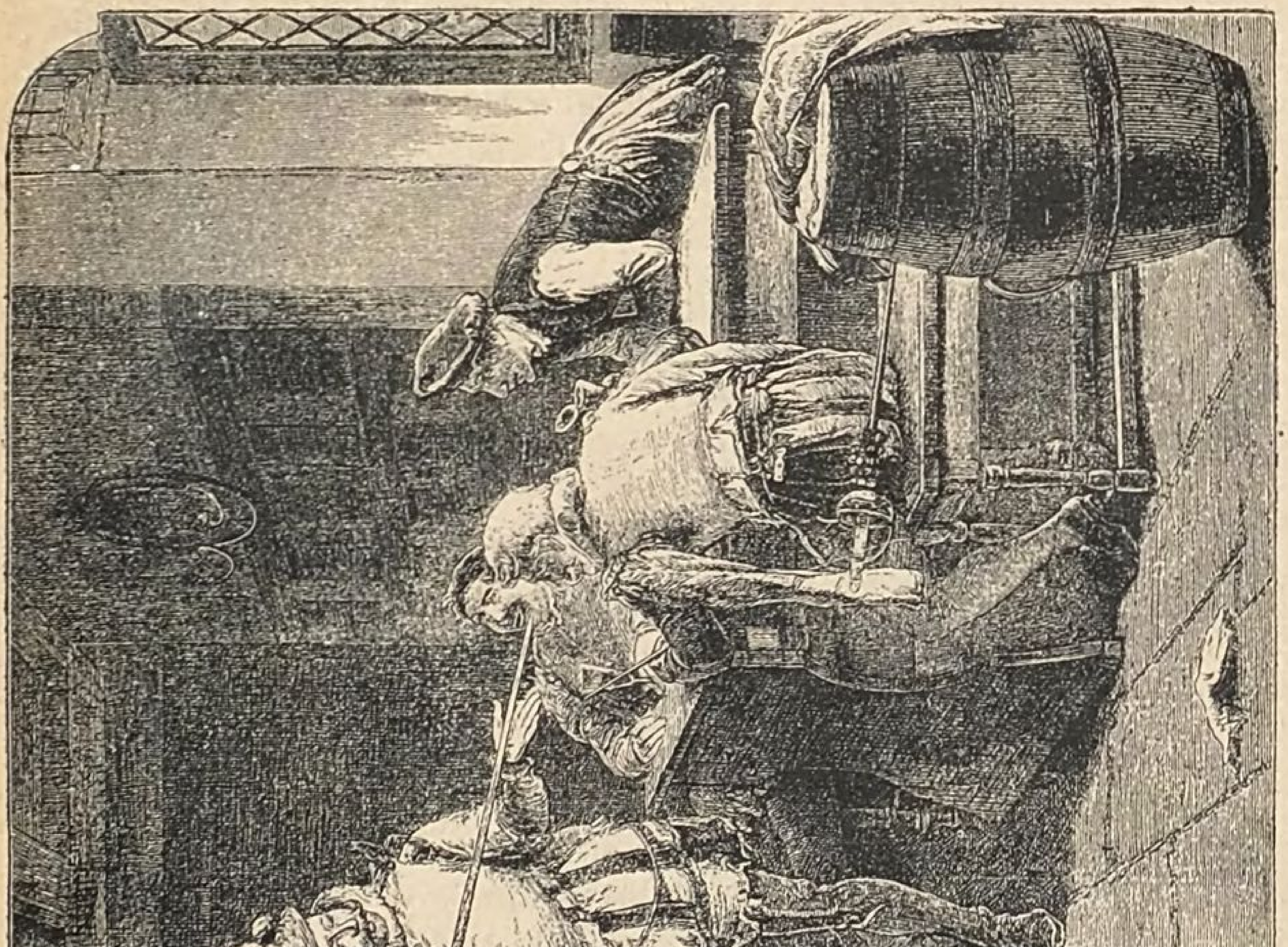
Die auf Betreiben der Innungsvorstände ergriffenen Maßregeln, wie die Schließung des Gesellenhauses und die Wegnahme der gesammelten Gelder, hatten die Erregung der Schuhknechte noch mehr angeschürt und dem Wirken der besonnenen Elemente, die noch immer eine Verständigung mit den Meistern suchten, jeden Boden entzogen.

Bei jedem solchen Anlaß, sei es nun ein rasch unterdrückter Putsch oder eine staatenumwälzende Revolution, tritt das gleiche Resultat hervor, daß nämlich die Bewegung nie bei den ursprünglichen Zielen einhält und die anfänglichen Führer entweder bei Seite geschoben oder in einer Richtung mit fortgerissen werden, die sie nie beabsichtigt hatten und nicht billigen können.

So erging es auch dem „lustigen Karl," der übrigens seit seiner Entfernung aus dem Hause des Meister Stochele wohl auf diesen Namen keinen Anspruch mehr hatte.

Bei all seiner Harmlosigkeit war er eine enthusiastische Natur und empfand, obwohl er es bei dem Czismenmacher so gut getroffen hatte, doch den Druck und die mannigfachen Unbilden mit, welche andere Meister ihren Gehilfen zufügten.

Als daher die Unruhen begannen, bedurfte es nur eines Anlasses, um ihn selbst zur Einstellung der Arbeit und zur thätigen Antheilnahme an den Versuchen zur Verbesserung der allgemeinen Lage zu bewegen. Auch bei den vielgepriesensten Revolutionshelden läßt sich ein rein persönlicher Beweggrund entdecken, welcher sie



Ein Fechtmeister der Handwerker. (Seite 1160.)

der Revolution zutrieb und Mirabeau wurde erst im Gefängniß, in das ihn sein Vater stecken ließ, der glühende Freiheitsfreund.

Seine Gewandtheit und sein stattliches Aussehen, vielleicht am meisten der Umstand, daß er einen tüchtigen Zehrpfennig in der Tasche hatte, woran es gar

vielen der Malcontenten mangelte, verhalf dem „lustigen Karl" anfänglich zu bedeutendem Ansehen und sein Wort galt viel bei der Masse der Schuhknechte.

Er meinte, man dürfe so lange nicht arbeiten, bis die Zunft nicht die billigen Anforderungen der Gehilfen erfüllt, bis nicht für feinere Arbeit ein höherer Lohn bewilligt, die schreiendsten Uebel bezüglich der häuslichen Verpflegung abgestellt, Ordnung in der zünftigen Herberge eingeführt, den Gehilfen Einblick in die Gebahrung mit den Innungsgeldern gewährt und Erleichterungen zur Erlangung des Meisterrechtes eingeführt seien — kurz, er organisirte einen Strike (sprich Streik), von dem so viele meinen, daß er zu den traurigen Errungenschaften und Nothwendigkeiten unseres Jahrhunderts gehört.

Seine Rechnung war aber eben so falsch, wie sie es auch jetzt noch meist ist, selbst wenn geheimnißvolle Zuflüsse es den Strikenden einige Zeit ermöglichen, die Arbeitseinstellung durchzuführen. Es liegt in der Natur der Sache, daß die Arbeitsgeber die Folgen derselben leichter und länger ertragen und daß sich die Mißgunst des Publicums, auf welches in letzter Linie die Unannehmlichkeiten überwälzt werden, sich gegen Jene kehrt, die man als Urheber einer so leichtsinnig heraufbeschworenen Calamität ansieht. Die Fälle, wo durch die Arbeitseinstellung thatsächlich das Los der Arbeiter gebessert wurde, sind sehr selten und nur unter ganz exceptionellen Umständen möglich. Immer sind sie eine sehr gefährliche Waffe, die sich leicht gegen Jene kehrt, welche sie leichtsinnig gebrauchen. Gar häufig gleichen die Strikenden dem Heißblütigen, der die Kuh todtschlug, weil sie nach seiner Meinung zu wenig Milch gab; er lebte wohl eine Zeitlang vom Fleisch, aber dieses nahm ein Ende und dann — hatte er gar nichts.

Wie so manches Andere, war aber auch das Striken im Jahre 1722 noch nicht in ein ordentliches System gebracht, wobei wir jedoch nicht andeuten wollen, daß derlei Systeme gerade sehr gedeihlich wirken und immer auf den uneigennützigsten Motiven aufgebaut sind. Immer mehr trat nach und nach, besonders je mehr die Mittel der Einzelnen abnahmen, der gewaltthätige Charakter der Schuhknechte hervor und je energischer der „lustige Karl" dessen Aeußerungen entgegentrat, desto mehr sank sein Einfluß und jener solcher Leute, welche der steigenden Erbitterung schmeichelten oder sie schlau zu benützen wußten, wuchs.

Schon wiederholt hatte er dies erfahren und konnte es sich von Neuem gestehen, als er von der tobenden Menge fortgerissen wurde zum Innungshaus auf dem Salzgries. So sehr er dieses Treiben mißbilligte, wollte er sich doch nicht von einer Sache zurückziehen, der er sich einmal angeschlossen hatte und er dachte auch, nützen und die Erregten vielleicht von den äußersten Uebergriffen zurückhalten zu können.

Dagegen stürmte Fabian an der Spitze der brüllenden Rotte einher, vor welcher alle Passanten flohen und die von allen ehrbaren Leuten mit offenen Zeichen der Mißbilligung betrachtet wurde. Und der zahme Fabian, der vor seinem Meister so arg gegen die Unruhstifter zeterte, hielt nun gar kräftige Reden gegen die Herren von der Zunft und vermaß sich hoch und theuer, wenn seine Kameraden wackere Kerle wären, wollte er es dahin bringen, daß sie alle Meister und die bisherigen Meister bei ihnen Gesellen werden müßten.

Das gefiel aber der urtheilslosen Menge, sie jauchzte ihm Beifall zu. Darin besteht das große Geheimniß aller Agitationen: Maßlos im Schimpfen und Verdächtigen und freigebig in Versprechungen zu sein. Nichts ist so ungeheuerlich, daß ein fanatisirter Haufe nicht daran glaubt und je plumper der Köder von Versprechungen ist, desto gieriger wird er hinuntergeschlungen.

„Was redest Du für tolles Zeug!" sagte Karl zu Fabian, als er im Gewühl an seine Seite kam. „Du weißt doch, daß unmöglich geschehen kann, was Du versprichst; wie magst Du die Bursche so aufhetzen und betrügen?"

„Ei, warum soll das nicht möglich sein, daß wir Meister werden?" lautete die freche Gegenfrage. „Steht Dir der Sinn nicht mehr darnach, seit die braunäugige Kathi Dir den Rücken gekehrt? Nun, das ist Deine Sache — wir haben keine Ursache, ebenso kleinmüthig zu sein, und —"

„Laß' Du die Kathi aus dem Spiel!" unterbrach ihn Karl rauh. „Du weißt so gut wie ich, daß die meisten von den Burschen da nicht darnach sind, daß sie Meister zu werden verdienten —"

„So und warum nicht?"

„Meister sollen nur die Geschicktesten, Fleißigsten und Ehrbarsten im Handwerk werden, so ist es zu dessen Nutzen nothwendig, und ist auch in allen anderen Dingen dieser Welt so, daß nur die Besten zu schalten und zu schaffen haben — sonst ist es geschehen um Recht und Zucht, um Ordnung und Wohlfahrt."

„So, meinst Du?" entgegnete Fabian kalt. „Nun, ich habe Anderes in der Welt erfahren und weiß, daß nur Der obenauf kommt, der keck und listig ist und die Gewalt ausnützt, wie es die Herren machen, die jetzt im Zunfthaus sitzen. Mein Seel! wenn man Dich reden hört, glaubt man, Du seiest einer von ihnen!"

„Ich weiß wohl, daß sie fehlen und erkenne auch worin, aber, Fabian, glaubst Du, wenn Du und Deine Schreier oben in der Zunftstube säßen, daß Ihr es besser machen und gerechter gegen die Anderen sein würdet, die nichts darein zu reden haben?"

„Hm! daß weiß ich nicht — man müßte es eben probiren," entgegnete Fabian cynisch offenherzig. „Auf jeden Fall ist's einmal Zeit, daß auch wir Herren werden und je kürzer es vielleicht dauert, desto mehr thut es noth, daß man sich ordentlich dazu hält."

Bevor Karl antworten konnte, staute sich der Knäuel Menschen und im Durcheinanderwogen kam Fabian von seiner Seite. Man war vor dem Innungshause angekommen, fand dasselbe jedoch von einer starken Abtheilung der Rumorwache besetzt, die man bei der Nachricht von dem Vorhaben der Schuhknechte schleunigst herbeigerufen hatte.

Die sonst nicht sonderlich im Ansehen stehenden Wachleute hatten ihre schwerfälligen Flinten im Arm und das erste Glied streckte die Hellebarden vor sich, so daß den Schuhknechten die Lust zu einem Angriffe verging, zumal sich plötzlich keiner der Schreier und Helden von früher bemerkbar machte und sich sogar Fabian's kreischende Stimme nicht hören ließ.

Man begnügte sich damit, in ein tobendes Geheul und Schmähreden auszubrechen, als sich einige Meister verstohlen und blassen Gesichtes an den Fenstern der Zunftstube zeigten und die Rabiatesten machten Miene, Steine hinauf zu schleudern.

Ein Commando des Rottenführers der Rumorwache jedoch, auf welches diese unheimliche Vorbereitungen zu der damals etwas langwierigen Procedur des Schießens machte und die Bemühungen der Besonnenen vereitelten jede Gewaltthat.

Karl fiel einem großen starken Kerl in den Arm, der unter lästerlichem Schimpfen mit einem faustgroßen Stein aufwärts zielte. Während er mit demselben rang, fiel sein Blick nach der Richtung, welcher der Wurf galt und er sah seinen guten alten Meister, den magyarisirten Schwaben, vorwurfsvoll auf sich herabschauen. Mit einer letzten Kraftanstrengung entriß er dem Burschen den Stein, den er wegwarf und dann mengte er sich unter den dichtesten Haufen, als schäme er sich, unter diesem Gelichter gesehen worden zu sein.

Er war froh, daß sich wie auf ein Commando der ganze Trupp wieder in Bewegung setzte — ihm war es vor Allem darum zu thun, aus des Meisters

Augen zu kommen, die ihm zu viel Gedanken wachriefen, welchen er nicht nachhängen mochte.

Durch ein Gewirr enger Gäßchen und Thore, wie sie ja noch heute jenen alten Stadttheil bilden, der am Steilrande des Donaucanales sich hinzieht und der damals „Katzensteig" hieß (Bilder Seite 1184 und 1185), wälzte sich der Zug der Schuhknechte, regellos und wild und doch offenbar einer Leitung folgend und nach einem gewissen Plan.

Als Karl plötzlich wieder Fabian an der Spitze sah, ward es ihm sofort klar, wer diesen Einfluß ausübe und nur weil er noch immer hoffte, beruhigend einwirken und die Leute von Schritten abhalten zu können, welche für Alle verderblich werden konnten, folgte er dem tosenden Haufen, der auf seinem Wege allerlei Unfug verübte, gleichsam als Uebung für eine erheblichere Thätigkeit.

Wie noch heute, waren in jenem Stadttheil schon damals viele jüdische Geschäftsleute ansäßig. Die Schuhknechte waren natürlich Judenfeinde. Sie hatten keinen besonderen Grund dafür, denn man hatte es damals noch nicht „so herrlich weit gebracht," ähnliche Brutalitäten wissenschaftlich begründen zu wollen und mit dem — nebstbei gesagt gänzlich falschgewählten — Namen des Antisemitismus auszustatten. Praktisch blieb sich die Sache freilich gleich, die Schuhknechte hielten, wie der süße Pöbel aller Zeiten, auch unserer hochcivilisirten Aera, die Juden für das passendste Object, um sich ein kleines öffentliches Vergnügen zu gönnen und die Mißstimmung über das Fehlschlagen anderer gewaltthätiger Absichten zu vertreiben.

Doch die Kunde von den Unruhen war schon durch die ganze Stadt gedrungen und die Juden, welche wußten, daß sie stets das erste Angriffsobject bilden, so oft die Rohheit der niederen Classen zum Ausbruch kommt, waren auf ihrer Hut. Keiner ließ sich auf den Gassen oder an den Fenstern blicken, die Gewölbe waren sorgfältig gesperrt, die Fenster mit Läden und Balken verwahrt, die Hausthore geschlossen, als gelte es eine Räuberbande abzuwehren.

Die Schuhknechte mußten sich also damit begnügen, zu heulen und zu lärmen, an die Thüren und Fenster mit ihren Knitteln zu schlagen und anderen Unfug im Vorüberziehen zu treiben. Zu gründlicherer Hanthierung, zu Plünderung und Gewaltthat, wie es wohl nach dem Geschmacke Vieler gewesen wäre, blieb keine Zeit, denn Fabian und andere Führer drängten zum Weiterschreiten.

Schon gab sich Karl, der keine Ahnung vom Ziel des Zuges hatte, der Hoffnung hin, man habe die Absicht zu weiteren Uebelthaten aufgegeben und der tobende Haufe werde sich endlich, wie es ja auch in anderen Fällen geschehen war, des unnützen Spectakels und Umherziehens überdrüssig, zerstreuen.

Doch er sollte grausam enttäuscht werden. In wirrem Rudel wälzte sich der Haufe zum Rothenthurmthor hinaus und gegen die Vorstadt Weißgärber zu. Dort wurde Halt gemacht und einzelne Kundschafter zogen aus, nach deren Rücklangen der ganze Trupp, in mehrere Partien getheilt, sich wieder in Bewegung setzte.

Vor einem netten einstöckigen Haus hielt man an — Karl erkannte nun die Absicht der Führer. Das Haus war Eigenthum eines Schuhmachers, der als einer der starrsinnigsten Zünftler galt und im Rufe stand, seinen ziemlich bedeutenden Wohlstand nur der rücksichtslosen schmutzigen Ausbeutung seiner Gehilfen zu verdanken.

Fabian, der sich wie ein Feldherr geberdete und in der That ein gewisses Geschick in der Lenkung seiner ungeberdigen Kameraden bewies, gab leise Anordnungen, auf welche hin kleinere Trupps abzogen, um das Haus zu umzingeln oder die nächsten Straßen zu überwachen.

Mit Mühe konnte Karl sich zu ihm durchdrängen.

„Was hast Du hier vor?“ fragte er leise und dringend.

„Hm! weil wir Allen zusammen das Fell nicht zausen können, kommt Einer nach dem Andern daran!“ entgegnete Fabian kalt.

„Du willst Gewalt üben?“

„Wenn Du es so nennen willst, daß wir einmal unsere Faust fühlen lassen, nachdem man so lange unbarmherzig an unserem Kragen gedrückt und gewürgt hat, daß uns schier der Athem vergangen — nun, so sage ich: Ja!“

„Sieh Dich vor — das kann zu keinem guten Ende führen —“

„Ei und glaubst Du, Dein Schönreden und Disputiren hätte es je zu einem solchen gebracht?“ rief Fabian höhnisch. „Man hätte Dich vielleicht noch ein paar Wochen schwätzen lassen, dann wärst Du ihnen auch unbequem geworden und man wäre um einen Vorwand nicht verlegen gewesen, Dich in's Loch zu stecken. Mehr kann uns ja doch nicht viel geschehen — wenigstens sollen die auch einen Denkzettel kriegen, die in ihrem Geiz und ihrer Härte mehr Schuld an Allem, was geschieht, tragen, als wir.“

„Fabian, laß ab von solchem Beginnen, das Dich und die Anderen in's Verderben stürzen muß!“

„Ei — ist Deine Courage so rasch verflogen?“ spottete der Andere. „Ja so geht's, wenn man nur aus Aerger über eines Mädels Wetterwendigkeit den Unzufriedenen macht und die Kameraden aufhetzt — dann aber, wenn es Ernst wird und es gilt, als wackerer Kerl am Platz zu sein, sich bei Seite drücken möchte!“

„Das will ich nicht,“ entgegnete Karl fest. „Ich habe nicht gehetzt und will Euch jetzt nicht im Stich lassen, sondern zu Euch stehen, so lange nur verlangt und gethan wird, was recht und billig ist. Diesem Thun aber will ich mich widersetzen, weil es unserer guten Sache nur schaden kann.“

„Versuch's!“ entgegnete Fabian mit einem Achselzucken.

Karl wendete sich ab und versuchte es, sich Gehör zu verschaffen. Doch seine Mahnungen und Bitten wurden auf einen Wink Fabian's durch Gelächter und Lärmen übertönt und wenn auch Jene, die um ihn standen und ihn vernehmen konnten, zweifelhaft zu werden schienen, so wurden sie im Gedränge von seiner Seite gewirbelt und das Toben der Uebrigen wirkte so ansteckend, daß bald alle ruhigen Ermahnungen wieder vergessen waren.

„So thut, was Ihr nicht lassen könnt!“ schrie Karl entrüstet mit voller Stimmkraft. „Ich sehe das Verderben voraus, das Ihr auf Eure Häupter herabzieht. Gewalt ruft die Gewalt gegen sich auf und da müßt Ihr unterliegen. Ich will nichts mehr mit Euch gemein haben und ziehe noch heute —“

„Hoho!“ unterbrach ihn gellend Fabian. „Hört Ihr den Fuchs, der sich wegschleichen will, damit er sich die listige Schnauze nicht an der Suppe verbrennt, die er selbst eingerührt! Nein, nein, mein Freundchen, das geht nicht! Du bleibst bei uns und theilst unser Geschick und — wirst Du, wenn es schief geht, mitgefangen, so ziemt es sich für Dich, der Du unser Anführer gewesen, auch mit gehangen zu werden!“

Rohes tobendes Gelächter drückte die Zustimmung des Haufens aus.

„Ich bin nie Anführer einer Bande von Aufrührern und Räubern gewesen!“ schrie Karl entrüstet.

Auf einen Wink Fabian's wurde er jedoch von mehreren Schuhknechten festgehalten; er gab jeden Widerstand und jeden Versuch, die Unseligen von ihrem Treiben abzuhalten, auf.

Das Werk der Zerstörung begann. Die Fensterladen des Hauses, dessen Bewohner sich geflüchtet hatten, wurden erbrochen und Alles, was nicht niet- und nagelfest war, zertrümmert und vernichtet. Das Handwerksgeräthe wurde zerbrochen, die fertige Waare und das Leder zerschnitt und verdarb man, Möbel und

Geschirr, Betten und Kleider warf man auf die Straße, zertrat und verdarb sie. Das Werk jahrelanger mühsamer Arbeit, der dem Schweiß dieser Arbeit abgerungene Wohlstand war in weniger als einer Stunde vernichtet.

Niemand störte die Plünderer, und aus den Fenstern naher Häuser sah man mit ängstlichen Blicken, aber auch neugierig dem Werk der Zerstörung zu.

Tiefer Ekel übermannte Karl, als er dem wüsten, sinnlosen Treiben zusah und eine Ahnung dessen dämmerte in ihm auf, was schon das Leben und Streben so vieler aufrichtig begeisterter Agitatoren vergiftet hatte: daß die Masse, wie sie nur durch Gewalt beherrscht werden kann, ihre frei gewordene Kraft auch nur zur rohen zerstörenden Gewalt verwendet und im Tumult sich alle schönen Theorien verflüchtigen und nur der Bodensatz der Leidenschaft und der brutalsten Instincte zurück bleibt. In seiner Erregung fiel es ihm gar nicht auf, daß, während der Haufe verwüstete und zerstörte, Fabian sich nicht blicken ließ und erst wieder auftauchte, als Alles gethan war und man sich wieder gegen die Stadt zu in Bewegung setzte.

Unterdessen war die Dämmerung hereingebrochen. Querfeldein ging es über das Glacis weg, welches damals noch nicht so aussah, wie es noch in unserem Gedächtniß lebt, als ebener, mit Rasen bepflanzter und von schattigen Alleen besetzter Plan, der sich wie ein grüner Gürtel um drei Viertheile der umwallten Stadt spannte. (Bild Seite 1193.) Diese anmuthige Gestalt erhielt es erst unter Josef II. und noch fünfzig Jahre lang nach unserer Erzählung bestand es aus einer ziemlich wüst aussehenden unregelmäßigen Fläche, die zum Ablagern von Schutt und Mist benützt wurde, ein wahres Labyrinth von Hügeln, Gruben und Löchern bildete, nur von den Thoren aus durch gebahnte Straßen durchschnitten wurde, während man es den Schritten der Fußgänger überließ, durch dieses Chaos ein Netz von Gehwegen auszutreten.

Die Kunde von dem Treiben der Schuhknechte hatte offenbar schon die Stadt erreicht und man hatte seine Maßregeln getroffen. Das Stubenthor war gesperrt und man verweigerte dem tobenden Haufen den Eintritt. Einen Moment stutzten die Leute, als überkäme sie eine Ahnung vom Ernst der Situation, aber Fabian und die anderen Führer wußten sie rasch wieder aufzustacheln und weiter ging der tolle Zug um die Stadt.

Karl, welcher willenlos mitgeschleppt wurde, gab sich nochmals der Hoffnung hin, die Schaar werde sich verlaufen und ein neuerliches Sammeln derselben durch die Behörden verhindert werden. Er glaubte dies um so eher, als auch die anderen Thore gesperrt waren und ihm schien, als würde mit jedem solchen Zeichen des Ernstes die Schaar kleiner.

In weitem Bogen zog sich damals eine Straße vom alten Burgthore zur Mariahilferstraße und zu den westlichen Vorstädten. Als die Schuhknechte sich derselben näherten, tauchte plötzlich eine dunkle Linie vor ihnen auf, die sich langsam, wie eine wandelnde Mauer gegen sie bewegte. Es war eine starke Abtheilung der Rumorwache.

Einen Moment stutzten die Schuhknechte und es schien, als wollten sie umkehren und sich zur Flucht wenden. Aber da zeigten sich auch im Rücken und von der Vorstadt her kleinere Trupps aus welchen durch die Nacht her die Flintenläufe und Hellebarden blitzten. Sie bildeten eine langsam vorrückende Kette, offenbar bestimmt, die Schuhknechte jener größeren Abtheilung entgegen zu treiben.

Die Leute waren unschlüssig, was sie thun sollten, sie drängten sich zusammen und auch Karl's Begleiter, die ihn bis jetzt an den Armen gehalten hatten, ließen ihn los und strebten nach vorne.

„Was erschreckt und zaudert Ihr?" erscholl von dort Fabian's scharfe Stimme. „Wollt Ihr vor einer solchen Handvoll „Rumorern" Reißaus nehmen,

daß man auf allen Straßen und Herbergen erzählt, die Wiener Schuhknechte wußten nur das Maul aufzureißen und zu plärren!? Vorwärts! Drauf und dran! Zeigt, daß Ihr tüchtige Kerle seid!"

Brüllender Zuruf folgte dieser Anrede und die Mehrzahl der Schuhknechte stürzte sich mit mehr Muth, als die Sache verdiente, auf die größere Abtheilung los. Eine Gewehrsalve empfing sie, welcher ein neues Wuthgebrüll, das Getümmel des Kampfes und vereinzelte Schüsse folgten. Die wenigen, welche zurückgeblieben waren, wendeten sich auf diese bedrohlichen Anzeichen zur Flucht und versuchten, zwischen den kleineren Abtheilungen durchzuschlüpfen. Nur Einzelnen gelang es ungefährdet, denn bald knatterten die Schüsse den Flüchtigen nach und der weite Raum wurde zum Jagdgebiet, auf welchem man die flüchtigen Meuterer hetzte.

Karl stand plötzlich ganz allein, rings umgeben vom Getöse und Geschrei der Kämpfenden, den Hilferufen der Flüchtigen und Verwundeten, den Flüchen und Drohungen der erbitterten Wachen.

Er verbarg sich die Gefahr seiner Lage nicht. Mehr als einmal schwirrte eine Kugel, die besser gemeint, als gezielt war, um seinen Kopf und er mußte fürchten, wirklich als einer der Uebelthäter ergriffen und behandelt zu werden. Da glaubte er in der Dunkelheit einen offenen Raum zu gewahren, der ein Entkommen erlaubte. Rasch entschlossen jagte er in gewaltigen Sätzen dahin. Aber laute Zurufe belehrte ihn bald, daß er gesehen war, Schüsse knatterten ihm nach und ein Schlag, dem sofort ein stechender Schmerz am Arm folgte, belehrte ihn, daß er getroffen sei.

Trotzdem stürmte er vorwärts, bis er in Sicherheit zu sein glaubte und der Tumult des Kampfes weit hinter ihm lag. Jetzt erst hielt er an, um Athem zu schöpfen — da spürte er, daß das Blut aus seinem Arm hervorsprudelte und das Bewußtsein drohte, ihn zu verlassen. Willenlos sank er nieder, vielleicht weniger vom Schmerz seiner Wunde, als von dieser furchtbaren Wendung gepeinigt, die eine von ihm selbst, freilich mit ganz anderen Absichten geleitete Bewegung genommen hatte.

Wohl raffte er sich bald wieder auf, aber er taumelte vorwärts, ohne zu wissen, was er beginnen solle, dann und wann einen leisen Klageruf ausstoßend. Von den Vorstädten her eilten nun Neugierige dem Schauplatz des Kampfes zu, der aber schon geendet schien und aus deren Reden konnte Karl schließen, daß er wohl thun werde, sich nicht anmerken zu lassen, daß er ein, wenn auch unfreiwilliger Theilnehmer desselben gewesen war.

So schleppte er sich vorwärts, als er sich plötzlich am Arm ergriffen fühlte und von einer lieben Stimme flüstern hörte: Um Gottes Willen! Karl, bist Du es? Was ist Dir geschehen?"

„Kathi!" rang es sich von seinen Lippen und er starrte wie geistesabwesend dem Mädchen in das erschreckte Antlitz.

„Also warst Du auch dabei?" fragte sie leise und drängend, aber ohne eine Spur des Vorwurfes. „Ist Dir etwas geschehen?"

Sein Blick glitt theilnahmslos am Arm hernieder, der schwer und bewegungsunfähig an der Seite hing.

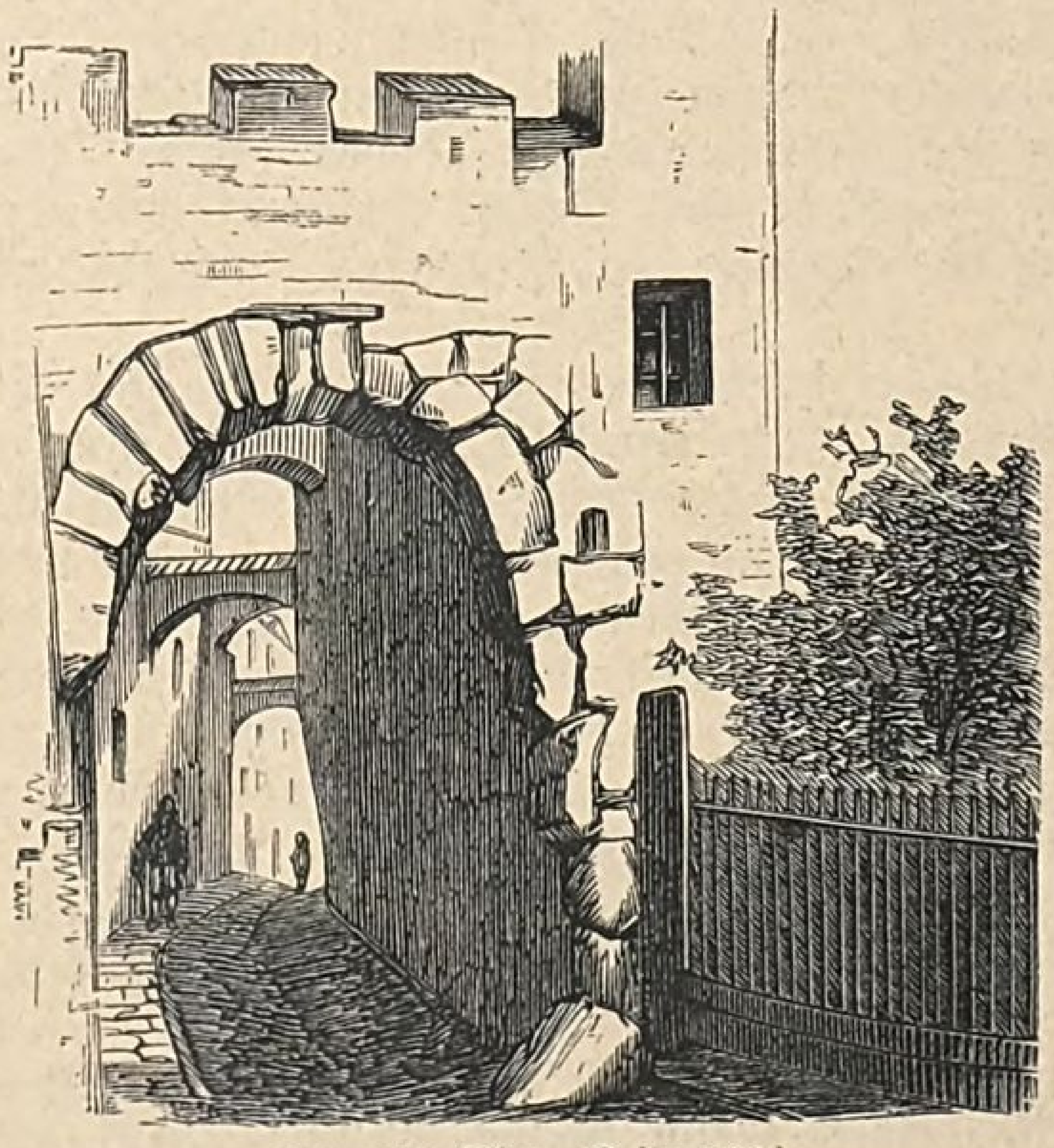
Kathi erblickte trotz der Dunkelheit das Blut und ein leiser Schreckensruf entglitt ihren Lippen. Doch mit jener Fassung und Geistesgegenwart, in welcher das schwache Geschlecht, wenn es sich um den Gegenstand ihrer Liebe handelt, oft Wunderbares leistet, schlug sie ihr weites Tuch um den verwundeten Arm, so daß es aussah, als führe Karl sie, statt daß es sich umgekehrt verhielt. Dann führte sie ihn sachte und ohne daß der zum Tode Erschöpfte eine Einwendung machte, der Stadt und jener Heimat zu, die er vor wenigen Wochen im Groll gegen sie verlassen und sich der unglücklichen Bewegung angeschlossen hatte.

---

4. Der Verrath.

Ungefährdet war Kathi mit ihrem Verwundeten in die Stadt gelangt. An den Thoren, die wieder geöffnet waren, herrschte jetzt nach Beendigung des Kampfes reges Leben und Niemand kümmerte sich um das ehrbar aussehende Mädchen und ihren Begleiter. Wohl schwankte dieser dann und wann, aber die Leute mochten glauben, er sei „des süßen Weines voll“ und werde von einer sorgsamen Gefährtin nach Hause geleitet, um, wenn die Qualen des Katzenjammers das Gemüth für Reuegefühle zugänglicher machen, mit der gebührenden Strafpredigt bedacht zu werden.

Kathi war mit ihrem Plan fertig, noch ehe der ungarische Stiefel mit der großen Quaste in Sicht kam. Sie ahnte, daß es nothwendig sei, den Verwundeten zu verbergen und hatte dazu auch schon ein kleines Kämmerlein ausersehen, in dem allerlei alter Hausrath aufgehoben wurde.



Katzensteig-Thor. (Seite 1180.)

Einige Schritte vor ihrem Hause hielt sie an, zog den Verwundeten in eine dunkle Ecke, band ihm auf, sich hier still zu verhalten, dann schlüpfte sie davon, um die Gelegenheit auszukundschaften, die nicht leicht günstiger sein konnte. Der Vater sei nochmals fortgegangen, berichtete Poldel, Fabian und die anderen Gesellen seien schon schlafen gegangen, so daß Niemand von der Anwesenheit Karl's Kenntniß zu erlangen brauchte, als er selbst und die alte Magd, auf deren Treue sich Kathi verlassen konnte.

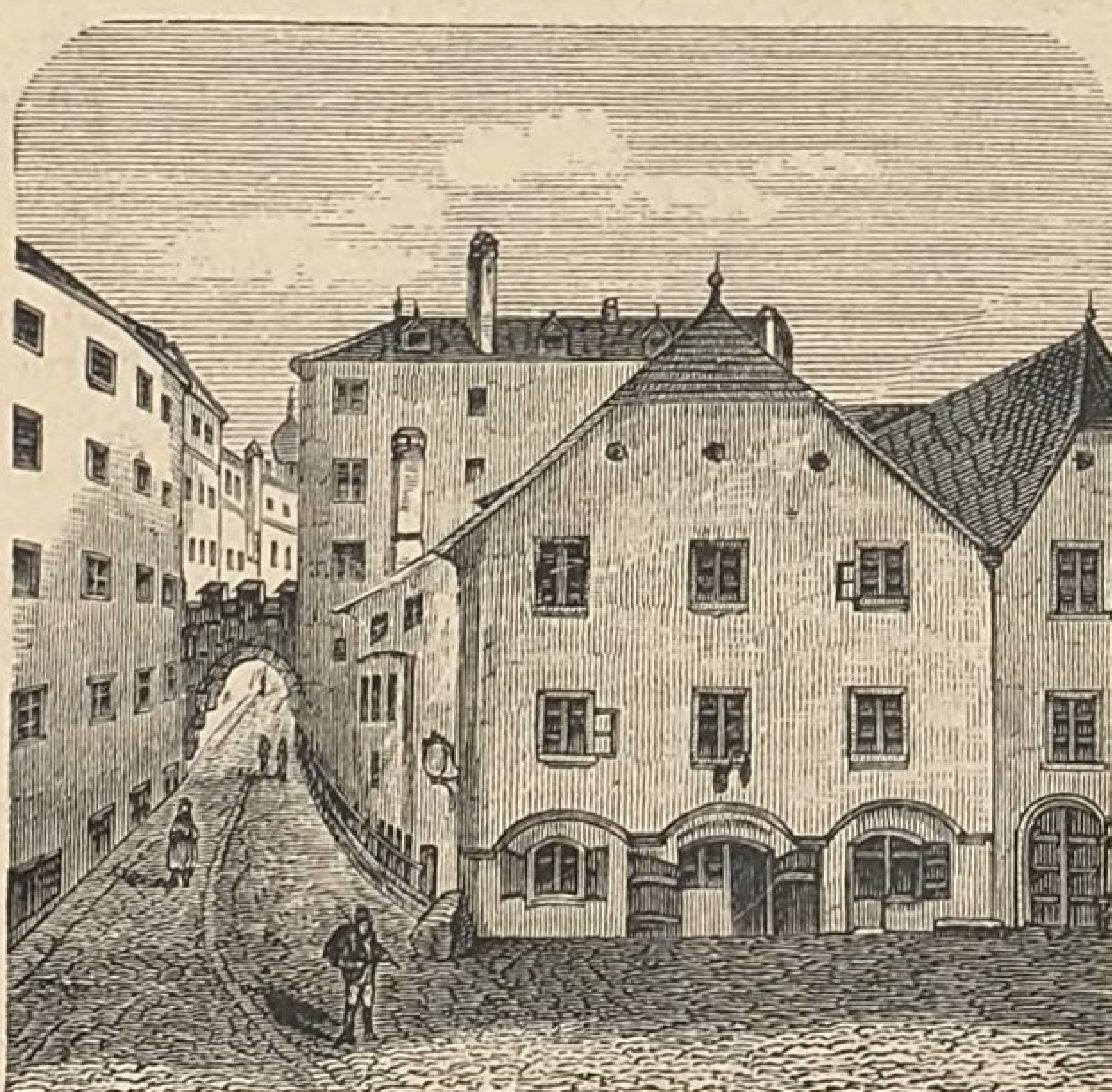
Mit Poldel's Hilfe wurde der Verwundete in das Haus geschafft und ihm ein Lager bereitet; die Alte, die mancherlei chirurgische und medicinische Kenntnisse hatte, untersuchte den Arm und constatirte, daß kein Knochen verletzt, sondern nur ein tüchtiger Riß im Fleisch sei, der stark geblutet habe, aber mit Hilfe eines erlesenen Pflasters — das sie selbst nach dem Recepte einer Urgroßmuhme, die der Hexerei verdächtig, gebraten wurde, bereiten wolle — werde die Wunde in einigen Wochen ganz vernarbt sein.

Das war eine gar erfreuliche Kunde und da Karl, nachdem er eine passende Stärkung zu sich genommen hatte, in einen leisen Schlaf sank, war Kathi mit echt weiblicher Logik, die sich über Alles hinaussetzt, wenn nur der Gegenstand ihrer Liebe hübsch nahe ist, eigentlich mit der Wendung der Dinge gar nicht so unzufrieden. Erst der schlaue Poldel mußte sie aufmerksam machen, daß noch so manche Gefahr drohe und trotz der besten Hoffnungen für Karl's Arm doch dessen Kopf sehr gefährdet werden könnte, wenn man seiner, so lange die Unruhen noch dauern und die erste Entrüstung anhalte, habhaft würde. Denn weder er, noch Kathi zweifelte daran, daß Karl in der ersten Reihe der Meuterer gestanden sei, am Kampfe theilgenommen und dabei seine Wunde empfangen habe.

Trotzdem sich Kathi bald klar war, daß Poldel ganz recht habe, war sie doch von einem guten Ausgang der Sache vollkommen überzeugt, denn sie sah ja schon eine Fügung des Himmels darin, daß sie den Verwundeten auf ihrem Heimweg von der Muhme getroffen habe und zum Werkzeug seiner Rettung ausersehen gewesen sei.

Großen Trost schöpfte Kathi aus einer zu Tage tretenden Sinnesänderung des Vaters. Meister Stochele hatte früher in seinem eigenthümlichen Wiener-Schwäbisch gewaltig über Karl gewettert. Das war anders geworden, obwohl er sonst die ganze Schale seines Zornes über die „wüschten Schtänkerer" ausgoß, urtheilte er doch über Karl sehr milde und meinte oft, dieser könne nicht dafür, daß man ihn mißverstanden und sein Bestreben, Unbilligkeiten abzustellen, zu solchem Unfug ausgebeutet habe. „Davon hat er nichts wisse wolle und au' nit mitgethan," schloß er bestimmt und Kathi, die es besser zu wissen glaubte, hielt es nicht für nöthig, den Vater aufzuklären.

Die Schuhknechtrevolte war mit dem Treffen am Glacis zu Ende. Sie hatten ihren alten Ruf der Tapferkeit aufrecht erhalten und wacker gestritten, es gab auf beiden Seiten Todte und Verwundete. Aber trotzdem waren sie der Ueberzahl, besserer Bewaffnung und Disciplin erlegen, viele waren dingfest gemacht worden, die meisten zersprengt und suchten aus Wien fortzukommen oder sich hier in allerlei Schlupfwinkeln zu verbergen. Immerhin konnten sie stolz darauf sein, daß sie den Behörden einen so gewaltigen Respect eingejagt hatten, denn die „Europäische Zeitung" (worunter der liebe Leser sich aber kein elegantes voluminöses Journal unserer Zeit, sondern zwei kleine auf gelbem Löschpapier mit grauer Farbe bedruckte Blättlein vorstellen mag), berichtet in ihrer Nummer 10 vom Jahre 1722, daß „auch eine größere Revolte befürchtet wurde, als war, um diesem Uebel vorzukommen, sogleich an die nechst herumliegende Regimenter schleunige Ordre ergangen, ihren Marsch anhero zu nehmen, wie dann auch schon einige Mannschaft von dem Bayreuthischen Dragoner-Regiment hiesiger Orthen zu stehen kommen, auch ein und andere Mannschaft in Kürtze erwartet wird."



Katzensteig-Haus. (Seite 1180.)

Thatsächlich waren die so rasch aufeinanderfolgenden und blutigen Revolten der Schuhknechte der erste Anstoß zur Verlegung einer ständigen Garnison nach Wien, das in Friedenszeiten bis zum Beginn des vorigen Jahrhunderts nur die Rumorwache und Stadtquardia in seinen Mauern beherbergte.

Aber auch in anderer Weise noch beschäftigten sich die Behörden mit der leidigen Angelegenheit. Mehrere scharfe Edicte erflossen, in welchen zu lesen war, daß „Wir Karl der Sechste mit höchstem Mißfallen vernehmen müssen, daß die

in Unserer Residentz Statt Wien befindlichen Schuhknecht sich nicht nur deren zur Erhaltung guter Policey, auch beständig allgemeinen Ruh-Wesens ausgegangenen landesfürstlichen Satzungen und Befehlen, höchst sträflich widersetzen, sondern sogar dahin vermessentlich unternehmen, daß sie ihre Werkstätt und Meister ohne minderster Ursache recht boshaftig und in der gefährlichen Absicht verlassen und austretten, damit sie hierdurch dem Publico die benöthigten Werkleut entziehen, Unsere landesfürstlichen Mandaten verächtlich, ja nichtig machen und gleichsam nach eigener Willkür untergehen möchten."

Trotzdem dieselben wiederholt gewarnt und vermahnt worden wären, „so hätten Wir Karl der Sechste," so fährt dieses wunderliche Document dann fort, „doch mehrmalen mit höchstem Mißfallen vernehmen müssen, daß selbe bis anhero nicht nur allein in ihre vorige oder andere mit Schuhknechten nicht versehene Werkstätt nach ihrer bis anhero angewohnten halsstörigen Bosheit nicht eingestanden, sondern anoch weiters höchst straffmäßig sich dahin vermessen haben, und mit Hindansetzung Unseres bei landesfürstlicher Ungnad und wohl empfindlicher Leibesstraff beschehenen Verboths, gleichwohlen an ungewöhnlichen Oertern und auf eine dem allgemeinen Ruhstand zuwiderlaufende Art ihre Zusammenkünften noch immerfort zu halten sich unterfangen."

Es werden daher: „diejenigen Schuhknecht, welche von Publicirung dieses Unseres Patents alhier und in denen Werkstätten zu 10 Personen oder mehreres unter was immer sich ersinnenden Vorwand es seyn möchte, zusammenschlagen und einige Zusammenkünften oder Berathschlagung halten werden, selbe allsogleich mit Arrest beleget, ihnen ein Standrecht gehalten und ohne Untersuchung eines weiteren Verbrechens als Verachter und freventliche Uebertretter Unserer Landesfürstlichen Gebott und Zerstörer des gemeinsamen Ruhestand am Leib und Leben ohne Anstand gestrafft werden sollen; wie ingleichen diejenigen Wirthshaus-Inhaber oder Inwohner, so ihren Schuhknechten zu Haltung derlei höchst sträflichen Zusammentretungen einigen Unterschleiff geben, oder wo die Schuhknecht mit Gewalt in ihre Zimmer zur Haltung derlei Zusammenkünften eingedrungen wären, dieselbe ohne Verzug Unserer Niederösterreichischen Regierung nicht anzeigen, nach abgeschworner Urphed und ewiger Landesverweisung auf die Galeeren zur Ruderbank verschafft werden sollen."

Weiters stellte das Mandat auch jenen Schuhknechten, welche nicht sogleich wieder in die Arbeit eintreten würden und deren Unterstandgebern, falls sie nicht von der weiteren Renitenz und Arbeitslosigkeit den Behörden „geziemendliche Anzeigung" machten, angemessene Leibes-, Geld- und Freiheitsstrafen in Aussicht.

Gerade in letzterer Beziehung aber bewiesen sich die Bemühungen der Regierung, wie auch die Androhung der Strafen vollkommen wirkungslos. Soweit die Schuhknechte schuldig waren, fügten sie sich, die Zusammenrottungen und der Unfug auf den Straßen fanden ein Ende — die Arbeitseinstellung aber dauerte ungemindert weiter und nur sehr wenige kehrten in die verlassenen Werkstätten zurück, denn die Meister beharrten jetzt steifer als je auf dem, was sie ihr Recht nannten, aber eigentlich nur ihr Vortheil war und es war ihnen gelungen, den Machthabern einzureden, daß jede Nachgiebigkeit nur geeignet wäre, die Unbotmäßigkeit der Gehilfen von Neuem zu erwecken. Es ist dies ein Argument, welches noch in unserer Zeit oft genug angewendet wird, als ob irgend etwas, besonders aber Billigkeit, so schädlich wirken könnte, als das eigensinnige Festhalten an erkanntem Unrecht. Aber es scheint nun einmal, als ob die großen Wahrheiten der Regierungskunst von Zeit zu Zeit verloren gingen und immer von Neuem entdeckt werden müßten und nur die Vorurtheile in ungeschwächter Kraft sich von Jahrhundert zu Jahrhundert fortpflanzten.

Auf der Zunftstube gab es nun Tag für Tag lange Berathungen, zu welchen die Meister umsomehr Zeit hatten, als die Kunden meist verlaufen waren und die

wenigsten Lust hatten, sich allein auf den Dreifuß zu setzen und in tüchtiger Arbeit das hereinzubringen, was ihnen durch den Mangel an Gesellen entging. Da führten nun Meister Sturz und andere Heißsporne das große Wort und es kam bei allem Debattiren wenig Ersprießliches für das „ehrsame Handwerk und das gemeine Beste“ dabei heraus, wie dies allemal die Folge ist, wenn Eigennutz und Vorurtheil die Vorhand haben. Die billiger denkenden Meister, welche die obwaltenden Uebelstände einsahen und zur Nachgiebigkeit riethen, wurden stets überstimmt und erschienen nur selten mehr auf der Zunftstube, zumal sich bei ihnen wieder Arbeiter einstellten und es Bestellungen in Hülle und Fülle gab, so daß sich ihre gerechte Denkweise in dieser Beziehung reichlich lohnte.

Natürlich war dies noch mehr wie früher, auch bei Meister Stochele der Fall, der kaum wußte, wie er alle Ansprüche der herbeiströmenden Kundschaften befriedigen konnte. Aber so leicht es ihm auch gewesen wäre, einen Gehilfen für den Platz Karl's zu bekommen, so ließ er diesen doch unbesetzt, als wartete er noch immer auf dessen Rückkehr.

Unterdessen gedieh der Verwundete in seiner engen Haft ganz trefflich und seine Wunde verharrschte schnell. Ohne deshalb der Salbe alle Heilkraft absprechen zu wollen, deren Autorin ihre Kenntnisse in so unliebsamer Weise gebüßt hatte, ist doch anzunehmen, daß noch ein anderer Umstand besonders vortheilhaft auf den Heilungsproceß einwirkte. Natürlich kam es zwischen Karl und seiner Retterin zu einer Auseinandersetzung, die mit Vorwürfen, Verzweiflungsausbrüchen und Thränen begann und nach längerem Schwanken mit einer vollständigen Aussöhnung, förmlicher Abbitte und gnädigst gewährter Verzeihung in der befriedigendsten Weise endete.

Wie sich nämlich herausstellte, hatte Fabian die zufällige öftere Anwesenheit des befreundeten alten Lederhändlers dazu benützt, um Karl an eine erhörte Werbung desselben um Kathi glauben zu machen. Er hatte dies offenbar nur gethan, um für seine eigenen Absichten auf des Meisters Töchterlein Raum zu schaffen, die sich schon wiederholt verrathen hatten, aber natürlich immer gebührend zurückgewiesen worden waren. Karl ließ sich von den beredten Lippen Kathi's, die alle hörbaren und fühlbaren überzeugenden Argumente aufboten, umso eher überzeugen, als ihr auch Poldel's Beobachtungen zur Seite standen und erst in diesem Lichte Fabian's sonderbare Doppelrolle ihre Erklärung fand. Er bat nicht allein der Geliebten den Verdacht ab, sondern auch dem wackeren Lederhändler, dem nichts ferner lag, als die Ruhe, deren er sich seit dem Tode seiner vielgeliebten Ersten erfreute, durch Erkürung einer Zweiten wieder in Frage zu stellen. Nebstbei bezeugte Karl aber ein ungemessenes Verlangen, Fabian ordentlich durchzuprügeln — ein an sich begreifliches Vorhaben, mit welchem besonders Poldel lebhaft sympathisirte, das aber doch von diesem und Kathi als verfrüht bekämpft und darum verschoben wurde.

Unterdessen verschwanden alle jene Zeichen der Niedergeschlagenheit, welche Karl's voreilige Entfernung mit sich gebracht hatte, wenigstens insoweit vollständig, als sie sich auf des Meisters Töchterlein ausgedehnt hatten. Die gesunde Röthe kehrte auf den Backen zurück und die Augen glänzten wieder ganz köstlich, ohne daß es der Thränen bedurft hätte. Flink und geschäftig waltete sie ihres Amtes und der Schlüsselbund klirrte den ganzen Tag durch das Haus, wobei wir nicht verschweigen wollen, daß er sich am öftersten in der Nähe jenes Kämmerleins hören ließ, in das sie sonst oft Monate lang nicht kam, jetzt aber mehreremale jeden Tag schlüpfte, um im alten Hausrath und Gerümpel zu stöbern. Und da der freundliche Leser vielleicht auch dem wackeren Poldel ein klein wenig Theilnahme zuwendet, so sei berichtet, daß dessen Laune sich wieder zur vollen, eines Schusterjungen würdigen Höhe der Heiterkeit emporschwang, woran nicht allein seine Theil-

nahme für das Liebespaar, sondern auch die mancherlei guten Bissen, welche Kathi's Dankbarkeit ihm zukommen ließ, ihren Antheil haben mochten.

Aber es gab Augen im Hause, welche diese mancherlei Veränderungen wahrnahmen, verfolgten und daraus Schlüsse zogen. Die Pläne Fabian's schienen doch so prächtig gelungen zu sein und Alles hatte sich gefügt, wie er es gewunschen und eingefädelt hatte. Der Nebenbuhler war aus dem Hause, wahrscheinlich aus Wien, vielleicht sogar im günstigsten Falle ganz aus diesem irdischen Dasein vertrieben und auf jeden Fall der Gunst des Meisters, bei einiger Mühe bald auch der des rosigen Töchterleins verlustig. So calculirte Fabian, als er sich mit dem Bewußtsein, die Revolte geschürt und eifrig für seine Zwecke ausgenützt zu haben, wieder mit der Miene der Tugend und Ehrbarkeit auf seinen Dreifuß setzte.

Aber merkwürdiger Weise traf, trotzdem die Vorbereitungen so gut gegangen waren, doch gerade das Gegentheil von dem ein, was er erwartet hatte. Wenn er sich während der Arbeit und bei gelegentlichem Gespräch sehr abfällig über die verruchten Stänkerer und Meuterer ausließ, die sich so freventlich gegen die Zunftvorstände und Meister vergangen hatten, die doch auch ein Theil der von Gott eingesetzten Obrigkeit seien — da traf ihn manch forschender Blick des Alten, dessen Stirn sich oft unmuthig runzelte, und als er einmal ein Uebriges in tugendhafter Entrüstung that, fuhr der sonst so milde Meister auf und schrie ihm zu: „Halt Er sein Maul! Es ischt nit Jeder ei' Wölfle, den Andere dafür ausschreie und au' nit Jeder ei' Lämmle, der sich selber dafür ausgebe thut!"

Bald konnte Fabian merken, daß die Beliebtheit, die er sich anfangs nach Karl's Abgang beim Meister errungen hatte, stark in das Schwanken gekommen war. So eifrig er auch darauf losstach und hämmerte und sich um das Gedeihen der Werkstätte verdient machte, konnte er doch kein Lob, ja kaum ein gutes Gesicht erringen und so streng Meister Stochele sonst auf Zucht und Ordnung unter seinen Leuten hielt, sah er doch durch die Finger, wenn Poldel offene Zeichen der Renitenz gegen Fabian zeigte und diesen schier offen zum Gegenstand seines unerschöpflichen schusterbübischen Muthwillens machte.

Noch schlimmer standen aber seine Sachen bei Kathi, die ihm unverhohlen ihre Abneigung und Verachtung bewies. Seine zärtlichen Blicke und Seufzer wurden geringschätzig ignorirt und wollte er sich bei günstiger Gelegenheit deutlicher machen, so ward ihm ein Blick und ein von leisem Hohngelächter begleitetes Achselzucken zur Antwort, das zwar alle seine zärtlichen Hoffnungen vernichtete, aber dagegen ganz entgegengesetzte Gefühle wachrief.

Fabian war ein pfiffiger Bursche und die Veränderung in Kathi's Wesen entging ihm nicht. Im Zusammenhang mit manchen anderen Anzeichen merkte er bald, daß irgend etwas Geheimes vorgehe und nachdem er einige Tage spionirt, gelauscht und geschnüffelt hatte, war er der Wahrheit auf der Spur.

Nun ist es aber eine bedauerliche Thatsache, daß die Guten in ihrem Wirken durch mehrmalige Mißerfolge abgeschreckt werden und erlahmen, die Schlimmen jedoch neue Kraft aus jedem Fehlschlagen ihrer Pläne ziehen und dieses selbst für frische Anschläge auszunützen suchen. Es mag dies wohl daher kommen, daß der fehlhaften Menschennatur das Böse eigenthümlicher und verwandter ist, vielleicht auch, weil diesem der endliche Erfolg gewiß ist, was sich von guten und nützlichen Dingen nicht immer behaupten läßt.

So viel war Fabian sofort klar, daß es sein erstes Beginnen sein müsse, den Nebenbuhler wieder aus dem Hause zu vertreiben. Das war nicht allein wegen seiner Bewerbung um Kathi, sondern um seiner eigenen Sicherheit willen nöthig, denn verging mehr Zeit, bis man die Lust verloren hatte, streng zu sein, so konnte Karl ungefährdet über Fabian's Rolle aussagen und wenn ihn auch

die Behörden laufen ließen, würde er doch gewiß von Stochele fortgewiesen. Faßte man aber Karl jetzt, so zeugte schon seine Wunde gegen ihn, es war nicht schwer, ihn als Haupträdelsführer ordentlich anzuschwärzen. Ging es dann auch mit seinen weiteren Absichten schief, so war doch Eines gesichert: — die Rache!

Diese Argumentation war so klar und vernünftig, wie es der Gedankengang der Spitzbuben sehr zum Nachtheile der ehrlichen Menschen meist ist, die nur selten in dieser Beziehung Besonderes leisten. Träte nicht manchmal die Vorsehung für sie ein, so müßten die letzteren fast immer das Kürzere ziehen.

Mit einer vollen Schüssel frischgewaschenen Gemüses eilte Kathi an einem düsteren Novembermorgen vom Brunnen weg durch den stets halbdunklen Hausgang zur Küche. Da legte sich plötzlich ein Arm fest um ihre Taille und hielt sie an. Eigentlich wäre es ihre Pflicht gewesen, einen zierlichen Schrei auszustoßen und die Schüssel fallen zu lassen, wie damals die Suppe, wenn sie schon nicht in der Lage war, dem weiblichen Anstand insoweit nachzukommen, daß sie solenn und hübsch langsam, um sich nicht zu verletzen, in Ohnmacht gefallen wäre.

Kathi aber verfügte, seit ihre Bekümmerniß gewichen war, über ganz plebejisch robuste Nerven; sie schrie nicht, sondern faßte nur mit einer Hand ihre Schüssel fester, befreite sich mit der anderen vom umschlingenden Arm und wendete sich um. Sie sah in Fabian's Gesicht, dessen hagere Züge, in die er einen zärtlichen Ausdruck zu legen suchte, an einen Wolf mahnten, wenn er auf die Freite ging.

„Was untersteht Er sich?" herrschte ihm Kathi zu.

„O Kathi — wenn Sie wüßte —"

„Von Ihm brauch' ich nichts zu wissen — da weiß ich ohnehin mehr als mir lieb und als für Ihn gut ist."

„So — nun da könnten wir ja unsere Geheimnisse gegeneinander austauschen," entgegnete Fabian lauernd.

„Ich hab' auch nichts zu tauschen mit Ihm. Nur Eines mag er sich hinter Seine Ohren schreiben: Ich will nichts von Ihm wissen und wenn Er sich noch einmal eine solche Frechheit erlaubt, sag' ich's dem Vater und dann kann er seinen Ranzen schnüren."

„Oho!" keuchte Fabian halb erstickt vor Wuth und Begier heraus. „Hm! schreit die Jungfer immer so, wenn man Sie um die Mitte nimmt?"

„Auch das kümmert Ihn nichts — von Ihm leid' ich es einmal nicht!"

„Und warum gerade von mir allein nicht?"

„Weil Er ein miserabler schlechter Mensch, ein Heuchler und Bösewicht ist und weil ich Ihn so wenig leiden mag, wie das häßlichste, ekelhafteste Ungeziefer!" erklärte Kathi mit jener Zungengewandtheit, welche dem sanften Geschlechte eigen ist, wenn es die Gründe seiner Abneigung entwickelt.

„So — und das ist die einzige Antwort, welche mir die Jungfer zu geben hat, wenn ich sage, daß ich Sie lieb habe und Alles thun will, was —"

„Wüßte nicht, was ich noch weiter auf so einen Unsinn zu antworten hätt'!" fiel ihm Kathi mit einem wahrhaft unbarmherzigen Lachen in die Rede, die Fabian heiser und stockend vorbrachte, als müßte er jedes Wort seiner Kehle abzwingen.

„Nun gut — wie die Jungfer meint!" sagte er, plötzlich wieder seinen gewohnten spöttischen und kalten Ton annehmend. „Reden wir von etwas Anderem."

„Ich habe gar nichts mit Ihm zu reden!" entgegnete Kathi und drängte an ihm vorüber. Doch er hielt sie mit festem Griffe an, so daß sie stehen bleiben mußte.

„Ich will aber mit der Jungfer reden."

„Nun, dann thue Er es ein andermal, jetzt hab' ich keine Zeit und hier ist auch nicht der Platz dazu."

„Hm! wo wäre dann das schicksame Plätzchen zu einer ehrsamen Zwiesprach mit der Jungfer?“ sagte Fabian langsam und in Wort und Blicken seiner ganzen ziemlich ausgiebigen Bosheit Lauf lassend. „Vielleicht ist der Jungfer das Rumpelkämmerlein dort hinten am Gange passend?“

Jetzt wäre doch beinahe die Schüssel ihrem Schicksal nicht entgangen — fast wäre sie schon der Hand Kathi's entglitten. Aber sie faßte sich rasch und sagte, nachdem sie tief aufgeathmet hatte:

„Er ist ein unverschämter Mensch und ich werde doch den Vater bitten müssen —“

„Daß er ein anderes Zimmer für den Liebsten einräumt, nicht wahr? Oder will die Jungfer nur auch mir allein den Zutritt in die Kammer nicht gewähren, die Anderen offen steht?“

„Jetzt rede Er einmal deutsch — ich verstehe Sein Herumreden und Heimlichthun nicht!“ sagte Kathi resolut, da sie wohl merkte, daß eine weitere Verstellung nichts nütze.

„Wie die Jungfer will,“ entgegnete Fabian. „Ich sage also, daß ich weiß, wer in jener Kammer ist.“

„Nun — und was weiter?“

„Ei — ich glaube nicht, daß es der Jungfer angenehm ist, wenn viele Leute darum wissen.“

„Ich möchte doch wissen, was das andere Leute angeht?“

„Nun, setzen wir den Fall, es machte Jemand das Stadtgericht aufmerksam —“

„Das wäre ein schlechter, verrätherischer Mensch!“

„Möglich — aber es könnte sich denn doch ein solcher finden und dann — nun dann ginge es dem, der jetzt in der Kammer steckt, vielleicht an den Kragen.“

„Ist es vielleicht ein Verbrechen, dort zu sein?“ entgegnete Kathi mit einem schlecht gelingenden Versuch, harmlos zu erscheinen.

„Das nicht — wohl aber könnte man es in den Vorgängen finden, die ihn gezwungen haben, sich dort zu verbergen.“

„Karl hat nichts verbrochen und —“

„Wie ist er dann zu seiner Wunde gekommen?“

„Er ist ein schlechter Mensch —“

„Das hat mir die Jungfer schon einmal gesagt.“

„Und tausendmal schuldiger, als der Karl, denn Er hat ihn verführt, mit Lug und Trug aus dem Hause getrieben und — o! ich könnte —“

„Mir die Augen auskratzen, nicht?“ fragte Fabian kühl und in der That ließen das Funkeln der Augen Kathi's und die krampfhaften Bewegungen der freien Hand auf eine ähnliche Absicht schließen. „Doch all' das würden ja die Herren vom Stadtgericht entscheiden, so wie auch, ob jene Bestimmung des kaiserlichen Mandates nicht anzuwenden wäre, welche schwere Strafe über Jene verhängt, welche Theilnehmer an den letzten Revolten bei sich verbergen.“

„Und das traut Er sich zu sagen, der eigentlich Rädelsführer war?“

„Wer kann mir etwas beweisen? Der dort im Kämmerlein? Bah! wer glaubt einem Maleficanten, der sich auf Kosten eines Anderen loslügen will?“

Nun schien doch auch Kathi's Zuversicht zu schwanken. Die kalte Weise, mit welcher der Schurke alle Möglichkeiten erwog und die Einwürfe widerlegte, machte Eindruck und sie versuchte es auf andere Weise.

„Aber Fabian — Er wird doch nicht so abscheulich sein, den armen Menschen, Seinen eigenen Kameraden zu verrathen?“

„Mein Gott! wenn man für so schlecht und niederträchtig gilt, wie ich, kommt es schon nicht mehr darauf an — wenigstens kann ich mir dann sagen, daß ich alle die bösen Worte auch verdiene.“

„Ich habe es nicht so arg gemeint —"

„Gut — wenn es so ist, kann die Jungfer es beweisen," sagte Fabian rasch, „und ich will zeigen, daß ich nicht so böse bin, wie man mich hält. Ich werde Niemand etwas davon sagen, daß dort im Kämmerlein Jemand verborgen ist und sogar selbst für seine Sicherheit sorgen, aber —"

„Nun — was?"

„Aber er muß noch heute aus dem Hause und aus der Stadt und die Jungfer muß ihm in meiner Gegenwart den Schwur abnehmen, daß er nie mehr zurückkehrt."

„Warum das?" wendete Kathi mit zitternder Stimme ein.

„Hm! nehmen wir an, es bestimmt mich nichts zu diesem Verlangen, als die Sorge für seine Sicherheit. Und weiter muß mir die Jungfer versprechen, daß Sie künftig nicht mehr so erschrickt, wenn ich Sie umfasse und — mich auch im Kämmerlein pflegt, wenn ich verwundet werde."

Fabian nahm wieder den zärtlichen Ton an, mit dem er sonderbarer Weise Kathi noch widerlicher erschien, als gewöhnlich. Sie antwortete daher sehr spöttisch:

„Ei — Ihm wird nichts geschehen, dafür sorgt Er schon und macht sich aus dem Staube, wenn es ernst wird."

„O — die Jungfer hat mich tief verwundet und kann mich nur selber wieder heilen! Nun — sind wir einig? Dann gebe mir die Jungfer zum Zeichen auch ein Küßchen."

Kathi konnte die Nothwendigkeit, Fabian in guter Stimmung zu erhalten, vollkommen würdigen. Aber als er jetzt seine langen Arme öffnete und sein hageres, von Bosheit und Lüsternheit verzerrtes Gesicht gegen sie neigte, ward der Ekel übermächtiger in ihr. Mit den Worten:

„Da hat Er, unverschämter Mensch, ein Pflaster auf seine Wunde!" gab sie ihm einen schallenden Schlag auf die Wange, daß der feurige Anbeter zurückflog und ihr Raum zum Entschlüpfen gab.

Sprachlos starrte er ihr nach, vor ohnmächtiger Wuth keuchend und mit den dürren Händen in der Luft fuchtelnd.

„Na warte, freche Hexe!" knurrte er endlich grimmig. „Wir wollen doch sehen, ob ich Dir diesen Schlag nicht mit einem anderen vergelten kann, der Dich und noch ein paar Menschen, die Dir lieb sind, empfindlich treffen wird."

Dann schlich er sich in das Gesellenzimmer, legte sein Schurzfell ab, schnürte sein Felleisen — und im langen Rock, den Knotenstock in der Hand, kurz ganz so angethan, wie es der Gebrauch vom Gesellen fordert, wenn er vor die Zunft tritt, verließ er mit unhörbaren Schritten das Haus.

Kathi war sich vollkommen klar darüber, daß Karl's Bleiben im Hause nicht mehr länger dauern dürfe. Um ihn aber ungefährdet fort und aus der Stadt hinauszubringen — wobei sie durchaus nicht daran dachte, ihm das Wiederkommen zu verbieten — fehlten ihr alle Mittel und es mußte schlechterdings der Vater in das Geheimniß gezogen werden.

Dies schien ihr um so leichter zu sein, als Meister Stochele wiederholte Anzeichen gegeben hatte, daß er Karl seine alte Gunst wieder zugewendet habe und besorgt um sein Schicksal sei.

Aber den ganzen Tag schickte sich keine rechte Gelegenheit und erst am Abend, als der Czismenmacher über Fabian's unerklärliches Verschwinden grollte, fand Kathi einen passenden Anknüpfungspunkt für ihre Mittheilung.

Nur langsam und stockend vermochte das Mädchen den Hergang zu erzählen und es ward dies desto schwerer, als aus des Vaters sinnendem Gesicht gar nicht zu enträthseln war, wie er die Sache aufnehmen werde.

Erst als sie geendet hatte, hob der Alte den Kopf und sagte lustig blinzelnd:

„Na — mir ischt ordentlich leicht, seit ich wisse thu', daß dem Schtrubelkopf nichts Leidig's passirt ischt. Bring' ihn nur herüber — damit ich ihn fescht ausschelte kann — und morgen muß er nochmals auf die Wanderschaft und wenn er dann wieder zu uns zurückfinde kann — na, da kannscht Du ihm bei sein' Meischterstuck helfe!"

Jubelnd holte Kathi ihren Karl aus seinem Versteck, aber noch hatte Meister Stochele seine ungefährliche Strafpredigt nicht begonnen, als sich ein Getöse im Hause erhob, die von der Werkstätte hereinführende Thür aufgerissen wurde und Poldel schreckensbleich mit dem Angstrufe hereinstürzte:

„Die Wach' ist da — sie holen ihn!"

Hinter ihm aber drängten Gerichtspersonen und Häscher herein, die sich auf einen Wink eines Beamten der Person Karl's bemächtigten.

„Im Namen des Gesetzes und Kraft des von kaiserlicher Majestät erlassenen Mandates greift diesen Menschen, der als einer der gefährlichsten Anstifter der böswilligen Unruhen bezeichnet ist."

Im Nu hatten die Stöckelknechte Karl in der Mitte und seine Hände waren gefesselt.

„Ihr, Meister Stochele, werdet Euch des Weiteren zu verantworten haben, weil Ihr es unterlassen, Anzeige von dem Aufenthalt eines so gefährlichen Subjects in Eurem Hause zu machen."

Damit zogen die Diener des Gesetzes ab, Trauer und Angst in dem Hause zurücklassend, das eben noch voll Freude und glücklichen Hoffnungen war.

5. Der Schiedsspruch.

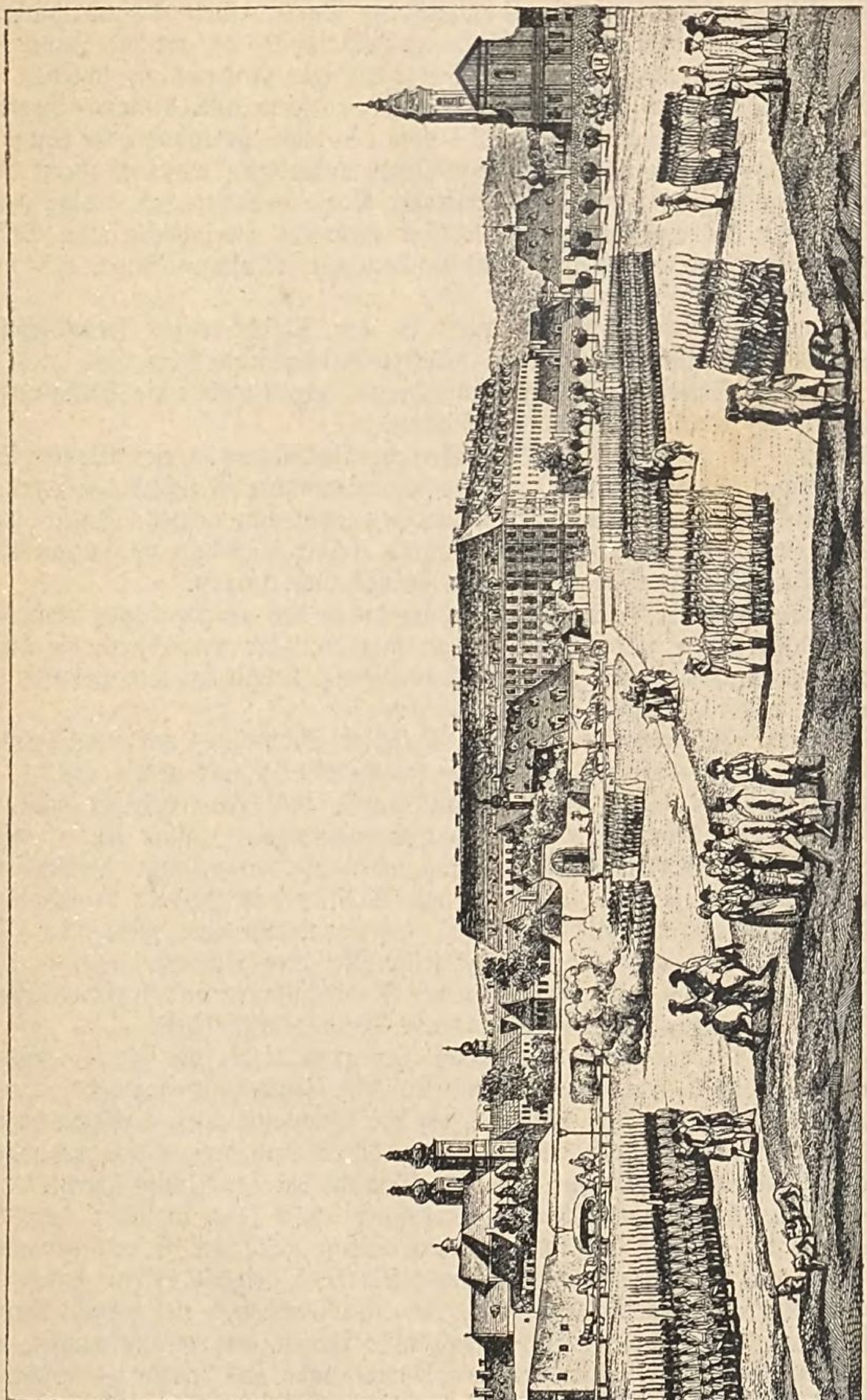
So niedergeschlagen und unwirsch, wie Meister Stochele am nächsten Morgen war, hatte ihn schon lange Niemand gesehen — seit dem Tode seiner Gattin war er in keiner ähnlichen Stimmung mehr gewesen.

Nicht, daß er die angedrohte Verantwortung wegen Karl's Aufenthalt gefürchtet hätte, denn er konnte leicht nachweisen, daß derselbe ihm selbst bis zum letzten Augenblicke unbekannt gewesen war. Aber durch seine liebsten Pläne war ihm plötzlich ein garstiger Strich gemacht worden. In Meister Stochele hatte sich der Schwabe so glücklich mit dem Wiener gemengt, daß er die sprichwörtliche Heiterkeit und Gemüthstiefe beider in sich vereinigte. Darum hatte es ihm Karl mit seinem Frohsinn schon längst angethan und er ihn, obwohl der Bursche nichts besaß, als seine glückliche Laune und ein Paar rührige Arme, zum Schwiegersohn auserseheu, der nach und nach die Last des Gewerbes übernehmen und dem Alten Zeit und Gelegenheit zur weniger anstrengenden Beschäftigung des Enkelwiegens verschaffen sollte.

Damit war es nun aus — eben als seine ohnehin schon bedrohten Hoffnungen sich endlich doch zu erfüllen schienen, wurden sie für immer vernichtet. Besonders aber wurmte es den wackeren Meister, daß der Verrath von seinem eigenen Hause ausgegangen war. Denn daß Fabian die Anzeige gemacht hatte, konnte kein Zweifel sein und sogar das herzinnige Verlangen des Czismenmachers, dem Verräther seine ganze Niederträchtigkeit kräftig vorhalten zu können, sollte nicht erfüllt werden. Ein Bote von der Innung holte Fabian's Habseligkeiten mit dem Bedeuten, daß die Zunftvorstände denselben in Anbetracht der obwaltenden Umstände und seiner besonders tüchtigen Aufführung, von der sonst bestehenden Ausstandsfrist befreit und zur Anfertigung des üblichen Meisterstückes berechtigt hätten.

„Hat's schon gemacht sein Meischterschtuck — aber in der Spitzbüberei!" brummte der Schwabe grimmig. „Sie sein und bleibe dämliche Schtrohschädel bei

der Zunft und es ischt ihnen nichts lieber, als wenn sie einer recht narrt, wenn er so plaudert, wie es ihnen in den Kram paßt!"



Das Glacis in Wien gegen den Alsergrund. (Seite 1182.)

Viel gefaßter und ruhiger benahm sich Kathi. Als sie in einem tüchtigen Thränenerguß der weiblichen Schwachheit Genüge gethan hatte, zeigte sie sich ernst, aber entschlossen. Ruhig erfüllte sie ihre Pflichten und wenn sie auch kein Wort

über ihre Absichten verlor, so war doch leicht zu sehen, daß sie einen festen Entschluß gefaßt hatte.

Im Laufe des Morgens kleidete sie sich sorgfältiger als sonst an, und verließ mit dem Bedeuten das Haus, sie wolle der Tante einen Besuch machen und zugleich beim Gnadenbild in der Kirche zu Mariahilf, die wenige Jahre früher erst vom Fürsten Esterházy erbaut worden war, ihre Andacht verrichten.

Meister Stochele stand im Ruf eines gütigen und billigen Herrn und darum sprachen jene Schuhknechte, welche von der Noth gedrängt oder den behördlichen Anforderungen folgend, die Arbeit wieder aufnehmen wollten, zuerst bei ihm vor. Auch am Morgen nach der Verhaftung Karl's hatten sich einige derselben eingefunden und der Czismenmacher, welcher nunmehr zwei dreibeinige Stühlchen zu besetzen hatte, musterte eben die Aspiranten mit kritischem Auge, als mehrere Meister in die Werkstätte traten.

Die Herren waren offenbar nicht in der Absicht eines freundschaftlichen Besuches gekommen und ihre Mienen drückten Aerger und Neid aus, als sie die Zeichen lebhafter Gewerbsthätigkeit wahrnahmen, gegen welche die Stille und Oede ihrer eigenen Werkstätten unliebsam abstachen.

„Hollah! da geht es freilich lebhafter zu, als bei uns!" rief Meister Sturz, ein vierschrötiger robuster Mann, aus dessen weinrothem Gesicht die Spuren seines unermüdlichen Wanderns nach jenen Quellen, „wo man einen Guten schenkt," sehr deutlich sprachen. „Ja, ja, so wie man's treibt, so geht's und wenn man es mit den Läufen hält, darf man um den Zulauf nicht sorgen."

Meister Stochele's Stimmung schien durch den unerwarteten Besuch seiner Gewerbsgenossen eben nicht verbessert zu werden. Er warf durch die buschigen Brauen einen finsteren Blick auf die Meister, die neugierig und neidisch überall herumguckten und sagte dann ziemlich scharf:

„Da habt Ihr wahr gesprochen, Meischter Schturz — wie man's treibt, so geht's — na, und dem lieben Herrgottle sei Dank! bei mir geht's gut."

„Das ist auch keine Kunst, wenn man's mit den Gesellen hält," entgegnete vorwurfsvoll der Wortführer der Schuhmacher. „Aber jetzt ist die Zeit vorüber, wo die mit Gewalt und Unfug obenauf waren, jetzt herrscht wieder Zucht und Ordnung. jetzt haben wieder wir Meister das Heft in der Hand."

„Ich halt' es mit gar Niemand, am wenigsten mit wem, der Unrecht thut oder zufügt, das lasset Euch gesagt sein, Meischter Schturz."

„So? — warum gabt Ihr dann den Rädelsführern und ärgsten Stänkerern Versteck in Eurem Haus?" rief ein anderer Meister dazwischen.

„Ich hab' nit davon gewuscht, daß der arme Karle da ischt — und wenn ich es erfahren hätt' — so hätt' ich ihm au' die Thüre nit gezeigt," entgegnete der Czismenmacher eifrig und tapfer. „Ich hab' mich mit eigenen Augen überzeugt, daß er viel eher geschaut hat, Unheil zu verhüten und daß er braver war, als so mancher Lumpehund, der jetzt in hoher Gunscht bei der Zunft schteht."

„Das ist nicht recht, Meister Stochele, daß Ihr so über den braven Menschen sprecht, der bis gestern in Eurem Dienst gestanden ist und der nur seine Pflicht gegen das ehrsame Handwerk und die hohe Obrigkeit gethan hat."

„Behaltet ihn nur für Euch, den braven Menschen," rief gereizt Stochele. „Ich kenn' ihn besser und — will schon dafür sorgen, daß herauskommet, was er gethan und getrieben hat. Nur nit so geschwind lobe und schelte — erscht, wenn der letzte Schtich getha' ischt, sieht ma', was der Schtiefel für e Form hat."

„Aber Ihr müßt doch zugeben, daß der Fabian während der ganzen Unruhen bei Euch in Arbeit geblieben ist —"

„Ja, weil er ein hinterlischtiger, durchgewichster Spitzbub' isch," schaltete Stochele ein.

„Und daß der Andere ausgetreten ist und sich heiß um die Forderungen der Schuhknechte angenommen hat?“

„Das ischt wahr — obwohl ich mein', er wär' nit von mir gange', wenn der Fabian nit so ein verschtecktes Schpiel getrieben hätt'. Und daß der Karl für seine Kamerade geredet hat — wer kann ihm das verarge? Ei, Ihr Herren, Ihr redet do au' Einer für den Anderen und Einer für Alle zusammen, wenn man Euch am Zeug was flicke will — warum ischt es dann bei den Knechten Sünd', was den Meischtern recht ischt?“

„Da hört ihn nur!“ schrie Sturz ungestüm. „Schon wieder und jetzt noch legt er den Stänkerern zu, wo doch schon bewiesen ist, daß sie böswillige Menschen sind, die nur arbeitsscheu sind und Unordnung stiften wollen!“

„Oho, nit so rasch, Meischter Schturz! Es kann scho sei, daß es solche giebt, wie Ihr da sagt, aber bei Allen trifft es nit zu. Sind doch die Meischter au nit Alle gleich.“

„Da habt Ihr wahr gesprochen, das sieht man an Euch, der Ihr aus Eigennutz und Neid der eigenen Zunft und den Mitmeistern Abgunst erweist!“

„Den Schimpf werf' ich Euch zurück, Meischter Schturz,“ rief aufbrausend der Czismenmacher, fuhr jedoch, als andere Meister beschwichtigend dazwischen traten, ruhiger fort: „Uebrigens will ich mit Euch nit schtreiten — aus Euch redet der Haß, weil Euch Unbill geschehe, vielleicht auch der Wein von geschtern oder heute. Vor die anderen ehrsame Meischter aber sag' ich ungescheut, daß nit eher Ruh' und friedliche Arbeit bei unserer Zunft einkehre wird, bis die Meischter nit das, was billig von dem Geselle verlangt wird, au zusage und erfülle.“

Das schüchterne Beifallgemurmel der anwesenden Schuhknechte ward vollkommen übertönt von den Zornausbrüchen der Meister. Eine ziemlich erregte Disputation erhob sich, die indessen so unfruchtbar blieb, wie immer, wenn der eine Theil die zur Gewohnheit gewordenen Uebergriffe für ein Recht, den so lange ausgeübten Druck für eine Nothwendigkeit ansieht und in der Forderung, nun endlich einmal den Anderen auch bescheiden in die Schüssel langen zu lassen, die zu füllen er treulich geholfen hat, die Schrecken des Hungertodes für sich selbst ahnt.

„Da nützt kein Streiten, das seht Ihr doch, meine lieben Herren,“ rief endlich Meister Sturz mit heiserer Stimme, welcher man die Sehnsucht nach einem erquickenden Trunk anhörte. „Laßt ihn nur so reden, er wird ja sehen, wie weit er kommt. Es wird sich ja zeigen, was es für Folgen hat, daß er zu dem Erzrebellen und Maleficanten hält, für den schon der Strick gedreht ist!“

„Wahrt Eure Zunge, Meister Sturz!“ ertönte plötzlich glockenhell und stark Kathi's Stimme. Die Thüre flog auf und das wackere Mädchen trat herein hocherhobenen Hauptes, aus dem die Augen siegesgewiß und stolz blitzten. An der Hand aber zog sie Karl nach, seiner Fesseln ledig.

„O — hat die Jungfer den Mosjö da losgebettelt!“ sagte endlich höhnisch Sturz, das allgemeine Schweigen unterbrechend. „Nun ja, es wird schon so sein, wie man sich erzählt, daß die Hochzeit vonnöthen ist, weil —“

Karl zeigte sehr viel Lust, sich auf den frechen Beleidiger zu werfen und er hätte in den anwesenden Gesellen gewiß begeisterte Helfer gefunden. Aber Kathi gebot mit einer Handbewegung Ruhe und sagte mit liebenswürdiger Schelmerei:

„Das habt Ihr gut gerathen, Meister Sturz, ich hab' um Karl's Freiheit gebettelt — und sie ist mir auch bewilligt worden, weil es mir leicht war, seine Unschuld zu beweisen. Und auch mit der Hochzeit wird es wohl seine Richtigkeit haben, denn seht nur — ich habe schon den Brautring bekommen.“

Dabei hob sie die Hand und ließ an ihrem Finger ein kostbares Juwel funkeln.

„Und weil es gut sein wird, wenn Ihr erfahrt, wer mir das Alles in Gnaden bewilligt hat, so will ich Euch Alles in der Ordnung erzählen."

„Bin wirklich recht neugierig, was so eine saubere Jungfer für mächtige und uneigennützige Gönner hat," witzelte höhnisch Sturz.

„Wieder sprecht Ihr gegen den eigenen Willen die Wahrheit, denn ich habe einen gnädigen Gönner gefunden, wie Ihr sagt. Wer wäre auch gnädiger, mächtiger und uneigennütziger als — Kaiser Karl der Sechste!"

Tiefe Stille entstand und Aller Augen hingen an dem schönen muthigen Mädchen.

„Ja — ich war beim Kaiser," fuhr Kathi stolz fort, „und er hat mich gnädig angehört und nicht blos um meiner Bitte willen, sondern als gerechter Herr unser Aller — mir in Allem willfahrt und diesen Ring da hat mir die schönste Frau der Welt — unsere Kaiserin Elisabeth Christine — an den Finger gesteckt. Doch jetzt laßt Euch erzählen, mein lieber theurer Vater und Ihr, meine werthen Herren, wie Alles gekommen, denn ich vermeine, es wird manches darunter sein, was dem Einen oder Anderen frommt und wohl zu beherzigen sein wird."

Unwillkürlich hatten sich die Anwesenden in bestimmte Gruppen gesondert. Auf der einen Seite befanden sich die Meister, unter ihnen auch der wackere Hausherr. Aber während seine Augen entzückt an der Tochter hingen und er wohlgefällig ihren Worten lauschte, schauten die anderen Meister bald mürrisch und drohend, bald verlegen zu Boden und manche machten Mienen, als ob sie gerne jedem Anderen den Platz in ihren Schuhen abgetreten hätten.

Auf der anderen Seite drängten sich die Schuhknechte zusammen. Aber auch hier waren es nur Karl und Poldel, welche vollkommen unbefangen blieben, denn es fiel manches Wort, was auch den Gesellen zu hören nicht angenehm war.

In der Mitte aber stand Kathi und erzählte in natürlichem fließenden Ton, nur hie und da die Worte mit einem schelmischen Blick nach jener Seite begleitend, auf welche sie gemünzt waren. (Hierzu das Bild.)

„Ihr wißt Alle, was hier geschehen am gestrigen Abend," begann Kathi. „Anfangs war ich voll Gram, aber bald fühlte ich nichts mehr als Zorn in mir, daß die Bosheit und Falschheit mächtiger sein sollte, als die Wahrheit. Und da konnte ich nicht mehr weinen, denn ich gedachte, daß alle Thränen unnütz seien, so lange noch die Dinge zu ändern und zu wenden sind. Und ich wußte auch bald, was ich thun werde — denn wie Einer nur im Himmel ist, der alles Recht und Unrecht erkennt und der die Macht hat, die Bösen zu treffen, so giebt es ja auch in unserem Lande nur Einen, zu dem sich Jedes flüchten mag, wenn er sich gekränkt und bedroht fühlt und der so hoch steht, daß Gunst und Ungunst seinen Willen nicht verschleiern können. — Ihr wißt, ich meine unseren allergnädigsten Kaiser, den Gott erhalten und schützen möge, jetzt und in seinen Nachfolgern!"

Ein beifälliges Gemurmel, dem sich auch die Meister anschlossen, antwortete diesen begeisterten Worten.

„Aber jedes Ding, das noch so leicht schien, wird gar schwer, geht man erst daran, es auszuführen. So ward es auch mir gar nicht leicht, zum Kaiser zu kommen und vielleicht stünde ich jetzt noch im Burghof und müßte mich von Hofherren, Pagen, Hartschierern und Lakaien ausfragen und hänseln lassen, wenn mir nicht ein großes Glück passirt wäre."

„Eben fragte mich ein Läufer von Neuem aus, als draußen bei der Wache ein Tumult entstand, Rufen und Trommeln, so daß Alles dorthin rannte. Das wollte der windige Springer benützen, mich zu küssen, aber ich riß mich los und



Ein Arbeiter-Strike im 18. Jahrhundert.

rannte kopfscheu mitten durch die Leute und in den Thorweg, wo eben eine große Kutsche stand. Und ich war so verwirrt, daß ich an den Herrn, der daraus stieg, so arg anstieß, daß er schier umgefallen wäre, weil er gar klein und unansehnlich war."

„Vom Wagen herab sprang ein Lakai und wollte mich hart anfassen, aber der kleine Mann lächelte und sagte, während er große Prise Tabak in die Nase stopfte: „Ei, laßt die Kleine! Von einem so hübschen Kind mag man schon einen Rippenstoß hinnehmen!" Wahrhaftig, so sagte er," bekräftigte Kathi, mit reizender Koketterie umherblickend und mancher der Anwesenden stimmte innerlich vollkommen bei und hätte vielleicht auch einen blauen Fleck von ihr willig hingenommen.

„Ich meinte vor Schreck und Scham in die Erde sinken zu müssen und mag gewiß recht weinerlich ausgesehen haben, denn der kleine Herr trat auf mich zu und fragte, warum ich so laufe, wer ich sei und was mich hieherbrächte. Er sprach so gütig, daß ich mir ein Herz faßte und sagte, ich wolle zum Kaiser, um ihm zu sagen, daß seine Richter im Begriffe seien, aus lauter Eifer ein Unrecht zu thun und könne doch nicht zu ihm gelangen. Nun winkte mir der Herr mitzukommen, und während ich neben ihm über die Stiegen ging, fragte er weiter und ich erzählte ihm die ganze Geschichte, wie der Karl unschuldig und nur des Fabian Schlechtigkeit und Bosheit an Allem Schuld sei."

Da blickten sich die Meister, die nicht alle Umstände wußten, ziemlich verdutzt an und nur der Czismenmacher nickte zustimmend.

„Nach und nach merkte ich wohl, daß der Kleine eigentlich ein großer Herr sein müsse, so einfach auch sein brauner Rock, so verknittert auch das mit Tabak bestaubte Jabot war; denn die geputztesten Herren, die uns begegneten, machten ihm tiefe Reverenzen, daß sie schier einen Purzelbaum schlugen, die Schildwachen zogen ihre Hellebarden an und standen so starr, als wären sie aus Holz geschnitzt, und die Lakaien hinwieder sprangen so luftig voraus, um die Thüren zu öffnen, daß ihnen die Glieder schlenkerten."

„Endlich kamen wir in einen großen Saal, wo eine Menge stattlich angezogener Herren versammelt war, die sich alle zusammen tief vor dem Kleinen verbeugten, so daß ein ordentliches Rauschen von ihren steifen gestickten und brocatenen Kleidern entstand. Mein Begleiter dankte nur mit einem Neigen seines Kopfes und einem Schwenken des ledernen Handschuhes, den er trug, befahl mir dann, hier auf ihn zu warten und ging weiter.

Alle die Herren starrten mich an, so daß ich recht verlegen wurde und mich nicht aufzuschauen traute. Endlich redete mich ein artiger älterer Herr an und von ihm erfuhr ich zu meinem Schrecken, daß der Kleine, den ich beinahe umgeworfen hätte, wirklich ein großer Mann sei — Prinz Eugen von Savoyen, von dessen herrlichen Siegen über Türken und Franzosen ich schon so viel gehört, im Diarium und anderswo gelesen habe. Aber mein Schrecken dauerte gar nicht lange, denn ich sah im Gegentheile eine gute Vorbedeutung darin und als der Herr mir abfragen wollte, was ich hier mache, gab ich keinen Bescheid, weil ich dachte, meine Sache könne in keinen besseren Händen, als in denen des Prinzen sein."

„Es dauerte auch gar nicht lange, so kam ein Kammerherr und führte mich fort durch mehrere Zimmer, so glatt, daß ich mit meinen neuen Schuhen Mühe hatte, zu gehen und Alles voll Vergoldung, Sammt, Seide und Kristall, so funkelnd, daß es eine wahre Pracht war."

„Endlich schob mich mein Begleiter bei einer Thür hinein, indem er mir zuflüsterte: „Sie tritt vor Seine Majestät — vergesse Sie nicht, den gebührenden Fußfall zu machen." Ich erschrak aber so, daß ich die Mahnung vergaß, an der Thüre stehen blieb und nur in einemfort so schöne „Buckerln" (Knixe) machte, wie meine selige Frau Mutter es mir gelernt hatte."

„Ein leichtes Lachen und Flüstern brachte es zuweg, daß ich die Augen aufschlug — da sah ich den Kaiser, accurat so, wie er auf den Thalern steht, auch ohne der Krone, die er, wie ich glaubte, beim Tag immer auf dem Kopfe trüge. Neben ihm stand der Prinz und in einiger Entfernung noch zwei Herren.

„Nun, tritt näher, mein Kind und sage frei heraus, was Du auf dem Herzen hast!“ redete mich der Kaiser an — gütig und huldvoll, aber mit einer ganz anderen Stimme, als ich gemeint hatte, daß ein Kaiser sie haben müsse. Sie mag wohl so rauh und dumpf klingen, weil der gnädigste Herr ein wenig dick ist.“

„Ich zögerte und fand keine Worte. Da sagte der Prinz ernst zu mir: „Du stehst jetzt vor des Kaisers Majestät, die Du anzurufen begehrtest. Nütze diese Gelegenheit und bedenke, daß er Millionen ein gerechter Herrscher zu sein hat und seine Zeit kostbar ist.“ Da faßte ich denn Muth und erzählte Alles, wie es sich seit dem Beginn der Unruhen in unserem Hause zugetragen und hergegangen.“

Hier schaltete Kathi eine ausführliche Darlegung von Fabian's Machinationen und seinem Verhalten bei den Aufläufen ein, die durch Karl, Poldel und Meister Stochele selbst bestätigt wurden, der auch zugleich darlegte, wie er vom Fenster der Zunftstube aus beobachtet habe, daß Karl sein Bestes gethan habe, um Uebel zu verhüten. Da machten die Meister gar verlegene Gesichter und ein oder der andere davon betheuerte, er habe dem Fabian nie recht getraut und sich nichts Gutes von ihm ersehen.

„Der Kaiser hatte mir aufmerksam zugehört,“ fuhr Kathi in ihrer Erzählung fort, „und als ich zu Ende gekommen war, sprach er leise mit einem der Herren, der sich darauf entfernte. Dann wendete er sich wieder zu mir und sagte ernst aber freundlich:

„Sag' uns doch einmal frank und frei Deine Meinung, was denn die Ursache dieser bedauerlichen Zwistigkeiten zwischen den Schuhknechten und den Meistern sein mag?“ „Darauf erwiderte ich: „Da Ihr Majestät, Herr Kaiser, so gnädig seid, eines unerfahr'nen Mädchens Meinung hören zu wollen, so ist es meine Pflicht, offen zu reden und die Dinge zu sagen, ohne Gunst oder Mißgunst, wie ich sie kenne. Ich denke, es mag wohl auch in diesem Falle so gehen, wie überhaupt in der Welt Händeln, daß aller Streit und Zank daraus entsteht, weil Jeder glaubt, er habe allein Recht und dürfe kein Tüpfelchen davon abgeben zu des Anderen Nutz und Frommen.“

„Und weil ich sah, daß der Kaiser und der Prinz lächelten und sich zunickten, fuhr ich noch beherzter fort und sagte: „Denn, gnädigster Herr Kaiser, Ihr mögt es mir, als eines Meisters Tochter, wohl glauben, wenn ich sage, daß es ein mühseliges und freudloses Leben ist, das die Gesellen führen, von welchen so viele unter harter Arbeit alt werden, ohne für sich erwerben, sich eine Heimat, ein Haus schaffen, ein Weib erhalten und Kinder heranziehen zu können, die der Trost im Alter und Siechthum wären.“

Und nun erzählte Kathi in lebhafter Weise, wie sie dem Kaiser die traurige Lage der Schuhknechte, den kargen Lohn, der ihnen werde und all' die Entbehrungen, welche ihnen durch selbstsüchtige Meister und deren geizige Frauen würden, schilderte. Da rückten viele der anwesenden Meister unruhig hin und her, denn was Kathi da sagte, traf so manchen und es wurmte sie, daß der Kaiser davon erfahren hatte.

„Ich sagte aber dem Kaiser auch,“ fuhr sie mit einem leuchtenden Blick auf Meister Stochele fort, „daß es andere Meister gebe und daß — dem Himmel danke ich dafür! — an keinem Pfennig, der in meines Vaters Lade fließt, ungerechte Bedrückung eines armen Mitmenschen einen Theil hat. Weiters unterfing ich mich auch zu sagen, daß es wohl unter den Gesellen viele wüste, rohe und arbeitsscheue Leute gäbe, die dem ehrsamen Handwerk zur Schande

gereichten und stets zu allem Unfug bereit seien. Es käme dies von ihrem ewigen Lungern auf Landstraßen und Herbergen und weil sie doch wüßten, daß alle Arbeit sie nie vorwärts bringen könne. Dann gebe es auch andere, die rechte Hitzköpfe seien und meinten, man könne Alles, was nun einmal alter Brauch sei und worauf Ordnung und Zucht beruhe, nur so im Handumdrehen ändern und einrichten, wie ihnen gerade der Wirbelkopf gut erscheinen läßt."

Bei den letzten Worten ließ Kathi einen kleinen neckischen Blick nach Karl gleiten, der zwar ein wenig erröthete, ihn aber fest aushielt.

„Und als ich nun so Alles dargelegt hatte, so gut ich es wußte, fragte mich der Kaiser, wie ich die Dinge wohl einrichten würde, wenn ich die Macht hätte. Und da sagte ich dann: Vor Allem, gnädigster Herr Kaiser, ließe ich das auf sich beruhen, was nun einmal geschehen — denn da hat der Einen Trotz und Eigensinn, der Anderen Uebermuth und Wildheit schier gleichviel verschuldet. Dann müßte mir die Zunft erheben und anordnen, ob nicht je nach Geschicklichkeit und der Arbeit ein anderer Lohn gezahlt werden solle, weiters hätte die Zunft darauf zu sehen, daß dem Arbeiter in der Kost sein Recht werde und er in jeder Weise gehalten sei, wie es ein ordentlicher Mensch, der arbeitet, verlangen kann. Auch in der Herberge müßte mir streng auf Ordnung und Billigkeit gesehen werden, da sie doch um der Gesellen willen, nicht aber zu des Herbergsvaters Bereicherung errichtet ist. Dagegen dürften keine Winkelherbergen bestehen, wo die Nichtsnutzigen und Stänkerer Unterschluf finden, durch die des Handwerks Ansehen geschädigt werde. Auch solle man es braven Gesellen leichter machen, Meister zu werden, da es doch der Nachfrage nach Waare genug gebe und es billiger sei, daß zweihundert da genugsam haben, wo sich hundert mästen und es dem Gewerbe nur nütze, wenn es mehr tüchtige Meister zähle, seien sie auch keine Meisterssöhne und von andersher eingewandert. Und da die Gesellen von ihrem schwer verdienten Lohn in die Zunftlade zahlen müßten, sei es nur billig, daß sie auch wüßten, wie gebahrt werde — allen ordentlichen rechtlichen Männern müßte es ja nur lieb sein, wenn es dabei ganz offen hergehe und kein Grund sei, daß gemunkelt und von Unredlichkeit gezischelt werden könne."

In dieser Weise entwickelte Kathi ihre Reformpläne, die sie dem Kaiser vorgetragen hatte. Den Meistern machte das offenbar wieder sehr wenig Vergnügen, denn je mehr sie sich innerlich gestehen mußten, daß Kathi die Wahrheit sprach, desto unangenehmer war es, diese vor den Kaiser gebracht zu wissen.

„Nun — und was hat der Kaiser dazu gesagt, Du mei Mausele?" fragte der Czismenmacher.

„Er hörte aufmerksam zu und sagte dann zu dem anderen Herrn, der noch zurückgeblieben war: „Habt Ihr ordentlich aufgepaßt, Graf Schönborn? Es will Uns bedünken, als hätte dieses kluge Mädchen in seiner einfachen Darstellung Euch und den Räthen Unserer niederösterreichischen Regierung manchen nützlichen Wink gegeben, den Ihr inskünftig beherzigen könnt. Es ist ein billiges Verlangen, daß keinerlei Gesetz und Act der bürgerlichen Regierung nur einem Theil zu Liebe erfließe, denn nur durch gerechtes Abwägen und Vertheilung von Lasten und Vortheilen kann erzielt werden, was oberstes Augenmerk sein muß — das Wohl der Allgemeinheit. Ihr habet daher, Graf Schönborn, was Ihr da gehört, gehörig zu erwägen und Uns in Kürzestem Vorschläge zu machen.„

„Dieweil war der Herr rückgekehrt, welchen der Kaiser fortgeschickt hatte und berichtete diesem leise, was dem Kaiser wohlzugefallen schien, denn er nickte zufrieden und sagte zu mir: „Deine Rede hat sich, soweit es möglich war, nachzuforschen, wahr erwiesen — Dein Liebster scheint wirklich unschuldig zu sein und Du magst Dir ihn dann selbst aus dem Rumorhaus abholen — natürlich haftest Du dafür, daß er sich bis nach gehörig abgeführter Untersuchung auf Verlangen dem

Gerichte stellt. Und nun komm' mit, ich will der Kaiserin Majestät doch meinen jüngsten supernumerären (überzähligen) Rath präsentiren."

„Und nun mußte ich hinter dem Kaiser durch allerhand Gänge und Zimmer folgen — eines schöner als das andere — bis zur Kaiserin, der er mich unter allerhand Scherzreden vorstellte und von mir erzählte. Und meine Augen sind jetzt noch schier geblendet, denn ich gedachte nicht, daß es auf Erden eine so schöne, herrliche und dabei liebliche Frau geben könne — ja, so muß eine Kaiserin aussehen, dachte ich mir! Dabei aber war sie holdselig und gütig, reichte mir die Hand zum Kuß, schenkte mir diesen Ring und versprach mir, daß sie erlauben wolle, meines Schatz' Meisterstück dürfe für sie gemacht werden. Und als es zum Gehen kam, war ich der Dankbarkeit und Freude so voll, daß ich in die Knie sank vor dem Kaiserpaar, ohne daß mich ein Kammerherr daran erinnert hätte."

„Du bischt ei Blitzmädle!" rief Meister Stochele voll Vaterstolz; Kathi aber wendete sich zu den Meistern und sprach:

„Verzeiht mir, meine lieben ehrenfesten Herren, wenn ich anders zum Kaiser gesprochen, als es Euch genehm war; ich kann wohl sagen, daß es nichts als die Wahrheit gewesen und durfte ich denn unserem allergnädigsten Herrn etwas Anderes sagen? Ich bitt' Euch sehr, denkt nach, erinnert Euch an die Zeit, wo Ihr selbst das Ränzel trugt und von der Gunst Anderer abhängig waret und seid dann so gegen Eure Gesellen, auf deren Arbeit Euer Wohlstand und des Handwerks Segen beruht, wie Ihr damals gewünscht habt, daß man billig und gerecht gegen Euch verfahre. Ihr aber" — wendete sie sich zu den Schuhknechten — „vergeßt nicht, daß der Welt Ordnung darauf beruht, daß sich die Menschen zusammenthun zu Arbeit und Schaffen und daß nicht Alle Herren sein können! Seid nicht gleich trotzig und unwirsch, wenn etwas nicht nach Eurem Willen geschieht, sondern ehrerbietig, bescheiden und treu, so wie Ihr, wenn Ihr einst selbst Meister werdet, es zu des ehrsamen Handwerks Ehre, zu Eurem Wohl von den Gesellen fordern werdet. Giebt es doch keinen schlimmeren Gast im Hause, als den Unfrieden, der verzehrt, was auf den Schüsseln liegt, die Truhen und Laden leert, den Körper vernichtet und die Seele zerrüttet; er schädigt den, der Recht zu haben meint und eigensinnig darauf beharrt, er ist das Unglück dessen, der glaubt, fremdes Unrecht mit Gleichem erwidern zu dürfen. Sei doch Jeder billig und gerecht, wie er wünscht, daß man es mit ihm ist und — Ihr mögt es mir, einer einfältigen Dirne glauben, es werden sich Alle dabei wohl befinden."

„Amen!" sagte Meister Stochele, dem die hellen Thränen über die Wangen rannen, als sein Kind mit einfachen Worten aussprach, wofür er früher so heftig gestritten.

* * *

Unsere Geschichte ist aus — denn was weiter noch geschah, erräth der Leser.

Die Untersuchung gegen die Schuhknechte wurde äußerst milde geführt, was sich wohl auch Fabian zu Nutze machte, um bei der neuerlichen Wendung der Dinge von Wien zu verschwinden. Galgen und Stock kamen nicht mehr, wie vor neun Jahren, zur Anwendung, sondern man begnügte sich mit milderen Strafen und Anweisung des Schadenersatzes auf die Gesellenlade.

Kathi's Anregungen trugen Früchte. Die größere Zahl der Meister willigte in Lohnerhöhungen, die Zustände in der Herberge wurden streng untersucht, jene beim Straußen aber aufgehoben, dagegen angeordnet, daß ein Schlüssel zur Mitsperre an der Zunftlade einem Gesellen auszufolgen und sechs derselben zu den Revisionen der Casse und Beschlußfassungen über dieselbe beizuziehen seien.
